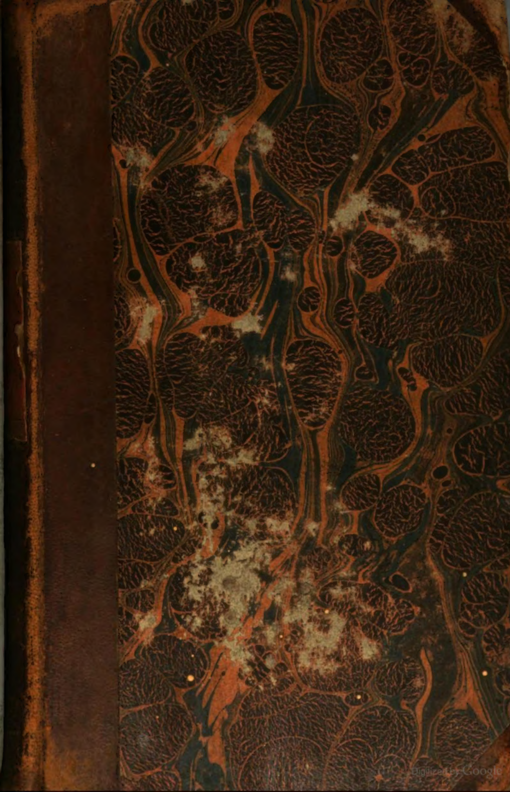
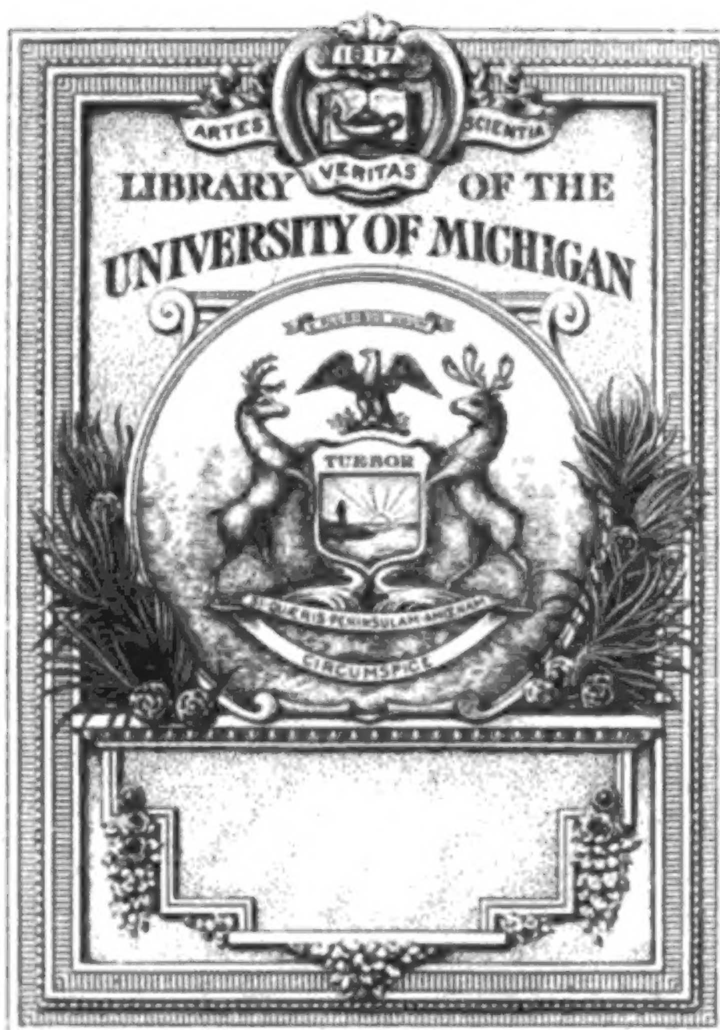
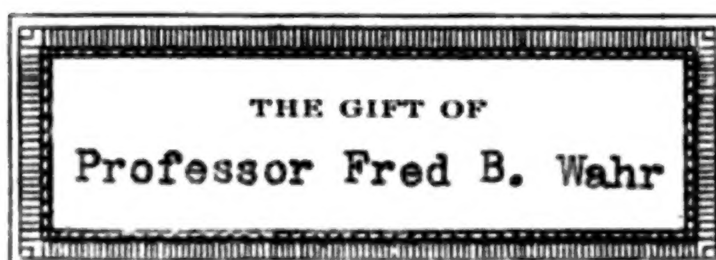


Fr Wahr


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE


THE GIFT OF
Professor Fred B. Wahr

Rheinisches Conversations Lexicon

oder

encyclopädisches Handwörterbuch

für

gebildete Stände

Herausgegeben

von

„einer Gesellschaft rheinländischer Gelehrten"

in zwölf Bänden

A bis Z

ORIGINAL-AUSGABE

Mit Genehmigung einer Königl. Preuß. Censur Behörde.

CÖLN

am Rhein.

Druck und Verlag von Louis Bruère

1835.

Neues Rheinisches
Conversations-Lexicon
oder
encyclopädisches Handwörterbuch
für
gebildete Stände.

Herausgegeben
von
einer Gesellschaft rheinländischer Gelehrten.

(In zwölf Bänden.)

Neunter Band.
Ob — Rhon.

Dritte Original-Auflage.

Mit Genehmigung einer Königl. Preuß. Censurbehörde.

Köln am Rhein,
Druck und Verlag von Louis Bruère.

1835.

O.

Og, König von Basan, dessen auch die Bibel erwähnt, war, den rabbinischen Sagen zufolge, einer von den Riesen, die vor der Sündflut lebten, und der bei der allgemeinen Ueberschwemmung dadurch dem Tode entging, daß er sich auf das Dach von Noah's Arche flüchtete. Noah versorgte ihn daselbst mit Lebensmitteln, weniger aus Mitleid, als daß er den Menschen, die nach der Sündflut kommen würden, zum lebenden Beweise der Allmacht Gottes diene, der solche Ungeheuer geschaffen und wieder von der Erde vertilgt hatte. In dem Kriege Og's gegen die Israeliten hatte er einen Berg von 6000 Schritten im Umfange aufgehoben, und war im Begriff, ihn auf das Feldlager Israels herabzustürzen, als derselbe, der auf Gottes Schickung von Ameisen ausgehöhlt war, über ihm zusammenstürzte. Zugleich wuchsen seine Zähne so schnell, daß sie in den Berg eindrangen und ihn verhinderten, sich zu befreien, sodaß Moses ihn mit leichter Mühe tödten konnte. Um einen Begriff von seiner Riesenhaftigkeit zu geben, erzählen die Rabbinen, daß Moses, der, nach ihrer Angabe, 6 Ellen groß war und eine Streitart von gleicher Größe hatte, dennoch 6 Ellen hoch springen mußte, um ihn am Knöchel des Fußes zu verwunden, woran er sich verblutete.

Oginsky, 1) (Michael Kasimir), Großfeldherr von Lithauen, aus einem der ältesten und erlauchtesten Geschlechte Polens, geb. zu Warschau 1731; lebte früher auf seinem Schlosse zu Slonim, wo er selbst Zeichner, Maler und Meister auf mehren Instrumenten, Erfinder des Harfenpedals wurde und stets einen Kreis von Künstlern und Gelehrten um sich versammelte. Beim Einfall der Russen in Polen 1771 stellte er sich an die Spitze der polnischen Conföderation, ward landflüchtig und verlor, obgleich er 1776 zurückkehrte, zwei Drittheile seines Vermögens. Auf seine Kosten legte er den sogenannten Oginski'schen 12 Stunden langen Canal an, der 1803 beendigt wurde und die Schara mit der Jasolda, einem Nebenflusse des Przipetz, also den Niemen mit dem Dnepr und so die Ostsee mit dem schwarzen Meere verbindet. Er st. zu Warschau 1803. — 2) (Michael Kleophas), Großschatzmeister von Lithauen, Neffe des Vorigen, geb. 1765, ward 1784 Abgeordneter beim Reichstage, dann außerordentlicher Gesandter in Holland, 1793 Großschatzmeister, befehligte in der Erhebung von Polen, 1794, ein von ihm selbst ausgerüstetes Jägerregiment, versuchte nach dem unglücklichen Ausgange derselben die Höfe von Paris und Konstantinopel für die polnische Sache zu gewinnen, lebte dann, als auch dieses fehlschlug, mit Erlaubniß des Kaisers Alexander bis zum tilsiter Frieden auf seinem Gute Zalesie bei Wilna. Hier widmete er mehre Jahre den Wissenschaften, der Musik und dem Gartenbau, war auch mit Redaction seiner Memoiren beschäftigt. Nach dem Frieden von Tilsit begab er sich mit seiner Familie nach Frankreich und Ita-

lien; 1810 zum Senator und Geh.-Rath ernannt, kehrte er nach Rußland zurück, lebte aber seit 1815 wieder in Italien. In glücklicher Muße vermehrte er hier die Zahl seiner musikalischen Compositionen, worunter einige berühmt worden, vorzüglich die Polonaisen. S. „Mémoires sur la Pologne et les Polonais depuis 1788—1815" (Paris 1826, 2 Bde.) enthalten neue Aufschlüsse, vorzüglich über die Zeit von 1794—98. Er starb 1833.

Ogyges wird als der älteste Beherrscher von Attika genannt, welches zu seiner Zeit noch Akta geheißen haben soll, ungefähr 1700 vor Chr. Die Athener hielten ihn für eingeboren. Nach andern Sagen war er Beherrscher der Hektenen, der ältesten Bewohner des Landes, welches späterhin von den Böotiern Böotia, früher von jenem Ogygia geheißen haben soll, und selbst die Erbauung Thebens ward ihm zugeschrieben und ein Thor dieser Stadt von ihm benannt. Doch ward auch letzteres von einer Tochter des Amphion und der Niobe, Ogygia genannt, hergeleitet. Unter der Regierung des Ogyges ereignete sich die Ogygische Flut, welche ganz Attika verwüstete, nach Larcher 1759 v. Chr. Eine neuere Vermuthung ist, daß unter einem ägyptischen Könige Ogyges eine Priestercolonie nach Böotien gekommen sey und sich von da über Attika verbreitet habe. Endlich wird auch die Insel der Kalypso (s. d.) Ogygia genannt.

Ohio (schöner Strom), die wichtigste Stromfahrt für den Handel der Vereinigten Staaten, gehört zum östlichen Stromgebiete des Mississippi. Zwei Flüsse, der Monongabela und der Alleghany, erhalten da, wo sie sich, südlich vom Eriesee, bei Pittsburg in Pennsylvanien vereinigen, den Namen Ohio. Er strömt südwestlich, nimmt mehre schiffbare Flüsse auf, z. B. nördl. den Miami, Wabasch, Scoto u. a., südlich den Kentucky, den Cumberlandfluß, den Niew-River und den Tenessee, und ergießt sich, nach einem Laufe von 200 geogr. Meilen, 1000 Ellen breit in den Mississippi. Er ist mit seinen Armen 5000 engl. Meilen schiffbar und bewässert 198.464 engl. Q.-M. Durch den großen Ohiocanal ist der Strom mit dem Eriesee in Verbindung gekommen. — 2) Nordamerikan. Freistaat (seit 1802), zwischen Michigan, dem Eriesee, Pennsylvanien, Virginien, Kentucky und Indiana; 1842½ Q.-M. groß, mit 819.700 Ew. Der Ohiostaat ist seit 50 Jahren aus europäischen Ansiedlern entstanden. Das Gebiet auf dem Nordwest-Ufer des Ohio ist ein fruchtbarer, meistens ebener, von sanften Hügeln durchzogener, von Flüssen und Bächen reich bewässerter, von großen Waldungen überschatteter Strich Landes unter sehr gesundem Himmelsstrich. Mitten in einer üppigen Pflanzenwelt steigen Fichten, Eschen, Eichen und Ahorne in ungewöhnlicher Stärke auf, vor allen der prächtige Sykomore, der zuweilen 15 bis 20 Schuh im Durchmesser hat. Neben den nützlichen Erzeugnissen des europäischen Land-, Obst- und Gartenbaues gedeihen hier freiwillig Zuckerrohr und Baumwollenstaude; ebenso gut europ. Haus- und Herdenvieh. Wilde oder schädliche Thiere sind hier so selten wie in Europa. Außer mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigen sich die Einw. mit Fischerei, Jagd, Handel mit Mehl, Getreide, Hanf, Flachs, Taback, Schiffbauholz. Auf einer Strecke von fast 100 deutschen Meilen, von Pittsburg bis zum Ohiofall, trifft man eine lange Kette von schottischen, irischen, schweizer und deutschen Dörfern, Städten, Weilern und Höfen. Außer den Elementarschulen gibt es in diesem Staate 13 Akademien oder Gymnasien, 5 Collegien oder hohe Schulen (für die Theologie zu Athens, für die Heilkunde zu Orford rc. Die Gesetzgebung besorgt die aus einem

(36 Mitgl.) und aus einem Hause der Repräsentanten (72) General-Assembly, die vollziehende Gewalt ein auf 6 Jahre Gouverneur. Der Staat ist in 70 Grafschaften getheilt. Städten sind zu bemerken: Columbus, der Sitz der Regie- am Scioto mit 400 Häusern und 3000 Einw., und Cin- 5000 Einw., kathol. Kathedrale, Bibliothek, literar. Ge- und Buchhandel. In diesem Staate ist die Negersklaverei , und gewiß wird er künftig einer der wichtigsten werden.

Ohnmacht, das plötzliche Aufhören der Nerventhätigkeit im oder besser das vorübergehende Schwinden der Sinnlichkeit, ohnmächtigen Zustande ist die Thätigkeit der Sinne, des Ge- die freiwilligen Muskeln bewegenden Nerven unter- Nervensphäre hingegen, durch welche der Vegetations- der Kreislauf des Blutes geleitet wird, leidet entweder oder doch lange nicht in dem Grade der animalischen Ner- beweiset der während der Ohnmacht wenig veränderte Herz- , wodurch sie sich vom Schlagflusse unterscheidet. Die Ursachen der Ohnmacht sind eine plötzliche und zu starke der Blut- und Säftemasse durch Blutflüsse, Aderlassen, Durchfälle und Schweiße; Alles, was das Blut zu stark zum zum Herzen treibt, wohin Bäder, berauschende Getränke, , Zorn, Schreck, eine überraschende Freude, ein plötzlich Kummer, heftige Gerüche gehören, gewisse Krankheiten, Nerven- und Faulfieber, organische Fehler des Herzens und Gefäße. Die Ohnmacht hat mehre Grade; mit einem ge- Anfalle ist Schwäche, Betäubung, Schwindel, Klingen in den , Flor vor den Augen verbunden, das Gesicht wird blaß, verlieren den Glanz und der Körper seine Haltung. In den Graden geht das Bewußtseyn völlig verloren, oder es entsteht Verwirrung und Verdunklung der Vorstellungen; der Puls und matt, das Athemholen träge, die Glieder kalt und der fällt. Der Zustand geht meist bald vorüber und hinterläßt eine Schwäche. Die Neigung zu Ohnmachten heilt man durch ihrer Ursachen. Ist Blutverlust die Veranlassung, so muß er werden; oft ist die Ohnmacht hierzu selbst ein Mittel, weil wäh- derselben gewöhnlich die Blutung stockt; ist's Schwäche, so müssen und stärkende Mittel angewendet werden. Während der Ohn- selbst sind Naphthen, Reibung der Schläfe mit Essig, starkrie- Mittel, Besprengung des Gesichts mit kaltem Wasser vortheilhaft.

Ohr ist derjenige Theil des menschlichen Körpers, wodurch wir die oder Bewegungen der Luft wahrnehmen, welche wir Schall oder Klang nennen. Man theilt das Ohr in das äu- mittlere oder innere. Das erstere ist die Ohrmuschel, deren Her- Ohrläppchen heißt. Das mittlere ist der Gehörgang, wel- der Schnecke krumm hereingeht und am Ende mit einer sehr Trommelhaut bedeckt wird, worauf die inwendige Schnecke Höhle der Trommel folgt, und in derselben vier Gehörknochen, Hammer, der Amboß, der Steigbügel und der runde Knochen. Der des Hammers ist mit der Trommelhaut verbunden, der Kopf auf den Amboß, welcher vermittels des runden Knochens auf Wirbel des Steigbügels ruhet. Einige Muskeln bewegen solche diese der quer über das Trommelfell gehende Nerv. An der Trom- liegt der Irrgang, bei welchem der Vorhof und drei halb

kreisförmige Gänge befindlich sind. Der Fuß des Steigbügels verschließt den Eingang, doch besitzt er noch ein rundes Loch, welches eine zarte Haut beschließt, welche wahrscheinlich den Schall fortpflanzt, indem der Schall die Nervenhaut des Irrgangs erschüttert und dadurch dem Gehörnerven zur Wahrnehmung darbietet. Anders sind die thierischen Gehörwerkzeuge gebaut. S. Gehör.

Ohrenbeichte, s. Beichte.

Ohrenklingen ist eine Gehörtäuschung, wenn man ein feines, helles und durchdringendes Tönen im Ohre empfindet, das keine äußere Veranlassung hat; ein hohler tiefer Ton nennt man Ohrenbrausen. Es ist häufig aber von keiner Bedeutung und wird nur dann erst wichtig, wenn es zum Vorläufer schwerer Nervenkrankheiten dient, deren fast beständiger Begleiter es ist.

Ohrenzwang, Ohrenschmerz, ein höchst empfindlicher Schmerz, welcher in der Tiefe des Ohrs seinen Sitz hat. Er kann bald nervös, bald entzündlich, bald organisch seyn. Rheumatismus, Wasser- und Eiteransammlung im Ohre, fremde Körper, sowie der Ausbruch des Weisheitszahnes können ihn hervorbringen. Oft ist er mit einem Ausflusse aus dem Ohre, mit Ohrenbrausen und Schwerhörigkeit verbunden. Linderung verschaffen warme Bähungen des Ohres aus aromatischen Kräuteraufgüssen, lauwarme Milch ins Ohr gespritzt, Blutegel, spanische Fliegenpflaster hinter dem Ohre, im Nacken.

Okonomie, Haushaltung, besonders die Haushaltung des Landmanns (S. Landwirthschaft). Ueber die Staatsökonomie s. Mercantilsystem, Nationalökonomie, Physiokratisches System und Staatswirthschaft.

Okonomisten, s. Physiokratisches System.

Olavides (Don Pablo), Graf von Pilo, geb. 1745 zu Lima in Peru, vollendete früh seine Bildung zu Madrid, wo ihn seine Talente und Thätigkeit bald zu wichtigen Posten erhoben. Zum Secretair des Grafen von Aranda ernannt, ging er mit der Gesandtschaft nach Frankreich. Unter dieser fröhlichen Nation verlor er sein ernstes Aeußeres, fand Geschmack an den Sitten der Franzosen und gewann ihren Nationalcharakter lieb. Nach Spanien zurückgekehrt, wurde er von Karl III. in den Grafenstand erhoben und als Intendant von Sevilla angestellt. Hier entwarf er mehre große und nützliche Plane, besonders die Urbarmachung der Sierra Morena (s. d.). Aber schwere, wahrscheinlich übertriebene Anklagen unterbrachen das gute Werk, und Olavides ward 3 J. in einen Kerker geworfen und von der Inquisition zu 8 J. Gefängnißstrafe und Buße verdammt. Inzwischen waren seine Verdienste um Spanien zu auffallend, als daß sie vergessen werden konnten; sie begünstigten zum wenigsten seine Entrinnung. Er zog sich nach Venedig zurück, kehrte aber später in sein Vaterland heim und starb 1805 in Andalusien. Wahrscheinlich ist er der Verfasser des Werks: „El Evangelio en triunfo", welches Denkwürdigkeiten eines bekehrten Philosophen enthält, und, obschon wegen seiner Weitschweifigkeit nur in Spanien gesucht, doch in 2 Jahren 8 Mal erschien.

Olden-Barnefeld, s. Barnefeld.

Oldenburg, Großherzogthum in Norddeutschland, dessen Herrscher von einem der ältesten sächsischen Dynastenhäuser, nach Einigen von dem großen Wittekind abstammen. Graf Christian I. (v. Rüstringen) ist der gemeinschaftliche Stammvater der Dynastien Dänemark, Rußland und Oldenburg, sowie derjenigen, die in unsrer Zeit durch Fügungen die Regierung Schwedens aufgeben mußte (s. d.).

… 1155 den Namen Graf v. Oldenburg an und erbaute diese … Seit 1642 mit Delmenhorst vereinigt, fiel Oldenburg, als der … erlosch, an die reg. Linie in Dänemark, wurde aber … dem damaligen russischen Großfürsten Paul gegen andere An… … auf Holstein vertauscht. Dieser trat es seinem Vetter … August, aus der jüngeren holstein-gottorpischen Linie, dem … zu Lübeck, ab. Nachdem Kaiser Joseph II. den Tausch und … 1774 lehnsherrlich genehmigt hatte, erhob er zugleich … zu einem Herzogthume, und die holstein-gottorpsche Reichs… … wurde Oldenburg überwiesen. Herzog Friedrich August … gemüthskranken einzigen Sohne, Peter Wilhelm Friedrich … einen Neffen, den Herzog Peter Friedrich Ludwig, zum Lan… …, welches Amt er nach des Oheims Tode 1785 antrat … frühere Coadjutorwahl ihm als letzter Bischof von Lübeck … Lübeck (Bisthum). Im Reichsdeputationsschluß von … bestimmt: der Herzog sollte den elsflether Zoll an der Mün… … Weser aufheben, welches aber erst am 7. Mai 1820 auf die … Vorstellungen von Seiten Bremens beim deutschen Bun… … geschah; dafür erhielt er das secularisirte Bisthum Lübeck als … Fürstenthum, mit Ausnahme einiger Dörfer und der … gebäude, welche er an die Reichsstadt Lübeck abtrat; ferner … das hanöverische Amt Wildeshausen und die münsterschen … Vechta und Kloppenburg. 1806 erfuhr der Herzog die hollän… … Militairoccupation Oldenburgs und die noch drückendere fran… … Lübeck, die indeß mit dem tilsiter Frieden wieder aufhörte. … die Umstände gezwungen, trat der Herzog 1808 dem Rheinbunde … aber 1810 durch einen Napoleonischen Machtspruch (10. … gegen eine angebotene, aber nicht angenommene Entschädigung … Besitze des Herzogthums gesetzt, welches besonders das Olden… … verwandte Rußland übel empfand. Das Land wurde dem franz. … einverleibt und bildete einen Theil des Departements Nie…, bis 1813 mit Deutschlands Befreiung auch für Oldenburg … Verhältnisse wieder eintraten. Durch die wiener Congreß… … 1815 ward das herzogliche Gebiet durch einen hanöverischen Di… … von 5000 Seelen und das Fürstenthum Birkenfeld an der Nahe …; nebstdem erhielt es durch Schenkung vom Kaiser Alexan… … die Herrschaft Jever. — Sämmtliche oldenburgische Lande, aus … ungleichen und weit von einander entfernten Gebieten beste…, enthalten zusammen 117 □-Meilen und 249.000 Einwohner, … theils Lutheraner. I. das eigentliche Oldenburg (100 □-M. … 206.800 Einwohnern) liegt am Ausfluß der Weser, ganz vom Ha… … und der Nordsee umgeben, ist durchaus niedrig und muß … kostbare Deiche gegen das Meer geschützt werden. Nur in den … fruchtbaren Marschen an den Flußufern gedeiht der Ackerbau; … größere Theil des Landes besteht aus Geestland, unfruchtbaren, … baumlosen Haiden und großen Torfmooren; Pferde-, Rindvieh-, … und Bienenzucht ist daher Hauptbeschäftigung der Einwohner, … noch etwas Leinen- und Wollenweberei, jedoch meist zum eigenen … kommt. Die Weser und die schiffbare Hunte geben Gelegenheit … Handel mit Vieh, besonders Pferden, Holz, Getreide u. a. Hier … auch an der Grenze von Ostfriesland das Saterland (5 St. …, 2 St. breit), dessen kathol. Bewohner noch altfriesisch sprechen, … der franz. Besitznahme eine republikanische Verfassung hatten und … vom Torfgraben leben. Gelehrte Schulen finden sich zu Olden-

burg, Jever (evangel. Gymnasien) und Vechta (kathol.). — II. Das Fürstenthum Lübeck (8 Q.-M. mit 20.000 Einw.) liegt in zerstreuten Parzellen im Holsteinischen und ist ein fruchtbares Ländchen, dessen Hauptstadt Eutin der Sitz einer eigenen Regierung, Justiz- und Polizeibehörde ist. — III. Das Fürstenthum Birkenfeld (9 Q.-M. mit 23.000 Einw.) liegt an der Nahe und einem Theil des Hundsrück, ist ganz gebirgig, nicht sehr fruchtbar, besitzt jedoch schöne Wälder und treffliche Steinschleifereien. Der Hauptort Birkenfeld ist der Sitz der Regierung. — Das Großherzogthum wurde seit 1815 neu organisirt; doch erhielt dasselbe, statt seiner alten Provinzialrechte, kein allgemeines Landrecht. Der Weserzoll mußte aufgegeben werden. Die Wohlfeilheit der Landesprodukte seit 1817 brachte vielen verschuldeten Eigenthümern Armuth, und die Ueberschwemmungen des J. 1825 drückten auch Oldenburg. Die langen Differenzen wegen der Landeshoheit über die Herrschaft Kniphausen mit deren Besitzer, dem Grafen von Bentink, schlichtete der Herzog im Vergleich zu Berlin vom 8. Juni 1825 unter Vermittelung der Höfe von Rußland, Oestreich und Preußen. Der Vergleich wurde den 9. März 1826 vom deutschen Bunde garantirt. Der Herzog endete in Wiesbaden am 21. Mai 1829 sein Leben, und der Erbprinz August Paul Friedrich, geb. den 13. Julius 1783, folgte ihm, indem er den vom wiener Congreß seinem Hause bestimmten großherzoglichen Titel annahm, auf der vom Vater vorgezeichneten landesherrlichen Bahn ferner fortschritt und den Hofhalt wenig vergrößerte. Die oberste Staatsverwaltung des Großherzogthums lenkt der Großherzog selbst durch sein Ministerium. Das Consistorium leitet die Kirchen- und Schulsachen und die katholische Commission die kirchlichen Angelegenheiten ihrer Confession. Das Land ist in Kreise, Aemter und Kirchspiele eingetheilt. In jedem Kreise besteht ein Landgericht, in der Stadt Oldenburg ein Stadtgericht. Mit Anhalt und Schwarzburg besitzt Oldenburg, die 15. Stimme im engern Rath des deutschen Bundes, hat im Plenum eine Stimme und stellt zum 10. Heerhaufen ein Contingent von 2177 Mann. Die Abgaben sind bei der Sparsamkeit der Civilliste höchst mäßig. Die unter franz. Hoheit gesteigerten Abgaben wurden sämmtlich wieder abgeschafft. Die 800.000 Thlr. Einkünfte fließen zur Hälfte aus Abgaben domialer Natur und Pachtungen. Eine Verfassung existirt nicht. 1830 schloß Oldenburg mit Hanover, Kurhessen und Braunschweig einen Handelstractat, worin diese Staaten ihre Zölle und Verbrauchssteuern einander gleich stellten, dadurch dem freien Handel untereinander eine belebende Aussicht gaben und zugleich dem Schleichhandel den Stab brachen. Der Großherzog hat einen einfachen Hofstaat und zur gewöhnlichen Residenz: **Oldenburg**, in einer Gabel zwischen der Haaren und der Hunte mit einem Schiffhafen an der Hunte. Sie hat ein schönes Residenzschloß, eine luther. und eine katholische Kirche, und mit den Vorstädten an 7000 Einwohner. Sitz der höchsten Landesbehörden, eines Gymnasiums und Schulmeisterseminariums. Die Festungswerke sind geschleift worden. Die neuen Anlagen, da sich die Stadt sehr auszudehnen anfängt, sind schön. Der Handel ist im Steigen. S. des verst. Justizraths v. Halem „Geschichte des Herzogthums Oldenburg“ (bis 1731) (3 Bde., Oldenb. 1794—96), des Geh. Regierungsraths Runde „Kurzgefaßte Oldenb. Chronik“ (Oldenb. 1823), und Ludw. Köhli's „Hist.-statist.-geogr. Beschreibung des Herzogthums Oldenburg sammt der Erbherrschaft Jever und den beiden Fürstenthümern Lübeck und Birkenfeld“ (Bremen 1824).

Oele sind fettige Flüssigkeiten, welche sich nicht mit dem Wasser

vereinigen, übrigens brennen und verdampfen. Es gibt Substanzen dieser Art aus allen drei Reichen der Natur. Das thierische Oel ist das Fett (s. d.) Die Pflanzenöle haben mit den thierischen große Aehnlichkeit, zum Theil aber besondere Eigenschaften. Man unterscheidet fette und ätherische. Letztere werden auch wesentliche oder riechende Oele genannt. Die Bestandtheile der Pflanzenöle sind Wasserstoff und Kohlenstoff; die ätherischen enthalten mehr von dem erstern, die fetten mehr Kohlenstoff. Durch allmälige Verbindung mit dem Sauerstoffe werden sie ranzig, durch schnelle Verbindung damit verbrennen sie. Aetherische oder riechende Oele, welche oft auch einen starken Geschmack haben, erhält man aus starkriechenden Pflanzenstoffen meistens durch Destillation im Wasser, seltener durch Auspressen, wie z. B. das Citronenöl. Sie lassen sich im Weingeist, auch mehr oder weniger im Wasser auflösen, entzünden sich am Flammenfeuer ohne Erhitzung, und werden weder brenzlich (empyreumatisch) noch ranzig. Die Flüssigkeit und Schwere der ätherischen Oele ist verschieden, ebenso auch ihre Farbe. Einige sind schwerer als das Wasser und sinken darin zu Boden. Mit Zucker vermischt lassen sie sich mit dem Wasser vereinigen. Beim Zugange der freien Luft verbinden sich die ätherischen Oele leichter mit dem Sauerstoffe als die fetten, nehmen dadurch eine Farbe an, werden dicker und in ein Harz verwandelt. Körper, die von diesen Oelen durchdrungen sind, widerstehen der Fäulniß; hierauf gründet sich die Theorie des Einbalsamirens. Alle gewürzhaft riechende Pflanzen enthalten ätherische Oele, die den Geruch der Pflanze besitzen, von welcher sie kommen. Bei manchen Pflanzen findet man in allen ihren Theilen ein ätherisches Oel, bei andern nur in den Blüthen, in den Blättern, den Früchten oder den Schalen und den Samen, oder endlich in der Rinde und der Wurzel. Bei sehr vielen Pflanzen finden sich in den ätherischen Oelen derselben die vorzüglichsten Arzneikräfte. Pflanzen, die an trocknen, sonnenreichen Orten wachsen, geben das meiste ätherische Oel. Durchs Trocknen derselben verliert sich die Masse ihres Oels. Man zieht auch mittelst der Destillation im Wasser aus einigen animalischen Substanzen (z. B. aus den Ameisen, dem Bibergeil u. A.) ein ähnliches Oel. Wenn das Wasser, in welches man die aromatischen Pflanzen gethan, den Grad der Siedhitze bei der Destillation in der Blase erreicht hat, so gehen die meisten ätherischen Oele über; doch thun dieß einige schon bei einem geringern Grade. Je leichter sie sind, desto eher geschieht ihr Uebergang. Manche Pflanzen bedürfen nur eines Dampfbades, um daraus das Oel zu erhalten. Mit dem Oele geht zugleich das Wasser über. Dieß sondert man dadurch ab, daß man die ganze, durch die Destillation erhaltene Mischung, welche milchicht aussieht, zugedeckt an einen kühlen Ort stellt. Hier setzt sich das schwerere Oel zu Boden, das leichtere aber schwimmt auf der Oberfläche des Wassers und kann ohne viele Mühe vollends abgesondert werden. Wenn man es von den schleimichten Theilen befreit hat, die mit übergegangen sind, so muß es in wohlverwahrten Flaschen aufbehalten werden. Die fetten Oele, welche auch ausgepreßte Oele genannt werden, obgleich man nicht alle durch das Auspressen gewinnt, schwimmen sämmtlich auf dem Wasser, sind also specifisch leichter. Sie hinterlassen auf dem Papiere einen durchsichtigen Fleck, der durch das Erwärmen des Papiers nicht wieder vergeht, weil diese Oele, um verflüchtigt zu werden, einen weit höhern Grad der Hitze, als der des siedenden Wassers ist, verlangen. Sie lassen sich im Weingeist nicht auflösen, und erhalten, wenn sie im frischen Zustande auch

noch so mild sind, beim Ranzigwerden einen beißenden, brennenden Geschmack und einen widrigen Geruch. Viele von diesen Oelen nehmen auch von den Schalen der Früchte, wenn diese mit denselben gepreßt werden, einen unangenehmen Geschmack und Geruch an; auch geben alte, verdorbene, desgleichen unreife Samen ein schlechteres Oel. Die fetten Oele des Pflanzenreichs (s. Olive) werden aus solchen Pflanzensamen und Kernen gewonnen, welche mit Wasser zerrieben, Emulsionen (Kühltränke) liefern. Die mehrsten erhält man durch das Auspressen. Im Großen geschieht dieß auf eignen Oelmühlen. Hier werden die Samen entweder geschält oder ungeschält zerstampft, sodann um das Auspressen zu erleichtern, erwärmt und in die Pressen gebracht. Durch kaltes Auspressen bringt man nicht alles Oel aus dem Samen, treibt man aber die Erwärmung zu hoch, so schadet man dadurch dem Oele, welches in diesem Falle eher ranzig wird. Alle frisch ausgepreßte Oele enthalten eine Menge Schleimtheile, welche beim Pressen mit abgeflossen sind, und sehen daher trübe aus. Durch anhaltende Ruhe werden sie völlig klar, und können von dem Bodensatze abgegossen werden. Auch durch das Auskochen gewisser Früchte und Samenkerne erhält man fette Oele. Es sind dieß insonderheit die sogenannten Pflanzenbuttern. In mancher Hinsicht verschieden von den beiden genannten Gattungen ist das mineralische oder Erd- und Bergöl. Es ist gemeiniglich braunroth oder schwarzbraun von Farbe; doch gibt es auch eine weiße, wasserhelle, ingleichen eine gelbe Sorte. Das meiste Bergöl quillt aus weißen, schwarzen und gelben Thonschichten, besonders in der Gegend von Derbent, Schamachin und Baku in Medien und Persien. In Lothringen, im Modenesischen und auf der Insel Sumatra quillt ebenfalls einiges aus der Erde. Unter allen tropfbaren Flüssigkeiten ist das weiße Bergöl die leichteste. Sein Geruch ist durchdringend, angenehm, gewürzhaft und ähnelt dem des gereinigten Bernsteinöls. Es ist in ätherischen Oelen und Vitrioläther, nicht aber in fetten Oelen oder im Weingeiste auflösbar, wenn man nicht Harz hinzusetzt. Schon in einer Entfernung an Flammenfeuer gehalten, entzündet es sich vermittelst seines Dunstkreises und brennt mit starkem Rauche in einer bläulichen Flamme. Es ist ausnehmend dünn und verfliegt bald. — In Leeds hat man eine Entdeckung gemacht, die bei dem Zunehmen der Anzahl der Dampfwagen von großer Wichtigkeit ist. Da man nämlich aus Erfahrung weiß, daß eine der unangenehmsten Zugaben zu den Dampfmaschinen, welche jene Wagen in Bewegung setzen, der unaufhörliche Rauch ist, welcher aus dem Schornstein aufsteigt, so bedient man sich jetzt des sogenannten flüchtigen Oeles zur Heizung. Man hat dieß bereits in allen Oelgas-Werken in Leeds eingeführt, und kann damit ein Lager von 4 Retorten heizen, welche in der Stunde 600 Kubikfuß Gas geben; auch bleibt die Hitze den ganzen Tag über dieselbe, und man braucht nur 2 Gallons (8 Quart) flüchtiges Oel, das weder raucht, noch irgend einen Geruch von sich gibt, in der Stunde. Die Vortheile dieser Entdeckung für die Dampffuhrwerke sind unberechnenbar, und es gehört nicht zu den geringsten derselben, daß 2 Gallons jenes Oels, die nur ein Gewicht von 16 engl. Pfunden haben, ebenso viel Hitze geben, als 112 Pfd. Kohlen oder Coke, sodaß das Gewicht der mitzuführenden Heizungsmaterialien dadurch um $^6/_7$ vermindert wird. Vgl. Dampfmaschinen.

Olearius (Adam), eigentlich Oelschläger, geb. 1599 oder 1600 zu Aschersleben im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, der Sohn

eines dortigen Schneiders, studirte zu Leipzig, wandte sich hierauf nach Holstein, wurde dort von dem damaligen Herzog, Friedrich III., zum Bibliothekar ernannt, folgte 1633 einer Gesandtschaft an den Czar Michael Federowitsch, nach Moskau und ging 2 Jahre später mit derselben Gesandtschaft nach Ispahan. 1639 traf er wieder zu Gottorp ein und starb dort 1671. Durch die Beschreibung seiner Reise im Orient ... Schleswig 1647, 1656, 1663, 1671, Hamburg 1698, erwarb er sich als Schriftsteller vielen Beifall. Sie wurde ins Holländische, Englische, Italienische und Französische übersetzt. Das „Gulistan oder persianische und politische Rosenthal" des Dichters Sadi übertrug er aus dem Persischen in so gutes Deutsch, wie es sich von jener Zeit nur erwarten läßt, Schleswig 1654, neueste Ausgabe von Schummel als „Scheich Sadi's persisches Rosenthal" nebst Lokman's Fabeln (gleichfalls von Olearius übersetzt), Wittenberg u. Zerbst 1775. Olearius gab auch „Gottorpsche Kunstkammer", Schleswig 1664, „Holsteinische Cronik" (1448—1663), ebend. 1663, und gab Oswald Belings verdeutschte Waldlieder der 10 Hirtengespräche Virgils", Halle ..., mit J. A. von Mandelsloh „Morgenländische Reisebeschreibung" ... Schleswig 1658 u. a. m. heraus. Eine Auswahl seiner Epigramme findet man in Ramler's „Auswahl der besten Sinngedichte der Deutschen" und in Haug und Weißens „Epigrammat. Anthologie".

Oelfarben, s. Oelmalerei.

Oligarchie ist ein Staat, worin die drei Gewalten, die der Staat hat, die Herrscher- oder gesetzgebende Gewalt (Souverainetät), die vollziehende oder Regierergewalt, nach dem Gesetz, und die rechtsprechende oder richterliche Gewalt, in den Händen einiger wenigen Personen oder Factionen und unbefugter Machthaber sind. Oliarchie ist der Monarchie entgegen und ist mehrentheils die Folge einer vorhergehenden Anarchie.

Oliva, Marktflecken im preuß. Reg.-Bez. Danzig, vor den Thoren der Stadt, 1/4 M. von der Ostsee, auf die man von dem nahen Karlsberg eine schöne Aussicht hat, mit 500 Einw., einer Cistercienserabtei mit einer schönen Kirche; Stahl-, Eisen- und Kupferhammer und einer Papiermühle; vielen Landhäusern der Danziger. Der Friedensschluß zu Oliva, 3. Mai 1660, endigte den Krieg zwischen Schweden, Polen, dem Kaiser und Brandenburg. Johann Kasimir, König von Polen, entsagte seinen Ansprüchen auf Schweden, und die Republik überließ das nördliche Liefland, Esthland und die Insel Oesel an Schweden; diese Macht verzichtete auf Kurland; beide Theile bestätigten Preußens Unabhängigkeit. Darauf gab Schweden im Frieden zu Kopenhagen (27. Mai 1660) Drontheim und Bornholm an Dänemark zurück; endlich schloß es mit Rußland den Frieden zu Kardis (1661) auf den vorigen Besitzstand. So ordnete der Friede zu Oliva die Staatenverhältnisse des Nordens und befestigten Schwedens ... Uebergewicht. S. J. Gottlob Böhme, „Acta pacis Olivensis inedita" (Breslau 1763 und 1765, 4.).

Olivarez (Gasparo de Guzman, Graf v.), Herzog v. Sanlucar, aus einem vornehmen spanischen Geschlechte, war zu Rom geb., wo sich sein Vater als Gesandter bei Sixtus V. befand. Das Haus, wo er zur Welt kam, war der alte Pallast des Nero, daher man seine grausame Unbeugsamkeit mit den Barbareien dieses Kaisers vergleicht. Sein Vater kam in den Verdacht, den Papst vergiftet zu haben. Dem ehrgeizigen Jünglinge gelang es, die Gunst Philipps IV. als Vertrauter in seinen Liebeshändeln zu gewinnen. Vom Günstlinge schwang

er sich an die Stelle des Herzogs v. Uzeda zum Premierminister empor und übte binnen 22 Jahren eine fast unumschränkte Gewalt aus. Den Anfang seines Ministeriums bezeichnete er durch nützliche Verordnungen; es erschienen, die sehr geringe Einwohnerzahl zu heben, einige die Heirath fördernde Edicte und andere, welche fremde Handwerker und Künstler nach Spanien riefen. Aber bald zeigten sich in seinem ganzen Verfahren Ehrgeiz und Härte, die schon in seiner Jugend ihn ganz beherrscht hatten, und die ihn jetzt nur zu Kriegen und zur Anhäufung von Schätzen trieben. Die Empörung in Catalonien, das er seiner alten Privilegien berauben wollte, die der Portugiesen, welche 1640 den Herzog von Braganza auf ihren Thron setzten, der hieraus entstehende blutige Krieg, der, weil Portugal von Frankreich zu Lande und von den Niederländern zur See unterstützt wurde, für Spanien so unglücklich endigte, war sein Werk. Die längeren, jetzt lauteren Klagen erreichten den König; Olivarez ward 1643 entlassen, allein er wäre vielleicht, bei der Wahrscheinlichkeit, nun, nach Richelieu's, seines furchtbarsten Gegners, Tode, durch ihn den Zustand des Reichs verbessert zu sehen, wieder zurückgerufen worden, wäre er nicht, auch jetzt noch seiner Unbiegsamkeit treu, in einer schriftlichen Vertheidigung mehren unbescholtenen und einflußreichen Männern zu nahe getreten, in Beziehung dessen sich Philipp IV. genöthigt sah, ihn weiter nach Toro zu verweisen, wo er 1645 kinderlos starb. Außer der Grausamkeit und dem Geize beschuldigt man ihn noch, den Erzherzog Leopold vergiftet und den Tod des Sohnes des Königs, Don Carlos, verursacht zu haben. Der Koran war sein Lieblingsbuch. In seinen Augen war Mohammed der größte Staatsmann, der je gelebt habe, und er suchte bei mehren Gelegenheiten den arabischen Propheten nachzuahmen.

Olivenölbaum, ein Baum der zweiten Classe, der eine sehr bedeutende Höhe erreicht, mit lanzetförmigen Blättern und weißlichten Blüthentrauben, wächst in allen südlichen und warmen Ländern in Europa, vorzüglich in Italien, und in Frankreich in der ehemaligen Provence und in Languedoc, und liebt einen dürren und steinigen Boden. Die länglich runden Früchte dieses Baums (Oliven) enthalten innerhalb eines schwammigen herbbitterlichen Fleisches eine Kernnuß, welche einen weißen süßen Kern umschließt. So ganz, aber noch grün und unreif, werden sie nach mehrtägiger Maceration, die ihnen den übeln Geschmack benimmt, mit Salz und Gewürzen eingemacht, zum Gebrauch für die Tafel versendet. Doch besteht der größte Gebrauch der Oliven in der Gewinnung des in ihnen enthaltenen fetten Oels, des Oliven- oder Baumöls. Um dieses Oel zu erhalten, zerquetscht man die reifen, nicht überreifen Früchte, zu einem Brei und preßt diesen ganz gelinde aus, woraus man das feinste, hellfarbige, geruch- und geschmacklose Oel erhält, das u. d. N. Jungfernöl bekannt ist. Durch stärkeres Pressen erhält man zwar auch noch eine gute Sorte Oel, die dem erstern aber doch schon nachsteht. Die rückständigen markigen Theile werden nun noch mit kochendem Wasser angerührt, und durch mehrmaliges Pressen noch ein trüberes, dunkelfarbiges, schlechteres Oel daraus erhalten. Auch schüttet man wohl, um eine größere Menge Oel zu gewinnen, die Oliven vor dem Auspressen zusammen, wodurch sie sich erhitzen und eine Art von Gährung erleiden, das erhaltene Oel fällt dann aber auch weit schlechter aus. Die weißeste und beste Sorte Olivenöl wird in den Apotheken unter dem Namen weißes Baumöl verkauft, es muß fast farben-, geruch- und

geschmacklos seyn; doch soll auch welches vorkommen, welches seinen süßlichen Geschmack einer Versetzung mit Bleioxyd zu verdanken habe. Man wird dieses leicht entdecken können, wenn man das verdächtige Oel mit Salpetersäure erhitzt, diese dann abgießt, mit Ammoniak die Säure abstumpft und dann mit hydrothionsaurem Wasser versetzt. Der Verbrauch des Baumöls ist sehr groß; es geht daher aus den südlichen Ländern in großen Quantitäten jährlich nach dem nördlichen Europa in eichenen Fässern. Soll das Baumöl lange gut bleiben, so muß es in gläsernen, wohlverwahrten Flaschen mit engen Hälsen an einem kühlen Orte aufbewahrt werden. Nachtheilig für die Gesundheit ist die Nachahmung dieses Oels durch Rüböl oder Leinöl, welches, um ihm die Süßigkeit und Weiße des Baumöls zu geben, in bleierne Gefäße gegossen wird. Bekanntlich aber lösen die fetten Oele eine nicht unbeträchtliche Menge von Bleitheilen auf und werden dadurch vergiftet. Die ökonomische Benutzung des Baumöls ist mannigfaltig. Es wird gebrannt und in Speisen genossen. In der Arzneikunst ist es von Wichtigkeit. Vermöge seiner Fettigkeit hüllt es die scharfen Reize im menschlichen Körper ein, macht die Fasern und Gefäße schlüpfrig und geschmeidig, und allzustark gespannte Theile schlaff. Das Baumöl besitzt auch die schätzbare Eigenschaft, die Wirkung scharfer, ätzender Gifte im Körper unwirksam zu machen; es gibt ferner den angefressenen Gedärmen einen schützenden Ueberzug, lindert den Husten, welcher von scharfen Reizen oder vom Krampfe entsteht, mildert Steinschmerzen und viele andere Uebel. Auch äußerlich leistet es in vielen Fällen vortreffliche Dienste, namentlich gegen den Biß giftiger Schlangen.

Olivetaner, Montolivetenser, Mönche, welche weiß gekleidet gehen und größtentheils der Regel des heil. Benedict folgen. Ihr Orden entstand im 14. Jahrh. und hat seinen Namen daher, weil sich die vornehmste Abtei desselben auf dem Berge Oliveto bei Siena befindet.

Olivier (Guillaume Antoine), Entomolog, Mitglied des Instituts, geb. zu les Arcs bei Frejus 1755, wurde schon im 17. Jahre Doctor der Medicin zu Montpellier, machte aber Naturgeschichte zu seinem Hauptstudium, erhielt 1778 eine Anstellung in Paris, um die Naturprodukte der Umgegend zu untersuchen. Vorzüglich waren Insekten der Gegenstand seiner Beschäftigungen. Dann machte er für einen reichen Freund der Insektenkunde eine entomologische Reise nach England und Holland, worauf er diesen Theil der Naturgeschichte in der „Encyclopédie méthodique“ bearbeitete. Durch die Revolution verlor er zwar seine Anstellung, wurde aber vom Minister Roland mit Brugnière nach Persien gesendet, von wo er 1798 mit vielen naturhistorischen Schätzen zurückkehrte. 1800 wurde er Mitglied des Instituts; Prof. der Zoologie bei der Thierarzneischule zu Alfort, und schrieb wissenschaftliche Berichte für das Institut, für die Gesellschaft des Ackerbaues und für andre literarische Vereine. Insbesondere zeigte er den Nutzen der Entomologie für Landwirthschaft und Künste. Nach langer Kränklichkeit starb Olivier den 1. Oct. 1814 an einem Aneurisma. Er hinterließ eine in ihrer Art einzige Insektensammlung, die, besonders reich an Koleopteren, überhaupt 6000 Species enthält. Seine Hauptschriften sind: „Voy. dans l'empire Ottoman, l'Egypte et la Perse, 1802—1807“ (3 Bde. 4. oder 6 Bde. 8., mit Atlas), welche jedoch nur über Persiens neuere Geschichte seit Nadir Schah neue und gutgeschriebene Nachrichten enthält; „Hist. naturelle

des coléoptères" (1789—1808, 6 Bde., 4., mit 363 Kfn.) und das "Dictionnaire de l'hist. nat. des insectes de l'Encyclop. méthod. (1798—1819, 9 Bde., 4.).

Olla potrida, Lieblingsgericht der Spanier, welches aus verschiedenen, kleingeschnittenen und zusammengedämpften Fleischarten besteht, wozu viel Speck kommt. Auch nennt man so einen mit wohlriechenden Blumen und Kräutern angefüllten Topf (s. Potpourri); daher überhaupt ein Allerlei.

Olmalerei, die Kunst, mit Oelfarben zu malen. Diese Art Malerei hat vor jeder andern bedeutende Vorzüge, indem durch Oelfarben die Gemälde einen größern Reiz erhalten, länger dauern, von Feuchtigkeit weniger leiden, durch öfteres Uebermalen, sowie durch Aufeinandersetzen der Farben eine größere Wahrheit bekommen, sich die Farben beim Trocknen nicht verändern wie die Wasserfarben, auch das Ineinanderfließen der Farben durch die Zähigkeit des Oels vermieden wird. Hingegen hat sie auch den Nachtheil, daß Oelgemälde durch einen Schimmer des auffallenden Lichts blenden und daher nicht von allen Punkten gleich gut gesehen werden können, daß der Staub fester an ihnen haftet als an einem andern Gemälde, und daß Oelgemälde bedeutend nachdunkeln. Die gewöhnlichsten Materialien, worauf man in Oel malt, sind: Leinwand, Holz, Kupfer, andere Metalle, Mauer, grober Taffet, im Nothfall auch mit Leimwasser überzogenes Papier. Die Leinwand, deren man sich am meisten bedient, erhält zuvor eine Gründung, d. h. es wird ein erster Anstrich, gewöhnlich mit Mehlkleister, um die Poren zuzustreichen (doch auch wohl mit Leim oder Goldgrund), gemacht, dieser mit Bimstein abgeschliffen und endlich Bleiweiß in Oel, oder in Oel geriebener, mit Bleiweiß gemischter Ocker, oder auch wohl rother Bolus, der jedoch durchschießt und die Farben angreift, gleichmäßig aufgetragen. Zuweilen trägt man auf diesen ersten Grund noch einen zweiten von wärmerem Ton auf, der aber mit Terpetinöl gebrochen, d. h. alles Glanzes beraubt seyn muß. So zubereitetes Malertuch wird auf einen hölzernen Rahmen gespannt und die in Blasen aufbewahrten, früher mit geläutertem Oele auf einem Porphyrstein mit einem Läufer bis zur Steife eines Breies abgeriebenen Farben werden auf die Palette gesetzt und daselbst gewöhnlich mit feinem, in der Sonne gebleichtem oder mit weißen Sande abgeschwenktem, nicht zu jungem Mohnöl, doch häufig auch mit Nußöl, worunter man zuweilen etwas Spicköl mischt, verdünnt. Wichtig ist es hierbei, das rechte Verhältniß des Oels zur Farbe zu treffen Für das Colorit ist es hierbei von großer Wichtigkeit, wie der Maler seine Farben auf die Palette trägt, sie dort rein erhält und zu mischen versteht. Die Hauptfarben zum Oelmalen sind; das feinste, unverfälschte Bleiweiß oder kremnitzer Weiß, Neapelgelb, Ocker in 3 Abstufungen der Dunkelheit und derselbe wieder gebrannt, gebrannte grüne Erde, Kaßlerbraun, Pfirsichkern- und Elfenbeinschwarz, Zinnober, Berliner- oder Mineralblau, Ultramarin, Karmin, Krapplack u. s. w. Ehe man jedoch zum Malen schreitet, muß die Zeichnung (gewöhnlich mit Kreide oder Kohle) entworfen seyn, wo dann zuerst das Untermalen geschieht, d. h. die Farben gewählt und auf die Fläche dünn getragen, die verschiedenen Tinten nach ihrem Bedarf nebeneinander gesetzt und mit dem Vertreibepinsel verschmolzen werden. Dieses Untermalen muß mehrtägig geschehen, und die Schatten müssen ins Grüne spielen. Erst nach völligem Trocknen darf man das Bild übermalen, wo die Farben wohl ausgebreitet reiner erscheinen, sich besser mit einander

verarbeiten lassen und die Schatten und Lichter wirksamer den Schein des Körperlichen abrunden. Hierauf, wenn die Farben etwas gestanden und angezogen haben, erzeugt der Vertriebpinsel seinen Schmelz, der das Colorit der Natur ähneln läßt. Wenn das Gemälde zum zweiten Male getrocknet ist, wird es gewöhnlich lassirt, d. i. mit durchsichtigen Farben übergangen, wodurch jene durchsichtigen und glühenden Töne entstehen, welche zur Einheit, Wahrheit und dem Zauber der Färbung so vorzüglich beitragen. Das Retouchiren oder letzte Bessern und Nachhelfen erkannter Unvollkommenheiten einzelner Partien ist die Beendigung nicht der Arbeit, aber dessen kunstvollen Theils. Denn da die Farben nach völliger Trocknung einschlagen, und damit sie später nicht vom Staube leiden, überzieht man noch das Bild mit Mastixfirniß, wodurch die Gleichheit des Ganzen und die Erhaltung derselben bewirkt wird, nur ist es gut, daß es nicht zu zeitig geschehe: Firnißüberzug ist schädlich und läßt eine spätere Reinigung kaum zu. Soll ein so vollendetes Oelgemälde Vollkommenheit in der Darstellung erhalten, so muß gleich beim Untermalen der Geist, der darin herrschen soll, mit dem weich, aber entschieden geführten Pinsel aufgefaßt werden, beim Uebermalen der markige Pinsel, der gut impostirt, sich zeigen, indem dieß durch volles und fettiges Auftragen, dabei aber Berücksichtigung des Frischen des Fleisches, das Kräftigere oder Sanftere der Muskeltheile, nach Verhältniß des Alters und Geschlechts, bewirkt wird, wo hingegen bei der Landschaft die individuellen Zeichen der Elemente treu und frei ausgedrückt werden müssen. Das Retouchiren endlich sey ausgleichende Sorgfalt, aber nicht ängstliche, stückweise Besserungslust, welche sichtbar geworden dem Kunstwerke den Ausdruck freier Wirkung raubt. Man hat in neuerer Zeit die Kunst erfunden, Oelgemälde von schadhaftem Grunde auf bessern überzutragen. Ist der Grund Holz, so löst man entweder die Farben nach Picault's Erfindung ab und trägt sie auf neues Holz über, oder man hobelt das Holz bis auf den untersten Grund beinahe ab und bringt das Gemälde auf eine neue Holzplatte. Wird die Leinwand eines alten Gemäldes faserig oder reißt, so zieht man dem Gemälde eine neue Leinwand unter. Auch retouchirt man alte, schadhaft gewordene Oelgemälde, indem man die schadhaften oder unscheinbaren Stellen nachmalt. Gewöhnlich ist aber solches Retouchiren, wenigstens späterhin, bemerkbar. Ueber die Entstehung und das Alter der Oelmalerei hat viel Streit geherrscht. Die Literatur dieses Streites steht in Sulzer's „Theorie 2c.", (3 Thl., S. 571, 572, und Blankenburg's „Zusätze zu Sulzer", 2. Thl., S. 425.) Die ältere und gewöhnliche Meinung war, daß Joh. van Eyck (s. d.), auch Joh. van Brügge genannt, diese Kunst im 14. Jahrh. erfunden habe. Nach einer neuern Meinung jedoch gibt es weit ältere Oelgemälde als die des Joh. van Eyck, und die Oelmalerei wurde gleichzeitig mit Eyck in Italien ausgeübt. Für die Meinung wird auch Cenni's „Tractat über die Malerei" angeführt. Cicognara hält ebenfalls den Ursprung für italienisch; die Ausbildung schreibt er den Niederländern zu, die auch darum einen großen Anspruch an dieser Erfindung zu haben scheinen, weil sie ihres Klima wegen überhaupt nicht Fresco malten. Sonach könnte dem niederländischen Meister nur die Vervollkommnung oder Wiederherstellung dieser Kunst, welche vorher noch nicht so geschickt geübt und wegen der damit verbundenen Schwierigkeiten in Verfall gerathen war, beigelegt werden. (Vgl. Büsching's „Gesch. der zeichnenden Künste", S. 178, und Sprengel, zu Roscoe's „Lorenzo", S. 368.) Einige schreiben

sogar diese Erfindung einem Antonello von Messina zu, Andere dem Col. di Fiore von Neapel. Fiorillo in seiner „Gesch. der zeichnenden Künste", 1. Thl., S. 279 fg., tritt der ältern Meinung bei. Gewiß ist es, daß die Oelmalerei auf hundert Jahre vor Eyck unterbrochen wurde und man im 14. und 15. Jahrh. bis auf ihn allgemein mit Wasserfarben malte; wie denn auch die Wasserfarben wenigstens bis 1469 noch häufig im Gebrauch blieben. Bouvier's „Anweis. zur Oelmalerei" hat Prange a. d. Franz. übers. (Halle 1828, m. Kpfn.), nebst einem Anhange über die Kunst, alte Gemälde zu restauriren.

Olmütz, ehemalige Hauptstadt des Markgrafthums Mähren, jetzt des gleichnamigen Kreises, ist die älteste Stadt des Landes, mit sehr starken Festungswerken umgeben, liegt in einer großen, fruchtbaren Ebene zwischen zwei Armen der March. Sie ist in ihren meisten Theilen großartig angelegt, hat viele feste und hohe Häuser, zwei große schöne Märkte, von stattlichen Gebäuden umgeben; der obere hat Kaufmannsläden unter Säulengängen; auf dem untern steht eine Dreifaltigkeitssäule und das alterthümlich gebaute Rathhaus mit einem hohen Thurm. Olmütz hat 1100 Häuser, 18.600 Einw., eine Metropolitan- und 12 andere Kirchen, Klöster, mehre Wohlthätigkeitsanstalten und eine ansehnliche Besatzung. Zu den größten und prächtigsten Gebäuden gehört das ehemalige Jesuitencollegium mit herrlichen Säulengängen und großen Zimmern, jetzt eine Caserne. In dem daranstoßenden ebenfalls von den Jesuiten erbauten pallastähnlichen Gebäude befinden sich die Wundarzt- und Normalschule, das Gymnasium und das Lyceum. Letzteres besteht aus 4 Facultäten, 26 Professoren und 400 Studenten und hat eine vortreffliche Bibliothek, ebenso auch die ständische Ritterakademie mit 7 Professoren. Dicht an den Festungswerken liegt die weitläufige Residenz des gefürsteten Erzbischofs mit den Wohnungen der Domcapitularen, welche prächtig und fürstlich von innen ausgestattet sind. Der Residenz gegenüber ist ein großes Zeughaus. Der Erzbischof hat noch ¼ St. von der Stadt einen prachtvollen Sommerpallast, der auf einem felsigen Hügel liegend, sonst ein Prämonstratenserkloster war. Olmütz hat mehre Tuchmanufakturen, Steingut-, Essig- und Lederfabriken und einen bedeutenden Handel mit diesen Fabrikaten, sowie mit poln., russ. und moldauischem Rindvieh. 1777 wurde das Bisthum zu einem Erzbisthum erhoben; 1778 die Landesregierung, die Hochschule nebst dem Clerikalseminar nach Brünn verlegt, hauptsächlich, weil letztere Stadt gegen feindliche Ueberfälle mehr gesichert ist. 1542 ward Olmütz vor den Schweden eingenommen und bis zum münsterschen Friedensschlusse behalten, 1758 von den Preußen belagert, aber von der Besatzung unter dem General v. Marschall und von der Bürgerschaft tapfer vertheidigt, bis der Feldmarschall Daun sie entsetzte. Maria Theresia belohnte die Treue der Bürger dadurch, daß sie das Stadtwappen mit einem Lorberkranz und ihrem Namenszuge vermehrte, die meisten Rathsherren unentgeltlich in den Adelsstand erhob, andre mit goldenen Schaumünzen und Ketten beschenkte, den erlittenen Schaden bezahlen ließ, und jährlich am 2. Juli, als dem Befreiungstage, ein feierliches Vogelschießen zu halten befahl, wozu sie jedes Mal 800 Gldn. aussetzte. S. Fischer's „Gesch. von Olmütz", 1810.

Öls, Standesherrschaft mit dem Titel eines Fürstenthums im preuß. Reg.-Bez. Breslau, enthält nebst dem seit 1714 wieder damit vereinigten Fürstenthum Bernstadt 38 Q.-M. mit 94.000 Einw. und 100.000 Thlr. Einkünfte. Die Hauptstadt Oels liegt in einer fruchtbaren Ebene an der Oelse, ist der Sitz der herzogl. Regierung, der

Kammer und eines Consistoriums, hat 5300 Einw., 3 evangel. und eine kathol. Kirche, ein mit Graben und Wall umgebenes Schloß, worin sich eine Bibliothek nebst einer Kunst- und Naturaliensammlung befinden; ein Gymnasium mit der reichen Kospothischen Stiftung, ein Schauspielhaus, eine gute Armenanstalt, starke Tuchwebereien und Bierbrauereien. Das Herzogthum Oels fiel nach dem Tode des letzten Herzogs Karl Friedrich zu Münsterberg und Oels, aus dem alten Piasten-Geschlechte, 1647 an dessen Schwiegersohn, Herzog Silvius Nimrod v. Würtemberg, den Stifter der Linie Würtemberg-Oels. Als diese Linie 1792 in Herzog Karl Christian Erdmann verlosch, so fiel durch dessen einzige Tochter und Erbin, Sophie Friederike Charlotte (welche 1789 starb), das Fürstenthum an deren Gemahl, den Herzog Friedrich August von Braunschweig, und nach dessen Tode 1805 an seinen Neffen, den 1815 in der Schlacht bei Quatre-bras gebliebenen Herzog Friedrich Wilhelm, welchem die Erbfolge 1785 durch Friedrich d. Gr. zugesichert worden war. Ihm folgte 1815 sein Sohn Karl, der seinem Bruder Wilhelm 1825 das Fürstenthum Oels als Secundogenitur, unter Bedingung des Heimfalls, abtrat. Seit Vertreibung des Herzogs Karl ist dieser zugleich Herrscher in Braunschweig.

Ölung (letzte), eins von den sieben Sacramenten (s. d.) der kathol. Kirche, welches an tödtlichen Kranken durch Salben des Kopfes, der Hände und Füße mit geweihtem Oele (s. Chrysam) unter priesterlichem Gebete verrichtet wird. Da sie nach der Meinung der Katholiken sacramentalische Kraft hat, d. h. die Reinigung des Sterbenden von der Sünde und die Mittheilung der göttlichen Gnade bewirkt, so kann sie nur durch Bischöfe oder Priester, und weil sie die eigene Andacht des Genießenden erfordert, nur an solchen Kranken geschehen, denen der Genuß des heil. Abendmahls verstattet ist. Kleine Kinder und Excommunicirte sind daher dieses Sacraments nicht fähig. Die kathol. Kirche gründet ihre Meinung von der letzten Oelung auf den Gebrauch der Apostel, Kranke unter Gebet mit Oel zu salben, Jac. 5, V. 14, 15, um sie dadurch zu trösten und die Heilung ihrer Seele zu befördern. Die Protestanten haben ihr die sacramentalische Bedeutung und Kraft abgesprochen, weil nichts von einer förmlichen Einsetzung dieses Gebrauchs durch Christum selbst bekannt sey. In der griech. Kirche wird sie nicht nur bei den Sterbenden, sondern überhaupt bei Kranken aller Art als ein zur Wiederherstellung der Gesundheit und zur Vergebung der Sünden dienliches Sacrament angewendet.

Olymp (Olympos) nannte man im Alterthum mehre Berge, besonders den in Thessalien gelegenen, welcher der höchste in ganz Griechenland war und jetzt Lacha heißt. Er ist vorzüglich merkwürdig, weil die griech. Mythe den Wohnsitz der seligen Götter hierher setzte. Auf seinen wolkenlosen vom Sonnenstrahle erglänzenden Gipfeln wohnen die Götter Homer's. Ueber dem höchsten Gipfel desselben glaubte man im metallnen Himmelsgewölbe, das über der Erde sich hinbreitete und am Rande derselben auf Bergsäulen ruhete, eine Oeffnung, durch welche die Götter flüchteten, als die Riesensöhne des Alpheus den Pelion und Ossa auf den Olympus thürmten, um in den Himmel zu steigen. Auf der höchsten Bergspitze wohnte Jupiter selbst und auf den niedrigen Gipfeln befanden sich die übrigen Götter. In der Folge, im Zeitalter der griech. Weltweisen, dachte man sich die Götter nicht mehr auf den Kuppen des Olymps wohnend, sondern auf der Höhe des gewölbten Himmels. Dieser neuere Göttersitz hieß auch Olympos. Olympos bedeutete den ganzen obern Himmel, als Götterwoh-

nung; bald nur die Höhe, über der Mitte des Erdkreises, wo um die Milchstraße Jupiter's Königsburg und die übrigen Götterpalläste, nach dem Vorbilde des Homerischen Olympos, gefabelt wurden.

Olympia, Ort und Gegend mit einer Masse von Gebäuden, Hainen, Tempeln, Altären, im Pisatis in Elis (im westlichen Morea); der Ort aus den Trümmern von Pisa erstanden, am nördlichen Ufer des Alpheios, 80 Stadien von dessen Mündung, wo dieser den Kladaos aufnahm. An Olympia stieß die zu den olympischen Spielen bestimmte Ebene, deren Haupttheile waren: Hippodromus und das Stadion. Zwischen beiden stand ein Gebäude, welches statt der Schranken diente. In dem Tempel der Lucia befanden sich die Schatzkammern der Städte, in denen sie ihre nach Olympia gesendeten Weihgeschenke aufbewahrten. Daneben der heilige Hain Altis. Auf der Westseite begrenzte den heiligen Bezirk der Fluß Kladaos, südlich der Berg Kronion. Besonders berühmt war der Tempel des olympischen Zeus mit dessen Statue, gebaut im goldenen Zeitalter der griechischen Baukunst, kurz vor dem peloponnesischen Kriege, nach Pausanias von den Eleern von der bei Zerstörung der Stadt Pisa und anderer Orte gemachten Beute, um 460 v. Chr. Hier entdeckten 1829 franz. Gelehrte im Schlamme des Alpheios einen Tempel und mehre Denkmäler, die sie nach Frankreich bringen ließen.

Olympiade, eine Zeitrechnung der griech. Schriftsteller, welche Timäus um 280 v. Chr. berichtigte. Ihr lag die Feier der **Olympischen Spiele** (s. d.) zum Grunde. Diejenige Olympiade, von welcher die Griechen ihre Zeitrechnung anfingen, setzt Petavius 777, Usher 772, Calvisius 774 v. Chr.; Gatterer und die Neuern nehmen das Jahr 776 an; die letzte, die 293. Olympiade, fällt in das Jahr 394 n. Chr., am Ende der Regierung des Theodosius. Der Zeitraum von einer Olympiade zur andern faßte vier volle Jahre unserer Zeitrechnung in sich, oder eine griech. Tetraeteris von 48 Monden und zwei Schaltmonaten.

Olympias, Tochter Königs Neoptolemus, Gemahlin Philipps von Macedonien und Mutter Alexanders des Großen, zwar sehr schön und von hohen Geistesgaben, aber herrschsüchtig, rachgierig und grausam, wurde von ihrem Gemahl verstoßen, welcher nun Kleopatra heirathete. Voller Rache nahm sie an der Ermordung ihres Gemahls (336 v. Chr.) lebhaften Antheil, ließ Kleopatra umbringen, suchte in der Folge nach Alexanders Tode (323 v. Chr.) sich der Herrschaft zu bemächtigen, wurde aber von Kassander gefangen genommen und durch Meuchelmörder (ungefähr 317 v. Chr.) umgebracht.

Olympische Spiele, die feierlichsten und berühmtesten unter den vier heiligen Spielen der Griechen, welche als Nationalfeierlichkeit die verschiedenen Nationalstämme aufs genaueste vereinigten. Sie hatten ihren Namen von dem geweihten Platze Olympia, wo sie gefeiert wurden, oder von dem Jupiter Olympius, der hier den berühmten Tempel hatte. Jetzt heißt die Olympische Ebene (ein Rechteck) Antillala, weil sie der Stadt Lalla gegenüber liegt. Nach Einigen soll Jupiter selbst, nach seinem Siege über die Titanen, diese Spiele gestiftet, und bei ihrer ersten Feier Mars den Preis im Faustkampf und Apollo über Mercur den Sieg im Wettkampfe davon getragen haben. Nach Andern soll sie Pelops zu Ehren Jupiter's gestiftet haben. Wieder Andere schreiben ihre Stiftung den Argonauten zu. Noch Andere machen einen der Daktylen (Priester der Kybele vom Berge Ida, welche die Gattin Saturn's, Rhea, zur Erziehung Jupiter's, ihres Sohns,

von Kreta nach Elis berufen hatte) Namens Hercules, zum Stifter, als er sich mit seinen Brüdern, Ida, Jasius und Epimedes, von Kreta nach Elis begab. Diese jüngern Brüder stritten mit einander im Wettrennen um den Vorzug. Hercules krönte den Sieger mit einem Olivenkranze, der von einem, aus dem Lande der Hyperboräer in den heiligen Hain bei Pisa verpflanzten, vorzüglich schönen Olivenbaume genommen war. Auch in der Folge wurden nur von diesem Baume die Siegerkränze geflochten. Gewiß ist es, daß schon in den ältesten Zeiten Griechenlands, in der Gegend von Pisa, Wettspiele gehalten wurden, deren Zweck wahrscheinlich religiöser Art war. Sie wurden mehre Male unterbrochen und erneuert; das erste Mal durch Iphitus, Fürsten von Elis, um 884 v. Chr.; das zweite Mal durch Chorôbus (776 oder 777), von welcher Zeit an man die Olympiaden zu zählen anfängt. Anfangs hatten die Einw. von Pisa die Aufsicht über diese Spiele. Nachdem aber dieser Ort durch die Elier zerstört worden war, übernahmen diese die Besorgung derselben und behielten sie, mit einigen Unterbrechungen. Sie waren auch die Kampfrichter, deren Anzahl nicht immer unverändert blieb. Ein feierlicher Eid verpflichtete sie zur strengsten Unparteilichkeit. Zur Erhaltung der Ordnung wurden einige Beamten ernannt. Aus allen Gegenden strömten Zuschauer zur Feier der Spiele nach Olympia. Außer den Priesterinnen der Ceres durften ihnen jedoch nur Männer beiwohnen. Die Uebertreterinnen dieses Gesetzes wurden von einem Felsen herabgestürzt. Der Anfang der Spiele war allemal der 11. des Monats Hekatombäon (der ungefähr mit unserm Juli übereinkommt), und ihre Dauer auf 5 Tage bestimmt. Die Kämpfer mußten sich 10 Monate vorher auf dem Gymnasium zu Elis vorbereitet haben; in den letzten 30 Tagen vorher wurden diese Kampfübungen ebenso vollständig angestellt wie sie bei den Spielen selbst vorkamen. Das Fest begann Abends mit großen feierlichen Opfern, die Spiele aber mit dem Anbruche des folgenden Tages. Diese bestanden in Wettrennen zu Pferde und zu Fuß, im Springen, Diskuswerfen, Ringen, Faustkampf; musikalische und dichterische Wettstreite machten den Beschluß. Die Ehre des Siegs in den olympischen Spielen war außerordentlich; sie ging von dem Sieger (Olympionikes) selbst auf sein Vaterland über, das stolz darauf war, ihn hervorgebracht zu haben. Die Tempelpracht von Olympia ward theils in Folge der politischen Schicksale des Landes, theils durch Erdbeben zerstört.

Omar I, Nachfolger Abubekr's und zweiter Kalif der Moslemin nach Mohammed, einer der größten Eroberer, kam 634 zur Regierung. Seine erste Waffenthat war die Einnahme von Damask; hierauf vertrieb er die Griechen aus Syrien und Phönizien und nahm nach einer hartnäckigen Belagerung Jerusalem. Omar hielt seinen Einzug auf einem Kameele, mit zwei Säcken mit Frucht und Korn beladen, die seinen Mundvorrath ausmachten. Eine hölzerne Schüssel war sein einziges Geräth und die Erde seinen Sessel. Da die Capitulation von Jerusalem vielen andern der Moslemin zum Muster diente, so mag sie hier stehen. „Die Einwohner behalten ihr Leben, ihre Güter und Kirchen; dürfen aber keine neue bauen, noch Kreuze auf die alten setzen. Sie bedienen sich nicht der Glocken, sondern der Schellen. Einen durchreisenden Moslemin halten sie drei Tage frei. Sie sollen Keinen vom Mohammedanismus abziehen und ihren Verwandten nicht den Uebertritt verweigern. Sie sollen weder die Sprache, noch die Kleidung, noch die Namen der Moslemin gebrauchen; keine Waffen tragen,

keinen Wein verkaufen, dem Kalifen treu seyn und regelmäßig die Steuer bezahlen". Omar's Feldherren drangen in Persien vor, schlugen den letzten König Jezdejerd, besiegten die Truppen des Kaisers Heraklius; Memphis und Alexandrien ergaben sich dem Sieger; ganz Aegypten und ein Theil Libyens wurde den Römern entrissen. Damals soll nach einer alten, neuerlich widerlegten Sage auf Omar's Befehl die königl. Bibliothek zu Alexandria verbrannt worden seyn. Unter Omar's Kalifate ward der alte Canal, der den Nil mit dem rothen Meere verband, erneuert. Omar's Waffen drangen selbst bis Indien; doch genoß er seines Ruhmes nicht lange. 644 im 63. J. seines Alters ward er von einem persischen Sklaven, Trouz, ermordet. Seine Großen baten ihn vergebens um Ernennung eines Nachfolgers. „Wenn Salem noch lebte", antwortete er, „so würde ich ihn Allen vorziehen". Man schlug seinen Sohn vor, und er erwiederte lebhaft: „Es ist genug, daß sich Einer in meiner Familie gefunden hat, der eine solche Last hat übernehmen mögen". Omar beschränkte sich in Tisch und Kleidung auf das Nothwendigste; er aß nur Gerstenbrot und trank Wasser. Der Mohammedanismus hatte nie einen tugendhaftern und eifrigern Vertheidiger. Kairo wurde von ihm erbaut, und unter ihm 36.000 Städte oder Schlösser erobert, 4000 Tempel und Kirchen zerstört und 1400 Moscheen erbaut. Nach ihm ward das Kalifat zum Wahlreiche, indem er nur das Verdienst zu dieser Würde empor gehoben wissen wollte.

Omen, Omina (Vorbedeutungszeichen), gewisse, zufällig sich ereignende Umstände, welche man als Vorzeichen eines Glücks oder Unglücks ansah. Sie waren entweder 1) gewisse am Körper befindliche oder im Gemüthe sich ereignende Erscheinungen; oder 2) sie kamen von äußern Dingen her, oder 3) sie bestanden in gewissen bedeutenden Worten. Zur ersten Classe gehörten die Mahle am Körper, plötzliche Unruhe und Bestürzung, überhaupt alle unerwartete Erschütterung des Körpers und der Seele, Herzklopfen, Zittern der Augen oder irgend eines Muskels, das Niesen u. s. w. Zu den äußern Erscheinungen gehörten: ein ungewöhnlich heller Schein, der sich in einem Hause oder sonst an einem Orte zeigte, war ein glückliches Zeichen; denn man glaubte, daß irgend eine himmlische Gottheit gegenwärtig sey. Dagegen war es ein nachtheiliges Omen, wenn den Bildsäulen der Götter etwas Ungewöhnliches widerfuhr. Die ominösen Worte waren glücklich oder unglücklich nach ihrer Bedeutung und zufälligen Beziehung. Wirksam war ein solches Omen nur dann, wenn es dem Hörenden auffiel und Eindruck auf ihn machte. Um die üble Vorbedeutung eines Omens abzuwenden, warf man z. B. einen Stein auf die etwas Uebles bedeutende Sache, oder tödtete das ominöse Thier, damit die Unglücksbedeutung selbst darauf zurückfallen und so vernichtet werden möchte. Unglück bedeutende Worte gab man Dem, der sie sprach, mit dem Ausdruck: „Auf dein eignes Haupt!" zurück. Man hatte auch einen besondern Zauberapparat, um üble Vorbedeutungen abzuwenden. Man verbrannte dorniges und sonst unfruchtbares Holz zu Asche und warf diese in fließendes Wasser, oder ins Meer, wenn ein böses Omen sich ereignete. Ueberhaupt aber pflegte man, wenn unglückliche Omina sich ereigneten, das angefangene Geschäft liegen zu lassen und es ein andermal wieder vorzunehmen.

Ommiaden, s. Kalifat.

Omnium nennt die englische Staatswirthschaft das Ganze der Gegenstände (der öffentlichen Papiere, Stocks), welche die Unterzeichner einer Anleihe von der Regierung dagegen erhalten. Sollen die Unter

[illegible] z. B. vermöge ihrer Uebereinkunft mit der Regierung für jedes Hundert Pfund, das sie vorschießen, eine gewisse Summe in den Fonds zu 3 Proc., eine andere zu 4 Proc. und einen gewissen Theil in langen Annuitäten erhalten, so bilden diese 3 Gegenstände zusammen das Omnium; jeder einzelne Artikel der Anleihe dagegen wird Scrip (eine Verstümmlung des Worts Subscription) genannt. Da das Omnium einer [illegible] nach Maßgabe der Umstände steigt oder fällt, die zwischen dem Tage der Anleihe und dem Tage ihrer Wiederholung eintreten, so ist es der Gegenstand großer Speculationen.

Omphale, eine wegen ihrer Schönheit berühmte Königin in Lydien, Tochter des Königs Jardanes und Gemahlin des Tmolus. Von ihren Reizen bezaubert, vergaß sich Hercules bei ihr so sehr, daß er sogar in Weiberkleidern an ihrem Rocken spann; dagegen Omphale sich mit der Löwenhaut, die Keule in der Hand, bekleidete. Man sieht sie in dieser auf Gemmen ꝛc. in dieser Stellung. Hercules am Rocken [illegible], wird dagegen als Sinnbild der durch weibliche List und Schwachheit besiegten männlichen Stärke und Herzhaftigkeit aufgestellt.

Oeneus, s. Kalydon.

Onomatopöie, ein griech. Wort, welches Wortbildung bedeutet, und muß man unter demselben nicht Wortbildung überhaupt verstehen, sondern die Art, die tönenden Gegenstände durch Nachahmung ihres Schalles zu bezeichnen. Wahrscheinlich ging die erste Sprachbildung von ihr aus; keine Eigenschaft der sinnlichen Gegenstände macht sie so eigenthümlich bemerkbar, reißt sie so bestimmt von dem Gegenstande ab, charakterisirt ihn so genau und konnte auf die ungeübten Sinne des ersten Sprachbildners der Menschen einen tiefern Eindruck machen, als der Naturton. Es war daher natürlich, daß er, der am meisten vor den andern Eigenschaften auffiel, am beständigsten und fast immer in demselben Grade den schallenden Gegenständen anklebte, während die sichtbaren Qualitäten mehr veränderlich, bald in größerer bald in geringerer Stärke vorhanden sind, vorzüglich geeignet war, zur Bezeichnung der Gegenstände zu dienen; da überdieß seine Nachahmung durch die Sprache den ersten Spracherfindern so leicht war. In der [illegible] cultivirtesten Sprache findet man eine Menge Spuren, welche beweisen, daß die tönende Natur die ersten Elemente in der Wortbildung [illegible]; und je näher ein Volk der Sprachschöpfung steht, desto mehr [illegible] tönt sie in seinem Idiom. Hieraus läßt sich auch die Beobachtung erklären, daß in vielen von einander sehr verschiedenen Sprachen doch eine Menge Wörter große Aehnlichkeit unter sich besitzen. [illegible] Bildung liegt die tönende Natur zu Grunde, und diese bleibt sich [illegible] so ziemlich gleich. Dieser Naturcharakter jeder rohen Sprache [illegible] sich allmälig durch Cultur und Umbildung; je feiner, geistiger und abstracter eine Sprache entwickelt wird, desto mehr wirft sie die Naturtöne aus, oder wandelt sie um, sodaß man ihren Ursprung nicht mehr erkennen kann; doch ist es bisher noch keiner gelungen, jeden Charakter ihres Entstehens gänzlich zu verwischen.

Oenomaus, s. Hippodamia.

Ontologie, die Wesenlehre, derjenige Theil der Metaphysik, welcher sich mit den Grundeigenschaften der Dinge beschäftigt, oder mit Erörterung allgemeiner Wahrheiten, die sich auf die allgemeine Beschaffenheit aller Dinge überhaupt beziehen: z. B. die Begriffe des Möglichen und Unmöglichen, der Kraft, der Ursache und Wirkung ꝛc. Ontologisch, zur Wesenlehre gehörig. (S. Metaphysik.) Ontologischer Beweis, welcher aus dem Begriffe Gottes, als des Seyns, von dessen Da-

seyn geführt wird. Etwas diesem Beweise Aehnliches findet man schon bei dem Stoiker Kleanthes. Vorzüglich ist dieser Beweis ausgebildet worden von Anselm von Canterbury und Descartes.

Onyx (Onich), ein harter Chalcedon von verschiedener Farbe und Durchsichtigkeit, der wenigstens zweierlei Farben hat, worunter die Grundfarbe die des Nagels am Finger ist, daher auch der griechische Name. Man findet ihn in verschiedenen europ. Ländern, namentlich im sächs. Erzgebirge, Böhmen, Oestreich, Italien rc. Man benutzt sie besonders zu Cameen. Schon bei den Römern stand dieser Stein in großem Werthe, und noch jetzt werden schöne Onyxe theuer bezahlt.

Oost, 1) (Jakob van, Oost der Aeltere), geb. zu Brügge 1600, einer der geschicktesten Maler der flanderischen Schule; ging nach Rom, woselbst er vorzüglich nach den Gemälden Hannibal Carracci's studirte und sich zum vollkommenen Maler ausbildete. Nach seiner Rückkunft wurde er sogleich mit Ausführung bedeutender Werke beauftragt. Früher schon hatte er mit solcher Geschicklichkeit nach Rubens und Vandyk copirt, daß diese Copien jetzt noch öfters als Originale gelten. Er malte bloß große historische Bilder, welche er mit Architektur verzierte, bei welcher besonders eine richtige Perspective stattfindet. Seine Zeichnung ist correct, das Colorit des Nackten frisch und natürlich, nicht so aber seine Gewänder. Er st. 1671. — 2) (Jakob van, der Jüngere), Sohn des Vorigen, geb. zu Brügge 1637; studirte die Kunst zu Paris und Rom, lebte dann in Lille, endlich wieder in Brügge. Seine Composition ist überlegt, die Zeichnung correct und das Colorit gut. Er st. 1713.

Opal, ein milchfarbiger, glasartiger, durchsichtiger Halbedelstein, zum Kieselgeschlecht gehörig, der vorzüglich in Oberungarn bricht und nach dem Schleifen, bei verschiedener Wendung, auch verschiedene Farben spielt. Bei den Alten hieß er deswegen Iris. Es gibt übrigens mehre Arten, als: der edle Opal, wie oben gedacht und mit schönem Farbenspiele; Feueropal, hyacinthroth und halbdurchsichtig; Halbopal, mit weniger Glanze und dunkleren, auch trüberen Farben; endlich und besonders der Hydrophan oder das Weltauge. (s. d.). — Opalisirend, bunt schillernd.

Oper (ital. opera), eigentlich ein Schauspiel in Versen, von den darstellenden Personen mit Begleitung des Orchesters, ohne dazwischen liegenden Dialog, sondern so, daß dieser durch das Recitativ ersetzt wird, gesungen. Die Oper ist eine Untergattung des Singspiels und nähert sich, der poetischen Behandlung nach, bald dem Trauerspiel, bald dem Lustspiele, bald dem Schauspiele. In der ernsthaft-tragischen Oper (große Oper, opera seria, eigentlichen Oper), handelt ein Held nach der Analogie des Helden im Trauerspiel; in der komischen Oper (opera buffa lyrische Komödie), werden Thorheiten und Fehler versinnlicht dargestellt, oder Intriguen ausgesponnen, an deren Darstellung der Faden bis zur Entwickelung fortläuft, doch ersetzt bei denselben, wie bei der folgenden, der Dialog meist das Recitativ; die gemischte Oper (opera semiseria) ist nach der Analogie des Schauspiels gebildet und wechselt mit heitern und ernsthaften Partien. Kurz nach Entstehung der Oper fühlte man, daß die Handlung, durch den sie oft unterbrechenden Gesang, schleppend wurde; diesem abzuhelfen, ließ man die Personen statt der Recitative auch sprechen, und mengte prachtvolle Costume, Decorationen, Maschinen, Aufzüge und Ballete ein, um das Auge des Zuhörers zugleich zu beschäftigen. Deswegen wählte man auch meist Stoffe aus der Götter-, Mährchen- und Feenwelt und bildete so nach und nach die sogenannte romantische Oper, die besonders von den

[illegible] hauptsächlich durch Mozart in seinem „Don Juan" und seiner „Zauberflöte", und in neuerer Zeit durch Karl Maria von Weber, besonders in dessen „Freischütz", ausgebildet wurde. In und außer Deutschland, besonders in England, artete aber dieser Geschmack in bloße Pracht-, Decorations- und Maschinenwesen aus. Für die Oper, als musikalisches Kunstwerk, tritt dasselbe Verhältniß ein, in welchem der Dichter [illegible] zum Componisten steht, und nach der ursprünglichen Bestimmung der Oper schreiten Poesie und Musik in derselben gemeinschaftlich mit einander durch Arien, Recitative und Chöre fort. Da in [illegible] mehre Künste zu einem gemeinschaftlichen Zwecke wirken, so [illegible] das vollendetste Produkt der Schauspielerkunst seyn, wenn [illegible] nicht gewöhnlich durch die Unvollkommenheit der poetischen [illegible] die Schwierigkeit des Vereins so mannigfacher Künste und [illegible] Dichtkunst, Musik, Tanzkunst, Malerei, Baukunst) so sehr ge[illegible] würde. Daß auch die ganze Zauberwelt des Romantischen [illegible] in der Oper, wie in der epischen Poesie, außerdem [illegible] Tanzkunst aufgeboten werden kann, ist freilich außerwesentlich [illegible] nur bei einer höchst sorgfältigen Behandlung des Ganzen den [illegible] den gereiften Geschmack erhöhen und verstärken. Die Operette, so nannte man nämlich eine Oper von kürzerer Dauer und von [illegible] in die Handlung verflochtenen Personen bis zur letzten Hälfte [illegible] Jahrh., ist jüngern Ursprungs als die Oper und dadurch [illegible] verschieden, daß in ihr die musikalische Begleitung zu[illegible] auf Arien und Chöre eingeschränkt ist und mit dem Dialoge ab[illegible]. Ursprünglich hatte die Operette bloß eine komische, dem Lust[illegible] ähnliche Einrichtung (als opera buffa); später aber ward, be[illegible] durch Verpflanzung ausländischer (besonders italienischer) Opern [illegible] deutsche Theater, mit deutschem Texte unter Arien und Chören, [illegible] Grenzlinie zwischen Oper und Operette beinahe ganz durchbrochen, [illegible] man in die Operette dieselbe Maschinerie brachte, die man der [illegible] ausschließend aufbewahren sollte. Soll die Operette verständigen [illegible] haben, so muß der Dichter die Gesangstücke in derselben wirklich [illegible] treten lassen, wo eine lyrische Bewegung der handelnden Personen, [illegible] Ausdruck ihrer subjectiven Gefühle möglich und nöthig ist, der sich [illegible] an den vorhergehenden Dialog anschließt. In neuerer Zeit [illegible] sich der Begriff Operette und Oper wieder getrennt und man be[illegible] mit Oper die größern dramatischen Musikstücke, obschon der [illegible] in sie eingewoben ist und nur die Arien, Duette, Terzette und [illegible] gesungen werden, vorzüglich aber die romantische Oper, mit Operette aber die kleinern, eigentlichen Singspiele oder Liederspiele. Ueber[illegible] verliert sich der Name Operette immer mehr und mehr. An die [illegible] derselben sind in neuerer Zeit die Vaudevillestücke getreten, wo, [illegible] Nachahmung der französischen leichten Spiele dieser Art, beliebten [illegible] bekannten Volksmelodien oder Stücken aus andern Opern andere, [illegible] dem Stücke passende Texte untergelegt werden. Sie gehn, wie sich [illegible] selbst versteht, nicht sehr ins Tiefe ein und enthalten nur leichte, [illegible] Melodien von Arien u. dgl. Besonders beliebt sind in Deutschland von dieser Gattung: „Der Capellmeister von Venedig", „Der [illegible]capitain", „Der Bär und der Bassa", „Sieben Mädchen in Uniform" &c. Unter den italienischen Operndichtern hat sich besonders Metastasio ausgezeichnet; unter den Franzosen: Lafontaine, Lamotte, Marmontel; unter den Deutschen: Wieland und Kind. Ausgezeichnete Operncomponisten sind: Rossini, Cherubini, Cimarosa, Auber, Gretry, Monsigny, Mehul, Boyeldieu, Kaiser, Gluck, Mozart, Winter, Weigl,

Reichard, Kunze, Wölfl, Beethoven, v. Weber, Wolfram ꝛc. Die komische Oper ward unter den Italienern nur von Goldoni mit etwas Erfolg angebaut (doch bleiben die meiste Produkte in dieser Gattung noch unter dem Mittelmäßigen): unter den Briten: von Gay, Fielding, Kenrick; unter den Deutschen: von Weiße, von Göthe, Gotter, Engel, Bretzner, J. G. Jacobi, Stephani, Michaelis, Herklots, von Kotzebue, Meißner, Bürde, Kind, Gehe u. A.; doch verdienen die komischen Opern mehrer dieser mehr den Namen Operetten. — Die Geschichte der Oper steigt bis ins 16. Jahrh. hinauf, wo Vicenzo Galilei und Giulio Caccini in Florenz, berühmte Tonkünstler ihrer Zeit, um die alte griech. Tragödie wiederherzustellen, es unternahmen, Gedichte unter einfacher Begleitung eines Saiteninstruments herzusagen oder zu recitiren, und große Dichter, wie Tasso in seinem „Amint", Schäferspiele mit Chören dichteten. Diese Versuche, welche als Ursprung der Oper angesehen werden, bahnten einem durchaus in Musik gesetzten Drama den Weg, welches „Daphne" hieß und von dem Dichter Ottavio Rinuccini verfertigt, von Giac. Peri in Musik gesetzt war. Es wurde 1597 in Florenz zum ersten Male mit dem lautesten Beifall aufgeführt. In dasselbe Jahr fällt des Dichters und Capellmeisters Horazio Vecchi „Amphiparnasso", welcher zu Venedig herauskam und durch Schauspieler aufgeführt wurde, wobei auch die Masken (Pantalon, Doctor) sangen. Andere Schauspiele, wie die „Aegle", von Giraldi und die „Arethusa" von Lollio, sollen noch früher am Hofe des Herzogs von Ferrara aufgeführt worden seyn, sowie man auch sagt, daß Guarini's „Pastor fido" schon in der Mitte des 16. Jahrh. musikalisch dargestellt wurde. Nach einer andern Meinung soll bereits um 1486 ein gewisser Joh. Sulpitius mit dem Zunamen Verulame auf dem Markt zu Rom, wie auch vor dem Papste und einigen Cardinälen kleine Dramen mit musikalischer Declamation gegeben haben. Die Musik zu diesen Schauspielen bestand größtentheils in einem Vortrage, der unserm heutigen Recitativ ähnlich war, welches nur selten durch Chöre unterbrochen wurde und sich daher dem Vortrage der griech. Tragödie näherte, deren Dialog ebenfalls unter einfacher Instrumentalbegleitung musikalisch declamirt wurde. Für den eigentlichen Erfinder des Recitativs, sowie wir es jetzt haben, wird jedoch Emilio del Cavaliero (seit 1570 Capellmeister in Florenz) gehalten, von dem 1590 zu Florenz zwei Schäferspiele: „Il satiro" und „La disperazione", aufgeführt wurden, und welcher auch auf eben dieselbe Weise ein Oratorium: „Anima e corpo", in Musik gesetzt hat. Nach mehren andern dergleichen Versuchen wurde 1600 bei der Vermählung Königs Heinrich IV. das Singspiel „Euridice", von Rinuccini gedichtet und von Peri und Coccini componirt, in Florenz öffentlich aufgeführt. Dieser Rinuccini, der die regelmäßigere Oper einführte, dichtete auch „Ariadne" mit Musik von Monteverde bei Vermählung des Herzogs v. Mantua (1608); Monteverde ging dann nach Venedig, von wo aus sich die Oper weiter durch Italien verbreitete. Die erste opera buffa soll 1624 zu Venedig aufgeführt worden seyn; daselbst wurde auch die erste Opernbühne (1637) errichtet. 1646 wurde die Oper durch den Cardinal Mazarin nach Frankreich verpflanzt. In Deutschland wurden schon zu Hans Sachs's Zeiten (st. 1567) gesungene Fastnachtsspiele aufgeführt. Die Königin Sophie Charlotte unterhielt in Deutschland die erste italienische Oper, wobei Bononcini Capellmeister war. Den ersten eigentlichen Operntext verfertigte Mart. Opitz (st. 1639); er hieß „Daphne" und ist eine Nachahmung des oben erwähnten ital. Singspiels „Daphne". Nachher schrieb Paul Thiemich die Oper „Al-

ceste", die erste, die 1693 zu Leipzig in der Ostermesse aufgeführt wurde. Aber sie war ebenfalls aus dem Italienischen bearbeitet. Die erste deutsche Originaloper soll „Adam und Eva" seyn, welche 1678 zu Hamburg gegeben wurde, wo damals der berühmte Componist Philipp Kaiser blühte. Einige halten die Operette „Der Teufel ist los!" für die erste komische Oper in Deutschland; Flögel hingegen behauptet, daß es bei uns ebenso früh komische Opern gegeben habe als ernsthafte. In Augsburg wurde 1697 zum ersten Male eine deutsche Oper aufgeführt, und zu Nürnberg 1696 ein Opernhaus erbaut, in welchem man 1697 die erste deutsche Oper „Arminius" aufführte. In Schweden wurde 1774 die erste schwedische Originaloper „Birger Jarl" von gebornen Schweden aufgeführt. In England wurde im 17. Jahrh. die ital. Oper eingeführt. Der Deutsche Händel bewirkte hier eine Revolution, die aber für die englische Oper ohne Erfolg geblieben ist. In Spanien drang in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. die ital. Oper ein. Die ital. Oper unterscheidet sich von der deutschen hauptsächlich dadurch, daß durchgehends nicht darin gesprochen, sondern der Dialog recitativisch (d. h. nach Noten, aber ohne Takt) gesungen wird. Bei den Italienern sind auch die Gattungen der opera seria und buffa strenger geschieden als bei den Deutschen. Jene ist weit ernster, für uns fast leer und langweilig; diese weit mehr groteskkomisch und echt national. Dieß bezeichnet auch der ihnen eigenthümliche Ausdruck und Charakter der Buffonerie, welche unnachahmlich ist. Unter ihren ernsten Operndichtern zeichnen die Italiener den Apostolo Zeno und hauptsächlich den Metastasio aus, welche Beide im 18. Jahrh. die ital. Oper auf einen höhern Standpunkt brachten; unter den komischen Goldini und mehre Andere; unter ihren Componisten Sacchini, Piccini, Jomelli, Cimarosa, Salieri, Paisiello, Zingarelli, Martini, Rossini, Generali rc. (S. Arteaga's „Gesch. der ital. Oper", übers. v. Forkel, 2. Thle. 1789.) In England, wo man früher etwas der Oper Aehnliches in den „Masques" antrifft, fand die ital. und franz. Oper schnell Eingang, doch hat sich eine engl. Nationaloper niemals recht entwickeln wollen. Einige gelungene Versuche, wie Gay's „Bettleroper" wurden durch ital. und franz. Erzeugnisse verdrängt und die ital., franz. und deutsche Opern herrschen dort fast allgemein.

Opfer sind Gaben, die man der Gottheit darbringt, um dadurch die Hingebung seiner eignen Person auszudrücken. Dieser Gebrauch war die erste Wirkung der Anerkennung höherer Wesen und ein Haupttheil des Gottesdienstes in allen Religionen des Alterthums; und noch heute glaubt der Morgenländer vor Gott ebenso wenig mit leeren Händen erscheinen zu dürfen als vor seinem Fürsten und Herrn. Die Vorstellung, daß Gott sinnliche Bedürfnisse habe und an Speise, Trank und Wohlgeruch Gefallen finde, sowie die Lebensart der Opfernden, bestimmte die Beschaffenheit ihrer Gaben. Hirten und Jäger brachten Thiere, Ackerbauer Früchte und Brot; und die Ehrfurcht vor der Gottheit gebot, ihr das Beste, was der Opfernde besaß, zu widmen. Daher wollte Abraham selbst den geliebten Sohn und einzigen Erben opfern, und Agamemnon seine Tochter Iphigenia; doch zeigte sich in der glücklichen Wendung, die diese Opfer nicht zur Ausführung kommen ließ, schon früh die reinere Idee, daß Gott kein Menschenblut verlange und durch die fromme Gesinnung befriedigt werde. Die Verirrungen des Naturdienstes erhielten gleichwohl den grausamen Gebrauch, Menschen zu opfern, auch bei solchen heidnischen Völkern aufrecht, die der ersten Rohheit entwachsen waren. Die Phönizier opferten

ihrem Götzen (Moloch) Kinder, wie in gleichem Sinne die germanischen Völker und die ältern Mexicaner und Peruaner. Denn zu der Ehrfurcht und Dankbarkeit, die früher zum Opfer antrieb, kam, da man Unfälle und Plagen als göttliche Strafen für begangene Sünden zu betrachten anfing, der neue Beweggrund, die erzürnte Gottheit zu versöhnen, und dazu schien ein Menschenleben nicht zu kostbar. Aber während die Altäre der heidnischen Welt häufig vom Blute unschuldiger Kinder und wehrloser Gefangenen trieften, bestimmte Moses in seinen Opfergesetzen reine, makellose Thiere und Früchte zu Stellvertretern der Hingebung und Buße seines Volks vor Jehova. Die Opferhandlung war der Mittelpunkt des israelitischen Gottesdienstes. Die israelitischen Opfern waren hiernach theils blutige, wenn Rinder, Ziegen, Schafe, oder im Nothfall Tauben, von den Priestern geschlachtet und ganz oder zum Theil verbrannt wurden (Brandopfer); theils unblutige, wenn man Mehl, Kuchen, Salz, Oel, Honig und Weihrauch (Speisopfer), oder Wein, der um den Altar hergegossen wurde (Trankopfer), darbrachte. In Rücksicht ihres Sinns und Zwecks waren diese Opfer entweder Dank- und Freudenopfer, die in Rind- und Kleinvieh bestanden und gewöhnlich mit Speisopfern begleitet waren, oder Sühn- und Schuldopfer, zu denen nur Thiere gebraucht wurden. Bei den letztern pflegten die Priester die Darbringenden, zum Zeichen ihrer Versöhnung mit Jehova, mit dem Blute der geschlachteten Thiere zu besprengen, und wenn es einer allgemeinen Buße und Entsündigung des ganzen Volkes galt, das Opferthier zu verbrennen, dagegen wenn es nur Privatpersonen anging, das Fleisch selbst zu essen. Denn die Opfer an Thieren und Erstlingen der Früchte, die an gewissen Festen und bei wichtigen Familienbegebenheiten oder zur Entsündigung Einzelner dargebracht werden mußten, gehörten zu den Naturaleinkünften der Priester, die nur den ungenießbaren Theil derselben verbrannten. Diesen Vortheil verschafften sich auch die heidnischen Priester, die, wenngleich bei Juden und Heiden nur die Priester opfern durften, an ihren Opfermahlzeiten die Geber Theil nehmen ließen, wie von den Hekatomben (s. d.) der Griechen vor Troja an bis zu den Opfergelagen, denen Theodosius im Jahre 392 mit dem ganzen heidnischen Cultus zugleich im röm. Reich ein Ende machte, hinlänglich bekannt ist. Die Hekatomben der Griechen und Römer waren Brandopfer, ihre Libationen Trankopfer, und die Speisopfer die Gaben, die sie in den Mysterien darbrachten. Das Christenthum schaffte den heidnischen und jüdischen Opferdienst gänzlich ab; indem es den Tod Jesu als die Genugthuung für die Sünden der Menschen und als die letzte Erfüllung der alten Opferidee darstellte. Wir verweisen hier auf den Art. Messe, als des Opfers des neuen Bundes, welche Idee man bei allen christlichen Kirchen des Orients und des Occidents findet, mit Ausnahme der verschiedenen protestantischen Confessionen seit dem 16. Jahrh., nach deren Ansicht es im Christenthume keine anderen Opfer gibt, als die moralischen, der Entsagung vom Bösen und Eiteln, der Aufwendung aller Kräfte und Güter für das Wohl der Menschen und die völlige Hingebung des Herzens an Gott. — Als gottgeweihte Gaben sind die Oblationen (s. Obley) der ersten Christen zu betrachten. — Bei den Heiden findet der Gebrauch gottesdienstlicher Opfer auch in unsern Zeiten statt: der Chinese weiht seinen Göttern Früchte, der Karaibe Taback, der Neger in Westindien Branntwein

und bei den wilden Inselbewohnern Afrika's und Australiens zeigen sich noch immer Spuren von Menschenopfern.

Ophiten, Ophianer, Schlangenbrüder, eine im 2. Jahrh. aus der gnostischen Häresie entstandene Sekte, welche die Schlange als das Bild der sinnlichen Grundlage im Menschen und der Klugheit, und weil sie Eva verführt habe, verehrten. Sie glaubten, die Schlange besitze eine allgemeine Wissenschaft und sey die Mutter aller Erkenntniß und Weisheit. Hierauf bauten sie eine Menge Hirngespinnste. Sie behaupteten, die Schlange sey Christus und von Jesus, dem Sohne Maria, verschieden; Christus sey in Jesus herabgestiegen und nicht er, sondern Jesus habe gelitten. Ihre Sekte verwarf daher Jesus und erkannte bloß Christus. Eine andere aber sehr bestrittene Ansicht stellt Hammer von der Bedeutung der Schlange und ihrer Verehrung bei den Ophiten (in den „Fundgruben des Orients", 6. Bd., 1. St.) auf. Vergl. Tempelherren.

Ophthalmie (Augenentzündnng) ist theils nach dem Grade ihrer Heftigkeit, — ob sie acut oder chronisch verläuft — theils nach dem Theile des Auges, in dem sie ihren Sitz hat, verschieden. Eine andere Verschiedenheit entspringt aus ihrem Charakter und den Einflüssen, die ihrem Entstehen zu Grunde liegen. Gefährlicher ist sie, wenn sie die innern Theile des Auges, als die Regenbogenhaut, ergreift, weniger gefährlich, wenn die äußern Theile, als die Augenlider, Meibomsche Drüsen, oder die Bindehaut entzündet sind. Ihr Charakter bestimmt ebenfalls den Grad ihrer Gefährlichkeit: eine katarrhalische und rheumatische Augenentzündung ist im Allgemeinen gutartiger und leichter heilbar als eine arthritische und skrophulöse; am furchtbarsten ist die syphilitische und die seit den letzten Kriegen in Europa bekannt gewordene ägyptische oder contagiöse Ophthalmie. Röthe, Schmerz und Lichtscheu sind die allgemeinen Kennzeichen der Krankheit, und ihre Folgen nicht selten krankhafte organische Veränderungen, als Verdunkelung der Hornhaut, Flecken, Durchbrechung derselben, Verwachsungen der Iris; Eiterbildungen in den Augenkammern, zwischen den Lamellen der Hornhaut, Schleimflüsse ꝛc. Zuweilen schwillt die Bindehaut so sehr an, daß sie Falten auf dem Augapfel bildet — grauer und schwarzer Staar (s. d.). In der Sinnesverrichtung der Augen finden sich besonders folgende Fehler: Myopie, Kurzsichtigkeit (s. Kurzsichtig); Presbyopie, Weitsichtigkeit (s. d.), Schwäche der Sehkraft, wenn bei anhaltendem Sehen bald alle Gegenstände, sowohl entfernte als nahe, die letztern aber noch eher und mehr, undeutlich werden und z. B. die Buchstaben einer Schrift ineinanderfließen, ist oft mit den vorigen verbunden, oft die Ursache davon, und rührt von zu großer Anstrengung der Augen her. Das Erscheinen von Funken, Flecken, Figuren vor den Augen. Sie sind dunkel oder durchsichtig wie Perlen, einzeln, aneinandergereiht, sinken von oben nach unten. Diese Erscheinung rührt von Nervenschwäche und Andrang des Blutes nach den innern Theilen des Kopfes her. Es ist ohne bedenkliche Folge, vergeht oft wieder, nimmt wenigstens in vielen Jahren nur unmerklich zu. Schwarze, unbewegliche, schneller wachsende Flecken sind bedeutender und lassen schwarzen, Trübheit und Nebel vor dem Auge grauen Staar befürchten. (S. auch Pupillenbildung.) Vergl. D. K. H. Weller: "Die Krankheiten des menschlichen Auges" (3te Aufl., m. Kupf., Berlin 1826); „Benedict's Handbuch der prakt. Augenheilkunde" (Leipz. 1822 fg., 4 Bde.).

Opitz (Martin Opitz von Boberfeld), der Vater der neuern deut

schen Dichtkunst und Begründer der schlesischen Dichterschule, geb. zu Bunzlau in Schlesien Ende 1597. Opitz war der Sohn eines dortigen Raths, besuchte die Schule seiner Vaterstadt, deren Rector sein Oheim, Christoph Opitz war, bezog 1614 das Magdalenen-Gymnasium zu Breslau und 1618 die Universität zu Frankfurt a. d. O. Schon an dem erst genannten Orte hatte er eine Sammlung lateinischer Gedichte: „Strenae“, herausgegeben, Opfer des Danks an Lehrer, Freunde und Wohlthäter. In Frankfurt a. d. O. vertauschte er die Jurisprudenz, für die er sich dem Wunsche seines Vaters gemäß entschieden hatte, mit dem Studium der Philosophie, Geschichte, Beredtsamkeit und Dichtkunst. In Frankfurt machte Opitz den ersten Versuch in deutschen Versen, zwei Brautlieder. Im J. 1619 ging er nach Heidelberg, wo er mit Gruter und andern ausgezeichneten Gelehrten in Berührung kam und auch bei dem kurpfälzischen Hofe vorgestellt wurde. 1620 ging er nach Strasburg. Mit s. Freunde Hamilton, einem reichen Dänen, reis'te er zu Ende des J. 1620 nach den Niederlanden. Zu Leyden hatten Scriver, Vossius, Daniel Heinsius und andere Gelehrte keinen geringen Einfluß auf s. Bildung. Nach seiner Rückkehr aus den Niederlanden, 1621, lebte Opitz 7 Monate lang im Holsteinschen und schrieb in ruhiger Zurückgezogenheit sein „Trostgedicht in den Widerwärtigkeiten des Krieges“, das 1623 gedruckt wurde. Zu Ende 1621 begab er sich nach Schlesien; von dem Herzog Georg Rudolf von Liegnitz an seinen Hof gezogen, verließ er denselben bereits 1622, um der Einladung des Fürsten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, zu folgen, der ihn als Professor der Philosophie und der schönen Wissenschaften nach Weißenburg berief. Die Sehnsucht nach seinem Vaterlande trieb ihn indeß schon 1623 wieder zu s. Gönner, dem Herzog von Liegnitz, zurück, an dessen Hofe er in sorgenloser Muße Manches dichtete und herausgab. 1624 erschien zu Strasburg die erste, durch s. Freund Zinkgräf besorgte Ausgabe seiner Gedichte, die Opitz aber für übereilt erklärte und durch eine andere, von ihm selbst zu Breslau 1625 veranstaltete zu verdrängen suchte. Auf den Wunsch des Herzogs von Liegnitz, der ihn zu seinem Rath ernannte, unternahm Opitz eine Uebertragung der Sonntags- und Festepisteln in deutsche Verse. Die Regeln, die er selbst mit Erfolg in seinen Gedichten anwandte, stellte er in s. verdienstvollen Werke: „Von der deutschen Poeterei“, auf. Zu Ende 1624 reis'te Opitz nach Sachsen und hielt sich am längsten in Wittenberg auf. Nachdem er am Hofe des Fürsten Ludwig von Anhalt-Köthen in die fruchtbringende Gesellschaft unter dem Namen des Gekrönten feierlich aufgenommen worden war, kehrte er über Dresden im J. 1625 nach Schlesien zurück und begleitete s. Freund Kirchner, der in Aufträgen des Herzogs von Liegnitz an den kaiserl. Hof gesandt ward, nach Wien. Durch ein Trauergedicht auf den Tod des Erzherzogs Karl gewann Opitz dort die Aufmerksamkeit und Gunst des Kaisers Ferdinand II, der ihn eigenhändig mit dem poetischen Lorberkranze schmückte. Seit 1626 lebte Opitz wieder in Schlesien, bald an Höfen, bald in stiller Zurückgezogenheit unter gelehrten Freunden. Zu Ende des genannten Jahres trat er in die Dienste des Burggrafen zu Dohna, Karl Hannibal, unter dem Titel eines Secretairs. Der Burggraf brauchte ihn mit Glück in verschiedenen Unterhandlungen mit fremden Höfen. 1628 ward Opitz von dem Kaiser Ferdinand aus eignem Antriebe in den Adelstand erhoben, unter dem von dem schlesischen Flecken Bober erhaltenen Namen: von Boberfeld. 1630 reis'te Opitz in Geschäften des Burggrafen nach Paris, wo er Hugo Grotius

... lernte und sich veranlaßt fand, dessen Gedicht: „Von der Wahrheit der christlichen Religion", in deutsche Verse zu übersetzen. Nach dem Tode des Burggrafen (1633) lebte Opitz abwechselnd an den Höfen zu Liegnitz und Brieg. In diese Zeit fällt sein Lehrgedicht: „Vesuv". ... begleitete er den Herzog Johann Christian von Brieg nach Thorn und ... von dort aus einen, vor den Kriegsstürmen gesicherten Zufluchtsort in Danzig. In dieser Stadt fand ihn 1638 der König von Polen, Wladislaus IV., den Opitz früher in einem Lobgesange verherrlicht hatte. Von diesem Monarchen zu seinem Secretair und zum Historiographen von Polen ernannt, starb er zu Danzig 1639 an der ... wüthenden Pest. Opitz ist der Schöpfer einer deutschen Prosodie ... indem er, statt einer Sylbenzählung, eine Sylbenmessung ... forderte und mehre neue, oder doch außer Gebrauch ... Metra in die deutsche Poesie einführte. Er hat sich in ... Dichtungsarten mit Glück versucht. Unter seinen Lehrgedichten ... auszuzeichnen: die „Trostgründe bei den Widerwärtigkeiten des Krieges"; „Zlatna, oder von Ruhe des Gemüths"; „Vielgut, oder vom ... Glück", und die physikalisch-philosophische Beschreibung des ... Sie enthalten malerische Schilderungen in kräftigem Styl, Betrachtungen über Gott, Natur und Menschheit, Strafreden gegen ... und Thorheiten der Welt und Klagen über die Noth ... Vaterlandes. In seinen vermischten Gedichten, welche ... Aufschrift: „Poetische Wälder", führen, enthalten besonders die ... suche" manches treffliche Lied. Weniger genießbar für ... sind die deutschen Bearbeitungen der „Antigone" des Sophokles, der „Trojanerinnen" des Seneca, des Schäferspiels „Daphne" und ... Trauerspiels „Judith" nach dem Italienischen. Nicht ohne Verdienst ... Nachbildungen, welche Opitz von dem Salomonischen Liede ... Psalmen lieferte. Unter s. geistlichen Liedern sind mehre voll ... und inniger Andacht. Auch im Sinngedicht hat er manches ... geliefert. Seine bisher ungedruckten Epigramme auf die ... von Magdeburg hat F. A. Ebert in seinen „Ueberlieferungen zur Geschichte, Literatur u. s. w.", Dresden 1821, Bd. 1, St. 1, ... u. f., mitgetheilt. Außer den bereits erwähnten Ausgaben seiner ... ist noch eine zu Danzig 1641 in 2 Octavbänden erschienene ... werken, nach der die zu Frankfurt a. M. 1638, 1644 u. 1648 ... Quartausgaben veranstaltet wurden. Die vollständigste ... breslauer vom J. 1690, 3 Bde. Die vollständigste Biographie ... Dichters lieferte C. G. Lindner, 2 Bde., Hirschb. 1740. Eine ... Auswahl aus seinen Gedichten enthält der 1. Theil der von ... Müller herausgeg. „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh." ... 1822).

Opium, der eingetrocknete Saft aus den Samenköpfen der Mohnpflanze (Papaver somniferum), den man in mehren Gegenden des Orients, besonders in Natolien, Arabien, Persien, Aegypten und Ostindien bereitet. Das Opium, welches ehemals um Theben in Aegypten ... wurde, war das beste, daher nennt man noch jetzt die reinste Sorte von Opium Opium thebaicum. Das Opium kömmt als eine ... Masse, in rundlichen, ein bis zwei Pfund schweren platten Kuchen ... unförmlichen Stücken in Blätter eingewickelt zu uns. Das gute Opium muß schwer, dicht, äußerlich von einer rothbraunen Farbe seyn, ... dem Bruche muß es glänzen, einen reinen starken betäubenden Geruch besitzen, nicht säuerlich brandig riechen und von Geschmack scharf, beißend und sehr bitter seyn. An der Flamme eines Lichts muß es sich

leicht entzünden lassen, im Wasser zum Theil auflösen und der Auflösung eine röthliche Farbe ertheilen. Mit Wasser benetzt muß es auf dem Papier einen hellbraunen Strich geben. Bisweilen ist es mit Sand verfälscht, den man bei der Auflösung im Wasser entdeckt. Die Verfälschung mit Süßholz-Extract läßt sich leicht durch den eigenthümlichen Geruch errathen. Das Opium ist für den Arzt ein unentbehrliches Mittel; da es aber so gewaltig tief auf die Nerventhätigkeit wirkt, so verlangt seine Anwendung eine geübte Hand. Seine Wirkung in kleinen Gaben ist Reizung der Gefäße und des Nervensystems im Anfange und später Abspannung, Schwächung; in größern Gaben betäubt es und vermag die Nervenkraft bis zur völligen Lähmung zu vernichten. Als Medicament ist das Opium schon über 2 Jahrtausende im Gebrauch. Auch haben wir noch mehre Vorschriften zu Opiatmischungen (Opiaten) aus den damaligen Zeiten, z. B. das Philonium vom Philo, den Mithridat vom Damokrates u. a. m. Noch mehren Gebrauch machten die arabischen Aerzte von dem Opium, und Paracelsus empfahl es unter den europäischen Aerzten zuerst und sehr eindringlich. Seiner anfänglich berauschenden Kraft wegen genießen es die Orientalen, besonders die Türken, statt des Weines. Der Opiophage — Opiumesser — fängt mit kleinen Dosen an: eine angenehme Munterkeit, ein erhöhtes regeres Leben, ein feuriger Schwung der Phantasie folgen bald dem Genusse. Dieser Zustand dauert einige Stunden an, der Rausch verfliegt und Erschlaffung, Schmerz, treten an seine Stelle. Durch eine nun größere Portion von Mohnsaft sucht der Opiophage diese unleidlichen Gefühle zu vertreiben und muß so zu immer größeren Dosen steigen: das Gesicht wird blaß, der Körper magert ab, die Glieder zittern und alle Regsamkeit, alles Gefühl ist verschwunden, Wassersucht und andere Kacherien tödten ihn gewöhnlich. Gegen Opiatvergiftung, die sich durch Unruhe, Ausbrechen, Zittern, Zuckungen, Bewußtlosigkeit, Schlafsucht, Betäubung kund gibt und durch Schlagfluß tödtet, ist ein Brechmittel und dann starker Caffee oder guter, alter Rheinwein, oder auch Säuren mit Kampfer gereicht, das beste Gegenmittel.

Oporto oder Porto, nach Lissabon die reichste, wichtigste und größte Handelsstadt des portug. Reichs, in der Provinz Entre Minho e Duero, liegt ¾ St. vom Meere am rechten Ufer des schiffbaren Duero in einer wilden Berggegend zwischen hohen Felsen eingeschlossen. Der Stadt gegenüber hat sich der Flecken Jaya und ihr zur Seite östlich ein neuer Ort, Villanova de Porto, gebildet. Zusammen enthalten sie über 70.000 Einw. in 15000 Häusern. Der Zusammenfluß der auf 4000 geschätzten Fremden, besonders der Engländer, die sich dort stets theils des Handels, theils des Vergnügens wegen aufhalten, trägt viel zur Reinlichkeit und Nettigkeit der Stadt bei; auch ist der gesellige Ton hier angenehmer als zu Lissabon. Oporto ist der Sitz eines Bischofs, hat außer der prächtigen Kathedrale über 80 andere Kirchen, mehre Wohlthätigkeitsanstalten für Arme, Kranke rc., 11 schöne öffentliche Plätze, ein ansehnliches Schauspielhaus rc. An dem Duero befinden sich schöne Kaie. In den trefflichen, durch zwei kleine Forts geschützten Hafen laufen jährlich an 1200 Schiffe ein; doch ist die Mündung des Flusses durch Klippen und bewegliche Sandbänke beengt und bei niedrigem Wasser das Ein- und Auslaufen der Schiffe gefährlich. Der Handel der Einw. besteht vorzüglich in der Ausfuhr des bekannten Portoweins, welcher am Duero oberhalb der Stadt wächst. Er wird wie alle portug. Weine noch vor der Gährung mehr oder weniger mit Branntwein versetzt, am stärksten der nach England bestimmte. Man

...daß er sich ohne Zusatz nicht halten würde. Der zur Aus... bestimmte bleibt noch drei Jahre in den großen an den Ufern des ... Magazinen über der Erde, wie aller Wein in Por... Der Verkauf dieses Weins besorgt eine eigne Han... die auch 30 Branntweinbrennereien unterhält. Man ... an 220 Handelshäuser, darunter 25 britische und 10 ... die Kaufleute verrichten einen Theil ihrer Geschäfte in den ... die gewöhnlich durch Segeltücher, um sich gegen Son... Regen zu schützen, theilweise bedeckt werden. Die indu... unterhalten zahlreiche Fabriken in Seide, Strümpfen, ... Leinwand, Leder, Metall ꝛc. Der Werth der Einfuhr ... Durchschnitt an 7 Mill. Gl. und der Werth der Ausfuhr ... Gl. Die romantischen Umgebungen der Stadt werden ... geschmackvolle Quintas (Landhäuser) verschönert. Oporto ... Daseyn einem Orte Cale, das auf der andern Seite des ... einem Berge lag, von welchem sich ein Theil der Einw. ... Landung der Schiffe günstiger liegenden Platze ansiedel... Namen Portus (Hafen) erhielt; das Ganze hieß nun Por... Hafen von Cale, woraus wahrscheinlich der Name Por... entstanden ist. Ueber die neueste Geschichte Oporto's s. Portugal ...

...ianus, aus Cilicien oder Apamea gebürtig, schrieb gegen ... 2. Jahrh. n. Chr. 2 griech. Lehrgedichte, das eine von der ... („Cynegetika“), das andre vom Fischfange („Halieutika“). Beide ... fleißiges Studium älterer Muster und mannigfaltige gelehrte ... und sind reich an dichterischen Schönheiten, besonders in den ... Episoden. Die vorzüglichste neuere Ausg. hat Schneider ... (Lpz. 1813).

...position (in der Astronomie), s. Aspecte.

...positionspartei, im Staat und in geselligen und andern ... die Partei, welche geflissentlich die Widerpart gegen die ... und das Wort führende hält. In allen Repräsentativre... haben die Beamten der vollziehenden Macht an der Volks... ...tation und dem Publikum überhaupt Gegner, die ihre Ver... tadeln. Bei der den Menschen (selbst den edleren) inwoh... Eigensucht, ihre Ideen für die bessern zu halten und manchmal ... Privatvortheil über den allgemeinen Nutzen zu stellen, haben ... Oppositionsparteien, welche aber oft ebenso eigennützig sind, ... möglichen Nutzen, in Englands Repräsentativverfassung (s. Par... ...ment) greifen aber die Oppositionsparteien gemeiniglich Alles und ... an, was ein der Opposition verhaßtes Ministerium unter... In der Opposition der deutschen Volksrepräsentationen trifft ... bisher diesen Krebs der Repräsentativverfassungen, zur Ehre der ... Oppositionsparteien, sehr selten an, auch sind wohl die deut... Monarchen selten in der Ministerwahl so unglücklich gewesen, als ... die britischen Könige waren, indem sie durch irgend einen ... Vertrauten, den sie an die Spitze stellten, die Ministercollegen zur ... Ernennung sich vorschlagen ließen. Im Ganzen ist eine vernünftige ... Opposition, die sich in der Presse oder in ständischen Verfassungen aus... ...spricht, für jeden Staat heilsam, indem sie zu Reibungen und Erör... ...terungen der wichtigsten Dinge Anlaß gibt und diese Reibungen leicht ... entwickelt, nur muß sich diese Opposition, sobald sich wirklich Volksbe... ...wegungen zeigen, an die Regierung anschließen, nicht aber sich an die ... Spitze einer etwa ausbrechenden Rebellion stellen. Vgl. Ministe...

rialpartei, Whigs und Tories. — Im Mittelalter übte der Papst ein sehr wirksames Oppositionsrecht gegen die Ausschweifungen der weltlichen Macht aus. Die Frage, ob man dem souverainen Papste jetzt ein solches Oppositionsrecht anvertrauen solle und könne, wird von de Maistre, Bonald, u. A. bejaht, von Ganilh in seinem Werke „Du pouvoir et de l'opposition dans la société civile" (Paris 1823) verneint.

Ops, s. Cybele.

Optik. Die optischen Wissenschaften stellen die mathematischen Gesetze der Erscheinungen dar, die das Licht bewirkt. Man rechnet vier Wissenschaften dahin: 1) die eigentliche Optik. Sie betrachtet den Lichtstrahl, sowie er ungebrochen von einem leuchtenden Funken in gerader Linie auf das Auge fällt, und entwickelt die Gesetze, nach welchen er das Auge afficirt, und die daraus erfolgenden Erscheinungen. Ein solches Gesetz z. B. ist, daß das Licht, welches von einem leuchtenden Körper ausgeht, in seiner Stärke abnimmt, wie die Quadrate der Distanzen zunehmen. Sie setzt eine Theorie vom Baue des Auges voraus; erklärt die Erscheinungen des Schattens, der Farben, der scheinbaren Verschiedenheit, der Größe ein und desselben Körpers in verschiedenen Entfernungen. 2) Die Perspective (s. d.) ist nichts anders als die angewandte Optik und enthält die sämmtlichen Regeln, die der Maler beobachten muß, um entfernte Gegenstände so zu zeichnen, wie sie nach optischen Grundsätzen in der Natur erscheinen müssen. 3) Die Katoptrik bestimmt die Gesetze der von Spiegeln oder andern glatten, ebenen oder krummlinigten Flächen reflectirten Strahlen. Sie erklärt die Wirkungen der converen Brennspiegel, der concaven Brenngläser, der cylindrischen u. a. Spiegel. 4) Die Dioptrik beschäftigt sich mit den Gesetzen der Strahlenbrechung, wenn das Licht aus einem dichtern in ein dünneres Medium oder umgekeht übergeht, z. B. aus der Luft in Wasser. S. Brechung der Lichtstrahlen, Brille, Farbenlehre, Mikroskop u. a. Die Begriffe der Alten von dieser interessanten Wissenschaft waren unvollkommen; jedoch hat Ptolemäus eine (verloren gegangene) Optik geschrieben, die, nach einzelnen Citaten, nicht ohne Verdienst gewesen seyn kann. Nach der Wiederherstellung der Wissenschaften im Occident hat der Neapolitaner Porta die Optik bearbeitet. In ihrem heutigen Umfange lernt man sie am besten aus Smith's „Compleat system of optiks" (Cambr. 1738, 4.; deutsch durch Kästner, Altenburg 1755, 4.); aus Bouguer's „Essai d'optique" (Par. 1760, 4.); Priestley's „Optik", deutsch von Klügel (Leipz. 1776, 4.), und Bürja's „Anleitung zur Optik" (Berl. 1793) kennen. Noch ist vorzugsweise zu empfehlen die Darstellung der optischen Wissenschaft in Lorenz's „Grundriß der Mathematik" (2. Aufl., Helmst. 1799).

Optimaten, bei den Römern, die Adelspartei, im Gegensatz der Populares, welche für das gemeine Volk waren.

Optimismus wird die philosophische und religiöse Lehrmeinung genannt, welche behauptet, daß diese Welt ungeachtet ihrer scheinbaren Unvollkommenheiten im Einzelnen vollkommen und nicht anders sey, als sie seyn könne. Dieser Lehrmeinung waren schon die Stoiker und Plotin zugethan. Vorzugsweise versteht man aber unter Optimismus den Leibnitz'schen, nämlich die Lehre: Gott habe unter den möglichen Welten, die sein Verstand gedacht, nach seiner Vollkommenheit die beste gewählt und hervorgebracht. Leibnitz entwickelt die Lehrmeinung in s. „Theodicee" (s. d.), besonders mit Hinsicht auf Bayle's Zweifel und Einwürfe von dem Uebel in der Welt, und macht darauf aufmerksam, daß, was im Einzelnen unvollkommen erscheine, keineswegs Unvollkom-

menheit des Ganzen, und daß das Einzelne in dem Zusammenhange, in welchem es sich befinde, das Beste sey. Man brachte diese philosophische Behauptung sonst auch gewöhnlich auf das Trilemm zurück: wenn diese Welt nicht die beste wäre, so hätte Gott eine vollkommnere entweder nicht gekannt oder nicht haben schaffen können oder nicht schaffen wollen; nun streiten letztere drei Fälle mit der Allweisheit, Allmacht und Güte Gottes, folglich ist diese Welt als die beste zu betrachten. Vgl. „Sammlung der Schriften über die Lehre von der besten Welt" (Rostock 1759), die franz. Preisschriften der berliner Akademie über diesen Gegenstand (Berlin 1755) und Leonh. Creuzer, „Leibnitii doctrina de mundo optimo etc." (Leipzig 1795).

Orakel, Götteraussprüche, welche angeblich den Anfragenden durch begeisterte Personen, dann auch die Orte, an welchen diese Aussprüche unter besondern Vorbereitungen und Gebräuchen ertheilt wurden. Die Geschichte gibt uns über die Entstehung der Orakel keinen Aufschluß. So viel ist gewiß, daß sie viel früher zu suchen ist als unsere ältesten historischen Ueberlieferungen. Aber nicht viele Völker, die an Weissagungen glaubten, hatten auch Orakel, indem diese schon einen höhern Grad von Cultur, besonders mehrfache politische Künste voraussetzten. Geschichtlich bieten die ältesten Orakel sich uns in Aegypten dar; man wußte daselbst so wenig über ihre Entstehung, daß man die Kunst aller Weissagung von den Göttern herleitete. Zu Meroe scheint das älteste Orakel in Aegypten gewesen zu seyn, von wo eine Priestercolonie nach dem ägyptischen Theben ging. Von beiden Orakeln wurde gemeinschaftlich das nachher so berühmte des Amnu (Jupiter Ammon) in der libyschen Wüste gegründet. Diese Orakelinstitute hatten hauptsächlich den Caravanenhandel der damaligen Zeit im Auge. Ein Abkömmling desselben war das des Zeus zu Dodona, das älteste in Griechenland, welches jedoch frühzeitig mit pelasgischer Religion vermischt wurde. Früher trieben die Selli (Schamanen) in dieser Gegend ihre Künste, sodaß ihr Orakel vielleicht nur durch die ägyptischen Ankömmlinge ammonisirt worden ist. Gleich alt mit diesem war vielleicht das Orakel in Böotien, welches erst der Gäa, dann der Themis, dann dem Apollon gehörte. Endlich überstrahlte das Orakel Apollons zu **Delphi** (s. d.) alle übrige. Durch die steigende Cultur der vornehmeren Classen sank allmälig das Ansehen dieses und der vielen übrigen Orakel in und außer Griechenland. Vorzüglich war das der Fall, als Griechenland von Makedoniern erobert wurde und als öffentliche, politische Discussionen desselben aufhörten. Die niederen Classen wendeten sich von den heimischen Orakeln weg, als seit Alexanders Eroberungen Haufen von Priestern der Isis, des Osiris, Serapis, Mithras und andere orientalische Gaukler über Griechenland sich ergossen. Die Römer hatten, wenn man die albunea sylva, die cumaneische Sibylle, das Orakel des Faunus und der Fortuna zu Präneste abrechnet, welche alle in die altitalische Zeit gehören und seit Roms Gründung verschollen, keine einheimischen Orakel, sondern nahmen ihre Zuflucht zu den gangbaren griechischen und ägyptischen. Dagegen hatte man in Rom die Sibyllinischen Bücher, welche als Orakel gebraucht wurden. Die Autorität derselben, welche sie durch die Hauptstadt erhielten, machte, daß sie fast durch das ganze römische Reich verbreitet wurden und sogar in der spätern christlichen Zeit noch lange, selbst in manchen Gegenden (auch in Deutschland unter dem Namen: Sibyllinische Weissagung) bis jetzt sich erhielten. Der Annahme der christlichen Kirchenväter zu Folge verstummten die Orakel, welche von ihnen für Teufelswerk gehalten

wurden, sowie der Sieg des Christenthums über das Heidenthum entschieden war, und man betrachtete dieß auch in späterer Zeit als einen Haupttriumph des erstern. Eigentlich aber sind die Orakel nur aus dem öffentlichen Leben gewichen. In den gewöhnlichen und engern Lebensverhältnissen übt der Aberglaube in ihrer Form wesentlich noch dieselbe Herrschaft über den Verstand aus. Wenige Menschen sind davon frei, daß sie, selbst in wichtigern Angelegenheiten, wo sie über einen zu fassenden Entschluß nicht mit sich einig werden können, oder zu Belebung ihrer Hoffnung, ob sie Etwas erlangen werden, sowie zu Bekämpfung ihrer Furcht, wegen des Eintritts einer Widerwärtigkeit, sich etwas Gleichgültiges und Zufälliges zum Entscheidungsgrund oder zum Merkzeichen nehmen und sich dadurch in ihren Handlungen, wie in ihrem Gemüthsleben, bestimmen lassen.

Orange-Men, s. Whiteboys.

Orang-Outang, s. Affe.

Oranien, Orange, ehemals ein kleines Fürstenthum in Frankreich (jetzt im Depart. Vaucluse), welches im Mittelalter eigene und unabhängige Fürsten hatte. Mit dem kinderlosen Tode des letzten, Philibert von Chalons (st. 1531), kam es an das Haus Nassau-Oranien, und als der letzte dieses Stammes, König Wilhelm von England, 1702 starb, entstand zwischen dem König Friedrich Wilhelm von Preußen, dem Fürsten von Nassau-Dietz und dem Fürsten von Nassau-Siegen über den Besitz von Oranien ein langwieriger Streit, der sich damit endigte, daß der König von Preußen das Land im utrechter Frieden 1713 gegen anderweitige Vergünstigungen an Frankreich überließ, wo es Ludwig XIV. mit der Dauphiné vereinigte. Der Protestantismus der Einwohner ward allmälig unterdrückt, sodaß jetzt nur noch wenige Bekenner desselben sind. — Die Stadt Orange liegt an der Meyne in einer an Wein, Oel, Seide, Safran und Krapp fruchtbaren Gegend, ist der Sitz eines Bischofs, eines Unterpräfecten, eines Tribunals und hat 7500 Einw., welche Leinwand- und Sergefabriken, Färbereien, Seidenspinnereien ꝛc. unterhalten. Man findet hier römische Alterthümer, worunter besonders ein prachtvolles Triumphthor, zu den am besten erhaltenen Werken römischer Architektur gehörend, das röm. Theater, einzig seiner Art in Frankreich, und eine Wasserleitung merkwürdig sind.

Oratorium, ein musikalisches Drama würdigen Inhalts, welches für bloß musikalische Aufführung — mithin nicht für theatralische Action — bestimmt ist. Es erfordert daher von Seiten der Poesie Handlung, wenn auch nicht in dem strengen Sinne des theatralischen Dramas, Vergegenwärtigung einer Handlung oder Begebenheit, es sey unmittelbar durch die zur Handlung und Begebenheit gehörigen Personen oder mittelbar durch erzählende Personen, welche sich an deren Stelle versetzen, und durch den eingreifenden Chor, als der musikalischen Aeußerung der Masse von Individuen. Diese Handlung nun muß durch die Idee, welche ihr zum Grunde liegt, einen würdigen und großen Charakter haben, wie z. B. „Die Schöpfung", und mannigfaltige große, erhebende und rührende Gemüthszustände der antheilnehmenden Individuen und der Masse herbeiführen, welche die Musik zu schildern geeignet ist, indem sie von den Personen ausgesprochen werden. Vorzüglich hat man geistliche Stoffe, besonders biblische Handlungen und Geschichten, zu Inhalte der Oratorien gemacht. — Den Ursprung der Oratorien setzt man in die Zeiten der Kreuzzüge, wo die Pilgrimme in Gesängen die Geschichte des Erlösers ꝛc. auf öffentlichen Plätzen

und Straßen absangen. In Italien bekamen sie dann ihre jetzige Form. Man nennt den heil. Philipp von Neri (geb. zu Florenz 1515, gest. zu Rom 1595), den Stifter der Congregation der Priester des Oratoriums, als Denjenigen, der die Oratorien um 1540 eingeführt habe. In England führte Händel diese Dichtungsart zuerst ein; in Deutschland haben die von Rolle („Der Tod Abels“, „Abraham auf Moria“), von Graun („Der Tod Jesu“); in der neuern Zeit von Haydn „Die Schöpfung“ und in der neusten Zeit die von Schicht („Das Ende des Gerechten“), von Fr. Schneider („Weltgericht“ ꝛc.) u. m. A. sich höchst berühmt gemacht.

Oratorium (Priester vom), eine Gesellschaft Weltpriester, welche der h. Philipp von Neri 1574 stiftete und zum Zwecke hatte, bei ihren Zusammenkünften sich von geistlichen Dingen zu unterhalten und Untersuchungen deßfalls anzustellen. Den Namen bekamen sie von dem Oratorium in der Kirche des heil. Hieronymus zu Rom, wo der Stifter dieses Ordens anfänglich seine Zusammenkünfte hielt. 1612 gab Papst Paul V. dieser Gesellschaft gewisse Ordensregeln. Dieser Orden besteht noch in Italien, eingegangen ist aber die viel berühmtere Congregation der Väter vom Oratorium Jesu in Frankreich, welche 1611 zu Paris ebenfalls ohne Verpflichtungen zu Klostergelübden vereinigt, durch große Gelehrte aus ihrer Mitte, wie der Philosoph Malebranche, der freimüthige Theolog Richard Simon und der Orientalist Morin, zu Ansehen und Einfluß gelangten und sich als Lehrer an Schulen und Seminarien für Geistliche verdient machten. Beide Orden folgten der Regel des heil. Augustinus.

Orbilius Pupillus, ein Grammatiker von Benevent, unterwies in seinem Vaterlande die Jugend und lehrte unter Cicero's Consulat in Rom mit großem Beifall. Dem Horaz, der ihm wegen seiner Strenge den Beinamen plagosus gibt, verdankt er hauptsächlich die Ehre, daß noch jetzt sein Name sprichwörtlich für einen einbläuenden Schulmeister gebraucht wird.

Orchester (orchestra) hieß eigentlich bei den Griechen der erste niedrige Platz für die Tänzer, in Form eines Halbzirkels, gleich vor dem Theater, von welchem er aber noch einen Theil ausmachte; bei den Römern war die orchestra zwar auch vor dem Theater, aber von demselben getrennt und auf den darin befindlichen Sitzen saßen nur die Senatoren, für welche dieß ein besonderes Recht war. Bei uns ist es bekanntermaßen auch der Ort gleich vor dem Theater, wo die Instrumentisten sich befinden, die theils in den Zwischenacten, theils auch bei Singstücken die Instrumentalmusik ausführen. Dann heißt auch die etwas erhöhte Abtheilung in Concertsälen ꝛc. so, wo die sämmtlichen Musiker nach einer gewissen Ordnung stehen und die Musik aufführen; auch wird oft die Gesellschaft der Musiker selbst so benannt.

Orchestik, die Tanzkunst, besonders die höhere, theatralische.

Orcus, gleichbedeutend mit Hades oder Pluto; dann auch das Reich des Pluto (s. d. und Tartarus).

Ordalien. Im Mittelalter seit dem 9. Jahrh. hegte man die Meinung, daß der allwissende und gerechte Gott da, wo kein menschlicher Beweis für oder wider möglich sey, die Wahrheit durch Wunder ans Licht ziehen müsse; daher hatte man, besonders bei den alten Deutschen, die Einrichtung, daß Beklagte, deren Schuld oder Unschuld auf gewöhnliche Art nicht zu ermitteln war, sich einer Handlung unterziehen mußten, bei welcher ohne einen besondern göttlichen Beistand nach

gewöhnlichen menschlichen Ansichten nicht anzunehmen war, daß sie unbeschädigt davon kommen würden. Solche Handlungen nannte man Gottesurtheile, Ordalien, judicia Dei. Die gewöhnlichsten Arten waren, außer den eigentlich nicht hierher gehörigen, jedoch meist für Gottesurtheile gerechneten gerichtlichen Zweikämpfen, die Wasserprobe, indem der Verdächtige, meist in Gegenwart eines Priesters, entweder in ein fließendes Wasser (Probe des kalten Wassers) geworfen wurde, oder seine Arme in siedendes Wasser (Probe des heißen Wassers) stecken mußte und wenn er untersank oder seine Arme verletzt hervorzog, für schuldig erklärt ward; die Feuerprobe, schon bei den Griechen und Römern bekannt, wo der Verdächtige ein glühendes Eisen halten, über glühende Pflugschare hinwegschreiten oder mit einem wächsernen Hemde angethan (Probe des wächsernen Hemdes) durch Feuer schreiten mußte; der geweihte Bissen, den der Priester dem Angeklagten unter Verwünschungen reichte und wo Der, welcher den Bissen, ohne weiteres und ohne Anstrengung verschluckte und nachher nicht krank ward, für unschuldig, trat aber das Gegentheil ein, für schuldig erklärt wurde; die Probe des heil. Abendmahls, besonders bei Geistlichen gewöhnlich, welches den Schuldigen tödten sollte; das Kreuzgericht, wo der Verdächtige unter einem Kreuze mit kreuzweis ausgestreckten Armen unbeweglich stehen mußte, und wo, wenn dieß zwei Verdächtige zugleich thaten, der für schuldig erklärt wurde, der die Arme zuerst sinken ließ, oder wo zwei Würfel in einen Beutel gethan wurden, wer dann den mit einem Kreuze bezeichneten zog, war unschuldig; das Bahrrecht, wo der Verdächtige die Wunde des Ermordeten berührte und schuldig war, wenn sie zu bluten anfing, oder der Leichnam sich bewegte; das Scheingehen, wo er bloß die Hand der Leiche ergriff. Die Gottesurtheile wurden durch Priestertrug, der in ihnen eine Rolle spielte und Schuldigen durch Taschenspielereien oft Hülfe brachte oder sie Unschuldigen versagte, bis zum Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrh. beibehalten, wo sie durch die allgemeine Einführung des kanonischen Rechts, welches den Reinigungseid an ihre Stelle setzte, verdrängt wurden. Nur das Bahrrecht blieb noch bis ins 17. und selbst bis zum Anfang des 18. Jahrh. in Kraft und bei Hexenprozessen wurde bis ins 17. Jahrh. zuweilen die Probe des kalten Wassers angewendet. Die letzte Spur von Gottesurtheile kam 1728 zu Szegedin in Ungarn vor, wo eine Wägung mehrer Hexen vorgenommen und so ihre Schuld untersucht wurde. In mehren, außereuropäischen Staaten finden die Gottesurtheile noch Statt, bei den Hindus fast alle, bei den Chinesen die Feuer- und Wasserprobe, bei den Tschuwassen und Ostiaken der geweihte Bissen 2c. S. auch das Journal: „Die Vorzeit", 3. Bd., und D. Zwicker, „Ueber die Ordale; ein Beitrag zur deutschen Rechtsgeschichte" (Göttingen 1818).

Orden (geistliche) sind Verbrüderungen zu einem andächtigen und enthaltsamen Leben, wie es der Verkehr mit der Welt nicht erlauben will. Fast in allen Religionen, die nur etwas ausgebildet waren, finden sich dergleichen geistl. Orden. So bei den Indiern die Fakirs, bei den Mohammedanern die Derwische und ähnliche Vereine, bei den Christen aber die Mönchsorden (s. Klöster). Der Stifter des ganzen christlichen Mönchswesens (s. d.) war bekanntlich St. Pachomios, der im 3. Jahrh. in Aegypten zuerst mehre Einsiedler zu einem beschaulichen, gemeinschaftlichen Verein verband und so das erste Kloster gründete. Die Idee in solchen Vereinen, von allem Irdischen

geschieden, sich bloß mit Gott, dem Himmlischen und dem künftigen Leben zu beschäftigen, sprach die feurigen und deßhalb leicht zur Schwärmerei erregten Orientalen so an, daß Tausende diesen Vereinen zuströmten, die in Wüsten und an Strömen ein zwar ärmliches, durch Liebesertödtungen peinliches, aber, da das Gemüth immer mit Gott beschäftigt war, darum doch vermeintlich glückliches Leben führten. Wie in jeder Gesellschaft war eine feste Regel in solchen Klöstern sehr nöthig und die von St. Blasius in seinem, um 350 zu Neocäsarea zum gottseligen Zusammenleben gestifteten Kloster gegebene fand so allgemeinen Beifall, daß man sich allgemein darnach richtete. So entstanstanden A. die nach der Regel des heiligen Basilius lebenden Mönche und Nonnen. Zwar war diese Regel nicht niedergeschrieben, indessen waren ihre wesentlichen Punkte: Gehorsam, Keuschheit, Frömmigkeit, Beten zu gewissen Stunden, sehr strenges, oft gänzliches Fasten und für gewöhnlich nur Genießen von Pflanzenkost u. s. w. Bald verbreitete sich diese Regel überall hin, wo die christliche Lehre Eingang fand, und noch gilt sie in allen Klöstern der griechischen Kirche, sowie im Abendlande in Sicilien und Spanien bei den Basilianern. — Alle übrigen Mönche und Nonnen im Occident reformirte der heilige Benedict (s. d.) von Nursia, zu Anfang des 6. Jahrh. Ueberzeugt nämlich, daß im Abendlande, wo die Mönche nicht mit der Leichtigkeit ihren Unterhalt fanden, wie im Morgenlande und bei ihren Wanderungen und Ansiedelungen mitten unter rohen, noch nicht zum Christenthume bekehrten Nationen, die zu oft wiederholten Gebetübungen und die zu strengen Fasten überflüssig wären, die Mönche auch dem Staate Nutzen bringen könnten, gab St. Benedict seinen Mönchen eine neue Regel und vereinte sie B. zu Benedictinern. Der Hauptsitz seines Ordens, der erste, der eigentlich diesen Namen verdient, war in Monte Cassino. Er verlangte von seinen Jüngern Verpflichtung zu einem kanonischen (vorschriftsmäßigen) Leben, Beten zu gewissen Tagesstunden, Arbeitsamkeit, Keuschheit, Entsagung aller Weltfreuden, unbedingten Gehorsam gegen die Obern und ewige Clausur. Statt der weißen Kleidung, die die Basilianer trugen, gab er ihnen schwarze Kutten. Zwölf Klöster hatten anfangs die veränderte Regel angenommen, bald folgten ihnen fast alle übrige im Occident nach. Im Lauf der Jahrhunderte war indessen zum Theil hier und da die Zucht in den Klöstern erschlafft, zum Theil dünkte sie vielen Mitgliedern des Ordens nicht streng genug; sie veränderten daher die Regel, schärften sie meist oder gaben Zusätze zu derselben, die den Geist der neuen Orden wesentlich modificirten. Die wichtigsten dieser neu entstandenen von der alten Regel abweichenden Orden waren: a) Clugnyacenser 940 vom heil. Odon zu Clugny gestiftet; b) die Congregation von Monte Casino, von St. Justinus 1408 zu Padua und Monte Casino errichtet; c) Congregation des heil. Maurus, 1621 von St. Maurus in Frankreich eingeführt; d) die Camaldulenser, von St. Romoald 960 oder 1009 zu Campo Maldoni bei Mailand geschaffen; e) Silvestiner, vom Silvester Gozzolan in der Mark Ancona organisirt; f) Grammontenser (Grandmontaner), vom heil. Stephan von Thiers zu Grandmont bei Limoges 1076 gestiftet; g) Carthäuser, deren Urheber St. Bruno 1086 war; h) Cölestiner, 1264 durch Peter di Murhone (nachmals Papst Cölestin V.) entstanden; i) Cisterzienser, 1075 von 21 Mönchen aus Burgund, die unter Führung ihres Abtes Robert aus Citaux (Cisternum) auswanderten, eingesetzt. Von letztern

unterschieden sich durch spätere Reform wieder: aa) die Bernhardiner von St. Bernhard (s. d.), Abt von Clairvaux, im Anfang im 12. Jahrh. errichtet; waren eigentlich eine Reform des ganzen Cisterzienserordens; zu ihnen zählte sich 1) der Orden von Alcantara, 2) der von Calatrava in Spanien (beide eigentlich geistliche Ritterorden), 3) die Feuillans, von Johann de la Barriere, Abt der Abtei der Feuillans bei Toulouse, 1580 gestiftet; 4) der Orden von Fontevrauld von Robert von Arbrissel, für Nonnen und Mönche, im Anfang des 12. Jahrh. 5) die Congregation von Portroyal (Nonnenorden) 1204. 6) die Trappisten, von Rotrou, Grafen von Perche, gestiftet. — Verschieden von der Regel Benedicts, jedoch ihr im Wesentlichen sehr ähnlich, war die des heiligen Augustinus. Zwar hatte dieser Heilige keine eigentliche Klosterregel gegeben, sondern nur Satzungen für die Geistlichen seines Sprengels zu einem kanonischen Leben entworfen. Nach denselben sollten sich die zu seiner Regel Bekennenden zur Armuth, Keuschheit, Clausur und zu gemeinschaftlichen Gebetsverrichtungen verbinden, jedoch keinen eigentlichen Orden bilden. Hiernach modelten nun anfangs Congregationen von Chorherrn oder andere Vereine von Geistlichen ihr Leben, so die regulirten Chorherrn vom Lateran, vom heiligen Grabe, vom St.-Salvator, vom St.-Genovева, St.-Rufin, die Kreuzherren, Kreuzritter und die meisten Hospitaliter, die sämmtlich die Regel des Augustin annahmen, dennoch aber sich der klösterlichen Zucht nicht unterwarfen, bis später, von der ursprünglichen Vorschrift abweichend, auch Mönchsorden jene Verordnungen zur Regel nahmen. So entstanden C. **Orden nach der Regel des St. Augustin.** Die vorzüglichsten unter ihnen waren: a) Augustiner, 1256 vom Papst Alexander IV. aus Einsiedlern versammelt; b) Prämonstratenser, von dem heiligen Norbert 1220 im nördlichen Frankreich; c) Serviten, 1223 von Monaldi bei Florenz gegründet; d) Hieronymiten; letztere zerfielen in aa) Einsiedler des heil. Hieronymus von Spanien, die ihr Entstehen dem 3. Orden des heil. Franz verdankten; bb) Einsiedler des heil. Hieronymus von der Observanz, 1429 von Loup d'Olmedo bei Lazalla gestiftet, cc) Congregation, von Peter Gambreotti 1337 gegründet, dd) Eremiten des heil. Hieronymus von Fiesole, 1360 durch Karl de Montegromelli entstanden. Ferner gehörten zur Regel des St. Augustin: e) Jesuaten, von Johann von Colombino gestiftet; f) Brigittinen, begründet durch die heilige Brigitta 1344 zu Western bei Lynköping in Schweden; g) Carmeliter, 1208 von Albert, Patriarch von Jerusalem, errichtet. Diese theilen sich aa) in beschuhte und bb) unbeschuhte Carmeliter. — Alle diese genannten Orden hatten mehr ein beschauliches, abgeschlossenes und stilles Leben zum Zweck und bekümmerten sich eigentlich nicht um das Aeußere der Welt. Doch seit dem 12. Jahrh. entstanden: D. **Orden, die auch äußere Zwecke verfolgten, und zum Hauptgegenstand ihres Wirkens machten.** Der erste unter ihnen waren a) die Trinitarier (Mathurinen, Orden der Gnade), die 1198 von Johann von Malta und Felix von Wallis zu Ehren der Dreieinigkeit gestiftet, sich die Loskaufung der Christensklaven zum Zweck setzten. Bald nach ihnen fiel die römische Curie auf Errichtung der Bettelorden, die eigentlich, um der dämmernden Aufklärung entgegenzuwirken, geschaffen wurden und bedeutende Privilegien erhielten, so von aller weltlichen und geistlichen Gerichtsbarkeit befreit zu seyn, Almosen zu sammeln, überall zu predigen, Messe zu lesen, Beichte zu hören, Ablaß zu verkaufen rc. Sie hatten eine der militairischen nachgebildete Verfassung, hielten ihre

Untergebenen im strengen Gehorsam und Zucht und thaten das Mögliche zu Aufrechthaltung der Hierarchie. Die beiden vorzüglichsten unter ihnen waren b) die Dominicaner (Predigermönche, Jacobiner, Mendicanten), die 1112 vom heiligen Dominicus von Guzmann gestiftet, die Augustinerregel erhielten und vorzüglich zum Predigen, später zur Aufrechthaltung der Inquisition angehalten wurden und c) die Franciscaner (Cordeliers, Fratres minores, Minoriten), von St. Franciscus von Assisi zu Anfang des 13. Jahrh. gestiftet. Letztere zerfallen in aa) unbeschuhte Franciscaner (Soccolanti, Barfüßer), bei denen 1. regulirte Franciscaner (zu denen die Cordeliers, Soccolanten, Observantiner gehören), 2. strenge Franciscaner (zu ihnen die Reformati und die Recollecten) und 3. strengste (Alcantariner) Unterabtheilungen bilden, bb) in unbeschuhte Franciscaner (Conventualen), zu denen mit vielen andern die Kapuziner (1525), von Mathias von Florenz gestiftet, gezählt werden. Andere Unterabtheilungen der Franciscaner, die jedoch zum Theil wieder eingingen, zum Theil noch fortbestehn, sind die Cäsariner, Cölestiner, Spiritualen, Amadeisten, Clarentiner, Fraticellen, Minimen u. s. w. Letztere, die Franz von Paula 1435 in Calabrien stiftete, wurden durch Leo X. ein eigner Orden, mit besonderm General. — Die Reformation brachte die Zweckmäßigkeit der geistlichen Orden zur Sprache. Man tadelte die Zwecklosigkeit der meisten Orden und deßhalb setzen sich neu errichtete Orden, außer dem bisherigen irdischen Zweck, noch andere, wie Krankenpflege, Ausübung der Heilkunst, Hülfleistung für Hülfslose, Missionen und Befestigung der Hierarchie zur Bestimmung. So entstanden d) die Theatiner, um 1520 von dem Erzbischof Johann Peter Caraffe, eigentlich Theate später als Papst Paul IV.), zu Missionen gestiftet; e) Barnabiten, 1533 zu Missionen und zur Jugenderziehung zu Mailand von Mehren errichtet; f) Bartholomäer, von Bartholomäus Holzhäuser 1640 zu Salzburg eingesetzt; g) Lazaristen, zu Anfang des 17. Jahrh. von Paula zu Paris zu Unterhaltung von Missionen und Seminarien gestiftet; h) die barmherzigen Brüder, im Anfang des 17. Jahrh. zur Pflege armer Kranken; i) die Jesuiten, von Ignaz Loyola 1534 zur Verbreitung der katholischen Religion, zur Unterstützung der Hierarchie und Erhebung des eignen Ordens gegründet, außerdem k) die Somasker; l) die Väter der christlichen Lehre zum Volksunterricht; m) die Priester vom Oratorium; n) die Piaristen u. s. w. (Näheres über die hier genannten s. in den ihnen gewidmeten Art.) — Fast jeder geistliche Orden hatte einen weiblichen Orden neben sich. Gewöhnlich hieß der Mönchsorden der erste, der Nonnenorden der zweite Orden. Die Nonnenorden führten meist den Namen der Mönchsorden; so gibt es Kapuzinerinnen, Dominicanerinnen u. s. w. Man hat aber auch Congregationen von Klosterfrauen, welche sich gewissen Mönchsorden angeschlossen haben, ohne ihren Namen zu tragen, so die Clarissinnen, Urbanistinnen, die Nonnen von der Empfängniß, die Annunziaden, welche zum Franciscanerorden gehören und die Angeliken oder englischen Schwestern, die sich den Barnabiten anschließen. Noch gibt es Frauenorden, die gar keinem Mönchsorden angehören, sondern frei für sich bestehen und meist nach der Regel St. Augustins leben; so die Nonnen der Buße, der Magdalena, die Salesianerinnen, die Urselinerinnen, die Hospitalerinnen oder barmherzigen Schwestern. — Zu jedem Orden gehören, außer den eigentlichen Mönchen und Nonnen, noch besondere Laienbrüder (fratres barbati oder conversi) und Laienschwestern, die die schwere Hausarbeit in dem Kloster verrichten, Holz

machen, kochen u. s. w., damit während der Zeit die eigentlichen Mönche und Nonnen desto eifriger dem Chordienste obliegen sollen. Die ersten Laienbrüder führte der Orden von Vallombrosa ein. Außerdem hat fast jeder Orden noch Tertiarier oder Leute, die nicht Geistliche sind und, ohne das Gelübde zu leisten, doch dem Orden angehören. Solche Tertiarier dürfen zwar das Ordenskleid anlegen, pflegen aber meist nur ein Scapulier unter der bürgerlichen Kleidung oder einen härenen Gürtel auf dem bloßen Leibe zu tragen. Man hielt es besonders sonst für sehr verdienstlich, auf solche Weise einem geistlichen Orden anzugehören, und Reiche ließen es sich große Summe kosten, um Tertiarier zu werden. Der heil. Franz von Assissi führte zuerst die Tertiarier bei seinen Franciscanern ein, von wo sie die anderen Orden annahmen. — Die geistl. Orden leiteten sich anfangs selbst und standen zum Theil unter den Bischöfen. Die Cisterzienser regierte ein hoher Rath aus den angesehensten Aebten. Die anderen Benedictinerklöster standen aber in keinem weitern Verband mit einander. Erst als die Bettelorden errichtet wurden, kam eine bessere Organisation unter die geistl. Orden; sie wurden von der Gerichtsbarkeit der Bischöfe befreit und waren von nun an nur unmittelbar dem Papste unterworfen. Die Orden haben nun einzeln, zuweilen die größeren, wie die Franciscaner, die Dominicaner, die Cisterzienser, zusammen einen General und ein Generalcapitel. Alle 3 Jahre pflegt aus den Obern ein General gewählt zu werden; er ist nur dem Papste verantwortlich. Die Räthe desselben (Definitoren) sind zugleich Provinzialen oder Obere der gesammten Klöster einer Provinz. Unter Vorsitz des Generals bilden sie das Generalcapitel des Ordens; in den Provinzen sitzen sie dem Provinzialcapitel vor, dessen Beisitzer die Obern der einzelnen Klöster sind. Vergebens hat die neuere Zeit darnach gestrebt, die Orden wieder zu heben; sie kann aber den todten Leichnam, das längst Hingeschwundene nicht wieder beleben, noch ihr den frischen, lebendigen Geist einhauchen, der sie im Mittelalter auszeichnete.

Orden (Ritter-). Als im Mittelalter fast gleichzeitig mit den geistlichen Orden sich das Ritterwesen entwickelte, lag es in dem Geiste desselben, daß sich die Ritter zu gemeinschaftlichen Unternehmungen und moralischen Zwecken durch Vereine verbanden. Auch diese Vereine erhielten natürlich gesetzliche Ordnung (ordo) und wurden daher geistl. Orden, Ritterorden genannt. Die historische Sage behauptet, daß Chlodewig I. um 499 einen Orden des heil. Salbfläschchens, Garcias Ximenes, König von Navarra, um 722 den der Eiche, und Karl Martell um 726 den der Zibetkatze (Genettenorden) gestiftet haben; historisch erwiesen ist es aber von keinem und höchstens von letzterem wahrscheinlich gemacht. Daher ist es eher zu vermuthen, daß erst die Kreuzzüge, welche das Ritterthum zur Blüthe brachten, auch Anlaß zu den Ritterorden und zu den geistl. Ritterorden gaben. In Palästina nämlich bildeten sich bald Gesellschaften, die die Heilung und Pflege der Verwundeten und zugleich die Bekämpfung der Ungläubigen beabsichtigten und es entstanden so in der Mitte des 11. Jahrh. die Johanniter (Hospitaliter), Tempelherrn u. a. Obschon aus Geringen entstanden, wuchsen sie durch wohlthätige Spenden und durch Eroberungen mit dem Schwert und mit List bald zu ansehnlicher Macht. Der Papst ertheilte ihnen seine Bestätigung und war gewissermaßen ihr Oberhaupt, ihre Vorsteher oder Meister wählten sie aber aus sich durch Stimmenmehrheit. Gehorsam, Keuschheit, persönliche Armuth und Kampf gegen

gläubigen waren die wesentlichen Punkte ihrer Gelübde. Clausur
gewöhnlich nicht in denselben enthalten. Bald fanden die geist-
Ritter auch außerhalb Palästina's überall, wo gegen Heiden,
Christenthum gestritten wurde, Anwendung. So entstanden
gegen die Sarazenen der Alcantara-, Calatrava- und an-
den, in Preußen und Liefland gegen die heidnischen Einwohner
Schwertorden, deutsche Orden; auch eine Zunge des Johanniter-
sich dahin über. Alle erhielten ähnliche Gesetze, wie
geistlichen Ritterorden in Palästina. Die geistlichen Ritterorden
bildeten sich nach den Kreuzzügen im 13. u. 14. Jahrh.
liche Ritterorden, die sich zwar auch zu gewissen Be-
verbanden, aber das Gelübde des Gehorsams, der Armuth,
leisteten und in ihren weltlichen Verhältnissen blieben.
standen Fürsten an deren Spitze. Später ging die Stif-
Orden von letzteren aus und sie errichteten dieselben, um
um sich her zu versammeln, auch war die Aufnahme nicht
des Capitels, sondern durch die Gnade des Fürsten er-
diese Weise ward im 15. Jahrh. vom Herzoge von Bur-
Orden des goldnen Vließes, und nach seinem Vorbild später
Geist-, Elephanten-, Seraphinen-, Hosenbandorden u. a. ge-
Solche Orden bestanden anfangs nur in einer Classe und wur-
den nächsten Umgebungen des Fürsten, auch andern
theilt. Im 17. und zu Anfang des 18. Jahrh. vervielfäl-
die Zahl dieser Orden und schon damals gab es keinen be-
Staat, der nicht seinen Orden gehabt hätte. Noch häufiger
Ordensvertheilung zu Ende des 18. Jahrh., wo man ganz
die Orden als einen Verein und Gesellschaft zu betrachten,
bloß als ein Gnadengeschenk des Fürsten ansah. Um aber
ihrer Staatsdiener desto leichter mit Orden belohnen zu
werden, besonders zu Anfang des gegenwärtigen Jahrh., theils
bestehenden mehr Classen, theils ganz neue Orden von gerin-
Werth gestiftet, die nur an niedere Beamten und Unterthanen
werden, während die alten Orden meist den fürstlichen Perso-
höhern Staatsbeamten vorbehalten blieben. Sämmtliche Or-
jetzt unter folgende Rubriken gebracht werden; a) große
welche jedem Souverain angeboten werden können: b) Haus-
welche von einem Regenten zunächst für die Glieder seiner Fa-
und seine Diener, doch ohne andere Personen von der Theilnahme
schließen, bestimmt sind; c) Verdienstorden, welche zu Belohnung
dienstes bestimmt sind, sie zerfallen in aa) Civilorden, die dem
und bb) Militairorden, die dem Militair ertheilt werden; noch
Unterabtheilung sind: d) Weibliche Orden, welche bloß für Da-
bestimmt sind. Die Zahl der jetzt blühenden Ritterorden beläuft
auf Einhundert. Sehr zu wünschen ist es, daß es bei dieser
Anzahl verbleibe. Nur ein Souverain kann jetzt einen Orden
Er allein vergibt ihn und bestimmt den Inhalt seiner Sta-
Ist ein Orden in Classen getheilt, so werden die Mitglieder
nach der Classenzahl unterschieden, oder sie führen den Titel
kreuze, Commandeure, Ritter. Die Zahl der Mitglieder eines
ist fast durchgehends unbeschränkt, wenigstens kann der Or-
da, wo eine festgesetzte Zahl ist, diese Vorschrift überschreiten
was die Angelegenheiten eines Ordens anbetrifft, wird von
Collegium besorgt, das bald Ordenscapitel, Ordensrath, Ordens-
missionen u. s. w. heißt. Jeder Orden hat seine Ordensinsignien.

oder Ordenszeichen. Mit wenigen (wie das goldne Vließ, der Elephantenorden, der ehemalige Orden der westfäl. Krone u. a.) Ausnahmen sind diese fast sämmtlich kreuzförmig. Die Großkreuze pflegen das Ordenszeichen in größerem Maßstabe als die gewöhnlichen Ordenszeichen, an einem breiten Bande um die Schulter, meist von der linken nach der rechten Seite und außerdem noch einen gestickten Stern auf der Brust, Comthure um den Hals zu tragen; gewöhnliche Ritterkreuze werden auf der Brust an einer Bandschleife getragen. Früher waren statt goldner Ketten Bänder üblich. Nur bei den Orden aus der alten Zeit wird und auch nur bei solchen feierlichen Gelegenheiten, wo die Ordensfestkleidung angelegt wird, das Ordenszeichen noch an einer Kette getragen. Ohne Erlaubniß des Regenten darf kein Unterthan einen fremden Orden annehmen und tragen. Einkünfte sind mit sehr wenigen Orden verknüpft. Fast jeder Orden hat seinen Festtag (Ordensfest), der mit gewissen Feierlichkeiten begangen wird, worunter auch die Aufnahme neuer Mitglieder gehört. In Preußen ist der 18 Jan., Krönungstag des ersten Königs Friedrich I., zum Ordensfest für alle Orden bestimmt. Die Ceremonie bei diesen Ordensfesten ist sehr verschieden. Bei solchen Orden, die eigne Ordenstrachten haben, wie z. B. der Hosenbandorden, Stephansorden u. s. w., erscheinen die Ritter bei diesen Festen und im Ordenscapitel stets in dieser. Bei einigen Orden wird ein vorgeschriebener Eid abgelegt, was die Statuten aller neuern Orden aber nicht mehr verlangen. Zur Aufnahme in einigen Orden ist der adelige Stand, oder die Nachweisung einer vorgeschriebenen Anzahl Ahnen, oder das Bekennen der katholischen Kirche u. s. w. nöthig. Mehre Orden geben den persönlichen Adel; den adeligen Rang verleiht fast jeder Orden. Ehrlose Handlungen, Feigheit als Soldat, Verletzung der Pflichttreue und ähnliche Vergehungen haben den Verlust des Ordens zur Folge. Ehedem war es Gesetz neben manchen Orden (z. B. goldnes Vließ, Hosenbandorden) keinen andern Orden zu tragen; jetzt ist dieß abgekommen. Eine Rangordnung unter sämmtlichen Orden gibt es nicht. In der öffentlichen Meinung stehn der des englischen Hosenbandes und das goldne Vließ oben an. Der Rang der Orden eines Landes ist gewöhnlich festgesetzt. Es ist eine sehr gewöhnliche Frage, ob die Vertheilung von Orden zweckmäßig sey oder nicht und besonders eifern alle Republikaner gegen die Orden und verschreien sie als ein Mittel, die Menschen servil zu machen und an die Person, nicht an die Sache zu ketten. Ueberlegt man aber die gestellte Frage ruhig, so ist es wohl unbezweifelt, daß Orden gut organisirt und richtig, nur an Würdige, mit erschwerenden Formen vertheilt, einer der wirksamsten und dem Staate am wenigsten kostenden Sporen für seine Diener sind. Nur muß man das richtige Maß zwischen dem zu viel und zu wenig Vertheilen treffen. S. Perrot's „Collect. histor. des ordres de chevalerie civils et militaires &c.“ (mit 40 illum. Kpf., Paris 1820, 4.); Wippel's „Die Ritterorden, ein tabell. chronol.-liter.-hist. Verz. über alle weltl. Ritterorden &c.“ (2 Thle., Berl. 1817 und 1819, 4.) und Fdr. Gottschalck's „Almanach der Ritterorden“ (2 Abth., mit illum. Kpf., Leipz. 1817 fg.).

Orden von der Gnade, s. Trinitarier.

Ordensgeneral und Ordensprovinzial, s. Orden (geistliche).

Ordinaten, s. Parabel.

Ordination ist die Priesterweihe oder Einsegnung zum geistlichen Amte, die Aufnahme in den Stand oder Orden der Geistlichen.

Der zu weihende Candidat (Ordinandus) erhält die Rechte und Befugniß des geistlichen Amtes durch Anreden, Segensprechen und Auflegung der Hände des Ordinirenden und anderer Amtsgeistlichen. Dieß haben auch die Protestanten beibehalten, welche die Befugniß zum Ordiniren, der Ordnung wegen, den Superintendenten oder Inspectoren, in England und den nordischen Reichen den Bischöfen übertragen haben; auch bedürfen protestantische Geistliche beim Hinaufrücken in höhere Aemter keiner weitern Ordination. Aber seit dem 3. Jahrh. unterscheidet die kathol. und mit ihr die griech. Kirche 8 Grade der Geistlichen, die nach dem kathol. Kirchenrecht auch Orden genannt werden, von denen jeder mit besondern Ceremonien ertheilt wird. Die untersten Geistlichen der alten Kirche sind die Ostiarien oder Kirchenthürhüter, auch Sakristane und Glockner, die das Läuten, das Aufschließen der Kirche und Sakristei und das Aufschlagen der Lection zu besorgen haben; die Lectoren, welche die Lectionen aus der Bibel vor der Gemeinde lesen oder absingen; die Exorzisten, welche die Befugniß zu Teufelsbeschwörungen haben, und dem Taufpriester durch Vorlesung des Exorzismus (der Beschwörungsformel bei der Taufe beistehen: die Akolythen oder Akoluthen, welchen die Ceremonienbedeutung der Bischöfe und Priester bei der Messe und bei Prozessionen, das Anzünden und Tragen der Lichter und die Darreichung des Weines und Wassers zum Abendmahl obliegt. Dieß sind die 4 niedern Grade oder Orden (kleine Weihen), die den Candidaten des geistlichen Amts vom Bischof durch angemessene Ceremonien gewöhnlich an einem Tage nach einander ertheilt werden, aber als nichtheilige Weihen weder zur Ehelosigkeit verpflichten, noch den Charakter der geistlichen Würde aufdrücken, und zu keiner eigentlichen geistlichen Amtshandlung berechtigen; daher werden auch Kapellknaben, Küster rc. mit den Geschäften dieser Grade beauftragt; doch muß Jeder sie erhalten haben, der zu den höhern oder heiligen Weihen gelangen will. Diese verpflichten zum Cölibat (s. d.), berechtigen zur geistl. Amtskleidung und Tonsur, und drücken den Ordinirten den unauslöschlichen Stempel (character indelebilis, s. d.) des geistl. Standes auf. Dahin gehören das Subdiakonat, das zur Aufsicht über alle bei der Messe nöthigen Gefäße und Geräthschaften, zur Bekleidung des Altars, zum Aufsetzen des Brotes und Weins und zum Absingen der Epistel vor der Gemeinde verpflichtet; das Diakonat, dessen Besitzer bei der Messe administriren, taufen, predigen, das Evangelium vor der Gemeinde absingen, und sich durch Tragen der Stola und Dalmatika von den Subdiakonen auszeichnen; die Priester, denen die Verwaltung aller Sakramente außer der Firmelung und Ordination (Priesterweihe) zukommt, und das Meßgewand bei der Messe zur Auszeichnung dient. Auch diese 3 höhern Weihen pflegt der Bischof Denen, die Priester werden wollen, an einem Tage mit großen Feierlichkeiten nach einander zu ertheilen. Der höchste Grad ist der bischöfliche, der die Sakramente der Firmelung und Ordination allein ertheilen kann (s. Bischof). Die Bischöfe werden von den Erzbischöfen geweiht, welche keiner Weihe bedürfen, sondern ihre Bestätigung mit dem Pallium vom Papste erhalten. Die katholische Kirche nimmt an, daß die Ordination von den Aposteln sich auf die Bischöfe fortpflanzt, aber nur in ihr rein erhalten worden sey.

Ordnung, 1) (Phil.), überhaupt jede Zusammenstellung oder Aufeinanderfolge, die den Charakter einer Zweckförmigkeit hat. Sie stellt sich schon in der Natur im Ganzen als Naturordnung dar, deren Aufhebung oder Störung im Einzelnen immer nur eine scheinbare, von

einem niedrig gefaßten Standpunkt der Verstandeserkenntniß aus. Die Vernunft aber, welche im Erkenntnißleben alle Naturerscheinu[n] auf Ordnung zu beziehen genöthigt ist, leitet den menschlichen G[eist] auch in Bestimmungen durch seinen Willen dahin, Alles, was im K[reise] seiner Freiheit liegt, so zusammenfügen und in Folgereihe zu stel[len,] daß Zweckförmigkeit daraus hervorleuchtet. So bildet sich in je[dem] Menschen, der im Leben Charakter gewinnt, Ordnungslie[be] und Ordnungssinn aus, wozu aber auch schon Viele ihr [Na]turell hinleitet, das dann auch jener Vernunftforderung keinen Wid[er]stand leistet, der beim Mangel jener Neigung häufig nur schwer, [oder] wohl gar nicht besiegt wird. Wie sehr der Sinn für Ordnung in [das] geistige Leben verflochten ist, deutet das gemeine Sprichwort an, [daß] Ordnung das halbe Leben ist. Nichts empfiehlt auch Menschen in [der] äußern Erscheinung mehr, als ein geflissentliches Geregeltseyn, wo da[nn] der daraus hervorleuchtende Ordnungssinn mit fast allen gesellig[en] Tugenden und geistigen Vorzügen, mit Anstand, Geschmack, Gesch[ick,] Pünktlichkeit, Reinlichkeit, Mäßigkeit u. s. w. im nächsten Zusamme[n]hange steht. Wenige Menschen erringen jedoch eine solche Herrsch[aft] über sich, um in Allem eine für ein harmonisches Leben, für Ueberei[n]stimmung eigner und fremder Interessen vernunftmäßig geforderte Or[d]nung mit Consequenz zu befolgen. Dagegen gerathen aber auch Vi[ele] auf einen entgegengesetzten Abweg, indem sie der Geflissenheit, v[on] einer im Einzelnen einmal angenommenen Ordnung in keiner Art wi[e]der abzugehen, alle andere und höhere Rücksichten nachstellen. U[m] deswillen sind Menschen mit pedantischer Ordnung nirgends a[n] gehöriger Stelle, wo es auf freie Bewegung im Leben, auf Realisirun[g] liberaler Ideen und überhaupt Verfolgung edlerer Lebenszwecke a[n]kommt, für die allerdings auch Ordnung eine Grundbedingung ist, abe[r] nur in wiefern sie in einem harmonischen Vereine aller Lebensaufgabe[n] hervorleuchtet, der häufig ohne gegenseitige Ausgleichung unabwendbare[r] Störungen nicht zu erlangen und zu behaupten ist. 2 In einem wi[s]senschaftlichen System, besonders in Natursystemen, eine der Hauptab[-] theilungen, gewöhnlich unter Classen gestellt und Gattungen unter sic[h] befassend; 3) (Bauw.), die regelmäßige Stellung der einzelnen Theil[e] (z. B. Fenster, Thüren u. dgl.) an der Außenseite eines Gebäudes wodurch diese einzelnen Theile eine gewisse Verbindung erhalten un[d] das Ganze eine leichte Uebersicht gewährt. Eine künstliche Ordnung wo die Regeln mehr auf eine Idee gegründet sind, ist die Symmetrie; 4) so v. w. Säulenordnung.

Oreaden, s. Nymphen.

Orestes, einer der berühmtesten tragischen Helden, der Soh[n] des Agamemnon und der Klytemnestra (s. d.), wurde, als dies[e] den Gemahl ermordete, von seiner Schwester Elektra gerettet und an den Hof seines Onkels gebracht, hier mit Pylades erzogen, wo sic[h] dann die berühmte Freundschaft zwischen diesen beiden bildete, die we[-] gen ihren Unzertrennlichkeit zum Muster und Namen für jeden treuen Freundschaftsbund ward. Beide begaben sich nach Mycene, und Orest, der das Gerücht von seinem Tode hatte ausbreiten lassen, drang, von Soldaten begleitet, in den Tempel, wo sich eben der über jene Nach[-] richt erfreute Mörder seines Vaters, Aegisth, mit Klytemnestra, seiner Mutter, befand und tödtete beide. Kaum hatte er die That begangen, als sein Verstand ihn verließ und er sich von den Furien gepeinigt fühlte. Das delphische Orakel ertheilte ihm endlich den Ausspruch, er werde dann Ruhe finden, wenn er nach Tauris gehen und von hier

die Bildsäule der Diana nach Griechenland bringen würde. Angelangt zu Tauris sollte er, wie alle Fremde, nach einem alten Gesetze der ... geopfert werden und zwar von Iphigenia (s. d.), seiner eignen Schwester; allein als diese ihn erkannte, verschob sie das Opfer, entfloh mit ihm und seinem unzertrennlichen Freunde Pylades die nächste Nacht, und die von ihnen mitgenommene Bildsäule der Diana wurde glücklich in das Vaterland gebracht, wo Orest, da nun die Furien von ihm wichen, die Regierung seines Vaters übernahm, seine Schwester Elektra mit Pylades vermählte und endlich auch noch die schöne Hermione, Tochter des Menelaus und der Helena, die ihm zuvor Pyrrhus, des Achilles Sohn, entführt hatte, zur Gemahlin erlangte. Er starb im Jahre 1374 v. Chr. und wurde nach seinem Tode göttlich verehrt. Von den Stücken, die sein Schicksal darstellten, besitzen wir noch die ... „Koephoren" und „Eumeniden" des Sophokles „Elektra", des Euripides „Orestes" und „Iphigenia in Tauris".

Organ (vom griech. Organon), jedes Werkzeug der äußern Sinne, ... Empfindung; überhaupt jeder Körper, der so gebaut ist, daß dadurch gewisse Zwecke und Wirkungen erreicht werden können, z. B. das Auge, das Ohr ꝛc. (Daher überhaupt auch ein Werkzeug im ... Verstande, wodurch man Etwas zu bewirken sucht. Der Minister ist das Organ des Fürsten, weil der Fürst durch ihn seinen Willen thut und ins Werk setzt ꝛc.) Das Organon in wissenschaftlicher Bedeutung heißt die Theorie der Regeln, durch welche eine Wissenschaft zu Stande kommt. — Die Organenlehre ist durch ... neuere Bemühungen sehr bekannt geworden. — Organisch ist dasjenige, was vermöge des ihm inwohnenden eignen Lebens von ... seiner eignen Erhaltung thätig ist. Ein organisches Wesen ist dasjenige, dessen sämmtliche Theile sich zu einander wie Mittel und Zweck verhalten. In allen mechanischen Kunstwerken findet sich ein ähnliches Wechselverhältniß, z. B. in einem Uhrwerke; allein ... zwar jeder Theil darin um des andern, und alle sind um des ... willen da, dienen mithin einem Endzwecke, aber sie sind nicht durch einander da. Dieß Letztere ist Eigenthümlichkeit des Organismus, und setzt eine, dem organischen Wesen inwohnende Lebenskraft und einen Bildungstrieb voraus, an welche das Entstehen und Bestehen der organischen Wesen geknüpft ist. Unter Organisation im ... Sinne versteht man demnach eine solche Beschaffenheit und Einrichtung eines mit eigenthümlicher Lebenskraft und Bildungstrieb versehenen Naturwesens, kraft deren alle Theile desselben sich einander wechselseitig hervorbringen, erhalten und ersetzen, oder die Verbindung mehrer Organe oder Theilganzen zur Erreichung eines Zwecks. ... zweckmäßige und in ihrer Form beharrliche Anordnung ist die ... davon. Schreitet aber selbst im organischen Naturreiche das ... in verschiedenen Abstufungen immer höher, so müssen auch die Organisationen selbst verschieden seyn. In der Pflanze zeigt sich ... zwar schon durch die innige Vereinigung von Seyn und ...heit, allein ihre ganze Lebensäußerung ist nur auf ihr individuelles Seyn bezogen, ist vom Allgemeinen und Aeußern völlig abgesondert. Das animalische Leben offenbart eine höhere Stufe; es ist ... nicht bloß in sich versenkt, sondern aus sich in das Allgemeine und Aeußere übergegangen, die Thätigkeit beschränkt sich nicht mehr auf das bloße Seyn und dessen Erhaltung, sondern geht in Wechselwirkung mit der Außenwelt, in wirkliche Bewegung und Aufnahme der Außenwelt in sich, über. Der Mensch nimmt die höchste Stufe des organischen

Lebens ein, in ihm ist das Leben weder bloß in sich versenkt, noch bloß der Außenwelt hingegeben, sondern Beides mit Freiheit und Selbstbewußtseyn vereinigt, die klarste Unterscheidung des Ichs von der Außenwelt und allen äußern Verhältnissen in der Intelligenz (Vernunft) vorherrschend. Die Organisation des Menschen ist daher die vollkommenste, zarteste und zusammengesetzteste, da sie nicht nur die Organe des vegetabilischen und animalischen Lebens in sich begreift, sondern diese auch für das eigentliche menschliche Leben in der Vernunft sämmtlich beziehungsweise thätig und eingerichtet sind. Organe und Functionen laufen also parallel mit einander, bestehen gleichzeitig mit einander und sind unauflöslich mit einander verbunden, keins ist ohne das andere denkbar, eins durch das andere bestimmt. Aus dieser innigen Vereinigung von Organ und Function erhellt aber auch, daß Hemmung oder Störung der Functionen das Organ verändern, gegentheils jede materielle Abweichung des Organs eine Veränderung der Function zur nothwendigen Folge haben muß, wobei die ungetrübte Idee des Lebens in dem Individuum nicht bestehen kann (s. Gesundheit), sondern eine Abweichung von derselben entsteht (s. Krankheit), woraus endlich gänzliches Unvermögen des Organs, seinem Zwecke zu entsprechen, hervorgehen muß; sodaß das Individuum, als solches, sich nicht länger behaupten kann (s. Tod), sondern das Leben zu seinem Urquell zurückkehrt, das Organ aber der allgemeinen unorganischen Natur und deren physischen Gesetzen wieder anheimfällt.

Organisation in der Kunst. Ein Kunstwerk soll die organische Darstellung einer ästhetischen Idee seyn, d. h. jedes Kunstwerk muß ein reines, abgeschlossenes Ganzes bilden, an dem alle Theile in einem so nothwendigen Verhältnisse stehen, daß sie sich gegenseitig bedingen und erhalten, daß keiner getrennt werden könne, ohne das Ganze zu verstümmeln. Mit dem Organismus eines Kunstwerkes kann man aber nicht den Begriff des Naturorganismus verbinden, denn dieser hat ein Ziel, das die Kunst nie zu erreichen vermag; in ihrer Macht liegt es nicht, Leben zu schaffen, was nie getrennt von einem Naturorganismus gedacht werden kann; sondern ihre höchste Kraft offenbart sich, wenn sie den Schein des Lebens bis zur Täuschung darstellt und hierdurch unterscheidet sich der Kunstorganismus von dem Kunstmechanismus, indem dieser, obgleich er auch Zweckmäßigkeit, Einheit und Ganzheit in sich schließen muß, nicht einmal durch den Schein die Idee des Lebens erregt. Im Kunstorganismus kann daher nur die Form, das Aeußere des Naturorganismus, wiedergegeben werden.

Orgel. Dieß bekannte musikalische Instrument, welches in einem großen Gehäuse eine bedeutende Anzahl harmonisch geordneter Pfeifen enthält, in welche der Wind durch Blasebälge vermittelst der Windlade getrieben und so der Ton hervorgebracht wird, welchen der Spieler mit Hülfe der Tasten oder der Claviatur leitet. Sie besteht aus Pfeifen (zinnernen und hölzernen), deren Länge die Höhe und Tiefe des Tons bestimmt (16-, 8-, 4füßig rc); aus Registern oder Zügen, die eine Art zusammen gehörender Pfeifen enthalten; ferner aus einem oder mehren Clavieren, Manual und endlich aus dem Pedal, auf welchem die Baßtöne mit den Füßen angegeben werden. S. Schlimmbach, „Ueber die Structur, Erhaltung, Stimmung und Prüfung der Orgel" (Leipzig 1801; Wolfram, „Anleit. zur Kenntniß, Beurtheilung und Erhaltung der Orgel" (Leipz. 1801); Wolfram „Anleitung zur Kenntniß, Beurtheilung und Erhaltung der Orgeln" (Gotha 1810, m. K.). Ueber den Erfinder dieses majestätischen Instruments, — des größten

...vollständigsten unter allen — dieser Zierde unserer Kirchen, ist man ... ungewiß, indem bald die Sackpfeife, bald die Wasserorgel dazu ... Veranlassung gegeben haben soll. Die Einführung der Orgeln in ... Kirchen soll unter Kaiser Justinian i. d. J. 657—71 geschehen seyn. ... ersten wirklichen Orgeln waren tragbar, etwa so, wie unsere Po... ... in der Mitte des 7. Jahrh. findet man die erste Orgel in ... um das Jahr 756 die erste in Deutschland, und im 13. ... soll sie, freilich damals noch sehr unvollkommen, allgemein ... in Kirchen eingeführt worden seyn. In der Peterskirche zu Rom ... die größte Orgel; sie hat hundert Stimmen. Die große künstliche ... in der Petri- und Paulkirche zu Görlitz (1743 von Eug. Cas... ... erbaut) hat 57 Stimmen und 3270 klingende Pfeifen; ihre Er... ... kostete 20.000 Thlr. Die Orgel im Münster zu Strasburg ... Pfeifen, deren größte 14 Eimer und etliche Maß Wasser ... die Orgel zu Ulm hat über 3000 Pfeifen. Um die Verbesse... ... und Vervollkommnung derselben haben die Deutschen unstreitig ... größte Verdienst — die Erfindungen des Pedals, der Stimmen... ... in Register, der Schleifladen, der großen Blasebälge, der ... u. gehören den Deutschen — und auch jetzt behaupten ... von einem Hildebrand, Silbermann u. erbaut, den Vorzug. ... hat der Abt **Vogler** (s. d.) durch sein Simplifications... ... welches eine Vereinfachung des Orgelbaues bezweckt, großes ... gemacht, indem nach demselben eine natürlichere Pfeifenstel... ... weniger getheilter Wind, gemächlicherer Anschlag für den Spieler ... überhaupt mehr Stärke u. bewirkt wird, obgleich Viele ihn ta... ... sein System unanwendbar finden wollen. — Uebrigens waren ... Orgelwerke der Alten sehr schwer zu tractiren, indem die Claves ... aus einander standen und mit Fäusten geschlagen werden ...; daher auch der Ausdruck rührt: die Orgel schlagen.

Orgelpunkt, in der Tonkunst, bei vielstimmigen Kirchenstücken, ... Stelle am Schlusse, in welcher bei liegendem Basse die ... Stimmen einige Takte lang einen im Einklange mannigfaltigen ... fortführen, weil die Orgel, welche dabei im Basse bloß den ... aushält, einiger Maßen einen Ruhepunkt hat, da die andern ... fortfahren.

Orgelspiel, Orgelspieler. Wie die Orgel das zusammen... ... und kunstreichste musikalische Instrument ist, so erfordert auch ... Orgelspiel eine vorzügliche Kunst. Namentlich ist es unmög... ... ohne Kenntniß der Harmonie ein guter Organist zu seyn, da das ... Orgelspiel die vollstimmigste Harmonie erfordert. Außerdem ist noch ... besondere Kenntniß der Natur und Einrichtung dieses Instruments ... nöthig, welche nur durch genauen Unterricht oder lange Erfahrung ... gewonnen ist. Zur Natur der Orgel gehört es, daß die Töne un... ... unterbrochen fortklingen können, wiewohl nicht in verschiedenen Gra... ... der Stärke, wie bei andern Blasinstrumenten. Abgebrochene kurze ... stehen daher diesem Instrumente weniger an. Der Organist muß ... also die Fertigkeit erwerben, im gebundenen Style zu spielen. ..., die den Orgeltönen an sich fehlenden Grade der Stärke und ... Schwäche können in ganzen Sätzen ersetzt werden durch den Gebrauch ... verschiedener Register. Jedes dieser Register aber hat seinen besondern ..., ist gleichsam ein besonderes Blasinstrument; der gute Or... ... muß daher die Register nach diesem Charakter einzeln oder ver... ... anwenden, und muß dabei hauptsächlich auf den Umfang der ..., welchen das besondere Register hat, genaue Rücksicht nehmen,

um keine Mißverhältnisse hervorzubringen. Hierbei kann man si G. Werner's „Lehrbuch, das Orgelwerk kennen, erhalten, beurth und verbessern zu lernen" (Merseburg 1823) bedienen. Um das G zu verstärken oder zu schwächen, muß er auch die Manuale kennen sich die Fertigkeit, die Töne des Pedals richtig zu treffen, erwer — Was die Anwendung des Orgelspiels beim Gottesdienste bet so kann der Organist seine Kunst am meisten zeigen bei der Ei tung, oder dem Ausgange des Gottesdienstes, oder in großen Zwisc spielen, welche Hauptabschnitte der Liturgie gestatten; hier kann darf er kunstreiche Fugen, Variationen und Phantasien vortragen, müssen sie der Würde des Instruments angemessen seyn; hier kann seine Erfindung, seine harmonische Kunst und seine Fertigkeit in höchsten Freiheit anwenden. Doch soll das Vorspiel immer eine a messene Vorbereitung des Folgenden seyn. Am einfachsten aber ohne alle künstliche Verzierungen muß das Orgelspiel beim Chora sange seyn; es hat den Zweck, den Gesang der Gemeinde zu trag zu leiten und auszufüllen, und muß daher mit dem Gesange der meinde weder in Hinsicht der Bewegung noch in Hinsicht der Mo lation in Zwiespalt stehen; es müßte denn dieser durch Schuld Gemeinde und vornehmlich durch schlechte Gewohnheit derselben ver sacht seyn, welcher der Organist auf einfache und natürliche Weise e gegenzuwirken verpflichtet ist. Auch die Zwischenspiele im Cho müssen vornehmlich dem Charakter des einfachen Choralgesangs und Stimmung, welche der Choral ausspricht, angemessen seyn. Sie d fen nicht zu viel, zu überraschend und unnatürlich moduliren und ni zu weltlich sich bewegen. Endlich wird das Orgelspiel auch bei Mu sikaufführungen, bald begleitend, bald als Concertinstrument angewe det. Bei der Begleitung wird dem Organisten gewöhnlich die soge Generalbaßstimme vorgelegt, in welcher nur der Grundbaß des Mus stücks nebst den durch Zahlen bezeichneten Accorden angegeben ist; u so sagt man, er spiele den Generalbaß (s. d.). Um dieß rich auszuführen, bedarf es großer Uebersicht und selbst der Kenntniß d Tonstücks durch die Partitur, da ja in solchem Fall die Orgel nic Ober- oder Solostimme werden darf. In der Regel ist auch die B gleitung der Orgel bei unsern so vollständig besetzten neuern Musi stücken überflüssig, und sie kann zweckmäßig nur zur Verstärkung ei zelner Stellen angewendet werden; auf jeden Fall aber ist es sichere dem Orgelspieler Das, was er spielen soll, vollständig auszuschreiben Wir empfehlen Denen, die sich unterrichten wollen, vor allen Knechts' Rink's und Werner's Orgelschulen. Auch soll C. Hüntersberg's „Fe tiger Orgelspieler, oder Casualmagazin für alle vorkommende Fälle i Orgelspiel" (2 Thle., Meißen 1824) sehr instructiv seyn. Als Concer instrument endlich kann der Orgelspieler seine Kunst zwar am feinste zeigen; allein er darf hier die Würde seines Instruments nicht ver gessen. Türk, Kittel, Knecht, J. S. Bach, Häßler, A. E. Müller Umbreit, Vierling, Wolf, Rink haben Orgelstücke und Choralvorspiel verschiedener Gattung gesetzt.

Orgien, s. Bachanalien und Mysterien.

Oriani (Barnabé), Abbate, Director der Sternwarte zu Mai land, Mitglied des ital. Instituts, Corresp. der pariser Akad. u. a Gesellschaften, Ritter der Ehrenlegion, der eisernen Krone, geb. 175 zu Garegnono, einem Dorfe bei Mailand, machte sich seit 1777 als Astro nom bekannt. Die Regierung schickte ihn 1786 nach London, um da selbst von Ramsden einen Mauerquadranten und andre astron. In

mente für die mailänder Sternwarte verfertigen zu lassen. Er wurde dort Herschel's Freund und stand mit ihm in stetem Briefwechsel. Dann nahm er in Italien an der Messung eines Bogens des Meridians Theil und leitete nebst Reggio und de Cesaris die Triangulirung zum Behuf einer Charte der Lombardei. Als Piazzi am 1. Jan. 1801 die Ceres entdeckte und anfangs für einen Kometen hielt, zeigte Oriani durch die Berechnung der Elemente ihrer Bahn, daß sie ein Planet sey. Bei Errichtung des Instituts von Italien ward Oriani zu einem der ersten 30 Mitglieder desselben und in der Folge zum Grafen und zum Senator des Königreichs Italien von Napoleon ernannt. Unter seiner Aufsicht setzt Carlini die astronom. Ephemeriden zu Mailand fort. Alle Beobachtungen Oriani's zeichnen sich durch Genauigkeit aus. Wir nennen seine „Tafeln des Uranus“ (1783), seine Theorie des Merkurs“ (1798) und seine classischen „Elemente der sphärischen Trigonometrie“ (Bologna 1806). Oriani's Abhandlungen enthalten treffliche Beispiele, Regeln und Bemerkungen für die praktische Astronomie. Er st. im Okt. 1832.

Orient, die Morgengegend oder die Gegend, wo die Sonne am Himmel aufzugehen pflegt, dann die nach Morgen (s. d.) gelegenen Länder. Wir Europäer verstehen im Allgemeinen unter dem Oriente die Länder Asiens. — Orientalisch, morgenländisch. In der Geschichte der Cultur verknüpft man mit dem Worte Orient den Begriff von einer geheimnißvollen Größe, Majestät und Ruhe, welche uber der Wiege der Urzeit schweben, aus welcher mit dem Priesterthume und der Patriarchenwürde die geistige Entwickelung des Menschen mitten unter den erhabensten und den furchtbarsten Erscheinungen des Universums hervorging. Zugleich verbindet sich mit jenem Worte die Vorstellung von dem Einfachen und Wunderbaren im Beharrlichen und Ruhigen, welche ebenso den Charakter der physischen wie der moralischen Welt im Osten bezeichnen. In ethnograph. Hinsicht verweisen wir auf die Reisebeschreibung (vgl. Asien, Arabien, Persien ꝛc.); besonders: „Lettres sur l'Orient, écrites pend. les années 1827—1828 par Bar. Th. Renouard de Bussierre, 2 Bde., mit Steindruck (Paris 1829).

Orientalische Sprachen. Bei der Eintheilung der Sprachen in orientalische und occidentalische lag ehemals die Vorstellung zu Grunde, daß alle Sprachen von der Arche Noahs ausgegangen wären. Die Sprachen der Semiten und Chamiten sind die orientalischen, die Sprachen der Japhetiten die occidentalischen. Die Gelehrten (z. B. Olaf Celsius, C. G. Anton) haben sich bemüht, allgemeine charakteristische Unterscheidungszeichen anzugeben, allein bis jetzt sind die Bestimmungen sehr mangelhaft geblieben, da wir noch keine vollständige Uebersicht der gesammten Sprachen haben. — Im gemeinen Leben versteht man unter der Benennung orientalische Sprachen die Sprachen Asiens ohne Unterschied, persische, arabische, türkische, hebräische, chinesische, armenische, koptische ꝛc. Der vergrößerte Welthandel mit dem Orient und die vielen Consulate und Colonialregierungen der Europäer in Asien veranlaßten, daß man in diesem Jahrhundert die orientalischen Sprachen gründlicher als vormals lernte. Einen Hauptanstoß zum gründlichern Studium morgenländischer Sprachen gab die von W. Jones (s. d.) in Calcutta gestift. asiat. Societät, und in Frankreich der pariser Gelehrte Silvestre de Sacy, der vollendetste Kenner des Arabischen, dessen Werke durch grammatische und logische Schärfe sich auszeichnen. Aber auch die literarische Thätigkeit der in-

dischen Engländer hat sich um das Persische und um das Arabische durch die Herausgabe wichtiger Werke sehr verdient gemacht. Von den indisch-engl. Druckereien zu Serampor und zu Calcutta und von den türkischen Druckereien in Skutari und Konstantinopel haben wir bis jetzt die größten Werke orientalischer Literatur erhalten, z. B. die großen Originallexica der Araber, Perser und Türken. Aber nicht nur das orientalische Sprachstudium an und für sich, sondern auch die Anwendung desselben auf andre Wissenschaften, zu histor., geograph., mythol., philosoph. und sprachvergleichenden Forschungen, ist in den neuesten Zeiten fleißig geübt worden, und im Ganzen auf eine besonnene, zuverlässige Weise. Zur Förderung der orientalischen Studien sind 5 gegenwärtig bestehende asiatische Gesellschaften von Europäern gestiftet worden. Drei derselben befinden sich in Indien, in den Städten Calcutta, Bombay, Madras, und sind aus Gelehrten und aus Militairpersonen zusammengesetzt; jede derselben gibt Abhandlungen heraus: die zu Calcutta „Asiatic researches"; die viel jüngere zu Bombay „Transactions". Die zwei übrigen Gesellschaften sind die 1822 unter dem Vorsitze Silvestre de Sacy's zu Paris und die 1823 unter dem Vorsitze Colebrooke's zu London gestiftete Roy. Asiatic Society von Großbrit. und Irland, an welche sich die 1828 errichtete Oriental Translation Committee zu London anschloß. Allgemeine Betrachtungen über die orientalische Literatur und die richtige Methode, deren Werke zu bearbeiten, lieferte Schlegel in seinen „Réflexions sur l'étude des langues asiatiques" (Paris 1832). Als Zeitschrift für die orientalische Literatur ist vorzüglich zu erwähnen das zu Paris erscheinende „Nouveau journal asiatiques"; das londoner „Asiatic journal" ist weniger wissenschaftlichen Inhalts und beschäftigt sich auch mit den Nachrichten über Handel, Verwaltung, Fabriken, Familienverhältnisse Indiens. Aehnliche Zeitschriften erscheinen in Calcutta und Malakka. Deutschland besitzt die besonders durch Hammer's Thätigkeit zu Wien geleiteten „Fundgruben des Orients". Lehranstalten für den Unterricht in den orientalischen Sprachen bestehen zu Fort William in Ostindien, zu Hayleybury in England, für die künftigen Beamten in Indien, zu Paris, zu Wien, zu Petersburg. Die meisten Schätze der oriental. Literatur enthalten die Bibliotheken zu Paris, London, Oxford, Escurial, Rom, Gotha, Wien, Berlin, Kopenhagen, Upsala, Petersburg, Konstantinopel. Auch Dresden und Hamburg besitzen nicht unbedeutende Sammlungen; doch übertrifft Gotha hierin alle andere Städte Deutschlands; die dortigen Handschriften sind im Auftrage der beiden vorletzten Herzoge durch Seetzen (s. d.) in Aleppo, Damask, Jerusalem und Kahira gekauft worden. Petersburg besitzt zugleich die reichste Sammlung orientalischer, nämlich moslemischer Münzen, deren Aufseher, Frähn, der gründlichste Kenner der moslemischen Numismatik ist. Die vorzüglichsten Orientalisten unsrer Zeit sind: im Sanskrit: Wilson, Wilkins, Bopp, A. W. Schlegel, Chezy, Haughton, Lassen; in den lebenden indischen Sprachen (bengalisch, hindustanisch, kamulisch, mahrattisch ꝛc.) Haughton, Shakespear, Carey, Morton, Garcin de Tassy, Michaels, Campbell u. A. (Vgl. Indische Sprachen und Literatur.) Für das Chinesische (s. Chinesische Sprache und Literatur) waren thätig, Premare, Morrison, Davis, Collin, Julien, Thoms, Remusat, Staunton, Klaproth u. A. In Bezug auf die noch sehr wenig bekannte japanische Literatur sind zu bemerken: Rodriguez, Medhurst, Klaproth, Siebold. Für die Kenntniß der tatarischen Sprachen sind wichtig die Arbeiten von Schmidt, Klaproth,

...en, Gabelenz, Mitchell, Hammer, Rhasi, Davids u. A. (Vgl. Türkische Sprache und Literatur.) Für das Studium des Tibetanischen (das eine reiche Literatur besitzt), Birmanischen, Siamesischen, Malaiischen waren thätig: Schröter, Honngh, Hudson, Bournouf, Low, ...den, Leyden. In Bezug auf die Persischen Sprachen s. d. A. sowie Armenische Sprache und Literatur und Me...ariten. Die georgische Literatur wurde bearbeitet besonders von ... und Brosset. Das Studium der semitischen Sprachen und ...raturen ward bei den neuen Erweiterungen der orientalischen ... nicht vernachlässigt. Für das Hebräische (s. d.) Gesenius, ..., ..., Ewald, Hupfeld, Rückert, Maurer; für das Rabbinische (s. d.) Kosegarten, Winer, Jost, Luzzato; für das Chaldäische ... und Hurzel; das Syrische: Uhlemann, Hahn, Siessert, Wegnern, ...; das Arabische (s. Arabische Sprache und Literatur) Sylvester de Sacy, Freytag, Horst, Kosegarten, Hamaker, ..., Fleischer, Habicht („Tausend und eine Nacht", ...) ...ger u. m. A. Im Aethiopischen und Koptischen sind zu ... Hupfeld, Pell, Plat, Tattam ꝛc. Ueber die Entzifferung der ägyptischen Schrift s. Hieroglyphen.

Orientalisches Kaiserthum. Das byzantinische oder oströmische Kaiserthum, auch das griechische genannt, das anfangs von ... jenseits des Euphrats, die Küste des schwarzen Meeres und Kleinasien, in Afrika Aegypten und von Europa die Länder von den Meerengen an das adriatische Meer und die Donau umfaßte und das ... Kaiserthum um tausend Jahre überlebte, entstand, als der ... Theodosius das römische Reich unter seine beiden Söhnen Arkadius und Honorius theilte. Das oströmische Kaiserthum erhielt Arkadius; ihm ward, während seiner Minderjährigkeit, Rufinus als Vormund und Minister zugegeben. Dieser und Stiliko, Honorius des weströmischen Kaisers Vormund, suchten sich gegenseitig zu stürzen. Rufinus ward durch den Gothen Gainas ermordet; allein Stiliko's Absicht, das ...mische Reich als Administrator zu leiten, scheiterte; denn an seine Stelle traten nun Eudoria, des Kaisers Gemahlin, und der ... Eutropius und beherrschten den schwachen Arkadius. Nach dem Tode des Arkadius (408) führte, während der Minderjährigkeit des ... Theodosius, dessen Schwester Pulcheria, die Regierung. Das ...ländische Reich hätte nie Weiber auf dem Throne geduldet; allein das byzantinische ahmte auch in dieser Sitte die ältern morgenländischen ... nach. Schon jetzt erhielten Weiber, Mönche und Verschnittene ... überwiegenden Einfluß auf den Hof. Beständige innere Gährungen, Angriffe der Barbaren von Außen, die man nur mit Mühe ... und dem Westreiche zusenden konnte, und heftige Ketzerverfolgungen und Sektenstreitigkeiten, bei wenigen und seltenen Kraftäußerungen einzelner Regenten, bildeten seit dieser Zeit den Inhalt der einförmigen intriguenvollen Geschichte des byzantinischen Reiches. Unter ... schwachsinnigen Theodosius II. Regierung waren die Waffen der Byzantiner glücklich in einem Kriege gegen die Perser; doch verwüstete ... das Reich und nöthigte den Kaiser zur Abkaufung und zum Tribut. Nach ihres Bruders Tode (450) ward Pulcheria als regierende Kaiserin anerkannt; sie heirathete den Thrazier Marcian, den sie dadurch auf den Kaiserthron erhob. Seine Regierung war der rechtgläubigen Lehre und der Geistlichkeit, welcher er Vermächtnisse unbeschränkt anzunehmen erlaubte, günstiger als dem Reiche selbst, das unter ihm

keine neue Kraft erhielt. Nach Marcian ward Leo I. (453—474) zum Kaiser erwählt. Er war der erste Kaiser, der mit großem Pomp vom Patriarchen der Hauptstadt gekrönt und gesalbt wurde. Die große Expedition, die er gegen die Vandalen in Afrika unternahm, scheiterte. Ihm folgte sein Enkel Leo II.; dieser starb aber bereits 474, nachdem er kurz zuvor seinen Vetter Zeno zum Mitregenten ernannt hatte. Darauf herrschte Zeno bis 476 allein. Zwar ward er durch eine Empörung verdrängt; er kehrte aber zurück und eroberte Konstantinopel, wo er mit Grausamkeit und Härte seine Gegner behandelte, und die erneuerten Empörungsversuche gegen ihn durch seine Strenge vereitelte. Seine Witwe Ariadne hob den Minister Anastasius auf den Thron, auf welchem ihn der tapfere Präfectus Prätorio, Justinus, gegen das zur Unzufriedenheit und zu Tumulten einmal aufgeregte Volk befestigte. Dieser, der sich vom Schweinhirten zu der ersten militairischen Würde des Staates emporgeschwungen, bestieg nach Anastasius's Tode (546) den Thron, und nahm kurz vor seinem Tode seinen Enkel Justinian (527—565) zum Mitregenten an; ein Mann, der mehr Glück als Talent hatte. (Vergl. über seine Reg. Justinianus.) Auf ihn folgte sein Schwestersohn Justinus II, ein unthätiger, habsüchtiger und grausamer Regent, seit dessen Regierung das Reich immer tiefer zu sinken anfing. Nicht nur die Avaren setzten sich fester im oströmischen Gebiet; auch Italien wurde, bis auf das beschränkte Exarchat, durch die Longobarden dem byzantinischen Hofe wieder entrissen und die Perser besiegten die Truppen. Der schwache Kaiser ward wahnsinnig und der Oberste der Leibwache, Tiberius, anfangs sein Mitregent, wurde (578—582) sein Nachfolger. Tiberius war mild gegen seine Unterthanen, unparteiisch im Gerichte und wohlthätig gegen die Bedürftigen. Ihm folgte sein Schwiegersohn Mauritius (582—602), ein Mann, dessen Regierung zu den bessern gehörte. Unter ihm wurden die Avaren und Perser besiegt: nur deutete man seine Strenge als Grausamkeit und seine Sparsamkeit als Geiz. Er und seine Familie wurden das Opfer einer Soldatenverschwörung, welche den Phokas erhob, der (602—610) den Thron durch elende Handlungen entehrte. Die Perser bestürmten das Reich und eine Empörung brach in Afrika aus. Nach einer Reihe von Schandthaten und Grausamkeiten fiel Phokas durch den Heraklius, Sohn des Statthalters in Afrika, der ihm (610—647) folgte. Ob dieser gleich gegen die Perser siegte; so stürmte doch von den, durch eine Religion zu einem festen Staatsverein organisirten Arabern, ein mächtiger asiatischer Volkshaufe gegen seine entfernten Provinzen, die Länder am Euphrat, Judäa, Syrien und ganz Aegypten. Unter seinen Nachfolgern war kein einziger würdiger Regent. Ihm folgte sein Sohn Konstantin III., der aber bald nach seiner Thronbesteigung vergiftet ward. Hierauf erhielt Konstanz II., des Konstantinus Sohn, die Regierung (642—668). Er machte sich dem Volke durch blutigen Verfolgungsgeist und die Ermordung seines Bruders Theodosius verhaßt. Unter ihm setzten die immer mächtiger werdenden Araber ihre Eroberung fort und entrissen dem byzantinischen Reiche Cypern, Rhodus und den größten Theil von Afrika. Konstanz verlor in einem unglücklichen Kriege, den er gegen die Longobarden in Italien führte, zu Syrakus das Leben. Sein Sohn Konstantin Pogonatus wurde sein Nachfolger (668—685). Unter ihm wurde die von den Arabern bedrohte Residenz (672) nur durch das griechische Feuer gerettet: auch verwüsteten die Bulgaren, die in immer größern Massen von der Wolga und dem Don her nach der Nordseite der Donau drangen, das erschöpfte Reich. Schnell

verdrängten sich nach ihm die Regenten. Sein Sohn Justinian II. (685—694) kriegte unglücklich gegen die Bulgaren und die Araber; er wurde wegen seiner Grausamkeit durch den Leontius entthront und nach abgeschnittener Nase nach dem chersonesischen Taurus gesandt. Dieser folgte ihm, verlor aber nach einem vierjährigen Besitze des Thrones Nase und Thron durch den Tiberius Apsimar (698—703). Justinian entfloh aus seinem Gefängnisse und drang mit Hülfe der Bulgaren in Konstantinopel ein, wo er 705 den Tiberius ermorden ließ und die Regierung von Neuem übernahm, bis ihn sein Sohn Philippikus Bardanes hinrichten ließ, der sich (711—713) selbst auf den Thron schwang. Seine Verschwendungen machten ihn allgemein verhaßt, und bei einem nächtlichen Ueberfall wurden ihm die Augen ausgestochen. Ihm folgte Anastasius II. (713), der aber bald darauf 713 ins Kloster geschickt wurde. An seine Stelle bekleideten die Soldaten den Theodosius III. 715 mit dem Purpur, welchen er im folgenden Jahre freiwillig mit der Mönchskutte vertauschte. Ihm folgte Leo Isaurikus (716—741), bekannt durch die sogenannte Bilderstürmerei, nach welcher er alle Bilder aus den Kirchen seines Reichs zu entfernen befahl, weil Juden und Mohammedaner die Christen deßhalb für Götzendiener hielten. Mehr als durch das Vordringen der Araber, die zum zweiten Male von Konstantinopel zurückgeschlagen wurden, wurde durch dieses Gebot das Volk des byzantinischen Reiches erhitzt; Blutströme flossen seit dieser Zeit für den Bilderdienst. Mit gleichen Gesinnungen unterdrückte sein Sohn Konstantin Kopronymus (741—775) den Bilderdienst, den er auf einer Kirchenversammlung zu Konstantinopel verdammen ließ. Zwar war Konstantin glücklich im Kampfe gegen die Araber, die er mehrmals besiegte; dagegen verlor er das Exarchat gegen die Longobarden und ward von den Longobarden geschlagen. Ihm folgte sein Sohn Leo (775—781), der im Geiste seines wackern Vaters regierte. Er starb frühzeitig, worauf die verwitwete Kaiserin Irene (781) die Regierung für ihren noch minderjährigen Sohn Konstantin übernahm: eine Weiberregierung ohne Haltung und Energie. Die Bulgaren und Araber betraten von Neuem das Reich, sodaß man die Letztern mit einem jährl. Tribut abkaufen mußte. Auf Veranlassung der unnatürlichen Mutter ward der Kaiser, der in einem Alter von 14 Jahren selbst regieren wollte, geblendet und starb an dieser gefährlichen Operation. Irene herrschte seit dieser Zeit allein und stellte den Bilderdienst wieder her, wodurch sie die Geistlichkeit und das Volk auf ihre Seite brachte. (Vergl. Bilderstürmer.) Ihren Plan, sich mit Karl dem Großen zu verheirathen, vereitelten die byzantinischen Großen durch eine Revolution, in welcher Irene ins Kloster geschickt wurde und Nicephorus (801—811), den Thron bestieg. Den Bulgaren die anhaltenden Verwüstungen des Reiches zurückzugeben, fiel Nicephorus in ihr eigenes Land; sein Lager ward aber erstürmt und er selbst getödtet. Sein Sohn Stauracius ward von einem Theile der Armee, sein Schwiegersohn Michael aber von dem Senate gewählt. Jener ging sogleich ins Kloster und Michael folgte (813) nach einer von den Bulgaren erlittenen Niederlage seinem Beispiele. Ein Feind des Bilderdienstes, Leo V., bestieg (813—820) den Thron, ward aber wegen seiner Abneigung gegen die Bilder in einem Aufstand ermordet. Unter seinem Nachfolger Michael II (820—823) eroberten die Araber Sizilien, Arabien und Kreta. Sein Sohn Theophilus (823—842) besiegte die Araber und beförderte die Blüthe des Handels. Desto elender war der Despotismus seines Soh-

nes Michael III. (842—867), der nach ihm zum Cäsar ernannt wurde. Basilius (867—885), gab für den Augenblick dem Reiche eine neue Haltung durch die Siege gegen die Araber und Bulgaren und durch die Verbesserung der Finanzen und Gerichtspflege. Sein Sohn Leo VI. (885—912) verdiente durch seine Kenntnisse und seine schriftstellerische Thätigkeit in einem so gesunkenen Zeitalter wohl den Beinamen des Philosophen; aber sein Bruder und Nachfolger Alexander (911—912) entweihte den Thron durch Grausamkeit. Leo's Sohn, Konstantin Porphyrogenneta (912—956) zeigte zwar Sinn für classische Literatur und für die Künste; allein seine Regierungstalente waren so gering, daß er seinen Schwiegervater und dessen Söhne für sich regieren ließ, bis er endlich diese willkürlich regierende Familie 944 ins Kloster schickte und seinen Sohn Romanus zum Mitregenten erhob. Romanus der Erste regierte nach seines Vaters Tode (956—963) wie ein Nero, während sein tapferer Feldherr Nicephorus Phokas die Araber besiegte. Er starb durch das Gift seiner Gemahlin Theophania, die während der Minderjährigkeit ihres Sohnes zuerst mit dem Nicephorus Phokas und nach dessen Ermordung mit Johannes Zimisces (969—976) die Regierung führte. Diese Ausländer gaben bei allen ihren individuellen Fehlern dem Reiche noch einige neue Kraft gegen die Araber und Russen, die sie besiegten. Nach der Ermordung des Zimisces bestiegen des Romanus Söhne, Basilius und Konstantin, den Thron. Basilius unterjochte die Bulgaren; Konstantin aber war ein Weichling, der sich seinen Ausschweifungen überließ. Durch des Letztern Tochter, Zoe, kam Romanus (1028—34) auf den Thron; allein diese ausschweifende, aber staatskluge Fürstin vergiftete ihren Gemahl und erhob nach einander auf den Thron Michael IV. (1034—1041), Michael V. (1041), Konstantin IX. Nach ihr ward ihre Schwester Theodora zur Kaiserin gewählt (1055), die sich von vier Verschnittenen leiten ließ. Sie ernannte den bejahrten Michael Stratonikus (1056) zu ihrem Nachfolger, den aber der Feldherr Isaak Komnenus, aus italienischem Geschlechte, verdrängte und ins Kloster schickte; er selbst ward nach zwei Jahren Mönch. Ihm folgte der schwache Konstantinus Dukas (1059—1067), der von dem rohen Volkshaufen der Unzen bei dessen Vorwärtsdringen sehr bedrängt ward. Nach seinem Tode leitete seine Witwe Eudocia die Regentschaft über ihre drei Söhne; sie erhob den Diogenes Romanus durch Heirath (1067—1071) auf den Thron. Unter diesem drangen die seldschuckischen Türken gegen die byzantinischen Provinzen an; der Kaiser gerieth in ihre Gefangenschaft. Während dieser Zeit ward Eudocia in einem Aufstande ins Kloster geschickt, und Konstantins ältester Sohn, Michael VII. (1071—1079), auf den Thron gehoben, den er durch Schwäche und Geiz entehrte. Die seldschuckischen Türken behaupteten sich in Nicäa und mehre Feldherren empörten sich. Der Kaiser gab seinem Sohne Konstantin den Purpur und ging ins Kloster; dieser mußte aber dem Botoniates weichen, der 1081 von Alexius Komnenus entthront wurde. Alexius bestieg darauf in einem merkwürdigen Zeitraume und mit seltnen Fähigkeiten ausgestattet, den byzantinischen Thron; er würde vielleicht dem gesunkenen Reiche ein neues Kraftgefühl mitgetheilt haben, wenn nicht unter ihm die Kreuzzüge ihren Anfang genommen hätten. Sein Sohn Komnenus (1118—1142) und sein Enkel Manuel Komnenus (1143—1180) regierte in seinem Geiste fort. Heldenmuth und Mannskraft gingen jetzt vom Throne aus und wurden den Feinden, besonders den Türken fühlbar; aber mit Manuel erlosch die neugeweckte Flamme des griechischen Heldengeistes, und unter den nachfolgenden

schwachen Regenten eilte das Reich immer näher dem Zeitpunkte seiner völligen Auflösung entgegen. Der 17jährige Alexius Komnenus II. (1180—1183) ward von seinem Verwandten Andronikus (1183—1185) verdrängt und ermordet. Eine Empörung stürzte diesen und brachte If. Angelus auf den Thron (1185—1195), der von seinem eignen Bruder Alexius entthront, geblendet und in einen Thurm gesperrt wurde. Aber der Sohn des geblendeten Isaak, Alexius, nahm seine Zuflucht zum Papste und zum römischen Könige Philipp und veranlaßte die Richtung des beschlossenen Kreuzzugs nach der griechischen Küste. Ihn leitete der hochbejahrte Doge von Venedig, Dandalo und der Graf Bonifacius von Montferrat. Konstantinopel ward belagert und erobert (1203) und Isaak und sein Sohn Alexius wurden wieder eingesetzt. Ein treuloser Diener des Kaisers, Murkuphius, veranlaßte das unzufriedene Volk zur Empörung, schwang sich selbst auf den Thron und ließ den Alexius tödten. Bald darauf starb auch der geblendete Vater. Diese Treulosigkeit erbitterte die Venetianer und Franzosen. Sie eroberten Konstantinopel mit Sturm und errichteten in der Hauptstadt des oströmischen Reiches ein lateinisches Kaiserthum (1204—1261). Doch erhielt der neue Kaiser Balduin (vergl. Balduine) nur Thrazien von dem oströmischen Reiche; die übrigen europäischen Theile desselben, nebst mehren Inseln, fielen in die Hände der Venetianer und des franz. und lombard. Adels. Dagegen flüchteten sich die Ueberreste des griechischen Kaiserthums nach Asien. Theodorus Laskaris, der Schwiegersohn des Alexius Angelus, regierte zu Nicäa über Bithynien, Phrygien, Mysien, Jonien und Lydien; die beiden Enkel des Andronikus, David und Alexius Komnenus, beherrschten ebenfalls mit dem Kaisertitel von Trapezunt aus Kappadocien, Pontus und Galatien. Das lateinische Kaiserthum, klein durch Zerstückelung, ward von den Bulgaren erschüttert. Balduin I fiel in ihre Gefangenschaft (1206) und wurde grausam ermordet. Ihm folgte sein Bruder Heinrich (1206—1216) und diesem sein Schwager, der künftige Graf von Auxerre, Peter (1216—1221). Unter dessen Sohne Robert (1221—1228) verlor das Reich schon viel an das Kaiserthum Nicäa. Roberts Bruder, Balduin (1228—1261), mußte endlich 1261 dem siegreichen nicäischen Kaiser Michael Paläologus ganz weichen und nach Venedig ziehen, weil die Abendländer in Byzanz keine neue Unterstützung erhielten und ihre Zahl sich in den beständigen Kämpfen sehr vermindert hatte. Mit Hülfe der Genueser ward diese Gegenrevolution ausgeführt. Von dieser Zeit an regierten dessen Nachfolger fort bis auf die Einnahme der Stadt durch die Osmanen, und alle Versuche der Abendländer, zum zweiten Male Konstantinopel zu erobern, schlugen fehl. Doch mußte Michael den vordringenden Türken die asiatischen Provinzen aufopfern, um die europäischen getheilten Besitzungen zu vereinigen. Ihm folgte sein Sohn Andronikus Paläologus (1282—1328), ein Andächtler und Schwächling, der zuletzt ins Kloster ging. Sein Nachfolger Andronikus II. (1328—1341) regierte unter fortdauernden Kämpfen mit den Bulgaren und Osmanen. Ihm folgte sein Sohn Johann Paläologus, der seinen Vormünder Johannes Kantakuzenus, nach dem Willen des Heeres, zum Mitregenten annehmen mußte. Das Reich sank immer tiefer. Die Türken eroberten Gallipolis (1355), den Schlüssel des Chersoneses, und bemächtigten sich bald darauf Thraziens, Thessaliens, Mazedoniens und Bulgariens. Auch Amurath errichtete, nach der Eroberung von Romanien, 1358 zu Adrianopel den Sitz seines europäischen Reiches, und sein Sohn Bajazet erhielt von Manuel Paläologus, dem

Sohne Johannes V., (1392) einen jährlichen Tribut. Schon Bajazet würde Konstantinopel erobert haben, wenn er nicht beim Einfalle des morgenländischen Eroberers, Timur, in dessen Gefangenschaft gerathen wäre. Die Unruhen, welche unter Bajazets fünf Söhnen über die Nachfolge ausbrachen, fristeten noch einige Zeit die armselige Existenz des beinahe bloß auf die Hauptstadt eingeschränkten byzantin. Reiches, in welchem Johann VI. seinem Vater Manuel (1424) gefolgt war. Johannes Bruder aber, Konstantin XI. (1449—1453), konnte dem lang gedrohten Schicksale nicht entgehen. Der Sultan Mohammed II. belagerte mit 250.000 Türken, seit dem 13. April 1453 Konstantinopel und eroberte es (29. Mai 1453) in einem Sturme, bei welchem der letzte Kaiser sein Leben verlor. Der Kaiser David Komnenus mußte ebenfalls sein ganzes Reich dem Eroberer 1461 übergeben, und so erhob sich auf den Trümmern des oströmischen Reiches das osmanische mit jugendlicher Stärke. S. Konstantin XI. u. Mohammed II.

Oriflamme (Auriflamme), zusammengesetzt aus flammula, eine Fahne, und aurea, golden. Sie ward in dem Kloster St.-Denys in Frankreich aufbewahrt und von dessen Abte Demjenigen in die Hände gegeben, welcher die Güter und Privilegien dieses Klosters, wenn's nöthig war, mit bewaffneter Hand vertheidigte. Sie hatte die Form eines alten Paniers mit 3 Spitzen und bestand aus seidnem Zeuche mit goldnen Fäden in Flammenform melirt; ein Stück daran war grün. Das Blatt war nach Art der Kirchenfahne an die Stange befestigt, nicht aber wie eine gewöhnliche Fahne aufgenagelt. Nach Andern soll sie ganz von rother Farbe und an einer goldnen Lanze befestigt gewesen seyn. Diese Fahne, welche als Reichspalladium in besagtem Kloster aufbewahrt ward, nennen einige Schriftsteller das Panier des Dionysios. Die Grafen von Pontoise oder von Verin waren die eigentlichen Fahnenträger oder Vidames jener Abtei und daher Vasallen derselben und führten die Oriflamme in den Kriegen, in welchen das Kloster ihres Schutzes bedurfte. Ludwig VI., König von Frankreich, führte sie zuerst (1124) in seiner Armee ein, da er zugleich Graf von Verin war. Dieß behielten seine Nachfolger bei, bis unter Karl VII. Paris von den Engländern erobert ward, worauf die weiße Fahne für das französische Heer bestimmt ward. Wilhelm Martel, welcher 1514 in dem Treffen bei Azincourt blieb, soll der Letzte gewesen seyn, welcher die Oriflamme trug, welche noch 1594 bei einem von dem Schatze der Abtei gemachten Inventarium vorhanden war. Die Geschichte der Kreuzzüge gibt zu Erwähnung derselben viel Gelegenheit.

Origenes, einer der berühmtesten Kirchenschriftsteller der ersten Jahrhunderte, geb. zu Alexandrien 185 n. Chr., erhielt wegen seiner unermüdeten Thätigkeit den Beinamen Adamantios. Sein Vater Leonidas ertheilte ihm frühe Unterricht im Christenthum und in den schönen und reichhaltigen Wissenschaften der Griechen; Pantänus und Clemens Alexandrinus bildeten ihn weiter in denselben. Mit glühendem Durste nach Erkenntniß verband der junge Origenes forschenden Sinn, hellen Blick, einen seltenen Geist und ein edles Herz; dabei besaß er ein außerordentliches Gedächtniß. Als man seinen Vater der Religion wegen gefänglich eingezogen hatte, ermunterte er ihn in Briefen zum standhaften Bekenntnisse. Nachdem er denselben verloren, erhielt er seine Mutter und Geschwister durch Unterricht, den er in den schönen Wissenschaften gab, und ward, kaum 18 Jahre alt, an des berühmten Clemens Stelle zum Lehrer an der christlichen Hochschule Alexandriens ernannt. Da sich bei seinem Unterrichte in der Schule zu

Alexandrien auch viele Personen weiblichen Geschlechts einfanden, ward er beunruhigt von der Furcht des Anstoßes und von Mißtrauen in die Schwäche der menschlichen Natur; eine Stelle im Evangelium (Math. 19. 12.) buchstäblich auslegend, ward sein Eifer entflammt und er entmannte sich, welche unbesonnene That bald bekannt wurde. Nachdem Kaiser Severus, einer der eifrigsten Christenverfolger, gestorben war (211), reiste Origenes nach Rom, wo er viele Bewunderer fand, kehrte aber bald wieder nach Alexandrien zurück und setzte hier, ermuntert vom Bischof Demetrius, sein Lehramt fort. Ein Volksaufruhr bewog ihn aber, sich insgeheim nach Palästina zu begeben. Die dasigen Bischöfe schätzten ihn so sehr, daß sie ihm erlaubten, in ihren Versammlungen Vorträge zu halten. Aus Eifersucht rief ihn sein Bischof zurück. Bald darauf wurde er nach Achaja berufen, das mehren Ketzereien preisgegeben war. Auf seiner Reise nach Cäsarea in Palästina wurde er von den Bischöfen, die sich hier beisammen fanden, zum Presbyter geweiht. Dieß war der Anfang der Verfolgungen, die sein Leben verbitterten. Demetrius behauptete, nur ihm komme es zu, den Origenes zu weihen. St. Alexander vertheidigte den Origenes, der in Alexandrien seine gewöhnlichen Beschäftigungen wieder vornahm; aber Demetrius, dessen Aussöhnung nur geheuchelt war, versammelte zwei Concilien, entsetzte ihn des Priesteramts, untersagten ihm in Alexandrien zu lehren, nöthigte ihn, sich von dort zu entfernen und excommunicirte ihn. Diese Verurtheilung wurde zu Rom, wie von den meisten andern Bischöfen, gebilligt. Aber die Kirchen von Palästina, Arabien, Phönizien und Achaja blieben mit Origenes in Gemeinschaft. Demetrius schrieb nach allen Orten, um ihn verhaßt zu machen; Origenes beklagte sich darüber bei seinen Freunden, leugnete die Irrthümer, die man ihm Schuld gab, und zog sich nach Cäsarea zurück. Theoktistus, der daselbst Bischof war, nahm ihn als seinen Lehrer auf und vertraute ihm das Geschäft an, die heilige Schrift auszulegen. Nachdem sein Verfolger im J. 231 gestorben war, genoß Origenes die Ruhe des verdienten Ruhmes. Gregor der Thaumaturg und sein Bruder Athenodor begaben sich zu ihm und ließen sich von ihm unterrichten. Die Verfolgung der Christen unter Maximinus nöthigte ihn, sich 2 Jahre verborgen zu halten. Als Gordian 237 der Kirche den Frieden wieder gegeben hatte, benutzte ihn Origenes zu einer Reise nach Athen. Nach seiner Rückkehr ging er nach Arabien, wohin die Bischöfe dieser Provinz ihn beriefen, um den Bischof Beryll zu widerlegen, welcher leugnete, „daß die göttliche Natur Christi vor seiner Menschwerdung existirt habe“. Origenes sprach mit so hoher Beredtsamkeit, daß Beryll widerrief und ihm für seine Belehrung dankte. Dieselben Bischöfe beriefen ihn zu einer Kirchenversammlung, die sie gegen gewisse Ketzer hielten, welche behaupteten, „der Tod sey Leib und Seele gemein“. Origenes sprach auch über diesen Gegenstand so kräftig, daß er Alles für sich gewann. Bei einer neuen Verfolgung unter dem Kaiser Decius wurde Origenes, den man für eine Hauptstütze der Kirche ansah, eingekerkert und mußte harte Martern erdulden. Erschöpft durch die Mißhandlungen, starb er zu Tyrus im J. 254, dem 69. J. seines Alters. Der Wirkungskreis dieses großen Mannes ist nicht zu berechnen. Wenige Schriftsteller haben so viel gearbeitet wie er, wenige Menschen sind so bewundert und geachtet und doch so lebhaft angegriffen und verfolgt worden als er, sowohl bei seinem Leben als nach seinem Tode. Diejenigen Aeußerungen, welche ihm am meisten Verdruß zugezogen und

auch einige große Männer späterer Zeit wider ihn erbittert haben, fand man in seinen, nicht auf uns gelangten Schriften. Zu diesen muß man das, nur in einer lat. Uebersetzung des Rufin in Fragmenten vorhandene Buch von den Grundsätzen rechnen. Ob aber die anstößigen Stellen wirklich dem großen Manne aus der Feder geflossen waren, ist noch eine Frage. Er selbst klagt mehrmal, daß seine Schriften von Irrgläubigen verfälscht worden; und daß dieses vorzüglich mit dem Buche von den Grundsätzen geschehen, bezeugt Rufin. Geschah das, als Origenes lebte, wie viel leichter konnte es nach seinem Tode und nach dem Tode seiner großen Jünger geschehen; Männer, welche die Kirche unter ihre größten Lehrer und Heiligen zählt, die mit Bewunderung und mit Liebe an ihm hingen und nach dem Tode ihres Meisters sein Andenken ehrten. Auch unter großen und heil. Männern des 4. Jahrh. fand er Verehrer, aber auch Feinde. Indessen die Früchte seines lebendigen Unterrichts müssen uns einen noch viel höhern Begriff von dem Geiste und dem Herzen des Mannes geben, als seine auf uns gelangte Schriften, so sehr wir auch in diesen den größten Umfang seiner Kenntnisse, einen hohen Geist und sein edles Herz bewundern, dieses Herz, dessen Demuth wie seine Liebe den Schriften des so liebenswürdigen als gewaltigen Mannes einen echtchristlichen Werth geben. Die heiligen Basilius, Gregor von Nyssa, Gregor von Nazianz, Athanasius und Johannes Chrysostomus erwähnen des Origenes mit Verehrung und mit Liebe, und rügten sie gleich Irrthümer an ihm, so traf doch diese Rüge nicht sein Herz, nicht seine, der kathol. Kirche ergebene Gesinnung; sie war zu seiner Zeit noch nicht veranlaßt worden, gewisse, von ihm aus der Platon. Schule angenommene Ideen zu prüfen und sie zu verwerfen. Im 4. Jahrh. beriefen sich die Arianer auf ihn, um die Wahrheit ihrer Lehrsätze zu beweisen; aber es ist wahrscheinlich, daß jene Stellen von Irrgläubigen verfälscht worden. Zwar rügt Athanasius einige den Arianern günstig scheinende Aeußerungen; sind sie wirklich von Origenes, so hat er sich unbehutsam, unbestimmt ausgedrückt: wer so oft die Palme verdient, kann wohl einige Mal im Laufe straucheln. Indessen sind seine Schriften nicht ohne Tadel, vorzüglich die exegetischen trifft der Vorwurf in hohem Grade, weil er darin die den Alexandrinern eigne allegor. Auslegungsart noch steigerte; er leitet den Leser oft ab von der, in ihrer Einfalt erhabnen Wahrheit zu zufälligen, gesuchten Erbaulichkeiten, die oft der Stelle, wo sie angebracht werden, ganz fremd sind und durch Spiele menschlichen Witzes den hohen göttlichen Sinn, wo nicht verdrängen, doch ihn verdunkeln. Von seinen Werken (angeblich 6000 an der Zahl) sind außer dem angeführten noch folgende vorhanden: eine „Ermahnung zum Märtyrerthume"; Commentare, Homilien und Scholien über die heilige Schrift, die er vielleicht zuerst ganz zu erklären unternahm. Wir haben deren noch eine große Menge, aber die meisten sind sehr freie Uebersetzungen. Außer diesen exegetischen Werken machte er sich um die Kritik verdient durch seine Hexapala (s. d.), von welcher Montfaucon und später Chr. Fr. Bahrdt eine Ausgabe besorgt haben. Seine Schrift gegen Celsus ist als die vollständigste und bündigste Vertheidigung des Christenthums anzusehen, welche das Alterthum aufzuweisen hat. Sämmtliche Werke sind in 4 Foliobänden von de la Rue herausgegeben worden, Paris 1733—1759.

Original, Originalität, Originell. Im Allgemeinen bezeichnen diese Ausdrücke die Beziehung der Gegenstände auf ihren Ursprung, namentlich bei solchen, welche der Vervielfältigung oder Nach-

...ahmung fähig sind. Ein Original nennt man somit das ursprüngliche, der Nachahmung oder Nachbildung vorliegende Product (z. B. eine Urkunde in der Urschrift), in Beziehung auf diese Nachahmung oder Vervielfältigung (entgegengesetzt also der Copie), oder Bearbeitung und ...setzung daher z. B. der Ausdruck Originalschauspiel); dann heißt ... Original oft so viel als Muster, Musterbild, Vorbild, wenn es ... immer musterhaft, d. h. so beschaffen ist, daß es zum Mu... ...en sollte. In engerer Bedeutung und vorzüglich in dem Ge... der Wissenschaft und Kunst nennt man den Menschen oder Ge... originell oder auch original (ureigen) und ein Original, der ... Art einzig ist und durch eigenthümlichen Charakter von dem ...ben bedeutend abweicht; diese Eigenthümlichkeit selbst Origi... Ureigenheit). Auch in dieser Abweichung liegt noch keine Mu..., wohl aber der Begriff einer nicht nachgeahmten Richtung ... und zwar freien Kraft. Letzteres ist der Grund, warum ... den Menschen und seine Werke, nicht die Natur und ihre Er... originell nennen; denn der Mensch kann sich durch Frei... den Kreis der Bildung erheben, die durch Gewohnheit und ... dem größten Theile der Menschen ohne Bewußtseyn und Willen ... wird. Weil nun die Meisten auch mehr auf die Wirkung ... Eindruck als auf die wirkende Kraft sehen, so hat man oft ...Originelle mit dem Auffallenden, Seltsamen, Ungewöhnlichen und ...lichen verwechselt. Der Grund, sagt ein scharfsinniger Beob... liegt darin, daß man fühlt, jeder wahre Ursprung sey nur durch ... möglich; die Freiheit aber erscheint ungewöhnlich deßhalb, ... Mensch nicht frei geboren, sondern erst durch Freiheit gebildet ... die Meisten im gewöhnlichen Laufe des Lebens diese Stufe ...dung gar nicht erreichen, sondern nur von blinden Naturtrieben ... und gebildet werden. Ein origineller Mensch ist daher eine ... Erscheinung, nur mehr oder weniger, je nachdem das Zeit... oder die Gesellschaft, worin er lebt, der Freiheit gewohnt ist oder ... Viele suchen daher originell zu s c h e i n e n; das Genie ist es ... urschöpferisch), ohne es seyn zu w o l l e n. Das Originelle ... oft durch den Verstand allein hervorgebracht werden; das Ge... setzt dagegen immer eine Wirsamkeit aller Kräfte der Menschheit ...einigung voraus. Es kann daher originelle Narrheiten, aber ... genialische geben. Zu einem originellen Menschen kann man sich ... nach und nach bilden, zu einem genialen nicht. Eine bloß ori... Erscheinung erregt daher wohl Aufmerksamkeit, Verwunderung, ... aber auch nicht selten ab; die geniale erregt Antheil, Bewunde..., Liebe, Zuneigung. Genial ist, was die Spuren einer nach Ge... der höhern und edlern Menschheit eigenthümlich wirkendrn Bil...kraft deutlich an sich trägt. Das Genie ist daher immer origi..., d. h. ursprünglich und eigenthümlich in seinen Hervorbringun..., und Originalität (eine eigenthümliche Weltanschauung, sagt Jean Paul) ein so wesentliches Merkmal des Genies, daß selbst der Ausdruck O r i g i n a l g e n i e nur ein Pleonasmus ist; aber nicht immer er... das Geniale originell, insofern die Eigenthümlichkeit und Ur...sprünglichkeit genialer Erzeugnisse in der Betrachtung derselben um so ... hervorstechende Seite ist, je mehr man beim Genusse des Kunst...werks den Künstler über der Kunst zu vergessen pflegt. Dieß ge..., wenn der Künstler seine Eigenthümlichkeit dem Geiste der Kunst ... seinem Werke untergeordnet, oder sich ganz in sein Werk verloren ... Letzteres ist vorzüglich auf N a t u r p o e s i e (s. d.) anzuwenden,

weßhalb auch Homer und Göthe nicht originell erscheinen, wiewohl ihren Werken Originalität im weitern und engern Sinne nicht abzusprechen ist. In dem Genius lebt ein Ideal des Schönen, und je vollendeter dieses ist, desto weniger wird es eigentlich auffallen oder durch seltsame Form die Aufmerksamkeit reizen. Durch reines Ebenmaß und inneres Leben verkünden sich die Schöpfungen des wahren Genies und eine edle Einfalt ist oft gerade sein unterscheidendstes Merkmal. Die echte Originalität (Neuheit mit Musterhaftigkeit verbunden nennt sie Kant) ist dagegen zugleich Genialität. Immer jedoch ist Originalität ein Vorzug, weil sie als stark ausgedrückte, individuelle Lebenskraft erscheint, welche deßhalb einer verschönernden Bildung mehr oder weniger fähig ist. So scheint sich im Grunde Originalität zur Genialität wie das Charakteristische zum Schönen zu verhalten und es ist einzusehen, warum die Künstler und Dichter der neuern Zeit mehr originell als genial sind.

Orion, einer der fabelhaftesten Helden in der Mythologie, der gewöhnlich für einen Sohn des Neptun und der Berylle (Tochter des Minos) angegeben wird. Ein großer Jagdliebhaber und ungeheurer Riese, der in den tiefsten Stellen des Meeres mit den Schultern hervorragte, verliebte er sich in des Oenopion Tochter, die er mit Gewalt zu entführen suchte, wofür ihm der Vater die Augen ausstechen ließ. Auf den Rath der Orakels mußte er durchs Meer den Strahlen der Sonne entgegen gehen, wodurch er seines Gesichts wieder mächtig ward. Zuletzt starb er an dem Stiche eines Skorpions. Jetzt ist der Name Orion als glänzendes Gestirn am Himmel merkwürdig, wo er in den Winternächten in der Gegend des Aequaters leuchtet und durch die drei nahe an einander in gerader, etwas schräger Linie stehenden Sterne (Jakobsstab) im Gürtel sich auszeichnet. Die ältesten Schiffer richteten sich schon nach ihm.

Orkadische Inseln, Orkney Islands, Gruppe von 67 Inseln an der Nordküste von Schottland und zu der schottischen Stewarty Orkney gehörig, 58° 40′—60° 20′ N. Br., durch Pentland Frith von Schottland getrennt. 29 Inseln sind von 34.000 reformirten Schotten bewohnt, die übrigen sind Holmen, die zu Weideplätzen benutzt werden, und Skerries (Scheeren), die in den Sommermonaten zuweilen für die Leute, die aus den Meerpflanzen Soda bereiten, einige Hütten bekommen. Sie sind sämmtlich flach, nur einige wenige haben Hügel; alle haben ein gemäßigtes, feuchtes, unbeständiges und ungesundes Klima. Die Produkte sind: Zinn, Blei, Eisen, Torf, kleine Pferde und Rindvieh, 60.000 zum Theil edle Schafe, Ziegen, Schweine, Kaninchen, Seehunde, Fischottern, Federvieh, Seevögel, Heringe und andere Seefische, Korallen, Ambra, Wallrath, Gerste, Hafer, Kartoffeln, Gemüse, Johannisbeeren, Tang, Schwamm, zuweilen Molukkabohnen, wenig Obst; der Mangel an Holz wird durch Torf ersetzt. Die meisten Einwohner nähren sich von Klepbrennen, Leinweberei und Spinnerei, und verfertigen sich auch wollene Zeuche, Strümpfe und Leinwand. Sinn für Verbesserung des Ackerbaues und der Viehzucht, des Haupterwerbs der Einwohner, fehlt fast gänzlich, weil die Abgaben in Naturalien erhoben werden und weil die meisten Einwohner nur Pächter auf kurze Zeit oder nach der Willkür der wenigen großen Gutsbesitzer zu entlassende Taglöhner sind, und obendrein durch Naturaldienste und Frohnen aller Art bedrückt werden. — Pomponius Mela erwähnte diese Inseln zuerst unter ihrem eigentlichen Namen. Ihre erste stehende Bevölkerung erhielten sie durch den gothischen Stamm der Picten aus dem nördli-

chen Schottland, anfangs mit unabhängigen Königen, die jedoch mehrmals denen des nördlichen Schottlands zinsbar wurden. Im Anfange des 10. Jahrh. wurden die Picten von den Normännern unterjocht und größtentheils ausgerottet: seitdem gehörten die Inseln zu Norwegen und erhielten von hier aus Grafen oder Statthalter, die nach der Verschiedenheit ihrer persönlichen oder Familienverhältnisse oder den Verhältnissen Norwegens, einen bald größern, bald geringeren Grad von Unabhängigkeit behaupteten. Diese Grafen machten schon früh Eroberungen auf der Nordküste Schottlands, wo Caithneß und andere Districte ihnen gehorchten. Krieg und Raubzüge gegen die benachbarten Inseln und Küsten waren die Hauptbeschäftigung des Volks, das einen damals seltenen Grad von Freiheit genoß; oft wurde aber auch die Ruhe durch bürgerliche Kriege gestört, da nicht selten mehr als ein Bewerber um die Herrschaft stritt. Wiederholte Theilungen störten auch die Macht der Grafen, bis endlich Christian I., König von Dänemark, Schweden und Norwegen, seine Oberlehnsherrschaft über die Orkadischen und die gewöhnlich zu ihnen gehörenden Shetlandsinseln 1468 an König Jakob III. von Schottland, der seine Tochter geheirathet, für einen Theil des Brautschatzes derselben verpfändete, seit welcher Zeit sie beständig bei Schottland blieben. Schon zwei Jahre später vertauschte der letzte Graf, William Sinclair, seine Rechte auf dieselben gegen Besitzungen in Schottland. Seit dieser Zeit begann aber der Verfall dieser Inseln, da die Könige von Schottland bei ihrer Verwaltung durchaus kein festes System befolgten, sondern sie bald auf kurze Termine verpachteten, bald sie durch Beamte für ihre Rechnung verwalten ließen, bald wieder sie einem Höfling auf kurze Zeit zur Benutzung übergaben, der sich in möglichster Kürze zu bereichern suchte. Auch mußten die immer steigenden Abgaben in Naturalien entrichtet werden, und in Maß und Gewicht herrschte große Unordnung. Erst in der letzten Zeit, als die Lehnsherrlichkeit der Inseln der Familie Dundas zufiel, fingen sie an, sich zu heben. — Norweger und Picten haben diese Inseln bevölkert. Die Erstern brachten auch den Orkneys, durch ihren Prinzen Olaus, den Christenglauben. Im 12. Jahrh. war die Bevölkerung weit stärker. Die Orkneys konnten 7000 Streiter nach fremden Küsten schicken. — Auf der Hauptinsel Pomona oder Mainland liegt der Hauptflecken **Kirkwall**, Sitz des Bischofs, mit 2500 Einwohner.

Orleans, die Hauptstadt des ehemaligen Gouvernements und der Landschaft Orleanois, jetzt des Departements Loiret, in einem schönen mit Rebenpflanzen geschmückten Thale am rechten Ufer der Loire, über welche eine prächtige massive Brücke von 16 Bogen führt. Sie gehört zu den größten Städten Frankreichs, ist aber altmodisch gebaut und hat, außer der zur Brücke führenden schönen langen Straße in der pariser Vorstadt, nur enge und krumme Gassen. Die vier öffentlichen Plätze sind angenehme Promenaden. Die Zahl der Einwohner beträgt über 42.700 in 4500 Häusern. Unter den 25 Kirchen ist die im gothischen Style erbaute Kathedrale ausgezeichnet. Andere Merkwürdigkeiten sind das Rathhaus, das Chatelet, die Münze, das ehemalige Jesuiten-Collegium, die öffentliche Bibliothek, die große Mailebahn. Orleans ist der Sitz eines Präfecten, eines unter der Metropole Paris stehenden Bischofs, einer Akademie, eines Lyceums rc. Die vom König Philipp VI 1312 gestiftete juristische Hochschule, einst eine den berühmtesten, ward in der Revolution aufgehoben. Orleans hat noch eine

Handelskammer und ein Handelsgericht. Unter den Wohlthätigkeitsanstalten sind 5 Hospitäler. Die Industrie ist beträchtlich; es gibt Manufakturen in Seide, wollenen Decken, Mützen und Seidenstrümpfen, Papiertapeten, Turbanen und Leinwand; viele Zuckerrafinerien; eine Porzellanfabrik, mehre Fayencefabriken rc. Branntweinbrennereien. Der Handel von Orleans ist für das Innere Frankreichs bedeutend, Wein, Branntwein, Getreide sind die Hauptgegenstände desselben. Seit 1344 war Orleans ein Herzogthum und eine Pairie, welche verschiedene Prinzen des königl. Hauses besaßen. Ludwig XIV. gab sie seinem Bruder Philipp, bei dessen Nachkommen sie bis zur Zeit der Revolution blieb.

Orleans (Jungfrau v.), s. Jeanne d'Arc.

Orleans (Gaston, Jean Baptiste von Frankreich, Herzog v.), der 3. Sohn Heinrichs IV. und Mariens v. Medici, geb. 1608. Er war, ohne Ruhm und ohne Glück, in die Zerrüttungen verwickelt, die Frankreich während der Regierung Ludwigs XIII. und der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. bewegten, verließ 4 Mal das Reich und kehrte 4 Mal mit den Waffen in der Hand zurück. Schon früh wurde er durch schlechte Erziehung vernachlässigt und zu jener Charakterschwäche gebracht, die er, der sonst mehr von seines Vaters Geist besaß als Ludwig XIII., während seines ganzen Lebens zeigte. Die Eifersucht, welche dieser, zumal so lange seine Ehe mit Anna von Oestreich kinderlos war, gegen seinen Bruder, den vermuthlichen Thronerben, verrieth, gab den ersten Anlaß zu einer Entzweiung, die bei des Herzogs rachsüchtigem Geiste nie dauernd versöhnt werden konnte. Aus seiner ersten kurzen Ehe mit Maria v. Bourbon, der Erbin des Hauses Montpensier, hatte er eine Tochter, die Verfasserin der für die Geschichte jener Zeit schätzbaren „Denkwürdigkeiten", die Herzogin (Mademoiselle) v. Montpensier (s. d.). Um den Prinzen von einer zweiten Vermählung abzuhalten, die der eifersüchtige König fürchtete und selbst Richelieu bedenklich fand, ließ man es dem Herzoge nicht an Mitteln fehlen, seine Leidenschaft für das Spiel und seine Neigung, Kunstschätze aufzusammeln, zu befriedigen. Er lebte seinem Hange zur Zerstreuung, bis er in den Streitigkeiten zwischen der Königin Mutter, die ihn begünstigte, und dem Cardinal Richelieu Partei gegen den Hof nahm. Dieser Zwist endigte damit, dem Cardinal die Obergewalt zu verschaffen. (S. Richelieu und Ludwig XIII.) Auch der Herzog von Orleans mußte sich unterwerfen, und es zeigte sich nun in seinem politischen Betragen und seinem Leben jenes seltsame Schwanken, das den klugen Cardinal v. Retz späterhin veranlaßte, von ihm zu sagen, er habe sich in alle Händel eingelassen, weil es ihm an Kraft gefehlt, Denjenigen zu widerstehen, die ihn dazu verleitet, und sey immer mit Schimpf daraus gekommen, weil er nicht den Muth zur Beharrung gehabt habe. Als der Herzog, der bald trotzig die Waffen gegen den Hof ergriff und mit den Feinden seines Bruders sich verband, bald demüthig vor dem Könige und dem Cardinal sich beugte, um Maria, die Tochter des Herzogs von Lothringen warb, entstanden neue Zwistigkeiten zwischen ihm und dem Könige. Die Vermählung ward heimlich geschlossen und wurde erst zwei Jahre nachher dem Könige bekanntgemacht, der sie durch einen Beschluß des Parlaments zu Paris für ungültig erklären ließ, wodurch ein heftiger Federkrieg zwischen Rechtsgelehrten und Theologen veranlaßt ward. Der Herzog spielte fortdauernd in allen Parteikämpfen eine unrühmliche Rolle. Nach des Cardinals und Ludwigs XIII. Tode ward die Gültigkeit seiner Ehe anerkannt; aber während der Unruhen der Fronde (s. d.) konnte der schwankende Feind Richelieu's nicht Mazarin's standhafter

zu sein. Er schloß sich an den Coadjutor v. Retz, die Seele der Fronde, der aber bald den unsichern und muthlosen Verbündeten kennen lernte. Als nach Beendigung der Unruhen (1648) der König allen Betheiligten Vergebung gewährte, wurde der Herzog von Orleans nach Blois verwiesen, wo er 1660 starb. In den „Mémoires de Mll. de Montpensier" (Amsterdam 1746, 8 Bde., 12.), seiner ehrgeizigen Tochter, die an den Unruhen der Fronde thätigen Antheil nahm, findet man Vieles von ihm.

Orleans (Philipp, Herzog v.), Ludwigs XIV. einziger Bruder, der Stifter des noch blühenden Hauses Bourbon-Orleans, geb. 1640. Mazarin, der die Oberaufsicht über die Erziehung der beiden Prinzen führte, hatte sich im Geiste morgenländ. Höfe vorgesetzt, den Einen unwissend, den Andern weibisch zu machen. Philipps Lehrer war der gelehrte la Mothe le Vayer, dem Mazarin sagte: „Was fällt Ihnen ein, daß Sie den Bruder des Königs zu einem geschickten Manne machen wollen? Wenn er gelehrter als der König wird, so wird er nicht mehr wissen, was blinder Gehorsam ist". Während Ludwig frühzeitig gewöhnt war, den König zu spielen, ließ seine Mutter, Anna v. Oestreich, den zarten Philipp in Mädchenkleidern vor den Höflingen erscheinen. Er heirathete in seinem 21. Jahre Henriette von England (s. d.) Karls II. Schwester. Die ausgezeichnete Achtung, die der König der Prinzessin bewies, machte seinen Bruder eifersüchtig. Deßhalb war diese Ehe nicht glücklich und als Henriette 1670 plötzlich starb, glaubte man, sie wäre vergiftet worden und beschuldigte auch den Herzog, ihren Gemahl, einer Theilnahme an der Vergiftung. Diese Beschuldigung aber war ungegründet. Ein Jahr nach dem Tode seiner ersten Gattin heirathete der Herzog die Prinzessin Charlotte Elisabeth v. Baiern, Mutter des nachherigen Prinzen Regenten von Frankreich. Hierauf focht er im Kriege gegen Holland ungeachtet seiner Weichlichkeit mit Ruhm, siegte bei Zütphen 1672 und bei Bauchhain 1676, belagerte im folgenden Jahre Saint-Omer und siegte bei dieser Gelegenheit über den Prinzen von Oranien bei Kassel. Nach seiner Rückkehr nach Paris lebte er den Wissenschaften bis an seinen Tod, der 1710 zu Saint-Cloud erfolgte. Er war eine kleine schwache Seele, die in unwürdigen und niedern Bestrebungen ganz befangen war. Nach seinem Tode hat man u. 12 Bände Briefe bekannt gemacht. Ausführliche Nachrichten über ihn befinden sich in den von seiner zweiten Gemahlin, Elisabeth Charlotte (s. d.), mitgetheilten, 1822 in Paris in einer Uebersetzung erschienenen Denkwürdigkeiten, die den Hof, an dem sie lebte, und ihren Gemahl in seinen Schwächen darstellen. Sie blieb eine Deutsche an dem sittenlosen und dennoch religiös scheinenden Hofe und starb 1710.

Orleans (Philipp, Herzog v.), geb. 1674, des Vorigen Sohn, hieß bis zu seines Vaters Tode Herzog von Chartres. Sorgsam erzogen hatte er das Unglück, fünf gute Erzieher durch den Tod zu verlieren und endlich in die Hände eines Elenden, Dubois, zu fallen, der zwar die Talente des Prinzen cultivirte, aber seine Moralität gänzlich verdarb. Anfangs zeigte der Prinz viel Lust zum Krieg, machte, 17 Jahr alt, die Belagerung von Mons mit, befehligte bei Steenkerken die Gardetruppe, bei Neerwinden die Reservecavallerie und benahm sich so gut dabei, daß Ludwig XIV. Besorgnisse über seine ehrgeizigen Pläne nach seinem Tode zu fassen begann, und ihm daher versagte, die Campagne von 1694 mitzumachen. Geärgert hierüber stürzte sich der Prinz noch mehr in den Strudel des Lasters; bald fand er sich aber durch das Entgegenkommen der Damen des Hofes gelangweilt, knüpfte mit Dubois Hülfe Intriguen unter dem niedern Adel und mit Bürgerfraueu an,

bekam auch diese überdrüssig und erholte sich nun in Orgien, die er mit Dubois, einigen Freunden, Schauspielerinnen und öffentlichen Dirnen feierte. Der König bemerkte dieß wohl, rügte es aber nicht, theils weil er selbst Sittlichkeit zu wenig achtete, theils weil ihm daran lag, seinen Neffen zu verweichlichen. Er bestimmte ihm sogar seine legitimirte Tochter mit der Montespan, Mademoiselle de Blois, zur Gemahlin, und trotz Orleans Widerwillen und dem Widerspruch seiner Mutter setzte es Dubois, der sich dadurch bei Ludwig XIV. einschmeicheln wollte, durch, daß der Prinz, freilich mit bedeutender Mitgift und unter der Bedingung, daß er künftig als erster Prinz von Geblüte zu betrachten sey, diese Ehe schloß. Dessen ungeachtet setzte der Prinz sein wüstes Leben fort. 1701 durch den Tod seines Vaters Herzog von Orleans geworden, riß er sich, als Karl II., König von Spanien, sein Schwager, starb, für den Augenblick aus diesem Weichlichkeitsleben los. In dem Testamente dieses Königs war nämlich bestimmt worden, daß die spanische Krone erst an Philipp, von Anjou, Sohn Ludwigs XIV., dann aber mit Uebergehung Orleans an Savoyen fallen sollte. Hiergegen protestirte nun Orleans ernstlich. Dennoch gab ihm Ludwig XIV. 1706 das Commando in Italien, zugleich aber dem Marschall Marchin geheime Ordre, daß im Fall der entgegengesetzten Meinung Beider Marchins Ansichten entscheiden solle. Dieß fand in der Schlacht von Turin statt; Orleans gehorchte; das französische Heer wurde aber gänzlich geschlagen und Orleans so durch die That gerechtfertigt. Er erhielt nun das Commando in Spanien, kam aber erst den Tag nach der Schlacht von Almanzo beim Heere an, benutzte jedoch diesen Sieg zur Eroberung von Valencia, zum Einfall in Catalonien und zur Wegnahme mehrer Plätze. 1708 nahm er Dania, Alicante, Tortosa und begab sich nach Madrid. Geheime Absichten, die er aber noch immer auf den spanischen Thron hatte, zogen ihm den Argwohn Ludwigs XIV. zu, und er wäre verhaftet und vor Gericht gestellt worden, hätte nicht der Herzog von Bourgogne aus Freundschaft für ihn gegen den Dauphin, der darauf antrug, ihn als Hochverräther zu richten, lebhaft seine Partei genommen. Dennoch mußte er eine Acte unterzeichnen, wodurch er seinen Ansprüchen auf den spanischen Thron auf immer entsagte. Des Herzogs Lieblingsbeschäftigung war Chemie, die er mit seinem Leibarzt Homberg eifrig trieb. Dieß brachte ihn, als seine Gemahlin von einer heftigen Kolik befallen wurde, in den Verdacht der Giftmischung. Sie genas aber wieder und das Gerücht verlor sich. Bald darauf starben aber der Dauphin, der Herzog, die Herzogin von Burgund und deren beide Söhne, von denen der Herzog von Berry, Orleans Schwiegersohn war, in weniger als Jahresfrist. Sogleich regte sich der Verdacht, daß Orleans diese erlauchte Personen und seine Tochter, die Herzogin von Berry, den Herzog von Berry vergiftet habe. Das Volk wüthete, nannte ihn laut Mörder und Giftmischer und wollte bei dem Leichenbegängniß einiger derselben seinen Pallast stürmen, was die Polizei mit Mühe verhütete. Dieses Geschrei mehrte sich noch, als der Dauphin, als der noch einzige übrige Sohn des Herzogs von Burgund, an demselben Uebel erkrankte, als seine Eltern. Orleans stellte sich deßhalb vor den König und verlangte Untersuchung gegen ihn und Homberg, seinen Leibarzt, der König schlug sie ihm aber, als die Ehre des königl. Stammes comprimittirend, ab, warf ihm jedoch seine Ruchlosigkeit und Ausschweifungen als Ursache dieser Gerüchte vor. Indessen genas der Dauphin, die Aerzte widersprachen laut jeder Vergiftung, nannten die Krankheit, die die königl. Personen dahin gerafft hatte,

die Rütheln und das Gerücht verlor sich. Auf dem Todtenbette verordnete Ludwig XIV. noch in einem feierlich bei dem Parlament von Paris niedergelegten Testamente, daß seine natürlichen Kinder vor der Linie seines Neffen zur Regierung gelangen sollten und daß einer derselben, der Herzog von Maine, während der Unmündigkeit Ludwigs XV. die Regentschaft führen, Orleans aber bloß Präsident des Conseils seyn sollte; allein den Tag nach Ludwigs XIV. Tode, 2. Sept. 1715, begab sich Orleans nach dem Parlament, stieß die Bestimmungen des Testaments, als im Widerspruch mit den vorgeblichen mündlichen letzten Aeußerungen des sterbenden Königs, um, ward einstimmig zum Regenten erklärt und von dem wetterwendischen Volke, das ihn 3 Jahre zuvor zu zerreißen gedroht hatte, in Triumph nach seinem Pallast begleitet. Sogleich sicherte er allen seinen frühern Gegnern Vergessenheit zu, erklärte den hart bedrückten Jansenisten seine Protection, verjagte die Jesuiten und nahm die unter Ludwig XIV. gegen erstere erlassenen Verhaftsbefehle zurück, legte die geistlichen Angelegenheiten in die Hände des Cardinals von Noailles, stellte die Befugnisse des Parlaments wieder her, dankte 25.000 Mann Truppen ab, verließ die Sache der Stuarts gänzlich, gab allen Mächten die aufrichtigste Friedensversicherungen und machte solche Einschränkungen, daß bis 1718 schon 400 Mill. Francs Schulden bezahlt waren. Aber dennoch wollte dieß den ungeheuern Schuldenschlund nicht ausfüllen, alle Vermehrungen der Steuern nichts helfen und ein allgemeiner Staatsbankerot drohte. In dieser Verlegenheit erschien Law mit seinen Finanzplänen und creirte das erste currente Papiergeld. Seine Pläne hatten anfangs unerwarteten Erfolg und davon verblendet, überhäufte der Regent seine Freunde mit Reichthümern und zahlte selbst England Subsidien, indem er das Papiergeld auf unsinnige Weise vermehrte Zuerst nahm das pariser Parlament wahr, welche unseligen Folgen aus diesen Schritten entstehen mußten; es verweigerte die Einregistrirung der weiteren Befehle, die Schulden noch zu vermehren, untersagte alle Gemeinschaft zwischen dem Schatz und Law, und setzte eine Commission nieder, um gegen Law zu verfahren. Allein der Regent schützte Law in seinem eigenen Pallast, entließ die Minister (Noailles und Aguesseau), die dessen System entgegen waren, und hielt im August 1718 ein lit de justice, wo er das Parlament mit heftigen Worten zur Ruhe verwies, worauf es sich unterwarf. Der Herzog von Maine und der Graf von Toulouse, natürliche Söhne Ludwigs XIV, wurden hierbei von dem Range als Prinzen von Geblüt zu dem gewöhnlicher Pairs zurückgeführt. Auch sie ließen es sich gefallen; aber die Herzogin von Maine spann im heftigsten Zorn mit dem spanischen Gesandten in Paris, Prinzen von Cellamare, eine Verschwörung an, an der der Cardinal Alberoni und Philipp V, König von Spanien, Theil nahm. Orleans sollte der Regentschaft entsetzt, der Herzog von Maine statt seiner Regent, Spanien auch nicht vergessen werden. Dubois bekam aber hiervon durch ein Freudenmädchen Nachricht, ließ Cellamare's Depeschen auffangen, ihn selbst arretiren, die Hauptverschwornen, unter denen der Herzog und die Herzogin von Maine waren, in die Bastille setzen und ihnen den Proceß machen. Indessen gaben diese auch zu rechter Zeit nach, die Hauptsache wurde unterdrückt, nur unbedeutende Personen hingerichtet, die Hauptverschwornen aber entlassen und Cellamare zurückgesendet. Indessen ließ Spanien seine Intriguen nicht, mehre neue Verschwörungen wurden entdeckt, Cellamare dem Regenten zum Hohn zum Statthalter von Navarra er-

nannt und der entnervte, von Natur zu jedem entscheidenden Schritt ungeneigte Orleans sah sich endlich doch genöthigt, um sich die Regentschaft zu erhalten, sich in Allianz mit England, Holland und Oestreich gegen Spanien einzulassen und letzterm Staate den 2. Jan. 1719 den Krieg zu erklären. Die französische Armee bemächtigte sich Urgels und Fuenta-Rabbia's, die vereinte Flotte verbrannte einige Werften, und Philipp V. willigte endlich, als er sah, daß die Stimmung in Frankreich dem Regenten nicht so abgeneigt sey, als er gewähnt hatte, 1720 in den Frieden und schloß sich, Alberoni entlassend, der Quadrupelallianz an. Mittlerweile war der Sturz des Law'schen Systems erfolgt und hatte unzählige Menschen in Zahlungsunfähigkeit gestürzt, das Parlament weigerte sich beharrlich, die Befehle, die das System halten sollten, einzuregistriren und ward nach Pontoise verwiesen. Der Lauf der Gerechtigkeit ward hierdurch aufgehalten, und zum Ueberfluß rief Orleans, um seine Partei zu verstärken und sich den römischen Hof, der Dubois den Cardinalshut geben sollte, geneigt zu machen, die Jesuiten zurück. Dieser Vertraute Orleans war, seitdem dieser Regent war, zum ersten Minister, Erzbischof und Cardinal gestiegen und hatte die Angelegenheiten des Staats und die petits plaisirs seines Herrn geleitet. Mit dem Heiligsten ward öffentlich Spott getrieben, alle Sitten mit Füßen getreten, die höchsten Staatsbeamten, selbst Bischöfe, die früher, um Ludwig XIV. zu gefallen, Scheinheiligkeit geheuchelt hatten, affectirten jetzt, sich bei dem Regenten einzuschmeicheln, die höchste Libertinage, und von da an schreibt sich hauptsächlich das Sittenverderbniß und die Religionsverachtung in Frankreich, welche die Revolution hervorbrachten. 1723 starb Dubois (s. d.) und Orleans beeilte sich, nun Noailles und die alten Freunde, die Dubois vertrieben hatte, wieder zurückzurufen. In demselben Jahre ward Ludwig XV. mündig und Orleans legte nun die Regentschaft nieder; Ludwig XV. ernannte ihn aber zum ersten Minister. Indessen war Orleans früh gealtert und stand daher seinem Posten entnervt und mit schwacher Hand vor. Er konnte von seinen Sünden nicht lassen und obschon er den Aerzten versprochen hatte, sich schonen und eine höchst nöthige Cour vornehmen zu wollen, eilte er doch zu einer neuen Maitresse, der Herzogin von Phalaris. Dort traf ihn aber ein Blutschlag am 25. Dec. 1724. Er hinterließ 3 Töchter und einen Sohn. Ueber sein Leben s. m. die Originalausg. der „Mémoires“ des Herzogs v. St.-Simon (Paris 1829 fg.), die Mémoires secrets et correspond. inédite du Card. Dubois, par Mr. de Sevelinges“ (2 Bde., Paris 1815), und Châteauneuf's „Hist. de Philippe d'Orléans, régent de France“; sie berichtigen Manches in der Schrift: „La vie de Philippe d'Orléans, petis-fils de France etc., par Mr. L. M D. M (London 1736, 2 Bde.), welche man dem Jesuiten la Motte zuschreibt.

Orleans (Louis Joseph Philipp, Herzog v.), genannt Egalité, Urenkel des Vor., geb. 1747; heirathete 1769 die Prinzessin Louise Marie Adelaide von Bourbon-Penthièvre; bis zum Tode seines Vaters hieß er Herzog von Chartres. Der Prinz gefiel in seiner Jugend durch seine Gestalt, durch einnehmende Manieren, durch Verstand und durch körperliche Uebungen, in denen er sehr geschickt war; aber bald verdarben die Ausschweifungen, denen er sich fast in demselben Grade wie sein Urgroßvater überließ, sein Herz; von Blattern und Pusteln, Folgen seiner Debauchen, bedeckt, ward sein Gesicht bald unschön und sein schwankendes Betragen im öffentlichen Leben zeigte von seinem Leichtsinn. Der Erzherzog Maximilian kam 1776 nach Paris und

versäumte, einen Besuch bei dem Prinzen zu machen, um sich nicht in lästige Hoffeste zu verwickeln. Der Prinz nahm dieß gewaltig übel und maß die Schuld hiervon der Schwester des Erzherzogs, der Königin Maria Antoinette, bei. Dieß legte den ersten Grund zur Feindschaft zwischen dem Prinzen und dem Hofe. Noch mehr stieg der Groll des Prinzen, als ihm der König die Stelle eines Großadmirals, welche ihm der Herzog von Penthièvre, sein Schwiegervater, abtreten wollte, abschlug. Aus Aerger hierüber verlangte er als Freiwilliger auf der Flotte des Admirals d'Orvilliers zu dienen, die im Canale gegen die englische Flotte des Admirals Keppel kreuzte. 1778 machte er die unentschiedene Schlacht von Quessant mit und kehrte nach ihr nach Paris zurück. Seine Partei rühmte seinen Muth, die der Gegner erzählte Züge von Feigheit. Großadmiral ward er aber nicht, sondern nur Generaloberst der Husaren, was seinen Haß gegen den König nur nährte. Sein Ehrgeiz bewog ihn nun, sich der Volkspartei, die mit republikanischen Principien nach dem amerikanischen Kriege das Haupt erhob, anzuschließen; deßhalb unternahm er eine Reise nach England, affectirte, zurückgekehrt, die Einfachheit der englischen Sitten, und brachte es wirklich dahin, daß die alte französische Pracht und Steifheit dahin schwand, britisches Wesen in Paris Mode ward und selbst der Hof hierin nachfolgte. Das ihm gehörige Palais royal, dessen Garten bisher nur anständig gekleideten Personen offen gestanden hatte, öffnete er allen Classen der Gesellschaft, ließ sich nach dem Tode des Grafen Clermont zum Großmeister des Freimaurerordens in Frankreich ernennen und suchte noch in Mehrem sich dem englischen Wesen anzuschließen. Im November 1787 hielt der König eine königliche Sitzung im Parlament, um den Widerstand dieses, hinsichtlich neuer Abgabenedicte, aus dem Wege zu räumen. Orleans und alle königliche Prinzen wohnten derselben bei und Ersterer protestirte gegen die königlichen Maßregeln. In Folge hiervon ward er nach Villers-Coterets verwiesen, kehrte aber bald nach Paris zurück, wo er sich ganz an die Volkspartei anschloß und schon bei den Instructionen wegen der Wahlen zu den états généraux an die von ihm abhängigen Bezirke ganz revolutionnaire Grundsätze aussprach. In dem harten Winter von 1788 zu 89 ließ er Zimmer für das Volk heizen und Lebensmittel und Geld an die Armen austheilen. Der Adel zu Crespy ernannte ihn zu seinem Deputirten bei den états généraux und, obschon er erklärt hatte, diese Stelle nicht annehmen zu wollen, erschien er doch 1789 in der Ständeversammlung in dieser Eigenschaft. Gleich von Anfang zeigte er, oder vielmehr seine Partei, die ihn ganz leitete und seine Reichthümer benutzte, die revolutionnairsten Gesinnungen. Die Stelle als Präsident der Nationalversammlung, zu der er erwählt war, nahm er nicht an. Geheime Versammlungen, an denen er Theil nahm, schmeichelten ihm mit der Hoffnung, Generallieutenant des Königreichs zu werden und vielleicht wurden in dieser Absicht die ersten Volksbewegungen der Revolution, am 12. Juli 1789, vom Palais royal ausgehend, veranstaltet und durch sein Geld angestiftet. Der stürmischen Sitzung vom 14. Juli wohnte Orleans bei; an diesem Tage wurde die blau-roth-weiße Fahne, als die Farben der Familie Orleans und der Stadt Paris, statt der grünen, die früher aufgesteckt gewesen war, aufgepflanzt. Auf diese Sitzung folgte nun die Stürmung der Bastille, Orleans sollte nun sich dem König als Vermittler und zum Generallieutenant des Königreichs anbieten, allein unentschlossen ließ er, als

er schon im Vorzimmer des Königs war, durch Breteuil sich abweisen. Bis zum October war wenig von Orleans die Rede; doch beförderte er durch Schmähschriften auf die Königin und durch andere Mittel im Stillen seine ehrgeizigen Absichten. Sein und seiner Partei Werk war größtentheils der Zug der pariser Weiber, vom 5. zum 6. Oct., nach Versailles. Als der König nach Paris gekommen war, beschuldigte Lafayette und der Gerichtshof des Chatelet ihn und Mirabeau öffentlich, der Urheber dieses Anschlags gewesen zu seyn; erschreckt bat er um Erlaubniß, nach England gehn zu dürfen und verweilte dort 8 Monate. Im Juli 1790 kehrte er mit Erlaubniß der Nationalversammlung zurück und zeigte sich am 11. wieder in derselben. Die Revolution war während der Zeit zum Jakobinismus geworden; er bemächtigte sich des schwachen Herzogs und riß ihn, demselben die Krone von fern zeigend, mit sich fort. Nach der mißglückten Flucht des Königs veranstaltete die Orleanssche Partei (Laclos und Brissot) eine Adresse an die Nationalversammlung, den König anzuklagen und zu entthronen. Dieses schien den Bruch unheilbar zu machen. Dennoch gab kurz darauf das Sinken des Ansehns des Jakobinerclubbs den Ministern Aussicht zu derselben. Er wurde daher zum Admiral ernannt und zeigte sich gegen den neuen Marinemeister zur Aussöhnung geneigt. Dieser leitete nun im Januar 1792 eine Unterredung mit Orleans und dem Könige ein und diese ließ das Beste hoffen. Allein die Hofleute, mit dieser Annäherung unbekannt, empfingen ihn, als er den nächsten Sonntag zum Lever kam, mit Hohn, er konnte Niemand von der königlichen Familie sehn und zog sich, mit Schmähungen die Treppe hinab verfolgt, zurück. Rachedürstend fiel er nun ganz den Jakobinern in die Hände. Der Hof schlug ihm ab, unter Luckner bei dem Heere gegen die Oestreicher zu dienen und er beklagte sich hierüber bei der Nationalversammlung. An den Schreckenstagen vom 30. Juni und 10. August 1792 mochte er wohl Theil haben, aber die mächtigere jakobinische Partei riß ihn dort weiter fort, als er eigentlich wollte. Die Stadt Paris wählte ihn unter dem Namen Egalité mit Danton, Robespierre und Marat den 15. September 1792 zum Deputirten bei der Nationalversammlung. Orleans nahm den Namen an und trennte sich dadurch für immer von dem Königthum. Seine bisherige Partei verließ ihn, und wüthende Jakobiner, Danton an der Spitze, nahmen ihre Stelle ein. Von nun an war er völlige Null und Jakobiner benutzten nur sein Geld und seinen Namen, um für ihr Interesse zu handeln. Er sprach in der Nationalversammlung nur für seine Privatangelegenheiten. Drohungen seiner Partei bewogen ihn, für den Tod Ludwigs XVI. unbedingt zu stimmen. Selbst die wüthendsten Jakobiner erschracken über diese Nichtswürdigkeit, seine ehemaligen Freunde, Dumouriez, der Prinz von Wales und Andere verwünschten ihn laut, Letzterer zerriß sogar, als er es hörte, sein Portrait, und ein ehemaliger Gardist wollte ihn den Tag vor des Königs Hinrichtung erdolchen, irrte sich aber in der Person und stach einen Andern nieder. Bei der Hinrichtung des Königs war er persönlich zugegen und fuhr dann nach Raincy, dort eine Orgie zu feiern. Noch einmal versuchten Danton und Robespierre im März, Geld von ihm zu erlangen, allein seine Quellen waren erschöpft und sie überließen nun Orleans, der ihnen nichts mehr nützen konnte, ihren Gegnern, den Girondisten. Er ward nun aus den Listen der Jakobiner gestrichen, und bald gab die Flucht seines Sohnes, des Herzogs

von Chartres, der sich mit Dumouriez zu den Oestreichern gerettet hatte, das Zeichen zu seinem Sturze. Im April 1792 decretirte die Nationalversammlung die Verhaftung aller Glieder der Familie Bourbon. Trotz alles Protestirens von Orleans, daß er vermöge seines bisherigen Benehmens und seines Votirens für den Tod des Königs nicht unter diese Kategorie gehöre, ward er verhaftet, seine Güter sequestrirt und er und seine Familie nach Marseille geführt. Hier lebte er in solcher Völlerei, daß sein Mitgefangener, der Prinz von Conti, den Convent bat, ihn von demselben zu trennen, dessen Nähe ihm härter dünke als der Tod. Selbst als seine Gegner, die Girondisten, am 31. März gestürzt wurden und das Gericht der Rhonemündung Orleans für unschuldig erklärte, ward er nicht freigelassen, vielmehr nach Paris geführt, am 6. Nov. früh um 4 Uhr vor das Revolutionsgericht gebracht, wo er nach einer ziemlich ruhigen und geschickten Vertheidigung als angeblicher Girondist zum Tode verurtheilt und noch denselben Abend guillotinirt ward. Er starb standhaft. Seine beiden jüngern Söhne wurden im November 1796 von Marseille nach Philadelphia gebracht. Seine den 22. Juli 1792 von ihm geschiedene Gemahlin wurde im Sept. 1795 in Freiheit gesetzt, erhielt aber erst 1797 den Genuß ihres Vermögens wieder. Nach dem 18. Fructidor ward ihre Deportation beschlossen; sie begab sich nach Spanien, wohin man ihr ein Jahrgeld von 100.000 Fr. verabfolgen ließ. Nach der Restauration Ludwigs XVIII. kam sie 1814 wieder nach Paris und blieb, durch Krankheit zurückgehalten, daselbst, als Bonaparte sich im März 1815 des Thrones von Frankreich zum zweiten Male bemächtigte. Sie starb bald nachher. Ihr und des Obigen einzig noch lebender Sohn ist Louis Philipp, König der Franzosen, geb. 1773, erzogen von seiner trefflichen Mutter und von der Frau von Genlis, vor der Revolution Herzog von Chartres genannt. Er verließ Frankreich, nachdem ein Verhaftsbefehl gegen ihn ergangen war, in Gemeinschaft mit Dumouriez, bei dessen Heer er diente, 1795 und ging mit 100 Louisd'or, seiner ganzen Baarschaft, von Mons aus in die Schweiz. Um seine Familie von aller Verantwortlichkeit wegen seiner Auswanderung zu befreien und sich selbst jeder Verfolgung zu entziehen, verbarg er sich unter einem angenommenen Namen in einem einsamen Thale der hohen Alpen, fern von der Heerstraße und besuchten Gegenden. Er hatte seiner Schwester das wenige ihm noch übrige Geld zurückgelassen; daher litt er vier Monate lang die größten Entbehrungen. Alle Sonn- und Festtage gab er nicht mehr als etwa 8 Groschen aus, um sich und seinen alten Diener, der ihn nicht verlassen wollte, zu beköstigen. Als er nur noch einen Louisd'or hatte, suchte und erhielt er die Professur der Geometrie an einem Collegium in Graubünden. Hier blieb er 6 Monate, ohne daß ihn Jemand kannte und erwarb sich die Achtung seiner Mitlehrer in so hohem Grade, daß ein Herr v. Salis, der ihn vorher als Herzog von Orleans hatte verfolgen müssen, von der Geschicklichkeit des jungen Professors eingenommen, ihm die Stelle eines Hofmeisters bei seinen Kindern antrug. Allein der Herzog lehnte dies ab und fuhr fort, in seinem Collegium die Geometrie zu lehren. Erst nach Robespierre's Tode, als er nicht mehr wegen seiner Mutter und Geschwister in Sorgen war, verließ er seinen Zufluchtsort und entdeckte sich einigen alten Freunden; doch lebte er noch eine Zeitlang in einer kleinen Schweizerstadt einfach und unbekannt. Späterhin begab er sich nach Hamburg und war entschlossen nach Nordamerika zu ge-

hen. In der Folge lebte er, als Herzog von Orleans, in England und zu Palermo in Sicilien. Hier vermählte er sich 1809 mit Amalie, König Ferdinands von Sicilien Tochter, die ihm 6 S. und 3 T. geboren hat. Nach der Restauration kam er mit seiner Familie von Palermo nach Paris. Bei Napoleons Einfall im März 1815 begab er sich nach England und lebte zu Twickenham. Er blieb daselbst, weil die Gunst einer Partei in Frankreich zwischen ihm und den Prinzen des königl. Hauses eine Spannung veranlaßt hatte. Allein sein durchaus tadelfreies Verhalten mußte ihm die Achtung des Königs sichern und er kehrte 1816 nach Paris zurück, wo er im sogen. Palais Royal, oder auf seinem Landsitze Neuilly wohnte und Generaloberster der Husaren, auch Großkreuz der Ehrenlegion (seit 1816) war. 1824 erhielt er das Prädicat Königl. Hoh. Er ward, in Folge der pariser Revolution im Juli 1830, an die Stelle Karls X. zum Könige der Franzosen erwählt. (Vgl. Frankreich.)

Orloff, ein russisches altadeliges Geschlecht. Gregor Orloff, unter Peter I. Obristl., hinterließ 5 Söhne. Der 2., Gregorej Orloff, kam nebst seinen beiden ältesten Brüdern in das Landcadettencorps, trat dann in ein Garderegiment zu Fuß und ward Adjutant des Generalfeldzeugmeisters Schuwaloff. Er lebte mit seinen Brüdern ausschweifend, und wußte sich, als sein Vermögen aufgezehrt war, durch Spiel und andre Kunstgriffe zu helfen. Im siebenjähr. Kriege ward er mit dem zum Gefangenen gemachten Grafen Schwerin nach Petersburg geschickt, wo ihn zufällig die Großfürstin Katharina sah, die eben in Poniatowski ihren Liebling verloren hatte. Der Anblick des schönen Mannes fesselte ihr Herz, und bald entspann sich ein Verständniß. Die Idee einer Thronrevolution, welche die Kaiserin ihrem Günstlinge mittheilte, ward von diesem mit Feuer ergriffen. Er zog seine Brüder, die ebenso ehrgeizig als er waren, ins Geheimniß, und sie übernahmen es hauptsächlich, die Garden zu gewinnen; er aber erhielt auf der Kaiserin Empfehlung die Zahlmeisterstelle bei der Artillerie und dadurch bedeutende Geldsummen zu seiner Verfügung. Als man sich genöthigt sah, die Revolution früher als beschlossen auszuführen, blieb Gregor, während sein Bruder Alexis die Kaiserin von Peterhof abholte, in der Stadt, spielte und trank die Nacht hindurch mit einem gewissen Perstlieff, der von Peter den Auftrag hatte, Katharinens Anhänger zu beobachten, und verließ ihn erst gegen Morgen, als er nicht mehr schädlich werden konnte. Darauf ging er zu den Garden, fuhr dann der Kaiserin entgegen und kündigte ihr an, daß Alles bereit sey. Die Revolution hatte den erwünschten Erfolg. Orloff ward von nun an als erklärter Liebling der Kaiserin angesehen. Bei der Cour im Sommergartenpallast saß er neben dem Throne und gleich darauf bezog er seine Wohnung im Winterpallast, in der Nähe der Monarchin. Nach des Kaisers Tode empfing er den Kammerherrnschlüssel und den Alexander-Newskiorden. Die Reichsgrafenwürde für ihn und seine Brüder und höhere Ehrenstellen folgten bald nach. Endlich ward er Gereralfeldzeugmeister und Ritter des Andreasordens. Er war lange der Einzige, der das Portrait seiner Monarchin im Knopfloche tragen durfte. Dabei waren seine Eigenthümer ungeheuer. Seiner Macht fehlte nichts als der kaiserl. Titel, und auch diesen würde er mit Katharinens Hand empfangen haben, wenn nicht die Grafen Rasumoffski, Woronzoff und Panin entgegengewirkt hätten. Nun richtete Orloff seine Blicke auf das kaspische Meer, wo er ein Königreich Astrachan stiften wollte, später auf das alte Griechenland, und trug wesentlich

dazu bei, daß die russische Politik ihr Streben nach dieser Seite hin richtete. Aber Orloff's rohes und rücksichtloses Betragen war nicht geeignet, die Kaiserin dauernd zu fesseln. Ihre Zuneigung erkaltete, und seine Nähe fing an ihr lästig zu werden. Katharina überredete ihn daher, als 1771 die Pest 150.000 Menschen in Moskau hinraffte, persönlich Anstalten gegen das Uebel zu treffen und sich dadurch den Dank der Nation zu erwerben. Orloff ging dahin und ward bei seiner Rückkehr mit scheinbarer Freude empfangen. Ein marmorner Triumphbogen und eine Medaille, auf welcher er, ein zweiter Curtius, sich in den Pfuhl stürzt, verherrlichten das Andenken seines Verdienstes. Ihn jedoch aufs neue zu entfernen, überredete ihn die Kaiserin, nach Fockschani in der Walachei zu gehen, wo ein Congreß zur Beendigung des Türkenkriegs eröffnet werden sollte. Orloff erschien hier mit kaiserl. Pracht, benahm sich aber mit einer so empörenden Anmaßung gegen die Türken, daß der Zweck durchaus verfehlt wurde. Noch in Fockschani erfuhr er, daß die Kaiserin sich einen neuen Günstling gewählt habe. Wüthend machte er sich sogleich auf den Weg nach Petersburg, bekam aber unterwegs die Weisung, sich einstweilen auf sein Schloß Gatschina zu begeben. Hier lebte er ein Vierteljahr unter unaufhörlichen Ausbrüchen seines gereizten Charakters, ohne daß es der Kaiserin gelang, ihn durch Unterhandlungen und Drohungen zur Ruhe zu bringen. Die Kaiserin, die nicht ohne Furcht vor seiner Rache war, schrieb endlich selbst an ihn, überschickte ihm das Reichsfürstendiplom, nannte ihn Durchlaucht, und bat ihn, eines ihrer Lustschlösser zu seinem Aufenthalte zu wählen. Orloff ging nach Zarskoe-Selo und lebte hier mit der Pracht eines Kaisers. Aber im Dec. 1772 söhnte sich die Kaiserin mit ihm aus. Orloff blieb den Winter über in Petersburg und trat in seine vorigen Verhältnisse zurück. Die Kaiserin machte ihm u. a. den prächtigen Marmorpallast zum Geschenke. Fürst Orloff schenkte ihr dagegen den berühmten großen Brillanten und ließ auf seine Kosten das Arsenal in Petersburg bauen. Dennoch ward er nicht ruhig und kam plötzlich auf den Einfall, sich in Reval niederzulassen. Von hier ging er auf Reisen, besuchte Frankreich, kehrte aber bald nach Petersburg zurück. Hier fand er Potemkin in der Gunst der Kaiserin, begab sich nach Moskau und besuchte nur von Zeit zu Zeit den Hof. Endlich heirathete er zu Petersburg und fand sich in der Ruhe des Privatlebens glücklich, ging mit seiner Gemahlin auf Reisen, hatte aber zu Lausanne das Unglück, sie zu verlieren. Nach ihrem Tode kam er 1782 nach Petersburg zurück, und sogleich ergriff ihn auch die vorige Unruhe wieder. Seine Rücksichtslosigkeit hatte ihm viele Feinde gemacht. Periodische Anfälle von Wahnsinn endigten im April 1783 sein Leben unter den schrecklichsten Qualen. Er hatte mehr Verstand als Kenntnisse, war mehr leichtsinnig als boshaft, mehr verschwenderisch als gutthätig, dabei entschlossen und muthig, und bewies in den letzten Lebensjahren die strengste Rechtschaffenheit. Seine Ehe war kinderlos. — Alexis Orloff, der dritte Bruder, genoß mit den beiden ältern gleiche Erziehung, und trat ebenfalls als Unteroffizier in die Garde. Bei der Revolution 1762 bewies er von allen seinen Brüdern vielleicht die meiste Kühnheit, wie er denn auch durch eine Riesenstärke sich auszeichnete. Als die Verschwornen in der Nacht vor dem entscheidenden Tage die Rollen unter sich vertheilten, erhielt Alexis den Auftrag, mit dem Sergeanten Kibikoff die Kaiserin von Peterhof abzuholen. Dem gemäß eilte er zur bestimmten Zeit hin, ließ die Kaiserin ein schlechtes Fuhrwerk be-

steigen und nahm selbst als Kutscher die Zügel. Sobald sie im Quartiere der ismailoffschen Garde angekommen waren, begann die Revolution. Nachdem man sich der sämmtlichen Garden versichert hatte, fuhr die Kaiserin in demselben Wagen nach der kasanschen Kirche. Alexis schwang sich auf ein Pferd, ritt voran, und als die Kaiserin bei der Kirche ankam, rief er sie aselbst zur Monarchin aus. Peters III. Tod wurde beschlossen; Alexis ritt mit einigen Andern nach Ropscha, einem Landsitze des Grafen Rasumoffski, wo der unglückliche Kaiser gefangen saß, und überbrachte dann der Kaiserin die Nachricht von dem Tode ihres Gemahls. Man beschuldigte ihn, daß er es übernommen habe, den Gefangenen zu erdrosseln. Reichlich belohnt, weihte er sich dem Dienste seiner Gebieterin, aber Katharinens glänzender Hof gab seinem Ehrgeize keine Befriedigung. Der erste Türkenkrieg bot ihm Gelegenheit dar, sich Ruhm zu erwerben. Orloff war Generallieut., Generaladj. der Kaiserin, Lieut. der Chevaliergarde, Oberstlieut. der Garde Preobratschenski und Ritter der russ. Orden: er konnte folglich keine untergeordnete Rolle übernehmen, zum Oberbefehle über ein Landheer aber fehlten ihm Kenntniß und Erfahrung. Er übergab der Kaiserin den Operationsplan einer Flotte in den Gewässern des Archipelagus. Der Plan wurde genehmigt, und Alexis 1768 zum Generaladmiral der ganzen russischen Flotte im Archipelagus mit unumschränkter Vollmacht ernannt. Die Hauptunternehmung war der Angriff auf die türkische Flotte bei Tschesme und ihre Verbrennung, wofür er den Beinamen Tschesmenskoi (der Tschesmier) erhielt. Orloff war noch bei der Flotte, als sein Bruder die Gunst der Kaiserin verlor. Letztere, die seinen unternehmenden Geist kannte, schickte ihm den Befehl, nicht ohne ausdrückliche Erlaubniß die Flotte zu verlassen. Orloff besuchte Italien; damals täuschte er zu Livorno die hülfsbedürftige, aber gewiß nicht gefährliche Tochter der Elisabeth, und ließ sie nach Rußland führen. Als er nach Verlauf einiger Jahre nach Petersburg zurückkam, ward ihm der glänzendste Empfang zu Theil. Alle Künste mußten wetteifern, seine Siege zu verkündigen. In Zarskoe-Selo wurde ihm eins der schönsten Denkmäler errichtet. Ueberdieß verlieh ihm die Kaiserin unermeßliche Reichthümer. Dennoch gefiel sich Orloff am Hofe nicht und ging nach Moskau. Er war damals General en Chef. Als sein Bruder Gregor starb, gab die Kaiserin ihr Portrait, das derselbe getragen hatte, dem Grafen Alexis: ein Ehrenzeichen, welches damals nur Potemkin trug. 1791 kam er nach Petersburg und wohnte dem Thronbesteigungsfeste in Peterhof bei. Seitdem blieb er in Moskau, bis Paul I. den Thron bestieg. Dieser beschied ihn nach Petersburg und nahm dadurch Rache an ihm, daß er ihn und Baratinski, die einzig noch Ueberlebenden unter Denjenigen, die man Peters Mörder genannt hatte, zwang, bei der feierlichen Abholung der Leiche Peters III aus dem Alexander-Newskikloster, von dort an den kaiserl. Winterpallast, und von da bis in die Festung das Bahrtuch zu tragen. Gleich darauf mußte er abreisen, durfte auch nicht in Moskau bleiben, als der neue Monarch sich dort krönen ließ. Nur mit Mühe erhielt er die Erlaubniß zu reisen, und ging nach Deutschland. Erst nach Pauls Tode kehrte er nach Rußland zurück und starb zu Moskau 1808. Er hinterließ eine Tochter und einen natürlichen, aber legitimirten Sohn, dem er seinen Beinamen Tschesmenskoi gab.

Orloff (Gregor, Graf v.), russ. Senator, Geheimerrath und Kammerherr, bekannt als histor. Schriftsteller, geb. zu Petersburg 1777,

verwaltete mehre wichtige Posten und wurde 1812 zum Senator des Reichs ernannt. Er beschäftigte sich stets mit den Wissenschaften, vorzüglich mit Geschichte, Staatskunde und Literatur. Die kaiserl. Akad. d. Wiss. zu Petersburg, die Universität zu Moskau, die königl. Akad. d. Wiss. zu Neapel u. a. gel. Gesellsch. zählen ihn unter ihren Mitgliedern. Seiner Gesundheit wegen mußte er sich in den Süden begeben; er lebte seitdem zu Paris, im steten Umgange mit Gelehrten und Künstlern, hielt sich aber auch mehre Jahre in Italien auf, wo er die durch Geist und Freimüthigkeit wie durch gründliche Forschung ausgezeichneten „Mémoires historiques, politiques et littéraires sur le royaume de Naples etc." (m. Anm. von Duval, 2. Aufl., 5 Bde., Paris 1825) in franz. Sprache schrieb. Dieses auch ins Englische, Deutsche und Italien. übersetzte Werk umfaßt die Geschichte Unteritaliens von den frühesten Zeiten an und ist zur Kenntniß der neuern Schicksale Neapels bis 1820 wichtig. Seitdem hat Graf Orloff zu Paris seit 1812 eine „Histoire des Arts en Italie" herausgeg., von welcher die beiden ersten Theile die Musik, die beiden folgenden die Malerei betreffend (auch u. d. T.: „Essai sur l'hist. de la musique en Italie" und „Essai sur l'hist. de la peinture en Italie"), aber auch den Werth einer leichten Compilation haben. Daß er ein unterrichteter und heller Beobachter ist, beweist seine „Voyage dans une partie de la France, ou lettres descript. et histor." (Paris 1824, 3 Bde.). Als Mitglied der geograph. Gesellschaft in Paris stiftete er einen Preis für die Beantwortung einer wissenschaftl. Frage, welche die Gesellschaft aufgibt. Er überbrachte die vom Bar. Vitrolles abgefaßte Note secrète, welche an ihn im Pavillon Marsan zugestellt hatte, dem Kaiser Alexander nach Warschau; allein der Kaiser mißbilligte sie. Orloff starb den 4. Juli 1826 zu Petersburg. Seine zu Paris (17. Dec. 1824) verst. Gemahlin, eine geb. Gräfin von Soltikoff, verwandte einen Theil ihres Vermögens zur Aufmunterung des Verdienstes. Die schöne Ausgabe von Kriloff's aus dem Russ. ins Franz. und Ital. übers. Fabeln ist ihren Bemühungen zum Theil zu verdanken.

Ormuzd, s. Zoroaster.

Ornamente, s. Verzierungskunst.

Ornithologie, die Naturgeschichte der Vögel (s. d.).

Orographie, Gebirgsbeschreibung, ist ein Theil der physikalischen Erdbeschreibung. Sie handelt von den Bergen und Gebirgen; im Allgemeinen liefert sie eine Erklärung und Eintheilung der Gebirge und zeigt ihren Zusammenhang mit einander; im Besondern hat sie die Höhe und Eigenthümlichkeit der einzelnen Berge und Gebirge zu berücksichtigen. Man muß sie unterscheiden von der Orologie oder Geognosie, d. h. der Lehre von den Gebirgsarten, Gebirgskunde. S. Geognosie und Geologie.

Oronoco, einer der Hauptströme Südamerika's, welcher besonders die Rep. Columbia durchfließt, entsteht am Guianagebirge 5° N. Breite, strömt durch den See Parima, einen ungeheuren Sumpf, bildet in seinem westlichen Laufe mehrere gewaltige Fälle und ergießt sich nach einem Laufe von 370 M. in 40 Mündungen in das atlantische Meer; die östliche oder Schlangenmündung ist 3 franz. M. breit und die nördliche durch 4 Inseln getheilt. Er strömt sehr schnell und wächst regelmäßig vom April bis September, wo sein Gewässer 50 F. hoch über dem niedrigen Wasserzeichen steht. Durch den befruchtenden Schlamm ist die Vegetation in den überschwemmten Gegenden außer-

ordentlich. Sein heftiges Ausströmen zum Ozean zur Zeit der empfinden die Schiffer auf 60 M. in offner See. Er steht durch Cassiquiari mit dem Rio Negro und also auch mit dem Maranh Verbindung, wodurch eine sehr große Binneninsel (Guiana und Theil von Brasilien) entsteht. Er nimmt auf links den Atabaxo, rida, Guaviare (die sich zu einer Mündung vereinen), Meta, A und rechts den Ventuari, Caura, Caroni.

Orpheus, nach der gewöhnlichen Fabel Sohn der Muse liope u. des thrakischen Stromgotts Oeagros, ein weissagender und Götterversöhner, wie Thamyris und Herakles von Linos u richtet. Sein süßer Gesang zur siebensaitigen Leier zog Felsen Bäume nach sich, zähmte die wildesten Thiere, Ungewitter u. Stü Dichter, aber nicht Historiker, nennen ihn König von Thrakien. seinen Namen tragende Argonautik nennt ihn Beherrscher der hee reichen Kikonen. In ihre Gegend (am Ismaros und Hebros) ve Ovid seine Hochzeitfeier mit Euridike oder Agriope. Kikonische W zerrissen ihn bei einer Bacchusfeier, weil er ihre Liebe verschm Sein Haupt führte Hebros, ohne es sinken zu lassen, bis nach Le Er war bei den Argonauten, denen er gute Dienste leistete und d vorzüglich in die Mysterien auf Samothrake weihte, was beson Seefahrern sehr heilsam seyn sollte. Er hatte Libyen und Aegy bereis't. Man nennt ihn Stifter der Mysterien in Griechenland, niger und Mehrer der Götterlehre, Einführer einer reinern Lebens Orpheus ist einer der ehrwürdigsten Namen, mit welchen die griech Vorzeit eine Menge Veredlungen des menschlichen Lebens verknü Suidas nennt deßhalb 6 Orpheus. Die Form desselben deutet orientalischen (wahrscheinlich ägyptischen Ursprung, sodaß man u ihm eine Person, oder eine Colonie zu verstehen haben dürfte, die Asien oder Afrika einwandernd edlere Religion mit Musik, Poesie, Thrakien brachte. Platon spricht von einer Unzahl von Schriften, ihm beigelegt wurden. Alle tragen das Gepräge eines, über die N der Dinge und des menschlichen Lebens denkenden Geistes; beson wird auch darin den herrschenden religiösen Vorstellungen eine hö Deutung gegeben (allegorische Interpretation). Als orphische P wird ausgegeben (von Athenagoras und Damaskios): Wasser wa Anfang; aus diesem wurde Schlamm; aus beiden eine Schlange den Köpfen eines Stiers und Löwen, zwischen denen das Gesicht e Gottes war. Die Schlange hieß Herakles und Chronos. Diese ge ein ungeheures Ei; dieses brach in 2 Hälften, aus deren oberen Himmel, der unteren die Erde wurde ꝛc. Auch scheint er unter Namen Adrasteia eine allgemeine Nothwendigkeit gelehrt zu haben, ren Gesetzen sich Alles fügen müsse. Fürs praktische Leben erwä man als seine Hauptverdienste; Abschreckung und Entwöhnung Mord der Menschen, von blutigen Thierspeisen und von Mensc opfern, Abschaffung der Blutrache, Einführung von Entsühnun reuiger Missethäter. Diese orphischen Lehren und Institute waren Mysterien auf Samothrake ähnlich, wo von den Phönikiern aus blos die Kabiiren und göttlichen Anaktes eingeführt waren, durch de Weihungen die Menschen ebenfalls reiner und gerechter werden soll Die orpheischen Mysterien verloren sich später in die roheren Org des Bacchus; doch dauerten sie reiner in den eleusinischen Myster fort, die Eumolpos aus Thrakien nach Attika brachte, wo sie mit Zeit immer mehr veredelt wurden und nach und nach den Sturz polytheistischen Opferreligionen herbeiführen halfen. Mißbrauch tric

mit den orphelschen Institutionen die Orpheotelesten, eine Rotte von gemeinen religiösen Gauklern, die mit Massen angeblicher Schriften des Orpheus und Musäos umherzogen, ihre Dienste zu Reinigungen, Sühnungen und Todtenopfern anboten und Denen schreckliche Strafen der andern Welt androhten, die sich von ihnen nicht bedienen lassen wollten. Man erkennt in denselben die Vorgänger späterer Mönchsorden. Gewiß ist, daß die echten Gesänge des Orpheus schon das Alterthum nicht mehr kannte. Daß die Poesien, welche noch jetzt Orpheus Namen führen (bekannt als Orphika) einer viel spätern Zeit ihren Ursprung verdanken, erhellt schon aus der Beschaffenheit dieser Lieder, die offenbar für jene Urzeit viel zu künstlich sind und zu viel philosophische Reflerion verrathen, sowie sie, ungleich an innerm Werth und an Sprache und Darstellung, unstreitig die Geburten sehr verschiedener Zeiten sind. Onomakritos, Hippias, Kerkops, ja Pythagoras werden als Verfasser der Orphika genannt; Manches mag aber erst nach Christi Geburt entstanden seyn, n. Ein. von Neuplatonikern herrühren, oder aus zu verschiedenen Zeiten entstandenen Festgesängen zusammengereiht seyn. Es sind diese orphischen Gedichte aber, außer wenigen Fragmenten, a) 86 religiöse Feiergesänge oder Hymnen welche, trotz ihres, wenigstens in der jetzigen Gestalt, vielleicht sehr späten Ursprungs, durch die Anhäufungen der bedeutenden Bezeichnungen und Namen, das Gemüth höchst feierlich stimmen; b) ein episches Gedicht vom Zuge der Argonauten, deren Verfasser nach Ein. noch vor der Zeit der Alerandriner, oder doch zur Zeit derselben, nach And. erst n. Chr. gelebt hat; c) ein poetisches Werk von den magischen Kräften der Steine, welche erst im 4. Jahrh. n. Chr., oder noch später entstanden ist. Auch wird noch d) einem aus 66 Versen bestehenden Gedicht von den Erderschütterungen der Name des Orpheus vorgesetzt. Ausgaben: erste („Argonautica, hymni und Prochi hymni") griech., Flor. bei Junta 1500, mit Musäos („Argon. hymni, de lapidibus"), Ven. bei Ald. 1517; in H. Stephanus „Poet gr. princ.", 1816; „Opera", von Eschenbach, Utrecht 1689; von Gesner, besorgt durch Hamberger, Leipzig 1764; aufs Neue besorgt von G. Hermann, 2 Bde., ebend. 1805; „Argonautica" von J. G. Schneider, Jena 1803; „De lapid." von Tyrwhitt, London 1781; „De terrae motuum signif." in Brancks „Analekten", 3. Thl.; die Hymnen erschienen lateinisch von Joseph Scaliger, Leyden 1516, 12. Uebersetzungen: 49 Hymnen (von Tobler) im „Schweizer Museum" 1784: einige von Kosegärten in den Poesien, 3 Bde., Leipz. 1802; die Argon. von Kütner, Miet. 1773; von Tobler, Basel 1784; von Voß, am Hesiodos, Heidelb. 1806; eine Stelle aus „De lapid." von Tobler, im „Schweizer Museum" 1785. Vergl. Tiedemann, „Griechenlands erste Philosophen oder Lehren und Systeme des Orpheus rc.," Leipz. 1780; Gerlach, „De hymnis orph.", Göttingen 1797; Huschke, „De orph. argon.", Rostock 1806, 4.; Hermann „De orp. arg." Leipz. 1811, 4.; Lenz, „De fragm. orph. etc.", Göttingen 1789.

Orrery, s. Planetarium.

Orsini (in Frankreich bekannter unter dem Namen Ursini oder Ursins), eins der berühmtesten Fürstenhäuser Italiens, welches vormals in Ungarn bedeutende Güter besaß. Schon im 11. Jahrh. glänzte es unter dem römischen Adel und wiewohl das mächtige Geschlecht Colonna ihm entgegenstrebte, so behauptete es doch sein Ansehn unter dem Schutze einiger Päpste, die aus demselben stammten. Als Stammvater wird Joh. Cajetan genannt, dessen Nachkomme, Mat-

thäus Rubens, 3 Söhne hatte, welche 3 Linien gestiftet habe[n] denen nur die letzte, Orsini-Gravina, noch vorhanden ist, welch[e] Napoleon Orsini, dem jüngsten Sohne des Matthäus, herstammt. Orsini, von dem gedachten Napoleon abstammend, wurde 1417 ersten Grafen v. Gravina, einer Stadt in der neapolitan. Land[schaft] Bari, ernannt. Sein Sohn, Jakob, erlangte den herzogl. Titel. elfte Herzog nach ihm, Peter Franz, trat 1667 das Herzogthum vina an seinen Bruder Dominicus ab und wurde 1724 zum Pap[st ge]wählt. Er regierte unter dem Namen Benedict XIII bis 173[0] abermals ein Orsini (Clemens XII.) die dreifache Krone erhielt. erhob den Brudersſohn Benedicts XIII., Fürsten Beroald Orsini, Fürsten des päpstlichen Stuhls, nachdem Kaiser Karl VI. ihm b[ereits] 1724 die deutsche Reichsfürstenwürde ertheilt hatte. Der Wohnsi[tz der] Familie ist meistentheils in Neapel. Von hier stammt das fürstl. u[nd] gräfl. Haus Rosenberg in Deutschland her, welches sich daher Orsini von Rosenberg schreibt. Das Geschlecht gab Italien mehre[re aus]gezeichnete Männer, unter welchen Nicolaus Orsini und sein B[ruder] Lorenzo Orsini sich in dem Kriege Venedigs gegen die Ligue von C[am]bray berühmt machten. Jener erwarb sich durch die Eroberung tapfere Vertheidigung von Padua (1509) gegen Kaiser Maximilia[n] großen Ruhm, und dieser war der Erste, der ital. Fußvolk bil[dete,] das den furchtbaren Heerhaufen der Schweizer und Spanier W[ider]stand zu leisten vermochte.

Orsted (Johann Christian), Prof. der Physik an der Univer[sität] zu Kopenhagen, Secretair der Akad. der Wissensch. das., Ehrenmitg[lied] der Asiat. Gesellsch. in Calcutta, Ritter vom Danebrog, seit 1[…] wirkl. Etatsrath, erwarb sich viele Verdienste um die Aufstellung [che]mischer Gesetze s. d. Schrift: „Ansicht der chemischen Naturgesetze, du[rch] die neuern Entdeckungen gewonnen“ (Berl. 1812) und um die deuts[che] chemische Kunstsprache (s. d. Programm: „Tentamen nomenclatu[rae] chemicae omnibus linguis Scandinavico-germanicis communi[s"] 1815). Am 21. Juli 1820 wollte er die Einwirkung der elektrisc[hen] Säule auf die Magnetnadel untersuchen, da fand er, daß der elektris[che] Strom, der die Säule oder Kette, sobald sie geschlossen ist, durchströ[mt,] im Stande sey, die Magnetnadel von ihrer natürlichen Stellung ab[zu]lenken, sobald derselbe mit ihr einerlei Richtung hat. Er brachte dem Ende denjenigen Leiter, welcher die beiden Pole der elektrisch[en] Vorrichtung verbindet, in die Richtung des magnetischen Meridian[s.] Stellte er eine Boussole darunter und fand, daß die Nadel nach Ost[en] dadurch abgelenkt werde, so sah er, wenn die Boussole über dem Leit[er] stand, eine westliche Ablenkung der Nadel. Gab er dem Leiter ei[ne] verticale Richtung neben einer Seite der Nadel, so bemerkte er g[ar] keine Einwirkung. Zur Erklärung dieser Erscheinung kann man a[n]nehmen: 1) der Strom in dem Leiter, welcher die elektrische Säu[le] schließt, ist selbst Magnet, hat aber seine Pole nicht nach der Länge[n]dimension, sondern nach der Quere, ist also Transversalmagnet, wäh[]rend 2) der gewöhnliche Stahlmagnet ein Longitudinalmagnet ist; 3) bringt man beide zusammen, so müssen Anziehungen und Abstoßunge[n] so geschehen, daß die eine Seite der elektrischen Stroms freundli[ch] gegen die eine Spitze der Nadel, die entgegengesetzte Seite dagege[n] feindlich gegen sie wirkt und umgekehrt. (Vgl. Magnetismu[s] und Galvanismus.) 1822 machte Oersted eine wissenschaftlich[e] Reise nach Berlin, München, Paris, London und Edinburg. 182[…] gründete er eine Gesellschaft zur Verbreitung der Naturlehre in D[änemark]

nemark. — Die Entdeckung des elektro-chemischen Magnetismus will Forni in Turin früher als Oersted gemacht haben. Ueber Oersted's Entdeckungen belehrt Pfaff's Schrift: "Der Elektro-Magnetismus" (Hamb. 1824).

Orthodoxie, Rechtgläubigkeit im Sinne einer herrschenden Kirche, Uebereinstimmung der religiösen Ueberzeugung mit dem Glauben der Kirche. Der Kirchenglaube beruht als solcher auf statutarischen Vorschriften, die sich entweder auf heilige Bücher oder auf heilige Ueberlieferung als ihre Quelle berufen. Da jede Kirche ihren Glauben für den rechten hält und zu halten befugt ist, so muß es ebenso viel verschiedene Ansichten von Rechtsgläubigkeit geben als es Kirchen und kirchliche Parteien gibt. Wo der Glaube an Symbole feststeht, da muß jede Abweichung von denselben, jede Heterodoxie als verdammliche Ketzerei (Häresie) oder muthwillige Neuerungssucht (Neologie) erscheinen. S. Heterodoxie und Häresie.

Orthographie (griech.), Rechtschreibung, ist die Kunst, seine Gedanken in irgend einer Sprache dem Geiste derselben gemäß richtig und regelmäßig darzustellen und zu veranschaulichen. In der deutschen Sprache, die ihrer Orthographie nach nicht durchaus bestimmt ist, lassen sich doch im Allgemeinen folgende Regeln für dieselbe feststellen. — Da die Schrift ein genauer Abdruck der Sprache seyn muß, so ergeben sich daraus folgende allgemeine Regeln: 1. man schreibe, wie man spricht, und zwar der allgemeinen und besten Aussprache gemäß; folglich nicht schlaffen, Meser, taussend, Kreis. Indessen unterscheidet theils die Schrift einige Wörter, wo es die Aussprache gar nicht oder nur sehr unmerklich thut, wie in Weise und Waise, Seite und Saite, das und daß; theils ist auch die Aussprache nicht in allen Theilen Deutschlands dieselbe und mit der steigenden Bildung allerlei Veränderungen unterworfen, die nicht immer in die Schrift übergehen, daher man zu größerer Uebereinstimmung und Verständlichkeit noch folgender Entscheidungsgründe bedarf: 2. man folge der erweislich nächsten Abstammung: also Bäcker von backen, Männer von Mann, räuchern von Rauch. Da aber die Abstammung in vielen Fällen schwer und ungewiß ist (wie z. B. emsig von Ameise), so sehe man 3. auf den allgemeinen Schreibgebrauch, der so wichtig als der Sprachgebrauch ist und als der erste Gesetzgeber in der Orthographie betrachtet werden muß, daher auch nicht willkürlich abgeändert werden darf. So müßte nach der Abstammung Vätter (von Vater), Hänne (Hahn) geschrieben werden; aber der Schreibgebrauch will es anders. Diesem Schreibgebrauch zufolge werden auch die Dehnungsbuchstaben a, h, e, ie in vielen Wörtern gebraucht und in vielen andern weggelassen, z. B. Saat, Samen, lahm., kam. 4. man berücksichtige auch die Sprachähnlichkeit, d. h. man achte bei der Beugung und Ableitung auf ähnliche Fälle. So z. B. schreibt man: du liebest, achtest, also sollte man auch schreiben: du grüßest, küssest (nicht grüßt, küßt.) Die Sprachähnlichkeit will, daß man schreibe: adelig und weitläufig, denn man schreibt kitzelig, schwindelig und beiläufig; ferner daß man schreibe: Gebirge, Hilfe und giltig, denn sie kommen her von Berg, helfen und gelten und das e der Wurzel geht in allen ähnlichen Wörtern in i nicht in ü über, z. B. wirken von Werk, verbirgst von verbergen, wirbst von werben, Gefilde von Feld, richtig, Richter und Gericht von recht, irdisch von Erde rc 5. fremde, aber auf deutsche Art ausgesprochene und gebogene Wörter werden mit deutscher Schrift und nach deutscher Aussprache und Sitte geschrieben, also: Zepter, Pallast, En-

gel, nicht Scepter, Palast, Aengel. Auf diesen Regeln beruht die Orthographie (Rechtschreibung) oder die Lehre, wie die Wörter nach den einmal angenommenen Grundsätzen geschrieben werden sollen. Auch die Rechtschreibung ist mit jedem Jahrzehend mannigfaltigen Veränderungen unterworfen. Der Grammatiker muß sie beachten, darf ihnen aber nur langsam und prüfend folgen. Zu den nichts sagenden und schon wieder verschwindenden Eigenheiten der neuern Zeit gehört besonders die Auslassung der Dehnungsbuchstaben, a, e und vorzüglich des h, als: Sat (Saat), Se (See), lam (lahm), Son (Sohn), hir (hier), wofür sich noch kein bedeutender Schriftsteller erklärt hat. — Schwankend ist der Gebrauch in echt (von Ehe), Eltern, möchte, Grenze u. s. w., die von Mehren ächt, Aeltern, mögte, Gränze geschrieben werden. — Richtig ist die neuere Schreibart in Hilfe, Gebirge und gleichgiltig, für Hülfe, Gebürge und gleichgültig. (Die Regel dazu gab schon Gottsched in s. „Sprachkunst", 6te Aufl. 1776 S. 79, §. 15.) Indessen läßt sich auch Hülfe und gültig vertheidigen, wenn man sie von dem alten hulp und gult ableitet. — Besondere Regeln: Mit großen Anfangs-Buchstaben werden geschrieben: 1. alle Wörter zu Anfange einer jeden Rede und Periode, sowie alle Wörter nach einem Punktum, Ausrufungs- und Fragezeichen, wenn die beiden letztern einen Satz beschließen und also statt eines Punkts stehen. Auch pflegt man jede Zeile eines Gedichts mit einem großen Buchstaben anzufangen; 2. alle Hauptwörter und solche, die als Hauptwörter gebraucht werden; also nicht bloß: Vater, Sohn, Kind, Stuhl, Kleid, sondern auch: das Mein und Dein x. 3. alle Eigennamen und gewöhnlich auch die von ihnen abgeleiteten Eigenschafts- und Umstandswörter: Karl, Franz, Berlin, Preußen, der Brandenburgische Soldat, die Deutsche Sprachlehre, die Christliche Religion. Nach eingeführter Sitte schreibt man auch die Wörter Kaiserlich, Königlich und Kurfürstlich groß; 4. die Personwörter, welche sich in schriftlichen Aufsätzen auf die angeredete Person beziehen: Sie, Ihnen; und im Kabinets- und Kanzleistyl das Wir, wenn es die Person des Fürsten bezeichnet. — Auch findet man öfters das Zahlwort Ein zum Unterschiede von dem unbestimmten Geschlechtsworte ein groß geschrieben. — Die Buchstaben ä, ö, ü werden in solchen Wörtern gebraucht, welche die Vokale a, o und u in der Beugung oder Ableitung verändern, als Vater—Väter, Sohn—Söhne, Mutter—Mütter. Es gibt aber noch mehre Wörter, die ein e in der Schreibung haben, obgleich ihre Abstammung ein ä erfordert: Henne, Vetter, edel, Kerl, Mehl, netzen, schmekken, verwegen. Schwankend ist Aernte und Ernte, Grenze und Gränze.— Auch ü und i werden oft mit einander verwechselt: richtig ist i in Gebirge, wirklich, Sprichwort, spritzen; richtig ist ü in ausbündig, flüssig. — Den schönen Doppellaut ai hat die hochdeutsche Sprache leider nur selten gebraucht. Man findet ihn nur noch in Main, Mai, Kaiser, Laie, Waid, Rain, Hain, Saite, Waise, selten noch in Getreide, Weitzen. Der doppellaut äu hat seinen Ursprung von au, daher man auch häucheln (von Hauch), und schläudern schreiben sollte, doch ist das eu üblicher, weil die Ableitung nicht mehr erkannt wird. — Der Buchstab C ist in ursprünglich deutschen Wörtern gar nicht vorhanden, sondern wird allemal mit k oder mit z vertauscht, je nachdem der Laut es erfordert. Eben dieß gilt auch von fremden Wörtern, wenn sie das Bürgerrecht erhalten haben, oder durch den Gebrauch schon zu deutschen Wörtern gestempelt worden sind. Dahin gehören: Kapelle, Kloster, Kalender, Katheder, Kanzel, Kreuz, Küster, Körper, Kapune, Keller,

..., Klavier, Klavier, Katechismus, Karl, Kastellan, Ka-
..., Sklave, Objekt, Adjektivum ꝛc. Zepter, Zentner, Zirkel, Zi-
... Zither, Polizei, Prozeß, Spezerei. — Das dt wird nur dann
..., wenn es aus det zusammengezogen ist; z. B. beredt (bere-
..., bewandt, verwandt, todt (für todet) u. s. w. In Schwert
... fällt das d weg, nur Stadt bekommt ein dt; das Brod
... Einigen mit d, von den Meisten mit t, von Keinem aber
... geschrieben. In ungewissen Fällen kann man sich durch Ver-
längerung des Wortes und durch eine richtige Aussprache helfen. So
... z. B. todt, weil wir sagen: todte Menschen, aber Tod
... t, da es im Genitiv des Todes heißt. — Die Buchstaben
... sind in der Aussprache schwer zu unterscheiden, daher der
... Gebrauch derselben durch Uebung erlernt werden muß. Man
... indessen, daß das V nie vor einem Konsonanten, auch nicht
... lle steht, weil es ehedem selbst als ein U betrachtet wurde.
— ... Buchstaben G und Ch, wenn sie am Ende eines Wortes ste-
... häufig mit einander verwechselt, daher man sich Folgendes
...: Das G wird gebraucht in allen den Wörtern, deren
... g lautet, also: 1. in denjenigen abgeleiteten Wörtern, deren
... auf el ausgehen: schwefel-ig (Schwefel), adel-ig ꝛc. 2.
... Wörtern, welche von Zahlwörtern abgeleitet sind, sowie
... in allen, welche auf zig und ßig ausgehen. 3. in denjeni-
... Wörtern, welche die Endsylbe selig haben: armselig, holdselig ꝛc.
... denjenigen Wörtern, welche sich auf tig endigen: gütig, artig,
... In allen diesen Wörtern heißt die letzte Sylbe ig, denn
... ich hat der Deutsche in seinen Adjektiven nicht. Auch in
... Substantiven ist sie selten. Das Ch wird gebraucht: 1. in denje-
... Wörtern, welche auf lich ausgehen: göttlich, menschlich ꝛc. 2. in
... Beschaffenheitswörtern, welche auf icht ausgehen, und also eine
... anzeigen: erd-icht, buckel-icht ꝛc. In ungewissen Fällen, die
... bei der Kenntniß der deutschen Endsylben nicht eintreten kön-
... verlängere man das Wort und folge alsdann der richtigen Aus-
... — Die Buchstaben G, ch und K müssen genau von einander
... schieden werden. Die Aussprache ist hier nicht immer sorgfältig
... Kw. kennt der Deutsche nur in der Aussprache, nicht in der
... Er setzt dafür immer qu, als: Quelle, Qual ꝛc. — Der
... j steht nie in der Mitte, selten am Ende, größtentheils zu
... einer Sylbe, und alsdann jedesmal unmittelbar vor einem
...: ja, jäh, jährlich, Jude. — K und ck. Das ck kann nur auf
... kurzen Vocal folgen, als: Rock, Stock, Block, nie aber auf ei-
... langen oder gedehnten, also nicht Eckel, sondern Ekel. Bei den
... dem Lateinischen in das Deutsche übertragenen Wörtern aber geht
... nur in ein einfaches k über, also: Subjekt nicht Subjeckt. Nach
... Konsonanten folgt nie ein ck, sondern jederzeit nur ein einfaches k,
... ungewissen Fällen darf man auch hier nur das Wort verlän-
... und auf die Aussprache achten. Zur Abtheilung der Sylben be-
... man sich des doppelten k, z. B. schmük-ken, bak-ken. — Die Dop-
... Konsonanten ff, ll, mm, nn, rr, tt werden nur nach kurzen oder ge-
... Vokalen gesetzt, und zwar dann, wenn bei der Beugung des
... Doppellaut in der Aussprache gehört wird. So schreibt man das
... Mann mit dem Doppelkonsonaten nn, weil a geschärft ist. —
... Pf soll die Aussprache des einfachen f verstärken, wird aber nicht
... genau unterschieden. — Ph ist nur in fremden Wörtern und Na-
... gebräuchlich, als in Philosophie, Prophet, Philanthropin, Triumph,

Nymphe, und in Westphalen, Rudolph, Joseph, Pharao. Einzelne Schriftsteller haben es zu verbannen gesucht, und schreiben Filosofie und Josef, allein der Gebrauch hat noch nicht dafür entschieden. — Die Buchstaben s, ſ, ß und ſſ werden, selbst von Sprachkundigen, mit einander verwechselt, daher man sich den Unterschied derselben besonders merken muß. Das kleine s steht nur am Ende einer Sylbe; das lange ſ aber am Anfange, als Seele, sehen. Das ß wird nur am Ende einer Sylbe und zwar da gebraucht, wo ein geschärfter Vokal vorhergeht; z. B. Haß, Roß, goß. Es bezeichnet aber auch ein geschärftes ſ nach einem gedehnten Vokal: Muß, Gruß Nun ist aber noch ein Unterschied zwischen ß und ſſ. Das ß geht nämlich in ſſ über, wenn es zwischen zwei Vokalen steht, von denen der erstere geschärft ist; aus gießen z. B. wird gegossen, ebenso wissen, müssen rc. — Das einfache z kann nur nach einem Konsonanten stehen: Tanz, Kranz, Schmerz; das tz aber, da wir es als Doppelkonsonanten behandeln, nur nach einem geschärften Vokal: Blitz, Witz, Schatz. In den aus dem Latein. und Französischen aufgenommenen Wörtern fällt das tz durchaus weg; wir schreiben also Miliz nicht Militz. — Ueber den Unterschied der Buchstaben x, chs, gs und cks lassen sich keine Regeln geben, sondern hier müssen Gebrauch und Abstammung entscheiden. — Das y ist aus ij entstanden, also ein doppeltes i, und vertritt zugleich die Stelle des griechischen υ, daher es nur noch in solchen Wörtern üblich ist, welche aus dem Griechischen herkommen, als: Styl, Sylbe, und in einigen deutschen Wörtern, welche von andern ihnen ähnlichen im Schreiben unterschieden werden sollen, als seyn von sein. — Unser Zweck erlaubte uns nur, uns hier auf die deutsche Sprache einzulassen. — Wer über die lateinische Rechtschreibung Belehrung suchen sollte, den verweisen wir auf Quintilians „Anweisung zur Rednerkunst", Buch 1 Kap. 7, und auf die alten Grammatiker Velius Longus, Flavius Caper, Marius Victorinus, Terentius Scaurus, Agrötius, M. Aurelius Cassiodorus, Beda Sacerdos und auf die neuern Philologen Aldo Manuzzi, Claude Dausquier, C. S. Schurzfleisch, H. Noris, G. Kortte, Chph. Cellarius; ferner in Hinsicht der französischen Sprache auf das „Dictionnaire d'Orthographie" und auf die Werke von C. P. D. Michel und von Plasmann. — Ausführlichere Belehrung über deutsche Rechtschreibung geben folgende Werke: J. C. Adelungs „Vollständige Anweisung der deutschen Orthographie, nebst einem kleinen Wörterbuche für die Aussprache, Orthographie, Biegung und Ableitung", 2 Thle. 8. Leipzig 1788. „Die Kunst zu lesen und recht schreiben zu lernen" v. F. Olivier. Dessau 1801. „Neue Rechtschreibung nach der deutschen Mundart", Berlin 1804. 8. C. Kruse, „Anweisung zur Orthographie der deutschen Sprache, mit Inbegriff der aus fremden Sprachen entlehnten Wörter", 3te Aufl. 8. Oldenburg 1807. J. F. A. Krugs „Ausführliche Anweisung, die hochdeutsche Sprache recht aussprechen, lesen und recht schreiben zu lernen". 1808. 8. „Unterricht in der deutschen Rechtschreibung für Lehrer und Lehrlinge niederer und mittler Schulen, nebst einem Anhange von gleich- und ähnlich-lautenden Wörtern", von G. Zimmer. Fulda 1812. 8. 138 S. G. M. Roth „Anweisung zur Orthographie", 1802, sodann bedeutend erweitert in dessen „Anfangsgründen der deutschen Sprachlehre und Orthographie". Zweite, vollständigere und verbesserte Aufl. Gießen 1814. 8. Auch gibt Heinsius in seinen Werken über deutsche Sprachlehre gründliche Anweisung zur Wortschreibung.

Orthopädisches Institut: Anstalt zur Heilung von Verkrüppelungen des menschlichen Körpers, es mögen dieselben am Rück-

grath, den Rippen und dem Becken, oder auch an den Gliedmaßen vorkommen. Den Theil der Chirurgie, welcher sich damit beschäftigt, hat man Orthopädie genannt. Da die Heilung dieser Gebrechen (wie die der psychischen Krankheiten) leichter in besonders dazu eingerichteten Instituten möglich ist, so hat man in neuern Zeiten orthopädische Institute errichtet. Das vom Hofrath D. Leithoff in Lübeck gestiftete ist das älteste in Deutschland. Eins der vollkommensten Institute dieser Art, das in Würzburg, wurde von Johann George Heine im Nov. 1816 angelegt. Heine, der die Kunst des Bandagisten und Instrumentmachers mit der des Chirurgen in sich vereinigt (geb. 1773 zu Lauternach im Schwarzwalde in der Grafschaft Bissingen, wo sein Vater Gastwirth war), hatte das Messerschmiedshandwerk erlernt, ging jedoch zur Kunst des chirurg. Instrumentmachers über und zeichnete sich in diesem Wirkungskreise so aus, daß er 1798 nach Würzburg berufen ward, um für die Universität und das Juliushospital eine Werkstätte für chirurgische Instrumente zu errichten, wo er unter Siebold's, Brünninghaußen's und Hesselbach's Anleitung sich nicht nur in seiner Kunst vervollkommnete, sondern sich auch anatomische und chirurgische Kenntnisse erwarb. 1802 ward er als Universitätsinstrumentenmacher angestellt, 1816 ihm die goldene Civilverdienstmedaille ertheilt, 1824 erhielt er von der Universität Jena das Diplom als D. der Chirurgie und in dems. J. ward er zum Demonstrator der Orthopädie an der Universität Würzburg und zum Assessor der dasigen medicin. Facultät ernannt. Die Auszeichnungen waren von Seiten Heine's wohlverdient, denn nicht nur wichtige chirurgische Verbesserungen und Erfindungen (z. B. zum Verbande der Beinbrüche, besonders des Schenkelbeinhalses, zur Einrichtung der Luxationen, zur Trepanation, zur Verfertigung künstlicher Füße ꝛc.) waren von ihm ausgegangen, sondern auch manche nicht unverdienstliche schriftstellerische Arbeit. Am meisten verdient machte er sich um die Heilung der Verkrüppelungen des Körpers durch seine orthopädische Anstalt. Dieses, gegenwärtig unter königl. Schutze stehende Karolineninstitut befindet sich in einem königl. Gebäude des Stephansklosters, einer ehemal. Benedictinerabtei, in einer gesunden Lage an der südl. Grenze der Stadt Würzburg, und hat außer der Wohnung des Vorstandes (Heine) sechzig Zimmer nebst einem Garten und einer Badeanstalt, welche auch Dusch- und Dampfbäder darbietet. Das Institut, welches 1833 über 200 Kranke zählte, ist so eingerichtet, daß jeder Stand, jedes Geschlecht und Alter und jede Religion in demselben Aufnahme und angemessene Behandlung und Verpflegung finden kann, wenn das Subject nur übrigens sich zur Aufnahme und Heilung eignet. Für diejenigen Kranken, welche allein kommen, übernimmt die Direction hinsichtlich der Erziehung und der geistigen und körperlichen Pflege die vollste Verantwortlichkeit. Es können aber auch die Aeltern, Hofmeister, Gouvernanten, das Gesellschafts- und Bedienungspersonal, mit den Kranken zugleich im Institute wohnen. Die Direction gibt die ganze Verpflegung im Hause: Wohnung, Meublirung, Bedienung u. s. w., nach individuellem Bedürfniß und Geschmack. Es werden monatlich zwei Abendgesellschaften gehalten, wobei Spiele, Tänze, musikalische und andere Unterhaltungen wechseln. Uebrigens kann jedes Individuum in allen Fächern der guten Erziehung den gehörigen Unterricht erhalten, wozu Würzburg die Hülfsquellen darbietet. — Die medicinische Behandlung des hier zu heilenden Uebels zerfällt in eine mechanische und eine dynamische. Für die mechanische Behandlung dienen: eine mit den Curzimmern in un-

mittelbarer und steter Verbindung stehende Werkstatt für die Anfertigung und Abänderung der nöthigen Maschinen und Bandagen, und eine reiche Sammlung dieser Vorrichtungen oder ihrer Modelle; nächstdem sind für die Anlegung der genannten Vorrichtungen und für die nöthigen Manipulationen unterrichtete Gehülfen oder Gehülfinnen angestellt, wodurch dieser wichtige Theil der Behandlung sicherer ausgeführt werden kann als in der Privatpraxis. Der dynamische Theil der Behandlung begreift die Anwendung solcher Mittel, welche theils auf die innere Organisation überhaupt wirken, theils auf einzelne Theile zur Erschlaffung oder Anspannung, zur Schwächung oder Stärkung derselben, je nachdem es die Behandlung des zu heilenden Gebrechens oder die Gesundheit des Individuums überhaupt fordert. Hierher gehört die Anwendung der Bäder, der Frictionen, der Elektricität und des Galvanismus u. s. w. Für die körperliche Bewegung und für die zweckmäßig erachteten gymnastischen Uebungen dient der hierzu eingerichtete Garten der Anstalt, in welchem Kegel- und Ballspiel, Schaukeln, Carrousel und ähnliche Bewegungen vorgenommen werden können; auch hält das Institut Rollwagen zu Selbstbewegung und Equipagen zu Spazierfuhren in die Umgegend Würzburgs. Die Verkrüppelungen, welche in diesem Institute behandelt werden, sind: 1) der schiefe Hals, Caput obssipum; 2) Seitenverkrümmung des Rückgraths, Scoliosis; 3) Rückwärtskrümmung des Rückgraths, Kyphosis; 4) Vorwärtskrümmung des Rückgraths, Lordosis; 5) Abweichung der Rippen- und Schlüsselbeine von ihrer vormaligen Lage und Verbindung; 6) Verunstaltungen, welche durch normwidrige Verkürzung der Muskeln um die Hüfte verursacht werden; 7) Deformität aus Schwäche des Rückgraths; 8) normwidrige Verziehungen des Oberarmes in den Gelenken; 9) Klumphand und Fehler in der Extension und Flexion der Hand; 10) Krümmung des Oberarms oder Vorderarms; 11) Abziehung des Oberschenkels gegen den Rumpf; 12) Anziehung des einen Oberschenkels an den andern; 13) fehlerhafte Rotation des Schenkels, sodaß die Fußspitze widernatürlich ein- oder auswärts steht; 14) Anziehung des Unterschenkels an den Oberschenkel; 15) widernatürlich gebogene, einander zu sehr genäherte oder zu sehr von einander entfernte Kniee; 16) einwärts gehende Klumpfüße, Vari; 17) auswärts gehende Klumpfüße, Valgi; 18) Plattfüße; 19) Pferdefüße; 20) Krümmungen des Schenkel-, Schien- und Wadenbeins; 21) Mißgestaltungen der Gelenke der untern Gliedmaßen aus Schwäche. Auch Complicationen mehrer dieser Uebel werden, wie die einfachen, in die Behandlung genommen. Vgl. die „Nachricht vom gegenwärtigen Stande des orthopäd. Instituts in Würzburg, von J. G. Heine, dessen Vorstande“ (Würzb. 1821, 19 S., 4.) und desselben Verfs. „Geschichtliche Darstellung der Begründung des orthopäd. Karolineninstituts, nebst scientifischen Ansichten über Verkrüppelungen des menschlichen Körpers ꝛc.“ deutsch und franz. („Réglement intérieur de l'Institut orthopédique, dit Carolin“, Würzb. 1826). 1829 hat Heine, mit Unterstützung des Königs der Niederlande, eine mit seinem Hauptinstitute verbundene Filialanstalt bei dem Seebade Scheveningen unweit Haag gegründet, weil er dieses Bad als wirksam bei der Heilung orthopäd. Gebrechen erkannte. — Aehnliche orthopäd. Anstalten sind in neuern Zeiten zu Paris 4, in und bei Lyon 2, zu Marley bei Ligny, Kopenhagen, Leyden, zu Turin (von Borella), in der Schweiz (von d'Ivernois), zu Hamburg, Berlin, Jena und Dresden entstanden. (Vgl. Rückgrathsverkrümmungen.)

Ortsbestimmung, Bestimmung der geograph. Länge und Breite (s. d.) eines Orts.

Ortus cosmicus (Aufgang der Gestirne nach dem Sinne der alten Dichter). Da der Kalender der Alten keine Genauigkeit gewährte, indem die darin angenommene Dauer des Jahres mit der wirklichen nicht übereinstimmte, so fing man schon im höchsten Alterthume an, auf andre Kennzeichen der Zeitdauer zu denken, man verglich den Aufgang der Gestirne mit dem Auf- oder Untergange der Sonne und knüpfte daran gewisse Bestimmungen. Die Vorschrift z. B., eine gewisse Feldarbeit am ersten Jahrestage vorzunehmen, gewährte keine Genauigkeit, da jener Tag aus den angeführten Gründen allmälig in andre Jahreszeiten rückte. Dagegen war die Anweisung, sie an dem Tage zu verrichten, an welchem der Sirius mit Sonnenuntergang aufgeht, ausreichend, was immer zu derselben Jahreszeit geschieht. Es kommen daher bei den alten Dichtern und Schriftstellern, besonders denen vom Ackerbau, Ausdrücke vor, die sich auf jene Bezeichnungsart der Tage beziehen. So heißt z. B. Ortus cosmicus der Aufgang eines Sternes mit Aufgang der Sonne; Ortus acronyctos der Aufgang mit Untergang der Sonne. S. Lalande's „Abrégé d'astronomie".

Orville (Jacques-Philippe d'), Philolog, geb. 1696 zu Amsterdam, studirte daselbst und zu Leyden die Rechte und Humaniora, unternahm dann, um seine Kenntnisse zu bereichern, eine Reise nach Frankreich, England, Italien und Deutschland, wurde nach seiner Rückkehr 1730 zu Amsterdam Professor der Geschichte, Beredtsamkeit und griech. Sprache, welche Stelle er 1743 freiwillig wieder niederlegte, um auf seinem Gute bei Harlem ungestört den Studien zu leben. In der Kritik und Geschichte hat er sich große Verdienste erworben, und es erschien nicht leicht eine vorzügliche Ausg. eines Classikers, woran er nicht vielen Antheil gehabt hätte. Man verdankt ihm die erste Ausg. d. Romans von Chariton, den er mit einem reichhaltigen philolog. Commentar begleitete. In Verbindung mit Burmann setzte er die, von einigen gelehrten Engländern angefangenen „Miscellaneae observationes in autores veteres et recentiores" fort; auch gab er seines gelehrten Bruders Gedichte, mit den seinigen vermehrt, u. d. T.: „Petri d'Orville ICti poëmata" heraus. Seine Reisebeschreibung von Sicilien, worin er alte Denkmäler erläuterte, erschien nach seinem Tode. Er st. 1754.

Oryktognosie, ein Theil der Mineralogie. (s. d.)

Oryktologie, die Lehre von den Gebirgsarten und demnach ein Theil der Geognosie. (s. d.)

Oscilliren, Oscillation, Schwingen, Schwingung (s. d.).

Oser (Adam Friedrich), Director und Professor der Zeichnen- und Malerschule und der Architekturakademie zu Leipzig, geb. zu Presburg 1717, bildete sich zu Wien. Er ging schon 1737 als ein geschickter Maler nach Dresden. Während des siebenjährigen Kriegs hielt er sich größtentheils zu Dahlen bei dem Grafen von Bünau auf und ging nach dem Frieden nach Leipzig, wo er sich 1764 häuslich niederließ und zum Director der dortigen Akademie, zum Professor der dresdner und zum kurfürstlichen Hofmaler ernannt wurde. Oeffentliche und Privathäuser in Leipzig, die sein Pinsel ausschmückte, beweisen, was er dort der Kunst, rücksichtlich des guten Geschmacks, geliefert habe. In der Nicolaikirche daselbst sind mehre ausgezeichnete Gemälde von ihm, Un-

ter seinen Bildhauer-Arbeiten zeichnen sich die Statue des Kurfürsten auf der Esplanade zu Leipzig, das der Königin Mathilde von Dänemark zu Zelle errichtete Monument und mehre andere Monumente, besonders das Gellert'sche, sehr aus. Er war so anhaltend fleißig und arbeitsam, daß er erst noch einige Tage vor seinem Tode einen Christuskopf vollendete. Größeren Ruhm aber erwarb er sich dadurch, daß er durch seine Schüler eine eigene Malerschule gründete, die seinen Namen auch im Auslande bekannt machte. Sein Sohn, Johann Franz Ludwig, geb. zu Dresden 1752, war ein guter Landschaftsmaler in der Geßner'schen Manier und st. zu Leipzig 1792.

Osiander (Friedrich Benjamin), Prof. und Hofrath zu Göttingen, einer der ausgezeichnetsten Pfleger der Entbindungskunst in der Theorie und Praxis, geb. 1759 zu Zell im Königreich Würtemberg, erhielt seine erste Bildung in der Klosterschule zu Denkeldorf, wo er die Neigung zur römischen Literatur gewann, die er in seinem spätern Leben durch eine Sammlung von Epigrammen über Gegenstände seines anatomischen Museums (1807 und 1814) beurkundete. Nach Vollendung seiner Studien in Tübingen und Strasburg begab er sich 1799 nach Kirchheim, wo sein Vater Archidiakonus war, um die Laufbahn eines praktischen Arztes zu beginnen. Sein Gönner, der Freih. v. Palm, der in Kirchheim lebte, gab ihm Unterstützung zu einer Reise nach Kassel, wo Osiander beinahe ein halbes Jahr lang den Unterricht und die Leitung des berühmten Geburtshelfers Stein genoß. Er blieb darauf in Kirchheim, bis er 1792 als Prof. der Entbindungskunst und als Director der Gebäranstalt nach Göttingen berufen wurde. Diese 1751 gegründete Anstalt, die besonders durch Röderer die erste Entbindungsschule Deutschlands geworden war, hatte seit 1785 ein neues Gebäude erhalten, dessen musterhafte Einrichtung Osiander vollendete. Seitdem widmete er dieser Anstalt 30 J. lang die erfolgreichste Thätigkeit. Binnen dieser Zeit sind aus derselben gegen 3000 Zöglinge der Entbindungskunst hervorgegangen. Die Theorie seiner Wissenschaft förderte er durch sein „Lehrbuch der Hebammenkunst“ (1796), besonders aber durch sein „Handb. der Entbindungskunst“ (Tübingen 1818—21, 2 Thle.), mit einer Sammlung von Abbild., die er selbst gezeichnet hatte, und mehre, zum Theil in den „Commentationen der königl. Gesellsch. der Wissensch. zu Göttingen“ befindl. Abhandl. Die Krankheiten des weiblichen Organismus, die er schon in frühern Jahren (1787) dargestellt hatte, machte er später zum Gegenstande einer eignen Schrift: „Ueber die Entwickelungskrankheiten in den Blüthenjahren des weiblichen Geschlechts“, die zuerst in Göttingen 1817 fg. und dann 1820—22 zu Tübingen in 2 Bdn. erschien. Um den praktischen Theil seiner Wissensch. machte er sich vielfach verdient, z. B. durch die Verbesserung der Geburtszange, durch die Angabe eines Beckenmessers, einer Wage zur Wägung neugeborner Kinder, eines Geburtsgestelles u. a. m. Seine zahlreichen, beinahe alle Theile der Arzneiwissenschaft berührenden Schriften, die Saalfeld in seiner „Geschichte der Univers. Göttingen von 1788—1820“ und Meusel nennen, zeugen von einer seltenen Belesenheit auch in Fächern, die nicht zunächst zu seiner Wissenschaft gehören. Er starb am 25. März 1822. Bei Gelegenheit einer Reise nach Salzburg hatte er die fäulnißwidrige Kraft der Holzkohle in den dort ausgegrabenen römischen Denkmalen beobachtet und nach seiner Rückkehr mehre bestätigende Versuche darüber angestellt, die ihn auch zu der Anordnung veranlaßten, seinen Sarg mit Kohlenpulver zu füllen.

Osiris, nach der ägypt. Götterlehre, der Genius des Herbstes. Sein Sohn Horos hieß als Genius des Frühlings Arpokrates, als Genius des Sommers Arveris. Osiris regiert das Jahr von der Sommer- bis zur Winter-Sonnenwende. Typhon überwältigt ihn; aber Horos, der von der Winter- bis zur Sommer-Sonnenwende regierte, besiegt den Typhon. Typhon heißt das Umkehren und bezeichnet daher Den, welcher die Sonne wendet und von ihren nördlichsten Pfaden abwärts auf südlichere Wege drängt. Diesen männlichen Genien der drei Sonnen- oder Jahreszeiten stellten die Aegypter die weiblichen Genien des Mondumlaufs zur Seite: Isis, die mit dem anhebenden Lichte des Mondes zu walten beginnt, und Nephtys, die in der Zeit seiner Unsichtbarkeit regiert. Die Mutter Isis wurde dem Vater Osiris zur Gemahlin, die Bubastis, auch Armatis genannt, dem Horos zur Gefährtin gegeben; sie blieb Jungfrau, wie Horos, ihr Bruder, ein Jüngling. Osiris, der Führer aller Götter, welche in den Sternen abgebildet sind, waltet über das Sonnenjahr; nach seinem Hintritt lebte sein Geist, in die Gestalt des Apis eingehüllt, unter den Irdischen fort. Als Gott der Arbeiten des Jahres, des Feldbaues, heißt er Osiris, der viele Werke vollbringt. Sein Symbol ist die Stiergestalt (s. Apis). Nach seinem Geburtsorte Nyse, bildeten die Griechen den Dionysius und schufen den trauernden Herbstgott der Aegypter in einen muntern Weingott um. Die ägypt. Gottheiten wurden, wie Apulejus sagt, mit Wehklagen gefeiert; die griech. durch Tänze. Weil der ägypt. Osiris die Sonne immer abwärts der Erde zuführte, so erhielt er die Herrschaft über die Erde. Horos, der Apollo der Hellenen, späterhin mit dem Lichtkörper der Sonne verwechselt, wie Artemis mit dem Monde, führte die Sonne immer aufwärts, bis zu ihrem nördlichsten Standpunkte im Sommer-Solstitium. Des Horos Sinnbild, der Geier, bezeichnet dieses Hinaufsteigen. Isis, die Göttin des Mondjahres, welche die Pflanzung der Früchte lehrte, ist unstreitig die Demeter der Hellenen. Sie gab dem Menschen Gesetze und Rechte. Vermuthlich weil sie die erste Spenderin einer ordentlichen Nahrung war, erhob man sie späterhin zur Nährmutter alles Lebendigen, zur Pflegerin der ganzen Natur und endlich zum Ebenbilde der Natur selbst. Sie hatte den Hund, das Symbol des Hermes, ihres Freundes und Rathgebers, im Geleite; als Demeter verlor sie ihn; die Hellenen gaben ihn der Jägerin Artemis. Der ägypt. Bubastis Sinnbild war die Katze, als nachtwandelndes Thier und Schriftzeichen des Mondes. Nephtys bedeutete das Letzte, die Grenze des Sichtbaren, wo der Horizont mit der Meeresfläche zusammenfällt. Was unter dem Sichtbaren liegt, oder unterhalb der Erde vorhanden ist, war ihr Reich. Zu ihr geht Osiris hinab, wenn er sich von uns entfernt. Mit ihr erzeugte er einen Sohn, den Anubis der Dunkelheit, eine Menschengestalt mit einem Hundskopfe, das Schriftzeichen der Tagesgleichung. Ihm entgegen steht der Anubis des Lichtes, oder Hermanubis, der die Isis begleitet. Aus den drei Mondgöttinnen der Aegypter schufen die Griechen die dreiköpfige oder dreigestaltige Göttin Hekate. Ueber die Verbreitung der ägypt. Götterlehre nach Phönizien und von da nach Griechenland, s. Hug's „Untersuchung üb. d. Mythos der berühmten Völker der alten Welt, vorzüglich der Griechen“ m. K., Freiburg 1812. 4. Ueber den durch das Todtenreich der Isis und des Osiris noch nicht veredelten, ursprünglichen Thierdienst der in verschiedenen Nomen oder Distrikten am Nil sich ansiedelnden Einwanderer unter äthiopischen Priesterkasten, s. Heeren's „Ideen“, 2r Thl.

Osmanisches Reich, s. Türkei.

Osnabrück, 1) hanöverische Landdrostei; 105 Q.-M. groß, mit 249.500 Ew. Zu ihr gehören das Fürstenthum Osnabrück, der Kreis Meppen, der Kreis Emsbüren, die niedere Grafschaft Lingen und die Grafschaft Bentheim. 2) Fürstenthum in dieser Landdrostei, zwischen Oldenburg, Diepholz, den preuß. Reg.-Bez. Minden und Münster und den Grafschaften Lingen und Meppen; 44 Q.-M. groß, mit 144.000 Ew.; ein flaches Land mit Torfmooren, den Flüssen Hunte und Hase und vielen kleinen Teichen. Ackerbau, Viehzucht Bergbau auf Steinkohlen, Salzsieden, Torfstechen, Leinenweben, Handel mit Getreide, Wolle, Vieh, Garn und Leinwand. Das Fürstenthum ist in 7 Aemter getheilt. 3) Hauptstadt desselben an der Hase, besteht aus der Alt- und Neustadt und hat 1413 H. und 10.950 Ew. Bisthum, 2 Gymnasien, Tuch- und Wollenzeuchmanufakturen, Taback- und Lederfabriken, Wachsbleiche, Papiermühle, Leinenbleichen, Handel mit Garn und Leinwand. Das Jahr der Erbauung von Osnabrück ist ungewiß, inzwischen war es schon zu den Zeiten Karls des Gr. ein ansehnlicher Flecken mit einem Königshofe. 1082 war Osnabrück schon mit Mauern umgeben und freie Reichsstadt und gehörte zum hanseatischen Bunde. In der Reformation verlor es jedoch einen großen Theil seiner Freiheiten, als es sich wegen verschiedener, von den dasigen Domherren erlittener Bedrückungen gegen den damaligen Bischof Erich aus dem Hause Braunschweig auflehnte. 1523 brachte jedoch der Bischof die Stadt wieder zur völligen Unterwürfigkeit, obwohl er den Fortgang der Reformation daselbst nicht hindern konnte. Am berühmtesten wurde Osnabrück durch den westfälischen Frieden, welcher seit 1644 bis 1648 daselbst und zu Münster verhandelt und dort den 24. October auf dem Rathhause geschlossen wurde. Die Bischöfe von Osnabrück waren seit dem westfäl. Frieden abwechselnd katholisch und protestantisch (letztere wurden jederzeit aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg gewählt). Möser's „Geschichte von Osnabrück" (2 Thle., 3. Aufl., Berlin 1820) geht bis 1192. Den 3. Thl. dieses Meisterwerks gab aus des Vfs. Handschriften Herbert von Bar (Berlin 1824) heraus.

Ossian (Oisian), der berühmteste aller Barden, im 2. Jahrh. nach Chr. Sein Vater Fingal (s. d.) war entweder ein caledonischer (hochschottischer) Held, oder, wie irländische Schriftsteller meinen, ein irländischer, der aber durch seine Thaten, als Vertheidiger einer irischen Colonie gegen die Römer, dem schottischen Boden angehört. Ossian war Held und Dichter zugleich. Er soll mit vielen Sängern des Alterthums das Schicksal der Blindheit getheilt und durch Gesang s. Schmerz über den Verlust seiner Lieben, z. B. seines gefallenen Sohnes Oscar, gemildert haben. Sein Name ist unter den Bergschotten und Hebridiern noch in ehrenvollem Andenken. Aber auch unter uns wird er gefeiert, seit man in den von Macpherson herausgegeb. ossianischen Liedern die Nachklänge seiner Harfe zu vernehmen glaubt. Zwar erwähnt Ossian's Namen, nach Smith's Versicherung, schon im 12. Jahrh. Giraldus Cambrensis, und man wußte aus Buchanan, daß die Gälen in Hochschottland und auf den Inseln Gesänge bewahrten, die ihren Stolz ausmachten; aber in ihrer unverstandenen Sprache blieben sie andern Völkern ein vergrabener Schatz. Erst mit dem Anfange des vorigen Jahrh. wurde nähere Kunde jener Gegenden selbst in dem übrigen Großbritannien verbreitet; doch das Jahrh. verlief über die Hälfte, ehe jene Stimme vergangener Zeiten in Europa

... erhalte und mit Freuden überall vernommen ward. Und diesen ... verdanken wir Macpherson (s. d.). Dieser war nämlich ... 1751 auf die altschottischen Balladen und andere Gesänge auf= ... gewesen und gab 1760 ein Bändchen solcher Gesänge: „Re- ... of ancient poetry, collected in the Highland of Scotland ... translated from the Galic or Erse language" heraus. Darauf ... Home und Robertson ihn zu den Bergschotten reisen, um zu ... Hierauf gab er 1762 das größere Gedicht „Fingal" nebst ... und 1763 „Temora" nebst 5 kleinern heraus. 1764 er= ... diese Gedichte in 2 Bdn., 4.; 1773 in 2 Bdn., und öfters; ... Ausg. 1822: „The poems of Ossian, translated by J. Macpherson, authenticated, illustrated and explained by Hugh Campbell". Der Herausgeber hat ihr eine, die Scenen von Fingal's ... und Kämpfen erläuternde Charte und eine Abhandlung ... Echtheit der Gedichte hinzugefügt. Macpherson erklärte alle ... Gedichte für Uebersetzungen aus den gälischen Liedern des alten ... Ossian, welche theils aus dem Munde des Volks aufgenommen, ... aufgeschrieben gefunden worden seyen. Ihre Ueberschriften haben ... Helden, deren Thaten, Liebe und Schicksal sie besingen, oder ... deren Begebenheiten sie feiern. So groß auch der Beifall ... diese Gedichte fanden, so ward doch gleich vom Anfange an ... Echtheit gestritten und theils behauptet, daß diese Poesien ...'s eigne Erfindungen seyen, denen er nur Ossian's Namen ..., daß sie wenigstens nicht von jenem alten Barden herrüh= ..., ... sie auch aus alten schottischen Volksliedern gebildet seyen. ... Gegner waren Recensenten 1762, dann Johnson 1775 und ..., dann Waller, Malcolm Laing (im 4. Thle. der Octav- ... [1809] seiner „Geschichte von Schottland" und in einer eig= ... Schrift) u. A. In Deutschland erklärte sich besonders Adelung ... Echtheit („Aelteste Geschichte der Deutschen", S. 392 fg.). ... fand Macpherson viele Vertheidiger, besonders an Hugh Blair, ..., Sinclair, Smith, Macdonald, Clarke, Home, Arthur Young ... Aber sie konnten nur beweisen, daß Macpherson's Arbeit nicht ... von ihm selbst Verfertigtes und Untergeschobenes sey, daß man ... zu seinen englisch bearbeiteten Gesängen unter den Berg= ... finde und daß man solche dem Ossian beilege; nimmermehr ... daß sie in der That von jenem Ossian herrühren, der um das ... 300 gelebt haben soll. Die Hauptgründe der Bestreiter ihrer ...: 1) daß in jenen Zeiten Gedichte von solcher Zartheit in den ... Westschottlands und bei dem damaligen Zustande des ... nicht gedacht werden könnten (vgl. die Abhandlung über Ossian ...'s 2 Thl. von Adelung's „Mithridat", welche schon im „Deut= ... Mercur" gestanden hatte); 2) daß solche unmöglich 14 Jahrh. ... hätten fortgepflanzt werden können; und 3) wenn auch dieses ... wäre, nicht mehr so verständlich seyn würden —, können nicht ... aufgewogen werden durch die Bemerkungen, wodurch man ihre ... vertheidigt, daß diese Gesänge einen jüngern Ursprung nicht ... (z. B. nichts vom Christenthume), vielmehr in die ganz alte ... sowie in die natürliche Beschaffenheit der Hochländer passen; ... sie von ganz anderer Art sind als die jüngern irländischen und ... Balladen; daß Macpherson unmöglich in so kurzer Zeit so ... Gesänge habe hervorbringen können, noch viel weniger (da er zu ... gälisch gekonnt) sich gälische Originale (wie er zum Theil her= ausgegeben, z. B. den 7. Gesang von „Temora", 1763) machen; daß

er bei so schönen Gedichten gewiß den Ruhm nicht einem Andern zugewendet und sein eignes Verdienst verläugnet haben würde, wäre er selbst der Verfasser; und daß ihre lange Erhaltung, bei der Vorliebe der Hochschotten für ihre alte Heldenzeit, für die Anstalt der Bardenschulen und bei der einem Volke, das keine Büchergelehrsamkeit hat, ohnehin eignen Stärke des Gedächtnisses möglich gewesen sey. Schon 1797 setzte die edinburger Alterthumsgesellschaft eine Commission zur Untersuchung dieses Gegenstandes nieder. Es ergab sich (s. Heinrich Mackenzie's „Report of the Committee of the Highland", Edinburg 1805), daß in Irland Sagen von jenen Helden mündlich fortgepflanzt würden, auch fanden sich mehre Handschriften mit alten Balladen. Solche Sagen und Balladen, die von Barden, wie sie erst seit 1746 aufhörten, als nach der Schlacht bei Culloden die hochländische Verfassung aufgehoben ward und die Schotten ihre Sitten zu ändern anfingen, nach alten Sagen und im Geiste der alten Zeit gesungen wurden, hielt man nun für die Grundlage, auf welche Macpherson seine Ossian'schen Poesien gebaut habe. Macpherson hat sie frei übersetzt, willkürlich verbunden, ergänzt, veredelt, verfeinert, verschönert, auch entstellt. Daß die längern Heldengedichte „Fingal" und „Temora" in dieser Gestalt vom alten Ossian herrühren sollten, daran ist noch weniger zu denken. Eine epische Einkleidung ist den Originalen ganz fremd. Sie sind von Macpherson aus kleinen poetischen Erzählungen zusammengesetzt worden, die man auch wieder einzeln lesen muß, wo sie dann treffliche Rundung, überschaubare Kürze und Vollendung haben. Die Haupthandlung im ganzen Balladenkreise ist Fingal's Rettung Erins oder Irlands von dem Angriffe des stolzen Königs Swaran von Lochlin (wahrscheinlich Norwegen). Hierdurch macht es Friedrich Schlegel („Deutsches Museum", 1. Bd.) sehr wahrscheinlich, daß die Ossian'schen Gedichte in das Zeitalter der Normannen fallen. „Ossian", sagt er, „ist wie der traurige Nachhall eines erlöschenden Volks, so auch der letzte schwindende Schatten eines untergegangenen Glaubens alter Götterlehre". Mag man nun immer an Macpherson tadeln, daß er wahrscheinlich aus Verblendung und mißverstandenen Patriotismus die Ossian'schen Gedichte in die Zeit der Römer hinaufschob und daß er die zum Grunde liegenden alten gälischen Gesänge bisweilen schlecht übersetzt und entstellt habe (wie Sinclair und Ahlwardt gezeigt), so gebührt ihm immer großer Dank, theils wegen des Hervorziehens und der Verbreitung jener altschottischen Volksgesänge (die vielleicht bald nach und nach verloren gegangen wären, da die Schotten ihre alten Gewohnheiten immer mehr verlassen), theils wegen seines eignen poetischen Verdienstes bei der Einkleidung derselben. Die von Macpherson herausgeg. Gesänge wurden mit Begeisterung aufgenommen und in die meisten europäischen Sprachen übersetzt, in die französische von Le Tourneur (Paris 1777), von Lombard (Berlin 1789), von Jangurs (Paris 1801; in die spanische von Ortin (Valladolid 1788); in die italien. von Cesarotti (Padua 1773 u. 1774); in die holländ. von Bilderdyk (1806) und in die polnische von Krasicki; am öftersten von den Deutschen, die auch oft das Englische abdruckten. Schon 1764 erschienen zu Hamburg Uebersetzungen; 1768 von Denis (in unpassenden Herametern), von Harold 1775 (Prosa), von Petersen 1782), von Rhode (Berlin 1800, 3 Bdchn., rythmisch, treu und elegant); von Schubart, vom Grafen F. L. zu Stolberg (kräftig und besonnen, Hamburg 1806, 3 Bde.), von F. W. Jung (3 Bde, Frankfurt 1808, weicher und aufgelöster, und Vieles

einzeln, z. B. von Neumann, herausgeg. von Gurlitt (Hamburg 1803 fg.). und die so schönen Lieder von Selma in Göthe's „Werther", in der „Iris", im „Deutschen Museum" 1807 u. s. w. gab endlich die hochländische schottische Gesellschaft die gälischen Originale von 14 Ossian'schen Gedichten in 3 Bdn. heraus, nebst einer wörtlichen latein. Uebersetzung von Macfarlan. (Neue Ausg.: „Dana Oisien", Edinb. 1818.) Diese gälischen Originale sogen. Ossian'scher Gedichte (zu deren Verständniß man das Wörterbuch von Armstrong und die gälischen Sprachlehren von Stewart und Ahlwardt hat) übersetzte im Metrum des Originals (in daktylischen, katalektischen Trimetern) Ahlwardt in Oldenburg (Leipzig 1811), in dessen Uebersetzung sich aber jene Poesien weniger gefällig ausnehmen als in der freiern Form Macpherson's, der auch aus den härtern Namen lieblichere bildete, z. B. Minona. (1820 las man in den Zeitungen: bei der Eröffnung eines Gewölbes in der alten katholischen Abtei Connor in Irland habe man die Gedichte des Barden Ossian in einer eichenen Kiste gefunden, in einer Handschrift eines irischen Mönchs von 1463.) Herder sagt über die Ossian'schen Gedichte nach Macpherson's Bearbeitung (vgl. Schiller's „Horen" 1795, St. X; Herder's „Adrastea", St. X, und seine „Blätter von deutscher Art und Kunst") Folgendes: „Die lieblichste Gestalt macht Ossian in kleinen einzelnen Erzählungen, die man bald als heroische Romanzen, bald als rührende Idyllen, bald als rein lyrische Stücke betrachten kann, deren einige, z. B. Comala, sich dem Drama nähern". Indem er ihn mit Homer zusammengestellt, sagt er: „Homer dichtet rein objectiv, Ossian rein subjectiv Bei Homer treten alle Gestalten frei und lebhaft hervor; Ossian hat Nebelgestalten. Er wählt seine Helden nicht wie sie sind, sondern wie sie sich nahen, wie sie erscheinen und verschwinden. Im Homer sieht man die Handlung, im Ossian ahnet man sie an Tritten, Zeichen und Wirkungen. Die Gestalt seiner Geliebten deutet Ossian mehr an, als daß er sie darstellte und malte. Man hört ihre Tritte oder ihre Stimme; man sieht den Schimmer ihrer Arme, ihres Antlitzes wie einen vorübergleitenden Strahl. Homer sang die erste Kriegsunternehmung Griechenlands, Ossian ist dagegen Stimme voriger Zeiten, er verkündet den Ausgang des Heldenstammes". Der Inhalt der Ossian'schen Poesien, theils historisch, theils lyrisch, ist: Erzählung von Heldenthaten in Kämpfen, Preis vergangener besserer Tage, helldunkle Gemälde der hochländischen Natur, Klagen über erlittene Leiden, Schicksale Liebender, wehmuthsvolle Klagen lieblicher Jungfrauen am Grabhügel ihrer geliebten gefallenen Heldenjünglinge, Heldenfeste u. s. w. Die Form ist ganz eigenthümlich, eine eigne, immer kurz abgebrochene und darum bisweilen mißfallende Sprache (im Originale metrisch, bei Macpherson unmetrisch, doch rhythmisch), voll concreter Ausdrücke. Glückliche Darstellung der Leidenschaften, treffliche rührende Schilderungen, malerischer Ausdruck, kühne aber liebliche Bilder und Gleichnisse, tiefe Empfindung, lieblicher Ausdruck sanfter Wehmuth und Einfachheit (man findet z. B. keine Einmischung höherer Wesen, nur daß die Geister der Todten wie Nebelgestalten bisweilen die Handelnden umschweben) geben diesen Gesängen eignen Reiz. Auf der andern Seite wirft man ihnen den Mangel bestimmt geschilderter und verschiedener Charaktere der handelnden Personen, die öftere Wiederkehr der nämlichen Gleichnisse (viele bot freilich die arme, nur an Rohr, Felsen, Heiden, Seen, Nebel und Winden reiche Natur in jenem Lande nicht dar) und groß-

Empfindlichkeit, zumal im Munde der Helden, vor. Dennoch werden diese schottischen Poesien, sowie die von Smith in seiner „Sean Dana" (engl. 1780, gälisch 1787, deutsch von C. F. Weiße, Leipz. 1781, 2 Bde.), von Miß Brookes 1789, von Arthur Young (deutsch 1792, und von Stewart herausgegeb., aber andern Barden zugeschriebenen Lieder jenes gesangliebenden Volks immer sehr anziehend bleiben und manchen zarten, besonders weiblichen Gemüthern, einen hohen Genuß verschaffen. Der Bildhauer J. C. Ruhl in Kassel hat zu den Ossianischen Gedichten Kupferstiche geliefert (Penig 1805, 3 Lief., Fol.), mit Erklärungen von Heinze.

Ossuna (Don Petro Tellez y Giron, Herzog von), berühmter spanischer Minister, geb. zu Valladolid 1579, begleitete 1581 seinen Großvater als Vizekönig nach Neapel, wohnte erwachsen einigen Feldzügen in Flandern bei, stieg alsdann in Spanien von Stufe zu Stufe, widersetzte sich im Staatsrath der Vertreibung der Mauren aus Spanien und wurde 1611 Vizekönig von Sizilien und 1615 auch in Neapel, nachdem er jene Insel durch Anlegung fester Plätze und Vermehrung der Flotte gegen die Anfälle der Türken in Sicherheit gesetzt hatte. In Neapel hatte er die Venetianer als Feinde zu beachten; er entschloß sich daher, ihren Stolz zu demüthigen und ihnen die Herrschaft im adriatischen Meere zu entreißen. Auch entwarf er mit Bedmar (vgl. d.) den kühnen Plan, sich der Stadt Venedig zu bemächtigen, der jedoch mißlang. Seine Herrschaft in Neapel erweckte ihm aber viele Feinde, die, durch das Inquisitionsgericht unterstützt, dessen Einführung in Neapel er sich standhaft widersetzt hatte, endlich seine Zurückberufung nach Spanien bewirkten, wo er nach angestellter Untersuchung ins Gefängniß gesetzt wurde, in welchem er 1624 starb. Man beschuldigte ihn nämlich, daß er nach der Krone von Neapel gestrebt hätte.

Ost, Osten, so viel als Orient. Ost zum Süden heißt bei den Seefahrern der Compaßstrich, welcher 11¼ Grad vom Ostpunkte nach Süden liegt; Ost zum Norden diejenige Gegend, welche 11¼ Grad vom Ostpunkte nach Norden liegt.

Ostade (Hadrian van), Maler und Kupferstecher, auch zur Unterscheidung von seinem Bruder Isaak Ostade, der gute Ostade genannt, geb. in Lübeck 1610. Man rechnet ihn gemeiniglich, ungeachtet er in Deutschland geboren, zur niederländischen Schule, weil er daselbst unter Franz Halß und Rembrandt seine Talente ausbildete und zu Harlem seinen Wohnsitz aufschlug. Bei Ludwigs XIV. Einfall in Holland beschloß er nach seinem Vaterlande zurückzugehen, machte aber auf der Reise in Amsterdam die Bekanntschaft eines reichen Mannes, welches ihn bestimmte, seinen Wohnort dort aufzuschlagen, wo er auch 1685 starb. Er behandelte oft die niedrigsten Gegenstände, und doch sind seine gemeinen Bauern voll Leben und Wahrheit. Die Farben sind mit großer Wahrheit behandelt und das Helldunkel ist unübertreffbar. Teniers Bauern sind größtentheils Leute von schöner Gestalt, von zufriedenem, freundlichen Ansehen und anständig gekleidet. Die von Ostade erscheinen schmutzig und zerlumpt, mit Gesichtern, die von vielem Trinken entstellt sind, mit Geberden und Stellungen des niedrigsten Pöbels; aber voll Ausdruck, herrlich gemalt, und, wie schon gesagt, mit einer tiefen Kenntniß des Helldunkels. Wahrscheinlich ist wohl keine Gallerie, in welcher sich nicht irgend etwas von diesem Meister fände.

Ostende, eine Stadt im königl. belgischen Westflandern, liegt sehr niedrig an einem Busen der Nordsee und mit 11.000 Einw. Sie war ehemals eine bedeutende Festung und wird jetzt wieder hergestellt. Ihr

Hafen ist klein und seicht, sodaß größere Schiffe nur mit Hülfe der Fluth einlaufen können. Rathhaus und Börse sind schöne Gebäude, auch wird dem König Leopold hier einen Pallast erbaut werden. — Ostende ist in der Kriegsgeschichte berühmt durch eine dreijährige Belagerung der Spanier 1601—5. 1723 legte Kaiser Karl VI. hierselbst eine Handlungsgesellschaft an, die jedoch die Eifersucht der Holländer und Engländer erregte, und daher Kraft des wiener Traktats 1731 wieder aufgehoben werden mußte. Joseph II. erklärte Ostende 1781 für einen Freihafen, wodurch die Handelsthätigkeit und die Anzahl der Fremden sehr vermehrt wurden; als aber die Franzosen sich in den Niederlanden behaupteten, blockirten die Engländer den Hafen, und der Handel lag ganz darnieder. Jetzt begünstigen den Handel Canäle, welche Ostende mit Gent, Brügge und Nieuport verbinden. Auch hat Ostende eine Handelskammer, ein Handelsgericht, ein Seebad, Schiffbau, Linnen-, Segeltuch- und Tabacksfabriken.

Osteolith, Knochenversteinerung. (S. **Geognosie** u. **Urwelt**.)

Osteologie, die Knochenlehre, ein Theil der **Anatomie** (s. d.).

Ostermann (Heinrich Johann Friedrich, Graf). Dieser russ. Staatsminister war der Sohn eines luther. Geistlichen in Bockum, einer Stadt in der Grafschaft Mark. Nachdem er in Jena studirt hatte, trat er 1704 in die Dienste des russischen Viceadmirals Cruys, eines geborenen Holländers, der ihn dem Monarchen empfahl. Alle Regenten Rußlands, denen Ostermann diente, setzten das vollkommenste Vertrauen in ihn. In Gemeinschaft mit Katharina und Schaphiroff zog er den Kaiser am Pruth aus der gefährlichsten Lage. Mit nicht minder Geschicklichkeit unterhandelte er 1721 den nystädter Frieden. Peter selbst gab ihm das Zeugniß, daß er nie einen Fehltritt in Erfüllung seiner Pflichten gethan, ernannte ihn zum Geheimenrath und erhob ihn in den Freiherrnstand. Unter der Regierung Katharina's I. wurde Ostermann Reichsvicekanzler und wirkl. Geheimerath. Auf ihrem Sterbebette ernannte sie ihn zum Oberhofmeister ihres Nachfolgers, Peter II., und zum Mitgliede des Raths, der während der Minderjährigkeit des Prinzen die Regierung führen sollte. Ostermann leitete die Erziehung des jungen Kaisers nach bester Einsicht und schrieb für ihn den bekannten vortrefflichen Studienplan. Er erhielt dafür von seinem Zöglinge, der in seinem 15. Jahre starb, 1730 die Grafenwürde. Die Kaiserin Anna machte ihn zum Cabinetsminister. Da aber seinem hellen Blicke die Verwirrung und der Parteigeist, welche am Hofe immer mehr zunahmen, keineswegs verborgen blieben, so suchte er sich durch Zurückgezogenheit, die er mit Kränklichkeit entschuldigte, vor dem drohenden Ungewitter zu sichern, und erschien nur, wenn in wichtigen Fällen die Monarchin ausdrücklich seinen Rath hören wollte. Nach ihrem Tode 1740, wollte er ganz abtreten, aber der Herzog v. Kurland, damaliger Regent, hielt ihn zurück. Die Regentin Anna, des Kaisers Mutter ernannte ihn zum Großadmiral. Als ein eifriger Freund Preußens hatte er mächtige Große, unter diesen den Gemahl der Regentin, den Prinzen Anton Ulrich v. Braunschweig, welche sämmtlich der östr. Partei anhingen, zu Gegnern; allein seine Stellung schien gesichert zu seyn, nachdem er, um der Regierung mehr Festigkeit zu geben, Denjenigen beigetreten war, welche die Großfürstin und Regentin Anna selbst auf den russischen Thron setzen und den bisherigen Kaiser, ein Kind von einigen Monaten, zu ihrem Thronfolger erklären wollten. Dieß wurde aber durch die Thronbesteigung der Elisabeth am Ende des Jahres 1741 vereitelt. Diese schwache Fürstin ließ sich von ihren Ministern und Höf-

lingen überreden, den Grafen Ostermann und mehre Andre verhaften und von einer Commission zum Tode verurtheilen zu lassen. Schon hatte Ostermann das Blutgerüst bestiegen, als ihm angekündigt wurde, daß die Kaiserin seine Strafe in Verbannung verwandle. Seine Gemahlin, eine geb. Stresneff, sowie seine Dienerschaft, folgten ihm nach Beresoff in Sibirien. Seine Tochter und seine 2 Söhne blieben zurück. Er lebte noch 5 Jahre und starb 1747. Ostermann hatte einen weitumfassenden, aufgeklärten Verstand, besaß eine nie trügende Beurtheilungskraft und Menschenkunde und zeigte in allem seinen Thun ein feines Zartgefühl. Seine Zwecke verfolgte er trotz aller Hindernisse. Er war untadelhaft in seinem Lebenswandel, geschäftig, unbestechlich und treu, in den Wissenschaften nicht unerfahren, besonders mit seltenen Sprachtalenten ausgerüstet, ein Beschützer des Verdienstes und der Gelehrsamkeit, und als Staatsmann unübertroffen in der Kenntniß der europäischen Höfe und ihrer Verhältnisse unter einander. Dabei war er aber mißtrauisch und auf jedes Talent, daß ihm den Rang streitig machen zu können schien, eifersüchtig. Seine Leidenschaften wußte er ebensowohl zu beherrschen als seine Meinung in schwierigen Fällen geschickt zurückzuhalten. Ostermann's Söhne, welche kinderlos waren, adoptirten ihrer Schwester Söhne, die seitdem Tolstoy-Ostermann (ihr Vater war der General Tolstoy) heißen und sich in Hof-, Civil- und Militairdiensten rühmlich auszeichnen. Im Kriege 1813 ward der Name Ostermann bei Kulm (s. d.) von Neuem berühmt.

Ostern, das Fest der Auferstehung Jesu (vgl. Feste), hat wahrscheinlich seine deutsche Benennung von dem Feste der Göttin Ostera, welches die alten Sachsen in demselben Zeitpunkte des Frühlings zu feiern pflegten, in welchen das christliche Osterfest fällt. Mit dieser Erklärung besteht sehr wohl die Adelung'sche Meinung, daß Ostern von dem veralteten Worte: oster, osten, abzuleiten sey, worin der allgemeine Begriff des Aufgehens und Auferstehens liegt, wie in dem Namen jener Göttin, welche unsern Vorfahren die Schöpferin des Wiederauflebens der Natur im Frühlinge war. Mit dem Cultus, der ihr vor Einführung des Christenthums gewidmet wurde, hängen die Namen der Osterwälder, Osterberge und die abergläubischen Gebräuche des Osterfeuers, der Ostereier rc. zusammen. — Die klein-asiatischen Christen hielten, gestützt auf eine vorgebliche Tradition des heil. Johannes, die Osterfeier mit den Juden (s. Passah), während die ganze Kirche dieselbe erst am Sonntage nach dem 14. des Frühlingsvollmondes zu begehen pflegte und darin ihre Verwerfung des Judaizirens, wozu die Judenchristen so geneigt waren und wodurch sie schon zur Apostelzeit die Kirche so sehr beunruhigt hatten, recht auffallend zu erkennen gab. Dieser dogmatische Grund war es auch eigentlich, welcher schon früher den Wunsch angeregt, daß auch die Christen von Klein-Asien in Ansehung der Osterfeier den sonst allgemeinen Gebrauch annehmen möchten. Um in dieser Sitte Gleichförmigkeit herbeizuführen, reisete schon der h. Polykarpus 157 oder 158 nach Rom, und obschon er mit dem Papste Anicetus nicht einer Meinung über diesen Disciplinarpunkt werden konnte; so schieden doch beide würdigen Bischöfe in Frieden und Liebe von einander. Da nun aber unter der Regierung des Commodus die Kirche einige äußere Ruhe erlangte, erregte die Abweichung der Klein-Asiaten allgemeines Interesse und es wurde darüber eine bedeutende Reihe Concilien gehalten, welche entschieden, Ostern dürfe nicht mit den Juden gefeiert werden. Auf diese übereinstimmende Entscheidung

gestützt, bedrohete Papst Victor die Klein-Asiaten mit der Excommunication, wofern sie nicht von ihrem besondern Gebrauche abstehen und den der übrigen Kirche annehmen würden. Polykrates, Bischof von Ephesus, hielt darauf ein Concilium, welches geradezu erklärte, daß man nicht gesonnen sey, von der gewohnten Weise abzulassen. Victor mag nun wirklich die Excommunication ausgesprochen haben, so erhielt sie doch keine Wirkung, weil die übrigen Bischöfe seinen übertriebenen Eifer mißbilligten und ihn (insbesondere that dieß Irenäus) durch gründliche Gegenvorstellungen zur Milde bewegten. Wir sehen die folgenden Päpste in fortwährender Communication mit den Asiaten. Endlich ward auf dem Concilium zu Nicäa (325) der Streit nach der Meinung der Abendländer entschieden. Seit die Kirche sich nicht mehr durch judaizirende Irrlehrer gefährdet sieht, legt sie auch kein sonderliches Gewicht, mehr auf das Disciplinarverbot, nie Ostern mit den Juden zu halten, und wir haben bereits 1805 und 1825 dieselbe ohne allen Anstoß mit den Juden gleichzeitig gefeiert.

Oesterreich, s. Östreich.

Ostfriesland, hanöverisches Fürstenthum in der Landdrostei Aurich (s. d.), zwischen der Nordsee, Oldenburg, Meppen, Gröningen und dem Dollart; ist mit den Inseln Jüst, Borkum, Baltrum, Langenvooge, Spikevooge und Norderney 52½ Q.M. groß, mit 145.400 Einw. Das ebene, niedrige, durch Dämme gegen das Meer geschützte Land ist feuchtes Marschland oder trockenes, nicht so fruchtbares Geestland, mit Morästen, Torfgründen und den Flüssen: die schiffbare Ems, Leda, Sösta und dem Treckschuiten-Canal zwischen Aurich und Witmund. Die Sturmflut (s. d.) am 3. u. 4. Febr. 1825 überströmte 500.000 Morgen des Marsch- und Polderlandes. Der Schaden betrug über 1.500.000 Thlr. Man hat Viehzucht, Ackerbau, Fischerei, Segeltuch-, Leinwand- und Ledermanufakturen, Schiffbau, Torfstich und Handel mit Vieh, Butter, Käse, Getreide, Rappsamen, Rüböl, Torf, Häringen, Austern, Wachs, Häuten, Federspuhlen u. a. Das Fürstenthum ist in 12 Aemter getheilt. Seit 1454 hatte Ostfriesland eigne Grafen. Enno VI ward 1654 in den Reichsfürstenstand erhoben. Mit dem Fürsten Karl Eduard oder Edzard erlosch 1744 das fürstl. Haus, und Preußen nahm zufolge der dem Kurhause Brandenburg vom Kaiser Leopold 1694 ertheilten Anwartschaft von dem Lande Besitz, obgleich Kur-Braunschweig, unter Berufung auf eine schon 1691 mit den Fürsten von Ostfriesland abgeschlossene Erbverbrüderung, feierlichen Widerspruch dagegen erhob. Nach dem tilsiter Frieden theilte Napoleon das Fürstenthum, nebst den Herrschaften Jever und Kniphausen, dem Königreiche Holland zu, mit welchem es 1810 Frankreich einverleibt wurde. 1814 kam Preußen wieder in den Besitz dieses Landes und trat dasselbe 1815 auf dem Congresse zu Wien an Hanover ab.

Ostia, an der Mündung der Tiber, von wo einst Rom seine seewärts eingehenden Bedürfnisse erhielt, und gefeiert durch Virgil's Gesänge und die Sage, welche Aeneas dort landen ließ, ist jetzt eine bischöfliche Stadt (wenn man ein schmutziges Nest, das Sixtus IV. und Julius II. mit tüchtigen Bollwerken umgeben haben, und einen bischöfl. Pallast nebst einer Kirche darin, eine Stadt nennen kann), die wegen ihrer Pestluft im Sommer von etwa 10 Menschen, im Winter von 100 bewohnt wird. Von dem alten Ostia, das nur noch durch Trümmer erkennbar ist, liegt das heutige eine Viertelmiglie entfernt, landeinwärts. Damals, als es 80.000 Einw. zählte, umgab es den Strom, der dort ein Knie bildet, im Halbkreis. Ostia war niemals

selbst Seehafen, sondern nur die unbefestigte Strombucht, in der seit Ancus Marcius bis zu den letzten Zeiten der Republik die römische Flotte vor Anker lag. Daher war es Seeräubern möglich, diese Flotte mitten in Ostia zu überfallen und zu plündern, was Cicero in der Rede für das Manil. Gesetz 12 so bitter rügt. Späterhin versandete diese Strombucht so, daß schon zu Strabo's Zeit nur erleichterte Schiffe stromaufwärts gehen konnten. Kurz vor Ostia trennt sich die Tiber in zwei Arme, welche die heilige Insel umfangen; der rechte Arm scheint wegen seines geradern Laufes weniger zu versanden. Claudius und Trajan bauten daher, um die Stadt sicherer zu versorgen, am rechten Arm der Tiber einen Hafen, jetzt Porto genannt, dessen Aufblühen den gänzlichen Verfall des einst so bedeutenden Ostia herbeiführte. Schon um 420 n. Chr. beschreibt Rutilius Numatianus Ostia als unzugänglich, und Procop („De bello Goth.", 1. Bd., S. 26) nennt es zu seiner Zeit (um die Mitte des 6. Jahrh.) völlig zerstört. Mit dieser Vernachlässigung mag die Ungesundheit zugenommen haben, welche benachbarte Salinen, die schon Ancus Marcius angelegt hatte, und jetzt kaum kenntliche Wasserleitungen, sowie ein anstoßender Sumpf vermehren mußten. Einfälle der Saracenen, die auch die wenigen übriggebliebenen Einw. fortwährend belästigten, zwangen zur Befestigung des heutigen Ostia. Durch Rafael's berühmte Darstellung ist die Seeschlacht zwischen den Neapolitanern und Saracenen unter Leo IV. aus jener Periode der Plünderung vorzüglich bekannt geworden. Nach mancherlei Unfällen wurde das Schicksal Ostias erst durch Julius II. 1497 gesichert, obgleich es späterhin oft Corsaren preisgegeben gewesen seyn soll. Neuerdings haben die reichlich belohnten Nachgrabungen, die zuerst ein Portugiese, Don Diego de Norogna, vornahm (1783), dann Volpato, Hamilton 1788, Fega 1796, und spätere, welche Sickler's und Reinhardt's „Almanach aus Rom", 2. Bd., S. 239, verzeichnet, die Aufmerksamkeit einem Platze zugewandt, der von den Jagdliebhabern niemals vergessen war.

Ostiarien, s. **Ordination**.

Ostindien, s. **Hindostan** und **Indien**.

Ostindienfahrer, große Handelsschiffe, welche von den europ. nach Ostindien handelnden Compagnien ausgerüstet werden, und gewöhnlich größer als Fregatten von 40 Kanonen sind, aber nur 20 Stücke (9- und 6-Pfündner) führen.

Ostindische Compagnie (britische), die größte und dermalen fast einzig herrschende ostindische Handelsgesellschaft. Als handeltreibende Nation hatte sich England unter der Regierung der Königin Elisabeth zu einiger Wichtigkeit erhoben. Ihre kühnen Seefahrer, Drake, Stephens und Cavendish, hatten die Erfahrungen ihrer Landsleute in der Seekunde erweitert, und 1600 errichteten unternehmende Kaufleute Londons eine ostindische Compagnie mit einer Anlage von etwas über 30.000 Pf. Sterl., unter dem Schutze eines Freibriefs auf 15 Jahre und mit ähnlichen Privilegien wie die der übrigen Gesellschaften Europas versehen, welche unter Theilnahme ihrer Regierungen mit **Indien** (vgl. d.) Handel trieben. Sir Thomas Roe, welcher als Gesandter an den Hof des Groß-Moguls abgeschickt wurde, erhielt eine günstige Aufnahme. Die mäßigen Ansprüche der britischen Glücksritter schienen anfangs Glück zu machen. Es wurden kleine Faktorien zu Sarate in Bengalen und auf der Küste von Koromandel errichtet, und auf den Inseln Java, Paleron, Amboina und Banda Forts erbaut. Da indessen die Holländer die Niederlassung der Engländer mit neidischen Blicken

sahen, so entstand bald ein blutiger Krieg zwischen den beiden Compagnien, welcher die Ansiedlungen in ihrem Entstehen zu verderben ... Die Engländer wurden auf Java und Amboina ermordet, und die Compagnie von dem Ministerium Jakobs I. vernachlässigt wur... so hatte sie meist mit Schwierigkeiten zu kämpfen, welche nur ein ...nderungswürdiges kluges Benehmen und Beharrlichkeit überwin... konnte. Cap. Th. Best hatte 1612 eine blühende Faktorei in Su... errichtet, allein die Portugiesen, die einen solchen Nebenbuhler un... neben sich aufkommen sahen, zeigten die erbittertste Feindschaft, ... ihre Plane zur Zerstörung der brit. Niederlassung wurden nur ... die Ueberlegenheit ihrer Seemacht vereitelt, welche die Flotten ... See in 3 Seetreffen schlug. Diese glücklichen Erfolge erhuben ... Ruhm in den Gewässern Indiens, und bald wurden mehre ...ßte Verbindungen mit inländischen Mächten angeknüpft, die ... waren, sich auf die Seite des Stärkern zu schlagen. Der ... Persien eröffnete den englischen Kaufleuten den Handel mit ... Reiche, und unter der thätigen Regierung Cromwells wurden ...länder überall geschlagen und ihre Besitzungen weggenommen. ... II. jedoch, den seine Bedürfnisse nöthigten, das Wohl seines Lan... zu verkaufen, erlaubte die Errichtung einer 2. Compagnie, die sich ... als Nebenbuhlerin an die Seite stellte, gegen eine ansehn... Summe Geldes, welches, da ihre Vortheile mit jenen der ersten ...gesellschaft im Widerstreite standen, beinahe zum Verderben bei... Die Holländer machten damals die furchtbarsten Angriffe ... Engländer und vertrieben sie 1680 schimpflich von Bantam. ... ostindische Compagnie hatte sich in echt brit. Geiste zu rächen ..., als König Karl ihr Interesse für 98.749 Pfd. Sterl. auf..., die er von Holland empfing. Der Ruf ihrer Rechtschaffenheit ... redlichen Verfahrens, den sie sich in Indien erworben hatte, ... jedoch den Lokalbehörden solche wirksame Mittel an die Hand ge..., daß sie, von ihrer Regierung verlassen, dennoch der äußersten ... ihrer Feinde widerstand. Endlich nahm das Parlament sie in ... Schutz. Die beiden Compagnien vereinigten sich 1702, indem ... Capital zusammen warfen und Freunde wurden, seit welcher ... das ausnehmendste Glück ihre Unternehmungen begleitete. Die ...sen fingen unterdessen an, ihre Absichten in hoffnungsvoller Thä... zu entwickeln. Es ward bald klar, daß eine der beiden Mächte, ... oder Frankreich, weichen müsse. 1744 begann ein blutiger ..., der sowohl in Europa als in Indien, fast ohne Unterbrechung, ... zum Tode Georgs II 1760 fortgesetzt wurde, um welche Zeit die ...sen alle ihre Besitzungen in Indien verloren hatten. Die Eng... befestigten ihre Macht nicht allein längs den Küsten von Koro..., Malabar und Bengalen, sondern auch in Arabien, dem persi... Meerbusen und den östlichen Inseln. Lord Clive (s. d.) folgte 1760 ... General van Sittart: dieser schloß mit dem Großmogul Schah ... ein Bündniß, setzte Meer-Jafver, der durch Oberst Clive erhoben ... war, ab und Cosim Aly Khan, seinen Schwiegersohn, in die ...schaft von Bengalen ein. Da er sich aber bald feindselige Hand... gegen die Briten erlaubte, so ward ihm der Krieg erklärt und ... Armee in den Ebenen von Geriath geschlagen, hierauf noch einmal ..., wo Schah Allum (s. d.) in die Hände der Engländer ... Er trat der Compagnie für immer die gesammten Einkünfte der ... Bengalen, Bahar und Orissa in aller Form des Rechtens ..., welche ein reines Einkommen von 1.650.000 Pf. St. hatten. Man

mußte den Großmogul, der sich den Maratten in die Arme geworfen hatte, bald aufs neue beeinträchtigen, und in kurzer Zeit war die Kriegsflamme in allen Theilen Indiens angefacht. Mit den Maratten verbanden sich die Franzosen, der Nizam von Dekan und Ayder Ali, der mächtige und kriegerische Usurpator von Mysore. In dieser Lage bemächtigte sich der Gouverneur Hastings plötzlich der Hülfsquellen von Oude und Benares und füllte den leeren Schatz mit dem Ueberflusse ihres Reichthums. 1780 war Ayder Aly in Karnatik eingefallen. Erst bei Ankunft des tapfern Veteranen Sir Eyre Coote wurde seinen furchtbaren Verheerungen Einhalt gethan und er nach allen Richtungen hin geschlagen. General Goddard hatte die Maratten in Guzura angegriffen, und die verschiedenen Abtheilungen der Armee von Bombay waren so glücklich, daß die Maratten und der Nizam bald froh waren, einen Separatfrieden für sich unterhandeln zu können, sowie eine Off- und Defensiv-Allianz mit den Engländern abzuschließen. Ayder Ali war indessen gestorben und sein Sohn Tippo (s. bde.) kämpfte siegreich und verfolgte sein gutes Glück mit übermüthiger Hoffnung; als aber der Friede zwischen Frankreich und England zu Stande kam, schloß er einen Friedensvertrag mit der Compagnie-Regierung unter sehr vortheihaften Bedingungen ab. Die Angelegenheiten Indiens hatten inzwischen die ganze Aufmerksamkeit des Parlaments auf sich gezogen. Offenbar betrachtete der größere Theil der Nation die Vergrößerung ihrer Herrschaft in Indien als eine Art von Ersatz für den Verlust von Amerika. Es wurde indessen für gefährlich gehalten, der ostindischen Compagnie die Regierung eines so großen Reiches, das ihr der Zufall in die Hände gespielt hatte, ganz allein zu überlassen. Fox legte demnach eine Bill in dem Unterhause vor, deren Zweck dahin ging, ihnen selbst die Verwaltung ihrer Handelsangelegenheiten abzunehmen; da dieses jedoch einem directen Raube ziemlich ähnlich sah, so wurde sie von dem Oberhause verworfen. Bald hierauf schmiedete Pitt seine indische Bill, welche den 9. Aug. 1784 zum Gesetz erhoben wurde. Nach den Bestimmungen dieser Bill wurde der Compagnie die Leitung ihrer Handelsangelegenheiten überlassen, die politische und bürgerliche Gewalt aber einem Revisionshofe (Board of Controul) in die Hände gelegt, der aus fünf, nach Belieben vom König zu wählenden, oder abzusetzenden Räthen bestand. Diese denk- und merkwürdige Bill wurde 1787 durch eine Declarationsacte des Parlaments bestätigt, welche für nothwendig erachtet wurde, indem zwischen dem Revisionshofe und dem Hofe der Directoren häufig Mißverständnisse entstanden waren. Weit entfernt, von ihren Eroberungen Nutzen gezogen zu haben, war die Compagnie damals in Verlegenheit und genöthigt, 1.200000 Pfund Sterling aufzunehmen, obgleich ihr Absatz von Thee in Europa von 6 bis zu 14 Mill. Pfund jährlich gestiegen war. In Folge dieser neuen Anordnung wurde den indischen Angelegenheiten nun die größte Aufmerksamkeit gewidmet, und der Wohlstand, der sich hieraus als Folge entwickelte, bewies das vollständige Gelingen des Plans. Lord Cornwallis, dem das schwierige Werk anvertraut wurde, fing seine Verwaltung 1787 an, und erhob durch weise und gerechte Maßregeln im Laufe von 2 J. die Einkünfte Bengalens von 1⅘ Mill. auf 2⅗ Mill. Pf. St. Neue Bestimmungen wurden in der Finanzverwaltung und für den Dienst aller Civil- und Militairgrade verfügt; die Armee und die Magistratur neu geschaffen und das System der Bestechungen und Ungerechtigkeiten, die in einigen Zweigen eingerissen waren, wurde verfolgt, wo nicht ganz ausgerottet. In einem neuen Kriege Tippo's 1790 verlor dieser

die Hälfte seiner Länder. Bald hierauf begann der franz. Revolutionskrieg und die Engländer nahmen alle Besitzungen dieser Nation in Indien weg. Die Compagnie befand sich 1794 in einem so blühenden Zustande, daß vermöge einer, von Dundas eingebrachten Bill, die bald in beiden Häusern des Parlaments durchging, ihr Freibrief, mit allen von der Compagnie bisher genossenen ausschließlichen Privilegien, auf 20 Jahre erneuert wurde. Indien genoß in dieser Epoche einen tiefen Frieden. Der brit. Name hatte sich durch die Tugenden des Lords Cornwallis wieder höhere Achtung verschafft. Diesem folgte Sir John Shore, später Lord Teigemouth, der den nämlichen versöhnlichen Weg, wie sein Vorgänger, in der Regierung der ausgebreiteten Besitzungen der Briten in Indien einschlug. Während dieser Zeit von 1788—95 wurden jene denkwürdige Untersuchungen gegen Sir Waaren Hastings (vgl. d.), unter gerichtlicher Verfolgung des Unterhauses, von dem Hause der Lords fortgesetzt. In der Zwischenzeit waren beinahe alle Besitzungen der Holländer und anderer Europäer in die Hände der Engländer gefallen. Es hatte sich aber im Innern von Hindostan eine furchtbare Verschwörung gebildet und drohte die ernsthaftesten Folgen zu haben; als Marquis Wellesley, damals Graf von Mornington, 1798 nach Calcutta kam, ihr Einhalt zu thun, wobei er eine seltene Vereinigung unvergleichlicher Talente entwickelte. (S. Tippo und Maratten.) 1805 schiffte sich Marquis Wellesley wieder nach England ein. Er hatte dem Reiche der Briten in Indien eine feste Grundlage gegeben; hatte die Anzettelungen der Franzosen überall zu nichte gemacht und die Oberherrschaft der Compagnie über einen Erdstreich anerkennen sehen, welcher größer als Europa, ein jährliches Einkommen von 17 Mill. Pf. St. abwarf. Der Kaiser von Delhi stand nun unter brit. Schutze. Sebunder Jay, der Subahdar von Dekan, hatte sein Bündniß mit der Compagnie erneuert und brit. Truppen in Sold genommen. Die Marattenstaaten waren erobert, die Herrschaft Tippo's vernichtet und die ehemalige Regentenfamilie wieder in ihr Besitzthum eingesetzt. Das ganze Karnatik gehörte der Compagnie. Die Eroberung von Kuttack hatte die Gebiete von Madras und Bengalen miteinander vereinigt und die Abtretungen von Guzurate und Malabar beinahe alle Küstenländer vom Ganges bis zum Indus mit einander in Verbindung gesetzt. Das ganze Duab war in der Engländer Besitz, wie das rechte Ufer von Jumma, mit einer Reihe kleiner Staaten von dem Gebirge Kemaun bis nach Bundelkund. So ausgezeichnet die Verwaltung des Lords Wellesley gewesen war, so hatten doch die schweren Kriege, die er seit seiner Ankunft in Indien zu führen genöthigt war, die Schulden der Compagnie so vermehrt, daß die Directoren in England darüber sehr besorgt zu werden anfingen. Lord Minto's Verwaltung (s. 1807) war von ziemlich friedlicher Art; nur mußte man gegen den Rajah von Travankor die Waffen ergreifen, der sich der Abhänglichkeit von der Compagnie entledigen wollte, aber bald gezwungen wurde, den Frieden unter jeder Bedingung abzuschließen. 1818 übernahm der Marquis von Hastings die Regierung Indiens, er richtete alsbald seine Aufmerksamkeit auf den politischen Zustand des Landes. An der östlichen Grenze des brit. Reichs fand er, daß die Nepaleser solche überschritten und der Compagnie einen beträchtlichen Theil ihres Gebiets weggenommen hatten, während im Westen marattische Räuberhorden in ungeheurer Anzahl, unter dem Namen der Pindarries, Dekan von allen Seiten verheerten. Die Provinz Guzurate wurde von den wilden

Wagurs aus Kutsch heimgesucht. Die brit. Armee, 20.000 Mann stark mit Einschluß der Hülfstruppen unter dem Oberbefehl des Sir David Ochterlony, zog zuerst gegen die Nepaleser. Aller Hindernisse ungeachtet, welche die Natur des Landes, sowie der Ungestüm der feindlichen Krieger ihm entgegen stellten, schritt der britische Feldherr muthig immer weiter vorwärts und bemächtigte sich, die Nepaleser vor sich hertreibend, einer Stellung nach der andern, bis er am 14. April 1815 Ummer Sing Thappa, den Obergeneral der Feinde, in dessen Person die Civil- und Militairgewalt Nepauls vereinigt war, zu einer Hauptschlacht nöthigte, welche mit einer gänzlichen Niederlage der letztern endigte, worauf sich Ummer allen Bedingungen unterwarf, welche die brit. Regierung ihm vorzuschreiben für gut fand. Diese umfaßten die Herausgabe aller von den Nepalesern eroberten Besitzungen der Compagnie; alle jene, in der Kriegserklärung enthaltenen Gegenstände; überdieß ward im Friedensvertrage der freie Durchgang durch Nepaul nach der Tatarei und China, sowie mehre wichtige Vortheile rücksichtlich des Verkehrs und des Handels ausbedungen. Der Marquis von Hastings durchzog mit großem Prachtaufwand Hindostans weite Gebiete und schloß mit mehren kleinern Fürsten politische Verträge ab. Hierauf vollendete er die Eroberung der Insel Ceylon und zwang den Rajah von Kutsch, die raubsüchtigen Wagras zu züchtigen, welche die brit. Provinzen verheerten. Unterdessen hatten die Marattenstaaten, die Wellesley nur gedemüthigt, nicht vernichtet hatte, sich zu einem neuen Kriege gerüstet und stellten bald eine große Armee mit 300 Stück Kanonen ins Feld; Hastings setzte alle ihm zu Gebot stehenden Streitkräfte in Bewegung und zog mit 100.000 Mann ihnen entgegen. Das Hauptcorps, von Hastings befehligt, marschirte auf das Gebiet des Scindia los, welcher einen Separat-Vertrag einging. Der Peishwa ward durch Oberst Burr, von der Armee von Bombay, zurückgeworfen und dann vom General Smith so lange verfolgt, bis dieser Häuptling, endlich gänzlich besiegt, froh war, sich mit einem Jahrgehalte in die Dunkelheit zurückziehen zu können. Auf gleiche Weise hatten sich die andern Häupter der Maratten, der Rajar von Nagpur und Holkar ergeben müssen. Dieser Krieg hatte die brit. Macht in Indien befestigt und die Einkünfte der Compagnie um 4 Mill. Pf. St. jährlich vermehrt. Jene weitläufigen Länderstriche von den Grenzen China's bis zur Ostgrenze Persiens und von der Gebirgskette des Himalaya bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung sind jetzt Großbritannien mittelbar oder unmittelbarer Weise unterworfen. Seit 1818 hat der Friede seine Segnungen über jene Länder verbreitet, die damals von verheerenden Armeen durchzogen wurden. An jenen Plätzen, wo in dieser Zeitperiode die Zerstörnng hauste, gedeiht jetzt die häusliche Glückseligkeit. Ohne sich durch hohe Mauern schützen zu müssen, kann jetzt der Landmann seinen Reis säen und das Zuckerrohr bauen. Von ihren hohen Schießscharten aus, sieht er nun nicht mehr die Erzeugnisse seiner Felder durch räuberische Plünderer verheert. Ihre Weiber und Töchter mögen jetzt, ohne Furcht entführt und ermordet zu werden, nach den Brunnen Wasser schöpfen gehen, und ihre nackte, bausbackige Jugend, unbesorgt vor Feinden, die ärger als Schlangen sind, unter den Platanen von Kokusnußbäumen spielen. Dieses ist ein kurzer Abriß der äußern Geschichte der britisch-ostindischen Compagnie. Ueber die Größe und Einwohner des Landes vgl. d. Art. **Großbritannisches Reich**, wo man auch Ausführliches über die innere Verwaltung findet. Die Vereinigung des Handels und der

Regierung erklärte Charles Grant, der Präsident des Board of control, nach der Eröffnung der wichtigen Verhandlungen über die Erneuerung des Freibriefs der ostindischen Compagnie am 13. Jun. 1833, für eins der wesentlichen Hindernisse einer wirksamen Verwaltung des britischen Indiens. Seit Jahrzehenden haben dieß die gründlichsten Kenner der indischen Zustände gesagt und bewiesen, und es ist ein neuer Triumph der öffentlichen Meinung in England, daß ihre Forderungen jetzt von den Machthabern als die Grundlage eines neuen Verfassungsgesetzes den Wortführern des Volkes vorgelegt worden. Das Schwert in der einen Hand, das Hauptbuch in der andern, Thee und Nankin versteigernd und die alten Reiche indischer Fürsten stürzend, leiteten die Vorsteher der Compagnie die Schicksale von 115 Millionen. Die politische Macht und die Handelsverhältnisse der ostindischen Compagnie standen bis auf diesen Augenblick in der innigsten Wechselwirkung, und wir können nicht zu einer klaren Ansicht der Handelsmacht gelangen, wenn wir nicht die Eigenthümlichkeiten der Verwaltung des britischen Reichs in Indien betrachten. „Unser Reich in Indien", sagte der im Mai 1833 gestorbene General Malcolm, „hat wenig Aehnlichkeit mit irgend einer Macht, die es je gegeben". Die Inhaber von 2500 verkäuflichen Actien bilden die ostindische Compagnie. Ein Actienbetrag von 500 Pfund Sterling gibt das Stimmrecht in der Versammlung der Theilnehmer (Court of proprietors), welche als berathende Behörde die vollziehende Gewalt überwachen soll, aber erst in neuern Zeiten, als der Untersuchungsgeist erwacht war, mehr Einfluß zu gewinnen suchte, während früher die Actieninhaber sich um die allgemeinen gesellschaftlichen Angelegenheiten weniger bekümmerten, wenn sie ihre Dividende bezogen hatten, die gesetzlich nicht über 10½ Procent steigen darf. Die verfassungsmäßige vollziehende Gewalt bildet die Versammlung der 24 Directoren (Court of directors), die im ostindischen Hause in der Leadenhallstreet zu London ihren Sitz hat. Sie besteht aus reichen britischen Kaufleuten und aus Männern, die sich aus dem Civil- und Militairdienst der Compagnie zurückgezogen haben und im Vaterland das Erworbene verzehren. Diese Zusammensetzung kann allerdings den Vortheil haben, europäische und orientalische Vorurtheile zu neutralisiren. Die eigentlichen politischen Verwaltungsgeschäfte sind nach altem Herkommen den 11 ältesten Directoren mit Einschluß des Präsidenten und Vicepräsidenten übertragen. Sie bilden den Correspondenzausschuß. Die übrigen Mitglieder sind in mehr oder minder beschäftigte Ausschüsse für die Handelsangelegenheiten vertheilt. Gewöhnlich dauert es zehn Jahre, ehe ein Director nach seinem Eintritt in die Behörde Mitglied des Correspondenzausschusses wird, eine Einrichtung, die den oft beklagten Nachtheil hat, daß Männer, die in Indien wichtige Aemter verwaltet haben, den Schatz ihrer Erfahrung unbenutzt lassen müssen, während sie sich Handelsgeschäften widmen, die ihnen fremd sind. Die Kaufleute haben, als die reichsten Mitglieder, vorherrschenden Einfluß. Ein Director bezieht jährlich 20 000 Pfund Sterling. Der Vorsitz in der Versammlung wechselt nach kurzen Fristen. Die zu bestimmten Zeiten stattfindende Wahl der Mitglieder des Court ist eine bloße Förmlichkeit, da die Wiedererwählung gewiß ist. Diese Behörde vermittelt die Verhandlungen mit der Regierung, deren Organ das Board of control ist, durch welches die Verfügungen der Directoren den Behörden in Indien zukommen. Das Board of control gibt das Correctiv eines fast orientalischen Despo-

tismus in der Verwaltung des britischen Reichs in Indien, indem es die Verantwortlichkeit gegen das Parlament sichern soll. Die Localverwaltung in Indien wird durch die Vorstände der Präsidentschaften Bengalen, Madras und Bombay geführt. Der von der Krone im Einverständnisse mit den Directoren ernannte Generalgouverneur von Indien ist zugleich Präsident von Bengalen. Dem Generalgouverneur steht ein Verwaltungsrath (Council) zur Seite. Sämmtliche Verwaltungsbeamten bestehen aus Männern, die lange, meist von früher Jugend in Indien gelebt und sich in verschiedenen Dienstverhältnissen praktische Kenntnisse erworben haben. Die Territorialeinkünfte der Compagnie wurden 1828 auf beinahe 23 Millionen Pfund Sterling angeschlagen, wovon über 16 Millionen durch die Grundsteuer und unter den übrigen Einnahmen gegen 4 Millionen durch den Alleinhandel mit Salz und Opium gewonnen wurden. Auch der religiöse Aberglaube wird besteuert. Die Regierung erhebt eine Kopfsteuer von jedem nach Dschaggrenat und Dscheia wallfahrtenden Hindu, zu 5—14 Rupien, die jährlich 40.000 Pfund Sterling einträgt, und auf gewissen Stellen am Ganges muß jeder Gläubige für die Erlaubniß, sich im heiligen Flusse zu baden, 6 Schillinge bezahlen. Die Finanznoth nach dem birmanischen Kriege bewog die Compagnie 1826, nachdem frühere ähnliche Versuche mißlungen waren, eine Stempelabgabe einzuführen, die sowohl Indier als Briten traf und zu lauten Beschwerden bei dem Parlament Anlaß gab. Unter allen Abgaben aber ist keine so drückend, keine durch ihre Größe und Erhebungsart für den Anbau des Landes so verderblich als die Grundsteuer. Seit der Gründung der britischen Herrschaft ist eine doppelte Erhebungsart der Grundsteuer üblich, eine festgesetzte und eine periodische Besteuerung. Nach der Eroberung von Bengalen verwandelte Lord Cornwallis als Generalgouverneur die unbestimmte Grundsteuer in eine dauernde Abgabe. Schon früher gab es in den verschiedenen Bezirken einen von der Regierung bestellten Einnehmer, Zemindar, dessen Amt allmälig erblich geworden war. Die jetzigen Zemindars sind meist Capitalisten in Kalkutta, die ihre Bezirke Verwaltern übergeben, von welchen die Bauern noch härter gedrückt werden als von den alten Abgabenpachtern. Seitdem sind willkürliche Züchtigungen und Verhaftungen wieder gewöhnlich, gegen welche Lord Cornwallis durch seine Einrichtungen die Bauern schützen wollte. In andern Gegenden des britischen Indiens, besonders in den neu eroberten Provinzen, ist das System jährlicher Besteuerung durch Uebereinkunft mit den einzelnen Anbauern eingeführt worden, von welchen öffentliche Einnehmer die Abgaben erheben. Nach dieser Besteuerungsart werden die Ländereien nicht mehr auf eine Reihe von Jahren gegen einen billigen Grundzins überlassen, sondern es findet stets eine forschende Einmischung in die Angelegenheiten des Bauers statt. Im Innern von Bengalen leben viele Menschen vom Fischfang in Gräben und Bächen und während die Männer den ganzen Tag damit beschäftigt sind, ziehen ihre Weiber durch das Land, den Ertrag zu verkaufen. Selbst dieses dürftige Gewerbe entging nicht dem spürenden Auge der Regierung und sie machte noch 1819 einen Versuch es zu besteuern, der aber als erfolglos wieder aufgegeben wurde. Bei der großen Verschiedenheit der bestehenden Einrichtungen in den Provinzen haben einige Kenner der indischen Verhältnisse, z. B. Malcolm, sich gegen die Gleichförmigkeit des Finanzsystems und der Rechtspflege erklärt, wiewohl dagegen eingewendet worden ist, daß unter der mohammedanischen Regierung weit mehr

Einheit der Verwaltung geherrscht habe als unter der ostindischen Compagnie. Die Anstellung von Eingebornen in höhere Verwaltungstellen als ihnen jetzt offen stehen, ist schon lange von Männern empfohlen worden. Als das dringendste Bedürfniß aber ist schon längst eine Durchsicht der bestehenden Gesetze, die Ausarbeitung eines fast ganz neuen Gesetzbuchs anerkannt worden, die bei den vorhandenen volkthümlichen Elementen nicht schwierig seyn würde. Für die Volkserziehung ist lange noch nicht geschehen, was hätte gewirkt werden können. Die Briten sind noch immer Fremdlinge auf dem fremden Boden und haben die Wohlthaten der Civilisation unter ihren neuen Landesgenossen fast gar nicht verbreitet. Die Stiftung eines Bisthums in Kalkutta kann allmälig für die Verbreitung geistiger Bildung auch unter den Eingebornen wohlthätig wirken, wenn immer Männer wie der edle Heber mit apostolischem Eifer und versöhnender Milde arbeiten. In der Herabwürdigung der Eingeborenen fand die Handelsmacht seither einen wirksamern Schutz als in dem Heere, das sie umgibt, so zahlreich es ist. Es besteht aus mehr als 260.000 Mann, unter welchen nur etwa 30.000 Europäer sind, und ist trefflich eingerichtet und geübt. Jede Präsidentschaft hat ihre eigne Heerabtheilung. Der höchste Sold des eingebornen Kriegers, wenn er Subadhar — Hauptmann dem Namen nach, in der That nur Unteroffizier — geworden ist, beträgt 174 Rupien monatlich. Hat er diesen Rang erreicht, so ist er doch nicht gegen die schnöde Behandlung eines europäischen Offiziers, vielleicht eines bartlosen Jünglings, geschützt. Er hat in den Baracken und im Lager keine andere Bequemlichkeit als der gemeine Sipoi, und wird er dienstunfähig, so erhält er nur seinen Sold. Dem einheimischen Krieger fehlt es nicht an Muth, aber an Führergeschicklichkeit, und unter europäischer Leitung steht er den besten europäischen Soldaten gleich. Mit einem solchen Heere hat die ostindische Compagnie ihre Eroberungen über mächtige Staaten ausgebreitet und hält unwillig gehorchende Völker und feindselige Nachbarn in Furcht. Es liegt in der eigenthümlichen Stellung der argwöhnischen indischen Machthaber, daß sie sich von jeher gegen feste Ansiedelungen ihrer Landsleute gewehrt haben, und es ist ihnen schon lange gelungen, sie sogar durch Parlamentsgesetze abzuhalten und Beschränkungen zu unterwerfen, die den Briten in seiner freien Heimath, als die schnödeste Verletzung seines Geburtsrechts, empören würden. Dem Generalgouverneur, Marquis von Hastings, gebührt der Ruhm, daß er Briten freigebig Erlaubniß zum Aufenthalt ertheilt hat, was freilich dazu beitrug, ihn mit der Compagnie in Unfrieden zu bringen; aber Lord Bentinck hat mit dreisterer Hand die alten Schranken zerbrochen und seit 1829 den Grund zu einem Colonisationsystem gelegt, indem er allen Europäern, die Land zum Anbau übernehmen wollten, die Ansiedelung erleichterte. Die Unterdrückung der Preßfreiheit war eine andere Schutzwehr für die Machthaber. Lord Wellesley führte eine Censur ein, die unbequemen Zeitungschreiber zu zügeln. Lord Hastings hob sie auf; aber er mußte dagegen ein Preßgesetz geben, das ebenso wenig freie Bewegung gestattete, und unter Anderm verbot, Bemerkungen über die Verwaltung der indischen Angelegenheiten, auch nicht aus englischen Zeitungen abzudrucken. Jeder Drucker sollte eine Erlaubniß zum Druck einer Zeitung, einer Flugschrift oder irgend eines Buches lösen. Verweisung nach England blieb die Strafe für Uebertretungen des Gesetzes. Auch der freien Mittheilung und Erörterung

7*

aber hat Lord Bentinck die Bahn geöffnet, als er im Febr. 1829 durch eine öffentliche Bekanntmachung einlud, ihm Vorschläge zur Beförderung der Volksbetriebsamkeit, zur Heilung von Gebrechen in den bestehenden Einrichtungen, zur Verbreitung von Bildung und Kenntnissen, zur Erhöhung der Wohlfahrt des britischen Reichs in Indien mitzutheilen, und er richtete diese Aufforderung namentlich an alle Eingebornen und alle Europäer in und außer dem Dienste der Compagnie. Schon im ersten Jahre des Freihandels stieg die britische Ausfuhr nach Indien, hob sich durch die rege Betriebsamkeit von Privatkaufleuten 1828 auf 5.312.353 Pfund Sterling, und 1831 belief sich der Werth des Ausfuhrhandels nach Indien und China auf 6.462.128 Pfund Sterling. Dabei sank der unmittelbare Ausfuhrhandel der ostindischen Compagnie immer und betrug nur ungefähr ein Zehntheil jener Summe, mit Ausschluß des von der Compagnie nach Indien ausgeführten Kriegsbedarfs. Die ostindische Compagnie brauchte in dem letzten Jahrzehend zu ihrem Handel ungefähr 40 große Schiffe. Nur ein geringer Theil derselben ist Eigenthum der Compagnie, die meisten sind befrachtete Schiffe, und die eigenthümliche Verkehrtheit des monopolistischen Schleuderhandels zeigte sich auch in dem Umstande, daß die Compagnie eine weit höhere Fracht bezahlte als Privatkaufleute. Die eignen großen Schiffe der Compagnie, die zu den schönsten der britischen Handelsseemacht gehören, aber nicht als Kriegsschiffe ausgerüstet werden können, brauchen zu der Reise nach dem Abendlande zwei Jahre, während die kleinern Schiffe der Vereinigten Staaten, deren Handel in neuern Zeiten den Verkehr der Compagnie immer mehr beschränkt hat, ihre Reise in einem Jahre zurücklegen. War der Handel aus Indien und nach Indien seit einer langen Reihe von Jahren für die ostindische Compagnie mit Verlust verbunden, so machte nur der Handel mit China, als einzelnes Moment betrachtet, bis auf die Störungen, die er in neuern Zeiten erfuhr, eine Ausnahme. Bei der Erneuerung des Freibriefs der Compagnie behielt sie mit dem Monopol dieses Handels zugleich den Alleinhandel mit Siam, Cochinchina, Tunkin, Corea, der östlichen Tatarei, Japan und den Philippinen, da dieser ohne den Chinahandel nicht erfolgreich geführt werden kann. Im Laufe des letzten Jahrzehends betrug die jährliche Theeinfuhr 30.000.000 Pfund, woren ungefähr 27.000.000 in Großbritannien verkauft wurden, und der Ueberrest in die amerikanischen Colonien ging. Die wiederholten Beschwerden der britischen Kaufleute über das ostindische Monopol und der allgemeine Verfall des Handels der Compagnie veranlaßten die britische Regierung 1829, ihren Consuln auf den vornehmsten Handelsplätzen den Auftrag zu geben, Proben der verschiedenen im Handel vorkommenden Theearten nebst den Preisangaben nach London zu schicken. Das Ergebniß der angestellten Untersuchung war, daß alle Theearten, mit Ausnahme des Pecco, nach den Compagniepreisen von 1828—29 theurer waren als in Hamburg, und der Unterschied betrug von 10 Pence bis zu 3 Schillingen auf das Pfund, bei einigen Arten beinahe das Doppelte der hamburger Preise. Der gesammte Ueberschuß, den die Compagnie bei dem Theeverkaufe 1828—29 über die hamburger Preise bezogen hatte, belief sich auf 1.832.356 Pfund Sterling. Die ostindische Compagnie gab in ihren Rechnungen, die sie der Schatzkammer vorlegen mußte, die Einkaufpreise höher an und wußte auch bei der Cursberechnung zu gewinnen, indem sie das Tael Silber, wonach in Kanton verkauft wird, und das in den letzten Jahren ungefähr 5½ Schillinge betrug, 10 Pence höher rechnete. Ebenso wenig wurde das Gesetz bei den

Versteigerungen beobachtet und der Ausrufpreis, der den Einkaufspreis, die Zinsen und den gewöhnlichen Gewinn in sich begreift, nicht selten weit überstiegen, wie 1830, wo bei dem Congothee, der zwei Drittheile des gesammten Verbrauchs liefert, 22, 45 bis 72 Procent über den Ausrufpreis gewonnen wurden. Auch die bedeutenden Kosten der Factorei in Kanton wurden auf die Theepreise geschlagen. Die Zerwürfnisse der Beamten der ostindischen Compagnie mit den chinesischen Behörden in Kanton, welche die gänzliche Zerstörung der britischen Factorei am 12. Mai 1831 herbeiführten, mochten ihren Grund hauptsächlich in dem Umstande haben, daß die Compagnie viel von ihrem ehemaligen Ansehen bei den Chinesen verloren hatte, da diesen der Verfall der Handelsmacht nicht entgangen war, und wie Grant in seiner Rede am 13. Jun. 1833 darthat, erwarteten sie schon 1831 die nahe Auflösung der Compagnie. Seit 1830 sind durch Ausschüsse des Parlaments die Verhältnisse der ostindischen Compagnie untersucht und von der Regierung Verhandlungen mit den Directoren angeknüpft worden. Die Grundlagen des neuen Verfassungsgesetzes das 1833 vom Parlament berathen ward, reißen die Schranken nieder. Die ostindische Compagnie soll den Ueberrest ihres Alleinhandels aufgeben, und der Verkehr mit allen Häfen Chinas allen Briten gestattet seyn; sie soll die Verwaltung der britischen Besitzungen in Indien behalten, aber die freie und unbeschränkte Zulassung der Europäer in Indien ausgesprochen werden. Diese Freiheit der Ansiedelung wird der Keim werden, aus welchem Indiens künftige Schicksale sich entwickeln.

Ostracismus, s. Scherbengericht.

Östreich, das Kaiserthum, ist ein monarchischer Bundesstaat germanischer, slawischer, magyarischer und italienischer Völker. A) **Alte Geschichte bis 982.** Seit die Römer, 33 n. Chr., die Noriker bezwungen und die Donau besetzt hatten, gehörte das Land nördlich von der Donau, nach den böhmischen und mährischen Grenzen hin, zu dem Reiche der Markomannen und Quaden; ein Theil von Niederöstreich und Steiermark gehörte, nebst Wien (Vindobona), einer römischen Municipalstadt, zum obern Pannonien; das übrige nebst Kärnthen und einem Theile von Krain, bildete einen Bestandtheil von Noricum; Görz gehörte zur römischen Prov. Illyricum, und Tirol war ein Theil von Rhätien. Die Völkerwanderung zerriß diese Grenzen. Bojer, Vandalen, Heruler, Rugier, Gothen, Hunnen, Longobarden und Avaren wechselten hier im Laufe des 5. und 6. Jahrh. ihre Wohnplätze, bis seit 568, als die Longobarden in Oberitalien ihr Reich aufgerichtet hatten, der Ensfluß die Grenze zwischen dem deutschen Volksstamme der Bajuvarier, welchen das Land ob der Ens gehörte, und den von Osten her an diesen Strom nachgerückten Avaren bildete. An der Mur, Save und Drave erschienen aber bereits seit 611 die Wenden, ein slawischer Volksstamm. Als in der Folge (788) nach der Auflösung des Herzogthums Baiern die Avaren über die Ens gegangen, und in die fränkischen Grafschaften im Baierlande eingefallen waren, schlug sie Karl d. Gr. 791 bis an die Raab zurück, und vereinigte das Land von der Ens bis an den Einfluß der Raab in die Donau (Land unter der Ens) mit Deutschland u. d. N. Avarien, oder östliche Mark, Marchia orientalis oder Austria, woraus im 10. Jahrh. (zuerst in einer Urkunde Otto's III. 996) Ostirichi oder Oestreich wurde. Karl schickte neue Colonisten, mehrentheils Baiern, in die neue Provinz, welche er durch einen Markgrafen regieren ließ, während der Erzbischof von Salzburg die Aufsicht über alles Kirchenwesen in derselben führte. Avarien bildete seit dem Theilungsvertrage von Verdun (843) die östliche Grenzprovinz des

deutschen Reichs. Durch den Einfall der Ungarn in Deutschland kam es (900) in deren Besitz, bis Kaiser Otto I. in Folge des Siegs bei Augsburg (955) einen großen Theil dieser Provinz wieder an sein Reich brachte. Bald wurde sie durch die Kraft und Klugheit der ihr vorgesetzten Markgrafen in ihrem ursprünglichen Umfange mit Deutschland aufs neue vereinigt, und ihre Grenze unter Kaiser Heinrichs III Markgrafen Albrecht I (dem Siegreichen) 1043 bis an die Leytha erweitert. B) Oestreich unter dem Hause Babenberg; bis 1282. Das Markgrafthum Oestreich war von 982—1156 in dem Geschlechte der Grafen v. Babenberg (Bamberg), doch nicht nach dem Rechte der Erstgeburt, sondern nach der Wahl des Kaisers, erblich gewesen. Auch kommen schon 1096 Landstände von Oestreich in Urkunden vor. Nach der Achtserklärung Heinrichs des Stolzen (Herzogs von Baiern und Sachsen) erhielt Markgraf Leopold V. von Oestreich vom Kaiser Konrad 1138 das Herzogthum Baiern; als aber Leopolds Sohn, der Markgraf Heinrich, m. d. Beinamen Ja-so-mir-Gott, dasselbe zu Regensburg (1156) an Heinrich den Löwen wieder abgetreten hatte, wurde die bisherige Mark Oestreich unter der Ens durch die Mark ob der Ens vergrößert und beide zu einem Herzogthume mit gewissen Vorrechten erhoben. Unter demselben Herzoge Heinrich ward Wien die Residenz. Sein Sohn, Herzog Leopold VI., erhielt durch Belehnung vom Kaiser Heinrich VI. 1192 das Herzogthum Steiermark, welches Kaiser Otto I. ebenfalls durch jenen Sieg über die Ungarn (955) erworben hatte. Dieser Herzog ließ den K. Richard Löwenherz gefangen nehmen. Bisher war die Residenz in der Burg auf dem Kahlenberge, unweit Wien, gewesen. Leopolds jüngerer Sohn, Herzog Leopold VII., baute sich aber in der Stadt Wien selbst einen Pallast, der noch heutiges Tages u. d. N. der alten Burg von den Monarchen Oestreichs bewohnt wird. Leopold VII., mit Recht der Glorreiche genannt, stiftete das Hospital zum heiligen Kreuz und verlieh der Stadt Wien, die eine städtische Verfassung erhalten hatte (1198), das Stapelrecht, indem er ihr zugleich zur Beförderung des Handels 30.000 Mark Silber vorschoß. Vom Hochstifte Freisingen kaufte er einen Theil von Krain für 1650 Mark (1229), und hinterließ das Land dem jüngsten seiner 3 Söhne, Friedrich II. dem Streitbaren, in einem blühenden Zustande. Allein dieser wurde, weil er sich mit den lombardischen Städten gegen den Kaiser Friedrich II. verbunden hatte, 1236 mit der Reichsacht belegt, und Herzog Otto von Baiern riß das Land ob der Ens (bis auf Linz) an sich. Das übrige Land gab der Kaiser als eingezogenes Lehen einem Markgrafen, und Wien wurde eine Reichsstadt. Doch bemächtigte sich Herzog Friedrich während des Kaisers Zug nach Italien des größten Theils seines Landes wieder, und der bedrängte Kaiser bestätigte ihm zu Verona 1245 seine Vorrechte aufs neue. Das reichsstädtische Privilegium Wiens wurde vernichtet; Friedrich sollte sogar die königl. Würde für Oestreich und Steiermark erhalten, als sein Fall in der Schlacht an der Leytha gegen König Bela IV. von Ungarn (15. Juli 1246), im 35. Jahre seines thatenreichen Lebens, diese Hoffnungen vernichtete. Mit ihm erlosch der Mannsstamm des babenbergischen Hauses. Die folgende Zeit von 1246—82 heißt das östr. Interregnum. Kaiser Friedrich II. erklärte nämlich Oestreich und Steiermark als erledigtes Reichslehn für ein Erbgut der deutschen Kaiser, und setzte einen Statthalter nach Wien, dessen reichsstädtische Rechte wieder erneuert wurden. Aber die weiblichen Verwandten des verstorbenen Herzogs Friedrich, seine Schwester Margaretha (Witwe Kaisers Heinrich VI.) und seine Nichte Ger-

traud (die nach der Trennung von ihrem ersten Gemahle, dem Markgrafen Wladislaw von Mähren, sich mit dem Markgrafen Hermann von Baden, Statthalter Kaisers Friedrich in Oestreich vermählt hatte) erhoben, vom Papste Innocenz IV. aufgeregt (1248), Ansprüche auf das Erbe ihres Bruders. Markgraf Hermann, vom Papste und einer starken Partei unterstützt, bemächtigte sich Wiens und mehrer östr. Städte; in Steiermark leistete ihm der Statthalter, Graf Meinhard von Görz, Widerstand. Hermann starb aber schon 1250, und sein Sohn Friedrich — der in der Folge mit Konradin von Schwaben zu Neapel (1268) enthauptet wurde — war erst ein Jahr alt. Da nun verschiedene Parteien das Land verwirrten, und Kaiser Konrad IV. durch den Kampf mit seinem Gegenkönig abgehalten war, an Oestreich zu denken, so faßten die Stände von Oestreich und Steiermark 1251 den Entschluß, einen von den Söhnen der zweiten Schwester Friedrichs des Streitbaren, Constantia (Witwe von Markgraf Heinrich dem Erlauchten in Meißen), zum Herzoge zu ernennen. Schon waren die Abgeordneten nach Meißen auf dem Wege, als sie bei ihrer Einkehr zu Prag vom Könige Wenzeslaw überredet wurden, seinen Sohn Ottokar zum Herzoge von Oestreich und Steiermark zu erklären, welcher auch durch Waffen, Geld und die Vermählung mit der verwitweten Kaiserin Margarethe seine Ernennung zu unterstützen wußte. Ottokar entriß Steiermark dem Könige Bela von Ungarn, durch den Sieg im Marchfelde (Juli 1260), und ließ sich 1262 von dem römischen Könige Richard mit beiden Herzogthümern belehnen. Darauf fielen ihm durch das Testament seines Vetters Ulrich, des letzten Herzogs von Kärnthen und Friaul (gest. 1269), das Herzogthum Kärnthen, der damit vereinigte Theil von Krain, das Histerreich und ein Theil von Friaul zu. Doch diese Macht vernichtete der stolze Ottokar durch eignen Uebermuth. Er wollte den (1272) zum Kaiser erwählten Grafen Rudolf von Habsburg nicht anerkennen. Nach einem unglücklichen Kriege mußte er diesem Helden (Nov. 1276) die gesammten östr. Besitzungen abtreten. Als er sie (1277) wieder erobern wollte, verlor er in der Schlacht auf dem Marchfelde (26. Aug. 1278) das Leben, und sein Sohn Wenzeslaw mußte, um seine Erblande zu behalten, allen Ansprüchen auf jene Länder entsagen. Kaiser Rudolf blieb 3 Jahre lang in Wien und ernannte dann seinen ältesten Sohn zum Statthalter. Als es ihm aber gelungen war, die Einwilligung der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, sowie der 3 geistlichen Kurfürsten und der Pfalzgrafen am Rheine zu erhalten, belieh er (27. Dec. 1282) seine beiden Söhne, Albrecht und Rudolf, mit den Herzogthümern Oestreich und Steiermark, wie auch mit Kärnthen. Damit beginnt C) die Geschichte Oestreichs unter dem Hause Habsburg I. von 1282—1526. Albrecht und Rudolf überließen Kärnthen dem Grafen Meinhard von Tirol, Albrechts Schwiegervater. 1283 schlossen sie einen Vergleich, durch welchen Albrecht alleiniger Besitzer von Oestreich, Steiermark und Krain wurde; Wien, das seinen reichsstädtischen Rechten entsagte, ward die Residenz, Oestreich aber von nun an der Geschlechtsname der Nachkommen Rudolfs und seiner Söhne. Mit dem Eintritte der habsburgischen Dynastie ward der Grundstein zu Oestreichs nachmaliger Größe gelegt. Der despotische Albrecht wurde von Ungarn und Baiern befehdet. Gegen Adolf von Nassau erkämpfte er die römische Königskrone 1298. Als er aber die Schweizer unterwerfen wollte, ward er von seinem Neffen, Johann von Schwaben (s. Johannes Parricida), dem er seine Erbgüter vorenthielt, bei Rheinfelden (1. Mai 1308) ermordet. Jo-

hanns Erbe fiel nun des ermordeten Albrechts 5 Söhnen (Friedrich, gen. der Schöne, Leopold, Heinrich, Albrecht, Otto) zu. Diese mußten dem Kaiser Heinrich VII. die Belehnung über die väterlichen Länder, welche 1308 einen Umfange von 1354 □M. hatten, mit 20.000 Mark Silber abkaufen. Unter ihrem Vater waren die östr. Besitzungen durch die schwäbische Markgrafschaft vermehrt worden (1301), und durch die Fehden mit Baiern erwarben sie Neuburg. Dagegen scheiterte der Versuch des Herzogs Leopold, die unter Albrecht verlorenen helvetischen Waldstädte wieder zu erlangen (1315), an der Tapferkeit der Eidgenossen in der Schlacht bei Morgarten. Auch sein 1314 von einigen Kurfürsten zum römisch-deutschen König erwählter Bruder Friedrich unterlag seinem Gegner, Kaiser Ludwig (von Baiern), bei Mühldorf 1322, und war 2½ Jahr lang dessen Gefangener im Schlosse Trausnitz. Doch der Kampf mit dem Hause Luxemburg in Böhmen und mit dem Papste Johann XXII. vermochte 1325 den Kaiser, seinem Gefangenen die Freiheit zu geben, wogegen dieser aller Theilnahme an der Regierung entsagte und alle Reichsgüter, die noch in östr. Gewalt waren, herauszugeben versprach. Allein Leopold hielt diese Uebereinkunft für unrühmlich und setzte den Kampf gegen Ludwig fort; daher stellte sich Friedrich wieder als Gefangener in München ein. Von dieser Treue gegen sein gegebenes Wort gerührt, schloß Ludwig mit Friedrich den Bund der Freundschaft, und einen Vergleich (7. Sept. 1325) zur gemeinschaftlichen Regierung des Reichs, der aber, weil er ohne Zustimmung der Kurfürsten verabredet worden war, keine Folgen hatte. Unterdessen waren Leopold 1326 und Heinrich von Oestreich 1327 gestorben, auch Friedrich starb kinderlos (13. Jan. 1330), worauf sich dessen Bruder, Albrecht II. und Otto, mit dem Kaiser Ludwig verglichen. Nach dem Tode ihres Vetters Heinrich, Markgrafen von Tirol und Herzogs von Kärnthen (Vaters der Margarethe Maultasch), ließen sie sich vom Kaiser mit Tirol und Kärnthen belehnen (Mai 1335), traten jedoch Tirol an den König Johann von Böhmen durch einen Vergleich (9. Oct. 1356) für dessen Sohn Johann Heinrich, oder vielmehr dessen Braut, Margarethe Maultasch, wieder ab. Als Otto und seine Söhne verstorben waren (1344), vereinigte Albrecht II. (der Weise) die gesammten östr. Lande, welche noch durch seine Gemahlin, die Tochter des letzten Grafen von Pfirt, mit dessen Besitzungen (1324), sowie durch burgundisch-kyburgischen Güter (1326) vergrößert worden waren. Unter Albrechts II. 4 Söhnen (Rudolf, Albrecht, Leopold, Friedrich) zeichnete sich Rudolf II. (IV.) durch die Vollendung der Stephanskirche, durch die Errichtung eines Collegiatstifts und der hohen Schule zu Wien (1365) aus; er starb zu Mailand (1365) kinderlos, vor ihm der jüngste Bruder, Friedrich; und 1379 theilten sich die beiden hinterbliebenen also, daß Albrecht III. (mit dem Zopfe) Oestreich nahm, und alle übrige Länder seinem Bruder Leopold III. (dem Frommen) überließ. Als Leopold hierauf in dem wiederholten Versuche auf die habsburgischen Besitzungen in der Schweiz bei Sempach (9. Juli 1386), wo Winkelried's unsterbliche That ihm den Sieg entriß, das Leben verloren hatte, führte Albrecht die vormundschaftliche Regierung über die Länder der unmündigen Söhne seines Bruders. An ihn trat Margaretha Maultasch Tirol ab, nachdem ihr einziger Sohn, Meinhard, vermählt mit Albrechts Schwester, gestorben war. Sie behielt bloß einige Schlösser und 1000 Mark Goldes, Baiern aber entsagte seinen Ansprüchen gegen die Ueberlassung von Schärdung und der 3 tirolischen Städte Kitzbühl, Rattenberg, Kufstein und einer Summe von 116.000 Goldgülden. Außer Tirol

kamen bis zu Albrechts III. Tode (1395) noch mehre Gebiete an Oestreich. Schon Leopold III. hatte (1365) dem letzten Grafen von Feldkirch seine Besitzungen für 36.000 Goldgülden abgekauft; für 55.000 Goldgülden erhielt Oestreich von den Grafen von Fürstenberg das Breisgau nebst den Städten Neuburg, Altbreisach, Kenzingen und Villingen; der Rest von Krain und der windischen Mark waren nach dem Tode des letzten Grafen von Görz, die Grafschaft Pludenz von einem Grafen Werdenberg, die gräflich hohenbergischen Besitzungen für 66.000 Goldgülden, durch Theilnahme an einem Kriege zwischen Ungarn und Venedig die Stadt Triest (1180) erworben, und die beiden Landvogteien in Ober- und Nieder-Schwaben vom römischen Könige Wenzeslaw dem Herzoge Leopold für 40.000 Goldgülden verpfändet worden. Albrecht III. und sein Bruder Leopold III. hatten zwei Linien, die östreichische und steiermärkische, gestiftet, die 78 Jahr lang fortdauerten. Albrechts III. einziger Sohn, Albrecht IV., war, als sein Vater 1395 starb, in Palästina. Nach seiner Rückkunft wollte er sich an dem Markgrafen Prokop von Mähren für dessen verübte Feindseligkeiten rächen, starb aber an Gift vor Znaym (1404). Sein minderjähriger Sohn, Albrecht V., ward 1410 für mündig erklärt, und vereinigte, als Schwiegersohn des Kaiser Siegmund, die Krone von Ungarn und Böhmen (1437) mit der deutschen Kaiserkrone (1438). Dieser treffliche Fürst starb aber schon 1439. Sein Sohn Ladislaw (Posthumus) beschloß 1457 die albrecht-östr. Linie, deren Länder der steiermärkischen zufielen. Von nun an blieb die deutsche Kaiserwürde ununterbrochen bei dem Hause Oestreich; nur Ungarn und Böhmen gingen durch Albrechts V. Tod auf einige Zeit verloren, sowie, nach blutigen Streitigkeiten mit den Schweizern unter Kaiser Friedrich III., auch die letzten habsburgischen Stammgüter in Helvetien. Dagegen wurden Cilly, Seckingen, Bregenz, Nellenburg, Sonnenberg und Meydberg erworben, und um den Glanz des Hauses zu erhöhen, ertheilte dieser Kaiser ihm die erzherzogliche Würde. Den, zwischen Friedrich und seinen Brüdern, Albrecht und Siegmund, ausgebrochenen Erbstreit, während dessen der Kaiser in der wiener Hofburg von den Bürgern, die Albrecht ergeben waren, belagert wurde, endigte des Letztern Tod (Dec. 1464). Nun trat auch Siegmund seinen Antheil am Erbe des verstorbenen Ladislaw ab, und Friedrich war alleiniger Herr über Oestreich. Sein Sohn Maximilian erwarb für Oestreich durch die Vermählung mit Marien, der hinterlassenen Tochter Karls des Kühnen, die Niederlande. Doch kostete es Maximilian viel Mühe, sich in der Regierung derselben, die er als Vormund seines Sohnes Philipp führte, zu erhalten. Seine Gefangenschaft zu Brügge endigte (1489) ein Vergleich zu seinem Vortheile; doch verlor er das Herzogthum Geldern. Als er nach seines Vaters Tod (19. Aug. 1493) deutscher Kaiser geworden war, trat er seinem Sohne Philipp die Regierung der Niederlande ab. Maximilian I. erweiterte die Grenzen seiner Erbländer durch ganz Tirol und andre, besonders bairische Gebiete; auch erwarb er seinem Hause erneuerte Ansprüche auf Ungarn und Böhmen. Der wiener Hof begann unter ihm der Sitz der Künste und Wissenschaften in Deutschland zu werden. Die Verheirathung seines Sohnes Philipp mit Johanna von Spanien führte das Haus Habsburg auf den Thron von Spanien und Indien; da aber Philipp schon 1506 (13 J. früher als sein Vater) gestorben war, so erfolgte die Vereinigung Spaniens und Oestreichs erst nach Maximilians Tode (12. Jan. 1520), indem sein Enkel Philipps ältester Sohn), Karl I., König

von Spanien (s. Karl V.), zum deutschen Kaiser erwählt wurde. Dieser überließ durch die Theilungsverträge von Worms (28 April 1521), und Gent (7. Mai 1540) alle deutsche Erbländer (die Niederlande behielt Karl V. für sich) an seinen Bruder Ferdinand. Jetzt besaß das Haus Oestreich eine Ländermasse von 17.000 Q.M. Darauf vermehrte Kaiser Karl V. die Zahl der niederländischen Provinzen bis auf 17, und bestätigte ihre, u. d. N. des burgundischen Kreises, von seinem Großvater schon beschlossene Einverleibung mit dem deutschen Reiche. Oestreich selbst trat seit 1526 in die Reihe der europäischen Monarchien ein. II. von 1526—1740. Ferdinand I. erwarb nämlich, vermöge seiner Vermählung mit Anna, der Schwester des ungarischen Königs, Ludwig II., nachdem dieser in der Schlacht bei Mohacz, 1526, das Leben verloren hatte, die Königreiche Ungarn und Böhmen, nebst den zu Böhmen gehörenden Ländern Mähren, Schlesien und Lausitz. Böhmen erkannte Ferdinanden willig als seinen König an. Auch in Ungarn ward er, ungeachtet der getheilten Stimmung der Magnaten und des anfänglichen Glücks seines Gegners, Johann von Zapolya, den 26. Nov. 1526 durch die Reichsversammlung zum Könige ernannt und den 5. Nov. 1527 gekrönt. Aber Zapolya vertraute sein Schicksal dem Sultane Soliman II. an, und bald stand dieser (1529) vor den Mauern Wiens; nur die klugen Maßregeln des östr. Feldherrn, Grafen v. Salm, retteten die Hauptstadt und die Reichsarmee nöthigte Soliman zum Rückzuge. 1535 kam ein Vergleich zu Stande, nach welchem Joh. v Zapolya den Königstitel und die Hälfte von Ungarn, seine Nachkommen aber nur Siebenbürgen behalten sollten. Als aber Johann gestorben war, entstanden neue Unruhen, in welche sich Soliman wiederum einmischte, und Ferdinand konnte den Besitz von Niederungarn nur durch einen jährl. Tribut von 30.000 Dukaten von dem kriegerischen Sultan erkaufen (1562). Nicht glücklicher war Ferdinand mit dem Herzogthume Würtemberg, welches der schwäbische Bund dem unruhigen Herzoge Ulrich abgenommen und dem Kaiser Karl V. verkauft hatte, durch den es bei der Theilung an Ferdinand gekommen war. Herzogs Ulrichs Freund, der Landgraf Philipp von Hessen, benutzte nämlich Ferdinands Verlegenheit im Kriege wegen Ungarn, und eroberte durch Unterstützung Frankreichs Würtemberg, welches Frankreich im Vergleiche zu Cadan in Böhmen (29. Juni 1534) mit der Bestimmung, daß es östr. Afterlehn seyn und nach dem Abgange des östr. Mannsstammes an Oestreich fallen solle, an Ulrich wieder abtrat. Diese Verluste wurden freilich durch die Erwerbung der andern Hälfte von Bregenz, der Grafschaft Thengen und der Stadt Konstanz nicht ganz ersetzt; dennoch betrugen die Besitzungen des östreich. Hauses deutscher Linie 5402 Q.M. Ferdinand empfing auch die Kaiserkrone, als sein Bruder Karl (1556) das Scepter mit der Mönchskutte vertauscht hatte und hinterließ, als er (25. Juli 1564) mit dem Ruhme eines trefflichen Regenten starb, 3 Söhne und 10 Töchter. Nach seinem Willen theilten die Erstern die väterliche Erbschaft also, daß der älteste, Maximilian II., der auch Kaiser wurde, Oestreich, Ungarn und Böhmen, der zweite, Ferdinand, Tirol nebst Vorderöstreich, und der dritte, Karl, Steiermark, Kärnthen, Krain und Görz erhielt. Als aber Erzherzog Ferdinand, der die schöne Bürgerstochter von Augsburg, Philippina Welser, geheirathet hatte, gestorben war (1595), und seine Söhne, Andreas (Cardinal und Bischof zu Konstanz und Brixen, auch spanischer Statthalter der Niederlande), und Karl Markgraf von Burgau) nicht als standesmäßig anerkannt wurden, fielen seine

Besitzungen an seine Vettern zurück. Kaiser Maximilian war in Ungarn glücklicher als sein Vater; der Tod Soliman's vor Sigeth 1566 hatte einen Waffenstillstand zur Folge, und 1572 ließ Maximilian seinen ältesten Sohn, Rudolf, als König von Ungarn krönen, der darauf auch zum Könige von Böhmen gekrönt und zum römischen Könige erwählt wurde. Dagegen gelangen ihm die Versuche, die polnische Krone an Oestreich zu bringen, so wenig wie in der Folge seinem vierten Sohne, Maximilian, nach dem Tode Stephan Bathori's (1587). Maximilian starb den 12. Oct. 1576; von seinen 5 Söhnen wurde Rudolf der älteste, Kaiser. Unter seiner Regierung waren der Krieg gegen die Türken und Siebenbürgen, die Unruhen wegen des Protestantismus, den er aus seinen Staaten gänzlich verbannen wollte, und die Umstände, unter denen er genöthigt wurde, 1608 Ungarn und 1611 Böhmen und die öst. Erblande an seinen Bruder Matthias abzutreten, merkwürdig. Letzterer, der ihm auch (1612) in der Kaiserwürde folgte, schloß zwar einen 20jährigen Frieden mit den Türken, hatte aber desto mehr mit den Böhmen zu thun, welche die Religionsfreiheit mit den Waffen in der Hand erzwingen wollten. Das Ende der Unterhandlungen erlebte Matthias nicht (starb den 20. März 1619). Die Böhmen weigerten sich, seinen Nachfolger Ferdinand anzuerkennen, und wählten das Haupt der evangel. Union, den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, zu ihrem Könige. Doch nach der Schlacht bei Prag 1620 ward Böhmen Ferdinanden unterworfen, der nun im eigentlichen Böhmen und Mähren die protestantische Religion ausrottete. Zugleich vernichtete er der Böhmen freie Königswahl und den Majestätsbrief, errichtete ein katholisches Reformationsgericht und veranlaßte hierdurch die Auswanderung vieler Tausende. Auch die östr. (meistens protestantischen) Stände wurden von Ferdinand zur Huldigung gezwungen, worauf er das Lutherthum in Oestreich streng verbot. Zuletzt ward Ungarn, das unter Bethlen Gabor, dem Fürsten von Siebenbürgen, sich empört hatte, bezwungen. Dieser Religionskrieg kostete dem östr. Hause den Flor seiner Länder. Denn unter Ferdinands Nachfolger, Ferdinand III. (1637—57), wurden Oestreichs Länder immer mehr der Schauplatz des Kriegs. Im Laufe desselben trat Ferdinand im prager Frieden 1635 die Lausitz an Sachsen, und am Schlusse desselben im westfälischen Frieden 1648 das Elsaß an Frankreich ab. Ferdinand III. Sohn und Nachfolger Kaiser Leopold I. war, nachdem das von Kara Mustapha belagerte Wien 1683 durch Joh. Sobieski und die Deutschen entsetzt worden war, durch Eugen siegreich in zwei Türkenkriegen. Er verwandelte Ungarn 1687 in ein Erbreich und vereinigte damit Siebenbürgen, obwohl unter eignen Fürsten. Auch gab die Pforte im karlowitzer Frieden 1699 das Land zwischen der Donau und Theiß an Ungarn zurück. Darauf wollte Leopold seinem zweiten Sohne Karl die Erbfolge in der spanischen Monarchie von dem kinderlosen König von Spanien, Karl II., zusichern lassen; allein seine Unentschlossenheit und Frankreichs feinere Politik vermochten Karl II., den Enkel Ludwigs XIV. zum Erben seines Thrones einzusetzen. Also begann der spanische Erbfolgekrieg 1701; während desselben starb Leopold, 5. Mai 1705. Sein ältester Sohn und Nachfolger, Kaiser Joseph I., setzte den Krieg fort, starb aber ohne Kinder den 17. April 1711, worauf sein Bruder, der bestimmte König von Spanien, Karl, aus Barcelona nach seinen Erbstaaten eilte, um deren Regierung zu übernehmen. Auch er wurde zum Kaiser erwählt den 24. Dec., mußte aber dem von seinen Bun-

desgenossen abgeschlossenen utrechter Frieden zu Rastadt und Baden den 1714 beitreten, nach welchen Friedensschlüssen Oestreich die Niederlande, Mailand, Mantua, Neapel und Sardinien (seit 1720 Sicilien für Sardinien) erhielt. Das Herzogthum Mantua, das von Joseph schon 1708 in Beschlag genommen worden war, da dessen Herzog sich gegen das deutsche Reichsoberhaupt mit Frankreich verbündet hatte, ward als Lehn mit der östreich. Monarchie vereinigt. Die Monarchie umfaßte jetzt 9043 QM., mit fast 29 Mill. Einw. Sie hatte zwischen 13 bis 14 Mill. Gldn. Einkünfte und ein Heer von 130.000 M. Ihre Macht wurde jedoch durch neue Kriege mit Spanien und Frankreich sehr geschwächt. Karl VI. mußte nämlich im wiener Frieden 1735 und 1738 Neapel und Sicilien an den Infanten von Spanien, Don Carlos, und an den König von Sardinien einen Theil von Mailand abtreten, wofür er bloß Parma und Piacenza erhielt. Im folgenden Jahre verlor er durch den belgrader Frieden fast alle Früchte von Eugens Siegen bis auf Temeswar; denn er mußte Belgrad, Servien, den östr. Antheil an der Walachei, Orsowa und Bosnien an die Pforte zurückgeben. Dieß Alles bewilligte Karl VI., um die Erbfolge in seiner Monarchie seiner Tochter Maria Theresia durch die pragmatische Sanction zuzusichern. Dieses Erbfolgegesetz ward von 1713—19 errichtet und nach und nach von allen europäischen Mächten anerkannt. D) Geschichte Oestreichs unter dem Hause Habsburg-Lothringen. I. von 1740—90. Als nach Karls VI. Tode (20. Oct. 1740) der habsburg.-östreich. Mannsstamm erloschen war, bestieg Maria Theresia, vermählt mit dem Herzoge Stephan v. Lothringen, den Thron von Oestreich. Von allen Seiten erhoben sich Ansprüche gegen sie. Ein heftiger Krieg begann, worin bloß England auf ihrer Seite war; Friedrich II. von Preußen eroberte Schlesien, der Kurfürst von Baiern ward in Linz und Prag gekrönt und als Karl VII. (1742) zum Kaiser erwählt. Nur die Ungarn standen ihrer heldenmüthigen, schönen Königin bei. Doch mußte sie im Frieden von Breslau (4 Juni 1742) an Preußen Schlesien nebst Glatz, mit Ausnahme von Teschen, Jägerndorf und Troppau abtreten. Friedrich II. erneuerte den Krieg, indem er dem Kaiser Karl VII. zu Hülfe eilte; allein dieser starb am 20. Jan. 1745, und Theresens Gemahl wurde als Franz I. Kaiser von Deutschland. Ein zweiter Friedensschluß (25. Dec. 1745) sicherte Friedrich den Besitz von Schlesien aufs neue zu, sowie Oestreich im Frieden von Aachen (18. Oct. 1748) auch die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla an den Infanten Philipp von Spanien, und einige Bezirke von Mailand an Sardinien abtreten mußte. So ging Maria Theresia mit Hülfe ihrer Stände und Englands glücklich aus diesem großen Kampfe hervor. Schon während dieses Kriegs hatte sie 1745 die Wahl ihres Gemahls, Franz I., zum deutschen Kaiser durchgesetzt. In den auf diesen Krieg folgenden 8 Friedensjahren hatte sie ihre Staatseinkünfte vermehrt, da in allen Zweigen der Verwaltung eine bessere Ordnung eingeführt, eine starke Heeresmacht gesammelt und Oestreich zu einer furchtbaren Macht erhoben worden. (S. Theresia, Maria.) Nun beschloß sie, durch Bündnisse mit Frankreich, Rußland, Sachsen und Schweden und dem deutschen Reich verstärkt, Schlesien zurück zu gewinnen und Friedrichs II. Macht völlig zu zertrümmern. So entstand 1756 der siebenjährige Krieg, in welchem aber Maria Theresia und ihre Verbündeten ihren Zweck, Preußen zu demüthigen oder vielmehr zu vernichten, gänzlich verfehlten, Friedrich II. vielmehr mit Englands und

Braunschweigs Hülfe sich auf eine bewunderungswürdige Weise ver- zeigte und Oestreich durch Aufopferung unermeßlicher Geld- und Heerkräfte nichts weiter gewann, als die Wahl ihres Sohnes Joseph II. zum römischen Könige. Nach dem hubertsburger Frieden 1763 be- mühte sich Maria Theresia mit dem besten Erfolg, die Einrichtun- gen des Staats zu verbessern und den Wohlstand ihrer Länder zu er- höhen. Sie stiftete oder verbesserte eine Menge Schulen und alle Arten von Bildungsanstalten, ermunterte die Gewerbe und den Acker- bau, stellte viele Mißbräuche der Geistlichkeit ab, verbesserte die Rechts- pflege und verbot die Anwendung der Folter. Ihr ältester Sohn, Jo- seph, wurde zwar, wie früher ihr Gemahl, Franz I., zum Mitregenten ernannt, blieb aber ohne allen Einfluß auf die Regierung; doch hatte er in den Angelegenheiten des Heeres eine geltende Stimme. 1772 erhielt Oestreich durch den ersten Theilungsvertrag von Polen, Ga- lizien und Lodomirien einen bedeutenden Zuwachs an Land von 2½ Millionen Menschen, 1777 aber von der Türkei, mitten im Frieden die Ab- tretung eines Theils der Walachei, der sogenannten Bukowina. Min- der glücklich war der Plan Maria Theresia's 1778, den Kurfürsten von der Pfalz, Karl Theodor, der Baiern geerbt hatte, zur Abtretung dieses Landes nach seinem Tode zu bewegen; denn Friedrich II. bewog den Herzog von Zweibrücken, hiergegen zu protestiren, und so entstand der baierische Erbfolgekrieg, der aber schon 1779 durch den Frie- den zu Teschen endete, wodurch Oestreich zwar auf Baiern verzich- tete, aber das Innviertel erhielt. Joseph II. (von 1780 bis 1790) hatte während der Regierung seiner Mutter so manche Mißbräuche dulden müssen, ohne ihnen abhelfen zu können; daher ging er, als er die Alleinregierung erhalten hatte, mit desto größerer Thätig- keit zur Einführung längst beschlossener Reformen zu Werke. Er er- richtete ein Cabinet von einigen Beamten, mit welchen er ununterbro- chen arbeitete; doch verfügte er Alles selbst und hörte keine Rathschläge an. Er hob die besondern Gerichtsbarkeiten auf, theilte die Monarchie in Regierungsbezirke, die unter einem Hauptgerichtshofe zu Wien standen, führte eine neue Prozeßordnung ein, schaffte die Todesstrafen ab und ließ an einem neuen Gesetzbuche arbeiten, welches für alle Länder des östreichischen Staats geltend seyn sollte. Die Leibeigenschaft wurde aufgehoben, die Lehnsrechte erlitten eine große Schmälerung. Diese Neuerungen wurden so gewaltsam und ohne Rücksicht auf erworbene Rechte eingeführt, daß dadurch ein großes Mißvergnü- gen veranlaßt wurde. Die Milderung der Censur, das Toleranzedict 1781, die Herstellung der bischöflichen Gerichtsbarkeit, die Aufhebung von mehr als 700 Klöstern bis 1783: dieses Alles waren höchst zweck- mäßige Maßregeln; doch das zu rasche Verfahren dabei nicht immer zu billigen. Von den Schätzen der aufgehobenen Klöster ließ er Schu- len, Kranken- und Arbeitshäuser, Seminarien für Priester und Schul- lehrer und Bibliotheken stiften. Zur Beförderung des Kunstfleißes und des Handels that er sehr viel, legte Häfen an, erbaute Kunst- straßen und Canäle, schloß Handelsverträge und gab den Handwerkern und Fabrikanten Vorschüsse. Auf ein Bündniß mit Frankreich bauend, hob Joseph II. den Barrieretractat auf. Auch wagte er es später, seinen niederländischen Unterthanen die Schelde zu öffnen; doch drang er damit nicht durch und mußte sich im Vertrage zu Fontainebleau 1785 mit einer Entschädigungssumme begnügen. Zur Abrundung seiner Staaten wollte er Baiern 1785 gegen die Niederlande vertau- schen; doch Preußen widersprach und stiftete ihm entgegen den deutschen

Fürstenbund. Die zu raschen Veränderungen gaben zu einem Aufstande der Bauern in Siebenbürgen Anlaß, bei welchem 4000 Menschen umkamen und eine Menge Edelhöfe und Dörfer zerstört wurden. In den Niederlanden hatte er durch Einführung einer neuen Rechtspflege und durch Aufhebung mehrer Klöster, sowie der Freiheiten der Universität Löwen und der Joyeuse entrée, das von ihm beschworene Grundgesetz des Landes mehrfach verletzt. Ein Aufruhr in Mecheln und eine Verbindung der Stände zur Aufrechthaltung ihrer Rechte war die Folge davon. Die Empörung, nur scheinbar gedämpft, brach aufs Neue aus, und er erlebte ihr Ende nicht. Durch seine weitschichtigen Vergrößerungspläne verleitet, hatte er ein Bündniß mit Rußland geschlossen und einen Krieg mit den Türken (1789) angefangen, der, ungeachtet der großen Kriegesmacht, die er aufstellte, unglücklich geführt wurde, weil er selbst den Heeresbefehl übernahm. Gerade damals, als seine Heere geschlagen wurden, wüthete die Empörung in den Niederlanden fort, brachte die Theuerung den Pöbel in Wien zum Aufruhr, und auch die Ungarn waren bereit, gegen ihn aufzustehen. Jetzt gab der Kaiser dem General Laudon den Befehl über das Hauptheer in Kroatien und zog einen mäßigen Heerhaufen zur Deckung Ungarns zusammen. Laudon stellte durch mehre Siege und endlich durch die Eroberung von Belgrad die Ehre der östreichischen Waffen her, Joseph aber wurde bei Sladine geschlagen und kehrte krank und gedemüthigt nach Wien zurück. Die Waffen der Oestreicher wurden nun fortwährend mit Glück geführt, doch Joseph hatte weder Freude noch Gewinn davon; denn in allen Provinzen herrschte ein Mißvergnügen, welches durch die Einführung einer neuen Steuerordnung den höchsten Grad erreichte; in den Niederlanden wüthete eine offenbare Empörung und in Ungarn war sie dem Ausbruche nahe. Er sah sich genöthigt, die mehrsten seiner Einrichtungen wieder aufzuheben. Unter diesen Umständen nahm seine Krankheit zu. Mit jeder neu eingehenden Nachricht aus den Niederlanden und aus Ungarn wurde sein Kummer vermehrt, und mit dem bittern Bewußtseyn, vergebens gewirkt zu haben, schied er 1790 von dem Leben. Leopold II. (von 1790 bis 1792), Bruder und Nachfolger des Vorigen und seit 1765 Großherzog von Toscana, übernahm unter den schwierigsten Umständen die Regierung. Ein Theil der Unterthanen hatte sich empört, bei dem andern Theile drohte das Mißvergnügen in offenbaren Aufruhr auszubrechen; der Schatz war leer, der Türkenkrieg unbeendigt, und Preußen drohte in Böhmen einzufallen. Leopold liebte den Krieg nicht; doch rüstete er sich, um mit Preußen auf bessern Bedingungen zu unterhandeln. Mit dieser Macht wurde 1790 der Vertrag zu Reichenbach, mit der Pforte 1791 der Friede zu Szistowa geschlossen und dadurch der District von Alt-Orsowa erlangt. Leopold versäumte nichts, die Gemüther zu beruhigen. Er hob das allgemeine Priesterseminar auf, schaffte die drückenden Einfuhrverbote und sonstige Handelsbeschränkungen ab, verbot alle Willkür der Justiz und Polizei, verbesserte die Lehranstalten und veränderte die Criminaljustiz. Nach langem, vergeblichem Bemühen beruhigte er auch die mißvergnügten Ungarn und erwarb auf dem Reichstage zu Ofen ihre ungetheilte Liebe. Schwerer wurde es ihm, den Aufruhr in den Niederlanden zu dämpfen. Endlich gelang es zwar dem Heer des Feldmarschalls Bender, doch die Gährungen währten fort. Der Ausbruch der französischen Revolution und die Mißhandlungen der königlich franz. Familie zogen Leopolds Aufmerk-

samkeit auf sich. Zur Wiederherstellung des Königs von Frankreich nahm der Kaiser auf eine Zusammenkunft zu Pillnitz mit dem Könige von Preußen 1791 Verabredungen und schloß darauf ein Bündniß mit diesem Fürsten, in Folge dessen beide Monarchen Truppen gegen Frankreich marschiren ließen. Den Ausbruch der Feindseligkeiten erlebte Leopold nicht mehr, doch führtr sein Nachfolger in den östreichischen Staaten und im deutschen Reiche, Franz II., die östreichischen Scharen zum offenen Kampfe, indem Frankreich dem Kaiser, als König von Ungarn und Böhmen, den Krieg erklärte. Oestreich war hierbei mit Preußen, Spanien, Savoyen, England, Holland, Portugal, Neapel, dem Papst, Toscana und dem deutschen Reiche verbündet, die theils gleich anfangs zur Coalition gehörten, theils von dem Stolze des Nationalconvents zum Kriege bewogen wurden. England, Rußland und Oestreich, als Hauptmächte, blieben allein gegen Frankreich auf dem Kampfplatze und verbanden sich durch eine neue Tripel-Allianz enger. Im September 1795 gingen die Oestreicher bei Düsseldorf und Manheim über den Rhein, und 1796 ging Jourdan vom Mittel-Rhein aus nach Franken, Moreau vom Ober-Rhein aus nach Schwaben vor. Ersterer ward jedoch von dem geschickten Erzherzog Karl, der das Commando übernommen hatte, geschlagen und Beide so an den Rhein zurückgedrängt. Während dessen hatte Bonaparte in Savoyen und Piemont die Oestreicher und Sardinier in mehren Gefechten geschlagen, Sardinien zum Separatfrieden genöthigt und rückte nun mit größter Geschwindigkeit in Nord-Italien vor, die Oestreicher allenthalben, wo er sie traf, schlagend. Nur Mantua hielt ihn auf. Vergebens sandten die Oestreicher dieser Festung neue Heere und Feldherren 1796 und 1797 zu Hülfe; sie wurden sämmtlich geschlagen, und nach dem Falle von Mantua drang Bonaparte in Oestreich selbst ein und bis Leoben vor, wo (den 17. April 1797) endlich ein Präliminarfriede erfolgte, der durch den zu Campo Formio (17. Oct.) bestätigt wurde. Durch ihn trat Oestreich alle seine Besitzungen auf dem linken Rheinufer, also die östreichischen Niederlande, sowie Mailand und Mantua, an Frankreich, Breisgau an den Herzog von Modena ab und erhielt hierfür die ganze ehemalige Republik Venedig, die wie das ganze Ober-Italien, von Frankreich erobert und zu Republiken umgewandelt worden war, bis an den Mincio Zu Rastadt sollte der Friede mit dem deutschen Reiche unterhandelt werden: er kam jedoch nicht zu Stande, die französischen Gesandten wurden ermordet, und es kam 1799 wieder zum allgemeinen Krieg, in welchem Neapel den Kampf eröffnete, indem es den Papst zu restituiren versuchte, und wo England, Rußland, die Pforte, Alliirte Oestreichs waren. Das damalige französische Ministerium erklärte dagegen dem Könige von Sardinien den Krieg, zwang ihn, Piemont abzutreten und eroberte Neapel. Die Franzosen drangen zwar in Deutschland und Italien vor, wurden aber allenthalben geschlagen, Jourdan in Deutschland vom Erzherzog Karl, Scherer in Italien vom russischen General Suwarow, der ein bedeutendes russisches Hülfscorps herbeigeführt hatte, am entscheidensten bei Cassano, worauf Macdonald Neapel verlassen mußte und, nach einem hitzigen Gefecht an der Trebia, sich mit dem italienischen Hauptheer unter Moreau vereinigte, das bei Novi geschlagen und zurückgedrängt wurde. Zwar schlug Massena die Russen und Oestreicher unter Korsakow und Hotze bei Zürich und zwang so den Erzherzog Karl, der über den Rhein gehen wollte, aus der Schweiz zurück zu weichen, indessen wurde Massena und Lecourbe von Suwarow geschlagen. Im

November 1799 wurden die Russen vom Kaiser Paul zurückgerufen, und die Oestreicher, dadurch bedeutend geschwächt, begnügten sich nur gegen Genua und Nizza vorzudringen. So griff der aus Aegypten zurückgekehrte Bonaparte, der erster Consul geworden war und, über den Simplon die Alpen überschreitend, den Oestreichern in den Rücken kam, im Juni 1800 an, schlug den General Melas bei Marengo den 14. Juni entscheidend und nöthigte ihn den 16. Juni zu einer Capitulation, nach der die Oestreicher alle Festungen Italiens räumten und sich hinter den Mincio zogen. Gleichzeitig war die Rheinarmee unter Moreau im April 1800 in Deutschland eingedrungen, hatte nach mehren siegreichen Gefechten zu Pardorf einen Waffenstillstand geschlossen und nach dessen Aufkündigung den Sieg von Hohenlinden am 3. Dec. 1800 erfochten, worauf, da Bellegarde am 25. u. 26. Dec. über Brune am Etsch siegte und Macdonald in Graubünden vordrang, den 9. Febr. 1801 der Separatfrieden von Luneville zwischen Oestreich, dem deutschen Reiche und Frankreich geschlossen ward. Der Thalweg des Rheins wurde zur Grenze angenommen, sonst blieben die Bedingungen ziemlich dieselben, wie bei dem Frieden von Campo Formio, nur daß der Etsch in Italien die Grenze zwischen der cisalpinischen Republik und Oestreich machte, und es Tirol, Trient und Brixen erhielt. Während dieses Kriegs hatte die dritte Theilung von Polen die Kräfte von Oestreich vermehrt. Es erhielt durch dieselbe West-Galizien mit 834 Q.M. und 1.200.000 Menschen. So war denn Oestreich nach dem Kriege durch den Krieg um 452 Q.M. vergrößert und enthielt nun 11.976 Q.M., ein Gebiet, das arrondirt war und die Kräfte zusammenhielt, während in allen frühern Zeiten dieselben sehr zersplittert waren. Die langen Kämpfe hatten indessen Oestreichs Kräfte erschöpft, 1220 Mill. Staatsschulden drückten das Land. Indessen gab Franz den Muth, es wieder zur Blüthe zu bringen, nicht auf, die väterlichsten Maßregeln zur Hebung der Industrie, zur Beförderung des Ackerbaues wurden getroffen und Alles gethan, um die neuen Provinzen zum ganzen Staat zu verschmelzen und die Armee in den Stand zu setzen, einen etwa wieder ausbrechenden Kampf mit Ehren bestehen zu können. Auf die Reichsdeputation 1803, welche die Verhältnisse des deutschen Reichs ordnete und die weltlichen Fürsten, welche Besitzungen auf dem linken Rheinufer verloren, durch Einziehung, bes. der geistlichen Güter, entschädigte, und wo sich der französische Einfluß so bedeutend zeigte, daß die baldige Auflösung des deutschen Reichs mit Grund zu erwarten stand, sowie auf die Ernennung Napoleons zum Kaiser der Franzosen, folgte am 11. August 1804 die Erhebung Franz II. aus eigener Macht zum Erbkaiser von Oestreich, indem er seine sämmtlichen Staaten u. d. N. eines Kaiserthums Oestreich zu einem abgeschlossenen Staate vereinte. Hierauf griff er noch einmal, mit England und Rußland verbunden, zu den Waffen, um den Anmaßungen Napoleons entgegen zu treten; doch der Feldzug 1805, wo die Oestreicher bereits bis Schwaben vorgedrungen waren, endete durch die strategische Umgehung des rechten östreichischen Flügels gänzlich unglücklich; der Befehlshaber des Ganzen, Feldzeugmeister Mack, wurde nach einer Reihe unglücklicher Gefechte, wo die Oestreicher im Einzelnen geschlagen wurden, im October in Ulm eingeschlossen und mußte sich hier ergeben. Aehnliche Unfälle trafen andere Corps an andern Orten; nur Trümmer der sonst so schönen Armee entkamen nach Böhmen, und siegreich drang Napoleon vor, verband sich mit dem von Oestreich beleidigten Baiern, zwang Würtemberg und Baden,

ihnen gleichfalls beizutreten, rückte in Wien ein, ging dann über die Donau, drängte die zur Hülfe herbeigeeilten Russen zurück und schlug dieselben und die Oestreicher am 2. December bei Austerlitz, während die glücklichern Erfolge des Erzherzogs Ferdinand an demselben Tage bei Iglau und die des Erzherzogs Karl, der in Italien befehligte und bei Caldiero siegte, für das Ganze unwirksam waren. Am 26. Dec. 1805 kam es zum Frieden von Presburg, in dem Franz, in seinem und des Herzogs von Breisgau (Erzherzogs Ferdinand) Namen, in Italien Venedig, so weit Oestreich dasselbe im Frieden von Campo Formio erhalten hatte, an die cisalpinische Republik, in Deutschland Burgau, Eichstädt, den Antheil von Passau, Tirol, Vorarlberg, Hohenembs, Rothenfels, Tettnang, Argen und Lindau an Baiern, die fünf Donaustädte, die Grafschaft Hohenberg, die Landvogtei Nellenburg und Altdorf und einen Theil von Breisgau an Würtemberg, das übrige Breisgau aber, die Ortenau, Konstanz und die Commende Meinau an Baden abtrat. Dafür erhielt Oestreich Salzburg und Berchtesgaden, der Kurfürst von Salzburg erhielt aber Würzburg. Außer diesen Verlusten und 800 Mill. Gulden Kriegskosten hatte dieser Kampf 90 Mill. Gulden Kostbarkeiten, die die Franzosen zu Wien und an andern Orten wegschleppten, gekostet. Eine der wichtigsten Folgen des presburger Friedens war die Errichtung des Rheinbundes (12. Juli 1806) durch Napoleon und die Niederlegung der deutschen Kaiserwürde (6. Aug. 1806) durch Franz II. Franz nahm nun den Titel Franz I., Kaiser von Oestreich, an. Völlig erschöpft und in der Furcht, daß ein nochmaliger Krieg seine gänzliche Vernichtung als Staat herbeiführen könne, mußte Oestreich bei dem Kriege 1806—7 gegen Preußen und Rußland ruhig zusehen; indessen bot es alle mögliche Anstrengungen auf, um sein Heer zu retabliren, schaffte die Käuflichkeit der Offizierstellen ab und that Alles, was in seinen Kräften stand, um die Kampffähigkeit seiner Krieger zu mehren. Hierher gehörte besonders die Errichtung einer allgemeinen Bewaffnung, die unter dem Namen Landwehr ins Leben trat, und mit ihrer Hülfe glaubte es sich fähig, 1809, mit einzigen Hülfe Englands und des insurgirten Spaniens, wieder kampffertig gegen Napoleon aufzutreten. Napoleon eilte jedoch herbei, schlug im April die nach Baiern vorgedrungenen Oestreicher unter Erzherzog Karl bei Abensberg, Landshut, Regensburg u. s. w., fast nur mit Baiern, Würtembergern und Badenern, drang nach Oestreich ein, bemächtigte sich Wiens und schlug, obgleich er Ende Mai's bei dem Donauübergang bei Aspern zurückgewiesen wurde, doch später (im Juli) den Erzherzog bei Wagram und Znaym, worauf Oestreich, da in Italien die Sachen nicht glücklich gingen, vielmehr die dasige Armee, um nicht abgeschnitten zu werden, dasselbe räumen mußte, auch Rußland Oestreich in Galizien angriff, und in Deutschland keine bedeutenden Bewegungen zu seinen Gunsten erfolgten, vielmehr da Sachsen, Westfalen und die übrigen neuen Glieder des Rheinbundes gegen dasselbe in Waffen erschienen, Preußen sich auch, völlig erschöpft, neutral halten mußte, den Frieden von Wien (14. Oct. 1809) zu schließen genöthigt war, worin es Salzburg mit Berchtesgaden, das Innviertel, das westliche Hausruckviertel, Krain mit Görz, Triest, den villacher Kreis, den größten Theil von Kroatien, ferner Istrien, Räzuns in Graubünden, die böhmischen Enclaven in Sachsen, ganz West-Galizien, den zamosker Kreis von Ost-Galizien, Krakau, nebst der Hälfte der Bergwerke von Wieliczka, und den tar-

napoler Kreis, welchen Rußland erhielt, im Ganzen 2000 □M. mit 3½ Mill. Menschen, und über 11 Mill. Gulden Einkünfte, abtreten mußte. Doch schlimmer als dieser Verlust war die große Finanzverlegenheit, in die Oestreich versetzt wurde. Die Schulden des Reichs waren fast verdoppelt, das Papiergeld auf die unglaubliche Summe von 950 Mill. angewachsen. Bis 1805 hatten sich diese Bankozettel in leidlichem Credit erhalten, dann begannen sie allmälig an ihrem Nominalwerth zu verlieren und während und noch mehr nach dem Krieg von 1809, nahm das Sinken so zu, daß sie zuletzt kaum 1/13 ihres Nennwerthes in Wirklichkeit galten. Dieß brachte die ungeheuerste Verwirrung in den östreichischen Handel und Verkehr bis am 26. März 1811 sie durch die Einlösungsscheine ersetzt und auf den 5. Theil ihres Nomanialwerthes reducirt wurden. Doch verloren sie gleich von diesem neuen Nennwerth beträchtlich. Von Neuem bemühte sich nun Franz, nebst seinen Ministern, die Wunden des Kriegs möglichst schnell zu heilen und das Uebriggebliebene zu einem Ganzen zu vereinen. Die größten Ersparnisse im Staatshaushalt wurden eingeführt, der Geldnoth auf alle erdenkliche Weise zu steuern gesucht und Alles, was zum Ausführen des Geldes Anlaß gab, streng verboten (so der Kaffee). Die äußern Verhältnisse Oestreichs schienen sich durch die Verheirathung Marien Louisens, der Tochter des Kaisers, mit Napoleon, lichter zu gestalten und sich in der That ein wahrhaft freundliches Verhältniß zwischen Frankreich und Oestreich herzustellen, ja letzteres stellte, als Napoleon seine Invasion in Rußland begann, ein 30.000 Mann starkes Auxiliarcorps gegen Rußland, das in Volhynien einrückte und unter dem Fürsten Schwarzenberg dort tapfer focht. Die Vernichtung des französischen Heeres durch den russischen Winter und die Flucht der Franzosen hinter die Elbe änderte auf einmal diese Stellung. Oestreich zog das Auxiliarcorps hinter seine Grenzen und nahm, als Preußen zu Rußland getreten war, beide aber die Schlachten von Lützen und Bautzen verloren hatten und nach Schlesien zurückwichen, als Frieden vermittelnde Macht eine imponirende Stellung an, derjenigen Macht den Krieg drohend, die nicht billigen Vorschlägen Gehör gäbe. Durch Oestreichs Einfluß kam größtentheils der Waffenstillstand im Juni zu Stande. Vergebens waren aber seine Bemühungen zu Dresden und Prag, Napoleon zum Frieden zu bewegen; es schloß sich daher an dessen Gegner, Rußland und Preußen an, und erklärte Napoleon den Krieg. Napoleon dankte nach dem Einrücken der Alliirten in Paris ab, und die Bourbons wurden in Frankreich wieder eingesetzt. Franz I. hatte das Heer allenthalben begleitet und war mit in Paris eingezogen. Dort kam dann mit der Bourbonischen Regierung der Friede zu Stande, durch den die Grenzen Frankreichs so bestimmt wurden, wie sie 1791 gewesen. Ueber die Vertheilung der Länder an die Verbündeten sollte ein besonderer Congreß entscheiden. Dieser fand Ende 1814 und in den ersten Monaten 1815 zu Wien statt. Fast alle Fürsten Europa's waren in der Hauptstadt Oestreichs versammelt, die Verhältnisse dieses Erdtheils zu ordnen. Durch die neue Gestaltung Europa's auf dem wiener Congresse 1815, und durch den mit Baiern zu München (14. April 1816) abgeschlossenen Vertrag hat die östr. Monarchie nicht nur im Vergleich mit ihrem Zustande nach der letzten Theilung Polens einen Zuwachs von mehr als 200 □M. erhalten, sondern auch in Hinsicht auf Lage, Abrundung und Handel, besonders durch Venedig und Dalmatien wesentlich gewonnen. die einflußreiche Stellung, welche diese Macht in Folge jenes Con-

... in dem europäischen Staatensysteme als das erste Glied der ... Quadrupelallianz, die auf dem Congresse zu Aachen 1818 in ... Quintupelallianz verwandelt wurde, und als die vorsitzende Macht ... dem deutschen Bundestage, mit folgerechter Wirksamkeit behauptet, ... in den letztverflossenen Jahren seit dem Congresse zu Aachen dem ... der Zeitgeschichte immer sichtbarer geworden; zugleich hat ... fortschreitende Entwickelung der innern Kräfte dieses großen ... staats die nachtheiligen Folgen seines 23jährigen fast un... Kampfes mit Frankreich nach und nach vermindert, und ... Wohlstand der Nation, so auch den Staatscredit befestigt und ... – Unter den auswärtigen Angelegenheiten des Staats, welche ... zu der Würde eines kaiserl. Haus-, Hof- und Staatskanzlers ... Fürst von Metternich leitet, ist das Verhältniß Oestreichs zu ... Bunde, dem es mit 3481 Q.M. und 9.765.500 Menschen ... das wichtigste. Das kaiserl. Cabinet hat nämlich durch die ... seines Präsidialgesandten (des Grafen von Buol-Schauenstein, ... Stelle 1823 der Freiherr von Münch-Bellinghausen trat) die ... auf dem Bundestage zu Frankfurt so geleitet, daß alle ... 1819 auf dem Congresse zu Karlsbad (s. d.) vorbereiteten ... in Hinsicht einer allgemeinen Literatur-, Lehr- und Schulpolizei, ... drückung antimonarchischer oder revolutionnairer Meinungen, ... und Verbindungen, einmüthig angenommen, am 20. Sept. ... gemacht, und am 16. August 1824 erneuert wurden. ... 25. Nov. 1819 zu Wien eröffneter Ministerialcongreß aller ... des deutschen Bundes entwarf die 65 Artikel der Schluß... deutschen Staatenbundes, welche am 15. Mai 1820 in Wien ... und am 8. Juni d. J. zu Frankfurt als allgemeines ... innerhalb der deutschen Bundesstaaten anerkannt wurde. Eben... brachte die Uebereinstimmung Oestreichs und Preußens in ... Militaircommission des Bundes die Grundlegung der deutschen ... verfassung zu Stande, insoweit dieselbe die Größe und Einthei... ... Bundesheeres, sowie die Besetzung und das Commando der ... festungen betraf. Noch ist zu bemerken, daß Oestreich (in Ge... der durch den 18. Art. der Bundesacte festgesetzten Vermögens... freizügigkeit) 1820 das Abzugsrecht zwischen seinen und den übrigen ... Bundesstaaten aufgehoben und den Abschluß der Elbe... schifffahrtsacte (s. d.) zu Dresden 1821 und zu Hamburg 1824 ... Stande gebracht hat. Unter den einzelnen deutschen Staaten ... sich besonders Sachsen und Baiern durch engere Familienbande ... und 1824) dem Hause Oestreich näher angeschlossen. Die jetzige ... von Sachsen ist nämlich eine Schwester, und die Gemahlin ... Prinzen Friedrich von Sachsen eine Tochter des Kaisers Franz. ... hat sich (am 4. Nov. 1824) der zweite kaiserl. Prinz, der ... Erzherzog Franz (geb. 1802), mit der Prinzessin Sophie von Baiern, ... Schwester der Kaiserin von Oestreich, vermählt. (Das Kai... ... Oestreich bluht gegenwärtig in 24 männlichen Zweigen). — ... den funf Hauptmächten, welche auf den Congressen zu Trop... 1820, Laibach 1821 und Verona 1822 (s. d.) das Wort der ... Entscheidung über die politische Lage Neapels, Piemonts, Spaniens ... Griechenlands aussprachen, war Oestreich dem Range nach die ... auch führte es durch den Hofrath Gentz (s. d.) das Protokoll ... Sitzungen. Die innigste Uebereinstimmung verband hier die drei ... Stifter des heil. Bundes zur Aufrechthaltung des legitimen

politischen Zustandes von Europa. Daher vollzog Oestreich die Beschlüsse des Congresses in Hinsicht Neapels und Piemonts (s. Sicilien und Sardinien). So ward Oestreichs Rath und Beistand für die Regierungspolitik aller ital. Staaten ein schützender Leuchtthurm. Dieser Einfluß bewährte sich auch in der schweizerischen Eidgenossenschaft. Bei dem Souverainetätsstreite Portugals mit Brasilien war das mit dem Kaiser von Brasilien durch Familienbande verknüpfte Oestreich der von Großbritannien vermittelten Unabhängigkeit des neuen Kaiserthums nicht entgegen. Dem Bunde Rußlands, Großbritanniens und Frankreichs zur Pacification Griechenlands (vom 6. Juli 1827) ist Oestreich nicht beigetreten; obgleich die Rechte der Pforte anerkennend, behauptete es dennoch die strengste Neutralität. Dagegen beförderte es als vermittelnde Macht durch seinen Internuncius in Konstantinopel (Freiherrn von Ottenfels seit 1822) die Bemühungen des britischen Botschafters zur Ausgleichung der streitigen Verhältnisse zwischen Rußland und der Pforte, und bewirkte dadurch den Abschluß der Convention zu Ackermann 1826. Zwar erklärte es nach Mittheilung des petersb. Protokolls vom 4. April 1826, daß es „sich jeder Dazwischenkunft durch Gewalt (in der griech. Sache) widersetze"; allein im russ.-türk. Kriege blieb es neutral. Der Angriff auf Marokko im J. 1829 sollte Oestreichs Flagge Achtung verschaffen. Das Ereigniß, das Frankreichs Zustand umwandelte, und wie die Wortführer der Revolution sagten, das Jahr 1830 wieder an den großen Ausgangspunkt von 1789 knüpfen sollte, diese Erschütterung störte Oestreichs politische Kreise kaum im Augenblick der ersten Ueberraschung. Nachdem England mit dem neuen französischen Herrscherstamm, der durch die Anerkennung des bisherigen völkerrechtlichen Zustandes ein Unterpfand des Friedens gegeben hatte, in Verbindung getreten war, nahm zunächst Oestreich Ludwig Philipps Gesandten an und die dreifarbige Flagge ward in den östreichischen Häfen zugelassen. Die belgische Revolution machte Europas Verhältnisse noch verwickelter, da sie die durch Verträge von 1814 und 1815 gegründeten politischen Verhältnisse unmittelbar bedrohte. Oestreich nahm mit Frankreich, England, Preußen und Rußland thätigen Antheil an den Verhandlungen zur friedlichen Ausgleichung der durch die belgische Revolution gestörten Verhältnisse (s. Londoner Conferenzen), und schloß sich, je enger die Verbindung zwischen England und Frankreich wurde, im Lauf der Unterhandlungen den Ansichten Rußlands und Preußens an. Während Rußland zur Unterdrükkung des Aufstandes in Polen seine Kräfte anstrengte, ward Oestreich durch den Aufstand beunruhigt, der nach einer dumpfen Gährung endlich im Febr. 1831 in Modena, Parma und im Kirchenstaate (vgl. d.) ausbrach. Je mehr die französische Regierung bei der Unsicherheit des innern Friedens die Besorgnisse verrieth, durch einen Krieg Alles auf das Spiel zu setzen, desto entschiedener erklärte Oestreich, den Grundsatz der Nichteinmischung verwerfend, den Entschluß, seinen Verträgen mit den italienischen Staaten gemäß die Aufstände überall auf der Halbinsel mit Waffengewalt zu unterdrücken. Im März 1831 rückte ein wohl gerüstetes Heer in Italien vor, unterwarf schnell Parma, Modena, Bologna, und als der Aufstand scheinbar gestillt war, zog es sich im Juli nach der Lombardei zurück, und blieb beobachtend an der Grenze stehen. Nach dem Ausbruche des Aufstandes in Polen und des Kampfes gegen Rußland, begnügte sich Oestreich, durch die in Galizien zusammengezogenen Heerabtheilungen die Grenze zu bewachen und unruhigen Bewegungen im Lande vorzubeugen. Die östreichische Regie-

rung verkündete den Grundsatz strenger Neutralität zwischen den beiden kriegführenden Parteien, und schien ihm um so mehr treu bleiben zu wollen, je entschiedener sich die öffentliche Meinung gegen Rußland und besonders in Ungarn für die Polen erklärte. Als aber mitten im blutigen Kampfe der General Dwernicki, von den Russen gedrängt, auf östreichischen Boden überging, ward sein Heerhaufen entwaffnet und nach Ungarn geschickt, er selber unter Aufsicht in Oestreich zurückgehalten, die russische Heerabtheilung aber, welche gleichfalls und zwar früher als die Polen die östreichische Grenze überschritten hatte, wurde wieder auf den Kampfplatz entlassen, und erhielt die den Polen genommenen Waffen. Bald nach dem Falle von Warschau wurde den ausgewanderten Galiziern, den „Irregeleiteten“, welche den frühern Aufforderungen nicht gefolgt waren, Begnadigung zugesichert, wenn sie innerhalb eines Monats zurückkehrten, nur mußten sie einen bestimmten Aufenthaltsort wählen, des sie während der nächsten zwei Jahre ohne Erlaubniß der Behörde nicht verlassen sollten. Jedes weitere Strafverfahren gegen die Rückkehrenden sollte eingestellt und das bereits eingezogene Vermögen ihnen zurückgegeben werden. Die Ueberreste des polnischen Heers durften einstweilen ihren Aufenthalt in Oestreich nehmen, nur Italien und Ungarn wurde ihnen verschlossen, und die polnischen Offiziere rühmten die großmüthige Behandlung, die sie in Oestreich erhalten hatten. Bald nach der Unterdrückung des Aufstandes in Polen trat Oestreich mit Preußen und Rußland in Unterhandlungen über die Verhältnisse der sogenannten freien Stadt Krakau, deren Verfassung 1832 von ihren „hohen Beschützern“ verschiedene Veränderungen annehmen mußte. Das Ende jenes Kampfes erleichterte es auch der östreichischen Politik, ihre Thätigkeit auf andere Punkte zu wenden, wo die Stimmung der Völker aufgeregt war, und vorzüglich Italien und Deutschland ins Auge zu fassen. Die Schritte der päpstlichen Regierung nach dem Aufbruch der östreichischen Kriegsvölker waren so wenig geeignet, die Gährung in den Legationen zu beruhigen, daß im Januar 1832 neue Bewegungen ausbrachen, worauf eine östreichische Heerabtheilung wieder über die Grenze vorrückte, um den Aufstand zu dämpfen, den die getäuschten Hoffnungen des Volkes und die Zuchtlosigkeit der päpstlichen Soldaten erregt hatten. Die Besetzung von Ancona durch die Franzosen im Febr. machte die Verhältnisse noch verwickelter, und führte zu vielfachen diplomatischen Verhandlungen mit der päpstlichen Regierung, an welchen Oestreich in Verbindung mit Frankreich, Preußen, Rußland und England Antheil nahm, ohne daß der Zustand des Landes eine feste Beruhigung erhalten hätte. Die Unruhen, die seit dem Herbste 1830 in mehren deutschen Staaten ausbrachen und zur Umwandlung alter und morscher Verfassungsformen führten, der freie und muthige Geist, der in einigen deutschen Ständeversammlungen gegen die Beschränkungen aus der Zeit der Reaction sich erhob und feste Bürgschaften forderte, bewogen Oestreich zu kräftiger Einschreitung. Im Einverständniß mit Preußen benutzte es theils den vorherrschenden Einfluß, den die Verfassung des deutschen Bundes ihm verliehen hatte, den Beschlüssen von 1819 und 1820 zur Aufrechthaltung des monarchischen Princips, „dem Deutschland nie ungestraft untreu werden darf“, eine erweiterte Anwendung zu geben, theils aber auch seine Stellung als europäische Macht, um auf die Ansichten und Entschließungen einzelner deutschen Fürsten einzuwirken. Die übrigen Verhandlungen Oestreichs mit andern Staaten bezogen sich meist auf seine innern Verhältnisse. Der Zwist mit Marokko wurde durch den am 2. Febr. 1830 zu Gi-

braltar geschlossenen Frieden geschlichtet, in welchem der Sultan sich verpflichtet, das 1828 weggenommene östreichische Fahrzeug in segelfertigem Stande zurückzugeben und den Handelsvertrag von 1805 zu beobachten. Mit Großbritannien war bereits im Dec. 1829 ein Schifffahrtsvertrag abgeschlossen worden, nach welchem östreichische Schiffe in den großbritannischen und irländischen Häfen keinen höhern Abgaben unterworfen seyn sollten als britische, während diesen gleiche Vorrechte in den östreichischen Häfen gewährt wurden, und selbst in Hinsicht des Handels nach Ostindien ward Oestreich den begünstigten Nationen gleichgestellt; nur ihre Besitzungen im mittelländischen Meere wollten die Briten, nach den Grundsätzen ihrer Politik in Beziehung auf den levantischen Handel, den Östreichern nicht öffnen. Ähnliche Verträge mit den Vereinigten Staaten, mit Preußen und Schweden gewährten dem Handel Östreichs Begünstigungen in den Häfen jener Staaten. — Was die Verwaltung der innern Angelegenheiten des östreich. Staats betrifft, so war der feste Gang der Regierung auf die Sicherheit und auf die Ausbildung des Bestehenden gerichtet. Den geheimen Einflüssen fremder politischer Schwärmerei und Ränkesucht ward durch die rastlose Thätigkeit des Präsidenten der Hofpolizeistelle, des Grafen Sedlnitzky, kräftig entgegengewirkt und mit Strenge Einhalt gethan, vorzüglich 1821 in Wien; Ausländer, meistens Schweizer, die als Lehrer oder Privaterzieher angestellt waren, mußten das Reich verlassen; gegen die Anhänger und Theilnehmer am Carbonarismus ward die Todesstrafe ausgesprochen; und im Juli 1824 verbot Oestreich gewissen Personen, ihrer Schriften und Aeußerungen wegen, den Eingang in die östreich. Staaten, wie dem Lord Orford, Mrs. Hutchinson, Lady Morgan und dem Lord Holland. Endlich ward die kaiserl. östreich. Vorschrift, daß alle Schriften östreich. Unterthanen, welche auswärts gedruckt werden, erst im Lande censirt werden müssen, 1824 auch auf Kupferstiche, Stein- und andere Drucke ausgedehnt. — Der Kaiser selbst belebt oft durch seine Alles in der Nähe prüfende Gegenwart die innere Verwaltung der Provinzen. So unterrichtete er sich im Frühjahr 1819 persönlich von dem Zustande Venedigs, begab sich dann nach Florenz, besuchte in der Osterwoche den heil. Vater Pius VII., und hielt sich den Mai über in Neapel auf. Bei der Rückreise ernannte der Papst den vom Capitel gewählten Erzherzog Rudolf zum Erzbischof von Olmütz (den sein Bruder, der Kaiser, in dieser Würde bestätigte), und bald darauf (2. Aug. 1819) zum Cardinal des römischen Stuhls. 1820 und 1824 machte der Kaiser längere Reisen nach Böhmen; im Herbste 1820 nach Presburg und Ofen, wo er, soviel es die Verfassung Ungarns zuließ, den Beschwerden der Protestanten über die von Seiten der Katholiken erlittenen Bedrückungen abzuhelfen bemüht war. Damals ertheilte er auch den Magnaten der pesther Gespannschaft die Versicherung, daß er die Verfassung des Landes als das Palladium ihres Glücks unverletzt erhalten werde. Im Juli 1822 befahl er die Rückgabe der 1809 dem Königreiche Illyrien zugetheilten ungarischen Distrikte (Fiume und der karlsstädter Kreis) an Ungarn. Eine Folge dieser Reise des Kaiser durch Tirol 1822 war die Aufhebung des neuen Transito-Zollpatents, nach welchem von allen Artikeln, deren Verbrauch in Oestreich verboten ist, der dreifache Werth beim Eingang erlegt, und nur nach erfolgtem Ausgang zurückerstattet wird, für Tirol und den Paß über den Splügenberg nach Chiavenna. Ueberall beobachtete der landesväterlich gesinnte, jedem Unterthan Gehör gebende Monarch den Zustand der Provinzialverwaltung und ord-

nere Verbesserungen an, wo er sie nöthig fand. Dadurch umschlang er persönlich die verschiedenen Kronen seines Kaiserreichs mit der Liebe seiner Völker. — Der Kaiserstaat grenzt in O. an die Türkei und Rußland, und in Italien an das adriatische Meer, den Kirchenstaat, Parma, Modena und die sard. Staaten; im W. an das adriatische Meer, an Baiern, die Schweiz und die sard. Staaten; im N. an das Königreich Sachsen, den preuß. Staat, an die freie Stadt Krakau, an das Königreich Polen und an Rußland. Außer den Grenzgebirgen Böhmens, den Sudeten und dem Erzgebirge, ziehen sich durch das Reich: 1) die Alpen, und zwar die norischen Granitalpen durch Oestreich, Steiermark, Salzburg, Kärnthen und Tirol, mit dem höchsten Berge in Deutschland, der Orteléspitze, 14.000 F.; — die deutschen Kalkalpen ziehen sich nördlich von jenen durch Steiermark und Salzburg nach Baiern; darunter ist der nördliche Gletscher, der 9050 F. hohe Watzmann. Im Süden ziehen die julischen und karnischen Alpen (mit dem 10.194 F. hohen Terglou in Krain) nach Dalmatien, Istrien und Friaul. 2) Die Karpathen ziehen sich von dem Jablunkapasse in Schlesien, längs der Grenze von Ungarn (wo die höchste, die lomnitzer Spitze in Zips, 8000 F. hoch ist) und Galizien durch Siebenbürgen in die Donau- und Dniesterniederungen. Galizien gehört zum Weichselstromgebiet; Böhmen zum Elbgebiete; Oestreich und Ungarn, in einer Strecke von 140 M. von Engelhartszell bis Orsowa, zum Donaugebiete, mit Ausnahme des julisch-karnischen Alpenlandes, welches, nebst einem Theile Tirols und des Gouvernements Venedig, nach dem adriat. Meere sich abdacht; die Lombardei gehört zum Pogebiete. Große ebene Flächen befinden sich im südöstl. Ungarn, in Slawonien und Galizien; viele Seen in Ungarn, am rechten Donauufer, in den Alpenzügen, in Mähren und in Böhmen; letzteres zählt allein an 20.000 Seen und Teiche. Der fast durchaus fruchtbare Boden — einige Länder gehören zu den fruchtbarsten in Europa, wie das Pothal in der Lombardei und Venedig, das Donauthal unter der Ens, das Thal der fischreichen Theiß in Ungarn und das Moldauthal in Böhmen — erzeugt Alles, was die Natur unter diesem gesunden, zum Theil milden und nur in einigen morastigen Gegenden Niederungarns der Gesundheit nachtheiligen Himmelsstriche erzeugen kann; den Oelbaum und Südfrüchte in der südl. Region. Der Ackerbau blüht da vorzüglich, wo ihn Deutsche betreiben. Doch gibt es noch viel unangebautes, oder des Anbauens noch fähiges Land, z. B. die ungeheure Steppe von Debreczin; die Sandwüste von Keiskemel; die wüsten Haiden der Karpathen; in Kroatien viel leichten Sandgrund; in Kärnthen und Steiermark unfruchtbare Alpenstrecken; 200 QM. Morastboden, davon in Ungarn allein 100 QM. In Slawonien bedecken Seen und Sümpfe den achten Theil des Landes. Dagegen sind Ungarns fruchtbare Gegenden Siciliens reichem Boden ähnlich. Das Weizenkorn wächst dreifach und das Maiskorn dreihundertfach; so auch in der Buckowina. Auf Slawoniens Boden wuchert die Vegetation in wilder Fülle, wie die Pflanzenwelt der Tropenländer. Oestreichs schöne Gärten aber sind das warme Donauthal (bis auf die welser Haiden), und in Italien das Po- und Etschthal. Ungarn baut jährlich mehr als 6 Mill. Metzen Getreide. Der temeswarer Banat versieht ganz Ungarn mit Reiß und führt ihn in die Türkei aus. An Wein werden in der Monarchie jährlich überhaupt gewonnen über 32 Mill. Eimer, von mehr als 100 Arten, davon in Ungarn über 11 Mill. Eimer; Taback über $^3/_{10}$ Mill. Cntr. Obst in Menge und von der besten Güte in Oestreich, Böhmen, Mähren, Siebenbürgen und Slawo-

nien; Saffran, Hopfen, in Böhmen der beste von der Welt; Flachs, Hanf u. s. w. Der Waldboden ist über ⅛ des cultivirten Flächenraums der Monarchie ungleich vertheilt. Zu Eisgrub und Feldberg hat der Fürst von Lichtenstein die größte Holzpflanzung in Europa angelegt; über 2 Mill. amerik. Bäume und Stauden. Die Viehzucht scheint im Allgemeinen noch zweckmäßiger betrieben zu werden als der Landbau; besonders in Ungarn, Siebenbürgen, Steiermark und Galizien (s. d.). Unter mehren Pferdegestütten sind bemerkenswerth die zu Merehögys und Babolona zu Ungarn, zu Vaskucz in der Buckowina und zu Pardubitz in Böhmen. Die Schafzucht ist veredelt. Joseph II. ließ Seidenschafe aus Italien nach Ungarn kommen. Besonders Holitsch, eine k. k. Familienherrschaft in der neutraner Gespannschaft, hat eine starke veredelte spanische Schafzucht. Nicht weniger wichtig sind der Seidenbau, besonders in der Lombardei; die Bienenzucht, die Fischerei in Ungarn u. s. w. In Hinsicht des Bergbaus gewinnt der Staat überhaupt 30 Mill. Gld jährlich, das meiste Gold und Quecksilber in Europa; Gold vorzüglich in Ungarn, Siebenbürgen, Böhmen und Mähren; gegen 70.000 Cntr. Kupfer und zu Idria gegen 60.000 Cntr. Quecksilber. Neue, mächtige Quecksilbergruben wurden bei Kappel im klagenfurter Kreise entdeckt. Ueber Steiermarks Bergprodukte s. d.; die von Kärnthen schätzt man auf 4¼, die von Krain auf 5½ Mill. Gld. Böhmen gewinnt noch Zinn und Kobalt, und bereitet in 6 Blaufarbenwerken Schmalte. Berühmt sind seine Steine und noch berühmter seine Heilquellen. An Salz werden jährlich über 1½ Mill. Cntr. gewonnen, das meiste in Wieliczka (s. d.) und Bochina, das übrige in Aussee, Hallstadt, Gmünden u. a. O. Der Kunstfleiß umfaßt alle Gegenstände des Bedürfnisses und des Luxus. Erst seit Josephs II. Regierung ist Oestreich in die Reihe der Manufakturstaaten eingetreten; doch sind in Ungarn die Fabriken (mit Ausnahme der in Eisen, Stahl, Kupfer, Taback, Leder, Seife, Steingut) meistens noch in ihrer Kindheit. Die Fabriken haben ihren Sitz in Böhmen, Mähren, Schlesien (Leinwand), Oestreich, Steiermark, Kärnthen und Italien. Der Handel wird daher immer blühender. Wien und Mailand sind der Mittelpunkt des Binnen-, Triest und Venedig des Seehandels. Die wiener Stadtbank ist eine große Unterstützungsanstalt für den Handel; so auch die zum Vertriebe der Waaren und zur Unterstützung des nothleidenden Gewerbes kürzlich errichtete östreich. National-Handelscompagnie. See- und Handelsschulen gibt es zu Triest und Wien. Den Handel befördern treffliche Straßen, schiffbar gemachte Flüsse und viele Canäle. Die Regierung öffnete dem Verkehr überall neue Verbindungen durch Anlegung und Verbesserung von Straßen, durch Vervollkommnung des Postwesens. Die von Privatpersonen seit 1827 auf Actien angelegte Eisenbahn zur Verbindung der Moldau mit der Donau, eines der rühmlichsten Zeugnisse des Fortschritts der östreichischen Nationalindustrie, wurde 1830 von Budweis bis Lest südlich von Freistadt in einer Länge von 11½ Meilen vollendet und am 1. Jun. eröffnet. Sie wird von Lest bis Linz fortgesetzt werden, und dient schon jetzt nicht nur zur Fortschaffung von Salz, sondern auch von Kaufmannsgütern aller Art. Eine andere Eisenbahn zwischen Prag und Pilsen wird seit 1828 angelegt. Im Febr. 1832 wurde die Fahrt auf der Moldau von dem Punkte, wo sie schiffbar wird, bis zum Ausfluß in die Elbe und aufwärts aus diesem Strome dem Handel völlig freigegeben, und den zur Elbschifffahrt berechtigten Schiffern zugleich das Recht ertheilt, auf der Moldau

Frachthandel zu treiben. Der Verkehr zwischen Ungarn und den übrigen Theilen der Monarchie ist zwar noch nicht ganz von den Fesseln der alten Anordnungen frei, welche Ungarn als Ausland behandelten und durch Zollstätten absperrten, doch sind dem Zwischenhandel in neuern Zeiten einige Erleichterungen gewährt worden. Gegen die deutschen Nachbarländer blieb Oestreich ein geschlossener Handelsstaat, der sich durch ein strenges Verbietungssystem schützte, ohne durch zahlreiche Zollwächter dem Schleichhandel, besonders an den Grenzen Böhmens, wehren zu können. Eine schon 1827 auf Actien gegründete östreichische Handelsgesellschaft hatte vorzüglich die Vermehrung des Absatzes vaterländischer Gewerberzeugnisse im Auge. Die Beförderung der Gewerbsamkeit ist ein Lichtpunkt der östreichischen Staatsverwaltung und sie hat sich vorzüglich in Böhmen gezeigt. Auch in andern Provinzen zeigte sich ähnlicher Aufschwung der Betriebsamkeit in Ackerbau, Manufakturen und Handel. So hat in Mähren die Landwirthschaft durch Veredelung der Schafzucht in neuern Zeiten ungemein gewonnen, und selbst in dem früher von der Regierung stiefmütterlich behandelten Ungarn haben die endlich gewährten Erleichterungen des Verkehrs die Industrie und den Handel gehoben, und besonders zum Seidenbau erfolgreich ermuntert. Die Ausfuhr überhaupt wird auf 32 Mill., die Einfuhr auf 44 Mill. Gld. in Silber berechnet. Die beste Charte vom östreich. Kaiserthum ist die im topograph. Bureau des k. k. Generalquartiermeisterstabes, unter Leitung des Obersten Fallon, entworfene Charte in 9 Bl. (Wien 1822). Nach dieser Charte umfaßt die östreich. Monarchie: I. Die östreichischen Erbstaaten, welche einen Bestandtheil des deutschen Bundes ausmachen, enthalten: 1. das Erzherzogthum Oestreich (709 QM., 2.075.400 E.): a) Oestreich unter der Ens oder Niederöstreich, 369 QM., 1.120.000 E., mit der Hauptst. Wien; b) Oestreich ob der Ens, oder Oberöstreich, wozu auch der Inn-, der Hausruck- oder der Salzach- oder Salzburgerkreis (das Herzogthum Salzburg, s. d.) gehören, 340 QM., 790.006 E.; 2. das Herzogthum Steiermark, 399 QM., 840.000 E.; 3. die gefürst. Grafsch. Tirol, mit den von Salzburg getrennten Theilen und den vorarlbergischen Herrschaften (ohne Weiler) 519 QM., 775.000 E.; 4. das Königreich Böhmen, mit Eger und Asch, 956 QM., 3.673.000 E.; 5. die Markgrafschaft Mähren mit östr. Schlesien, 481 QM., 1.991.000 E.; 6. das in Galizien liegende, aber als ehem. böhm. Lehen und schlesisches Fürstenthum zu dem deutschen Bunde mitgerechnete Herzogth. Auschwitz, 87 QM., 335.190 E.; 7. das Königreich Illyrien, 520 QM., 1.130.000 E., es begreift: a) das Gubernium von Laibach, oder die Herzogthümer Krain und Kärnthen; b) das Gouvernementsgebiet von Triest, oder das Seeküstenland (153 QM., 880.000 E). II. Die ungarischen Erbstaaten (5904 QM., 11.900.000 E.) begreifen: a) das Königreich Ungarn, mit den Provinzialbezirken der Königreiche Slawonien und Kroatien, zusammen 4180 QM., 9. 472.000 E.; b) das Großfürstenthum Siebenbürgen (ohne dessen Militairgrenze) 866 QM., 1.440.000 E.; c) die Länder der östr. Militairgrenze: 1. in Kroatien, das 1824 vereinigte Banal-, Warasdiner- und Karlstädter Generalcommando, und zwar die Banalgrenze, 47 QM., 96000 E., die beiden Generalate: 237 QM., 301.200 E.; 2. in Slawonien, 139 QM., 244.000 E.; 3. die ungarische und banatische Militairgrenze, 182 QM., 205.000 E.; 4. die siebenbürg. Militairgrenze, 253 QM., 147.300 E; — III. Dalmatien mit Ragusa und Cattaro, 275 QM., 377.000 E. —

IV. Das lombardisch-venetianische Königreich, 851 QM., 4.280.000 E. — V. Das Königreich Galizien und Lodomerien, mit der Buckowina, 1540 QM., 4.320.000 E. Zusammen also enthält die östreich. Monarchie 12.250, oder nach Hassel 12.151 QM., und nach Angaben von 1833 gegen 32½ Mill. E. Außerdem enthalten die Besitzungen der östreich. Nebenlinien: Toscana und Este (Modena und Massa), 495 QM., 1.630.000 E. — Unter Oestreichs Völkern sind die zahlreichsten: 1. Slaven, 14.880.000; 2. Deutsche, 5.900.000; 3. Italiener, 4.400.000; 4. Magyaren, über 4 Mill.; 5. Wlachen, 1.800.000; 6. Juden, 470.000; 7. Zigeuner, 110.000; 8. Armenier, 13.500; 9) Griechen, 4000; außerdem Klementiner, Osmanen, Albaneser, Franzosen u. a. m. Die größte Bevölkerung hat das lombardisch-venetianische Königreich: 5029 auf 1 QM. (die Landsch. Mailand 9361 auf 1 QM.); dann Böhmen, Mähren, Oestreich unter und ob der Ens; die geringste haben die Militairgrenzländer, Kärnthen und Tirol, Salzburg und Dalmatien. Die Monarchie zählt 783 Städte, 635 Vorstädte, 2120 Mfl. und 68975 Dörfer. Die volkreichsten Städte folgen so: Wien, Mailand, Prag, Venedig, Pesth, Lemberg, Verona und Debreczyn (41.175 Einw.). Die herrschende Religion ist die römisch-katholische. Der Kaiser besetzt die geistlichen Stellen. Die Geistlichkeit muß die öffentlichen Lasten tragen, steht in gewissen Fällen unter den weltlichen Gerichten und darf nicht nach Rom appelliren. Die k. k. Cabinetsverfügung vom 19 Sept. 1814 bestimmte die Grenzen der päpstlichen Macht in der östreich. Monarchie, und erneuerte die Gesetze Josephs II., nach welchen keine päpstliche Bulle u. s. w. ohne Genehmigung des Staats bekanntgemacht werden kann. Die Bisthümer sind in Deutschland und Ungarn reich dotirt, vorzüglich die Erzstifter Gran, Kolotscha, Ollmütz, Erlau 2c., überhaupt 14. In Lemberg und in Venedig ist ein armenisch-kathol. Erzbischof, in Venedig ein kathol. Patriarch. Die griech. Kirche steht unter dem Erzbischof von Karlowitz. Die Lutheraner und Calvinisten haben Consistorien und Superintendenten, und in Ungarn und Siebenbürgen mit den Römisch-katholischen fast gleiche bürgerliche Rechte. Noch gibt es Mennoniten, Mohammedaner, u. a. Ueberhaupt zählt man 25.441.000 Katholiken, 2.900.000 Griechen, 1.600.000 Reformirte, 1.150.000 Lutheraner, 50.000 Unitarier 2c. Die Bildungs- und Unterrichtsanstalten haben durch und seit Joseph II. viele Verbesserungen und Erweiterungen erhalten. Außer den Universitäten zu Wien, Prag, Pavia, Padua, Mantua, Verona, Pesth, Innsbruck, Grätz und Lemberg, sowie mehrer Akademien, gibt es gut eingerichtete Gymnasien für die verschiedenen kirchlichen Gemeinden. Vorzüglich seit Kurzem ist für die wissenschaftliche Volksbildung viel geschehn. Es wurde ein Weltpriesterinstitut errichtet; Böhmen erhielt durch seine Stände eine polytechnische Lehranstalt; der Erzherzog Johann verbesserte das Johanneum zu Grätz; in Wien gründete 1815 der Kaiser Franz das große polytechn. Institut (s. Wien); in mehren Provinzen bestehn vielthätige landwirthschaftliche Gesellschaften und andre patriotische Vereine. In dieser Hinsicht ist auch Mehres geschehen, was den Geist der Studien vor freisinnig-irrigen oder gefährlichen Ansichten bewahren soll. Im Aug. 1819 ward das Besuchen auswärtiger Universitäten verboten, und hierauf durch die Resolution vom 25. Sept. 1819 eine höhere evangel. theolog. Lehranstalt im Inlande angeordnet. Gleichzeitig nahm die Regierung 55 von den aus Rußland 1820 vertriebenen Jesuiten in Galizien auf und räumte ihnen das große Dominicanerkloster zu Tarnopol ein; auch durften sie Lyceen errichten,

in ihm bestehende mit Lehrern versorgen. Am Ende desselben Jahres nahmen in Wien die Redemptoristen (s. Liguori) die Stiftskirche zu Maria Stiegen nebst dem passauer Hofe in Besitz, und die Jesuiten errichteten in der Hauptstadt ein Noviciat. 1829 ward verboten, junge Katholiken durch Dissidenten unterrichten zu lassen; ausgenommen sind Musik-, Tanz- und Fechtmeister. Studienzeugnisse, welche Jünglinge im Auslande erworben haben, gelten nichts; sondern die Studien sind von vorn im Inlande anzufangen. Auch erneuerte die Regierung im Nov. 1822 das Verbot, Bibeln der Bibelgesellschaften, namentlich die in Berlin gedruckte böhmische Bibel, im östreich. Staate zu verbreiten oder für geringere Preise zu verkaufen. Indeß wird der Grundsatz der freien Religionsübung so wenig verkannt, daß man im Gegentheil die beiden protestantischen Consistorien zu Wien als landesfürstliche Behörden behandelt. Unter andern Einrichtungen, die der Staat in Hinsicht des Studienwesens traf, bemerken wir noch den neuen Studienplan, nach welchem die medicinisch-chirurgische Josephs-Akademie zu Wien im November 1824 wieder eröffnet wurde. In Hinsicht der literarischen Thätigkeit aber, welche in dem großen Kaiserstaate sich offenbart, verweisen wir theils auf Hormay'rs „Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst“, theils auf die im „Lit. Conv.-Blatt“ mitgetheilte Literatur- und Kunstgeschichte des Oestreichischen. — Die östr. Monarchie ist nach Karls VI. pragmatischer Sanction unzertrennbar und erblich nach dem Rechte der Erstgeburt in männlicher und weiblicher Linie. Stirbt das Haus aus, so treten Ungarns und Böhmens Stände in das Recht einer freien Regentenwahl. Der Kaiser regiert in Oestreich, Böhmen, Mähren, Galizien, Dalmatien, Illyrien und Italien unumschränkt; die Stände haben, wenn sie noch berufen werden, bloß das Recht, die geforderten Steuern zu vertheilen zu bewilligen und herbeizuschaffen, doch wurde schon nach dem presburger Frieden ein immerwährender Steuerfuß festgesetzt. Ueber die Verfassung der einzelnen Staaten, s. Ungarn, Galizien, Tirol, Siebenbürgen, Lombard.-venet. Königreich. An der Spitze der Regierung steht der Monarch und unter dessen Leitung die geheime Staatsconferenz. Die bisherigen obersten politischen Behörden der Monarchie, oder die vereinigte böhm., östreich. und galiz. Hofkanzlei und Central-Organisirungs-Hofcommission, wurden im December 1816 in ein Ministerium des Innern vereinigt. Diese oberste politische Centralstelle steht unter einem obersten Kanzler, dem Minister des Innern und unter drei Kanzlern; einem böhm.-galizischen, einem östr.-illyrischen und einem venet.-lombardischen. Das von Joseph II. verbesserte Justizwesen wird, in der höchsten Instanz von Wien aus durch die Hofkanzlei (ungrische, siebenbürgischen, böhmisch, östreichische und galizische), mit welcher die oberste Justizstelle verbunden ist, geleitet. Nur für die italienische Nation in dem lombard.-venetianisch. Königreich ist seit dem 22. Decemb. 1816 ein eigner höchster Gerichtshof zu Verona errichtet. Der neue Civilcoder ist in allen östreich. Staaten vom 1. Jan. 1812 an eingeführt. Die in Josephs Criminalcoder von ihm aufgehobene Todesstrafe findet jetzt wieder Statt bei Hochverrath, Raubmord, Nachahmung der Bankzettel und qualificirter Brandstiftung. Der Kaiser ertheilt 7 Ritterorden: 1) das goldene Vließ, 2) das Sternkreuz für Damen aus fürstl. oder altadeligem Geschlecht; und folgende Verdienstorden: 3) den militairischen Maria-Theresienorden, 4) den königl. ungarische Stephansorden, als Civilverdienstorden, 5) der östr. kaiserl. Leopoldsorden (seit 1808), 6) den Orden der eisernen Krone (er-

neuert 1816); 7) den Elisabeth-Theresienorden für Offiziere, die wenigstens Obersten sind. Auch bestehen noch in Oestreich a) der vormals reichsunmittelbare deutsche Orden, zu dessen Hoch- und Deutschmeister der Kaiser einen Erzherzog ernennt; b) der geistliche Johanniterorden, der in Böhmen ein Großpriorat hat, zu welchem mehre Balleien in Nieder- und Inneröstreich gehören; c) der ritterliche Kreuzorden mit dem rothen Stern. Die Staatseinkünfte werden jetzt (mit Einschluß der außerordentl. Einnahmen) auf 220 Mill. Fl. Silber geschätzt. Die Staatsschuld soll jedoch, bis auf 680 Mill. Fl. angewachsen seyn. Die wirksamsten Maßregeln der öffentlichen Verwaltung wurden in den letzten Jahren zur Emporhebung des Staatscredits ergriffen. Was für diesen Theil des Staatshaushalts seit dem Patente vom 21. März 1818 geschehen ist, sagt der A. Staatspapiere, wo auch die Rothschild'schen Lotterieanleihen erwähnt sind. Nach dem Berichte der zur Prüfung der Operationen des Tilgungsfonds niedergesetzten Commission waren von der alten vor 1815 schon vorhandenen) verzinslichen Staatsschuld bis mit 1824 beinahe 39 Mill. getilgt, und die neue, seit 1815 entstandene Staatsschuld von 208 Mill. Gldn. war ebenfalls beträchtlich vermindert, dadurch aber der Tilgungsfonds seit s. Errichtung (1. März 1817) so erhöht worden, daß er am 30. Sept. 1829 über 209.963.000 Gldn. betrug, davon die jährl. Zinsen 7.285.560 Gldn. Seitdem gehen Ausloosung und Tilgung regelmäßig ihren Gang fort. Auch die östr. Nationalbank hatte nach dem Jahresberichte ihres Gouverneurs des verst. Grafen v. Dietrichstein (v. 10. Jan. 1825), in 7 Jahren 284.342.600 Fl. von dem im Umlaufe befindlichen Papiergelde eingelöst! Um den niedrigen Curs des Papiergeldes zu heben, ward eine Einlösungscasse für dasselbe errichtet, und der Curs seit 1816 auf 250 firirt. (Der Papiergulden = 6 Gr. 8 Pf. und 20 Kr. Silb. = 50 Kr. W. W.) Später wurden Anleihen gemacht, theils um baares Geld in die Monarchie zu ziehen, theils um ältere Schulden heimzuzahlen. Unter diesen war die am Ende 1823 zu London gemachte Anleihe von dritthalb Mill. Pf. St. zur Abzahlung der am 17. Nov. 1823 liquidirten brit. Schuldforderung (von 1794—1800) bestimmt. Die Anleihe 1829 von 25 Mill. Gldn. C.-M. zu 4 pCt. mit den H. H. Rothschild u. a., sowie die Anleihe in Mailand 1829 von 36 Mill. Lire (7.200.000 Thlr) erhoben durch ihre Bestimmung den Curs der östr. Staatspapiere, sodaß im Jan. 1830 die Staatsschuldverschreibungen zu 5 Proc. (Metalliques) in Frankfurt beinahe 104, und die Bankactien 1560 standen, während am Ende 1820 jene noch nicht 73, und diese kaum 552 gegolten hatten. Im Staatshaushalt wurde indeß das Anleihesystem fortdauernd befolgt; und in den Jahren 1830, 1831 und 1833 machte die Regierung vier Anleihen von 20, 36, 50 und 40 Millionen Gulden, die theils durch die Rüstungen in Italien, theils durch die kostbaren und fruchtlosen Abwehranstalten gegen die Cholera war veranlaßt worden. Im März 1830 erfolgte eine theilweise Aufkündigung der Staatsschuld und es wurde den Inhabern fünfprocentiger Staatspapiere, welche dieselben gegen neue vierprocentige auswechseln wollten, der Vortheil gewährt, ihre Schuldscheine von 100 auf 104 Gulden zu erhöhen. Die erwähnte Anleihe von 20 Millionen mochte damit in Verbindung stehen. So hat Oestreich durch sein künstliches Finanzsystem die reichen Speculanten vieler Länder von sich abhängig gemacht. Nun darf der Oestreicher auch Verminderung der Abgaben hoffen. Bereits hat der Kaiser im Erzherzogthum Oestreich unter der Ens vom 1. Nov. 1829

an die Personal- und Classensteuer aufgehoben. Das Landheer beträgt auf dem Friedensfuß 271.400 M., darunter 39.000 M. Cav., 17.790 Artill. Ergänzung, Reserve und Landwehr betragen 479.000 M. Die Marine: 3 Linienschiffe, 6 Fregatten, 2 Corvetten, 3 Briggs und 4 Schooner. Außer 25 Festungen gibt es noch 59 feste Städte. Es gibt für 48 Soldatenknaben jedes ungarischen und deutschen Infanterieregiments 53 Erziehungshäuser; für die ital. Regimenter ist das mailander Erziehungshaus von 250 Knaben bestimmt. Für die Bildung der Offiziere gibt es eine trefflich eingerichtete Ingenieurakademie zu Wien mit 79 Stiftungsplätzen und mehren Pensionnairstellen. In der Militairakademie zu Wienerisch-Neustadt werden 327 Cadetten auf Kosten des Staats erzogen; außerdem sind darin noch 116 Stiftungsplätze und mehre Pensionnairs. Die ökonomische Einrichtung des östr. Heeres hat Hübler, die Dienstverfassung desselben hat Bergmayer (Wien 1821) dargestellt. Reichhaltig ist des Hauptmanns Schels „Oestreich. militair. Zeitschrift". S. Genersich's „Gesch. der östr. Monarchie" (Wien 1817, 8 B.); Coxe's „Geschichte des Hauses Oestreich von 1218—1793" (a. d. Engl., 4 Thl., Amsterdam 1810 fg.); J. B. Schels's „Gesch. der Länder des östr. Kaiserstaats" (Wien 1819—27, 9 Bde., bis zu Kaiser Joseph II.); Schneller's Schrift: „Oestreichs Einfluß auf Deutschland und Europa seit der Reformation" (Stuttgart 1828, 2 Bde.). In statist. Hinsicht sind außer den beim Militair schon angef. Schriften noch wichtig Jos. Rohrer's „Statistik des östr. Kaiserthums" (1. Bd., Wien 1827); „Darstell. des Fabrik- und Gewerbswesens in seinem gegenw. Zustande, vorzügl. in technischer, mercantil. und statist. Bezieh. und mit Berücksicht. des Fabrik- und Gewerbwesens im östr. Kaiserstaate, herausgeg. von Steph. Edl. v. Keeß" (2 verm. Aufl., Wien 1824, 3. Bde.; der 4. Bd. das Register und Deff. und Blumenbach's „Systemat. Darstell. der neuesten Fortschritte in den Gewerben und Manufacturen", als Ergänzung des Hauptwerks (Wien 1829); ferner „Die Douanen- und Quarantaineverfassung des östr. Kaiserstaats in ihrer gegenw. Gestalt", von A. A. Kronegger (Wien 1824, 3 Bde.) (ein dem Beamten und dem Kaufmann unentbehrl. Hülfsbuch); von Mühlfeld's „Oestreich. Adelslexikon" (Wien 1822); das genealog.-heraldische Werk des Ritters v. Schönfeld: „Adels Schematismus der östreich. Kaiserstaats" (1. Jahrg., Wien 1824); das „Handbuch für Reisende in dem östreich. Kaiserstaate", von R. E. v. Jenny (vgl. die Berichtigungen in Hormayr's „Archiv", 1824); „Oestreichs Donaustrom", von J. A. Schultes (Tübingen 1827); und D. Sartori's „Histor.-ethnograph. Uebers. der wissenschaftl. Cultur und Literatur des östr. Kaiserth." Wien 1830, 2 Thl.). Ein „Oestreichisches Künstlerlexikon" wird vorbereitet.

Oströmisches Kaiserthum, s. Orientalisches Kaiserthum.

Ostsee, s. Baltisches Meer.

Osymandyas, ein Pharao des alten Aegyptens, um 1500 v. Chr., welcher die Riesenwerke und Felsmassen des ägypt. Thebens errichtete, das Memnonium der hunderthorigen Stadt baute und (nach Diodor) auf seinen Koloß setzen ließ: „Ich bin Osymandyas, König der Könige; wer wissen will, wie groß ich war, und wo ich ruhe, der zerstöre eines meiner Werke". Heeren („Histor. Werk", XIV., 241 fg. und 317 fg.) vermuthet, daß Osymandyas ein Beiname des großen Ramesses oder des Sesostris sey, weil alle Bildwerke des Memnoniums sich auf die Sage von den Thaten dieses großen Königs bezie-

hen. (Vgl. Memnon.) Nach A. gehörte Osymandyas der 15. Dynastie an und lebte um 2300 v. Chr. Nach des turiner Akademikers Ritters von St.-Quentin Erklärung der Hieroglyphen am Fußgestelle einer kolossalen Bildsäule, aus hartem röthlichem Sandstein, die im ägypt. Museum zu Turin aufgestellt ist (Drovetti hatte sie 1818 aus dem Schutte des uralten Tempels von Karnak hervorgezogen), soll diese Statue — die größte und wohl auch eine der schönsten, welche bis jetzt unversehrt von den Ufern des Nils nach Europa gekommen sind — der König Osymandyas sein.

Öta, ein berühmter Berg Alt-Griechenlands, zwischen Thessalien und Macedonien, oder genauer, eine Bergkette, die sich von dem Meerbusen Malia, in westl. Richtung, nach dem Pindus erstreckt und von da nach der Bai von Ambracia ausläuft. (Vgl. Hercules und Thermopylen.)

Otahiti, Taiti (vormals Sagittaria, Neu-Cythere, Wallis, König Georgs III. Insel, die größte unter den 14 Gesellschaftsinseln Australiens, liegt in der Südsee unter einem glücklichen Himmel (222° L. und 17° S. Br.). Dieses anmuthige, von einem sinnlichen und naiven Naturvölkchen bewohnte Eiland wurde von dem engl. Capt. Wallis 1767 entdeckt und in Besitz genommen. Cook, der 1769, 1773 und 1777 auf Otahiti landete, und Forster haben uns jene Inselgruppe zuerst genauer kennen gelehrt. Die Insel ist gebirgig; eine Bergspitze hat 9530 engl. Fuß Höhe. Sie besteht aus 2 Halbinseln, von denen die größere, Opureonu oder Otaheit Oue (Großtaiti), mit der Matavaibai bei der Venusspitze mit einem Hafen, und die kleinere Tiarrahu, oder Otaheiti-Iti (Kleintaiti), mit dem kleinen Hafen O-Alpieha. Jede Halbinsel hat ihren Erbkönig und viele und sichere Häfen, die durch die sich rings um Taheiti herumziehenden Korallenriffe gebildet werden. Die Produkte sind: Brotfruchtbäume (von denen 3 einen Menschen ein Jahr hindurch ernähren), Arum und Yamswurzeln, Kürbisse, Kartoffeln, Zuckerrohr (saftreicher als das gewöhnliche, gibt auf gleichem Flächenraum ⅓ Zucker mehr und liefert vorzüglich ein dickeres holzreicheres Rohr zum Brennmaterial, Zeuchpflanzen, Bananas, Ava (mit großen Heilkräften), Kokuspalmen, Pisang oder Paradiesfeigen, der berauschende Pfefferbaum, Kakaonüsse, Platanen, Papiermaulbeerbäume, süße Baraten, Feigen in 3 Arten, taheitischer Kastanienbaum, und seit Cook und Bligh Orangen, Ananas, Papayen, Citronen, Kürbisse, Granatäpfel ꝛc. An Thieren gibt es u. A. Hunde, Schweine, Haushühner, wilde Enten, grüne Turteltauben, Papageien, Eisvögel, Wallfische, Seehunde, Haifische ꝛc., seit den Besuchen der Engländer und Spanier Rinder, Pferde, Schafe, Ziegen, Pfauen, Truthühner, Gänse. Aus dem Mineralreich sind vorhanden: Thonerde, schwarzer Basalt, woraus die Einw. ihre Beile und Streitärte verfertigen, Eisen, Mergel, Schwefel, Lava, an einigen Orten Salzseen. Die Einwohner, ein gutmüthiges, gastfreies und frohes Volk, sind zum Theil von weißer Farbe mit etwas braungelbem Anstrich, zum Theil auch dunkelbraun, übrigens reinlich und am Sonntage auf europäische Weise bekleidet. Ihre Sprache ist mit der auf Neuseeland, den Tonga- und Marquesasinseln außer einigen Abweichungen übereinstimmend. Die ärmsten Einwohner beschäftigen sich ohne Beschwerden mit Feldbau. Man verfertigt allerhand Zeuche vom Papiermaulbeerbaum mit gefälligen Mustern, geflochtene Matten, Kanots, Fischergeräthe, musikalische Instrumente, Waffen aus Steinen, Knochen und Eisen. Ihre Kenntnisse schränken sich auf medicinische, besonders chirur-

chische Hülfe, und ihre schöne Künste auf Musik und dramatische Tänze ein. Mehres s. Missionen und Pomarre.

Otfried, Mönch im Benedictinerkloster Weißenburg im Elsaß und wahrscheinlich aus Schwaben gebürtig. Der Ruf des gelehrten Rabanus Maurus bewog ihn, gegen die Mitte des 9. Jahrh., zu seiner höhern Ausbildung sich nach Fulda zu begeben. Nach seiner Rückkehr ward er Vorsteher der Schule seines Klosters. Sein Todesjahr ist unbekannt. Sehr verdient machte er sich um d. J. 870 durch eine freie dichterische Bearbeitung der Evangelien in alemannischer Mundart. „Otfridi evangeliorum liber, veterum Germanorum grammaticae, poeseos, theologiae preclarum monumentum“ (Evangelienbuch in altfränkischen Reimen, durch Otfrieden von Weißenburg u. s. w., Basel 1571). Der Herausgeber war Flacius. Einen bessern Abdruck veranstaltete Schilser, mit trefflichen Anmerkungen von Scherz begleitet, Ulm 1726, Fol. Sie ist als das Hauptdenkmal der althochdeutschen Sprache zu betrachten. Otfried ist der erste deutsche Dichter, der sich des Reims statt der frühern Alliteration bediente.

Otho (Marcus Salvius), Nachfolger des Kaisers Galba, stammte aus einer consularischen Familie, verlebte seine Jugend in Schwelgerei und Müßiggang und wurde des Nero Vertrauter. Der Kaiser ernannte ihn zu seinem Statthalter von Lusitanien, um seiner Liebe zur Poppäa Sabina, der Gemahlin Otho's, auf deren Schönheit ihn dieser selbst aufmerksam gemacht hatte, um so ungehinderter folgen zu können. Otho verwaltete jene Stelle 10 Jahre lang mit Ruhm. Er war der Erste, der sich für Galba erklärte, als dieser sich gegen Nero empörte, begleitete ihn nach Rom und ward nach dessen Thronbesteigung zum ersten Male Consul (67 n. Chr.). Da ihn Galba nicht zum Nachfolger ernannte und die Zerrüttung seines Vermögens ihn in die peinlichste Lage versetzte, so dachte er darauf, den Kaiser zu stürzen. Dieß gelang ihm mit Hülfe der Prätorianer und der übrigen Truppen. Galba ward ermordet und Otho zum Kaiser ausgerufen. Aber die Legionen in Deutschland ernannten den Vitellius zum Kaiser. Umsonst bot Otho unmäßige Summen, diesen zu gewinnen. Vitellius schlug das Anerbieten aus, Mitkaiser zu werden, und führte sein Heer über die Alpen. Otho, für den sich die meisten Provinzen erklärt hatten, sandte diesen alten Kriegern ein zwar neugeschaffenes Heer entgegen, welches des Vitellius getheilte Truppen drei Mal schlugen. Dadurch stolz und unvorsichtig gemacht, befahl Otho ein entscheidendes Treffen gegen die nun vereinigten Truppen des Vitellius und wurde besiegt. Auf die Nachricht davon beschloß er durch freiwilligen Tod den Bürgerkrieg zu enden, so wenig auch seine Lage ihn zu einem so verzweifelten Entschlusse trieb. Er durchbohrte sich mit einem Dolche, nachdem er 3 Monate und 3 Tage regiert hatte, und bewies durch diese That, wie durch manche frühere, daß er bei aller Sittenlosigkeit einen kühnen und entschlossenen Geist besaß.

Ottave Rime (ital.), Octavreime, s. Stanze.

Ottensen, ein großes und schönes Dorf in Holstein, nahe bei Altona, mit 1500 E., dessen Kirchhof durch die Gräber Klopstock's, seiner Meta und seiner 1821 gest. Witwe, des Herzogs Karl Wilh. Ferd. v. Braunschweig (s. d.), welcher bis 1818 in dem Grabgewölbe der Kirche ruhte, wie durch die Grabstätte der 1813 vertriebenen Hamburger, berühmt ist.

Otto I., der Große, Kaiser, ältester Sohn König Heinrichs I., des Vogelstellers, geb. 917, folgte demselben in der Regierung und

wurde 936 zu Aachen gekrönt, obwohl seine Mutter Mathilde ihren jüngern Sohn Heinrich lieber als Nachfolger ihres Gemahls gesehen hätte. Kurz darauf dämpfte er im Innern Deutschlands einen Aufruhr, welchen Eberhard, Herzog von Franken, erregt hatte, und nöthigte ihn zur Unterwerfung. Ebenso glücklich war er gegen die Dänen, welche in Schleswig eingefallen waren, ferner gegen die Böhmen. Er bekehrte die Erstern zum Christenthum und unterwarf die Letztern auf immer dem deutschen Reiche. Baiern, wo die Söhne des letztverstorbenen Herzogs Arnulf nach Unabhängigkeit gestrebt hatten, ertheilte er Arnulf's Bruder Berthold, und nach einem zweiten Aufstande des Herzogs Eberhard und nach Berthold's Tode (947) seinem Bruder Heinrich, nachdem seine Mutter, nach langer Fehde, eine Aussöhnung zwischen beiden Brüdern zu Stande gebracht hatte. Ebenso belehnte er seinen Sohn Ludolf (949) mit dem Herzogthum Schwaben und seinen Schwiegersohn, Konrad von Worms, mit dem Herzogthum Lothringen. So von Innen und Außen Deutschland befestigend, zog er auf die Bitte seines Schwagers, König Ludwig's, übers Meer nach Frankreich und befestigte ihn auf dem Throne, nach welchem der mächtige Graf Hugo von Paris strebte. Auf gleiche Weise flehten die Italiener, von König Berengar II. hart bedrängt, um Hülfe. Er eilte über die Alpen, besiegte Berengar und vermählte sich, eben zum Witwer geworden, mit des vorigen Königs Lothar Witwe, **Adelheid** (s. d.). Zu Pavia (951) wurde ihm die eiserne Krone zu Theil; doch eben der Besitz von Italien verwickelte ihn in der Folge in mehre bedenkliche Kämpfe. Da sich sein Sohn Ludolf von Schwaben mit seinem Schwager, dem Herzog Konrad von Lothringen, verbunden, um den Herzog Heinrich von Baiern, Otto's Bruder, vom Hofe zu entfernen, und deßhalb die Waffen ergriffen hatte, verloren beide ihre Herzogthümer 954. Schwaben erhielt Burkhard, Herzogs Heinrich's von Baiern Schwiegersohn; Lothringen wurde aber unter zwei getheilt. Ein Einbruch der Hungarn in Deutschland wurde von Otto auf dem Lechfelde bei Augsburg den 10. August 955 so kräftig zurückgewiesen, daß sie seit dieser Zeit keinen Angriff auf Deutschland mehr wagten. Da aber indeß Berengar sich von neuem empört hatte, zog er zum zweiten Mal nach Italien, nöthigte ihn, bei den Sarazenen in Unteritalien einen Zufluchtsort zu suchen, worauf ihn 961 der Erzbischof von Mailand zum König von Italien und am 2. Febr. 962 Papst Johann XII. in Rom zum Kaiser krönte. Letzterer leistete ihm den Eid der Treue und die Geistlichkeit versprach, künftighin nur in Gegenwart kaiserlicher Commissarien einen Papst zu wählen, worauf Otto die Schenkungen Pipin's, Karls des Großen und Ludwigs des Frommen im Allgemeinen bestätigte. Kaum hatte sich aber Otto von Rom entfernt, so rief Johann den König Berengar wieder herbei; Otto zog deßhalb wieder nach Rom, setzte Johann ab und Leo VIII. an seine Stelle, der auch feierlichst für sich und seine Nachfolger versprach, daß nur Otto und seine Nachfolger das Recht zur Ernennung eines Papstes haben sollten. Die Römer setzten indeß, da Otto die Stadt verlassen, Leo ab, und gaben sich eine republikanische Verfassung. Otto erschien auf diese Nachricht abermals in Rom und bestrafte die Rädelsführer. Die letzten Jahre Otto's beschäftigte ein Krieg mit dem griech. Kaiser Nikephoros II., weil derselbe die mit Otto's Sohne, dem nachherigen Kaiser Otto II., verlobte Tochter, Theophania, nicht ausliefern wollte und die nach Konstantinopel geschickten Gesandten hatte ermorden lassen. Die griech. Armee wurde in Calabrien geschlagen und die gemachten Gefangenen

mit abgeschnittener Nase nach Konstantinopel geschickt, worauf der Nachfolger von Nikephoros, Johann Zimiskes, Frieden schloß und seine Nichte Theophania an Otto schickte. Otto starb kurz darauf den 7. Mai 973 mit dem Ruhme, Karls des Großen Reich in Italien wieder hergestellt zu haben. Ihm verdankte die Geistlichkeit in Deutschland Reichthümer und Macht, indem sie von ihm die Belehnung über Land und Leute erhielt. Er hatte dabei die Absicht, ein Gegengewicht gegen die weltliche Macht seiner Vasallen zu schaffen, die ihm während der Dauer seiner Regierung oft lästig geworden war. Auch stellte er die Pfalzgrafen wieder her und bemühte sich, Künsten und Wissenschaften in Deutschland Eingang zu verschaffen.

Otto II., geb. 955, Otto's I. und der schönen Adelheid jüngster Sohn, bestieg den Kaiserthron den 13. Mai 973, nachdem er schon bei dessen Lebzeiten als röm. König Theil an der Regierung genommen hatte. Seine Mutter Adelheid bemächtigte sich, unter dem Vorwand seiner Jugend, der Zügel des Staats; allein Otto war es bald müde, sich von ihr leiten zu lassen, und entfernte sich vom Hofe. Die Partei Adelheid's wandte sich nun zu dem jungen Herzog Heinrich von Baiern, um Otto einen Nebenbuhler entgegenzusetzen; der Kaiser besiegte aber den Herzog, nahm ihm Baiern und überließ es seinem Vetter Otto von Schwaben (987). Indeß hatten Harald, König von Dänemark, und Boleslaus, Herzog von Böhmen, diese Unruhen zu benutzen gesucht und waren in Deutschland eingefallen, allein sie wurden ebenfalls besiegt. Auch der König Lothar von Frankreich, der auf Lothringen ein Recht zu haben glaubte und sich desselben bemächtigt hatte, traf gleiches Geschick; denn die Deutschen drangen bis nach Paris vor, Alles auf ihrem Zuge verheerend. Otto wurde indeß beim Rückgange am Flusse Aisne geschlagen. Durch den mit Frankreich geschlossenen Frieden wurde Lothar's Bruder, Karl, mit Niederlothringen belehnt. Während indeß Otto Deutschland beruhigte, hatten die Römer sich der deutschen Herrschaft entzogen; der Gegenpapst Bonifacius VII. lud daher den Kaiser dringend ein, nach Rom zu kommen und die Rebellen zu züchtigen. Otto überstieg die Alpen, führte die Rebellen 981 zu ihrer Pflicht zurück und ließ die vornehmsten Rädelsführer hinrichten. Ebenso führte er Krieg gegen die mit den Sarazenen verbundenen Griechen und wurde, da gleich zu Anfange der Schlacht bei Basentello in Calabrien den 13. Juli 982 die Krieger von Rom und Benevent die Flucht ergriffen, geschlagen. Von den Arabern auf der Flucht verfolgt, warf er sich in das Meer und ward von einem vorbeisegelnden griechischen Schiffe aufgenommen und nach Rosana in Calabrien geführt, wo er, sich zum zweiten Male in das Meer stürzend, glücklich den Händen seiner Feinde entrann. Leider aber war durch die Gefahren dieses Feldzugs seine Gesundheit auf immer zerrüttet worden; er ließ daher auf einem Reichstage zu Verona seinen Sohn zum Nachfolger ernennen, und starb bald nachher zu Rom den 7. Dez. 983, mitten unter den Vorbereitungen zu einem neuen Feldzuge gegen Griechen und Sarazenen.

Otto III., einziger Sohn des Vorigen, geb. 980, war kaum 3 Jahre beim Tode seines Vaters alt, wurde aber dennoch 983 zu Aachen zum Kaiser gekrönt. Der Herzog Heinrich von Baiern, der schon unter seinem Vater Unruhen angestiftet hatte, versuchte dasselbe auch unter Otto III.; er bemächtigte sich nämlich der Person des jungen Kaisers und riß die Obervormundschaft während dessen Minderjährigkeit

an sich. Durch die Bemühungen des Erzbischofs Willigis von Mainz wurde ihm jedoch die Regentschaft entrissen. Um ihn aber zufrieden zu stellen, erhielt er das Herzogthum Baiern wieder, worauf Otto's Mutter Theophania, und nach ihrem Tode die Großmutter, Adelheid, Vormünderin wurde. Er erhielt eine treffliche Erziehung und berechtigte zu großen Erwartungen, sodaß er allgemein nur das Wunderkind hieß. Da indeß Italien von vielen Parteien zerrissen war, rief Papst Johann XV., von Crescentius bedrängt, Otto zu Hülfe. Die Rebellen wurden verjagt und Johanns Nachfolger, Gregor V., krönte Otto (996) zum Kaiser. Kaum hatte er indeß Rom verlassen, als Crescentius den Papst Gregor ab- und Johann XVI. einsetzte, der in Uebereinstimmung mit den Rebellen darauf dachte, die griechischen Kaiser wieder nach Italien zu rufen. Otto zog deßhalb zum zweiten Mal nach Italien, bemächtigte sich Roms, setzte Johann ab und ließ den gefangenen Crescentius hinrichten. Da indeß der wieder eingesetzte Gregor V. 999 starb, ernannte Otto IV. den Erzbischof Gerbert zu dieser Würde, der den Namen Sylvester II. annahm. Kaum war jedoch Otto nach Deutschland zurückgekehrt und hatte von da die Gebeine des heiligen Adalbert in Gnesen besucht, diesen Ort zum Bisthum erhoben und dem Herzog Bogeslaus von Böhmen den Königstitel gegeben, so rief der Einfall der Sarazenen ihn zum dritten Mal nach Italien. Er erreichte Rom, welches er zu seiner Residenz zu machen gedachte, wurde aber daselbst von den aufrührischen Bürgern in seinem Schlosse belagert und entfloh mit genauer Noth. Er starb auf dem Schlosse Paterno in Campanien den 28 Jan. 1001, der Sage nach durch vergiftete Handschuh, die ihm die Witwe von Crescentius anempfohlen hatte. Mit ihm starb der Mannsstamm Otto I. aus und es folgte ihm der Herzog Heinrich II. von Baiern, sein Verwandter, der den Namen des Heiligen führt.

Otto IV., der Stolze, Sohn Heinrichs des Löwen, Herzog von Sachsen, geb. 1175 nach Kaiser Heinrichs VI. Tode, während der Minderjährigkeit von Heinrich's Sohne, Friedrich, erwählt, während die schwäbische Partei im folgenden Jahre Heinrichs Bruder Philipp als König von Deutschland huldigte. Innocenz III. unterstützte ihn gegen der Hohenstaufen Macht; dennoch hätte seine Partei sicher unterlegen, wenn nicht Philipp von Otto von Wittelsbach ermordet worden wäre (1208). Um sich nun auf dem Thron zu befestigen, zog er nach Italien und ließ sich zum Kaiser krönen. Der Papst gab ihm die Krone, nachdem Otto versprochen, ihm die Mathildischen Güter und namentlich die Mark Ancona und das Herzogthum Spoleto zu überlassen. Ungeachtet des bei diesem Versprechen geleisteten Schwures, nahm Otto die Mathildischen Güter in Besitz. Der Papst drohte ihm mit dem Banne; demungeachtet drang der Kaiser in Apulien ein, was dem jungen Friedrich von Hohenstaufen gehörte. Des Papstes geschleuderter Bannstrahl bewirkte hierauf in Deutschland die Wahl Friedrichs II., der zu Mainz gekrönt wurde. Otto kehrte nach Deutschland zurück, versuchte das Glück der Waffen gegen König Philipp August von Frankreich, Friedrichs Bundesgenossen, wurde aber den 2. Juni 1214 bei Bouvines geschlagen und verlor dadurch noch seine wenigen Anhänger in Deutschland. Er zog deßhalb in seine Erblande zurück, führte den Kaisertitel, übte einige kaiserliche Gerechtsame und starb den 15 Mai 1218. Ungeachtet er zwei Mal sich vermählte, zuerst mit Marie von Brabant, von der er sich unter dem Vorwande der nahen Verwandtschaft scheiden ließ, und zum zweiten Mal mit

Beatrix von Schwaben, Tochter Kaiser Philipps, die aber 4 Tage nach der Heirath starb, hinterließ er doch keine männlichen Nachkommen.

Otto, Pfalzgraf von Wittelsbach, der Mörder Philipps von Schwaben, war ein Brudersſohn Ottos des Großen von Wittelsbach, seit 1180 Herzogs in Baiern und Stammvaters des noch jetzt regierenden bairischen Fürstenhauses. Otto, Pfalzgraf von Wittelsbach, der Vorigen Bruder, war ein treuer Anhänger Philipps von Schwaben gegen Otto VI. und erhielt deßhalb von demselben das Versprechen ihm eine seiner Töchter zur Gemahlin zu geben, welches jedoch Philipp, von Otto gewarnt, zurücknahm. Ebenso warnte Philipp, als Otto nach Polen ziehen und dort die Tochter eines Herzogs heirathen wollte und den Kaiser um einen Empfehlungsbrief gebeten hatte, den Herzog von Polen vor Otto'n und ersuchte ihn, sich seiner Person zu bemächtigen. Otto von Wittelsbach Betrug ahnend, erbrach den Brief, kehrte an Philipps Hof in Bamberg zurück und versetzte ihm den 21. Juni 1208, in sein Gemach dringend, eine Wunde am Kopfe, woran derselbe starb. Otto d. Vierte erklärte ihn hierauf noch in demselben Jahre auf dem Reichstage zu Frankfurt a. M. und nachher auf dem zu Augsburg in die Reichsacht; der Marschall von Pappenheim erhielt den Auftrag, sie zu vollziehen, traf ihn 1209 auf der Flucht an der Donau und tödtete ihn. Das Schloß Wittelsbach in Oberbaiern, der Hauptort einer ansehnlichen Grafschaft, wurde zerstört. Babo (s. d.) hat diese Geschichte dramatisch bearbeitet.

Otto von Freisingen, des Markgrafen von Oestreich, Leopold des Heil. und der Agnes (Tochter Kaiser Heinrichs IV.) Sohn. Sein Vater, der ihn dem geistlichen Stande widmete, ernannte ihn zum Probste des von ihm gestifteten Klosters zu Neuburg, übertrug aber die Verwaltung dieses Amts einstweilen einem Andern, bis Otto von Paris, wohin er ihn wegen seiner Studien gesendet hatte, zurückgekehrt seyn würde. Vorzügliche Talente, eine ungemeine Gelehrsamkeit und seine edle Gestalt versprachen dem jungem Otto die glänzendsten geistlichen Würden; aber fern von allem Ehrgeize, trat er auf seiner Rückreise von Paris zu Morimont in Burgund in den Cisterzienserorden und ward in Kurzem Abt dieses Klosters. Hier würde er in frommer Sitte sein Leben hingebracht haben, hätte ihn nicht sein Stiefbruder, Kaiser Konrad III., 1137 veranlaßt, das Bisthum Freisingen anzunehmen, das er 20 Jahre, bis an seinen Tod (22. Sept. 1185) verwaltete. Durch eine allgemeine Geschichte (gewöhnlich mit Unrecht Chronik genannt) bis 1146, und durch eine Geschichte Kaiser Friedrichs I. hat er sich unter den deutschen Historikern des Mittelalters einen ehrenvollen Rang erworben. Hat auch sein Styl bisweilen etwas Gezwungenes und Gekünsteltes, so zeigt doch die ganze Behandlung des Stoffs den mit dem Leben und Treiben der großen Welt vertrauten Mann. Seine Verwandtschaft mit dem Kaiserhause verschaffte ihm die genauesten Nachrichten und wichtige Urkunden, die er ganz einrückte. Seine mit Unrecht bezweifelte Unparteilichkeit macht ihn höchst schätzenswerth; am schönsten hat er sie in der Schilderung der Streitigkeiten zwischen dem Papste und dem Kaiser bewährt, bei welcher er, an die eine Partei durch seine Verhältnisse als Geistlicher, an die andere durch seine Blutsfreundschaft geknüpft, allerdings einen mißlichen Standpunkt hatte. Uebrigens war seine Geschichte, als eines großen Trauerspiels, welche durch sein ganzes Werk hindurch geht, gewiß nicht mönchische Frömmelei, sondern tiefgeschöpftes

Ergebniß aus den Schicksalen seiner eigenen Familie und aus den Ereignissen, welche die damals in trüben Massen gährende Welt seiner Beobachtung darbot. Neueste Ausg. seiner Schriften in Urstisius's Sammlung „deutscher Geschichtschreiber“; seine Geschichte Friedrichs I., deutsch bearbeitet in Schillers „Memoiren“, 1. Abth. 2r Band.

Ottokar II., Primislaus, König von Böhmen seit 1253, Herzog von Oestreich seit 1251, der erste Erbauer Königsberg in Preußen (auf einem Kreuzzuge 1254) war ein kriegerischer, kronensüchtiger Fürst, der eine Menge Gewaltthaten auf sein Haupt häufte. Er schändete, wie man behauptet, die Tochter seines Vasallen, Benesch von Diedig und zog sich dadurch die Feindschaft des mächtigen Hauses der Rosenberg zu. Nachdem er Steiermark durch den Sieg auf dem Marchfelde (s. d.) 1260 behauptet hatte, ließ er Gertruden, Friedrichs von Oestreich Mutter, aus ihrer letzten Freistatt vertrieben. Er verstieß seine unfruchtbare Gemahlin, Margaretha von Oestreich (1261), um sich mit Kunigunden von Massovien, der Enkelin Bela's, zu vermählen, die mit Zawisch von Rosenberg buhlte. Er ließ den Benesch nebst dem Otto von Meißau in dem Hungerthurme zu Eichhorn verbrennen u. s. w. Ottokar ward seines frühern Waffengefährten, Rudolfs von Habsburg, tödtlicher Feind, als dieser zum Kaiser erwählt wurde und im Namen des Reichs die usurpirten Rechte von ihm zurückforderte. Besiegt vom Kaiser 1277, leistete er demselben auf der Donauinsel Kamberg die Huldigung. Daß hier die Vorhänge des Zeltes niedergefallen seyen, sodaß beide Heere den Ottokar vor dem Kaiser knieend erblickten, ist eine unerwiesene Sage. Bald aber, durch Kunigundens Schmähungen gereizt, brach Ottokar seinen Eid und bereitete sich selbst den Untergang. Ottokar's Schicksal während 18 J., von seinem Sieg über Bela IV. von Ungarn bei Kroissenbrunn (1260) bis zu seinem Falle in der Schlacht am Weidenbache bei Stillfried oder Marchegg (26. Aug. 1278) auf dem Marchfelde, gegen Kaiser Rudolf, hat Grillparzer den Stoff zu einem Trauerspiele: „König Ottokars Glück und Ende“ (Wien 1825) gegeben. In dieser Schlacht hat ihn ein Rosenberg, des Benesch Bruder, mit seinem Heerhaufen verrätherisch verlassen, und ein Meerenberg, der unter des Kaisers Fahnen focht, gegen Rudolfs Befehl, im Kampfe getödtet. Ihm folgte in Böhmen und Mähren sein Sohn Wenzeslav II., mit welchem 1305 der Stamm Przemislas's erlosch.

Ottomanische Pforte, s. Türkei.

Otus, s. Aloiden.

Otway (Thomas), Tragödiendichter, geb. 1651 zu Trotting in Sussex, erhielt seinen ersten Unterricht zu Winchester und bezog 1669 die Universität zu Oxford, die er aber vor Beendigung seiner Studien verließ. Er betrat in London die Bühne, jedoch ohne Erfolg. Glücklicher war er als Theaterdichter. 1675 wurde sein erstes Trauerspiel „Alcibiades“ gegeben; und 1676 „Don Carlos“, der mit großem Beifalle aufgenommen wurde. Seine theatralischen Arbeiten verschafften ihm vornehme Bekanntschaften, durch welche er 1677 eine Anstellung als Cornet bei den nach Flandern bestimmten Truppen erhielt. Otway folgte zwar seinem Regimente, kam aber bald in seiner gewohnten Dürftigkeit nach London zurück. Hier erwarb er durch Arbeiten für das Theater seinen Unterhalt, den jedoch Mangel an Aufmunterung und Ausschweifungen sehr schmälerten. Er übersetzte „Titus und Berenike“ und „Scapin's Ränke“ aus dem Französischen, und schrieb zwei neue Trägödien: „The Orphan“ (1680) und „Venice preserved“

(1682). Beide haben sich auf der Bühne erhalten und seinen Ruf gegründet. Wäre Otway auf diesem Wege fortgegangen, so würde er gewiß noch größere Werke geliefert haben, aber die äußerste Noth, aus der er sich nie emporarbeiten konnte, machte s. Leben schon 1685 ein Ende. Sein Tod erregte zwar Theilnahme, aber sein unsittlicher Charakter hatte ihn um die allgemeine Achtung gebracht.

Oude, Aud, ein zu Bengalen gehöriges, der brit.-ostind. Gesellschaft zinsbares Vasallenreich, an beiden Seiten des Ganges (25—30° N. B.), nebst Duab 3005 □M. groß, mit 5 Mill. Einw.; nach A. hat Aud allein nur 950 □M. und 3 Mill. Einw. Das Land ist reich an Indigo ꝛc. Der Sultan von Aud unterhält 10.000 Mann brit. Truppen und zahlt von s. Einkommen, das 12 Mill. Thaler beträgt 4½ Mill. Thaler an die Compagnie, welche in seinem Lande die wichtige Stadt u. Festung Allahabad als Souverain besitzt. In der heil. Stadt Aud am Goggra steht ein berühmter Hindutempel und Aurengzeb's große Moschee. Der Schah von Aud Saadet Aly, oder Haider Schah, m. d. Titel: Abulmusaffir ꝛc. (starb 20. Oct. 1827), hat ein Prachtwerk: „Heft Culsum" oder „The seven seas, a dictionary and grammar of the persian language, by H. Maj. the king of Oude" (7 Bde., Fol.), in s. Druckerei zu Lucknow 1822 gedruckt, herausgegeb. und mehre Exemplare desselben der ostindischen Gesellschaft zur Vertheilung in Europa zugestellt. Die Universitäten zu Wien, Göttingen, Rostock, Halle, Leipzig, Jena, deßgl. die königl. Bibliotheken zu Berlin, Dresden und München, haben Exemplare erhalten. Der Schah hat das Wörterbuch, welches in 6 Bdn. 22 862 Artikel und im 7. Bde. die Grammatik enthält, selbst gesammelt und das Werk von den Gelehrten s. Hofes vollenden lassen im J. der Hegira 1237 (Christi 1821). Es ist vollständiger als Meninski. Eine philosophische Bearbeitung des Sprachschatzes nach europäischer Weise darf man von dem orientalischen königl. Lexikographen nicht erwarten. Die Hauptst und Residenz Lucknow am Gunty hat 300.000 Einw.

Ouen, St.- (Villa sancti Audoeni), ein in der Geschichte Frankreichs oft erwähntes Dorf, im Depart. der Seine, Arrondissement von St.-Denys. Nach daselbst gefundenen Inschriften besaß schon Dagobert ein Haus oder Schloß auf der Stelle in St.- Ouen, wo jetzt die Villa eines Herrn Doria steht, die früher dem Prinzen von Soubise gehörte, doch kommt St.-Ouen selbst erst im 13. Jahrh. bei den Geschichtschreibern vor. Zu dieser Zeit soll der Geheimschreiber des Königs, Wilh. v. Crespy, auf dem Platze, wo jetzt das Dorf steht, einen großen Maierhof gebaut haben, den später seine Erbin, Agnes von Crespi, dem Grafen von Alençon, Karl von Valois, mit der Bedingung übergab, daß dafür ihre Nachkommen von allen Abgaben befreit würden. Von nun an ward St.-Ouen sehr erweitert und verschönert und häufig der Aufenthaltsort vornehmer Personen. Als 1351 König Johann den Ritterorden vom Stern stiftete, wies er demselben das Schloß (Noble maison) von St.-Ouen zu seinem Versammlungsorte an und die Ritter wurden darnach in der Folge oftmals „Chevaliers de Noble-Maison" genannt. Schon vor der Aufhebung des Ritterordens vom Stern unter Karl VIII. hatte das Noble-Maison aufgehört ein königliches Eigenthum zu seyn, und war zu Ende der Regierung Ludwigs XI. in die Hände der Mönche von St.- Denys unter der Bedingung gekommen, daß sie Gott für die Erhaltung des Lebens dieses Königs bitten sollten. In neuern Zeiten besaßen der geistvolle Herzog von Nivernois, der Prinz Rohan u. a. Große des Reichs

Landhäuser in St.-Ouen, die jetzt zum Theil durch die Ereignisse in der Revolution zu andern Zwecken, als Vergnügung einzelner Vornehmen verwendet werden, wie sich denn z. B. in den ehemals dem Prinzen Rohan gehörigen Gebäuden die Spinnmaschinen des Herrn Louis Ternaux befinden. Auch erließ von hier aus Ludwig XVIII. den 2. Mai 1814 die berühmte Declaration, in welchem er sich verpflichtete, Frankreich als ein constitutionneller König nach liberalen und verfassungsmaßigen Normen zu regieren.

Ourcqcanal geht bei dem Dorfe Mareuil unterhalb la Ferte Milon, aus der Ourcq (Quelle nordöstlich von Chateau-Thierry, Md. bei Lisy an der Marne) und längs diesem Flusse und der Marne bis Clays, dann westwärts in ein großes Wasserbecken bei dem Dorfe la Vilette an der Nordseite von Paris. Er versorgt Paris mit sehr gutem Wasser und trägt Fahrzeuge von mittler Größe. Er wurde von Napoleon 1802 angelegt, sieht aber noch bis jetzt seiner Vollendung entgegen. 1822 kamen auf diesem Canal 769 Fahrzeuge mit Holz, Kohlen, Mehl ꝛc. und 2617 Flöße nach Paris.

Ouverture ist ein Tonstück, welches zum Eingang, zur Eröffnung eines großen Concerts, einer Oper oder einer feierlichen Aufführung der Musik dient. Der franz. Componist Lully soll der Erste gewesen seyn, der zu seinen Opern Ouverturen verfertigt habe. Da die Ouverture nichts anders als eine Einleitung ist, die den Zuhörer für die Musik überhaupt einnehmen soll, so hat sie keinen nothwendigen und bestimmten Charakter. Nur könnte davon überhaupt verlangt werden, daß er dem Charakter der Hauptmusik, welcher die Ouverture zur Einleitung dienet, angemessen, folglich anders sey zu Kirchenstücken als zu Opern; und wieder anders zur hohen Oper, als zur Opera Buffa. Ehedem hatte die Ouverture eine bestimmte Form; sie begann insgemein mit einem Stücke von ernsthaftem aber feurigem Charakter im Vierviertelkakte, gar oft ward dieser Theil in einzelnen Stellen fugirt, und zwar so, daß der Hauptplatz oder das Thema bald in der Hauptstimme, bald im Basse vorkam; er schloß, wenn er in der großen Tonart war, in der Dominante; in der kleinen Tonart geschah der Schluß auch wohl in der Mediante. Hierauf folgte eine wohlgearbeitete Fuge, welche in Bewegung und Charakter allerlei Arten von Ballaten und Tanzmelodien ähnlich seyn konnte. Nach der Fuge kam zuweilen noch einen Anhang von einigen Takten, der wieder in der Taktart des ersten Theils war, womit die Ouverture, wenn sie zu einer Oper dienen sollte, sich endigte. War sie für Concerte bestimmt, so folgten nach der Fuge die meisten Arten der Tanzmelodien. In neuerer Zeit hat man angefangen, die Ouverture ihrem Zwecke zufolge so zu bearbeiten, daß das Gemüth des Hörers dadurch zu dem Inhalt des folgenden vorbereitet wird. Zu weit geht man aber in neuester Zeit, wo die Ouverture die Hauptmelodien des ganzen Stücks verbindet und dadurch gleichsam zu einem bloßen Registers des Stücks wird.

Ovale ist in der Geometrie eine geschlossene, krummlinige, regulaire Figur, deren zwei Hauptdurchmesser ungleich sind. (S. Ellipse).

Ovation, s. Triumph.

Overberg (Bernard), geb. 1745 zu Völtlage im Osnabrückischen, erhielt seine wissenschaftliche Bildung zuerst am Gymnasium zu Rheine, dann an der Hochschule zu Münster. Mit ausgezeichneten Kenntnissen bereichert, wurde Overberg, nachdem er die höhern heiligen Weihen empfangen hatte, 1780 Kaplan zu Everswinkel im ehemaligen mün-

sterischen Amte Wollbeck. Während seines Aufenthalts daselbst widmete er sich vorzüglich dem Studium der Pädagogik, und ward durch den münsterischen Minister von Fürstenberg (s. d.) 1783 nach Münster berufen, eine allgemeine Visitation der Landesschulen vorzunehmen. Diese verschaffte ihm die Ueberzeugung, daß ein zweckmäßiger Unterricht der sich dem Schullehrerstande widmenden jungen Leute der erste unerläßliche Schritt zur Verbesserung des Schulwesens überhaupt sey. Auf sein Betrieb wurde nun eine Normalschule in Münster errichtet, deren Lehrer Overberg selbst ward. Hier war er ganz an seiner Stelle, auf welcher er so unendlich viel Gutes stiftete. Sein Aeußeres war imponirend: eine hohe ehrwürdige Gestalt, ein freundliches Gesicht, eine herzliche und eindringende Sprache, ein populairer und salbungsvoller Vortrag, Ausdruck eines guten und sanften, religiösen und liebreichen Herzens, zeichneten ihn aus, und zogen die seiner Leitung anvertraute Jugend unwiderstehlich zu ihm hin, sowie sie seinem Unterricht einen bleibenden Eindruck erwarben. 1793 erschien seine „Anweisung zum zweckmäßigen Schulunterricht für die Schulen im Hochstifte Münster"; 1795 sein „Katechismus"; 1799 die „Geschichte d. A. u. N. T."; 1804 ein „Christkathol. Religions-Handbuch": Werke, mit großem Fleiße und vieler Umsicht bearbeitet, welche zahlreiche Auflagen erlebten und in fremde Sprachen übersetzt, ihren segensreichen Einfluß weit umher verbreiteten. Der Raum gestattet es uns nicht, ausführlich über die Verdienste dieses trefflichen Mannes um das Schulwesen zu reden. Nachdem Overberg bereits eine Zeitlang die Stelle eines Examinator synodalis bekleidet hatte, wurde er 1809 Dechant an U. L. Fr. Kirche in Ueberwasser und Regens des bischöfl. Seminariums. Heilsam wirkte er in dieser Eigenschaft während 17 Jahren durch Wort und erhebendes Beispiel auf die Alumnen; und als Seelsorger richtete er viele Trostbedürftigen durch Wort und That wieder auf, zeigte er manchen Irrenden den Pfad des Heils. 1816 ernannte ihn der König zum Consistorialrath im Consistorium zu Münster; schmückte zwei Jahre später seine Brust mit dem rothen Adlerorden dritter Classe und verlieh ihm den Titel eines Oberconsistorialraths. Diese Auszeichnung, sowie die allgemeine ihm so freiwillig dargebrachte Huldigung hatte indeß auf sein schlichtes, offenes Wesen, auf seine christlich fromme Demuth, auf seine hingebende Uneigennützigkeit nicht den geringsten Einfluß. So schlug er die ihm 1823 angetragene zweite Präbende am münsterischen Domcapitel mit einem Gehalte von 1200 Thlr. aus, und ließ sich nur auf wiederholtes Ersuchen bewegen, die Präbende eines Ehrenmitglieds anzunehmen. Mit jener rastlosen Thätigkeit, die ein Hauptzug seines Charakters war, hatte Overberg trotz seinem hohen Alter sich den mühsamen mit seinen verschiedenen Aemtern verbundenen Geschäften noch immer unterzogen. Aber seit einem Jahre vor seinem Hinscheiden litt er an Brustbeschwerden, die denn endlich seinen Tod herbeiführten, welcher am 9. Nov. 1826 zu Münster erfolgte. Sowie sein ganzer Lebenswandel ein durchaus musterhafter gewesen, so waren es auch seine letzten Augenblicke. „Herr! dein Wille geschehe! ich bin bereit!" sprach er, seiner Auflösung heiteren Blickes entgegenschauend. Seine irdische Hülle ward unter allgemeinen Aeußerungen der Trauer, vorzüglich der Armen, welche in ihm einen Vater verloren, auf das Feierlichste zur Erde bestattet. Ein schönes Denkmal erhebt sich über seinem Grabhügel: ein schöneres hat er sich in den Herzen seiner dankbaren Mitbürger gesetzt, denen sein Andenken unvergeßlich bleiben wird.

Ovidius (Publius) Naso, ein berühmter römischer Elegiker im

Zeitalter des Augustus, war zu Solmo, einer Stadt der Pelianer, im J. R. 711 den 20. März geboren und gehörte zum Ritterstande. Wer seine Eltern waren, ist unbekannt; so viel ist aber gewiß, daß sein Vater aus einem alten ritterlichen Geschlecht abstammte und ein nicht unbeträchtliches Vermögen besaß. Sein Vater brachte ihn frühzeitig nach Rom, um ihm hier eine gelehrte und anständige Erziehung geben zu lassen, ihn zum Redner und Sachwalter zu bilden, und ihm so die Bahn zu bürgerlichen Ehrenstellen und den Zutritt zur Rathsherrnwürde zu eröffnen; aber diese Bestimmung war den Neigungen des jungen Mannes nicht angemessen. Ohne Begierde nach Reichthum und äußerm Glanze, innigst vertraut mit den Meisterstücken der römischen und griechischen Dichtkunst, geboren mit einem für die Reize der Poesie höchst empfindlichen Herzen, fühlte er sich unwiderstehlich zu den Musen hingezogen, und keine väterliche Ermahnung vermochte ihn auf einen andern Weg zu leiten. Dennoch bekleidete er verschiedene Staatsämter; endlich aber ward sein Hang zu der göttlichen Kunst, die sein Liebstes war, so mächtig, daß er allen fernern Ansprüchen auf Ehre um ihretwillen entsagte. Außer seiner überwiegenden Neigung zur Dichtkunst ist auch seine fröhliche Laune, sein an Leichtsinn grenzender Muthwille und seine Sinnlichkeit ein Hauptzug in seinem Charakter. In diesen Hinsichten unterscheidet er sich ebenso sehr von dem schwärmerischen, schwermüthigen Tibull, als er dem Propertius ähnlich ist, den er nur durch einen höhern Grad von Jovialität und Laune, durch einen noch hervorstechendern Hang zur Sinnlichkeit übertrifft. In seinem 50. oder 51. Jahre wurde er vom Augustus nach der Stadt Tomus in Niederasien am schwarzen Meere (jetzt Tomiswar) verbannt, und mit diesem Unglück hatten auch alle Freuden des Dichters ein Ende. Die Ursache dieser Bestrafung weiß man nicht genau: sie blieb wahrscheinlich selbst in den damaligen Zeiten ein Geheimniß. Doch vermuthet man am wahrscheinlichsten, daß er einst Julien, die Enkelin des Augustus, in den Armen eines Sklaven überrascht, und sich durch sein Schweigen den Zorn des argwöhnischen und auf die Ehre seiner Familie höchst eifersüchtigen Kaisers zugezogen habe. Er lebte hier in diesem Exile, ohne je durch seine Bitten den harten Urtheilsspruch des Kaisers mindern und sich eine freundlichere Landschaft zu seinem Aufenthaltsorte auswirken zu können, bis in sein 60. Jahr, und starb im J. R. 771. Die Muse Ovids war außerordentlich fruchtbar, und die meisten seiner Gedichte haben sich noch bis auf unsere Zeiten erhalten. Sein schönstes und größtes Gedicht sind die „Metamorphosen oder mythologischen Verwandlungen" in 15 Büchern. Unstreitig kann man den Dichter nicht als Erfinder dieser ungeheuren Anzahl von Sagen und Verwandlungen, die von der Entwickelung des Chaos bis auf Julius Cäsars Tod gehen, ansehen. Alle waren bereits, manche seit undenklichen Zeiten, unter Griechen und Römern im Umlauf. Wenn aber der Dichter nicht den Ruhm des Erfinders hat, so gebührt doch ein desto größerer seinem Genie von Seiten der Zusammensetzung und Vereinigung so vieler ungleichartigen Theile. Vorzüglich aber erhebt die Bearbeitung die „Metamorphosen" zu seinem wichtigsten Werke, welches um so besser ausfallen mußte, da die Mannigfaltigkeit der Gegenstände selbst seiner Phantasie den größten Spielraum, das ausgedehnteste Feld darbot. Indessen läßt sich doch auch das Daseyn mannigfaltiger Fehler in dem übrigens vortrefflichen Gedichte nicht leugnen, daß der Reichthum seiner Phantasie oft in Ueppigkeit, sein Witz in kindische Tändelei ausartet und echter Glanz sich nicht selten mit falschem Schimmer paart, sodaß

ren dadurch unter allen seinen Werken die „Metamorphosen" am geschicktesten sind, dem Geschmack des jungen Lesers eine falsche Richtung zu geben. Unter seinen elegischen Gedichten nehmen seine „Heroiden" oder seine 21 Heldinnenbriefe den ersten Platz ein. An die „Kunst zu lieben" schließt sich ein Gedicht: „Mittel gegen die Liebe" betitelt, an, dessen Zweck ist, den Verliebten von seiner Leidenschaft zurückzubringen und sein Herz zu heilen. Von ganz anderm Inhalte sind seine „Klagelieder", die er während seines Exils geschrieben hat, sie enthalten trostlose Klagen des durch sein Unglück völlig niedergeschlagenen Dichters, die nur zu oft durch mäßige Beispiele, Bilder und Vergleichungen unterbrochen werden, wodurch er die Theilnehmung von dem Hauptgegenstande auf Nebendinge hinleitet. Das letzte Hauptgedicht Ovids sind seine „Fastorum," 4 Bücher, dem Germanicus Cäsar zugeeignet. Der Inhalt ist größtentheils erzählend und das Versmaß elegisch. Der Zweck des Dichters ist, den Ursprung und die Feier der römischen Feste in der Reihe, wie sie in dem Laufe eines Jahres eintreten, zu beschreiben und den Auf- und Untergang der Gestirne kurz zu bemerken. Einige andere kleinere Gedichte werden ihm mit Unrecht zugeschrieben. Aber manches Echte ist auch verloren gegangen, worunter vorzüglich sein Trauerspiel „Medea" zu bemerken ist. Unter die guten Ausg. sämmtl. Ovidischer Werke und einzelner Gedichte gehört die von Nicol. Heinsius (Amsterdam 1658—61, 3 Bde., 12.); verb. und mit Anmerk. von Burmann (1727 ebend. 4 Bde., 4). Von derselben mit den Heinsius'schen Noten und einem sehr vollständigen Wörterverz., besorgte Fischer eine neue Ausg. (Leipzig 1758 und 1773, 4 Bde.) Nach der Burmann'schen Recension lieferte eine Ausg. der sämmtl. Werke Mitscherlich (Gött. 1796—98, 2 Bde.), die neueste ist von Baumgarten Crusius 1825. Von den „Metamorphosen" hat Gierig eine brauchbare Ausg., mit einem ausführl. lat. Commentare geliefert (Leipzig 1804—7, neue Ausg., ebend. 1821—23, 2 Bde., und derselbe auch von den „Fasti" (Leipzig 1812—14), und von Trauergesängen und Briefen, ebenfalls mit erläut. Anmerk., Harles (Erlangen 1772) und Oberlin (Strasburg 1778). Von den „Metamorphosen" hat Rode (Berlin 1791) eine deutsche Uebers. mit Anmerk. geliefert. Die schönsten Stellen dieses Gedichts hat Voß mit gewohnter Kunstfertigkeit metrisch ins Deutsche übergetragen u. d. T.: „Verwandlungen nach Ovid, von J. H. Voß" (Berlin 1798).

Owaihi, größte Insel in dem Sandwich-Archipelagus (Australien), hat 215 □M.; ist sehr gebirgig (Spitzen: Mauna Roa, von 14.896, Mauna Koah, 13.080, Mauna Wororai, 10.123 Fuß); der Mauna Wororai ist lebendiger Vulkan mit merkwürdigem Krater, Lavaströmen und Aschenfeldern u. s. w.; alle Gebirge haben viel Wald. Der Boden ist, bis auf wenige Gegenden am Fuße des Vulkans, fruchtbar, gut angebaut, bringt Kokos, Brotfruchtbaum u. dergl. Ein Hafen und guter Ankerplatz fehlen. Einw. 150—170.000, sehr bedeutend in europäischer Cultur fortgeschritten, beherrscht von einem König, dem die umliegenden Inseln unterthänig sind. Auf dieser Insel haben sich viele Europäer angesiedelt. Eintheilung in 6 Bezirke: Amakua, am Mauna Roa; Koarro, an der Westküste, mit einem königl. Pallaste und Fort; Akuna, mit schlackigem, vulkanischem Boden an der Küste, gutem Ackerbau tiefer im Lande, einem Flecken mit königl. Hanse und der Bai Karakakoa; Kaao; Apuna, fruchtbarer Theil der Insel; Ahidu, am Mauna Roa, gut angebaut und bevölkert. Diese Insel von Cook entdeckt, der auf ihr 1779 seinen

Tod fand, 1794 von den Engländern in Besitz genommen, ohne daß jedoch der Regierungsform geschadet wurde; wurde später durch Missionarien von Missionären besetzt, welche mit glücklichem Erfolg das Christenthum ausbreiteten.

Owen, (John, lat. Owenius und Audoënus), berühmter Epigrammatist, geb. zu Armon in Caernarvonshire; studirte zu Oxford die Rechte, ward dann Schullehrer in Warwick, wo er bei seiner Armuth an Williams, Bischof zu Lincoln, einen Wohlthäter fand. Er starb 1622. Seine Epigramme, die zuerst 1625, 12., zu Amsterd. bei Elzevir erschienen, setzte wegen 2 Zeilen die röm. Kirche in den „Index expurgatorius" zeichnen sich durch Eigenthümlichkeit, treffenden und beißenden, nur bisweilen in Gezwungenheit und Schmutzigkeiten ausartenden Witz, tiefe Menschenkenntniß und eine lebendige, höchst correcte Sprache aus. Sie sind sehr oft gedruckt, am besten unter A. A. Renouard's Besorgung (Paris 1794). Jördens gab 1813 (Leipzig) „Oweni epigrammata selecta" mit den vorzüglichsten vorhandenen deutschen Uebers. und Nachahmungen verschiedener Verfasser, und Bibliothekar Ebert ein „Libellus epigrammatum ad Fr. Ulr." (Leipzig 1825) heraus.

Oxenstierna (Axel, Graf von), berühmter schwedischer Staatsmann und Kanzler, geb. zu Fanoe in Upland, studirte zu Rostock, Wittenberg und Jena alte Sprachen und Theologie, wozu er nach eignem und seiner Eltern Wunsche sich bestimmt hatte. Nachdem er mehre deutsche Höfe besucht hatte, kehrte er 1602 von Karl IX. mit allen andern im Auslande befindlichen Schweden zurückberufen, nach Schweden zurück, erhielt eine Anstellung und wurde 1606 Gesandter am mecklenburgischen Hofe. Die Talente, die er bei dieser Gelegenheit entwickelte, bewogen Karl, ihn 1608 in den Senat zu berufen und bei Abnahme seiner Kräfte 1606 an die Spitze der Regentschaft zu stellen. Gustav Adolf ernannte ihn gleich bei seiner Thronbesteigung (1612) zum Kanzler und ersten Minister, und als solcher schloß er im folgenden Jahre einen Frieden mit Dänemark, begleitete auch den König auf einer Reise nach Deutschland und beendigte die Feindseligkeiten mit Rußland durch den Frieden von Stolbowa. Auch nahm er an dem polnischen Kriege den thätigsten Antheil und war Generalgouverneur aller durch schwedische Waffen unterworfenen Districte Um Wallensteins Plan zu vereiteln, an der Ostseeküste ein eigenes oder ein östreichisches Reich zu errichten, unterhandelte er mit Pommern und Dänemark, um die Erlaubniß, Stralsund mit einer schwedischen Besatzung versehen zu dürfen, sowie er kurz darauf durch französische und englische Vermittlung einen 6jährigen Waffenstillstand mit Polen zu Stande brachte, der dem König freien Spielraum ließ, seine siegreichen Waffen gegen Wallenstein und Tilly zu wenden. Er begleitete Gustav Adolf nach Deutschland, und befand sich, als derselbe bei Lützen fiel, in Süddeutschland, um die zerstreutliegenden schwedischen Truppen zu sammeln und dem König zuzuführen. Er übernahm nun allein die Führung der schwedischen Angelegenheiten, besprach sich mit den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, erneuerte alte und schloß neue Bündnisse mit den protestantischen Fürsten, und wurde auf dem Congresse zu Heilbron als Director des evangelischen Bundes allgemein anerkannt. Während er indeß Frankreichs Eifersucht durch eine Reise nach Paris zu beseitigen und mit Holland ein Bündniß zu Stande zu bringen suchte, veränderte die unglückliche nördlinger Schlacht und der kurz darauf ge-

mager Friede, dem fast alle protestantische Fürsten beitraten, die glänzenden Aussichten Schwedens. Dennoch verzweifelte Mitteln zur Rettung. Er dämpfte daher zuerst die Gäh- unter den Truppen, traf alle möglichen Vorsichtsmaßregeln Andrang der Feinde, kehrte darauf 1634 nach Schweden führte daselbst, als die Königin Christine für volljährig worden war, mit dem größten Ruhme das Staatsruder. Im Jahre schloß er mit Dänemark den Frieden zu Bremsebrö von der Königin die Grafenwürde, sowie die eines Kanz- Universität Upsala. Obgleich ihm in den letzten Jahren sei- manche Unannehmlichkeit daraus erwuchs, daß seine klüg- und weisesten Entwürfe von Uebelwollenden bekritelt Schuld gegeben wurden, an die er nie gedacht (z. B., Sohne Johann, der als schwedischer Gesandter die Friedensunterhandlungen leitete, die Hand Christinens wollte), so erwuchs ihm doch der ärgste Kummer, als die ihre Krone niederlegte. Er zog sich daher von den zurück und starb 1654.

Oxford, eine der schönsten Städte Englands, liegt in der gleiches Namens, an dem Isis, nachher Themse genannt. 16400 Einw. Die Gebäude der Universität nehmen wohl der Stadt ein. Unter diesen Gebäuden ist kein einziges die meisten höchst ansehnlich, und einige, namentlich Christ- gehören zu den herrlichsten Denkmälern gothischer Baukunst. verdient vor allen andern erwähnt zu werden, die es enthält außer vielen öffentlichen Hörsälen die große Universitätsbibliothek, auch die Bodleyanische, von († 1612) benannt; sie enthält 500.000 Bücher und an Manuscripte; doch wird kein Buch außer dem Hause verliehen. neuern Zeiten durch die 20.000 Bde. starke Bibliothek des Topographen Gough, welcher sie der Universität vermachte, be- worden. Außerdem hat noch jedes der 20 Collegien (s. d.) eine, oft sehr bedeutende Bibliothek. In demselben Gebäude noch: eine Antiken-Sammlung, besonders reich an In- eine bedeutende Gemäldegallerie und eine Münzensammlung. genannte Sheldon'sche Theater ist ein in Gestalt der röm. Thea- berühmten Wren erbautes, zu öffentlichen Verhandlungen Gebäude. Aus der Erbschaft des im 18. Jahrh. verstorbe- Radcliffe ist hier ein prächtiges Gebäude mit einer ansehnlichen errichtet, zu der aber, da sie nicht zur Universität gehört, den Zutritt hat, und eine Sternwarte, die an Schönheit Gebäudes und der Instrumente die erste in der Welt ist, aber gehört nicht zur Universität. Merkwürdig sind ferner, das Museum, welches eine Sammlung von Naturalien und Erzeugnissen enthält; die Universitäts-Druckerei oder das -printing-house, ein schönes in Form einer Tempels er- Gebäude und der botanische Garten, welcher jedoch dem von nachsteht. — Die Stiftung der Universität zu Oxford sich in das höchste Alterthum; schon im 13. Jahrh. war sie wahrscheinlich vorhanden, wenngleich nicht in der Form und Ausdeh- welche sie späterhin erhielt. 1833 zählte Oxford 4400 Studen- Im Parlament schicken die Universität und die Stadt zusammen Abgeordnete. Ueber die Einrichtung der Universität s. „Morgen- 1819, Nr. 147, und Ackermann's „Hystory of the University

of Oxford, its colleges, halls and public buildings (2 Bde., m. 2 Kupf., 4., London, 16 Pf. St.).

Oxydation, Oxydirung, so viel als Calcination, Calcinirung (Verkalkung). — Oxyd, Metallkalk.

Oxygen, s. Gas und Sauerstoff.

Oybin, Dorf und Bergfelsen im südlichsten Theile der sächsischen Oberlausitz, eine Meile südwestlich von Zittau. Schon als Naturwunder einzig, und überdieß durch schöne Ruinen geschmückt, ist der Oybin einer der anziehendsten Plätze Deutschlands. In einem amphitheatralisch von höhern felsigen Bergen eingeschlossenen Thale erhebt sich diese Felsenpyramide 203 leipziger Ellen hoch (über die Meeresfläche 1697 Fuß), zusammengethürmt aus ungeheuren Sandsteinmassen, theils zackig, theils abgerundet und mit Nadelgehölz schattirt. Südwestlich ist dieser Fels durch Treppen in verschiedenen Biegungen zugänglich. Oben genießt man eine treffliche Aussicht in das romantische Thal, und nur auf der zittauer Seite in der Ferne. Malerisch sind die weitläufigen Ruinen eines von 1384 bis in das 16. Jahrh. bestandenen Cölestinerkloster, des ersten in Deutschland, und eines 1349 von Karl IV. zerstörten Raubschlosses; vor allem die Trümmer einer großen Klosterkirche und ihres Kreuzganges, und daneben sehr überraschend ein Gottesacker, wohin die Bewohner des unten liegenden Dörfchens ihre Todten bestatten. Hinter diesem, auf einem freien Platze neben ungeheuern Felsenmassen, finden die zahlreichen Besucher ein bequemes Obdach.

P.

P, der sechszehnte Buchstabe des deutschen Abc. Ihn bildet die Ausstoßung des Hauchs bei vorher festgeschlossenen Lippen. Als Zahlbuchstabe bezeichnet er die Zahl 15. In musikalischen Notenstimmen drückt er das Piano aus. Römischen Namen vorgesetzt, deutet er den Vornamen Publius. In der Conversationsschrift heißt p. C. so viel als Procent; P. P. praemissis praemittendis, oder P. S. Postscript oder Nachschrift zu irgend einem Briefe.

Päan, Päeon, Paion. Päeon, der Heilende, ist bei Homer der Name des Götterarztes, wurde aber später Beiname mehrer Heilgötter, des Aeskulapius, des Apollo, den selbst noch Hesiodus nicht als Päeon kenne und Solons Zeiten unterschieden, die Orphischen Gedichte aber mit jenem zuerst verschmelzen. Wir finden auch eine Minerva Päonia, obgleich späterhin vorzüglich Apollo diesen Beinamen erhielt (Apollo, Vater des Aeskulapius), sowie Helius, Sol, nachdem Apollo nun Sonnengott geworden. Auch die dem Apollo gesungenen festlichen Hymnen hießen Päane.

Pacho (Jean Raimond), am 23. Jan. 1794 zu Nizza geboren, von schweizerischer Herkunft, Sohn eines reichen Kaufmanns, besuchte das Collegium zu Tournon und wurde gegen seine Neigung, die ihn zu den zeichnenden Künsten, zur Botanik und Dichtkunst trieb, zum

Studium der Rechte bestimmt. Er verließ jedoch 1814 diese Laufbahn, und nachdem er sein väterliches Erbtheil erhalten hatte, ging er nach Italien. Sein Vermögen nahm ab, und er kam 1817 nach Paris zurück, wo er als Maler lebte, bis ihn sein Bruder, der Kaufmann in Alexandria war, zu sich einlud. Er war bald wieder in Paris, um seine Kunststudien fortzusetzen, und reiste endlich 1822 noch einmal nach Aegypten. Ein Landsmann, Namens Jumel, Director einer Baumwollspinnerei des Paschas, verschaffte ihm das erforderliche Geld, um Unterägypten zu bereisen; Jumel aber fiel 1823 in Ungnade, starb bald darauf, und Pacho wäre in die größte Verlegenheit gerathen, wenn nicht der Schweizer Cölestin Guyenet, Director einer Manufactur des Vicekönigs, sich des jungen Reisenden angenommen hätte. Durch Guyenet's Unterstützung ward es ihm möglich, die fünf Oasen zu bereisen. Als er die Oase des Jupiter Ammon besuchte, unterhielten ihn die Aulad-Ali-Araber oft von Dschabel Achdan, wie sie die einst von den Griechen angelegte cyrenaische Fünfstadt nannten, und erregten den Wunsch in ihm, diese Gegend zu durchforschen. Der englische Generalconsul Salt, dem er seinen Wunsch eröffnete, theilte ihm das Programm der pariser geographischen Gesellschaft mit, worin sie einen Preis für die Untersuchung der Pentapolis aussetzte, und nun war Pacho's Entschluß befestigt. Guyenet sorgte für die Kosten; die Generalconsuln Frankreichs, Englands und der Barbareskenstaaten gaben ihm Empfehlungsbriefe, und ein junger französischer Orientalist, Müller, den seitdem nach dem Senegal gereist ist, begleitete ihn. Cyrenaika war zuvor wenig bekannt. Der Franzose Granger war unter dem Schutze eines Räuberhauptmanns nach Cyrene vorgedrungen, sein Bericht aber verloren gegangen; Paul Lucas und Bruce gaben über jene Gegend nur oberflächliche Andeutungen; Della Cella, Pacho's Vorgänger, zeichnete nicht; der Pater Pacifique brachte wenig Neues mit; General Minutoli gelangte nur bis zum Katabathmos, und das Werk des englischen Schiffscapitain Beechey war noch nicht erschienen. Pacho reiste im November 1824 durch das Thal Mareotis, über die Trümmer von Abusir (Taposiris), am Sarazenenschlosse Lamaid vorbei, durch das jetzt öde Land von Dschammerneh, über die Hügel Akabah el Sugaier, Vorstufe der cyrenaischen Berge, zeichnete die braunen Zelte und die Sitten der dortigen Nomaden auf, zog dann durch das gefürchtete Akabah el Sokum, wo trotzige Araberstämme den General Minutoli zur Rückkehr genöthigt hatten, gelangte endlich nach Derne, wo er mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, besuchte die Ruinen von Masachit (Stadt der Bildsäulen), wo ehemals Christen wohnten, drang in die Grabgrotten des Alterthums und zeichnete die noch vorhandenen Gemälde. Hier vertauschte er das Dromedar gegen das gelenke Pferd von Barkuh und eilte auf jähen Pfaden durch kriegerische Stämme, überall Nachforschungen anstellend, nach der Hauptstadt der Pentapolis. Er zeichnete mit großer Sorgfalt die Ruinen derselben, drang sogar in eine gewöhnlich von Hyänen bewachte Wasserleitung vor, reiste darauf südwärts in den wüsten Landstrich der alten Nasamonen, besuchte die Oasis Audschelah, die noch denselben Anblick darbietet wie zur Zeit Herodot's, und gelangte über die Ammonsoase am 17. Jul. 1825 nach Kahira zurück. Am 12. Nov. war er in Paris, erhielt auf Maltebrun's Bericht den Preis der geographischen Gesellschaft, wurde von Letronne in der Akademie gerühmt, und bald darauf begann er unter den Auspicien der Regierung die Bekanntmachung seiner „Relation d'un voyage dans la

Marmarique, la Cyrénaique", die er 1820 beendigte (4 Bde., 4., nebst Atlas in Folio). Dieses treffliche Werk, zu welchem deutsche Quellen, besonders Ritter und Heeren, benutzt sind, zeichnet sich sowohl durch Gelehrsamkeit als durch eine lebendige, anschauliche Darstellung aus. Guyenet unterstützte Pacho bei Ausarbeitung des Werkes, allein die Mittel seines Beschützers reichten am Ende nicht aus, und Pacho wandte sich vergebens an die Regierung. Darbend, die Großmuth Guyenet's zu vergelten, gab sich Pacho am 29. Jan. 1829 den Tod. Die geographische Gesellschaft errichtete ihm ein Denkmal. Er hinterließ handschriftlich ein „Tableau des tribus nomades anciennes et modernes" ein „Journal dun voyage dans les Oasis" und eine Sammlung von Zeichnungen aus dem bewohnten Landstriche der libyschen Wüste. Sein Name wird in der Geschichte der Erdkunde eine glänzende Stelle einnehmen. War vor ihm Jahrhunderte lang Cyreneika ein fast unbekanntes Land, so ist jene im Alterthum gefeierte Gegend jetzt bekannter als mancher Landstrich im Peloponnes oder in Hellas.

Pacht, Bestand, ist ein Vertrag wegen Ueberlassung gewisser oder sämmtlicher Einkünfte und Nutzungen, z. B. eines Landgutes unter beredeten Bedingungen gegen ein Pachtgeld ꝛc. auf eine bestimmte Zeit. Er erlangt seine Kraft durch das abgeschlossene Einverständniß der Parteien, wenn nicht die Landesgesetze ausdrücklich mehr Förmlichkeit verlangen, um eine gerichtliche Klage daraus zu begründen. Er leidet nach den Gesetzen eine billige Deutung. Vormals schlossen die Regierungen bisweilen Generalpachten über große Zweige ihrer Einkünfte. In Betracht der Dauer hat man Zeitpachte mäßiger Dauer und Erbpachten, welche auf alle oder auf männliche Erben ꝛc. des Erbpächters sich ausdehnen. Eine Cession ist in letzterm Falle mit der Zustimmung des Verpachters und seiner Erben möglich. In neuerer Zeit findet man meistens lange Pachtungen beiden Theilen nützlich, und es weichen in der Form der Abschließung die verschiedenen Länder und deren Methode des Ackerbaues von einander ab. Vgl. auch Miethe.

Pädagog war bei den Alten ein Aufseher über die Kinder, welcher sie überall begleiten, ihnen gute Lehren geben und das Beispiel ihrer Ahnen zur Nacheiferung empfehlen mußte. Nicht selten waren es Leute aus dem niedrigsten Pöbel. Jetzt ist dieses Wort völlig gleichbedeutend mit Erzieher.

Pädagogik, die Theorie der Erziehungskunst, oder der Kunst, Kinder und junge Menschen (denn das Erziehen paßt nur auf Menschen) in den Jahren der Jugend so zu behandeln, daß die Entwickelung ihrer gesammten Seelen- und Geisteskräfte, wozu die Natur diese Jahre bestimmt hat, nicht nur nicht gestört, sondern befördert werde. Die Pädagogik ist daher fast nichts anders, als eine angewandte Psychologie; denn nirgends als durch Psychologie lernt man die Seelen- und Geisteskräfte des Menschen kennen, und ohne diese Kenntniß ist die richtige Einwirkung auf dieselben unmöglich. Die Pädagogik wird nun in zwei Haupttheile abgetheilt, in die bloße Pädagogik und in die Didaktik. Die erste beschäftigt sich mit der Sorge für Bildung eines Charakters in dem jungen Menschen; sie berücksichtiget Das, was nicht durch Kenntnisse und Regeln, sondern durch Entschluß und Angewöhnung eigen gemacht werden muß. Die zweite aber berücksichtiget die Kenntnisse. Es ist nämlich theils unmöglich, daß die Seelenkräfte sich ohne Erwerbung von Kenntnissen entwickeln können, theils aber bedarf auch der junge Mensch, wenn er seinen Erzieher

verläßt und als angehendes actives Mitglied der Menschengesellschaft austritt, vieler Kenntnisse; selbst einiger Geschicklichkeit. Diese werden ihm durch den Unterricht mitgetheilt, es macht also der Unterricht einen sehr wesentlichen Theil des Erziehungsgeschäftes aus. Aber auch hier spricht die Psychologie wieder das erste Wort. Die Methode, nach welcher Kinder und junge Leute unterrichtet werden müssen, ist eine ganz andere, als diejenige, nach welcher Erwachsene zu unterrichten sind. Bei Letztern ist es genug die Regeln zu befolgen, welche die gewöhnliche Methodik aufstellt und welche auch allgemein befolgt wird, z. B. vom Einfachen anzufangen; auf nichts sich zu beziehen, was nicht vorher schon vorgetragen, aus einander gesetzt, erwiesen worden ist, u. drgl Allein die pädagogische Methodik ist eine ganz andere. Hier ist nicht die Hauptsache die Mittheilung und das Fortrücken in Kenntnissen, sondern Hauptsache ist die Uebung der Seelenkräfte, damit sie sich entwickeln, und in den gehörigen Zustand von Stärke und Vollkommenheit gelangen. Es muß hier nicht auf das Fortschreiten in Kenntnissen, sondern auf das Bearbeiten derselben gesehen werden. Es ist hier eine Ordnung im Erwerben der Kenntnisse, eine Kunst, sie vor den Zögling zu bringen, und ihn Entdeckungen an den Eigenschaften derselben machen zu lassen nöthig, von welcher der bloße, auch noch so geschickte, Lehrer der Wissenschaften, nicht einmal Ahnung hat. Es gereicht Deutschland zur Ehre, daß es die Wichtigkeit der Pädagogik und der pädagogischen Didaktik anerkennt, und daß es die Männer schätzt und unterstützt, welche sich hierin auszuzeichnen bestreben. Basedow hat dieses wichtige Geschäft in Deutschland angefangen, und seine Bemühungen sind nunmehr bis auf Dorfschulen und Winkelschulen durchgedrungen. Kaum waren die Entdeckungen Kant's über die Beschaffenheit der Erkenntnißkräfte des Menschen von ihm mitgetheilt worden, so wurden von sehr vielen Schriftstellern und Lehrern in unserem Vaterlande auch die pädagogische Methode verbessert. Gleichzeitig mit den Letzteren strebte Pestalozzi in der Schweiz, bloß auf dem Wege des Selbststudiums und des Versuches, sich zum Pädagogiker und Didaktiker auszubilden. Auch Er und seine Bemühungen haben Achtung und Unterstützung gefunden. Dennoch ist die Theorie selbst, und also die Pädagogik, noch ziemlich weit von dem Ziele entfernt, welches sie erreicht haben müßte, wenn sie entscheidend auf Tugend und Publikum einwirken sollte. Die Nachforschung über die Gemüthskräfte des Menschen ist von Kant nur angefangen worden; die wichtigsten Entdeckungen für die Anwendung sind noch zu machen. Und hierin ist weder von den Schriftstellern im Felde der Speculation, noch von den wirklichen Erziehern und Lehrern auch nur das Geringste geleistet worden.

Paderborn, eine alte, finstere, mit Mauern umgebene Stadt, ehemals eine Hansestadt mit reichsstädtischen Freiheiten, im preuß. Reg.-Bez. Minden, Provinz Westfalen, zählt 6700 Einw., deren Hauptnahrung Ackerbau und Viehzucht ist. Der alte, vom Papst Leo III. eingeweihte Dom enthält unter vielen Merkwürdigkeiten die Reliquien des h. Bischofs Liborius. In dem Dome befanden sich außer a. Kostbarkeiten, die goldenen Bildnisse der 12 Apostel und der silberne Sarg des heil. Liborius, welche Herzog Christian v. Braunschweig 1622 wegnahm und aus letzterem die, jetzt selten gewordenen, Thaler mit der Umschrift: „Gottes Freund, und der Pfaffen Feind“, schlagen ließ. S. Brand's „Hist.-artist. Darstell. des Doms zu P.“ (Lemgo 1827). Die Pader, ein Flüßchen, an welcher die Stadt liegt, entspringt unter

der Domkirche und den anstoßenden Häusern aus 3 Quellen mit solcher Stärke, daß sie schon in der Stadt einige Mühlen treibt; je kälter das Wetter ist, desto mehr dampft der Fluß, welcher bei Neuhaus in die Lippe fällt. — Außer der Kathedrale hat Paderborn noch 3 kath., eine evangel. Kirche, sowie eine Synagoge; 2 Mönchs- und ein Nonnenkloster, letzteres mit einem Unterrichtsinstitut, Wohlthätigkeitsanstalten 2c. Paderborn ist der Sitz des Oberlandesgerichts des Reg.-Bez. Minden, eines Bischofs mit seinem Domcapitel unter der Metropole Köln; hat ein Gymnasium, Clerikalseminar 2c., einen Verein für die Geschichte und Alterthumskunde Westfalens. Die Universität, welche (1592 von dem Fürstbischofe Theodor v. Fürstenberg gestiftet und 1623 eingeweiht) nur aus einer theolog. und philosoph. Facultät bestand, ward 1819 aufgehoben und der Fonds zur Verbesserung des Gymnasiums in Paderborn und der theolog. Facultät in Münster verwandt. — Das ehemalige Bisthum Paderborn ist ein im Ganzen sehr fruchtbares Land von 50 Q.M. mit 100.000 Einw., welches beträchtliche Schweine- und Schafzucht hat, mit ansehnlichen Waldungen bedeckt ist, und Eisen, Steinkohlen und Salz liefert. Das rauhe Eggengebirge theilte es in den unter- und oberwaldischen Distrikt. Das Bisthum ward von Karl d. Gr. nach Ueberwindung der Sachsen gestiftet, war erst zu Harstall, dann seit 795 in Paderborn, und Halamar, ein Sachse, war erster Bischof. Den Schutz über dasselbe hatte in den ältesten Zeiten der Graf von Waldeck, bis 1189 ihn der Bischof an sich kaufte. Später war das Bisthum oft mit andern, besonders mit Köln, vereinigt. Der Bischof hatte unter den westfäl. Kreisständen die erste Stelle und an 100.000 Thlr. Kammereinkünfte; das Land brachte 82.000 Thlr ein. Vermöge des Reichsdeputationsrecesses 1802 wurde das secularisirte Hochstift an Preußen als Entschädigung gegeben, welches dasselbe in ein Fürstenthum verwandelte. Durch den tilsiter Frieden 1807 wurde Paderborn Bestandtheil des Königreichs Westfalen und zum Departement der Fulda gezogen. 1814 kehrte es zum Besitze Preußens zurück und ist jetzt unter die Kreise Paderborn, Büren, Warburg, Brakel und Hörter des Regierungsbezirks Minden der preußischen Provinz Westfalen vertheilt. Unweit Paderborn liegt der teutoburger Wald, wo das Winne- und Römerfeld an Varus's Niederlage erinnern.

Padischah, der Titel, den der türkische Kaiser sich selbst beilegt. Er ist aus den Wörtern Pad, Beschützer oder Thron, und Schah, Fürst, zusammengesetzt. Vormals ertheilten ihn die türkischen Kaiser unter den christlichen Monarchen nur den Königen von Frankreich, da sie die andern Monarchen nur Kral nannten; jetzt geben sie den Titel Padischah auch dem östreichischen und russischen Kaiser.

Padua, Delegation des östreich-lombardischen Guberniums Venedig, 40 Q.-M. enthaltend, mit 290.000 Einw., ist eine der schönsten und fruchtbarsten Landschaften von Europa. Die Hauptstadt Padua (Patavinum, Padova) am Bacchilione und durch Canäle mit der Brenta und der Etsch verbunden, ist eine der ältesten Städte Italiens, der römischen Sage nach älter als Rom. Jetzt ist sie eine große, etwas befestigte, im Ganzen aber schlecht gebaute und finstere Stadt mit 46.100 Einw. in 6000 Häusern. — Padua hat mehre herrliche Kirchen, unter welchen sich die Kathedrale mit großen Einkünften, Petrarca's Bild, der an derselben Domherr war und ihr einen Theil seiner Bibliothek vermachte; die des h. Antonius, Schutzpatrons der Stadt, mit vielen Denkmälern und Kostbarkeiten; die große und

schöne Kirche St.-Justina mit einer schätzbaren Bibliothek, vorzüglich auszeichnen. Das Rathhaus ist schön, und in einem ungeheuer großen Saale desselben steht ein Denkmal des in Padua geborenen Titus Livius. Andere merkwürdige Gebäude sind: der Pallast der Podesta mit der Stadtbibliothek, vielen Büsten, Bildnissen und Wappen; das Schauspielhaus u. s. w. Man zeigt hier das vermeintliche Grab des trojan. Helden Antenor, der Padua, nach Virgil, erbaut haben soll. Die Bildsäule zu Pferde, welche die Republik Venedig ihrem berühmten Feldherrn Gattamelata von Nardi vor der St.-Antoniuskirche errichten ließ, ist eins der besten Werke dieses Meisters. Der Triumphbogen neben dem Domkirchhofe ist von della Scala erbaut worden. Padua ist der Sitz eines Bischofs, des Clerikalseminars mit einer Buchdruckerei von lat., griech., hebr. und orientalischen Lettern, deren Ertrag zum Nutzen der Stiftung verwendet wird. Die sehr alte, 1221 vom Kaiser Friedrich II. gestiftete, einst hochberühmte Universität, hat ein schönes von Palladio aufgerichtetes Gebäude, mit den Portraits der berühmtesten Professoren verziert, und 12 zerstreut liegende Collegien nebst einer Sternwarte auf dem alten Schlosse. Sie besteht aus drei Facultäten, Jurisprudenz, Medicin und Mathematik, letztere wird noch am meisten betrieben. Die Zahl der jetzt angestellten Professoren beträgt 45, die der Studirenden, welche im Mittelalter zu mehren Tausenden stieg, über 450. Die Hochschule besitzt ein anatomisches Theater, botanischen Garten, Sammlung physikal. Instrumente, chemisch-pharmazeutisches Laboratorium, pathologisches Cabinet u. s. w. Die medic. Facultät hat das Privilegium, auch Juden und Türken die Doctorwürde zu ertheilen, und die deutsche Nation hat unter andern Vorrechten die Freiheit, einen Consiliarium zu erwählen. Auch blüht in Padua eine Gesellschaft der Wissenschaften mit zwei Bibliotheken, eine Gesellschaft des Ackerbaues und ein griech. Gymnasium. In Pavia befindet sich die königl. Delegation und Provinzial-Congregation, der Gerichtshof und das Generalmilitaircommando für das Gouvernement Venedig. Seiden-, Tuch-, Band- und Wollenzeuchweben, Lederfabriken, Handel mit Wein, Oel, Vieh, Gemüse, Korn, Vipern: Canalschifffahrt, Wein-, Obst-, Oel- und Gemüsebau; jährlich zwei Messen. Der Handel, meist in den Händen der Juden, ist durch die Canäle etwas belebt, vorzüglich aber zur Zeit der Juniusmesse, wo viele Vornehme aus der Umgegend hier zusammenströmen. Aus römischer Herrschaft kam die Stadt in die Hände der Longobarden, denen sie Karl d. Gr. entriß. Nach der Herrschaft der deutschen Kaiser kam sie unter den Tyrannen Ezzelin, wurde Republik, von den Carraras beherrscht und 1405 von Venedig unterworfen. Noch sieht man die Trümmer einer Arena. Stadt und Land kamen nach der Aufhebung der Rep. Venedig an Oestreich, wurden 1805 an Napoleon abgetreten, sind seit 1814 wieder unter östr. Herrschaft.

Pagoden, Göttertempel der Hindus u. a Religionsverwandten in China, Ostindien 2c, welche, von Stein und Holz gebaut, auf einem freien, mit Obelisken, Säulen 2c. verzierten Platze stehen und gewöhnlich die Gestalt eines Kreuzes haben. Im Innern befinden sich unter andern Kostbarkeiten auch die Statuen der verehrten Götter, welche ebenfalls Pagoden heißen. Die merkwürdigsten sind in Benares, Siam, Pegu, vornehmlich aber zu Jaggrenat oder Dschaggernat (s. d.) in Orixa. (Vgl. Indische Baukunst.) Der Gottesdienst in jenen Tempeln wird sehr heilig beobachtet; er besteht besonders in Opfern

und Geschenken, religiösen Tänzen und Gesängen; auch werden nach einigen Pagoden Wallfahrten angestellt; die Verwaltung des Gottesdienstes darin geschieht an vielen Orten von den ostindischen Mönchen. Ferner heißen auch, eben von jenen Götzenbildern, gewisse kleine ungestaltete Figuren, mit beweglichen Köpfen, so, welche auf Schränke und Kamine sonst zur Verzierung gesetzt wurden. — Endlich sind Pagoden, besonders Sternpagoden, gewisse indische Goldmünzen, mit einem darauf geprägten Götzenbilde, an Werth etwa 2 Thlr. 6—8 Gr.

Pairs, engl. Peers (pares curiae, p. regni), dem Monarchen ebenbürtige und dem Throne am nächsten stehende Vasallen. Die Pairs entstanden mit Ausbildung des Lehnwesens. Es ward nämlich durch dasselbe Gewohnheit, daß die verschiedenen Völkerstämme eines großen Reichs ihre Angelegenheiten und Streitigkeiten unter dem Vorsitz ihres Herzogs oder sonstigen Obern selbst ausmachten, und daß Letztere bei den Hof- und Gerichtstagen ihres Lehnsherrn nur allein erschienen. So erschienen in Frankreich, als Hugo Capet 987 den Thron bestieg, nur die Herzöge von Francia, von Aquitanien, Burgund und der Normandie, die Grafen von Flandern, Toulouse und Champagne. Da der Herzog von Francia König wurde, so blieben nur 6 Pairs, denen der Erzbischof von Rheims, als erster geistlicher Fürst, die Bischöfe von Laon, Beauvais, Noyon und Chalons und später, seit Ludwig VII., der von Langres, deren Sprengel unmittelbar im Königsgebiet lagen, als Grafen beitraten. Später wurden die verschiedenen Herzogthümer und Grafschaften nach und nach mit der Königskrone verschmolzen, und nur die geistlichen Pairsschaften blieben. In Erinnerung an die alten Herzogthümer und Grafschaften bestanden Parlamente da, wo jene sonst stattgefunden hatten, und in ihnen hatten anfangs die Provinzialvasallen Sitz und Stimme, bis sie durch den Gelehrtenstand verdrängt wurden. Statt der alten weltlichen Pairs wurden neue ernannt, so der Herzog von Bretagne, 1296 die Grafen von Anjou und Artois, 1361 der Herzog von Burgund, welche, anfangs nur für Glieder des königlichen Hauses erfolgten Ernennungen seit 1551 auch auf den andern hohen Adel ausgedehnt wurden. Unter Ludwig XIV. bekam die Ernennung von Pairs noch mehr Ausdehnung, und zuletzt war ihre Zahl 37. Der Herzog von Uzes war der älteste, der Herzog von Richmond der jüngste von ihnen. Wesentliche Vorrechte hatten sie nicht, nur daß sie in dem Parlamente von Paris Sitz und Stimme hatten. Bei der Krönung des Königs wurden die Pairs durch 6 weltliche und 6 geistliche Pairs repräsentirt. Die Pairie wurde in der Revolution abgeschafft, durch Ludwig XVIII. 1814 nach dem Muster des engl. Oberhauses wieder eingeführt. 87 Senatoren wurden in die neue Pairskammer versetzt, indem nur Manche, deren Celebrität allzu revolutionnair war (Sieyes, Ducos, Röderer, Mongo, Grégoire, Chaptal und Andere), ausgestrichen wurden. Dagegen kamen die alten Herzöge und Pairs und andere ältere und neuere Namen hinzu, sodaß die erste Creation Ludwigs XVIII. 154 Pairs gab. Sie waren zuerst nur auf Lebenszeit ernannt, allein durch die Verordnung vom 19. Aug. 1815 wurde ihre Würde erblich, jedoch sollte es vom Könige abhängen, sie auch nur auf Lebzeit zu verleihen. Nach der zweiten Restauration wurden Diejenigen ausgestrichen, welche während der 100 Tage in der von Napoleon beibehaltenen Pairskammer geblieben waren; später sind aber die Meisten wieder aufgenommen worden. Schon Ludwig XVIII. war, indem er 113 neue Pairs ernannte, mit der Pairswürde ziemlich freigebig, mit welcher auch wie

in England die Adelstitel Herzog, Marquis, Graf, Vicomte und Baron verknüpft waren, deren jeder mit einem Majorat von bestimmten Einkünften verbunden seyn sollte, aber diese verschiedenen Adelstitel gaben nicht wie in England an und für sich die Pairie. Karl X. ernannte noch 92 weltliche Pairs, sodaß 1830 die Gesammtzahl auf 359 weltliche und 20 geistliche Pairs gestiegen war. Diese Pairs repräsentirten indessen keine bestimmte Kategorie oder kein abgesondertes Interesse, nicht den alten reichbegüterten Adel, denn schon vor der Revolution war von den alten großen Familien wenig mehr übrig; nicht den großen Grundbesitz wie in England, denn viele Pairs konnten nur durch königliche Pensionen ihren Stand behaupten; nicht die persönliche Celebrität. Daher konnte auch die Pairskammer nie zu einem wirklichen großen Ansehen gelangen, und sie verlor immer mehr davon, als durch die Verordnung vom 5. Nov. 1827 auf einmal zu Unterstützung des Ministers Villèle 76 neue Pairs creirt wurden. Selbst große Dienste, welche die Pairskammer der Nation leistete, als sie z. B. den Gesetzentwurf des Ministers Peyronnet über die Jury umarbeitete, als sie das von der Deputirtenkammer schon angenommene Gesetz verwarf, durch welches für alles Grundeigenthum das Recht der Erstgeburt eingeführt werden sollte, wurden zwar dankbar angenommen, vermochten aber das Urtheil im Ganzen über die Pairskammer nicht zu ändern, und es war daher einer der Punkte, worüber man nach der Revolution von 1830 am meisten einig war, daß die Pairie nicht in ihrer bisherigen Verfassung bleiben dürfe. Zuerst wurden nur die Ernennungen Karl X. für ungültig erklärt und bei Revision der Verfassungsurkunde hinzugefügt: der Artikel 23 derselben solle in der Session von 1831 einer neuen Prüfung unterworfen werden. Einige der alten Pairs legten ihre Würde nieder, und so blieben 1831 nur 191 übrig, und auch davon sind, nachdem durch das Gesetz vom 29. Dec. 1831 die Erblichkeit der Pairswürde wirklich abgeschafft war, mehre wieder zurückgetreten. Die Verhandlungen über dieses Gesetz schwankten zwischen dem unbedingten Recht des Königs, Pairs zu ernennen, und zwischen Wahlen des Volkes oder der Deputirtenkammer. Man vereinigte sich endlich dahin, daß zwar dem Könige das Recht bleiben sollte, Pairs in unbestimmter Anzahl zu ernennen, aber nur aus gewissen Notabilitäten. Zur Pairswürde sind nämlich nur fähig: der Präsident der Deputirtenkammer; die Deputirten nach sechsjährigem Dienst oder dreimaliger Erwählung; die Marschälle und Admirale, Generallieutenants und Viceadmirale; die Minister mit Portefeuille; die Gesandten nach dreijährigem, die bevollmächtigten Minister nach sechsjährigem Dienst; die Staatsräthe, Präfecten, Marinepräfecten nach zehn Dienstjahren; die Colonialgouverneurs nach fünf Dienstjahren; die Mitglieder der Departements-Wahlcollegien nach dreimaliger Erwählung; die Maires der Städte über 30,000 Seelen nach fünf Dienstjahren; die Präsidenten des Cassationsgerichts und des Oberrechnungshofes; die Generalprocuratoren und Generaladvocaten bei diesen Collegien, jene nach fünf, diese nach zehn Dienstjahren; die Räthe im Cassationsgericht und im Oberrechnungshof, die ersten Präsidenten der Appellationsgerichte nach fünf Dienstjahren; die Präsidenten der Handelsgerichte der großen Städte nach viermaliger Erwählung; die wirklichen Mitglieder der vier Akademien des Instituts; Diejenigen, welchen durch ein förmliches Gesetz eine Nationalbelohnung für große Verdienste zugesichert ist; die Fabrik- und Handelsherren,

Grundbesitzer und Bankiers, welche 3000 Francs jährliche Steuern bezahlen und dabei Mitglieder der Handelskammern, der Generalcollegien oder Deputirte gewesen sind. Alle Erunennungen geschehen nur auf Lebzeit, und mit der Pairswürde kann keine Pension oder Dotation verknüpft werden. Seitdem sind nun ein ziemliche Zahl neuer Pairs ernannt worden, namentlich auf einmal 62 am 11. Oct. 1832. Indessen ist es sonderbar, daß auch in dieser neuen Pairskammer doch wieder eine große Abneigung gegen manche in der Deputirtenkammer beschlossene Reformen herrschend zu werden scheint, und daß überhaupt zwischen beiden Kammern eine gewisse Opposition sichtbar wird, obgleich die so constituirte Pairskammer noch weniger als die erbliche irgend ein besonders Standesinteresse zu vertreten hat. Dieß zeigte sich unter Andern bei dem Gesetz über die Ehescheidung, deren Wiedereinführung von der Deputirtenkammer in Antrag gebracht wurde. — In Großbritannien entstand die Pairswürde auf ähnliche Weise und in derselben Zeit, wie in Frankreich. In England ist jedes Mitglied des hohen Adels vom Baron aufwärts bis zum Herzog, also: Baron, Viscount, Graf, Marquis, Herzog, Pair, jedoch so, daß jedesmal das Haupt der Familie diese Würde begleitet, die Nachgebornen aber weder den Titel, den die Pairswürde gibt, führen, noch ihre Rechte haben. Auf manchen Gütern ruht die Pairswürde, und dann wird eine Frau, die sie erbt, Pairin (peeresse) und genießt alle Rechte des Pairs, das, in dem Oberhause Sitz und Stimme zu führen, ausgenommen. Für Schottland und Irland nimmt nicht sämmtlicher hoher Adel an dem Oberhause Theil, sondern nur ein Theil desselben wird gewählt. Die Rechte der britischen Pairs sind: jeder Pair ist erblicher königl. geh. Rath und hat im Oberhause Sitz und Stimme; keiner darf, außer in Fällen des Hochverraths, verhaftet werden; keiner in diesem Falle vor ein anderes Gericht, als das des Oberhauses gezogen werden (in gemeinen Criminalfällen steht er unter dem gewöhnlichen Gericht); keiner braucht einen Eid abzulegen, sondern bekräftigt nur die Wahrheit auf sein Ehrenwort; die Häuser eines jeden sind von aller Gerichtsbarkeit befreit; die üble Nachrede gegen einen Pair wird schärfer geahndet, als gegen Andere, und jeder Pair darf sich vom Könige eine Audienz ausbitten, um ihm Vorstellungen zum Besten des Landes zu machen. Im Oberhaus sind die Stimmen der Pairs, sie mögen Rang haben, welchen sie wollen, gleich. Der König kann zum Pair ernennen, wen er will. Die ältesten jetzt noch vorhandenen Pairs sind die Clintons aus dem 13. Jahrh. Die englische Pairie, wie sie sich Oberhause vereinigt, hat folgende Zusammensetzung: a) englische Pairs: 4 Prinzen des königlichen Hauses, 2 Erzbischöfe, 21 Herzoge, 19 Marquis, 106 Grafen, 18 Viscounts, 21 Bischöfe, 185 Barone; b) schottische Pairs: von der gesammten schottischen Pairie (8 Herzogen, 2 Marquis, 41 Grafen, 6 Viscounts und 24 Baronnen) sitzen 35, weil sie auch Pairs der vereinigten Königreiche sind, ohnehin im Parlamente; die übrigen erwählten 16 Pairs als Abgeordnete zu jedem neuen Parlament; c) irische Pairs: 1 Herzog, 14 Marquis, 73 Grafen, 44 Viscounts, 68 Barone, 4 Erzbischöfe und 18 Bischöfe, von welchen mehre auch die englische Pairswürde besitzen, von den übrigen aber werden 28 stellvertretende Pairs auf Lebzeit erwählt. Die Gesammtheit des englischen Oberhauses besteht also (1834) aus 426 Mitgliedern, wovon etwa 12 minderjährig und drei geisteskrank sind. In den ältern Zeiten war das Verdienst, welches mit der Erhebung belohnt wurde, oft sehr zweifelhafter Art, und ein englischer Pair hat neulich ganze Reihen aufge-

zählt, welche bloß durch ihre Verwandtschaft mit königlichen Maitressen und wegen ähnlicher Dienste und Verhältnisse Pairs geworden sind. In der neuern Zeit hat man einestheils auf Reichthum gesehen, anderntheils sind aber wirklich ausgezeichnete Verdienste belohnt worden. Unter diesen sind verhältnißmäßig die Rechtsgelehrten am meisten bedacht worden, indem das Amt des Großkanzlers nothwendig mit der Pairschaft verbunden ist, aber auch die drei Oberrichter meist die Pairswürde erhalten.

Paisiello, nicht Paesiello (Giovanni), geb. 1741 zu Tarent, einer der sonst beliebtesten ital. Opern-Componisten. Schon sehr jung setzte er eine Menge kleiner, in neapolitanischem Jargon geschriebener Opern in Musik, bis ihm seine erste Oper zu Modena allgemeinen Beifall erwarb. Im Jahre 1767 kam er nach Petersburg und 1779 nach Neapel als Capellmeister. Hier hatte er (wenigstens nach den neuesten Nachrichten) das Unglück, nebst Cimarosa vom Könige wegen politischer Aeußerungen zu ewiger Gefängnißstrafe verurtheilt zu werden, doch befreite ihn sein Künstler-Ruhm in der Folge wieder. Zur Composition des Te Deum bei der Friedensfeier nach Paris 1802 berufen, wurde er zum Capellmeister des damaligen Ober-Consuls erklärt, doch wurde ihm in der Folge wegen seiner Jahre das Geschäft abgenommen. Er ging 1804 nach Neapel zurück. Als Joseph Bonaparte den Thron von Neapel bestieg, bestätigte ihn dieser in seinen Aemtern. Napoleon ertheilte ihm das Kreuz der Ehrenlegion und Joseph den Orden beider Sicilien. Auch war er Mitglied der königl. Gesellschaft von Neapel und Präsident der Direction des königl. Conservatoriums. Er starb hier am 5. Jan. 1816. Unter den vielen beliebten Opern — er soll deren auf 148 geschrieben haben — die man häufig in Deutschland, England und Frankreich im Original und in Uebersetzungen aufgeführt hat, haben „La Molinara" („Die schöne Müllerin"); „Il barbiere di Seviglia"; „La serva patrone"; „L'amor contrastato"; „L'innocente fortunata"; „Il matrimonio inaspettato"; „Il filosofi imaginari"; „La grotta di Trofonio"; „L'Olimpiade" den vorzüglichsten, ausgezeichnetsten Beifall erhalten. Seine vielen Kirchenmusiken sind weniger bekannt. Paisiello hat das Verdienst, die theatralische Musik seiner Landsleute wenigstens in der opera buffa enger mit der Handlung verbunden, und die Musik dramatischer gemacht zu haben. Auch erhöhte er die Wirkung des Gesanges durch angemessene Benutzung der Blasinstrumente. Er richtete sich mehr nach den darzustellenden Situationen, verkürzte die Ritornelle, unterbrach die eintönige Folge der Arien durch Chöre und führte die großen vollstimmigen Stücke, Finales genannt, die früher nur in den komischen Opern vorkamen, auch in die ernste Gattung ein. Ungemeine Fruchtbarkeit in der Erfindung, glückliche Leichtigkeit in Auffindung natürlicher und eigenthümlicher Motive, ein seltenes Talent, sie durch die Hülfsmittel der Melodie zu entwickeln, Besonnenheit in der Ausführung, Geschmack, Anmuth und Lebhaftigkeit in der Melodie, Einfachheit, Correctheit und Eleganz charakterisiren seine Werke. Seine Begleitungen sind klar und natürlich. Das Liebliche, Graziose und Naive ist sein Gebiet, und er versteht es gut, vom Scherzhaften, Possenhaften leicht in das Rührende überzugehen, ohne der Grazie und Zierlichkeit zu entsagen. Man vermißt heutzutage in Paisiello's Opern feurige Bewegung und findet sie leer und unbedeutend in der Harmonie, ermüdend durch Wiederholung und im Inhalte beschränkt. Uebrigens übte er in den frühern Jahren das Talent eines singenden Improvisatore, indem er jedes vor-

gelegte Gedicht sogleich absang und sich auf dem Pianoforte dazu begleitete.

Paladin (v. lat. palus, Lanze), Name der fahrenden Ritter, welche auf gefährliche Abenteuer auszogen, um ihre Tapferkeit in Vertheidigung der Schönheit, Unschuld und Tugend der Frauen zu zeigen. Besonders suchten die Paladins die Gelegenheit hierzu dadurch auf, daß sie jeden ihnen auf ihren Zügen begegnenden Ritter nöthigten, ihre Geliebte, von der sie eine Bandschleife als Zeichen ihrer Huldigung und Lieblingsfarbe trugen, für die schönste und tugendhafteste Dame ihrer Zeit anzuerkennen und sich mit ihnen auf Leben und Tod zu schlagen. Die Geschichte dieser galanten Abenteurer ist indeß durch Volkstraditionen, wie durch die Poesie der Troubadours und anderer Ritterdichter der damaligen Zeit, mit einer Menge von Fabeln vermischt worden. Die ersten Paladine, die man in den alten Ritterromanen erwähnt findet, gehören zu den berühmten Tafelrunde des Königs Artus in England, namentlich der schöne Lancelot vom See. Die berühmtesten der spätern sind: der (auch von Wieland besungene) Amadis von Gallien und die Palladine Karls d. Gr., besonders Roland, der Held Ariosto's.

Palais Royal, s. Paris.

Palamedes, Sohn des Königs Nauplius von Euboea, entdeckte die Verstellung des Ulysses, welcher den Wahnsinnigen spielte, um nicht in den Krieg nach Troja zu ziehen, indem er dessen noch in der Wiege liegenden Sohn, Telemach, vor die Schaar des Pfluges legte, den der sich toll stellende Ulysses leitete. Ulysses lief alsbald hinzu, um den Sohn vor Gefahr zu bergen. Im Lager vor Troja verbarg Ulysses, um sich an ihm zu rächen, eine Summe Geldes, die wie er behauptete, von ihm gestohlen worden sey, und ließ ihn steinigen. Man glaubt, daß Palamedes während der Belagerung das Schachspiel und die Würfel erfunden habe, und noch außerdem Maß und Gewicht. Auch soll er die Zahl der Buchstaben mit θ ξ φ χ vermehrt haben.

Palämon, s. Melicertes.

Palankin ist eine ganz besondere, in Ostindien sehr gebräuchliche Art von Tragsessel mit 4 Füßen und mit ziemlich hohem Geländer, einer gewölbten Decke von Bambusstäben, inwendig aber mit weicher Matratze und einigen Kissen belegt, auch mit einem Vorhange zum Herunterlassen versehen. Er wird von 4 Trägern, Kulies, auf den Schultern getragen, mit welchen 4 andere wechseln und welche eine ganz besondere Classe unter den Suders, der letzten indischen Kaste, ausmachen. Sie beobachten einen gewissen Tactschritt und die Reise damit geht immer schnell genug.

Paläographie, die Kenntniß der Schriftzeichen und Schriftarten der Alten, verbunden mit allen die Schreibekunst betreffenden Gegenständen, ein Theil der Alterthumskunde, welcher entweder allgemein oder in Hinsicht auf besondere Völkerschaften behandelt wird. Ihre wissenschaftliche Begründung verdankt die Paläographie Bernard von Montfaucon, der durch seine „Palaeographia graeca" dem bisher unsichern Verfahren eine Regel, den einzelnen Forschungen einen Kern gab, an den sie sich anlegen konnten. Leider ist das Exemplar dieses Werks, das D'Anse de Villoisson besaß und mit Nachträgen aller Art bereichert hatte, kurz vor dessen Tode spurlos verschwunden. — Barthelemy, der Verf. der „Reisen des Anacharsis", gab zu dieser Grundlage seine „Essai d'une paléographie numismatique" („Mém. de

l'acad. des inscr.", t. XXIV, 30) und brachte dadurch die Paläographie der semitischen Sprachen auf einen Standpunkt, der dem der classischen entsprechend war. Hegel in seinen paläogr. Fragmenten („Ueber die Schrift der Hebräer und Griechen", Berlin 1816) und Hartmann in Rostock in seinen „Untersuchungen über asiatische Denkmäler" haben schätzbare Beiträge zu dieser Wissenschaft geliefert. Die größte Schwierigkeit bieten überall die zusammengezogenen Schriftzüge, die in latein. Urkunden unter dem Namen der Tironischen Noten bekannt und bis zum 10. Jahrh. im Gebrauch gewesen sind. Nach manchen weniger glücklichen, oft verzweifelten Versuchen, haben sie durch Kopp's Scharfsinn eine bewunderungswürdige Lösung erhalten. Bei den Vorträgen, welche Prof. Hase zu Paris über neugriech. Sprache bei der Schule der lebenden morgenländ. Sprachen hält, pflegt er auch Paläographie der griech. Handschriften und graphischen Denkmäler zu lehren, und ein Studium anzuregen, das in Frankreich seit den Benedictinern von St.-Maur mit besonderer Vorliebe gepflegt worden ist. Das Interesse, das es eingeflößt, hat auch in Deutschland ihm mehr Liebe gewonnen; doch fehlt überhaupt noch ein Werk, das mit einem Blicke die Elemente dieses Faches vor Augen legte. Für Steinschriften des griechischen Alterthums darf man durch das zu Berlin erscheinende „Corpus inscriptionum" von Böckh sich reiche Beiträge versprechen.

Palaos- oder Pelowinseln, Inselgruppe in Asien, östl. von Magindano, 153° O. L. 5 – 9° N. B., wurden wahrscheinlich zuerst von den Spaniern, von den Philippinen aus, entdeckt. Ihr Name scheint sich von den schlanken Palmbäumen herzuleiten, womit sie bedeckt sind. Die hauptsächlichsten dieser Inseln sind Carpora, Orulang, Piljuh und Aengur. Diese Inseln sind sehr mit Gebüsch bewachsen. Man findet hier Ebenholz und den Manschinellenbaum; sowie Yamswurzeln, Kokos- und Betelnüsse, Pisangbäume, Orangen, Limonen, Zucker- und Bambusrohr im Ueberflusse. Die Einw. sind etwas über mittlere Gestalt, ihre Farbe ist dunkler wie die Kupferfarbe der Indianer, aber nicht schwarz. Sie haben lange herabhängende, sich etwas rollende Haare. Die Männer gehen ganz nackt, die Weiber aber tragen kleine Schürzen von Franzen, die aus der Hülse der Kokosnuß gemacht und gelb gefärbt sind. Sowie beide Geschlechter heranwachsen, werden ihre Zähne schwarz gefärbt. Sie scheinen aber keine Religion zu haben. Sie haben mehre Könige, die Rupacks (Wessire und Kriegsanführer) zur Seite haben, einen Adel und eine arbeitende Classe. Der König ertheilt und entzieht den Orden des beinernen Armringes. Er ist der allgemeine Grundherr des Landes; seinen Unterthanen gehören nur die Früchte ihrer Arbeit, ihre Häuser und Geräthschaften. Wählen sie einen andern Wohnplatz, so fällt das Land dem König anheim. Die Inseln wurden erst genauer bekannt, als die Antelope, ein der engl. ostind. Compagnie gehöriges Schiff, 1783 hier scheiterte; die brit. Seeleute wurden von den Insulanern so freundlich aufgenommen, daß das Schiffsvolk sich dessen dankbar erinnerte. Die Insulaner waren aber in beständige Kriege verwickelt und brachten ihre Gefangenen um. Aus Dankbarkeit für das, der Schiffsmannschaft der Antelope bewiesene Wohlwollen, schickte die ostind. Compagnie dem Abba Phulle, Fürsten von Piljuh, ein Geschenk von lebendigem Vieh, verschiedene Samengattungen, nebst Waffen und Munition. 1791 gefiel dem Capitain des Panthers, eines Kreuzschiffs aus Bombay, das Betragen der Einwohner so wohl, daß

er sein Commando aufgab und sich entschloß, den Rest seines Lebens unter ihnen zuzubringen; allein nachdem er 15 Monate dort gelebt hatte, wurde er es überdrüssig und segelte in einem Boote nach Makao. Die interessante Geschichte des Prinzen Li-Bu, der in London an den Blattern starb, ist hinlänglich bekannt. Nach neuerlichen Nachrichten, haben sich die Thiere auf den Piljuh-Inseln außerordentlich vermehrt, und die Gesittung der Einw. durch zufällige Dazwischenkunft der Briten sehr zugenommen.

Palaprat (Jean) de Bigot, geb. zu Toulouse 1650, zeichnete sich frühzeitig durch Dichtertalente aus, und siegte einige Male in den bekannten Blumenspielen. Er widmete sich dem Stande der Sachwalter, ward 1675 Capitular und 1684 Vorstand des Consistoriums, welche Aemter er mit Redlichkeit und Geistesunabhängigkeit, die Haupteigenschaften seines Charakters, verwaltete. Drei Mal verließ er seine Vaterstadt. Zuerst ging er nach Paris und dann nach Rom zur Königin Christina, die ihn bei sich zu halten wünschte; Palaprat kehrte aber nach Paris zurück, wo er dem Herzog von Vendome gefiel, der ihn als Secretair in seine Dienste nahm. In den ersten Jahren seines Aufenthalts zu Paris schrieb er für's Theater; sein Geschmack für dasselbe mehrte sich durch die Bekanntschaft des Abbé Bruyes. Beide Dichter arbeiteten fast immer gemeinschaftlich. Ihre Freundschaft bestand bis zum Tode. Er starb 1721 zu Paris. Palaprat hatte eine lebhafte und lachende Phantasie, verbunden mit einer auffallenden Reinheit der Sitten und Einfachheit des Charakters. Seine Werke hauchen einen frohen und leichten Sinn; den meisten mangelt es aber an Wahrheit und Präcision. „Le secret révélé“, „Le sot toujours sot“, „Le grondeur“, „Le muet“, „Le concert ridicule“ sind von ihm und Bruyes gemeinschaftlich verfaßt; „Hercule et Omphale“, „Les sifflets“, „Le balles extravagant“ und „La prude de temps“ von ihm allein. Eine Sammlung von den Werken Bruyes's und Palaprat's erschien in 5 Bdn. 12. Neuerlich hat Etienne in einem, auch ins Deutsche übers., allerliebsten Lustspiele die beiden dichterisch verbundenen Freunde auftreten lassen.

Palästina, nach dem Stammvater seiner Bewohner Canaan, von den Juden, wegen der Verheißung, die es ihnen versicherte, das gelobte Land genannt, erstreckte sich längs dem Mittelmeer vom nördlichen Libanon an bis an die Grenzwüste Aegyptens und hatte 450 QM. Flächeninhalt. 1450 v. Chr. ward es von den Hebräern unter Josua's Anführung erobert und nach den zwölf Stämmen des Volks in ebenso viele Bundesstaaten eingetheilt, die Saul in ein Königreich vereinigte, das David durch Eroberungen ost- und südwärts erweiterte. 975 v. Chr. spaltete sich dieses Reich in zwei Staaten, Israel, das den nördlichen, und Judäa, das den südlichen Theil Palästina's umfaßte. Sie lagen zwischen dem 31° — 34° N. Br. und 51 — 57° O. L. Das Land ist von mehren Bergketten des Antilibanon durchschnitten. Die westliche streift zwischen dem Meere und dem Fluß Jordan von N. nach S., breitet sich am weitesten im eigentlichen Judäa aus und reicht bis zum Sinai und Horeb; die östliche Bergreihe, der Hermon, ist sehr hoch, steil und den größten Theil des Jahres mit Schnee bedeckt, vertheilt und erniedrigt sich allmälig gegen Süden bis zur Ostseite des todten Meeres; und so bildet Palästina eine Abdachung gegen das Mittelmeer, im Innern aber eine Senkung, in welcher sich alle Bäche aus dem gegenseitigen Abhange der Gebirge vereinigen und dem Jordan (s. d.) ihre Entstehung geben.

Er bildet mehre Seen, z. B. den Genezareth und mündet sich ins todte Meer (s. d.). Zu beiden Seiten des Flusses erweitert sich ein weites fruchtbares Thal; ebenso bilden die westlichen Abhänge des Gebirges mehre Ebenen, die aber nicht so wasserreich sind. Von Natur vorzüglich fruchtbar war auch das große Thal zwischen Samaria und Galiläa, sowie der nördlichste Theil dieses Landes. Ueberhaupt war Palästina einst unter den fleißigen Israeliten fruchtbar wie ein Garten und hoch bevölkert, wegen der milden Luft und der waldigen Berge, den vielen Flüßchen und geschickter Bewässerungen neben einer eifrigen Spatencultur der Familien. Wein, Salz, wilder Honig, die Balsamstaude, der Oel-, Palmen-, Feigen- und Granatbaum, nebst zahlreichen Heerden von Schaf- und Rindvieh, waren seine Erzeugnisse. Nach dem Untergange der Könige in Israel (755 v. Chr.) und Juda (730) wurde Palästina eine pers. Statthalterschaft, dann ein syrischer Schutzstaat unter den Maccabäern (s. d.), und seit 41 n. Chr. eine röm. Präfectur. Um diese Zeit hatte das Land vier Theile: Judäa (mit den Städten Jerusalem, Bethlehem und Jericho, sowie die Häfen Cäsarea und Joppe am Mittelmeer), Samaria (mit den Städten Samaria und Sichem und dem Berge Garizim), Galiläa (s. d.) und Peräa (das Land jenseits des Jordans). — Seit dem 4. Jahrh. war Palästina eine byzantinische Statthalterschaft, später (636) ward es von den Sarazenen erobert und 1099 durch die Kreuzfahrer ein christliches Königreich, dem Saladin 1188 ein Ende machte. Seitdem gleicht dieß gelobte Land, wo einst Milch und Honig floß, einer Oede, und seufzt jetzt unter dem ägyptischen Despotismus. Mehres über Palästina's Geschichte s. Hebräer, Juden und Jerusalem.

Palatinus, überhaupt Pfalzgraf, doch kommt es jetzt selten vor, außer um die höchste Würde in Ungarn nach dem Könige zu bezeichnen. Hier ist es der höchste Magnat, welchen die Stände aus Vieren erwählten, die der König vorschlägt, und wovon 2 der katholischen, 2 der lutherischen Religion zugethan seyn müssen. Der Palatinus vertritt in wichtigen Vorfällen die Stelle des Königs, zugleich ist er Vermittler zwischen ihm und den Ständen, auch Präsident in dem hohen statthalterschaftlichen Rathe und bei der Septemvirial-Tafel, oder demjenigen Theile des adeligen Hof-Gerichts oder höchsten Justizhofes, der über Appellationen entscheidet. Er hat den Rang selbst über alle geistliche Stände, den Erzbischof von Gran ausgenommen. Da diese Würde großes Gewicht gibt, so haben die Beherrscher Ungarns sie zuweilen unbesetzt gelassen und nur einen Statthalter ernannt. Seit Leopold II. ist sie immer von einem Prinzen des östreichischen Hauses (gegenwärtig Erzherzog Joseph Anton) bekleidet worden. (Vgl. Comes Palatinus).

Palermo, Hauptstadt Siciliens und einer Intendanz, Residenz des Vicekönigs und des Erzbischofs, des Obergerichts der Insel, im Val di Mazzara, in einer reizenden, schön gebauten Ebene, hinter welcher sich ein Kranz schöner Hügel erhebt, im Grunde eines Meerbusens, der von zwei Vorgebirgen begrenzt wird. Sie ist groß und schön gebaut, mit 13 Basteien wohl befestigt und hat viele prächtige Gebäude. Der tiefe, aber nicht vor jedem Winde geschützte große Hafen, in den jährlich 500 Schiffe einlaufen, hat westlich einen Mollo und östlich ein starkes Castell; der kleinere Hafen wird nur vor unbedeutenden Schiffen besucht. Palermo besteht aus vier Haupttheilen; die zwei Hauptstraßen durchschneiden sich in der Mitte der Stadt und

bilden daselbst den achteckigen Piazza di Vigliena, der von schönen, mit Statuen spanischer Könige gezierten Gebäuden umgeben und mit vier Springbrunnen versehen ist. Sowohl das Pflaster als die nächtliche Beleuchtung sind vortrefflich. Zu den sehenswürdigsten Gebäuden gehören; die im sarazenischen und normännischen Style erbaute Metropolitankirche mit den porphyrnen Gräbern Rogers, Heinrichs VI. und Friedrichs II., deren Leichname bei Eröffnung der Särge 1781 man fast ganz unversehrt fand und auf ihrer Kleidung arabische Inschriften in der heutigen arab. Cursivschrift. Ferner der königliche Pallast Cassaro, ein ungeheures, von Sarazenen und Normanen aufgeführtes Gebäude, mit der bunt verzierten Capelle Rogers; das Parlamentshaus, das erzbischöfliche Palais, das ehemalige Profeßhaus der Jesuiten, das Rathhaus, mehre aus Marmor und Alabaster erbaute prächtige Kirchen und Thore. Auch ist der Kirchhof mit 3000 Grabgewölben merkwürdig. Die 1394 gestiftete Universität (Accademia Reale) hat eine beträchtliche Bibliothek und zählt 400 Studirende; sie hat eine Sternwarte, Münzsammlung ꝛc. Auch ist hier eine Akademie der Wissenschaften. Längs dem Hafen hin läuft der gerade, mit Quadern gepflasterte Marino, ein schöner Spaziergang mit dem großen Concertgebäude und dem öffentlichen Garten, der Prater Palermo's. Die Stadt hat viele Seiden-, Wollen- und Baumwollenzeuchwebereien, Gold-, Silber- und Lederwaarenfabriken, Handel mit Weizen, Wein, Oel, Südfrüchten, Manna, Seide, Canthariden, Weinstein, Sardellen ꝛc. nach dem Auslande; dagegen versorgt sie die Insel mit Specereien und Manufakturwaaren. Palermo ist von den häufigen Erdbeben nur am 1. Sept. 1726 und 5. März 1823, bedeutend erschüttert worden. Im Juli 1820 erregte hier eine Faction des Adels, welche Sicilien eine eigene Constitution geben wollte, einen blutigen Aufstand.

Pales, eine der italienischen Feldgottheiten, die Geberin guter Bergweide und Schützerin der Heerden vor Seuchen und Raubthieren. Nach Einigen ist sie männl. Geschlechts und ein Sohn des Jupiter. Sie wurde als Hirtengöttin mit einem Stabe und einem Kranze auf dem Haupte vorgestellt, und bald unter Bäumen, bald in eigenen Tempeln verehrt. An ihrem Feste ward zugleich der Gründungstag Roms gefeiert (21 April). Man opferte ihr Milch und Hirsekuchen.

Palestrina (Giovanni Pietro Aloisio, oder Perluigi da), der berühmteste Meister der alten römischen Musikschule, war 1529 zu Palestrina, dem alten Präneste, geb., daher sein Beiname: il Prenestino. Er studirte die Musik unter einem Meister der vor ihm berühmten gallisch-belgischen Schule, den Einige Gaudimel nennen. Palestrina vermochte den Papst Marcellus II., der die Kirchenmusik ganz verbannen wollte, durch die unter dem Namen „Missa Papae Marcelli“ bekannte Musik, dieselbe noch ferner beizubehalten. Er war von 1562 Capellmeister der Kirche Santa-Maria maggiore und von 1571 bis an seinen Tod Capellmeister zu St.-Peter und wurde darin 1594 mit großer Pracht begraben. Sein Styl war erhaben und seine Melodien lieblich, die Harmonie geistreich und höchst rein. Er war Stifter eines neuen Styls in der Kirchenmusik. Noch jetzt bewundert man seine Werke, welche meist in dem Archive der Peterskirche sorgfältig verwahrt und an hohen Festtagen aufgeführt werden.

Palette (Pallette), 1) (fr. Maler), eine dünne, länglich-runde Scheibe von Holz, Horn, Elfenbein, Schildkrötenschale oder Krystallglas, an der Seite mit einem Loche versehen, in welches der Daumen gesteckt wird, um die Palette leichter auf der Hand festhalten zu kön-

en; am entgegengesetzten Rande sind wohl auch kleine Löcher angebracht, in welche mehre Pinsel gesteckt werden können. Auf der Palette mischt der Maler die Oelfarbe, bes. wenn er an der Staffelei malt. Ein Gemälde verräth die Palette oder schmeckt nach der Palette, wenn die Mischung der Farben nicht geschickt genug gemacht ist. 2) (Uhrm.), bei großen Uhren die Lappen des englischen Hakens. 3) Mühlenw.), die Schaufeln der Wasserräder; daher Palettenkranz, so viel wie Schaufelkranz.

Palikaren (Helden, tapfere Leute), die freiwilligen Soldaten der Griechen, sammelten sich um Lohn (20 Piaster des Monats und 15 Para (etwa 1 Gr.) Taggeld), wobei sie noch Munition und Lebensmittel erhielten, in stärkern oder in schwächern Haufen, oft nur 10—15 Mann, um einen Kapitani, den sie auch nach Belieben verließen und einem andern sie besser Bezahlenden zuliefen. Sie trugen eine türkische lange Flinte, ein Paar Pistolen und einen Hanschur. Der Palikare ist körperlich nicht stärker, aber an manche Entbehrungen und weniger Bedürfnisse gewöhnt, als der Europäer, dabei außerordentlich behend und besonders im ausdauernden Laufen geübt. Ihre Fechtart ist durchaus die zerstreute und der der Türken angemessen. Besonders geschickt sind sie in Errichtung von Tambours, d. h. von hölzernen Verpallisadirungen, denen dann der Feind ähnliche gegenüber legt, und wo sie dann oft Monate lang einander gegenüber liegen und täglich in kleinen Gefechten scharmuzziren. Ihr Benehmen gegen Gefangene war grausam.

Palimpsestus, eine so zugerichtete Eselshaut, daß man darauf schreiben und es auch wieder auslöschen kann. Daher Palimpsesti, diejenigen wieder neu überschriebenen Handschriften auf Pergament, wo die alte Schrift abgekratzt worden. Sie haben in der neuesten Zeit durch die glücklichen Erfolge des Monsignore Majo um den Inhalt der ursprünglichen zu erforschen, die Aufmerksamkeit der Gelehrten und Bibliothekare sehr lebhaft auf sich gezogen, und man darf hoffen, daß die großen, noch wenig durchsuchten Handschriftensammlungen zu Rom, Neapel, Oxford, Cambridge rc. noch manche Trümmer der alten Literatur uns geben werden, die so dem großen Schiffbruche entgangen sind. Bei der Theurung des Schreibmaterials, welches die Alten anwandten, war es natürlich, daß man auf Mittel dachte, einmal gebrauchtes Pergament oder ägyptisches Papier noch einmal brauchbar zu machen. Der auswischende Schwamm war schon zu Augusts Zeiten nicht unbekannt. Pergament konnte man abkratzen, und ein eigenes Schabemesser (rasorium) gehörte zu dem Apparate der Abschreiber. Das so abgeschabte Pergament ward dann mit Bimsstein abgerieben, um bequemer darauf schreiben zu können. Glücklicherweise ist die ursprüngliche Schrift oft so unleserlich geblieben, daß sie dem bloßem Auge noch sichtbar erscheint, oder durch Nachhülfe trockener chemischer Mittel wieder deutlich hervortritt. Da die Abschreiber des Mittelalters (wo der Bedarf des Schreibmaterials, wegen der häufigern Nachfrage nach Chorbüchern, Missalen rc., fühlbar wurde) das ursprünglich große Pergament oftmals umbrachen, so findet sich die neuere Schrift zuweilen über die alte quer hinweglaufend, sodaß die alten und neuen Zeilen sich kreuzen (so in einer Schriftprobe bei Koop: „Bilder und Schriften der Vorzeit", Thl. 1, S. 192), oder daß man die alte Schrift auf dem Kopf stellte (so in den Fragmenten des Ulphilas, im Fragmente des Phaeton rc.). Der steigende Eifer für alle Ueberreste der classischen Literatur richtete den Fleiß der Gelehrten auf diese aufgehobenen Schätze, deren Fragmente aber die Mühe der Ge-

winnung nicht zu lohnen schienen. Majo überzeugte die europäischen Gelehrten durch den Fronto und einige andre Arbeiten, die noch gehaltreicher waren, eines Bessern; seitdem haben die Auffindungen des Fragments aus dem „Phaeton" des Euripides, der Reste von Cicero's Büchern „De republica", Peyron's Entdeckungen u. A., das Interesse für Zerstörungen vermehrt, die uns, wie die Lava des Vesuvs, sonst verlorene Schätze erhalten haben.

Palindromon, ein Vers oder eine Zeile, welche vorwärts und rückwärts gelesen denselben Sinn gibt; ein Krebsvers. Z. B. der bekannte, den man dem Teufel in den Mund legt: Signa te signa, temere me tangis et angis (kreuze dich, kreuze dich nur, du berührst und quälst mich vergebens). Oder: Otto tenet mappam, madidam mappam tenet Otto.

Palingenesie (griech.), die Wiedergeburt. Wir bezeichnen damit vornehmlich die Uebergänge, die wir im Reiche der Insekten wahrnehmen und vermöge deren ein Insekt, z. B. die Raupe, Fliege rc., in einer völlig veränderten Gestalt wieder erscheint.

Palinodie, ein (besonders poetischer) Widerruf Dessen, was man gegen Jemand Schimpfliches oder Falsches gesagt hat. So schrieb der alte Dichter Stesichorus eine Palinodie seines Schmähgedichts auf die Helena, wofern er mit Blindheit gestraft worden war, und erklärte alle in demselben enthaltene Beschuldigungen für unwahr.

Palinurus, des Jasus Sohn, war der berühmte Steuermann des Aeneas auf seiner Fahrt nach Italien. Einst bei stillem Wetter überwand ihn zur Nachtzeit der Schlaf in der Gestalt des Phorbas und stürzte ihn sammt dem Steuerruder in die See. Er kämpfte drei Tage mit den Wellen und langte endlich an dem von ihm benannten Vorgebirge an, wo er aber von den wilden Einwohnern getödtet und unbegraben liegen gelassen wurde. Er klagte dieses gegen den Aeneas in der Unterwelt, wurde aber von der Sibylle getröstet, die Einwohner würden ihn bald desto ehrenvoller begraben. Dieß erfolgte bei einer Pest, da das Orakel den Lukanern dieses zu thun befahl. Sie erbauten also in einem alten Haine dem Palinurus ein Ehrendenkmal, und nannten nach ihm das dasige Vorgebirge. Virgil verflocht diese alte Sage mit ausnehmender Kunst in sein Epos.

Palisaden, Pallisaden, Schanzpfähle, sind 8—9 Fuß lange und 6—7 Zoll ins Gevierte habende, oben zugespitzte Pfähle, welche zu mehrer Sicherung der Verschanzungen, besonders vor einem Ueberfalle zur Sperrung der offenen Zugänge der Werke und überhaupt aller leicht zugänglichen Punkte, entweder senkrecht oder schräg dicht neben einander eingegraben werden. — Palisadiren, mit Schanzpfählen versehen, verpfählen.

Palisot de Beauvais (A. M. Fr. J.), geboren zu Arras 1752, widmete sich in seinen frühern Jahren der Rechtswissenschaft und erhielt die Stelle eines Receveur général des domaines in Paris (1776). Da dieser Posten aber bereits 1777 eingezogen wurde, so wandte er sich von nun an ganz seinem Lieblingsstudium, der Naturwissenschaft und der Botanik zu. Sein erster Lehrer in diesem Fache war der Doctor Lastiboudois, mit welchem er mehre botanische Wanderungen durch Flandern und das nördliche Frankreich machte. 1781 ward er zum correspondirenden Mitglied der pariser Akademie ernannt, der er mehre gehaltvolle Abhandlungen über Pflanzenkunde einsandte. Da sein Plan, mit dem Dänen Niebuhr Arabien zu bereisen, scheiterte, so hielt er nun um die Erlaubniß an, Lapérouse auf dessen Reisen um die Welt begleiten zu dürfen; zu seinem Glück ward auch hieraus

nicht, ihm dagegen aber vergönnt, der Expedition zu folgen, welche den Sohn des afrikanischen Königs von Owara, der sich damals in Paris aufhielt und mit dessen Vater die franz. Regierung gern Handelsverbindungen anknüpfen und eine Colonie in seinen Gegenden gründen wollte, nach seiner Heimath zurückbringen sollte. So verließ er 1786 Frankreich und langte nach einer sehr beschwerlichen und gefahrvollen Reise in Owara an, wo er das Land untersuchte und die wichtigsten naturgeschichtlichen Entdeckungen machte. Mehrmals in Gefahr, von den wilden Bewohnern ermordet oder von ansteckenden Krankheiten hingerafft zu werden, faßte er dennoch den kühnen Plan, quer durch Afrika, von Westen nach Osten, zu dringen, und so über Abyssinien, Aegypten und das Mittelmeer nach Frankreich zurückzukehren; er würde wahrscheinlich dieß Wagstück auch vollendet haben, hätten ihn nicht die ihn begleitenden Neger und Diener, geschreckt durch die Gefahren, welche die Reisenden auf allen Seiten bedrohten, gezwungen, nach einem tiefen Vordringen in das Innern von Guinea, wieder umzukehren. Genöthigt endlich durch seine Gesundheitsumstände, Afrika zu verlassen, schiffte er sich mit einem Theil seiner Sammlungen nach St.-Domingo ein, woselbst er nach einer beschwerlichen Fahrt ankam. Mit Mühe entging er hier nur den über die Weißen verhangenen Verfolgungen und rettete sich, da man ihn im Vaterlande während der Revolution als Emigrirten proscribirt hatte, in die vereinigten Staaten von Nord-Amerika, wo die Noth ihn anfänglich zwang, seinen Unterhalt von seinen musikalischen Kenntnissen zu ziehen. Seine in der neuen französ. Niederlassung auf den Küsten von Owara noch zurückgelassenen Sachen, Sammlungen u. dgl. gingen bei der Zerstörung dieser Colonie durch die Engländer gänzlich verloren. Endlich fand er in Philadelphia an Peal und an dem franz. Gesandten Adet Beschützer und ward von Neuem in den Stand gesetzt, sich seinen Studien zu überlassen. Die nunmehr von ihm wieder unternommenen wissenschaftlichen Reisen in die Apalachen-Gebirge, ... in das Innere von Kentucki und in die Länder der Koiks ... brachten die erfreulichste naturgeschichtliche Ausbeute. Eine durch den ersten Consul bewirkte Ausstreichung von den Listen der Emigrirten machte nun den Wunsch in ihm rege, ins Vaterland zurückzukehren. Palisot schrieb eine ansehnliche Menge geschätzter botanischer Werke, Abhandlungen und Memoiren (auch einige kleine Theaterstücke) und starb als Mitglied des Instituts und der philomatischen Gesellschaft zu Paris, sowie der philosophischen Societät zu Philadelphia, zu Paris 1820. Als Napoleon 1815 von Elba zurückkam, ward Palisot von ihm zum Titular-Rath der Universität von Paris ernannt.

Palissot (Charles) de Montenoy, berühmter franz. Dichter und Literator, war 1730 zu Nancy geboren. Seine Geistesfähigkeiten entwickelten sich schnell. Er trat in die gelehrte Congregation des Oratoriums, blieb hier kurze Zeit und beschäftigte sich nun unabhängiger mit der Literatur, besonders mit der Dichtkunst. In seinem ... Jahre war er bereits verheirathet und Verfasser einer Tragödie, die jedoch nicht aufgeführt wurde. Das Jahr darauf erschien er mit einem Trauerspiele, welches er anfangs „Zaras“, später „Ninus“ betitelte. Da ihm diese Laufbahn wenig Erfolg versprach, verließ er sie und wählte das Lustspiel, welches seinem Talente und seiner Gemüthsruhe besser zusagte. Er gab „Les Tuteurs“, ein frostiges Stück, dem bald der „Barbier von Bagdad“ folgte, wozu der Stoff aus „Tausend und

Einer Nacht" entlehnt ist. Das erste Aufsehn erregte er durch sein Lustspiel: „Le Cercle", worin ein lächerlicher Philosoph erscheint, in welchem man J. J. Rousseau erkannte, und welches dadurch zu einem lebhaften Federkriege Anlaß gab. Pallisot's Unwille gegen die sogenannten Philosophen, die diesen Krieg erregt hatten, machte sich Luft, in dem „Kleinen Briefe an die großen Philosophen". Die Erbitterung stieg und erreichte, als er mit seinem Lustspiele: „Die Philosophen", auftrat, den höchsten Grad. Hatte Pallisot in seinen Stücken die Grenzen der Theatersatyre überschritten: so achteten seine Gegner selbst die Schranken der Scham und Ehrbarkeit nicht. Die schmählichsten, pöbelhaftesten Schriften erschienen zur Schande der franz. Literatur; weder Macht und Ansehn, noch Verdienste schützten dagegen. Aber Pallisot räumte das Schlachtfeld nicht, so furchtbar auch sein Gegner durch Zahl und Leidenschaft waren; er bot selbst Voltaire Trotz, der sich mit ungewohnter Mäßigung gegen ihn benahm. Pallisot setzte den Krieg gegen die Encyklopädisten und Philosophen in seiner „Dunciade" fort, einem Gedichte voll bitterer Satyre, das bei einer guten Versification und einzelnen unterhaltenden Stellen doch wegen seiner Länge ermüdet. Die Lustspiele: „Le Satirique" und „Les Courtisans", schrieb er um diese Zeit. Seine „Mém. pour servir à l'Hist. de la Littér." (Paris 1769, zuletzt 1813, 8.) sind das Wichtigste seiner prosaischen Werke. Man findet darin gute Bemerkungen über die dramatische Kunst und die dramatischen Schriftsteller; aber das Ganze ist weder neu, noch gründlich. Erfindung und Ideenreichthum fehlen überhaupt in allen Werken Pallisot's; aber seine Schreibart ist stets rein und geschmackvoll. Die Revolution hatte ihm den größten Theil seines Vermögens geraubt, und er lebte seitdem auf einem Gütchen zu Pantin und in dem Palais des Arts zu Paris. Mit ungeschwächten Geisteskräften, stets lebhaft, geistreich, heiter in der Unterhaltung, erreichte er ein hohes Alter und starb 1814 zu Paris.

Palla, ein langes, über die Füße herabhängendes Gewand der römischen Damen, welches sie über die übrigen Kleider trugen (Mantel). Sie schlugen, wenn es lang war, einen Theil desselben über die linke Schulter und hielten ihn unter dem Arme fest. Bei Leichenbegängnissen war es schwarz. Auch die Tragöden traten in einem solchen Gewande auf.

Palladio (Andrea), ein berühmter Baumeister, geb. d. 30. Nov. 1518 zu Vicenza in beschränkten Umständen, beschäftigte sich anfangs mit Bildhauerei, aber der berühmte Trissino, der s. Neigung zur Mathematik wahrnahm, erklärte ihm Vitruv's Baukunst und nahm ihn nach Rom mit sich. Hier studirte und zeichnete er die alten Denkmäler. Sein Werk über die Alterthümer Roms beweist, wie unvollkommen es auch ist, daß er den Geist der Alten wohl ergründet hatte. Vorzüglich schätzt man sein Werk über die Architektur (beste Ausgabe, Vicenza 1776—83, 4 Bde., Fol.). Er starb den 19. Aug. 1580 als Baumeister der Rep. Venedig, in seinem Vaterlande sehr geehrt. Tommaso Remanza hat sein Leben beschrieben (Venedig 1762, 4.). Palladio gehörte zu den Meistern, welche im 16. Jahrh. durch Studium der Werke der römischen Baukunst, welche vornehmlich in Ruinen vorhanden sind, eine neuere Periode der Baukunst hervorbrachten. (S. **Baukunst**, Geschichte der.) Unter mehren Prachtgebäuden, die nach seinen Zeichnungen und unter seiner Leitung aufgeführt wurden, ist das Theater degli Olimpici, womit er seine Vaterstadt zierte, der glänzendste Beweis seines großen Talents. Auch

dankt ihm Venedig mehre seiner schönsten Gebäude, z. B. das Refectorium von St.-Giorgio Maggiore und die durch das Ebenmaß aller ihrer Theile und die Einfachheit ihrer Verzierungen mit Recht berühmte Kirche gl. N. Zu Mestre in der trevisanischen Mark sieht man von ihm den prächtigen Pallast Barbaro. Udine, Feltre, Padua und die umliegende Gegend haben mehre Denkmale seiner Kunst aufzuweisen. Immer schwebte ihm die edle und majestätische Einfalt des Alterthums vor Augen, weßhalb auch Algarotti ihn den Rafael unter den Baumeistern nennt. Er behauptete den eigenthümlichen Charakter der verschiedenen Ordnungen, und wußte seinen Façaden ein gefälliges Ansehen zu geben. Ganz besonders verstand er sich auf die Pyramidenform. Seine Profile sind untadelhaft. Man findet an s. Werken kleine Incorrectheiten, die aber mehr Denen, welche sie ausführten, als ihm selbst beizumessen sind. Vielleicht aus zu strenger Nachahmung des Antiken stellte er stets Fußgesimse unter seine Säulen, und Säulen von verschiedener Höhe auf den gleichen Plan; auch gab er seinen Fenstern und Thüren zu viele Frontispicen, u. s. f. Chavny und Amed. Beugnot haben Palladio's „Oeuvres complètes" m. Kpfn. und Anmerk. zu Paris seit 1827 in 20 Lieferungen, Fol., neu herausgegeben.

Palladium, das hölzerne Bild der Pallas (Minerva), wovon die Sage erzählte, es sey vom Himmel nach Troas herabgefallen, daselbst vom Ilos gefunden und von ihm in der neu erbauten Stadt in einem eignen Tempel aufgestellt worden. Man glaubte, die Stadt sey unüberwindlich, so lange sie das Bild besitze. Dieses Hinderniß wegzuräumen, entwendeten es Ulysses und Diomedes, nach Einigen durch nächtliches Einsteigen, nach A., da sie als Gesandte nach Troja gekommen waren. Die Römer behaupteten, das Bild werde zu Rom im Tempel der Vesta aufbewahrt. Aber man hielt es für so heilig, daß auch der Pontifex Maximus es nicht sehen durfte. Andere Städte rühmten sich ebenfalls seines Besitzes. Bildlich heißt nun Alles, was Schutz und Sicherheit gewährt, ein Palladium. **Palladium** wird auch ein in der neuern Zeit von Wollaston entdecktes Metall genannt, welches sich jedoch auch durch Verbindung des Quecksilbers mit Platina soll darstellen lassen.

Pallas, s. **Minerva** und **Planeten**.

Pallas, (Peter Simon), kaiserl. russ. Staatsrath, durch seine Reisen, besonders im russ. Reiche, und seine vielen daselbst gemachten Entdeckungen und Erfahrungen berühmt, geb. 1741 zu Berlin, der Sohn eines Arztes, wählte das Studium der Arzneikunde, mit dem Vorsatze, sich allein den Naturwissenschaften, vorzüglich der Naturgeschichte, zu widmen. Dazu bot Holland damals die größten Sammlungen und die trefflichsten Lehrer dar. Er besuchte daher Leyden und gab dort 1760 seine Disputationen von den Entozois heraus. Er leistete Volkmann, welcher die prächtige Naturaliensammlung des Erbstatthalters im Haag ordnete, thätige Beihülfe, und erwarb sich dadurch so große Kenntnisse in der naturhistorischen Museographie, daß er, nachdem er auch England besucht hatte, zur Anordnung ähnlicher Sammlungen gebraucht und in den Stand gesetzt wurde, seinen „Elenchus zoophytorum" (dieß für die Zoophyten noch classische Werk) und seine „Miscellanea zoologica" (1760) herauszugeben. Dann ging er nach Berlin zurück und fing dort an, seine später bis auf 14 Hefte fortgesetzten „Spicilegia zoologica" herauszugeben. Die Kaiserin Katharina suchte damals Naturforscher, die ihr großes Reich bereisen und

untersuchen sollten. Pallas erhielt 1768 den Ruf nach Petersburg als Akademiker und Collegienassessor, und machte seine erste an Entdeckungen so reiche „Reise durch verschiedene Provinzen des russ. Reichs“, die auf kais. Kosten zu Petersburg 1771—76 in 4. erschien. 1777 wurde er Mitglied eines topographischen Ausschusses zur Ausmessung und vollständigen Topographie des russischen Reichs und 1782 Collegienrath. Die Botanik war unterdeß sein Lieblingsfach geworden, und der rastlose Pflanzenforscher machte jetzt noch mehre Reisen in verschiedene Provinzen des ungeheuren Reichs. Die prächtige „Flora Rossica“, die zu Anfange 1785 in Petersburg erschien, deren Fortsetzung aber unterbrochen wurde, war die erste Frucht dieser botanischen Wanderungen. Nebenbei blieb kein Theil der Natur- und Menschenkunde von ihm unbeachtet. Das beweisen seine „Sammlungen historischer Nachrichten“, die „Neuen nordische Beiträge“, seine trefflichen „Icones insectorum“ und seine „Beiträge zu dem Glossarium aller Sprachen und Mundarten im russ. Reiche“. 1780 ward er Mitglied der kaiserl. Akad. der Wissenschaften zu Petersburg und Ritter des Wladimirordens, 1787 Historiograph des Admiralitätscollegiums. Da er in Taurien zu leben wünschte, schenkte ihm die Kaiserin mehre heimgefallene Güter in dem fruchtbarsten südlichen Theile der Halbinsel, und seit 1796 lebte Pallas zu Sympheropol mit einem reichlichen Auskommen. Eine Frucht seiner letzten Reise, die er mit Geißler aus Leipzig auf eigene Kosten unternahm, waren die „Bemerkungen auf einer Reise durch die südlichen Statthalterschaften des russischen Reichs“ (Leipzig 1799 und 1801, 2 Bde., 4.), wovon der 2. Theil ausschließlich der Krim gewidmet ist, die uns dadurch zum ersten Male gleichsam ganz aufgeschlossen wurde. Neben 14 Heften der „Species astragalorum“, die als Denkmal jener Reise betrachtet werden können, nennen wir von ihm wegen der darin entwickelten Ansichten die „Observations sur la formation des montagnes et les changemens arrivés au globe, particulièrement à l'égard de l'empire Russe“. Der Aufenthalt in Taurien war Pallas durch die Gesetzlosigkeit der Tataren verleidet worden. Als daher auch seine Gattin gestorben war, so hielt ihn nichts mehr ab, selbst mit großen Aufopferungen in Gesellschaft seiner Tochter zu seinem ältern Bruder, Doctor der Medicin, nach Berlin zu reisen, wo er am 8. Sept. 1821 starb. Einen Theil seiner kostbaren Sammlungen hat er der berl. Universität vermacht.

Palliativ (von pallium, Bedeckung, Hülle, Mantel) heißt, was zur Verhüllung, Verbergung eines Gegenstandes angewendet oder gethan wird; daher Heilmittel, die nur auf einige Zeit ein Krankheitsübel heben, im Gegensatz von radicalen Mitteln, die es von Grund (der Wurzel) aus heilen. In gleicher Weise unterscheidet man auch Palliativ- und Radicalcur. Die Palliativcur hebt die Krankheit nicht, indem sie nicht die Ursache derselben vernichtet, sondern beseitiget nur das eine oder andere Symptom, mäßigt die Stärke des Leidens, besänftigt die Schmerzen, ohne das Uebel zu entwurzeln. Es würde unzweckmäßig seyn und dem Arzte zum Vorwurfe gereichen, wenn er da nur palliativ verfahren wollte, wo er eine Radicalcur einleiten könnte; doch gibt es Fälle, wo ein Palliativverfahren mehre Zufälle heben muß, ehe der Arzt daran denken kann, das Leiden gründlich zu heilen, und wiederum Fälle, wo nur eine Palliativcur zulässig oder möglich ist. Ist das Leben des Kranken nicht in Gefahr, steht keine Verschlimmerung aus der zögernden Methode zu erwarten, so darf der Arzt palliativ heilen.

Pallium ist ein Pontificalschmuck, den die Päpste, Patriarchen, Erzbischöfe und einige Bischöfe als ein Ehrenzeichen oder als ein Zeichen ...ener größerer geistlicher Gewalt tragen. Es ist seit dem 13. Jahrh. ... 3 bis 4 Finger breites, mit schwarzen Kreuzen bedecktes Band, das ... die Pontificalkleider um die Schultern gehängt wird. An demselben ... sich noch 2 Bänder oder lange Striche, deren einer vorn, der ... hinten hinabhängt, mit kleinen bleiernen Blechen, die an dem ... rund und mit schwarzer Seide mit vier rothen Kreuzen bedeckt ... Die Materie ist weiße Wolle von zwei Lämmern, welche die Nonnen ... St. Agnes zu Rom jährlich an ihrem Feste, am 21. Jan., opfern, ... man Agnus Dei in der Messe singt, und welche die Subdiakonen ... St. Peterskirche versorgen und zur rechten Zeit scheren lassen. ... mit anderer gemischten Wolle werden die Pallien bereitet ... eine Nacht zu den Leichnamen Petrus und Paulus in der ...kirche gelegt. Im 5. Jahrh. fingen die Patriarchen an, mit Ge...gung der Kaiser, die selbst im 4. Jahrh. die Pallien verschenkten, ... an die Erzbischöfe beim Antritte ihres Amtes zu senden, welche ... beim Hochamte tragen mußten; man sah die Ertheilung der ... für ein Zeichen der Bestätigung der Wahl der Metropoliten ... Seiten der Patriarchen an. Die Kirchenversammlung zu Konstan... machte es 872 zum Gesetz, daß alle Metropoliten von ihren Pa... entweder durch Auflegung der Hände, oder durch Zusendung ... Pallien confirmirt werden müßten. Die Päpste bemächtigten sich die... ...firmationsrechts im Abendlande und forderten von den mit Pal... ...irten Erzbischöfen und Bischöfen anfangs nur eine schriftliche ...ung zum kanonischen Gehorsam gegen den päpstl. Stuhl, und ... im 10. Jahrh. auch eine bedeutende Taxe für die Canzlei. Ehe ... Erzbischof oder Bischof, in dessen Diöcese das Pallium eingeführt ..., das Pallium empfangen hat, kann er Niemand den geistlichen ... ertheilen. Vormals mußten sie es persönlich in Rom holen; ... wurde es den päpstl. Nuntien überschickt, oder man schickte Per... ... Rom, um es am päpstl. Hofe zu erbitten. Keiner darf sich des ...ums seines Vorfahren bedienen, und wenn Einer durch Tausch oder ...ung eine andere Diöcese bekommt, so muß er sich ein neues Pal... ...lösen. Die Ueberbringer desselben müssen so viel möglich darauf ..., daß sie nur eine Nacht sich an einem Orte aufhalten. Für die... ... ebenso einfachen als kostbaren Schmuck bezahlte man sonst eine be...nte Summe.

Palm (Joh. Philipp), Buchhändler in Nürnberg, geb. zu Schon... ...766. Bei seinem Oheim väterlicher Seite hatte er zu Erlangen ... Buchhandel erlernt, verheirathete sich später mit der Tochter des ...händlers Stein in Nürnberg, dessen Firma er beibehielt. Im Früh... ... 1806 versandte seine Buchhandlung eine Schrift mit dem Titel: „...schland und seine Erniedrigung", worin ohne Scheu und derb die ...waltthätigkeit Napoleons und die Erpressungen, sowie das Betragen ... Generale und Truppen geschildert wurden. Ein Geistlicher er... ... sie aus einer augsburger Handlung, und französische Officiere, die ...sch verstanden und bei dem Geistlichen in Quartier lagen, lasen ... und haben sie wahrscheinlich als aufrührerisch angezeigt. Die Policei ... bald aus, daß der Versandt von der Stein'schen Buchhandlung

nach Augsburg geschehen sey. Palm's Gattin meldete ihm, der sich gerade zu München aufhielt, daß man sein Waarenlager durchsucht, aber nichts Verdächtiges gefunden habe. Palm kehrte ohne Gefahr zu befürchten nach Nürnberg zurück; als er aber die Verhaftnehmung des augsburger Buchhändlers vernahm, floh er von Nürnberg, das franz. Truppen ungeachtet des Friedens noch besetzt hielten, ins Preußische nach Erlangen, kehrte aber bald im Geheim nach Nürnberg zurück. Hier ergriffen ihn die franz. Häscher durch eine List. Ein Bettler kam in Palm's Haus mit einem Zeugnisse geachteter Männer und bat um Almosen für eine Soldatenwitwe. Der Knabe drang darauf, den Hausherrn selbst zu sprechen; Palm erschien, gab dem Jungen etwas und wollte sich wieder entfernen, als zwei Gensd'armen ihn überraschten, einzogen und zum franz. General führten. Ueber die Flugschrift befragt, sagte er aus, sie sey ihm nach Buchhändler Gebrauch in einem verschlossenen Pakete von einer fremden Buchhandlung zu fernern Spedition eingeschickt worden. Bei dieser Aussage beharrte er bis an seinen Tod. Tags darauf ward er nach Ansbach zum Marschall Bernadotte gebracht; von hier schaffte man ihn nach Braunau. Ein Bittschreiben seiner Gemahlin an den franz. Gesandten Otto in München, in welchem sie darthat, daß außer dem nach Augsburg versandten Exemplare keins ferner verschickt worden sey, wurde nicht beachtet. Man wandte sich mit gleich schlechtem Erfolge an den Marschall Berthier. Bei Palm's Proceß, außer daß er mit übertriebener Eile geführt wurde, verletzte man sogar die gesetzlichen Formen; man gab ihm keinen Vertheidiger, obgleich das Urtheil dieß aussagte. Zwei Verhöre fanden statt; Palm blieb standhaft bei seiner frühern Aussage und bewies überdieß, daß in der Flugschrift Nichts enthalten sey, was zum Meuchelmorde oder zum Aufruhre aufriefe. Am 26. Aug. kündigte man ihm um 11 Uhr Mittags sein Todesurtheil an und um 2 Uhr ward es vollzogen. Braunauer Frauen und Kinder flehten den General St.-Hilaire um Aufschub an. Der Kaiser, antwortete er, habe das Todesurtheil ausgesprochen und nur dieser könne begnadigen, wenn er zugegen wäre. Nach der Aussage mehrer angesehener franz. Officiere soll Berthier allein ohne Wissen Napoleons den Befehl zu diesem Morde gegeben haben. Palm's Familie erhielt aus England, Rußland und aus größern Städten Deutschlands reichliche Unterstützungen, und Palm's blutiger Schatten sowie das Andenken an diesen Justizmord trug nicht wenig zum Hasse gegen die Franzosen bei.

Palma (Giacomo), der Aeltere, einer der berühmtesten Maler des 16. Jahrh., geb. zu Bergamo 1540, gest. 1588 zu Venedig. Er hatte eine correcte Zeichnung und viele Zartheit des Colorits, wobei er der Natur niemals ungetreu ward. Venedig hat einen Ueberfluß von Gemälden von ihm, wohin unter andern vorzüglich das Abendmahl Christi in St.-Maria mater domini gehört, welches ganz im Geschmack des Tizian ist. Auch die deutschen Gallerien, besonders zu Dresden und Wien, sind reich an Bildern des Palma. — Sein Neffe, Palma (Giacomo), der Jüngere, ein venet. Manierist, geb. zu Venedig 1544, gest. 1624. So lange er sich an die guten Vorbilder der römischen Schule und die bessere Auswahl der Natur hielt, war in seinen frühern Werken der Geschmack edel. Er verließ aber bald diesen Weg und wurde Geschwindmaler, ohne seine Werke gehörig zu durchdenken. Sein Geschmack ist groß, das Colorit frisch und lebendig und oft wahr. In

seinen vielen Gemälden bemerkt man kühne Formen, lebhafte Wendungen, doch ohne bedeutenden Charakter und wahren Ausdruck.

Palme (von palma, die flache Hand), in Niederdeutschland ein Längenmaß, um die Dicke der Rundhölzer auf Schiffen danach zu bestimmen. In Hamburg hält sie 42½ Linien pariser Maß, wenn man den Umfang mißt, oder 12½ solcher Linien, wenn man den Durchmesser mißt. In Holland und Norwegen hält sie nur 39³⁄₁₀ solcher Linien, und 3 Palmen machen daselbst 10 Zoll 2 Linien dänischen Maßes. In Italien ist die Palme (palmo) eine Spanne.

Palmen (die), bilden eine der merkwürdigsten Familien des Gewächsreich. Schon die ältesten Denkmäler menschlicher Bildung zeigen Spuren von der Kenntniß dieser schönen Gewächse. Linné, der zuerst die Naturreiche mit systematischem Geiste überschaute, nannte die Palmen in seinem natürlichen System Principes, die Fürsten des Pflanzenreichs; allein es waren ihm nur wenige Arten derselben hinlänglich bekannt. Sein Gefühl für die natürliche Verwandtschaften der Naturkörper leitete ihn dahin, alle beisammen zu lassen, und bildeten sie ihm und spätern Schriftstellern einen Anhang für das Sexualsystem, während neuere Botaniker sie in mehre Classen vertheilen, auf diese Weise aber das Band auflösen, welches die Natur unverkennbar um sie geschlungen hat. — Die Palmen sind ziemlich hoch ausgebildete Gewächse, bei denen aber das majestätische Ansehen in einem sonderbaren Verhältniß zu ihren sehr kleinen, fast gras- oder spargelartigen Blüthen steht. Sie bilden die höchste Gruppe unter den Monocotyledonen oder einsamenlappigen Gewächsen, wohin gräser-, binsen-, spargel- und lilienartige Pflanzen, Archideen, Ananas- und Bananengewächse gehören. Daher ist auch die Hauptrichtung der Palmen in ihrer ganzen Entwickelung nur die perpendiculaire, und eine eigentliche Verzweigung findet bei ihnen in der Regel nicht statt. Ihre Stämme erheben sich säulenartig, manche zu einer Höhe von 160—180 Fuß, wie die Wachspalme, Ceroxylon andicola, auf der Andeskette im südlichen Amerika, ja manche Rotangarten oder Kalamuspalmen erreichen eine Höhe von 500 Fuß. Die junge Palme entwickelt sich aus dem Samenkorne mit einem einfachen, grasähnlichen Blatte. Diesem Folgen etwas zertheilte, bis die regelmäßige Blattbildung hervortritt. Wenn der Stamm erscheint, so sterben die äußersten Blätter ab; die unten zurückbleibenden Theile ihrer Stiele aber bleiben von innen in Verbindung und hinterlassen von außen Narben an dem auf diese Weise sich bildenden Stamme, während sich aus dessen Mittelpunkte die jungen Herztriebe fortwährend herausschieben und nach vollendeter Stammbildung die Krone darstellen, da bei den Palmen kein verzweigter Gipfel wie bei den Bäumen vorkommt. Auch der innere Bau des Stammes ist ganz abweichend, denn die Saftgefäße sind hier nicht in Jahrringe verlegt, wie bei den Bäumen, sondern stehen zerstreut, was man am deutlichsten in den versteinerten Palmenhölzern, die wegen der dadurch gebildeten Flecke u. d. N. Staarsteine bekannt sind, auf dem Querdurchschnitte sehen kann. Einige Palmen haben spindelförmige Stämme, d. h., welche in der Mitte ihrer Höhe am dicksten, nach unten und oben dünner sind. Die Palmenblätter erscheinen unter zwei Hauptgestalten; erstens gefiedert, d. h. wie eine Feder gebildet, sind die Palmenblätter gebaut, die man fälschlich Palmzweige nennt und denen sich orientalische Völker bei religiösen Ceremonien bedienen. Zweitens sind

die Blätter anderer Palmenarten sogenannte Fächer, d. h. der Blattstiel trägt nur an seiner Spitze eine Menge schmaler Blättchen, welche sich wie die Stäbe eines Fächers, um dessen Endpunkt herum, strahlenförmig ausbreiten. Die meisten Palmen müssen ein ansehnliches Alter erreichen, bevor sie zur Hervorbringung ihrer Blüthen und Früchte tüchtig sind. Hat der Trieb seine bastartige Hülle zersprengt, so erscheint er gewöhnlich in eine große Anzahl kleiner ährenförmiger Zweigelchen getheilt, die eine zahllose Menge kleiner Blüthen hervobrringen, welche an den meisten Arten nicht eine Erbse groß sind, deren aber bisweilen 12.000, ja bis 600.000, an einem einzigen Blüthentriebe beisammensitzen. Diese Blüthchen sind entweder bloß männlich oder befruchtend, oder sie sind weiblich oder fruchtbringend. Nun gibt es aber sowohl Palmenarten, bei denen ein Stamm nur männliche, der andere nur weibliche Blüthen hervorbringt, und wo dann die weibliche erst dann Früchte trägt, wenn der Wind oder Insekten ihm den Blüthenstaub von den männlichen Palmen zuführen; oder beiderlei Blüthen finden sich auf einem Stamme, gewöhnlich in demselben Blüthenbüschel; oder es kommt endlich, obwohl seltener auch der Fall vor, daß eine Palme sogenannte Zwitterblüthen trägt, d. h. solche, die sich selbst befruchten. — Die Früchte der Palmen sind größtentheils nuß- und pflaumenartig, dann bei manchen haben sie eine saftige Hülle, wie bei der Dattelpalme, oder eine bastartige Bedeckung, wie bei der Cocospalme. — Die Palmen wachsen in den heißesten Ländern, vorzüglich zwischen den Wendekreisen, nur wenige außerhalb, nämlich 5 Arten in Nordamerika, eine in China und Japan, 3 im nördlichen Afrika und im südlichen Europa, eine im südlichen Afrika, eine in Port Jackson und eine auf Neuseeland. Die meisten und größeren sind dem tropischen Amerika eigen, wo man 46 Arten kannte, deren Zahl aber durch die neuern Reisenden, dem Prinzen Max von Neuwied und Hofrath Martius, bedeutend vermehrt worden ist. In der heißen Zone Asiens nahm man 32, im heißen Afrika 15, in Neuholland 2, in Neuirland 1 und auf den Südseeinseln 4 an. Martius glaubt, daß die Zahl der Palmenarten wohl auf 1000 gebracht werden könne. Der berühmte Handelsgärtner Loddiges in London cultivirt schon 100 Arten, während die deutschen Gärtner noch sehr arm daran sind. — Die Palmen erwachsen zwar zum Theil gesellschaftlich, wie z. B. die kleine Fächerpalme, Chamaerops humilis, selbst im südlichen Europa und im nördlichen Afrika, oder wie die Mauritia flexuosa in Südamerika; allein andre kommen wieder desto einzelner vor. Die Cocospalme breitet sich über sämmtliche Continente und Inseln der heißesten Zonen aus. Die Dattelpalme hat ihr eigentliches Vaterland im östlichen Asien und dem nördlichen und mittlern Afrika, allein sie gedeiht auch im südlichen Europa. Die Natur hat die Palmen fast mit Allem versehen, was die Einwohner ihres Vaterlands bedurften. Schon die Wohnungen in heißen Klimaten sind fast ganz aus Palmen erbaut, oder mit Theilen von ihnen bedeckt. Der Stamm dient zu Pfeilern und Pfosten, welche durch Insekten nicht zerstört werden; auch die Seitenwände der Hütte bildet man aus Bretern von Palmenholz, oder sie werden als Palmenblättern geflochten. Aus dem Stamme der meisten Arten gewinnt man ein sehr angenehm schmeckendes, weinartiges Getränk, den Palmenwein. Auch der Kern der Cocosnuß und aller andern Palmennüsse ist vor der Reife milchartig und dient als kühlendes Getränk; später wird er nußartig

wohlschmeckend, nach und nach aber nimmt er eine hornartige Festigkeit an. Aus den Schalen der größern Palmennüsse bereitet man Gefäße und Werkzeuge. Die jungen Blättertriebe der Palmen, vorzugsweise der Kohlpalme, geben eine wohlschmeckende Speise, den Palmenkohl. Die Neger auf Guinea und fast auf der ganzen Westküste von Afrika gewinnen aus den Früchten der Oelpalme, Elais guineensis, das Palmenöl, und tauschen dafür europäische Producte ein. Sowie jene Palme durch ihr Oel zugleich ein Absatz für die Talglichter abgibt, so wird die Wachspalme, Ceroxylon andicola, nach Humboldt und Bonpland für das spanische Amerika durch ihren Wachs nützlich. Ferner ist der Sago in der Diätetik und Medicin, wegen seiner nährenden und erweichenden Eigenschaft, ein wichtiges Product, welches aus mehren, nicht wie man sonst glaubte, vorzüglich aus einer Palme gewonnen wird. Eine merkwürdige Palme ist noch die Tourloury-Palme, Manicaria saccifera oder Piophara testicularis (in Südamerika, vorzüglich in Surinam), deren Blüthensack wie aus Bast gewebt aussieht und von den Einwohnern quer durchschnitten, zu einer kugelförmigen, spitzigen Mütze gebildet wird, die man auf dem Kopfe tragen kann. — S. Cocos-, Dattel-, Sago-, Weinpalme. — In unsern Tagen sind die Palmen ein Hauptgegenstand des Luxus für Gewächshäuser. Ueber die Palmen des südl. Amerika erschien 1823 ein Prachtwerk vom Hofrath v. Martius in München.

Palmenorden, s. Fruchtbringende Gesellschaft.

Palmsonntag heißt der letzte Sonntag vor Ostern, zum Andenken an den Einzug Christi zu Jerusalem, bei welchem ihm Palmen gestreut wurden. An diesem Sonntage, von welchem auch die darauf folgende Woche Palmwoche heißt, geschieht in der kathol. Kirche die Palmweihe.

Palmyra, s. Palmyrene.

Palmyrene, fast ganz sandige, nur Oasen enthaltende, an Palmen reiche, von einem kleinen Steppenflusse, den das von N. nach S. laufende Gebirge ausschickt, bewässerte Landschaft Syriens, die aber die Einw. bald in eine fruchtbare Gegend verwandelten, wozu 2 durchlaufende Handelsstraßen beitrugen. Sie blieb historisch unbekannt, bis sie als Staat erschien, um den Römer und Parther stritten. Unter Trajan kam sie ganz unter röm. Herrschaft. Im 3. Jahrh. n. Chr. machte der Syrer Odenatus Palmyrene zu einem eigenen Reiche (von der Gegend um Damaskos nordöstl. bis an den Euphrat mitten durch die Wüste, mit vielen Städten), zu dem er noch Striche am Libanon, von Emesos rc. und Palästina zog. Sein Werk vollendete seine Witwe Zenobia, die Aegypten und Mesopotamien eroberte und ihre Herrschaft im nördl. Syrien und in einem Strich von Klein-Asien erweiterte. Aber der Kaiser Aurelian schlug sie in 2 Schlachten und belagerte Palmyra. Hauptstadt war Palmyra, Palmenstadt, früher Thamar oder Thadmor, nordöstl. von Damaskos, von der syrischen Küste 49, von Emesa 12. geogr. Meilen, vom Euphrat einige Tagereisen entfernt, groß, von fruchtbaren Feldern umgeben, von einem Steppenfluß durchflossen, sonst von Bergen und Sandebenen eingeschlossen, im nördl. Theile des wüsten Arabiens oder in Ober-Syrien; schon von Salomo erbaut oder verschönert (2. Chron. 8, 4. 1. Kön. 9, 18.), Vormauer des jüdischen Landes gegen den Euphrat und die Räuberhorden, Stapelplatz für den Handel von O. nach W. und umgekehrt. Nach Seleukia's Fall ward der Handel noch blühender; die Stadt reich, groß, mit vielen Palästen

von denen Ruinen übrig, die Engländer in der Mitte des 18. Jahrh. entdeckten, beschrieben von Wood und Dawkins in: „Ruins of Palmyra“ (London 1753); Seller, „Alterthümer von Palmyra“ (Frankf. 1716). Unter diesen Trümmern fanden die Engländer eine Menge der schönsten Pfeiler, Tempelrudera, viereckige Thürmen von 5 Stockwerken, Alles sehr prächtig und von Marmor, außerdem Inschriften. Nach Aurelians Besiegung Zenobia's eroberte er die Stadt (275), gab ihr leidliche Bedingungen, zog ab, kehrte aber, als die Einw. die kleine Besatzung getödtet hatten, zurück; ein großer Theil der Einwohner wurde niedergehauen und die Stadt zerstört. Später erscheint sie wieder, aber als ein halb verfallener Ort, den Justinian aufs Neue befestigte. Aber 744 zerstörten sie die Saracenen völlig; s. Tadmor. Zwischen den prächtigen Ruinen stehen jetzt die armseligen Hütten von ungefähr 40 Familien. Vgl. Halley, „Histor. of Palmyra“, in „Philosophical transactions“ (3 Bde., S. 518 ff.)

Palnatocke, ein berühmter Seeheld des Nordens im 10. Jahrh., dessen geschichtliches Daseyn wahr seyn mag, dessen Thaten hingegen nur auf Sagen, die sich in Liedern und Traditionen des Volkes erhalten haben, beruhen. Er soll von der Insel Fünen herstammen und nach der isländischen Somskeringasaga Palner, dessen Vater aber Tocke, aus welchen beiden Palnertocke oder Palnatocke entstanden sey, geheißen haben. Er heirathete die Tochter eines gothländischen Jarls, ward zur See gewaltig und schlug sich häufig mit den kleinen norwegischen und dänischen Königen herum. In jenen Zeiten der Unsicherheit und des Raubes vereinte er mehre nordische Krieger zu einem Schutz- und Trutzbündnisse. Palnatocke war ihr Haupt und soll mit dem Bunde seinen Sitz zu Jomsburg auf der Insel Wollin, was man für das untergegangene Julin hält, gehabt haben. Auf der Insel gibt man ein altes Hühnengrab für Palnatocke's seines aus, und in dem Glauben des dortigen Landvolks und der Fischer schreitet der Geist des kühnen Seeräubers beim Scheine des Mondes über die Wellen am Ufer der Insel. Oehlenschläger hat das Andenken Palnatocke's erneuert.

Palomino de Velasco (Aciscle Antonio), ein berühmter span. Maler, war zu Bajalance 1653 geboren. Seiner Eltern Wünsche gemäß studirte er anfangs Theologie, doch Neigung zog ihn zur Malerkunst, in der er sich unter Valdes bildete. In Madrid ward er 1678 durch den berühmten Coëllo dem Könige Philipp IV. vorgestellt und erhielt von ihm den Auftrag, die Frescogemälde in der Hirschgallerie im Prado auszuführen. Seine Geschichte der Psyche erhielt den Beifall des Monarchen, der ihn mit einem ansehnlichen Gehalte zu seinem Hofmaler ernannte. Man wirft dem Palomino vor, daß er selbst in seinen großartigsten Gemälden, als im Bekenntniß des h. Petrus, in der Hauptkirche zu Valencia, sowie in den Bildern, welche er für die Kathedrale von Cordova verfertigte, oft mit zu ängstlicher Treue, eine gemeine Wirklichkeit copirte; trefflich ist er dagegen in der Perspective und dem Colorit. Er starb zu Madrid 1726. Man hat von ihm eine Geschichte der span. Maler: „El Museo pictorico, y escala optica“ (3 Bde., Madrid), von denen die beiden ersten eine Anleit. zur Malerkunst, der dritte aber das Leben der berühmtesten span. Künstler enthält.

Pampas, d. i. Ebenen, das Hochland im südlicheren Theile von Südamerika, geht von der Ostküste Patagoniens bis zu den Anden und

von der Rio de la Platamündung bis nach Peru, eine unermeßliche von dichten Waldungen unterbrochene Savanne oder Grasebene, die sich im völligen Stande der Natur befindet, von Bächen, Flüssen und Morästen durchschnitten, wo einzelne Hütten, 3—4 deutsche Meilen von einander entfernt, als Stationen für Reisende von der Regierung zu Buenos-Ayres unterhalten werden. Nördlich ist diese Hochebene durch Palmengebüsche begrenzt, südlich fast beständig mit Eis bedeckt. Eigenthümlich sind ihr die Colonien verwilderter Hunde, die gesellig in Höhlen wohnen. Diese Ebenen sind bloß von den Guachos (Pampasindianer), halbwilden Männern, in einzelnen Hütten bewohnt. Sie sind von dunkler Hautfarbe, und ihr dickes, schwarzes, schlichtes, straffes und langes Haar hängt entweder ganz frei oder in Zöpfe geflochten vom Kopfe herab. Sie haben sehr lebhafte Augen, starke Backenknochen und breite Kinnladen, Barthaar bemerkt man an ihnen wenig. Sie sind gewaltige Jäger und Reiter und haben es im Fangen des Wildes (Rindvieh, Jopians, Löwen, Strauße) mit Lassos, einer Art Schlingen, die sie den Thieren im vollen Jagen mit dem Pferde um den Hals werfen, weit gebracht. Sie leben von getrocknetem Rindfleisch und Milch. Sie besteigen die wilden, noch nie gezähmten und unter den Zügel gebrachten Pferde ohne Scheu und legen damit ihre Reise zurück. Die Bisanchos, eine Art Kaninchen, die die Ebenen durchwühlen, bilden einen furchtbaren Feind dieser Reiter, indem diese oft in diese Baue hineinstürzen. Alles wird aus Leder und Holz gemacht, Kleidung (aus einem mit einer Schärpe um den Leib festgehaltenen Poncho und einem zweiten über die Schultern bestehend), Wagen, ja selbst die Räder werden mit Lederstreifen umwunden und ins Wasser gelegt und halten sich so sehr gut. Sie haben fast keine Religion, obgleich sie an ein gutes und böses Wesen glauben; ihre Frauen sind ihnen fast gemeinschaftlich. Dem Namen nach sind sie Christen. Als Räuber werden sie in den Pampas fast nicht weniger gefürchtet als in der alten Welt die Beduinen von den die Wüste durchziehenden Karavanen, weßhalb auch die Waarentransporte durch die Pampas, welche gewöhnlich auf Ochsenwagen fortgeschafft werden, immer einen zahlreichen bewaffneten Zug bilden. Auf ihren Raubzügen, die sie in Horden von 50—200 anstellen, überfallen sie die Niederlassungen und führen, wenn ihnen die Bewohner nicht gerade in den Weg kommen, nur das Vieh hinweg. Dringen sie aber aus irgend einem Grunde einmal in die Hütten, so machen sie Alles nieder, außer den Knaben und den Mädchen oder jungen Weibern, welche sie für ihre werthvollste Beute ansehen und zu Hause sehr gut behandeln. Früher fürchteten sie sehr die Feuergewehre, doch haben sie, seit sie in die Revolutionskriege verwickelt wurden, diese Furcht verloren, und jetzt ist der Säbel die einzige Waffe, sie mit einigem Erfolge anzugreifen, da sie mit ihren großen Lanzen sich nur unbeholfen vertheidigen können. Ein lebendiges Bild von den Pampas und ihren Sitten hat der Brite Head gegeben (London 1826).

Pan war ursprünglich ein arkadischer Feldgott, des Hermes und der Penelope Sohn, wird ältlich, kümmerlich, mit 2 Hörnern, spitzigen Ohren, einem Bocksbarte, Ziegenschwanze und Geisfüßen, eine Panspfeife und einen gekrümmten Hirtenstab haltend, abgebildet. In Athen wurde er erst seit der marathonischen Schlacht göttlich verehrt. Später machte man diesen Hirtengott zum allgewaltigen Naturgott, und flocht ihn auch

in die frühere Mythe der Titanenkämpfe ein. Vorzüglich soll er sich im Wettgesang und Syrinxenspiel ausgezeichnet haben. Die Erfindung der Syrinx (s. d.) oder Panspfeife machte er, als er von dem Rohre, wohinein die vor seiner Lüsternheit sich flüchtende Najade Syrinx von ihren Schwestern verwandelt worden war, zum Andenken einige Halme abschnitt und mit hineinbließ. Auf dieser Pfeife hielt er den Wettstreit mit Apollo. Seinen Dienst soll Evander nach Italien gebracht haben. Hier verglich man ihn mit dem Faunus und feierte ihm zu Ehren mehre Feste. Von ihm kömmt auch der gewöhnliche Ausdruck: Panischer Schrecken. Nach dem Plutarch waren es die um Chemno wohnenden Pane und Satyrn, welche den Tod des Osiris zuerst verkündeten, und dadurch einen solchen Schrecken verbreiteten, daß seitdem alle plötzliche und grundlose Schrecken panische Schrecken genannt werden. Auch setzte Pan in dem Titanenkriege, durch das Blasen einer Seemuschel, den Feind in Schrecken.

Panacea, eine Tochter des Aeskulap, welcher man Hülfe wider alle Krankheiten zuschrieb; 2) eine Universalmedicin, welchen Begriff dieses griech. Wort (Panakeia) ausdrückt.

Panama (Landenge von), oder Darien, an der Bai gl. N., verbindet Süd- und Nordamerika; sie ist 12 Meilen breit. Man hatte Plane entworfen, um hier die Andenkette zu durchschneiden; allein die topographische Commission fand 1829, ungeachtet der stille und der atlant. Ocean in gleicher Fläche liegen, die Canalverbindung sehr schwierig, und schlug vor, die Schifffahrt auf dem Chagresflusse für Dampfschiffe einzurichten, und die von Cruzes nach Panama erbaute Straße, die kaum 7 Meilen beträgt, für Wagen aller Art fahrbar zu machen. Bereits wird Panama mit Portobello durch eine Eisenbahn verbunden. Die Provinz Panama (1640 QM.), ehemals eine Intendantur des span. Generalcapitanats Guatemala, bildet jetzt nebst der Provinz Veragua das Depart. Istmo in der Republik Neugranada. Die feste Hauptstadt Panama (25.000 Einw., mit einem Hafen am stillen Meere) in einer ungesunden Gegend, hat ein Bisthum, eine gel. Schule, und ist die Hauptniederlage südamerik. Handelswaaren. Ueber den daselbst am 22. Juni 1826 eröffneten Congreß s. Südamerikanische Revolution.

Panard (Charles François), Dichter, geb. 1690 zu Courville bei Chartres, wird für den Vater des moralischen Vaudeville angesehen. Er hatte einen uneigennützigen, einfachen und sanften Charakter. Die Pfeile seines Witzes richtete er gegen das Laster, nicht gegen den Lasterhaften. Er starb, allgemein geachtet, 1765. 1763 erschienen von ihm „Théâtre et oeuvres diverses“ (4 Bdchn.), welche 5 Lustspiele, 13 komische Opern und viele kleine Gedichte 2c. enthalten. Man findet in allen Leichtigkeit, Natur, Innigkeit, Witz, aber auch Nachlässigkeiten, Langweiliges und Fehler gegen die Sprache und Dichtkunst. Armand Gouffé hat „Oeuvres choisies de Panard“ (3 Bdchn.) herausgegeben.

Panathenäen (Panathenäa), Feste zu Athen, zu Ehren der Athene. Erichthonios (um 1506 oder 1521 v. Chr.) hat die Athenäen gestiftet. Theseus zog die 12 Land-Demoi zur Stadt und verwandelte dieses Fest in Panathenäen (für alle Athener). Es gab kleine und große Panathenäen, jene alljährlich, diese allfünfjährlich gefeiert. Athlotheten leiteten die bei denselben gefeierten Spiele; am ersten Tage Wettrennen mit Fackeln, am zweiten gymnastische Uebungen, am dritten (seit Perikles)

geistige, Musik im Odeion, Rhapsoden declamirten, Dichter führten Stücke auf. Oelzweige und Oel war ihr Lohn. Hierauf Opfer, wozu jeder Demos einen Ochsen lieferte. Bei den großen strömten viele Fremde nach Athen, daher traten während derselben gern Redner auf; daher Panathenaica-Reden des Isokrates, des Aristides u. a. Die Hauptsache war hier ein feierlicher Aufzug, durch welchen der heilige Peplos der Athene in der Akropolis überbracht wurde. Greise, Männer, Frauen, Jünglinge, Knaben ꝛc. bildeten die Prozession. Der Tag derselben galt für sehr feierlich. Man ließ Gefangene los, beschenkte verarmte Männer mit goldenen Kronen und Aehnlichem.

Panckoucke, Buchhändlerfamilie in Paris. 1) (Andreas Joseph), geb. 1700 zu Lille, Buchhändler, ein die Literatur liebender und fördernder Verleger, auch ein guter und so freisinniger Schriftsteller, daß ihm nach seinem Tode sein eigener Beichtvater kein ehrliches Begräbniß gestatten wollte. Er starb 1753 in seiner Vaterstadt. 2) (Karl Joseph), des Vorigen Sohn, geb. 1736, ebenfalls ein ausgezeichneter Buchhändler und Schriftsteller, den sein seltener Unternehmungsgeist veranlaßte, seine Vaterstadt Lille zu verlassen und sich in Paris zu etabliren, wo er seit 1760 sein Haus zu einem Sammelplatz der geistreichsten Männer und Frauen machte und 1790 starb. Seine bedeutendsten Unternehmungen waren der „Mercure de France“, dessen Absatz er auf 15.000 Exemplare brachte; seine Ausgabe der Memoiren der Akademie der Wissenschaften, von Buffon's Werken, „Le grand vocabulaire français“, Laharpe's Reisen, das „Répertoire universel de jurisprudence“, der „Voyageur français“ von la Porte und die große „Encyclopédie méthodique“, zu der er den Plan entwarf. Auch wurde er der Stifter des „Moniteur“, dessen Verlag noch jetzt das Eigenthum seiner Tochter Madame Agasse ist, und übersetzte den Lucrez, Ariost und Tasso. 3) (Charles Louis Fleury), dessen Sohn, geb. zu Paris 1780, setzte das große Geschäft des Vaters gleich rühmlich fort und war in seinen Unternehmungen ebenso glücklich als thätig. Seine wichtigsten Verlagswerke sind das „Dictionnaire des sciences médicales“, welches seit 1810 in 60 Bänden erschien, und wozu noch fortwährend Supplemente geliefert werden, die „Lettres de Voltaire et Rousseau“, die „Victoires et conquêtes des armées françaises“ und die große prachtvolle Ausgabe des berühmten Werks über Aegypten in 25 Bänden mit 900 Kupfern in Folio, welches Napoleon anfangen und Ludwig XVIII. vollenden ließ.

Pancratium (der Allkampf), ein Wettkampf der alten Griechen, bei welchem alle 4 Kampfarten (Pentathlon, s. Gymnasium) angewendet wurden; desgl. ein Wettkampf, bei welchem man kein Mittel unversucht ließ, den Sieg zu erringen, wo man rang und zugleich mit der Faust kämpfte, auch ein Kampf auf Leben und Tod.

Pandämonium, der allgemeine Tempel für Götter und Halbgötter bei den Alten; Versammlung der Dämonen. So heißt auch, um die Ohren der Damen, welche es besuchen, zu schonen, das 1828 eröffnete, prachtvoll meublirte Spielhaus in der Straße St.-James zu London. Ehemals nannten die Engländer ein Spielhaus Hell.

Pandekten, ein Theil des Corpus juris civilis (s. d.), eine aus 50 Büchern bestehende Sammlung von Aussprüchen der röm. Rechtsgelehrten, welche besonders Tribonian und einige Andere sammelten, und im J. 533 vom Kaiser Justinian Gesetzeskraft erhielten. Sie wer-

den auch Digesta genannt. Weil nach der Ordnung derselben noch jetzt das römisch-deutsche bürgerliche Recht vorgetragen wird, bekommt dieses ebenfalls den Namen Pandekten.

Pandemos, ein Beiname der Venus, die gemeine, Volgivaga. Nach Pausanius soll Theseus ihre Verehrung eingeführt haben, als er alle Stämme von Attika in Athen vereinigte. Hier bezeichnete sie also: die gemeinschaftlich zu Verehrende, wie Jupiter Pandemos; obgleich sie anderwärts immer die sinnliche Liebe ausdrückte. Nach Andern baute Solon ihren Tempel von der Abgabe der gemeinen Weibspersonen. Merkwürdig war das Bild der auf einem Bocke reitenden Venus Pandemos zu Elis, neben dem Bilde der Venus Urania. Hier erscheint die Venus Pandemos im Gegensatz der überirdischen Liebe als das Symbol der gemeinen Liebe und sich Allen preisgebenden Sinnlichkeit; in dieser Bedeutung nimmt man den Ausdruck Venus Pandemos noch jetzt, wenn man die Sache selbst nicht deutlicher bezeichnen will.

Pandora (Myth.), eigentlich die Allbegabte, ein junges, schönes Mädchen, welches unter allen Werken, welche die Schöpferkraft des Prometheus hervorgebracht hatte, sich vorzüglich auszeichnete. (Wiewohl nach einer andern Erzählung sie vom Vulkan geschaffen und von den Göttern zur Strafe auf die Erde geschickt worden war.) Die Götter kamen, um des Prometheus Geschöpfe zu sehen, und Pandora gefiel ihnen so sehr, daß sie insgesammt sie beschenkten; Minerva mit Witz, Venus mit Schönheit &c. Merkur gab ihr eine mystische Büchse (oder, nach Böttiger's Darstellung, ein Faß), jedoch mit der Warnung, sie nicht zu öffnen. Prometheus's Bruder, Epimetheus, welcher die wunderschöne Pandora zur Gattin erhielt, konnte der Neugierde nicht widerstehen, er öffnete die geheimnißvolle Büchse, und mit einem Male flog das ganze Heer aller möglichen Uebel und Plagen für die arme Menschheit heraus; nichts blieb darin, als einzig nur die Hoffnung. — Gewiß eine der schönsten Dichtungen, deren Sinn dahin deutet, daß das menschliche Geschlecht durch Einführung der Künste zur Cultur zwar geleitet wird, aber in deren Gefolge auch Sinnlichkeit und Luxus sich befinden, welche durch Mißbrauch so viel Ungemach über die Menschen bringen. — Uneigentlich heißt nun Pandorens Büchse die Quelle alles Unglücks.

Panduren sind gewisse leichte Fußvölker bei der östreich. Armee (ursprünglich von dem Dorfe Pandur in Niederungarn, in dessen Nähe sie die Gebirge bewohnten), welche, mit Mänteln, langen Beinkleidern und Mützen versehen, eine lange Flinte als Gewehr und in ihrem Leibgürtel etliche Pistolen, außerdem noch ein ungarischer Säbel und zwei türkische Messer führten. Ihr Hauptmann hieß Harun Bascha. Gegenwärtig hat man sie auf einen regulairen Fuß gesetzt, und sie gehören zu den Granitzern.

Panegyrikus, eine Lobschrift, Lobrede, deren Zweck die schöne Darstellung einer Thatsache, die schöne Darstellung einer Person (wenngleich nicht wahrheitswidrig) ist. Bei den Griechen sind der „Panegyrikus" des Isokrates, sowie bei den Römern der des jüngern Plinius auf Trajan die berühmtesten Meisterstücke dieser Art. In der neuern Zeit haben ähnliche Lobreden in England sowohl, als in Frankreich, und in letzterm die sogenannten Eloges der Akademie (des Nationalinstituts) auf verstorbene Gelehrte und Staatsmänner, sich zu einem bedeutenden Grad erhoben. — Panegyrisch, lobrednerisch. — Panegyrist, Lobredner. (Mehres s. Eloge.)

Panier oder **Banner**, hieß im Mittelalter bei der deutschen Lehnmiliz eine Heeresfahne, welche Derjenige, der 10 bewaffnete Soldaten in den Krieg führen konnte, bekam.

Panin (Nikita Iwanowitsch, Graf v.), Staatsminister, geb. 1718 zu Petersburg, diente anfangs unter der Garde, ward dann Kammerherr, 1747 als bevollmächtigter Minister nach Kopenhagen und 1749 nach Stockholm gesandt, bei seiner Rückkehr Gouverneur des Großfürsten Paul Petrowitsch und nach Katharinas II. Thronbesteigung 1762 Staatsminister. Als solcher machte er sich berühmt durch die glückliche Führung des Türkenkriegs, den die polnischen Unruhen veranlaßten, durch die Vertauschung des Herzogthums Holstein gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, zum Vortheil der jüngern Linie Holstein-Gottorp, durch den Frieden mit der Pforte 1774, durch die Vermittelung beim teschener Frieden und durch die bewaffnete Neutralität. Thätigkeit, scharfe Urtheilskraft, Menschenkenntniß verbanden sich bei ihm mit Leichtigkeit, Unterredungsgabe und Sanftheit. Es galt ihm als diplomatischer Grundsatz, daß der Staat stets seine Würde ohne Beeinträchtigung Anderer behaupten müsse und List und Verstellung ein mächtiges Reich entwürdigend sey. Er war die Hauptstütze des preuß. Systems, doch sank zuletzt sein Einfluß bei der Kaiserin. Er starb 1783.

Panisbrief (Brotbrief, v. lat. panis) hieß sonst ein Empfehlungsschreiben, worin der Kaiser eine weltliche Person, die er gern versorgt wissen wollte, einem der deutschen Stifter oder Klöster außer seinen Erbstaaten zur Versorgung empfahl. Unter Joseph II. kam die Ausübung dieses Rechts, das Jahrhunderte geruht hatte, ganz unerwartet und auffallend wieder zum Vorschein.

Pannonien, im Alterthum das von den Pannoniern, einem thracischen Volke bewohnte Land, zwischen Illyrien und Celten auf dem nördlichen Abhange der östlichen Alpen. Erst dem Kaiser Augustus gelang es, die Illyrier und Dalmatier zu überwältigen; er drang in die Gebirge der Pannonier ein und bezwang sie (10 J. n. Chr.). Eine gefährliche Verschwörung derselben gegen die Römer wurde durch Tiberius gedämpft. Nachher schienen sie unter Begünstigung der Römer sich an der Donau niedergelassen zu haben; wahrscheinlich aber erhielt ihr Land erst unter Claudius die Einrichtung einer römischen Provinz. — Pannonien umfaßt auf unsern Charten des östlichen Streif von Oestreich und Steiermark, ganz Ungarn, welches daher vorzugsweise Pannonia heißt, soweit es auf der Südseite der Donau liegt, einen Theil von Krain und Kroatien, ganz Slawonien und einen Streif von Bosnien längs der Save. Wahrscheinlich theilte Hadrian es in Pannonia superior oder occidentalis (nachher prima) und Pannonia interior oder orientalis (nachher secunda). Seit dem markomannischen Kriege ward Pannonien häufig von Barbaren mitgenommen. Ungleich mehr litt es durch die Völkerwanderung. Die Römer verloren einen Theil des Landes im 4. Jahrh. an die Vandalen, dann an die Gothen. Ganz entrissen wurde ihnen Pannonien von den Hunnen unter Attila. Nach dem Tode dieses Eroberers (433) ging das Hunnenreich in seine östlichen Grenzen über den Pontus zurück. In Pannoniens Gebirgen ließ sich jetzt jene Sarmaten nieder, welche die Vorfahren der heutigen Slawonier sind. Pannonien selbst nahmen, mit Bewilligung der morgenländischen Kaiser, die Gepiden und Ostgothen in Besitz. Als letztere nach Italien zogen, rückten

die Longobarden in Pannonien ein, welche die Gepiden sich unterwarfen, und als sie 568 nach Italien zogen, den Avaren Pannonien überließen. Diese wurden von Karl d. Gr. besiegt und zur Annahme des Christenthums genöthigt. Endlich eroberten die Ungarn um 900 Pannonien.

Panorama, ein nach allen Seiten hin mit gleicher Deutlichkeit, Farbe und Beleuchtung, wie dieß alles die Natur darbietet, überschaubares, ein weite Gegend, mit einer Menge interessanter und pittoresker, naher und ferner Gegenstände darstellendes Gemälde. Es wird dieß besonders dadurch bewirkt, daß das mit Treue aufgenommene und colorirte Gemälde einer Landschaft, eines Seehafens, oder auch eines Stadttheils, wie solche sich von einer Höhe herab beschaut, darbieten, in einer angemessenen Entfernung vom Auge vertical, aber zugleich in einem Cirkelbogen so aufgestellt wird, daß, um einen jeden einzelnen Gegenstand zu erblicken, der Beschauer selbst sich nur in einer Bogenlinie zu bewegen braucht. Es heißt daher auch eine solche Darstellung ein Rundgemälde und erfordert, wenn es die gehörige Wirkung haben soll, ein eignes Gebäude von ebenfalls runder Form, indem der Beschauer auf einer Gallerie im Innern des Gebäudes seinen Platz angewiesen erhält, deren Brüstung ihm unterwärts etwas Näheres als das vor ihm aufgehangene Gemälde zu erblicken ebenso wenig als deren Bedachung ihm den Blick auswärts auf einen fremden Gegenstand zu werfen verstattet. Zugleich ist seitwärts durch die getroffene Vorkehrung dafür gesorgt, daß auch da, wo das im Cirkelbogen aufgestellte Gemälde aufgehört, nichts Fremdartiges erblickt wird. Durch von oben auf das Gemälde fallendes Tageslicht und die reine Beleuchtung, die es dadurch, besonders bei hellem Sonnenschein, erhält, wird, wenn die Regeln der Perspectiv, besonders auch in Vertheilung von Schatten und Licht, gehörig wahrgenommen sind, die beabsichtige Täuschung so vollkommen erreicht, daß man die Gegenstände in der Natur zu erblicken vermeint; besonders nachdem man ein Zeitlang auf der Gallerie des Gebäudes verweilt und das Auge sich an das temperirte Licht des Standorts gewöhnt hat. Als Erfinder des Panoramas wird Robert Parker, ein irländischer Maler genannt, der 1787 den ersten Versuch dieser Art im Kleinen mit der Ansicht von Edinburgh machte, nachdem er aber für seine Erfindung ein Patent sich verschafft und in London, in Leicester-Square eine eigne Rotunda dafür von 90 Fuß Durchmesser hatte aufführen lassen, die russische Kriegsflotte zu Spithead zum ersten Gegenstand seiner Schaustellung erwählte. Robert Fulton, ein Amerikaner, machte die Panaromas zuerst in Paris bekannt. Hier erhielten sie durch seinen Landsmann James und die Franzosen Fontaine, Prevot und Bourgois wesentliche Verbesserungen. Die Stadt Paris, nach der Ansicht von den Tuilerien aus, und der Hafen von Toulon, waren hier die ersten Gegenstände allgemeine Bewunderung. Von hier aus wurden bald in allen großen Städten Europa's bleibende, oder auch bei Gelegenheit von Messen und großen Volkszusammenkünften aufgeschlagene Panoramas als Schaustellungen dargeboten. — Man hat noch das Stereorama, aus Papiergallerte verfertigte topograph. Relieftafeln; das Myriorama; das Diorama, welches sich dadurch vom Panorama unterscheidet, daß es kein Rund-, sondern ein Flachgemälde ist, also keinen allgemeinen Umblick, sondern bloß ein bestimmte Ansicht, wie jedes gewöhnliche Gemälde verstattet. Die Vorrichtung zum Behufe der Beleuchtung ist von der des Panorama nicht bedeutend

verschieden. Bekannt sind die Dioramen von Bouton in Paris. — Georama, Erdüberblick, nannte der Erfinder Dolanglard eine hohle Kugel von 40 Fuß im Durchmesser, die eine Globuscharte phärisch darstellte. — Kosmorama heißt sein seit 1808 in Paris aufgestellter Weltschausaal mit mehren hundert Gemälden der merkwürdigsten Scenen, denen Vergrößerungsglastafeln die natürlichen Größenverhältnisse geben. Etwas Aehnliches ist das Europorama von den Gebrüdern Suhr im Hamburg.

Panspfeife, s. Syrinx.

Pantalon oder Pantaleon, ein, von Panteleon Hebenstreit aus Eisleben, einem (in der Mitte des 18. Jahrh.) berühmten Geiger, erfundenes, jetzt in Vergessenheit gerathenes musikalisches Instrument, in Form eines Cymbals. Auch Claviaturinstrumente nennt man Pantalons, bei welchen der Schlag der Hämmer auf der Saiten von oben herab geschieht, oder bei welchen metallene Hämmer oder in Haken gebogene Drahte an die Saiten angeschnellt werden, und wobei das flügelartige Corpus senkrecht in die Höhe steht. — Endlich heißen Pantalons lange, bis auf die Füße herabgehende Beinkleider, wie der Pantalone (s. d.) in den ital. Masken (s. d.) sie trägt.

Pantalone ist in den Pantomimen der Italiener gewöhnlich die komische Charakterrolle eines alten, einfältigen, treuherzigen, aber immer verliebten Kaufmanns, der beständig von seinem Nebenbubler, Sohne, Bedienten 2c. (dem Arlechino oder Truffaldino) betrogen wird. Er hat gewöhnlich die alte venetianische Tracht, wo, außer dem schwarzen Mantel und Klappantoffeln, die rothen Hosen und Strümpfe in Eins fortgehen, welche daher auch selbst Pantalons (Strumpfhosen) heißen. — Pantalonaden worden eben daher auch Possentänze, komische Geberden und Stellungen genannt.

Pantheismus, eigentlich: Alles Gottseyn; daher die Ansicht, nach welcher man die Welt, oder das All der Dinge, für Gott selbst hält. Man unterscheidet vorzüglich: a) einen psychologischen Pantheismus, welcher in der alten Philosophie eine große Rolle spielt und sich Gott als Seele der Welt vorstellt, sodaß letztere, gleichsam nach Analogie der menschlichen Natur, den Körper Gottes bildet, die Seelen in der Welt aber als Ausflüsse oder Theile der Weltseele betrachtet; b) einen kosmologischen Pantheismus, welcher die Einerleiheit Gottes in der Welt schlechthin behauptet, wie Xenophanes, Parmenides und die eleatische Schule; c) einen ontologischen Pantheismus, welcher, vorzüglich seit Spinoza, diese Behauptung aus den Begriffen der Substanz und Accidenz folgert und Gott als die einzige, ewige, allumfassende Substanz betrachtet, welche sich als Ausdehnung und Gedanken enthüllt; d) einen mystischen Pantheismus, der sich vorzüglich in der jüngsten Zeit geltend zu machen sucht und in überschwänglichen Gefühlen in dem unendlichen Allgott versenken will. Wie der eigentliche Atheismus aus einem in der Sinnlichkeit untergegangenen Verstande hervorgeht; so entwickelt sich der Pantheismus in der Erhebung des denkenden Geistes über die Sinnlichkeit, vorzüglich aus der rein metaphysischen Betrachtung des Absoluten. Obgleich er — wie denn ihm auch der Vorwurf des Atheismus wirklich gemacht worden ist — in den meisten das religiöse Bedürfniß angehenden Resultaten mit demselben zusammentrifft; so behauptet er doch einen ganz entgegengesetzten psychologischen Charakter.

Während die sich selbst erkennende Vernunft den Atheismus von sich stößt, weiß derselben der Pantheismus sich leicht einzuschmeicheln; denn der Pantheismus sucht das Absolute nicht in der materiellen Natur der Dinge, sondern strebt, dasselbe durch reines Denken zu erkennen. Der Pantheismus ist gewissermaßen ein idealisirter Materialismus, der sich durch die Speculation begeistigt, und im Grunde schließt die Vernunft analogisch von der geistigsinnlichen Menschennatur auf das Wesen der Gottheit; der Pantheismus ist Anthropomorphismus, der sich, je nachdem diese oder jene Geisteskraft in seinen Anhängern vorwaltet, nach der oben angeführten Verschiedenheit gestaltet, in Speculationen des Verstandes, aber didaktisch, durch ein Begriffsspiel, seine Rechtfertigung sucht, die er allerdings finden würde, wenn die Deduction der Erscheinungswelt, daß das in sich selbst Wirkliche schlechthin einerlei sey mit dem Unwirklichen oder Absoluten rc., auch metaphysisch erhärtet werden könnte. Während dieß inzwischen unmöglich ist, und somit der Pantheismus die Grundfeste nicht besitzt, auf welche er trotzt, vermag er sich zugleich auch vor dem Forum der Vernunft nicht zu halten. Das sittliche Selbstbewußtseyn sucht er vergebens zu erklären; der Fatalismus, welcher aus ihm folgt, ist nicht im Stande, sich gegen die unbedingten Forderungen der Vernunft zu halten; die schärfste Dialektik ist nicht vermögend, den Pantheismus gegen den Vorwurf, daß er allen Unterschied des Guten und Bösen aufhebe, zu vertheidigen. So nahe der Pantheismus übrigens noch dem Materialismus und Atheismus, sowie durch seine Naturvergötterung dem Polytheismus steht; so ist doch andererseits von ihm auch nur ein Schritt zum reinern Theismus, welchen er vermitteln zu wollen scheint, indem der Unterschied sich lediglich um die Frage dreht, ob Gott der immanente Grund der Welt sey oder nicht. Wir findend en Pantheismus nicht nur als Grundlage aller polytheistischen Religionen, sondern auch in monotheistischen Culten. Das indische Emanationssystem, das durch die Zoroastrische Religion über Persien in die Platonische Philosophie eindrang und von hier in die römische und griechische Mythik übertragen wurde, wurde in das Judenthum, das theosophische Christenthum und selbst in den Mohammedanismus aufgenommen. Bruno und Spinoza gaben demselben einen neuen Schwung; Schlegel, Jacobi, Schelling, Hegel u. A. suchten dem Pantheismus in neuester Zeit neue Geltung zu verschaffen.

Pantheon (gr., lat. Pantheum), 1) allen Göttern gemeinschaftlich geheiligter Tempel. Insbesondere ist bekannt 2) zu Rom der prächtige runde Tempel Jupiters, als des Inbegriffs aller Gottheiten, auf dem Marsfelde, von Agrippa, Augustus Freund und Feldherr, geweiht, mit den Bildsäulen aller Götter. Dieses Pantheon war rund, die Decke gewölbt (Symbol des Himmelsgewölbes), das Licht fiel von oben durch eine große Oeffnung hinein. Die Kuppel und vermuthlich auch der Porticus (der von etwas neuerer Bauart als der Tempel selbst zu seyn scheint) waren mit Kupfer bedeckt und die Balken an beiden, oder doch viele derselben, auch von Messing. Die Metall- (meist Silber-) bedeckung ließ schon Konstantin III. abnehmen und mit Blei ersetzen, und die Balken vertauschte Papst Urban VIII. 1627 mit hölzernen. Das Pantheon war mit einer Menge von der schönsten Statuen (unter ihnen eine Statue der Venus, welche die Hälfte von der großen Perle als Ohrschmuck trug, deren andere Hälfte, in Essig aufgelöst, Kleopatra getrunken hatte) an-

gefüllt, von denen aber Konstantin d. Gr. die vorzüglichsten nach Konstantinopel schaffen ließ. Vom Papst Bonifacius IV. wurde das Pantheon, das am wenigsten versehrte alterthümliche Gebäude in Rom, 607, als christliche Kirche geweiht, als St.-Maria Rotunda der heil. Maria und allen Heiligen gewidmet, nachmals eine Capelle in dasselbe eingebaut und Glockenthürmchen auf dasselbe gesetzt. Besonders prächtig ist der Porticus, gebildet mit 8 korinthischen Säulen. Er enthält 16 vortreffliche Säulen von orientalischem Granit, jede hat 15 Fuß im Umfange. Vor dem Porticus sind Stufen, von denen einige wohl noch in Schutt vergraben sind. Das Inwendige des Pantheons hat 137 Fuß Weite und ebensoviel Höhe. Die Oeffnung in der Decke, eine richtige Halbkugel, hat 27 Fuß im Durchmesser. Der Fußboden ist mit Porphyr gepflastert und abhängig, damit das Regenwasser ablaufe. Die Mauern sind von gebrannten Steinen (auf ihnen standen sonst große Statuen). In 8 Nischen stehen 8 vom Kaiser Hadrian gesetzte Statuen; 2) ein anderes Pantheon war das des Hadrian in Athen, das auf 120 Marmorsäulen ruhte; 3) in neuerer Zeit ein berühmten Männern gewidmetes Gebäude. Zu solchem wurde während der Revolution die Kirche heil. Genoveva in Paris eingerichtet. Canova baute eine dem römischen Pantheon in der Anlage ähnliche Rotunde in seinem Geburtsorte Possagno.

Pantomime, 1) (Pantomimos, Pantomimus), ein in Italien erfundenes griech. Wort, bezeichnet einen Schauspieler, der durch Gebärden und künstliche Bewegung des Körpers (Mimen) ein Drama, das ein Anderer dazu declamirt, vorstellt; 2) (der Pantomime, nicht die Pantomime), von solchen Künstlern aufgeführtes Stück. Bald aber wurden in Rom (die Pantomime im eigentl. Sinne war den Griechen fremd) jene beiden Kunstleistungen von Einer Person aufgeführt, und dann hießen Pantomimi Schauspiele, in denen die Acteurs einen in dramatische Form gebrachten Stoff aus Geschichte, Mythologie und Aehnl., ohne zu reden, bloß durch Gebärden und Tanz (pantomimischer Tanz, Ballet), Leidenschaften, Gemüthsbewegungen, Empfindungen ausdrückend, behandelten. — Die **Mimik** (s. d.) erscheint an ihrem angemessensten Platze, wo das innere Leben des Menschen auf die Gebärde einzuwirken und diese unmittelbar zu erzeugen scheint. Aber in der Wirklichkeit erscheint die Aeußerung und Mittheilung des Innern durch Gebärden natürlich und gewöhnlich mit der Aeußerung durch Sprache verbunden, und so leuchtet es ein, daß auch Mimik und die Kunst der Declamation ursprünglich zusammengehören, sowie sie denn, in ihrer höchsten und umfassendsten Ausübung vereinigt, die Schauspielkunst bilden. Durch Trennung beider könnte zwar jede für sich auf den höchsten von ihr zu erreichenden Grad der Ausbildung gebracht werden, indem der Künstler, bei einem geringern Umfange seiner Kunstmittel, dem Einzelnen größere Aufmerksamkeit und fleißigere Uebung zu widmen vermag, aber die Betrachtung und der Genuß erfordern auf der andern Seite eine künstliche Abstraction, vermöge welcher man davon, daß jene Beiden bei vollkommener Aeußerung des menschlichen Innern natürlich zusammengehören, hier aber nicht in dieser Verbindung erscheinen, absehen muß. Diese Abstraction wird besonders dann begünstigt, wenn der Künstler die Gebärde oder den mündlichen Vortrag so weit ausbildet, daß er durch Anwendung eines dieser Kunstmittel das andre selbst zu ersetzen scheint; ja diese Abstraction veranlaßt ihn selbst dazu, seinem mündlichen Vor-

trage den möglichst lebendigen Ausdruck zu ertheilen und die Gebärde gleichsam zur Sprache zu erheben. Was nun jene Trennung selbst anlangt, so sehen wir die Declamation in derselben nie so weit gehen als die Mimik. Denn wenn man auch mit Recht behaupten kann, der Declamator müsse als solcher auch im Dunkeln, mithin ohne durch Gebärden und überhaupt ohne durch seine sichtbare Persönlichkeit zu wirken, die Kraft seiner Kunst beweisen und deren Wirkungen vollkommen zeigen können: so sehen wir doch nie einen Declamator, sich der Gebärden ganz enthalten, wiewohl dieselben bei der Declamation in verschiedenen Graden untergeordnet seyn müssen. Der Grund davon liegt darin, daß man sich eher eine Reihe von Gebärden ohne Sprache denken, als deren lebendigen Ausdruck des Innern, welcher in der Sprache liegt, bei völliger Bewegungslosigkeit des Körpers ohne Mißfallen ertragen kann. Wollte man hingegen die Gebärdenkunst herrschend machen und ihr die Sprache völlig unterordnen, so würde dieses ebensowohl gegen den Geist der Kunst als gegen die Natur der Sprache seyn. Der Mime wählt nur einen solchen Stoff, der durch die Gebärde vorzugsweise ausgedrückt und vollkommen ausgesprochen werden kann. Eine Darstellung aber, in welcher Alles durch Gebärden dargestellt wird, kann sich auf die ruhende oder festgehaltene Gebärde beschränken; dann ist sie pantomimische Stellung, wozu im engern Sinne die **Attitude** (s. d.) und die sogenannten lebendigen Bilder (s. **Tableaux**) gehören; oder sie bedient sich des Wechsels der Gebärden in Bewegung und Ruhe. Im letztern Falle wird entweder nur eine einzelne Situation, ein thätiger oder leidender Gemüthszustand, oder ein bestimmter Charakter durch eine Reihe von Gebärden vollständig entwickelt, oder es wird eine menschliche Handlung dargestellt. Hier heißt die pantomimische Darstellung eine **Pantomime** im eigentlichen Sinne oder eine dramatisch-pantomimische Darstellung. Aber hier wird die höchste innere Vollkommenheit der Mimik erfordert. Sowie nun der Stoff der Mimik überhaupt, oder Das, was der Mime darstellen soll, etwas Poetisches und in sich Vollendetes seyn muß, wenn die Mimik als schöne Kunst bestehen soll, so muß der Stoff der Pantomime noch insbesondere eine Handlung seyn, welche in die sichtbare Erscheinung tritt und sich zugleich mit Bestimmtheit und mannigfaltigem Ausdruck als ein sichtbares Ganzes darstellen läßt. Er kann übrigens aus der Geschichte und Mythologie entlehnt, oder ein wirklich erdichteter, z. B. ein allegorischer seyn; er kann ernst oder scherzend, naiv oder sentimental, streng gebunden oder phantastisch seyn. Eigentliche Tragödie aber kann die Pantomime ebenso wenig als bürgerliches Schauspiel seyn. Gebärden nämlich können nie den strengen Zusammenhang haben, welchen die erstere erfordert; auch sind sie mehr der Ausdruck des lebhaften Gefühls als der Gesinnung und der Gedankenwelt. Darum ist auch die Handlung der Pantomimen einestheils mehr lyrischer Art (als eine Reihe von Gemüthszuständen), anderntheils mehr äußerlich, d. h. für das Auge bestimmt. Verhältnisse des bürgerlichen Lebens aber können durch die Pantomime nur scherzend aufgefaßt werden, oder sie werden durch die Gebärde willkürlich verspottet, da sie, sofern sie conventionell sind, ohne Sprache ihre Bedeutung und ihren Reiz fast gänzlich verlieren. Was das Darstellungsmittel der Mimik, die Gebärden selbst, betrifft, so müssen diese, um zur ästhetischen Form erhoben zu werden, nicht nur sprechend, deutlich, mannigfaltig und in

Beziehung auf das Darzustellende vollkommen entsprechend, sondern auch in ihrem Wechsel und ihrer Folge dem Gesetz übereinstimmender und wohlgefälliger Bewegung angemessen seyn. — Wenn durch mimischen Tanz eine Handlung dargestellt wird, so entsteht das Ballet, welches daher immer pantomimisch (ohne Sprache) ist, wiewohl die rhythmische Bewegung des ganzen Körpers die Anwendung der Gebärden beschränkt. Die Pantomime hat den Zweck, die lebendige Menschengestalt überhaupt in ihrer charakteristischen Bedeutsamkeit und Fülle wechselnder Körperformen in harmonisch gemessener Bewegnng, in poetischer Mannigfaltigkeit und dramatischen Entwickelung zu zeigen. Ausführlicher hat die Theorie der Pantomime Seidel im 1. Bde. s. „Charimomos" (Magdeb. 1825) vorgetragen, wo auch Skizzen von Pantomimen mitgetheilt werden. — Der Grund zu pantomimischen Darstellungen ward in Rom schon frühe durch die Histrionen (s. d.) gelegt, welche mimische Tänze aufführten. Wahrscheinlich ging die pantomimische Kunst von der pantomimischen Darstellung einzelner Scenen berühmter Schauspiele aus, auch stellte ein Mime mehre Rollen dar. Erst später findet man von Pantomimengesellschaften Spuren. Aus einem alten latein. Epigramm, in welchem gesagt wird, die Pantomimen haben so viel Zuugen als Glieder des Körpers, sieht man, wie weit diese Kunst bei den Alten ausgebildet seyn mochte. Bathyllus und Pylades, die 2 größten Nebenbuhler in dieser Knnst, von denen der Erstere, der Schützling des Mäcen, im Komischen, der Andre aber mehr im Tragischen ausgezeichnet war, ferner Hylas u. A. machten unter August Epoche. Das römische Volk liebte diese Pantomimen, die sich bald von Rom aus in die Provinzen verbreiteten, mit einer solchen Ausschweifung, daß zuletzt förmliche Factionen und Unruhen dadurch veranlaßt wurden, welche Besorgnisse für den Staat erregten. Deßhalb wurden sie mehrmalen aus Rom und Italien verbannt, was aber selten lange dauerte, weil die sinnlichen Römer mit unersättlicher Schaulust an ihnen hingen. Sie selbst aber trugen durch ihre unzüchtigen Darstellungen sowie durch ihr ausschweifendes Leben in der spätern Zeit viel zu der damaligen Sittenverderbniß des römischen Volkes bei. Aus diesen römischen Pantomimen, die wahrscheinlich mit dem Verfall des Theaters im 5. und 6. Jahrh. allmälig aufhörten, entwickelten sich später die bekannten improvisirten pantomimischen Possenspiele der Italiener mit stehenden Masken, welche ebenfalls den Namen Pantomimen erhielten und noch jetzt in Italien, wie in Frankreich, Deutschland u. s. w., wohin sie sich von dort aus verbreiteten, üblich sind. Auch diese italien. Pantomime hatte keinen andern als einen komischen Inhalt zum Zweck. Ebenso die Ausführung pantomimischer Scenen mit musikalischer Begleitung, welche bei mehren oriental. Völkern, namentlich den Persern und Chinesen, beliebt ist. Etwas der röm. Pantomime Aehnliches schuf aber in neuerer Zeit erst der berühmte franz. Balletmeister Noverre, der aus Voltaire's „Semiramis" eine Pantomime machte. Ihn übertraf hierin noch sein Schüler Galeotti zu Kopenhagen, der sogar Shakspeare's „Macbeth" und „Romeo und Julie" in großen, aus 5 Acten bestehenden pantomimischen Darstellungen auf die kopenhagener Bühne brachte. Gegenwärtig scheint der Antheil, den man sonst an der Pantomime nahm, theils dem Ballete, theils der pantomimischen Darstellung einzelner Situationen nach Gemälden zugewendet zu seyn.

Panzer (Georg Wolfgang), einer der ersten deutschen Bibliographen, geb. 1729 zu Sulzbach, war Landprediger zu Etzelwang, wurde dann nach Nürnberg berufen, wo er Diaconus und seit 1773 Schaffer (Hauptpastor) an der Hauptpfarrkirche St.-Sebald war. Zuerst beschäftigte ihn die Geschichte der Bibelausgaben, worüber wir ihm nicht nur mehre gediegene Werke (namentlich seine „Geschichte der deutschen Bibelübers. Luther's", 1783) verdanken, sondern welche ihm zugleich auch die Veranlassung zu einer ausgezeichneten Bibelsammlung wurde, die er 1780 an den Herzog von Würtemberg überließ. Daneben zog ihn das Sammeln nürnbergischer Portraits an, von denen er ein für die nürnbergische Familien- und Kunstgeschichte wichtiges Verzeichniß herausgab (1790 und Supplem. von 1801). Seine „Annalen der ältern deutschen Literatur", welche er anfangs bis auf d. J. 1520 beschränkte, später aber weiter fortführte (Nürnb. 1788, Zus. Leipz. 1802, Nürnb. 1805, 4.), sind durch Vollständigkeit und schärfste Genauigkeit zugleich eine der schätzbarsten Materialiensammlungen zur Geschichte der deutschen Literatur geworden. Nun erschien von ihm allgem. Registratur aller bekannten Drucke seit Erfindung der Buchdruckerkunst bis 1536: „Annales typographici" (Nürnb. 1793—1803, 11 Bde., 4.) ein Werk, welches in Verbindung mit dem vorigen unsere Nation mit gerechtem Stolze allen ausländ. bibliograph. Leistungen entgegenstellen darf. Wir übergehen die Titel seiner schätzbaren literarischen und bibliograph. Monographien. Außer den zahlreichen Bibliotheken seines Wohnorts (von der Stadtbibliothek war er selbst würdiger Aufseher) unterstützte seine Arbeiten eine eigne, ebenso kostbare und an Seltenheiten aller Art reiche, als an Zahl reiche Sammlung, deren nach seinem Tode erschienener Auctionskatalog 3 starke Bände füllte. — In seinem Amte machte er sich durch verständige Verbesserungen des öffentlichen Gottesdienstes und durch Einführung der allgemeinen Beichte und eines neuen Gesangbuchs verdient. Er starb 1805.

Panzer, s. Harnisch.

Paoli (Pascal), der Gesetzgeber und kühne Vertheidiger von Corsica, Sohn des Generals Hyacinth Paoli, geb. 1726 zu Voisino in Corsica, kam in seiner frühen Jugend 1739 nach Neapel und studirte dort in der Kriegsschule. 1755 ging Paoli nach Corsica und trat als Generalcapitain an die Spitze der Heeresmacht und der gegen Genua im Aufstande begriffenen Regierung. Er hemmte sogleich durch zweckmäßige Verordnungen die innere Zerrüttung, gab eine Menge vortrefflicher Gesetze, errichtete eine regelmäßige Streitmacht, sammelte die nöthigen Vertheidigungsmittel, vertrieb die Genuesen von dem flachen Lande und zwang sie, sich in einige Seeplätze einzuschließen. 1763 bemächtigte er sich mit 600 freiwilligen Corsen der festen Insel Caprara und bildete hierauf eine Seemacht, die dem genuesischen Handel höchst verderblich wurde. So bedrängt wendete sich Genua an Frankreich. Dieses schickte 1764 6000 Mann nach Corsica, was aber den Genuesen nichts half; denn die Franzosen besetzten die festen Plätze, die Genuesen aber mußten auf dem flachen Lande gegen die unter Paoli's Anführung stets siegreichen Corsen fechten und wurden 1768 genöthigt Corsica zu verlassen und die Insel an Frankreich abzutreten. Paoli wollte sein Vaterland nicht von Genua verkaufen lassen, deßhalb munterte er seine Landesleute zum Widerstand auf und vertheidigte mit ihnen noch ein Jahr lang

die Unabhängigkeit der Insel gegen ein franz. Heer von 20.000 Mann. Nach einem 20jährigen Aufenthalte lud ihn die franz. Nationalversammlung zur Rückkehr ein, und der König ernannte ihn 1790 zum Commandanten von Bastia. Er wurde auch Departementspräfect und Chef der Nationalgarde in Corsica. Paoli gerieth nicht ohne Grund in den Verdacht, sein Vaterland von Frankreich unabhängig machen zu wollen. Verantwortung fürchtend berief er 1793 den Nationalrath zusammen, der ihm den Oberbefehl der corsischen Kriegsmacht anvertraute und ihn an die Spitze der Regierung stellte. Der Nationalconvent erklärte ihn für einen Hochverräther und für vogelfrei. Paoli rief nun Englands Beistand an, mit dessen Hülfe er die Franzosen von der Insel vertrieb Doch dadurch wurde Paoli's Absicht, sein Vaterland unabhängig zu machen, nicht erreicht; denn die Engländer blieben Herren der Insel und gestatteten ihm nur einen beschränkten Einfluß in der Regierung. Da überdieß sein Ansehen bei seinen Landsleuten zu sinken begann, so zog er sich 1797 von seinen öffentlichen Geschäften zurück und ging nach England, wo er einen Jahrgehalt von 2000 Pf. Sterl. genoß und 1807 starb. Unstreitig gehört Paoli zu den unglücklichen Männern, deren größter Schmerz es war, die Entwürfe eines ganzen Lebens vereitelt zu sehen und mit Kummer eines verfehlten Daseyns zu sterben. Friedrich d. Gr. nannte ihn den ersten Feldherrn, und Boswell hat (in seiner „Historisch-geograph. Beschreib. von Corsica") ihn sehr anziehend geschildert. Vgl. Napoleon in seinem „Mém.", Bd. 4. (London 1824).

Papenburg, Veencolonie und Canal an der Ems, in dem hanöverschen Kreise Meppen, Landgericht Aschendorf, sonst ein Bestandtheil des Hochstifts Münster. Die fleißigen Bewohner des durch viele Bäche durchschnittenen Moor- und Sandlandes haben sich durch Strumpfstrickerei, Weberei, Bienenzucht und Hollandgehen das Ausland zinsbar gemacht. Der Marktflecken Papenburg ist ein in der deutschen Landesculturgeschichte merkwürdiger Ort, erst ein halbes Jahrhundert existirend. Er hat 2 kathol. Kirchen, 420 Häuser und 3700 Einw., die 19 Schiffbauereien, worauf jährlich gegen 70 Schiffe gebaut werden, Segeltuchwebereien u. s. w. unterhalten. Papenburg besitzt an 100 eigne Seeschiffe, von 60—100 Tonnen. Das Meiste, was der genügsame Meppener bedarf, Korn, Obst, Bauholz, Salz, Wein u. s. w. bringt der thätige Papenburger in das Emsland.

Paphos, 2 Städte auf Cypern. 1) Alt-Paphos, auf einer Anhöhe, 10 Stadien von der Westküste entfernt, war wegen der dort herrschenden Verehrung der Venus (die hier zuerst aus dem Meere ans Land gestiegen seyn soll) (daher Paphia, Cypria) im Alterthume vorzüglich berühmt. In dem ältesten Tempel war das alte Venusbild, aus einem weißen, gewundenen, oben spitzig zulaufenden Steine bestehend, wo man der Göttin (Astarte, Aphrodite) unblutige Opfer, Weihrauch und Blumenkränze darbrachte. (S. Lenz, „Die Göttin von Paphos aus alten Bildwerken", Gotha 1808, und „Der Tempel der Göttin zu Paphos", von D. Fr. Münter, m. Kpf., Kopenh. 1824). — 2) Neu-Paphos, 60 Stadien vom vorigen, an dem Meere, hatte einen guten Hafen, prächtigen, der Venus geheiligten Tempel, beträchtlichen Handel. Es war Sitz eines eigenen Königreichs und unter den Römern der Hauptort der Westseite der ganzen Insel. Es litt oft durch Erdbeben und wurde unter August beinahe ganz dadurch zerstört, der aber die Einwohner reich-

lich unterstützte, die Stadt wieder herstellte und die Stadt Augusta nannte. Hier predigte Paulus dem Proconsul Sergius das Evangelium. Jetzt findet man bei ihren Ruinen das Städtchen Basso.

Papier, eine aus Vegetabilien in Gestalt dünner Blätter bereitete Masse, die vorzüglich zum Schreiben oder Drucken angewendet wird. Das älteste bekannte ward aus der ägypt. Papierstaude (Cyperus Papyrus), die in den Nilsümpfen wächst (Plinius B. 13 C. 11.), bereitet. Der Ritter Landriani fand sie auch um Syrakus. Die Aegypter löseten die scheidenartigen Häute dieses schilfartigen Grases vom Halme ab, breiteten sie auf einer Tafel aus, benetzten sie mit (thonigem) Nilwasser, klebten solchergestalt mehre Lagen über einander und gaben ihnen durch Pressen, Trocknen und Glätten die gehörige Gestalt. Das Alter dieser Erfindung ist ungewiß. Die Römer wandten große Sorgfalt auf die Bereitung ihres Papiers. Die größte Menge ward in Damiette und in Alexandrien gemacht. Neben diesem ägypt. Papiere finden sich noch Spuren von Baumbastpapier, das aber seiner Sprödigkeit wegen von keiner Dauer und nicht so beliebt war. Auch hatten die Alten Scripta Lintea auf Leinwand, baumwollenen und ähnlichen Zeuchen, Volumina Serica auf Seidenstoffen, und Gossympina auf baumwollenen Stoffen. Zum Auftragen einer schwarzen Dinte bediente man sich des Pinsels, des Schreibrohrs und des Griffels. Vor der Eroberung von Mexiko durch die Spanier bereiteten schon die Eingebornen ein dem ägypt. ähnliches Papier aus den ausgewässerten Blattnetzen der Agave. Eines auf der Bibliothek zu Dresden aufbewahrte Exemplars zu Folge sind diese Blattnetze mit einem thon-, talk- oder kalkerdigen Teig überzogen, der ihm das Ansehen des Pergaments gibt. Baumwollenpapier, Tuchpergament, Charsa Serica, Gossympina, Xylina, Cuttunea rc. ist eine ostind. oder bucharische Erfindung; die Araber lernten es 704 kennen, bereiteten es dann selbst aus roher Baumwolle auf Handmühlen und brachten diese Kunst im 11. Jahrh. nach Spanien. Von den Mauren daselbst wurden die Wassermühlen zuerst zur Papierbereitung benutzt; Italiener (1300), Franzosen, Deutsche lernten ihren Gebrauch in Spanien und fingen an, Lumpen statt der rohen Baumwolle zu gebrauchen. Die Spanier scheinen zuerst leinene Lumpen der Baumwolle zugesetzt zu haben; Papier aus bloßer Leinwand ist wahrscheinlich eine deutsche Erfindung, denn die ältesten Urkunden auf leinenem Papier befinden sich in Kaufbeuern von 1318, während in allen andern Ländern Spuren davon erst um 1367 vorkommen. Aus China wenigstens stammt das leinene Papier nicht, da die Chinesen noch jetzt ihr Papier aus rohem Hanfe, Bambusblättern oder Maulbeerbaumrinde bereiten; die Japanesen aus Papier-Maulbeerbaumsaft; sie trocknen es durch Ankleben an weiße Wände im Sonnenschein. Das Leinen-Papier ist an Festigkeit und Dauer das brauchbarste, es wird in Papiermühlen (1390 war schon eine zu Nürnberg) bereitet, deren Besitzer in Deutschland zünftig sind und allerhand kostspieligen und der leichten Fabrikation hinderlichen Zunftgebräuchen unterliegen. Die nicht zünftigen Papiermacher der Schweiz, in Frankreich, Holland und England lieferten daher in neuer Zeit schöneres Papier. Was das Technische der Bereitung betrifft, so muß die erste Sorge auf das gehörige Auslesen der Lumpen gerichtet seyn, indem nur Leinwand gutes Papier liefert, weßhalb alle wollnen, seidnen, baumwollnen Hader zu entfernen sind. Nachdem sie rücksichtlich

der Güte, Feinheit und Farbe sortirt sind, müssen sie durch Waschen in Waschmaschinen, Ausklopfen und Aussieden gereinigt und auf dem Lumpenschneider zerrissen werden. Dann kommen sie in einen Trog, Geschirr genannt, in welchem immerwährend Wasser zu- und abläuft, wo sie mittelst Stampfen (Stampf- oder Hammermühle), die eine Welle bewegt, gewaschen und, zu Halbzeuch, zerstampft oder ausgefasert werden. In dreimal kürzerer Zeit geschieht dieß durch eine Walze, den Holländer, die dem Rade einer Kaffeemühle gleicht, auf einer gekerbten Mulde die Lumpen zerreibt und in einem hölzernen Gehäuse streckt. Diesen groben, ausgefaserten Brei oder Halbzeuch setzt der Papiermacher mehre Wochen an die Luft, in große Haufen gepackt, damit er sich erhitze und durch diese Art von Gährung sich der färbende Stoff (Scheven) der Masse zerstöre und im Wasser auflöslich mache, auch der Zusammenhang der Leinwandfasern mehr aufgehoben werde. Eine rohere Behandlung, die schlechteres Papier liefert, ist das Faulen der unzerstückten Hader. Noch besser als alles dieß ist das Gähren des Halbzeuchs in Bütten mit der gehörigen Menge Wasser, oder das Bleichen durch Frost oder mit Kalkwasser. Künstliche Berthollet'sche Bleiche ist wegen des schädlichen Dunstes nicht gut anzuwenden. Das so weit fertige Halbzeuch wird vollends durch den Holländer zum feinen Teige oder Ganzzeug unter stetem Zulauf von Wasser zermahlen, darauf in einem hölzernen Troge, Bütte, der durch einen kupfernen Ofen, Pistolet, geheizt wird, mit Wasser angerührt, nahe bis zum Kochen erhitzt und durch beständiges Umrühren in Gleichförmigkeit erhalten. Von diesem Brei schöpft der Buttgesell oder Schöpfer mit der Form so viel aus, als er zur Stärke eines Bogens braucht, und ordnet den Brei durch Rütteln auf der Form, während das Wasser abläuft. Diese Form ist ein hölzerner Rahmen, etwas größer als der zu schöpfende Papierbogen und mit feinem Draht ausgeflochten. Auf selbige legt der Schöpfer einen zweiten leeren Rahmen oder Deckel, der die Größe des Bogens hat, taucht so die Form ein, schöpft, rüttelt, schiebt sie ohne Deckel auf einem schlief liegenden Brete seinem Gehülfen, dem Kautscher, zu, der behutsam den weichen Bogen auf eine Filzplatte durch Umstürzen der Form und die leere Form dem Schöpfer wieder zuschiebt. Hat der Kautscher eine Partie Papier und Filz (Pausche) aufgeschichtet, so übergibt er sie der Presse, um das anhängende Wasser auszudrücken. Darauf sondert der Leger Filz und Papier von einander und preßt das Papier ohne Filz (Austausch); hierauf folgt das Trocknen auf Hanf-Haarseilen oder Rohrstäben und dann das Leimen, sobald das Papier nicht als Druckpapier in den Handel kommen soll. Der Papierleim wird aus Pergamentstücken oder ausgelesenen Schafknochen reinlich gesotten, in einer kupfernen Schüssel mit Wasser verdünnt und mit etwas Alaun vermischt, um das Papier gleichsam zu gerben. In diese Brühe taucht man mehre Bogen zugleich, läßt sie durchdringen, trocknet sie, sondert die zusammenklebenden von einander ab, nimmt die schadhaften weg und legt das gute in Bücher zu 24—25 Bogen. Unter einer großen Stampfe bekommen diese Dichtigkeit und Glätte, werden zu 20 in ein Ries verpackt, deren 10 einen Ballen oder Riem ausmachen. Man unterscheidet zweierlei Papiersorten. Papier zum Schreiben (Conzept- und Schreibpapier), Zeichnen-, Zuckerpapier, Packpapier und Presspahn werden aus Masse gemacht, deren Gährung nicht bis zur Fäulniß fortgesetzt ist; sie

sind derb, hart, elastisch. Druck-, Kupferstich- und Kartenpapier werden aus gefaultem Brei bereitet und sind weicher. Buntes Papier aus farbigen Lumpen oder gefärbtem Ganzzeuge wird bisweilen nach dem Trocknen gefärbt oder gemalt. Druckpapier ist jedes ungeleimte; Goldpapier ist mit Similor überzogen; Löschpapier, gewöhnlich eine schlechte Sorte ungeleimtes; Maroquinpapier wird roth gefärbt und durch eingepreßte Narben dem Leder gleich gemacht; Postpapier, Briefpapier sind feinere Sorten; Steinpapier oder Pappe wird durch eingemengten Eisenocher unverbrennlich gemacht; Velinpapier, ein feines starkes Papier mit sehr gleichförmiger Oberfläche, sonst auch Schweizer, englisches oder franz. Papier genannt. Versuche, aus andern Dingen als Leinwandlumpen, Papier zu bereiten, sind mannigfaltig geglückt. Der Superint. D. Schäfer in Regensburg machte 1666 seine Versuche bekannt, nach welchen er Papier aus Pappelwolle, Wespennestern, Hobelspänen, Holz, Moos, Stroh, Disteln, Rohrstengeln, Nußbaumblättern u. s. w. bereitet hatte. Senger empfiehlt die Wasserfäden; Conserva. Loschge die Lohe mit wollnen Lumpen zum Packpapier.

Papiergeld, Papier, welchem man den Werth einer Summe Geldes oder eines einzelnen Geldstückes gegeben hat. Man unterscheidet: 1) eigentliches Papiergeld, welches vom Staate oder einer vom Staate anerkannten und beaufsichtigten öffentlichen Anstalt, z. B. von Staatsbanken, ausgegeben wird. Dazu gehören im weitern Sinne alle eigentliche Staatspapiere, Anleihescheine u. dgl., welche jährliche Zinsen tragen, also eigentliche Schuldscheine sind; im engern Sinne nur die Banknoten und die auf kleinere Summen gefertigten Scheine, als: Kassenbillets, Tresorscheine, Assignaten, Bancozettel, Einlösungsscheine, Kassenanweisungen u. dgl., welche keine Zinsen tragen, sondern nur wie das baare Geld coursiren. Die Einrichtung des Papiergeldes muß so seyn, daß es nicht leicht nachgemacht werden kann. Die Verfertigung desselben dient gewöhnlich, einem augenblicklichen Geldmangel abzuhelfen, und ist insofern ein großes Ersparniß, als dadurch zu verzinsende Anleihen unnöthig gemacht werden. Freilich kann nur ein Staat Papiergeld ausgeben, welcher Credit hat. Um dem Papiergeld das Vertrauen zu erhalten, ist erforderlich, daß es nach seinem Nominalwerth in den öffentlichen Kassen, wenigstens zum Theil, statt der klingenden Münze angenommen wird, und daß die Summe des gefertigten Papiergeldes mit den Staatseinkünften und dem Staatsvermögen im gehörigen Verhältniß steht. In diesem Falle wird auch das Coursiren des Papiergeldes nur wohlthätig als Ersparungsmittel für den Staat und als Erleichterungsmittel beim Handel. Wird das Papiergeld in zu großer Menge verfertigt, wie namentlich in Frankreich vor der Revolution, in Oestreich von 1800—9, so verliert es bald das öffentliche Vertrauen. Die Einführung des Papiergeldes statt des Metallgeldes muß einen bedeutenden Einfluß auf den Preis des Münzmaterials, des Goldes und Silbers, gehabt haben. Denn so ein großer Werth in Papier in Umlauf gesetzt wurde, ein so großer Werth in Gold und Silber wurde dadurch erspart, wenn man den davon abzieht, der zur Aufrechthaltung des Papiergeldes nöthig war. Es wurde also die verkäufliche Masse des Goldes und Silbers durch Einführung des Papiergeldes um so viel vermehrt, als zur Münze nicht mehr gebraucht wurde. Dagegen muß auch der Preis des Goldes und Silbers nach der Proportion wieder steigen, in welcher es von Zeit

zu Zeit wieder nöthig wird, Gold- und Silbermünzen anzuwenden, um entweder dieselben ganz an die Stelle der Papiermünzen zu setzen, oder wenigstens dasselbe bei einem fixirten Werth zu erhalten. Dieser Einfluß auf das Steigen des Goldes und Silbers ward sehr sichtbar, als Oestreich und besonders England seine Verwechselungen des Papiergeldes gegen Gold- und Silbermünze wieder begannen, und schon früher, als Rußland eine Menge Silber ins Land zog, um einen Theil seiner papiernen Circulationsmittel dadurch zu ersetzen. Wie viel aber durch das Papiergeld an Gold und Silber erspart worden, läßt sich berechnen, wenn man weiß, wie viel Metallgeld durch das Papiergeld in einem Lande ersetzt wurde. Um Dieses zu bestimmen, darf nur der Werth der umlaufenden Summe des Papiergeldes in jedem Lande, in Metallgeld ausgedrückt, verglichen werden. So vertreten gegenwärtig in England etwa 18 Pf. St. in Banknoten dieselbe Summe in Sovereigns, und ersparen letztere dem Reiche, inwiefern man davon diejenige Summe abrechnet, welche die Bank in Koffern behalten muß, um die angebotenen Noten mit Gold- oder Silbermünzen auf Verlangen der Inhaber auszuwechseln. In Rußland vertreten die 700 Mill. Papierrubel die Stelle von etwa 200 Mill. Silberrubel, und da in diesem Reiche die Bank kein baares Geld für Papier zahlt, so hat sie zu diesem Zwecke keinen Vorrath Metallgeld nöthig. In Oestreich ersparen 600 Mill. Papiergeld ungefähr 250 Mill. Silbergulden, wenn man die Summe abrechnet, welche dazu gehört, um den Curs der wiener Währung bei 250 unverändert zu erhalten ꝛc. Es würden sich auf diese Weise leicht mehre Mill. köln. Mark edler Metalle zusammenrechnen lassen, welche seit 50 J. in dem Münzverbrauche durch das Papiergeld erspart worden, und dieser Umstand kann nicht ohne Einfluß auf den Preis der edeln Metalle geblieben seyn. Die Chinesen sollen schon 807 n. Chr., die Mongolen im 13. Jahrh. Papiergeld gehabt haben. In Europa soll sich des Papiergeldes zuerst ein Spanier, Graf Tendilla, bedient haben, welcher 1484 in der spanischen Festung Alhama Papiergeld als Belagerungsmünze anwendete. — 2) Uneigentliches Papiergeld; dazu gehört das von Privatpersonen ausgegebene Papiergeld, als: Wechsel, Anweisungen u. dgl.

Papin (Denys), geb. zu Blois gegen die Mitte des 17. Jahrh., war ein Schüler von Huygens und erhielt in Paris den Doctortitel. Er lebte hier als praktischer Arzt bis zur Aufhebung des Edicts von Nantes, wo er, als Calvinist, Frankreich verließ. Er hatte sich außer seinem Berufsstudium besonders mit Physik und Mathematik beschäftigt. In England, wo er einige Zeit sich aufhielt, stand er mit Bayle in besonderer Verbindung. 1688 ward er Professor der Mathematik zu Marburg, 1708 aber verabschiedet, und starb daselbst 1710. Papin erfand mehre nützliche Maschinen, die in den „Nouvelles de la république des lettres, par Bayle“ (1685—87) beschrieben sind. Die wichtigsten darunter sind eine Maschine, um das Wasser emporzuheben, und der nach ihm benannte Papinische Topf oder **Digestor** (s. d.). Dann entwickelte er in s. „Receuil de diverses pièces touchart quelques nouvelles machines“ (Kassel 16(5) seine schon in den Leipziger „Actis Erudit.“ 1688 und 1690 mitgetheilte Idee des Niederschlags der Dämpfe durch kaltes Wasser, um das Steigen und Fallen der Stempel zu bewirken, worauf die Dampfmaschine beruht.

Papinianus (Aemilius), der größte römische Rechtsgelehrte seiner Zeit, stammte aus Benevent in Italien oder aus Syrien, geb. 140 n. Chr, der älteste der 3 wichtigsten Rechtsgelehrten (Ulpian, P., Paulus), die zu Ende der 3. Periode der römischen Rechtsgeschichte, um die Zeit des Kaisers Alexander Severus, lebten, und von denen das Meiste in Vergleichung der übrigen Juristen dieser Zeit übrig ist. Durch gründliche Gelehrsamkeit sowohl als unerschütterliche Rechtschaffenheit erlangte er mächtigen Einfluß, bekleidete die ersten Staatsämter und war zuletzt Präfectus prätorio. Er genoß die besondere Freundschaft des Kaisers Septimius Severus, der ihm sterbend seine Söhne Caracalla und Geta empfahl. Papinian wandte Alles an, zwischen beiden Brüdern die Einigkeit zu erhalten. Aber seine Vorstellungen wurden dem Caracalla so lästig, daß dieser ihn von seinem Amte entfernte. Als Caracalla endlich seinen Bruder hatte ermorden lassen, begehrte er von Papinian, diese That schriftlich zu rechtfertigen; auf die Weigerung, diesem Begehren nachzukommen, indem er sagte: So etwas ließe sich leichter begehen als vertheidigen, und einen unschuldig Ermordeten verurtheilen, wäre ein zweiter Mord, ward er sogleich vor den Augen des Kaisers mit einem Beile hingerichtet (212). Papinian hat mehre Werke geschrieben und ausgezeichnete Schüler gebildet. Noch 200 J. nachher ward er als der vorzüglichste aller verstorbenen Rechtsgelehrten erkannt, und nach einer Verordnung Valentinians III. sollte er in Fällen, wo die Meinungen der Richter getheilt wären, den Ausschlag geben. Außer den Pandekten, wovon er etwa den 18. Theil und darunter auch einiges (bis jetzt sehr corrumpirte) Griechische geliefert hat (Alles aufgezeichnet und mit seiner Lebensbeschreibung herausgeg. v. Ev. Otto, Bremen 1743), finden sich Fragmente von ihm in der jüdischen Compilation; die, welche in der westgothischen standen, sind fast ganz verloren gegangen.

Pappel. Ausgezeichnete Arten: 1) Zitterpappel, die Espe; 2) Weiße Pappel, Albe, ein schnell wachsender Baum, der in 25 — 30 Jahren 100 Fuß Höhe und 2 — 3 Fuß Durchmesser in feuchtem, lockerm Boden erreichen kann. Die Blätter sind unten weißgrau, sowie die jungen Triebe. Das zähe Stammholz wird zu Lackir- und Politurarbeit, sowie die sehr dauerhaften Breter zu Fußboden gebraucht. Es hat die schätzbare Eigenschaft, sich nicht zu werfen. Auch werden Teller, Löffel, Backtröge u. Mulden daraus verfertigt. Sie gibt auch schöne Alleebäume. 3) Silberpappel. Sie ist oft mit der weißen Pappel verwechselt worden. Die Blätter sind lappig und unten schneeweißfilzig. Uebrigens ist sie der vorhergehenden gleich, wächst jedoch schneller als diese. 4) Schwarze Pappel, ein in ganz Deutschland gemeiner Baum von 50—70 Fuß Höhe und 2—3⅓ Fuß Dicke; dauert Jahrhunderte lang und treibt bei einer immer zunehmenden Höhe, sich selbst überlassen, horizontale Aeste und Zweige; ihr Standort sind Ufer der Flüsse und Bäche, sumpfige Plätze; das leichte Holz erlangt, in der Saftzeit geschält, große Festigkeit, es dient zum Bau von Fußböden, sowie zu Mulden und ähnlichem Geräthe. Durch Beizen läßt es sich dem Ebenholz ähnlich machen. Aus den Blüthen läßt sich ein Balsam und Wachsseife bereiten. 5) Italienische Pappel, wächst in der Lombardei und ist jetzt in Deutschland einheimisch: hat einen langen, geraden, pyramidenförmigen, schnellen Wuchs, erlangt in 20—24 Jahren eine Höhe von 50—70 und Dicke von 3 bis 4 Fuß, sie kommt in einem guten, mäßig feuchten Boden am

besten fort. Der Nutzen ist derselben wie von der vorhergehenden Art. Sie wird wegen ihres regelmäßigen Wuchses vorzugsweise zu Alleen an Straßen benutzt. 6) Balsampappel, wächst in Nord-Amerika und Sibirien und erfordert einen guten Boden, wenn sie als ein Baum von 40—50 Fuß erscheinen soll; sie kommt auch in Deutschland häufig vor und unterscheidet sich durch das wohlriechende Harz, das ihre Knospen und Nebenblätter beständig ausschwitzen. 7) Carolinische Pappel, wächst in Amerika, ist einer der schönsten Bäume, der sich durch raschen Wuchs, schönes Holz und Laub sehr empfiehlt; sie erreicht in gutem, lockerm Boden eine Höhe von 70 und einen Durchmesser von 4 Fuß; sie hat Vorzüge vor der italienischen Pappel, leidet aber leicht bei uns durch Winterfröste. 8) Canadische Pappel, in Nord-Amerika zu Hause ist ebenso dauerhaft als die vorhergehende, der sie auch an Höhe und Stärke gleichkommt. Beide Arten enthalten in ihren Kapseln eine vorzüglich schöne, lange, blaue und weiße Wolle, aus welcher mit Baumwolle gemischt, sehr feine Zeuche gefertigt werden können.

Pappenheim (Gottfried Heinrich, Graf von), ausgezeichneter kaiserl. Feldherr im 30jähr. Kriege, geb. 1594 in Schwaben, wo seine Familie schon seit langen Zeiten das Reichs-Erbmarschallamt und das Reichs-Forst- und Jägermeisteramt im Nordgau bekleidet hat und noch jetzt in einer kathol. und einer evangel. Linie fortblüht. Nachdem er in Altdorf und Tübingen studirt und sich auf Reisen gebildet hatte, führten ihn sein feuriger Geist, seine rastlose Thätigkeit und sein flammender Eifer für die kathol. Religion und den Kaiser auf den Schauplatz des Krieges. Als Oberst der Schlacht auf dem weißen Berge in der Nähe von Prag beiwohnend, warf er mit wenigen Truppen ein ganzes feindliches Regiment darnieder, wurde aber selbst dabei verwundet und ohne Zeichen des Lebens nach erfochtenem Siege auf dem Schlachtfelde gefunden. Mit seltener Bravour focht er hierauf in Deutschland, Italien und den Niederlanden, schlug 1626 zu drei verschiedenen Malen 40.000 rebellische Bauern in Oberöstreich und hielt sich unter abwechselnden Siegen in Norddeutschland bis 1630 auf, wo er nebst Tilly die Belagerung von Magdeburg befehligte. Schon hatte er seit einem halben Jahre mit aller Anstrengung des Geistes und Körpers auf die Eroberung der Stadt hingearbeitet, als dieselbe durch seine Entschlossenheit und Tapferkeit gelang. Dann folgte er Tilly nach Leipzig, um unter ihm die vereinigten Schweden und Sachsen zu bekämpfen. Das wilde Feuer seines Muthes, den auch die entschiedenste Gefahr nicht schreckte und kaum das Unmögliche bezwang, machte ihn zum furchtbarsten Arm des Feldherrn, aber untüchtig zum Oberhaupt des Heeres. Wenn auch, wie Tilly behauptete, die Schlacht durch seine ungestüme Hitze verloren ging, so ist doch ausgemacht, das Pappenheim Wunder der Tapferkeit that. Sieben Mal ergoß er sich mit der ganzen Reiterei auf den von König Gustav und Baner befehligte rechte Schwedenflügel, und wurde sieben Mal zurückgeschlagen. Er sammelte darauf die Fliehenden, entsetzte das von Baner belagerte Magdeburg und that den Schweden in Niedersachsen großen Abbruch. Als Wallenstein im Nov. 1632 von Franken aus nach Sachsen aufbrach, rief er seinen alten Waffengefährten Pappenheim zu sich und gab ihm auf, während er sich bei Lützen gelagert, die Moritzburg in Halle zu erobern, indeß Gustav Adolf schon im Anzuge war. Bei Annäherung der Schweden schickte

ihm Wallenstein Eilboten, um Theil zu nehmen an der bevorstehenden Schlacht. Doch wichen die Wallenstein'schen schon allenthalben zurück, als Pappenheim mit der Reiterei herbeieilte, durch seine Erscheinung den Muth der Kaiserlichen hebend, worauf sich die Schlacht mit der größten Wuth erneuerte, und den Schweden den schon errungenen Sieg fast wieder entrissen ward. Voll Begierde, Gustav Adolf im Kampfe selbst zu begegnen, stürzte sich Pappenheim in das dichteste Schlachtgewühl. Zwei Musketenkugeln durchbohrten seine Brust, und die Seinen mußten ihn aus dem Handgemenge reißen. Als er vernahm, daß auch sein edler Gegner gefallen sey, erheiterte sich sein Auge. „Man hinterbringe dem Herzoge v. Friedland", rief er aus, „daß ich ohne Hoffnung zum Leben daniederliege, aber fröhlich dahin scheide, da ich weiß, daß dieser unversöhnliche Feind meines Glaubens an Einem Tage mit mir gefallen ist". Er verschied am Tage nach der Schlacht. — Das mit dem Erbmarschallamte fast 900 J. bekleidet gewesene Geschlecht der Grafen von Pappenheim besitzt die Standesherrschaft Pappenheim im bair. Rezatkreise, 3½ QM., mit 7200 Ew., 50.000 Gld. Eink., und außerdem noch 5 andre Herrschaften im Preußischen rc. Residenz des Standesherrn und Reichsraths ist die St. Pappenheim an der Altmühl, Sitz eines Herrschaftsgerichts.

Pappkunst, die Kunst, allerlei Papparbeiten zu verfertigen. Sie wird häufig von den Buchbindern als Nebenbeschäftigung betrieben, doch ist ihre Betreibung kein ausschließliches Vorrecht der Buchbinder. Durch Blasche wurde sie als eine vorzüglich bildende Beschäftigung für Kinder empfohlen, und mit Recht, da ihre Ausübung eine mäßige körperliche Anstrengung erfordert, die technische Geschicklichkeit übt, Augenmaß und Geschmack befördert. Vgl. Blasche, „Der Papierformer, oder Anleitung, allerlei Gegenstände der Kunstwelt aus Pappe zu machen" (neue Aufl., Schnepfenthal 1817); Kerndörffer, „Kleiner Papparbeiter" (Pirna 1815). — Die Manufakturen von bunten und gepreßten Papieren aller Art, von Borduren, Rosetten und Medaillons aus farbigen, vergoldeten, bronzirten und versilberten Papieren, von Leim u. Bindungsmitteln rc., greifen ebenfalls hier ein. Die Pappkunst kann in der Aufstellung neuer geschmackvoller Formen oder Muster mit jeder andern Formkunst wetteifern. Futterale, Etuis, Körbchen, Kästchen oder Behältnisse von den verschiedensten Formen und Einrichtungen, Modelle von Erzeugnissen der Tischlerkunst, Nachahmungen verschiedener Blecharbeiten, dienen als Beispiele. Auch durch Anwendung verschiedener Verschönerungskünste, besonders des Lackirens und Vergoldens, durch Malerei, schöne Borduren rc. gibt man den Producten der Pappkunst viel Eleganz. In der Anwendung antiker Formen auf Papparbeiten zeichnen sich die Franzosen und Engländer aus. Erstere auch durch Fabrication vorzüglich schöner Papiere und Borduren aller Art.

Papst (aus dem griech. Pappas, Vater), nennt man das Oberhaupt der kathol. Hierarchie, welches, nach den dogmatischen Lehrsätzen des Katholicismus, als Nachfolger des Apostels Petrus (s. d.), der Mittelpunkt der Glaubenseinheit aller kathol. Kirchen und Gemeinden der ganzen Welt ist. (S. Kirche, katholische.) Ein kirchliches Oberhaupt geht schon aus dem Willen des Stifters der Kirche hervor und die Natur der Kirche als einer Gesellschaft macht es nothwendig, daß in einer durch alle Nationen der Welt verbreiteten Religionsgesellschaft, deren

Hauptcharakter Einheit in der Lehre und in der Disciplin ist, ein höchster Bischof sey, der keinem besondern Staate, keiner Nation eigen, sondern allen kathol. Ländern gemein ist, mit welchem als Oberhaupt und Vereinigungspunkt alle Bischöfe und Kirchen in Gemeinschaft stehen. Es ist ein allgemeiner und höchster Primat nothwendig. Dieser Primat ruht auf Petrus Nachfolgern im Hirtenamte, den Bischöfen von Rom. Denn unter so vielen an Lehre und Frömmigkeit vortrefflichen römischen Bischöfen, vornehmlich in den ersten Jahrh., ist nicht Einer zu finden, der nicht hätte glauben sollen, daß ihm oder seiner Kirche diese vorzügliche Würde, der ganzen Kirche Haupt zu seyn, anvertraut worden sey. Von allen Kirchen der christlichen Welt, auch denen, die von den Aposteln gestiftet sind, wird man keine finden, deren Vorsteher sich durch besonnenen Hochmuth hätten verleiten lassen, sich für das Haupt der Kirche auszugeben, den einzigen Bischof Photius zu Konstantinopel ausgenommen, der mit vieler Dreistigkeit behauptete, der röm. Primat sey mit Veränderung des kaiserl. Sitzes von der Stadt Rom nach Konstantinopel gekommen, welches aber, wie die Folgezeit lehrte, keinen Grund hatte. Der Primat des röm. Bischofs entwickelte und gestaltete sich mit der Zeit immer weiter und schritt endlich über die Grenzen; aber daß er von den röm. Kirchenvorstehern von Petrus an sey ausgeübt worden, finden wir schon im 1. Jahrh.. So wandten sich die uneinigen Korinther an den röm. Bischof **Clemens** (s. d.), statt nach dem viel nähern Ephesus, wo damals noch ein Apostel, Johannes, lebte. Man gehorchte auf das Schreiben des Clemens und las es unter den apostolischen Sendschreiben noch im 4. Jahrh. in den Kirchen vor. Irenäus im 2. Jahrh. schrieb: „Es ist nothwendig, daß jede Kirche, das heißt alle Gläubigen, allenthalben mit dieser (der römischen) Kirche übereinstimmen wegen ihres mächtigen Vorrangs, in welcher allezeit die von den Aposteln (Petrus und Paulus) kommende Ueberlieferung sich bei den Gläubigen, sie mögen herkommen, woher sie wollen, erhalten hat". Denn aus welcher Kirche sie auch nach Rom kommen mochten, fanden sie dort dieselbe Ueberlieferung, welche ihre einheimischen Kirchen hatten, durch das höhere Ansehen der Kirche zu Rom bestätiget. Tertullian als Montanist (bl. 180—200) beschuldigte den röm. Bischof, daß er der Bischof der Bischöfe seyn wolle und gab so ein Zeugniß mehr für dessen Vorzug. Origenes, Cyprian u. A. im 3. Jahrh. appelliren nach Rom; Letzterer nennt die röm. Kirche die „Gebärmutter und Wurzel der allgemeinen Kirche". Papst Leo der Große schrieb an die Bischöfe Afrikas: „Die väterliche Pflicht erfordert, daß wir, vermöge der Sorge, welche wir aus göttlicher Anordnung der ganzen Kirche zuwenden, das Verhalten der Sachen zu erkennen streben rc." Solcher Zeugnisse und Thatsachen finden wir mehre in der Geschichte des Urchristenthums, welche den Primat von Rom beurkunden. Es genügt, diese nur angeführt zu haben. — Die Kirche bildet einen Bundesstaat, der seine Einheit durch den Bischof zu Rom erhält, wie einst die Germanenrepublik durch ihren Kaiser. Die an sich legitime Macht des Papstes stieg mit der Zeit immer mehr; denn eine Folge des allmälig enger werdenden Zusammenhanges zwischen ihm und den einzelnen Kirchen war es, daß die an sich zufällige Mittelinstanz der Erzbischöfe manche ihrer Metropolitanrechte an den Papst und deßhalb auch das Synodensystem Vieles von seiner Bedeutung verlor. Isidors falsche Decretalen kamen der Zeitstimmung entge-

gen und nahm nach und nach den Grundsatz an, daß die Bischöfe der Kirche dem Papste nur zur Beihülfe gegeben seyen und daß dieser alle bischöfliche Rechte über alle Kirchen der christlichen Welt ausüben könne. Die Verbindung des Papstthums mit dem Kaiserthum erhöhte den Glanz des erstern und erhob, obgleich für die Ruhe und Cultur Europas von den wohlthätigsten Folgen, die Macht des Papstes zum höchsten Gipfel, sodaß das Papstthum eine Suprematie über die Welt ward. Unter den Päpsten Gregor VII., Urban II., Clemens III., Alexander III. und Innocenz III. ward dieses hierarchische System völlig ausgebildet. Vgl. Mittelalter und die einzelnen Art. Im Investiturstreit ging die Kirche im Wesentlichen siegreich hervor. (S. Concordat.) Die Päpste bildeten indeß das hierarchische System, nach welcher der Kirche, als der so vom Herrn eingesetzt, die sich mit dem Edlern, Höhern beschäftigt, den Vorzug vor der weltlichen Macht gebührt, immer mehr aus. Zwei Gestirne, hieß es, waren erschaffen, die Sonne und der Mond, das eine für den Tag, das andere für die Nacht, das eine, die bei weitem höhere kirchliche, das andere die weltliche Gewalt. Wie die Päpste diesemnach, von einer ungezähmten Geldgier ergriffen, ihre Herrschaft durch allerlei Erpressungen ausübten, kann nicht gerechtfertigt werden. (Vgl. Nuntien.) 1302 sprach endlich Bonifaz VIII. (s. d.) in der Bulle „Unam sanctam" die höchste Gewalt des Papstes am vollständigsten aus. Hier paßt wohl eine kurze Darstellung des Systems von der päpstl. Herrschaft über das Zeitliche, welches die Kanonisten des Mittelalters aus den Thathandlungen (facta) Gregors VII. u. A. aufstellten: Die Kirche ist die oberste Heilsanstalt, der alle andern, bloß weltlichen Anstalten, unterworfen seyn müssen; das Oberhaupt dieser Anstalt, der Statthalter Christi, ist nach göttlicher Anordnung Petrus und sein Nachfolger; sowie Petrus, so haben daher auch die Päpste das doppelte Schwert (als Symbol der geistlichen und weltlichen Macht) erhalten und mit diesem die Befugniß, dem Zweck der Kirche, als der höhern und moralischen Anstalt, Alles unterzuordnen, mithin auch einzuschreiten, entweder cumulativ mit der weltlichen Macht, oder noch vor ihr; denn das Ewige geht dem Zeitlichen vor, die Zwecke des erstern sind erhabener als letztere. In dem Streite Bonifazs mit dem König Philipp dem Schönen von Frankreich sank am Ende das päpstl. Ansehen. Seine Nachfolger Clemens V. (s. d.) verlegte den Sitz des Pontificats nach Avignon, wo er 70 Jahre blieb. Die Päpste waren nun ganz in der Gewalt der franz. Könige und mußten zu allen Entwürfen derselben die Hand bieten. Es zeigte sich schon bei der Einmischung Johannes XXII. in der Kaiserwahl, die nach langen Verwirrungen zu dem Reichsbeschluß 1338 führte, daß der Kaiser im Zeitlichen Keinen über sich habe und daß der Gottesdienst ohne Rücksicht auf die päpstl. Interdicte überall hergestellt werden solle. Das politische Uebergewicht, das hierarchische System der Kirche über den Staat, hörte so nach und nach wieder auf, und es ward wieder der Grundsatz der Coordination, der gegenseitigen Unabhängigkeit, herrschend; in den einzelnen Ländern und Bisthümern kam das hierarchische System nie auf. So verging mit der Zeit, was in der Zeit entstanden war; und jetzt ist der Staaten Einfluß auf die Kirche ebenso groß, als damals des Papstes Einfluß auf die Staaten. An eine neue Herrschaft des römischen Bischofes über Europa ist nie mehr zu denken: vergangene Jahrh. rollen nicht mehr zurück. Seine

Macht über das Zeitliche, weder eine directe, noch eine indirecte, welche Bellarmin zugab, findet zu unsrer Zeit auch keinen einzigen Vertheidiger mehr: denn als jene Ansichten nicht mehr nothwendig waren, verschwanden sie von selbst, gleich einem Gerüste, das man abbricht, wenn das Gebäude vollendet ist. Die geistliche Macht des Papstes ward ebenfalls wieder beschränkt. Mißbräuche, mit dem Besitze der Macht so leicht entstehend, hatten in der Christenheit im 15. Jahrh. allgemein eine Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern gefordert und die Generalsynoden zu Kostnitz und Basel hoben manche derselben. Auch das mit der neuern Zeit erwachende historische Studium, die Entstehung des Protestantismus, die Entdeckung der falschen Decretalen Isidors, die von Febronius (s. Hontheim) angeregten Untersuchungen trugen viel dazu bei, daß jetzt dem kirchlichen Oberhaupt seine gehörigen Grenzen gesetzt sind. Es ist an die Kirchengesetze gebunden, wie jeder andere Vorstand. Sein Primat beschränkt sich bloß, nach dem Willen des göttlichen Stifters der Kirche, auf die Erhaltung der Einigkeit in der Glaubens- und Sittenlehre und auf die Disciplin im Allgemeinen; weßwegen ihm folgende Rechte wesentlich zustehen: 1) das Recht, in alle Gegenden der kathol. Christenheit Legaten zu senden, um Ordnung, Eintracht, Reinheit des Glaubens und der Sittenlehre zu befördern, jedoch ohne Einmischung in die bischöfl. Gerichtsbarkeit; 2) die Bischöfe in allgemeine und besondere Versammlungen zu berufen, weil sie das beste Mittel zur Herstellung des gestörten Kirchenfriedens sind; 3) die Gegenstände der Berathung zu bestimmen, die Verhandlungen zu leiten und die Beschlüsse in Vollziehung zu bringen; 4) das Recht, einstweilige Beschlüsse festzusetzen, an die sich die Bischöfe so lange halten müssen, bis die Kirche entschieden hat; 5) das Recht, oder vielmehr die Pflicht, die von der gesammten Kirche angeordnete Disciplin und andere Einrichtungen gegen jede willkürliche Abänderung zu schützen, wenn sie nämlich den Umständen der Zeit und den Bedürfnissen der Gläubigen noch ebenso angemessen sind, als sie es bei ihrer Einführung gewesen seyn mögen. Dieses Recht hat ein anderes zur Folge, nämlich 6) das Recht, in Betreff der Kirchendisciplin neue Gesetze in Vorschlag zu bringen, wenn die früher hierüber erlassenen nicht mehr beachtet werden, oder in Vergessenheit gekommen sind; 7) das Recht, die nachlässigen Kirchenvorsteher an ihre Pflichten zu erinnern, und wenn die im Evangelium vorgeschriebene brüderliche Zurechtweisung fruchtlos geblieben ist, sie mit geistlichen Strafen zu belegen; 8) das Recht oder vielmehr die Pflicht, die Bischöfe in Schutz zu nehmen, wenn man — unter dem Vorwande des Einflusses ihrer Anordnung auf den Staat, sie ihrer geistlichen Gewalt berauben will. 9) Obgleich das Recht, die Bischöfe zu bestätigen, kein wesentliches Primatrecht ist und in der Praxis der ersten Kirche keinen Grund hat, so läßt sich selbes doch mit dem Oberhaupte der gesammten Kirche sehr wohl vereinigen, und zwar a) weil diese Bestätigung nicht das bloße Urtheil über die Fähigkeit und Würde, sondern die Bevollmächtigung zur bischöfl. Seelsorge, folglich nothwendig ist und daher dem ersten aller Bischöfe am Ersten zusteht; b) weil sie nicht nur in Deutschland, sondern auch in andern kathol. Staaten, durch Verträge (vgl. Concordat) dem päpstl. Stuhl überlassen worden ist. Die übrigen (zufälligen) Rechte können zwar mit der Zeit untergehen, nicht aber von Einzelnen dem Papste willkürlich entzogen werden. Daß der Papst

einem allgemeinen Concilium unterworfen sey, war lange ein Gegenstand heißen Kampfes, wird aber jetzt fast allgemein behauptet, da ein Concilium alle Institutionen der Kirche (worunter natürlich auch das Papstthum gehört), wenn Mißbräuche eingeschlichen sind, von denselben reinigen muß. Ebenso wird des Papstes Unfehlbarkeit, selbst unter der sonderbaren Bedingung: Pontifex est infalibilis, quando loquitur ex Cathedra, wie viele Theologen lehrten, aber mit dieser Phrase so verschiedene Begriffe verbanden, daß die Sache am Ende so viel als Nichts wurde, von keinem deutschen Kanonisten behauptet. Der Papst hat, zur Erhaltung seiner Würde und zur Bestreitung der mit dem allgemeinen Kirchenregiment verbundenen großen Auslagen, als Nutznießer ein Fürstenthum mit Domainen, bei dessen oberster Verwaltung das Cardinalcollegium (s. Cardinal) gewissermaßen mehre Recht der Domcapitel ausübt. (Vgl. Kirchenstaat.) Als das röm. Reich in mehre Staaten zerfiel, schien es nothwendig, daß der Papst auf einem freien Gebiete wohnend, als Sprecher der Kirche, den Thronen gegenüber seyn mußte. Diejenigen verrathen eine beschränkte Ansicht der Dinge, welche es der Welt für ersprießlich halten, wenn der Papst eines weltlichen Herrschers Unterthan werden würde. Daß auch auf dem Stuhle des Petrus der Mensch Mensch bleibt, ersieht man aus der Lebensgeschichte mancher Päpste, welches indeß der kathol. Kirche zu keinem Vorwurfe gereicht; aber es kann kühn behauptet werden, daß kein Staat seit einigen Jahrh. so viele aufeinanderfolgende makellose Herrscher gehabt hat, als eben Rom. Der Stand des Papstes ist in jetziger Zeit schwierig und es wird zur Verwaltung seines Amtes hohe Weisheit erfordert. Grundlos ist die Behauptung Vieler, als sey gegenwärtig das Uebergewicht der päpstl. Gewalt das Uebel, an dem das kirchliche Leben Europas erkranke; vielmehr scheint es einer Wiederanziehung der kirchlichen Bande, als Discussionen über die Papalrechte zu bedürfen. Wir schließen diesen Art. mit Joh. v. Müllers Worten: „Man sagt: Er ist nur ein Bischof! Ebenso wie Maria Theresia nur eine Gräfin von Habsburg, der Held von Roßbach nur einer von Zollern ist; man weiß, welcher Papst Karl d. Gr. zum ersten Kaiser gekrönt; wer hat aber den ersten Papst gemacht? Ein Bischof war der Papst und er war der heilige Vater, der oberste Priester, der große Khalife (so nannte ihn Ibn Albufeda, Fürst von Hamath) aller Königreiche und Fürstenthümer, aller Herrschaften und Städte in dem Lande gegen Abend, welcher die wilde Jugend unsrer Staaten durch Gottesfurcht gezähmt. Weit entfernt von aller Furchtbarkeit, gewaltig nur durch Segen, ist er noch heilig in den Herzen vieler Millionen, groß bei Potentaten, die das Volk ehren, der Besitzer einer Macht, vor der in 1700 Jahren, von dem Hause Cäsars bis auf den Stamm Habsburg, viele Nationen und alle ihre Helden vorübergegangen sind. Das ist der Papst!"

Papyrographie, die von dem kürzlich verstorb. Sennefelder entdeckte Kunst, sich der Cartons, die mit einer thonkalkartigen Masse überstrichen sind (lithographisches Papier genannt) statt der Steinplatten zum Druck zu bedienen.

Papyrus, s. Papier.

Parabase (griech.), Uebergang, Fehltritt, Ausschweifung; insbesondere ein Theil der alten Komödie, wo der Dichter selbst an die Zuschauer spricht, d. h. in seiner Person durch den Chorführer; oder eine Art ästhetisch-politischer Anrede an das Publicum.

Parabel, 1) ein Gleichniß, daher **parabolisch**, vergleichend oder gleichnißmäßig. 2) (Rhetorik und Poetik), eine ganze Rede oder Erzählung in Gleichnissen, die sich daher zu dem einfachen Gleichniß gerade so, wie die Allegorie zu der einzelnen Metapher verhält. Die Parabel ist von der Allegorie darin verschieden, daß in ersterer das Urbild in der Vergleichung beibehalten, in letzterer aber ganz verhüllt und das Abbild an dessen Stelle gesetzt wird. Ebenso darf sie auch nicht mit der Parömie und der Fabel (da sie stets aus dem Bereich des Wirklichen hergenommen wird) verwechselt werden, obschon sie das Gebiet beider oft berührt. Da sie den Zweck hat, eine Idee von allen Seiten zu betrachten und durch fortschreitende Bilder Einer Gattung zu versinnlichen, so kann sie nur das Erzeugniß eines ruhigen, zur innern Selbstbeschauung geeigneten Gemüthszustandes seyn. Sie gehört daher in der Redekunst nur dem Lehrvortrage, wie in der Dichtkunst nur der didaktischen Poesie an. Einen großen Reichthum an den trefflichsten Parabeln enthält die Bibel, wie überhaupt die orientalische Literatur. In der deutschen haben sich zuerst Joh. Val. Andreä, und nach ihm vorzüglich Lessing (durch seine Parabel von den 3 Ringen in seinem „Nathan"), Herder und Krummacher ausgezeichnet.

Parabel, in der Mathematik eine Linie von der Beschaffenheit, daß alle Punkte derselben von einer unbegrenzten geraden Linie (der Directrir) und einem außerhalb dieser befindlichen Punkte (dem Brennpunkte oder Focus) gleichweit abstehen, vorausgesetzt, daß Alles in derselben Ebene liegt. Die Verbindungslinie irgend eines Punktes der Parabel mit ihrem Brennpunkte heißt der Radius vector, oder schlechthin der Vector dieses Punktes. Jede unbegrenzte, durch einen Punkt der Parabel gezogene Gerade, welche rückwärts verlängert die Directrir rechtwinklig schneidet, heißt ein Durchmesser der Parabel und jener Punkt sein Scheitel, der durch den Brennpunkt gehende Durchmesser aber die Are und ihr Scheitel der Scheitel der Parabel. Der vierfache Abstand des Scheitels eines Durchmessers von der Directrir wird der Parameter des letztern genannt, der Hauptparameter oder Parameter schlechthin, wenn der Durchmesser die Are ist. Die Größe des Parameters bleibt für einen gegebenen Abstand des Scheitels von der Kegelspitze, und folglich für eine gegebene Parabel, immer die nämliche, während die Semiordinaten und ihre Abscissen sich stets verlängern, je weiter die letztgenannten vom Scheitel entfernt sind. Ist der Kegel so beschaffen, daß seine Seitenlinie und der Durchmesser der Grundfläche, mithin auch ihre Quadrate, einander gleich sind, so ist auch der Parameter dem Abstande des Scheitels von der Kegelspitze gleich, mit andern Worten: dieser Abstand ist selbst der Parameter. Der Punkt in der Are, wo die Abscisse dem Parameter gleich ist, heißt der Brennpunkt. Er führt diesen Namen, weil auf seiner Haupteigenschaft die Theorie des parabolischen Hohlspiegels beruht. Nicht minder wesentlich ist die Theorie der Parabel für die Artillerie. Jeder Schuß, wie überhaupt jeder Wurf eines Körpers, wenn er nicht senkrecht niederwärts geht, gibt die Erscheinung eines Kampfes der werfenden Kraft mit der Schwerkraft des geworfenen Körpers, und die Eigenschaften der Parabel dienen, aus dem Verhältniß der Größe beider Kräfte den (krummen) Weg des geworfenen Körpers im freien Raume mathematisch zu berechnen. Denkt man aus dem Raume die Luft hinweg, so ist erweislich, daß dieser Weg stets

eine Parabel seyn muß, deren Scheitel die größte Höhe (Entfernung von dem Erdschwerpunkte) ist. Ist die Richtung des Wurfes horizontal (Kernschuß), so liegt der Scheitel im Anfangspunkte des freien Weges, z. B. in der Mündung des Schießrohrs, und der Körper durchläuft einen Parabelschenkel. Das Verhältniß der Schußkraft zur Schwere der Kugel bestimmt den Parameter dieser Parabel, mithin ihre Krümmung, und es läßt sich berechnen, wie tief in jeder gegebenen Entwerfung die Kugel unter der horizontalen Richtungslinie des Geschützes sich befinden wird. Gibt man dem Rohre Elevation, d. h. eine Richtung, welche zwischen die Horizontal- und Verticallinie fällt (Bogenschuß), so durchläuft die Kugel steigend den einen, und fallend den andern Schenkel der Parabel, und es läßt sich wieder mathematisch berechnen, in welcher Entfernung sie wieder in die Horizontallinie fallen wird. Umgekehrt, wenn die Entfernung des Gegenstandes gegeben (geschätzt) ist, den sie treffen soll, nämlich seine Entfernung sowohl vom Geschütz als von der Horizontallinie: so läßt sie aus denselben datis, aus der Schlußkraft und der Schwere der Kugel die Richtung (der Elevationswinkel) bestimmen, welche dem Rohre gegeben werden muß. Der Widerstand der Luft, ihre Friction mit der Kugel, ändert zwar einigermaßen diesen parabolischen Lauf; aber die Abweichung ist bei dem kleinen Gewehr, wegen der Kleinheit der Kugel, unbedeutend bis zur Unmerklichkeit, und bei größerm Geschütz, z. B. bei Bomben, unterliegt selbst diese Abweichung einer mathematischen Berechnung, weil der Widerstand der Luft nach Maßgabe der Größe der Kugel und ihres Triebes bis auf einen gewissen Grad der Genauigkeit durch Experimente mit andern bewegten Körpern ausgemittelt werden kann. Selbst die Dichtigkeit der Luft, welche auf ihren Widerstand Einfluß hat, ist meßbar, obschon die Geschützkunst in der Praxis bis dahin die Genauigkeit der Berechnung nicht trieb. (Vgl. Ballistik.) Für die Schützen mit dem kleinen Gewehr, besonders mit Büchsen, ergeben sich aus der obigen Theorie noch einige nützliche Wahrheiten. (Vgl. Visir.)

Parabolischer Spiegel, s. Brennspiegel.

Paracelsus (Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus de Hohenheim), geb. zu Marien-Einsiedeln 1493. Sein Vater war natürlicher Sohn eines Mannes aus dem altadeligen Geschlechte Hohenheim, selbst aber Gelehrter und Arzt. Außer dem Namen Paracelsus legte er sich selbst den Theophrastes bei und wollte besonders durch ersteren bezeichnen, daß er mehr als Celsus sey. Sein ganzes Leben war ein regelloses und Alles in demselben excentrisch. Einen großen Theil seiner Jugend durchreiste er als wandernder Scholasticus von Ort zu Ort. Von dem gelehrten Chemiker Trithemius, Abt v. Spanheim, und von Sigismund Fugger, einem großen Operateur, erfuhr er manches Geheimniß und wurde in die Alchemie eingeweiht. Gründlicher Studien ermangelte er ganz; dagegen war ihm alle Gelehrsamkeit und Schulweisheit seiner Zeit ein Gräuel. Er war auch zu Zeiten Feldwundarzt, wußte aber durch seine als miraculös gepriesenen Curen Fürsten, Vornehme und selbst Gelehrte für sich zu gewinnen. 1527—28 war er Prof. der Medicin zu Basel. Dann aber trieb er sich wieder in Deutschland und der Schweiz herum, bis er vom Erzbischof Ernst in Salzburg einen Ruf hierher erhielt, wo er aber bald, 1541, an den Folgen eines Fiebers starb, wiewohl er sich eines Elixirs rühmte, wo-

mit er sein Leben nach Belieben verlängern könnte. Sein ganzes Streben war darauf gerichtet, alle Schulgelehrsamkeit herab- und an ihre Stelle ein Gewebe von Figmenten zu setzen, für die er auch gewöhnlich neue Worte schuf oder auch bekannte Worte benutzte, um ihnen eine eigene Bedeutung zu geben. So kam eine Art von System durch ihn zu Stande, das indessen eigentlich nur durch spätere Bearbeiter desselben eine Art von, wenn auch nur lockerer, Haltung erhielt. Alles in diesem hat den Anstrich von theosophischer Mystik. Es befaßt die allgemeine Wissenschaftslehre; die Gotteskunde, die allgemeine Naturlehre. Hierdurch aber gewann er eine Menge Anhänger (Paracelsisten); auch die Alchemie gewann durch ihn eine neue Stütze; auf die praktische Medicin aber gewann er dadurch einen bedeutenden Einfluß, daß seit dieser Zeit chemisch bereitete Mittel, und unter ihnen eine Menge Arcana, die frühern einfachen Pflanzenmittel immer mehr verdrängten. Insbesondere verpflanzte auch die Rosenkreuzergesellschaft seine Lehren. Seine meist nach seinem Tode herausgegebenen, sehr flüchtig und phantastisch bearbeiteten Werke erschienen von J. Huser herausgeg., in 11 Bdn., Basel 1589—90, 4., und in 2 Bdn., Strasb. 1616—18, Fol., am vollständigsten in 2 Bdn., Genf 1658, Fol.

Paradies (nach der griech. Uebers. des Wortes Eden), ein großer, schöner Garten. Die heil. Schrift spricht von 2 Paradiesen: 1) von einem irdischen, in dem das unschuldige erste Menschenpaar bis zu seinem moralischen Falle lebte (der Garten Edens, nach der Urkunde in Südasien auf dem Gebiet des heutigen Persiens [Aria oder Iràn], wo auch die in der Genesis bezeichneten 4 Flüsse, Dschihnu, Sihon oder Jaxartes, Didschlet und Frat), und 2) ein himmlisches, jenen Ort der andern Welt, wo die Tugend ihren Lohn empfängt. Es gab und gibt kein Volk, so roh und ungebildet es auch immer seyn mag, dessen Phantasie sich nicht einen Aufenthalt jenseits des Grabes ausmalte, in dem die Guten von einer göttlichen Gerechtigkeit den Lohn ihrer Thaten erhalten sollten; nur in der Ausmalung, in der Dichtung des Lebens und der Genüsse der Seligen sind sie verschieden. Die meisten kommen aber darin überein, daß ihnen jenes Eden, oder wie sie es nennen, der Schauplatz ihres verschönerten irdischen Lebens sey, und oft denken sie sich dasselbe so national, daß man aus der Beschreibung, welche ein Volk von seinem zukünftigen Paradiese entwirft, die Hauptzüge seines Charakters erkennen kann. Den feinern Griechen erwarteten im Elysium Spiel, Tanz, Gesang, heitere Unterhaltung und feinere Genüsse; den kriegerischen alten Germanen kriegerische Uebungen, Jagden, Speise und Trank in Fülle. Der sinnliche Orientale hofft dort die ausgesuchtesten Wollüste zu genießen. Der Christ hingegen, der sein höchstes Gut in der geistigen Vollkommenheit setzt, läßt die sinnlichen Vorstellungen fahren und findet dort in einer größern Vollendung den Lohn für ein tugendhaftes Leben.

Paradies (Maria Theresia), geb. zu Wien 1749, zeichnete sich sehr frühe schon durch ihr musikalisches Talent bewunderungswürdig aus. Schon in ihrem 4. Jahre erblindete sie gänzlich, nichtsdestoweniger machte sie in der Musik solche Fortschritte, daß sie, 10 Jahre alt, sich als erste Sopransängerin in dem Pergolesischen Stabat Mater hören ließ, und accompagnirte sich selbst auf der Kirchenorgel. Die Kaiserin Maria The-

resia setzte ihr ein Jahrgehalt aus. 1784 trat sie eine Kunstreise an. In London erregte sie 1785 die größte Aufmerksamkeit. Ihre Compositionen, welche sehr brav sind, dictirte sie Note für Note in die Feder. Sie wurde zur Vorsteherin einer weiblichen, musikalischen Bildungsanstalt ernannt und st. 1824 zu Wien.

Paradiesvogel, ausgezeichnet durch seine ungemein glänzenden und mannigfaltigen Farben, lebt auf Neuguinea und den ostindischen Nachbarinseln. Die Fabeln, daß er keine Beine habe, stets in der Luft schwebe, sich nie auf die Erde herunterlasse und bloß vom Thaue lebe, sind durch eine nähere Kenntniß desselben widerlegt worden. Es gibt mehre Gattungen Paradiesvögel. Die prächtigen Federn werden zum weiblichen Kopfputze gebraucht, bedürfen aber vorher einer eigenthümlichen Zubereitung. Der Preis ist dann gegen 50 Dukaten.

Parador bedeutet, dem griech. Wortsinne nach, Dasjenige, was gegen die Meinung ist, der allgemeinen Ansicht widerstreitet. Gewöhnlich versteht man darunter und unter Paradoxie eine Meinung, die mit der gewöhnlichen entweder im Widerspruche steht, oder doch von ihr sehr abweicht. Aus dieser Abweichung von der Meinung, die im Publicum ist, folgt nicht, daß das Paradore nothwendig falsch seyn müsse; es fällt nur anfangs durch den grellen Widerspruch, worin es mit dieser steht, auf; dieß und die Neuheit macht es verdächtig. Wie manche Ansicht, die, wie sie zuerst ausgesprochen wurde, für parador galt, bewies sich später als wahr; man erinnere sich nur des astronomischen Systems von Kopernicus. Ueberhaupt muß jede Wahrheit im Beginne des Kampfes gegen ein allgemein verbreitetes Vorurtheil als parador erscheinen.

Paraguay, südamerikan. Freistaat zwischen dem Paraguay und dem Paranastrom, von 20° bis 28° S. Br.; ist mit Chaco 6913 □M. groß, hat 750.000 Einw. und grenzt nördlich an Bolivia, östlich an Brasilien, südlich an die Laplatastaaten und westlich an dieselben und Bolivia. Er liegt am Parana, Uraguay und Paraguay. Der Parana erhält nach seiner Vereinigung mit dem Paraguay bei Corrientes, und mit dem Uraguay unweit Buenos-Ayres, den Namen des Plata- oder Silberstroms. Ehemals gehörte zu Paraguay noch a) die Banda oriental mit Monte-Video, seit 1829 die Republik Uraguay (s. d.), und b) im östl. Paraguay, die Provinz der Missionen. Das Land am Plata entdeckte (1516) die Großsteuermann von Castilien, Diaz de Solis. Er verlor im Kampfe mit den Wilden das Leben. In der Folge legten zwar (1526) die Spanier am Ausflusse des Paraguay eine Festung an, allein sowohl diese Niederlassung als auch das nachher gegründete Buenos-Ayres wurden wegen der beständigen Ueberfälle der kriegerischen Einw. verlassen. Darauf siedelten sich die Europäer 150 Meilen landeinwärts am Paraguay, zu Assuncion an; denn dort waren die Einw. weniger kriegerisch. Doch in der Folge wurde ein Theil der Colonisten auf Befehl der span. Regierung, um der nähern Verbindung mit dem Mutterlande willen, durch Juan Ortis de Zarate nach Buenos-Ayres zurückgeführt. Das eigentl. Paraguay, mit der Hauptst. la Assuncion, wurde 1776, als das Vicekönigr. Rio de la Plata gebildet war, diesem einverleibt. Es war um 1658, als einige Jesuiten in den peruanischen Missionen den kühnen Gedanken faßten, von Peru aus gegen die Anden vorzudringen und das Christenthum sowie europ. Bildung in den innern Ländern

Südamerikas zu verbreiten. Von Quito aus drangen sie in Begleitung einiger Indier, die ihnen als Dolmetscher dienten, durch die wilden Bergschluchten der Anden glücklich hindurch zum Amazonenfluß, über den sie in ausgehöhlten Baumstämmen setzten, und endlich in die von der Natur so begünstigten Ebenen, welche der Paraguay, Parana, Uraguay u. a. Flüsse bewässern. Viele von ihnen wurden von den Wilden erschlagen: und die Gefahren, Beschwerden, Arbeiten und Mühseligkeiten, welchen sie sich auf ihren unermeßlichen Reisen unterziehen mußten, übersteigen alle Begriffe. Begegneten sie einer Horde, so gaben sie ihre freundschaftliche Gesinnungen durch Zeichen zu erkennen. Waren die Jesuiten einmal bei einem Stamme gut aufgenommen, so nahmen sie an allen Beschäftigungen dieser Indier Antheil, gaben ihnen Anschläge, wovon der Nutzen sich ihnen sogleich sinnlich darstellte, und kamen bei allen Arbeiten ihrer natürlichen Trägheit zu Hülfe. Hatten zwei Stämme Krieg, so warfen sich die Jesuiten nicht ohne augenscheinliche Lebensgefahr zu Vermittlern auf und brachten durch allerlei sinnreiche Erfindungen meistens den Frieden zu Stande, welches dann in den Herzen der Indier einen großen bleibenden Eindruck zurückließ, sodaß Viele sich den Vätern anschlossen. Nach und nach suchten die Missionare, wenn sie einigen Grad von Civilisirung ihnen beigebracht hatten, sie mit dem Christenthum bekannt zu machen, und waren darauf bedacht, ihren Neophiten feste Wohnsitze zu verschaffen. Anfangs mußten sich die Missionare selbst den schwersten Arbeiten unterziehen, während der träge Indier auf seiner Hangematte den Anstrengungen dieser Väter sorglos zuschaute. Als sie aber die Bequemlichkeiten einer solchen Wohnung einsahen, erwachte in ihnen nach und nach einiger Trieb zum Fleiße, und unter der Leitung und Aufsicht der Missionare erhob sich nun allmälig ein großes reinliches Dorf, in welchem gegen 3000 Indier beisammen wohnten. Jetzt waren die Jesuiten nicht minder darauf bedacht, den Ackerbau unter ihnen einzuführen. Aus den spanischen Städten holten sie anfangs selbst Getreide, Ackergeräthschaften und alles zur Landwirthschaft nöthige Vieh. Eine Menschengeneration war' kaum verflossen, und man zählte schon über 600 Reductionen (Wohnsitze der Indier), welche längs dem Maranhon und von den Ufern des Paraguay bis an jene des Laplatastromes zerstreut lagen und wovon jede 5—6000 Christen enthielt. In der ersten Hälfte des 18. Jahrh. vermehrte sich durch den grenzenlosen Eifer der Missionare die Anzahl der Reductionen, sowie diese Wohnsitze sich immer mehr bevölkerten und verschönerten. Durch Gesang und Musik lockten die Missionare oft viele Wilden aus ihren Höhlen bis in die Reduction, wo sie dann von ihren civilisirten Brüdern aufs Liebreichste empfangen, auf gemeinschaftliche Kosten so lange verpflegt wurden, bis sie ihrer Wildheit entwöhnt, als Mitglieder der Gemeinde an allen Beschäftigungen Theil nahmen. Von den in ewigen Kriegen lebenden Volksstämmen, die ihre Gefangenen, mit Ausnahme der Kinder, einander auffraßen, suchten die Jesuiten Letztere auf alle Weise an sich zu bringen, welche sie dann zu gesitteten Menschen und Christen bildeten. Auf diese Art nahmen die Reductionen mit jedem Jahre so zu, daß viele sich zu Städten von 12—15.000 Einw. erweiterten. Die Indier, ein alle Angenehmlichkeiten eines mit Ruhe und Ordnung verbundenen geselligen Lebens fühlend, überließen sich mit unbedingtem Gehorsam der Leitung ihrer Wohlthäter. Einige wenige Jesuiten waren hinreichend,

um mehre Hunderttausend Indier zu regieren. Eine vollkommene Gleichheit herrschte unter allen Gliedern der Gemeinde. Jedes war verbunden zu arbeiten, aber nicht für seinen eigenen, sondern für den gemeinschaftlichen Nutzen. Der Ertrag der Ländereien, sowie die Erzeugnisse aller Industriezweige — sogar brabänter Spitzen wurden von ihnen verfertigt — wurden in öffentlichen Magazinen niedergelegt, aus welchen jeder Einzelne Alles erhielt, was zur Befriedigung seiner Bedürfnisse nothwendig war. — Ihr schuldloser, frommer Sinn, die liebenswürdige Einfalt, ihre sich immer mehr entwickelnde Kunstfertigkeit, ihre ungetrübte Heiterkeit, ihr froher Rausch bei kirchlichen Feierlichkeiten und Volksfesten, ihre beispiellose Eintracht, welche aus jeder Reduction einen Wohnsitz des Friedens und des Segens machte und 5—6000 Indier zu Einer Familie verband: dieß Alles muß man in Muratori, Charlevoix, Don Juan Ulloa, Raynal, Robertson u. m. A. nachlesen. Zu welch hohem Grade sie es in der Kunst gebracht, zeigten ihre viele schönen Kirchen mit geschmackvollen Verzierungen, Altargefäßen, Priesterornaten, ihre Bildhauerwerke und Gemälde. — In Ansehung der äußern Verhältnisse dieses paraguayschen Staats, so hatten die Jesuiten gleich im Anfange ihre Indier zu bereden gewußt, sich der Krone Spanien zu unterwerfen. Aber durch die Erfahrung belehrt, wie verderblich das böse Beispiel der Europäer auf die an Peru's Grenzen wohnenden Indier wirkte, hatten sie auch den spanischen Hof die Nothwendigkeit einsehen lassen, durchaus keinen Europäer, als den wenigen königlichen Beamten, den Zutritt in die Reductionen zu gestatten, und der madrider Hof traf auch deßhalb die kräftigsten Maßregeln. Jeder Indier von 20—60 Jahren zahlte jährlich einen Piaster (1 Thlr. 8 Gr.) Kopfsteuer an Spanien. Der König ernannte den Generalgouverneur wie auch den Oberrichter. Alle Reductionen bildeten eine Art Republiken, vereint unter Spaniens Oberherrschaft. Die kriegerische Verfassung, in welche die Reductionen sich setzten mußten, war eine höchstnothwendige Folge ihrer isolirten Lage, welche sie nicht nur den immerwährenden Streifzügen der Wilden, sondern auch den verheerenden Raubzügen der europ. Horde von St.-Paul bloßstellte. In wenigen Jahren hatte daher der paraguaysche Staat eine wohlgeordnete Militairverfassung, nach welcher über 60.000 Indier bewaffnet ins Feld ziehen konnten; und wirklich leisteten sie der span. Regierung bei ihren Händeln mit den Portugiesen in Brasilien sehr wesentliche Dienste. Indessen gaben diese trefflichen, von den traurigsten Ereignissen herbeigeführten Einrichtungen, als später in mehren Reductionen, aus bereits im Art. Jesuiten angegebenen Ursachen, ein Aufstand ausbrach, Veranlassung, die Jesuiten zu verleumden. Auf die erhaltene Weisung von ihrer Exilirung nach Europa, verließen die Jesuiten indeß ohne einen Schein von Widersetzlichkeit ihre Reductionen. Als die armen Indier erfuhren, was vorging, erklärten sie unter Thränen und heißen Schwüren, ihre Väter zu schützen. Umsonst bemühten sich die königl. Commissaire, den Indiern einzuprägen, wie sie jetzt, von der jesuitischen Tyrannei erlöst, frei leben könnten; wovon diese aber nichts wissen wollten. Tausende begleiteten viele Meilen weit die abgehenden Väter, und wie Verwaiste jammernd trennten sie sich endlich von ihnen. Das Land wurde jetzt auf europ. Art organisirt, der Indier Eigenthum wurde mehrmals gemessen und taxirt, allerlei Projectenmacher überschwemmten das Land; Steuern, Zölle, Mo-

nopole ꝛc. wurden eingeführt und Europäern erlaubt, sich dort niederzulassen. In Gefängnisse nach Europa transportirt, hörten die Missionare, wie ihre Verdienste entstellt und ihr Name gelästert wurde, ohne daß ihnen auch nur eine Vertheidigung gestattet worden wäre. So wurden in Europa Männer belohnt, denen auf einer andern Hemisphäre die durch sie beglückende Menschheit gern auf den höchsten Gipfeln der Anden unvergängliche Ehrendenkmale errichtet hätten! Zerstören konnten ihre Feinde das Paradies, welches die Jesuiten dort einst schufen; aber den Ruhm, die Schöpfer desselben gewesen zu seyn, kann ihnen Niemand rauben.

Paraguay, wegen seiner Fruchtbarkeit der Garten Südamerikas genannt, ist ein ebenes Land, das ein gesundes Klima und häufige Gewitter hat. Es besteht aus lauter Wiesen, daher eignet es sich bei seiner trefflichen Bewässerung vorzüglich zur Viehzucht. Halb- und ganz wilde Heerden von Hornvieh und Pferden bedecken seine Ebenen, und manche Meierei zählt mehr als 10.000 Schafe. Die schönsten Vögel Südamerikas, was Gesang und Gefieder anlangt, sind in Paraguay einheimisch. Durch Größe und Gefieder zeichnet sich der Cassowari oder der amerik. Strauß aus. Unter mehr als 20 Arten von Schlangen wird die Klapperschlange und die Boa constrictor häufig angetroffen. — Bergbau gibt es nicht. Aus Paraguays Handel mit Chile und dem Vertriebe seiner Erzeugnisse (Taback, Zucker, Indigo, Seide, Baumwolle, Leder, Wachs, Holz und der Paraguaythee) flossen ehemals große Schätze nach Europa. Bekanntlich ist der Paraguaythee das Haupterzeugniß dieses Landes. Die Staude (deren Ausfuhr, um sie anderwärts anzuflanzen, streng verboten ist) heißt Arvore de Mate oder da congonha und ist, nach Auguste de St.-Hilaire, Ilex Mate, von Cossine Paragua gänzlich verschieden. Man dörrt die steifen Blätter und jungen Zweige am Feuer und zerstampft sie zu Pulver. Der Aufguß wird, um das Pulver von der Flüssigkeit zu trennen, durch kleine silberne Röhren, die in eine Kugel mit vielen kleinen Oeffnungen endigen, eingeschlürft. Dieser Thee ist ein Luxusbedürfniß für ganz Südamerika. Unter den 50 Volksstämmen, die das Land bewohnen, zeichnen sich die Abiponer (s. d.) durch ihren schönen Wuchs aus. La Assuncion, die Hauptstadt des Landes, am Flusse Paraguay, seit 1821, nach einer von Francia veranstalteten Verwüstung, neu und regelmäßig erbaut, mit 16.000 Ew., ist der Sitz eines Bischofs und eines Collegiums. 1811 riß sich das Land von der span. Herrschaft los und wird seit 1814 von dem D. Gaspar Rodriguez Francia (geb. 1763 zu Assuncion), einem Rechtsgelehrten, als Dictator auf Lebenszeit beherrscht. Er zeigt in seiner Verwaltung die größte Tyrannei. Seine Strenge war besonders gegen die Spanier gerichtet, die er ohne Schonung hinrichten ließ, und da er die Reichthümer der Verurtheilten in die Staatscasse legte, so verschafften diese Hinrichtungen ihm den doppelten Vortheil, seine Gewalt zu befestigen und die Abgaben zu vermindern. Gegen die Geistlichkeit und besonders die Mönche hegte er tiefen Haß, der in der spätern Zeit immer mehr zunahm und endlich in Verachtung der kathol. Religion ausartete. Indeß gedieh der Anbau des Landes, der Ackerbau machte Fortschritte, neue Getreidepflanzen wurden eingeführt, da jeder Landbesitzer zu bestimmten Anpflanzungen genöthigt war, und die Einwohner, welchen strenge Gesetze die Auswanderung verboten, brachten immer mehr wüste Ländereien zum

Anbau. Die Handelssperre vermehrte die Manufacturbetriebsamkeit. Ungeschickte und träge Handwerker werden mit dem Tode bestraft. Francia's Terrorismus hat den ursprünglichen Charakter des Volkes umgewandelt, und finsteres Mißtrauen ist an die Stelle der frühern Offenheit getreten. Wie in der Hauptstadt, waltet seine Strenge auch in den Provinzen. Die Fremden schien Francia anfänglich schonend behandeln zu wollen; nur durften sie seinen Argwohn nicht reizen, daß sie sich mit der Bereitung des Paraguaythees abgeben wollten. Dieß war es, was ihn bewog, den franz. Naturforscher Bonpland 1821—29 in Gefangenschaft zu halten. Nur mit dem zum Kaiserthum erhobenen Brasilien knüpfte er 1822 Handelsverbindungen an, die aber bei den Beschränkungen, die er dem Verkehr auflegte, keinen gedeihlichen Erfolg hatten. 1824 wurden die Klöster aufgehoben und ihre Güter fielen dem Staate zu. Die Einladung Bolivar's, an dem Congresse in Panama theilzunehmen, lehnte Francia in einem Antwortschreiben vom 23. Aug. 1825 ab. Als im nämlichen Jahre der engl. Geschäftsträger Parish die Freilassung mehrer in Paraguay zurückgehaltener Engländer verlangte, gestattete er zugleich einem Paraguayer, eine Reise zu unternehmen, um den Schein zu vermeiden, als ob er der Nothwendigkeit weiche. Paraguay ist fortdauernd in dem Zustande gänzlicher Absonderung, und die Sperre ist in den letzten Jahren noch strenger geworden. Francia ist mit dem Staatseinkommen sparsam. Paraguay ist der einzige unter den amerikanischen Staaten, der keine Schulden hat. Francia hat einen Staatsrath von 42 gewählten Repräsentanten zur Seite. Die Sklaverei ist aufgehoben, obschon die Tyrannei herrscht. Das Heer besteht aus 30.000 M. Miliz und 8000 freiwilligen, europäisch disciplinirten Kriegern. 3 Kriegsschiffe decken den Parana. Schließlich bemerken wir, daß Francia in der Lage, in welche er sich versetzt hat, nichts übrig ist als unter den Trümmern des unnatürlichen Gebäudes, das er errichtet, zu fallen.

Paralipsis (griech., lat. praeteritio), Uebergehung, ist diejenige Redefigur oder Wendung der Rede, vermöge deren man sagt, man wolle einen Gegenstand nicht erwähnen, während man ihn doch eben damit, wenigstens leicht, berührt, z. B. ich übergehe die Verleumdungen &c., ich schweige von den Vergehungen &c. und spreche nur &c.

Parallaxe, 1) (Math.), der Unterschied zweier verschiedener Punkte, aus denen irgend ein Gegenstand gesehen werden kann. 2) (Astron.) der Abstand eines Punktes der Erdoberfläche, aus welchem ein Stern gesehen wird, von einem andern Punkte, in welchem er aus dem Centrum der Erde gesehen werden würde, steht; oder der Unterschied der beiden Winkel, unter dem die Entfernung des Sternes vom Zenith nach den erwähnten beiden Punkten ermessen wird. Die Parallare eines Sterns wird durch die Eigenschaften der Winkel um so kleiner, je weiter er von der Erde entfernt ist, sodaß sie sich endlich scheinbar ganz verliert, wie dieß bei den Fixsternen der Fall ist, deren Abstand von der Erde sich nicht, wie bei der Sonne, dem Monde und den Planeten, vermittelst der Parallare trigonometrisch bestimmen läßt. 3) (Parallare der Erdbahn), der Unterschied der optischen Orte eines Sternes, wenn er aus zwei verschiedenen Orten der Erdbahn, oder, nach Annahme bei Planeten, aus der Sonne und einer Stelle der Erdbahn, betrachtet wird. Die jährliche Parallare ist der Unterschied des heliocentrischen und geocentrischen Orts.

Parallellinien, 2 gerade Linien, die, ins Unendliche fort verlängert; niemals zusammenstoßen, oder die überall gleichen Abstand von einander haben. Daher heißt Parallele auch die Vergleichung zweier Gegenstände, namentlich die historische, z. B. verschiedener Zeiten oder berühmter Männer. So schrieb Plutarch biographische Parallelen. In der Rhetorik heißt Parallele ein Gleichniß, in welchem die Theilvorstellungen des Hauptbildes in einzelnen Theilvorstellungen des Gegenbildes dargestellt werden. Auch heißt parallel, was eine fortgesetzte Vergleichung verstattet oder überhaupt in mehren Theilen sich ähnlich ist, und dieß Verhältniß jener Dinge Parallelismus, z. B. biblischer Stellen in Hinsicht ihres Inhaltes (Parallelstellen) ꝛc. Der Parallelismus der Hebräer ist das einfache Ebenmaß (Symmetrie) zweier Redeglieder in Hinsicht der sich entsprechenden Bilder und Töne, wodurch der Verstand sinnlich angeregt wird. Parallelogramm ist eine vierseitige Figur, deren einander gegenüberstehende Seiten Parallellinien sind; und Parallelepipedum eine Figur, welche von 6 Parallelogrammen eingeschlossen ist, so daß die einander gegenüberstehenden gleich laufen, ein länglicher Würfel Parallelkreise, auch Breitenkreise, sind an der Erdkugel die dem Aequator nach den beiden Polen zu gleichlaufenden kleinern Kreise. **Parallelen**, bei **Belagerungen** (s. d.) diejenigen Laufgräben, welche, die angegriffenen Fronten umfassend, überall einen ziemlich weiten Abstand von den ausspringenden Winkeln der Festungswerke erhalten. Sie haben den Zweck, die angegriffenen Fronten zu umfassen, zur Verbindung der Batterien und anderer Werke des Belagerers zu dienen, Gelegenheit zur Errichtung dieser Batterien zu geben und die Vertheidigung gegegen Ausfälle kräftiger zu machen. Ihre Länge hängt von der Angriffsfronte ab, die sie völlig umschließen müssen. In der Regel werden bis zum Bresche schießen 3 Parallelen erfordert, wo die erste, d. i. entfernteste von der Festung, nach Umständen, in einer Entfernung von 600—900 Schritten vom bedeckten Wege der Festung, und die letzte, welche die Brescharbeiten aufnimmt, auf dem Glacis selbst angelegt wird. Man geht durch **Laufgräben** (s. d.) aus einer in die andre über. Vauban wandte zuerst die Parallelen 1673 vor Mastricht an und führte 3 regelmäßige Parallelen 1697 vor Ath. Seitdem sind sie, da man ihren großen Nutzen einsah, allgemein und bei jeder regelmäßigen Belagerung angelegt worden.

Paralogismus, Fehlschluß, ein falscher Vernunftschluß, ein Trugschluß; **paralogisiren**, fehlschließen. (S. **Schluß**.)

Paralytisch (griech., die Auflösung, Zerstörung, Schwächung) heißt in medicinischer Bedeutung so viel als gelähmt, und bezeichnet den Zustand des Körpers, da ein Theil desselben der willkürlichen Bewegung (bisweilen auch zugleich der Empfindung) beraubt ist. Betrifft die Unterdrückung der Nerventhätigkeit das Gehirn in seinem ganzen Umfange, so erfolgt ein allgemeiner paralytischer Zustand, der auch **Apoplexie** oder Schlagfluß genannt wird.

Paramaribo, Hauptstadt in **Surinam** (s. d.).

Paramythien sind kleine erzählende Dichtungen zur Unterhaltung und Belehrung, wenn ihr Stoff mythisch ist.

Paranymphe. Bei den Griechen eine Art von öffentlichen Beamten, welche den Hochzeitfeierlichkeiten vorstanden und insonderheit das

Brautbett unter ihrer Aufsicht hatten; bei den Römern 3 junge Leute, welche die Neuvermählte in das Haus des Bräutigams geleiteten, Brautführer; bei den Hebräern ein Freund des Bräutigams, der bei den Hochzeitfeierlichkeiten den Vorsitz hatte und die Braut dem Bräutigam zuführte.

Paraphe, Handzug, ist derjenige verwickelte Zug, den man bei Unterzeichnung s. Namens anzuhängen pflegt, um die Nachahmung zu erschweren.

Paraphernalgüter, Paraphernalien, Paraphernalvermögen ist alles Dasjenige, was die Frau aus ihrem Heirathsgute besitzt, sie mag es nun bei Schließung der Ehe schon besessen oder während die Ehe erworben haben. Außer den von der Frau eingebrachten ökonomischen Gegenständen gehört Alles zu ihrem Paraphernalvermögen, wenn nicht etwas ausdrücklich für Brautschatz erklärt ist, oder wenn nicht die Ehefrau ihrem vorigen Manne ihr ganzes Vermögen zum Brautschatz gebracht hatte und dem jetzigen Ehemanne stillschweigend dieselben Rechte zusteht. Dem Ehemanne kommt der Nießbrauch des Paraphernalvermögens zu.

Paraphrase, die Umschreibung oder erklärende Uebertragung einer Schrift, Stelle oder eines Spruchs ꝛc. in andre Wörte derselben oder auch einer andern Sprache. Die Uebersetzung (Uebertragung aus einer Sprache in die andre) ist davon zu unterscheiden. Diese soll nicht mehr und nicht weniger ausdrücken als das Original. Die Paraphrase dagegen hat den Zweck, den Text zu erklären, ohne bloßer Commentar zu seyn. Beim Paraphrasiren ist daher der Ausdruck absichtlich weitläufiger als beim Uebersetzen; der Paraphrast will nur den Sinn, der Uebersetzer auch den Styl übertragen.

Paré (Ambroise), der Vater der franz. Wundarzneikunst, geb. zu Anfange des 16. Jahrh. zu Laval, im Depart. Mayenne, lernte bei einem Kaplan das Latein und bei einem Wundarzte in Laval das Aderlassen. Ein Steinschnitt, der in seiner Gegenwart verrichtet wurde, bestimmte ihn, sich der höhern Wundarzneikunst zu widmen, und er begab sich nach Paris, um die berühmtesten Lehrer zu hören. Goupil, Lehrer am Collège de France, gebrauchte ihn bei seinen Kranken in geringern chirurg. Fällen, und trug viel bei, die Neigung zu ernstem Studium in ihm zu erwecken. Paré begleitete 1536 René de Mont Jean während des Feldzugs in Italien, erhielt nach seiner Rückkehr die chirurg. Doctorwürde, wurde 1552 zu Heinrichs II. Leibwundarzt ernannt und diente in gleicher Eigenschaft Franz II., Karl IX. und Heinrich III. So viel Freunde er am Hofe hatte, so bitter haßten ihn die Ärzte. Er starb 1590 zu Paris. Man verdankt ihm ein bessere Behandlung der Schußwunden; er verbesserte die Operation des Trepanirens, führte die Unterbindung der Arterien wieder ein bei Gelenkverhärtungen ꝛc. Paré's Werke franz. Paris 1561, Fol.; lat. Paris 1582. Fol.

Paranthese, ein in eine Wortperiode als beiläufige Bemerkung oder Erläuterung eingeschobener Satz, durch welchen die Wortfolge unterbrochen wird; dann die Zeichen (), womit man einen solchen Satz einzuschließen pflegt.

Parere, ein schriftlich abgefaßtes Gutachten unparteiischer und unterrichteter Kaufleute über eine streitige Handelssache, worüber die Par-

teien ihre Meinung zu wissen verlangen. Es setzte die genaue Vorlegung des Falles voraus.

Parforcejagd, s. Jagd.

Parga, Seehafen an der Küste von Albanien, der südlichen Spitze Korfu's gegenüber, an der Mündung eines Flusses (dem Acheron der Alten), ist mit Wällen umgeben und hat einen zwiefachen Hafen, den eine kleine Insel bildet und eine Batterie schützt. Die Umgegend ist fruchtbar und der zur Stadt gehörige Bezirk von der albanischen Grenze durch hohe Berge geschieden. Pargas wird in der Geschichte bis 1401 kaum gedacht, wo es in Bündniß mit Venedig trat: ein Bündniß, das bis 1797, wo Venedig unterging, fortdauerte. Parga, von Ali Pascha, dem Tyrannen von Albanien, unabhängig, schlug bis 1811 seine Angriffe zurück und wünschte der Republik der ionischen Inseln einverleibt zu werden. Allein die britische Regierung nahm die vorgeschlagene Unterwerfung nicht an. Sie verkannte zwar die Wichtigkeit nicht, welche Parga für Korfu hat; allein die Besorgniß, in fortwährende Streitigkeiten mit den räuberischen Albanesern verwickelt zu werden, führte zu Unterhandlungen mit Ali, in deren Folge dieser in Besitz von Parga gesetzt wurde, jedoch mit der Verbindlichkeit, allen Einwohnern (damals 5000 albanes. Griechen), die eine Auswanderung vorziehen möchten, eine Geldentschädigung zu geben. Die Uebergabe an Ali hatte 1819 statt, und die Einwohner wendeten sich fast alle nach den ionischen Inseln.

Parias, Hindus von den Kasten der Sutas, Vaidehas und Chandalas, die zu den unreinen und verachteten gehören; leider eine so zahlreiche Classe, daß Menu im 10. Capitel sich nicht einmal die Mühe gegeben hat, sie alle aufzuzählen. (Vgl. Hindus.) Der geistreiche Casimir Delavigne hat durch sein Trauerspiel „Der Paria" (5 Aufz. m. Chören, a. d. Franz. von J. F. von Mosel, Leipzig 1823), das im Dec. 1821 auf dem zweiten franz. Theater zu Paris mit unglaublichem Beifall gegeben ward, das Schicksal dieser unglücklichen Menschenclasse auf eine anziehende Weise vor die Erinnerung gebracht. Durch die politische Lehre, die er predigte, daß bürgerliche Tugenden nicht das ausschließliche Erbe Begünstigter und Bevorrechteter seyen, und durch die Darstellung des kühnen Kampfes eines tapfern Hindus gegen solchen Fanatismus, gewann das Stück ein Interesse, das mehr für den Platz berechnet als rein ästhetisch war. Auch in Deutschland ist derselbe Gedanke durch Michael Beer in einem Trauerspiele in einem Aufzuge, „Der Paria", 1824 dramatisch bearbeitet worden (in der „Urania" für 1826). Göthe hat das franz. und deutsche Gedicht verglichen. (S. „Kunst und Alterthum", 5. Bd.)

Parini (Giuseppe), einer der berühmtesten ital. Dichter der neuern Zeit, geb. 1727 in dem mailänd. Dorfe Bussio, wo sein Vater ein Gütchen besaß, studirte zu Mailand die schönen Wissenschaften und Philosophie, und widmete sich wider seine Neigung, nach dem Willen des Vaters, der Theologie. Schon frühe hatte er sich in der Dichtkunst versucht. Seine Umstände zu verbessern, gab er eine Auswahl seiner Jugendversuche u. d. N. Ripano Eupilino 1752 heraus. Sie fanden Beifall; die römische Akademie der Arkadier ernannte ihn zu ihrem Mitgliede; er nahm als solches den Namen Dariolo Elidonio an. Darauf ward er Hofmeister in den erlauchten Familien Borromeo und Serbelloni, und dadurch in den Stand gesetzt, seiner Lieblingsneigung freier

folgen zu können. Er schrieb jetzt unter Andern gegen den „Dialc della lingua toscana" von Onofrio Branda und verwickelte sich dadu in eine hitzige Fehde. Einen begonnenen Fischerroman ließ er unbe digt, weil er bald empfand, daß ihm Neuheit und Originalität mang Die Sitten der Großen und das Leben in den Pallästen, die er ken und verachten gelernt hatte, beschloß er satyrisch darzustellen, in Darstellung aber das Didaktische und Dramatische mit dem Satyrisc zu verweben. So ward er in seinem „Tage" der Schöpfer einer ne Gattung. 1763 erschien der „Morgen", und 2 Jahre darauf der „M tag". Diese trefflichen Gedichte erwarben ihm die Gunst des östrei Ministers Firmian, der ihn 1769 zum Prof. der schönen Wissenschaf an der palatinischen Schule zu Mailand ernannte. Parini las in Canobiana bis zu ihrer Aufhebung, worauf er Prof. der Beredtsaml am Gymnasium der Brera wurde. Sein „Lehrcurs der schönen Wiss schaften" ist gedruckt. Später erhielt er noch die Professur der schön Künste. Er entwarf mehre Lehrplane und schrieb eine Menge P gramme. Die Ankunft des Erzherzogs Ferdinand von Oestreich u dessen Vermählung mit der Prinzessin Maria Beatrice v. Este feierte mit seinem musikalischen Drama „Ascanio in Alba", das sich auszei net, und dem andere dramatische Versuche, namentlich schöne Cantate folgten. Nicht geringern Erfolg hatten seine lyrischen Gedichte. I zwischen beschäftigte ihn die Vollendung seines „Tages"; er entwa den „Abend" und die „Nacht". Aber allzu große Aengstlichkeit und Unruhen der damaligen Zeit unterbrachen seine Arbeit oft. Die A kunst der Franzosen erfüllte den republikanischgesinnten Parini mit Ho nungen für das Wohl Italiens; er ward Mitglied der Municipalit in Mailand. Die Rückkehr der Oestreicher 1799 machte seiner Thäti keit ein Ende; dazu kam noch, daß er auf beiden Augen erblindet Zwar gab ihm eine glückliche Operation das Gesicht wieder, aber ei neues Uebel, die Beinwassersucht, führte den 15. Aug. 1799 seinen T herbei. Parini hatte ein tiefes und zartes Gefühl, Geschmack und ei scharfes Urtheil; er wußte selbst einem unbedeutenden Gegenstande ei poetisches Colorit zu geben. Seine Sprache ist einfach, gewählt un schön. Zugleich mit Agostino und Paradisi brachte er jenen bessern Gei in die Poesie der Italiener, der die Einfachheit der Alten mit dem Eige thümlichen der ital. Sprache und dem Charakter der Zeit zu verbinde strebt. Parini's Werke sind 1801—4 in 6 Bdn, erschienen; sein Lebe in Orelli's „Beiträge zur Gesch. der ital. Poesie" (1. Heft, 1810).

Paris (auch Alexandros genannt), des Priamos und der Hekub Sohn, der durch die Entführung der Helena die Ursache des trojanische Kriegs und des Unterganges seines Vaterlandes wurde. Homer erwähn daß er aus fernem Lande sich ein schönes Weib entführt habe, und de tet die Ursache dazu nur an, indem er sagt, daß ihn Here und Athen haßten, weil er sie verschmähet und Die gepriesen, die zum Lohn ih verderbliche Ueppigkeit geboten („Iliade" 24, 29 ff.). Spätere Dicht erzählen: seine Mutter träumte, als sie mit ihm schwanger war, sie g bäre eine Fackel, welche Ilion entzünden und einäschern werde. Pri mos ließ deßhalb auf den Rath von Sehern den Neugeborenen auf de Ida aussetzen. Diesen Befehl vollzog der Sklave Agelaos. Eine Bä rin nährte das Kind 5 Tage lang. Hierauf nahm der Sklave es mi sich, nannte es Paris und erzog es als seines. Erst später wurde er

weil er Hirten und Heerden gegen Räuber vertheidigte, Alexandros genannt. Hier, in seinem ländlichen Aufenthalt, erschienen die Göttinnen Here, Pallas und Aphrodite vor ihm, um sein Urtheil zu vernehmen, welche von ihnen die schönste sey. Auf des Peleus Hochzeit mit Thetis waren nämlich alle Götter geladen, nur Eris nicht. Aus Rache warf diese einen goldenen Apfel mit der Aufschrift: der Schönsten, auf die Tafel. Sofort machten sich jene 3 diesen Preis der Schönheit streitig. Zeus baten sie zuerst um Entscheidung, allein dieser ließ sie dazu durch Hermes zu Paris bringen. Here versprach ihm die Herrschaft über Asien, Pallas hohen Kriegsruhm, Aphrodite das schönste Weib Griechenlands, Helena. Paris sprach der Liebesgöttin den Apfel zu. Wiewohl er schon mit Oenone vermählt und von dieser Vater des Korythos war, segelte er nach Lacedämon, um den Preis dafür zu holen. Nach Einigen vereinte er sich zuvor mit seinen Eltern, entweder so, daß ihn Priamos nach zurückgelegtem 30. Jahre feierlich abholte, oder Priamos setzte zufällig seinen Lieblingsstier als Preis bei Leichenspielen aus, wobei aber Paris alle Mitkämpfer besiegte, bis ihn Hektor eben tödten wollte, als Kassandra den Bruder glücklich noch erkannte. Aus Lacedämon entführte er die Helena in des Menelaos Abwesenheit auf Kreta, sammt Aethra und Klymene und einem großen Theil der Schätze des Hauses. Dieser Raub brachte fast ganz Griechenland (die Pelopiden) gegen Troja in Krieg. Er begann, nachdem Gesandte vergebens die Helena zurückverlangt hatten. Paris wollte das schöne Weib auch später nicht herausgeben. Er kämpfte vielmehr als geschickter Pfeilschütze mit. Achilleus fand seinen Tod durch ihn. Zuletzt forderte ihn Philoktetes auf einen Pfeilzweikampf, wobei er durch dessen vergiftete Pfeile seinen Tod fand.

Paris, Hauptstadt von Frankreich (20° L., 48° 50′ 5″ Br.). A. Lage, Eintheilung, Umfang, Einwohner und dergleichen. Paris liegt zu beiden Seiten der Seine am Einflusse der Bièvre ist dieselbe und auf 3 kleinen Inseln der Seine (la Cité, Isle Louis und Isle Louvier, letztere meist Holzniederlagen u. dgl.). Es wird durch die Seine in 2 ungleiche Theile getheilt, wovon der nördliche etwas größer als der südliche ist; den auf der größten Seineinsel gelegenen Theil unterscheidet man als la cité (Altstadt), den auf dem rechten Ufer gelegenen größern nördlichen Theil als la ville, den etwas kleinern auf dem linken Ufer gelegenen südlichen als l'université. Diese Eintheilung ist aber nur noch im gemeinen Leben üblich, sonst zerfällt aber Paris in 12 Arrondissements. Durchfließt die Seine Paris von Südwest und Nordost, theilen es die unansehnlichen und wenig schöne Gebäude zählenden, doch ziemlich gerade laufenden rue St.-Jacques und rue St.-Martin, welche die Seine auf dem Pont Notre Dame und Petit pont überschreiten, in der entgegegesetzten, die Seine ungefähr rechtwinkelig durchschneidenden Richtung in 4 Viertel. Paris war ehedem Festung, und die sonstigen Wälle und Gräben nehmen jetzt am rechten Ufer die Boulevards ein, welche breite mit doppelten und dreifachen Alleen besetzte Straßen bilden, und wo die ehemaligen Thore zwischen Stadt und Vorstädten durch schöne Triumphbogen ähnliche, wie Porte de St-Denis, de St.-Martin, du temple, ersetzt worden sind. Jenseits des von den Boulevards gebildeten Halbcirkels liegen am rechten Ufer die Vorstädte. Auch auf dem linken Ufer der Seine laufen gleichfalls mit Alleen bepflanzte Boulevards, jedoch weniger regelmäßig und auf der einen Seite mit den Alleen bei dem Invalidenhaus verschmel-

zend, im Halbcirkel herum; sie schließen einen Theil der Vorstädte St.-Germain und St.-Marcel mit in ihren Halbkreis und heißen, im Gegensatz der auf dem rechten Seineufer gelegenen alten Boulevards, die neuen Boulevards. Sie sind 22.000 Fuß lang, die alten 14.000 Fuß lang, jene aber weit weniger besucht als diese. Die einzelnen Theile des Boulevards haben besondere Namen, so Boulevards des Italiens, des Capucins ꝛc. Die Quays bilden längs des Seineufers breite und schöne Straßen. Sie haben gleichfalls wie die Boulevards besondere Namen, und man zählt ihrer 33. Sie sind zum Theil erst von Napoleon mit Quadersteinen bekleidet. Ganz Paris mit Einschluß aller Vorstädte, wird von einer, 1798, um die Contrebande zu vermeiden, gebauten, niedrigen, dünnen Mauer umgeben und hat die Form eines Ovals. Paris hat einen Umfang von 54.000 Fuß (ohne die Vorstädte 42.288), 28.000 Häuser, gegen 1100 unregelmäßige, meist krumm und eng gebaute Straßen, 27 Gäßchen, 141 Sackgassen, 156 Durchgänge, 74 öffentliche Plätze, 39 durch Kreuzung der Straßen entstehende kleinere Plätze (carrefours), 40 Märkte, 35 Kaien, 16 Brücken, 22 Boulevards, 58 Barrieren (Gitterthore an den Eingängen der Stadt), gegen 5200 Reverberen, 12.000 Straßenlaternen, 7 Reservoirs, 84 öffentliche Brunnen, 5 Hallen, 12 katholische Pfarr-, 27 Filialkirchen, 1 lutherische, 3 reformirte Kirchen, mehre Bäder u. s. w., jetzt 890.000 Einw., meist Katholiken. Paris ist im Ganzen schlecht gebaut; enge, zum Theil schmutzige Straßen, 6—8 Stock hohe, schmale Häuser; übelriechende, durch das immerwährende Fahren oft aufgeregte Gossen machen die Stadt an den meisten Punkten unangenehm; doch gibt es auch viele schöne Straßen und Plätze.

B. Oeffentliche Plätze: Platz Ludwigs XVI. (früher place de Louis XV., während der Revolution place de la révolution, unter Napoleon, place de la concorde), zwischen den elisäischen Feldern und dem Garten der Tuilerien, ein mit Graben und einer Balustrade eingefaßtes längliches Viereck von 780 Fuß Länge, 630 Fuß Breite; Hinrichtungsplatz Ludwigs XVI., sonst mit prächtiger Statue Ludwigs XV., zerstört in der Revolution; sollte eine Bildsäule Ludwigs XVI. erhalten, die bis auf das Fußgestell fertig war, als die Revolution im Julius 1830 ausbrach, worauf ein provisorisches Denkmal auf die Charte an dessen Stelle kam und der Platz den Namen place de la charte erhielt; Carousselplatz, vor den Tuilerien, durch ein eisernes Gitter in 2 Theile getheilt, zu Napoleons Zeiten durch Niederreißung mehrer Gebäude sehr vergrößert und bestimmt, den ganzen Raum zwischen dem Louvre und den Tuilerien zu füllen, Musterungsplatz, darauf der 45 Fuß hohe Triumphbogen, 1806 auf Befehl Napoleons durch Percine und Fontaine zum Andenken der Siege der großen Armee nach dem Muster des Bogens des Severus gebaut. Derselbe war bis 1815 durch die von Venedig geraubten Pferde des Lysippos geziert, die ursprünglich wahrscheinlich in Griechenland aufgestellt waren, dann nach Rom geschafft, von Konstantin nach seinem Konstantinopel entführt wurden, von da 1204 bei der Eroberung dieser Stadt durch die Kreuzfahrer nach Venedig, 1796 von Venedig nach Paris wanderten, aber 1815 wieder nach Venedig zurückgeführt wurden; Vendômeplatz, 1689 von Louvois an der Stelle eines alten Hotels Vendôme erbaut, sonst mit Bildsäule Ludwigs XIV., jetzt mit der colonne d'Austerlitz (Vendômesäule), 135 Fuß 7 Zoll hoch, 12 Fuß dick, aus Steinen entrichtet, hohl

und mit Stufen, sie zu ersteigen, versehen, aber mit Metallplatten be- belegt und mit Ornamenten versehen, die aus 425 im Kriege 1805 er- oberten Kanonen gegossen sind; die Metallplatten enthalten 276 Basre- liefs, Begebenheiten jenes Feldzugs darstellend; auf dem Gipfel dieser Säule befindet sich eine kolossale, aus Bronze gegossene Statue Na- poleons; Marsfeld (champ de Mars), Oblongum von 2700 Fuß Länge, 900 Fuß Breite, mit Gräben umgeben, zum Exerciren, Muste- rungen und öffentlichen Feierlichkeiten bestimmt, auf der einen schmalen Seite mit der sonstigen Ecole militaire, mit der anderen an den pont de Jéna stoßend; Siegesplatz, mit Statue Ludwigs XIV.; Königs- platz (place royal, sonst place des Vosges, 1684 vom Herzog von Feuillade erbaut, quadratisch von 432 Fuß Länge und Breite, einst mit Bildsäule Ludwigs XIII., jetzt mit Fontaine und der Statue Hautpoults; Greveplatz, place d'hôtel de la ville, Hinrichtungsplatz; Marché de innocens, ehemaliger Kirchhof, mit schönem Brunnen; place de Henri IV.; place de Dauphine (place de Desaix), Springbrun- nen mit Desaix's Monument u. a. Auf mehren dieser Plätze sind schöne Springbrunnen (im Ganzen gegen 80), so auf dem Platze, wo sonst die Bastille stand, ein in der Form eines kolossalen Elephanten gebau- ter, seit 1813 begonnener, jedoch noch nicht vollendeter. C. Brücken. 17 Brücken führen über die Seine oder Arme derselben. Dieselben sind: pont des arts, von Gußeisen für Fußgänger; pont neuf, auf die Spitze der Insel du Palais und von da auf das andere Ufer führend, unter Heinrich III. 1558 begonnen, 1674 vollendet, mit 12 Bogen, 1020 Fuß lang, 72 Fuß breit und mit der Reiterstatue Heinrichs IV. (in der Re- volution eingeschmolzen, 1818 erneuert), ist wegen der reizenden Aus- sicht die besuchteste; pont royal, sonst pont des Tuileries, von Lud- wig XIV. erbaut; pont de Louis XV. (de la concorde), mit 5 Bogen (jeder mit 120 Fuß Spannung, 30 Fuß Höhe) und Bildsäulen vieler französischer Helden und Staatsmänner (des großen Condé, Turennes, Bayards, Bertrands du Guesclin, Suffrens, Tourvilles, Duguai-Trouins, und Abr. Duquesne's, des Abbé Suger, Sully's, Richelieu's und Col- berts), die schönste Brücke, von Ludwig XVI. gebaut; pont du jardin royal (pont d'Austerlitz), mit eisernen Gewölbbogen, am obern Stadt- ende; pont des Invalides (pont de Jéna), angefangen 1806, 9 Mill. Franken kostend, am Westende der Stadt; pont d'Arcole, führt vom Greveplatz nach der cité, um 1814 begonnen, erst vor Kurzem vollen- det; pont de Grammont; pont Marie; pont de la Tournelle; pont de la cité; pont aux doubles; pont St.-Charles, pont notre Dame; petit pont; pont au change; pont St.-Michel; sämmtlich auf die Seineinsel führend. D. Straßen: Straße der villa Trocadero 13.860 Fuß lang. Hier auf der Höhe von Chaillot ein Obelisk, zum Andenken an den Feld- zug von 1823 in Spanien. St.-Honoré (von 5118 F. Länge), Rivoli, der Vorstadt St.-Antoine (4512 F.), St.-Denys (3870 F.) mit schönem Thore, Triumphbogen von 73 Fuß Höhe, Richelieu, St.-Martin, eben- falls mit schönem Triumphbogenthor, 53 Fuß hoch, de Castiglione, de la paix, u. a. m. E. Oeffentliche Gebäude: die Tuilerien (von einer ehemaligen Ziegelbrennerei so genannt), gewöhnlich Residenz des Königs, ist innen und außen gleich prächtig; hat 5 Pavillons, 4 Corps de Logis, den Haupteingang vom Carousselplatze, die schönste Fronte nach dem mit zwei 720 Fuß langen Terrassen eingefaßten Gar-

ten, in welchem Alleen und viele Statuen sind; angefangen von Katharina von Medicis 1564, vollendet 1600 von Heinrich IV., verschönert von Ludwig XIV. 1664; das Louvre, angelegt im 7. oder 8. Jahrh., neu aufgebaut von Franz I., verbessert und verschönert fast von jedem Könige, besonders von Ludwig XIV., bildet ein Viereck und umschließt einen Hof, war sonst Residenz des Königs, bis Ludwig XIV. nach Versailles zog; in dasselbe durften sonst nur die königl. Prinzen einfahren, späterhin auch die hohen Beamten der Krone, was man die Ehre des Louvre hieß. Seit Ludwig XIV. war das Louvre der Sitz der Akademien, unter Napoleon des Nationalinstituts, jetzt wieder der Akademien. Das Louvre und die Tuilerien verbindet längs der Seine eine 1362 Fuß lange Gallerie (Gallerie des Louvres), die unten offene Arcaden, oben das Museum enthält, wo unter Napoleon die Kunstschätze der halben Welt aufgehäuft waren. Napoleon wollte auch die andern beiden Flügel des Louvres und der Tuilerien durch eine gleiche Gallerie, die er auch anfangen ließ, verbinden und so den Carousselplatz mit Gebäuden einfassen und vergrößern; viele Häuser wurden deßhalb abgebrochen, viele andere sollten es noch werden, als der Sturz Napoleons es hinderte; seitdem liegt die Arbeit; das Palais royal, vom Cardinal Richelieu 1629 zum Theil aus Holz gebaut, hieß daher anfangs Palais Cardinal, später war es von Richelieu dem König geschenkt und von mehren Gliedern der königl. Familie, unter andern dem Grafen von Anjou, bewohnt und wurde daher Palais royal genannt; 1692 ward es Eigenthum der Familie Orleans, und nach Ludwigs XIV. Tode bewohnte es der Regent, Herzog von Orleans, bei dessen Nachkommen es nun bis zur Revolution blieb. In der Revolution hieß es Palais égalité, zur Kaiserzeit Palais du tribunal. Nach der Restauration erhielt es der Herzog von Orleans wieder und bewohnte es von Neuem und ist noch bis 1830, als Ludwig Philipp I. König geworden, in demselben geblieben. Das Palais royal spielte, besonders in der Revolution, eine bedeutende Rolle. Von hier aus bildeten sich am 12. Juli 1789 die ersten Bewegungen des revolutionirten Volks, und hier fanden fast stets die spätern aufrühriscten Bewegungen (so auch 1830) ihren Herd. Es bildet jetzt ein längliches Viereck, das einen freien, 700 Fuß langen, 300 Fuß breiten, zum Garten mit spärlichen Baumgängen benutzten Platz einschließt. Arcaden schließen denselben ringsum und dienen zu bedeckten Spaziergängen. Ueber derselben erheben sich 2 Stockwerke. Auf der einen schmalen Seite des Palais royal ist 1781 nach dem Brand der großen Oper noch ein Pallast in der Form eines Vierecks, das einen kleinen Hof umschließt, angebaut worden, der seine Fronte nach der rue St.-Honoré zuwendet; denselben bewohnte der jetzige König, und dort waren unter Napoleon die Tribunale. Eine hölzerne Gallerie verband dasselbe mit dem eigentlichen Palais royal; seit 1828 ist sie durch eine sehr schöne steinerne ersetzt worden. Das eigentliche Palais royal ist an Modistinnen, Buchhändler, Juweliere, Schneider, Schuster, Traiteurs, Caffetiers u. s. w. vermiethet, die unter den Arcaden ihre Waaren in den glänzendsten Läden feilbieten; das oberste Stock bewohnen größtentheils öffentliche Mädchen, auch sind zwei privilegirte Spielhäuser und ein Theater in dem Hause. Selbst die Keller sind benutzt und dienen zu Wirthschaften der mannigfaltigsten Art. Den ganzen Tag über ist das Palais royal besucht, doch Abends von 8—11 Uhr ist die glänzendste

Zeit und dort ein ungeheures Gedränge; der Pallast Luxemburg (einst palais du senat conservateur), später palais de la chambre des pairs), nach jenem der größte in Paris, erbaut von Maria von Medicis seit 1612, ein Rechteck, durch eiserne Gitter von andern Häusern getrennt, in der Revolution Gefängniß, dann der Sitz des Directoriums, dann des Senats, jetzt Sitz der Pairskammer, deren Saal durch eine Kuppel Licht erhält, umfaßt ein Museum von allerhand Kunstsachen (Gemälde von Künstlern unserer Zeit, David, Gerard, Vincent), der dazu gehörige Garten enthält gegen 1200 Sorten Rosen; der Pallast Bourbon (zur Revolution- und Kaiserzeit palais des corps législatif), von 1722—89 gebaut, 22 Million Franken kostend, seither Sitz der Deputirtenkammer, mit kolossalen Bildsäulen der Themis, der Minerva und der Staatsmänner Sully, Colbert, l'Hospital und Aguesseau, mit der polytechnischen Schule und schöner Terrasse; Pallast der Gerechtigkeit (palais de justice), in der cité, früher seit Dagobert oder doch Hugo Capet bis auf Karl V. Sitz der franz. Könige (die ältern Theile stammen vom Jahr 1000 bis 1313), brannte 1618 und 1776 ab, ward aber stets erneuert, jetzt Sitz des Cassations-, königl. Gerichtshofs und des Tribunals; dabei die als Aufbewahrungsort vieler Schlachtopfer (so der Königin Maria Antoinette) berühmt gewordene Conciergerie; das Tempelgebäude (le temple), ehemals Haus der Tempelherrn, in dem Jakob Molay gefangen saß, später dem Malteserorden geschenkt, 1793 Gefängniß Ludwigs XVI. und seiner Familie, nachher größtentheils abgebrochen, nur der Saal, der Ludwig XVI. zum Gefängniß diente, blieb; jetzt Kloster der Benedictinerinnen von der ununterbrochenen Anbetung, gestiftet 1816; das Stadthaus, Sitz des Präfecten; die Garde Meubles; sonst Verwahrungsort der königl. Meubles; das Arsenal, mit 7 Höfen; die Münze, an der Seine, von 450 Fuß Länge, 84 Fuß Höhe, mit 6 Höfen und den Wohnungen der Münzbeamten; der Pallast des Erzbischofs; das Hôtel de Soubise mit der königl. Buchdruckerei und dem Reichsarchiv; das große und kleine Chatelet, zum Theil noch aus der Römerzeit, jetzt Gefängnisse; ehedem die Bastille, in dem nördlichen Theile der Stadt am rechten Seineufer, unweit derselben, 1789 gereinigt und jetzt freier Platz; außerdem eine Menge Palläste der Minister und von Privaten. Ferner mehre Hallen (Getreidehalle, von runder Form mit eisernem Dach über dem Centrum, Weinhalle, mit Raum für 200.000 Weinfässer), Wasserbehälter und Brunnen, Bäder, Casernen, unter denen die ehemalige Militairschule auf dem Marsfelde merkwürdigste ist. F. Kirchen: Kathedrale de notre Dame, auf der Seineinsel, begonnen 1010, 494 Fuß lang, 144 Fuß hoch, in gothischem Styl, mit 2 viereckigen Thürmen ohne Spitze (jeder zu 204 Fuß Höhe) einer 320 Centner schweren Glocke, vielem äußerlichen Schmuck, 120 das Gewölbe tragenden Pfeilern, dem in der Sacristei verwahrten Schmuck Karls des Großen, Kaiserschmuck Napoleons und 45 Capellen; ist 390 Fuß lang, 144 Fuß breit; Rochuskirche, mit Corneille's und Maupertuis's Grab; St.-Eustache, mit vielen Grabmälern berühmter Franzosen, eine der größten Kirchen in Paris; St.-Geneviève (Pantheon), von Chlodowig errichtet, von Ludwig XV. in die jetzige Form umgebaut, mit schöner Kuppel in antiker Tempelform, Grabmal der heil. Genoveva (Schutzpatronin der Stadt), des Königs Chlodowig und vieler angesehenen

Männer; der heil. Magdalena, mit den Sühnungsdenkmälern der hingerichteten königl. Familienglieder; St.-Sulpice; ferner mehre Klöster mit Kirchen, z. B. Benedictinernonnenabtei in der Vorstadt Montmartre u. m. a. G. Wissenschaftliche Anstalten: die Universität, gestiftet unter Ludwig VII., verbessert unter Heinrich IV., aufgehoben während der Revolution, von Napoleon wieder hergestellt, mit 5 Facultäten (Theologie, Jurisprudenz, Medicin [dazu anatomisches Theater und Schule der Pharmacie], der Mathematik, einschließlich der Naturhistorie, Philologie und schönen Wissenschaften), jetzt mit 4000 Studenten; die 4 königl. Collegen (Lyceen) (Bourbon), Ludwigs XIV., Heinrichs IV., Karls des Großen), das Collège de France (mit Lehrstühlen für Mathematik, Chemie, Astronomie, Geschichte, Gesetzgebung, orientalische Sprachen u. s. w., einer deutschen Universität nicht unähnlich), das Collège der europäischen Nationen mit Turnanstalt, 12 Seminarien, die berühmte polytechnische Schule (Lieblingsschöpfung Napoleons, für Architekten rc. bestimmt), die Schule für Pharmacie, für lebende orientalische Sprachen, für Bauwesen, für Geographie und Topographie, die Marineingenieursschule, die Mosaikschule, Schule für schöne Künste und Handwerker, Zeichnenschule, Militairschule (für 500 Söhne verstorbener Militairs), Taubstummenanstalt, Blindenanstalt, Conservatorium für Musik, Athenäum für franz. Sprache, das Längenbureau (worin die ausgezeichnetsten Astronomen und Geometer angestellt sind), die Veterinairschule zu Alford bei Paris, die Normalschule, um gute Schullehrer für Secondairschulen zu bilden, 40 Secondairschulen. Gelehrte Gesellschaften, sind sehr zahlreich, als: das königl. Institut mit 4 Akademien (s. Franz. Akademie), die königl. Ackerbaugesellschaft des Seinedepartements, die medicinische Nacheiferungsgesellschaft, die Gesellschaft zur Ermunterung der Nationalindustrie (welche oft gegen 30.000 Thlr. Belohnung austheilt), der Medicin, der Pharmacie, der Naturgeschichte, der Wissenschaften, zur Verbesserung der Erziehung und des Unterrichts (hält 5 Lancasterschulen), für Alterthumsforschung (celtische Gesellschaft), der société des bonnes lettres (royalistisch gesinnt) und des Athénée de Paris (mit liberalen Ideen) u. m. a. Unter den 28 öffentlichen Bibliotheken sind vorzüglich folgende merkwürdig: a) königliche Bibliothek. Die erste Anlage rührt von Karl V. in dem Louvre her. Sie war 1373 bereits 910 Bücher stark, aber der Herzog von Bedford führte sie 1429 nach England. Eine neue legte Ludwig XI. seit 1475 an, die Karl VIII. 1495 mit der zu Neapel eroberten vermehrte, Ludwig XII. nach Blois schaffte und mit daselbst von 2 Herzogen von Orleans angelegten und mit andern vereinigte. Franz I. ließ sie (1890 Schriften [nur 109 gedruckte] stark) 1544 nach Fontainebleau bringen und vereinigte sie mit der neu von ihm angelegten Bibliothek und mit andern. Heinrich IV. schaffte sie 1595 nach Paris, und von ihm, sowie 1622 von Ludwig XIII. wurde sie durch Ankauf, in der Folge auch durch Vermächtnisse und Geschenke, durch Requisition aus aufgehobenen Klöstern und Bibliotheken franz. Städte bereichert. Jetzt ist sie 400.000 Druckschriften und 80.000 Manuscripte stark und enthält auch das Cabinet antiker Münzen und der Kupferstiche (in 5700 Portefeuilles). b) Mazarinische Bibliothek (B. des quatre nations) von des Cardinals Mazarin Vermächtniß seiner Bibliothek 1661 gestiftet (90.000 Bde., 3437 Manuscr.); c) Bibliothek zu St.-Geneviève

B. du Panthéon) (110.000 Bde., 2000 Manuscr.); d) (Biblioth. Monsieur à l'Arsenal, gegründet vom Grafen von Artois (150.000 Bde., 5000 Manuscr.); e) Bibliothek der Akademie, entstanden aus der 1797 ihr geschenkten Stadtbibliothek (50.000 Bde.); f) Bibl. d'hôtel de la ville, seit 1797 neugebildet (15.000 Bde.); g) Bibliothek der polytechnischen Schule (24.000 Bde.); h) Bibliothek der medicinischen Facultät (25.000 Bde.); i) Bibl. de collège Louis le Grand (30.000 Bde.): k) Bibliothek des Cassationshofes (30.000 Bde.); l) Bibliothek der Deputirtenkammer (30.000 Bde.); m) Bibl. du jardin du roi (10.000 Bde., naturhistorischen Inhalts); n) der Pairskammer und mehre andere öffentliche Bibliotheken (zusammen angeblich 1.125.437 Bde.); Sammlungen wissenschaftlicher und Kunstgegenstände sind: das Nationalmuseum (königl. Museum) in der Gallerie des Louvres, durch Napoleon mittelst Wegführung der Schätze aus Italien, Spanien, Deutschland und den Hauptstädten Europas sehr bereichert, nach dem zweiten Einfall der Alliirten 1815 derselben größtentheils wieder beraubt, doch noch mit 1100 Gemälden, vielen Werken der Bildhauerei, alten Gefäßen u. s. w. (s. Museum); das Museum der franz. Denkmäler, eine höchst lehrreiche Sammlung von Denkmälern aus dem Mittelalter in dem sonstigen Augustinerkloster in 7 Sälen, zur Revolutionszeit von le Noir angelegt; kehrte nach der Restauration zum Theil an die Orte seiner frühern Bestimmung, die Kirchen u. s. w. zurück; das Museum der Naturgeschichte (oder des königl. Gartens), bei welchem der botanische reich an ausländischen Pflanzen, die Gallerie, der Naturgeschichte, eine Bibliothek von 10.000 Bänden, eine Menagerie und sehr gute Unterrichtsanstalten (in 13 verschiedenen Cursen) in den Naturwissenschaften sind, u. a.; das Museum der Industrie (Conservatorium der Künste und Handwerke) mit Modellsammlung von mehr als 20.000 Stück; das Museum der königl. Bergwerksschule; das Museum der Artillerie, mit Sammlung alter Waffen; das Museum der Medaillen; das astronomische Observatorium, bei dem ebenfalls treffliche Lehranstalten sind, u. m. a. H. Wohlthätigkeitsanstalten. Eine eigene Gesellschaft hat die Aufsicht über Die, welche in den und durch die verschiedenen Anstalten versorgt werden, und deren man auf 40—50.000 rechnet (nach Andern mit Einschluß Derer, die in den Häusern Unterstützung erhalten, 84.000). In jedem Municipalarrondissement der Stadt ist ein eigenes Wohlthätigkeitsbureau. Versorgungshaus für das Militair ist das große Invalidenhaus, eingerichtet für 6000 Mann, doch gewöhnlich nur mit gegen 2600 Officieren und Gemeinen besetzt; mit schönem Dom, der die prächtigste Kuppel von Paris hat; in ihm wurden 1815 die eroberten Fahnen aufbewahrt, aber den Tag vor dem Einrücken der Alliirten verbrannten die Invaliden dieselben. Der Hospitäler (hospitaux) sind 15 (mit gegen 30.000 zu unterhaltenden Personen), nämlich das Hôtel-Dieu, für 900 Kranke, wo 48 Augustinerinnen den Dienst besorgen; 4) die Hospitäler de la pitié, de la charité, de clinique intérieure, de faculté de médecine, das hospital St.-Antoine, Necker, Cothin, Beaujou, das der Kinder, das St.-Louis, der Venerischen, das hospital d'accouchement, das für Findelkinder, maison royale de santé, de santé des Vénériens. Aehnliche Anstalten (Hospices) sind: Hospisce de la vieillesse, für Frauen in der

Salpetriere, für Männer im Bicetre (in der Salpetriere und im Bicetre zugleich Irrenanstalten, in letzteren auch die zur Galeeren verurtheilten), das für Unheilbare (Männer und Frauen gesondert), das hospice des ménages, des orphelins (Waisenhaus), de la Rouchfoucaule, die institution de Sainte Perine, das hospice der äußeren Klinik der medicinischen Schule, das der Parochie von St.-Merey, das königl. Irrenhaus von Charenton, 4 Militairhospitäler (eines in der alten Abtei Val de Grace), das hospice d'Enghien, das le Prince, die Infirmerie Marie Theresiens, das königl. Hospital der Quinze-vingt, das königl. Blindeninstitut, das königl. Taubstummeninstitut. Mit diesen Hospizen verbunden sind die Hülfsanstalt für Hausarme, die Generalarmendirection, die Spinnanstalt für Dürftige. Wohlthätigkeitsanstalten sind außerdem die societé de la charité maternelle, die philanthropische Gesellschaft, die mit 80 kleineren Gesellschaften und 80 societé de la prévoyance in Verbindungen steht und Arme unterstützt, societé de la providence, die Gesellschaft zur Unterstützung der Gefangenen (zahlt für Einige, gibt Andern Unterstützung), die association paternelle der Ludwigsritter, die Association zum Unterricht junger Savoyarden, die Schweizergesellschaft der Wohlthätigkeit, die Gesellschaft für wechselseitige Hülfe unter den Arbeitern, 2 Bibelgesellschaften (1 katholische, 1 evangelische), Gesellschaft der Moral, zur Verbreitung guter Bücher, u. v. A. I. Vergnügungsanstalten. Paris ist die schaulustigste Stadt der Welt. In keiner ist daher die Zahl der Schauspielhäuser so groß. Während der Revolution zählte man einmal 30 Theater in Paris, später wurden diese auf 8 reducirt, wuchsen 1823 wieder auf 14, bei welcher Zahl sie seitdem ungefähr blieben, obschon sie 1825 auf 10 herabsanken; nur die großen erhalten Zuschuß von der Regierung, die kleineren, worunter die Vaudevilletheaters, bestehen durch Actien. Die merkwürdigsten Theater s. Pariser Theater. Außerdem gibt es noch eine große Zahl Panoramen und ähnlicher Vergnügungen für Schaulustige. Auch hat Paris 10 privilegirte Spielhäuser, die früher für 6½ Mill. Franken verpachtet, dennoch einen reinen Gewinn von fast 2 Mill. Franken für die Pachter abwerfen. Paris hat eine Menge Spaziergänge, z. B. die elysäischen Felder, weite Alleen hinter den Tuilerien, den Garten der Tuilerien, die Boulevards, Tivoli, den Garten Heinrichs IV. u. m., sowie eine große Menge Privatgärten. Außerhalb der Stadt zeichnen sich aus: das Wäldchen von Boulogne (bois de Boulogne), auf dem Wege nach St.-Cloud, Ort der meisten Duelle, der Wald von Vincennes, sowie verschiedene königl. Lustschlösser und andere Partien. Man zählt gegen 3000 Restaurateurs und Traiteurs, 1500 Weinschenken, 3000 Kaffeehäuser, viele Estaminets, wo man Bier trinken und Taback rauchen kann; dagegen gibt es wenige Wirthshäuser nach dem deutschen Begriff, wo man zugleich wohnen und speisen kann; nur in den größten Hotels befinden sich zugleich Restaurationen. Für die Communication sorgen eine große Menge viersitziger und zweispänniger Lohnwagen (Fiacres) und noch größere einspännige zweisitziger Gabelfuhrwerke (Cabriolets), die an den öffentlichen Plätzen stets bespannt der Bestellung harren, sowie die zu regelmäßigen Stunden abgehenden Omnibus. K. Gewerbe und Handel. Die Industrie ist sehr bedeutend; man fertigt fast alle Artikel, auch des ausgesuchtesten und feinsten Luxus, und Paris ist hierin das Vorbild von fast ganz Europa. Manche dieser Gegenstände sind ungemein flüchtig

und leicht, andere desto dauerhafter und fester, alle aber besonders für äußere Eleganz berechnet. Zu den vorzüglichsten gehören die Fabriken von Gobelinstapeten, in einer eignen königl. Fabrik gefertigt, Porzellan aus der königl. Fabrik von Sèvres bei Paris und 30 andere Fabriken, Spiegel (hier polirt und zubereitet), Krystallglas, verschiedene Zeuche und Gewebe in Seide (Gaze, Blonden, Strümpfe), Gold- und Silberstickereien, Gold- und Silberwaaren, Uhren, Bronzearbeit, allerhand Lederarbeiten, theils in lackirtem, theils in unlackirtem Leder, Nädlerwaaren, alle Arten von Putz (Paris liefert hierin das Vorzüglichste und gibt in Modeartikeln schon seit länger als 100 Jahren stets das Muster), Räucherwerk, gebrannte Wasser, Confituren, allerhand Instrumente (mathematische, optische, chirurgische, physikalische), Maschinen (für allerlei Künste und Handwerke), Spielkarten, feine Papiere, Papiertapeten, Zucker, Taback, künstliche Augen und Zähne für Menschen, Mineralsäuren, Mineralwassern u. v. a. m. Ferner gibt es Stereotypen-, Schrift-, Stück-, Eisen-, Bleigießerei, zum Theil auf königl. Kosten, in der Umgegend schöne Baumschulen und Gärten. Der Handel ist außerordentlich blühend; er ist der Mittelpunkt alles franz. Handels; große Geschäfte macht man in Wein (Burgunder), Bücher, Modewaaren. Einen der bedeutendsten Zweige der pariser Industrie bildet der Bücherdruck und der Buchhandel. In ersterem sind 600 Pressen thätig, und die Pressen Didots und Anderer liefern die schönsten Werke dieser Art, die man kennt. Hier hat die Bank von Frankreich die Börse, eine Seeassecuranz (bestätigt 1818 mit Fonds von 3 Mill. Franken) und die Handelskammer ihren Sitz. Außerdem gibt es über 150 Banquiers, die aber sich zum Theil größtentheils mit Staatspapierhandel beschäftigen. Die Consumtion der Lebensmittel ist bei der Menschenmenge und der aufs Höchste getriebenen Verfeinerung der Genüsse eine ungeheure. So wurden 1832 verbraucht: 522.891 Hectolitres (Eimer) Wein, 40.358 Branntwein und Cider, 83.407 Bier, 14.211 Essig; ferner: 73.870 Ochsen, 9064 Kühe, 77.717 Kälber, 335.616 Hammel und Schafe, 62.406 Schweine, endlich für 6.689.318 Franken Geflügel, für 11.114.997 Fr. Butter und Eier, für 673.926 Fr. Austern und für 456.578 Fr. Flußfische und 27.000 Säcke Kartoffeln. Die Schlachthäuser (abattoirs) sind seit 1817 aus der Stadt und an die äußersten Stadtenden verlegt worden; damit verbunden sind zugleich Anstalten zum Trocknen der Felle, zur Talggewinnung u. s. w. Trinkbares Wasser wird Paris nur wenig, z. B. von der Wasserleitung von Arcueil, zugeführt und in 7 Wasserbehältern und 66 Springbrunnen gesammelt. Das übrige Wasser liefert der Canal d'Ourcq oder die Seine. Letzteres ist besonders unterhalb Paris so unrein, daß es im reinsten Zustande bläulich aussieht, und muß daher immer, um zum Trinken zu dienen, filtrirt werden. L. Behörden, Policei, Militairbureau. Paris ist Sitz des Königs, der Deputirten- und Pairskammer, der obersten Landesbehörden, eines Erzbischofs, mehrer Gerichtshöfe (königl. Gerichtshof, Handelsgerichts, Tribunal u. a.), des Präfecten und der anderer Behörden des Departements der Seine, einer Militairdivision, einer Forstconservation, einer sehr geordneten Policei, an deren Spitze der Policeipräfect mit 48 Policeicommissairen in den 48 Sectionen steht. Im Ganzen sind über 500 Beamte durch die Policei beschäftigt. Ein Policeicorps von 4 Compagnien (die garde royal de la ville, 1021 Mann,

von denen 456 zu Pferde) unterstützen die Policei. Diese hat über die unglaublichen Escroquerien der verschiedensten Arten von Gaunern zu wachen und beobachtet dieselben auch durch eine geheime Policei. Auch die öffentlichen Dirnen (66.000) stehen unter ihrer Aufsicht. Die ganze Policei kostet 7 Mill. Franken. Auch gibt es eine Feuerlöschanstalt von 4 Compagnien zu 142 Mann (corps de sappeurs pompeurs) mit vortrefflichem Geräthe und Maschinen (2 Feuermaschinen und 41 Rettungsanstalten), die sie so gut zu gebrauchen wissen, daß vom 1810—1816 bei 427 Fällen kein einziges Haus abbrannte. Erst 1817 wurde daher eine Feuerassecuranz errichtet, die bis 1820 11.529 Häuser für 670 Mill. Franken verbürgte. Fernere gute Einrichtungen sind: ein Corps de Salubrité, vorzügliche Posteinrichtungen für die Stadt und das Land, eine telegraphische Anstalt auf dem Montmartre, von dem verschiedene Telegraphenlinien nach ganz Frankreich ausgehen. Die 12 Arrondissements von Paris sind in 4 Wahlbezirke eingetheilt, von denen jedes ein Wahlcollegium von 50 Personen hat. Die Bürgerschaft bildet 12 Legionen (für jedes Arrondissement eine) Nationalgarden zu Fuß und 1 Legion zu Pferde. Jede Legion bildet 4 Bataillons, jedes zu 5 Compagnien von 124 Mann. Im Ganzen zählt, sie 1819 226 Officiere, 31.889 Mann, ward 1827 durch Villèle aufgehoben, stellte sich aber 1830, in den Tagen vom 26.—29. Jul., wieder durch sich selbst her. Paris brachte 1818 als ihren Antheil an den Staatslasten und Municipalbedürfnissen 118.564.000 Fr. (directe Abgaben 29.800.000, indirecte 67.964.000, Municipalabgaben 20.800.000), oder $^1/_8$ der Abgaben von ganz Frankreich, obschon ihre Einwohnerzahl nur $^1/_{40}$ der Bevölkerung von Frankreich ausmacht. Auf jeden Kopf kamen hiervon in Paris 168 Franken, während jeder andere Franzose im Durchschnitt 26 Fr. zahlt; die ordentlichen Einnahmen der Stadt betragen 24.178,000. Die Katakomben, unterirdische Gewölbe unter einem Theile der Stadt und der Umgebung. Geboren wurden zu Paris Helvetius, Lavoisier, Molière, J. B. Rousseau, Voltaire, Beaumarchais, Dorat, Sedaine, Rollin, d'Alembert, d'Anville, Clermont de Tonnère, Ninon d'Enclos, Lebrun, Eugen von Savoyen, Catinat und viele andere berühmte Männer.

Paris (Gesch.). Ein gallischer Stamm, die Pariser, hatte Paris noch vor der Römer Zeit auf der Seineinsel (der jetzigen cité) gebaut und wegen des kothigen Bodens lateinisch Lutetia Parisiorum, d. h. Kothstadt der Pariser (obschon Andere den Namen auf das gallische Wort Lutuhezi, Wasserstadt, deuten) genannt. Sie war schon damals eine wichtige Stadt, und zu Cäsars Zeit hatten die Gallier hier ihre Bundesversammlung. Als Labienus, Cäsars Feldherr, sich, nachdem sich Paris empört hatte, nahte, verbrannten die Einwohner lieber ihre Stadt, als daß sie sich ergaben. Die Römer bauten sie wieder auf, legten eine Wasserleitung dahin, errichteten warme Bäder, doch war sie lange nur von Schiffern bewohnt, bis der Kaiser Julian um 357 zu Paris seine Winterquartiere bezog, mehre Winter daselbst verweilte und einen Pallast erbaute, von dem noch auf der cité Ruinen übrig sind; 486 eroberten die Franken Paris und nannten es Paris; 508 erklärte es Chlodowig zur Hauptstadt seines Königreichs. Chlodowig nahm den christlichen Glauben an und begann den Bau der Kirche St.-Geneviève, den dessen Gemahlin, Chlotilde, vollendete. Um 650 stiftete St.-Landry das Hotel Dieu. Die Merovingischen und Karolingischen Könige hatten Paris ab-

wechselnd zur Residenz. Zu Ende des 8. Jahrh. stiftete Karl d. Gr. hier mehre Schulen, aus denen die Universität später entsprang. 845 plünderten die Normannen Paris, 856 und 872 brannten sie die Vorstädte ab. 885 kamen die Normannen von Neuem wieder und belagerten Paris 2 Jahre lang vergebens, da Graf Eudes, ungeachtet Karl der Kahle vergebens den Entsatz versuchte, alle Angriffe zurückschlug. Nach Karls des Kahlen Tode wurde er zum Gegenkönig Karls des Einfältigen erwählt. Schon vor dieser Zeit waren nämlich Grafen von Paris eingesetzt worden. Der Bruder von Eudes, Robert, ward nun nach Eudes Tode Graf von Paris, und unter ihm und Roberts Sohn, Hugo dem Großen, wuchs die Macht dieses Grafen, bis endlich Hugo Capet, Hugos des Großen Sohn, mächtiger als sein König geworden, den Königsthron von Frankreich 987 bestieg. Seitdem bis auf Ludwig XIV. (1649) blieb Paris königl. Residenz. Anfangs residirten die Könige im Justizpallast; indessen war ihr beständiger Aufenthalt Ursache, daß Paris nach Norden hin wuchs, während sich in Süden die verschiedenen Klosterschulen ansiedelten und später die Universität bildeten. 1180 ließ Philipp August Paris pflastern, theilte 1190 die Stadt, die bisher nur 4 Quartiere gehabt, in 8 und erweiterte sie. Im 13. Jahrh. gründete der heilige Ludwig mehre Hospitäler und Klöster. 1311 fixirte Philipp der Schöne das Parlament und später eine Menge Behörden in Paris; derselbe ließ 1313 nach Aufhebung des Tempelordens den Großmeister, Jakob Molay, auf dem jetzigen Platz der Dauphine verbrennen. Unter Philipp von Valois hatte Paris schon 150.000 Einw. Während der Gefangenschaft des Königs Johann in England erregte König Karl der Böse von Navarra und die Engländer Unruhen in Paris, an deren Spitze Stephan Marcel, Prevot der Kaufleute, stand, und die den Zweck hatten, Paris in die Hände der Engländer zu liefern. Marbel ward aber hierbei erschlagen, und der Dauphin bemächtigte sich der Stadt. Der schwarze Tod verheerte in der Mitte des 14. Jahrh. Paris. Um dieselbe Zeit begann der Bau des Stadthauses auf dem Grèveplatz. 1367 ward Paris unter Karl V. zum vierten Mal vergrößert und in 16 Quartiere getheilt, 1370 ward die Bastille begonnen. Zu Ende des 14. Jahrh. ward eine Mauer um das damalige Paris geführt. Bis dahin hatte Paris 2 Brücken pont au change und petit pont. 1364 wurde der pont St.-Michel, 1414 der pont notre Dame gebaut. Unter Karl VI. bemächtigten sich 1420 die Engländer der Hauptstadt, die 1418, von Pest und Hungersnoth heimgesucht, über 100.000 Menschen verloren hatte; Karl VII. vertrieb sie aber wieder; 1446 führte man noch eine unvollkommene Straßenbeleuchtung ein. Unter Ludwig XI. zählte Paris schon 300.000 Einw.; 1470 wurde die erste Druckerei in den Gebäuden der Sorbonne, auch die Briefpost errichtet. Unter Franz I. ward Paris sehr verschönert und erhielt eine fünfte Vergrößerung. Paris war der Schauplatz eines Theils der Religionskriege und der Boden, auf dem die Bluthochzeit (24. Aug. 1572) hauptsächlich spielte. 1564 ward der Bau der Tuilerien begonnen, 1578 der des Pont neuf, der 1604 von Heinrich IV. vollendet ward. 1590 belagerte Heinrich IV. die Liguisten in Paris, doch ergab sich die Stadt aus Hunger 1594. 1614 ward die Reiterstatue Heinrichs IV. auf dem Pont neuf errichtet. 1622 ward Paris zum Erzbisthum erhoben. 1615 begann man den Palais Luxemburg, 1629 den Palais royal nach seiner alten Gestalt,

1636 wurde der Pflanzengarten angelegt, 1642 ein neues Quartier (Fauxbourg St.-Germain) begonnen. Ueberhaupt wurde zu dieser Zeit viel gebaut und mehre Dörfer mit der Vorstadt St.-Honoré und St.-Antoine verbunden. Während Ludwigs XIV. Minderjährigkeit fanden die Unruhen der Fronde statt, und der Barricadentag 1648 und andere unruhige Auftritte störten den Frieden der Stadt. Eine schöne Zeit begann aber für Paris, als Ludwig XIV. mündig geworden war. Berühmte Baukünstler zierten Paris immer mehr und mehr, der Geist der französischen Nation machte es zur Hauptstadt der Mode; Triumphbogen erhoben sich statt der finstern Thore auf den Boulevards, die nach und nach abgetragen und schöne Straßen wurden; 1664 wurden die Tuilerien vollendet, 1665 die Colonade des Louvre und das Invalidenhaus, sowie das Observatorium gebaut, zu derselben Zeit entstand der Tuileriengarten, die Champs elysées, die Plätze des victoires und Vendôme, wurden mehre Brücken umgebaut und der pont royal neu errichtet. Die Quartiere wurden auf 20 vermehrt. Unter Ludwig XV. wurde die Stadt immer vergrößert, die Kirche St.-Geneviève umgebaut, 1751 die Militairschule auf dem Champ de Mars gegründet, 1754 der Platz Ludwigs XV. und der neuen Boulevards angelegt. Unter Ludwig XVI. geschah wenig für Paris, nur ward 1789, um die Contrebande zu verhüten, eine Mauer darum aufgeführt. Die Revolution zerstörte und änderte in Paris viel, doch verschönerte sie wenig. Desto mehr that Napoleon, denn dieser errichtete die Säule auf dem Vendomeplatz, den Triumphbogen auf dem Carousselplatze, begann den Triumphbogen de l'étoile und den Carousselplatz zu vergrößern, baute mehre Quais mit Quadern und die Brücken von Austerlitz und Jena, sowie den pont des arts. 1814 war Paris das Hauptobject des ganzen Feldzugs der Alliirten nach Frankreich, wohin sie auf die Nachricht von Napoleons Bewegungen in ihren Rücken rückten, am 29. März in dessen Nähe anlangten, am 30. März die Schlacht von Paris bei den Dörfern Pantin, Romainville und dem Montmartre gegen Marmont und die pariser Nationalgarden schlugen und am 31. März in Paris, das sich durch Capitulation ergeben hatte, einrückten. Die Bourbons wurden wieder zurückgerufen und herrschten bis zum 20. März 1815, wo Napoleon wieder in Paris eintraf. Nach den 100 Tagen und der Schlacht von Belle Alliance wurden sie aber nach heftigen Gefechten bei Issy und andern Orten am 2. und 3. Jul., durch die Alliirten, die Paris am 7. Jul. 1815 durch Capitulation besetzten, wieder eingesetzt. Die Bourbons nahmen nun ihre Residenz wieder zu Paris, und unter ihnen stiegen durch die Gewerbfleißigkeit der Pariser ganze Straßen, besonders auf den elyseischen Feldern, in der Allée des veuves, ja selbst außerhalb der Barrière nach Mont rouge und Issy hin empor. Durch die revolutionairen Tage vom 27.—29. Jul. 1830 wurde der König durch das mit den neuesten Ordonnanzen des Fürsten Polignac unzufriedene pariser Volk, nach blutigem Gefecht in den Straßen von Paris, wieder aus Frankreich verjagt, und Philipp Ludwig, bisher Herzog von Orleans, zum König der Franzosen ernannt. (Vgl. Juliusrevolution.) — Literatur über Paris. Zu den besten franz. Schriften gehören. „Histoire civile, physique et morale de Paris" (3. Aufl., m. Kpf., 8 Bde., Paris 1825; vollständig und gründlich bis zum Tode Ludwigs XV.); desselben Vfs. „Description de Paris"; Mercier's „Tableau de Paris" (geistreich und

voll Witz, aber veraltet); Jouy's „Moeurs de Paris" (u. d. T.: „L'Hermite de la Chassée d'Antin"; „Le franc parleur" u. s. w., ein Werk, das, seines romantischen und humoristischen Anstrichs ungeachtet, in einzelnen Zügen ein treues Bild der pariser Sitten darbietet); Landon's „Description de Paris"; Lachaise's „Topographie médicale de Paris" (Paris 1822); des Präfecten Grafen Chabrol „Recherches statistiq. sur la ville de Paris et le département de la Seine" (1823; Vfr. ist Fourier, das Werk ist nur mit 100 Exempl. gedruckt; 1829 erschien der 4. Bd., welches den Zeitraum von 1824—26 begreift), sowie die jährlich unter immer neuen Formen wiederkehrenden Itinéraires, Wegweiser, Panorama u. s. w. Von deutschen Schriften über Paris führen wir an: Friedrich Schulz „Ueber Paris und die Pariser" (1. Bd., leider unvollendet); Richardt's „Briefe aus Paris" (2 Bde.); Kotzebue's „Erinnerungen aus Paris" (3 Bde.); des Domherr Meyer „Fragmente aus Paris"; dessen spätere „Briefe aus der Hauptstadt Frankreichs". Viel anziehendes Feuer findet man in Jäck's „Reise durch Frankreich, England und die Niederlande 1824" (Weimar 1826, 2 Thle.). Ein gründliches deutsches Werk über die Geschichte von Paris, seine statistischen Verhältnisse und seinen gesellschaftlichen und moralischen Zustand dürften wir wohl kaum je erhalten.

Paris, Einnahme am 31. März 1814, der Enderfolg des Feldzugplans der Verbündeten und der Kriegsereignisse seit der Schlacht am 9. und 10. März, und nach der Auflösung des Congresses zu **Chatillon** (vgl. d.) bis zu der Schlacht vor Paris am 30. März 1814. — Nach dem Verluste der Schlacht bei Laon ließ Napoleon die Marschälle Mortier und Marmont bei Soissons stehen, um die schlesische Armee unter Blücher an der Aisne zu beobachten, während er sich mit seinem, etwa 70.000 M. starken Heer in 4 Abtheil. gegen die Aube wandte, um die von Sens bis Sezanne auf einer Linie von 30 Stunden zerstreut stehenden Heerhaufen von Schwarzenberg's Armee zu überfallen und einzeln zu schlagen. In dieser Absicht zog er eiligst an der Spitze der ersten Abtheil. über Rheims, das er, nach einem glücklichen Gefechte am 13., in welchem der Anführer der russischen und preußischen Truppen, Graf von St.-Priest, tödtlich verwundet worden war, am 14. mit Capitulation nahm, nach Chalons, wo sich Macdonald mit ihm vereinigte; dann ging er bei Epernai über die Marne, und am 19. März bei Plancy über die Aube, um den rechten Flügel der Hauptarmee anzugreifen, die Stellung Schwarzenberg's an der Aube zu durchbrechen, dessen übrige Streitkräfte an der Seine abzuschneiden und dadurch die Hauptarmee zur Räumung der Champagne zu nöthigen. Hätte er statt dieses Angriffsplans sich auf die Vertheidigung des Landes zwischen der Seine und Marne beschränkt, und wäre er über Provins nach der Yonne gezogen, so würde er daselbst alle seine Kräfte haben vereinigen können. Denn während er sich gegen Blücher gewendet und diesen nach Soissons hingetrieben hatte, war die Hauptarmee unter Schwarzenberg sogleich wieder vorwärts gegangen. Der Feldmarschall hatte nämlich durch den Sturm bei Bar sur Aube gegen Oudinot, am 27. Febr., den Uebergang über die Aube erzwungen, Troyes aber, das nur 11 Stunden von Bar sur Aube entfernt ist, erst am 4. März besetzt. Am 15. endlich hatte auch Macdonald, von den Würtembergern und Giulay gedrängt, über Nogent und Bray auf das rechte Seineufer zurückweichen müssen. Zu glei-

cher Zeit ließ Schwarzenberg Sens besetzen; er stand jetzt näher an Paris als Blücher. Um jedoch Napoleon von seiner Hauptstadt zu entfernen, drang er nicht weiter vor, sondern zog mit seiner ganzen Macht an die Seine, von wo er entweder Napoleon am rechten Ufer angreifen oder Blücher beistehen konnte. Als er nun am 14. Abends die Nachricht von Blücher's Siege bei Laon erhalten hatte, ließ er zwar am 15. den Feind in den Wäldern am rechten Seineufer angreifen, wandte sich aber schnell die Aube aufwärts, weil ihm Tettenborn's Reiter meldeten, daß die feindliche Hauptmacht von Rheims her an die Marne vorrücke. Er vereinigte daher seine Truppen bei Troyes, und zog sie, als Napoleon am 19. auch über die Aube gegangen war, zwischen dem linken Ufer dieses Flusses und dem rechten Ufer der Seine zusammen. So geschah es, daß er mit 90.000 M. am 20. März bei Arcis sur Aube auf Napoleon stieß. Schwarzenberg griff an; der Kampf dauerte von Mittag bis um Mitternacht, und die Verbündeten behaupteten den Wahlplatz. Napoleon wagte nicht, am 21. die Schlacht wieder anzunehmen, sondern beschloß jetzt, sich auf die Verbindungslinie des Hauptheers zu werfen, um die Alliirten an ihren innern Seiten aufzurollen und sie durch Ueberflügelung zum Rückzuge zu zwingen. Er hätte dann die Besatzungen der Festungen in Lothringen und Elsaß mit sich vereinigt und durch den überall seit dem 6. März schon aufgebotenen Landsturm das feindliche Heer in die allergefährlichste Lage gebracht. In dieser Absicht trat er am 21. Mittags, im Angesichte des Feindes, den Marsch in den Rücken des Feindes über Vitry an. Als aber der entschlossene Commandant dieses Platzes, der von 5000 Preußen und Russen mit 40 Kanonen besetzt war, der Oberst v. Schwichoff, die Uebergabe verweigerte, ging er bei Frignicourt über die Marne und zog nach St.-Dizier; seine Nachhut unter Oudinot und Sebastiani, welche von dem andringenden Feinde überwältigt, Arcis am 21. Abends nach einem mörderischen Kampfe räumen mußte, folgte ihm nicht ohne Verlust in der Nacht vom 22. zum 23., und erreichte am 24. Doulevent, wo sich der Landsturm von Lothringen und Hochburgund mit ihr vereinigte, während Napoleon selbst, dessen Heer jetzt 60.000 M. zählte, nach Chaumont zog und auf seinem Marsche die Zufuhr und die Eilboten der Verbündeten auffing. Aber schon hatte Schwarzenberg die Absicht des franz. Kaisers errathen und in dem Hauptquartiere zu Pougy, wo sich Alexander und Friedrich Wilhelm befanden, den Plan gemacht, sich Vitry zu nähern, um Blücher die Hand zu reichen, und sodann mit ihm vereinigt, ehe noch Napoleon zurückkommen könne, auf Paris zu marschiren. Depeschen von Berthier an Macdonald, die Napoleons Plan enthielten, fielen in die Hände der Verbündeten, und ein vom General Tettenborn aufgefangener Brief des franz. Kaisers an seine Gemahlin, der den Plan desselben ganz enthüllte, befestigte den Oberfeldherrn noch mehr in seinem Entschlusse. Ungeachtet nun das Hauptheer auf seiner Verbindungslinie mit dem Oberrheine bereits umgangen war, so wurde dennoch, weil die am 19. durch die Armee des Prinzen von Hessen-Homburg bewirkte Einnahme von Lyon den Rücken der Hauptarmee gegen die Schweiz hin sicherte, Schwarzenberg's Entwurf, dessen Ausführung gewissermaßen schon begonnen hatte, in dem Kriegsrathe der alliirten Monarchen am 23. genehmigt. Schwarzenberg bewies nämlich, und General Diebitsch stimmte ihm bei, daß Napoleons ebenso kühner als

kluger Marsch (ähnlich seinem Marsche von Trient nach Bassano 1796) unter den gegenwärtigen Umständen ein politischer Fehler sey, den man benutzen müsse, da allen Nachrichten zufolge in Paris eine mächtige Partei gegen Napoleon sich gebildet habe, die den Plan der Alliirten begünstigen werde. Ueberdieß hätten 200.000 M. ein solches Manoeuvre, von 60.000 M. ausgeführt, nicht zu fürchten. Doch begab sich der Kaiser Franz von Bar sur Aube rückwärts über Chatillon nach Dijon, um der Südarmee näher zu seyn. Unterdessen war auch die schlesische Armee unter Blücher am 23. über Rheims an die Marne herangezogen, und Schwarzenberg entwarf nunmehr auf den Höhen von Sommepuis, am 24. um 10 Uhr Morgens, die Alles entscheidenden Anordnungen zu dem Marsche gegen Frankreichs Hauptstadt, worauf Blücher von Chalons über Montmirail in Gewaltmärschen nach Meaux eilte, Schwarzenberg aber von Vitry über Sezanne dieselbe Richtung nahm. Wintzingerode ward mit 8000 Pferden und 46 Kanonen unter Czernitscheff und Tettenborn dem Kaiser nachgesendet, damit dieser glaube, die ganze Armee verfolge ihn. Zu spät sah sich Napoleon in seiner Erwartung, daß die Verbündeten ihm nachziehen und im Lande des Aufstandes und des Mangels ihren Untergang finden würden, völlig getäuscht; er selbst war jetzt von seiner Hauptstadt und von seinen Ergänzungstruppen, sowie von den zwischen der Seine und Marne stehenden Truppen abgeschnitten. Denn die Heertheile von Marmont und Mortier, welche, ungefähr 28.000 M. stark, am 22. bei Chateau-Thierry über die Marne gegangen waren, und jetzt, um zu Napoleon zu stoßen, von Fere-Champenoise her nach Vitry marschirten, trafen am 25. auf die Vorhut der Hauptarmee. Von allen Seiten angegriffen, wurden sie völlig geschlagen und zogen sich in Unordnung nach Paris zurück, wo sie, durch die Truppen des Generals Compans verstärkt, die Höhen von Belleville und Montmartre besetzten. Zwei Divisionen, Pactod und Amey, die, 6000 M. stark, über Montmirail von Vertus nach Vitry einen Zug mit Kriegsbedarf zu Napoleon führten, wurden an demselben 25. März von Blücher nach Fere-Champenoise hingeworfen, umringt und, als sie sich durchschlagen wollten, nach der tapfersten Gegenwehr theils vernichtet, theils gefangen. (S. d. Oberstlieut. Wieland Bericht in den „Ueberlieferungen", 1822, Mai.) Die Franzosen verloren in der Schlacht bei Fere-Champenoise 5000 M. an Todten, 10.000 an Gefangenen, 60 Kanonen u. s. w. Nun zogen die Verbündeten über Leichen und Heertrümmer hin, durch einzelne kleine Gefechte nicht aufgehalten, gegen Paris. Blücher, dessen Vorhut bei dem Dorfe Claye am 28. ein ziemlich heftiges Gefecht mit dem General Compans bestanden hatte, erreichte Meaux noch an demselben Tage; am folgenden hatten die Monarchen und Schwarzenberg ihr Hauptquartier zu Clichy, und Blücher zu Villepinte. An demselben 29. März verließ die Kaiserin Regentin mit ihrem Sohne Paris und begab sich nach Tours. König Joseph aber forderte, als Generallieut. des Kaisers und als Oberbefehlshaber der Nationalgarde, die Pariser zur nachdrücklichsten Vertheidigung auf, indem der Kaiser zum Entsatze heraneile. Auch waren auf Napoleons Anordnung die Zugänge von Paris besetzt worden. Fürst Schwarzenberg dagegen ließ einen Aufruf ausstreuen, daß Paris selbst zum Frieden von Europa die Hand bieten möchte. Allein die Waffen sollten entscheiden. 30.000 M. unter Mortier, Marmont und

Compans, mit 150 Kanonen, hielten die verschanzten Höhen vor Paris in einem Halbkreise von Charenton und Nogent an der Marne bis Neuilly an der Seine besetzt; gegen sie zogen nach und nach 120.000 M. heran. Die Baiern unter Wrede und der Heertheil von Sacken waren als Nachhut bei Meaux und Trilport stehen geblieben, um den Rücken der vereinigten Heere zu decken. Am 30. mit Anbruch des Tages begann der letzte Kampf. Die Franzosen versuchten den Russen die Dörfer Pantin und Romainville wieder zu entreißen; aber nach einem hartnäckigen Kampfe gelang es der Hauptarmee, die Höhen von Belleville zu nehmen, und Barclay de Tolly schlug das feindliche Mitteltreffen unter dem General Compans bei dem Dorfe Lavillette, das zuletzt Prinz Wilhelm von Preußen und Woronzoff mit Sturm nahmen, während die Würtemberger und Giulay über Neuilly an der Marne und Nogent sur Marne gegen Vincennes verdrangen, wo die Abtheilung des Generalmajor Prinz v. Hohenlohe die Brücke von Charenton erstürmte, in deren standhafter Vertheidigung 150 Zöglinge der Veterinairschule von Alfort den Tod für das Vaterland starben. Gleichzeitig war die schlesische Armee (Kleist, York und Langeron) unter Blücher über St.-Denis herangezogen; sie nahm sofort an dem Kampfe Theil, und Generallieutenant Langeron erstürmte Nachmittags um 3 Uhr den Montmartre. Unterdessen hatte aber bereits der von Schwarzenberg bei Belleville an die Barrieren von Paris zurückgedrängte Marmont einen Waffenstillstand vorgeschlagen, der um 3 Uhr zu Stande kam. Hierauf begaben sich um 6 Uhr Abends die Grafen Nesselrode, Orloff und Paar nach Paris, wo die Bedingungen der Uebergabe am 31. des Morgens um 2 Uhr abgeschlossen wurden. Die Corps von Marmont und Mortier sollten um 7 Uhr aus Paris abziehen, die Feindseligkeiten aber vor 9 Uhr nicht erneuert werden; die Stadt wurde der Großmuth der Monarchen empfohlen. So fiel Paris, das seit 1420, wo Heinrich V., König von England, seinen Schwiegervater, den König von Frankreich, Karl VI., dahin zurückführte, keine fremden Truppen in seinen Mauern gesehen hatte, zum ersten Mal in Feindes Hand. Am 31. März um 11. Uhr hielten der Kaiser Alexander und der König von Preußen, an der Spitze von 36.000 M., unter dem Freudengeschrei der Menge ihren Einzug in Paris. Zugleich vernahmen sie den Ruf: Es leben die Bourbons! Hierauf erließ der Kaiser Alexander an demselben Tage Nachmittags um 3 Uhr eine Erklärung, daß die verbündeten Souveraine mit Napoleon nicht unterhandeln, daß sie Frankreichs alte Grenzen unversehrt erhalten, und die Constitution, welche die franz. Nation sich selbst geben würde, anerkennen wollten. — Das siegreiche Heer beobachtete in Paris die strengste Mannszucht. Der Einw. Ruhe und Sicherheit wurde durch nichts gestört, obgleich die eingerückten Truppen erst in der Nacht zum 1. April Brot und Verpflegung erhielten. Dieser Sieg bei Paris hatte den Verbündeten 9000 M. an Todten, darunter 187 Officiere, gekostet; die Franzosen verloren 4000 M., ohne die Gefangenen, und 109 Kanonen. — Unterdessen war Napoleon von Doulevent am 26. plötzlich nach St.-Dizier zurückgegangen, um dem verbündeten Heere, von dem er sich verfolgt glaubte, eine Schlacht zu liefern. Da stieß Oudinot am 26. auf Wintzingerode's Vorhut unter Tettenborn und warf diesen auf Vitry, jenen auf Bar le Duc zurück. Am 27. schloß Napoleon Vitry ein; hier erfuhr er die Niederlage von

Marmont und Mortier und den Marsch der Verbündeten nach Paris, konnte aber das Letztere nicht glauben, sondern hielt Wintzingerode's Heerhaufen für ein Seitencorps. General Amey hatte ihm nämlich keine Nachricht von dem Marsche der Verbündeten gegeben oder geben können; und Napoleons Generalstab war damals nicht aus thätigen und sorgfältigen Männern zusammengesetzt. Statt also auf dem kürzesten Wege über Sezanne den Verbündeten nachzueilen, kehrte er über St.-Dizier nach Vassy zurück, und war am 29., über Doulevent hinaus, bis Doulancourt sur l'Aube marschirt, als er endlich Nachricht aus Paris erhielt. Sogleich sandte er den General Dejean in die Hauptstadt mit dem Befehle, Paris nicht durch eine hartnäckige Vertheidigung in Gefahr zu setzen. Doch kaum hatte er in einem doppelten Marsche über Bar sur Aube Troyes erreicht, so schickte er von hier den Befehl nach Paris, sich bis auf das Aeußerste zu vertheidigen. Rasch zog er nun am 30. mit seinem Heere, das auf 70.000 M. angewachsen war, auf dem linken Seineufer über Sens nach Fontainebleau. Am 31. erreichte er selbst la Cour de France und Juvissy, 4 Stunden von Paris, ging aber, als er die Uebergabe der Hauptstadt erfuhr, nach Fontainebleau zurück, wo er am 1. April sein letztes Bulletin erließ, nach welchem er den Krieg fortzusetzen entschlossen war, indem die aus Paris abgezogenen Corps von Marmont und Mortier in der Stellung bei Essonne ihm die Hand reichten. Allein die Einnahme von Paris hatte Frankreichs Willen und Streitkraft gelähmt. Schon am 2. April sprach der Senat Napoleons Absetzung aus. Darauf unterwarf sich Marmont mit seinem Corps am 4. den Beschlüssen der provisorischen Regierung. Endlich unterzeichnete Napoleon am 11. seinen Abdankungsvertrag, worauf der allgemeine Waffenstillstand vom 23., der die gegenseitige Räumung der Festungen und Frankreichs betraf, die Rückkehr Ludwigs XVIII. am 3. Mai und den pariser Frieden am 30. Mai 1814 zur Folge hatte. Was würde dagegen geschehen seyn, wenn Paris sich 2 Mal vierundzwanzig Stunden länger vertheidigt hätte? Man hat den Kriegsplan der Verbündeten und noch mehr den Gang des Feldzugs selbst vielfach getadelt. Doch läßt sich der strategische Entwurf des ganzen Feldzugs von 1814 und die Wahl der zur Erreichung des Hauptzwecks angewandten Mittel nur dann richtig beurtheilen, wenn man die geheimen, darauf mit einwirkenden Triebfedern kennt und hierdurch auf denjenigen Standpunkt gestellt ist, auf welchem sich der Oberfeldherr bei der stufenfolgen Entwickelung der Begebenheiten befand. Auf der andern Seite ist so viel gewiß, daß Napoleon, obgleich auch in seinem Feldzugsplane Manches durch die außerordentliche Lage, in welcher er handeln mußte, nicht ganz befriedigend erklärt werden kann, sein Talent als Feldherr und seine Kunst, sich angriffsweise zu vertheidigen, so lange er mit seinem kleinen Heere die Centralstellung festhielt und gegen die doppelten Colonnen des Feindes eine innere Linie bildete, wodurch er Vortheile über die sechsfache Ueberzahl errang, indem er ihn mit seinen Kerntruppen bald hier, bald dort überfiel, nie so glänzend und so glorreich bewährt hat, als in dem Feldzuge von 1814. Vgl. die „Beiträge zu der Gesch. des Feldzugs in Frankreich 1814 fg. (unter dem Kronpr. v. Würtemberg) von d. Offizieren d. kön. würtemb. Gen.-Q.-Stabs" (Stuttg., 3 Hefte, mit Planen); Prokesch's „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarsch. Schwarzenberg" (Wien 1823);

und Koch's „Mém. p. serv. à l'hist. de la camp. de 1814" (Paris 1819, 2 Bde.).

Paris, Einnahme von, im J. 1815. Durch eine Kette von Mißgriffen der Bourbons und die große Anhänglichkeit der Truppen an ihren vormaligen Führer ward das staunenswerthe Ereigniß möglich, daß der kaum vor Jahresfrist vertriebene Napoleon, ohne auf nennenswerthen Widerstand zu stoßen, wie im Triumphzuge von Cannes nach Paris marschirte und den Thron von Frankreich zum zweiten Male bestieg. Nach der Schlacht von Waterloo (s. d.) war dem Marschall Davoust der Oberbefehl über das etwa 60.000 M. starke Heer übertragen worden, welches zur Vertheidigung von Paris vorhanden war. Die Stadt war an der nördlichen und östlichen Seite schwer anzugreifen, da nicht allein der Montmartre und die Höhen von Belleville, sondern auch die in der Ebene davor liegenden Dörfer durch Verschanzungen, mit vieler Artillerie besetzt, gesichert waren, und der Erfolg eines Sturms auf diese große verschanzte Stellung zweifelhaft, ein ungeheurer Menschenverlust aber gewiß blieb. Die preuß. Armee traf am 29. Juni vor diesen Linien ein; am 30. hatten die Feldmarschälle Blücher und Wellington eine Unterredung zu Gonesse, in welcher beschlossen ward, daß die engl. Armee vor den Linien stehen bleiben, die preuß. unterhalb der Stadt über die Seine gehen und sie von Versailles her angreifen sollte. Dadurch ward jene ganze Befestigung unnütz, indem entweder Paris an seiner schwächsten Seite angegriffen, oder durch Abschneidung aller Lebensbedürfnisse, die es aus der Normandie zieht, zur Uebergabe gezwungen ward. Diesem Beschluß gemäß marschirte am Abend des 30. das 1. und 3. preuß. Corps rechts ab nach St.-Germain, das 4. blieb bis zur Ankunft der Engländer in der bisherigen Stellung; am 2. Juli ging das 3. Corps über Versailles nach Plessis Piquet, das 1. über Vaucresson und Sevres nach Meudon; das 4. als Reserve nach Versailles. Der Feind war bei Sevres und Plessis Piquet bis nach Vaugirard und Montrouge zurückgeworfen und Issy besetzt. In einem zu Paris gehaltenen Kriegsrathe waren fast alle Anführer darin einstimmig, daß die Stadt nicht länger zu halten sey. Um indeß das Letzte zu versuchen, drang am Morgen des 3. Vandamme noch mit 10.000 M. vor und begann den Angriff auf Issy; er ward nach einem mehrstündigen blutigen Gefechte zurückgeworfen, und die Uebergabe der Stadt nun sogleich beschlossen. In St.-Cloud kam noch an diesem Tage die Capitulation (oder Militairconvention Blücher's und Wellington's mit Eckmühl) zu Stande, nach welcher das franz. Heer Paris binnen 3 Tagen räumen, binnen 8 Tagen hinter der Loire seyn, den 5. Juli der Montmartre, den 6. alle Barrieren übergeben werden sollten. Am 7. Juli zog das 1. preuß. Corps durch die Barriere der Militairschule, ein Theil des engl. Heeres durch die von St.-Denis ein; am folg. Tage langte Ludwig XVIII. wieder in seiner Hauptstadt, am 10. der Kaiser von Rußland und der König von Preußen dort an; die vom Osten herandringenden Heere trafen bald nachher ebenfalls ein, und so sah denn das gedemüthigte Frankreich zum zweiten Male ein europäisches Heer siegreich in seiner Hauptstadt versammelt.

Pariser Friedensschlüsse: 1) Der zwischen Frankreich und Spanien mit Großbritannien und Portugal, am 10. Febr. 1763 endigte den siebenjährigen Krieg. Frankreich verzichtete auf Akadien (Neuschottland)

und überließ ganz Canada und Cap Breton an England; doch behielt Frankreich das Recht der Fischerei bei Terreneuve. Großbritannien gab Guadeloupe, Martinique und St.-Lucie an Frankreich zurück, behielt aber Grenada, Dominique und Tabago, sowie die Colonie am Minorca. An Spanien gab England Havana zurück, erhielt aber ganz Florida von Spanien. Dafür überließ Frankreich an Spanien Luisiana — 2) Vom 3. Sept. 1783. Englands mit Frankreich, Spanien und Nordamerika, nachdem mehre Präliminarverträge jenen Hauptfriedensschluß vorbereitet hatten, und der vom 20. Mai 1784 mit den verein. Niederlanden. Großbritannien erkannte die 13 verein. Provinzen Nordamerikas als souveraine Staaten an; Frankreich erhielt nebst St.-Lucie die übrigen Colonien zurück und behielt Tabago und Senegal; Spanien behielt Minorca und bekam Florida zurück; die Niederländer mußten Negapatnam in den Händen der Briten lassen. — 3) Der erste pariser Friede, 30. Mai 1814 bestand in 4 besondern Verträgen Frankreichs mit Oestreich, Rußland, Preußen und Großbritannien. (S. Frankreich.) Deutschlands Staaten sollten durch ein Föderativband vereinigt werden. Der Schweiz war die Unabhängigkeit, in den Niederlanden dem Hause Oranien die Souverainetät und Belgien zuerkannt u. s. w. 4) Der 2. pariser Friede oder der Vertrag vom 20. Nov. 1815. (S. Frankreich.) An demselben Tage erneuerten Oestreich, Rußland, Großbritannien u. Preußen den Vertrag von Chaumont (s. d.) und vereinigten sich zur Aufrechthaltung des 2. pariser Friedens.

Pariser Theater. Ueber die Geschichte der franz. Schauspielkunst s. d. A. Französische Bühne. Von ihrem Charakter wollen wir hier nur im Allgemeinen anführen, daß er im höhern Lustspiel, im lyrischen Lustspiel (der sogenannten komischen Oper) und in den leichtern Intriguestücken wohl unnachahmlich ist, daß aber auch die höhere Tragödie, ungeachtet ihres oft unnatürlichen Pathos und der steifen abgezirkelten Förmlichkeit des mimischen und recitirenden Darstellungsstyls des Franzosen, wesentliche und nachahmungswerthe Vorzüge vor unserer deutschen Bühne hat. Der Ausländer wird auch bald den bessern Geschmack der Pariser in Allem, was zum Bühnenwesen gehört, wahrnehmen. Mit der Einfachheit und Würde, die bei der Darstellung eines franz. Trauerspiels und der höhern franz. Komödie unerläßliche Bedingungen sind, würde in Deutschland kein Publicum lange zufrieden seyn. Der Pariser ist es in seinem ersten Theater stets, in welchem er (die sparsamen Neuigkeiten im gleichen Styl abgerechnet) nicht Andres sieht als die ewig wiederkehrenden Darstellung selbst ihm genügen. Aber hier ist sein Urtheil streng, und seine Kritik scharf. Das Andenken an die großen Talente, welche die franz Bühne von jeher besaß, hat sich beim Publicum erhalten; die Art ihrer Darstellung ist ihm durch Tradition überliefert, und es vergehen mehre Generationen, ehe bei jüngern sich erst bildenden Künstlern das Vergleichen mit ihren Vorgängern gänzlich aufhört. In keiner andern Hauptstadt wird man auch wohl so viel regelmäßige und tägliche Besucher der Theater finden als in Paris, und der Geschmack des pariser Publicums hat dadurch eine Sicherheit und einen so feinen und richtigen Tact erhalten, daß jeder dramatische Dichter sich seinem Urtheile zu unterwerfen und ein 2 Mal mißfallendes Stück für immer von den Repertoires zu verschwinden pflegt. Die Kunststücke und Zudringlichkeiten, womit unsere deutschen dramatischen Werke

oft geltend zu machen suchen (mit Selbstrecensionen, erfundenen Berichten über Aufführungen u. dgl.), sind in Paris unbekannt und würden ohne alle Wirkungen bleiben. Falscher und trügerischer Anlockungsmittel durch pomphafte Ankündigungen des Inhalts der Stücke oder ihres Spectakels bedient sich keines der pariser Theater. Selbst in der Einfachheit ihrer Schauspielzettel liegt etwas Großartiges; sie enthalten nämlich außer der Angabe der Stücke nichts als die Namen der Schauspieler ohne Angabe der Rollen, welche sie darstellen. Unnützes Gepränge findet sich auf keiner guten franz. Bühne. Der Inhalt und der dramatische Werth kann allein das Glück eines Stücks machen. Der ausgebildete Geschmack des Publicums sichert den Dichtern und den Bühnenvorstehern den Erfolg, wenn das dramatische Gedicht selbst Beifall verdient. Noch verdient eine Seite der franz. Bühne große Beachtung, bei der sowohl das deutsche als auch das englische Theater sehr zurückstehen: die höhere sittliche Tendenz und der Tact des Publicums, der alles Gemeine, Rohe, Niedrige augenblicklich bemerkt und auf das strengste rügt. Von Kotzebue's Stücken würden nur einzelne auf die französische Bühne gebracht werden können; ebenso wenig Stücke wie Müllner's „Schuld", „Albaneserin" u. dgl. In den pariser Theatern ist noch die große Anständigkeit zu rühmen, welche in Beziehung auf das weibliche Geschlecht und im Betragen gegen dasselbe beachtet zu werden pflegt. Auch dürfen die öffentlichen Mädchen ihre Netze nicht zu offen auslegen, wenn sie sich nicht der policeilichen Ahndung aussetzen wollen. Uebrigens herrscht in allen Theatern der franz. Hauptstadt eine große Aufmerksamkeit Der gemeine Lärm, den man in englischen und deutschen Theatern so häufig findet, ist hier nicht bekannt, und in ausgezeichneten Stücken entgeht den Zuhörern kein Laut. Für die äußere Ordnung beim Ein- und Ausgang ist der Policei sehr thätig, und was den erstern betrifft, so hat sich stillschweigend eine Sitte gebildet, die allem Gedränge vorbeugt. Jeder Neuzukommende, der ins Theater will, stellt sich nämlich à la queue der schon zu gleichem Zweck Versammelten, d. h. Einer stellt sich hinter den Andern, und es dürfte Niemand gerathen seyn, die so gebildeten Reihen, deren es oft mehre gibt, die neben einander stehen, verlassen zu wollen. Beim Ausgange ist für die Wagen die strengste Ordnung eingeführt. Es darf nach keinem gerufen werden, bis der Eigenthümer an der Thür zum Einsteigen bereit steht. Das Innere der pariser Theater ist nicht so reich aufgeputzt als z. B. in den englischen; auch ist die Erleuchtung nicht so glänzend als in diesen. In der Eintheilung der Logen haben die franz. Architekten großes Geschick, und man befindet sich in ihnen bequemer und sieht besser als in den meisten Logen der deutschen Theater. Dagegen sind Paterre und Parket dem Fremden weniger zusagend als in Deutschland, wo man sich in den meisten Theatern im voraus wohlgelegene und bequeme Sperrsitze verschaffen kann. Dieß ist jedoch neuerlich auch in einigen pariser Theatern nachgeahmt worden. Die ersten und beliebtesten Künstler werden bei ihrem Erscheinen auf der Bühne gemeiniglich durch ein lebhaftes Händeklatschen bewillkommt. Die Sitte verbietet ihnen, dafür zu danken. Wird aber zu Ende einer Scene geklatscht, so pflegt dafür von ihnen dem Publicum gedankt zu werden. - Werden neue Stücke mit Beifall aufgenommen, so wird der Dichter oder der Verfasser verlangt, indem man sich überzeugt hält, daß er anwesend ist. Er wird nun auf die Bühne geführt, erhält allgemei-

nes Zujauchzen, das er mit Bescheidenheit annimmt und sich zurückzieht. — Die Zahl der pariser Theater ist einem öftern Wechsel unterworfen. In der Revolution war die Zahl derselben einmal bis gegen 30 gestiegen. Später wurde sie auf 8 herabgesetzt. 1823 zählte man ihrer 14, 1825 10, die der Ehre der täglichen Anzeige im „Courier des spectacles“, dem „Miroir“, mit Angabe der Schauspieler, die in den angegebenen Stücken auftreten, theilhaftig werden. Die wichtigern pariser Theater erhalten von der Regierung bedeutende Unterstützungen. Die von der zweiten Classe vom Vaudeville an gerechnet aber nicht. Diese sind meistentheils auf Actien unternommen. Die Besoldungen der ersten Schauspieler (der Pfeiler der einzelnen Bühnen) sind bedeutend und steigen, wie bei Talma (starb 1826), nebst dem Ertrage ihrer Kunstreisen in die Provinzen, zuweilen auf 100.000 Fr. und mehr. Die einzelnen Theater haben folgenden Rang:

1. Die große Oper (Académie royale de musique). Dieses Theater bietet einen schneidenden Contrast dar mit Dem, was wir von der Einfachheit der Darstellungen der franz. Bühne gesagt haben. Bei dieser ist durch die reichsten Decorationen, durch ein zauberisches Ballet, durch die glänzendsten Costumes, die überraschensten Maschinerien und ein an 200 Musiker starkes Orchester Alles aufgeboten, um die Sinne zu entzücken. Hier werden die heroische franz. Oper mit eingewebten Ballets, die kleinere franz. opera seria und besondere pantomim. Ballets dargestellt. Die Art des ernsten und großen franz. Gesanges wird dem an ital. und deutsche Musik gewöhnten Ohre nie wohlthun, besonders wo er, wie hier, auf einen so großen Raum berechnet, oft zur Uebertreibung wird. Die rhythmische Declamation und die Chöre wirken indeß immer ergreifend. Auf dieser Bühne sind die Opern von Gluck und Sacchini heimisch, und man wird sie auf keiner andern europäischen Bühne so vollendet vorgetragen und in die Scene gesetzt finden. Die in die großen Opern verwebten Tänze und die großen pantomimischen Ballets, die stets noch nach einer Oper gegeben werden, weßhalb das Schauspiel auch gemeiniglich bis nach Mitternacht dauert, übertreffen an Vollendung, Reichthum und Schönheit alles Aehnliche, in den letzten Jahren die große ital. Oper in London allein ausgenommen. Jedoch werden die Ballete der großen pariser Oper als der Typus der höchsten Vollkommenheit des theatralischen Tanzes betrachtet, und welche große Tanzkünstler sich auch auf andern Bühnen in den europäischen Hauptstädten befinden, so haben sie doch in der Regel sämmtlich hier ihre Bildung erhalten. Auf keiner europäischen Bühne wird man aber, wenn man auch einzelne ausgezeichnete Tänzer und Tänzerinnen erworben hat, ein solches Ganzes in den Ballets finden als in der pariser großen Oper. — Das schöne Opernhaus in der Straße Richelieu wurde nach der Ermordung des Herzogs von Berry (s. d.) am 13. Febr. 1820 geschlossen und abgetragen. Die Darstellungen mußten, bis ein provisorisches Opernhaus auf der Chaussée d'Antin gebaut war, in dem nicht großen Schauspielhause in der Straße Favart gegeben werden. — Von den in den Annalen dieses Theaters berühmt gewordenen Sang- und Tanzkünstlern nennen wir die Damen Guimard, St.-Huberty, Arnauld, Armand, Branchu, Mad. Gardel, und die Herren Lais, Lainez, Vestris, Gardel, Milon und Duport. Durch die franz. Memoiren und literar. Correspondenzen (wie die von Grimm und Laharpe) wird man mit den

Koryphäen dieser Bühne stets genauer bekannt, da sie häufig nicht bloß hier Rollen zu spielen pflegen. 1823 waren die ersten Künstler in der Oper: die Herren Nourrit, Derivis, Dabadie, Bonel, Prevost, und die Damen Grassari, Dabadie, Sainville, und im Tanz die Damen Bigottini, Hulin, Anatole, Albert, Marinette, Fanny Bias, Elie, Noblet, und die Herren Paul, Albert, Noblet, Milon, Montjoie, Capelle, Coulon, Gosselin u. A. Die Preise sind nach deutschem Maßstabe hoch: Balcon 10 Fr.; erste und zweite Loge 7 Fr. 10 S.; Paterre 4 Fr.

2. Théâtre français (auch wohl Premier Théâtre français genannt) in der Straße Richelieu und mit dem Palais royal zusammenhängend. Der erste Ursprung dieses Theaters fällt in d. J. 1518, wo es im Hôtel Bourgogne errichtet wurde. Molière verband sich 1650 damit. Von 1689 an wurde es in die Straße Fossés St.-Germain, 1770 in die Tuilerien, 1782 ins Odeon, und als dieß 1799 abbrannte, in das jetzige Gebäude verlegt, dessen Erbauer der Architekt Louis war. Das Haus bildet inwendig eine Art von Circus. Die Gallerie wird von 26 dorischen Säulen getragen, die in einem ununterbrochenen Halbkreise um das Paterre gehen. Zwischen diesen sind die Logen. Das Theater wurde 1787—89 erbaut und 1822 unter der Direction von Percier und Fontaine im Innern sehr verändert. Der größere Theil der Säulen, der der Aussicht auf die Bühne hinderlich war, hat Ruthen von Gußeisen Platz gemacht; auch durch andere Vertheilungen des Raums hat das Innere an Schönheit und Bequemlichkeit gewonnen. Rund um das Gebäude geht eine bedeckte Gallerie, in der sich eine Menge kleiner Buchhändler und Quincailleriekrämer befinden. — Das Repertoire dieser Bühne besteht lediglich aus den als classisch anerkannten dramatischen Meisterwerken der ältern und neuern franz. dramatischen Literatur, sowohl in der Tragödie als in der höhern Komödie. Ebenso theilen sich die Schauspieler in diese zwei Hauptgattungen, und nur selten wird es ein jugendliches Talent wagen, sich in beiden zugleich zu versuchen. Hier sieht man also die unsterblichen Meisterwerke des Corneille, Racine, Voltaire, Crébillon, Molière darstellen, und zwar wie die Tradition diese Darstellungen im eigentlichen Charakter der franz. Bühne erheischt. Durch die Darstellung der franz. Tragödie wird sich der Ausländer, besonders der Deutsche, zuerst zurückgestoßen fühlen, bis er sich an sie gewöhnt, wo er dann ihre wahren Vorzüge erkennt; um so mehr wird ihn die höhere Komödie, wie sie auf diesem Theater heimisch ist, anziehen. Hier verbindet sich die höchste Wahrheit mit dem feinsten Weltton und der größten Einfachheit. Es sind die täuschendsten Naturgemälde der vergangenen oder der jetzigen Zeiten, wenn es dem Dichter selbst gelungen war, die Züge derselben nur einigermaßen richtig aufzufassen, denn unter dem Spiele der Künstler dieser Bühne scheint sich jedes Gemälde zu veredeln und einen höhern Charakter der Kunstbildung anzunehmen. Von den Schauspielern der frühern Zeiten nennen wir einige, deren Ruhm sich bis jetzt als classisch erhalten hat: Baron, Brizard, Lekain, Clairval, Molé, Larive, Fleury, Dufresne, Grandmenil, Monvel, Grandval, St.-Phal, Preville, St.-Prix, Vanhove; und von Frauen: Lecouvreur, Gaußin, Dumesnil, Clairon, Devienne, Contat, Raucourt. Seitdem war das tragische Fach insbesondere in den Händen von Lafont und der Damen Duchesnois und Paradol, und das komische in denen von Damas, Faure, Granville, Michelot, Baptiste, Michot und Armand.

sowie der Damen Mars (eine der ersten Schauspielerinnen, die je die franz. Bühne betraten), Bourgoing, Leverd, Hervey, Dupuis und Mante.

3. Die komische franz. Oper, auch die Comédie lyrique und im gemeinen Leben von der Straße, wo es sich befindet, Théâtre Feydeau genannt, eines der anmuthigsten pariser Theater. Wenn auch einige ausgezeichnete Künstler, die im Anfange dieses Jahrh. in der ersten Blüthe ihrer Talente waren (Ellevion, Martin, Gavaudan, Mad. St.-Aubin, Mad. Gavaudan u. A.), sich jetzt zum Theil zurückgezogen haben, so ist ihm doch Reiz genug geblieben und wieder neu geworden, um hier die heitersten Abende zubringen zu können. Die auf dieser Bühne einheimische Gattung ist auch in Deutschland so beliebt geworden, daß die Repertoires der deutschen Bühnen für die komische Oper fast aus nichts als aus Uebersetzungen der Stücke bestehen, welche für dieses Theater geschrieben und componirt sind. „Joconde", „La folie", „Aschenbrödel", „Ein Haus ist zu verkaufen", „L'opéra comique", „Adolf und Clara", „Rothkäppchen" und früher die Grétry'schen Compositionen, wie „Zemire und Azor" u. s. w., gehören dahin. Die vorzüglichsten Componisten, welche für dasselbe geschrieben haben, sind Nicolo, Méhul, Berton, Grétry, Dalayrac, Monsigny, Boyeldieu, Blangini, Solié, Dezedes u. A. — Von den Dichtern der beliebtesten Stücke dieser Bühne nennen wir Etienne und Hofmann, außerdem Bouilly, Nanteuil, Sedaine, Duval, Dupaty, Scribe u. A. Zu den beliebtesten darstellenden Künstlern dieser Bühne sind zu zählen; Martin, der erste Sänger in seiner Gattung und in seinem von ihm geschaffenen Fache seiner Bedienten in den Sitten unserer Zeit unnachahmlich; dann Chenard, Juliet, Ponchard, Huet, Darancourt, Castel und die Damen Boulanger, Ponchard; Paul, Pradher, Rigaud u. A.

4. Odeon, oder second Théâtre français, in der Vorstadt St.-Germain, neben dem Luxembourg. Dasselbe wurde 1791 nach den Zeichnungen von Peyre und Wailly gebaut; man nannte es damals Théâtre français, da die erste Schauspielergesellschaft, welcher diese Bezeichnung gegeben wird, hier ihre Vorstellungen gab. Am 20. März 1799 brannte es ab; man baute es wieder aus, und jetzt wurde es einer Schauspielergesellschaft eingeräumt, die mit dem ersten franz. Theater in Wetteifer treten sollte. Von dieser Zeit an nennt man es Théâtre de l'Odeon. 1818, wiederum d. 20. März, wurde es zum zweiten Mal eingeäschert, aber schon am 2. Oct. wieder eröffnet. Sowohl die äußere Architektur als die innere Einrichtung dieses Odeontheaters ist reich und geschmackvoll, letztere dabei ausgezeichnet bequem. Die Gattung der hier dargestellten Stücke ist der des premier Théâtre français völlig gleich, und beide Bühnen wetteifern mit einander. Das ältere Repertoire der franz. dramatischen Classiker kann von beiden Theatern gegeben werden; von den lebenden dramat. Dichtern hat jede Bühne ihr besonderes Repertoire. Madem. Georges ist die vorzüglichste Stütze dieses Theaters. Als Medea, Semiramis, Phädra, Merope, Agrippine, als Salome in der neuen Tragödie „Les Machabées", von Soumet, verdient diese Künstlerin die größte Bewunderung. Außerdem sind im tragischen Fache Joanny, Lafargue und David, und in der Komödie Faure und die jüngere George zu bemerken.

5. Italienische Oper; der Sammelplatz der ersten pariser Gesellschaft,

der vornehmen Welt. Die innere Einrichtung ist ebenso bequem als geschmackvoll. Das Orchester wird für das vollkommenste in seiner Art gehalten. Die Regierung begünstigt diese ital. Oper als eine Schule und als Vorbild des guten Gesangs, und die Direction ist sehr wachsam, um die Schauspielergesellschaft stets vollständig und gut zu erhalten. In den letzten Jahren waren es vorzüglich Mad. Fodor, Galli, Pasta und Cinti, welche das Publicum ebenso sehr durch ihren Gesang als durch ihr Spiel entzückten. Die vorzüglichsten Künstler dieser Bühne waren Dongelli, Garcia, Graciani, Pellegrini, Levasseur, Bordogui, Zuchelli. Diesen 5 größern Theatern folgen 3 kleinere Volkstheater:

6. Théâtre du vaudeville. In der Straße Chartres. 7. Gymnase dramatique, und 8. Théâtre des variétés. Beide auf den Boulevards. In diesen Theatern zeigt sich insbesondere die unerschöpfliche Fröhlichkeit der Franzosen, ihr leichter Witz und ihr Talent, der geringsten Kleinigkeit Stoff zum Lachen und zu einem Bonmot oder Calembourg abzugewinnen, in ihrem ganzen Glanze. Die Zeichnung der zahllosen kleinen Stücke, welche hier gegeben werden, ist mit wenig kecken Strichen hingeworfen; hier gibt es keine verwickelte Intrigue, keine prachtvollen Decorationen; es wird den Sinnen ebenso wenig geschmeichelt als an Herz, Gemüth und Phantasie gedacht; nur für den Witz sind sie geschrieben; sie scheinen geschaffen, um den angebornen Tact der Nation, der jede Lächerlichkeit sogleich fühlt, noch zu schärfen; die Geißel des Spottes ist hier stets geschwungen, aber mehr aus Lachsucht als aus Bosheit. Die kleinen Lieder, die darein gewebt sind und als echte Volkslieder auf allen Straßen tönen, haben einen ganz eigenen piquanten Nationalcharakter; sie beweisen, daß die Tonsprache nicht bloß Gefühle, sondern auch witzige Einfälle auszusprechen vermag. Rasch und kurz begleiten hier die Klänge die Worte; ein solches Vaudevilleliedchen unterbricht das muntere Gespräch gar nicht, es erhöht nur dessen Lebhaftigkeit. Oft belustigt es, in diesem höhern Vaudeville Gegenstände personificirt zu sehen, die sich die Phantasie sonst wohl schwerlich gestalten würde. Es fällt selten etwas Bedeutendes auf den andern, selbst den größten Theatern, vor, das hier nicht parodirt würde. Auch Arlequin belustigt oft auf diesen Bühnen. Das besuchteste dieser 3 Theater war eine Zeit lang das Gymnase, dessen Einnahmen selbst die des ersten Théâtre français übertrafen. Das Vaudeville ist gegenwärtig in Verfall. Die Variétés haben an Potier, Brunet, Lepeintre für ihre Fächer unübertreffliche Künstler. Im Vaudeville ist Philippe sehr beliebt, beim Gymnase vor Allen Perlet, Gonthier, Leontine Fay. Eine große Zahl Dichter arbeitet für diese 3 Theater. Einer der beliebtesten und unerschöpflichsten ist Scribe.

9. Théâtre de la Porte St.-Martin. 10. Théâtre de la gaieté. 11. Ambigu comique. Sämmtlich auf den Boulevards. Alle 3 geben vorzüglich Melodram, Pantomime und Ballet. Die beiden letztern sind mehr für die niedern Stände berechnet. Das erstere behandelt seine Ausgaben mit Anstand; man sieht hier öfter die schönsten Decorationen, Prachtaufzüge, glänzende Pantomimen, wohlgeordnete Ballets u. s. w. Ritter-, Räuber-, Geister- und Zaubermärchen hausen hier; je grausenvoller, desto beliebter. Viele junge Talente bilden sich hier, die dann zu den größern Theatern übergehen. Das Théâtre de la porte St.-Martin wurde 1781 vom Architekten Louis in 75 Tagen gebaut, was,

man, wenn man dieß schöne, ja prachtvolle Gebäude sieht, kaum glaublich findet. Der Zweck des eiligen Baues war die Unterbringung der großen Oper, da das alte Opernhaus in Feuer aufgegangen war. 12. Auf dem am 10. Nov. 1821 eröffneten Panorama dramatique durften nur solche Stücke gegeben werden, die 2 spielende und redende Personen haben. Dieß kleine, freundliche Theater wird viel besucht. 13. In dem 1817 eröffneten Cirque olympique des H. Franconi spielen die Pferde die Hauptrolle. Die Schönheit der innern Einrichtung verdient Bewunderung. Die Bereiterkünste, in denen die Familie Franconi vom Großvater bis zum Enkel ausgezeichnet geschickt ist, gehen stets dem angekündigten Schauspiele voran. Dieß besteht dann in der Ausführung einer historischen oder phantastischen Aufgabe, aus Pantomimen, in denen Aufzüge, Gruppirungen, Tänze und Manoeuvres zu Pferde vorkommen, die mit großem Kostenaufwand und seltener Kunst ausgeführt werden. Macbeth, Blaubart, Cain, Atala, der rasende Roland, ein Convoy von span. Guerillas überfallen, sind einzelne solcher Pantomimen, an denen sich der schaulustige Pariser und der neugierige Fremde nicht satt sehen können. Als ein 14. Schauspiel figuriren noch die Soirées de Mr. Comte, im Durchgang der Panoramas, oder auch Théâtre de magie genannt. Hier findet man Geisterbeschwörung, physikalische Kunststücke, Bauchrednerkünste u. dergl.

Park, eine große, mit Mauern oder Palisaden umschlossene Erdfläche, um Etwas innerhalb dieses Raumes aufzubewahren, z. B. im Feldlager die nöthigen militairischen Geräthschaften; daher Artilleriepark. An fürstlichen Schlössern und Pallästen nennt man einen Park ein großes, mit Bäumen und Buschwerk bewachsenes und eingezäuntes Feld, zur Wartung und Pflege des Wildes bestimmt. Die Paradiese der alten persischen Großen waren solche eingeschlossene Gehege, die oft mehre Stunden im Umfange hatten, und worin allerhand Wild zur Jagd gepflegt wurde. Die alten Römer besaßen ebenfalls solche Parks, die anfangs, weil nur kleines Wild gehegt wurde, Leporaria hießen, welchen Namen sie auch behielten, als später auch Hochwild darin gewartet wurde und sie einen großen Umfang bekamen. — Bekannter sind jetzt die Parks bei den Engländern, deren Jagdgesetze wahrscheinlich die Veranlassung dazu gaben. Die Jagdgesetze erlauben kein Wildpret im Freien zu pflegen, weil den Nachbarn Schaden hieraus erwachsen kann. Die Großen und Reichen waren daher gezwungen, dasselbe in geschlossenen Anlagen zu hegen, und umzäunten in der Absicht eine große Fläche die Wald, Gebüsch, Weide, Feld und Alles, was zur Wartung des Wildes nothwendig ist, umfaßte. Der Park, ursprünglich ein Werk der Nothwendigkeit für Den, der das Vergnügen der Jagd nicht entbehren konnte oder wollte, wurde auf die Dauer ein Gegenstand des Verschönerungssinnes und der Phantasie. Der Park ist eine außerhalb England wenig bekannte Art von Landschaft und einer der herrlichsten Zubehöre eines ansehnlichen Landhauses. Nichts theilt einem Gebäude so viel Würde mit, als eine solche anziehende Länderei, und nichts hilft die Wichtigkeit desselben stärker bezeichnen. Es versteht sich, daß dieß nur dann der Fall ist, wenn zwischen dem Parke und dem Gebäude ein passendes Verhältniß stattfindet, sodaß die Größe und Würde des Parks mit jener des Hauses übereinstimmt. Um diesen Charakter der Würde und Größe zu erhalten, muß der Park, er sey nun von der

Kunst allein angelegt, oder von der Natur gepflanzt und durch die Kunst verschönert worden, nichts Tändelndes, Gezwungenes, Kleinliches zeigen, er muß weder peinlich regelmäßig und bis auf das Kleinste pünktlich genau ausgearbeitet seyn; noch darf auf der andern Seite die bloß wilde Natur in ihm herrschen. Angenehm müssen in ihm Wald, Busch, Wiesen und Ackerland abwechseln; ebensowenig darf ihm Wasser fehlen, besonders gibt ihm ein fließendes Wasser großen Reiz. Ein Park soll die verschönerte Natur darstellen; er erfordert keine großen, viele Kosten veranlassenden, künstlichen Anlagen, keine Tempel, keine chinesische Pavillons und Brücken; eine einfache schlichte Försterwohnung und Wildhütte sind nicht nur nothwendige Theile eines Parks, sondern tragen auch sehr viel zur Erhöhung des Eindrucks bei, indem sie ihm Leben ertheilen. Noch gibt es in England kleinere Anlagen zu Privatgebäuden, oder in Städten, welche man Pleasure ground, Lustthal, nennt, zum Beweise, daß nicht jede engl. Anlage auch ein Park sey.

Park (Mungo), ein berühmter britischer Reisender, geb. 1771 zu Fowlshiels bei Selkirk in Schottland, wurde durch Joseph Banks den Directoren der ostindischen Compagnie zu einer Reise empfohlen und unternahm deßhalb eine Reise nach der Insel Sumatra. Kaum zurückgekehrt, wurde er von der afrikanischen Gesellschaft, die so eben die Ermordung des zu diesem Zwecke ausgesandten Major Houghton erfahren hatte, nach Nigritien geschickt, und er reiste am 22. Mai 1795 dahin ab. Er durchstreifte von Westen nach Osten, nachdem er in der engl. Factorei Pisania am Gambia sich einige Monate zu seiner Reise vorbereitet und die Mandingosprache erlernt hatte, unter den größten Beschwerden die Königreiche Mulli, Bondu, Kädschaga, Kasson, Kaarta und Ludumar, gerieth dabei in die Gefangenschaft des maurischen Königs Ali, entwischte aber und gelangte den 20. Juli 1796 zum Niger, welchen er so lange verfolgte, bis unübersteigliche Hindernisse ihn zur Rückreise zwangen. Westwärts gelangte er hierauf im September zu Kamilia im Königreiche Mandingo und darauf im Juni des folgenden Jahres in Pisania an, worauf er über Antigua nach London zurückkehrte. Die mit strenger Wahrheitsliebe abgefaßte, äußerst anziehende Beschreibung seiner Reise erschien englisch, London 1798, 4.; deutsch mit (sehr entbehrlichen) Anmerk. des Uebersetz., Hamb. 1799 (oder der „See- und Landreisen", 12. Th.), Berlin 1799; Erfurt 1807. Auf einer zweiten Reise 1805 kam er nach seinen eigenen Nachrichten bis Sansandig (1811), reiste von da nach dem Königreich Haoussa, wo er auf Befehl des durch Unterlassung eines Geschenks beleidigten Königs angegriffen, im Niger seinen Tod fand. Die Nachrichten von dieser zweiten Reise, nebst einer Lebensgeschichte des unglücklichen Reisenden, erschienen 1815 (a. d. Engl. von Büttner, Sondersh. 1821). Auch sein Sohn, der Nachrichten von ihm einziehen wollte, starb in Aquamba am gelben Fieber den 31. Oct. 1821.

Parlament, **Parlement**, in einigen Ländern die Versammlung der Reichs- und Landstände und der oberste Gerichtshof. In Frankreich ehemals die obersten Gerichtshöfe, deren Ursprung sich in die ältesten Zeiten verliert. Ihre Verfassung war anfangs ganz von der der neuern verschieden. Gewöhnlich hatte der König an seinem Aufenthaltsorte ein Gefolge von Richtern, die aus seinen Vasallen und andern Edlen des Reichs gewählt waren, bei sich, welche die Streitigkeiten der übri-

gen Vasallen und Unterthanen unterscheiden mußten. Erst seit 1302 wurden sie nach und nach in den verschiedenen, mit der Krone vereinigten Lehnfürstenthümern errichtet. Das erste, sowohl der Zeit seiner Errichtung (1305), als der Größe seines Bezirkes und seines Ansehens nach, war das Parlament von Paris. Sein Sprengel umfaßte mehr als die Hälfte von Frankreich, die Provinzen Isle de France, Picardie, Champagne, Lyon, Berry, Bar, Perche, Poitou, Anjou, Touraine, u. s. w., zur großen Beschwerde der Gerichtseingesessenen, welche weite Reisen unternehmen mußten, um zu ihrem Recht zu gelangen. Es hatte einen ersten Präsidenten, neun Präsidenten der Grand' Chambre, acht Präsidenten der vier übrigen Senate oder Kammern und 116 wirkliche Räthe, welche in sieben Senaten arbeiteten. Außerdem war dabei eine Legion von Subalternen, Procuratoren und Advocaten angestellt. Die neun Präsidenten des großen Senats trugen besondere runde Mützen, wovon sie Präsident à Mortier hießen. Im pariser Parlament hatten die Prinzen des königl. Hauses und alle Pairs nach zurückgelegtem 25. Jahre Sitz und Stimme. Das pariser Parlament behauptete, mit den sämmtlichen übrigen Parlamenten (zu Toulouse 1444, Grenoble 1453, Bordeaux 1462, Dijon 1476, Rouen 1499, Aix 1501, Rennes 1553, Pau 1620, Metz 1682, Besançon 1674, Douay 1686 und Nancy 1772) ein Ganzes auszumachen, welches nur in mehre Classen getheilt sey, allein die Regierung erkannte dieß nicht an. Sämmtliche Parlamente nannten sich, weil sie in letzter Instanz sprachen, Cours Souveraines, welchen Namen auch einige andere oberste Gerichtshöfe der Provinzen mit ihnen theilten. Sie behaupteten vermöge dieser Souverainetät einige besondere Rechte. Das Ministerium hatte auf ihre Amtsführung ebenso wenig Einfluß als auf die Ernennung der Mitglieder, sondern sie waren hierin bloß ihrer eigenen Collegial-Aufsicht unterworfen, nur daß die Kron-Anwälde, der Advocat und der Procureur General verpflichtet worden, abwechselnd mit dem ersten Präsidenten halbjährlich einmal einen Vortrag über die bemerkten Mängel zu halten und Beschlüsse zu deren Abstellung in Antrag zu bringen. Dieß geschah zu Paris am Mittwoch nach den Ferien, davon der Name Mercuriale für eine Strafpredigt. Die Parlamente eigneten sich auch die Macht zu, von dem Buchstaben der Gesetze abzuweichen und nach Billigkeit zu entscheiden, wogegen die Provinzen oft Vorstellungen machten und das Sprichwort entstanden war: Dieu nous garde de l'équité du Parlement. Sie suchten ferner ein Vorrecht darin, in ihren Straferkenntnissen nicht wie die untern Gerichte wenigstens den Gegenstand der Anschuldigung genau angeben zu müssen, sondern im Allgemeinen eine Strafe pour les cas resultans du procès aussprechen zu dürfen. Die Unabhängigkeit der Parlamente und des Richterstandes überhaupt wurde noch vermehrt durch die vollkommenen Eigenthumsrechte an ihren Stellen. Daher war es so schwer, gegen die Mißgriffe und die Verfolgungssucht der Richter bei ihren Obern Hülfe zu erlangen, und mancher Unschuldige wurde dem Eigensinne, dem Stolze, der Herrschaft der höheren und niederen Gerichte geopfert. Voltaire und Linguet kämpften rastlos gegen diesen richterlichen Despotismus, welcher durch eine unter Ludwig XIV. verfaßte Criminalordnung (die Ordonnance Criminelle von 1670) mit doppelter Tortur und großer Ausdehnung der richterlichen Macht sehr begünstigt wurde. Ein Todesurtheil konnte ohne Geständniß des An-

geklagten auf die geringfügigsten Anzeigen, nach einer vorgefaßten Meinung des Referenten, gefällt werden, und einige traurige Fälle ungerechter Hinrichtungen — Lebrun, Langlade, Calas (s. d.), Montbailli, Labarre, Desrues, Lalli u. A. — hatten die Criminalrechtspflege Frankreichs zum Gegenstande eines allgemeinen Mißtrauens und Abscheus gemacht. In der Civilrechtspflege war der Gang feierlich, aber langsam, mit Förmlichkeiten überladen und übermäßig kostbar. Die Besoldungen der Richter waren gering, allein sie bezogen Sporteln, welche aus kleinen freiwilligen Geschenken an Früchten, Configuren, Spezereien (davon der Name Epices) nach und nach in eine Schuldigkeit und in bedeutende Geldsummen verwandelt worden waren. Die Rechnung wurde nach Arbeitstagen (Vacations) gemacht, deren jeder einem Parlamentsrath mit 19½ Liv. bezahlt wurde; und es war nichts Ungewöhnliches sich 2—3000 und mehr Vacationen anzusetzen. Der erste Präsident ward durch eine rechtliche Fiction bei allen Arbeiten des Parlaments für gegenwärtig gehalten und bezog seine Vacationen. Dem vorletzten Parlamentspräsidenten d'Aligre, welcher überhaupt als habsüchtig verschrien war, rechnete man nach, daß von 1768 bis 1783 seine Vacationen 400 Jahre ausgemacht hatten. Natürlich kam dieß nur den Arbeitsamen zu Gute, allein die Parlamentsstellen waren noch mit solchen Vorzügen, dem Adel, der Freiheit von vielen Abgaben und einem solchen Ansehen verknüpft, daß sie sehr gesucht und gewöhnlich mit 60.000 Livres bezahlt wurden. Eine Präsidentenstelle in Paris kostete 500.000 Livres. Die Stimme des Volkes beschuldigte die Parlamente in allen Verhältnissen, wo ein Staatsinteresse im Spiele war, der Parteilichkeit. Einer der gründlichsten Kenner der franz. Staatsverwaltung, Pfeffel, schrieb ihnen die Verhinderung aller Finanzreformen und besonders des Katasters zu, weil sie die reichsten Grundeigenthümer in ihrer Mitte hatten, aber durch das allgemeine System von persönlichen Rücksichten sich und ihre Angehörigen auch von den Steuern, welche sie gesetzlich zu entrichten hatten, frei zu machen wußten. Die Härte der französischen Lehnsverfassung war eine Folge davon, daß alle höheren Gerichte nur mit Männern besetzt waren, welche selbst zu dem Stande der Gutsbesitzer gehörten, und daß vermöge der Käuflichkeit der Aemter, und noch mehr vermöge der Mittel, welche die Parlamente anwandten, neuen Familien den Eintritt in ihre Corporationen zu erschweren, wenigstens immer die überwiegende Mehrheit zu jenem Stande gehörte. Außerdem mischten sich die Parlamente in Alles. Früher hatten sie immer sich selbst für eine Fortsetzung des alten Reichsraths der Pairs, für Reichsstände in verjüngtem Maßstabe ausgegeben, waren auch einmal (1528) als eigener Stand zu einer Versammlung der Notabeln berufen worden und verlangten, vermöge dieser Ansichten, sogar, daß auch ein von dem König mit den Ständen gegebenes Gesetz seine volle Gültigkeit erst alsdann erhalte, wenn es durch die Eintragung in ihre Sitzungsprotocolle publicirt worden sey. Allein um diese Behauptung durchzusetzen, hätten sie selbst mehr im Geiste der Nation handeln, und nicht gar zu oft ein höchst einseitiges Standesinteresse verrathen müssen. Daher hatte auch ihr Widerspruch gegen die Handlungen der Regiernng keine rechte Haltung. Ludwig XIV. unterdrückte denselben in der Entstehung, als er, 17 Jahr alt, im Reitkleide selbst im Parlamente erschien und seinen Befehlen Gehorsam verschaffte. Zwar hatte auch die Regierung nicht

die Macht, die Parlamente ganz aufzuheben, wie 2 Mal unter Ludwig XV durch den Kanzler Meaupon (1771) und unter Ludwig XVI. durch den Minister Brienne (Erzbischof von Sens) 1788 versucht wurde. Aber die Kraft des Widerstandes lag nicht sowohl in dem allgemeinen Geiste der Verfassung, als vielmehr in der festen aristokratischen Verbindung der Parlamente mit dem Adel auf der einen und mit dem Advocatenstande auf der andern Seite. Auch in reingeistlichen Sachen suchten sie die Oberrichter zu spielen. Vorzüglich zeigte sich hierin das pariser Parlament; es nahm z. B. die Partei der Jansenisten gegen den Erzbischof von Paris, Christoph von Beaumont (st. 1784). Der Erzbischof verbot den jansenistischen Priestern, die Sacramente zu verwalten; das Parlament verhängte Criminalbefehle gegen die Pfarrer, welche dem Erzbischof gehorchten; der Staatsrath cassirte die Beschlüsse des Parlaments, welches am folg. Tage dieselben wiederholte. „Diese Anarchie", schrieb Voltaire 1775 („Geschichte des pariser Parlaments"), „konnte nicht dauern. Entweder mußte die Regierung die nöthige Macht wieder an sich nehmen oder die Herrschaft an die Parlamente übergeben". Das Erste gelang nicht und das Zweite führte zur Revolution, die in ihrem Entstehen also ganz ein Werk der höhern Stände war.

Parlament (englisches). Die Zusammensetzung des Parlaments hatte in England ihre erste Grundlage schon in der angelsächsischen Periode erhalten, aber in den ersten Zeiten der normännischen Periode bekam sie durch das Lehnssystem eine besondere Form, indem hauptsächlich nur die unmittelbaren Vasallen der Krone sich 3 Mal im Jahre, zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten, am Hofe einfanden. Unter Heinrich III. nahm der Usurpator, Simon von Montfort, Graf von Leicester, wieder seine Zuflucht zur allgemeinen Volksversammlung, indem er (1265) 2 Abgeordnete aus der Ritterschaft jeder Grafschaft und 2 von jeder königl. Stadt und Burggemeinde (den Cities und Boroughs) berief, und wenn dieß wirklich eine Neuerung und nicht eine alte Gewohnheit war, so ist sie wenigstens sogleich von Heinrich III., als er durch das Treffen bei Evesham wieder zur Freiheit und zur Regierung gelangt war, beibehalten worden. Diese Stände waren oft in einem Raume versammelt, wenn aber schwierige Fälle vorkamen, so trat jeder Stand, die Prälaten, die Barone und die Ritterschaft mit den Städten (gemeine Landschaft) für sich zusammen, übergaben jedoch dem Könige ihre Antworten gemeinschaftlich. Erst unter Eduard III. (1327—77) wurde die Trennung beider Häuser, in welchen sich die Prälaten mit dem weltlichen Herrenstande, und die Ritterschaft mit den Städten vereinigte, zu einer bleibenden Einrichtung. Die Erzbischöfe und Bischöfe nahmen, vermöge ihrer geistlichen Würde, an diesem Rechte Theil, und erst nach der normännischen Eroberung wurden ihre Güter zugleich zu Lehnsherrschaften gemacht und allen Pflichten derselben unterworfen. Vor Heinrich VIII. gehörten auch 27 infulirte Aebte und 2 Prioren zu den geistlichen Standesherren, allein durch die Aufhebung der Klöster verschwanden sie. Die weltlichen Pairs sind nicht immer von Rechtswegen Mitglieder des Parlaments gewesen, sondern nur diejenigen, welche vom Könige dazu berufen wurden; nach und nach aber ist Pairswürde (hoher Adel, Lordschaft) und (parlamentarische) Standes- oder Reichsherrlichkeit unzertrennlich und gleichbedeutend geworden. Der König hat aber jederzeit das Recht behalten, die Zahl der Lords beliebig

zu vermehren, sodaß das Oberhaus jetzt aus 426 Mitgliedern besteht. (Mehres s. Pairie.) Das Haus der Gemeinen besteht aus 658 Mitgliedern nämlich (bis zur Reform von 1832) 513 für England und Wales, 45 für Schottland und 100 für Irland. Aber die Repartition dieser Mitglieder war vor der Reform sehr ungleich, man mochte nun auf das Verhältniß der Bevölkerung oder des Grundeigenthums sehen. Schon die Grafschaften sind von ungleicher Größe. York hatte 1830 über eine Million, Rutland nur 18.000 Einw., und doch sandte eine wie die andere 2 Abgeordnete aus dem Stande der Grundbesitzer (der Ritterschaft). Jede der 12 Grafschaften von Wales und den 33 Grafschaften von Schottland sandte einen Abgeordneten, doch waren die 6 kleinsten Grafschaften Schottlands in dieser Beziehung vereinigt, sodaß immer Caithneß und Bute, Clackmannan und Kinroß, Cromartry und Nairn zusammen einen Deputirten wählten; die 32 Grafschaften Irlands sandten jede 2 Abgeordnete. An der Wahl nahmen alle Lehnbesitzer (Freeholders, Freisassen) Theil, deren Lehn einen jährlichen Ertrag von 40 Schilling und darüber gewährt. Ihre Zahl war in den Grafschaften sehr verschieden, in York nahm man 16.000 Wahlberechtigte an, in andern Grafschaften hingegen ist der Grundbesitz einzelner Familien so überwiegend, daß sie geradezu einen oder beide Abgeordnete ernannten. In Schottland war dieß noch viel ärger, weil nur die unmittelbaren Vasallen der Krone wahlberechtigt waren und ihrer in den meisten Grafschaften sehr wenige sind. In ganz Schottland wurden die 33 Grafschaftsdeputirten nur von 2767 Gutsbesitzern gewählt. In Irland war bis 1829 Jeder bei den Grafschaftswahlen stimmberechtigt, welcher ein Lehen von 40 Schill. jährlichen Ertrags besaß. Die Grundherren gaben eine Menge kleiner Besitzungen in Lehen, mit der Bedingung, daß der Inhaber für ihre Candidaten stimmen sollte, und verhandelten diesen Einfluß wieder an die Minister gegen die Verleihung einträglicher Stellen. Die Bedingung des Wahlrechts wurde 1829 auf 10 Pf. jährl. Ertrags erhöht, was die Folge hatte, daß viele dieser armseligen Freisassen, die ihren Herren nun nichts mehr helfen konnten, von ihren kleinen Besitzungen vertrieben worden sind, und daß die Zahl der Wähler in den irländischen Grafschaften außerordentlich vermindert worden ist. In Ansehung der städtischen Deputirten, wovon England 105, Wales 6, Schottland 15 und Irland 35 stellte, war die Sache noch viel übler bestellt. Die städtische Vertretung hat sich nach sehr zufälligen Grundsätzen ausgebildet. Ursprünglich mußten alle mit königl. Bürgerfreiheit versehene Orte (Boroughs), sowie die Principal-Hauptstädte (Bischofssitze, Cities) Deputirte schicken, weil auch sie unmittelbar unter dem Könige standen. Allein sie suchten sich, soviel sie konnten, von einer Sache loszumachen, die nur als Dienst, als kostspielige Last, nicht als Recht und vortheilhafter Vorzug betrachtet wurde. Darüber verloren viele dieser Orte ihre Landstandschaft, und es hielt schwer, sie wieder zu erlangen. Von dem frühern Rechte des Königs, die Landstandschaft durch neue Privilegien zu ertheilen, hat zuletzt Karl II. für Newark Gebrauch gemacht. Bei dem Regierungsantritte Heinrichs VIII. war die Zahl der städtischen Deputirten bis auf 269 herabgekommen, durch Wiederherstellung der frühern oder königl. Verleihung eines neuen parlamentarischen Wahlrechts wurden bis zum J. 1678 wieder 180 hinzugefügt, durch Einverleibung von Wales kamen 12 und durch

die Vereinigung von den alten Pfalzgrafschaften Chester und Durham noch 4 hinzu. Viele von diesen reichsständischen Bürgerschaften (denn bei dem Worte Borough darf man weniger an unser deutsches Burg denken als an die Vereinigung zu einem Ganzen mit allgemeiner Verbürgung für einander) sind ganz oder zum größten Theil eingegangen, verödet (s. Rotten Boroughs), und das Recht, Parlamentsglieder zu ernennen, haftete entweder auf wenigen Häusern (von Old Sarum z. B. sind nur noch die Ruinen eines Schlosses übrig, und das Wahlrecht ward bis zur Reform von 7 Besitzern gewisser Grundstücke ausgeübt, sodaß es zuletzt vom Grafen von Caledon abhing), oder war in die Hände einzelner Familien gekommen. Aber auch in mehren größern Städten haftete das Wahlrecht entweder nur auf sämmtlichen Freilehen (Freeholders) oder gar nur auf gewissen Burglehen (Bourgage Tenures), sodaß die Zahl der Wahlberechtigten sehr klein war, und diese sich ganz nach dem Willen eines Grundherrn richten mußten. So hatte Bath gegen 40.000 Einw. und schickte 2 Abgeordnete; diese aber wurden vor der Reform nur vom Rathe (dem Mayor, dem Aldermen und dem Gemeinderathe) erwählt, welcher sich immer selbst wieder ergänzte, also von 28 Menschen. Allein diese waren von den beiden Familien der Marquis von Bath und Palmer abhängig, sodaß sie immer eines ihrer Parlamentsmitglieder aus jener und das andere aus dieser wählen mußten. Edinburg hatte bei 138.000 Einw. nur einen Abgeordneten, und dieser wurde von dem Stadtvogt (Lord Provost), 4 Amtleuten, dem Dechant von Guild, im Ganzen von 33 Männern erwählt, welche von dem Herzog von Buccleugh und der Familie Dundas abhängig waren. Den Abgeordneten von Glasgow (mit Renfrew, Rutherglen und Dumbarton) erwählten 4 Deputirte der Stadträthe, die zusammen 87 Mitglieder hatten. In Portsmouth (50.000 E.) waren 110 Wahlberechtigte, nämlich der Stadtrath und die Burglehnleute. Mit den wenigen Plätzen, welche von unabhängigen Wahlmännern besetzt wurden, ward in der Regel ein schändlicher Handel getrieben; trotz aller Gesetze dagegen waren die Preise der Stimmen und die Unterhändler allgemein bekannt; ein Platz für einen kleinen Platz kostete in der Regel 5000 Pfd. St. Dagegen hatten die bedeutendsten Städte, Manchester (136.000 E.), Birmingham (120.000 E.), Leeds (85.000 E.), Sheffield (42.000 E.) und eine große Zahl Städte von 10—40.000 E. gar keinen Antheil an der Repräsentation, und es mußte für jeden wohlmeinenden Engländer ein niederschlagendes Gefühl seyn, den großen Senat seines Vaterlandes auf eine solche, zum Theil wahrhaft schimpfliche Weise bestellt zu sehen. Daher wurden schon früher manche Anträge auf Abstellung solcher Mißbräuche gemacht, aber der Erste, welcher eine förmliche Reform, „eine gerechtere und gleichere Repräsentation des Volkes" in Vorschlag brachte, war (1776) der bekannte Wilkes. Damals wurde der Antrag ohne Abstimmung verworfen. Der berühmte Burke erneuerte ihn mit der ganzen Kraft seines Geistes und seiner Rednergabe; es waren damals 190 Stimmen dafür, 233 dagegen. Der nächste Versuch machte 1793 der jüngst abgegangene Minister, damals Charles Grey, Mitglied des Unterhauses, indem er Namens der Gesellschaft der Volksfreunde eine Petition um Reform der Parlaments übergab. Brand machte 1810 im Unterhause denselben Antrag, und seitdem kam derselbe fast in jeder Sitzung des Parlaments vor,

vorzüglich 1818 durch Sir Francis Burdett. Recht ernstlich wurde die Sache erst, als sie ins Volk eingedrungen war, als die Anhänger der Reform und zwar einer radicalen (d. h. mit allgemeinem Stimmrecht des Volkes und jährlich erneuerten Wahlen) (vgl. Radicalreformers) eine Partei bildeten, welche in großen Massen auftrat und die Ueberzeugung allgemeiner wurde, daß es bei längerer Zögerung zu großen und gefährlichen Ausbrüchen der Unzufriedenheit kommen könne. Die neuere Geschichte der Reformbill ist bereits in d. Art. Großbritannien dargestellt worden. Da die radicale Reform ihre wichtigsten ehemaligen Beförderer, Sir Francis Burdett, Hobhouse, Brougham u. A. verloren hat, und auch ohnehin nicht durchzusetzen gewesen wäre, ohne beinahe sofort eine allgemeine Erschütterung zu erregen, so mußte eine gemäßigte Reform zunächst einen doppelten Zweck verfolgen: 1) das Recht, Abgeordnete zu senden, mußte mehr nach der Wichtigkeit der Wahlorte bestimmt werden, weßhalb den kleinern Orten das Wahlrecht theils gänzlich entzogen, theils auf einen Abgeordneten beschränkt, und dagegen größern Städten, wie Manchester, Birmingham, Leeds, Greenwich beigelegt wurde; 2) aber wurde die Localverfassung durchaus dahin abgeändert, daß alle Hausbesitzer, deren Haus einen jährlichen Ertrag von 10 Pf. gewährt, stimmberechtigt sind. So ist auch in Schottland das Wahlrecht den Stadträthen entzogen und allen wirklichen Hausbesitzern (auch bloßen Miethleuten) von 10 Pf. jährl. Ertrag eingeräumt. Dadurch hat in den oben angeführten Fällen Bath statt 28 jetzt 7314 Wahlberechtigte erhalten, und der Einfluß der Familien Thynne und Palmer ist vernichtet: Edinburg hat jetzt 9382 Wähler, Portsmouth 463, Glasgow 6357. Auch in den Grafschaften ist der überwiegende Einfluß der großen Landbesitzer dadurch geschmälert, daß nicht nur die Erblehenbesitzer (freeholders), sondern auch die ehemaligen Laß- oder Meiergüterbesitzer (copyholders), welche ohnehin jetzt ein erbliches Recht haben, und selbst die bloßen Zeitpachter (leaseholders) wahlberechtigt geworden sind. Hiernach besteht das Unterhaus noch wie vorher aus 658 Mitgliedern, welche auf folgende Weise vertheilt sind: 1) England 471 Abgeordnete (von den Grafschaften 143, von den Universitäten 4, von den Städten und Burgflecken) 324; Wales 29 Abgeordnete (Grafschaften 15, Städte und Burgflecken 14); 3) Schottland 53 Abgeordnete (Grafschaften 30, Städte und Burgflecken 23); 4) Irland 105 Abgeordnete (64 von den Grafschaften, 2 von der Universität Dublin, 39 von den Städten). England hat 18 Abgeordnete weniger als vorher, wogegen Wales 5, Schottland 8 und Irland 2 mehr erhalten hat. Das nach diesen Gesetzen erwählte neue (reformirte) Parlament ist am 29. Jan. 1833 zusammengetreten und hat 249 neue Mitglieder erhalten. Von der Gesammtzahl werden 509 als Freunde der Reform betrachtet, zur Partei der Conservativen gehören nur 149, aber unter den ersten sind wieder eine kleine Zahl als Radicale und andere als Repealers, welche unter O'Connells Fahne eine Aufhebung der Union zwischen England und Irland betreiben, ausgezeichnet. Wenn man die Parlamentsreform als das Mittel zu weitern Reformen betrachtet, so hat sie noch nicht so bedeutende Früchte getragen, als man erwartete; aber man muß dabei bedenken, daß die weitern Verbesserungen in Staat und Kirche nicht allein großen Widerspruch finden, sondern auch in sich selbst mit so großen innern Schwierigkeiten verknüpft sind, daß es nicht möglich

ist, rasch vorzuschreiten. Die Verfassung des Oberhauses ist durch die Reform zur Zeit noch nicht verändert worden, aber schon oft die Rede davon gewesen, erstlich Pairs auf Lebenszeit zu ernennen, damit nicht das Land immer, wenn ein verdienter Mann ohne großes Vermögen zum Pair erhoben wird, auch seine Familie zu versorgen habe, und zweitens die geistlichen Herren ihres Sitzes im Hause zu entheben, weil man bemerkt haben will, daß sie sich im Durchschnitt weder durch Einsicht in die Angelegenheiten der Gesetzgebung und Regierung noch durch Patriotismus sehr auszeichnen, sondern in einseitiger Anhänglichkeit an das Ministerium und an das Interesse ihres Standes zu sehr befangen sind.

Das Parlament ist nicht beständig versammelt, sondern in der königlichen, als einzigen dauernden Gewalt, liegt das Recht, es zu berufen und aufzuheben. Weder dieses noch jenes darf länger als 7 J. unterbleiben. Jenes geschieht durch briefliche Einladung eines jeden einzelnen Lords und durch Befehle an die Grafschaften und Städte, ihre Abgeordneten zu wählen (s. Septennalität). Das Parlament wird jetzt stets in dem alten k. Pallast zu Westminster gehalten, wo jedes Haus seinen besondern Saal hat (vgl. London). Die erste Sitzung wird vom König selbst, der dann im großen Staat erscheint, mit einer Rede vom Thron im Oberhause eröffnet, worauf jedes Haus besonders in einer schriftlichen Dankadresse antwortet. Nachdem sodann die Parlamentsglieder den Kircheneid (Oath of Supremacy), von Heinrich VIII. eingeführt, durch welchen der König als Haupt der englischen Kirche anerkannt wird, und den Test, einen Eid, durch den seit 1702 dem Hause Stuart und der katholischen Religion abgesagt und jeder Katholik von allen öffentlichen Aemtern ausgeschlossen wird, die Mitglieder des Unterhauses überdieß noch den Unterthaneneid (Oath of Allegiance) geschworen haben (wie dieses sich aber seit der Emancipation der Katholiken 1829 geändert hat, s. im Art. Whiteboys), wählt das Unterhaus seinen Sprecher (Speaker), sowie einen Comité von 5 Personen (von denen eine die Rechte des Hauses, eine die Beschwerden des Volks, eine die streitigen Wahlen, eine das Handlungswesen und eine die kirchlichen Angelegenheiten besonders zu beachten hat), worauf die Berathungen beginnen. Die Mitglieder des Unterhauses erhalten, mit Ausnahme der Schotten und Iren, weder Gehalt noch Diäten, genießen aber verschiedene Vorrechte, u. a. Briefpostfreiheit. Zu jedem neuen Parlamente werden neue Wahlen der Deputirten vorgenommen; doch können die Abgegangenen wieder gewählt werden. Die Deputirten sind nicht an die Vorschriften ihrer Wahlherren gebunden, und erhalten daher auch keine. Im Oberhause führt der Lordkanzler das Wort. Jedes Parlamentsmitglied hat das Recht, Etwas in Vortrag zu bringen, um darüber einen Parlamentsschluß zu machen. Ein solcher schriftlich abgefaßter Vortrag zu einem Gesetz heißt eine Bill und muß drei Mal an verschiedenen Tagen verlesen werden, ehe darüber abgestimmt werden kann. Wer nicht zugegen ist, verliert seine Stimme; die Lords können jedoch durch Bevollmächtigte (Proxies) stimmen. Ist der Vorschlag vom Hause, worin er gemacht worden, angenommen (passed), so wird die Bill dem andern Hause zur Berathung, und geht sie auch da durch, dem Könige zur Bestätigung zugeschickt, der dieselbe mit einem „Er wolle es überlegen" verweigern kann. Der König hat also unmittelbar bei der Gesetzgebung keine Mitwirkung, als das Veto und das Recht, auch seiner

Seits Gesetzesvorschläge zu machen. Durch die königliche Bestätigung erhält die Bill Gesetzeskraft und heißt nun Parlamentsacte (vgl. Bill und Acte). — Das Parlament ist nicht bloß gesetzgebende Behörde, sondern nimmt auch wesentlichen Antheil an der Landesverwaltung und der Rechtspflege. Dem Unterhause müssen, weil von ihm alle Geldbewilligungen ausschließlich ausgehen, alle finanzielle Angelegenheiten vorgelegt werden, und es ist kein Gegenstand zu denken, welcher nicht durch Bittschriften oder Beschwerden, oder durch eigene Motionen der Mitglieder an beide Häuser gebracht werden könnte. Die Mitglieder stimmen mit Ja und Nein. Das Oberhaus aber ist als altes Baronengericht, von welchem sich die 3 obersten Gerichte zu Westminster nur abgetrennt haben, noch immer der oberste Gerichtshof der Nation. In bürgerlichen Sachen macht es die oberste Instanz und das Cassationsgericht aus, indem Nullitätsklagen gegen die Aussprüche der obern Gerichte von England, Schottland und Irland an das Oberhaus gehören. Appellationen und Nichtigkeitsbeschwerden (Writs of error) von den Obergerichten der Nebenländer (Insel Man, Jersey, Guernsey, den Colonien) gehen an den König in seinem geheimen Rathe. In Criminalsachen sind die Lords die Urtheilsfinder oder Schöffen im Gericht des Lord High Steward, welches zusammentritt, so oft der Angeklagte selbst ein Lord ist. Auch andere Personen können, wenn nämlich das Haus der Gemeinen als Anklager auftritt, vor das Gericht des Oberhauses gebracht werden. Es werden dann alle Formen des Criminalprocesses beobachtet, und die Verurtheilung kann nur mit einer Stimmenmehrheit von 12 Lords ausgesprochen werden. Der Gang einer solchen Sache ist höchst feierlich, aber auch höchst langsam und kostbar. Unsere Zeit hat 3 solcher Criminalprocesse gesehen; gegen den Generalgouverneur von Indien, Warren Hastings, wegen Erpressungen und Grausamkeiten in diesem Amte, gegen den Kriegsminister Dundal, Viscount Melville, wegen Unterschleifs in der Verwaltung, und gegen den Herzog von York, als Generalissimus, wegen angeblichen Verkaufs von Officierstellen. In dem letzten kam es nicht zur förmlichen Anklage, die beiden ersten endigten mit einer Freisprechung; aber der Proceß gegen Hastings war durch seine siebenjährige Dauer und durch die großen Kosten, welche der Angeklagte auf seine Vertheidigung wenden mußte, selbst für eine Strafe zu achten. Sehr verschieden ist von diesem gerichtlichen Berufe des Oberhauses die Aussprechung einer Strafe im Wege der Gesetzgebung, Act of Attainder, wenn die Todesstrafe ausgesprochen wird, und Bill of pians and Penalities, wenn eine geringere beschlossen wird. Dieses besondere Recht kann in jedem Hause zur Ausübung gebracht werden (gegen die verstorbene Königin fing es im Oberhause an); es ist an keine gerichtliche Form, noch an die bestehenden Strafgesetze gebunden, es muß aber der Beschluß von beiden Häusern angenommen und die königliche Zustimmung ertheilt werden. Anna Howard, Gemahlin Heinrichs VIII, und Karls I. Minister, Thomas Wentworth, Graf Strafford u. A. sind auf diese Weise verurtheilt worden. — Von der Macht, die Thronfolge zu verändern, hat das Parlament sowohl in den Streitigkeiten der Häuser York und Lancaster, als vornehmlich nach der Revolution von 1688 Gebrauch gemacht, indem es zuerst Jakob II. und seine Nachkommen der zweiten Ehe vom Throne ausschloß, und der Act of Settlement (von 1700) die Thronfolge auf die protestantische Nachkommenschaft der Prin-

zessin Sophie (jüngsten Tochter der Kurfürstin Elisabeth von der Pfalz, Tochter König Jakobs I. von England) beschränkte. Die Befugnisse des Parlaments sind daher durch nichts als die natürliche Unmöglichkeit begrenzt, und haben ihm öfters eine Macht in die Hände gegeben, durch welche es die königliche überwältigt hat. Aber sie vermag doch nichts gegen eine entschiedene öffentliche Meinung, und so haben die Engländer nicht Unrecht, zu sagen, daß es in ihrer Verfassung 3 Dinge gäbe, deren eigentliche Beschaffenheit und Ausdehnung nicht genau angegeben werden könnten, die Prärogative der Krone, die Befugnisse des Parlaments und die Freiheiten des Volks. — Auch in Sicilien heißt die Versammlung der Reichsstände Parlament.

Parlamentair heißt derjenige Officier, welcher zu Unterhandlungen mit dem Feinde abgeschickt wird. Er kündigt sich als solcher gewöhnlich durch einen bei sich habenden Trompeter, Tambour oder Hornisten oder durch eine weiße Fahne, weißes Tuch &c. an. — Parlamentairschiff, ein Schiff, welches zu einer Unterredung mit dem Feinde abgesandt und, um es in der Ferne schon zu erkennen, mit einer besondern, sich auszeichnenden Flagge, Parlamentair-Flagge, versehen wird. — Parlamentiren, unterhandeln, sich unterreden, besprechen.

Parma (Parmesana, Parmegiano), ein Herzogthum in Oberitalien, am rechten Ufer des Po, grenzt im Norden an die Lombardei, im Osten an Modena, im Süden und Westen an Sardinien, und enthielt 1833 auf 104 QM. 441.000 Einwohner, alle Italiener und Katholiken, in 8 Städten, 13 Marktflecken und 300 Dörfern. Den südlichen Theil des Landes durchstreicht der rauhe Apennin. Die Flüsse sind der Po mit der Parma, Trebia, Stura, Taro und Lenza. Das Klima ist milde; doch hat der Winter noch regelmäßig Schnee und herben Frost, und die Südfrüchte gedeihen noch nicht. Die Producte sind: Weizen, Mais, Hafer, Garten- und Hülsenfrüchte, Hanf, Kastanien, Wein (besonders der feurige Vino santo, eine Vermischung mehrer Arten), Obst, Oel, Safran, Hausthiere, besonders Schafe, Seide, Bienen, Kupfer, Eisen, Vitriol, Steinöl (zur Straßenbeleuchtung), Krystalle, Gyps &c. Die Einw. treiben nur etwas Seidenweberei und führen aus: Korn, Vieh, Käse (der echte Parmesan kommt aber aus Lodi), Salz, Wolle, rohe und Tramseide, seidne und Zwirnstrümpfe, Barchent, Putzfedern &c. Die Bilanz ist für das Land. — Die Städte Parma und Piacenza gehörten unter den Römern zum cisalpin. Gallien, rissen sich in der Folge von der Oberherrschaft der deutschen Könige los, theilten das Schicksal der Lombardei, gewannen selbst unter dem Drucke der Barone und konnten ihnen bald ihre Thore verschließen. Im konstanzer Frieden wurde ihnen die Freiheit vom Kaiser und Reich versichert; aber unfähig sie zu behaupten, kamen sie 1346 unter die Herrschaft des Herzogs von Mailand, Johann Galeazo Visconti. 1508 vereinigte Ludwig XII. v. Frankreich Mailand, Parma und Piacenza mit seinen Staaten, verlor sie aber durch die Ligue von Cambrai. Papst Julius II. vereinigte 1514 die Städte Parma und Piacenza mit dem Kirchenstaat, und der Papst Paul III. erhob sie 1544 zu einem Herzogthum, mit dem er seinen natürlichen Sohn Peter Aloys Farnese belehnte, dessen Sohn Octavius auch vom Kaiser 1556 anerkannt wurde (vgl. Farnese). Nun blieben die Herzogthümer Parma und Piacenza, mit denen auch Guastalla vereinigt wurde, bei dem Farnesischen Hause bis 1731, wo mit Herzog

Anton dessen Mannsstamm ausstarb. Kaiser Karl VI. belehnte hierauf, wie schon 1718 die großen Mächte festgesetzt hatten, mit dem eröffneten Reichslehn den spanischen Infanten Don Carlos, ersten Sohn Königs Philipps V. von Spanien und seiner zweiten Gemahlin Elisabeth von Parma. Als Carlos 1736 den Thron beider Sicilien bestieg, erhielt Oestreich diese Länder, trat sie aber im aachner Frieden 1748 dem jüngern spanischen Infanten Don Philipp ab. Im franz. Revolutionskriege erkaufte der Herzog Ferdinand den Waffenstillstand, und blieb im Besitz des Landes bis an seinen Tod 1802. Aber nach der schon 1801 zwischen Frankreich und Spanien geschlossenen Uebereinkunft, und ohne Oestreichs Ansprüche zu beachten, nahm ersteres von diesen Ländern Besitz, die jedoch erst 1805 mit dem großen Kaiserreich vereinigt wurden. Durch den pariser Frieden (1814) und die wiener Congreßacte (1815) wurden die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla der Gemahlin Napoleons, Maria Louise, als souveraines Eigenthum überlassen. Nach einer zu Paris den 28. Juni 1817 von Oestreich, Rußland, Spanien, Frankreich, England und Preußen geschlossenen Uebereinkunft fallen die Herzogthümer Parma und Piacenza nach dem Tode der jetzigen Regentin an die Infantin Maria Louise (ehemal. Königin von Hetrurien) (st. 23. Mai 1824), Herzogin von Lucca, und ihre directe männliche Nachkommen zurück, mit Ausnahme der am linken Pouser in den Staaten des Kaisers von Oestreich eingeschlossenen Bezirke. Oestreich behält das Besatzungsrecht in der Festung Piacenza. In Folge dieser Uebereinkunft ist Spanien der Congreßacte vom 9. Juli 1815 beigetreten. Der Sohn der Kaiserin Maria Louise und Napoleons (den Kaiser Franz I. zum Herzog von Reichstadt ernannte) erhielt die Apanage-Herrschaften des Großherzogs Ferdinand v. Toscana in Böhmen, deren Einkünfte auf 700.000 Fl. geschätzt werden; dafür wird Lucca, wenn die gegenwärtige Besitzerin Parma erhalten hat, mit dem Großherzogth. Toscana vereinigt werden. — Die Herzogin regiert jetzt diese Staaten (die 3½ Mill. Gl. Einkünfte haben) durch den Staatsrath und zwei Depart. (des Innern und der Finanzen), deren jedem ein Präsident vorgesetzt ist. Sie ertheilt den aus 4 Classen bestehenden Konstantinorden, welchen die griech. Kaiser der Komnenischen Dynastie 1195 gestiftet haben. — Die Hauptstadt und Residenz der Herzogin, **Parma**, an dem gleichnamigen Flüßchen, mit unbedeutenden Festungswerken umgeben, hat meistens schöne Straßen und Häuser von guter Bauart; viele Kirchen mit vortrefflichen Gemälden von Correggio, Lanfranco, dem hier geb. Mazzuoli, gen. Parmegiano, u. A.; z. B. im Dome das berühmte, jetzt aber schadhafte Frescogemälde des Correggio, die Himmelfahrt Mariens vorstellend; in der Kirche des h. Grabes die bewunderte Madonna della Scudella desselben Meisters. Die Kirche Madonna della Steccata, mit den Grabmälern des Farnesischen Hauses, zeichnet sich durch Schönheit des Gebäudes und die Kapuzinerkirche durch ihre Malereien aus. Zu den merkwürdigsten Gebäuden gehören ferner: der herzogl. Pallast mit einem Reichthum an trefflichen Gemälden aus der lombardischen Schule, obgleich viele der besten 1734 nach Neapel gebracht worden; daß 1618 erbaute große und prächtige Theater, welches an 14.000 Zuschauer fassen soll, aber schon längst nicht mehr gebraucht wird; das ehemalige weitläufige Benediktinerkloster u. s. w. Auch die 1422 gestiftete Universität hat ein schönes Gebäude. Sehenswürdig sind

noch die Wasserleitungen und mehre schöne Springbrunnen. Parma hat Akademien der schönen Wissenschaften, Malerei und Künste, eine treffliche Bibliothek, eine große Erziehungsanstalt für den jungen Landesadel ꝛc. Die berühmte Buchdruckerei Bodoni's (s. d.), mit Schriften für 155 Sprachen, hat viele ausgezeichnete Prachtwerke geliefert. Der Kunstfleiß der (30.000) Einw. beschränkt sich auf einige Seidenmanufacturen, eine Porzellan- und eine Hutfabrik ꝛc., Handel mit Seidenwaaren, Parmesankäse ꝛc. Vor der Stadt befindet sich das Lustschloß Giardino mit einer Kunstgallerie und schönen Gärten, und zwischen der Stadt und der Citadelle ein öffentlicher Spaziergang, Stradone. S. „Geschichte der Lombardei", von Hasse (Dresden 1827 fg., 4 Bdchn.), und „Carta tipograf. dei ducati di Parma, Piac. e Guast.", trigon. aufgenommen 1821 fg., gez. und gest. vom k. k. Gen.-Quartiermeisterstabe (Mailand 1829, 9 Bl.).

Parmegiano (Il), oder Parmegianino, s. Mazzola.

Parmenides, aus Elea, gegen 500 oder 460 v. Chr., Schüler des Xenophanes und, n. Ein., Lehrer des Zeno von Elea und des Empedokles; nimmt zunächst neben seinem Lehrer eine Stelle unter den philosophischen Dichtern des ältern Zeitraums ein. Er begründete vorzüglich den Ruhm der eleatischen Schule; sowohl sein Scharfsinn, als sein musterhafter Lebenswandel werden einstimmig gepriesen. Er trug, wie sein Lehrer, die Resultate seines philosophischen Forschens in metrischer Sprache vor (doch soll er sich auch der Prosa bedient haben). Er stellte die Vernunfterkenntniß der Sinnenwahrnehmung entgegen. Das reine Seyn, von dessen Begriffe er ausging, wird nur durch Vernunft erkannt; es ist Eins, unveränderlich und ewig, sich selbst begrenzend, und so erfüllt es auch den Raum; dagegen ist Veränderung und Bewegung nur Schein. Wie er nun die Lehre des Seyns entwickelte, so stellte er auch ein System über den Sinnenschein auf, den er für unvermeidlich hielt. Hier nahm er das Warme und Helle, oder das Feuer, und das Kalte und Dunkle, oder die Erde, als sich entgegengesetzte Principien an. Bruchstücke seines philosophischen Gedichtes von der Natur findet man bei Stephanus, dann mit Uebers. von Fülleborn zusammengestellt (Züllichau 1795), und in Brandis's „Commentation. eleat.", P. I. (Altona 1813).

Parmentier (Antoine Augustin), Generalinspector des Medicinalwesens und Mitglied des Instituts von Frankreich, geb. zu Montdidier 1737, erlernte daselbst und zu Paris die Apothekerkunst, wurde 1755 in den Hospitälern der Armee von Hanover angestellt und brachte die Kriegsjahre in Deutschland, zum Theil als Kriegsgefangener, aber doch in nützlicher Thätigkeit zu und erhielt nach seiner Rückkehr eine Anstellung im Invalidenhause, 1772 als erster Apotheker daselbst; doch gab er diese Stelle auf und machte sich nun durch Schriften als Agronom bekannt. Insbesondere wurde er um die allgemeine Einführung des Erdäpfelbaums in Frankreich hochverdient. Unter der Consularregierung wurde er zum Präsidenten des Gesundheitsraths des Seinedepartements ernannt und zeichnete sich durch viele wohlthätige Einrichtungen. Unter mehre seiner Verdienste um die Oekonomie gehört besonders auch die Verbesserung des Traubenzuckers. Er starb 1813. Mehre seiner Schriften und Abhandlungen sind zum Theil in Verbindung mit andern verwandten Schriften deutsch übersetzt erschienen.

Parnassus (jetzt Liakura), ein Gebirge in der griech. Landschaft Phocis (jetzt Rumeli) an dessen Fuße die Stadt Delphi (s. d.) lag, mit der kastalischen Quelle, in deren Krystallwasser die Priesterin und Jeder, der sie befragte, sich reinigen mußten. Es war dem Apollo und den Musen heilig. Den Namen leitet man bald von Parnassus, einem Sohne Neptun's, bald von Deukalion's Kasten (Larnace) ab, in welchem dieser bei der großen Wasserfluth hier landete, daher es auch anfänglich Larnassus geheißen habe. Es hat 2 Spitzen, von denen die südliche Hyampea, die nordwestliche Tithorea hieß. Der höchste Gipfel hieß Lykoreus. Hier feierten die berauschten Bacchantinnen ihre Orgien.

Parnell (Thomas), vorzüglicher engl. Dichter, geb. zu Dublin 1679, studirte Theologie, wurde auf Empfehlung Swift's Pfarrer zu Finglaß bei Dublin, begab sich hierauf nach London und war ein eifriger Anhänger der Tories; dennoch schlug seine Hoffnung, eine Anstellung zu erhalten, durch den Tod der Königin Anna fehl. Er starb 1717 zu Chester. Parnell war ein Freund von Pope, Gay und Swift, besuchte mit diesen geistreichen Männern die muntere Gesellschaft, die sich den Scriblerus-Clubb nannte, und lieferte auch Beiträge zu dem „Zuschauer" und dem „Aufseher". Nach den alten Classikern hatte er seinen Styl gebildet; aber er verschmähte auch die Nachahmung der romantischen Dichter nicht. Seine Phantasie war nicht reich, aber gewandt und thätig. Mit Leichtigkeit und Anmuth sang er Lieder, die mehr als Spiele des Witzes sind. Eine Feenballade von ihm, im Geist und Styl der romantischen Vorzeit, erregte Aufsehen, weil man damals die Dichtungsart kaum mit dem feineren Geschmacke, nach dem die schönen Geister strebten, vereinbar hielt. Noch mehr Beifall fanden ein paar Erzählungen von Parnell; die eine u. d. T.: „Hesiodus oder die Entstehung des Weibes"; und die andere, besonders wegen ihrer didaktischen Tendenz beliebte und deßwegen auch in viele Sammlungen englischer Gedichte aufgenommene, mit der Ueberschrift: „Die Einsiedler". Vielen Fleiß hat er auf eine elegante Uebersetzung der Homerischen „Batrachomyomachie" gewandt. Die kältesten unter seinen poetischen Werken sind die biblischen Charaktergemälde. Seine Gedichte gab sein Freund Pope heraus, u. d. T.: »Poems on serval occasions« (London 1721, 1760, 8.) und Goldsmith (1789, 8.) mit einer Lebensbeschreibung des Dichters.

Parney (Chevalier Evariste de), einer der ausgezeichnetsten Elegiendichter der neuern Zeit, weßhalb er auch den Beinamen des franz. Tibull erhielt. Geb. 1753 auf der Insel Bourbon, kam er in seinem 10. Jahre nach Frankreich und widmete sich dem geistlichen Stande, verließ ihn aber bald wieder und nahm Kriegsdienste. Bei einer Reise in sein Vaterland 1773 lernte er seine Eleonore kennen, die ihn von dieser Zeit an begeisterte. Der unglückliche Ausgang dieser Leidenschaft bestimmte ihn zur Rückkehr nach Frankreich. 1777 hätte ihn seine »Epître aux insurgens« bald in die Bastille gebracht; nur das Verschweigen seines Namens rettete ihn. Das Jahr darauf erschien eine kleine Sammlung seiner erotischen Gedichte, die mit Beifall aufgenommen wurden. Nicht weniger Beifall fanden seine Elegien. Unter Napoleon ward er Mitglied des Instituts. Er starb 1814. Von seinen Poesien nennen wir noch: »La guerre des Dieus«, worin er, die „Pucelle" des Voltaire nachahmend, die kathol. Glaubenslehren lächerlich macht. Seine sämmtlichen Werke erschienen zu Paris 1812. Grazie und Zartheit des Ge-

dankens, tiefe Wahrheit der Empfindungen, der Reichthum einer bald heitern, bald wollüstigen, bald schwärmerischen Einbildungskraft, endlich eine Versification, deren Harmonie, Weichheit und Leichtigkeit das Ohr bezaubern, waren die Eigenschaften seiner Elegien, die ihm einen Rang unter den classischen Dichtern der Franzosen verschafften.

Parodie (v. gr., wörtlich Nebengesang), 1) bei den Griechen ein kleines Gedicht, welches scherzhafte Nachahmungen einzelner Stellen und Theile ernsthafter Dichtungen erhielt. Hipponax oder Hegemon von Thasos wird als Erfinder dieser Dichtart angegeben. 2) (n. Literat.), ist eine komische, oder auch ernsthafte Umbildung eines Gedichts, worin die Form desselben beibehalten, der Stoff aber verändert wird, wie z. B. in der „Batrachomyomachi", wodurch sich die Parodie von der Travestie (s. d.) unterscheidet. Beide wirken durch den Contrast, den sie zu ihrem Original bilden, die Parodie aber nur, insofern sie eine scherzhafte ist; denn in der ernsthaften wird der Ernst des Originals nur auf einen andern ernstern Gegenstand angewendet und daher hier nicht lächerlich gemacht, sondern vielmehr in seiner ganzen ernsten Bedeutung anerkannt, um durch Uebertragung derselben den Eindruck des Ernstes in dem Inhalte der Parodie noch zu erhöhen. Die scherzhafte Parodie gehört zum Gebiet der satyrischen Dichtung und gewährt, wenn sie mit Witz und sarkastischem Humor durchgeführt ist (denn sonst ist sie Entweihung eines guten Gedichts) nicht bloß eine geistreich-ergötzliche Unterhaltung, sondern hat auch den Nutzen für die Kunstkritik, alles übertrieben Erhabene, Schwülstige oder Bombastische in der Poesie nach Verdienst lächerlich zu machen. An gelungenen komischen Parodien ist besonders die franz. Literatur reich. Die besten deutschen sind von Mahlmann („Herodes vor Bethlehem", auf Kotzebue's „Hussiten vor Naumburg"), Röller („Der Kaffee", auf Schiller's „Glocke") und Schütz. S. Solbrig's „Almanach der Parodien" (2. Bdchn., Leipz., 1817, 1820, 21). 3) (Musik) der neue, entweder aus einer fremden Sprache übersetzte oder in derselben Sprache veränderte Text eines schon componirten Gesangstücks.

Paronomasie, die Redefigur, vermöge deren man verschiedene Vorstellungen durch gleichlautende Worte bezeichnet, um auf den Unterschied desto mehr aufmerksam zu machen, z. B. die Menschen sind nicht immer zusammen, wenn sie beisammen sind.

Parole, s. **Feldgeschrei**.

Paros, eine 4½ QM. große Insel des griech. Archipelagus, einst eine der reichsten und mächtigsten unter den Cykladen, mit fruchtbaren Gefilden und 2 vortrefflichen Häfen (jetzt St.-Maria und Soro), zählt jetzt kaum 2000 griech. Einw. Als Verbündete des Darius fochten die Parosier mit in den Reihen der Perser bei Marathon, weßhalb ihre Hauptstadt von Miltiades belagert ward. In dem Kriege mit Xerxes blieben sie neutral. Nach dem Siege bei Salamis wurde Paros von Themistokles erobert und blieb den Athenern unterworfen. Nach Alexander stand sie aber eine Zeitlang unter dem ägyptischen Könige Ptolemäus; doch bald gelangten die Athener wieder zum Besitz und erhielten sich darin bis auf Mithridates; dann kam sie unter die Römer. Vorzüglich war Paros seines Marmors wegen berühmt, der länger als andere Arten den Wirkungen der Witterung widersteht, am besten in den Steinbrüchen des Berges Marpessa (jetzt Capresso) gefunden wurde. Ueber die hier

verfertigte, nach Clarke auf Zea wiedergefundene **Marmorchronik**, s. d. Art. Haupterzeugniß ist die Baumwolle, auch etwas Korn und Wein. Der Hauptort Parichia steht wahrscheinlich auf den Ruinen des alten Paros. Im Innern der Insel (die bei den Türken Bara heißt) finden sich noch viele herrliche Trümmer alter Gebäude. Der beste Ankerplatz für die Kriegsschiffe ist Naussa. — Bei Paros liegt **Antiparos**, mit 500 Einw., der Geburtsort des Phidias und des Praxiteles, eine Felseninsel, berühmt durch ihre 150 Faden tiefe Höhle, voll der seltsamsten Tropfsteingestalten und merkwürdig durch die hier sichtbare Krystallisation des Alabasters.

Paroxysmus (vom Griech., schärfen, heftig machen) bezeichnet in den intermittirenden (aussetzenden) Fiebern den Zeitpunkt, wo die krankhaften Erscheinungen wiederkehren, einen neuen Anfall bilden; bei den remittirenden (nachlassenden) Fiebern nennt man die Steigerung und Verstärkung der Symptome die Exacerbation. Am deutlichsten ist der Paroxysmus und am reinsten die Apyrexie, nämlich jener Zeitraum zwischen zwei Anfällen, in dem alle Fieberzeichen verschwunden sind bei den einfachen Wechselfiebern, sodaß man jeden Fieberanfall, der wie jenes länger anhaltende fieberhafte Leiden eine Periode der Zunahme, der höchsten Stärke und der Abnahme zeigte, füglich für ein besonderes Fieber, mit der Reihe aller einzelnen Anfälle den ganzen Umlauf des Fiebers bildet, ansehen kann. Der Paroxysmus ist entweder typisch, d. h. er kehrt regelmäßig zu einer bestimmten Zeit wieder; oder atypisch, erratisch, unregelmäßig, er beobachtet keine bestimmte Zeit. Bei den remittirenden Fiebern tritt gewöhnlich die Exacerbation gegen Abend oder in der Nacht ein, wo dann gegen Morgen die Heftigkeit der Symptome nachläßt.

Parr (Samuel), großer Gelehrter und scharfsinniger Kritiker, classischer Philolog, auch in seiner Muttersprache in Bezug auf Würde, Kraft, Fülle und Gediehenheit ausgezeichnet, überdieß ein großer Moralist, gründlicher Theolog, tiefer Metaphysiker, wohlunterrichteter Jurist und ein furchtbarer Streitredner. Geb. 1747 zu Harrow on the Hill, erhielt seine erste Bildung auf der Schule seines Geburtsorts, die damals zu den besten in England gehörte, und machte außerordentliche Fortschritte in dem Studium der alten Sprachen. Sein Vater, ein Wundarzt und Apotheker, wollte ihn seinen Wissenschaften widmen, erlaubte aber endlich dem Widerstrebenden, den Mediciner mit dem Philologen und Theologen zu vertauschen. Er bezog deßhalb 1765 die Hochschule zu Cambridge. 1767 ward er Gehülfe an der Schule zu Harrow und setzte in seinen Mußestunden seine philosoph., philolog. und religiösen Studien fort. 1769 erhielt er die geistliche Weihe und übernahm die Obhut über 2 Kirchspiele, entsagte jedoch 1771 dieser Stelle und legte zu Stanmore ein Erziehungsinstitut an, konnte sich aber nur wenige Jahre behaupten, und vertauschte dasselbe mit der latein. Schule zu Colchester. Das Griechische machte eine Hauptrubrik in Parr's Unterricht. Am liebsten tractirte er die griech. Dramatiker, welche er die schwierigste und ehrenvollste Aufgabe des Schulmanns nannte, und die er nicht müde wurde, zu erläutern und zu repetiren. Wirklich wußte er ebensosehr seinen Schülern eine lebendige Bewunderung für die Meisterwerke des classischen Alterthums einzuflößen, als er selbst reife Gelehrte, die seinen Lectionen beiwohnten, durch die Leichtigkeit, Feinheit und Schärfe seiner Auslegungen in Staunen versetzte. Er zog eine

Menge vortrefflicher Männer, u. A. den berühmten Philologen Maltby und Rich. Brinsley Sheridan. 1781 wurde er in Cambridge Doctor der Rechte, erhielt darauf eine Domherrnstelle an der Paulskirche in London und ging 1786 als Pfarrer nach Hatton in Warwickshire, wo er auch junge Leute in seinem Hause erzog. Hier hätte seine Bekanntschaft mit Priestley (s. d.) beinahe den Verlust seiner (damals 4000, später 10.000 Bände starken) Bibliothek veranlaßt, welche der aufgebrachte Pöbel vernichten wollte. Auch entstand über seine berühmte Recension von D. Combe's Ausg. des Horaz 1793, ein heftiger Federkrieg. Zugleich schrie man über seine Anhänglichkeit an Fox und die Wighs, weil dieß einem Jugendlehrer nicht zieme, bis er 1801 die Erziehung ganz aufgab. Der geistreiche Parr wurde seiner Rechtschaffenheit wegen von seinen Schülern und seiner Gemeinde ebenso sehr geliebt als wegen seiner Gelehrsamkeit und Kanzelberedtsamkeit bewundert. Er war (1820) Kaplan der verst. Königin; Sir Francis Burdett gab ihm 1802 eine Pfründe von 270 Pf. St., der Wighclubb dazu eine Leibrente von 300 Pf. und eine ihm vom Bischof Lowth verschaffte Pfründe trug ihm zuletzt 3000 Pf. ein. Wo es galt für das Recht und die Freiheit zu kämpfen, trat der rüstige Mann in die Schranken — die Volksrechte der Amerikaner, die Menschenrechte der Neger, die Staatsrechte der Dissenters und Katholiken, die Mündigkeitsrechte der Constitutionsfreunde auf dem Continent — fanden an ihm einen beredten Fürsprecher. Er stand mit Staatsmännern und Gelehrten über die wichtigsten Fragen der Zeit in Briefwechsel. Noch 1819 hatte er Schottland besucht und mit den dortigen Gelehrten Bekanntschaft gemacht. Als 80jähriger Greis munter und arbeitsam, besaß er noch ein außerordentliches Gedächtniß und die größte Fertigkeit im Schreiben, doch so unleserlich, daß wenig davon im Druck erschienen ist. Er starb zu Hatton den 6. Mai 1825. In seinem Testamente vermachte er dem Prof. Hermann in Leipzig als dem größten Kritiker seiner Zeit einen goldenen Ring. England nennt Parr seinen ersten Latinisten und erzählt sich viel von seinen Sonderbarkeiten, daß er z. B. eine vorzügliche Kenntniß im Glockenläuten (bell-ringing) besessen u. s. w. S. Barker's „Parriana oder Sketches of the late D. Sam. Parr" (Lond. 1828), J. Johnstone's „The works of S. Parr, mit Memoirs of his life and writings" (8 Bde., London 1828), und W. Field's „Memoirs and correspondence of the late D. S. Parr", nebst biographischen Nachrichten von ihm und seinen Zeitgenossen (2 Bde., London 1828).

Parrhasius, ein berühmter griech. Maler aus Ephesus, ein Zeitgenosse und Nebenbuhler des Zeuris. Seine Vorzüge waren, daß er schönere Verhältnisse beobachtete, feinere Gesichtszüge oder Geistigkeit im Ausdrucke, schöne Haare und viele Vollendung und Genauigkeit in den Umrissen darstellte; doch tadelte man an ihm, daß er die Leiber um die Mitte nicht recht bildete. Seine Handzeichnungen wurden sehr geschätzt. Er hatte außerordentlich viel Künstlerstolz. Wie Athenäus versichert, ging er in Purpur gekleidet, mit einem Kranz von Gold auf dem Haupte, und nach Plinius leitete er seine Familie vom Apollo ab. Er wetteiferte mit dem Thimanthes aus Samos in einem Gemälde, das den Ajax, wie er mit dem Ulysses um die Waffen des Achilles streitet, vorstellte. Da die Richter seinem Gegner den Sieg zusprachen, so sagte er: Es sey ihm wegen des Helden leid, daß er abermals von einem Nichtswürdigen überwunden worden sey.

Parsen, s. Zoroaster.

Parthenon, s. Athen.

Parthenope, s. Neapel.

Parther. Unter Parthien im weiteren Sinne verstand man im Alterthume das parthische Reich zwischen dem Euphrat, Oxus, dem kaspischen und dem indischen Meere. Im engsten Sinne ist Parthien (Parthyene) das kleine Land, wo die Parther wohnten, umgrenzt von Hyrkanien, Aria, Karmanien und Medien, und rings von Gebirgen eingeschlossen. Es lag in dem nordwestl. Theile vom heutigen Khorasan, wo jetzt Kurti und Thus liegen. In einem mittlern Sinne bedeutet Parthien auch die nördl. Provinzen Persiens, das gesegnete Hyrkanien (jetzt Masenderan, Dscherdschan und Karkan), das kleine Parthyene selbst, durch Pferdezucht berühmt, Aria (einen Theil von Khorasan), Margiana (jetzt Forg und Maruschak in Ostkhorasan), Baktriana (oder den südlichen Theil der Bucharei); die Länder um den Paropamisus (die Gegend um Kandahar), Drangina (Sezestan), Archosia und Sogdiana (den nördlichen Theil der großen Bucharei). Die Parther (Flüchtlinge) waren in den frühesten Zeiten als Wilde bekannt; sie stammten von den Scythen; Vielweiberei war unter ihnen herrschend; sie fochten nur zu Pferde, waren als Bogenschützen berühmt und besonders im Fliehen furchtbar. Sie kamen unter die Herrschaft der Perser, Macedonier und Syrer. Unter diesen blieben sie bis auf Antiochus II. Damals griff Arsaces (**Aschak**, s. d.) zu den Waffen, vertrieb die Syrer und verbreitete seine Siege über die benachbarten Länder. Noch mehr thaten dieß seine Nachfolger. So entstand das parthische Reich, beherrscht von den Arsaciden (Aschkaniern oder Aschakern) seit 156 v. Chr., mit der Hauptstadt Ktesiphon, an der östl. Seite des Tigris, von Vardanos erbaut. Sie kriegten mit den Römern mit abwechselndem Glücke, nie aber konnten die Römer ihnen dauernde Vortheile abgewinnen. Crassus blieb gegen sie (53 v. Chr.) in einer großen Niederlage. Trajan hatte zwar einen Theil von Parthien erobert, aber diese Eroberung wurde theils von ihm selbst, theils von Hadrian aufgegeben. 214 n. Chr. erregte Artaxerxes, ein Perser, Sohn des Sassan, einen Aufstand, stürzte die Arsaciden vom Throne und unterwarf 229 ganz Mittelasien sich und dem Sassanidischen Hause. (S. **Persien**.)

Particip, eine Art von Wörtern, welche ihrer Abstammung nach dem Zeitworte, ihrem Gebrauche nach aber dem Eigenschaftsworte angehören. Wenn sie daher von der einen Seite zur Bezeichnung einer Eigenschaft den Substantiven beigefügt werden, drücken sie von der andern, als zeitwörtliche Redetheile, zugleich ein Zeitverhältniß aus (daher Particip der Gegenwart, der Vergangenheit, der Zukunft), und halten so gleichsam in der Mitte zwischen beiden Gattungen von Wörtern, daher man ihnen nicht unpassend den deutschen Namen Mittelwort beigelegt hat. Sie als Sprechart (modus) des Zeitworts zu betrachten, wie sonst wohl geschehen, ist falsch, da sie in der Regel nie allein für sich eine vollständige Aussage enthalten, sondern, wie die Eigenschaftswörter, mit dem Hauptworte zu einem Begriffe verschmelzen. Gebrauch und Anzahl der Participien sind nicht in allen Sprachen gleich. So ist die deutsche Sprache im Gebrauche der Participial-Verbindungen beschränkter als mehre alte und neuere Sprachen und entbehrt somit eines wirk-

samen Mittels für die Kürze des Ausdrucks; ebenso geht ihr das Participder künftigen Zeit ab, sowie sie auch, da sie die leidende Form des Zeitworts nur durch Umschreibung bildet, kein eigentlich passives Participhaben kann.

Partikel, ein in älteren Sprachlehren üblicher Ausdruck für die kleineren nicht umwendbaren und umwandelbaren Redetheile einer Sprache, wie die Verhältniß- und Bindewörter, der jedoch, da die bloße Kleinheit des äußern Umfangs keine besondere Classe von Wörtern, folglich auch keinen besondern Classennamen begründen kann, besser vermieden wird.

Partisan, Parteigänger im kleinen Kriege (s. Freicorps). — Partisane, eine Art von Spieß, welcher unter dem Stecheisen noch eine Barte oder ein kleines Beil hatte. Sie ist jetzt nur noch an einigen Höfen bei den Trabanten als Zierwaffe gewöhnlich.

Partitur, diejenige Schrift, in welcher ein Tonstück in allen dazu gehörigen Stimmen dergestalt geschrieben ist, daß diese, jede auf ihrem besondern Systeme und mit ihrem Schlüssel bezeichnet, senkrecht unter einander stehen, sodaß man das Tonstück sogleich in allen seinen Stimmen mit einem Blick übersehen, und der Kenner, ohne es erst gehört zu haben, in Gedanken die Wirkung und den Werth desselben beurtheilen kann. Im Gegensatze der Partitur sagt man, das Stück ist ausgeschrieben, wenn nämlich jede Stimme einzeln zum Gebrauch Dessen, der sie vorträgt, abgeschrieben ist. Die Partitur ist für Jeden, der eine Musik aufführt, nothwendig, um die Fehler, die etwa eine einzelne Stimme begehen kann, sogleich zu bemerken und derselben, wo möglich, nachzuhelfen, überhaupt das Ganze beisammen zu halten. Der Componist muß zugleich den Entwurf der Partitur machen, er mag hierbei der ihm bequemsten Methode folgen, so darf er doch nie den Hauptzweck aus den Augen verlieren, daß das vielstimmige Ganze leicht übersehen werden kann. Meist werden die Sopraninstrumente über die Menschenstimmen und Baßinstrumente, und die Singstimmen unter die Instrumentalpartie der Violinpartie zunächst gestellt, und die obligaten und bedeutenden Partien in die mittlern Systeme der Partitur gesetzt. Der Director muß nicht allein die Partitur völlig lesen können, sondern auch die gehörige Kenntniß der Harmonie aller Instrumente und Stimmen des Zeitmaßes besitzen; er muß Geistesgegenwart haben, jeden vorfallenden Fehler auf der Stelle zu verbessern; überdieß muß er sich eine große Gewandtheit in der Leitung und eine bedeutende Uebung auf seinem Instrumente, sowie eine vollkommene Kenntniß des Generalbasses erworben haben.

Parzen (griech. Mören), die unerbittlichen Schwestern, welche das Schicksal der Menschen in den werdenden Faden spinnen. Bei Homer und Hesiod erschienen sie als Göttinnen des menschlichen Schicksals und einzelner Geschicke, ohne Todesverhängniß. Als Göttinnen des Todes gehören sie der Unterwelt an und sind die Töchter der Nacht; als Schicksalsgöttinnen gehören sie in das Gebiet des Zeus und sind demselben von der Themis geboren. Als Töchter des Zeus nahmen sie Antheil an den Bestimmungen des Schicksals, waren Dienerinnen ihres Vaters und mit allen dazu nöthigen Eigenschaften ausgerüstet. Sie spinnen dem Menschen seine künftigen Schicksale in einem Faden zu, wissen also die Zukunft und prophezeien sie; sie singen die Schicksale der Sterblichen, indem sie zugleich ihre Spindeln in Bewegung setzen. Man legte dann

auch jeder ein bestimmtes Geschäft bei. Die eine schrieb, die andere sprach, die dritte spann den Faden ab, oder Atropos war die vergangene, Lachesis die künftige, Klotho die gegenwärtige Zeit. Abgebildet werden sie, wie Lachesis die Spindel, Klotho den Rocken hält und Atropos den Faden durchschneidet.

Pascal (Blaise), ein großer Mathematiker, geistreicher Ascet und classischer Prosaist seiner Muttersprache, geb. 1623 zu Clermont in Auvergne, erhielt von seinem Vater, der erster Präsident beim dasigen Steueramte war und in der Mathematik und Physik treffliche Kenntnisse besaß, den ersten Unterricht. Mit seltenen Talenten ausgestattet, ward der junge Pascal von seinem Erzieher in das Studium der alten Sprachen eingeweiht, verrieth aber eine vorzüglichere Neigung zu den mathemat. Wissenschaften, die er heimlich betrieb. Groß war das Erstaunen des Vaters, als er einst seinen Sohn die Figur zeichnen sah, welche zum Beweise des 32. Lehrsatzes im Euklid dient. Eine Abhandlung von den Kegelschnitten, die er 4 Jahr später verfaßte, zeugte von so großen Talenten, daß man dieselbe dem berühmten Descartes übersandte. Mit gleichem Erfolge studirte Pascal die übrigen Zweige der Mathematik und erfand 1632 zu Rouen die bekannte Rechnenmaschine. Unter den anhaltenden Studien litt seine Gesundheit so sehr, daß er seit seinem 19. Jahre in eine dauernde Kränklichkeit verfiel. Doch schritt er auf der einmal betretenen Bahn muthig fort; beschäftigte sich mit Untersuchungen über die Schwere der Luft und schrieb eine Abhandlung über das Gleichgewicht der Flüssigkeiten, 1649 aber eine andere über die Cykloide oder Radlinie, deren Eigenschaften er erforscht hatte (s. Höhenmessungen). Das Lesen einiger Erbauungsschriften bewog ihn, den weltlichen Wissenschaften zu entsagen und sich in seinem 24. Jahre in die Einsamkeit des Klosters Port-Royal zurückzuziehen, wo er mit den Jansenisten Arnauld, Nicole &c. in freundschaftliche Verbindung trat und sich zu ihren Religionsgrundsätzen bekannte. Er lebte seitdem nur mit geistlichen Uebungen beschäftigt. Die Geduld, welche er in seinen langwierigen und vielfältigen Krankheiten zeigte, war bewunderungswürdig. Endlich nach vielen Leiden verließ sein Geist diese Erde, 1672 zu Paris. Seine vermischten Gedanken („Pensées") über Wahrheit, Moral und Religion (Amsterd. 1697), ein didaktisches Werk, zeigen ihn als beredten Schriftsteller, der aus der Fülle seines Herzens mit männlichem Ernste die Sprache des Verstandes spricht. Die Sprache ist rein, bestimmt, kräftig, edel und anziehend. Sein polemisches Werk, die „Provinzialbriefe", in welchem er die casuistische Moral der Jesuiten theils mit strengem Ernst, theils mit komischer Beredtsamkeit bekämpfte, wurde als eine Schmähschrift vom Papste und den Parlamenten von Paris und Bordeaux verdammt und zum Feuer verurtheilt. Offenbar beruhte auch dieses Buch — wie Voltaire sagt — auf einer ganz irrigen Voraussetzung, indem Pascal die tollen Begriffe und Ansichten etlicher spanischen und flamländischen Jesuiten hämischer Weise dem ganzen Orden beilegte (vgl. Jesuiten). Indeß gehören jene Briefe wegen der in ihnen herrschenden eleganten Sprache zu den vollkommensten prosaischen Werken der franz. Literatur. Der Jesuit Daniel hat sie am besten widerlegt. Pascal's sämmtliche Werke erschienen zu Paris 1774, 5 Bde. Raimond's Lobrede auf Pascal (Paris 1816) enthält seine Lebensgeschichte.

Pascha, der Statthalter einer türkischen Provinz und zugleich Be-

fehlshaber der darin befindlichen Kriegsvölker. Den vornehmsten werden 3, den kleinern 2 Roßschweife vorgetragen. Die Gewalt eines Pascha ist sehr groß. Zwar wird er vom Großherrn nach Willkür ein- und abgesetzt, auch ist er verpflichtet, an den Kriegen desselben auf erhaltenen Befehl Theil zu nehmen und die Einkünfte der Provinz bis zu einem gewissen Betrage abzuliefern, aber die ganze innere Verwaltung hängt von ihm ab.

Paschalik, die Provinz, Statthalterschaft eines Pascha.

Pasigraphie (vom griech.), die, wenigstens in der Idee und ihrer Möglichkeit nach aufgestellte Kunst, durch allgemeine, jeder Nation, welche Sprache sie auch rede, verständliche Zeichen, Gedanken und Nachrichten mitzutheilen. Leibnitz war der Erste, der sie in Anwendung brachte. Später haben sich Wilkens, Geberger, Wolke, Sicard, Rüther, damit beschäftigt. Die Akademie der Wissenschaften zu Kopenhagen setzte 1811 einen Preis auf die beste Lösung dieser Aufgabe. In Frankreich rühmte der Ritter de Maimieur sich, sie erfunden zu haben. Die Idee einer Pasigraphie und allgemeinen Sprachlehre, sagt Joh. Jakob Wagner in seiner „Philosophie der Erziehungskunst", gründet sich darauf, daß das Wesen aller Sprachen in ihrer innern Organisation besteht, für welche ein allgemeiner Ausdruck möglich seyn muß. Diese innere Organisation der Sprache kann nämlich bloß Ausdruck der Wechselverhältnisse der Vorstellungen seyn, welche Verhältnisse wieder nur Ausdruck der realen Verhältnisse der Objective sind. Läßt sich nun für diese realen Verhältnisse eine allgemeine Darstellung finden, so ist eine allgemeine Sprachlehre gegeben, und läßt sich diese, in einer allgemeinen Charakteristik ausgedrückt, bis zum Einzelnen herabführen, so hat man eine Pasigraphie. Doch könnte eine wirkliche Pasigraphie nur dann entworfen werden, wenn wir ein verständiges System von Begriffen hätten, in welchem jedem Begriffe sein Werth genau durch seine Stelle gesichert wäre. Ueber die Idee der Pasigraphie vgl. J. Sev. Vater's „Pasigraphie und Antipasigraphie, oder über die neuesten Erfindungen einer allgemeinen Schriftsprache für alle Völker ꝛc." (Weißenfels 1795); J. Im. Niethammer „Ueber Pasigraphie und Ideographie" (Nürnberg 1818), und And. Riem „Ueber Schriftsprache und Pasigraphie" (Manh. 1809, 1. St.). Eine allgemeine Sprache durch Laute (Pasilalie), welche man mit Pasigraphie zugleich versucht hat, ist ebenfalls noch nicht versucht worden.

Pasiphaë, Tochter des Helios und der Perseïs, und Gemahlin des Minos, Königs von Kreta, dem sie den Deukalion und Glaukus, die Ariadne und Phädra geboren haben soll. Verblendet von Neptun (der den Minos dafür bestrafen wollte, daß er den vom Gott erflehten und empfangenen Stier nicht geopfert), oder, wie A. sagen, von der Venus (die dem ganzen Geschlechte des Helios wegen der an ihr und Mars begangenen Verrätherei Rache geschworen hatte), entbrannte sie in unnatürlicher Liebe zu jenem Stier, ward in des sinnreichen Dädalus hölzerner Kuh ihres Wunsches gewährt und gebar den stierhauptigen Minotaurus (s. d.).

Pasquill, eine ohne oder unter falschem Namen verbreitete Schrift, welche eine, entweder namentlich angegebene oder doch kenntlich gemachte Person eines Verbrechen, zuweilen auch wohl nur unmoralischer oder auch bloß lächerlicher Handlungen beschuldigt. Die Worte Schmähschrift (s. d.) oder Schandschrift, welche man im Deutschen dafür ge-

braucht, drücken den Begriff nicht ganz richtig aus, weil ein Pasquill öfters nicht schmäht, sondern nur, obschon beißend, die Wahrheit sagt. — Pasquino war eine verstümmelte Säule in Rom an einer Ecke des Platzes in Navona im Quartier de Parione. Die Säule erhielt den Namen von einem geistreichen Schuster, der in dieser Gegend wohnend, durch beißende Anmerkungen über bedeutende Römer bekannt war und von dem jovialen Volke im Andenken der Nachkommen erhalten wurde (daher stammt auch das Wort Pasquill). Gegen jener Säule über stand die Bildsäule Marforio, an welcher die Antworten auf Pasquin's Fragen oder Urtheile und Zusätze angeheftet wurden. So unterredeten sich gleichsam 2 joviale Römer über Begebenheiten, welche Rom interessirten. Diese beide Bildsäulen stehen jetzt in einem Winkel des Campidoglio.

Passagen, in der neuern Musik (und zwar vorzüglich im Gesange), eine Reihe melodischer Töne, wodurch die Melodie mannigfaltiger gemacht und mittelst der sogen. Diminution oder Verkleinerung eine Hauptnote in mehre verwandelt wird. Diese aus allerlei Figuren zusammengesetzte Läufe müssen so beschaffen seyn, daß alle Töne leicht und in einem Zusammenhange vorgetragen werden können, weßhalb sie auch beim Gesange nur auf eine Sylbe fallen. Sie sind entweder vom Tonsetzer selbst vorgeschrieben, oder werden vom Sänger oder Spieler da angebracht, wo jener nur die Hauptnoten angegeben hat. Sie müssen mit Einsicht und Geschmack gebraucht werden, um nicht die Harmonie zu stören, oder in leere Künsteleien auszuarten. In der Kirchenmusik sind sie sparsamer anzuwenden als in der weltlichen.

Passagen= (auch Höhen=) Instrument, Mittags= oder Durchgangs=Fernrohr (engl. transit), wurde 1689 von dem dänischen Astronomen Olaus Rämer angegeben, um Sterne durch den Mittagskreis eines Orts aufstellen zu können, sodaß die Are des Rohrs auch nur in dieser Ebene, zwischen dem Scheitelpunkt und Gesichtskreis bewegbar bleibt. Am Objectivglase ist ein Fadenkreuz angebracht, und ein am Instrumente befindlicher Gradbogen dient, die Erhöhung des Rohres bei jeder Richtung anzuzeigen.

Passah oder Paschah (im Hebr. Verschonung, Vorübergang; so genannt von Moses in Beziehung auf den Vorübergang des Würgengels vor den Häusern der Israeliten), eins der drei jüdischen Hauptfeste, zum Andenken an den glücklichen Auszug der Kinder Israels aus Aegypten (2. Mos. 12, 1—20), welches in den Monat Nisam fiel und im Nationalheiligthum gefeiert werden mußte. Es dauerte vom 14. Nisam bis zum Abend des 21. Nisam. Der erste und letzte Tag waren Festtage, an welchem keine Arbeit vorgenommen werden durfte. Am Vorabend des ersten Tages wurde ein einjähriger und fehlerfreier Schaf= oder Ziegenbock (Osterlamm) von jedem Handwerker im Vorhofe des Tempels geschlachtet, gebraten und so verzehrt, daß davon nichts auf den folgenden Tag übrig blieb. War dazu die Familie nicht stark genug, so traten mehre zusammen. Späterer Bestimmung zufolge sollten nicht mehr als 10 ein Osterlamm essen. Auch durfte am Paschahmahle jeder Beschnittene Theil nehmen. Frauen waren dazu wenigstens nicht verpflichtet. Als Zukost genoß man bittere Kräuter und ungesäuerten Brotkuchen, die Gesellschaft mußte in Reisecostum erscheinen. Das ganze Fest über aß man bloß ungesäuertes Brot, Trübsalsbrot. Täglich wur=

den im Namen und zum Heil der ganzen Nation Brand- und Sühnopfer dargebracht. Am zweiten Tage des Festes brachte man die reifen Erstlinge auf den Altar. Israeliten, welche nicht in Jerusalem wohnten, erhielten die nöthigen Zimmer unentgeltlich eingeräumt; jedoch überließen sie dafür gewöhnlich das Fett des Osterlammes und die dabei gebrauchten irdenen Gefäße. Diejenigen, welche in der Stadt selbst kein Unterkommen finden konnten, lagerten sich nach Weise der Wallfahrer außerhalb derselben und genossen hier ihr Osterlamm. In späterer Zeit reichte man, wahrscheinlich nach einem von den römischen Libationen entlehnten Gebrauche, beim Mahl noch vier Becher Wein herum, deren jeder mit einem Dankspruch begleitet wurde. Der dritte hieß calix benedictionis (1. Kor. 10, 26); zwischen dem Herumgehen der Becher sang man das große Halbel (Ps. 113—118); fügte man, wie bisweilen, noch einen fünften Becher bei, so wurde Ps. 120—137 gesungen.

Passarowitzer Friede, der, wurde am 21. Juli 1718 von Venedig und dem Kaiser Karl VI. mit der Pforte, zu Passarowitz, einer kleinen Stadt in Serbien, am Einflusse der Morawa in die Donau, unter Vermittelung Englands und Hollands, abgeschlossen und endigte den Krieg, welchen die Pforte ohne Grund 1714 gegen Venedig unternommen hatte, um Morea zu erobern. Dieß gelang ihr 1714 binnen 2 Monaten. Der Kaiser ergriff, als Garant des Karlowitzer Friedens (s. d.), 1716 für Venedig die Waffen. Eugen siegte bei Peterwardein (15. Aug. 1716) und bei Belgrad (16. Aug. 1717). Nun entschloß sich die Pforte, den Frieden nach dem Uti possidetis einzugehen. Dadurch behielt sie Morea, ohne daß Venedig förmlich darauf im Frieden verzichtete. Oestreich erhielt Belgrad mit Serbien, den temeswarer Bannat, die Walachei bis zur Aluta und ein Stück von Kroatien. (Vgl. Belgrad.)

Passatwinde, s. Winde.

Passau, bis 1803 die Hauptstadt eines gleichnamigen Fürstbisthums des deutschen Reichs, jetzt des baier. Unterdonaukreises und wichtige Festung, in der Gabel des Inn und Ilz in die Donau, eine schöne Stadt von 10.400 Einw., besteht aus 3 Theilen, die durch hölzerne Brücken miteinander verbunden werden. Sie wird durch die zwischen der Donau (über die eine 1818—23 erbaute, auf 7 Granitpfeilern ruhende Brücke führt) und dem rechten Ilzufer liegende Bergveste Oberhaus mit 8 Forts geschützt. Merkwürdig sind: die prächtige Kathedrale aus Quadersteinen, das bischöfl. Palais, das ehemal. Jesuitencollegium, worin jetzt ein Lyceum. Passau ist der Sitz des Generalcommissariats, eines Bischofs; hat ein Klerikalseminar, Tabacks- und Porzellanfabrikatur, mehre Manufacturen, Papiermühlen, bedeutende Bierbrauereien, viele Schiffbauerei, sowie lebhaften Handel auf der Donau. In der Nähe von Passau liegen die Lustschlösser Freudenheim mit einem schönen Park, Löwenhof ꝛc. — Passauer Kunst nannte man die Zettel eines passauer Nachrichters, welche die damit Versehenen hieb- und schußfest machen sollten, woran man 1611 wirklich glaubte. — Passauer Vertrag, s. Karl V. und Religionsfriede.

Passion, vorzugsweise das letzte Leiden Christi, zu dessen Andenken die christliche Kirche eine Feier eingesetzt hat, welche Fasten- oder Passionszeit 7 Wochen lang vor Ostern dauert, und in welcher Zeit Passionspredigten über einzelne Theile der Leidensgeschichte gehalten werden.

Passiv, s. Activ. — Passivhandel, s. Activhandel.

Paßwan Oglu, geb. zu Widdin 1758, Sohn des Paßwan Omar, eines Baschi Oga zu Widdin, welcher seiner Reichthümer wegen 1791 hingerichtet ward. Paßwan Oglu, einst selbst gegen seinen Vater empört, doch später mit ihm versöhnt, dachte darauf, seinen Tod zu rächen; er sammelte daher 5000 Freibeuter, bemächtigte sich Widdins, stellte sich daselbst, im Einverständnisse mit den Janitscharen, an die Spitze der Mißvergnügten, entging mehren Nachstellungen der Pforte durch List, griff den Pascha von Widdin, der ihn getödtet glaubte, an, besiegte ihn, nöthigte die benachbarten Provinzen, Contributionen zu entrichten, und die Fürsten der Moldau und Walachei zur Lieferung von Geld, Lebensmitteln und Munition. Außer andern Unzufriedenen, die er um seine Person sammelte, regte er auch sogar die Griechen gegen die Pforte auf, indem er sich für ihren Beschützer erklärte. Die Pforte bot ihm endlich Begnadigung und Rückgabe der eingezogenen väterlichen Güter an, wenn er die Waffen niederlegen würde. Unterdessen traf ein neuer Pascha in Widdin ein, den Paßwan Oglu zwar nach dem üblichen Gebrauch einsetzte, doch ihm nicht das mindeste Ansehen ließ. Später bat er vergebens um die Statthalterschaft von Widdin, mit dem Titel eines Pascha von drei Roßschweifen, und empörte sich hierauf 1794 von neuem, verjagte den Pascha und fing seine Streifzüge wieder an. Die Gelegenheit, sich der Moldau und Walachei zu bemächtigen, ließ er unbenutzt, um nicht Oestreich und Rußland gegen sich aufzubringen. Auf seinen Kopf ward nun ein Preis gesetzt und Ali Pascha Beglerbeg von Rumelien an der Spitze von 50.000 Mann gesandt, den Rebellen zu bekämpfen. Paßwan Oglu erlitt 1794 bei Varna einige Verluste, aber er ersetzte sie bald durch andere Vortheile; ohne Widdin zu verlassen, leitete er die Züge seiner Krieger, die ihm 1796 Orsowa, Silistria und beinahe alle Plätze an der Donau, endlich auch Belgrad und, nachdem ein türkisches Heer vor Widdin geschlagen, auch 1797 Nikopolis und Adrianopel erobert. Die Pforte, durch solche Fortschritte und durch die Vereinigung vieler Janitscharen mit ihm beunruhigt, versammelte 100.000 Mann bei Adrianopel unter dem Befehl des Kapudan-Pascha Hussein, gegen den Paßwan Oglu. Dieser konnte damals das ottomannische Heer in den Engpässen des Hämus einschließen und vielleicht vernichten, er zog es aber vor, den größten Theil seines Heeres zu entlassen und sich mit 12.000 ausgezeichneten Kriegern und hinreichendem Mund- und Kriegsvorrath für 2 Jahre in Widdin einzuschließen. Die Belagerung begann im Juni 1798, mußte aber nach mehren Unfällen den 23. Oct. aufgehoben werden. Nun zog Paßwan Oglu seine entlassenen Soldaten wieder an sich, nahm eine drohende Stellung gegen die von ihm verlassenen Plätze an und nöthigte dadurch den Sultan, ihn zu begnadigen und ihm die Statthalterschaft von Widdin nebst der Würde eines Paschas von drei Roßschweifen zu bewilligen. Paßwan Oglu führte nun eine zwar harte, doch gerechte Verwaltung, diente der Pforte treu in dem nächsten Kriege gegen Rußland und behauptete ein uneingeschränktes Ansehen bis an seinen Tod, der am 5. Febr. 1807 erfolgte.

Paste, der Abdruck eines antiken geschnittenen Steins, einer Medaille oder Münze. Zu des Plinius Zeiten verfertigte man von geschnittenen Steinen oder Gemmen vortreffliche Abdrücke in Glas, welche Kunst, die nachher verloren ging, seit dem 15. Jahrh. wieder hervorge-

sucht, vorzüglich zu Anfang dieses Jahrh. zu großer Vollkommenheit gebracht wurde. Die Abdrücke, welche Lippert in einer Masse von schöner weißer Erde bildete, sind überaus scharf und fein, und weder Hitze noch Kälte kann sie zerstören. Nicht minder vortrefflich sind die Pasten von Wedgwood und Bentley in England. Am meisten wird indeß der englische Künstler James Tessin hierin gelobt, welcher Katharinen II. eine Sammlung von mehr als 6000 Pasten von den berühmtesten geschnittenen Steinen, zugleich von den neuern Meistern, die sich nach den alten gebildet haben, verfertigte, deren Originalfarben auf das genaueste nachgeahmt sind, und zu welcher Sammlung Raspe in London die Beschreibung gemacht hat. Dem (verst.) Aufwärter bei der dresdner Antikengallerie, Rabenstein, gelang es, die Lippert'schen Pasten in gleicher Güte, zum Theil noch feiner und weit wohlfeiler nachzubilden. Sein Werk kostet 50, die Lippert'schen Sammlung 90 Dukaten. Rabenstein hatte auch für Liebhaber der alten Geschichte mehre hundert Bildnisse berühmter Griechen und Römer in rothen Schwefelabdrücken gearbeitet.

Pastellmalerei. Pastelle oder Pastellstifte sind trockne, in kleine Stifte geformte kreideartige Farben. Es wird nämlich zuerst die mineralische Farbe gerieben, dann wird aus ihr durch Vermischung mit Honigwasser, Gummi, Bleiweiß ꝛc. ein Teig gemacht, dessen genauere Bestandtheile im Einzelnen sich nach der Farbe richten, welche man hervorbringen will. Aus diesem Teige werden die Pastelle geformt; daher der Name, von dem franz. pâte, in älterer Form: paste. Diese Stifte vertreten gewissermaßen die Stelle des Pinsels. Die Pastellmalerei ist also diejenige Art zu malen, bei welcher man sich trockener, aus verschiedenen Farbeteigen gebildeter Stifte bedient. Man wischt mit dem Finger oder einem Wischer die Striche, welche man mit dem Stifte macht und bringt mithin die Tinten, Halbschatten u. s. w. dadurch hervor, daß man die Farbe an dem Orte, wo sie bleiben soll, verreibt und verwischt. Nur die hellsten Lichter werden nicht verrieben. Der gewöhnlichste Stoff, auf welchem man mit Pastellen malt, ist bloßes, oder auf Leinwand gezogenes, am besten grauröthliches und rauhes Papier auf Pergament. Die Pastellgemälde haben eine Anmuth und Frische, welche das Auge besticht; wegen des Wollichten, welches diese Malerei hervorbringt, ist sie geschickter als eine andere, die Zeuchstoffe, sowie das Markichte und Natürliche in Fleischfarben auszudrücken, weßhalb auch diese Art Malerei sich besonders für das Portrait schickt und zu Bildnissen vorzüglich angewendet worden ist. Man kann die Arbeit nach Gefallen verlassen, wieder vornehmen, nachhelfen, das Mißfällige mit Semmelkrume auslöschen und in beliebiger Zeit vollenden, da das Unterbrechen nicht, wie bei andern Arten der Malerei, auf ihre Farben und ihre Mischung Einfluß hat. Weil aber die Farben nur wie zarter Staub auf der Fläche liegen, so sind Pastellgemälde auch die vergänglichsten. Sie müssen daher vor Einwirkung der Luft und aller Feuchtigkeit, sowie vor Staub und Erschütterung möglichst bewahrt werden. — Die ersten Spuren dieser Malerei finden sich im 16. Jahrh. Wahrscheinlich verstanden die ältern Schriftsteller unter dem Namen der Pastellmalerei mehre Gattungen der Zeichnenkunst, wozu man sich der rothen, schwarzen und weißen Kreide bediente. Die eigentlichen Pastellmalerei erreichte aber erst im 17. Jahrh. ihre Vollkommenheit. J. Vivien (gest. 1735) war einer der Ersten, welche sich dieser Malerei bei Portraits

bedienten, und nicht nur viele Liebhaber, sondern auch die ganze Familie des Dauphin in natürlicher Größe abbildete und dadurch sehr berühmt wurde. M. Q. de la Tour, seit 1746 Mitglied der Akademie, gest. in seinem 84. Jahre, hatte eine große Fertigkeit im Pastellmalen. Er gab dem Farbentone eine Kraft, die sich mit Pastellfarben selten hervorbringen läßt. Leider aber werden seine Werke für die Nachwelt verloren seyn, da es ihm nicht glückte, die vergänglichen Pastellfarben zu fixiren und ihnen eine längere Dauer zu sichern. Erst Lauriot, der 1781 starb, hat die Kunst erfunden, die Pastellfarben auf Gemälden dauerhaftig zu machen. 1764 machte der londoner Maler Kayser eine ähnliche Entdeckung. Auch der Prinz von San Severo, ein Neapolitaner, hat ums J. 1760 eine Manier, die Pastellfarben haltbar zu machen, erfunden. Die ersten Landschaften in Pastell sind von Alex. Thiele (geb. 1685 zu Erfurt, gest. zu Dresden) verfertigt worden. Bonnet, Kupferstecher in Paris, erfand 1769 die Kunst, auf Pastell zu graviren. Ein piemont. Edelmann, Saint Michel, hat 1774 die Pastellmalerei mit 2 wichtigen Erfindungen bereichert. Die eine besteht in einer besondern Zubereitung der Farben, welche die bis dahin gewöhnlichen weit übertreffen: die andere in einer neuen Art, der Malerei Dauer und Festigkeit zu geben, die den Oelfarben gleich kommen soll. Zu den berühmten Pastellmalern gehören noch der Genfer Liotard und Cariera Rosalda (aus Venedig, starb 1737). Bei der Akademie in Dresden ist ein besonderes Cabinet von lauter Pastellgemälden, größtentheils von Rosalba. Auch befindet sich hier das Portrait des Anton Rafael Mengs (s. d.), das in seiner Jugend von ihm selbst gemalt ist und sich über alle übrigen merklich erhebt. S. Günther's „Prakt. Anweisung zum Pastellmalen" (n. Aufl., Nürnb. 1792, 4.).

Pasticcio, ital., franz. pastiche, d. i. Pastete, etwas Zusammengestoppeltes (nichts Originelles); bei den Musikern ein Tonstück, dessen verschiedene Sätze aus Tonstücken von verschiedenen Meistern genommen sind; in der Malerkunst Gemälde, worin der Styl eines andern Meisters ausdrücklich in der Absicht nachgemacht worden, um sie unter seinem Namen zu verkaufen. Berühmt in dieser Art des Betrugs sind Terenzio v. Urbino, Luca Giordano, der jüng. Teniers, Mignard u. A.

Pastorale, 1) ein ländliches Tonstück, das den Gesang der Hirten nachahmt, und folglich auch Anmuth, Zärtlichkeit und Einfalt zum Charakter hat; auch ein Tanzstück in diesem Charakter, größtentheils im 6/8 Takt. 2) Schäferspiele (s. d.).

Pastorale (collegium pastorale) bezeichnet den praktischen Theil der theolog. Wissenschaft, welche die für Amtsverrichtungen der Geistlichen unentbehrlichen praktischen Kenntnisse lehrt. Die Pastoraltheologie, Pastoralwissenschaft, Pastoralweisheit oder Predigerwissenschaft, ist die Anwendung der theoretischen theologischen Disciplinen, als Exegese, Dogmatik, Kirchengeschichte, Moral ꝛc., auf den Berufskreis des Pfarrers, als des Hirten einer Gemeinde; sie gibt Anleitung, die wichtigen Berufspflichten am zweckmäßigsten und vortheilhaftesten zu erfüllen. Das Pastorale hat so viel Zweige, als die geistliche Amtsführung Hauptrichtungen ihrer Thätigkeit hat: 1) Belehrung in zusammenhängenden Vorträgen, Kanzelberedtsamkeit oder Homiletik. 2) Unterricht in der Religion und Moral in Gesprächsform, Katechetik. 3) Verwaltung der Sacramente und des Kirchendienstes, Liturgie. 4) Leitung der Gemeinde

in geistlichen Sachen. Ein Pfarrer ist Gemeindevorsteher, Wächter, Tröster und Rathgeber; sein Beruf im Beichtstuhle, am Krankenbette, in Ehesachen, bei Eidesleistungen, zur Aufrechthaltung der Kirchenzucht und Ordnung erfordern eine Menge Kenntnisse, welche die Pastoraltheologie im engern Sinne umfaßt. In der katholischen Kirche nennt man Pastorale auch die authentische Zusammenstellung der feierlichen Gebräuche, welche bei der Austheilung und Verwaltung der Sacramente und den andern priesterlichen Amtsverrichtungen beobachtet werden müssen. Es ist fast gleichbedeutend mit Rituale romanum, nur mit dem Unterschiede, daß dieß eine päpstliche Durchsicht und Bestätigung erhalten hat, das Pastorale aber nicht; demungeachtet ist es für den kathol. Geistlichen ein nothwendiges Handbuch, da die Ausübung der Ceremonien und Gebräuche in demselben in der strengsten Form angegeben sind.

Pastoraltheologie. Ein öffentlicher Religions- und Sittenlehrer hat eine dreifache Pflicht zu erfüllen, zu der er sich geschickt machen muß. Er muß 1) die Erwachsenen durch einen zusammenhängenden Vortrag unterrichten, dazu bekommt er die Anweisung in der Homiletik, nicht sowohl Dessen, was, als wie er lehren soll; 2) die Kinder in Gesprächen, dazu gibt die Katechetik Anleitung; 3) soll er noch Seelsorger seiner Gemeinde, d. i. Freund, Rathgeber, Tröster und Gewissensrath in religiösen und sittlichen Angelegenheiten seyn. Wie er sich in der letzten Hinsicht weise und klug zu benehmen habe, theils um sein Ansehen zu erhalten, theils sich Zutrauen zu erwerben; wie er in einzelnen Fällen gegen grobe Sünder, Religionsspötter, Sektirer &c. sich zu verhalten habe, lehrt die Pastoraltheologie.

Pästum, bei den Griechen Posidonia, eine um 510 v. Chr. gestiftete Colonie von Sybaris, also zum Stamme der Achäer gehörend, lag in Lukanien im untern Italien, östlich vom Flusse Silarus unter dem Berge Alburnus, an dem Sinus Pästanus, jetzt Golfo di Salerno, wo vorzüglich Neptun (Poseidon) verehrt wurde. Beweise ihres Flors und Wohlstandes geben uns die Münzen und noch vorhandene herrliche Ruinen derselben. Sie ist bei den röm. Dichtern berühmt wegen ihrer Rosen, die hier jährlich 2 Mal, im Frühling und Herbste, blühten und in dieser feuchten, warmen Gegend vorzüglich zu gedeihen schienen. Jetzt liegt an ihrer Stelle Pesti (Pesto) in der neapolit. Provinz Principato citra.

Patagonien (Magellansland), die äußerste südl. Spitze des festen Landes von Südamerika, 36°—54° S. Br., zwischen Chile, Buenos-Ayres, dem atlant. und stillen Meere und der magellanischen Meerenge (22.350 QM. mit 110.000 Einw.). Es ist den Europäern wenig bekannt und im Ganzen unwirthbar. Die Ostküste ist meistens flach und sandig, die westliche dagegen, welcher die Anden parallel laufen, ist sehr zerrissen und mit vielen Inseln besäet. An den Küsten treiben die Briten Wallfischfang, die Franzosen und Amerikaner See-Elefantenfischerei. Das Innere des Landes hat ungeachtet mehrer Vulkane Steppen (Pampas, s. d.) und Moräste, bei rauher feuchter Witterung Ueberfluß an Weiden und Hornvieh, welches in den nördlichen Strichen wild herumläuft, und wovon jährlich viele tausend Stücke bloß der Häute und des Unschlitts, zuweilen auch der Jungen wegen, erlegt werden. Das Fleisch wird von den wilden Hunden und andern Thieren verzehrt. Wilde und zahme Pferde finden sich in großer Menge, auch Vicunnas oder peruanische Schafe. Die Patagonier sind, wenn auch

keine Riesen, wofür sie von ältern Reisenden ausgegeben wurden, doch gewöhnlich über 6 Fuß groß, kupferfarbig, äußerst breitschulterig und kräftig gebaut. Sie kleiden sich, ungeachtet der hier schon empfindlichen Strenge des Klimas, nur sehr nachlässig in Thierhäute, sind beritten, leben einzig von der Jagd und werden als stets wandernd, kriegerisch und raubsüchtig geschildert.

Patent (literae patentes), eine offene an mehre Personen gerichtete Ladung, so viel als Currende; 2) des Gesetzgebers Verfügung, wodurch ein Gesetz zur öffentlichen Kenntniß gebracht wird, wobei öfters das Gesetz dem Patente selbst inserirt ist, z. B. Patent wegen der Erlassung der Advocatorien; 3) ausfertigende Ernennung zu einem Staatsgliede, vorzüglich bei dem Militair (Offizierspatent); 4) ein offenes obrigkeitliches Schreiben, durch welches dem Inhaber gewisse Vortheile ertheilt werden. — Patent-Waaren sind solche Waaren, mit welchen in England dem Verfertiger der Alleinhandel durch ein Patent zugesichert wird. Man verbindet damit den Begriff vorzüglicher Güte.

Patera, eine flache Schale, deren sich die Römer bei ihren Opfern bedienten; sie reichten die geweihten Speisen darauf den Göttern dar und gebrauchten sie bei den Libationen; daher kam es, daß man sie zu Zierrathen der gewöhnlich bei Tempeln angewandten dorischen Säulenfriese wählte.

Paternoster, die lat. Benennung des Vaterunser oder des Gebets des Herrn; daher 1) jede 10. größere Kugel in dem Rosenkranze (s. d.), bei der man das Vaterunser betet, sowie bei den kleinern dazwischen gereihten Kugeln das Ave Maria; 2) ein nach der Form des Rosenkranzes durch aneinandergereihte Münzen gebildetes Halsgeschmeide. In der Wasserkunst heißt die Maschine, die vermittelst mehrer an eine Kette oder an ein Seil gereihter lederner, mit Haaren ausgestopfter und durch Röhren aufwärts laufender Kugeln das Wasser aus der Tiefe hebt, Paternosterwerk.

Pathogenie (griech.), ist die Lehre von der Entstehung der Krankheiten. Sie steht der Physiologie (s. d.) gegenüber, insofern diese die Gesetze, nach den die organischen Kräfte im gesunden Zustande wirken, entwickelt und lehrt, welche Bedingungen, sowohl von Seiten der äußern Natur als von Seiten des Organismus zu einem gesunden Leben erforderlich sind; jene aber erklärt, welche, und auf wie viele Arten die organischen Kräfte in ihrem gesetzmäßigen harmonischen Wirken zum Zwecke eines gesunden Lebens abweichen können, und welche äußere und innere Bedingungen als erzeugende Ursachen der Krankheiten zum Grunde liegen. Es war natürlich, daß eine Disciplin, die ihre wenigsten Lehren durch Erfahrungen beweisen kann, wie die Pathogenie ist, und größtentheils auf Hypothesen fußet, auch in allem Wechsel der Theorien und Systeme in der Medicin den innigsten Antheil nehmen mußte; daher jedes neue System die Pathogenie nach seinem Leisten modelte (s. Asthenie, Medicin, Humoralpathologie, Hoffmann). Je größere, weitere und sichere Wahrheiten man aber auf dem Wege der Beobachtung und Versuche in der Physiologie entdeckte, je richtiger und bestimmter man die Gesetze des organischen gesunden Lebens aus den Erfahrungen ableitete: desto heller und richtiger wurden auch die Ideen in der Pathogenie; denn die letztere beruht hauptsächlich auf der erstern.

Pathognomik (griech.), die Kunst, Etwas deutlich zu erkennen oder

erkennbar darzustellen, ist 1) als Theil der Physiognomik (s. d.), die Kunst, das Innere des menschlichen Gemüths, Temperament, herrschende Leidenschaften, Affection, aus den Wirkungen derselben, auf Gesichtsmuskeln, Mienen und Geberden zu erkennen. Angst, Schrecken, Eifersucht, Zorn, Dummheit, Phlegma 2c. drücken sich unverkennbar deutlich in dem Gesicht, selbst in der ganzen Haltung des Körpers aus, und kann man die Merkmale ziemlich bestimmt angeben. Daher Schauspieler und Maler diese Kunst besonders studiren müssen. Chodowiecky (s. d.) verstand sie meisterhaft. 2) Versteht man unter Pathognomik auch die Lehre von den Zeichen und der richtigen Beurtheilung der Krankheiten. Letztere bestehen theils in Krankheiten des Körpers, bei welchen, obgleich ihr Sitz eigentlich im Innern des Organismus ist, doch verschiedene äußerliche, wesentliche und jedesmal sichtbare Zeichen und Symptome erscheinen, welche in Veränderung der Form und Gestaltung, der Farbe des Körpers, der Lage und Haltung, der Gesichtszüge u. s. w. bestehen, und bei verschiedenen Krankheiten jederzeit als charakteristisch erscheinen, indem sie von gewissen Umständen herrühren, welche mit der Krankheit wesentlich verbunden sind. Auch Gemüthskrankheiten führen gewisse äußere Kennzeichen mit sich, die charakteristisch sind. So hat z. B. der Wahnsinn, nach seinen verschiedenen Arten, als Narrheit das Unbestimmte, beständig Wechselnde in den Gesichtszügen; die Melancholie das Stilltraurige, den starren Blick; die Tollheit die Spannung aller Gesichtszüge, das rollende Auge u. s. w. Pathognomische Zeichen sind also Erscheinungen an dem Kranken und Empfindungen desselben, welche mit der Krankheit wesentlich und immer verbunden sind, sodaß sie mit ihr erscheinen, zunehmen und, wenn die Krankheit abnimmt, auch mit ihr abnehmen und verschwinden. Solche Zeichen sind z. B. bei Lungenentzündung das Fieber, das beschwerliche Athemholen, der stechende Schmerz in der Seite, der Husten.

Pathologie oder Nosologie, Krankheitslehre (s. Medicin), enthält die allgemeine Gesetze der Krankheitsbildung, insoweit sie durch Abstraction und Beziehung auf die bekannten Gesetze der Menschennatur aufgestellt werden können. Krankheiten mit ihren Merkmalen lassen sich beziehen auf diese erkennbaren Gesetze oder auf die Wirkungen, welche sie hervorbringen, oder auf die Ursachen, welche Krankheiten erzeugen; daraus entstehen folgende Zweige der allgemeinen Pathologie: 1) Pathogenie (s. d.), 5) Symptomatologie, 3) Aetiologie. Symptomatologie, die Lehre von den Krankheitserscheinungen, ist Resultat der Beobachtung der Krankheiten und dient der Heilkunst zur gehörigen Beurtheilung jeder einzelnen Erscheinung. Aetiologie, die Lehre von den Ursachen der Krankheiten, zeigt, welche Einflüsse den regelmäßigen Gang des Lebens so abändern können, daß daraus Krankheit erwächst. Sie untersucht den ursächlichen Zusammenhang zwischen beiden, bestätigt ihn durch Erfahrung, wird aber sehr wichtige Stütze für die Heilkunst, weil es unmöglich ist, die Krankheit, als Resultat irgend einer Ursache, zu heben, wenn nicht die Ursache selbst gehoben wird. Die besondere Krankheitslehre unterscheidet die einzelnen Gattungen von Krankheiten und classificirt dieselben: 1) nachdem sie Formveränderungen mitsichbringen oder selbst sind, in der pathologischen Anatomie, 2) nachdem sie auf regelwidriger Mischung beruhen, in der pathologischen Chemie, 3) nachdem die Krankheiten sich durch andere, unter jene Abtheilung nicht zu

bringende, Erscheinungen (innere oder dynamische Krankheiten) zu erkennen geben, in der Nosologie. Diese wird ausschließend specielle Pathologie genannt und bringt die Krankheits-Erscheinungen unter Gattungen, nach ihren Ursachen, Verlaufe, Ursprunge, Zeichen und Wirkungen. Sie stützt sich auf Beobachtung: sie bildet durch Zusammenstellung der Gattungen, Ordnungen und Classen das System der Krankheiten; sie sucht das ursächliche Verhältniß der wesentlich zusammenhängenden Erscheinungen auf, indem sie dazu sowohl Anatomie, Chemie, als auch die erst durch sie gebildete allgemeine Pathologie benutzt. Dadurch ist sie im Stande, die Gelegenheitsursachen zu erläutern, welche als äußere Einflüsse die Krankheit veranlassen; die prädisponirenden Ursachen, welche in dem scheinbar gesunden Menschen schon zu der, durch jene erst geweckten, Krankheit den Grund legen; die Opportunität oder Anlage, gleichsam der Uebergang von Gesundheit zur Krankheit; die nächste Ursache der Krankheitserscheinung oder die im Innern vorgegangene Veränderung, welche die Ursache der Symptome ist, sowie die letztern selbst. Daß sie sonach ein System der Krankheiten bilden könne, fließt schon aus dem Gesagten; daraus folgt aber die Möglichkeit, ebenfalls durch Aufstellung der Ursachen und Symptome die Krankheitsgattungen hinlänglich unterscheiden zu können, d. i. Diagnostik; ferner aus dem, als regelmäßig erkannten Gange der Krankheit, die folgenden Erscheinungen aus den vergangenen und gegenwärtigen vorherzusagen, oder die Ausübung der Prognostik, und endlich pathologische Semiotik (s. d.) oder Zeichenlehre der Krankheiten, welche von den vorhandenen Symptomen auf ihre innern Verbindungen (Sitz) und auf den Grad der Krankheiten schließen lehrt. So ist die Nosologie mit ihren Zweigen das erste und wichtigste Bedürfniß für die Heilkunst, indem durch sie die Erkenntniß und Beurtheilung der Krankheit erst möglich ist. S. Raimann's „Handb. der speciell. medicin. Pathologie und Therapie" (Wien, 2 B. 1817). — Conradi's „Grundriß der allgem. Pathologie und Therapie" (Marburg, 1815).

Pathos, die eigne Eigenschaft eines Kunstwerks, nach welcher es an sich starke oder stark aufgeregte Affecten darstellt, deren Stärke durch den moralischen Willen des Menschen gemildert oder gebrochen wird. Ein Beispiel ist die Gruppe des Laokoon (s. d.). Außer der plastischen Kunst können alle 3 Gattungen der Dichtkunst diese Eigenschaft haben; so ist sie vorzüglich herrschend in Klopstocks „Oden" und dessen „Messiade". Unzertrennlich aber ist sie von der dramatischen Dichtkunst, und jede wahre Tragödie sollte auch pathetisch seyn, da bloße Anschauung des menschlichen Leidens zwecklos und niederschlagend seyn würde, wenn nicht eine erhabene Duldung desselben den Geist aufrichtete und befriedigte. Pathetisch ist demnach auch allemal erhaben, weil dort, wie hier, das Vermögen des Menschen, sich über das Sinnliche zu erheben, sichtbar wird; das Erhabene ist aber nicht auch zugleich pathetisch, weil diesem ausschließend der Affect und das Leiden jenem aber auch jede andere für die Sinne unfaßliche Ursache zum Grunde liegt. Nach der griech. Bedeutung des Worts sollte Pathos eigentlich nur in der Declamation vom Vortrage starker Leidenschaften gebraucht werden; und ganz in dieser Bedeutung hat es v. Seckendorf in seinem Werke „Ueber Declamation und Mimik" (Braunschweig 1819, 2 Bde.) von dem Hin- und Herschwanken der Töne im Zustande der Leidenschaft verstanden, und

als Beispiel den Monolog des Leicester am Schlusse der „Maria Stuart" als pathetisch bezeichnet. Allein gewöhnlich nennt man jetzt Pathos in der Declamation den sich etwas feierlich und langsam bewegenden Vortrag des metrischen Trauerspiels, den sich die Schauspieler oft so angeeignet haben, daß sie auch bisweilen den guten Morgen im Lustspiele gewichtig zu bieten pflegen. (S. Erhaben.)

Patkul (Joh. Reinhold oder Reginold von), ein liefländ. Edelmann, geb. zu Stockholm im Gefängnisse seines Vaters, dem man die Uebergabe einer Stadt im poln. Kriege Schuld gab, trat herangewachsen in schwed. Kriegsdienste, wurde Capitain bei einem zu Riga in Garnison stehenden Regimente und befand sich 1689 bei einer Deputation, welche die Beschwerden des liefländ. Adels über die Beeinträchtigung ihrer Rechte dem König Karl XI. vortragen sollte. Er sprach mit Feuer für seine Sache und erregte selbst das Interesse des Königs, der ihn 1691 mit großen Hoffnungen entließ. Da diese aber unerfüllt blieben, wagte er, als liefländ. Deputirter, bei dem schwed. Generalgouverneur in Riga 1692 die Beschwerden Lieflands in einem neuen Schreiben an den König mit den kräftigsten Worten zu schildern. Diese Sprache mißfiel in Stockholm, Patkul wurde mit 6 andern Deputirten zur Hauptstadt beschieden, und kaum angekommen, ins Gefängniß geworfen, aus dem er jedoch nach Kurland entwischte. Er begab sich nun durch Deutschland ins Waadtland, wo er unter dem Namen Fischering den Wissenschaften lebte, bis der Kurfürst Friedrich August von Sachsen die Krone von Polen erlangte, worauf er 1698 eine Anstellung als geh. Rath in sächs. Diensten erhielt. Da der König von Polen, seinem Versprechen bei der Königswahl gemäß, damit umging, Liefland wieder mit der Krone Polen zu vereinen, so nahm er großen Antheil daran und stellte dem König Friedrich August diese Unternehmung als sehr leicht vor. Durch ihn kam hierauf 1702 ein Bündniß zwischen Rußland und Sachsen zu Stande; er trat in russ. Dienste und wurde als Gesandter an den König von Polen geschickt, indem er zugleich als General einen Theil der russ. Truppen befehligte, die dem Könige zu Hülfe geschickt worden waren. Nach dem unglücklichen Feldzug von 1704 ging er mit dem Rest seiner Truppen nach Sachsen, wurde aber den 20. Dec. 1705 auf den Königsstein gesetzt, weil ihn König August in Verdacht hatte, daß er damit umginge, eine Aussöhnung zwischen Karl XII. und dem Czar Peter zu Stande zu bringen. Karl XII. erlangte durch den 11. Art. des Friedens von Altranstädt (24. Sept. 1706) die Auslieferung Patkul's, nachdem derselbe mehre gegebene Gelegenheiten zur Flucht aus Geiz nicht benützt hatte. Er wurde hierauf durch ein Kriegsgericht beim Kloster Casimir in der Nähe von Polen als Landesverräther zum Tode verurtheilt und den 10. Oct. 1707 gerädert und geviertheilt. König August ließ 1714 seine Gebeine sammeln und in Warschau zur Erde bestatten.

Patmos, eine der merkwürdigsten sporadischen Inseln im griech. Archipelagus, ein kleines Felsenland (1500 Einw.), auf welchem der h. Johannes im Exil lebte; unter einem Baume, dessen Zweige jetzt eine Moschee, Kaffeehäuser und Bäder bedecken, soll dieser Lieblingsjünger Jesu die Apokalypse geschrieben haben; daher das Kloster des h. Johannes, Apokalypse genannt, auf dem Gipfel des Berges mit einer Bibliothek.

Patras (Patrasso, Baliabadra), 1) machte unter türkischer Herrschaft einen Canton im Sandschak Morea aus, neuerer Zeit eine Provinz des Depart. Achaja. 2) Hauptstadt darin am ionischen Meere; hat Mauern, Citadelle, 12 griechische Kirchen, Moschee, 2 Hospitäler, schönen Hafen, Handel (während des Freiheitskrieges sehr gestört) mit Getreide, Käse, Wolle, Oel, Häuten, Seide, Baumwolle, Gummi-Tragant, Korinthen u. s. w., 6000 (14.000) Einw. 3) Meerbusen, darnach genannt, Theil des ionischen Meeres, zwischen dem Festlande Griechenlands und dem Peloponnes; hat westlich das Vorgebirge Papas, schließt sich östlich durch die kleinen Dardanellen. 4) (Gesch.) Patras hieß vor Alters Paträ und war durch bequeme Lage zum Handel bald eine der ersten der 12 achäischen Republiken. Aus einem Defensivbündnisse der Stadt mit der Stadt Dyme entstand der achäische Bund. Unter den Römern erhielt sich Patras, wurde mit Colonisten und den Einwohnern Bolinas und Argyras besetzt und unter Augustus zur Colonie erhoben. Es ward nun vergrößert, neue Gebäude und Tempel entstanden, der Berg Banachaikos, die Akropolis zeichneten sie aus, ihr Odeon stand nur dem zu Athen nach. Auch Nero verschönerte sie. Durchs ganze Mittelalter erhielt sie sich. Zur Zeit der Despoten von Morea war es ein Herzogthum. 1408 verkaufte es der letzte verarmte Herzog den Venetianern. 1450 ward es durch Konstantin Paläologos ein Jahr lang belagert. 1463 eroberten es die Türken, 1552 aber Andreas Doria, ohne sonderlichen Widerstand. 1554 eroberten es jedoch die Türken zurück, wurden 1687 von den Venetianern von Neuem vertrieben, verjagten aber dieselben 1716 für immer. 1770 eroberten es die Russen und Mainotten; doch wurde Patras in selbigem Jahre von den Türken wieder genommen und verbrannt. In dem nahen Golf verbrannten die Russen 1772 eine türkische Flotte. Patras wurde 1821 im Febr. die erste Veranlassung zum Aufstand der Griechen in Morea, indem es die Türken wegen Bedrückungen verjagte und in die Citadelle einschloß. In Folge dieses Ereignisses wurde Patras verbrannt, und die Stadt kam, da Jussuf Pascha die Citadelle entsetzte, wieder in die Hände der Türken. Die Griechen blockirten es nun, und die Gegend von Patras war bis 1828 der Gegenstand fortwährenden Kampfes. Kolokotroni schloß es endlich enger ein, doch ward es, da Kolokotroni sich gegen die griechische Regierung erhob, wieder frei. Von Patras aus führte Ibrahim Pascha die Belagerung von Missolunghi. 1828 wurde es durch die franz. Hülfstruppen unter General Schneider für Griechenland in Besitz genommen.

Patriarchen (griech.), Alt- oder Erzväter, waren die Familienhäupter des ersten Menschengeschlechts vor der Sündfluth, dann die 3 Stammväter der Israeliten, Abraham, Isaak und Jakob. Der Ausdruck patriarchalisch erinnert daher an das Zeitalter jener Urväter des Menschengeschlechts, an die Unschuld und Einfachheit ihrer Sitten, an die Würde und das Ansehen ihres Alters und an die Milde ihrer hausväterlichen Familienregierung. Später erhielten jenen Namen die Oberhäupter (Vorsitzer) des Sanhedrins, unter denen sich die nach der Zerstörung Jerusalems in Syrien und Persien geduldeten Juden vereinigten. Das jüdische Patriarchat zu Tiberias in Galiläa bestand für die westlich wohnenden Juden bis 415, das zu Babylon für die östlichen in der Zerstreuung bis 1038. Von diesen mit großer Macht bekleideten Wür-

den der jüd. Kirche ging der Patriarchentitel im 5. Jahrh. in die christl. Kirche über, wo sich die Bischöfe von Rom, Konstantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jerusalem Patriarchen nannten, und das Recht der Ordination und Aufsicht der Metropoliten und Bischöfe ihrer Sprengel ausübten. Die besondern Kirchen der Armenier, Abyssinier, Jakobiten und Maroniten gehorchen eignen Patriarchen. Ueber den Patriarchen zu Konstantinopel s. Griechische Kirche. Ein größeres Ansehen hatte das im 17. Jahrh. entstandene Patriarchat über die russ. Kirche zu Moskau, welches Peter der Große ebendarum wieder abschaffte und in eine heilige Synode verwandelte. In der kathol. Kirche führen die Erzbischöfe von Lissabon und Venedi den Patriarchentitel, doch ist Letzterer nicht über andere Erzbischöfe gesetzt, dagegen der Erste die Rechte eines Primas von Portugal hat. Das Patriarchat von Aquileja ist seit 1750 in die Erzbisth. Udine und Görz (Laibach) getheilt worden.

Patrimonial-Gerichtsbarkeit, ein Theil des Leibeigenthums, dasjenige grundherrliche Recht, nach welchem der Erb-, Lehn- und Gerichtsherr seinen Unterthanen durch einen vom Staate genehmigten Rechtsverständigen (Gerichtsverwalter) Recht sprechen und in peinlichen Sachen den Verbrecher in erster Behörde verurtheilen lassen kann. Die sogen. Fructus jurisdictionis bestehen 1) in den Gerichtssporteln; 2) in den Laudemial-Gefällen (Lehnware), eine 10 Proc. betragende, Abgabe vom Werthe des Gutes bei einer Besitzveränderung durch Verkauf oder Vererbung; 3) in den Zahlgeldern, 1 Proc. vom Kaufschilling; 4) im Auen- und Angerrecht: alle unangebaute Erdflecke im Dorfe und der Dorfflur, deren Eigenthum von Andern nicht erwiesen wird, gehören dem Herrn. — Nach von Reibnitz ist die Patrimonial-Gerichtsbarkeit ein Ueberbleibsel aus der Barbarei des Mittelalters, das gegen billige Entschädigung der Gerichtsherren aufgehoben werden sollte. Dagegen vertheidigt Osterley das Fortbestehen derselben. Jetzt bestimmen fast überall weise Landesgesetze ihre Grenzen, und ahnden die Ausschreitungen der Erbrichter, welche freilich vormals meistens die nämlichen Rechte in ihren Districten richterlich und polizeilich ausübten, welche die Aemter in den Domainen der Fürsten zu üben befugt waren. Es gibt in Deutschland jetzt wohl keine Gegend mehr, wo der Rittergutsbesitzer persönlich die Justizpflege selbst üben darf, aber wohl, wo er die Polizeipflege bisweilen noch unbewacht überschreiten darf. Die Verhältnisse der Erbrichter zu den Justitiarien oder Gerichtsdirectoren regulieren die Landesgesetze. Unsere Standesherren erhielten überall den ersten und oft auch den zweiten Instanzenzug; man hat jedoch Fälle, wo, wie bei dem Fürsten von Fürstenberg in Baden der Fall war, der Mediatisirte nützlicher fand, die Patrimonialgerichtsbarkeit aufzugeben.

Patrimonium Petri, Peters Erbtheil, s. Kirchenstaat.

Patriot und Patriotismus. Patriotismus sagt mehr als Vaterlandsliebe. Diese kann bloß pathologisch, d. i. Anhänglichkeit an Grund und Boden, an den Ort seyn, wo man die ersten Freuden des Lebens genossen hat. Sie hängt von dem Einflusse der Umgebungen und der Lebensart ab, an die man sich gewöhnt hat, und die man an keinem andern Orte wieder zu finden wähnt. Daher das Heimweh der Schweizer, der Grönländer in Kopenhagen und jener Lappländer in Berlin, die Friedrich II. Rennthiere zugeführt hatten. Patriotismus hingegen hat praktischen Werth und besteht in der Vorstellung und Verpflichtung,

Alles, was in unsern Kräften steht, zum Wohl des Staats, worin wir Bürger sind, mag es unser natürliches oder erworbenes Vaterland seyn, selbst mit Aufopferung des Privatvortheils, beizutragen: daraus sich denn die Merkmale ergeben, die den Begriff des echten Patrioten bestimmen. Sich bloß den Gesetzen unterwerfen, und dieselben nicht umgehen, den Landesherrn ehren, die Abgaben entrichten, oder durch Handel und Luxus, der doch nur ein Privatvortheil berücksichtigt, Geld in Umlauf bringen, dieß Alles ist noch kein Patriotismus. Der Patriot erwirbt sich wirkliche Verdienste um das Vaterland. Der Landesherr ists, wenn er sich bei drückenden Zeiten einschränkt und einer die Unterthanen drückenden Pracht entsagt; wenn er die nothwendigen Staatsübel, z. B. stehende Armeen, drückende Abgaben, nach Maßgabe der Umstände zu vermindern sucht. Der Bürger ist Patriot, wenn er dem Staate mit seinem Vermögen nach Kräften unaufgefordert dient, allem das Geld aus dem Lande führenden Luxus entsagt, inländische Fabriken und Manufakturen befördert, sich an Landesprodukte hält, wenn sie auch minder gut sind als die Produkte des Auslandes. Es ist zu beklagen, daß unter den Deutschen in dieser Absicht der wenigste Patriotismus gefunden wird. Es gibt z. B. Bürger, die so reich sind, daß es ihnen ein unbedeutender Verlust seyn würde, ihrer durch Krieg verschuldeten Vaterstadt mit einem Capital aufzuhelfen, welches dieselbe einige Jahre ohne Zinsen genösse und nach und nach zurückzahlte. Von einem solchen Patriotismus ist aber noch kein Beispiel vorgekommen.

Patristik, ein Theil der histor. Theologie, der die Kenntniß der **Kirchenväter** (s. d.), d. i. im weitern Sinne, der christl. Religionslehrer von den Zeiten der Apostel an, bis ins 6. Jahrh., ihr Leben, ihre Schriften und ihre theolog. Vorstellungen umfaßt. Bei Fues in Tübingen erschien 1827 fg. eine wohlfeile „Bibliotheca patrum latinor.“, von kathol. und protestant. Theologen besorgt.

Patrize, der in Stahl geschnittene Stempel, mit welchem, durch Einschlag in eine weichere Masse, die Matrize verfertigt wird. Es enthält daher die Patrize den darzustellenden Buchstaben des Alphabets verkehrt.

Patrizier, die vornehmste Classe des römischen Volks, die Nachkommen derjenigen Senatoren, welche Romulus, Tullus Hostilius und Tarquinius Priscus eingesetzt hatten. Eben daher, weil sie von den Senatoren abstammten, welche vorzugsweise den Namen patres, Väter, führten, hatten sie den Namen Patrizier. Sie machten in Rom den vornehmsten Adel, den eigentlichen Geschlechtsadel aus, und man unterschied sie in patres majorum gentium (Patrizier der ältern Familien), die von den von Romulus gewählten Senatoren abstammten, und die patres minorum gentium (Patrizier der jüngern Familien), welche Tarquin der Aeltere hinzugefügt hatte. Nach der Anordnung des Romulus sollten sie allein den Dienst der Götter und alle religiöse Handlungen verrichten, alle Ehrenämter bekleiden; die Gerichtsbarkeit allein besorgen und gemeinschaftlich mit dem Könige den Staat regieren; keinem Plebejer sollte es erlaubt seyn, in eine patrizische Familie zu heirathen. Diese Einrichtung blieb auch noch eine Zeitlang nach Einführung der republikanischen Verfassung, und die Patrizier suchten durch ihr Ansehen und ihren Einfluß überall ein mächtiges Uebergewicht über die Bürgerlichen zu behaupten. Dieß gab zu einem unseligen und langwierigen Kampfe

zwischen ihnen und den Plebejern (s. d.) Veranlassung, der mit ebenso viel Heftigkeit und Bitterkeit geführt wurde, als er in seinen Folgen für die innere Ruhe und Wohlfahrt des Staats nachtheilig war und selbst wichtige Regierungs-Veränderungen hervorbrachte, wovon die Ernennung der Kriegstribunen mit consular. Gewalt ein Beispiel ist. Endlich trugen doch die Plebejer, vornehmlich mit Hülfe der Volkstribunen, den Sieg über die Anmaßungen der Patrizier davon. (S. Rom.) In den Stand eines Patriziers kam man entweder durch die Geburt einer patrizischen Familie, oder dadurch, daß man zur Zeit der Republik vom Senat (vgl. d.) und nach dem Untergang derselben von den Kaisern in diese Classe aufgenommen wurde. Der Verfall der Republik, die bürgerlichen Kriege und die Einführung des Kaiserthums schwächten das Ansehen der Patrizier immer mehr, und Roms Eroberung von den Gothen, wodurch viele Patrizier ihr Leben verloren, in Gefangenschaft geriethen oder nach Konstantinopel flüchteten, bewirkte, daß aller Unterschied zwischen Patriziern und Plebejern aufgehoben wurde. Als der Sitz der Regierung nach Konstantinopel war verlegt worden, erfand Konstantin d. Gr., um die alten röm. Patrizier wieder herzustellen, ein neues Patriziat, das bloß ein persönlicher Ehrentitel war und nur durch hohe Geburt und ausgezeichnete Verdienste erlangt werden konnte. Unter den Karolingern und den folg. Kaisern bezeichnete das Patriziat nicht bloß eine hohe Würde, sondern es war auch die Oberherrschaft über Rom und dessen Gebiet, sowie der Schatz des päpstlichen Stuhls damit verknüpft. Karl d. Gr. nahm den Titel eines röm. Patriziers an, ehe er sich zum Kaiser ausrufen ließ. In neuern Zeiten wurden gewisse adelige Familien in den Reichsstädten Patrizier genannt. Sie hatten in vielen derselben das ausschließende Vorrecht zu den Rathsstellen und bildeten eine Art von Aristokratie. Diese Patrizier entstanden im 12. und 13. Jahrh., wo der Flor der Städte und die Furcht vor Räubereien mehre Adelige bewog, sich in Städten niederzulassen.

Patroklus, der Freund des Achilles, war des Menötius und der Sthelene oder Philomele Sohn. Schon zu Opus, wo sein Vater wohnte, tödtete er im Würfelspiel den Klesonymos, Amphidamas's Sohn. Sein Vater brachte ihn deßhalb zu dem Peleus, wo er mit dem Achill erzogen und nachher dessen Begleiter vor Troja ward. Wie sein Freund Achill, enthielt er sich eine Zeitlang alles Gefechts. Da aber die Noth zu dringend wurde, bat er den Achill, ihm seine Waffen zu leihen und ihn damit ins Treffen eilen zu lassen. Achill bewilligte es. Der Kampf, den er beginnt, ist glänzend; aber nachdem Apoll ihn betäubt und wehrlos gemacht hatte, erlag er dem Hektor. Die Griechen retteten den Leichnam und bestatteten ihn mit vieler Pracht. Nachdem dieß geschehen, gab Achill die bekannten Leichenspiele, worauf er beschloß, den Freund zu rächen und ihm in den Tod zu folgen.

Patron, im Allgemeinen Der, welcher einen Andern in seinen Schutz genommen. Bei den Römern in der Zeit der Republik war Patron ein Patrizier, dem sich ein Plebejer als Schützling anvertraut hatte. (S. über die Verhältnisse Mehres unter Client.) Später wählten ganze Städte und Provinzen einen vornehmen einflußreichen Römer zu ihrem Schutzherrn, und nicht selten blieb diese Patronage auf lange Zeit bei einer und derselben Familie. Ein anderes Patronatverhältniß bestand zwischen dem ehemal. Herrn und dem freigelassenen Sklaven; sie

hatten wechselseitige Pflichten. Der Patron war verbunden, dem Freigelassenen Schutz und Hülfe zu gewähren und ihn zu vertheidigen; dagegen mußte dieser ihn achten als Vater; daher der Name. Er mußte dem Patron in jeder rechtlichen und billigen Sache zu Dienste seyn; durfte sich ohne die Erlaubniß des Patrons nicht verheirathen, noch durfte er ohne Einwilligung des Prätors einen Proceß gegen ihn führen. Der Patron hatte das Recht, den Freigelassenen der Freiheit zu berauben, wenn er seine Pflichten gegen ihn nicht beobachtete, oder sich undankbar bezeigte, oder die Vormundschaft seiner Kinder nicht übernehmen wollte. Die Freilassung war entweder vollkommen oder unvollkommen; bei der vollkommenen war der Freigelassene bloß zu Ehren- und Achtungsbezeugungen gegen seinen frühern Herrn verpflichtet; bei der unvollkommenen wurde der Sklave durch einen Vertrag bei der Freilassung zu gewissen Diensten verpflichtet; diese durften aber nie so drückend seyn, daß sie die Freiheit aufhoben. Bei den Freigelassenen hörten die Dienste auf, sobald der Patron in ihre Heirath willigte. Der Patron mußte den Freigelassenen nähren und kleiden, wenn er nicht mehr im Stande war, sich selbst diese Bedürfnisse anzuschaffen; die nämliche Pflicht hatte der Freigelassene, wenn der Patron in Armuth gerieth. Der Patron konnte den Freigelassenen beerben, wenn der Nachlaß über 100 Goldgülden betrug. Das Patronat ging verloren, wenn der Sohn nicht den Mord seines Vaters rächte; wenn der Patron vom Freigelassenen einen Eid nahm, sich nicht zu verheirathen, und wenn er Dienste in Geld sich abkaufen ließe. — **Patron** nennt man auch den Schutzheiligen einer Kirche. — **Patronsherr, Kirchenpatron**, ist Der, welcher das Patronatrecht (jus patronatus) über eine Kirche ausübt; es begründet eine Art von Lehnsrechtsverhältnisse zwischen dem Patrone und der Kirche. Zur Erwerbung der Patronatsrechte wird erfordert, daß man den Bau der Kirche vollendet habe, oder daß man sie dotirte. Doch nicht jeder Wohlthäter einer Kirche ist Patron, sondern nur Der, welcher den Hauptstein zum Vermögen einer Kirche legte. Wird die Kirche durch Mehre gemeinschaftlich gegründet, sodaß der Eine den Boden hergibt, der Andere das Gebäude errichtet und der Dritte es dotirt, so erwerben sich alle das Patronatrecht, d. h. sie haben ein Recht auf die Besetzung der Pfarr- und Schulstellen und auf die Verwaltung des Kirchenvermögens; doch hat Der, welcher die Kirche dotirt, den Vorrang. Das Patronatrecht ist erblich; und auf diesem Wege, wenn Mehre einen Patron beerben, können ebenso viele Patrone entstehen. Das Patronatrecht kann durch Concession erworben werden, wem der Bischof einer Diöcese oder der Papst dieß Privilegium ertheilt, vorausgesetzt, daß es aus einem legitimen Grunde geschieht und die Rechtsformalitäten beobachtet werden. — Das Patronat ertheilt das Recht auf Präsentation, auf die ersten Ehrenbezeugungen in der Kirche, und das Recht, sich bei Verarmung aus den Kirchenrevenüen ernähren zu lassen; dagegen waren der Patron und seine Erben, so lange sie nicht auf das Patronat verzichteten, verpflichtet, für Ausbesserung und Wiederherstellung der Kirche beizutragen. Durch Gesetze hatte man schon dafür gesorgt, dem Patrone die Größe des Aufwandes zu bestimmen, den er aus den Einkünften der Kirche machen durfte, und den eigenmächtigen Angriffen auf Kirche und Geistlichkeit Grenzen zu setzen. Es war nicht immer die uneigennützige Frömmigkeit, welche die Kirchen stiftete; sondern oft

erbaute sie der Eigennutz bloß in der Absicht, sich einen Theil der reichen Schenkungen und Vermächtnisse anzueignen. Der Patron hatte zwar bei der Besetzung der Kirchenämter eine entscheidende Stimme; er hatte das Recht der Präsentation, aber nicht das der Collatur; denn das Recht, Geistliche zu wählen und zu berufen, stand nur der Gemeinde oder ihrem Aeltestenrathe (Presbyterium), oder dem Bischofe zu. Das Patronatrecht ist entweder weltlich, geistlich oder gemischt, und jedes, das geistliche wie das weltliche, ist reell oder personell; sowohl dieß als das geistliche ist untheilbar, d. h. wenn mehre Copatrone da sind, so müssen sie entweder gemeinschaftlich präsentiren, oder die Präsentation folgt der Reihe nach. Das reelle Patronat folgt dem Grundbesitze, an den es geknüpft ist. Unterläßt eine Familie eine lange Zeit, von ihrem Präsentationsrecht Gebrauch zu machen, oder werden die Güter des Patrons mit Sequester belegt, oder ist das Recht mehrer darauf Anspruchmachenden zweifelhaft, so übt so lange die geistliche Behörde das Recht aus, aber ohne Nachtheil des künftigen Patrons oder Erben. Mit der Bestechung oder Verkaufung des geistlichen Amtes aber (Simonie) von Seiten des Patrons verliert dieser das Patronatrecht; ferner, wenn die Kirche zerstört oder wieder errichtet wird, oder man die Stellen an denselben einzieht, oder wenn das Grundstück, mit dem das Patronatrecht verbunden ist, an einen Andern kommt.

Pätus, s. Arria.

Pau, die wohlgebaute Hauptstadt des franz. Depart. Niederpyrenäen, in Bearn, seit 1816 m. d. T. einer guten Stadt, am Gave de Pau, über den eine schöne Brücke führt, zählt über 8500 Einw., welche Manufakturen von Leinwand, Schnupftüchern, Hüten rc. unterhalten und guten Weinbau (Jurançonwein) treiben. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnen sich aus: der schöne Königsplatz und der Spaziergang Cours Bayard. Mehre Kirchen sind sehenswerth wegen ihrer Architektur. Pau hat einen königl. Gerichtshof, ein Handelstribunal, eine 1721 gestiftete Societät der Wissenschaften und Künste, eine öffentliche Bibliothek, ein Collegium und andere Unterrichtsanstalten. Die hier geräucherten Schinken werden über Bayonne ausgeführt. Auf dem hiesigen festen Schlosse residirten einst die Könige von Niedernavarra. Geburtsort Heinrichs IV. und des jetzigen schwed. Königs Karls XIV.

Pauken nannten die Alten jedes Instrument, welches aus einem hohlen Körper bestand, worüber eine Haut ausgespannt war. Jetzt versteht man darunter bloß die sogenannten Kesselpauken, die aus kupfernen oder messingenen Kesseln bestehen, über welche an einem eisernen Reife eine gegerbte Eselshaut aufgespannt ist, die vermittelst eiserner Schrauben höher oder tiefer gestimmt werden kann und mit einem hölzernen Plectrum oder Wirbel geschlagen wird. Die Pauke gehörte sonst unter die Kriegsinstrumente, um die Grundstimme bei einem Trompeterchore zu machen. Jetzt wird sie häufig in dem Orchester, bei Opern, Oratorien und Conzerten gebraucht, nur müssen die Wirbel dann mit einem Ringe von Filz belegt seyn, um den allzustarken Ton zu dämpfen.

Paul Veronese, s. Veronese.

Paul (Vincent von), einer der würdigsten Männer seines Zeitalters, Stifter der Priester von der Mission, war geb. 1576 im Dorfe Povi in Frankreich. Er wurde nach vielen wunderbaren Schicksalen Pfarrer zu Clichy und stiftete 1625 mit Hülfe einer reichen und from-

men Frau die sogenannte Congregationen, deren Mitglieder bestimmt waren, den Armen das Evangelium zu predigen und vornehmlich 8 Monate des Jahres als Seelsorger, Krankenwärter, Friedensstifter und sonst als Beförderer der Sittlichkeit aller Art unter dem Landvolk zuzubringen. Daneben sollten sie auch in Gemeinschaft sich selbst zu einem musterhaften und erbaulichen Betragen erwecken und endlich Die, welche sich anschickten, Landpriester werden, mit ihren Kenntnissen und Erfahrungen zu dem künftigen Berufe unterstützen. Ihr Hauptsitz war das Stift St.-Lazarus zu Paris, wovon sie auch den Namen Lazaristen (s. d.) erhielten. Vincent de Paul errichtete auch Seminarien, war Mitglied des geistlichen Raths während der Regentschaft der Königin Anna von Oestreich und starb 1660. Er wurde nach seinem Tode der Zahl der Heiligen beigefügt. Sein Leben haben Galura, F. L. Graf zu Stolberg u. A. beschrieben.

Paul I. (Petrowitsch), Kaiser von Rußland, geb. 1754, ein Sohn des unglücklichen Kaiser Peter III. und Katharinas II., wurde durch den Grafen Panin sorgfältig erzogen und machte in den mathematischen und physischen Wissenschaften nicht unbedeutende Fortschritte. Indessen hielt ihn Katharina sorgfältig von den Staatsgeschäften aus Argwohn entfernt und nur dem Namen nach war er Großadmiral von Rußland. Er vermählte sich 1773 mit Natalia Alexiewna (früher Wilhelmine), einer Prinzessin v. Hessen-Darmstadt, und nach deren kinderlosen Tode 1776 mit Maria Fedorowna (vorher Sophie Dorothee Auguste), einer Tochter des Herzogs Friedrich Eugen von Würtemberg, aus welcher Ehe ihn die Großfürsten Alexander (gest. als Kaiser 1825), Konstantin, Nikolaus (gegenwärtig Kaiser), Michael und die Großfürstinnen Maria (Großherzogin von Weimar), Katharina (Königin von Würtemberg, gest. 1819) und Anna (Kronprinzessin der Niederlande), überlebten. 1780 reiste er mit seiner Gemahlin durch Polen, Deutschland, Italien, Frankreich und Holland, wohnte hierauf, wiewohl nur auf kurze Zeit, dem Kriege in Finnland bei und bestieg nach dem Tode der Kaiserin Katharina den 17. Nov. 1796 den russischen Thron, worauf er alsbald die Leiche seines unglücklichen Vaters Peter III. unter feierlichen Exequien, zugleich mit Katharinens Leiche den 22. Dec. in der kaiserl. Gruft beisetzen ließ. Der Friede mit Persien, der bald darauf zu Stande kam, verschaffte ihm den Besitz der Festung Derbent und der Stadt Baku. Ein kaiserl. Ukas vom 16. April 1797 bestimmte die Thronfolge nach dem Recht der Erstgeburt und daß die weibliche Linie erst nach Erlöschung der männlichen folgen solle. Auch wurde eine Menge Beamten, welche die Prachtliebe der Kaiserin Katharina angesteckt hatte, ihres Dienstes entlassen, fremde Bücher einer strengen Censur unterworfen und mehre Policeigesetze verfaßt, die dem Zeitgeist ganz entgegen waren. Dem Bündniß gegen Frankreich trat er bei; 100.000 Russen zogen unter Suwarow (vgl. d.) nach Italien und erfochten bedeutende Siege. Die Niederlage bei Zürich und vorhergegangene Mißverständnisse zwischen Oestreichern und Russen bewirkten indeß die Zurückberufung seines Heeres (1800), worauf auch alle Emigrirte, sowie Ludwig XVIII. die russ. Staaten verlassen mußten. Da während dieser Zeit eine russ. Flotte, gemeinschaftlich mit einer türkischen, im Mittelmeer die ionischen Inseln erobert hatte, bildete er daraus einen Freistaat, der zugleich unter dem Schutze der Pforte und Rußland stehen

sollte. Die den Engländern durch einen Handelsvertrag vom 21. Febr. 1797 bewilligten Freiheiten nahm er ebenfalls zurück, weil Großbritannien die 1800 eroberte Insel Malta nicht an den Malteserorden, zu dessen Großmeister Paul I. den 1. Dec. 1798 erwählt worden war, übergeben wollte, worauf auch ein allgemeines Embargo auf alle engl. Schiffe in russ. Häfen den 8. Nov. 1800 gelegt wurde. Ebenso brachte er mit Schweden (im Dec.), mit Dänemark (im Jan. 1801) und mit Preußen (den 3. April) eine Neutralitätsconvention zu Stande, um Englands eigenmächtiges Verfahren auf der See mit Nachdruck zurückzuweisen. Seine jähzornige Handlungsweise und Strenge erregte indeß eine Verschwörung gegen ihn, an deren Spitze Plato Subow, Katharinens letzter Günstling, Valerius Subow, Nikolaus Subow, die Generale Benningsen, Uwaroff und Pahlen standen, zufolge welcher Paul I. den 23. März 1801 das Leben verlor. Nach Georgel war Paul mäßig bei der Tafel und in seinen Vergnügungen, einfach in seiner Kleidung; er besaß, ohne eben Wissenschaften und Künste sehr zu lieben, viele Kenntnisse; er wußte einzelne Menschen richtig zu beurtheilen, und zeichnete sich in vertrauten Gesellschaften durch eine angenehme Unterhaltung und hinreißende Liebenswürdigkeit aus. Auch in seinen Briefen sind Geist, Scharfsinn und ein edler Ausdruck zu bemerken.

Paula (Franz v.), s. Franz v. Paula.

Paulette, 1) (Annuel, Staatsw.), die jährliche Abgabe, die sonst der König von Frankreich von den Staatsdienern bezog. Sie betrug $^{1}/_{60}$ oder $1^{2}/_{3}$ Proc. von der jährlichen Einnahme und erhielt diesen Namen von dem Secretair Charles Paulet, der sie 1604 in Vorschlag brachte. Damit war die Einrichtung verbunden, daß, wer sie entrichtete, die Stelle seinen Kindern vererben konnte, diese konnten sie aber verkaufen. Ungeachtet die Schädlichkeit dieser Einrichtung für den öffentlichen Dienst, ebenso wie die der Verkäuflichkeit der Stellen überhaupt einleuchtend war, und obschon öfters Schritte dagegen geschahen, blieb das Uebel doch fortbestehend, bis es endlich im 18. Jahrh. allmälig aufhörte; dennoch waren die Folgen davon Mitveranlassungen der franz. Revolution. 2) (Münzw.), schwed. Kupfermünze, 1 Gr. 9 Pf. an Werth.

Pauline (Christine Wilhelmine), Fürstin zur Lippe, geb. 1769 zu Ballenstedt, eine anhalt-bernburgische Prinzessin, von ausgezeichneter wissenschaftlicher Bildung und männlich festem Charakter. Schon seit 1790 leitete sie im Cabinete ihres Vaters die auswärtigen Angelegenheiten, vermählte sich 1796 mit dem regierenden Fürsten Leopold von Lippe-Detmold, den sie aber schon 1802 verlor, worauf sie die vormundschaftliche Regierung übernahm. Sie hob die Leibeigenschaft auf, beförderte den Volksunterricht, wußte den Kaiser Napoleon und dessen Gemahlin Josephine bei einem Besuch in Paris so für sich zu gewinnen, daß ihrem Fürstenthume während der Kriegsjahre manche Erleichterung zu Theil wurde. Oft führte sie im Regierungscollegium stundenlang den Vorsitz, prüfte und erwog wo möglich selbst Alles. Die Landstände widersetzten sich 1817 der Einführung einer von ihr selbst entworfenen Verfassungsurkunde. Die Stadt Lemgo machte ihr zur selbigen Zeit den sonderbaren Antrag, das Bürgermeisteramt der Stadt zu übernehmen, was sie auch that, um sich in jedem Verhältniß zu orientiren. 1820 übergab sie die Regierung ihrem ältesten Sohne und starb in dems. J.

Paulicianer, ein Zweig der alten Manichäer, die ihren Namen

von einem gewissen Paulus erhielten, welcher diese Sekte im 7. Jahrh. in Armenien stiftete. Bei mehren Schriftstellern kamen sie unter dem verdorbenen Namen Publikaner, Populikaner und Polilaner vor. Diese Häretiker wurden durch ihre Anzahl und den Schutz, welche sie unter dem Kaiser Nicephorus fanden, dem orientalischen Kaiserreiche furchtbar. Außer der irrigen Meinung von zwei gleichewigen und von einander unabhängigen Principien, welche die Basis des Manichäismus ist, waren das Zeichen des Kreuzes und die Eucharistie ein Gegenstand ihres Hasses und ihrer Verachtung; überdieß verdammten sie die Verehrung der Märtyrer und Bilder. Die Kaiserin Theodora, die Vormünderin des Kaisers Michael III., befahl 845, sie entweder zu bekehren oder aus dem Reiche zu vertreiben, wenn sie hartnäckig sich widersetzten. Ueber 100.000 sollen unter schrecklichen Martern umgekommen seyn. Der Rest floh in das mohammedanische Gebiet and verband sich mit den Moslemin zum Kriege gegen ihre Verfolger. Später führten sie Krieg mit dem Kaiser Basilius Macedonius und sandten Missionare in die Bulgarei, um dort den Samen des Manichäismus auszustreuen, der von hier sich allmälig nach Europa verbreitete und später noch unter den Albigensern (s. d.) Anhänger fand. S. Manichäer.

Pauliner, s. Minimen.

Paulowsk, ein kaiserl. Lustschloß, 4 Meilen von St.-Petersburg, das Kaiser Paul seiner Gemahlin, zugleich mit dem etwa 2 kleine Stunden davon entfernten Gatschina, vermachte. Die Einrichtung dieses Schlosses und seiner Umgebungen spricht ganz den Geist der Wohlthätigkeit und den guten Geschmack dieser Fürstin aus. An dem Wege dahin sind Wohnungen für Arme und Hülflose, Waisen- und Erziehungshäuser und schöne Gärten, deren Aufsicht Invaliden übergeben ist. Die Gallerie von Paulowsk enthält mehre Murillo, Paul Veronese, Bassano u. a.; Ansichten von Rom, von Robert; Nachbildungen alter Statuten und Büsten. Berühmt ist das Cabinet de Reunion, dessen Geräthe und Verzierungen von den Prinzessinnen des kaiserl. Hauses gearbeitet sind. In den Gärten um Paulowsk, im engl. Style angelegt, bewundert man die Zauberinsel, den Rosenpavillon u. a. Anlagen, in welchen öfter Familienfeste von der Kaiserin Mutter angeordnet wurden. Am 19. Nov. 1824 litten sie sehr durch die Sturmfluthen der Newa. Paulowsk wurde 1780 nach der Zeichnung eines Engländers Brown angelegt. Ueber die Gewächse daselbst siehe den „Hortus Pawlowskyensis“.

Paulskirchen, s. London und Rom.

Paulus (der Apostel), vor seiner Bekehrung Saul, stammte aus einer jüdischen Familie des Stammes Benjamin, welche zu Tarsus in Cilicien wohnte und das römische Bürgerrecht auf ihn vererbte. Sein Vater, ein Pharisäer, schickte ihn nach Jerusalem, wo er durch den berühmten Gamaliel in der Kenntniß des Gesetzes erzogen wurde. In der pharisäischen Sekte schöpfte er jenen lebhaften Haß gegen das Christenthum. Bei der Steinigung des h. Stephanus soll er während der Execution die Kleidungen der Henkersknechte bewahrt haben. Sein Verfolgungseifer trieb ihn so weit, daß er sich im Rathe die Vollmacht geben ließ, alle Christen von Damaskus einzuziehen und mit Ketten beladen nach Jerusalem zu schleppen. Auf dem Wege erhielt er durch eine wunderbare Erscheinung (Apostelgesch. Cap. 9. und 22.) Veranlassung,

das Christenthum anders anzusehen. Diese plötzliche, von Gott veranstaltete Bekehrung bezeichnete er durch Abänderung seines Namens Saul in Paul, und widmete sich nun dem Berufe zum Apostel, mit einer Begeisterung, welche die größten Schwierigkeiten überwand. Arabien, Syrien, Kleinasien, Griechenland und die Inseln des Mittelmeeres wurden die Schauplätze seiner unermüdeten Thätigkeit für die Ausbreitung des Christenthums. Wo er auf seinen Reisen hinkam, war er bemüht, Christengemeinden zu stiften und die vorhandenen in ihrem Glauben zu befestigen. Um die Gemeinden zu Antiochien, Ephesus und Jerusalem machte er sich durch Lehren, Anordnen der Gebräuche und Almosensammeln für die ärmern Mitglieder verdient. Die Gemeinden zu Philippi in Macedonien, zu Korinth, Galata und Thessalonich verehrten ihn als ihren Stifter und die im Kanon des N. T. enthaltenen Sendschreiben, die er an diese und andere Gemeinden in den angesehensten Städten Griechenlands, Kleinasiens und nach Rom schrieb, zeigen, in welchem Verhältnisse väterlicher Macht und Sorgfalt er mit ihnen stand. Dadurch, daß er auch Heiden, ohne zur Beobachtung des jüdischen Gesetzes zu nöthigen, in die Christenheit aufnahm, gab er seinem Wirkungskreise und dem Fortgang des Christenthums einen größern Umfang. Aber eben darum ward er ein Gegenstand des Hasses der Juden, die ihn als einen Abtrünnigen verfolgten, und zu Jerusalem war Alles zu seinem Untergange bereit, als er nach einer mehr als 20jährigen Wirksamkeit für die Verbreitung der Lehre Jesu, um das Jahr 60, mit den von ihm gesammelten Unterstützungsgeldern für die gedrückten palästinensischen Christen, muthig, wie Jesus selbst bei seiner letzten Reise nach Jerusalem, sich gerade nach dieser Stadt begab. Hier ward er verhaftet und nach Cäsarea gebracht, wo ihn die römischen Statthalter Felix und Justus 2 Jahre lang gefangen hielten und die Unerschrockenheit und Geistesgegenwart, mit der er sein Unternehmen rechtfertigte, nicht weniger bewundern mußten als früher der Areopag und die Weisen zu Athen (wo Dionysius, der Areopagit, sein Anhänger ward), die Kraft und Gediegenheit seines geistvollen Vortrags. Weil er als römischer Bürger wegen der widerrechtlichen Gefangenschaft an den Kaiser appellirt hatte, schickte man ihn endlich nach Rom. Nach einem bei Malta ausgestandenen Schiffbruche kam er im Frühjahre 62 in diese Hauptstadt der Welt. Hier ward er mit Achtung, jedoch als Staatsgefangener behandelt und gewann mehre, auch vornehme Römer für das Christenthum. Nach Verlauf von 2 J. wurde er in Freiheit gesetzt; unbekannt aber ist die Art, wie er von der Anklage, welche die Juden gegen ihn anhängig gemacht hatten, freigesprochen wurde. Auf seiner Wanderung nach Italien schrieb er den Brief an die Hebräer. Hierauf kehrte er nach Asien zurück, besuchte Ephesus, hielt sich einige Zeit zu Nikopolis auf, ging nach Troja und Milet und kehrte endlich nach Rom zurück, wo er von neuem eingekerkert wurde. Der Heidenapostel verlor den 29. Juni im J. 66 auf Befehl des Nero sein Leben durch das Schwert und ward auf dem Wege nach Ostia begraben; an welchem Orte man späterhin eine herrliche Kirche erbaute. Keines Apostels Leben zeichnet sich so durch merkwürdige Thaten, grenzenlose Aufopferungen, traurige Schicksale aus, als das Leben des Paulus. Er besaß eine gründliche und gelehrte Bildung, herrliche Geistesgaben, eine Fülle, Kraft und Schärfe der Ideen, eine Lehrgeschicklichkeit, verbunden mit einem hohen

Eifer, einer engelreinen Tugend und einer sich selbst opfernden Uneigennützigkeit. Der Einklang dieser seltenen Gaben und Tugenden bildete ihn zu dem hohen Beruf eines Heidenapostels und trugen nicht weniger, als seine Lehren und Wunder, zu dem außerordentlichen Eingang, den das Evangelium bei den Völkern fand, bei. Seine Sendschreiben, 14 an der Zahl, und unwidersprechliche Beweise seiner Seelengröße und Geistesstärke, seines innigen, reinen Glaubens und seiner echten Frömmigkeit. Nach dem Urtheil des h. Augustin hat er unter den Aposteln mit dem größten Umfange, Tiefe und Klarheit geschrieben.

Pausanias, Sprößling des spartan. Königsstammes der Aegiden, war ein Sohn des Kleombrotus, wurde Vormund seines Neffen Plistarchus, eines Sohnes des berühmten Leonidas, der diesem in der spartan. Königswürde folgte. Er stellte sich an die Spitze des Lacedämonier Heeres gegen die Perser und befehligte die Griechen in der siegreichen Schlacht bei Platäa, deren glücklichen Ausgang er sich und seinen Spartanern allein zuschrieb. In der Gemeinschaft des Atheners Aristides segelte er nun mit einer Flotte gegen Cypern, welches sie nach einem hartnäckigen Kampfe größtentheils von dem Perserjoche befreiten; hierauf gelang ihm die Eroberung Byzanzs. Aber jetzt von Glück und Reichthum verblendet, fing Pausanias an, sich das Ansehen eines Herrschers zu geben und höhnte durch seine eines Satrapen würdige Pracht den republikanischen Anstand; dabei behandelte er die Bundesgenossen mit empörendem Stolze und kam bald in den nur zu gegründeten Verdacht, von den Persern bestochen, ein Feind des Vaterlandes zu seyn. Hierdurch legte er den ersten Keim zu dem nachher ausbrechenden peloponnes. Kriege (s. **Griechenland**); indem die andern griech. Völker sich unter den Oberbefehl der athen. Heerführer Aristides und Kimon stellten. Pausanias wurde indeß von seiner Regierung zurückberufen, aber nicht von ihr verurtheilt. Endlich entdeckte man seinen Briefwechsel mit dem Perserkönige Xerxes; er floh in den Tempel der Minerva Chalkiökos, wo er den Tod fand. Seine eigne Mutter half den Eingang des Gebäudes vermauern, in welchem er an Hunger starb. Man begrub ihn vor den Tempel und versöhnte die Göttin durch 2 bronzene Bildsäulen.

Pausanias, ein griech. topographischer Schriftsteller, der unter Hadrian u. den Antoninen blühte. Wenn er derselbe Redner oder Grammatiker ist, der unter diesem Namen erwähnt wird, so war er aus Cäsarea in Kappadocien gebürtig u. studirte unter dem berühmten Herodes Atticus. Er lehrte zu Athen und Rom, in welcher letztern Stadt er starb. Seine Beschreibung Griechenlands, eine Art von Reisebeschreibung, ist eine schätzbare Sammlung von Nachrichten für den Alterthumsforscher, in welcher der Verf. Alles, was er merkwürdig fand, verzeichnete und beschrieb: Tempel, Theater, Grabmäler, Statuen, Gemälde, Grabmäler aller Art 2c. Seine Schreibart schwankt zwischen Nachlässigkeit und affectirter Alterthümlichkeit; auch ist das Werk voll fabelhafter Erzählungen, die mit den beschriebenen Gegenständen in Beziehung stehen. Dieß hat Scaliger verleitet, ihn mit der zu harten Bezeichnung Graeculorum omnium mendacissmus zu belegen. Wo Pausanias als Augenzeuge spricht, ist er vollkommen glaubwürdig. Ausgaben s. Werke sind von Kuhn, Lpz. 1696, Fol.; Facius, Lpz. 1794—97, 4., 3 Th.; eine neue von Sibelis, Lpz. 1822 fg., 4 Bde.; die neueste von Immanuel Bekker, Berlin 1826, 1 Bd.; deutsche Uebers. von Goldhagen, 2.

Aufl., Berlin 1798, 2 Bde., ferner übers. und mit Anmerk. von Wiedasch, München 1826 fg., 2 Thle. Die Uebers. ins Franz. von Clavier und A., Paris 1814—15, enthält in 6 Bdn. und 1 Suppl. den griech. Text und Anm. Ciampi in Florenz hat 1826 eine ital. Uebersetzung und einen Commentar zu liefern angefangen.

Pause, die Ruhe, der Stillstand, vorzüglich in der Musik und Declamation das Schweigen der Stimmen (sind es alle, Generalpause) an gewissen Stellen eines Tonstücks oder einer Rede; auch das Zeichen, welches diesen Stillstand und seine Dauer in der Musik anzeigt. Die Pausen haben den Zweck, Ruhepunkte für Tonkünstler und Zuhörer in die fortlaufende Darstellung zu bringen, sowie durch Absetzen die Sätze bestimmter hervorzuheben und von einander zu unterscheiden. Daher auch keine Pause angebracht werden darf, wo eine Unterbrechung nicht stattfinden soll. Sie sind abgemessen, oder mehr dem Gefühl überlassen. Die Pausen von der kleinsten Dauer nennt man Sospiren, weil sie nur des Athem- oder Kraftschöpfens wegen da sind.

Pausilippo, s. Neapel.

Pauw (Cornelius de), Kanonicus zu Xanten im Klevesche, geb. 1739 zu Amsterdam. Er war ein Oheim des Anacharsis Cloots. In s. „Recherches philosophiques sur les Grecs" und „Sur les Americains, les Egyptiens et les Chinois", Paris 1795, 7 Bde., stellt er eine Menge von Behauptungen auf, aber er beweist wenig. Er widerspricht darin allen Geschichtsschreibern und setzt die Völker, von denen er spricht, herab. Man kann ihm viel Kenntniß, Verstand und Witz nicht absprechen, aber ebenso wenig ist sein Hang zum Seltsamen zu verkennen. Friedrich d. Gr., bei dem er eine Zeitlang Vorleser war, hielt viel auf ihn. Die Geistlichen feindeten ihn zwar eben deßhalb an, aber er gebot ihnen Achtung durch seine Tugenden. Noch hat man von ihm mehre Ausgaben der Alten, z. B. des Aeschylus. Er starb 1788.

Pavia, die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz (15 Q.M. 116.000 Einw.) im lombardisch-venetianischen Gouvernement Venedig, liegt auf einer schönen Anhöhe am Tessino, über den eine 260 Schritte lange steinerne Brücke von 7 goth. Marmorbogen führt, durch Canäle mit Mailand und dem Lago maggiore verbunden, hat eine alte Citadelle, breite, gerade Straßen und zählt über 21.000 Einw. Unter den vorzüglichsten Merkwürdigkeiten sind: das Schloß, die Kathedrale mit Rolands Lanze, die Dominikanerkirche, die Augustinerkirche mit des Kirchenvaters Augustins Gebeinen, die Palläste Mezzarbarba, Bellisone, Botta rc., das Theater, das große Krankenspital. Pavia ist der Sitz eines Bischofs, einer Delegation und Provinzialcongregation, eines Tribunals rc. Die berühmte Hochschule, angeblich von Karl d. Gr. gestiftet, die aber von Karl VI., Maria Theresia und Franz I. eine neue Organisation erhielt, sodaß sie 1817 wieder förmlich eröffnet wurde, hat ein prächtiges Universitätsgebäude, 33 Professoren und über 300 Studirende, eine vortreffliche Bibliothek von 50.000 Bänden, ein physikal. und mathemat. Museum, einen botan. Garten, ein anatom. Theater, chemisches Laboratorium; ferner 13 Collegien, worunter das Borromäische von Papst Pius V., dessen Bildsäule da steht, den Vorzug verdient. Außerdem hat Pavia noch 3 Erziehungshäuser, eine gelehrte Gesellschaft und manche Privat-Kunstsammlung. Die Einw. unterhalten Leder-, Glas-, Majolicafabriken, etwas Seidenweberei und Pro-

duktenhandel mit Reis (der in der Nähe stark gebaut wird), Getreide, Hanf, Käse und Wein. Im J. 1774 ward hier der letzte longobard. König Desiderius von Karl d. Gr. gefangen genommen, wodurch das Reich der Longobarden vernichtet ward. In Pavia's Nähe war sonst der Thiergarten, wo Franz I., König von Frankreich nach der Schlacht 1525 gegen Karl V. in Gefangenschaft gerieth. Zum Andenken der letztern Begebenheit stand in dem berühmten Kloster der Carthäuser, Certosa, das reich an Merkwürdigkeiten ist, eine Säule, die aber 1735 die Franzosen wegnahmen.

Pays de Vaud, s. Waadtland.

Pazzi, eine vornehme und reiche florentinische Familie, die 1479 durch eine Verschwörung gegen die Medizeer und durch den tragischen Tod, welchen die meisten Häupter dieser Familie traf, einen geschichtlichen Namen gemacht hat. Franz Pazzi, ein stolzer, kühner, rachsüchtiger Mensch, trieb die Eifersucht zum Hasse gegen Julian von Medizis, der sich heimlich mit Camilla Casarelli vermählt hatte; zugleich glaubte sich sein Stolz durch die Höhe der Macht, worauf damals das medizeische Haus in Florenz stand, gedemüthigt. Er machte den Bernhard Bandini, der gleiche Gesinnung gegen die Medizis hegte, zum Vertrauten. Wohlwissend, daß der Papst Sixtus IV. auf das stets sich mehrende Ansehen des Hauses Medizi eifersüchtig sey, und ihm nichts erwünschter kommen könnte, als es zu stürzen, zogen sie dessen Sohn Hieron. Riario mit in die Verschwörung, und machten ihn zum Theilnehmer an dem Mordplane auf Lorenz und Julian von Medizis. Riario gewann den Papst: auch der Erzbischof von Pisa, Franz Salviati, den Medizis und Florentinern feind, gesellte sich zu ihnen; später trat auch auf Riario's Betrieb der päpstl. General Montesecco hinzu. Die Verschwornen wußten, ohne Argwohn zu erregen, Truppen zusammen zu ziehen, und beschlossen, während den Feierlichkeiten, welche die Florentiner zu Ehren des angekommenen Cardinals Sansoni, eines Neffen des Papstes, veranstalten würden, die Medizi zu ermorden; da aber das zweimalige Nichterscheinen des Julian den Plan scheiternd machte, wurde der 26. April 1476 dazu bestimmt, die Ermordung während des Gottesdienstes in der Kirche Santa Reparata zu vollbringen; doch Montesecco weigerte sich, den heiligen Ort zu entweihen. Man übertrug daher dieses Geschäft dem Anton von Volterra und einem Priester, Stephan. Als Lorenz allein in der Kirche erschien, gingen Franz Pazzi und Bandini zum Julian und vermochten ihn, durch Liebkosungen und Zureden, dem Hochamte des Cardinals beizuwohnen. In der Kirche nahmen sie ihn in die Mitte und Anton und Stephan umgaben den Lorenz. Als beim Domine, non sum dignus des Priesters das Glöckchen zum zweiten Male ertönte, das Zeichen zum Angriffe, faßte Franz mit solcher Wuth den Julian, daß er sich selbst eine Wunde im Schenkel beibrachte; Bandini durchstach Julians Freund Neri. Die Feigheit ließ aber den Anton und Stephan fehlstoßen, und Lorenz flüchtete sich leicht verwundet in die Sakristei. Die ihn verfolgenden Fr. Pazzi und Bandini wurden zurückgedrängt. Viele Menschen büßten ihr Leben ein, und die Geistlichen vermochten mit Noth den Cardinal vor der Wuth des Volkes zu schützen. Vergebens strengte sich Franz an, das Volk zu empören. Mit einer Handvoll Peruginern besetzten Salviati und Pazzi den Pallast; der Gonvaloniere Cäsar Petrucci rief aber die Wache und

vertheidigte das obere Stockwerk; zufällig hatten sich die Empörer im Versammlungssaale selbst eingeschlossen, und machten es so den Florentinern leicht, sich ihrer zu bemächtigen; sie wurden theils aufgeknüpft, theils niedergehauen, theils durch Fenster geworfen. Das tobende Volk hing Fr. Pazzi mit 70 Mitverschwornen ebenfalls an die Fenster des Pallastes auf. Jakob Pazzi floh, ward aber von einem Bauer in den Apenninen erkannt, ausgeliefert und sammt Renatus gehangen. Das Volk holte den Todten aus der Gruft und warf ihn in den Arno. Der Sultan Bajazet lieferte den nach Konstantinopel geflohenen Bandini aus; er und Anton von Volterra und Stephan wurden gerichtet. Allein Nap. Franzesi und Wilh. Pazzi, die unschuldig waren, wurden verschont. Montesecco war enthauptet, und der Cardinal mußte nach Rom zurück.

Peculat, im römischen Recht die Entwendung oder Unterschlagung öffentlicher Gelder sowohl aus Staats- als Gemeindecassen. Darunter wurde auch die Verfälschung des dem Staate gehörigen Goldes, Silbers und Erzes begriffen, und mit diesem Verbrechen waren in einem Gesetze des Dictators Cäsar auch das crimen de reduis, wenn Jemand öffentliche Gelder zu einem bestimmten Zwecke empfangen und nicht zu demselben verwendet hatte, und das sacrilegium, Entwendung oder Unterschlagung Gott geweihter Gelder oder anderer Sachen, in Verbindung gebracht. Das letzte ist heutzutage Diebstahl unter erschwerenden Umständen, Kirchendiebstahl. Gegen eine Art des Peculats, die Untreue der Cassenbeamten, sind in den meisten Staaten schärfere Gesetze vorhanden. In deren Ermangelung werden sie auch dem Diebstahl gleichgesetzt und bestraft.

Peculium (Sondergut), das Vermögen, welches der römische Sklave, abgesondert von dem Vermögen des Herrn, erworben hatte und besaß. In spätern Jahren verstand man auch das Vermögen darunter, das ein Sohn von seiner Löhnung als Soldat oder sonst von seinem Erwerb erspart hatte.

Pedal heißen die Fußtasten, durch welche die tiefsten Baßpfeifen der Orgel oder des Positivs in Bewegung gesetzt werden. Sie betragen gewöhnlich nicht viel über eine Octave. Schon längst hat man sich des Pedals als Saiteninstrument bedient, um es unter einem Claviere zur Privatübung zu benutzen; seit Kurzem hat man auch angefangen, es zur Verstärkung des Tons mit dem Pianoforte zu verbinden. Doch heißen hier Pedale auch mit den Füßen getretenen Züge ohne Veränderungen. Bei der Harfe dient das Pedal, die Töne in einem halben Ton zu erhöhen.

Pedalharfe, s. Harfe.

Pedant ist Jeder, welcher steif in einer gewissen beschränkter Form, Regel oder Ansicht hängt oder der Freiheit des Geistes im Beurtheilen und Handeln keinen Einfluß gestatten will. Das Nämliche bezeichnet Pedanterie. Unleugbar verfallen in diesen Fehler leicht Gelehrte, welche ihre Geistesthätigkeit in gar enge Forschungen einschließen und sich dadurch die Fähigkeit rauben, richtige allgemeine Urtheile zu fällen, vielmehr mit kleinlichem Stolz auf andere Wissenschaften und auf den oft richtigern Blick, der der Form nach als ungelehrt bezeichneten Personen herabsieht.

Pedell nennt man in einigen Staaten die Boten der Staatsbe-

hörden und auf den Universitäten, deren Boten, welche unter andern Verrichtungen die Vorladungen der Universitätshörigen, die Register derselben und ihre Wohnungen, Beobachtungen ihrer Handlungen wider die Gesetze u. s. w. besorgen.

Pegasus, das berühmte geflügelte Pferd, welches Neptun mit der Medusa erzeugte. Es sprang hervor, da Perseus ihr den Kopf abhieb. Auf seinen Hufschlag entsprang der Brunnen Hippokrene (s. d.) auf dem Helikon. Dann sollte sich desselben Bellerophon, um die Chimära (s. dd.) zu tödten, bedienen. Er haschte es bei dem Brunnen Pyrene in Korinth. Minerva lehrte ihn denselben zäumen. Mit seiner Hülfe ward Bellerophon der Besieger der Chimära. Als er sich aber damit auf den Olymp erheben wollte, verhinderte dieß Jupiter, indem er den Pegasus durch eine Bremse stechen ließ, daß er den kühnen Reiter abwarf. Seitdem stand das Pferd in den Wohnungen des Jupiter und trägt Jupiters Blitz, oder dient der Aurora vor ihrem Wagen, oder ist unter die Sterne versetzt.

Pegnitzorden, so benannt von der Pegnitz, einem Flusse im Baireuthischen, der durch Nürnberg fließt. Er heißt auch die pegnitzer Hirtengesellschaft, der löbl. Hirten- und Blumenorden an der Pegnitz, der pegnesische Schäferorden, der gekrönte Blumenorden, und wurde von Georg Philipp Harsdörffer und Joh. Klaj 1644 zu Nürnberg zur Beförderung der Reinheit der deutschen Sprache, vorzüglich in der „Reimkunst", gestiftet. Aber bald vergaß die Gesellschaft den Zweck ihrer Stiftung und ließ sich vom Geiste der Zeit zu süßelnden Tändeleien verleiten, bis endlich ihre ganze Beschäftigung in leere Spielereien mit Sinnbildern, Devisen und Schäferwesen ausartete. Erst bei der Feier ihrer 100jährigen Stiftung versuchte man, der Gesellschaft eine ernstere Richtung zu geben; aber jetzt war es der alternden unmöglich, ihren zahlreichen jüngern Mitschwestern thätig nachzueifern, und die Kenntniß Dessen, was sie ferner etwa geleistet hat, erstreckt sich nicht über die Grenzen ihres Orts hinaus. 1794 feierte sie zwar noch ihr 150jähriges Jubiläum; sie scheint aber jetzt zu völliger Unbedeutenheit herabgesunken. Die Zusammenkünfte wurden anfangs an einem angenehmen Orte an der Pegnitz gehalten; in der Folge räumte der Rath zu Nürnberg der Gesellschaft ein Stück Wald, eine Meile von Nürnberg bei Kraftshof, ein, welcher nach damaliger Art sehr kunstreich angelegt und von einem darin befindlichen Irrgarten, der Irrhain genannt wurde. Doch wurden wegen seiner Entfernung von der Stadt die Versammlungen zuletzt in Nürnberg selbst gehalten. Jedes Mitglied bekommt einen Ordensnamen und das Sinnbild einer Blume; das Sinnbild des Ordens selbst ist eine Passionsblume. Fleißige Nachrichten von den äußern Schicksalen der Gesellschaft finden sich in Amarantes's (Herdegen) „Historische Nachrichten von des löblichen Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang" (Nürnb. 1744). Vgl. den 9. Bd. von Müller's „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh.".

Pegu, sonst ein eigenes Königreich auf der ostindischen Halbinsel jenseits des Ganges, zwischen Siam, Mortabam, dem Meere und Arrakan, jetzt aber eine Provinz des Birmanischen Reichs (vgl. d.). Die gleichnamige Hauptstadt wurde von Alompra, dem Stifter des Birmanenreichs, 1757 fast gänzlich zerstört. Zwischen den Ruinen desselben hat sich indessen wieder eine neue Stadt erhoben, mit breiten, ge-

pflasterten Straßen, mehren kaiserl. Gebäuden und Klöstern, die allein dürfen von Stein erbaut werden. Das Merkwürdigste in Pegu ist der Tempel Gaudma, ein Denkmal alter Baukunst, den Pyramiden am Nilstrome vergleichbar. Er hat 100 hohe Thurmspitzen, die alle reich vergoldet sind und in der Entfernung wie ein vergoldeter Wald aussehen. Dieses Gebäude wird der goldene Tempel genannt. Der mittlere Thurm, mit der Kappe oder dem Schirm, hat 56 Fuß im Umfange. Er wird der Tee oder Tih genannt, und rund um sein Gesimse hängen eine Menge kleiner Glocken, welche ein beständiges Geläute unterhalten, daß man den Tih bei Tag und Nacht in beträchtlicher Entfernung hört. Die ganze Höhe des Tempels von der Grundfläche an ist 361 Fuß. Das Alter des Gaudma wird auf 2300 Jahre angegeben. — Andere Städte Pegus sind: Rangun an einer Mündung des Irawaddy, wegen der gewöhnlichen Ueberschwemmungen ganz auf Pfählen gebaut und zum Theil mit Pallisaden umgeben, zählt 30.000 Einw., worunter Portugiesen, Franzosen, Briten; sie hat einen Hafen, Schiffswerfte, wegen des Handels von Asiaten und Europäern besucht. Nicht weit davon liegt Scho Dagon mit dem berühmten kegelförmigen Tempel, ohne Fenster und Thüren; nur im Gipfel ist eine Oeffnung, durch welche die Geschenke hinein geworfen werden, aber mittelst eines unterirdischen, von den Engländern 1824 entdeckten Ganges heimlich weggeschafft wurden.

Peipussee, russisch Tschudskoe Osero (tschudisches Meer), ein 7 Meilen breiter und 10 Meilen langer fischreicher See zwischen den russ. Gouvernements Liefland, Esthland, Pleskow und St.-Petersburg, durch den Ausfluß Narowa mit dem finnischen Meerbusen verbunden, hängt mit dem pleskowischen See durch eine Seeenge, durch den Fluß Em mit dem Wirzsee zusammen. Die Comptoristen zu Nowogrod und die lübecker Handelsherren kannten diesen alten Wasserweg in den glänzenden Tagen der Hanse sehr gut. Seitdem nahm der Haupthandel der Russen nach der Ostsee und dem weißen Meer eine veränderte Richtung durch die Zerstörung der Handels- und republikanischen Freiheit Nowogrods und die alte Wasserstraße ging immer mehr ein, die Verstopfung und Erhöhung des Bettes der Flüsse entstanden, deren sich in allem 90 in dieß weitverbreitete Wasserbecken stürzen. Der Alexandercanal, woran noch gebaut wird, soll den Peipussee und seine Zuwässerung mit dem pernauischen Meerbusen in Schifffahrtsverbindung bringen; er soll durch Dorpat fließen, wodurch die Stadt zu einer Handelsstadt in diesem bisher noch sehr unbevölkerten Theile des Kaiserreichs sich künftig eignen wird. Ein steinerner Kaufhof mit 290.000 Rubel Kosten erbaut, wurde schon jetzt unentbehrlich befunden.

Pelvi, s. Persische Sprache.

Peking (39° 54′ nördl. Br.), die Hauptstadt des chinesischen Reichs, in der Provinz Pe-tscheli, liegt 28 Meilen von der großen Mauer in einer großen fruchtbaren Ebene, an einem kleinen Flusse, welcher durch Canal mit dem Payho in Verbindung steht. Der Name bedeutet eigentlich die nördliche Residenz (Pe: Norden, King: Residenz), wie Nanking die südliche. Die Ringmauern der Stadt, die einen Raum von 23 □M. umfassen, sind 40 F. hoch und am Boden 20 dick, und laufen pyramidenförmig bis zur Breite von 12 Fuß nach oben zu. Längs der Mauer stehen hohe viereckige Thürme und von außen ist sie mit einem tiefen

Graben umgeben. Die Thürme, die zahlreichsten Triumphbogen, zum Andenken merkwürdiger Menschen oder großer Nationalbegebenheiten erbaut; die schimmernden Tempel und unzähligen Flaggen und Wimpel, die von den Krämern und Kaufleuten aufgesteckt werden, geben der Stadt, in der Entfernung, wenn sie ein Fremder erblickt, der sich ihr zum ersten Male naht, ein ganz eignes und großartiges Ansehen. Die eigentliche Stadt, ein unregelmäßiges Viereck, hat 4 Meil. im Umfang, außerdem noch 12 große Vorstädte. Sie selbst zerfällt in 2 Theile, in die Stadt der Mandscheu und die der Chinesen. Die Straßen sind meist schnurgerade und sehr breit, die Nebenstraßen werden des Nachts durch Gitterthore gesperrt. Die Häuser sind in der Regel niedrig, selten mit Fenstern nach der Straße, oder gewöhnlich sind beide Seiten der Hauptstraßen mit Kaufladen besetzt und ganz ebenso sind alle übrigen Städte Chinas eingerichtet. Die Straßen sind übrigens nur zum Theil gepflastert und da hier die Hitze im Sommer sehr groß, der Regen aber ungewöhnlich stark fällt, so leidet man häufig vom Staube oder vom Kothe. Statt der Kutschen sieht man eine große Menge Sänften, worin sich die Damen tragen lassen. Nicht das ganze Innere der Stadt ist mit Häusern bebaut, sondern man findet auch freies, zum Theil mit Erdfrüchten bestelltes Feld, besonders in der chinesischen Stadt. Peking übertrifft um ein Drittel den Umfang von London und soll nach Macartney über 2 Mill. Einw. haben; dagegen andere Reisende die Zahl der Einwohner, wahrscheinlich richtiger, nur auf 8—900.000 schätzen. Das Hauptgebäude, der kaiserl. Pallast, gewöhnliche Residenz der Kaiser in der Mandscheu-Stadt, soll allein eine Meile im Umfange haben; er enthält eine große Menge Gebäude, Hallen, Gärten, Höfe, und wird nicht allein von der ganzen kaiserl. Familie, sondern auch von allen Hofbeamten und der starken Leibwache, sowie einer zahlreichen Menge von Künstlern, die sämmtlich im Dienste des Kaisers stehen, bewohnt. Die Gebäude sind von Außen gar nicht bedeutend, sollen aber im Innern einen unglaublichen Luxus zeigen. Der dabei liegende Lustpark ist auf eine sonderbare Weise angelegt. Dieser Platz ist ungefähr eine □M. groß und mit einer sogenannten gelben Mauer umgeben, die von der Farbe der gefirnißten Ziegeln so benannt, aus denen sie erbaut ist und die gleich polirtem Golde glänzen. Es sind Seen und Hügel darin angebracht, welche alle durch die Kunst angelegt sind. Alle diese Hügel sind reichlich mit Pflanzungen bewachsen und eine Menge Lusthäuschen darauf erbaut; die Seen sind voll kleiner Inselchen und das Ganze ist von romantischer Wirkung. Allein der Monarch hat eine große Menge anderer Palläste, welche alle sehr geräumige und dauerhafte Gebäude sind. Außerdem enthält Peking an 10.000 Palläste der Großen, die aber ebenfalls nichts Ausgezeichnetes haben, 26 Gebäude für die Reichscollegien, und ist überhaupt der Sitz der höchsten Behörden. Ferner hat Peking 33 große Tempel der Götter, der Jahreszeiten, Winde, Wolken, des Donners rc., 8 öffentliche Altäre, z. B. Altar des Himmels und der Erde (auf jenem opfert der Regent im Sommer, auf diesem im Winter), Altar des höchsten Königs (an dem die Chinesen das Neujahr feiern), Altar des ewigen Lebens, der Sonne, des Mondes, des Ackerbaues rc., Tempel und Klöster der Lamareligion mit einem Oberpriester (Dschangu Kutuchtu) und einer Druckerei, um die heil. Bücher dieses Glaubens in tangutischer und mongolischer Sprache zu drucken; 2 russisch-griechische

Kirchen (n. dem Handelsvertrag zwischen Rußland und China von 1728, mit einem Archimandrit, vier andern Geistlichen und ebenso viel zur Erlernung der chinesischen und mandschurischen Sprache bestimmten Jünglingen, um sie bei ihrer Rückkunft als Dollmetscher an der Grenze oder in den Bureaux des auswärtigen Amtes anzuwenden; sie sollen nur 10 Jahr in Peking seyn, bleiben aber gewöhnlich 13 Jahre daselbst), 2 portug. und 2 franz. kathol. Kirchen, 4 Moscheen, ein Findlingshaus, 6 Begräbnißplätze der vorigen Khane, mehre kaiserl. Höfe, 26 Tribunale, Collegien und Gerichtshöfe. Peking ist der Sitz einer astronomischen und medicinischen Gesellschaft, einer Hanelie (Akademie der Wissenschaften), der Expedition einer Hofzeitung, hat eine Sternwarte, Kuhpockenimpfungsanstalt rc. und eine Handelsbank mit einem Capitel von 63½ Mill. Pf. Sterl. Die Polizei ist trefflich und ihre Soldaten führen wider Friedensstörer die Peitsche.

Pelagius, ein Irrlehrer, aus England gebürtig, blühte im Anfange des 5. Jahrh. Er widmete sich dem geistlichen Stande und begab sich nach Rom, wo er durch seine Kenntnisse und Sitten allgemeine Achtung genoß. Bei Verwüstung der Stadt durch die Gothen (409) flüchtete er mit seinem Freunde Cölestius nach Sicilien, 411 nach Palästina, nachdem er schon früher die Lehren von der Erbsünde, die Zurechnung der ersten Sünde, das gänzliche Verderben und die übernatürliche Gnade bestritten und den Grundsatz aufgestellt hatte, daß der Mensch durch seine eigenen Kräfte zum höchsten Grade der Vollkommenheit gelangen könne. Auch dürfte die Anhänglichkeit an die zeitlichen Güter und die Gleichgültigkeit gegen die Tugend der Verderbtheit der menschlichen Natur nicht zur Last gelegt werden. Er entwickelte die Lehren im 4. Buche seiner Schrift: »De libero arbitrio« und unterstützte sie noch durch folgende Behauptungen: „Adam war sterblich geschaffen und er wäre also gestorben, auch wenn er nicht gesündigt hätte; Adams Sündenfall war aber nur ihm, nicht den nachgebornen Menschen verderblich; Moses Gesetze führten zum Himmel, wie das Evangelium. Auch vor Christi Menschwerdung waren die Menschen ohne Sünde Neugeborne Kinder befinden sich im Stande der Unschuld, wie Adam vor dem Falle. Da der Mensch nun ohne Sünde geboren, so kann er den Geboten Gottes leicht gehorchen, wenn er will. Das ganze Menschengeschlecht stirbt durch den Tod und den Fall Adams nicht, sowie dasselbe durch die Auferstehung Jesu auch nicht aufersteht". — Seine Lehrsätze wurden durch die Kirchenversammlungen zu Diospolis (412) und zu Carthago (415) und Mileve (416) verdammt und auf Kaiser Honorius Befehl erfolgte 413 die Verbannung von Pelagius und Cölestius aus Rom. Der heil. **Augustinus** (s. d.) setzte auf einer neuen Kirchenversammlung zu Carthago 9 Sätze gegen die Pelagianer auf, welche die anwesenden Bischöfe unterschrieben. Pelagius, der sich von Rom nach Jerusalem begeben hatte, wurde auch von dort vertrieben. Wann und wo er gestorben, ist unbekannt. Nach seinem Tode war Julian von Eklane das Haupt des Pelagianismus, der unter ihm eine neue Gestalt und den neuen Namen des Semipelagianismus annahm, sich einige Zeit im Orient und Occident ausbreitete und bald darauf verschwand. Man hat von ihm außer Fragmenten von der oben genannten Schrift einen Brief an seine Schüler in Demetrias, von Semler mit Bemerkungen erläutert, und Erläuterungen über die Briefe Pauli.

Pelasger, der älteste Völkerstamm in Griechenland, der zuerst im Peloponnes wohnte, wohin er wahrscheinlich von der klein-asiatischen Küste aus über die einzelnen Inseln nach Thracien und Thessalien gedrängt worden war. Sie lebten als nomadische Horden in keiner politischen Verbindung, verehrten einen rothen Stein als Symbol der Gottheit und waren als Barbaren in dem spätern Griechenlande in verhaßtem Andenken (vgl. Griechenland). Da die sumpfige bergige Halbinsel sie vor Anfällen anderer Horden sicherte, so vermehrten sie sich schnell und gegen den korinthischen Busen zu setzten sich zwei Stämme fest, die sich früher als die übrigen von dem rohen wilden Zustande entfernten. Hier bildeten sich nun die Reiche Argos und Sikyon, wo Knachus und Phoroneus herrschten. In Arkadien bildete hierauf des Letztern Enkel Pelasgus einen Nomadenstaat, woher die Sage entstand, daß nach ihm jene arkadischen Nomaden Pelasger genannt worden, welcher Name mit der Zeit allen Urstämmen des ältesten Griechenlands gegeben wurde. Von diesem arkadisch-pelasgischen Staate gingen verschiedene Colonien aus, unter andern vorzüglich nach Nordthessalien, wo sie drei Staaten gründeten, die nach ihren drei Anführern, dem Achäus, Phthius und Pelasgus, die Namen Achaja, Phthiotis und Pelasgiotis erhielten; ferner ist das nachherige Böotien und Attika, sowie nach Epirus Italien. Sie verloren sich durch Auswanderungen nach und nach aus Griechenland oder vermischten sich mit andern Stämmen.

Peleus, Aeakus und der Endeis Sohn und Bruder des Telamon, mußte, weil er an der Ermordung seines Halbbruders Phokus Antheil genommen hatte, Aegina verlassen, und wendete sich also nach Ithia zu Eurytion, der ihn wegen der begangenen Mordthat aussöhnte und ihm seine Tochter mit dem dritten Theile seines Reiches gab. Mit seinem Schwiegervater fand er sich bald darauf bei der kalydonischen Jagd ein, hatte aber hier das Unglück, daß er den Eurytion traf und erlegte, da er nach dem Schweine warf. Peleus nahm nach dem unglücklichen Morde seine Zuflucht zu Akastus, der ihn denn von jenem Todtschlage reinigte. Hier aber verliebte sich des Akastus Gemahlin, Astydamia, in ihn, erklärte ihm aber umsonst ihre Liebe; ebenso vergeblich schrieb sie an seine Gemahlin, daß des Akastus Tochter, Sterape, heirathen werde und bewog diese dadurch, sich zu erhenken. Peleus wollte von Gegenliebe nichts wissen. Sie verleumdete ihn also bei ihrem Gemahl, er habe ihr ungebührliche Dinge angemuthet. Akastus, das Gastrecht nicht verletzend, führte den Peleus auf den Berg Pelion, wo er ihn dergestalt ermüdete, daß er zuletzt einschlief. Jetzt versteckte Akast sein Schwert und ließ ihn so hülflos liegen. Zur Belohnung seiner Keuschheit erhielt er dann auf den Rath der Themis die schöne Thetis (s. d.) zur Gemahlin und zeugte mit ihr den Achilles. Seiner Vermählung wohnten alle Götter bei. Peleus vertraute die Erziehung seines Sohnes seinem Freunde Chiron an und begab sich unter die Argonauten. An Astydamien und dem Akastus sich zu rächen, vereinigte sich Peleus mit den Dioskuren und überfiel mit ihnen gemeinschaftlich Jolkos, das er einnahm, den Akastus in die Flucht trieb, Astydamien aber in Stücken zerhauen ließ. Er gab Jolkos den Hämonen. Nach dieser Zeit regierte Peleus als König der Myrmidonen (s. d.) in Phthia. Sein Tod ist unbekannt. Pindar setzt ihn mit dem Kadmus und Achilles als Richter in der Unterwelt an.

Pelias, Sohn des Neptuns und der Tyro. Von einer Stute gesäugt, ward er der grausamste Mensch, der sich nicht begnügte, seinem Bruder Aeson die Regierung über Jolkos in Thessalien zu entreißen, sondern ihn noch einsperren und bloß Ochsenblut zur Nahrung reichen ließ. Er opferte seine Stiefmutter der Juno und ließ Aesons Weib und Kinder ermorden. Jason (s. d.) allein wurde der Mordlust entrissen und in Geheim erzogen; bei dessen Rückkehr aber kam Pelias auf eine traurige Weise um, indem nach einer Sage seine eigenen Töchter auf den hinterlistigen Rath der Medea (s. d.), die ihn durch ihre Zaubermittel zu verjüngen versprach, tödteten und den zerstückelten Leichnam in einem Kessel kochten. Nach Andern tödtete ihn Medea selbst. (S. Akastus.)

Pelides, ein Beiname des Achilles, des Peleus Sohn (s. Achilles).

Pelion, jetzt Sagari, ein hohes thessalisches Gebirge mit vielen Heilkräutern. Nach griech. Mythe thürmten die Titanen im Kampfe mit den Göttern den Ossa auf den Pelion, um in den Olymp zu dringen.

Pelisson-Fontanier (Paul), ein berühmter franz. Jurist und königl. Historiograph, geb. zu Beziers 1624, verlor frühzeitig seinen Vater und wurde von seiner Mutter in der reformirten Religion erzogen. Er studirte zu Castres, Montauban und Toulouse und erwarb sich keine geringe Kenntnisse in der griech., latein., franz. und italien. Literatur. Kaum einige Monate hatte er auf das Studium der Jurisprudenz verwandt, als er die Institutionen des Justinian paraphrasirte; ein Werk, das 1645 zu Paris herauskam und nicht seinen jungen Verfasser verrieth. Pelisson trat bald, Aufsehen erregend, vor den Gerichtsschranken auf, als ihn die Pocken befielen und seine Gestalt so zerstörten, daß seine Freundin, Mad. Scudery, sagte: er mißbrauche das Vorrecht der Männer, häßlich zu seyn. Mehre Werke machten ihn unter allen Männern von Geist und Verdienst zu Paris vortheilhaft bekannt, und die Akademie, deren Geschichte er beschrieben hatte, nahm ihn in ihre Mitte auf. Pelisson kaufte sich die Stelle eines königl. Secretairs und zeichnete sich bald als einen der Kenntnißreichsten auf diesem Felde aus. Fouquet, auf seine Verdienste aufmerksam gemacht, erwählte ihn zu seinem ersten Commis. Seine Uneigennützigkeit und Thätigkeit in diesem Amte wurde 1660 mit dem Patente zum Staatsrathe belohnt. Das folgende Jahr wurde er in Fouquet's Ungnade, dessen Geheimnisse er theilte, verwickelt und saß 4 Jahre auf der Bastille. Er verwandte seine Zeit darauf, seinen Wohlthäter zu vertheidigen und verfertigte drei Denkschriften, die ebenso viele Meisterstücke sind. Er rettete ihn zuletzt auf eine ebenso schlaue als kühne Weise. Fouquet's Rettung hing davon ab, daß ihm bekannt gemacht würde, seine Papiere, die gefährliche Geheimnisse enthielten, seyen verbrannt. Pelisson stellte sich, als wolle er wichtige Anzeigen über Fouquet machen, und veranlaßte durch seine unbestimmten Aussagen eine Confrontation mit Fouquet. Dieser schwieg betroffen, als Pelisson mit lauter Stimme sagte: Sie würden sich überführt bekennen, wenn sie nicht wüßten, daß ihre Papiere verbrannt wären. Fouquet errieth den Wink und gestand nicht. Pelisson's Freunde bewirkten endlich seine Freiheit; jährlich feierte es dieß Ereigniß durch Loskaufung einiger Gefangenen, und der König entschädigte ihn durch Pensionen und Stellen; er trug ihm sogar auf, seine Geschichte zu schreiben, und nahm ihn mit in den Feldzug nach der Franche-Comte. 1670

bekannte er sich zum Katholicismus und ließ einige Zeit darauf sich zum Subdiaconus weihen, worauf er die Abtei Gimont sowie die reiche Priorie Saint-Orens erhielt. 1671 ward er Maitres des Requetes; mit zwei andern Akademikern setzte er alle 2 J. einen Preis für die beste Lobschrift auf irgend eine That des Königs fest. 1682 folgte er Ludwig XIV. als Geschichtschreiber zu den Feldzügen; zwar veranlaßte die Fr. v. Montespan, die durch ihn einen Proceß verloren hatte, den König, das Amt seines Geschichtschreibers dem Boileau und Racine zu übertragen; demungeachtet befahl er dem Pelisson fortzuarbeiten. Seinen Eifer für die Bekehrung der Calvinisten belohnte der König mit einträglichen geistlichen Würden; er war eben damit beschäftigt, die Meinungen derselben über das Abendmahl zu widerlegen, als er 1693 starb. Man besitzt von Pelisson eine Menge Werke, in denen der Styl elegant und leicht, aber auch oft schleppend und nachlässig ist.

Pelopidas, ein Sohn des Hippokles und nächst Epaminondas, dessen Freund er war, der berühmteste Feldherr von Theben. Er befand sich mit unter Denjenigen, welche von den Spartanern aus Theben vertrieben wurden, als sie hier der Oberherrschaft sich anmaßten, und begab sich zu den Atheniensern. Von heißer Freiheitsliebe beseelt, begab er sich von hier aus mit wenigen Verschwornen heimlich nach Theben, ermordete die eben bei einem festlichen Gelage versammelten Tyrannen und gab daher das Zeichen zur Vertreibung der Lacedämonier. Als der thebanische Staat darauf sich erhob, diente er unter Epaminondas mit ausgezeichneter Tapferkeit. Er bemächtigte sich 380 v. Chr. durch List der Burg Kadmea, welche die Spartaner kurz zuvor erobert hatten. In den darauf folgenden Kriegen mit Sparta nahm er als Befehlshaber der heiligen Schar thätigen Antheil an dem glänzenden Siege bei Leuktra (371). Auch unternahm er eine Gesandtschaft der Thebaner an den persischen König, weil sie fürchteten, daß derselbe den Anträgen Spartas, um Unterstützung, Gehör geben möchte, und nicht unglücklich in diesem Unternehmen kehrte er in sein Vaterland zurück. Unmittelbar darauf beredete er die Thebaner, den grausamen König Alexander von Pherä, auf Bitten der Thessalier, mit Krieg zu überziehen. Er siegte und vermittelte hierauf die Thronstreitigkeiten in Macedonien. Auf einem dritten Feldzuge gegen Alexander fand indeß Pelopidas in einer Schlacht, nach errungenem Siege (364), den Tod.

Peloponnesischer Krieg, s. Griechenland.

Peloponnesus, s. Griechenland.

Pelops, König in Elis, Tantalus Sohn, kam aus Phrygien nach dem Peloponnes. Sein Vater war der Freund und Tischgenosse der Götter, d. i. ein besonders begünstigter, beglückter Mann. Einst gab er den Göttern wieder ein Mahl, und um ihre Allwissenheit auf die Probe zu setzen, ließ er ihnen seinen Sohn schlachten und zurichten. Nur Ceres verzehrte ein Schulterblatt. Die übrigen Götter aber bemerkten den Unrath, warfen den Knaben in einen Kessel und Klotho zog ihn mit erneueter Schönheit hervor. Pelops bewarb sich um die Hippodamia, erflehte zur Nachtzeit am Gestade des Meeres von Neptun den Sieg über den Oenomaus und einen Wagen mit geflügelten Rossen. Er ward erhört und erhielt das Mädchen mit der Küste von Elis zum Eigenthume. Des Pelops Nachkommen werden sehr verschieden angegeben. Man eignet ihm gewöhnlich von der Hippodamia die Söhne Atreus,

Thyestes und Hippalkus od. Hippalcimus zu. In dem Hause des Atreus und Thyestes ereigneten sich viele tragische Vorfälle. Diese brachte, wie die Tragiker dichteten, Pelops durch den Mord über sein Haus, den er an dem Myrtilus, dem Sohne Mercurs, seinem Wohlthäter, beging. Indeß machte Pelops dadurch seinen Namen unsterblich, daß er einer der verschiedenen Stifter oder Erneuerer der olympischen Spiele ward. Dieß und die vielen Tragiker, welche seine Geschichte bearbeiteten, brachten diesen Mythus zu einer besondern Berühmtheit. Seine Gebeine wurden nach seinem Tode in einem ehernen Kasten bewahrt, und jährlich wurde ihm von den Eliensern noch vor dem Jupiter geopfert.

Penaten, gewisse häusliche Gottheiten bei den Römern, welche bisweilen mit den **Laren** und **Genien** (s. dd.) für einerlei gehalten, noch öfter aber von ihnen unterschieden werden. Die Penaten waren keine besondere Classe von Gottheiten, im Gegentheil wurden sie aus jeder Classe derselben gewählt. Bisweilen war es Jupiter, noch öfter Vesta, oder eine andere Gottheit des Himmels, der Erde, des Wassers und der Unterwelt; oder ein Heros, indem Jeder dabei der besondern Richtung seiner Andacht folgte. Es stand Jedem frei, Penaten zu wählen, welche er wollte; auch haben wir alte Inschriften, welche Penaten und Laren von allen Arten nennen, selbst noch lebende Kaiser. Es war sogar erlaubt, seine Vorfahren unter die Zahl dieser Götter zu setzen, und dieß geschah sehr häufig.

Pendel (Pendulum) heißt jeder schwere Körper, der an irgend einem Punkte, der nicht mit seinem Schwerpunkte übereinkommt, so aufgehangen wird, daß er sich um einen Punkt frei bewegen kann. Wäre die Linie, woran der schwere Körper hängt, selbst nicht schwer: so würde dieses den einfachen mathematischen Pendel geben. Ist sie aber schwer, wie bei dem Pendel der Uhr: so heißt er zusammengesetzt, oder der physische Pendel, der allein nur anwendbar ist, weil der mathematische nur in der Idee existirt. Der Pendel kann nur ruhen, wenn die Linie, woran er hängt, senkrecht auf dem Horizonte ruht. In dem entgegengesetzten Falle bewegt er sich abwechselnd in Schwingungen von einer Seite zur andern, und beschreibt, je nachdem er länger oder kürzer ist, größere oder kleinere Bogen. Die Dauer der Schwingungszeit hängt ab, 1) von der Größe des Elongationswinkels, d. i. des Winkels seiner Entfernung von dem festen Punkte, an welchem er angehangen ist, 2) von der Länge des Pendels, 3) von der beschleunigten Kraft der Schwere, die nicht an allen Orten der Erde gleich ist. Der Pendel ist ein sehr wichtiges Instrument, wovon in der angewandten Mathematik mannigfaltiger Gebrauch besonders bei Verfertigung der Uhren gemacht wird, und der auf mancherlei sehr wichtige Erfahrung geleitet hat; z. B. daß zwei Pendel von gleicher Länge und gleichem Gewicht in den Polarländern und unter dem Aequator, sowie auf den hohen Gebirgen und im Thale, nicht isochronisch, d. i. gleichzeitig schwingen, woraus erhellet, daß die Schwere unter dem Aequator, sowie in den von dem Mittelpunkte der Erde entfernten Gegenden, immer geringer wird. Dieser mannigfaltige Nutzen des Pendels hat gemacht, daß man die Verhältnisse der Schwingungen und ihrer Dauer zu der Länge der Pendel genau berechnet und ihre Gesetze erforscht hat. Ein Hinderniß beim Gebrauch der Pendel, um durch Hülfe desselben richtig (z. B. bei astronomischen Observationen) zu beobachten, ist der Einfluß der Wärme und der Kälte. Jene ver-

längert, diese verkürzt die Linie. Daher auch auf diesen Umstand bei der Verfertigung genauer Pendeluhren große Rücksicht genommen werden muß.

Penelope, die wegen ihrer Treue und Häuslichkeit berühmte Gemahlin des Ulysses, eine Tochter des Ikarius, war nach Homer ausnehmend schön, sehr geschickt in weiblichen Arbeiten, aber auch sehr listig und schlau. Ulysses zeugte mit ihr den Telemach. Ersterer verließ Penelopen sehr frühzeitig, indem er gegen Troja zog, und nach dessen Eroberung noch lange Zeit umherirrte. Als aber sein langes Außenbleiben machte, daß man ihn allgemein für todt erklärte, fanden sich viele Freier, mit einem großen Gefolge von Sklaven, bei Penelopen ein, die alle auf Kosten ihres Hauses lebten. Diese Unruhe dauerte bis ins vierte Jahr; indeß hielt Penelope, die zwischen dem Entschluß zu heirathen und frei zu bleiben schwankte, die Freier mit dem Versprechen hin, daß sie, wenn ihr jetziges Gewebe, ein Leichentuch für den Laertes, vollendet sey, sich erklären wollte. Zur Nachtzeit aber trennte sie wieder auf, was sie am Tage gewebt hatte, bis zuletzt eine Sklavin dieß den Freiern verrieth, und diese nun auf ihren Entschluß drangen. Eine neue Verlegenheit machte ihr die Abwesenheit ihres Sohnes, der, ohne ihr etwas zu sagen, abgereist war. Endlich brachte ihr Emäus die Nachricht von der Rückkehr ihres Sohnes; Telemach erschien selbst und kündigte die nahe Ankunft des Ulysses an. Hierdurch getröstet, zeigte sie sich den Freiern in einer Schönheit, die ihr selbst Minerva verliehen hatte, und versprach ihre baldigste Entscheidung. Vor der Hand aber verlangte sie den Bettler zu sprechen, und erfuhr von ihm die gewissesten Anzeigen von der Rückkehr des Ulysses. Am Morgen darauf brachte sie den Freiern den Bogen ihres Gemahls und die 12 Stäbe mit Löchern, durch welche hintereinander aufgestellt, er ehemals den Pfeil gejagt hatte. Sie versprach Dem ihre Hand, der dieß ihm gleich thun werde. Doch die Freier vermochten nicht einmal den Bogen zu spannen; wie bald darauf auf ihren Befehl der Bettler that. Bei der Erschlagung der Freier war sie nicht gegenwärtig. Euryklea brachte ihr die erste frohe Nachricht. Ihr Staunen über die Rückkehr ihres Gemahls ward beinahe zur Gleichgültigkeit und hob sich erst nach den deutlichsten Beweisen seiner Gegenwart auf. Dann erst warf sie ihre Arme um seinen Hals. Von ihren letzten Jahren gab es verschiedene Nachrichten. Ulysses soll nach seiner Rückkehr noch einen Sohn, Ptoliporthes, mit ihr erzeugt haben.

Penn (William), geb. zu London 1644, war der Sohn des berühmten Admirals William Penn, der sich durch Tapferkeit, Vaterlandsliebe und durch eine ruhige feste Haltung während den Kämpfen der Parteien großes Ansehen erwarb. Der junge Penn erhielt zu Oxford eine Erziehung, wie sie dem Erben eines großen väterlichen Namens und eines außerordentlichen Vermögens, sowie seinem einstigen hohen Stande in der Gesellschaft angemessen war. Da sein Vater den Hang des Sohnes zur frommen Schwärmerei und einem stillen, mehr beschaulichen Leben merkte, sandte er ihn nach Paris, um an dem dortigen Hofe mehr den Ton und die Sitten eines Weltmanns sich eigen zu machen. Das neue Leben und die reizenden Eindrücke zogen ihn an, doch verlor er im Umgange mit den Hofleuten nicht den Adel seiner Sitten, sein reines, empfindliches Herz und den unbefleckten Wandel. Die Vaterlandsliebe rief ihn nach England zurück, und als das Schiff in einem irländ.

Hafen landen mußte, gerieth er zufällig in eine Versammlung Quäker. Hier erwachte seine fromme Begeisterung wieder, die schon in der Jugend durch die Predigten des bekannten Thomas Loe erweckt worden war. Er schloß sich der Gemeinde an. Die Verfolgungen, welche damals die Quäker erdulden mußten, und die ihn gleich anfangs bei seiner Verbindung mit der Gemeinde ins Gefängniß brachten, befestigten seinen Entschluß noch mehr, sich mit der Partei des Georg Fox (s. d.) auf das Innigste zu verbinden. Als er aus dem Gefängnisse nach England zurückgekehrt war, bekannte er sich öffentlich zu der Sekte, kleidete sich so wie sie und duzte alle Menschen. Der Vater, der nichts weniger als einen Quäker an seinem Sohne erwartet hatte, und dem alle Bemühungen fehlschlugen, ihn umzustimmen, gerieth in Zorn, verstieß ihn und drohte ihn sogar zu enterben. Doch nichts beugte den frommen festen Sinn des Sohnes; den Spott und Hohn des Pöbels bekämpfte er durch Standhaftigkeit und Tugend. Er predigte in der City und machte viele Proselyten; die Frauen vom Hofe und der Stadt kamen häufig ihn zu hören. Selbst der Patriarch Georg Fox reiste, durch seinen Ruf gelockt, zu ihm. Beide entschlossen sich zu einer Missionsreise in fremde Länder und schifften sich nach Holland ein; ihre Bemühungen krönte zu Amsterdam ein glücklicher Erfolg. Die größte Ehre machte ihnen aber die gütige Aufnahme der Pfalz-Fürstin Elisabeth, Tante des Königs von England Georgs II., eine Frau von vielem Geiste und großer Gelehrsamkeit. Sie hatten mehre Unterredungen mit ihr und verließen sie günstig auf ihre Sekte gestimmt. Sie kehrten nach England zurück, wo Penn sein Predigeramt fortsetzte; wenn gleich ein Schwärmer, mäßigte und milderte er doch die trübsinnige und düstre Schwärmerei und unmäßige Strenge des Fox. Er predigte und übte Duldung und suchte ihren Geist unter seinen Glaubensgenossen zu befestigen; er setzte auf die Unterscheidungslehren wenig Gewicht, und forderte mit hinreißender Beredtsamkeit zu einem christlichen Leben mehr innere lebendige Ueberzeugung, mehr Wirken und Thun als todtes Wissen, und gab den mystischen Grundideen der Sekte von dem innern Lichte und der Belebung Christus in uns eine wahrere lichtere Deutung. Bald sah der Vater den frommen, standhaften Sinn des Sohnes mit günstigern Augen an; er versöhnte sich mit ihm, hinterließ ihm ein unermeßliches Vermögen und empfahl ihn sterbend der Gnade und dem Schutze des Königs. Obgleich der König und der Thronerbe ihn begünstigten, konnten sie es doch nicht hindern, daß er mehrmals ins Gefängniß geworfen wurde, denn das englische Parlament, das durch die Lehre der Quäker die innere Sicherheit des Staates gefährdet und die Säulen der bürgerlichen Verfassung untergraben glaubte, wollte die Sekte unterdrücken. Im Kerker fertigte Penn mehre Schriften, welche den Vorzug vor den damaligen Quäkerwerken verdienen. Als er frei kam, benutzte er sein großes Vermögen zu dem Zwecke, den er für die höchste Angelegenheit seines Lebens erkannte; er gründete Gemeinden, vertheilte Erbauungsschriften und verwendete die Gunst des Hofes zum Besten und zur Nachsicht gegen die Gemeinden; Karl II. und Jakob II. befreiten auf seine Verwendung die Quäker sogar von den Eidesleistungen. Da er aber in seinen Schriften die Lehre von der Dreieinigkeit und der Genugthuung angriff, empörte er die englische Geistlichkeit gegen sich und entflammte den Verfolgungsgeist. Er gerieth wieder in harte Gefangen-

schaft, und manche Grausamkeit wurde gegen seine schutz- und wehrlosen Glaubensgenossen ausgeübt. Den Penn beschuldigte man des verdeckten Papismus und verfolgte ihn auf alle Weise; er aber setzte ruhig seinen Gang fort, und seine einzige Antwort war Wohlthun. Unter der Erbschaft seines Vaters befanden sich auch Forderungen an die Krone, welcher der Admiral Geld vorgeschossen; zur Deckung derselben erhielt Penn 1681 von König Karl II. einen großen Landstrich am Delaware, Namens die neuen Niederlande, in Nordamerika, als unabhängiges Eigenthum, doch unter der Hoheit der englischen Krone. Seine erste Sorge war, den fruchtbaren aber wilden Boden mit Bebauern zu versehen. Er lud Alle, ohne Unterschied der Religion, ein, sich dort niederzulassen und versprach ihnen Unterstützung. Er erbaute Philadelphia, ein Name, der Allen zur Erinnerung dienen sollte, daß sie eine Brüdergemeinde ausmachen, und jeder verpflichtet sey, den in Religion Andersdenkenden zu dulden. Das Land nannte er Pennsylvanien. Daß sein Plan keine Chimäre war, bewies das glückliche Gelingen; von allen Seiten strömten Arbeiter herbei, und bald schufen aus den verschiedensten Elementen die Gesetze ein glückliches Volk. Philadelphia wuchs zu einer ansehnlichen Stadt an. 1682 reiste Penn, der mit immer gleich warmer Begeisterung für das schöne Werk gearbeitet hatte, selbst nach seiner Pflanzung; er führte dort eigne Gesetze ein und entwarf die Verfassung. Sein Grundsatz war unbeschränkte Toleranz; Jeder konnte glauben, was er wollte, wenn er nur unter der gesetzlichen Obrigkeit ruhig und gerecht lebte. Es schloß Bündnisse mit den anwohnenden Amerikanern, und diese sind die einzigen, welche nicht gebrochen worden. Nach England zurückgekehrt verwendete der wahrhaft große Mann seinen Einfluß am Hofe für die dortigen Quäker und bewirkte endlich bei Jakob II. die freie Religionsübung für dieselben aus. Unter der Regierung Wilhelms III. wurde durch die allgemeine Duldungsacte von 1689 die Freiheit auf alle Nichtconformisten ausgedehnt. Eines Briefes wegen, den Jakob II. an ihn geschrieben hatte, der Verrätherei angeklagt, vertheidigte er sich mit edler Unerschrockenheit, gestand frei, daß er den König geliebt habe und noch liebe, daß er sich aber nie auf einen Anschlag zu seiner Zurückberufung eingelassen habe. Man mußte ihn freisprechen; doch um den fernern Verdrießlichkeiten zu entgehen, reiste er 1699 mit seiner Frau und Familie nach Pennsylvanien, hielt sich dort bis 1701 auf und kehrte nach seinem Vaterlande zurück. Die Königin Anna zog ihn häufig an den Hof. 1712 verkaufte er an die Krone von England Pennsylvanien für 280.000 Pf. St. Da die Luft in London seiner Gesundheit nicht zuträglich war, so zog er sich 1710 nach Ruschomb, bei Twiford in Buckinghamshire zurück, wo er sich mit Wohlthun und Anfertigung quäkerischer Schriften beschäftigte. Nach Einigen soll er in dieser Zeit seine Missionsreise nach Holland und der Pfalzgräfin Elisabeth gemacht und auch sich zum zweiten Male verheirathet haben. Bis an seinen Tod hielt er die fromme Begeisterung für die heiligsten Zwecke der Menschheit. Er starb 1713. Penn war wahrhaft tugendhaft, so lautet das Urtheil eines berühmten Schriftstellers über ihn; im Laufe seines langen thatenreichen Lebens hat er nie seinen Charakter verleugnet und war glücklich, so sehr ein Mensch es seyn konnte. Die Verfolgungen, die er erduldete, trübten sein Glück nicht; es lag in seinem Gewissen. Die Grausamkeiten trugen selbst zur Verbreitung seiner Ge-

meinde bei, er sah seine Colonie immer herrlicher aufblühen, von den wilden Amerikanern geliebt, von dem Mutterlande geehrt. Man vergleiche mit Penn die Cortez, die Pizarro's und alle Eroberer der neuen Welt, und urtheile.

Pennal, ehedem ein Spitzname, welchen angehende Studenten im ersten Jahre erhielten und der wahrscheinlich daher entstand, daß sie den Aeltern die Federbüchsen trugen und ihnen manche andere Dienstleistungen erweisen mußten, welcher Mißbrauch, sowie die daher entstandene spätere Gewohnheit, sich gegen die jüngern Studenten allerlei Unarten und Albernheiten zu erlauben, Pennalismus genannt wurde. 1654 wurde derselbe durch ein Reichsgesetz verboten.

Pennant (Thomas), geb. 1726 zu Downing in Flintshire, studirte zu Orford, machte mehre ansehnliche Reisen im In- und Auslande, beschäftigte sich, ohne ein öffentliches Amt zu bekleiden, mit der Verwaltung seiner ansehnlichen Güter, widmete dabei seine übrige Zeit den Wissenschaften, besonders der Zoologie, die er durch Entdeckung und Beschreibung mancher unbekannter Thiere erweiterte, ferner der Geschichte, Verfassung und den Rechten des Vaterlandes, dessen naturhistorische und typographische Kenntniß er durch seine Reisen erweiterte. Auch wurde Schottland durch ihn erst genauer bekannt. Als Friedensrichter behauptete er den Ruf der Gerechtigkeit und vertheidigte in mehren Schriften die Rechte der Armen. Er starb 1798. Seine vornehmsten Schriften: „Indian zoology" (1769, Fol., deutsch von Forster, Halle 1781, Fol.); „British zoology" (1768, 4 Bde., Fol., deutsch von Murr, Augsburg 1771, Fol.); „Synopsis of quadrupeds" (1771, 8.); „Genera of birds" (1773); „Tour in Scotland and voyage to the Hebrides etc." (1776, 2 Bde., 4., deutsch von Ebeling, Leipz. 1780, 2 Thle., 8.); „Tour in Wales" (1788, 4., deutsch in der „Bibl. der neuesten Reisebeschreibungen", Frankf. und Leipz., 4 Thl., 8.); „History of quadrupeds" (1781, 2 Bde., 4.); „Arctic zoology" (1786, 2 Bde., Suppl. 1787, 4., deutsch von Hoffmann, Leipz. 1787, 2 Thl., 4.); „Of London" (1790, deutsch von Wiedmann, Nürnberg. 1791, 8.) u. a. m.

Penrose (Thomas), ein ausgezeichneter engl. Lyriker, geb. 1743, studirte nach dem Willen seines Vaters, jedoch mit Erfolg, die Theologie; aber die Neigung zum Außerordentlichen bewog ihn, in seinem 20. J. an einer Seeerpedition gegen Buenos-Ayres als Freiwilliger Theil zu nehmen. Bedeckt mit Narben kehrte er ruhmvoll zurück, setzte sein Studium fort und nahm nach Beendigung desselben eine kleine geistl. Stelle an, in welcher er äußerlich ruhig lebte, während sein kräftiger Geist im lyrischen Schwunge emporstieg. Er starb 1779. Alle seine Gedichte sind voll Feuer und Energie des Ausdrucks. Die kühnsten derselben hat er u. d. T.: „The Fligths of Fancy" (Flüge der Phantasie) herausgegeben, in welchem er die correcte Nüchternheit der meisten Odendichter weit unter sich läßt, wenn er auch oft im Uebermaße seiner Kraft die Grenzen der Kunst überschreitet. Seine Elegieen sind voll Innigkeit des Gefühls und zartem Ausdruck. Seine „Poemas" erschienen London 1781, 8. Man hat auch von ihm eine Sammlung Predigten.

Pension, s. Institut.

Pensionnair, 1) Kostgänger, Zögling einer Erziehungsanstalt; 2) Einer, der eine Pension vom Staate erhält. — **Groß-Pensionnair**

war der Premierminister der Staaten von der Provinz Holland, der vorher Generaladvocat der Provinz genannt wurde. Er hatte keine entscheidende Stimme in der Staatenversammlung, sondern nur den Vortrag Dessen, was zur Berathschlagung gezogen werden sollte. Er sammelte die Stimmen, faßte die Beschlüsse ab, eröffnete die an die Staaten eingegangenen Schreiben, conferirte mit den fremden Gesandten und Ministern, sorgte für die Einkünfte, für die Erhaltung der Rechte und Alles, was das Wohl der Provinz betraf. Er wohnte dem Collegium der deputirten Räthe bei, welche die Souverainetät in Abwesenheit der Staaten vorstellten, und war immerwährender Deputirte an die Generalstaaten der vereinigten Niederlande. Der Name kam von der Pension oder Besoldung, die er erhielt. Sein Amt währte nur 5 Jahre, nach dessen Verlauf aber meistens die Wahl auf neue 5 Jahre bestimmt wurde. Die Revolution machte dieser Stelle ein Ende. Auch die 1805 wieder hergestellte Würde eines Pensionnairs, der unter franz. Einfluß die ausübende und den größten Theil der gesetzgebenden Gewalt in den Niederlanden hatte, und die Aemter der Minister und andern wichtigsten Personen besetzte, war von kurzer Dauer.

Pennsylvanien, einer der wichtigsten nordamerikanischen Freistaaten, hat seinen Namen von William Penn (vgl. d.), welchem Karl II. 1681 diese Gegenden überließ, und welcher von den Indianern Land kaufte, worauf er eine Quäkercolonie ansiedelte. Durch die von ihm eingeführte Religionsfreiheit hob sich das Land mit jedem Jahre. Mit den übrigen Staaten von Nordamerika erkämpfte es seine Unabhängigkeit, die England in dem Frieden von 1783 anerkannte. Später hat der Staat seine Grenzen erweitert und stößt jetzt im N. an Neu-York, im O. an Neu-Jersey, im S. an Delaware, Maryland und Virginien, im W. an Ohio und den Erie-See. Der Flächenraum beträgt über 2000 QM. Die Alleghany-Gebirge durchziehen das Land in vielen waldigen Zügen, diesseit ist der Boden meist sandig, jenseit etwas felsig. Hauptströme sind der Delaware, die Ostgrenze bildend, und der Susquehannah, welcher fast ganz diesem Staate angehört; auch liegen hier die Quellen des Ohio. Das Klima ist milde, die Winter veränderlich, die Sommer oft sehr heiß und nicht ganz gesund. Nur die östlichen Gegenden sind ganz angebaut. Man findet viel Eisen und Steinkohlen, etwas Kupfer und mehre Salzquellen. Der Gewerbfleiß ist bedeutend und der Handel steht nur dem von Neu-York und Massachusets nach. Die Einwohner, über 1 Mill., bestehen fast zur Hälfte aus Deutschen, Schweizern, $^1/_3$ sind Engländer. Ackerbau und Viehzucht beschäftigen die meisten. Es gibt keine Sklaven mehr, wohl aber an 23.000 farbige Freie. Den Werth des Grundeigenthums mit den Gebäuden schlug man 1832 auf 698.267.778, den Werth der Fabrikate 1830 auf 91.788.348, den Werth der Seeausfuhr 1833 auf 11.487.098 Fl. an; zu den Häfen gehörten 102.474 Tonnen. — Die gesetzgebende Gewalt beruht in der Generalversammlung, die aus dem Senat und aus dem Hause der Repräsentanten besteht, deren Mitglieder jährlich gewählt werden und ein Ober- und Unterhaus bilden. Die höchste vollziehende Gewalt hat der auf 3 Jahre gewählte Gouverneur. Der Staat sendet 2 Senatoren und 26 Repräsentanten zum Congreß, besteht aus 3 Haupttheilen, dem südöstlichen diesseit des apalachischen Gebirges, dem mittlern gebirgigen und dem westlichen jenseit des Alleghanygebirgs liegenden Theil,

hat 51 Grafschaften und 691 Ortschaften. — Der Hauptort des Staats, Philadelphia, von Will. Penn gegründet, liegt am Zusammenfluß des Shuylkill mit dem Delaware; sie ist an Größe die zweite, an Regelmäßigkeit und Schönheit der Gebäude und Straßen die erste Stadt der Union, mit 142.000 Einw., wovon 32.000 Deutsche und 21.000 Franzosen; 57 Kirchen und gottesdienstliche Versammlungshäuser für 22 Religionsparteien, 4 Markthallen, 2 Theater, Almshouse (d. i. Almosenhaus mit 1500 Kranken und einer klinischen Schule); ein wohleingerichtetes Arbeits- und Besserungshaus, mit dem eine Entbindungs-, Waisen- und Krankenanstalt verbunden ist; Irrenhaus mit einem Museum; Gesellschaft zur Beförd. der Abschaffung des Negerhandels und der Unterstützung der freien Neger (1787 durch Franklin gestiftet), eine menschenfreundliche Gesellschaft zur Rettung der Ertrunkenen rc., eine zur Unterstützung fremder Einwanderer, mit der einige hier bestehende Nationalgesellschaften, als: die englische, schottische, irländische, französische, deutsche (die zugleich den Unterricht armer Kinder befördert), ähnliche Zwecke haben, Dispensatorium für Arme, Gesellsch. zur Erleichterung des Elends in den öffentlichen Gefängnissen; eine Universität, die außer den mit derselben verbundenen Armenschulen aus der niedern vorbereitenden Schule und der eigentlichen Universität besteht, mit 500 Studenten; Akademie der schönen Künste, amerikanische philosoph. Gesellsch. zur Beförd. nützlicher Kenntnisse; Gesellsch. zur Aufnahme des Landbaues, medicin. Gesellsch.; Gesellsch. zur Beförd. mechanischer Erfindungen und philosoph. Untersuchungen; chemische Gesellsch.; 3 öffentliche Bibliotheken (mit 100.000 Bnd.), Athenäum, 2 Kunstvereine der hiesigen Künstler, die jährlich Ausstellungen veranlassen; Augustinerhalle (Seminar für Missionare zur Bekehrung der Neger in Afrika, 1818 gestiftet), Taubstummenanstalt, Akademie der Naturwissenschaften mit einer Bibliothek von 10.000 Bnd. und Sammlung von physik. Instrumenten und Mineralien; Peales Museum, Sternwarte, botan. Garten; Münze des Freistaats; Zuckersiederei, Strumpfwirkerei, Tau-, Papier-, Hut- und Kutschenfabrik, Kattundruckerei, Tabackspinnerei, Gerberei, Metallwaaren, Silbergeschirr, plattirte Waaren, Wachsleinwand-, Kattun-, Töpfer-, Patentschrot-, Hechel-, Spinnmaschinen-, Nägel-, Puder-, Karten-, Chokolade-, Senf- und Seidenwaaren; 60 Buchdruckereien, die unter andern 8 Tageblätter, 7 Wochenblätter und 5 Blätter, die 2 oder 3 Mal wöchentlich erscheinen, wöchentlich über 700.000 Bogen liefern; 60 Kupferstecher, Schriftgießerei, Tischlerarbeit, Schiffbau rc., Staatsbank, 4 privil. Banken, 13 Assekuranzgesellsch., Handelscollegium, Buchhändlermesse; Walkmühlen, Brauereien, Rum- und Spritbrennereien. Das Haupthandelsprodukt ist Mehl, von dem in einem Jahre 40.000 Fässer ausgeführt wurden. Der Delaware trägt in der Stadt noch Linienschiffe. Der Hafen im Flusse ist sehr geräumig und hat gute Schiffswerfte. Das gelbe Fieber hat zuweilen hier große Verwüstungen angerichtet. Die Stadt hat Mangel an gutem Trinkwasser und in der Nachbarschaft viele Sümpfe. Die Wasserleitung aus dem Shuylkill, aus der das Wasser mittelst 3 Räder gepumpt in 2 Behälter läuft, 50 Fuß über dem Terrain der Stadt, liefert in alle Straßen und Häuser täglich 4 Mill. Gallonen; das alte Rom erhielt bei einer Bevölkerung von 1 Mill. nur 1 Mill. Gallonen Wasser mehr. — Die zweite Stadt des Staats ist Piktsburgh, am Zusammenfluß des Alleghany und

der Monongahela, zweier schiffbaren Quellströme des Ohio, wodurch die Stadt mit dem Mississippi in Verbindung steht. Sie hat nicht allein bedeutenden Handel, sondern ist auch die wichtigste Fabrikstadt der Union; man hat hier eine Kanonengießerei, 5 Glashütten u. s. w. Die Stadt ist sehr regelmäßig gebaut und zählt über 12.000 Einw.

Pentaglotte, eine Bibel in 5 Sprachen.

Pentameter, ein Vers von fünf Füßen, der seinen unveränderlichen Abschnitt gerade in der Mitte, nach einer langen Sylbe hat, die ein Wort endiget. Er zerfällt daher in zwei Halbverse, jeder von drittehalb Füßen, dessen erste Hälfte entweder Spondeen oder Daktylen allein, oder auch abwechselnd, enthalten. Die letzte Hälfte besteht allein aus Daktylen. Es ist fehlerhaft, wenn einige deutsche Dichter auch in das letzte Hemistich Spondeen bringen. Ein Gedicht in lauter Pentametern würde, des einfachen Ganges wegen, sehr schleppend seyn. Dieses haben auch die Alten schon gefühlt, die ihn nie allein gebrauchten, sondern in elegischen Gedichten, die wie Sulzer sehr richtig sagt, selbst etwas sich beständig auf einen Ton Herumdrehendes, aber der Empfindung Natürliches haben, mit dem Hexameter (s. d.) abwechseln lassen.

Pentateuch, s. Hebräische Sprache und Literatur, sowie die Art. Bibel und Moses.

Penthesilea, s. Amazonen.

Pentheus, des Spartaners Echions und der Agave Sohn. Kadmus hinterließ ihm sein Königreich; während seiner Regierung breitete sich der Dienst des Bacchus in Theben sehr aus. Pentheus widersetzte sich ihm; als er aber einst diese Feierlichkeiten auf dem Cithäron zerstören wollte, geriethen die das Fest feiernden Weiber, Agave an ihrer Spitze, in Wuth, sahen ihn für ein wildes Schwein an und zerrissen ihn. (S. Kadmus.)

Perceval (Spencer), zweiter Sohn des John Perceval, Grafen von Egmont, stammte von einer normännischen Familie und ward zu London 1762 geboren. Er widmete sich zu Cambridge den Rechten, wurde 1792 Consulent der Admiralität und der Universität Cambridge. 1801 wurde er in Addington's Ministerium General-Solicitor, sowie er sich auch behauptete, als Pitt 1804 wieder die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernahm, der ihn zum Attorney-General ernannte. Er erklärte sich hierauf für die Union Irlands. 1807 erhielt er die Würde als Unterschatzmeister und Schatzkammerkanzler unter dem Herzog von Portland, und zeigte sich allenthalben als heftigen Gegner Napoleons und der irländischen Katholiken. Nach des Herzog von Portlands Tode, 1809, trat Perceval als erster Lord der Schatzkammer an die Spitze der neuen Administration und zeigte sich fest und entschlossen in seinem Haß gegen Frankreichs Kaiser, ohne sich durch die Wünsche des Volks und Franzis Burdetts Volksversammlungen irren machen zu lassen, und hatte die Genugthuung, seine Plane durch das Sinken der Macht Napoleons gekrönt zu sehen, dessen Armeen mehrmals in Spanien geschlagen wurden. Den gänzlichen Sturz desselben erlebte er jedoch nicht; er ward von einem Kaufmann zu Liverpool, John James Billigham, der sein ganzes Vermögen durch die Zeitumstände verloren hatte, den 11. Mai 1812, als er eben ins Parlament trat, erschossen.

Percussionsflinten. Wenn bei dem zeither gebräuchlichen Gewehr die Pulverladung durch gewöhnliches Schießpulver in der äußern

Pfanne am Schloß durch das Zündloch, wo Pulverkorn an Pulverkorn liegt, entzündet wird, so bedient man sich bei den Percussionsflinten dazu eines besondern chemischen Zündpulvers. Dieses hat die Eigenschaft, nicht durch den Funken aus Feuerstein und Stahl, sondern durch einen sehr starken Schlag und damit verbundenen Luftdruck des abgedrückten Hahns am Gewehr, entzündet zu werden. Dann blitzt es durch einen feinen Knall mit außerordentlicher Gewalt auf die Pulverladung im Rohr, entzündet diese gleichzeitiger und rascher wie gemeines Pulver, und veranlaßt sonach allerdings auch einen raschern und wirksamern Schuß. Gutes chemisches Zündpulver kann auf verschiedene Art und aus mehren Stoffen, u. a. mittelst chemischer Processe, von Quecksilber, gereinigter Salpetersäure und wasserfreiem Weingeist gemischt und entweder in Pillenform dargestellt, oder in ganz kleine, dünne kupferne Hütchen (von 2½ Lin. Länge und 2 Lin. Weite) eingebracht und so mitgeführt werden. Da die Feuchtigkeit nicht auf das Zündpulver wirken kann, so wird eine Percussionsflinte nie versagen.

Percussionsmaschine, auch **Stoßmaschine** oder **Maschine des Mariotte**, der sich ihrer zuerst bediente, um Versuche über die Geschwindigkeit bewegter Körper nach dem Stoße (vgl. **Stoß der Körper**) zu machen. Da er die Geschwindigkeiten durch die Fallhöhe bestimmte, so ließ sich, um die Gesetze des Stoßes durch Versuche zu erläutern und zu bestätigen, eine Vorrichtung gebrauchen, wo man Kugeln an dünne Fäden frei aufhängen und wie Pendel gegen einander stoßen läßt. Wenn z. B. 2 gleich große, gleich schwere Kugeln von einerlei Materie von einer Höhe herab an gleich langen Fäden parallel über einer Tafel hängen, sodaß sich ihre Oberflächen in einem Punkte berühren und daß sie auch nur in gerader Richtung auf einander wirken können, so darf eine zu beiden Seiten des Berührungspunktes angebrachte Scala nur noch mit Zeigern versehen werden, und man hat in der Hauptsache den nöthigen Apparat und kann sich die genauere Zusammensetzung und Beschaffenheit desselben wohl vorstellen. Wollte man nun beweisen, daß ein bewegter Körper beim Stoß gegen einen ruhenden diesem von seiner Geschwindigkeit nach Verhältniß seiner Masse mittheilt und beide Körper die Bewegung dann gemeinschaftlich, aber in der Richtung des ersten anstoßenden, fortsetzen und zwar so weit, als nach Abzug des Widerstandes bleibt, den der Angestoßene leistet, so müßte das bei 2 ganz gleichen Kugeln, wenn man die eine aus 6 Grad Fall oder Geschwindigkeit gegen die andere stößt, nach dem Anstoß noch 3 Grad betragen, weil unter diesen Umständen die Hälfte durch den Widerstand der ruhenden gleich großen Kugel abzurechnen ist. Dieß ergibt sich genau durch den Versuch mit der Percussionsmaschine. Man läßt die eine Kugel von dem Weiser an der Scala bei 6 Grad aus-, gegen die ruhende schwingen, und beide bewegen sich auf der andern Seite der Scala noch bis zu dem Weiser, den man in 3 Grad eingesetzt hat. Hängt man hingegen an die Stelle der ruhenden Kugel eine andre, welche noch einmal so viel Masse hat, so bewegen sich beide nach dem Anstoß nur noch, bis wo der Weiser 2 Grad zeigt, denn es gehen bei diesem Verhältniß der Kugelmassen 4 Grad oder 2 Drittel der Geschwindigkeit für den Widerstand ab.

Percy (Pierre François, Baron), berühmter franz. Militairchirurg, geb. 1754 zu Montagny in der Franche Comte, welchen die Universi-

tät Besançon bildete, schuf die franz. Militair-Ambulances und starb 1825, nachdem er bis 1822 Professor der pariser Schule der Medicin und im Felde bei dem Heeren thätig gewesen war. Auch als chirurgischer Schriftsteller wurde er geschätzt.

Perdikkas ist der Name mehrer macedonischen Könige; der berühmteste von diesen Namensgenossen war der Feldherr Alexanders des Großen, der Gefährte seines Ruhmes, sowie seiner Eroberungen. Auf dem Todbette gab ihm Alexander schweigend seinen Siegelring, und schien ihn hierdurch zum Nachfolger bestimmen zu wollen; aber die andern Feldherren erkannten diese nicht ausdrückliche Erklärung des Alexander nicht an und überließen ihm nur die Mitvormundschaft des Thronerben. Nichts destoweniger gab Perdikkas die Hoffnung zum Throne nicht auf: er schied sich von der Tochter des Antipater, Nicäa, und heirathete die Schwester des Alexander, Kleopatra. Antigonus, seine ehrgeizigen Absichten ahnend, verband sich mit Antipater, Kraterus und Ptolemäus gegen ihn. Perdikkas sandte zwar den Eumenes, einen ausgezeichneten Feldherrn, gegen die Verbündeten; vermochte sie aber nicht zu zerstreuen und erlitt mehrmal Verluste. Endlich empörte seine Härte, sein Stolz und seine Unklugheit die vornehmsten Offiziere, und Perdikkas wurde mit mehren seiner Anhänger 322 v. Chr. in seinem Zelte ermordet gefunden.

Peregrinus Proteus, ein berüchtigter Schwärmer des 2. Jahrh., aus Paros gebürtig. Nach vielen Ausschweifungen, unter denen man sogar die Ermordung seines Vaters ihm Schuld gab, kam er nach Palästina, nahm das Christenthum an und erwarb sich durch seinen fanatischen Eifer, durch welchen er auch ins Gefängniß gerieth, den Ruf eines Märtyrers. In der Folge befreit, erlaubte er sich, von der Christenpartei ausgeschlossen, die größten Unfläthereien; und so ganz herabgesunken, wollte er auf einmal seinen Ruf erheben, machte seine freiwillig vorzunehmende Verbrennung auf den olympischen Spielen bekannt und führte dieß auch wirklich i. J. Chr. 168 aus. — Durch Wieland's sinnreichen Roman hat dieser kynische Schwärmer ein neues Interesse erhalten.

Pergament, eine besonders zubereitete Thierhaut, auf welcher man schreiben und malen kann. Es wird aus Kalb-, Bock-, Esels- auch Schweinhäuten gemacht. Schon zu Davids Zeiten hatten die Israeliten aufgerollte Bücher von Thierhäuten, und Herodot erzählt, daß die Jonier in den ältesten Zeiten auf ungegerbte Hammel- und Ziegenfelle schrieben, von denen bloß die Haare abgeschabt waren. Ptolemäus Philadelphus konnte die Feinheit des Pergaments nicht genug bewundern, auf welches die Abschrift der heil. Schrift geschrieben war, die ihm der Hohepriester Eleazar zuschickte. In der Stadt Pergamus in Kleinasien mag die sehr alte Kunst, Pergament zu machen, zu der Zeit sehr verbessert worden seyn, als man dem König Eumenes das Papier aus Aegypten vorenthielt. — Die Häute werden wie zum Weißgerben (s. **Gerben**) gewässert, mit Kalk gebeizt und geschwödet; dann werden die Haare abgenommen oder gekneiselt. Die gekneiselten Häute werden in klarem Kalkwasser erweicht (gebrunnet), auf der Fleischseite abgestrichen, in Rahmen mit Schnüren glatt gespannt, das überflüssige Kalkwasser wird herausgestrichen, mit Bimstein eingerieben und solches zwei bis drei Mal wiederholt. Die Narbseite wird nach dieser Operation gut ausgestrichen, das Fell in der Sonne getrocknet und die Haut ge-

schabt und geglättet. Je nachdem dieses allgemeine Verfahren mehr oder weniger abgeändert wird, entsteht das Schreibepergament, das Malerpergament, das narbige Pergament, das halbnarbige, das Sticker-, das Trommel-, das Oelpergament oder Recherpergament und das englische Oelpergament aus Leinwand.

Pergolesi (Joh. Bapt.), ein berühmter italien. Componist, geb. 1704 zu Casoria im Königreich Neapel, wurde im Conservatorium dei poveri di Gesu Cristo der Stadt unter Gaetano Gräco erzogen. Der Fürst von Stigliano, der die Talente des jungen Pergolesi bemerkte, nahm ihn unter seinen Schutz und verschaffte ihm von 1730—34 die Mittel für das Theatro nuovo zu arbeiten, wo s. Opern vielen Beifall fanden. Nach Rom gereist, erhielt er den Auftrag, die Oper „Olympias" zu setzen; er rang mit Duni, der die Oper „Nero" componirt hatte, um den Preis und fiel durch; obgleich Duni selbst gestand, daß seine Arbeit von geringerm Werthe sey. Er kehrte nach Neapel zurück und setzte auf Veranlassung des Herzogs von Mantua eine Messe, das „Dixit" und „Laudate", welche lebhaft gerühmt wurden und ihn über seinen Fall trösteten. Er starb zu Neapel im Anfang des J. 1737. Falsch ist die Behauptung, er sey vergiftet worden. Einige Italiener nennen ihn den Dominichino in der Musik. Die Leichtigkeit in seinem Satze, seine Kenntnisse in der Harmonie und der Reichthum in der Melodie haben ihm einen berühmten Namen gemacht. Man wirft ihm Trockenheit und unzusammenhangenden Styl vor; seinen Gesang opferte er manchmal dem Affecte der Begleitung auf; im Allgemeinen herrscht in seinen Arbeiten eine schwermüthige Stimmung. Seine vorzüglichsten Werke sind: 1) seine „Serva padrona", Oper in zwei Acten; von den beiden Schlußduos im ersten Acte sagt J. J. Rousseau, daß ihnen bei einer richtigen Aufführung nichts fehlen würde als Zuhörer, die sie verständen. 2) „Il Maestro de Musica", Intermezzo. 3) Sein „Salva Regina" und „Stabat Mater" hält man allgemein für seine Meisterwerke. Pergolesi starb während der Composition des letzten Verses des erhabenen „Stabat Mater".

Perikles, einer der berühmtesten Staatsmänner des alten Athen, ungefähr 444 v. Chr., der sich in diesem Staate durch hohe Beredtsamkeit, durch Feldherrntalente, Geistesüberlegenheit und Menschenkenntniß die allgemeine Hochachtung und Liebe erwarb. Damon, Anaxagoras und Zeno von Elea waren seine Lehrer. Durch Familienverhältnisse mit den Aristokraten verbunden, hielt er sich, theils wegen der Eifersucht, womit der große Haufe diese Partei betrachtete, theils weil der erste Platz unter den Aristokraten bereits von Kimon eingenommen war, anfänglich von den Angelegenheiten des Staats zurück, und bewarb sich nur um die Gunst der Volkspartei. Kimon zeigte sich glänzend und gesellig; er dagegen vermied alle Gastmähler und öffentliche Vergnügungen, erschien nie anders öffentlich als im Prytaneum und in der Volksversammlung und benahm sich allenthalben mit Ernst und Würde. Da er nicht Mitglied des Areopagus war, so bemühte er sich, dessen Ansehen zu schwächen und trieb seinen Freund Ephialtes an, das Volk eifersüchtig auf dieses Gericht zu machen und ein Decret zu bewirken, welches die meisten Streitigkeiten andern Gerichtshöfen zur Untersuchung und Entscheidung übertrug. Seine Beredtsamkeit war so erhaben und mäch-

tig, daß man von ihm sagte, er donnere und blitze in seinen Reden, und ihn den Olympier nannte. Mit großer Sorgfalt vermied er Alles, was dem Volke mißfallen könnte, und ertrug selbst Beleidigungen mit großer Geduld. Man erzählt, daß, als ihn einst Abends ein gemeiner Bürger mit Schmähungen aus der Volksversammlung bis vor sein Haus begleitet, er einem Diener befohlen habe, eine Fackel anzuzünden und dem Mann nach Hause zu leuchten. Nachdem die Volkspartei die Anklage des Kimon bewirkt hatte, wurde Perikles zu einem der Richter ernannt. Er betrug sich indeß hierin mit vieler Mäßigung und sprach von seinem großen Mitbürger mit der schuldigen Achtung. Die Verbannung seines Nebenbuhlers eröffnete seinen ehrgeizigen Planen endlich ein freies Feld. Da Kimon das Volk gespeist und gekleidet hatte, so setzte Perikles es durch, daß die Bedürftigen aus dem öffentlichen Schatze unterstützt wurden. In dem Kriege, welcher 458 v. Chr. zwischen den Atheniensern Lacedämoniern ausbrach, gab sich Perikles in der unglücklichen Schlacht bei Tanagra den größten Gefahren preis und fiel darauf mit einer Flotte und einem kleinen Heere in den Peloponnes ein. Um dem Volke zu schmeicheln, das die Rückkehr des Kimon wünschte, bewirkte er selbst einen Volksbeschluß, wodurch derselbe zurückberufen wurde; insgeheim aber soll er mittelst seiner Schwester eine Uebereinkunft mit Kimon getroffen haben, welcher zufolge der Oberbefehl des Heeres diesem, die Leitung der Staatsangelegenheiten aber ihm selbst überlassen seyn sollte. Durch Kimon's Tod aber wurde er gleichsam Herr von Athen; denn wiewohl die aristokratische Partei ihm den Thucydides, des Melesias Sohn, einen Verwandten des Kimon entgegenstellte, so war ihm dieser doch zu wenig gewachsen. „Wenn ich ihn auch zu Boden werfe", sagte daher dieser einst von Perikles, „so sagt er doch, daß er nie darniedergelegen, und überredet selbst die Zuschauer, daß sie ihm glauben". Von jetzt an beherrschte Perikles den Staat, ohne Herr zu heißen, und seine vornehmste Sorge war, das Volk entweder durch Aussendung neuer Colonien oder durch kriegerische Unternehmungen zu beschäftigen. Durch die großen öffentlichen Werke, die er errichten ließ, schmeichelte er der Eitelkeit der Athenienser, deren Stadt er verschönerte, und beschäftigte zugleich eine Menge von Arbeitern und Künstlern. Um die Kosten dieser Unternehmungen bestreiten zu können, ließ er den öffentlichen Schatz Griechenlands von Delos nach Athen bringen, und wußte diese Treulosigkeit durch die Erklärung zu rechtfertigen, da dieses Geld zur Vertheidigung gegen die Barbaren erhoben worden, durch die Anstrengungen der Athenienser aber dieser Zweck erreicht wäre, die Verbündeten auch kein weiteres Recht hätten, nach Verwendung dieses Geldes zu fragen. Seine persönliche Rechtschaffenheit in allen Geldangelegenheiten war über jeden Argwohn erhaben, wovon ein merkwürdiges Beispiel angeführt wird. Während einer Unternehmung gegen Euböa fielen die Lacedämonier als Bundesgenossen der Megarenser in Attika ein. Perikles wußte diesen Angriff durch Bestechung des Vormundes des spartanischen Königs abzuwenden. Als er nachher Rechnung ablegte, setzte er die Summe von 10 Talenten zu einer geheimen, aber nützlichen Ausgabe an, und die Athenienser begnügten sich damit, ohne weitere Auskunft zu verlangen. Nach ununterbrochen fortgesetzten Feindseligkeiten gegen Euböa machte sich Perikles zum Herrn dieser wichtigen Insel (447 v. Chr.); bald darauf schloß er einen Waffenstillstand mit den Spartanern auf

30 Jahre. Die Macht des großen Haufens zu beschränken, die er bisher nur erweitert hatte, setzte er die Erneuerung eines alten Gesetzes durch, nach welchem nur der Sohn eines Bürgers und einer Bürgerin von Athen für einen atheniensischen Bürger gelten sollte, und ließ demgemäß 500 Menschen, die bisher frei gewesen waren, als Sklaven verkaufen. Diese Handlung, die zugleich Perikles's großen Einfluß beweist, hatte ohne Zweifel den Beifall der Mehrzahl unter den Bürgern, deren Ansehen durch diese Verminderung ihrer Zahl stieg. Den Waffenstillstand mit den Spartanern benutzte Perikles, um die Samier zu bekriegen (440 v. Chr.), welche sich gegen die übermüthige Macht Athens sträubten. Zu diesem Kriege soll er zum Theil durch die Aspasia bewogen worden seyn. Die Unternehmung gegen Samos, auf welcher sie den Perikles begleitete, endigte mit der Unterwerfung der Insel, wo die demokratische Regierung wieder hergestellt wurde. Die Samier empörten sich bald darauf von neuem und vertrieben die atheniensische Besatzung, wurden aber von Perikles abermals zur Unterwerfung gezwungen. Bei seiner Rückkehr hielt er zu Athen jene berühmte Trauerrede zum Andenken der Gebliebenen, welche seine Zuhörer so sehr begeisterte, daß sich die Frauen um ihn drängten und sein Haupt mit Kränzen schmückten. Als endlich Thucydides in dem Kampfe der Parteien zur Verbannung verurtheilt worden, wurde das Ansehen des Perikles noch überwiegender, bis die Eifersucht der Athenienser erwachte, als die Hoffnungen verschwanden, die ihnen die Ereignisse vor Ausbruch des peloponnesischen Krieges eröffnet hatten. Einige seiner Freunde wurden verfolgt: Anaxagoras, sein verehrter Lehrer, wurde der Irreligion beschuldigt; Aspasia öffentlich wegen ihres Verhältnisses zu Perikles angeklagt. Er selbst führte ihre Sache und fühlte sich davon so ergriffen, daß er ohne Rücksicht auf seine Würde Thränen vergoß. Er bewirkte ihre Losssprechung; den Anaxagoras aber entzog er dadurch den Angriffen seiner Feinde, daß er ihn unter seiner eignen Begleitung aus Attika führte. Als die Spartaner, welche sich der kleinern griech. Staaten annahmen, ihre Forderung, den diesen zugefügten Schaden zu ersetzen, unter Androhung eines Krieges auf den Weigerungsfall, nach Athen gelangen ließen, überredete Perikles die Athenienser, die Bedingungen zu verwerfen, und wurde dadurch der Urheber des verderblichen peloponnesischen Krieges. Einige behaupten, er habe dadurch seine Landsleute von Außen beschäftigen und ihre Blicke von seiner Herrschaft abziehen wollen, um so mehr, da seine Feinde sich täglich vermehrten; auch habe Aspasia einen großen Haß gegen Sparta gehegt. Wahrscheinlicher jedoch ist es, daß Perikles, durch seine Ansicht von Hoheit und Würde der atheniensischen Republik irregeleitet, darauf drang, Nichts zu bewilligen, besonders da sein eignes Ansehen dadurch zu Grunde gerichtet worden wäre. Als der Krieg 431 v. Chr. begann, war Perikles der Meinung, daß die Athenienser die Vertheidigung ihrer Ländereien aufgeben und ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Befestigung der Stadt und Ausrüstung der Flotte wenden sollten. Demgemäß ließ er, als ihm der Oberbefehl übertragen worden, trotz des Murrens der Athenienser, das überlegene Heer der Spartaner und ihrer Bundesgenossen ohne Widerstand bis Acharnä in Attika vorrücken, schickte aber zu derselben eine Flotte nach den Küsten des Peloponnesus, nach Lokris und Aegina, welche die in Attika begangenen Plünderungen doppelt rächte. Nachdem aber die

Peloponnesier sich zurückgezogen hatten, machte er selbst einen Einfall in das Gebiet der Megarenser, welche die Hauptursache des Krieges waren. Am Schlusse dieses Feldzuges hielt er mit hinreißender Beredtsamkeit auf die im Dienste seines Vaterlandes Gebliebenen eine Rede. Im nächsten Jahre brach eine Pest in Athen aus, die so schreckliche Verheerungen anrichtete, daß Perikles seines ganzen Muthes bedurfte, sich selbst und seine Landsleute aufrecht zu erhalten. Um ihre Aufmerksamkeit zu beschäftigen, machte er eine große Rüstung und segelte damit nach Epidaurus; aber die Sterblichkeit unter seinen Truppen hinderte ihn, etwas Wichtiges auszuführen. Perikles kehrte mit einer geringen Mannschaft zurück und vermochte nicht, den entmuthigten Atheniensern Vertrauen einzuflößen. Er verlor den Oberbefehl, und mußte, ohne daß ihm ein besonderes Verbrechen wäre zur Last gelegt worden, eine ansehnliche Geldstrafe erlegen. Bald jedoch rief ihn mit gleichem Leichtsinne das Volk an die Spitze der Geschäfte zurück und ertheilte ihm eine größere Gewalt, als er je zuvor besessen. Jetzt aber, wo die Sorgen für den Staat ihn so vielfach beschäftigten, traf ihn auch häusliches Unglück. Sein ältester Sohn Xanthippus, der in Zwiespalt mit ihm gelebt hatte, starb an der Pest; dieselbe Todesart raffte seine Schwester und viele seiner nächsten Verwandten und Freunde weg; zuletzt starb auch Paralus, sein einziger ihm noch übriger Sohn von seiner ersten Gattin. Dieser Unfall zwang ihm Thränen ab. Ihn zu trösten, widerriefen die Athenienser sein eignes Gesetz gegen die halbbürtigen Kinder, und so trug er seinen mit der Aspasia gezeugten Sohn in die Bürgerliste ein. Aber seine Kraft war gebrochen. Er verfiel in eine schleichende Krankheit und starb 429 v. Chr., im 3. Jahre des peloponnesischen Krieges. Als er im Sterben lag, gedachten seine Freunde unter Wehklagen seiner großen Thaten; er aber raffte sich plötzlich auf und sagte ihnen: „In diesen Dingen sind mir Andre gleich, aber zu besonderm Ruhme rechne ich mirs an, daß nie ein Athenienser durch mich in Trauer versetzt worden". Athen verlor in ihm seinen ausgezeichnetsten Bürger, dem, wenn auch strenge Tugend, doch Seelengröße nicht abzusprechen ist.

Perikopen sind biblische Stellen, über die man beim Gottesdienste Vorlesungen vor dem Altare oder Predigten hält. Anfangs war es den Geistlichen überlassen, sie auszuwählen. Im 4. Jahrh. wurde es bestimmt, daß sie aus den kanonischen Schriften des A. und N. Testaments genommen werden sollten. Gregor der Große ließ über sie ein eignes Lectionarium anfertigen, das Karl der Große dem in seinem Reiche eingeführten Homiliarium zu Grund legte. Luther verdrängte sie nicht; doch haben die evangelischen Prediger eine größere Freiheit in ihrem Gebrauche, während die katholischen mehr oder weniger nach diesen Perikopen sich richten müssen.

Periode bedeutet überhaupt einen Zeitkreis, und der Astronom versteht darunter die Zeit, in welcher ein Planet seine Revolution vollbringt, oder die Dauer seines Laufes, die er nöthig hat, um an denselben Punkt wieder zu gelangen, vom dem er ausgegangen ist. Aus solchen Perioden entstehen die Sonnen- und Mondjahre, die Sonnen- und Mondmonate, die Tage, Jahreszeiten rc. (s. d.). Der Chronolog nennt die Periode eine Epoche oder Zeitraum, nach welchem er die Jahre zählt, oder auch eine Folge von Jahren, die ihm zum Maß der Zeit dienen. Die bekannten Perioden waren und sind: 1) die Methonische,

von ihrem Erfinder Methon, auch vom Mondcyklus genannt, ist eine Folge von 19 Jahren, nach welchem Verlaufe die vollen Neumonde auf denselben Tag des Sonnenjahres fallen sollten. 2) Die Kalippische, eine Verbesserung der Methonischen. Kalippos fand sie genau genug, multiplicirte die Angabe der Methonischen mit 4 und bestimmte die Folge von 76 J. zu seiner Periode; auch diese fand Hipparchos fehlerhaft; er nahm das Sonnenjahr zu 365 T. 5 St. 55 M. 12 S. und berechnete, daß in 304 die Kalip. Periode um einen ganzen Tag irren müsse. Dieß bewog ihn, die Kalip. Angabe nochmals mit 4 zu multiplieiren und vom Producte einen Tag abzuziehen. Die bekannteste ist 3) die Julianische, welche Joseph Scaliger ersand; sie umfaßt eine Folge von 7980; sie ist Product der Zahlen 28, 19, 15 oder des Sonnen-, Mond- und Indictionscykels. Jedes Jahr in der Julianischen Periode hat seinen besondern Sonnen-, Mond- und Indictionscykel, sodaß in ihrem ganzen Umfange kein Jahr ist, das mit einem andern diese Cykeln gemeinschaftlich hat. Scaliger erdachte sie zu dem Zwecke, um durch sie, welche alle bekannten Perioden und Epochen in sich faßte, die Reduction der Jahre aus einer Periode nach einer andern zu erleichtern. 4) Die Victorinische ist ein Abschnitt der Julianischen Periode, und wurde durch das Product des Sonnen- und Mondcykels, d. h. der Zahlen 28, 19 gebildet und umfaßt einen Zeitraum von 352 Jahren, nach deren Ablauf, wie Victorinus, der unter dem Papste Hilarius lebte, meinte, die Neu- und Vollmonde auf denselben Tag des Julianischen Jahres fallen. Diese Periode heißt auch die Dionysische, weil die Erfindung Denys dem Kleinen von Einigen zugeschrieben wird; auch die große Osterperiode, weil im alten Kalender das Osterfest n. 532 J. auf denselben Tag fiel. Die chronologischen Perioden sind außer Gebrauch gekommen, da man jetzt nach Jahren vor und nach Christi Geburt rechnet. Die Geschichte, welche bei den Alten erst ethnographisch, dann chronologisch und annalistisch erzählte, hat in der neuern Zeit diesen Weg verlassen und nimmt die Bestimmung ihrer Perioden aus wichtigen, universalhistorischen Begebenheiten, und ordnet ihren Stoff nach dem Geiste und Charakter, wodurch ein Zeitraum von dem andern sich auszeichnete und nach den großen Menschen, die in diesem oder jenem Zeitraume die herrschenden Leitsterne waren und einem großen Theil des Menschengeschlechts eine neue Richtung im Denken und Handeln gaben. Die Weltgeschichte, nach dieser Idee geordnet, kann füglich nach folgenden Perioden eingetheilt werden. 1) Die Periode vor der Sündfluth. Die Geschichte verläßt uns hier gänzlich und die Schlüsse aus der Bildung unserer Erde auf ihr Alter, wodurch man bald die Mosaischen Urkunden hat bestätigen, bald widerlegen wollen, sind zu gewagt, als daß sie auf einen größern Glauben, als bloße Vermuthungen verdienen, Anspruch machen dürfen. Die zweite oder eigentlich die erste Periode beginnt mit der Sündfluth 1500 v. Chr.; sie umfaßt die mystisch-historischen Zeiten. Die Völker treten allmälig aus dem Dunkel hervor; die ursprüngliche Familien- und Patriarchalverfassung ist für die wachsende Volksmenge zu beschränkt, es bilden sich Staaten mit mehr oder weniger eingeschränkter monarchischer Verfassung. Noah, Abraham, Moses, Cekrops, Kadmos sind die hervorglänzenden Charaktere dieses Zeitraums. Die dritte umspannt 1000. Die Geschichte wickelt sich von dem Mythus los. Die Völker traten enger in freundschaftliche oder feindliche Berührung gegeneinander; in

Asien erhebt sich eine Universalmonarchie, während in Europa, Griechenland und Rom, die Thronen dem Republikanismus weichen müssen. Zoroaster, Lykurg, Solon, Pythagoras, Confucius, Cyrus, Brutus sind in ihr die hervorstechendsten Männer. Die vierte beginnt mit dem J. 500 und begreift 200 J. Europa im Kampfe mit Asien. Griechenland vertheidigt glücklich seine Nationalfreiheit gegen Persien, wendet dann seine Waffen gegen sich selbst, lockt durch seine Uneinigkeit den Feind seiner Unabhängigkeit herbei, wird durch Philipp besiegt und zerstört unter dessen großem Sohne den Perser Reichskoloß. Rom übt sich zur Welteroberung mit den kleinern Völkern Italiens, und in Griechenland erringt die Menschheit ihre schönsten Blüthen. Leonidas, Miltiades, Themistokles, Kimon, Epaminondas, Herodot, Perikles, Sokrates, Sophokles, Timoleon, Alexander, Camillus, die Decier sind die Hauptcharaktere dieses Zeitraums. Die fünfte geht von 300 bis 14 n. Chr. Rom hat die Besiegung Italiens vollendet, zertrümmert die karthagische Handelsrepublik, demüthigt Griechenland, macht sich mit dem Schwerte zum Erben Alexanders in Asien, vernichtet dann seine eigne Freiheit und wird Sklave. In ihr lebten Philopömen, Hannibal, Cato, die Scipionen, Polybius, Mithridates, Pompejus, Cäsar, Cicero, Livius, Agrippa, Hermann, Johannes, Augustus. Die sechste geht von 14 J. n. Chr. bis 756. Neue lichtere Ideen kommen in Umlauf, die alte Staatsreligion fällt und Roms Macht und Größe mit ihr; aus dem Süden und Norden brechen neue Völker hervor, zertrümmern Roms Herrschaft und gestalten die Welt anders: die Apostel, Trajan, die Antonine, Plutarch, Tacitus, Konstantin, Theodos, Arius, Athanasius, Theodorich, Mohammed, Karl Martell, Bonifaz, Pipin. In der siebenten Periode von 756—1096 legt Rom den Grund zu einer religiösen Universalmonarchie und im Morgenland geschieht dasselbe auf blutigem Wege; der Islam siegt, und während die Abbassiden im Orient Wissenschaft und Künste befördern, thut Karl der Große im Occident dasselbe und ordnet sein Reich. Karl der Franke, Harun, Alfred, Heinrich I., Kanut, Robert Guiscard, Wilhelm der Eroberer, Wladimir, Gregor VII. In der achten Periode 1096—1315 hat Rom seine hierarchische Herrschaft vollendet, den rauhen Kriegersinn der nordischen Völker hat die Religion zum Ritterthum gemildert und treibt endlich den Occident gegen den Orient. Gottfried von Bouillon, Bernard von Clairvaux, Heinrich Dandolo, Ludwig IX., Hermann von Salza, Innocenz III., Friedrich I., II., Saladin, Dschingis-Khan, Rudolf von Habsburg, Philipp der Schöne, Osman, Stauffacher, Fürst, Melchthal, Wolfram von Eschenbach, Dante. Neunte Periode von 1315—1519. Durch die Berührung, worin das Abend- und das Morgenland gerieth, hob sich der Handel, durch ihn wurden die Städte reich und frei und ihr Flor hatte das Keimen und Blühen der Künste und Wissenschaften zur Folge. Cosmus und Laurentius, die Mediceer, Bessarion, Leo X., Timur, Ismael Shah, Babur, Mohammed II., Iwan Wasiljewitsch, Heinrich der Seefahrer, Gama, Albuquerque, Colombo, Maghellan, Cortez, Ferdinand der Katholische, Ximenez, Wiclef, Huß, Petrarca, Laurentius Valla, Guttenberg, Reuchlin, Macchiavelli, Maximilian I., Michel Angelo, Rafael, Correggio, Dürer. Zehnte Periode von 1519—1648. Roms Glaubensdruck und hierarchische Mißbräuche rufen zum Widerstreite auf, Völker- und Fürsteninteressen mischen sich in den Kampf, und die Denkfreiheit muß sich

Raum und Duldung durch das Schwert erringen. Frankreich wird durch Waffen und Staatskunst vorherrschend; während Spanien seine Kraft an dem Freiheitssinne zersplittert und mit Amerikas Schätzen seine Feinde bereichert; Deutschland verliert seine Nationalkraft und seine politische Haltung. Karl V., Franz I., Soliman, Moritz von Sachsen, Gustav Wasa, — Luther, Zwingli, Calvin, Melanchthon, Erasmus, Kopernicus, Ariost, Tasso, Ign. Loyola, — Heinrich IV., Elisabeth, Wilhelm von Oranien, Gustav Adolf, Richelieu, — Camoens, Baco, Shakspear, Kepler, Hugo Groot, Corneille, Galilei, Opitz. In der eilften Periode von 1648—1740 beherrscht Frankreich den Continent durch Sprache, Sitten und Waffen, gegen dasselbe steht England als kampflustiger Nebenbuhler. Der Norden erwacht aus seinem langen Schlummer, nimmt europäische Bildung an und wirft sein großes Gewicht in die Wagschale des politischen Systems. Deutschland ermannt sich und stellt sich selbständig zwischen den Norden und Westen. Cromwell, Friedrich Wilhelm der große Kurfürst, Ludwig XIV., Colbert, Wilhelm III., Peter I., Eugen von Savoyen, Walpole, — Aureng Zeb, Nadir Shah, — Guericke, Huygens, Racine, Moliere, Milton, Newton, Leibnitz, Fenelon, Penn. Die zwölfte Periode 1740—1790. Der Norden, Norddeutschland und Rußland, erheben sich immer mehr und üben einen herrschenden Einfluß auf den alternden Westen aus. Die englischen Colonien in Amerika zu Staaten erstarkt, reißen sich vom Mutterlande los und treten selbständig in das Völkersystem ein. Friedrich II., Maria Theresia, Joseph II., Washington, Franklin, Katharina II., Chatam, Pombal, Kaunitz, — Hyder Ali, — Cook, Niebuhr, Voltaire, Rousseau, Buffon, Winckelmann, Lessing, Lavoisier, Herschel, Klopstock. In der 13. Periode endlich geht Frankreich durch eine furchtbare Revolution, welche die bisherige Grundverfassung der Staaten zusammenbricht, zu einer energischen Kraftäußerung über, drückt mit despotischer Gewalt so lange den Continent von Europa, bis endlich die Völker in Spanien in Verbindung mit England, das nie gegen die Revolutionshyder seine Rüstung abgelegt hatte, und die Deutschen mit Rußlands Hülfe ihre Unabhängigkeit sich erkämpften und eine neue Ordnung der Dinge herbeiführen, indem der heilige Bund das Völkerrecht der Vernunft und das Christenthum als oberster Leitungsgrundsatz in der Staatskunst aufstellte. Die vorzüglichsten Männer dieser Periode waren: Mirabeau, Sieyes, Carnot, Toussaint, Moreau, Napoleon, Pitt, Nelson, Wellington, Wilberforce, — Alexander I., Franz II., Friedrich Wilhelm III., Luise, — v. Stein, Arndt, Blücher, Hardenberg, Erzherzog Karl, Kant, Förster, Gibbon, Johann v. Müller, Herder, Schiller, Wieland, Göthe, Fichte, Schelling, Jacobi, Alexander v. Humboldt, Olbers, Heeren, Salzmann, Pestalozzi, Campe, Mozart, Haydn ꝛc. Mustapha Bairaktar, Kienlong, Mohammed Ali, Pomare u. A.

Perioden, rhetorische, sind durchgehends erweiterte Sätze, oder Schlüsse. Z. B. aus dem Satze: der Hochmuth ist verderblich, wird eine Periode, wenn sowohl Subject als Prädicat durch erläuternde oder bestätigende Bestimmungen erweitert worden, etwa so: „Der Hochmuth, dieses so sehr durch alle Stände verbreitete Laster, ist nicht nur moralisch verderblich, indem es die schönsten Keime der Menschenachtung und Menschenliebe verdirbt; sondern rächet sich auch oft psychologisch durch Wahnsinn an Dem, der ihm ergeben ist". Die Beisätze oder

Bestimmungen, die Subject und Prädicat bekommen und sich in besondere Sätze auflösen lassen, sind die Glieder der Periode; lassen sie sich hingegen nicht als besondere Sätze denken, oder haben sie nur als Bestimmungen eines andern Satzes Sinn: so heißen sie Absätze oder Beisätze; z. B. „Hochmuth, nicht der edle Stolz, ist verderblich". Hier ist der Zwischensatz: nicht der edle Stolz, ein solcher Absatz. Eine Periode ist nicht vollständig, wenn entweder nur das Subject oder das Prädicat erweitert ist, sondern wird nur für ein Glied einer Periode gehalten. Eine jede Periode hat einen Vordersatz und einen Nachsatz, die sich in unserer Sprache durch weil, oder wenn, und so, entweder, oder, zugegeben, aber und auf tausendfache andere Art bezeichnen. Man theilt ferner die Perioden in einfache und zusammengesetzte ein. Die ersten sind indessen keine Perioden, sondern nur Glieder einer Periode. Die zusammengesetzten benennt man nach der Anzahl ihrer Glieder. Ein guter Kopf bedarf aller dieser Subtilitäten nicht, wenn er sich 1) in Ansehung der Perioden folgende Regeln merkt: a) eine Periode darf gar nicht zu zusammengesetzt und zu vielgliedrich, doch müssen die einzelnen Sätze so verschlungen seyn, daß keiner für sich die Aufmerksamkeit festhält, und daß, wenn man sie in ununterbrochenem Zusammenhange gehört oder gelesen hat, ihre vereinigte Wirkung zur Ueberzeugung nicht fehlen kann; b) man muß sie nicht durch zu viele Zwischensätze verschränken; c) man muß ihnen einen Wohlklang nicht nur durch Rhythmus und Cadence, sondern auch durch die Wahl solcher Worte zu verschaffen suchen, deren Klang dem Gedanken angemessen ist, den die Periode ausdrücken soll, wie Cicero im Anfang der ersten Catilinarischen Rede. 2) In Ansehung der Schreibart suche man die größte Mannigfaltigkeit durch schickliche Verbindung der Perioden mit Periodengliedern und einzelnen Sätzen zu erhalten; vermeide besonders in Schlüssen und Beweisen die schulgerechte Form, und lese mehre gute, sowohl rhetorische als dogmatische Schriftsteller, ohne jedoch einem sklavisch nachzuahmen.

Periode in den Lebenserscheinungen. Die organischen Kräfte wirken nicht immer, sie wirken nicht immer sich selbst gleich, und werden in ihrer Wirkung durchaus von dem Körper bestimmt, worauf sie wirken. Alles im lebenden, organischen Körper ist Umlauf, Wechsel, Periode und nur durch diesen Periodismus unterscheidet sich der organische Körper vom unorganischen. Der Krystall, obgleich schön gebildet, steht in ewiger Ruhe da, bis eine äußere Kraft ihn zerstört; der organische Körper wird geboren, lebt und stirbt, Flüssigkeiten bewegen sich in ihm, er nimmt zu und ab, er athmet ein und aus, er schläft und wacht; Wechsel in Rücksicht auf die gröbere, äußere Natur, auf die feinere, auf die feinste, auf Empfindungen und Begehren. Mit Recht hat Blumenbach gesagt: alles Periodische im organischen Körper sey unerklärlich. Warum? weil es die Erklärung von Allem ist. Der Krystall ist der gebildete Raum, der organische Körper die gebildete Zeit. Aber auch sich selbst ungleich und periodisch wirken die Kräfte des Lebens. Durch einen äußern Reiz erregt, steigen sie mit der Vermehrung des Reizes bis zu einem gewissen Grade, dann aber sinken sie wieder, ungeachtet der Reiz vermehrt wird. Dieses ist das erste Naturgesetz der organischen Körper, welches John Brown gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts entdeckte; das Gesetz der indirecten Schwäche, ein Gesetz, welches sich auf den Versuch mit Wein und Opium gründete, der willkürlich angestellt,

mit gleichbedeutendem Erfolge die einzelne Erfahrung zur Wahrheit eines Gesetzes erhöht. Aber die organische Kraft hängt von dem äußern Körper ab, auf den sie wirkt. Die Schwere wirkt gegen jede Materie gleich, die chemische Kraft zieht an und stößt ab auf eine gleiche Weise, die Lebenskraft steigt und fällt mit der Stärke des Reizes so lange, bis das vorige Gesetz seine Herrschaft äußert. Es ist das Gesetz der directen Schwäche, gefunden von dem großen Manne, den wir eben genannt haben, und gegründet auf des Lebens tägliche Erfahrung. Wer dem Auge seinen Reiz, das Licht, entzieht, wird bald die Schärfe dieses Sinnes verlieren; wer seine Muskelkraft nicht übt, wird bald schwach werden; wer seinen Geist nicht anstrengt, wird ihn abstumpfen. Es gibt keine Gegenreize; jeder äußere Körper ist ein Reiz, denn nur in und durch die äußere Natur besteht die Lebenskraft, und was durch Gegenreiz zu wirken scheint, wirkt nur durch einen verhältnißmäßig geringern Reiz. Das Wesen der lebenden Natur ist Periode, ist allmäliger Uebergang von Einem zum Andern, wie die krumme Linie in steter Aenderung der Richtungen zur ersten zurückkehrt. Jede plötzliche Aenderung ist daher dem Leben zuwider, jede schnelle Aenderung des Reizes wirkt stärker als die allmälige Steigerung desselben Reizes, jedes plötzliche Nachlassen des Reizes bringt unordentliche Bewegungen und Störungen des Lebens hervor. Dieses ist das dritte Grundgesetz der lebenden Natur, durch die tägliche Erfahrung, durch jeden willkürlich angestellten Versuch bestätigt. Derselbe Wärmegrad ist ängstlich heiß im Winter und empfindlich kalt im Sommer, wenn wir uns rasch ihm aussetzen, und das einheimische Gewächs, welches die strengste Kälte unserer Gegenden aushält, verwelkt, wenn man es aus dem Gewächshause in eine mäßige Sommerwärme stellt. Wenn ein plötzlicher Reiz den thierischen Körper zu stark angreift, oder ein plötzliches Sinken der Kräfte durch Unfähigkeit, ferner Reize aufzunehmen, im Innern dem Leben droht, dann entstehen die unordentlichen Bewegungen des Krampfes, womit das Leben sehr oft zu scheiden pflegt; wenn der scharfe Insektenstich die Pflanze reizt, entstehen Verdrehungen und Afterbildungen, gleichsam gefesselte Krämpfe. Unter den Lebenserscheinungen des menschlichen Organismus werden viele beobachtet, die oft mit den periodischen Erscheinungen der äußern Natur so genau zusammenfallen, daß man den Grund ihrer Periodicität in diesen gesucht hat. Der Wechsel von Tag und Nacht, das Wachen und Schlafen der allgemeinen Natur, wiederholt sich in den thierischen Organismen. Viele Krankheiten im Menschen halten oft strenge die Perioden der Mondphasen; so verlaufen die mehrsten acuten Krankheiten nach den Wechseln des Mondes am 7. — 14. — 21. ꝛc. Tage. Hämorrhoidalflüsse beobachten nicht selten den Mondmonat, sowie Wurm- und epileptische Krankheiten; bekannt ist der merkwürdige Einfluß des Mondes auf die weibliche Periode, ebenso fühlbar ist die Einwirkung der Sonne und ihre größere oder geringere Erdnähe, wodurch die Jahreszeiten hervorgebracht werden, auf das organische Leben sowohl in Hinsicht der Gesundheit als der Erzeugung von Krankheiten: das periodisch erhöhtere und energischere, sowie unterdrücktere und gebundenere Leben, in den verschiedenen Jahreszeiten scheint hiervon abzuhangen; es gibt viele Krankheiten, die sich vorzüglich in dieser oder jener Jahreszeit zeigen, während sich alle stationaire in den verschiedenen Jahreszeiten verschiedentlich modificiren; selbst die Epidemien scheinen nach einem größern

period. Cyklus wieder aufzutreten und zu verschwinden. **Periodische Krankheiten** nennt man solche, deren Erscheinungen in gewissen Zeiträumen heftiger werden, und dann verschwinden oder doch merklich nachlassen. Da diese Periodicität bei vielen Krankheiten von äußern Einflüssen abhängt, so ist sie keine wesentliche Eigenschaft derselben; es gibt aber kaum eine Krankheit, in der man sie nicht beobachtet hätte.

Peripatetiker, eine gewisse Schule der griech. Philosophen, von **Aristoteles** (s. d.) in Athen gestiftet, der im Auf- und Niedergehen (daher der Name) zu lehren pflegte. Die Schule erhielt sich sehr lange und hatte in Ansehung des Vernunft-Systems und neu entdeckter Wahrheiten das meiste Verdienst unter den alten Schulen. Die Philosophie ist dem Aristoteles Wissenschaftslehre. Das unmittelbare Wissen, aus welchem unmittelbar, d. i. durch Demonstration, das Allgemeine und Nothwendige erkannt wird, beruht auf Erfahrung. Nach ihm geht, als vorbereitende Wissenschaft, die Logik, als Organon aller Wissenschaft der Form nach, voraus. Diese hat es entweder mit dem Scheine zu thun und heißt dann Dialektik, oder mit der Wahrheit und heißt dann Analytik. In seiner Physik stellte er sich den beiden damals herrschenden Systemen, dem Emanationssystem, welches die Dinge aus dem göttlichen Wesen hervorgehen ließ, und dem atomistischen, welches sie aus dem Zusammentreffen der mit Gott gleich ewigen Atome erklärte, entgegen, indem er eine Ewigkeit der Welt annahm. Nach ihm ist der Himmel von vollkommenerer und göttlicherer Art als die übrigen Körper. Im Mittelpunkte desselben befindet sich die Erde, rund und unbeweglich. Die Sterne, gleich dem Himmel, Wesen von höherer Art, aber von gröberm Stoffe, bewegen sich, jedoch nicht durch eigne Kraft, sondern getrieben durch den ersten beweglichen Körper. Jede Veränderung setzt voraus Substrat (die Materie), das, wodurch ein Ding möglich wird; ferner die Form, wodurch ein Ding wirklich wird, und die Beraubung, insofern die Annahme einer gewissen Form mit Aufhebung andrer Bestimmungen geschieht. Alle Veränderung oder Bewegung findet statt in Hinsicht des Subjects, der Quantität, Qualität und des Orts. Es gibt 3 Arten von Substanzen: beweglich-vergängliche, wie die Thiere; beweglich-ewige, wie der Himmel, und unbeweglich-ewige. Diese letztern, an sich unbeweglich und vergänglich, sind die Quelle und der Ursprung aller Bewegung. Unter ihnen muß es ein erstes, sich immer gleiches Wesen geben, das da wirkt, ohne zu seinem Wirken eines andern Wesens zu bedürfen. Alles was ist, kommt von ihm, es ist die vollkommenste Intelligenz — Gott. Die unmittelbare Wirksamkeit dieses ersten, in der Beschauung seiner selbst seligen Bewegers erstreckt sich nur auf den Himmel; die übrigen untergeordneten Sphären werden von andern körperlosen und ewigen Substanzen bewegt, die der Volksglaube als Götter verehrt und, wider ihre Natur, mit Körpern umkleidet. Die Seele ist Princip des Lebens in dem organischen Körper und von dem Körper unzertrennlich. Als Vermögen der Seele führt er an: das Erzeugungs- und Ernährungsvermögen, das Empfindungsvermögen, Gedächtniß und Erinnerung, die Denkkraft oder den Verstand und das Begehrungsvermögen, welches in Begierde und Willen zerfällt. Was die ethischen Grundsätze des Aristoteles betrifft, so ist er oft, zum Theil durch Schuld seiner eignen ausgearteten Schule, mißverstanden und für einen Anhänger des Lustprincips gehalten worden; ihm gilt aber als

das Beste oder Höchste, d. i. das, was um sein selbst willen gewollt wird, die Glückseligkeit, welche aus tugendhaften Handlungen entspringt. Tugend ist ihm die zur Vollendung gediehene naturgemäße Handlung. Naturgemäß heißt ihm aber die Handlung, insofern sie, gleichweit entfernt von dem Zuviel und von dem Zuwenig, die Mitte zwischen 2 fehlerhaften Aeußersten hält. So ist Tapferkeit nach ihm die erste aller Tugenden, ein Mittleres zwischen Feigheit und Verwegenheit; Mäßigkeit ist es in Hinsicht der sinnlichen Genüsse. Die menschlichen Handlungen müssen unabhängig seyn von äußern Bestimmungsgründen, wenn sie den Namen sittlicher Handlungen verdienen sollen; im entgegengesetzten Falle sind sie nur Erscheinungen, deren Gesetze für die Physik gegeben darum auch völlig gleichgültig für den praktischen Philosophen. Selbstthätigkeit ist die Bedingung aller Sittlichkeit, folglich auch das Vermögen zu handeln oder nicht zu handeln, so oder anders zu handeln. Die Glückseligkeit wird vollständig nur im Staate erreicht, die beste Staatsform aber läßt sich nur nach den besondern Umständen bestimmen. Die Aristotelische Philosophie fand nicht allein unter den Mitbürgern und Zeitgenossen ihres Begründers viele Anhänger, sondern ward auch von Andern und lange nachher noch gepflegt, namentlich von den Arabern, denen die Spitzfindigkeit des scharfsinnigen Meisters vor Allen zusagte. Seit dem 4. Jahrh. ward sie bei den Streitigkeiten der Kirche zu Hülfe genommen und gewann seit dem 6. Jahrh. durch Boethius Uebersetzung und Erläuterungen jenes unumschränkte Ansehen, in dessen Besitz sie Jahrhunderte lang geblieben ist. (S. Scholastiker.) Als die Schriften des Aristoteles wieder in der Originalsprache gelesen wurden, trat eine von der scholastischen Weise abweichende Art von Peripatetikern auf, nämlich im 15. und 16. Jahrh., welche sich in Averroisten und Alexandristen (nach den Commentatoren des Aristoteles genannt) theilten. Zu den Ersten gehörte Alex. Achillinus, Zimara und Cäsalpinus; zu den Letztern der berühmte Pomponatius u. A. Auch unter den Deutschen herrschte bis ins 17. Jahrh. die peripatetische Philosophie.

Peripetie, unerwartete Veränderung, welche sich in dem glücklichen oder unglücklichen Zustande der Hauptpersonen eines epischen oder dramatischen Gedichts, eines Romans rc. ereignet und ihn in den entgegengesetzten verwandelt: z. B. im „Oberon“ der Sturm, welcher während der pflichtwidrigen Umarmung der Liebenden hereinbricht, und später ihre Rettung vom Feuertode durch die Macht des Elfenkönigs; in Schiller's „Jungfrau von Orleans“ das plötzliche Erwachen des Mitleids mit Lionel und dessen Folgen.

Peristyl, peristylium, ein Säulengang, der einen Hofraum oder Platz ringsum einschließt; auch eine Säulenhalle.

Perizonius (Jakob), einer der gelehrtesten holländ. Philologen des 17. Jahrh., war 1651 zu Dam geb., studirte in Deventer und Leyden und bekleidete zuletzt die Professuren der Geschichte, Beredtsamkeit und griech. Sprache an der leydner Universität, wo er 1715 starb. Von seinen zahlreichen historischen und philolog. Werken nennen wir sein „Animadversiones historicae“ (Amsterd. 1685), ein Schatz von Gelehrsamkeit: „Origines Babylonicae et Aegyptiacae“ (Leyden 1711, 2 Bde., Utrecht 1756, 2 Bde.), ferner die Ausgabe von Aelian's „Vermischten Geschichten“, der „Minerva“, des Sanctius u. a. m.

Perkinismus, die Anwendung einer eignen Heilmethode, welche

in dem kunstgemäßen Streichen der leidenden Theile mit metallenen Nadeln besteht und von einem Arzte, Namens Elias **Perkins**, in Nordamerika 1786 erfunden wurde. Das Mittel besteht in 2 Nadeln, welche oben abgerundet sind, etwa einen Viertelzoll im Durchmesser halten, nach unten spitz zugehen und ungefähr 4 Zoll lang sind. Die eine dieser Nadeln ist von Messing, die andre von weißem, nicht magnetischem Eisen. Die Art der Anwendung ist folgende: man streicht mit der Spitze dieser Nadeln von dem leidenden Theile nach andern mehr muskulösen Theilen in kürzerm oder längerm Abstande; zuweilen soll der Schmerz leicht vertrieben werden, wenn man von dem schmerzhaften Theile nach den Extremitäten zu streicht. Bisweilen muß dieses Streichen bis zu dem Punkte fortgesetzt werden, wo man etwas Röthe und einen geringen Grad von Entzündung bemerkt. Die Zufälle, wogegen das Mittel am meisten wirksam gewesen ist, waren Schmerzen im Kopfe, im Gesichte, in den Zähnen, in der Brust, in den Seiten, in dem Magen, auf dem Rücken; ferner im Schnupfen, bei Brandschäden und Entzündung, auch bei Beschädigungen vom Blitze. Der Perkinismus ruht jetzt vergessen neben dem thier. Magnetismus.

Perkins's Dampfgeschütz, s. **Dampfgeschütz**.

Perlen erzeugt die Perlenmuttermuschel, welche in den ost- und westindischen Gewässern und in andern Meeresgegenden der wärmern Erdstriche lebt. Man findet sie in einigen Gegenden an den Felsen in der Meerestiefe in großer Menge beisammen. Solche Orte heißen **Perlenbänke**, wovon sich die berühmtesten bei der Insel Ceylon, auf der Küste von Japan und im persischen Meerbusen, bei der Insel Bahreim oder Bahrem befinden. Auch an den Küsten von Java, Sumatra u. a. a. O. wird diese Muschel gefunden. Die schönsten und kostbarsten Perlen sind die orientalischen. Einige halten die Perlen für unbefruchtete Eier der Muscheln, Andre für durch Krankheit verursachte Auswüchse oder Verhärtungen, welche dadurch entstehen, daß das in der Muschel lebende Thier die Oeffnungen, welche es durch das Einbohren gewisser Würmer erhalten hat, wiederauszufüllen und zu verstopfen sucht; Andre für verhärteten Schalensaft, woraus die Muschel jährlich ihr Gehäuse vergrößert. Das Geschäft, die Perlenmuttermuschel aus der Tiefe heraufzuholen, ist eins der gefahrvollsten, welches Menschen je übernommen haben. Es wird durch Taucher betrieben, welche von Jugend auf dazu gewöhnt werden. Sie fahren mit einem Boote nach der Perlenbank und lassen sich daselbst an einem Seile, das um den Leib geschlungen ist, nackt in die Tiefe hinab. Gewöhnlich müssen sie 8—12 Klafter tief gehen, ehe sie die Muscheln antreffen; an die Füße bindet man ihnen einen 20—30 Pfund schweren Stein, der sie desto schneller in die Tiefe zieht. Nasenlöcher und Ohren sind ihnen mit Baumwolle verstopft; am Arme ist ein in Oel getauchter Schwamm befestigt, den der Taucher bisweilen in den Mund hält, um Athem zu holen, ohne zugleich Wasser einzuschlucken. Außerdem nimmt jeder Taucher ein Messer mit, um Muscheln vom Felsen loszumachen, ingleichen ein Körbchen oder einen Netzbeutel, um sie einzusammeln. Wenn letzterer angefüllt ist, oder der Taucher unter dem Wasser nicht länger ausdauern kann, so bindet er schnell den Stein von den Füßen los, schüttelt das Seil und wird so eilends heraufgezogen. Wird damit gesäumt, so ist er verloren. Außerdem verliert er nicht selten sein Leben durch einen Haifisch, der ihn entweder verschlingt oder verstümmelt.

Permesus, ein Fluß in Böotien, welcher sich bei Haliartus in Paläocastios Nähe mit dem Olmius vereinigte und in den See Kopias (Vado de Topalia) ergoß. Er entsprang am Fuß des Helikon und war daher den Musen und dem Apollo heilig.

Pernambuco, 1) Provinz im östlichen Brasilien, südlich von Parahiba; 1412 QM. groß, 602.200 Einw. 2) (Fernambuco) Hauptstadt und Haupthafen dieser Provinz, am Flusse Capipariba; besteht aus drei Städten: Recife, Fernambuco oder Boa vista und der Vorstadt St.-Antoni, hat mit der etwas entfernt liegenden Stadt Olinde, und der Festung St.-Georg am Hafen, 62.300 Einw. Akademie der Rechtskunde, Bischofssitz, Zuckerfabriken, Handel mit Brasilienholz, Häuten, Baumwolle, Reiß, Taback u. a.

Péron (François), Correspondent des franz. Nationalinstituts, geb. 1775, ein berühmter Seefahrer, der, was selten der Fall ist, von classischen Studien ausging, im Anfange der Revolution im Heere diente, und an Baudins Entdeckungsreise Theil nahm, welche er und Lesueur beschrieben und Freycinet 1816 beschloß. Er starb 1810 in Cerilly, seiner Vaterstadt, im Departement Allier.

Perouse, s. Laperouse (Jean François Galaup de).

Perpendicel, jede gerade Linie, an welcher ein Gewicht hängt, das, vermöge seiner Schwere, jedesmal nach dem Mittelpunkt der Erde sich zuneigt, die Senkschnur — an den Uhren die sogenannte Unruhe —; daher perpendiculair, nach dem Mittelpunkte der Erde gerichtet; senkrecht, lothrecht. Perpendicularlinie, eine senkrechte, schnurgerade, auf- oder abgehend.

Perpetuum mobile, ein Ding, welches sich immer von selbst bewegt. Da alles Materielle sich abnutzt oder früher auflöset, so war es eine Grille, ein ewiges perpetuum mobile erfinden zu wollen: dagegen ist es der geschickten Mechanik und Kenntniß des Quecksilbers gelungen, manches sich lange fortbewegende Kunstwerk zu liefern.

Perrault. Unter 4 Brüdern d. N., welche unter Ludwigs XIV. Regierung in Paris lebten, sind vorzüglich bekannt: Claude P. (geb. 1613, gest. 1688), Arzt, Naturforscher und Architekt, nach dessen Zeichnungen die berühmte Façade des Louvre und das Observatorium zu Paris gebaut sind; noch mehr aber Charles P. (geb. 1633, gest. 1703), der ein Mann von vielen Talenten und Kenntnissen, aber ohne Geschmack war. Seine Verse haben ihre Zeit nicht überlebt. Colbert gebrauchte ihn, nebst seinem Bruder, zur Gründung der franz. Kunstakademie, deren thätiges Mitglied und Bibliothekar er wurde. Sein Gedicht: „Le siècle de Louis le Grand“, welches er in der Akademie 1687 vorlas, erweckte den kritischen Streit über den Werth der Alten und Neuern. Er trat darauf in seiner, in einen langen Dialog gekleideten „Parallèle des anciens et des modernes“ (Paris 1680—96, 4 Bde.) hervor, in welcher er die anmaßende Behauptung ausführte: die Neuern (worunter er vorzugsweise die Franzosen versteht) hätten die Kunst und Wissenschaft, die bei den Alten sich noch in einem der Kindheit nähern Zustande befunden, zur höchsten Vollkommenheit gebracht und dieselben in ihren Werken weit übertroffen: eine Ansicht, in welcher er an Boileau einen kräftigen Gegner und später an Fontenelle und Hudart de la Motte eifrige Anhänger fand. Nachher schrieb er: „Les hommes illustres de France, qui ont paru etc. pendant un siècle etc.“ (Paris 1696—1700, 2 Bde.,

Fol., mit Bildnissen, nachher 12.). Die Herausgabe der „Contes de ma mère l'Oye" (Paris 1697), für deren Verf. er selbst gehalten wird, hat ihm den Namen des Erfinders der franz. Feenmärchen vielleicht mit Unrecht verschafft. Indessen sind diese Erzählungen auch in vielen Uebersetzungen mit Beifall gelesen worden.

Perrier, 1) (die Brüder Jacques Konstantin und Auguste Charles), geb. zu Paris 1742 u. fg., Mechaniker, sind vorzüglich durch die von ihnen gemeinschaftlich verfertigte Centrifugalpumpe und durch das Modellcabinet bekannt, welches in dem pariser Conservatoire des arts et métiers aufgestellt ist. Jacques-Konstantin starb 1818. 2) (Antoine Scipion), Banquier und Ritter der Ehrenlegion, geb. den 14. Juni 1776 zu Grenoble, war einer der eifrigsten Directoren der franz. Bank, Mitglied der Handelskammer und Begründer oder Theilnehmer vieler nützlichen Institute zu Vermehrung des Gewerbfleißes. Im Besitz eines ungeheuern Vermögens, gab er sich keinen Speculationen hin, unterstützte aber eine große Anzahl von Fabrikanten durch Geld, Credit oder Arbeit in seinen zahlreichen Etablissements; so war er Gründer und Eigenthümer von Zuckerraffinerien, Spinnereien, Glashütten, Destillerien 2c. Die Gießerei zu Chaillot, welche er von Jacques Perrier erkauft hatte, ward von ihm sehr vervollkommnet und führte unter seiner Aufsicht aus; im Innern von Frankreich beschäftigt sie mehr als 100 große Werkstätten. Auch war er einer der Haupteigenthümer der Minen zu Anzin, und ihm verdankt Frankreich die Einführung der Dampfpumpen in den Kohlengruben. Er starb in Paris den 2. April 1821. 3) (Casimir), Bruder des Vorigen, geb. 1777, ward Banquier. 1816 gab er Einiges über Finanzwesen heraus, was ihn sehr vortheilhaft bekannt machte und bewirkte, daß er 1817 zum Deputirten des Seine-Departements gewählt ward. Er stimmte als solcher völlig constitutionnell und gegen das Villèle'sche System. 1827 ward er von 2 Departements zugleich zum Deputirten gewählt. 1828, unter Martignac, wurde ihm das Ministerium des Handels und der Finanzen übertragen, doch schied er, als Polignac ans Ruder kam, wieder aus dem Cabinet. Bei der Revolution 1830 war er einer der ersten Deputirten, die sich für die Freiheit erklärten. Er war nach den Julitagen in der Deputirtenkammer als Führer des linken Centrums sehr thätig, ward aber immer durch seine schwächliche Gesundheit sehr gehemmt. Im März 1831 beauftragte ihn der König, ein neues Ministerium zu bilden, und er trat als Präsident desselben und als Minister des Innern an die Spitze der Geschäfte. Die Lage des neuen Ministeriums war schwierig; Perrier gab ihm Kraft und Haltung. Sein System war: Die Charte und der Friede! Gegen ihn und s. System erhoben sich Verschwörungen und Aufstände in Paris, Grenoble — seine Vaterstadt — und in der Vendée; gegen ihn drängte die Verwickelung der äußern Verhältnisse in Polen, Belgien und Italien; gegen ihn verschworen sich die Associationen, die Propaganda der Republik und die Partei des Krieges! Wie Perrier gekämpft und was er geleistet hat, ist im Artikel Frankreich gesagt worden; was er gelitten, beweist sein Tod; was er gewollt und in unsäglicher Qual zu erreichen sich abgemüht, ist die Quelle seines Seelenleidens geworden, welches den heftigen und leidenschaftlichen Mann wie ein inneres Feuer verzehrte. Er wollte während der 14 Monate seiner Amtsführung die Ordnung mit den Grundsätzen der neuen Charte, das Königthum ohne

die alten Royalisten, die Freiheit mit Unterdrückung und Bändigung der Republikaner; und er verstand, was er wollte. Zwar hatte ihn die ganze theoretische Grundlage seiner Politik, die Erinnerung an die Zeit seiner Popularität, das Gedächtniß seiner Triumphe als Mann der Opposition, dieß Alles hatte ihn auf die Seite der Revolution gestellt; allein sein klarer Verstand, der die Folgen dieser fortdauernden Richtung überschaute und daher die Erblichkeit der Pairswürde empfahl, während er das Gesetz zu ihrer Abschaffung vorschlug, das praktische Bedürfniß und die Ueberzeugung, daß Ruhe und Ordnung für Handel und Industrie nothwendig sey, wie Licht und Sonnenschein für die Pflanze, sein kräftiger Charakter endlich, der die Tyrannei der Demagogen wie die des Pöbels nicht ertragen konnte, selbst sein Jähzorn, der oft da aufbrauste, wo es auf eine würdige Haltung ankam, — diese Kräfte zusammen rissen ihn hinüber zur streng monarchischen Einheit und Gewalt, also, daß der erst hochgefeierte Name von den Männern der Bewegung neben Polignac, Franchet und Mangin genannt ward. Durch Kühnheit und Festigkeit erhielt Perrier die Ordnung und den Frieden; aber nur für den Augenblick. Doch schon dieß war ein Sieg, und die Beibehaltung seines Systems entwickelte dasselbe und rechtfertigte Perrier's Verwaltung. Jene Kühnheit war es, die ihn Ancona durch einen Handstreich besetzen ließ; Frankreich gewann dadurch einen festen Punkt, um Italien und Griechenland zu beobachten. Diese Festigkeit war es, durch die er die Opposition beherrschte, Paris beruhigte, Lyon unterwarf und Grenoble strafte. In Paris war in der zweiten Hälfte des März die Cholera ausgebrochen. Allgemeine Bestürzung, Noth und Fahrlässigkeit verbreiteten die furchtbare Seuche. Die Verwaltung, der König selbst und die Minister trafen sofort die zweckmäßigsten Anstalten, um ihr Einhalt zu thun. Am 1. April Nachmittags begab sich der Kronprinz, begleitet vom Präsidenten des Conseils, ins Hôtel-Dieu, und Beide hielten sich eine Stunde darin auf, um die Cholerakranken zu besuchen. Hier ward der reizbare, durch leidenschaftliche Erregung längst geschwächte Perrier von der Pest angesteckt, und am 7. April zeigte sich bei ihm der erste Choleraanfall. Nach einigen Tagen schien er hergestellt zu seyn; aber neue Erregungen, durch die Ereignisse herbeigeführt, bewirkten einen Rückfall, endlich ging die Krankheit in Krämpfe und Irrsinn über. Daher ernannte der König am 28. April den Grafen von Montalivet zum Minister des Innern, und zwei Tage darauf den bisherigen Präsidenten der Deputirtenkammer und Staatsrath Girod de l'Ain zum Minister des öffentlichen Unterrichts und des Cultus. Das Präsidium des Conseils verblieb dem kranken Perrier, ward aber bald vom Könige selbst geführt. Am 16. Mai 1832 erlag Perrier der Krankheit. Am 19. wurde er auf dem Kirchhofe des Père Lachaise begraben. Das Tragische in s. Charakter und in der Art, wie er, ein Held der Julirevolution, den Dämon der Revolutionen bekämpfend, von der Bühne der Macht abtrat, versöhnte seine Feinde. Die öffentliche Stimme nannte Perrier's Leben das Bild eines wahren Staatsmannes. Glühender Vertheidiger der Freiheit, so lange die Staatsgewalt sich als unterdrückend zeigte, ward er die festeste Stütze der Staatsgewalt, als man die Freiheit zu einem Sturme der Verheerung machen wollte. Das System von 13. März 1831 wurde vom König aus Ueberzeugung beibehalten, in den Tagen des Juni behauptet, und von dem neuen Ministerium, das erst am 11. Oct. 1832 an die Stelle des bisherigen trat, folgerichtig fortgesetzt.

Perron (Anquetil du), s. Anquetil und Zoroaster.

Persephone, s. Proserpina.

Persepolis. In den immerblühenden Rosengefilden Irans in Persien liegen die berühmten Ruinen von Schelminha, der 30säuligen, wie die Perser den Ort nennen, das ehemalige Persepolis, das jetzige Bassarkata. Persepolis war weder ein Tempel, noch eine eigentliche Residenz, wenigstens nicht in den blühendsten Zeiten des Reichs. Es erwuchs aus dem Hoflager der ersten persischen Eroberer und war daher ihr erster Wohnsitz. Dieß hörte es in der Folge auf zu seyn; aber die daran geknüpften Ideen von Vaterland, Herrschaft, Religion machten es zur Heimath und Todtenresidenz der Könige, zum Heiligthum der Nation, zum Wohnsitze der väterlichen Götter und endlich durch seine Anlagen und Kunstwerke zum Sinnbilde des Reichs und seines Glücks unter seinen Königen. So ward es das Haupt des Reichs, das persische Capitol. Ein ungeheuerer Raum ist hier mit steinernen Säulen, Tempeln, Pallästen und Reliefs bedeckt. Treppen von 45 Stufen führen zu den Säulengängen; alle Wände des k. Pallastes sind mit Reliefs geschmückt, auf jedem ist ein König dargestellt, den Altar vor sich, den geweihten Becher in der Hand, Sklaven mit Sonnenschirmen und Genien mit Zweigen um ihn her; er ertheilt Audienz und empfängt Geschenke, wie es im Orient üblich ist. Züge von Abgeordneten bringen allerlei Thiere, Geräthschaften, Bergwerkszeichen, Prachtgewänder u. dgl. dar. So wurde in Persien der Geburtstag des Königs in jedem Frühling gefeiert. Das Reich war in 20 Satrapien eingetheilt, und auch hier, wo jede Reihe der Abgeordneten durch einen Palmenbaum abgesondert ist, zählt man 20 Züge. Hinter diesem Pallast kommen die Wohnungen der Königinnen; noch verborgener sind die Königsgräber und Todtenpalläste. Wahrscheinlich wurde Persepolis vor Cyrus Zeiten erbaut. Alexander schwelgte hier 3 Tage lang mit seiner griech. Buhlerin Thais. In der Trunkenheit ließ der Uebermüthige diese Palläste in Brand stecken; aber in kurzer Zeit war Persepolis wieder aufgebaut, und unter der Regierung mohammedanischer Fürsten war sie u. d. N. Istakar die gewöhnliche Residenz. Bald darauf aber wurde sie gänzlich zerstört. Doch die Gebäude trotzten jedem Frevel wie der Zeit. Die sämmtlichen Ueberreste sind in Chardin's „Reise durch Persien“ und in Niebuhr's „Reise nach Arabien“ abgebildet. Das Hauptdenkmal ist Tschilminar, offenbar die Ueberreste eines großen und herrlichen Gebäudes, welches, auf der hintern Seite von einem in Gestalt eines halben Mondes sich öffnenden Felsengebirge eingeschlossen, aus 3 über einander sich erhebenden Absätzen besteht und ganz aus dem schönsten grauen Marmor gebaut ist, dessen ungeheure Blöcke mit bewunderungswürdiger Kunst, ohne Kalk und Mörtel, zusammengefügt sind. Die Baukunst zeigt sich in diesen Denkmälern, hinsichtlich des Mechanischen, in hoher Vollendung. Ebenso viel mechanischer Fleiß und ängstliche Vollendung zeigt sich in den verzierenden Bildwerken. Merkwürdig sind die zahlreichen Inschriften zwischen den Reliefs in einer dreifachen Sprache, welche man unter dem allgemeinen Namen Keilschrift (s. d.) begreift, und auch in dreierlei Sprachen verfaßt. Die älteste Schrift, ohne Zweifel Buchstabenschrift, ist nach der übereinstimmenden Meinung aller Erklärer in der Zendsprache, der heiligen Sprache der Magier; die Schriftzeichen der zweiten Art scheinen der Pehlvisprache zu gehören,

und die dritten sind vielleicht assyrisch oder babylonisch. Grotefend und Lichtenstein haben sich um die Erklärung dieser Schriftzeichen besonders verdient gemacht. Genauere (lithogr.) Zeichnungen von Persepolis als die des Cap. Keppel, und Nachrichten von neuentdeckten Basreliefs daselbst gibt Jam. Edw. Alexander in s. Reisen durch Persien 1825—26 (Lond. 1827, 4.). Vgl. Heeren's „Ideen rc.".

Perseus, ein griech. Heros, Sohn Jupiters und der Danae (s. d.), ward von Polydektes auf der Insel Seriphos mit seiner Mutter aufgenommen. Zum Jüngling herangewachsen, unternahm er, von Polydektes (der seine Entfernung wünschte) bewogen, einen abenteuerlichen Zug gegen die Gorgone Medusa (s. d.), um dieses schlangenhaarige Ungeheuer zu tödten. Der Zug gelang durch der Minerva und des Merkur Beihülfe. Mit dem Haupte der Medusa in der Hand verwandelte Perseus den König Atlas, welcher ihn zu beherbergen versagte, in einen himmeltragenden Felsen. Hierauf befreite er die Andromeda (s. d.), die ihm den Perses gebar, und mit ihm nach Seriphos zurückkehrte. Hier fand er seine Mutter an dem Altare der Minerva, wohin sie sich mit seinem Pflegevater Diktys wegen des Polydektes Gewaltthätigkeit geflüchtet hatte. Er versteinerte diesen nebst seinen Helfern, und nachdem er hierauf den Diktys zum Könige von Seriphos eingesetzt, gab er das Medusenhaupt der Minerva, die es in die Mitte ihres Schildes setzte. Dann eilte er zu seinem Großvater Akrisius nach Argos. Dieser aber, um einem Orakelspruch auszuweichen, floh nach Thessalien, konnte jedoch seinem Schicksal nicht entfliehen, denn Perseus folgte ihm dahin und tödtete ihn bei den Leichenspielen des Königs zu Larissa durch einen unglücklichen Wurf mit dem von ihm erfundenen Diskus. Das ihm zugefallene Erbtheil Argos scheute er sich, dieses Umstandes wegen, in Besitz zu nehmen, und vertauschte es daher gegen des Megapanthes Herrschaft Tirinth. Hier erbaute er Mykene. Andromeda aber gebar ihm außer Perses, dem Stammvater der persischen Nation, noch den Alkäus, Sthenelus, Heleus, Nestor, Elektryon, und eine Tochter, Gorgophone. Perseus wurde nach seinem Tode als Heros verehrt und unter die Gestirne versetzt. Man leitet den Mythus von Perseus aus Persien ab und deutet ihn neuerdings auf die Verpflanzung des Acker- und Landbaues aus Oberasien oder Persien nach Griechenland. Er ist der Bernu im Schahnameh.

Persien, großes Land in Südasien, grenzt gegen Norden an russische Gebiete, das kaspische Meer und die Bucharei, gegen Osten an Hindostan, gegen Süden an das indische Meer und den persischen Busen, gegen Westen an den persischen Busen, türkische und russische Gebiete, liegt von 61°—81° 35′ L. und 25°—41° 45′ Br. und enthält 37.240 (nach Olivier 59.400) QM. Die nördlichen Gegenden sind gebirgig; in den übrigen nebst großen dürren Sand- und Salzsteppen (z. B. der durch Alexanders Zug berühmten Gedrosia) auch sehr fruchtbare Gegenden. Im Norden und mitten durch das Reich ziehen sich große Gebirgsketten mit Schneegipfeln, als der Sanamis, Kakumisar, Kohi Soliman, Taurus mit dem Anti- und Hypotaurus, der Kaukasus, der Ararat, gordische Gebirge, Hindukusch, wovon Macartney eine Spitze 20.493 Fuß hoch fand, und Himmalih. Auch trifft man Vulkane, z. B. Demavend und brausende Schlamquellen an. Das Klima ist verschieden. Die dem

Kaukasus und dem kaspischen Meere nahe gelegenen hohen Landschaften haben im Winter strenge Kälte und im Sommer heftige Hitze; in den mittlern Landschaften ist die Temperatur milder, obgleich die Luft überhaupt kühl und trocken ist; die südlichen sind trocken, haben ein brennend heißes Klima und sind den schädlichsten Dünsten und erstickenden Nebeln ausgesetzt, welcher die Winde vom persischen Meerbusen herbeiführen. Vom Ende Mai bis Ende November regnet es in den südlichen Landschaften nicht; in den übrigen fällt nur im Winter Regen. Die Berge sind ganz nackt und von Bäumen entblößt, die Hügel trocken, dürre und liegen unbebaut, und selbst die Ebenen sind nur angepflanzt, wo man sie bewässern kann. Kaum der 20. Theil des Landes ist angebaut; daher viele künstliche Quellen, Brunnen und Dämme, um die von den Bergen hinabströmenden Gewässer zu sammeln und sie unter der Aufsicht eines öffentlichen Beamten nach den Bedürfnissen eines Jeden zu vertheilen. Auch leidet Persien zuweilen von Samum und Erdbeben. Im Süden ist das persische Meer durch die Straße von Ormus mit dem persischen Busen oder grünen Meere zusammengehängt. Die bedeutendsten Landseen sind: das kaspische Meer, der Luth, Weihend, Bachtegan Urmi, ein Salzsee, Espek, Kaschitu; der See Eriwan, der 26 Meilen lange Durrah ꝛc. Auch sind zu Shivanan versteinerte Seen oder Sümpfe, die dicht neben einander ½ engl. Meil. lang liegen und deren Verhärtungen den schönen durchsichtigen Stein erzeugen, tabrizer (taurischer) Marmor genannt, von dem ein Theil der schönsten Gräber in Persien verfertigt ist, und welcher die Hauptverzierungen aller ansehnlichen Gebäude des Landes ausmacht. Außer den Binsen wächst keine Pflanze in diesen Sümpfen und die Versteinerung ist wahrscheinlich ein mineralischer Sinter, den auch die Mineralquellen von Karlsbad liefern. Von den Flüssen fallen der Sind (mit dem Kabul, Kurum, Gomul und Punschnud), Nilab, Hir und der Mend, sowie der Karasu, Nebenfluß des Schat al Arab, ins indische Meer und der Kur mit dem Aras, der Kisil Osen vom Gebirge Erwend und der Tedsen ins kaspische Meer; zum Aralsee fließen der Amu und Harrat, Grenzfluß gegen die Bucharei, mit dem Dehasch; die übrigen sind unschiffbare Küstenflüsse und ins Innere sich verlierende Steppenflüsse, von denen der größte, Hilmend, in den Zere fällt. Die vorzüglichsten Producte sind: vortreffliche Pferde, Rindvieh, Büffel, zahme und wilde Esel, Maulthiere, Kamele, Dromedare, Schafe (auch breitschwänzige und Kerman, eine Race mit kostbarer, hellbrauner, ins Aschgraue fallender Wolle), Löwen, Tiger, Leoparden, Schakals, Wölfe, Hirsche, Rehe, Damhirsche, Hasen, Gazellen, Hyänen, Bären, wilde und zahme Ziegen (zum Theil mit trefflichen Haaren, die man hier verarbeitet) und Schweine, vielerlei und fast alle europäische Geflügel, Seidenraupen, Bienen, Fluß- und Seefische, Perlen, Bezoar; Reiß, Getreide, Gartenfrüchte, Melonen, Wein (mehr als 40 Arten, z. B. von Schiras, meistens zu Traubenmus zubereitet), europäisches Obst, Südfrüchte, Safran, Flachs, Hanf, Zucker, Baumwolle, Spezereien, Gewürze, Oel, Rhabarber, Kämpher, Manna, Gummi, Mastix, Terpentin, spanisches Rohr, Galläpfel, Indigo, Weihrauch, Senf, alle Blumen Europas, Holz (Eichen, Buchen, Hainbuchen, Tannen, Fichten, Palmen) ꝛc.; Eisen, Kupfer, Blei, etwas Silber, Gold in Körner, Salpeter, Schwefel, Alaun, Salmiak, Salz, Porzellanerde, Marmor, Türkisse, Rubinen, Naphta und köstliches Bergbalsam. Die

Einwohnerzahl, durch die bürgerlichen Unruhen seit 1747 sehr vermindert, schätzt man auf 25 bis 30 Millionen in 58 Völkerschaften. Außer Persern sind es vornehmlich Parsen, Patanen oder Afghanen (s. d.), Turkomanen, Thats oder Tadschiks (Abkömmlinge der Araber, Parsen, Juden und Christen, die den Islam angenommen haben, von den freien Nomaden für verächtliche Sklaven angesehen werden, sich mit Künsten, wissenschaftlichen Studien und Ackerbau beschäftigen und vornehmlich kirchliche und bürgerliche Aemter bekleiden), türkische Stämme, Kurden, Lurier, Araber am persischen Meerbusen, Bucharen, Zigeuner, Banjanen aus Indien, Juden, Armenier, Russen und in Sindi die mohammedanischen Räuber Nomurdy. Außer der persischen Sprache (welche die große morgenländische Briefwechsel- und Staatssprache ist, die aber im nördlichen Persien und selbst in der Hauptstadt Teheran von der groben türkischen Sprache verdrängt worden ist) in verschiedenen Dialekten, hört man noch die Sprache der Parsen (die altpersische), die albanische, türkische, armenische, russische, georgische und in Kaschemir einen althindostanischen Dialekt, der sich der Samskredansprache nähert. Die Landesreligion ist die mohammedanische, von der Sekte des Ali (Schiiten); doch duldet man auch die Zabier, die Ismaeliten, Christen (80.000, besonders Armenier und Griechen), Banjanen, Juden und Parsen, Feueranbeter, welche die Sonne als ein Bild des unsichtbaren Gottes ansehen. Die Armenier haben 3 Patriarchen zu Edschimasin (mit dem Titel: Katholikos aller Armenier), Sis und Gandsasar; ein beträchtlicher Theil der Armenier ist mit der katholischen Kirche vereinigt und steht unter einem Erzbischof zu Nachtschiwan. — Die wissenschaftlichen Kenntnisse der Perser schränken sich auf Studium des Korans, Wahrsagerei, Astrologie, etwas Moral und Medicin und Dichtkunst ein. Es gibt viele reich dotirte Madressen oder Schulen, in welchen Lesen, Schreiben, Grammatik, arabische und türkische Sprache, Rhetorik, Poesie und Philosophie gelehrt wird; letzte hat 3 Haupttheile. Die Künste sind in der Kindheit; die Baukunst ist einfach, die Bildhauerei beinahe unbekannt, die Musik abscheulich. Viehzucht ist fast überall erheblicher als Ackerbau. Viele Oerter haben beträchtlichen Gewinn vom Seidenbau; der Bergbau ist unbedeutend. In den größten Städten sind die nöthigen Handwerker und vielfache Künstler, die Töpferarbeiten, Porzellan, Metallwaaren, seidne und baumwollne Zeuche, besonders die schönsten Brokaden, Shawls, Saffian, Chagrin, Kupfer- und Holzwaaren, feine und starke Zeuche aus Ziegenhaaren, Glas, Teppiche, Pelzwerk, gutes Baumwollen- und Seidenpapier, Maroquin, sehr vollkommene Stickereien auf Tuch, Seide und Leder, damascirte Säbel rc. liefern. Der Handel ist größtentheils in den Händen der Armenier, Banjanen und Europäer, und wird theils auf dem kaspischen und indischen Meere (aber nur durch fremde Schiffe, weil Persien Mangel an Schiffbauholz leidet) nach Arabien, Rußland und Europa, theils durch Karawanen nach der Türkei und Indien getrieben; doch ist er durch die innern Kriege zerrüttet. Die vornehmsten Handelsplätze sind: Tauris, Räscht, Abuschär und Gomron. Nach dem d. 12. Oct. 1813 zwischen Rußland und Iran geschlossenen Frieden können die russischen Unterthanen ihre Waaren nach Persien bringen und sie auch von dort in andere angrenzende Länder verführen und zahlen nicht über 5 pCt. Zollabgaben. In allen Geschäften unter sich und mit den Unterthanen Persiens stehen sie unter einer Gerichts-

barkeit der russischen Consuln. Auch an Frankreich sind durch den Tractat vom Jan. 1808 von dem Schah große Vortheile bewilligt worden.

Die Geschichte Persiens tritt erst mit Cyrus aus dem Dunkel der Vorzeit. Als die erste wird von den Morgenländern angeführt die Dynastie der Mahabaden; auf sie folgte die Dynastie der Pishdadier (gleichzeitig mit unserm assyrischen Reiche). Den Pishdadiern folgten die Kajaniden 718 Jahre. In die ungewisse Zeit vor Cyrus gehört Gustasp, der medische Kyaxares oder dessen Zeitgenosse, unter welchem Zerdusht (Zoroaster) lebte. Mit Cyrus (s. d.), 559—529 v. Chr., begannen die Zeiten des Glanzes im Westen. Er vereinigte Perser und Meder unter seinem Scepter, wodurch sie herrschendes Volk in Asien wurden; besiegte den Krösus, eroberte Babylon und unterwarf Kleinasien. Ihm folgte sein Sohn Kambysus (529—522), der Tyrus, Cypern und Aegypten bezwang. Nach diesem herrschte kurze Zeit ein Magier, der sich für des Kambysus Bruder Smerdis ausgab. Er ward gestürzt, und Darius Hystaspis erhielt durchs Loos oder seiner Gefährten Wahl die Krone (512—487). Dieser unterwarf das aufrührische Babylon, Thrazien, Macedonien (512) und einen kleinen Theil von Indien. Sein Plan, die Scythen jenseits des Isters zu bezwingen, scheiterte. Die griech. Colonien in Kleinasien, welche das persische Joch abzuschütteln versuchten (501), bezwang er zwar, aber sein Rachekrieg gegen die europäischen Griechen war erfolglos. Aegypten war in Aufstand gegen ihn. Sein Sohn Xerxes (487—467) bezwang Aegypten aufs neue, scheiterte aber bei Marathon und Salamis mit seinem Angriffe auf Griechenland und mußte einen verderblichen Vertheidigungskrieg gegen die Griechen fortsetzen. Unter Artaxerxes Longimanus, dem Ahasverus der heil. Schrift, (bis 425) zeigten sich die ersten Spuren des Verfalls. Das empörte Aegypten wurde nach hartem Kampfe bezwungen. Der griech. Krieg endigte 449 nachtheilig. (s. Kimon.) Megabyzus erregte eine gefährliche Empörung. Mutter und Gemahlin beherrschen den schwachen König. Die nächsten Regierungswechsel erfolgten schnell und gewaltsam. Xerxes II., der einzige echte Sohn, wurde nach 45 Tagen von seinem unechten Bruder Sogdian, und dieser nach 6 Monaten von einem andern unechten Bruder Ochus getödtet, welcher letztere u. d. N. Darius II. bis 404, unter dem Einflusse seiner Gemahlin Phrysatis, regierte und mit mehren Empörungen der Statthalter zu kämpfen hatte, wodurch das Reich immer mehr verfiel. In Aegypten mußten die Perser eigne Könige anerkennen. Nur die innern Unruhen Griechenlands, in welche sie sich geschickt einmischten, retteten sie noch zur Zeit von einem allgemeinen Angriffe der Griechen. Artaxerxes II. Memnon oder Mnemon (bis 361) stand gänzlich unter dem Einflusse sein Mutter Parysatus. Sein Bruder Cyrus, von 10.000 Griechen unter Xenophan unterstützt, suchte ihm den Thron zu rauben (400); aber Artaxerxes schlug und tödtete ihn. Die innern Unruhen nöthigten die Spartaner, ihre Vortheile in Kleinasien aufzugeben und den nachtheiligen antaleidischen Frieden (387) einzugehen. Artaxerxes III. Ochus (bis 338), Memnon's Sohn, befestigte seinen Thron durch Hinrichtung seiner zahlreichen Brüder. Er unterwarf Aegypten aufs neue (350); aber Bagoas, sein Verschnittener, vergiftete ihn seiner Grausamkeit wegen, brachte nach und nach auch seine sämmtlichen Söhne um, gab die Krone an Darius Kodomannus, einen Prinzen vom königl. Geblüt, welcher, von Alexander

bekriegt, nach 3 großen Niederlagen am Granikus, Issus und Gaugamela das Leben verlor (330), worauf Alexander sich der ganzen persischen Monarchie bemächtigte (329). Als nach Alexanders Tode (323) das macedonische Reich zerfiel, herrschten über Persien die Seleuciden (s. Seleukus) bis 246. Ihnen folgten die Arsaciden, welche das Reich der Parther gründeten, das bis 229 n. Chr. bestand. Damals bemächtigte sich Ardshir Babekan (Artaxerxes) der Herrschaft über Mittelasien und vererbte sie auf seine Nachkommen, die Sassaniden, welche 407 J. herrschten. Mit ihnen beginnt nach Hammer der romantische Charakter des persischen Ritterthums und die 6 berühmtesten Herrscher dieser Dynastie, worunter Behramgur, Chosroes Parwis und Nusshirwan, gaben den Rittersagen Stoff. Ardshir, Sassan's Sohn, regierte von 218—241. Die Kriege, welcher er mit den Römern führte, dauerten unter seinem Nachfolger Shapur (Sapores I. bis 271) mit Gordian und Valerian fort (welchen Letztern das Kriegsunglück zu schmählichen Mißhandlungen in Shapur's Hände gab) und endigten erst durch den Frieden des Königs Narses mit Diocletian (303). Als Shapur II. der Große (309—380) zur Volljährigkeit gelangt war, gewann das Reich wieder Kraft. Er strafte die Araber für ihre Streifereien und nahm den König von Jemen gefangen. Darauf forderte er, wie einst Ardshir, vom Kaiser von Konstantinopel alles Land bis zum Strymon zurück. Konstantin d. Gr., Konstantin I. und Julian widerstanden ihm zwar, aber Jovian erkaufte den Frieden durch Abtretung der 5 streitigen Provinzen und der Festung Nisibis. Shapur machte darauf auch in der Tatarei und Indien Eroberungen. Ohne entscheidende Ereignisse wechselten nach Shapur's Tode Krieg und Frieden. Unter Artaxerxes II. (bis 383), Shapur III. (bis (388) und Vararanes IV. (bis 399) blühte das Reich. Araber, Hunnen und Türken traten nach einander für und gegen Persien auf den Kampfplatz. Jezdejerd I. (bis 420), ein Freund der Christen, eroberte auch (412) Armenien. Im J. 420 kam Vararanus V. mit Hülfe der Araber auf den Thron. Er kriegte siegreich gegen Theodosius II., schlug die in sein Gebiet eingefallenen Hunnen mit großem Verluste zurück und eroberte das Königreich Jemen. Ihm folgte Vararanes VI. (bis 457) und Hormisdas III. Im J. 457 gelangte Firuz (Pheroses) durch Hülfe der Hunnen zum Throne, bekriegte sie aber nachher und verlor 483 gegen sie Schlacht und Leben. Valens oder Balash (488—491) verlor sogar einen Theil seines Reichs an sie und mußte ihren 2 Jahre Tribut zahlen. Bald aber gewannen die Sassaniden wieder Größe und Macht. Kobad (bis 531) überwand die Hunnen, obgleich er durch ihren Beistand 498 den verlorenen Thron wieder erhielt, so führte er doch in der Folge, wie mit Athanasius, so auch wieder mit den Hunnen, Indiern, und Justinian I. glücklich Krieg. Sein jüngster Sohn und Nachfolger Kosru Anushirwan (531—579) zeichnete sich aus durch ungemeine Weisheit und Tapferkeit. Unter ihm erstreckte sich das persische Reich vom Mittelmeere bis zum Indus, vom Jaxartes bis Arabien und die Grenze Aegyptens. Glücklich kriegte er mit den Indiern und Türken, mit Justin und Tiber und den Arabern, die er vom Drucke vieler kleinen Tyrannen befreite. Die Empörungen seines Bruders und seines Sohnes unterdrückte er. Die Lazier in Kolchis, der griech. Bedrückung müde, unterwarfen sich ihm; da er sie aber in das innere Persien verpflanzen wollte, kehrten sie unter die Herrschaft des

Justinian zurück, dessen Waffen jezt siegreich waren. Anushirwan starb vor Gram während der Friedensunterhandlungen. Der Krieg dauerte fort unter Hormuz (Hormisdas IV., 579—591) bis auf Kosru II. (bis 628), unter welchem die persische Macht den höchsten Gipfel erreichte. In glücklichen Kriegen dehnte er seine Eroberungen auf der einen Seite bis Chalcedon (616), auf der andern über Aegypten bis nach Libyen und Aethiopien, und endlich bis nach Jemen aus. Plötzlich aber endigte sein Glück durch des Kaisers Heraklius siegreiche Waffen. Er verlor alle seine Eroberungen; sein eigner Sohn Sirhis nahm ihn gefangen und ermordete ihn (628). Persien ging nun in beständigen innern Unruhen seinem Untergange entgegen. Sirhes oder Kabed Sirujeh ward noch in demselben Jahre ermordet. Ihm folgte sein 7jähriger Sohn Ardshir (Artaxerxes) III., den 629 sein Feldherr Saras (Sheheriar) ermordete. Dieser ward, noch ehe er sich des persischen Throns bemächtigte, von den persischen Großen gestürzt, bis nach mehren Umwälzungen, die so schnell auf einander folgten, daß die Geschichtschreiber die Namen verwirrt haben, der 16jährige Jezdejerd III., ein Enkel Kosru's, 632 den Thron bestieg. Ihn bestürmte 636 der Kalif Omar. Persien ward ein Raub der Araber und Türken. Jezdejerd verlor 651 das Leben. Von der Eroberung Persiens durch die Kalifen beginnt die Geschichte des neupersischen Reichs. Die Herrschaft der Araber (s. Kalif) dauerte 584 J., 636—1220. Da theils die Statthalter der Araber sich unabhängig machten, theils persische und türkische Fürsten einzelne Provinzen ansichrissen, so blieb Persien getrennt. Unter den herrschenden Dynastien sind zu bemerken, im nördl. und nordöstl. Persien: 1) Das türkische Haus der Thaheriden in Khorasan von 820—872. 2) Die persische Dynastie der Soffariden, welche jene stürzte und über Khorasan und Fars bis 902 herrschte. 3) Die Samaniden, welche sich 874 unter Ahmed in der von Khorasan abhängigen Provinz Mavaralnar erhoben und bis 999 erhielten. Ahmeds Sohn, Ismael, stürzte die Soffariden und gelangte zu Macht und Ansehen. Unter seinen Nachfolgern entstanden 4) die Gasveniden, als 977 Sebektechin, ein türkischer Sklav und Statthalter der Samaniden zu Gasni und Khorasan, sich zu Gasni unabhängig machte. Sein Sohn Mahmud maßte sich 999 auch Khorasan und 1012 Fars an und endigte so die Herrschaft der Samaniden. In der Folge entriß er den Bujiden Irak Adschemi (1017) und breitete sich auch in Indien aus. Aber sein Sohn Masud verlor Irik Adschemi und Khorasan (1037—1044) durch die Seldschucken, und, durch innere Unruhen entkräftet, wurden (1182) die Gasneviden unter Malik-shah eine Beute der Guriden. 5) Die Sultane von Gur wurden 1150 durch Alaeddin Hosain mächtig, sanken aber nach einigen Regierungen theils durch die Fürsten Khowaresmiens, theils durch die innere Uneinigkeit; 6) die khowaresmischen Shahs, von 1097—1220, durch Azis, Statthalter der Seldschucken in Khowaresme, wo er sich unabhängig machte, gegründet. Tagash (1192) zerstörte das Reich der Seldschucken und nahm den Guriden Khorasan. Sein Sohn Mahammed eroberte Maravalnar, bezwang die Guriden und Gasni und brachte den größten Theil Persiens an sich. Plötzlich aber verlor er Alles (1220) durch den Großkhan der Mongolen, Dschingiskhan, und sein heldenmüthiger Sohn, Gelaleddin Mankbern, kam, nachdem er 10 Jahre die äußersten Anstrengungen gemacht hatte, 1230 in einer einsamen Hütte auf dem kurdischen

Gebirge um. Im westl. und nordöstl. Persien hatten: 7) Mardawig, ein persischer Krieger, der 928 zu Dilem eine fürstliche Macht erhob, die sich bald über Ispahan verbreitete, bald aber von den Bujiden verschlungen wurde. 8) Die Bujiden, die Söhne Buja's, eines armen Fischers, der sein Geschlecht von den Sassaniden herleitete, erlangte durch Tapferkeit und Klugheit die Herrschaft über den größten Theil von Persien und 945 selbst über Bagdad. Sie zeichneten sich meistens durch Tugenden und Liebe für wissenschaftliche Bildung aus und behaupteten sich bis 1056, wo Malek Rahim sich genöthigt sah, den Seldschucken zu weichen. 9) Die Seldschucken, eine angeblich türkische Dynastie, von den Chinesen aus Turkestan vertrieben, wurden mit der Gasnaviden zuerst in Khorasan mächtig. Togrulbeg Mahmud, tapfer und klug, verdrängte hier Sultan Mahmud's Sohn, den Gasnaviden (1037), verbreitete sich über Mavaralnar, Aderbidshan, Armenien, Fars, Irak Adshemi und Irak Arabi, wo er der Gewalt der Bujiden zu Bagdad ein Ende machte (1055) und von den Kalifen an ihre Stelle zum Emir el Omrah eingesetzt wurde. Seine Nachfolger zeichneten sich zum Theil durch große Thätigkeit und Humanität aus; der mächtigste derselben, Malekspah, eroberte noch Georgien, Syrien und Natolien (Rumi). Nach und nach aber sank das Reich, indem es sich in 4 Reiche auflöste, die theils durch die khowaresmischen Shahs (1162 und 1195), theils durch die Atabeken von Aleppo (1139), theils durch die Mongolen (1194) zerstört wurden. Durch Dschingiskhan wurden die Tataren und Mongolen in Persien herrschend von 1220—1405. Die Provinzen Persiens, welche durch Dschingiskhan an die Mongolen gekommen, erhielt von diesem Eroberer dessen jüngster Sohn Tauli (1229) und nach diesem dessen Sohn Hulaku, beide anfangs als Statthalter der mongolischen Khans Kajuk und Mangu. Hulaku vermehrte diese Länder mit Syrien, Natolien und Irak Arabi. Erst sein Nachkomme machte sich von der Oberherrschaft des Großkhans unabhängig und bildete eine besondere Dynastie der Mongolen in jenen Ländern, welche bis auf Abusaid bestand, der 1335 ohne Erben starb. Seine Nachfolger, ebenfalls aus Dschingiskhan's Familie, führten nur den Titel der Khans von Persien; das Reich war kraftlos und getheilt. Da erschien 1387 an der Spitze der neuen Mongolenhorde Timurlenk (Tamerlan), und bemächtigte sich Persiens, die Welt von Hindostan bis Smyrna mit Schrecken erfüllend. Aber mit dem Tode dieses Eroberers erlosch die Macht der Mongolen in Persien, und die Turkomanen machten sich zu Oberherren auf 100 Jahre. Diese nomadischen Stämme, welche seit 200 Jahren Persien geplündert hatten, eroberten unter Kara Jussuf und dessen Nachfolgern den größten Theil Persiens von den Timuriden, unterlagen nachher andern turkomanischen Stämmen unter Usong Hassan (1468) und vereinigten sich mit ihnen. Beide aber wichen 1505 dem Ismael Sophi, der sich der Schwärmerei als Werkzeugs der Politik zu bedienen wußte und dessen Dynastie von 1505—1722 herrschte. Ismael Sophi, dessen Ahnherr, Sheikh Sophi, von Ali abstammen wollte, nahm den Turkomanen vom sogenannten weißen Schöps Aderbidschan (1505—8) und einen Theil von Armenien, erschlug ihre beiden Fürsten und gründete auf den Untergang ihres Reichs, nach der Eroberung von Shirwan, Diarbekr, Georgien, Turkestan und Mavaralnar, ein Reich, das Aderbidshan, Diarbekr, Irak, Fars und Kerman umfaßte. Er nahm

den Namen eines Shahs an und führte die Sekte Ali in den eroberten Ländern ein. Seine Nachfolger, Tamasp (1523—75), Ismael II. (1576—77), Mohammed (1577—86), Hamzeh (1586), Ismael III. (1587), führten unglückliche Kriege mit der Türken und Usbeken. Aber der große Shah Abbas (1587—1629) stellte durch seine Eroberungen das Reich wieder her. Er nahm den Türken Armenien, Irak Arabi, Mesopotamien die Städte Tauris, Bagdad und Bassora, den Usbeken Khorasan, den Portugiesen Ormus und den Mongolen Kandahar, und demüthigte Georgien, das sich der Zinsbarkeit entzogen hatte. Er führte die unumschränkte Herrschaft in Persien ein, versetzte seine Residenz nach Ispahan und verordnete die Wallfahrt nach Medshed, um die nach Mekka unter den Persern abzuschaffen. Die folgenden Regenten, Shah Sesi (1629—45) und Abbas II. (1646—66), führten neue Kriege mit den Türken und Indiern, mit jenen wegen Bagdad, das verloren ging, mit diesen wegen Kandahar, welches 1660 wieder erobert wurde. Unter Shah Soliman aber (1666—94) versank das Reich in Kraftlosigkeit und verfiel gänzlich unter dessen Sohne Hussein. Die Afghanen in Kandahar fielen 1709 unter Mirweis ab, und dessen Sohn, Mir Mahmud, bemächtigte sich 1722 des ganzen Reichs. Wilde Anarchie folgte. Der wahnsinnig gewordene Mahmud wurde 1725 von Asharf gestürzt, dieser aber von Thamasp Kuli Khan besiegt, welcher unter Mitwirkung der Russen und Türken Hussein's Sohn, Thamasp, auf den Thron setzte (1729). Als dieser aber Georgien und Armenien an die Türken abtrat, setzte ihn Kuli Khan ab und erhob dessen minderjährigen Sohn, Abbas III. (1732), auf den Thron. Die den Russen und Türken abgetretenen Provinzen gewann er durch Schlachten und Vergleich wieder und bestieg, als Abbas III. schon 1736 starb, u. d. N. Schah Nadir selbst den Thron. Er erhob Persien durch Waffenglück und strenge Regierung zu seinem vorigen Ansehen, eroberte Baharein (1735) und Balkha (1736) vom Khan von Bochara, Kandahar (1738), fiel darauf (1739) in Hindostan ein und nöthigte den Großmogul Mohammed, ihm einige Provinzen am Indus und seine meisten Schätze zu überlassen. Aber 1747 ward Nadir von den Anführern seiner Leibwache ermordet, und sein Tod stürzte das Reich in neue Zerrüttungen. Vier Reiche bildeten sich: 1) Khorasan und Sedshestan; 2) Kandahar oder die östlichen Provinzen; 3) Fars oder die westlichen Provinzen, und 4) Georgien. Letzteres behielt meistens seine eigenen Fürsten, die sich endlich Rußland unterwarfen; in Kandahar und dem Osten gründete Ahmed Abdallah das Reich der Afghanen. Er siegte bei Pannipat und gebot mit Allgewalt in Indien. Seine Residenz war Kabul. Ihm folgte 1735 Timur und diesem Zeman. In den beiden andern Reichen aber gelang es, nach langen und blutigen Kämpfen zwischen Verwandten und Statthaltern, dem Kurden Kerim Khan, der unter Nadir gedient hatte und von niedriger Herkunft war, die Ruhe herzustellen und seine Macht zu befestigen, indem er endlich den Mohammed Khan überwand, welcher floh und in Mazanderan umgebracht wurde. Seine Weisheit, Gerechtigkeit und Kriegserfahrung erwarben ihm die Liebe seiner Unterthanen und die Achtung seiner Nachbarn. Er selbst nannte sich nie Khan, sondern nur Vekil (Regent). Er ließ sich 1755 zu Shiras nieder, machte diese Stadt zu seiner Residenz und starb 1779 (ein Wunder!) eines natürlichen Todes. Neue Verwirrungen traten nach seinem Tode ein. Seine Brüder wollten sich

mit Uebergehung seiner Söhne des Throns bemächtigen. Ein Prinz von Geblüt, Ali Murat, blieb 1784 im Besitz desselben; nur in Mazanderan hatte sich ein Verschnittener, Aga Mohammed, ein Mann von altem Geschlecht und nicht gemeinen Eigenschaften, unabhängig gemacht. Ali Murat, der gegen ihn zog, starb an einem Sturze mit dem Pferde und hinterließ das Scepter seinem Sohne Jafar. Dieser wurde von Aga Mohammed bei Yezde-Kast geschlagen und flüchtete nach Shiras. Hier kam er 1792 in einem Aufstande um, als Aga Mohammed die Stadt angriff. Vergebens suchte Jafar's Sohn, Luthf-Ali, in mehren verzweifelten Gefechten das Glück für sich zu gewinnen. Aga Mohammed blieb Sieger und ernannte zu seinem Nachfolger Babakhan, seinen Neffen, welcher seit 1796 u. d. N. Feth-Ali-Shah zu Teheran herrscht, um den Russen näher zu seyn, welche ihm in Georgien und in den angrenzenden Provinzen die Spitze boten. An diese verlor Persien in dem letzten Frieden (1812) ganz Daghestan, die Khanschaften von Kuba, Shirwan, Baku, Salian, Talishah, Karaachb und Gandsha mit Entsagung aller Ansprüche auf Shularegi, Kharthli, Kachethi, Imerithi, Guria, Mingrelien und Abchasien, und mußte die russ. Kriegsflagge auf dem kaspischen Meere gestatten. (S. Rußland.) Feth-Ali, geb. 1768, ist ein Turkmane aus dem Stamme Kadschar Shah, ward durch seinen Kronprinzen und seinen Günstling Hussein Kuli Khan, die Rußland im Innern beunruhigt glaubten, 1826 zu einem Angriffskriege gegen Rußland bewogen. Die Perser fielen ohne Kriegserklärung in das russ. Gebiet ein, reizten einen Theil der Mohammedaner zum Aufstande und drangen bis Elisabethpol vor; allein sie wurden geschlagen (14. u. 25. Sept.) und die Russen eroberten das Land bis an den Arares. Endlich mußte Persien in den vom General Paskewitsch mit dem Prinzen Abbas Mirza zu Turtmantschai am 22. Febr. 1828 geschlossenen Frieden das Khanat Eriwan an beiden Seiten des Arares (mit dem Gebirge Ararat und dem armenischen Kloster Etschmiasin) und das Khanat Nakhischewan abtreten, auch 18 Mill. Rubel für die Kriegskosten bezahlen. Das Volk war hierüber erbittert, und als der russische Gesandte Gribojedow (s. d.) in Teheran einige georg. Frauen, die russ. Unterthanen waren, der persischen Sklaverei entzog, brach die Wuth des Pöbels los am 12. Febr. 1829, und der russische Gesandte nebst seiner Gemahlin und Gefolge wurden in ihrem Pallaste ermordet; nur der erste Legationssecretair und 3 andere Personen entgingen dem Gemetzel. Der Shah schickte deßwegen den Prinzen Khosrew Mirza, Sohn des Abbas Mirza, nach Petersburg, wo dieser in einer Audienz den 22. Aug. 1829 den Schmerz des Shahs über diesen Frevel bezeugte, und um die Fortdauer von Rußlands Freundschaft bat. Jetzt ist Fürst Dolgorucki russ. Gesandter in Teheran. — S. John Malcolm's „History of Persia“ (London, 2 Bde.; franz. Paris 1821, 4 Bde., N. A. London 1829).

Persien zerfällt jetzt in 3 unabhängige Staaten: Iran oder das eigentliche Persien, Kabulistan und Beludschistan. 1) Iran erstreckt sich 62—80° L. u. 24—40° Br., enthält 23.096 QM. und 16 Mill. Ew., die zum Theil aus den ansässigen Nationen der Tadschicks 5.700.000, den Parsen oder Guebern 20.000, den Armeniern 70.000 Seelen, theils aus Ilats oder nomadischen Völkern bestehen. Letzte sind die herrschenden und zerfallen wieder in Stämme von türkischer oder truchmenischer Sprache, 41 Stämme mit 416.500 Seelen, von denen der

jetzige Herrscher von Iran abstammt), von arabischer Sprache 9 Stämme mit 90.000, von lurischer Sprache 8 Stämme mit 114.000 und von der kurdischen Sprache 9 Stämme mit 90.000 Seelen. Außerdem gibt es noch andre umherziehende Horden, die alle, sowie die Tadschiks den Islam nach der Sekte Schy'jah verehren; die Parsen sind Feueranbeter und die Armenier Christen; der Juden zählt man 35.000. Der Regent ist Feth-Ali (Mirza Abdul Hassan Khan), Padischah von Persien aus dem Stamme der Cadjar, geb. 1768, reg. seit 1796. Das Wappen ist eine aufgehende Sonne. Das Ehrenzeichen des vom jetzigen Schah gestifteten Sonnen- und Löwenordens besteht aus einem Löwen, auf dessen Rücken sich das Sonnenbild zeigt. Die Gewalt des Königs ist unbeschränkt; aber die arabischen und kurdischen Oberhäupter stehen nur in Lehnsverbindung mit dem Schah. Keine Würde oder Stelle ist erblich. Das Reich ist in Beylerbeyliks getheilt, und diese in Balaks, deren Vorgesetzte den Titel Kan, Zabit oder Hakim, nach der Art ihrer Verwaltung führen. Jede Stadt hat außer ihrem Statthalter noch einen Kelonter oder Stadtmeister. Das Eigenthum besteht in Persien in der Länge der Nutznießung, deren Recht sich durch Pachtung in gewissen Zeiträumen und durch Abtragung gewisser Steuern erneuert. Die Staatseinkünfte betragen ungefähr 30 Mill. Fl. Die Abgaben der Unterthanen heißen Malich, Grundzinsen in Geld und Sachlieferungen, die auf die Ländereien und Städte fallen; Sadir, willkürlich und unbestimmt; Peisch-Kisch, Geschenke, welche dem König von den Statthaltern zum Nev-rouz oder Neujahrsfeste gemacht und auch dem Volke aufgelegt werden. Die Armee zählt 250.000 M. (60.000 M. Fußvolk, 140.000 Reiterei, 1000 M. Artillerie), wovon 30.000 M. königl. Truppen, welche aus dem königl. Schatze besoldet werden; die übrigen sind Söldner der Provinzen, die von den Gouverneurs derselben besoldet werden, und vorzüglich die Städte im Innern zu beschüzzen bestimmt sind. Außer der beträchtlichen Leibgarde ist im Frieden kein stehendes Heer; im Kriege führen die Khane und Sultane oder Statthalter der Provinzen ein Heer herbei. Außer den eigentlichen Persern gehören die im Lande wohnenden Völkerstämme, als Kurden, Turkmanen, Usbeken, Afghanen und Lesgher zu der Miliz, die gewöhnlich den größten Theil der Cavallerie bilden. Der Oberbefehlshaber heißt Sardar, unter dem die Khane stehen. Die gewöhnlichen Waffen sind: Bogen und Pfeile, Lanzen, Streitkolben, Säbel und Dolche; Feuergewehre (Luntenbüchsen) hat bloß ein Theil der Infanterie, und wenige Reiter haben Carabiner. Eine Marine fehlt. Iran enthält 11 Provinzen: Aderbidshan mit der Hauptst. Tauris (s. d.); Masenderan, einst Hirkanien, der Garten Persiens, Hauptst. Astrabad. Taberistan. Iran mit der Hauptst. und Residenz Teheran (s. d.). Chusistan od. Schusistan. Farsistan oder Fars, das eigentliche Persien, Hauptstadt Schiras (s. d.), 7 Meilen nordöst. die prächtigen Ruinen von Persepolis (s. d.); Kerman (Caramanien), Hauptst. Minab und die Seestadt Bender Abassi (Gamron); Chorasan (Korasan), einst Baktrien; Kuhistan, das Gebirgsland Irans. Ueber das westl. Persien verdanken wir nach Chardin, Niebuhr, Olivier, die neuesten Nachrichten den Reisebeschreibungen von Kinneir, Morrier, Ouseley, Price und Ker Porter. Fraser schildert (Lond. 1825) den allgemeinen Zustand Persiens. Anziehend sind „Hadschi Baba's von Ispahan bunte Abenteuer" von J.

Morier. Den Einfluß der Engländer in Persien zeigt J. Keppels Tagebuch (London 1827). Noch vgl. man Drouville's „Reise durch Persien 1812 fg." (franz., Petersb. 1820, 2. Afl., Paris 1825), des k. russ. Generalconsuls Hrn. von Freygang „Briefe über den Kaukasus und Georgien", von Frau Fried. v. Freygang, geb. v. Koudriffska, nebst einem Reiseberichte ihres Gemahls nach Persien 1812 (franz. Hamb. 1816, deutsch vom Staatsrath v. Struve) und Buckingham's „Travels in Assyria media and Persia" (London 1828), Bucet's und Balbe's „Neue Charte von Persien" (Paris 1826) begleitet ein geschichtl.-statist. Abriß dieser Monarchie. Ueber Altpersien s. man v. Hammer's Abhandl. im 9. Bde. der wiener „Jahrb. d. Literatur". — 2) Kabulistan (vgl. Afghanistan) und 3) Beludschistan (s. d.) oder das Land der Beludschen. Die neuesten Nachrichten über die beiden letztern Staaten verdanken wir den Briten, welche an den Hof von Kabul 1808 eine Gesandtschaft, und nach Beludschistan 1810 zwei Officiere schickten. Jene Reise hat Elphinstone, diese Pottinger beschrieben; Beide gehörten mit zu den Reisenden.

Persische Sprache und Literatur. Die Sprache Persiens gehört der indo-germanischen Familie zu. Die älteste, noch in den Religionsbüchern Zoroaster's (s. d.) oder dem Zendavesta aufbewahrte ist das Zend, die aus dem Sanskrit ohne Zweifel entsprungene Ursprache Persiens, welche aus 42 Buchstaben in Keilschrift von der Linken zur Rechten geschrieben wurde. Sie herrschte im Norden von Aserbeidshan bis Balkh und Kabul. Schon vor Anfang unsrer Zeitrechnung scheint sie gewaltsam verdrängt und erloschen zu seyn; gegenwärtig gibt es, selbst unter den Gebern, die sich noch zur Lehre Zoroaster's bekennen, sehr Wenige, die ihrer kundig sind. Das Zend hat sowohl im grammatischen Bau als in seinen Wurzelwörtern große Aehnlichkeit mit dem Sanskrit sowohl als mit der deutschen Sprache (s. Rask). Im Süden (Chaldäa und Persis) sprach man das ebenfalls in Keilschrift dargestellte, aber von semitischen Elementen (dem Georganischen und Aramäischen) durchdrungene Pehlvi, d. i. die Heldensprache (26 Buchstaben), wovon die Inschriften zu Persepolis Ueberbleibsel sind. Es gelangte zu einer großen Ausbildung und ward unter den parthischen Königen Reichs- und höhere Gesellschaftssprache, mußte aber dem Parsi weichen, als der Sitz des Reichs in die südl. Provinzen verlegt wurde, und die Sassaniden es sogar verboten. Unter den Gebern sind nur Wenige, die es verstehen. Die Schriften Zoroaster's wurden früh in das Pehlvi übersetzt; außerdem sind noch verschiedene theolog. und histor. Schriften darin vorhanden, von denen Ouseley mehre nach Europa gebracht hat. Aus beiden Sprachen bildete sich wohl das an Dialekten reiche Parssi, anfangs in der Provinz Fars oder Farsistan, dann unter den Sassaniden herrschende Sprache in Persien. Sie zeichnete sich vor ihren ältern Schwestern, dem Zend und Pehlvi, durch das Sanfte und Melodische, den Reichthum und die Regelmäßigkeit, welche in ihr herrschte, aus. Ziemlich rein finden wir das Parssi noch im Ferdusi u. a. Schriftstellern aus dem ersten Jahrh. des Mohammedanismus, jedoch nicht ganz unvermischt mit Arabischem. Diese Einmischung des Arabischen in das Parssi erfolgte seit der Eroberung Persiens durch die Araber, als die mohammedanische Religion in Persien herrschend, und die arabische Sprache die eigentliche gelehrte Sprache der Perser wurde.

Die Aufnahme nicht nur einzelner Wörter, sondern auch ganzer Phrasen geschah theils aus Bedürfniß, da im Parssi für viele neue Begriffe das Wort fehlte, theils aber auch, um sich zum Unterschiede von dem gemeinen Haufen gebildeter und zierlicher auszudrücken. So entstand das **Neupersische**. Die arabischen Wörter, aus welchen es gemischt ist, sind theils unverändert geblieben, theils nach persischer Weise verändert und gebeugt worden. Die Aehnlichkeit des Persischen mit dem Germanischen beweist, ohne uns zu unnützen Hypothesen zu berechtigen, daß der gleichfalls aus Asien stammende Germane mit dem alten Perser aus Einer Quelle schöpfte. Nach Hammer ist das heutige Persische die nächste Stammverwandtin des Deutschen aus allen morgenländischen Sprachen. Im grammatischen Bau ist das Persische an Einfachheit ganz der engl. Sprache ähnlich, in der Fähigkeit, Wörter zusammenzusetzen, der deutschen. Wir übergehen die Mundarten der persischen Sprache (von Gilan, Masenderan, Taberistan, das Guebri u. a.) und führen nur an, daß die ausgebildetste derselben, das verfeinerte Parssi, welche die Hof- und Gelehrtensprache geworden, Deri (Hofsprache, von Dar, Pforte), die gemeine Volkssprache aber Valaat heißt. Die **Schrift** der Perser ist die arabische, mit Hinzufügung von 4 Buchstaben mit 3 Punkten, welche die Araber nicht haben. Man schreibt sie von der Rechten zur Linken. Am häufigsten sind ihre Bücher in dem hängenden und gezogenen Schriftzuge geschrieben, den man Talik nennt. Ihre Sprache haben die Perser mit großem Fleiße bearbeitet; das beweist die Menge der grammatischen und lexikographischen Werke. Die beiden berühmtesten Wörterbücher sind das Ferhangi Dshihanguir und das Ferhangi Schuuri. Letzteres wurde 1742, ein andres von Seid Ahmed 1804 zu Konstantinopel gedruckt. Das Studium der pers. Sprache wird jetzt lebhaft getrieben, da sie (für den Orient, besonders Indien, Das, was für uns die französische) nicht nur einen großen Reichthum an eigenen Werken, sondern auch an Uebersetz. aus dem Arab., den verschiedenen indischen u. a. Sprachen besitzt, deren Originale theils verloren, theils für uns unzugänglich sind. Die Grammatiken von Jones und Richardson (der ältern zu geschweigen) sind jetzt übertroffen durch die von Gladwin, Lumsden und Jones (letztere neu bearb. von Lee (Lond. 1828). In Deutschland hat die beste Grammatik Wilken geliefert. Die Grammatik des Zend haben vorzüglich zu erforschen gesucht Burnouf im „Journal asiatique“ und Bopp in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik“ und in seiner „Vergleichenden Sprachlehre“ (Berlin 1833). Für die Lexikographie sind wichtig, außer Meninski's Werk, die Wörterbücher von dem verst. König von **Oude** (s. d.) (7 Bde., Luknow 1822, Fol.), Richardson (vermehrt von Johnson, Lond. 1829) und Barreto. S. auch B. Dorn's „Ueber die Verwandtschaft des persischen, germanischen und griechisch-lateinischen Sprachstammes“ (Hamb. 1827).

Die persische **Literatur**, in deren Besitz bis zur Einführung des Islam die Magier waren, hat in dem Zend und Pehlvi, außer den schon erwähnten Werken und den zum Theil unverständlichen persepolitanischen Inschriften nichts mehr aufzuweisen. Was der Vernichtung zur Zeit Alexanders entgangen war, wurde unter den Kalifen vertilgt, und nur wenige Trümmer erhielten sich unter den geflüchteten Parsen oder Gebern. Die persische Bildung sank in den ersten Zeiten der arabischen Herrschaft; bis ins 10. Jahrh. findet sich keine Spur einer Literatur;

erst unter den Abbassiden blühten die Wissenschaften auch in Persien wieder auf, und schon war die arabische Literatur im Sinken, als die persische sich, von den Bujiden und Seldschucken begünstigt, erhob. Unter den Fürsten, welche Gelehrte und Dichter durch Gunst und Belohnungen aufmunterten, verdienen genannt zu werden der Bujide Azad Eddaulet in der Mitte des 10. Jahrh., die gaznevidischen Sultane Mahmud Sebektechin und Keder Ben Ibrahim, und der seldschuckische Sultan Malekshah mit seinem Vezier Nazam el Maluk und Keder Chan Chakan. Diese Blüthe der Literatur dauerte bis ins 13. Jahrh. auf Dschingiskhan. Timur im 14. und die Türken im 15. Jahrh. brachten sie immer mehr in Verfall, und im 16. erlosch sie fast ganz. Die Bedrückungen und Unruhen, welchen Persien seitdem unaufhörlich ausgesetzt gewesen, haben das Wiederaufblühen der wissenschaftlichen Bildung nicht erlaubt. Die alte persische Sprache ist von der türkischen jetzt fast verdrängt; nur die Parsen sprechen sie. Aber aus jenen frühern Zeiten besitzen die Perser zahlreiche und kostbare Schätze der Literatur, besonders in der Poesie, Geschichte, Geographie &c. Der glänzendste Theil ist die Poesie. S. Jos. v. Hammer's „Gesch. der schönen Redekünste Persiens" (Wien 1818). Hier nennen wir zuerst Rudegi, den Vater der neuen persischen Poesie, welcher Bidpai's Fabeln poetisch übersetzte und den epischen Dichter Ferdusi (s. d.) aus Thus, den Verf. des „Shahnameh" oder Königsbuchs (im Original herausgeg. v. T. Macan, 4 Bde., Kalkutta 1829; im Auszug deutsch von Görres, 1820; engl. von Atkinson, London 1832), zu Anfang des 11. Jahrh.; ferner seine Zeitgenossen, die berühmten Lyriker Ansari (der erste Dichterkönig) und Ahmed Essedi aus Thus. Noch sind als Lyriker ausgezeichnet: Anweri oder Enweri aus Bednah in Khorasan, gest. 1200, unübertroffen in der Kaside, nur dem Hafiz weichend in der Ode (Gasel), 2 seiner Gedichte stehen in den „Asiatic miscellanies", eins in den „Fundgruben"; Chakani, s. Zeitgenosse und Nebenbuhler; Chodscha Hafiz Schemseddin Mohammed, am bekanntesten u. d. N. Hafiz (s. d.); Shahi, wahrscheinlich ein Schüler des unten vorkommenden Dschami, Hatefi, Emir Khosru, Senai, Shefali und viele andre Verf. ganzer Divane. Als Lyriker, Mystiker und moralischer Dichter ist vor allen Andern sowohl im Morgenlande als auch bei uns berühmt Scheich Sadi (s. d.) (sein moralisches Gedicht „Bustan", herausgeg. v. Jumnu Zuddy, Kalkutta 1828). Auch Ferideddin Attar, ein Zeitgenosse Sadi's, schrieb eine sehr geschätzte Sammlung von Sittensprüchen u. d. T.: „Pendnameh" (das Buch der Rathschläge), welches Sylvester de Sacy vollständig herausgeg. hat, und mehre andre Dichterwerke. Für das vollkommenste Muster mystischer Schreibart gilt Dschelaleddin Rumi, aus Balkh in Khorasan, der eine Sekte stiftete und als frommer Sofi 1262 starb. Sein großes Werk: „Kilat el Metnavi" (Sammlung von Distichen), ist so schwer zu verstehen, daß Wörterbücher dafür verfaßt worden sind. Einer der fruchtbarsten und zugleich angenehmsten Dichter Persiens ist Abdalrahman oder Abdurrahman ebn Achmed, bekannter unter seinem Beinamen Molla Dshamy (s. d.). Ueberhaupt sind die persischen Dichter nicht gleich Denen Griechenlands; wohl aber ihnen ähnlich: denn beide nahmen ihre Bilder von der einfachen Natur, nicht aus der Einbildungskraft, und beide besaßen in hohem Grade den reichen und erfinderischen Schöpfergeist, der das eigentlichste Wesen der Poesie ausmacht.

Auffallend ist die Uebereinstimmung des Geistes der Ritterzeiten des Mittelalters mit dem der Welt Ferdusi's, und der Umstand, daß die Mohren die Sitten Persiens und Arabiens nach Spanien verpflanzten, scheint diese Behauptung zu erklären. Unter die Dichter vom ersten Range gehört endlich noch Nizami oder Nisami, zu Ende des 16. Jahrh., dessen Werke aus 5 großen Gedichten bestehen, worunter Khosru und Shirin, Leila und Medshnun und die Geschichte Alexander's (Iskander-nameh) episch sind. Einige aus seinem „Buche des Glücks" gezogene Fabeln und Erzählungen sind im Original und in Uebersetzungen erschienen. Khosru aus Dehli, Abul-atha aus Kirman, und Nani haben jeder 5 große Gedichte geschrieben; Mir Ali aus Shirwan, Achmed aus Kirwan und Emir Soleiman sind, jeder als Verf. eines Islander-nameh, berühmt, und so noch viele Andre. Die Quellen zur Kenntniß der persischen Dichter sind, außer dem „Beharistan" des Dshamy und dem allgemeinen Werke Hadshi Chalfa's, ihre Lebensbeschreibungen des Persers Dauletshah, fortgesetzt von Sam Mirza, u. d. T.: „Teekireteldhoara", und das „Ateshkede" (Feuertempel) von Hadshi Lotfali Beg, mit dem Beinamen Azir. Der berühmteste neuere Dichter der Perser, Blab-Phelair, starb 96 J. alt 1725. Er hinterließ astronom., moral., polit. und literar. Schriften. Man nannte ihn Persiens Voltaire. — Nicht minder groß ist die Menge in Prosa geschriebener Fabeln, Märchen und Erzählungen. Dahin gehört das „Anwar Soheili", eine pers. Uebers. der Fabeln der Bidpai, das „Bahar Danush", von Einajut Dollah (übers. von J. Scott, 1799, 3 Bde.), das „Tootinameh", oder Erzählungen eines Papageien (pers. und engl. von Hadeley), die von Ouseley übers. „Tales of Bakhtyar and the ten Veziers etc." Von den persischen Märchen des Nechschebi hat Kosegarten Einiges bekanntgemacht in dem „Tutinameh" von Iken und Kosegarten (Stuttgart 1822).

Für Geschichte, Geographie und Statistik besitzen die Perser große und wichtige Werke. Eine allgemeine Geschichte von Adam bis auf seine Zeit schrieb Abu Said (oder Abdallah Ben Abulkasin Beidavi) um 1276, u. d. T.: „Historische Perlenschnur". Turan Shah (starb 1377 zu Hormuz) schrieb ein „Shahnameh". Mirchond oder Mohammed Ebn Emir Chowand Shah, welcher 1241 blühte, schrieb ein großes Geschichtswerk u. d. T.: „Garten der Wonne", enthaltend Nachrichten von den alten pers. Königen und Propheten voll abenteuerlicher Anekdoten in einem eignen moralisirenden Tone, von denen einzelne Abschnitte mitgetheilt haben Wilken's (Berlin 1832), Jenisch, Silv. de Sacy, Jourdain. An Mirchond schließt sich dessen Sohn Khondemir oder Gayyetheddin Ben Hamadeddin mit seinem „Auszug aus der Universalgeschichte der Mohammedaner", welches Handschrift geblieben. Ein Gleiches gilt von dem wichtigen Tarich el Tabari, der, außer einer türkischen, nur noch in der persischen Uebers. des Balami vorhandenen, ursprünglich arabisch geschrieb. Geschichte der Völker und Könige von Mohammed Ebn Dshaffar Mahomed Ben Dsherir. Dagegen kennen wir das Lebtharik des Al Emir Yahia Ebn Abdollatif al Kazwini (st. 1251) aus der lat. Uebers. von Gaulmin und Galland. Von Mohammed Kasim Ferishta besitzen wir 2 wichtige Werke: „Geschichte v. Hindostan" (engl. v. Dow, Lond. 1768) und „Geschichte v. Dekan" (engl. v. J. Scott). Sehr belehrend für die Geschichte und Geographie Hindostans ist das „Tuzuki-Dshihan-Guir", von dem Kaiser Dshihan-Guir

verfaßt; vor allen aber das „Akbarnahmeh" von dem Vezier Abul Fazl (erm. 1604), dem elegantesten Schriftsteller Hindostans, der es auf Befehl der Kaisers Akbar schrieb. Es enthält eine Geschichte Akbar's und seiner Vorfahren, sowie eine geograph., statistische, physische und histor. Beschreibung Hindostans; von letzterer haben Gladwin u. Langlès Auszüge gegeben, ebenso Ouseley von den interessanten Jahrbüchern des Asem aus Kufa. Noch unbearbeitet ist die pers. Reichsgeschichte von Alemri nach alten histor. Quellen verfaßt. Viele Werke sind vorhanden über kürzere Zeitabschnitte, einzelne Dynastien und Fürsten (Dschingiskhan's, Timur's, Nadir Shah's u. A.), mit denen uns Langlès, W. Jones, Gladwin, Dorn, Elliott, Stewart u. A. bekanntgemacht haben. Hier mögen sich die Tuzukati Timur's (politische und militair. Institutionen) anschließen, welche Davy ins Engl. übers. und White herausg. (Oxford 1783). Von den geograph. Werken in pers. Sprache hat Ouseley Bruchstücke aus dem Hefte „Kleimat" und einen Auszug aus der pers. Uebers. der arab. geschriebenen Geographie Ibn Haukal's bekanntgemacht. Sadik Isfahani's geogr. Werke erschienen engl. Lond. 1831. Ueber die Chronologie hat Grävius ein wichtiges Werk ins Lateinische übersetzt (London 1650) herausgegeben. Von den pers. Aerzten ist noch keiner bearbeitet worden; das kostbare Werk des Abulmansur Momafin Ben Ali befindet sich in Wien. In der Geometrie machte sich unter den Persern Nasereddin aus Thus, als umarbeitender Uebersetzer des Euklides, und Maimon Rashid als Commentator desselben berühmt. An die Geschichte der arab. Astronomie schließen sich die Verdienste der Perser und Tataren um diese Wissenschaft an. Omar Chejan berechnete unter Malekshah (1072) das Sonnenjahr auf 365 T., 5 St., 48 M., 48 Sec., und unter den astronom. Tafeln, welche Perser zu Verf. haben, sind die auf Hulaku Ilekan's Befehl von Nasereddin angefertigten und nach ihm benannten, jedoch erst 5 J. nach Ilekan's Tode (1269 beendigten, und die in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. unter Ulug-Beigh's thätiger Theilnahme von einer großen Zahl von Astronomen verfertigten, welche Joh. Grävius und Th. Hyde herausgegeben haben, die vorzüglichsten. Hulaku Ilekan stiftete 1259 zu Maragha eine astronom. Akademie und ließ eine Sternwarte bauen, über welche der genannte Nasereddin die Aufsicht erhielt. Ulugh Beigh ließ eine ähnliche zu Samarkand errichten. Ein pers. Kalender, u. d. T. „Ruznahmeh nauruz", ist ebenfalls gedruckt erschienen. Unzählig sind die Werke über Mohammed, die mohammed. Religion, die Legenden der Heiligen 2c. Wichtiger ist, nur leider zu wenig verständlich, der pers. Auszug aus den Vedas, betitelt: „Oupnek'hat", den Anquetil du Perron lat. herausgegeben hat (1804), ferner der **Desatir** (s. d.). Die 5 Bücher Moses finden sich persisch, von einem Juden in Thus übersetzt, in Walton's Polyglotte; von den Evangelien ist eine doppelte Uebersetzung vorhanden, eine in derselben Polyglotte, die andre von Whelok herausgeg. (London 1657, Fol.). Ihre Wichtigkeit hat Rosenmüller gezeigt.

Persius. Aulus Persius Flaccus, ein römischer Satyriker, geb. 34 n. Chr. zu Volterrä in Etrurien, n. A. zu Luna, starb, 28 J. alt, im J. 62. Seine Familie hatte ritterlichen Rang, und demgemäß war seiner Erziehung, die er zu Rom vollendete. Mit mehren der ausgezeichnetsten Personen damaliger Zeit in vertrautem Umgange, war er geliebt wegen seiner Bescheidenheit und Annehmlichkeit. Der Stoiker Cor-

nutus, einer seiner Lehrer, machte von ihm 6 Satyren bekannt, welche ein Gemälde des herrschenden Sittenverderbens seiner Zeit in Gegensatze mit dem Ideale des stoischen Weisen und altrömischer Zucht enthalten. Sie sind sämmtlich ausgezeichnet durch Ernst und Strenge, Kraft und Gedrungenheit. Ihre große Dunkelheit entspringt theils aus für uns unverständlichen Anspielungen, theils aus der abgerissenen Schreibart und übertriebenen Kürze. Gewöhnlich sind die Satyren des Persius dem Juvenal angehängt. Ihn haben Casaubonus (Leyden 1695), König in Eutin (Gött. 1804) u. A. herausgeg., Meister commentirt, ins Deutsche übersetzt Passow (Lpz. 1811) und J. J. C. Donner (Stuttg. 1822).

Person, in moralischer Bedeutung, ein Vernunftwesen, daher unter den auf der Erde bekannten Wesen der Mensch allein Person ist, im Gegensatze alle übrigen Dinge, die nur Sache sind. Die Grammatik nimmt aber das Wort in einer weitern Bedeutung, indem sie unter Person nicht bloß ein vernünftiges Wesen, sondern jeden Gegenstand versteht, der als Zweck gedacht wird, oder dessentwillen Etwas ist oder geschieht, sowie unter Sache nicht bloß ein Thier oder lebloses Ding, sondern jeden untergeordneten Gegenstand, der dem Zweck als Mittel dient. So in der Regel: wenn Person und Sache in einem Satze zusammenkommen, steht jene im Dativ, diese im Accusativ. Hiernach also würden in den Sätzen: er überläßt sich seiner Leidenschaft, und ich gebe meinem Gute einen neuen Wirthschafter, die Wörter Leidenschaft und Gut Personen, und sich und Wirthschafter Sachen zu nennen seyn. — **Personification** (Personificirung), in den Redekünsten, die Personendichtung, oder die Darstellung eines leblosen Gegenstandes als Person, z. B. eines Baumes, der Freude, der Hoffnung, der Unschuld, die, wie viele andere ähnliche Begriffe, personificirt, d. i. als Vernunftwesen redend und handelnd dargestellt, oder verpersönlicht worden. Der griechische Name dieser Redefigur ist Prosopopöie.

Personalabgaben sind solche, welche nach den persönlichen Eigenschaften der Unterthanen geordnet sind, als: Personensteuern, Armensteuern, Judenzoll, Christensteuer, die Bartmünze unter Peter I., Hurensteuer 2c. Da die Eigenschaften, wonach diese Abgaben angelegt werden, nichts andeuten, was eine bestimmte Quelle des Einkommens und den Umfang desselben zu erkennen gibt, das reine Einkommen aber das Einzige ist, wonach eine gerechte und zweckmäßige Steuer abzumessen ist: so sind die Personalabgaben unvollkommene und unzweckmäßige Arten von Abgaben, und wenn sie sonst Niemanden Unrecht zufügen, so thun sie es nur deßhalb nicht, weil sie nach einem andern Princip, als was ihr Name ausspricht, angeordnet sind, und weil sie aus andern Gründen gerechtfertigt werden können.

Personenrecht. Die auf die persönlichen Eigenschaften und Verhältnisse des Menschen sich gründenden Rechte und Verbindlichkeiten, oder die Personenrechte, entspringen 1) aus seinen natürlichen Eigenschaften (status naturalis), 2) aus seinen Familien- und 3) aus seinen bürgerlichen Verhältnissen. Das positive Personenrecht hat daher die Rechte und Verbindlichkeiten zum Gegenstande, welche in einem Staate mit dem Leben oder Daseyn überhaupt, mit der Geburt (ob sie ehelich oder unehelich), mit dem Geschlecht, mit dem Alter (ob es mündig oder unmündig), mit der Verwandtschaft, ob sie durchs Blut oder Geschlechts-

verbindung entstanden, und mit dem bürgerlichen Stande (ob er frei oder nicht frei, adelig oder unadelig sey) verknüpft sind. Hierher gehören die Lehren vom natürlichen und bürgerlichen Tode, von der Legitimation, von der Tutel und Curatel, von der Ehe, der väterlichen Gewalt, der Sklaverei und Leibeigenschaft, zwei Verhältnisse, welche dem philosoph. Rechte entgegengesetzt sind, weil in ihnen die Person als Sache behandelt wird, dem Bürgerrecht und ähnliche. Das Personenrecht eines Volks beruht also auf seinen Sitten und Gebräuchen. Es begreift aber nicht bloß die einzelnen Individuen, welche man physische Personen nennt, sondern auch die Rechte der sogenannten moralischen oder mystischen Personen, welche aus Anstalten oder Gesellschaften bestehen.

Perspective, s. Fernrohr.

Perspective, ist die Kunst, sinnliche Gegenstände so abzubilden oder nachzuzeichnen, wie sie in einer gegebenen Entfernung oder Höhe, oder auf einer durchsichtigen Fläche, welche dem Horizont perpendiculair zwischem dem Auge und dem Gegenstande steht, erscheinen. Man theilt die Wissenschaft der Perspective in speculative und praktische: die erste ist die Theorie der verschiedenen Arten, wie Gegenstände von verschiedenen Standpunkten, aus denen sie gesehen werden, sich darstellen; die praktische hingegen die Kunst, Objective mit Beobachtung ihrer anscheinenden Größe und den Veränderungen ihrer Farbentinten in verschiedenen Distanzen darzustellen. Die Perspective überhaupt zerfällt in Ichnographie oder die Darstellung der Flächen, und in Scenographie, die Darstellung der Körper. In einigen Werken der Alten, besonders in Vitruvius, findet man dunkle Spuren ihrer Kenntniß der Perspective; doch besitzen wir von ihnen keine ausführliche Schrift über diesen Gegenstand. Uebrigens beweisen die noch vorhandenen Gemälde, als die Frescogemälde in Herculanum, und die Beschreibung der verlornen, daß den Alten kaum mehr als die Anfangsgründe dieser Wissenschaft bekannt waren. Man kann sie daher als eine Erfindung der Neuern betrachten und unter diesen waren Albrecht Dürer und Pietro di Borgo die Ersten, welche den Grund zu dieser Wissenschaft legten, die durch B. Perruzzi vervollkommnet wurde. 1660 erweiterte und vereinfachte G. Ubaldi die Theorie derselben, und nach ihm beschäftigten sich eine Menge anderer Autoren mit ihr, unter welchen vorzüglich Erwähnung verdienen: Deschales, Lamy und besonders der Versuch über die Perspective von Grasande und der des gelehrten Tailor. Die Perspective theilt man in Linear- und Luftperspective. Die erstere beschäftigt sich mit der Auffassung und Zeichnung der Stellung, Größe und Form der verschiedenen Linien oder Conturen der Gegenstände. Ihre Theorie beruht auf der Optik, insofern man mittelst Lichtstrahlen, die von dem erleuchteten Gegenstand in unser Auge dringen, sieht: insofern aber das Zeichnen der Form des Gegenstandes eine Anordnung der Linien und Winkel nach geometrischen Grundsätzen erfordert, bildet die Perspective einen Zweig der Geometrie. Um sich eine Idee von der Linearperspective und ihrer Zeichnung zu machen, denke man sich in einer Entfernung von dem Auge einen Gegenstand, zwischen ihm und dem Auge befinde sich eine dünne, durchsichtige, senkrechtstehende Ebene, z. B. eine Glastafel. Durch die aus allen Punkten des Gegenstandes nach dem Auge gehenden Strahlen werden, indem sie durch die Glasplatte dringen, in derselben Punkte

abgeschnitten, die ein treues Bild des Gegenstandes entwerfen, welches die perspectivische Abbildung oder Projection heißt. Der geübte Zeichner hat jetzt nichts weiter zu thun, als den besten Standpunkt zur Beschauung sich auszuwählen, von dem aus er, ohne seine Stellung zu verändern oder sein Auge zu verrücken, den guten Gegenstand bequem überschauen kann. Bei einem Phantasiegemälde aber oder bei der idealisirten Zeichnung der Natur muß er die Theile und Umrisse nothwendig nach mathematischen Grundsätzen ordnen und bestimmen. Das Geschäft der Linearperspective besteht vorzüglich darin, jeden Gegenstand und jeden Punkt desselben in die perspectivische Proportion zu bringen, und lehrt die mathematischen Grundsätze, wie sie in Linien, die die Gestalt und Conturen des Gegenstandes zeichnen, dem Auge im Verhältnisse zum Punkte, auf den das Auge schaut, und im Verhältnisse der Entfernung, sich darstellen. Da es aber unmöglich ist, ohne mathematische Figuren einen klaren Begriff dieser Wissenschaft zu geben, so verweisen wir auf die mit Deutlichkeit und Anschaulichkeit geschriebene praktische Anleitung zur Linear- und Luftperspective von Valenciennes; aus dem Französischen von Meynier, mit 36 Kpfrn. 1807, Hof bei Gran. Da selbst die Erkärung der technischen Ausdrücke ohne die Veranschauung der Grundsätze durch geometrische Figuren nicht verständlich gemacht werden; so verweisen wir die Leser auf die schon genannten Schriftsteller über die Perspective und auf die Handbücher der Optik. Aus dem Gesagten wird man schon leicht ersehen können, wie wichtig die Kenntniß der Perspective für den Maler ist, und daß sie der bloße Beurtheiler eines Bildes ebenso wenig entbehren kann. Die Perspective nach dem Vogelauge, die Vogelperspective, ist die Darstellung eines Gegenstandes bei einem Standpunkt des Auges, der weit über der Fläche, auf der das Object steht, erhaben ist, sodaß das Auge eine sehr große Anzahl Dimensionen zugleich erfassen kann: z. B. der Plan einer Stadt mit ihren Straßen und Gebäuden ist Plan nach dem Vogelauge. Luftperspective ist die Zeichnung der Gegenstände in ihrer wechselnden Größe nach dem Verhältnisse ihrer Entfernung vom Auge. Sie beruht auf den Farbentinten, die man mehr oder weniger stark und hell gibt, je nachdem man den Gegenstand dem Beschauer näher oder entfernter darstellen will: sie besteht in einer richtigen Abnahme von Farben, in einer zweckmäßigen Behandlung der starken und schwachen Lichter, der Schatten und Tinten nach den verschiedenen Graden der Entfernung. Diese Lehre ist von derselben Wichtigkeit für den Maler als die Linearperspective. Die Gegenstände werfen nach dem Verhältnisse ihrer Entfernung von dem Sehenden einen verschiedenen Lichtgrund zurück, und ihre Farbentöne mildern oder stärken sich nach dem Verhältnisse der Luft, die zwischen dem Gegenstande und dem Zuschauer sich befindet. Je näher Gegenstände unserm Auge stehen, desto mehr sehen wir sie in ihren wahren Farben und in ihrer vollen Beleuchtung; je entfernter, desto mehr verwischen sich ihre Farben, und sowohl sie als das Licht mischen sich mehr und mehr mit den die Luft anfüllenden Dünsten, bis sie endlich sich gänzlich in den bläulichen Farbenton der Luft auflösen und die Gegenstände nicht mehr durch ihre Tinten, sondern nur durch ihre großen Umrisse erkannt werden können. Das gradweise Verzehren der Farbentöne richtet sich mit nach der Reinheit der Luft. Bei der Luftperspective schwächen sich die Tinten, wie bei der Linearperspective die fliehenden Linien sich verkürzen. Be-

sonders erhalten die beleuchteten Theile des Gegenstandes gebrochere, schwebendere Farbentöne; der beschatteten Seite kommt der Widerschein oder Reflex zur Hülfe. Ist der Grad der Dichtigkeit der Luft gegeben, so lassen sich auch die Grade dieser Abstufungen bestimmen, denn sie erfolgen nach eben den Gesetzen, wie die Abstufung der Größe in der Linienperspective aus einem gegebenen Abstandspunkte. Da aber die Grade in der Luftperspective sich zwar berechnen, doch nicht so mathematisch genau angeben lassen, wie in der Linearperspective: so muß der Künstler den Maßstab dafür im Auge haben und erlangt ihn durch aufmerksames Beobachten dieser Wirkung in der Natur. Durch die richtige Haltung und Wirkung der Luftperspective in einem Gemälde wird zweierlei bewirkt: erstens, daß jeder Gegenstand, nach Maßgabe seiner Entfernung vom Auge, in Farbe und Leuchtung den Grad von Deutlichkeit erhält, der ihm auf seiner Stelle gebührt; zweitens, daß die verschiedenen Localtöne in einen Hauptton sich vereinigen, welcher nichts anders ist, als die allgemeine Farbe der Luft und des sie durchströmenden Lichts, welche sich zwischen dem Auge und dem Gegenstande befindet. Die Localtöne der Gegenstände werden durch die Farbe des allgemeinen Tons der Luft mehr oder weniger gebrochen, nachdem dieser selbst mehr oder weniger gefärbt ist. Die Farbe der Luft ändert sich aber nach dem Stande des Sonnenlichts und nach der Beschaffenheit der im Luftraume aufgelöst schwebenden Dünste. Bei der Landschaftsmalerei ist die Luftperspective besonders nothwendig. Die altdeutsche und altitalienische Schule bis auf Pietro Perugino entbehrten sie fast ganz.

Perth, Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft in Mittelschottland, in einer reizenden Gegend, am dem hier schiffbaren Tay, über den die prächtige Brücke führt, mit 16.950 Einw. Sie ist eine der schönsten Städte Schottlands und hat eine Menge Häuser von edler Bauart und mit Terrassen. Es sind hier eine Akademie für mathematische und philosophische Wissenschaften, eine Handelsschule, eine literarische und antiquarische Gesellschaft, eine öffentliche Bibliothek, Buchdruckereien und Buchhandlungen; Leinwand-, Baumwoll-, Leder- und Handschuhfabriken; Bleichen, beträchtliche Fischerei, Oel- und Papiermühlen; Handel mit Leinwand (jährlich für 200.000 Pf. Sterl. ausgeführt), Lachs (jährlich für 14.000 Pf. Sterling ausgeführt); Bankgesellschaft und Comptoir der schottischen Bank. Der ehemals bedeutende Perlenfang ist durch die Habsucht der Unternehmer zerstört worden. In der Nähe liegt Scone, der alte Sitz der schottischen Könige und die Trümmer der Schlösser **Malcolms** und **Macbeths** (s. d.).

Pertinenzen nennt man in juristischer Hinsicht alles Das, was in Bezug auf die Hauptsache, Nebensache ist und was von ihr entfernt werden kann, ohne das Wesen der Hauptsache aufzuheben. Man unterscheidet 4 Arten. 1) Wenn ein Recht oder eine gewisse Eigenschaft auf einer Sache haftet. 2) Wenn Bäume oder andre Gewächse auf neuen Grundstücken Wurzel geschlagen haben, oder eine bewegliche Sache mit einer unbeweglichen so enge verbunden ist, daß sie sich ohne Verletzung des Ganzen nicht trennen läßt. 3) Dinge, die mit andern einen gemeinschaftlichen Gebrauch voraussetzen. 4) Dinge, welche das Gesetz als Pertinenzen zu andern bestimmt hat; als Neben- zum Hauptgebäude.

Perturbationen (der Planeten) sind Störungen, Abweichungen der Planeten von ihrem regelmäßigen, elliptischen Laufe, welche durch

ihre wechselseitige Gravitationen gegen einander verursacht werden. Indem nämlich die Planeten von einem oder dem andern Himmelskörper mehr oder weniger angezogen: so verkürzt oder verlängert sich ihre elliptische Bahn. Dieses hat den Astronomen von jeher bei ihren Rechnungen große Schwierigkeiten gemacht, und es konnte nicht fehlen, daß die genauesten Rechnungen nicht zutrafen, bevor nicht auf diese Störungen Rücksicht genommen wurde. Des großen Newton's Lehre von der allgemeinen Schwere hat den Astronomen die Augen über diesen Punkt geöffnet, und das ihnen vorher unerklärbare Räthsel gelöset.

Peru, südamerikanischer Freistaat, zum Unterschiede des angrenzenden, die südliche Hälfte des alten Inkareiches umfassenden Freistaats Bolivia, auch **Niederperu** genannt, liegt zwischen 3° 25′ und 21° 20′ S. Br. und zwischen 296° 14′ und 313° O. L. von Ferro. Das Land erstreckt sich 500 Seemeilen weit an der Küste des stillen Meeres hin. Die Nachbarländer sind im Norden Colombia, im Osten Brasilien, im Süden Bolivia. Peru wurde 1526 von einem Schiffe des Vasco Nunez de Balboa entdeckt und einige Jahre später durch Francisco Pizarro erobert. Als dieser 1531 zum ersten Male an der peruanischen Küste landete, war Huayna Kapak, der zwölfte König seit der Gründung des Inkareiches, Herrscher zu Cusco, der alten Hauptstadt des Landes. Nach der von den alten Geschichtschreibern, besonders Garcilaso de la Vega, welcher von mütterlicher Seite dem Stamm der alten peruanischen Könige angehörte, aufbewahrten Sage gründete ein himmlisches Geschwister- und Ehepaar, Manko Kapak und Mama Ocllo, Kinder der Sonne, das Reich der Inkas. An den Ufern des Titicacasees wurde dieses Paar von der Sonne auf die Erde gesetzt, von der wohlthätigen Gottheit gesandt, um die Menschen vernünftig und glücklich zu machen und sie zur Civilisation des geselligen Lebens zu bringen. Es versammelte die rohen Wilden des Andesgebirges um sich her und bald wurden Städte erbaut, Gesetze gegeben, die Verehrung der Sonne eingeführt, und das Reich der Inkas breitete sich mit großer Schnelligkeit mehr durch seinen Ruhm als durch die Gewalt der Waffen aus. Die letzten Inkas beherrschten die ganze weite Landstrecke von dem nördlichen Ende von Quito bis in die Mitte von Chile und bis an die südliche Grenze von Tucuman, als ein großes Reich, welches einerlei Gesetzen und einerlei Glauben unterworfen war, und in welchem die Könige zu Cusco selbst eine einzige Sprache als herrschende eingeführt hatten. Aber einige wenige Spanier waren hinreichend, dieses Reich zu stürzen, weil innerer Unfriede bereits den Anfang zu dessen Verfall gemacht hatte und die für Götter gehaltenen Ankömmlinge die Parteien klug zu benutzen wußten. Der letzte Inka, der sich noch in den Gebirgen unabhängig gehalten hatte, wurde 1572 auf Befehl des Vicekönigs Francisco Toledo zu Lima enthauptet. Gasca ordnete das Reich und gab die Regierung in die Hände des Audienzhofes. Doch war so lange die Ruhe in Peru von keinem Bestande, als die ersten Generationen des Mord- oder Raubgesindels, das sich daselbst angesiedelt hatte, fortdauerten. Die Bedrückungen, denen die Indianer von Anfang an hier erlagen, sind so bekannt, daß sie zu einem allgemeinen Vorwurfe gegen den spanischen Charakter geworden. Sie reizten 1780 zu einer Empörung, die von José Gabriel Tupak Amaru, einem Abkömmling des alten Herrscherstammes, geleitet wurde, und das Reich der Inkas wiederherstellen, alle Spanier und Me-

stizen aber ausrotten wollte, eine Empörung, die nur mit der äußersten Anstrengung von Seiten der weißen Bevölkerung gedämpft werden konnte. — Das ehemalige Vicekönigreich Peru (64.000 QM.), ein weites, zwischen den Andes und dem Weltmeere liegendes Thal, ist in den Valles (an der Küste) sandig, aber fruchtbar, auf den Sierras steinig und minder fruchtbar. Ohne Potosi und Quito begreift Peru nach v. Humboldt nur noch 30.000 (n. A. 21.662) QM. Die Kroneinkünfte wurden jährlich auf 7 Mill. Thaler geschätzt, wovon 1.300.000 Thlr. in den königlichen Schatz flossen. Der Vicekönig, dessen Sitz zu Lima war, hatte einen jährlichen Gehalt von 76.000 Thlrn. und außerdem noch gewisse Monopole und Gefälle. Peru hatte 2 königl. Gerichtshöfe oder Audienzen, zu Lima (seit 1543) und zu Cusko.

In einer mittlern Entfernung von etwa 16 Meilen von der Küste des stillen Meeres ist das ganze Land, parallel dieser Küste, von der hohen Gebirgskette der Anden durchzogen, welche sich abwechselnd in mehre Parallelzüge, von den Bewohnern die Cordillera de los Andes genannt, theilt und im Hochland die Region der sogenannten Sierra oder Serrania umfaßt, die sich im Plateau des Titicacasees bis zu einer mittlern Höhe von mehr als 12.000 pariser Fuß erhebt. In einer Höhe, welche nur um 3000 Fuß niedriger ist als die des Montblanc, liegen hier noch bedeutende Städte, wohnt ein fleißiges Volk, wird noch Ackerbau getrieben und der schönste Mais in ganz Peru gebaut. Im Norden des Landes neigt sich das Hochland nach dem Amazonenstrome hinab und auch die Gebirgskette selbst mit ihren Gipfeln hat eine nicht so bedeutende Höhe als im Süden. Die höchsten gemessenen Gipfel sind der Pichu-Pichu, nördlich von der Stadt Arequipa, 5670, und der Guayna-Plitina, oder Vulkan von Arequipa, 5600 Metres über dem Meere. Ueber der Stadt Truxillo ist diejenige Stelle, wo die Gebirgskette am leichtesten gangbar ist. Im Süden dagegen hat der niedrigste Paß, nämlich der, über welchen die Straße von Arequipa nach Puno führt, u. d. N. Altos de Huessos bekannt, noch 4137 Metres Höhe über dem Meere. Ostwärts strömen vom Andengebirge zahllose wasserreiche Flüsse hinab, welche zunächst den Tunguragua, den man als den Quellfluß des Amazonenstromes oder Maranhon betrachtet und auch den obern Maranhon nennt, dann den Puallaga oder Guallaga, den Ucayale bilden und sämmtlich den gewaltigen Maranhon anschwellen. So wird der östliche Fuß der Anden zu einem gut bewässerten und deßhalb höchst üppig bewaldeten Lande, welchem die Bewohner den Namen des königlichen Andenberges geben. Die Ebenen weiter östlich sind wenig bekannt, man weiß, daß in ihnen weite, fast undurchdringliche Urwälder mit freien Grasebenen abwechseln, welche mit den Namen Pampas bezeichnet werden, wie die Grasebenen der argentinischen Republik. Die bekanntesten darunter sind die Pampas del Sacramento, zwischen dem Ucayale und dem Huallaga. Die westliche Abdachung der Anden ist kurz und fällt in eine schmale Sandwüste ab, welche von Streifen fruchtbaren Landes durchbrochen, die sich nach den einzelnen vom Gebirge herabkommenden Flüssen richten, der ganzen peruanischen Küste bis nach Chile hinabfolgt. Die größte ununterbrochene wüste Strecke innerhalb dieses Küstenstreifens ist die Wüste von Sechura, im Norden des Landes. Die einzelnen Flächen fruchtbaren Landes sind die Oeffnungen der Thäler, welche von den Flüssen der Westabdachung bewässert werden. Man

nennt deßhalb das ganze peruanische Küstenland die Region der Thäler (los Valles). Unter den Gewässern ist noch besonders merkwürdig der Titicacasee, auf einem weiten Plateau gelegen, von welchem die Gewässer keinen Abfluß haben, nach den ganz neuen Messungen Pontland's, 3827 Metre oder ungefähr 12.000 Fuß über dem Meere. Dieser See hat einen Flächenraum von beinahe 280 □M. An seinen Ufern und auf einigen kleinen Inseln in demselben stehen merkwürdige Ruinen aus der ältesten Zeit südamerikanischer Cultur; berühmt sind darunter die Alterthümer von Tiahuanaco, am Südende des Sees, auf der Grenze zwischen Peru und Bolivia. Die klimatischen Verhältnisse sind in verschiedenen Theilen des Landes sehr verschieden. Auf der Westseite der Anden herrschen vom Jun. oder Jul. bis Nov. oder Dec. anhaltende Nebel (garuas), welche in dieser Gegend den Regen ersetzen, der hier fast ganz unbekannt ist. Gewitter gibt es in dieser Region fast nie. In Lima sind seit der Entdeckung nur wenige vorgekommen. Der Sommer ist heiter, bei nicht übermäßiger Hitze. In der Region der Sierra herrscht der Winter, welcher durch heftige Gewitter, Regen, Hagelstürme und Schnee charakterisirt ist, vom Jan. oder Febr. bis Jun. Der Sommer zeichnet sich hier, bei ziemlich kalten Nächten, durch die vollkommenste Reinheit der Atmosphäre aus. Im östlichen Theile des Landes, z. B. in der Provinz Mainas, herrscht die Regenzeit oder der sogenannte Winter vom Febr. bis Jun., bei drückender Hitze. Die Erzeugnisse sind: europäische Hausthiere, Lamas, Vicugnas, Quanacos, Fische, Perlenmuscheln, Purpurschnecken, Cochenille, Seidenwürmer, Getreide, Wein, Taback, Zucker, Kaffee, Kakao, Vanille, Baumwolle, Chinarinde, peruanischer Balsam, Indigo, Ingwer, Zimmt, Bananas 2c. Vorzüglich reich ist Peru an Gold und Silber. Humboldt berechnet den jährl. Werth des Gewinnes dieser edeln Metalle auf mehr als 6 Mill. Piaster. Auch hat man Platina, Kupfer, Zinn, Blei, Quecksilber, Edelsteine, Stein- und Seesalz, Alaun, Salpeter, Steinkohlen, Schwefel 2c. Die Einw. sind theils Spanier und Creolen (140.000), theils Mestizen (280.000), Mulatten (50.000) und Neger (50.000), theils Eingeborene oder Indianer (Indios fideles, 844.000), wovon ein Theil die kathol. Religion angenommen hat. Die Indianer (bravos, barbaros, 250.000) in den Gebirgen lebten stets unabhängig von der span. Herrschaft. Die unterwürfigen Indianer wurden als Unmündige angesehen und konnten zu keiner Art von Staatsbedienungen gelangen. Diese wurden bloß mit Spaniern besetzt, und zu den einträglichsten gelangte nicht einmal ein Creole, geschweige ein Mestize. Ackerbau und Viehzucht wurden äußerst nachlässig betrieben. Dir Gewerbe beschränkten sich auf einige Tuch-, Baumwollen-, Leder- und Goldfabriken in den Städten. — Der Handel ward durch die neuesten Zeitereignisse sehr gestört; der wichtige Wallfischfang an der Küste (besonders Kachelote) befindet sich ganz in den Händen der Briten und Nordamerikaner. Für ihn bietet die 400 Stunden lange Küste mit mehr als 30 Häfen, 20 Buchten und 60 Rheden große natürliche Vortheile dar. Man führt aus: Kupfer, Kakao, China, Schaf- und Vicognewolle und Chinchillahäute; eingeführt werden: Seidenwaaren, Linnen, Tuch, Wein, Damenputz 2c. Der Bergbau wird bei dem Mangel an Quecksilber und Holz nicht sorgfältig betrieben. Es gibt 4 Kupfer-, 4 Quecksilber-, 12 Blei- und 680 Silbergruben, 70 Goldbergwerke und Wäschen. Die reichsten Silbergruben sind die von Pasco

und Lauricocha. Sie liegen 13.000 Fuß hoch über dem Meere und liefern jährlich 2 Mill. Piaster Ausbeute. Die Minen von Chota oder Gualgayoc in Trurillo sind reicher als die von Potosi, liegen 13.385 F. hoch und geben jährlich bloß an Silber gegen 44.000 Pf. Ausbeute, die von Huantajaya in Arica, in einer wasserleeren Wüste, geben jährlich 52.000 Pf. Hier fand man kürzlich gediegene Massen Silber, die eine von 2, die andere von 8 Cntrn. Gold gewinnt man in Tarma aus den Bergwerken zu Pataz und Huilies und in der Wäsche an den Ufern des Maranhon Alto. Von 1791—1801 wurde in Lima der Betrag von 32.800.000 Thlrn. ausgemünzt, darunter 3450 Mark Gold und 570.000 Mark Silber. — Niederperu, jetzt die Republik Peru (24.461 QM. mit 1.570.000 Einw.), hatte 7 Intendancias, jetzt 7 Depart.: 1) Trurillo, das nördlichste, mit der Hauptstadt gl. N. (8000 Einw.), Hafenstadt: Guanchaco. Die Stadt Piura, die erste Niederlassung der Spanier in Peru, 1531 von Pizarro gegründet, hat 9000 Einw. Diese Gegend ist bisweilen 10 Jahre ohne Regen. In Caramarca steht noch der Pallast des Inka Atahualpa, den die von ihm abstammende Familie Astorpilcos bewohnt. 2) Junin, Hauptst. Tarma, 5600 Einw. In Guanuco sieht man die Ruinen eines Pallastes der Inkas, eines Sonnentempels, und auf dem Paramo del Assuay ein Plateau unter dem Aequator, das höher als der Pik von Teneriffa ist, die Reste der großen Straße von Cusco nach Quito. 3) Lima (s. d.). 4) Puno, Hauptstadt Guancavelica, mit Quecksilbergruben; auf den Hochebenen zahlreiche Heerden des peruvianischen Schafes, oder Vicuna. 5) Ayacucho von dem Dorfe, wo der Sieg am 9. Dec. 1824 die spanische Herrschaft vernichtete; mit der Hauptstadt Guamanga, oder St.-Juan de la Victoria (26.000 Einw.). In den Gebirgen gibt es Heerden von dem peruvianischen Kameel oder Huanucos. 6) Cusco (s. d.). 7) Arequipa, die Hauptst. gl. N., mit 25.000 Einw.; 20 span. Meilen davon der Hafen Aranta, und 96 Meilen weit der Hafen Ocana. Auf dem Rücken des hohen Caylloma entspringt der Apurimac, der eigentliche Maranhon, aus einem kleinen Bergsee (16° 10′ S. Br.). An die Provinzen des Platastroms grenzt der District Arica, Stadt und Hafen gl. N. Oestlich von der peruanischen Andenkette breiten sich große Landstrecken, zusammen von 8—10.000 QM., bis in das Plategebiet und nach Brasilien aus; dahin gehören südöstlich das reiche Bergland Montana Real, und nordöstl. die Pampas del Sacramento oder das Land der Missionen, am Ucayale, Cassiquin und Yvari, in welchem die Jesuiten mehre indianische Stämme bekehrt hatten. Andere Nomadenstämme, die nördlich von den Pampas der Missionen den Landstrich Chunchos, zwischen Brasilien und Peru bewohnen, sind wenig bekannt. Ueber die Geschichte Peru's seit 1815 s. Südamerikanische Revolution.

Peruanische oder Peruvianische Rinde, s. Chinarinde.

Peruanischer oder Peruvianischer Balsam, s. Balsam.

Perücken, vom spanischen Peluca, Haarhaube. Der Gebrauch fremder Haare findet sich schon im Alterthume. So erwähnt unleugbar Xenophon, daß Astyages (um die 50. Olymp.) eine Perücke getragen habe, die dick und voller Haare war. Später trugen mehre römische Kaiser Perücken. Des Commodus Perücke war, wie Lampridius berichtet, mit wohlriechenden Farben bestrichen und mit Goldstaub gepudert. Nach dieser Zeit findet sich von Perücken keine Spur bis ins

16. Jahrh. Später wurde Frankreich das Vaterland der Perücken, von wo aus sie sich über die meisten Länder Europas verbreiteten. Schon Heinrich III. (1575—89) ließ, da er seine Haare durch eine galante Krankheit verloren hatte, die damals gebräuchlichen Deckelhauben mit fremden Haaren besetzen. Unter Ludwig XIII. (1610—43) wurde der Gebrauch der Perücken allgemeiner. Selbst Personen, die ihrer nicht bedurften, trugen sie der Mode wegen. Ihre Gestalt veränderte sich von der hundertlockigen Allongenperücke bis zur einfachen Zopfperücke. Die neuere Zeit hat diesen unnatürlichen Putz abgeschafft, und wem die Perücke Bedürfniß ist, der bemüht sich wenigstens, die Natur möglichst treu nachzuahmen. Die sogen. Coiffeurs haben es jetzt darin zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht.

Perugino (Pietro Vanucci, mit dem Beinamen il), der erste Stifter der römischen Malerschule, geb. 1446 zu Citta della Pieve, erhielt zu Perugia das Bürgerrecht (daher seine Beiname) und zeichnete sich früh durch seine Werke aus. Wahrscheinlich waren Bonfigli und Pietro della Francesca seine Lehrer. Seine Gemälde (urtheilt Fiorillo) haben viel Grazie, besonders gelingen ihm weibliche und jugendliche Vorstellungen; seine Wendungen sind edel und seine Colorit lieblich. Eine gewisse Härte und Trockenheit der Formen und Armuth in den Gewändern sind Mängel seiner Zeit, wovon er sich noch nicht losmachen konnte. Seelenruhe und kindliche Einfalt ist der Charakter seiner Gemälde. An Erfindung ist er nicht reich. Seine Frescogemälde sind weicher und haben mehr Haltung als seine übrigen Werke, wie seine schönen Arbeiten zu Perugia, Rom, Bologna und Florenz beweisen. Unter seinen zahlreichen Schülern, die ihn zum Theil treu nachahmten, ist der berühmteste Rafael.

Pervigilien hießen bei den Alten der feierliche Dienst, den sie gewissen Gottheiten (der Ceres, Venus, dem Apoll ꝛc.) die ganze Nacht hindurch bezeigten. Dann pflegte man auch ein Gastmahl, das die ganze Nacht hindurch dauert, so zu nennen.

Pescherähs, eine der rohesten, geistlosesten und elendesten Menschengattungen auf dem Feuerlande (s. d.).

Peschiera, Festung in lombard.-venetian. Königreiche, Gouvernement Mailand, Delegation Brescia. Ihre Lage am südl. Ufer des Gardasee, da, wo der Mincio ausfließt, wie auch an der Straße, die von Tirol herabkommt und sich hier nach Brescia, Mantua und Verona scheidet, macht den Ort (1400 E., 800 M. Besatzung) wichtig. Deßhalb räumte ihn auch die Rep. Venedig, der er gehörte, beim Ausbruch des Kriegs mit den Franzosen 1796, den Oestreichern ein, was Bonaparte als Verletzung der Neutralität ansah. Anstatt den Platz aber gehörig zu benutzen, überließ ihn Beaulieu nach der Schlacht bei Lodi und beim Vordringen der Franzosen, diesen freiwillig mit allem darin befindlichen Wallgeschütz. Bonaparte ließ ihn sofort durch den General Chasseloup in tüchtigen Vertheidigungsstand setzen. Nun konnte, als Bonaparte Mantua belagerte, diese Festung von Tirol und dem Gardasee her über Peschiera keine Zufuhr mehr erhalten. Und als späterhin Wurmser (an Beaulieu's Stelle) wieder zum Angriff überging, ward ihm das kleine Peschiera ein wesentliches Hinderniß in seine Bewegungen von Tirol gegen Mailand. Er ward genöthigt, einen Theil seine Kräfte zur Einschließung zu verwenden, ohne den Platz erobern zu können. Wie nun

sein Vordringen gescheitert war, und er sich wieder über den Mincio zurückziehen mußte, vermißte er noch empfindlicher den Stützpunkt für seine rechten Flügel. Sein Einschließungscorps vor Peschiera, in einem verschanzten Lager außer dem Bereiche des Geschützes der Festung, sollte ihn zwar ersetzen, allein in dem Gefecht am 6. Aug. konnten die Franzosen um so leichter das östreich. Lager überwältigen, da sie durch ihre Besatzung in der Festung unterstützt wurden. Masséna ließ durch Augereau und Victor die Oestreicher aus ihren Verschanzungen treiben: sie mußten die Belagerung aufheben und verloren 700 M. und 12 Stück Geschütz. Wurmser selbst konnte nun seine Stellung nicht mehr behaupten, da die Franzosen am folg. Tage bei Peschiera ungehindert über den Mincio gingen. Dieser Fall beweist den nicht zu berechnenden Einfluß selbst kleiner Festungen auf Ereignisse des Kriegs, wenn diese Festungen eine günstige Lage haben. Man s. Napoleons Bemerkung über Peschiera in dessen „Mémoires", Th. 3 und 4.

Pest, s. Typhus.

Pestalozzi (Johann Heinrich), geb. den 12. Jan. 1746 zu Zürich, wo sein Vater Arzt war, nach dessen Tode fromme Verwandte ihn zu der Gutmüthigkeit und der Religiosität erzogen, die so charakteristisch an ihm hervortritt. Von dem Studium der Theologie ging er, nach einem fehlgeschlagenen Versuche zu predigen, zur Jurisprudenz über, schrieb in dieser Periode Einiges über Berufsbildung und spartanische Gesetzgebung und übersetzte mehre Reden des Demosthenes, verließ aber nach einer überstandenen schweren Krankheit, in Folge der Lectüre von Rousseau's „Emil", die ihm den Gelehrtenstand verleidet hatte, auch diese Bahn, und griff zur Oekonomie. Sein Gütchen Neuhof bei Lenzburg, seit 1768 mit seiner Frau, Anna, geborne Schultheß, aus Zürich, bewirthschaftend, lernte er die Verwahrlosung der niedern Volksclasse kennen und begann, edel und menschenfreundlich, seine pädagogische Wirksamkeit 1775 mit der Aufnahme verlassener Bettelkinder in sein Haus. Mehr als 100 derselben hat er der Welt gerettet. Aber anfänglich als Sonderling angesehen und ohne alle Unterstützung gelassen, ward er später von zahlreichen Gegnern seiner Methode, die der hohe Ton in den Ankündigungen seiner Lehrbücher und seine Herabwürdigung aller frühern Unterrichtsmethoden reizte, beunruhigt und angefeindet, immer aber durch seinen Mangel an Weltklugheit, Menschenkenntniß und gewöhnlicher Geschäftskunde in Verlegenheiten sich bringend, war es sein Loos, ein Unternehmen nach dem andern zu beginnen und aufzugeben. Schon 1798 verließ Pestalozzi Neuhof und gründete ein Erziehungshaus für arme Kinder zu Stanz, fing das Jahr darauf in Burgdorf von Neuem an, zog 1804 nach München-Buchsee und im demselben Jahre noch mit Fellenberg, der später nach Hofwyl ging, nach Yverdun. Noch 1819 sollte eine neue Ausgabe seiner Werke den Fond einer von ihm 1818 gestifteten Armenschule bilden. Sein Alter war stürmisch, wie seine Jugend. Mißverständnisse und Streitigkeiten, besonders mit und unter seinen Gehülfen, begleiteten ihn bis an das Grab. Er starb den 17. Febr. 1827 zu Brugg im Aargau. Unter seinen originellen, eine Unsumme von Schutz- und Gegenschriften veranlassenden Werken, die er gesammelt in 15 Bdn., Stuttgart und Tübingen bei Cotta 1819—26 herausgab, verdienen der Volksroman: „Lienhardt und Gertrud" (zuerst Basel 1781—89, 4 Bde.); „Christoph und Else" (Zürich 1782,

n. Aufl. 1790); „Nachforschungen über den Gang der Natur in den Entwickelungen des Menschengeschlechts" (Zürich 1797); „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt" (Zürich 1801); „Das Buch für Mütter" (Leipzig 1803); „Anschauungslehre der Maß- und Zahlenverhältnisse" (Leipzig 1803—4), und seine „Selbstbiographie" (Leipzig 1826), besondere Erwähnung. Ueber die Pestalozzische Erziehungsmethode, welche, indem sie die Uebung der gesammten physischen und geistigen Kräfte des Kindes für den Zweck des Elementarunterrichtes hielt, diesen durch sinnliche und geistige Anschauung, sowie durch Bildung des Kindes zum Menschen mittelst eines stufenweisen Unterrichts in naturgemäßen auf einander folgenden Gegenständen zu erreichen suchte, vgl. Pestalozzi's „Wochenschrift für Menschenbildung" (3. und 4. Bd., Leipzig 1810 u. 12), Niederer „Pestalozzi's Erziehungsunternehmung im Verhältniß zur Zeitcultur" (Iferten 1812), Niemeyer, „Ueber Pestalozzi's Grundsätze und Methoden" (Halle und Berlin 1810), und einige Abhandlungen in Guts-Muths „Bibliothek". Seiner Methode nahmen sich Ladomus, Himly, Plamann, Zeller, Göring, Trapp, Schultheiß, Tillich und von Türk an, aber nur einzelne Privatinstitute, wie das Plamannische in Berlin, nahmen sie in sich auf; für gelehrte Schulanstalten fand man sie überhaupt nicht rathsam. In Rußland, Frankreich und Italien machte man Versuche damit, die wenig bekannt geworden sind, in Deutschland wandte man sie auf einzelne Zweige des Unterrichts an, und in der Schweiz fand sie fast den stärksten Widerstand. Der Arithmetik, der Mathematik und der Gesanglehre (vgl. Nägeli, „Gesangbildungslehre nach Pestalozzischen Grundsätzen", Zürich 1810) hat sie noch die wichtigsten Dienste geleistet.

Pesth (Pestum, Pestinum), die schönste, größte und volkreichste Stadt Ungarns (47° 14′ N. Br.), zugleich durch Reichthum und Betriebsamkeit ausgezeichnet, am linken Ufer der Donau, über welche von Anfang März bis Anfang Dec. eine 240 Klafter lange Schiffbrücke nach Ofen führt, welche jährlich 50.000 Gl. Pacht zahlt, ungeachtet alle Adelige des Reichs und alle Bürger beider Städte für Person und Geschirr zollfrei sind. Die Stadt liegt auf einer sandigen Fläche von etwa 3 St. Umfang, in Form eines unregelmäßigen Polygons, dessen an den Fluß gelehnte Linie eine St. mißt. Pesth ist eine der ältesten Städte des Reichs, ward unter Bela IV. 1241 von den Mongolen verwüstet, erhob sich aber nach deren Abzug wieder und theilte allen Jammer, welcher nach Erlöschung des arpadischen Mannsstamms (1307) den Streit durch die ausländischen Kronprätendenten, durch die Streifzüge der Hussiten und später durch das Kreuzheer des Dosa traf. Indeß gewann es an Flor durch die immittelst gegenüber sich erhebende nachmalige Residenz Ofen, durch die Erstarkung des ganzen Reichs unter den berühmten Königen Karl I., Ludwig I. und Matthias Corvinus, besonders durch die Reichsversammlungen, welche auf der nahen Ebene des Rakos gehalten wurden und oft Heerlager von 80—100.000 M. herbeizogen. Nach der Niederlage bei Mohacs (1526) sank die Stadt unter dem 160jähr. Joche der Türken und in Folge der vielen Belagerungen Ofens zum Schutthaufen herab, bis sie mit dieser Festung 1686 wieder zur christlichen Freiheit und bald durch neue Ansiedler (meistens Deutsche und Raizen), durch ihre vortreffliche mercantile Lage, durch das Commerz der Türkenkriege, durch Restauration ihres Privilegiums einer k.

Frei- und Tavernikalstadt rc., so emporkam, daß sie schon 1723—24 der Sitz der höchsten Justizbehörden des Reichs wurde. Ihr Flor nahm zu unter Karl VI., noch mehr aber unter Maria Theresia, am meistens aber unter Joseph II., der die Stadt verschönerte und für sie die Bahn zu freier Ansiedlung durch sein Toleranzedict brach. Seitdem stieg die Stadt zu ihrer jetzigen Blüthe. Sie ist ohne Mauern und Thore und hat sich in der neuern Zeit außerordentlich vergrößert und verschönert. Sie zerfällt in die, enge und winkelig gebaute innere Stadt; die meist hohe und schöne Häuser und einen schönen Marktplatz enthaltende Leopold- oder neue Stadt; die Theresien-, Joseph- und Franzstadt, nebst 4 hübschen Vorstädten. Ihre weitschichtige, häufig aufs Erdgeschoß beschränkte Bauart und die in der Mitte liegenden großen Hofräume und Gärten erinnern an die Jugend der sich in freier Ebene ausdehnenden Stadt und an die Nähe des Orients. Im Ganzen zählt Pesth 4000 H., und mit Einschluß von 10.000 Militairpersonen an 60.000 Einw., die deutsch, ungrisch, slawisch, illyrisch, neugriechisch, walachisch und jüdisch sprechen, und von denen sich 5000 zum lutherischen, 1500 zum reformirten, 1200 zum griechischen, 6000 zum mosaischen, die übrigen aber zum katholischen Ritus bekennen. Man rechnet 133 Geistliche und gegen 3000 Adelige. Die 15 Kirchen (11 kath., 2 griech., 1 luther. u. 1 reform.) zeichnen sich nicht durch ihre Bauart aus. Außerdem hat Pesth ein Serviten-, ein Franciscaner-, ein Piaristenkloster und eins der englischen Fräulein, 7 Synagogen. Hauptgebäude sind die von Karl VI. 1727 erbaute große und prächtige Invalidencaserne, das von Joseph II. errichtete Neugebäude, aus 4 Quarees bestehend, Hauptgeschütz- und Munitionsdepot für ganz Ungarn; das durch grandiose Anlage sich auszeichnende und über 3000 Zuschauer fassende Theater, woran gegen 40 Schauspieler, über 100 Statisten und Choristen, Musiker rc. Die reich ausgestattete Universität ward von Matthias Corvinus zu Ofen gestiftet, während der Türkenkriege nach Tyrnau verlegt, von da wieder nach Ofen und zuletzt 1784 nach Pesth versetzt. Sie hat 43 besetzte Lehrstühle und 7 Adjuncten, 6 theolog., 6 juridische, 11 medicin., 12 philosoph., und im J. 1833 an 1700 Auditoren, meistens Inländer, doch auch Griechen, Polen und Italiener. Zu ihr gehören eine 60.000 Bde. starke Bibliothek, ein Naturalien-, Münz- und physikal. Cabinet mit einem chemischen Laboratorium, ein anatomisch-patholog. Cabinet (ausgezeichnet durch eine Sammlung von Wachspräparaten), einen botanischen Garten mit mehr als 10.000 Gewächsen, ein dreifaches Universitätsspital mit einem Klinicum, eine Thierarzneischule und eine Sternwarte, die sich in Ofen befindet. Pesth enthält außerdem das große ungarische Nationalmuseum, welches die Reichsbibliothek und mehre wissenschaftl. Kunstsammlungen von im Lande gefundenen röm. Alterthümern, ungar. Münzen, Siegeln, Waffen, Naturalien (u. A. einen im saroser Comitate gefallenen Meteorstein von 132 P. und die aus dem Bette der Theiß gegrabenen Thierknochen), Denkmälern und Abbildungen berühmter Ungarn umfaßt; ferner die schöne vom Grafen Czecheny geschenkte Bibliothek von Schriftstellern über Ungarn, welche immer ergänzt wird, und mehre gute Bildungsanstalten, als: ein Generalseminarium zur Bildung gelehrter Theologen, ein piaristisches Gymnasium mit 800 Schülern, eine städtische Normalschule mit über 400 Schülern, 10 andre kath. Schulen, 2 griech. Trivialschulen, 1 reform. dergl. und

1 luth. Lehranstalt; ferner die kath. Mädchenschule der engl. Fräulein u. a. weibliche Privaterziehungsinstitute. Pesth ist der Sitz der Septemvirirtafel oder des höchsten Appellationsgerichts, aus 20 Gliedern (4 Geistlichen, 7 Magnaten und 9 Adeligen) bestehend, unter Vorsitz des Palatinus, von welchem weiter keine andre Entscheidung stattfindet, und der königl. Tafel, theils erste Instanz, theils Appellationsgericht von 22 Beisitzern; ferner der Comitatsbehörde der reichsgesetzlich vereinten pesther, pöliser und solther Gespannschaft (190 □M. und 400.000 Ew.), sowie der Generalcongregation der Stände der ganzen Gespannschaft; des Directoriats der königl. Rechtsangelegenheiten unter Direction des Kronfiscals, des Provinzialcommissariats, des Hauptsalztransportamts, des Dreißigstamts &c. Die Verschönerungscommission führt die Oberaufsicht über Privatbauten und leitet die öffentlichen Bauten. Das durch Privatstiftung entstandene Bürgerspital zu St.-Rochus verpflegt jährlich 7—800 Kranke; die Griechen und Juden haben eigne Spitäler. Der pesther Frauenverein für Wohlthätigkeit hat eine besondere Curanstalt für arme Staarblinde errichtet und unterhält mehre Arbeitsstuben, eine Armenküche für 90—100 Personen und eine Armenschule. Obgleich die Fabriken in Oel, Taback, Seide, Baumwolle, Silber, Hüten &c. nicht von großer Bedeutung sind, so ist der Handel desto lebhafter; denn Pesth ist der Mittelpunkt des ungarischen Handels und hat 23 Großhändler und über 100 bedeutende Handlungen, nebst 43 jüdischen Großhändlern. Vier Jahrmärkte, eigentlich Messen, welche jedesmal 14 Tage, eine Woche für den Groß- und Produktenhandel, eine Woche für den Detailverkauf dauern, ziehen oft gegen 20.000 Fremde und Inländer mit Waaren von 16—17 Mill. Gld. w. W. Großhändler und Fabrikanten von Wien u. a. O., Griechen, Juden, Türken machen Geschäfte in Fabrik- und Colonialwaaren, wie in Landeserzeugnissen, namentlich Getreide, Wein, Vieh, Wolle, Taback, Honig, Wachs, Häute, Knoppern, Bauholz &c. Auf der Donau kommen bisweilen zu einem Markt allein 50—60.000 Eimer Wein. Die Zahl der anlandenden Fahrzeuge (alle ohne Segel) steigt jährlich auf 8000; außerdem zählt man während eines Markts 14—15000 Wagen. Pesth wird in Kurzem mittelst der Dampfschifffahrt auf der Donau mit Konstantinopel in schnellere Verbindung treten. Ostwärts von der Stadt ist das Rakos'sche Feld, auf welchem die Ungarn bis ins 16. Jahrh. ihre Reichstage hielten und ihre Könige wählten. Zu dem Stadtgebiete gehört noch der Steinbruch, doppelt wichtig als ein seit 1724 cultivirtes Weingebirg, welches jährlich 20—30.000 Eimer sehr guten und durch Farbe und Geschmack den Rhein- und Frankenweinen sich nähernden Wein liefert (außerordentlich ergiebig war der Herbst 1834), und als unerschöpfliche Fundgrube eines vortrefflichen Sandsteins, dessen Conchylien den ehemaligen Meeresgrund beurkunden. S. Schams' „Beschreibung von Pesth" (Pesth 1821).

Petarde, ein Sprenggeschütz, d. h. ein metallenes Geschütz in Form einer Glocke, welches mit Pulver gefüllt ist und an Thore, Mauern, Brücken gehängt wird, um sie mittelst derselben zu sprengen; daher **petardiren**, das Sprenggeschütz anwenden, und **Petardier**, ein Feuerwerker. Unter chinesischen Petarden versteht man ein Feuerwerk, welches im Zimmer abgebrannt werden kann.

Petechien, auch **Petschen**, Flecken, petechiae, lenticulae, Lin-

sen, sind kleine rothe Flecken auf der Haut des Menschen, ähnlich den Flohstichen. Sie sind von verschiedener Größe, vom Punkte bis zu dem Umfange einer Linse, und roth, purpurroth, blau, dunkel oder bläulich, übrigens rundlich flach. Gewöhnlich erscheinen sie in Begleitung eines Fiebers, doch nicht immer, denn es gibt auch eine fieberlose Krankheit, — der morbus maculosus Werlhofii, — derer diagnostische Zeichen sie sind. Das Fieber gehört in die Classe der Nervenfieber und zwar zu der Gattung derjenigen, die vorzugsweise das Nervensystem der Haut angreifen und meistens von einem Ansteckungsstoffe, der durch den pathologischen Proceß im Körper wieder erzeugt wird, herrühren. Man nennt diese Fieber Petechial- oder Fleckfieber. Sie beginnen, wie alle Fieber, mit Frost, dem bald Hitze folgt, und eine große Mattigkeit der Glieder deutet darauf, daß das Nervensystem leidet. Gleich beim Beginn des Fiebers, oder doch bald darauf stellen sich lebhafte Träume und Delirien ein. Seines nervösen Charakters wegen ist jedes Petechialfieber gefährlich. Nach Verlauf von 4—7 Tagen zeigen sich die Flecken besonders am Rücken und in der Bauchgegend in größerer oder geringerer Menge. Der Charakter des Fleckfiebers ist bald entzündlicher, bald putrider, faulichter Natur; doch das Letztere eher als das Erstere. Ueber den Grund der Petechien selbst haben unter den Aerzten verschiedene Meinungen geherrscht. Einige schreiben sie einer Auflösung des Blutes, Andre einer faulichten Schärfe, oder einer epidemischen Luftconstitution, oder einem entzündlichen Processe in dem Gefäß- und Nervensysteme der Haut zu. Ueber die äußern Ursachen des Petechialfiebers s. Typhus. — Das Fleckfieber mit putridem Charakter ist gefährlicher als das mit entzündlichem. Es verläuft gewöhnlich innerhalb 21 Tagen, wo dann die Flecken allmälig wieder verschwinden.

Peter I. Alexjewitsch, der Große, Zar und Kaiser von Rußland, geb. zu Moskau am 30. Mai (11. Juli) 1672, war das erste Kind des Zaren Alexei Michailowitsch von seiner zweiten Gemahlin, Natalia Kirilowna, Tochter des Bojaren Narischkin. Mit einer kräftigen Gesundheit, einem richtigen Verstande und einer schnellen Fassungskraft begabt, zog Peter schon als Kind Aller Aufmerksamkeit an sich, und Zar Alexei wollte ihn daher mit Uebergehung seiner 2 ältern Söhne, des körperlich kranken Feodor und des geistesschwachen, auch fast blinden Iwan, zum Zar ernennen. Doch Sophie, die herrschsüchtige Stiefschwester desselben, stiftete einen Aufruhr der Strelitzen, in welchem Iwan und Peter zu Czaren erklärt, Sophien aber die Mitregentschaft zugestanden wurde, die sie aber unter der Mitwirkung ihres Lieblings Galyczin, da Iwan blödsinnig, Peter aber noch ein Kind war, in der That allein führte. Bei diesem Aufruhr hatte ein Haufe Strelitzen die Mutter Peters nach dem Dreieinigkeitskloster verfolgt, schon schwebte ein gezogenes Schwert eines derselben über dem Haupte Peters, als Cavallerie ihn befreite. Während Sophie an der Spitze stand, beschäftigte sich Peter in der unfreiwilligen Zurückgezogenheit, von den Lastern seines Vaterlandes und von fremden Abenteuern umgeben, mit Kriegsübungen und mit Erwerbung von nützlichen, für seinen Beruf sich eignenden Kenntnissen. So errichtete er sich eine Compagnie von 50 Mann (Potiechne), theils Gespielen, theils Soldaten, die nach deutscher Weise gekleidet, bewaffnet und geübt wurden. Le Fort, der geistreichste unter den fremden Abenteurern, war der Befehlshaber dieser Schar, Peter

selbst aber diente als Gemeiner dabei. So übte er sich von unten auf im Kriegsdienste, baute eine kleine Citadelle und stürmte sie mit seiner Schar ꝛc. Die Vorbereitungen hielt die Regentin anfangs für unschuldige Kinderspiele, später, als Peter die Zahl seiner Soldaten mehrte, erregten aber, verbunden mit seiner laut geäußerten Unzufriedenheit über den schlechten Ausgang der Feldzüge gegen die Türken und über den Günstling, die Eifersucht Sophiens, und seine Ermordung wurde beschlossen. Die Strelitzen hatten sich dazu willig finden lassen, doch Peter erhielt Nachricht davon, flüchtete sich in das Dreinigkeitskloster und versammelte daselbst seine Getreuen. Die Verschwornen rückten an, wagten aber nicht anzugreifen. Nun rückte Peter vor, nahm Sophien gefangen, ließ sie in ein Kloster bringen, Iwan begab sich seines Antheils an dem Throne, und Peter übernahm die Regierung allein. Ohne alle Erziehung und Unterricht, unter ungünstigen Verhältnissen aufgewachsen, besaß Peter doch brennenden Durst nach Kenntnissen und Kraft und Eifer, sich aus dem Zustande der Rohheit und Unwissenheit empor zu schwingen. Allmälig verstärkte er seine Garde (Preobraschenskische Garde), die endlich bis auf 5000 Mann heranwuchs und größtentheils durch Ausländer vollzählig gemacht wurde. Bei dem Seedienst wurde der Holländer Karsten Brand sein Lehrmeister. Die Civilisation seines Volks war nun das Ziel, welches Peter sich gesteckt hatte. Ein Hauptmittel dazu schien ihm eine ansehnliche, nach dem Muster anderer europäischen Staaten gebildete Kriegsmacht zu Wasser und zu Lande, welche herzustellen er unablässig bemüht war. Er zog deßhalb viele Ausländer in seine Staaten, und zum Schiffbau insbesondere Holländer und Engländer. 1694 hatte er es schon so weit gebracht, daß er eine Escadre von Archangel in das weiße Meer auslaufen lassen konnte, mit der er selbst die Reise machte. Unterdessen war der Krieg mit den Türken zwar noch immer, doch ohne allen Nachdruck fortgesetzt worden. Peter bot nun große Streitkräfte auf und ließ dazu auf dem Woronesche eine Flotte erbauen. Der erste Feldzug 1695 endigte aber nicht glücklich, und bei der vergeblichen Belagerung von Asow büßte Peter 30.000 Mann ein. 1696 bediente sich Peter deutscher und holländ. Ingenieure Kanoniere und Matrosen. Er selbst befehligte ein Kriegsschiff. Nun gelang ihm die Eroberung von Asow, weßwegen er einen Triumphzug in Moskau hielt. Bevor aber dieses Fest gefeiert wurde, verstieß er seine Gemahlin Eudoxia Lapuchin, die er noch während der Regentschaft seiner Schwester geheirathet hatte, ins Kloster, indem sie sich stets allen seinen Plänen widersetzte, ihn durch Eifersucht quälte und ihrem mit ihm gezeugten Sohn, Alexei, einen Widerwillen gegen seinen Vater beibrachte. Um diese Zeit hatte sich eine neue Verschwörung gegen ihn gebildet. Peter wurde davon benachrichtigt, trat, von einem einzigen Officier begleitet, bei Nacht in das Haus, wo die Verschwornen sich versammelt hatten, und erschreckte sie durch seine unvermuthete Erscheinung so sehr, daß sie es nicht wagten, Hand an ihn zu legen. Nun befahl er sogleich ihre Verhaftung und ließ sie den folgenden Tag hinrichten. Darauf unternahm er zu Anfange des Jahres 1697 eine große Reise nach mehren europäischen Staaten, und zwar reiste er in Begleitung einer großen Gesandtschaft, bei der er sich incognito befand. In Liefland machte er Ansprüche auf Ehrenbezeigungen, die ihm von den Befehlshabern der Festungen, da er incognito reiste, versagt werden mußten. Dieses that er aber, um später einen Vorwand zum Kriege zu

haben. In Berlin wurde er von dem Kurfürsten Friedrich mit großen Ehrenbezeugungen empfangen und schloß eine innige Freundschaft mit ihm. In Holland langte er beinahe ohne alle Begleitung an und besah dort unerkannt alles für ihn Sehenswerthe, besonders aber Alles, was zum Seewesen gehört. In Saardam ließ er sich als Peter Michaelow unter die Schiffszimmerleute einschreiben, arbeitete daselbst mehre Monate lang auf den Werften und genoß mit den dortigen Arbeitern gleiche Nahrung. Er zimmerte sich daselbst ganz allein einen Kahn und half ein Schiff verfertigen, welches er nach Archangel schickte. Während dieser gemeinen Arbeiten versäumte er die Regierung seiner Staaten nicht, und aus seiner Werkstätte erließ er Befehle an seine Heere und Regierungscollegien. Von Holland aus wollte er nach Frankreich reisen, änderte aber seinen Plan, als Ludwig XIV. ihn merken ließ, daß er ihn nicht gerne bei sich sähe, und ging nun nach England, wo er seine Arbeiten bei dem Schiffbau fortsetzte, Unterricht in der Mathematik und Chirurgie und in der Schifffahrtskunde, und alle Industrie- und Kunstwerkstätten in Augenschein nahm, um Künstler und Handwerker zur Ansiedelung in seinen Staaten zu überreden. Nun ging er im Frühling 1698 über Amsterdam nach Wien und war schon im Begriff, von da aus nach Italien zu reisen, als er Nachricht von einer abermaligen Empörung der Strelitzen erhielt. Er kehrte nun schleunig nach Moskau zurück, fand aber bei seiner Ankunft die Empörung durch den General Gordon schon gedämpft und die Aufrührer gefesselt. Peter ließ mit unerbittlicher Strenge die Schuldigen hinrichten; er selbst schlug mit eigner Hand 5 Verbrechern die Köpfe ab und die Großen des Reichs, die die Strafurtheile abgefaßt hatten, mußten sie auch vollziehen. Besonders glänzte im Kopfabschlagen der Emporkömmlig und Günstling Peters, Fürst Menzikow. Das Corps der Strelitzen wurde nun völlig aufgelöst. Gleichzeitig standen die Kosacken bei Asow gegen Peter auf. 84 ihrer Häuptlinge wurden nach Moskau gelockt und kamen durch die Hand des Czaren um. Da die Prinzessin Sophie allgemein als die Urheberin dieser Verschwörungen bezeichnet wurde, so ließ Peter um das Kloster, in welchem sie sich befand, Galgen errichten und 200 Verschworne daran aufhängen. Während er so durch Schrecken seine Macht befestigte und seinen Befehlen Gehorsam verschaffte, war er bemüht, die Sitten seines Volks zu verändern und sie mit den anderer europäischer Völker in Uebereinstimmung zu bringen. Junge vornehme Russen mußten Reisen unternehmen, um sich im Auslande zu bilden, alle Russen von Stande sich die Bärte scheeren lassen, auch die Nationaltracht ablegen, endlich mit ihren Frauen, die bis dahin, gleich den Orientalen, von aller Gesellschaft entfernt gelebt hatten, öffentliche Lustbarkeiten besuchen. Als 1699 der Patriarch Hadrian starb, setzte Peter keinen Patriarchen mehr ein, sondern erklärte sich selbst zum Haupt der russischen Kirche. Das Jahr, welches die Russen bis dahin mit dem September anfingen, begann nun auf seinen Befehl im Januar. Noch stiftete er 1699 den St.-Andreasorden, um die Ehrbegierde des Adels zu spornen. Das Murren gegen diese Neuerung wurde mit grausamer Strenge bestraft. Um die Seemacht und den Handel seines Reichs emporzubringen, bedurfte er eines Hafens an der Ostsee; diesen konnte er aber nur durch einen Krieg mit Schweden erlangen. Deßhalb hatte ein Krieg mit dieser Macht längst zu seinen Plänen gehört; er schloß in der Absicht 1699 mit Dänemark

und Sachsen ein Bündniß gegen Schweden und erklärte dieser Macht den Krieg. Den Vorwand nahm er von dem Mangel an Ehrenbezeigungen, den er bei seiner Durchreise durch Liefland erlitten haben wollte. Er fiel in das schwedische Gebiet mit einem Heere von 80.000 Mann ein und belagerte Narva. Karl, der unterdessen Dänemark besiegt und zum Frieden von Travendal gezwungen hatte, kam mit einem kleinen Heere nach Liefland und schlug und zerstreute das russische Heer. Karl warf sich nun mit aller Macht auf die Sachsen und ließ Rußland Zeit, neue Kräfte zu sammeln. Peter rüstete sich aufs Neue, und während Karl von Schweden damit beschäftigt war, in Polen einen König ab- und einen andern einzusetzen, eroberte er von 1701—1704 Ingermanland, Esthland und Liefland und gründete die glänzende Residenzstadt Petersburg und die Festung Kronstadt und Kronslot. Bei der Gründung der neuen Hauptstadt hatte er große Schwierigkeiten der Oertlichkeit zu überwinden, doch seinem gewaltigen Willen mußte Alles weichen. Nachdem er die Absicht, ein Küstenland an der Ostsee zu besitzen, erreicht und einen Aufstand der Kosacken in Astrachan 1705 unterdrückt hatte, bot er Karl den Frieden an. Karl verweigerte ihn aber stolz. Noch mehrmals mußten die russischen Heere vor den schwedischen fliehen, und Karl wäre vielleicht Sieger geblieben, wenn er seine Richtung nach Moskau genommen hätte. Vom Hetmann Mazeppa verleitet, ging er aber nach der Ukraine und ward 1709 bei Pultawa geschlagen. Nach diesem Siege, durch den Peter ein großes Ansehen bei den europäischen Mächten gewann, nahm er den Titel eines Kaisers und Selbstherrschers an und eroberte Riga, Wiborg und Kerholm. In seinen Plänen zur Civilisation seines Volks und zur Befestigung seiner Macht wurde er im Nov. 1710 durch einen Krieg mit den Türken unterbrochen, die Karl XII. gegen ihn aufgewiegelt hatte. Peter ging ihnen 1711 entgegen und brach in die Moldau ein, wurde aber, da er sich mit 30.000 Mann zu weit gewagt hatte, plötzlich von einem türkischen Heere eingeschlossen und war nahe daran, gefangen zu werden. Seine kluge Gemahlin Katharina, die er aus dem niedrigsten Stande zu sich erhoben und im März 1711 öffentlich für seine Gemahlin anerkannt hatte, rettete ihn und erkaufte durch Ueberredung und die Bestechung des Großveziers den Frieden am Pruth, nach welchem Peter Asow zurückgab und Taganrog nebst andern Befestigungen am schwarzen Meere schleifen mußte. Für diese Rettung stiftete Peter 1714 zur Ehre seiner Gemahlin den St.-Katharinenorden. Zur Herstellung seiner durch die Beschwerden des Feldzugs am Pruth angegriffenen Gesundheit machte Peter 1712 eine Reise nach Karlsbad und vermählte auf dieser zu Torgau seinen Sohn Alexei mit der Prinzessin Charlotte von Wolfenbüttel. Darauf schloß er ein Bündniß mit Preußen, Hanover, Sachsen und Dänemark gegen Schweden und führte seinen Verbündeten ein Hülfsheer von 50.000 Mann nach Pommern zu, womit er Stettin belagerte und Stralsund eroberte. Damals hatte er den Plan deutsche Länder zu erobern, um als deutscher Fürst Sitz und Stimme auf dem Reichstage zu erhalten, doch ließ die Politik der übrigen europäischen Mächte es nicht zu. Unzufrieden über die ihm von seinen Verbündeten entgegengestellten Hindernisse, verließ er Pommern und segelte auf einer Flotte von 200 Galeeren, auf der 16.000 Mann befindlich waren, nach Finnland und machte beträchtliche Eroberungen in dieser Provinz, überließ aber seinem

Feldherrn Galyczin, diese Vortheile zu verfolgen und ging wiederum zur See, um die feindliche Flotte aufzusuchen. Er fand und schlug sie bei den Alandsinseln im Juni 1714, und dieser Sieg, der ihm die Obermacht der russischen Flotte in der Ostsee verhieß, und bei welchem er selbst eine große persönliche Tapferkeit bewiesen, ja sogar das feindliche Admiralschiff genommen hatte, machte ihm größere Freude als der Sieg bei Pultawa, und er feierte ihn durch einen prachtvollen Triumphzug. Da nach diesen Begebenheiten der Krieg mit Schweden nicht mehr Peters Thätigkeit ausschließlich in Anspruch nahm, so traf er mehre Einrichtungen zur Bildung seiner Unterthanen und zur Erhöhung ihres Wohlstandes, wozu die Einrichtung einer Freischule, die Ertheilung von Prämien auf die Schifffahrt und die Absendung von Gesandtschaften, um Handelsverbindungen anzuknüpfen, nach Tibet und Persien gehören. Darauf trat er 1716 abermals eine große Reise an, doch jetzt nicht sowohl, um Kenntnisse einzusammeln, als zur Durchsetzung politischer Zwecke. Er ging in Begleitung seiner Gemahlin über Kopenhagen, Lübeck, Hamburg, Bremen und Amsterdam nach Frankreich. Mit dieser Macht schloß er einen Handelstractat, mit dem Könige von Preußen und Dänemark erneuerte er die schon früher bestandenen Verträge, mit dem schwedischen Minister Graf v. Görz ließ er sich 1717 im Haag in Friedensunterhandlungen ein, denen unfehlbar ein Bündniß zwischen Rußland und Schweden gefolgt seyn würde, wenn nicht Karls XII. früher Tod Schwedens Politik eine andere Richtung gegeben hätte. Diese Reise wurde ihm durch seinen Prinzen Alexei (s. d.) verbittert, der sich stets als ein Feind der neuen Einrichtungen seines Vaters gezeigt hatte, und die Mißvergnügten um sich sammelte. Da der Ausbruch einer Verschwörung zu befürchten war, so berief ihn Peter zu sich nach Kopenhagen. Er reiste ab, doch nicht nach Kopenhagen, sondern nach Wien und Neapel. Durch das Versprechen der Verzeihung seines Ungehorsams lockte ihn Peter nach Moskau, ließ dann von einem dazu eingesetzten Gerichtshofe eine Untersuchung wider ihn verhängen und, nachdem er von den Richtern einstimmig zum Tode verurtheilt worden war, ihn 1718 enthaupten. Auch seine Anhänger wurden mit dem Tode bestraft. 1711 setzte er den dirigirenden Senat ein; 1714 erließ er ein Landkriegsreglement, 1718 ein Seereglement; in eben dem Jahre wurde die Policei und die Regierung auf europäische Weise eingerichtet. Gleichzeitig entwarf er den Plan zum Ladogacanal, ließ 1710 den kronstädter Canal graben; in demselben Jahre führte er das Postwesen und die 15jährige Kopfzählung ein, errichtete 1721 die heilige Synode, 1724 die Akademie der Wissenschaften. Den Krieg mit Schweden endigte Peter 1721 durch den nystädter Frieden auf die ruhmvollste Weise. Er hatte seinem Reiche die Provinzen Liefland, Esthland, Ingermannland, einen Theil von Karelien und den District Wiborgslän erworben und Rußland zum Gesetzgeber des Nordens erhoben. So war der nordische Kampf nach 21 Kriegsjahren, ohne Peters Hülfsquellen zu erschöpfen, geendet und Rußlands Macht für immer gegründet. Peter feierte den Frieden durch Gebete, Feste, durch eine allgemeine Amnestie, von welcher nur Mörder und nicht bessernde Straßenräuber ausgenommen wurden, und Erlaß aller Forderungen der Krone bis 1717. Darauf baten ihn der Senat und die heilige Synode im Namen des Volks, „den Titel eines

Vaters des Vaterlandes, Kaisers aller Reußen und den Beinamen des Großen" anzunehmen. Nach vielen Einwendungen des Zars wurde am Tage des großen Friedensfestes (22. Oct. 1721) die neue Kaiserwürde ausgerufen, welche Preußen, Holland und Schweden sogleich, die übrigen Mächte erst später anerkannten. Bei der in Moskau am 28. Jan. 1722 wiederholten Friedensfeier erklärte er seine 12jährige, dem Herzog von Holstein verlobte Tochter Elisabeth für volljährig. Damit aber seine große Schöpfung nicht unter schwachen oder unfähigen Regenten wieder zerfiele, gab er (5. Febr. 1722) das Gesetz wegen der Thronfolge: „daß es dem Herrscher Rußlands frei stehen solle, zur Thronfolge zu rufen, wen er wolle, auch die Ernennung wieder zu ändern, sobald er den schon bestimmten Nachfolger für untüchtig erkenne". Auf dieses Gesetz ließ er seine Unterthanen feierlich vereiden. Eine darauf folgende Prüfung des Adels, seines Ursprungs und seiner Würdigkeit, hatte großen Einfluß auf die neue Einrichtung der Gerichte, nach welcher künftig kein wirklicher Senator in den verschiedenen Gerichtshöfen und kein Gerichtspräsident im Senate sitzen konnte. Zum Controleur seiner Geschäftsführung erhielt der Senat einen Generalprocurator, neben welchem noch ein Oberprocurator angestellt wurde. Hiermit verband Peter eine neue Rangordnung. Darauf unternahm er den längst beschlossenen Zug nach Persien (15. Mai 1722), um den Handel der Russen auf dem kaspischen Meere zu sichern. Bereits 1715, 1716 und 1719 hatte er dieses Meer und seine Küsten von erfahrenen Seeofficieren untersuchen und die nöthigen Fahrzeuge bereit halten lassen. In dem ersten Jahre des Kriegs nahm er bloß Derbent, und ließ die Festung Swiätoi-Krest (zum heiligen Kreuze) und mehre befestigte Dörfer anlegen, welche mit den donischen Kosackenfamilien bevölkert wurden. Die innern Unruhen in Persien bewegen den Schach nachzugeben und im Vertrage vom 12. Sept. 1723 (welchem auch die Pforte den 8. Juli 1724 sich anschloß) die Städte Derbent und Baku mit ihren Bezirken und die Provinzen Ghilan, Mazanderan und Astarabad an Rußland abzutreten. Doch mußte Peter seinen großen Plan, in Georgien das Christenthum zu erneuern und an der Mündung des Flusses Kur eine Handelsstadt anzulegen, von wo der Handel bis Astrachan fortgesetzt werden sollte, wenigstens vor der Hand aufgeben. Nach seiner Rückkehr aus dem Felde (am 26. Dec. 1722) ward er zu neuen Untersuchungen gegen untreue Staatsbeamte veranlaßt. Der Vicekanzler Schaffiroff, einer seiner Lieblinge, wurde zum Tode verurtheilt, doch auf dem Schaffot mit Verbannung begnadigt; Menschikoff mußte 200.000 Rubel an den Fiscus zahlen, verlor viele Einkünfte und mußte selbst an seinem Leibe den strafenden Arm seines Herrn empfinden, wozu sich Peter seiner Dubina (eines Handstocks aus dickem spanischen Rohr) bediente; viele Andere wurden durch Degradation, Geld- oder Leibesstrafe gezüchtigt. Hierauf führte Peter noch einmal (12. Juli 1724) seine Flotte gegen Schweden, um seiner Verwendung für den Herzog von Holstein bei Schweden und Dänemark gehörigen Nachdruck zu geben. Als dieser einen Jahrgehalt von 25.000 Thlrn. und die Versicherung der Thronfolge im Erledigungsfalle erhalten, segelte Peter nach Kronstadt zurück. Hier feierte er durch ein glänzendes Fest die Schöpfung seiner Flotte, welche jetzt aus 41 Kriegsschiffen bestand und mit 2106 Kanonen und 14.920 Matrosen besetzt war. Die Verhütung der Ueberschwemmungen, welche Petersburg im

Herbste oft erleiden mußte, die Fortsetzung des Ladogacanals, die Errichtung einer Akademie der Wissenschaften (1. Febr. 1725), an welcher Leibnitz's Rathschläge so großen Antheil hatten, hiernächst die fortgesetzte strengste Untersuchung und Bestrafung entdeckter Staatsverbrechen, die Beförderung der Arbeiten der Gesetzcommission, die Stiftung des Alexander-Newskyordens, die Verbesserung des Mönchswesens, die Verbannung der Capuciner aus Rußland und ein neuer Handelsvertrag mit Schweden beschäftigten den großen Monarchen in den letzten Jahren seines glorreichen Lebens. Während derselben verlobte er auch seine geliebte Tochter Anna dem Herzoge von Holstein (24. Nov. 1724), nachdem er früher schon (18. Mai) aus Achtung und Dankbarkeit seiner Gemahlin Katharina die Krone aufs Haupt gesetzt hatte. Auch ließ er dem hinterbliebenen Sohne des unglücklichen Alexei eine Erziehung geben, wie sie einem künftigen Kaiser Rußlands gebührte. Aber schon längst fühlte er mit den Schmerzen, die seit 1723 ein örtliches Uebel (Strangurie) ihm verursachte, die Abnahme seiner Kräfte; daher sein Trübsinn, der sich oft in starken Ausbrüchen des Unmuthes äußerte. Einem solchen Ausbruche ist wohl zum Theil seine letzte Strafhandlung, die Hinrichtung des Mons, ersten Kammerherrn und Lieblings der Kaiserin Katharina, zuzuschreiben, als deren Ursache er entdeckte Dienstvergehen, Bestechungen rc. angab. Im Spätherbste 1724 war er im Begriff, sich nach Systerbeck zur Besichtigung der daselbst angelegten Eisenhämmer und Gewehrfabrik zu begeben, als er in der Abenddämmung bei Lachta ein Boot, mit Soldaten und Matrosen besetzt, auf einer Untiefe stranden sah. Als eine gesendete Schaluppe das Boot nicht zu lösen vermochte, ließ er sich selbst hinbringen, und da sein Fahrzeug nicht ganz hinankommen konnte, sprang er, seines Uebels nicht gedenkend, in das Wasser, wadete bis an das gestrandete Boot und half es lösen. „Die Arbeiten meines Münnich" (am Ladogacanal), sagte er zur Kaiserin, „haben mich geheilt; ich hoffe es noch zu erleben, daß ich mich mit ihm zu Petersburg einschiffe und zu Moskau in Golowkin's Garten ans Land trete". Um dieß zu befördern, mußten unaufhörlich 25.000 M. arbeiten. Aber die Erkältung, die er sich bei Lachta zugezogen hatte, machte seinen Zustand bald gefährlich. Auf alte Weise feierte er noch das Neujahr 1725, ließ einen neuen Afterpapst wählen und verordnete die Wegreißung überflüssiger Capellen und Wegschaffung der Bilder. Dieß war seine letzte Verfügung. Eine chirurgische Operation blieb ohne Erfolg. Der Schmerz raubte ihm oft die Besinnung. In hellen Augenblicken tröstete ihn der geistliche Zuspruch des Erzbischofs Theophanes von Pleskow. In einem solchen Augenblicke gewährte er auf Katharinens Bitten auch Menschikoff volle Verzeihung. Er wollte seine geliebte Tochter Anna sprechen; sie kam, aber der Kaiser war schon sprachlos. Der große Mann verschied (8. Febr. 1725) in den Armen seiner Gemahlin, die ihn seit 3 Nächten nicht verlassen hatte. Sie warf sich neben die entseelte Hülle nieder: „Herr! öffne dein Paradies und nimm diese schöne Seele zu dir!" Peter hatte 53 Jahre gelebt und hätte noch 40 J. nach dem Urtheile seiner Aerzte leben können, wenn er sein Uebel nicht so lange verschwiegen hätte. „Wenn ein Monarch den Namen des Großen verdient", sagt Herder, „so ist es Peter Alexiewitsch. Er war Selbsteinrichter und Haushalter seines Reichs, ein allenthalben umherwirkender Genius, der hier anordnete, schuf und lenkte,

dort anregte, lohnte und strafte, überall aus unermüdlichem Triebe Er selbst, nie durch ihn ein Anderer. Dieser Trieb, diese Geniuskraft zeigte sich in seinen kleinsten und größten Unternehmungen, verbunden mit Klugheit, Entschlossenheit und auch im wilden Zorne mit einer bald rückkehrenden Billigkeit und Menschengüte". Am Säcularfeste der Thronbesteigung Peters ward sein Denkmal von Falconet, Peter zu Pferde einen Granitfels hinaufsprengend, mit ausgestreckter Rechte und mit der Inschrift: „Petro Primo Catharina Secunda MDCCLXXXII." aufgedeckt.

Peter II., Kaiser von Rußland, Peter d. Gr. Enkel und Sohn des unglücklichen Alexei, welcher Kraft des Testaments Katharina I., Kaiser Peters d. Gr. Thronfolgerin, solcher auf dem Throne folgte (den 17. Mai 1727). Eben dieses Testament hatte verfügt, daß Peter des Ministers Menzikoff Tochter, Maria, heirathen solle, welcher bis zum wirklichen Regierungsantritt zum Regenten bestellt worden war. Für seinen Sohn begehrte der Minister die Prinzessin Natalie, Schwester des jungen Kaisers, zur Gattin. Aber in der Umgebung des jungen Monarchen erhob sich unter dessen Begünstigung die Familie Dolgorucky, und verbannte den Minister und seine Familie, dessen Güter confiscirt wurden, nach Sibirien. Als der junge Fürst im Begriff war, einer Fürstin Dolgorucky die Hand zu reichen, starb er im 16. Jahre 1730 den 29. Januar an den Blattern, und folgte ihm des verstorbenen Mitkaisers Iwan Tochter, Anna, verwitwete Herzogin von Kurland, welche die Familie Menzikoff zurückberief und die Familie Dolgorucky nach Sibirien schickte. Der Mannsstamm der Romanoff erlosch mit Peter II.

Peter III. (Fedrowitsch), Kaiser von Rußland. Da schon mit Peter II. der Romanoffsche Mannsstamm ausgestorben war, ernannte die Kaiserin Elisabeth, Tochter Peters I. mit Katharina I., Kraft der Thronfolgeordnung ihres Vaters, dessen Enkel, den Herzog Karl Peter Ulrich von Holstein-Gottorp, entsprossen aus der Ehe ihrer Schwester Anna Petrowna mit dem Herzoge Karl Friedrich von Holstein, zum Großfürsten und Thronfolger von Rußland (18. Nov. 1742) und vermählte ihn (1. Sept. 1745) mit der Prinzessin Sophie Auguste von Anhalt-Zerbst, die bei ihrem Uebergange zur griech. Kirche (9. Juli 1744) die Namen Katharina Alexiewna angenommen hatte. Als Elisabeth (5. Jan. 1762) starb, bestieg er u. d. N. Peter III. den Thron. Sein erster Schritt als Kaiser war Aussöhnung mit Friedrich II, den Elisabeth, im Bunde mit Oestreich und Frankreich, bisher mit vielem Nachdruck bekriegt hatte; denn er bewunderte den großen König und war sein Freund. Er schloß daher mit Preußen den Frieden zu Petersburg (5. Mai), nach welchem er das eroberte Königreich Preußen zurückgab und den General Czernitscheff mit 15.000 M. zu Friedrichs Heer stoßen ließ. Auch rief er die unter Elisabeth verbannten Minister Lestocq und Münnich, sowie den Herzog von Kurland, Biron, aus Sibirien zurück. Zugleich schaffte er die Angeberei des sogen. Wortrufens ab, oder die furchtbare Aechtung eines Jeden, der nüchtern oder trunken gegen die griech. Kirche, den Monarchen oder den Staat Etwas gesprochen. Hierauf beschloß er eine langgenährte Lieblingsidee auszuführen, nämlich den von seinem Vater (1713) verlornen Antheil an Schleswig der Krone Dänemark wieder abzunehmen und so manche seinem Hause zugefügte Beleidigung zu rächen. Schon war deßhalb das in Pommern befindliche russ. Heer ins Mecklenburgische vorgerückt, und schon wollte Peter

in Person sich an der Spitze seine Truppen stellen, als plötzlich eine längst vorbereitete Verschwörung ausbrach, die ihm nach einer 6monatlichen Regierung Thron und Leben kostete. Er hatte nämlich durch seine Vorliebe für die Holsteiner, durch seine Versuche, die preuß. Kriegszucht bei den Russen einzuführen, und durch Beschränkungen der Großen alle Stände des Reichs wider sich aufgereizt. Die Revolution brach in der Nacht vom 8. auf den 9. Juli 1762 aus; noch in derselben Nacht ward Peter des Throns verlustig erklärt, und Katharina von den Garden, der Geistlichkeit und den Großen zur Kaiserin ausgerufen. Peter befand sich, während dieß in Petersburg vorging, zu Oranienbaum. Als die Nachricht von der Revolution dorthin gelangte, rieth ihm sein getreuer Münnich, an der Spitze der ihm treu gebliebenen Regimenter nach Petersburg zu ziehen und sich der Empörer zu bemächtigen. Allein Peter verlor den rechten Augenblick zu handeln, sodaß er, was Münnich noch zu thun rieth, Kronstadts und der Flotte sich nicht mehr versichern konnte. Ueber Reval nach Deutschland zur Armee zu gehen, wagte er ebenso wenig, als sich an die Spitze seiner Holsteiner zu stellen. Es blieb ihm also nichts übrig als Unterwerfung. Am folgenden Tage (10. Juli) entsagte er der Krone, doch rettete er damit sein Leben nicht, denn Katharina's Umgebung wünschte des abgesetzten Kaisers Tod, um ihrer eignen Sicherheit willen. Dieser erfolgte, wie man sagt, auf eine gewaltthätige Weise, zu Ropscha am 14. Juli 1762. S. „Biogr. Peter III." (Tüb. 1809, 2 Bde.).

Petersburg (St.=), die zweite Hauptstadt des russischen Reichs, an der Mündung der Newa in den kronstädtischen Meerbusen, unter 59° 56′ N. Br. Diese jüngste unter den europäischen Hauptstädten hat sich mit beispielloser Schnelligkeit an Umfang, Pracht und Schönheit, im Laufe eines Jahrh. über die meisten ihrer Schwestern erhoben. Peter der Große wohl fühlend, daß sein Volk nur dann erst in die Reihe der europäischen Völker eintreten könnte, wenn es durch das Meer mit ihnen in Verbindung käme, hatte nicht so bald die schwedische Provinz Ingermannland erobert, als er mitten im Kriege mit seinem großen Gegner Karl XII., auf einer Insel am Ausfluß der Newa, auf noch nicht vom Feinde abgetretenem Gebiete den Grundstein zu seiner künftigen Residenz Petersburg 1705 legte. Man hat seine Wahl getadelt, weil der Boden an dieser Stelle sumpfig und unfruchtbar, das Klima rauh ist, und selbst der Hafen keine hinlängliche Tiefe gewährt, allein das schnelle Emporblühen seiner Schöpfung hat ihn hinlänglich gerechtfertigt. Nach des Kaisers Idee sollte die große Insel Wasily Ostrow (Insel des Basilius) die eigentliche Stadt enthalten, indessen wurde schon bei seinem Leben und noch mehr späterhin das gegenüber liegende südliche Newa=Ufer vorzüglich bebaut. Nächst Peter der Große haben Katharina, Paul und vorzüglich der 1825 verstorbene Kaiser Alexander am meisten zur Verschönerung der Stadt beigetragen. Die Newa, welche die Stadt durchströmt, kommt als ungetheilter mächtiger Strom aus dem Ladogasee; innerhalb der Stadt theilt sie sich in mehre Arme, welche verschiedene Inseln bilden. Zuerst sendet sie einen Arm nordwestlich, welcher die große Newka heißt, von welchem sich später südwestlich ein andrer Arm, die kleine Newka, trennt. Weiter westlich theilt sich die Newa in zwei Hauptarme, wovon der nördliche die kleine, der südliche die große Newa heißt, beide umfließen die Insel Wasily Ostrow. Am linken Ufer der

ganzen Newa liegt der größte und schönste Theil der Stadt, auch dieser wird durch mehre kleine Canäle, ursprünglich Sumpfbäche, welche aus der Newa kommen und sich nach einem bogenförmigen Lauf wieder mit ihr vereinigen, in mehre Inseln getheilt. Die bedeutendsten dieser Canäle sind Moïka, der Katharinencanal, die Fontanka und der Stadtgraben. Ein großer Theil dieser Flüsse und Canäle ist mit den herrlichsten Schalungen von Granit eingefaßt und von dem nämlichen Material sind die meisten Brücken über die Canäle; doch hat man seit mehren Jahren angefangen, diese letztern mit eisernen zu vertauschen. Die größeren Arme des Flusses vertragen keine stehende Brücken, weil der starke Eisgang der Newa sie unfehlbar zertrümmern oder doch oft beschädigen würde. Hier sind daher nur Schiffbrücken anwendbar, welche sobald der Fluß anfängt sich mit Eis zu belegen, und dieß geschieht nach vieljährigen Beobachtungen nie vor dem 20. October, hinweggenommen werden. Das Eis bricht nie vor dem 25. März und nie nach dem 27. April auf. Während dieses langen Winters ist die Newa, gleich einer Straße, mit den schwersten Fuhrwerken bedeckt. Solcher Schiffbrücken sind 6 vorhanden; die große Petersburgerbrücke über die große Newa zwischen dem ersten Admiralitätstheil und dem petersburger Stadttheil, die Isaaksbrücke über die große Newa führt nach Wasily Ostrow, die Toutschkowsche oder Nikolaibrücke über die kleine Newa, verbindet Wasily Ostrow mit dem petersburger Theile, die Wiburgerbrücke über die große Newka führt vom petersburger nach dem wiburger Theile, die Strogonowsche und Steininselbrücke, jene über die große, diese über die kleine Newka, verbinden ebenfalls den petersburger Theil mit dem Wiburgschen. Das Wasser der Newa ist von vorzüglicher Reinheit und Güte, und dieß ist um so wichtiger, als der sumpfige Boden überall nur morastiges Wasser liefert und Petersburg keine Brunnen trinkbaren Wassers hat. Diese Beschaffenheit des Bodens erschwert das Bauen außerordentlich, macht die Gebäude wandelbar, verbietet die Anlage von Kellern und ist der Hauptgrund, weßhalb das übrigens trefflich angelegte Straßenpflaster trotz aller Sorgfalt beständig schmutzig ist und ewiger Nachhülfe bedarf. Entlegene Gassen sind auch noch nach alter Art mit Bolen belegt und bei Nacht halsbrechend genug. Eine andere große Unbequemlichkeit, welche aus dem niedrigen Boden der Stadt besteht, ist, daß besonders die westlichen Stadttheile, so oft der Westwind das Ausströmen der Newa verhindert, großen Ueberschwemmungen ausgesetzt sind. Beim Ostwind hingegen fällt das Wasser in der Newa; überhaupt aber können größere Schiffe nur mit Hülfe von Kameelen von Petersburg nach Kronstadt gelangen, weil es sowohl der Newa als dem kronstädter Meerbusen an gehöriger Tiefe fehlt. Petersburg wird in 12 Stadttheile getheilt, wovon 9 auf dem linken Newa=Ufer, 2 zwischen der großen Newa und der großen Newka und ein am rechten Newa= und Newka=Ufer liegen. 1. Im ersten Admiralitätstheile, dem Mittelpunkte der Stadt, zwischen der großen Newa und der Moïka, sind zu bemerken: die Admiralität, am Ufer der Newa, ein herrliches mit einem Thurme, dessen Kuppel und Spitze reich vergoldet sind, geziertes Gebäude, recht im Mittelpunkt der Stadt; es ward schon von Peter dem Großen aber nur von Holz angelegt, und enthält die Kanzlei, eine Bibliothek, eine schöne Sammlung von Schiffsmodellen und viele Magazine von Allem was zum Bau der Kriegsschiffe nöthig ist. Die alten Wälle sind neuerlich

abgetragen, die Gräben ausgefüllt und auf diese Weise die das Gebäude umgebenden Plätze ansehnlich vergrößert worden. Diese Gebäude sind westlich vom Petersplatz, auf welchem unfern der Newa die herrliche Statue Peters des Großen zu Pferde, von Falconet gegossen und 1782 aufgestellt, auf einem zu diesem Behuf mit großer Mühe dahin geschaffte Granitfelsen steht. Auf diesem Platze steht die ganz von Marmor von 1766—1812 mit einem Aufwande von 26½ Mill. Rubel erbaute und seitdem prächtig ausgeschmückte Isaakskirche, deren 48 Säulen (7 Faden 1 Arschin 12 Werschok hoch) jede aus einem Blocke gehauen sind. An diesen Platz stoßt noch westlich der Senatspallast. Südlich von der Admiralität liegt der Isaaksplatz, welcher sich östlich bis zum großen Schloßplatz verlängert. Auf diesem und am Newa=Ufer liegt der große kaiserliche Winterpallast. Schon Peter der Große hatte auf dieser Stelle einen Pallast erbaut, in welchem er auch gestorben; das jetzige Gebäude aber ist von 1754—62 unter Elisabeth aufgeführt und bildet ein längliches Viereck von 450 F. Länge und 350 F. Breite, bei 70 F. Höhe. An dieß Gebäude stößt und ist durch Bogengänge damit verbunden die von Katharina 1775 erbaute Eremitage (Einsiedlei), welche eine prächtige Bibliothek, eine ausgezeichnete Gemälde= und Kunstsammlung und eine reiche Sammlung geschnittener Steine enthält. Kaiser Nicolaus hat seinem Bruder vor dem Winterpallaste eine dorische Säule, ähnlich der des Trajan, errichten lassen, die mit dem Säulenstuhl 154 Fuß hoch ist, mit der Aufschrift: „Alexander dem I. das dankbare Rußland". Sie ward im Sept. 1834 unter großen Feierlichkeiten enthüllt. Weiter östlich am Newa=Ufer liegt das Marmorpalais; es ward 1770—83 von der Kaiserin Katharina für den Fürsten Orlow erbaut; es ist ganz mit Granit und Marmor bekleidet und enthält kein andres Holz als in den Fußböden und Thüren. Dieser Pallast stößt östlich an einen prächtigen großen Platz, das Marsfeld, welches selbst wiederum östlich durch den zum öffentlichen Spaziergang eingerichteten Sommergarten begrenzt wird; das eiserne stark vergoldete Gitter dieses Gartens an der Newaseite ist höchst sehenswerth. Auf dem Marsfelde steht die eherne Bildsäule Suwarow's. Außerdem enthält dieser Stadttheil noch viele schöne öffentliche Gebäude, mehre Casernen, das Ministerium der öffentlichen Angelegenheiten, den Pallast des Generalstabs, die Post, die neue Admiralität u. s. w. 2. Der zweite Admiralitätstheil umgibt südlich den ersten und wird von der Moïka und dem Katharinencanal eingeschlossen. Er enthält: die herrliche Kathedrale der Mutter Gottes von Kasan, 1801—11 vom Kaiser Alexander nach dem Muster der Peterskirche in Rom erbaut. Das Innere ist mit den herrlichsten Granitsäulen, ehernen Statuen und Thüren, vielen goldnen und silbernen Zierrathen und den Trophäen der letzten französischen Kriege geziert. Auch ruht hier der Feldherr Kutusow. Das hochgeehrte Bild der Heiligen ward von Peter dem Großen von Moskwa nach Petersburg gebracht. Diese Kirche steht an einer breiten und herrlichen Straße, die Newskysche Perspective genannt. Im westlichen Theile dieses Viertel liegt das große Theater. Sonst enthält dieser Stadttheil noch nebst vielen öffentlichen Gebäuden das Kriegscollegium, das große kaiserl. Erziehungshaus, die kaiserlichen Ställe, eine lutherische und die reformirte Kirche u. s. w. 3. Der dritte Admiralitätstheil, zwischen dem Katharinencanal und der Fontanka, enthält: den Michailowschen Pallast mit dem großen Exercierhaus und der

Manège mitten zwischen den beiden Sommergärten gelegen, hier endete Kaiser Paul sein Leben: den Anitschkowschen Pallast an der Newskysche Perspective, mit einem schönen, von eisernen Gitter umgebenen Garten, wird jetzt von einem Großfürsten bewohnt; nicht weit davon liegt die große öffentliche Bibliothek; den großen Kaufhof (Gostinoi Dwor) und noch zwei andre Kaufhöfe, viereckige Plätze mit massiven Kaufläden und bedeckten Gängen umgeben, in welchen alle mögliche Gegenstände der Nothwendigkeit und des Luxus feil geboten werden und viele andre öffentliche Gebäude. 4. Der vierte Admiralitätstheil, westlich der beiden ersten, von der Newa und einigen Canälen durchflossen, wird auch die Kolomna genannt und enthält außer einer Gußeisenfabrik keine weiter merkwürdige Gebäude. 5. Der Narwa'sche Stadttheil, südlich vom vorigen an der Newa; er ist erst kürzlich mit zur Stadt gezogen worden und enthält noch große unangebaute Räume. An seinem südlichsten Ende liegt der alte Pallast Katharinenhof, welchen Peter der Große seiner Gemahlin, damals in ziemlicher Entfernung von der Stadt erbaute. Sonst enthält dieser Theil noch ein neues prächtiges Triumphthor am Stadtgraben, mehre Casernen, ein Entbindungshaus und das vom Kaiser Paul angelegte große Militair=Waisenhaus für mehr als 500 Knaben. 6. Der Moskowische Stadttheil, südöstlich vom dritten Admiralitätstheile, von der Fontanka und dem Stadtgraben begrenzt, hat u. A. das große Stadthospital, mit dem Irren= und Zuchthause. 7. Der Stückhof oder Liteinaja=Tschast, östlich der Admiralitätstheile, von der Newa, der Fontanka und dem Stadtgraben begrenzt; er gehört zu den am höchsten gelegenen, gesundesten und schönsten Theilen der Stadt. Hier liegen nahe bei einander in derselben Straße das alte und neue Zeughaus; das letztere ist besonders prächtig und enthält unter andern eine Dampfmaschine, welche alle Arbeiten zur Verfertigung einer Kanone verrichtet; das Gießhaus, der Artilleriehof u. s. w. Ferner enthält dieser Theil mehre prächtige Casernen; das herrliche, von der verst. Kaiserin Mutter gegründete große Lazareth für Arme (der ehemalige ital. Garten an der Fontanka), wo über 2000 Kranke verpflegt werden und viele Tausende jährlich ärztliche Hülfe und unentgeltliche Medicin erhalten; gegenüber liegt das vom Kaiser Paul gegründete Katharinenstift (das ehemalige italienische Palais), in welchem nahe an 200 verwaisete Töchter des Adels erzogen werden. 8. Der Roschestwenskische Stadttheil, der östlichste Theil der Stadt, zwischen dem Ligowacanal und der Newa, mit vielen noch unbebauten Gegenden. Hier liegen der taurische Pallast oder das Pantheon, ein herrliches mit einer Kuppel gekröntes Gebäude, mit einem schönen Garten, welches einst Katharina dem Fürsten Potemkin, wegen der Eroberung der Krim der Taurier benannt, schenkte; jetzt enthält er viele Antiken und marmorne Copieen andrer Kunstwerke des Alterthums. Das große Erziehungshaus für 300 adelige und 200 bürgerliche Mädchen, von Katharina gegründet; es liegt an der Newa, da wo sie einen Bogen von Süden nach Westen macht. 9. Karnoi oder Jamskaja oder der Stadttheil der Fuhrleute, südlich vom vorigen, am Newa=Ufer, ist nur zu einem sehr geringen Theile bebaut. Nur zwei Gebäude sind hier bemerkenswerth: a) das Kloster des heil. Alexander Newsky. Es ward von Peter dem Großen an der Stelle gegründet, wo nach einer alten Sage der heil. Alexander im 13. Jahrh. einen Sieg über die Schweden und Dänen davon trug. Katharina erbaute 1776—90

eine neue prächtige Kirche dazu. In der alten Kirche ist das Grab des Heiligen, das Grab Suwarow's und mehrer Personen aus der kaiserl. Familie. In der neuen wird das Ruhebette aufbewahrt, auf welchem Peter der Große starb. Das Kloster enthält die Wohnung des Metropoliten, Erzbischofs von Petersburg, und eine Bildungsanstalt für junge Geistliche, nebst einer ansehnlichen Bibliothek. b) Die kaiserl. Glas- und Spiegelfabrik. 10. Wasily Ostrow, umfaßt die ganze große Insel zwischen beiden Armen der Newa, doch ist nur die kleinere östliche Hälfte und ein kleiner Theil der westlichen bebaut. Dieser Stadttheil ist am regelmäßigsten von allen gebaut; besonders sind drei schöne, breite und gerade Straßen, welche von vielen andern rechtwinklich durchschnitten werden, die drei Perspectiven genannt, merkwürdig. Die wichtigsten Gebäude dieses Theiles liegen alle auf und um den freien Platze, welche die östliche Spitze der Insel bildet. Hier befinden sich: die neue Börse rundum auf Säulen ruhend, sie steht gerade an der Spitze der Insel, wo sich der Strom theilt, und zur Sicherung der Schifffahrt sind hier am Ufer 2 Rostralsäulen als Nachtfeuer eingerichtet; das Zollamt und die daneben liegenden großen Speicher (Ambaren); die Akademie der Wissenschaften, nebst dem Naturaliencabinet und dem Observatorium; das große lange Gebäude der zwölf Reichscollegien, worin sich jetzt die neue Universität und die heilige dirigirende Synode befindet; auf dem Platze zwischen diesen Gebäuden steht unter einem tempelähnlichen Dache ein großer Globus von 14 Fuß Durchmesser. Dicht an diesem liegt das erste Cadettencorps; es ward 1732 von der Kaiserin Anna gegründet und ihm der Menschikowsche Pallast angewiesen; in diesem ungeheuern Gebäude werden 800 Cadetten und 200 jüngere Knaben erzogen; merkwürdig ist besonders die dabei befindliche höchst vollständige Modellsammlung aller zu den Kriegswissenschaften gehöriger Gegenstände. Auf dem an dieß Gebäude stoßenden Platze an der Newa steht seit 1819 der marmorne 82½ Fuß hohe Obelisk zu Ehren Romanzow's, welcher sich früher auf dem Marsfelde befand. Weiter westlich an der Newa liegen: das prächtige Gebäude der Akademie der Künste, worin 300 Kinder freier Eltern unterrichtet werden; auch dieß ist eine Stiftung Katharinens; das See-Cadettencorps, mit 700 adeligen Zöglingen, von Peter dem Großen gegründet; mehre Casernen u. s. w. Am westlichen Ende der Insel liegt der Galeerenhafen, an welchem sich eine meist von Matrosen und Handwerkern bewohnte Vorstadt gebildet hat. 11. Der Petersburger Stadttheil, nördlich vom vorigen, umfaßt die ganze von der Newa und Newka umflossene Insel. Das wichtigste ist hier die Festung, sie liegt auf einer kleinen Insel am südlichen Rande der großen. Peter der Große legte 1706 den ersten Grundstein dazu. In ihrem Umfange steht die auch von Peter 1712 gegründete Peter-Paulskirche, mit einer vergoldeten Spitze. In dieser Kirche ist auch sein Grab; sie enthält außerdem zwei elfenbeinerne Kronleuchter von feiner Arbeit und viele Trophäen aus früheren Kriegen. In einem besonderen steinernen Gebäude zeigt man noch ein von Peter dem Großen eigenhändig gebautes Boot, der Großvater der russischen Flotte genannt. Außerdem enthält die Festung noch die Münze, mit zwei Dampfmaschinen. In dem eigentlichen Stadttheile sind das zweite Cadettencorps, für Ingenieur- und Artilleriewesen, mit 700 Zöglingen und mehre Casernen zu bemerken. Dicht an der großen Petersburger Brücke steht von einem steinernen

Hause überbaut und geschützt das erste hölzerne Haus, welches Peter der Große hier anlegen ließ und von wo er den Bau der Festung und die Anlage der Stadt betrieb. Zu diesem Stadttheile gehören noch mehre nördlich und westlich liegende Inseln, als: die Apothekerinsel, mit einem botanischen Garten, Kamenoi-Ostrow oder die Steininsel, die Insel Jelaguin, die Kreuzinsel und die St.-Petersinsel. Alle diese waren noch vor kurzem mit Sumpf und Erlenbruch bedeckt; jetzt aber verwandeln sie sich immer mehr in Spaziergänge und Gartenanlagen; auf der St.-Petersinsel, auf Jelaguin und auf Kamenoi-Ostrow sind kaiserl. Lustschlösser mit Gärten, worunter sich das Schloß auf Kamenoi-Ostrow, als der Lieblingsaufenthalt des verstorbenen Kaisers Alexander, und der Stroganowsche Garten auszeichnen, angelegt. 12. Der Wiburger Stadttheil besteht meist nur aus einer Reihe Häuser am rechten Ufer der Newa. Hier liegen das große Land- und Seehospital für die Garnison, deren weitläufige Gebäude 2—300 Kranke von den Landtruppen und etwa halb so viel von der Seemacht aufnehmen können; daneben liegt die medico-chirurgische Akademie mit 400 Zöglingen, einem klinischen Institute, anatomischen Theater u. s. w. Petersburg enthält in allem an 9600 Häuser, wovon indeß noch über ⅔ ganz oder zum Theil von Holz sind; 73 Kirchen, worunter 60 griechische, 5 lutherische, 3 katholische, 4 reformirte, sind, und über 430.000 Einw., unter welchen sich 22.000 Deutsche befinden. Die Zahl der Katholiken beträgt an 24.000, die der Protestanten an 12.000. Die 20 öffentlichen Erziehungsanstalten, wovon wir vorhin nur die wichtigsten erwähnt haben, enthalten zusammen an 8000 Zöglinge; viele tausend Kranke und Arme finden Arznei, Pflege und Zuflucht in den zahlreichen und trefflichen Wohlthätigkeitsanstalten der Stadt, wovon die meisten unter dem unmittelbaren Schutz der 1828 verstorbenen Kaiserin Mutter standen. Die Fabriken sind zwar im Wachsen, aber noch nicht im Verhältniß zur Größe und zum Reichthum der Stadt; mehre der bedeutendsten, als die Tapeten- und Hautelissefabrik, die Gold- und Silberscheideofficin, die Glas- und die Porzellanfabrik, die Stückgießerei u. s. w. sind Eigenthum der Krone. Die meisten Privatfabriken liegen in den, die Wiburger Seite am rechten Newa-Ufer beinahe berührenden Dörfern Klein- und Groß-Ochta. Der Handel ist außerordentlich bedeutend, da Petersburg für den größten Theil des Reichs der einzige Aus- und Einfuhrplatz ist. Zur Erleichterung des Handels ist neuerdings eine regelmäßige Dampfschifffahrt zwischen Petersburg und Kronstadt angelegt. Der kurze Sommer entführt der Stadt eine große Zahl der reichsten Familien; der Winter hingegen ist hier wie im ganzen Norden die Jahrszeit der geselligen Genüsse, und hier zeigt sich besonders die große Gastfreiheit der Reichen und Vornehmen im schönsten Lichte; wenn auch, wie man sagt, Eitelkeit und sehr weit getriebene Spielsucht einigen Antheil daran haben mögen. Außer den Vergnügen aller großen Städte hat man hier noch einige, welche wahre Nationalfeste veranlassen. Dazu gehören die Eisberge, welche alljährlich in der sogenannten Butterwoche, oder zum Karneval, auf der Newa errichtet werden. Man belegt ein schräg ablaufendes Bretergerüst von ansehnlicher Höhe mit Eisstücken, welche der Verbindung und Glättung wegen mit Wasser begossen werden, und fährt nun in kleinen sehr niedrigen Schlitten sitzend blitzschnell von der Höhe herab. Ferner die Schaukeln, wo gewöhnlich

vier bewegliche Sessel, die an der Peripherie eines sich drehenden aufrecht schwebenden Rades befestigt sind; dieses findet am häufigsten in der Osterwoche statt, wie dann dieses Fest überhaupt mit großer Feierlichkeit und Lust begangen wird. Endlich die Wasserweihe, eine religiöse Feierlichkeit, welche vom Metropoliten, früher auf dem Graben der Admiralität, jetzt auf der Newa selbst, gewöhnlich in Gegenwart des Kaisers am 6. Januar verrichtet wird. Die Umgebungen von Petersburg sind äußert öde und traurig; unmittelbar aus der glänzenden Hauptstadt tritt man in eine nur mit Moos, Sumpf und Gebüsch bedeckte Wüste, wo kein Kornfeld und kein Fruchtbaum das Auge erfreut; desto reizender sind die vielen Sommerhäuser und Gärten der Reichen, vorzüglich auf dem Wege nach Streina, und die prächtigen Gärten, welche die verschiedenen Lustschlösser in der Nähe von Petersburg zieren. Von diesen sind die bedeutendsten: Tschesme, ein kleines, gothisches Gebäude, etwa 6 Werste südlich von der Stadt; seinen Namen gab ihm Katharina zum Andenken an den großen Sieg über die türkische Flotte. Zarskoje-Selo (s. d.), bei der kleinen Stadt Sophia, 22 Werste von Petersburg, jetzt eins der prächtigsten Lustschlösser in der Welt. Gatschina, vom Fürsten Orlow erbaut, liegt noch 20 Werste weiter südlich. Paulowsk (s. d.). Andre Schlösser liegen am kronstädter Busen: so Petershof, 25 W. von der Stadt, ein schönes Gebäude auf einer Anhöhe, welche eine treffliche Aussicht über das Meer nach Kronstadt und Petersburg gewährt, mit herrlichen Gärten; schon Peter der Große hatte das Schloß angelegt. Noch 3 W. weiter vom Meerbusen liegt Oranienbaum vom Fürsten Menschikow erbaut, kleiner als das vorige, aber ebenso reizend durch seine Lage und Gärten. Nach allen diesen Schlössern führen vortrefflich unterhaltene Wege. S. Storch's „Gemälde von St.-Petersburg"; „Kunst und Alterthum in St.-Petersburg", von Ferd. Hand (1. Bd., Weimar 1827) und von Lüdemann's „Petersburg, wie es ist" (Dresden 1830).

Petersgroschen (Peterspfennig), eine Abgabe, welche der Papst im Mittelalter aus England zog und welche der angelsächs. König Ina 725 bei seiner Wallfahrt nach Rom in der Absicht gestiftet hatte, daß davon eine Pflanzschule engl. Geistlichen zu Rom und die daselbst befindlichen Grabmäler Petri und Pauli unterhalten würden. Die Steuer betrug auf jedes Haus einen Penny (ungefähr 8 deutsche Pfennige). Jährlich am Feste Petri und Pauli (d. 29. Juli) ging die Einforderung an und mußte an Petri Kettenfeier (1. Aug.) geendigt seyn. Anfangs hatten die Archidiakonen an den bischöfl. Kirchen das Geschäft der Einsammlung; da sie aber nicht gewissenhaft damit umgingen, so wurden von Rom aus eigene Einnehmer nach England geschickt, die über 300 Mark Silber (4000 Thlr.) nach Rom sandten. Heinrich VIII. (st. 1547) setzte endlich, nach mehren fruchtlosen Versuchen seiner Vorgänger, die Abschaffung dieses Tributs durch.

Peterskirche, s. Rom.

Peterwardein (45° 15′ 40″ N. Br., 37° 34′ 15″ L.), östreich. Festung vom ersten Range, im slawonischen Militairgrenzlande, Hauptort des peterwardeiner Regimentsbezirk, Sitz des slawonischen Generalgrenzcommandos, des militair. Appellationsgerichts 2c., mit 3900 Einw., liegt auf dem rechten Ufer der Donau, 13 Meilen von Belgrad, in der Nähe von Karlowitz und Salankemen. Hier lag wahrscheinlich die rö-

mische Pflanzstadt Acumincum, die während der Völkerwanderung zerstört, von den Magyaren wieder aufgebaut, 1526 von den Türken erobert, aber nach den Siegen der Oestreicher 1687 wieder verlassen wurde. Peterwardein wird zur Hälfte von der Donau eingeschlossen, die in der Nähe 2 Inseln und starke Krümmungen bildet. Die größere oder Eugeniinsel zieht sich bis Karlowitz hinab und ist, wie das gegenüberliegende Ufer der Donau, mit Vertheidigungswerken versehen, die mehr als 10.000 Mann Besatzung (mit der Festung) erfordern. Die Festung wird in die obere, auf einem hohen Felsen gelegene, und in die untere, welche die erstere mit weitläufigen Werken umschließt, getheilt. Alle Gräben der untern Festung können leicht unter Wasser gesetzt, die obere aber durch eine hydraulische Vorrichtung mit gutem Wasser versehen werden. Berühmt ist Peterwardein durch den Sieg, welchen Eugen von Savoyen hier am 5. Aug. 1716 über den Großvesier Haly erfocht. Die Türken hatten die Venetianer in Morea überfallen und, Oestreichs Vermittelung von sich weisend, Venedigs Alliirten, den Kaiser, genöthigt, Truppen nach Ungarn zu senden. Unbedeutende Streitigkeiten zwischen den Grenzbehörden führten bald den Bruch herbei. Eugen kannte die Kriegsmanier der Türken und trieb zur möglichsten Eile, um ihnen zuvorzukommen. Inzwischen zog der Großvesier mit mehr als 150.000 Mann, worunter 70.000 M. Kerntruppen, gegen Belgrad und stand am 2. Aug. bei Karlowitz. Eugen konnte ihm nur 60.000 M. entgegenstellen, aber ein entscheidender Schlag mußte geschehen. Die Recognoscirung des Lagers der Türken, bei Karlowitz am 2. Aug., lockte sie bis Peterwardein, welches sie aufforderten. Hierauf gingen die Oestreicher in der Nacht vom 4. zum 5. Aug. über die Donau und stellten sich unter dem Geschütze von Peterwardein hinter alte, verfallene Linien (die Caprara'schen genannt), den türkischen Posten zum Theil auf Pistolenschußweite gegenüber, auf. Die östreich. Infanterie stand in 2 Treffen hinter den doppelten Linien, die Reiterei und 7 Bat. Fußvolk unter Alovar und die von Würtemberg bildeten den linken Flügel. Die Türken waren aus ihrem Lager vorgegangen und hatten sich, wie gewöhnlich, ordnungslos den Kaiserlichen gegenüber eingegraben. Um 7 Uhr griff der östreich. linke Flügel mit Erfolg an. Bald aber trat bei dem Fußvolke, welches sich beim Hervorbrechen aus den Linien, der Nähe der Türken wegen, nicht gehörig entwickeln konnte, Unordnung ein. Diese wurde vom Feinde benutzt und die östreich. Infanterie hinter ihre zweite Linie zurückgeworfen. Da aber die östreich. Reiterei die türk. in Schach hielt, auch im Vortheile blieb, und da die Janitscharen durch unbesonnenes Vordringen den Flügel bloßgaben, ließ Eugen einen Theil der Reiterei abschwenken und einhauen. Sein fliehendes Fußvolk, vom Geschütze der Festung gedeckt, ordnete sich wieder zum Kampfe; die Türken hingegen, welche von ihrem vielen, aber schwerfälligen Geschütze nur 3 Batterien aufzuführen verstanden, geriethen in Verwirrung und flohen hinter ihre Verschanzungen, die so planlos angelegt waren, daß hier die Niederlage vollends entschieden ward. Die Türken verloren 9000 M. und 164 Stück Geschütz. Eugen schrieb um Mittag in Haly's Zelte, welches mit dem ganzen Lager nebst reicher Beute den Oestreichern in die Hände fiel, seinen Siegesbericht. Haly selbst, der vermeintliche Urheber des Kriegs, und der berühmte Janitscharen-Aga Mehemed waren geblieben. — Eugen führte sein Heer, das einen Verlust von 4000 M.

erlitten hatte, über die Donau zurück zur Belagerung von Temeswar. Anders hätten neuere Strategen gehandelt, doch auch er mochte seine Gründe haben.

Petion (Alexandre), s. Haiti.

Pétion (Jerome) de Villeneuve, geb. zu Chartres 1759 und Advokat daselbst, wurde von seiner Vaterstadt 1789 zum Abgeordneten des 3. Standes bei der Nationalversammlung gewählt. Bei Gelegenheit der königl. Sitzung am 23. Juni 1789 erklärte er sich gegen den vom König versuchten Machtgebrauch. 1791 übernahm er eine Sendung nach England, um mit den brit. Revolutionsmännern gemeinschaftliche Pläne zu überlegen. An Bailly's Stelle (den 14. Nov.) zum Maire von Paris gewählt, begünstigte er die aufrührischen Bewegungen des jakobinischen Pöbels. Am 3. Aug. verlangte er von der Nationalversammlung im Namen der Sectionen von Paris die Entthronung des Königs; doch widersprachen einige Sectionen diesem Gesuche. Als der Aufstand am 9. und 10. August den Thron umstürzte, befand er sich anfangs im Pallaste, wohin er vom Könige berufen worden war; nachher wurde er in seinem eigenen Hause von den Aufrührern bewacht. Seitdem hörte er auf, das Idol des Volks zu seyn. Danton, Marat, Robespierre entzogen ihm die Gunst des großen Haufens. Im Jan. 1793 stimmte er für den Tod Ludwigs XVI., jedoch zugleich für dessen Recht, an das Volk zu appelliren, was ihm in der Folge zum Verbrechen gemacht wurde. Darauf arbeitete er sehr thätig in dem am 26. März 1793 errichteten Wohlfahrts- und Vertheidigungsausschuß, zu dessen Mitgliedern auch Sieyes, Cambaceres und Robespierre gehörten. Hier ward sein Kampf mit Robespierre, vorzüglich seit dem 10. April, ein Kampf auf Tod und Leben. Er wollte die entscheidende Stimme im Ausschuß führen und das Schreckenssystem mildern. Aber Robespierre und Danton siegten. Sie benutzten die Erklärungen des Generals Miaczinski. der Pétion als Mitwisser von Dumouriez's Planen angab, um eine Untersuchungscommission gegen ihn niederzusetzen. Man decretirte hierauf seine Anklage den 2. Juni, und den 28. Juli 1793 ward Pétion nebst Buzot, Lanjuinais und 14 Andern, die, wie er, der Aufsicht der Gendarmen sich entzogen hatten, für einen Landesverräther erklärt. Der Convent sprach aber erst den 3. Oct. gegen ihn und 52 Deputirte den Haftbefehl aus. Er irrte lange in der Bretagne und an den Ufern der Gironde herum. Endlich fand man ihn, Buzot und Salles, im Juli 1794 Hungers gestorben oder ermordet, halb von Thieren aufgefressen, in den Ebenen des Depart. der Gironde bei St.-Emilion.

Petition. Wenn der Zweck und das Wesen constitutionneller Einrichtungen darein gesetzt werden muß, dem Gesetze die Herrschaft zu sichern und die öffentliche Gewalt vor Abweichungen in das Willkürliche zu bewahren, so muß eine Form gegeben seyn, in welcher die Bürger nicht bloß individuelle, sondern gemeinschaftliche Bitten, Wünsche und Beschwerden aussprechen und jeder Autorität im Staate vortragen, auch unmittelbar an die Stufen des Throns bringen können. Es ist eine nothwendige Ergänzung der ständischen Verfassung und der Verantwortlichkeit der Beamten, und ohne sie fehlt es der Preßfreiheit, welche immer nur die Ansichten eines Einzelnen aussprechen kann, an der erforderlichen Unterstützung und Berichtigung. Im alten Frankreich war Etwas der Art gegeben, obwohl es nur bei Zusammenberufung der

Reichsstände vorkommen konnte, welche in dem Zeitraume von 1614 —1789 nicht stattfand. Indem sich nämlich die 3 Stände zur Wahl ihrer Deputirten versammelten, setzten sie zugleich in jedem Oberamtsbezirk eine Darstellung ihrer gemeinschaftlichen Bitten und Beschwerden (Cahier de griefs et de doléances) auf, welcher einer allgemeinen Zusammenstellung der Landesgebrechen und Wünsche bei dem Reichstage selbst zur Grundlage dienen sollten. Seit Napoleons Regierung ist Das verschwunden, und nur in England genießen die Bürger noch das Recht, sich zu versammeln und über gemeinschaftliche Bitten und Beschwerden zu vereinigen. Es ist nur, um den Gefahren einer solchen Versammlung vorzubeugen, seit Karl II. (1662) erforderlich, daß wenigstens 3 Friedensrichter der Grafschaft ihre Zustimmung dazu gegeben haben, wenn eine gemeinschaftliche Vorstellung von mehr als 20 Personen unterschrieben werden soll. Sie darf nicht von mehr als 10 Personen übergeben werden, und muß, wie sich versteht, in Ton und Inhalt sich auf ehrerbietige Vorstellungen und bescheidene Bitten beschränken. Die Versammlung selbst muß ruhig, ohne die geringste Drohung oder Gewaltthat geschehen, und sobald die geringste Besorgniß deßhalb entsteht, kann sie von der Obrigkeit durch Verlesen der Aufruhracte zerstreut werden. In Absicht auf die Versammlung in freien Felde oder auf öffentlichen Plätzen wurden 1819 einige Vorsichtsmaßregeln nöthig gefunden und vom Parlament auf 5 Jahre beschlossen. Niemand darf z. B. bewaffnet dabei erscheinen; es sollen nur die Einwohner eines Kirchspiels zusammenkommen; sie sollen 6 Tage vorher angezeigt werden, das Gesuch wenigstens von 7 Hausvätern unterzeichnet seyn ꝛc. Die Friedensrichter können auch zu große Kirchspiele von mehr als 20.000 Einw. in Districte von 10.000 abtheilen, damit die Versammlungen nicht zu zahlreich werden.

Petition of rights, eins der englischen Verfassungsgesetze, nämlich eine Parlamentsacte von 1627 unter Karl I., wodurch erklart wurde, daß kein engl. Unterthan irgend eine Abgabe zu entrichten, oder irgend einen Dienst zu leisten schuldig sey, wenn nicht das Parlament es genehmigt habe; daß er auch, wenn er in einem solchen Falle sich weigere, deßhalb nicht zur Verantwortung gezogen werden könne. Die Unterthanen sollten auch nicht mit Soldateneinquartierung belästigt werden.

Petitio principii (Erschleichung des Beweises) ist der Fehler im Beweisen, vermöge dessen man Etwas aus einem Grunde zu beweisen sucht, der eben noch selbst des Beweises bedarf. (S. Beweis.)

Petitorienklage (petitorium) ist eine gerichtliche Klage, wodurch man in den Besitz eines Eigenthums gesetzt zu werden verlangt, und steht der bloß auf den Besitz gegründeten Possessorienklage entgegen.

Petrarca (Francesco), einer der größten Dichter Italiens, den Europa mit Recht unter die Wiederhersteller der classischen Literatur rechnet, war den 20. Juli 1304 zu Arezzo geboren. Sein Vater hatte sich nach Avignon und später nach Carpentras zurückgezogen, um den Unruhen, die damals Italien verheerten, zu entgehen. Petrarca erhielt in diesen beiden Städten seine erste Bildung, und ward 1318 nach Montpellier und 1322 nach Bologna geschickt, die Rechte zu studiren. Hier zogen ihn die Reize der alten classischen Literatur, besonders Virgil, Cicero und Titus Livius so an, daß er eine Abneigung zu der Jurisprudenz erhielt; überdieß glaubte er, die Praxis nicht mit seiner Gewis-

senhaftigkeit vereinigen zu können. 1326 kam er nach Avignon zurück und trat in den geistlichen Stand, da der Tod seines Vaters ihn nicht mehr an die juristischen Wissenschaften band. Sein Genie, sein Fleiß, seine Beredtsamkeit und Gelehrsamkeit machten ihm bald einen Namen, und einige Pfründen setzten ihn in den Stand, frei seinem Hange zu den Lieblingswissenschaften zu folgen. 1333 machte er eine Reise durch die Rheingegenden, einen Theil von Frankreich, Flandern und Deutschland; seine freundschaftlichen Briefe enthalten die Reiseberichte, worunter der über Köln besonders interessant ist. Er soll auch Spanien umfahren und England besucht haben. Auf diesen Reisen und auf seinen spätern Geschäftsreisen kam er im In- und Auslande mit den berühmtesten und größten Männern in Berührung. Alle Großen, die ihn kannten, schätzten ihn sehr und überhäuften ihn mit Gunstbezeugungen; so ernannte ihn der deutsche Kaiser Karl IV. zum Pfalzgrafen und schrieb ihm vertraute Briefe. Frei von bindenden Aemtern, wandte er seine Kräfte auf die Verbreitung der Wissenschaften; er regte durch eigne Schriften seine Zeitgenossen an, noch mehr aber durch Bekanntmachung der alten classischen Schriftsteller; er zog Cicero's „Briefe" aus dem Staube, legte eine Manuscriptensammlung an, befeuerte mit Boccaccio den Eifer für die griech. Sprache und lernte sie auch spät selbst. Mit Besiegung unendlicher Schwierigkeiten, die aus dem damaligen Mangel an Hülfsmitteln hervorgingen, studirte er die alten Philosophen, Historiker und Dichter; und Keiner besaß zu seiner Zeit tiefere Kenntnisse in der Philosophie und Geschichte und hatte einen geläutertern Geschmack als er. Nicht weniger that und schrieb er viel zur Erhaltung der alten römischen Denkmäler und legte eine Sammlung von Kaisermünzen an. Doch berühmter als alle diese Verdienste machten ihn seine italien. Poesien. Sie entsprangen aus einer glühenden Leidenschaft für ein schönes Weib, **Laura** (vgl. d.). Von der Universität zu Bologna nach Avignon zurückgekehrt, erblickte sie der feurige Jüngling im Jahre 1321 in der Kirche der heil. Clara. Laura's Schönheit, Würde und Tugend, die sich nie etwas vergab, hielt ihn stets in den Schranken der Ehrfurcht und läuterte seine Leidenschaft zu jener Reinheit, zu jener auf Nichts Anspruch machenden romantischen Schwärmerei, welche seine Gedichte hauchen, und die wir uns nur durch die Macht der Tugend und Unschuld auf ein jugendliches, liebendes Herz erklären können. Nicht Laura's Gestalt fesselte ihn allein, er fühlte sich noch mehr durch ihren gebildeten Geist zu ihr hingezogen. Diese Liebe wurde das große Triebrad seines Lebens, und selbst nach Laura's Tode blieb ein tiefer, melancholischer Schmerz über den Verlust der Geliebten sein steter Gefährte. In dem Thale Vaucluse, unweit Avignon, wo Laura wohnte, überließ er sich ganz der süßen Schwärmerei, und die zärtlichsten Gedichte trugen den Gegenstand seines Herzens durch ganz Italien. Zu Vorbildern in der Dichtkunst nahm er die Alten, besonders Virgil, und aus den Neuern die Provenzaldichter. Wenngleich seine latein. Gedichte nicht die classischen Muster erreichen, waren sie doch für seine Zeit vortrefflich, erregten großes Aufsehen und erwarben ihm den poetischen Lorberkranz, den er 1341 unter glänzenden Feierlichkeiten zu Rom auf dem Capitol empfing. Alle diese Ehren, sagte er selbst, vermehrten meine Kenntnisse nicht, aber wohl die Zahl meiner Feinde; doch auch die Zahl seiner eifrigen Bewunderer. Alle Fürsten und die größten Männer sei-

ner Zeit gaben ihm Beweise ihrer Achtung und Verehrung. Er ging hierauf nach Parma, wo er Archidiakonus war und 1342 den Tod seiner geliebten Laura erfuhr; er besuchte nochmals das reizende Thal Vaucluse und hielt sich einige Zeit dort auf, um dem Andenken der schönen Laura Thränen und Gedichte zu weihen. Im näml. J. kehrte er wieder nach Italien zurück, besuchte Mailand, wo ihm die Visconti mehre Gesandtschaften auftrugen. Nach dieser Zeit allein für die Wissenschaften thätig, lebte er abwechselnd zu Verona, Parma, Venedig, Padua, wo er ein Kanonicat besaß. Ein Edelmann in der Gegend von Padua schenkte ihm ein Landgut bei Arqua, wo er 5 J. lebte. Hier wurde ihm ein Wunsch gewährt, um dessen Erfüllung er früher vergebens nachgesucht hatte. Seine Familie war während den Kämpfen der Guelfen und Ghibellinen aus Toscana vertrieben und aller ihrer Güter beraubt worden. Die Florentiner setzten ihn in die alten Rechte wieder ein; Petrarca nahm diese Anerkennung seines Werthes dankbar an, doch mochte er seine Einsamkeit nicht verlassen; den 18. Juli 1374 fand man ihn todt in seiner Bibliothek, den Kopf auf ein offenes Buch gestützt. Sein Leichnam wurde mit einer vornehmen Begleitung zu Arqua feierlich beigesetzt. Mit den seltensten Talenten verband dieser große Mann die ehrwürdigsten Eigenschaften. Wankellos in der Liebe wie in der Freundschaft, bezeigte er sich stets gegen seine Lehrer dankbar, seinen Gönnern anhänglich und gegen Jeden gefällig; überdieß besaß er tiefe Religiosität und die zarteste Gewissenhaftigkeit. Er war männlich schön, in der Jugend gewandt, kleidete sich immer elegant und spielte die Laute. Alle diese Eigenschaften mußten ihn ungemein empfehlen und viel zu der allgemeinen Achtung, worin er bei seinen Zeitgenossen stand, beitragen. Er ist der Meister aller erotischen Dichter. Zwar konnte man an mehren seiner Gedichte Einförmigkeit und manche Spuren seines Zeitalters, frostige Gedanken mit Anspielungen, falschen Witz, geschmackwidrige Wortspiele und besondere Beiwörter tadeln. Aber der größere Theil derselben wird immer zu den vollendeten Meisterwerken der lyrischen Poesie gerechnet werden. In Uebersetzungen kann man freilich die Reize des liebenswürdigen Dichters niemals ganz kennen lernen; doch besitzen wir einzelne Gedichte von Gries und A. W. Schlegel und die sämmtlichen von K. Förster in zum Theil gelungenen Uebersetzungen. Die Originale (die viele schwer verständliche Stellen enthalten, aber auch ungemein viele Erklärer gefunden haben, z. B. Gesualdo, Castelvetro, Velutello, Tassoni und A.) sind über 200 Mal herausgegeben worden (die vollständigste Ausg. der „Rime", mit Tassoni's, Muratori's u. A. Erklär., 2 Bde., Padua 1827 fg.). Seine lat. Werke sind gedruckt zu Basel 1496 und 1581, und oft einzeln. Die Quellen seiner Lebensbeschreibung sind meist seine eignen Schriften: seine „Briefe", seine sogen. „Geheimniß" und seine eigenthümliche „Zuschrift an die Nachwelt" über sein Leben und seinen Charakter. Von seinen Biographen sind die vorzüglichsten der Abbé de Sade (ein Nachkomme der angebeteten Laura), Tiraboschi, Baldelli, Fernow, Wiemayr, Ugo Foscolo u. A. Vgl. Italienische Literatur.

Petrefakten, s. Versteinerungen und Urwelt.

Petrobusianer, s. Sekten.

Petronius. Titus Petronius Arbiter, ein schlüpfriger lateinischer Schriftsteller, aus Massilien geboren. Er war ein Anordner der üppi-

gen Neronischen Feste und erhielt nach der damaligen gnädigen Art der Despoten von seinem Kaiser Befehl, sich selbst den Tod zu geben (67 n. Chr.), wenn nicht der wahre Petron, Verf. des „Satyricon", unter Kaiser Commodus gelebt hat. Die beste kritische Ausg. hat P. Burmann geliefert (Leyden 1743 2 Bde., 4.); eine neuere Anton, nach der Burmann'schen Recension (Lpz. 1781); Uebersetz. von Heinse (1773), Schlüter (1796) und Gröningen (1804). Die angeblich in der neuern Zeit aufgefundenen Supplemente sind unecht.

Petrus, insgemein Simon Petrus, Sohn des Jonas von Bethsaida in Galiläa, war seiner Profession nach ein Fischer. Durch seinen Bruder Andreas, den Jesus gleich beim Antritte des göttlichen Lehramtes unter seine Jünger aufgenommen hatte, wurde er zu demselben geführt, der ihm gleich den Würdebeinamen Kephas (griech. Petros, Fels) beilegte, der in der Folge sein Hauptname wurde. Merkwürdig ist der schnelle Entschluß, der ihn einige Zeit nachher bewog, Jesu, auf dessen Geheiß er eben den reichen Fischfang gethan und der ihm gesagt: „von nun an wirst du Menschen fangen", mit Zurücklassung aller seiner Habe auf der Stelle zu folgen. Seit dieses Berufes ward er eines vertrauten Umgangs mit demselben gewürdigt; wie er denn zu einigen Lebensereignissen Jesu, wovon nur Wenige Zeuge seyn sollten, z. B. der Todtenerweckung zu Kapharneum, der Verklärung u. a. stets als erster Mitzeuge und erster Theilnehmer in den allgemeinen oder sondertlichen Aufträgen Jesu, z. B. der Bereitung des Osterlammes, in den übrigen aber oft vor andern Aposteln ausgezeichnet erscheint; als in wunderbarer Heilung seiner Schwiegermutter zu Kapharneum, in dreimaligen wunderbaren Fischfange mit zweimaligem Wandeln auf dem Meere; in der Zahlung der Doppeldrachme auch für ihn; in den Predigten Jesu aus seinem Schiffe; in der ihm vor den übrigen Aposteln gewordenen Erscheinung Jesu nach dessen Auferstehung; in den mehrentheils von ihm in den Unterredungen mit Jesu eingestreuten Anfragen und Bemerkungen, mit deren Bestätigung oder Zurechtweisung; so auch insgemein in den im Namen der Uebrigen gegebenen Antworten; in den vorzüglich an ihn gerichteten Warnungen und Ermahnungen Jesu und in den ihm deutlich vorhergesagten zweien Lebensperioden, seiner dreimaligen Verleugnung und seiner Nachfolge Jesu im Tode durch Kreuzigung: lauter Auszeichnungen, welche mit jener erhabenen, wodurch bei Matthäus X. 2—16 seine Würde als Haupt der Apostel angedeutet und klar ausgesprochen wird, im Einklange und in nothwendiger Verbindung stehen. Ueber jene Schriftstelle gibt es sonderbare Auslegungen. So meinen Einige: Christus habe bei den Worten „und auf diesen Felsen rc." mit dem Finger, statt auf Petrus, auf sich selbst gedeutet. Michaelis fertigt solche Exegeten mit der Erklärung ab: „Der Finger ist nicht Christi Finger, sondern der Finger des polemischen Auslegers". — „Jesus setzte (sagt Professor Stäudlin in Göttingen, s. „Jesus der göttliche Prophet", 1824) das höchste Vertrauen auf diesen Apostel und erwartete vorzüglich von ihm die unerschütterliche Gründung seiner Kirche auf ewige Zeiten.... Er will, daß Petrus seine Stelle bei der Gemeine vertrete". Nach der Lehre der Katholiken ist Petrus das sichtbare Oberhaupt der von Jesu gegründeten Kirche, der moralische Fels und Grundstein des moralischen Gebäudes und Reiches Jesu Christi, der Oberhirt der ganzen

kirchlichen Herde, auch der Mithirten und Mitapostel, mit besonderer Schlüsselgewalt: weil ihn die ewige Vorsehung des himmlischen Vaters durch vorzügliche Erleuchtung in Absicht auf das Geheimniß der Menschwerdung seines ewigen Sohnes hierzu bestimmt; und durch Mittheilung der Festigkeit im Glauben und des Vorzugs der Liebe auf das Gebet, Huld und Gnade, des ihn vom Falle der Verleugnung mit dem Gewinne tiefster Demuth wieder aufrichtenden Hohenpriesters Jesu hierzu geeignet hat. Nach der Himmelfahrt Jesu sehen wir Petrus vor allen andern Aposteln thätig. Seine dem doppelten ungesonderten Berufe entsprechende Wirksamkeit in frühester etwa 12—14jähriger Leitung der begründeten christlichen Kirche beurkunden die 12 ersten Capitel der Apostelgeschichte; so lange er nämlich diese Leitung von Jerusalem oder durch apostolische Rundreisen in Judäa, Galiläa und Samaria führte, und bald mit allen übrigen Aposteln, bald mit Johannes, immer als deren Anführer, bald allein redend und handelnd auftritt, z. B. bei der Wahl des Apostels Mathias, am Pfingsttage vor der Volksmenge und bald hernach vor dieser und zwei Mal vor dem Sanhedrium; später in Samaria bei der, den durch Philippus den Diakon Getauften zu ertheilenden Firmung. Stets ausgerüstet waren mit Kraft seine Worte, denen oft die Gabe außerordentlicher durch ihn, ja sogar durch seinen Schatten von Gott gewirkten Wunder, Nachdruck gab. Auch ward er vor allen Aposteln durch ein himmlisches Gesicht über den Zeitpunkt des den Heiden zu verkündenden Heiles erleuchtet. Ueber den bei weitem größten Theil seines erhabenen und von Tag zu Tag sich mehr verbreitenden Wirkungskreises von etwa 23—25 seiner letzten Lebensjahre haben wir nur dürftige und zerstreute, aus seinen und Paulus's Briefen, denn aus einzelnen Stellen der Apostelgeschichte und aus spätern Zeugnissen gesammelte Nachrichten; von jener Zeit waren wenigstens 10 Jahr theils der oberhirtlichen Leitung der frühe gestifteten und blühenden Kirchengemeinde zu Antiochien, theils zur Stiftung neuer Kirchen und Befestigung der bereits bestehenden in Kleinasien ja bis nach Korinth in Achaja und mitunter den Concilien einzelner Apostel zu Jerusalem seit dem Jahre 51 gewidmet. Seine Ankunft in Rom, sowie die Gründung der dasigen Gemeine, fällt ungefähr ins J. 54, mit jenem Segen, den 4 J. später Paulus aus Korinth nach Rom freudig bezeugt. Den Rest seines Lebens füllen viele andere Sorgen, die aus einigen seiner spätern Reisen nach Jerusalem und Griechenland mögen angenommen werden, bis zur letzten gemeinschaftlichen Reise mit Paulus aus Korinth nach Rom und dem dort unter dem Kaiser Nero nach einem mehrmonatlichen Verhaft 37 J. früher von Jesu ihm verkündigten Tode durch Kreuzigung (J. 67). Sein in der römischen, auf obige Weise von ihm gegründeten und mit Beihülfe des Paulus geordneten Kirchengemeinde, radicirter Lehrstuhl oder Sitz wird von den Katholiken vorzugsweise als solcher ausschließlich aber als Einheitsmittelpunkt der ganzen christlichen Kirche mit dem mächtigen Vorrange einer diesem nothwendigen Zwecke angemessenen Autorität betrachtet, welche nicht nur in seiner Person und Zeit, sondern auch noch wirksamer in allen rechtmäßigen römischen Bischöfen, als dessen ungezweifelten Nachfolgern, vom ganzen kirchlichen Alterthum der orientalischen und occidentalischen Kirchen ohne Ausnahme, ja mit Nachdruck und Theilnahme theoretisch und praktisch anerkannt und bis auf diesen Tag unter allen Stürmen der Zeit der allgemeinen Kirche sey erhalten

worden. Vgl. den Art. Papst und Kirchenverfassung (katholische). Die Behauptung Vieler, daß Petrus nicht in Rom gewesen sey, ist von Hugo Grotius, Pearson, Baratier u. a. verdienstvollen protestantischen Gelehrten, als dem ganzen christlichen Alterthum widersprechend, mit Unwillen gerügt worden. Ueber seinen Reliquien erhebt sich die herrlichste, nach seinem Namen benannte christliche Kirche. Petrus hat zwei Lehrbriefe in griech. Sprache an die christlichen Gemeinden Kleinasiens hinterlassen, deren göttliches Ansehen die Christenheit von jeher anerkannt hat. Sie sind reich an Gedankenfülle; lebendige Kraft und entflammte Liebe zu unserm Erlöser athmen aus ihnen, wie sich's — um mit Hugo Grotius zu reden — dem Haupte der Apostel geziemet.

Petrus Lombardus, s. Lombardus.

Peutinger (Konrad), ein berühmter Gelehrter, geb. 1465 zu Augsburg, studirte auf den vorzüglichsten Universitäten Italiens und kehrte als Dr. beider Rechte in seine Vaterstadt zurück, wo ihm 1493 das Syndicat übertragen wurde. Als Abgeordneter von Augsburg wohnte er mehren Reichstagen bei, die unter Maximilian gehalten wurden, begab sich nach dem Tode dieses Kaisers, 1519, nach Brügge, um Karl V. zu bewillkommnen, und war seiner Vaterstadt sehr nützlich; wie er ihr denn u. a. das Recht auswirkte, Münzen zu prägen. Er starb 1547. Seine ansehnliche Bibliothek blieb eine Zeitlang bei seiner Familie und kam endlich an die Jesuiten von Augsburg. Vorzüglich hat er sich sein Andenken erhalten durch die nach ihm benannte Charte („Tabula Peutingeriana“). Diese, wie man sonst glaubte, von unbekannter Hand unter Theodosius d. Gr. gezeichnete Wegcharte gibt die Militairstraßen durch den größten Theil des weströmischen Reichs an. Konrad Celtes hatte sie in dem Benediktinerkloster zu Tegernsee aufgefunden und geliehen, aber nicht zurückgegeben.

Peyrouse, s. Lapeyrouse.

Pfahlbürger hieß ehedem ein Solcher, der, um sich dem Gehorsame des rechtmäßigen Grundherrn zu entziehen, sich in den Schutz irgend einer mächtigern Reichs- oder Freienstadt begab und daselbst das Bürgerrecht annahm, obgleich er deßhalb seinen Wohnort nicht veränderte. Wegen den daraus entstehenden Streitigkeiten aber nahmen die Städte in der Folge keinen dergl. mehr zum Bürger auf, ja es wurde auch durch die goldne Bulle und die Reichsgesetze verboten. Die Benennung, über welche man sehr ungewiß ist, rührt wahrscheinlich daher, daß dergleichen Bürger, weil sie nicht wirklich in den Städten wohnten, deren Bürgerrecht sie erlangt hatten, bloß als Vorstädter, die hinter den Pfählen der Stadt wohnen, angesehen wurden.

Pfahlgraben ist eine von den Römern im südlichen Deutschland angelegte Landwehr, die der gemeine Mann die Teufelsmauer nennt. Sie bestand aus tief eingegrabenen Pfählen und dazwischen geflochtenem Buschwerk und Hecken. Kaiser Probus ließ noch eine Mauer mit Thürmen an dieser Pfahlhecke aufführen. Dieser Wall sollte die süddeutschen Besitzungen der Römer auf dem linken Donau- und dem rechten Rheinufer, den limes transrhenanus, oder das sogen. Zehntland (agri Decumates des Tacitus), besonders die Landschaft an beiden Seiten des Neckar, nebst dem Riesgau gegen die von Norden her eindringenden Völker sichern. Die Mauer lief in einer Länge von beinahe 80 deutschen Meilen über Berge, Thäler, Abgründe und die nach der Donau zufließenden

Gewässer fort. Von ihr lassen sich jetzt nur noch von Abensberg in Baiern an bis nach Köln am Rhein die Ueberreste zeigen. Bald gehen sie, ellenhoch erhaben, durch Wälder als Fahrweg und Fußsteig, bald hat selbst ein Eichen- oder Buchenwald auf ihnen gewurzelt, bald ruhen Gebäude, halbe Dörfer auf ihnen, als unverwüstlichen Grundmauern. Daß das ungeheure Werk nicht in kurzer Zeit und mit einem Male, sondern unter mehren Kaisern seit Hadrian, binnen 2 Jahrh. entstanden, anfangs bloß Erdwall gewesen, später aber eine so unverwüstliche Mauer geworden ist, die 3—4 Ellen Breite hatte, ist von dem um Baierns Geschichte verdienten A. Buchner dargethan worden. Dieser Historiker suchte ihre Spuren in 2 Sommern auf und beschrieb sie in seiner „Reise auf der Teufelsmauer" (1. und 2. Heft, mit Charten, Regensb. 1821). Er zeigt zugleich den Weg der hinter jener Römermauer fortlaufenden Straße, indem er nach der Peutinger'schen Tafel alle Colonien, Castelle u. s. w. nebst den jetzigen Orten auf seiner Charte eingetragen hat. Seine Schrift enthält auch noch den Plan zu dem Canale, durch welchen Karl d. Gr. die Donau mit dem Rhein in Verbindung setzen wollte: ein Gedanke, der, wie er zeigt, mit 6 Mill. Gulden auch jetzt leicht ausgeführt werden könnte. Vgl. Leichtlen, „Schwaben unter den Römern" (Freiburg 1825).

Pfalz (von palatium, Pallast), nannte man die Schlösser der deutschen Kaiser oder Könige, in welchen sie, bevor sie eine feste Residenz hatten, sich abwechselnd aufhielten, ferner auch das damit verbundene Gebiet, und weil in diesen königlichen Schlössern besonders in Abwesenheit des Kaisers von fürstl. oder gräfl. Personen (Pfalzgrafen) Gericht gehalten wurde, auch ein königl. oder kaiserl. Gerichtshof. Nach der Gründung der bleibenden Reichsgerichte hörten die letztern auf, und nur einige beschränkte Rechte blieben mit dem Titel der Pfalzgrafen zurück.

Pfalz, ehemalige Provinz in Deutschland, welche in die Ober- und Unterpfalz getheilt war, aber nicht an einander grenzte. Die Oberpfalz war von Baireuth, Böhmen, Neuburg, Baiern und dem nürnbergischen Gebiet umgeben und enthielt auf 130 QM. 283.800 Einw., 421.000 Gulden reine Einkünfte und die Hauptstadt Amberg. Das Land gehörte bis 1620 zur Unterpfalz und kam, als der Kurfürst Friedrich V. nach der Schlacht bei Prag in die Acht erklärt wurde, an Baiern, dem sie auch im westfälischen Frieden bestätigt wurde, mit der Bedingung, daß nach dem Abgang der männlichen baierischen Kurlinie dieselbe wieder an die Pfalz fallen sollte. 1808 wurde aus der Oberpfalz mit Sulzbach der baierische Nabkreis gebildet; bei der neuen Eintheilung des Landes 1810 kam ein Theil derselben zum Regen- und der andre zum (Ober-) Mainkreis. — Die Unterpfalz oder die Pfalz am Rhein lag auf beiden Seiten des Rheins, war von Mainz, Katzenelnbogen, Würtemberg, Baden, Elsaß, Lothringen und Trier begrenzt und bestand aus den Fürstenthümern Simmern, Zweibrücken, Veldenz und Lautern, der Grafschaft Sponheim und der eigentlich sogenannten oder kurfürstlichen Pfalz. Diese kurfürstliche Pfalz enthielt 1786 auf 75 QM. 305.000 Einw., Reformirte, Katholiken, Lutheraner, und hatte an 2 Mill. Einkünfte, sowie die Hauptstädte Manheim und Heidelberg; es gehörte trotz den wiederholten Mißhandlungen und Verwüstungen, denen es zu verschiedenen Zeiten ausgesetzt war, zu den fruchtbarsten Ländern Deutschlands. Der Pfalzgraf am Rhein und Kurfürst von der Pfalz war der zweite unter

den weltlichen Kurfürsten und des Reichs Erztruchseß. Die pfalzgräfliche Würde kommt von den alten Pfalzgrafen oder Richtern her, welche die an den kaiserlichen Hof gebrachten Rechtssachen entschieden, und die anderwärts gefällten unrichtigen Urtheile verbesserten. Diese Hofrichter sind von den übrigen Pfalzgrafen zu unterscheiden, die in Schwaben, Baiern, Kärnthen, dem arelatischen Reiche rc. das ihnen von den Kaisern aufgetragene Richteramt führten. Jene wurden unter die angesehensten Beamten des Kaisers gezählt, erlangten schon im 11. Jahrh. die Pfalzgrafschaft und die damit verbundenen Länder am Rhein erblich und gehörten zu den vornehmsten Fürsten des Reichs. Als Pfalzgraf Hermann II. in ein Kloster gegangen und ohne Erben gestorben war, gab Kaiser Friedrich I. die zur Rheinpfalz gehörigen Länder 1156 seinem Bruder Konrad, der unter allen Pfalzgrafen zuerst zu Heidelberg, öfters aber zu Stahleck unweit Bacharach residirte. Heinrich von Braunschweig vermählte sich mit dessen Tochter Agnes, bekam vom Kaiser Heinrich VI. die Anwartschaft auf die Länder seines Schwiegervaters und gelangte auch nach dessen Tode zum Besitz. Da er es aber mit seinem Bruder, dem Kaiser Otto IV., gegen Kaiser Friedrich II. hielt, so erklärte ihn dieser 1215 in die Acht, und belehnte mit der Pfalz den Herzog Ludwig von Baiern, der aber nicht zum völligen Besitz derselben gelangen konnte. Sein Sohn Otto heirathete des geächteten Pfalzgrafen Tochter Agnes und so kam die ganze Pfalz an das baierische Haus. Otto's Söhne, Ludwig der Strenge und Heinrich, regierten anfangs gemeinschaftlich, theilten aber 1256 das Land, wobei Ludwig die Rheinpfalz und Oberbaiern und Heinrich Niederbaiern bekam. Ludwig hinterließ 2 Prinzen, Rudolf I. und Ludwig; jener erhielt die Kurwürde und die Pfalz; dieser bekam Oberbaiern, wurde Kaiser und erbte hernach auch Niederbaiern. Da sein Bruder Rudolf es mit seinem Gegner Friedrich dem Schönen, Herzog von Oestreich, hielt, so verjagte er ihn von Land und Leuten, überließ aber nachher dessen Söhnen die pfälzischen Lande und ein Stück von Baiern, das in der Folge die Oberpfalz genannt wurde. Rudolfs Söhne, Adolf, Rudolf II. und Rupert I., folgten einander, Letzterem Rupert II., Adolfs Sohn. Dessen Sohn und Nachfolger Rupert III. wurde 1400 Kaiser und hinterließ 4 Söhne, die sich in die väterlichen Lande theilten; Ludwig der Bärtige erhielt die Kur- oder Rheinpfalz, Johann die Oberpfalz, Stephan Zweibrücken und Simmern, Otto Mosbach. Die zweite und vierte Linie starben bald wieder aus, sowie die erste 1559 mit Otto Heinrich, der sich zur evangelischen Kirche bekannt und die Bibliothek zu Heidelberg angelegt hatte. Seine Lande und die Kur fielen an Friedrich III. von der simmerschen Linie, der die reformirte Religion annahm. Ihm folgte Ludwig VI., Friedrich IV. und Friedrich V., der wegen der angenommenen böhmischen Krone seine Lande und die Kurwürde verlor, die von Kaiser Ferdinand II. seinem Vetter, dem Herzog Maximilian von Baiern, übertragen wurde. Sein Sohn Karl Ludwig erhielt zwar durch den westfälischen Frieden die Unterpfalz wieder, auch bekam er eine neue, die achte Kurstelle mit dem Erzschatzmeisteramt; die Oberpfalz aber, der Rang, den Pfalz ehemals im kurfürstlichen Collegium gehabt und das Erztruchsessenamt blieben bei Baiern; doch wurde festgesetzt, daß im Fall des Erlöschen des baierischen Mannsstammes Pfalz wieder in den Besitz des Landes und der Rechte kommen sollte. Als sein Sohn Karl 1685 die simmersche Linie beschloß,

fielen die Kur und die dazu gehörigen Lande an seinen Vetter, den Pfalzgrafen von Neuburg, Philipp Wilhelm. Dieses neuburgische Haus stammte von des Pfalzgrafen Stephan von Simmern zweiten Sohn Ludwig dem Schwarzen, Pfalzgrafen von Zweibrücken ab, dessen Sohn Alexander 2 Söhne hatte, Ludwig und Rupert; dieser ist der Stammvater der veldenzischen Linie, sowie Ludwigs Sohn Wolfgang aller seit Erlöschung der veldenzischen Linie 1694 lebenden Pfalzgrafen. Von seinen 3 Söhnen stiftete der jüngste Karl die birkenfeldische und der mittlere Johann die neuzweibrückische Linie; der älteste, Philipp Ludwig, hatte 2 Söhne, Wolfgang Wilhelm und August; jener stiftete das neuburgische, dieser das sulzbachische Haus; der dritte Sohn Johann Friedrich, der zu Hilpoltstein wohnte, überlebte seine Kinder. Auf Philipp Wilhelm folgte sein Sohn Johann Wilhelm, der nach Ableben des Pfalzgrafen Leopold Ludwig von Veldenz 1694 dessen Land bekam, und im spanischen Erbfolgekrieg, da der Kurfürst Maximilian Emanuel von Baiern 1706 geächtet wurde, die Oberpfalz und die alten Kurrechte des pfälzischen Hauses wieder erhielt; doch erlangte der Kurfürst von Baiern durch den zwischen Karl VI. und Ludwig XIV. 1714 geschlossenen Frieden das Verlorne wieder. Als Kurfürst Johann Wilhelm 1716 ohne Nachkommen starb, folgte ihm sein Bruder Karl Philipp, der seine Residenz von Heidelberg nach Manheim verlegte und 1742 auch ohne männliche Erben starb, worauf die Kur an die sulzbachische Linie kam, in dem auf Karl (Philipp) Theodor, der als Pfalzgraf zu Sulzbach seinem Vater Johann Christian Joseph 1733 gefolgt war, und schon 1728 von seiner Mutter das Marquisat Bergen op Zoom geerbt hatte, alle kurpfälzischen, jülichischen und bergischen Länder übergingen. Als 1777 der baierische Mannsstamm mit Kurfürst Maximilian III. sich endigte, so wurden auch die baierischen Lande mit den pfälzischen vereinigt, bis auf einen Theil, der an Oestreich kam. Kurpfalz trat, nach den Bestimmungen des westfälischen Friedens wieder in die fünfte Stelle im Kurfürstencollegium und in das alte Erztruchsessenamt, und gab dafür das Erzschatzmeisteramt an Kurbraunschweig ab. Nach Karl Theodors unbeerbtem Tode folgte 1799 der Herzog von Zweibrücken, Maximilian Joseph. In dem Revolutionskriege bemächtigten sich die Franzosen der pfälzischen Länder diesseits den Rheins und behielten sie auch durch den Frieden von Luneville 1801. Die auf dem jenseitigen Rheinufer liegenden kamen an Baden und Hessen-Darmstadt. Den größten Theil der 1801 verlornen Besitzungen diesseit des Rheins erhielt Baiern 1815 wieder (s. Baiern). Zu den besondern Gerechtsamen der Kurfürsten von der Pfalz gehörten: das Reichsvicariat; das Recht, Grafen, Freiherren und Edelleute zu machen, das Pfandschaftsrecht u. m. a.

Pfalzgraf, s. Comes Palatinus und Pfalz.

Pfandrecht, Unterpfandsrecht (jus pignoris), ein dem Gläubiger zur Sicherheit seiner Forderung an einer Sache zustehendes dingliches Recht (s. d.), vermöge dessen er seine Befriedigung aus der Substanz der Sache, ohne Rücksicht auf die Person ihres Besitzers, zu suchen befugt ist. Es kann folglich auch gegen den dritten Besitzer, welcher für seine Person dem Gläubiger Nichts schuldig ist und vielleicht die Sache in guter Treue und Glauben, ohne von dem sie betreffenden Unterpfandsrecht zu wissen, gekauft und bezahlt hat, ausgeübt werden. Das Pfandrecht ist daher eines Theils das stärkste Band des

Credits, andern Theils aber auch das zerstörendste Gift für denselben. Eine weise Regulirung dieses weit verbreiteten Instituts des positiven Rechts ist einer der nöthigsten, aber auch einer der schwierigsten Acte der Gesetzgebung. Das Pfandrecht ist entweder unbedingt mit dem Rechte, die verpfändete Sache zu besitzen, verbunden (Faustpfand, (pignus, im engern Sinne), oder nur auf den Fall, daß der Gläubiger wegen nicht erhaltener Befriedigung in den Besitz (an dessen Stelle jedoch sodann heutzutage mehrentheils gerichterliche Sequestration zu treten pflegt) gesetzt zu werden verlangt (Hypothek). Gegenstand des Pfandrechts können aber nicht nur einzelne Sachen, sondern auch das ganze Vermögen des Verpfändenden seyn; daher die Unterscheidung zwischen dem allgemeinen und besondern Unterpfandsrechte, der General- und Special-Hypothek. Die Verpfändung ist in der Regel eine durch Vertrag oder auf andre zu Recht beständige Art, z. B. durch Testament, erfolgende Handlung freier Willkür des Eigenthümers der zu verpfändenden Sache. Allein die römischen u. a. positiven Rechte haben theils Fälle bestimmt, in welchen dafür angenommen wird, daß der Eigenthümer eine einzelne Sache oder sein ganzes Vermögen stillschweigend verpfändet habe, theils haben sie auch dem Richter die Befugniß ertheilt, nach gewissen Formen dem Gläubiger, selbst wider den Willen des Schuldners, ein Pfandrecht an dessen ganzem Vermögen oder einzelnen Stükken desselben zuzusprechen (pignus praetorium, judiciale). Diese richterliche Handlung ist gewöhnlich mit der Einweisung des Gläubigers in die Güter seines Schuldners oder der Immission verbunden und als ein Theil des Executionsverfahrens zu betrachten. (S. Proceß.) — Das willkürliche Pfandrecht, wenn es ein Faustpfand seyn soll, setzt, außer der zu verpfändenden Sache, auch die Uebergabe der letztern an den Pfandgläubiger voraus. Daher rechnen die römischen Rechtsgelehrten die Bestellung eines Faustpfands unter die Realcontracte. Geschäfte dieser Art kommen vor, wenn bei öffentlichen Leihhäusern, Banken oder Privatpersonen auf Pretiosen oder andere Effecten Geld geborgt wird. Zur Entstehung einer Hypothek aber wird die Uebergabe der Sache nicht erfordert. Nach römischen Rechten war ein Vertrag zwischen dem Eigenthümer der Sache und dem Pfandgläubiger hierzu hinreichend. Alle Sicherheit des Grundeigenthums wurde hierdurch untergraben, ja selbst den Hypotheken jeder solide Credit genommen. Kein Käufer eines Grundstücks konnte wissen, ob und wie oft es verpfändet sey, kein Pfandgläubiger war sicher, daß ihm nicht ältere, ihm verschwiegene Hypotheken vorgingen, ja daß nicht spätere Hypothekenverträge betrüglicher Weise zurückdatirt werden würden. Nur diesem letztern Betruge wurde endlich dadurch, wiewohl immer noch sehr unvollkommen, gesteuert, daß die Hypotheken (welche vor der Obrigkeit oder vor Notarien constituirt waren) und die ihnen gleichgeachteten, vor 3 männlichen glaubwürdigen Zeugen errichteten, vor den Privathypotheken den Vorzug erhielten, wenngleich diese, scheinbar oder wirklich, älter waren als jene. Weit gründlicher haben viele der neuern Gesetzgebungen jenen Uebeln abgeholfen. Die Völker deutscher Abkunft kannten ursprünglich die Hypotheken gar nicht. Ueberhaupt beruheten Eigenthumsübertragungen an Grundstükken auf Gunst oder Bewilligung des Richters, auf gerichtlicher Auflassung der Lehn, der des Eigenthumsrechts von Seiten des Veräußernden und auf gerichtlicher Lehns- oder Erbreichung an den Erwerbenden.

Sollte eine Schuldforderung durch ein dingliches Recht an einem Grundstücke gesichert werden, so schloß man einen Wiederkauf und der Gläubiger erhielt Eigenthum und Besitz, wenn auch nur auf gewisse Zeit oder unter der Bedingung der Rückgabe nach erfolgter Zahlung. Wollte der Gläubiger sich nicht mit dem Besitze und der Bewirthschaftung des Grundstücks befassen, oder beabsichtigte er gar nicht oder nicht sobald eine Aufkündigung des Capitals, so schloß man lösliche oder unablösliche Rentenkäufe und gestand, vorausgesetzt, daß diese Käufe obrigkeitlich bestätigt waren, dem Käufer ein dingliches Recht zu. Selbst nach Einführung der fremden Rechte wurden lange Zeit hindurch diese Art der Creditgeschäfte dem römischen Hypothekenvertrage vorgezogen, theils weil die kanonisch-päpstlichen Rechte sich fortwährend bei Darlehnen gegen die Zinsen erklärten, die Rentenkäufe aber von der Kirche in Schutz genommen wurden und der wiederkäufliche Besitzer in der Regel die Nutzungen ohne Rechnungsablegung innebehielt, theils weil der Gläubiger in dem gerichtlich bestätigten Rentenkaufe und bei Wiederkäufen in der Lehn- oder Erbreichung und dem ihm dadurch sogleich übertragenen Eigenthumsrechte und Besitze weit mehr Sicherheit fand. Als aber das römische Recht immer mehr alle deutsche Rechtsinstitute verdrängte, als die vermehrte Menge des baaren Geldes die Folge hatte, daß der bedürftige Grundstücksbesitzer Darlehne erhalten konnte, ohne zu einer, wenn auch nur zeitmäßigen Veräußerung des Eigenthums und Besitzes zu schreiten, als man bei dem offenen Darlehnvertrage über eine mäßige Verzinsung Schwierigkeiten zu machen, vielmehr auf die wucherlichen Zinsen bei Wiederkäufen, Rentenkäufen und andern bemäntelten Darlehnen aufmerksamer wurde und wiederkäufliche Besitzer zur Rechnungsablegung über die Nutzung und Herausgabe des, die geduldeten Zinsen übersteigenden, ebenso wie die Rentenkäufer anzuhalten anfing, — da wurde der römische Hypothekenvertrag auch unter den Völkern deutscher Abkunft und deutscher Rechtsgewohnheit immer gemeiner. Allein es entstanden bei dessen Annahme vielfache Abweichungen, sodaß nicht nur einzelne Städte ein unter sich verschiedenes Hypothekenrecht durch Gesetze, Statuten und Gewohnheiten sich bildeten. An manchen Orten folgte man nämlich 1) unverändert den Vorschriften des röm. Rechts. Dagegen ging man 2) an andern davon aus, daß, gleichwie das Eigenthum an Grundstücken nach deutscher Sitte nur durch richterliche Mitwirkung übertragen werden könne, ebenso auch nur durch Gunst oder Bewilligung (Consens) des Richters, unter dessen Gerichtsbarkeit das Grundstück gehört, dem Gläubiger das Hypothekenrecht ertheilt werden könne. Endlich war man 3) an einigen Orten noch so inconsequent, jene rein römischen und diese modificirte deutsch-römischen Hypotheken zugleich gelten zu lassen, wo man jedoch sodann gewöhnlich den letztern den Vorzug, selbst vor dem öffentlichen Unterpfandsrechte des römischen Rechts, zugestand. Schon längst hat man sich überzeugt, daß nur auf dem unter 2) bemerkten Wege, nämlich durch die Einrichtung, daß ausschließlich unter Autorität des Richters, unter welchem das Grundstück gelegen, dessen ausdrückliche Verpfändung gestattet sey, Sicherheit des Grundeigenthums selbst und der darauf zu contrahirenden Creditgeschäfte zu erreichen sey. Eine der ersten Gesetzgebungen, welchen den, ohne obrigkeitliche Consense, oder, bei unbezahlten Kaufgeldern, ohne obrigkeitliche Hypothekenannontation auf Grundstücke gelegten bloßen Conven-

tionalhypotheken gegen den dritten Besitzer, sowie gegen andre Pfand- oder Handschriftsgläubiger, alle Wirkung absprach, war die kursächsische. Die neuere königl. Gesetzgebung zeichnet sich durch die, bei den Hypothekenbüchern (d. h. bei den von jeder Gerichtsbarkeit über alle, unter ihrer Gerichtsbarkeit gelegenen Grundstücke zu haltenden tabellarischen Verzeichnisse der in der vorgeschriebenen Form zur Eintragung gebrachten Hypotheken) eingeführte strenge Ordnung vortheilhaft aus und macht das Wesen einer gültigen Hypothek von der legalen Eintragung derselben in diese Bücher abhängig. Eine ähnliche gute Ordnung besteht seit geraumer Zeit im Oestreichischen, wo die Hypotheken bei der competenten Behörde intabulirt werden müssen, sowie in den mehresten, gegenwärtig zum deutschen Bunde gehörigen Staaten. Doch gibt es noch Orte und Ländchen, wo Eigensinn oder Indolenz die bloßen Conventionalhypotheken noch bis jetzt dulden. Die gleichförmige Hypothekenverfassung in sämmtlichen deutschen Bundesstaaten gehört ebenso wie eine gleichförmige Münzverfassung unter die Gegenstände, welche jeder deutsche Vaterlandsfreund von der Bundesversammlung mit Erfolg in Berathung gezogen sehen wünscht. Möchte man aber in Zukunft überall vermeiden, dem Hypothekenwesen eine Einrichtung zu geben, wodurch auf den vereinigten Credit von größern oder kleinern Grundstücksbesitzern Papiere, ähnlich den aus einer Hand in die andre gehenden Staatspapieren, oder ähnlich den auf schnelle Discontirung und andre kaufmännische Zwecke berechneten Kaufmannswechseln und Bankpapieren creirt werden. Selbst das bei seiner ersten Einführung in Schlesien (1770) allerdings wohlthätige, in den mehrsten altpreuß. Landen vorkommende System der Pfandbriefe ist diesem Tadel unterworfen. In der unglücklichen Periode 1806—13 haben Mäkler und Speculanten sich auf Kosten vieler preuß. Gutsbesitzer und ihrer Gläubiger bereichert, während in andern gleich unglücklichen Zeitumständen unterworfen gewesenen Ländern Pfandgläubiger und Pfandschuldner, als Individuen, unter immerwährender, bei jedem Pfands- und Cessionsgeschäfte, sowie bei jeder Aufkündigung und ausklagender vorkommender obrigkeitlicher Controle und Aufsicht einander gegenüberstanden, etwas Aehnliches nicht stattgefunden hat. — Ein allgemeines gesetzliches Pfandrecht hat u. A. der landesherrliche Fiscus auf das Vermögen Derjenigen, welche zur Erhebung oder Verwaltung der Staatseinkünfte bestellt worden sind, auch wenn sie Caution geleistet haben, als: Cassirer, Rentmeister, Verwalter, Kriegszahlmeister rc., und die mit ihm Verträge abgeschlossen haben und dadurch dessen Schuldner geworden sind, sowie auch an den Gütern der Unterthanen wegen rückständiger Abgaben. Ein gesetzliches Pfandrecht hat ferner die Ehefrau auf das Vermögen ihres Mannes wegen des Brautschatzes und des übrigen seiner Verwaltung überlassenen Eingebrachten; unmündige, Minderjährige, Wahnsinnige und Alle, welchen Vormünder oder Curatoren bestellt werden, auf das Vermögen derselben; Kinder auf das ihres Vaters zur Sicherheit ihres von der Mutter oder auf andre Art erworbenen Vermögens; Gemeinden, Kirchen, Schulen, Universitäten, milde Stiftungen auf das Vermögen ihrer Vorsteher und Schuldner rc. Ein specielles gesetzliches Pfandrecht haben z. B. Pupillen und Minderjährige an die von ihrem Gelde erkauften Sachen. Doch erstreckt sich das gesetzliche Pfandrecht in der Regel nur auf das Allodialvermögen der Schuldner. Wenn die Verpfändung in

Rücksicht ihrer Form gültig seyn soll, so müssen die verpfändeten beweglichen Sachen, und sind es Schuldforderungen, die Obligationen dem Pfandgläubiger zum Besitze übergeben werden. Was aber die Verpfändung unbeweglicher Güter betrifft, so ist die Uebergabe keineswegs erforderlich, wenn sie nur von dem Richter, unter dessen Gerichtsbarkeit sie liegen, bestätigt wird, und sind es Lehngüter, der Lehnsherr seine Einwilligung dazu gegeben hat. — Alle und jede Arten des Pfandrechts berechtigen den Gläubiger in der Regel zu dem Antrage auf Veräußerung des verpfändeten Gegenstandes zum Behuf der aus dem Kaufgeld zu erlangenden Befriedigung. Diese Veräußerung muß in der gesetzlich vorgeschriebenen Art und nach den mehrsten neuern Gesetzgebungen öffentlich an den Meistbietenden geschehen. Haben mehre Pfandgläubiger Anspruch an das Kaufgeld, und reicht es überhaupt nicht, oder doch das davon sogleich Vorhandene nicht zu aller Befriedigung zu, so entsteht ein Concurs der Pfandgläubiger, welcher leicht in einen allgemeinen Concurs zu dem Vermögen des Schuldners (s. Concurs) übergeht. Unter mehren Pfandgläubigern geht in der Regel der ältere dem jüngern vor. Doch haben die römischen Rechte und neuere Gesetzgebungen von dieser Regel mancherlei Ausnahmen gemacht. Außerdem verdient vorzüglich das Vorzugsrecht der Hypothek wegen unbezahlter Kaufgelder und überhaupt der Fall bemerkt zu werden, da der Schuldner ein Grundstück mit solchen Hypotheken an sich bringt, welche bei der Acquisation selbst oder schon vorher entstanden sind. Nicht selten kam, besonders in ältern Zeiten, bei dem Pfandrechte der antichretische Vertrag vor, vermöge dessen der Gläubiger die Nutzungen der verpfändeten, zu diesem Behufe ihm übergebenen Sache statt der Zinsen sich zuzueignen berechtigt wird, welches Recht jedoch durch die Wuchergesetze auf den Betrag der gesetzlichen Zinsen zurückgeführt wird, es sey denn, daß der Ertrag der Nutzungen ungewiß und ein bedeutender Ueberschuß nicht wahrscheinlich sey. Bei Constituirung eines Pfandrechts ist der commissorische Vertrag (nach welchem, wenn die Schuld binnen einer gewissen Zeit nicht bezahlt wird, das Pfand oder das hypothekirte Grundstück dem Gläubiger verfallen seyn soll) als wucherlich durch die römischen und kanonischen Rechte und alle neuern Gesetzgebungen ganz verboten, und mit Recht wird dieses Verbot auch auf Wiederkäufe u. a. Geschäfte angewendet, wenn sie den Pfandvertrag oder überhaupt ein Creditgeschäft bemänteln. Jedes Pfandrecht erlischt durch eine zu Recht beständige (daher besonders bei Ehefrauen manchen gesetzlichen Erfordernissen unterworfene), ausdrückliche oder stillschweigende Entsagung, sowie — auch ohne dieselbe — durch Aufhebung der Hauptverbindlichkeit. Man irrt daher, wenn man glaubt, daß eine Hypothek noch an einen Dritten cedirt und abgetreten werden könne, wenn der Schuldner selbst schon vorher gezahlt hatte, oder wenn dieses von dem Dritten geschehen war, ohne sich die Cession bedungen zu haben. Vgl. die „Lehre vom Pfandrecht nach Grundsätzen des römischen Rechts dargestellt von Gesterding" (Greifswald 1816).

Pfandhaus, s. Lombard.

Pfändung heißt die eigenmächtige Ergreifung eines fremden Eigenthums, um mich entweder in meinem Besitzthume oder in meiner Gerechtsame, die durch den Eigenthümer des Ergriffenen gefährdet wurde, zu sichern, oder ein Unterpfand des Ersatzes für einen schon wirklich

zugefügten Schaden zu haben. Das deutsche Recht, was zwar eine dergleichen Selbsthülfe überhaupt verbietet, hat einige Fälle ausgenommen, wo sie gestattet ist. Nach ihm steht es mir zu, die Sache eines Andern wegzunehmen, der entweder mir einen Schaden an meinem Besitzstande zufügt, oder mich in der Ausübung und dem Genusse meiner Gerechtsame auf meinem Grund und Boden stört. So darf man das fremde Vieh in Gewahrsam nehmen, das unsern Landfrüchten Schaden zufügt. — Um eine Sachen pfänden zu können, finden folgende Bedingungen statt: die Pfändung muß unmittelbar auf frischer That und innerhalb der Grenzen des beschädigten Grundstückes geschehen: es ist nicht erlaubt, den Thäter auf fremdes Eigenthum zu verfolgen und ihm dort sein Vieh oder seine Geräthschaften wegzunehmen. Man darf keine Gewaltthätigkeit anwenden, die gepfändeten Sachen nicht beschädigen, und auch nicht mehr pfänden, als etwa der Schaden beträgt. Keine Pfändung kann stattfinden, wenn das beschädigte Besitzthum das Object eines Rechtsstreites ist. Auch ist es verboten, Posten und Stafetten zu pfänden. Der Gepfändete muß entweder den Schaden ersetzen und das Pfand auslösen, oder der Pfänder hat das Recht, das Pfand gerichtlich verkaufen zu lassen, wo dann entweder nach Abzug aller Kosten dem Gepfändeten den Ueberschuß übermacht, oder ihm von Gerichtswegen auferlegt wird, wenn das Pfand den Schaden nicht deckte, das Mangelnde zu zahlen. Unerlaubt ist die Schutzpfändung, d. h. dem Pfänder ein Eigenthnm fortzunehmen, um ihn zu zwingen, das Pfand herauszugeben oder sich schadlos zu halten.

Pfeffel (Gottlieb Konrad), geb. zu Kolmar 1736, ein origineller, sinnreicher Dichter, der zu Halle zwar Rechtsgelahrtheit studiren wollte, aber wegen seiner Augenkrankheit, die auch, trotz der mancherlei Curen in Dresden und in seinem Vaterlande, zuletzt zur völligen Blindheit führte, davon abstehen mußte. Um so mehr widmete er sich seinem Hange zur Dichtkunst, und er gab schon 1760 seine poetischen Versuche heraus. 1773 errichtete er zu Kolmar unter dem Namen einer Kriegsschule ein akademisches Erziehungshaus für die protestantische Jugend, dem er zugleich mit Hofrath Lerje seine ganze Zeit und Kräfte widmete, das aber durch die Revolution in Frankreich sein Ende erreichte. Von dieser Zeit an widmete er sich ganz literarischen Beschäftigungen, ward auch 1803 Präsident des neu errichteten evangelischen Consistoriums zu Kolmar und starb hier 1809. In den Fabel und Erzählungen war Pfeffel am glücklichsten. Seine „Epistel an Phöbe" wird für eine der schönsten gehalten. Auch fürs Theater hat er sich theils durch kleine Originalstücke, theils durch Versetzung französ. Stücke auf unsre Bühne kein kleines Verdienst erworben.

Pfeffer, ein gemeines erhitzendes Gewürz, welches, wie alle Gewürze, in den heißesten und feuchtesten Tropenländern vorzüglich gedeihet. Der lange Pfeffer wächst wie Hopfen an Stangen oder ist ein kriechendes Erdgewächs auf dem Boden, das durch Fasern Wurzeln einschlägt und sich befestigt. Die Blätter sind von außen dunkel und inwendig blaßgrün. Die Frucht hat kleine Beeren, welche in Schuhlänge beisammen an den Reben hangen; die Früchte werden an der Sonne gedörrt und dann schwarzrunzlig. Pfeffer verlangt einen reichen Boden. Der schwarze Pfeffer wächst besonders in Hindostan und auf Java und Sumatra. Der weiße Pfeffer ist vielleicht der nämliche und

Folge einer andern Behandlung. Der weiße soll stärker seyn. Im Handel ist langer Pfeffer eine unreife Fruchtähre, mit kleinen unvollkommenen Körnern von der Größe des Mohns. — Der spanische Pfeffer trägt lange daumensdicke Schoten voll kleiner, weißer, platter Samenkörner mit einem scharfen brennenden Geschmack, ist ein Sommergewächs mit weißlichen Blüthen. — Der indianische Pfeffer ist schärfer und stärker als der spanische.

Pfeffersbad, eine berühmte Heilquelle im schweizer. Canton St.-Gallen in der Landschaft Sarganz. In einer so engen, von so hohen und steilen Felsen eingeschlossenen Schlucht, daß die Sonne in den längsten Tagen nur von eilf bis drei Uhr den Boden erreicht und daß man durch Sprengen der Felsen hat Raum gewinnen müssen, liegen die Badehäuser, zu welchen das Wasser der Heilquelle durch Röhren geleitet wird. Diese Quelle selbst, welche nur in Sommer fließt, entspringt in der furchtbarsten Felsspalte, welche vielleicht irgendwo die Natur gebildet. In der Tiefe brauset der wüthende Tamin; an den breitesten Stellen ist die Schlucht kaum 30—40 F. breit, und oben, in einer Höhe von 2—300 F., schließen sich die Felsen gänzlich. In dieser schaudervollen Höhle führt ein 6—700 F. langer hölzerner Steg, 30—40 F. über dem Flusse schwebend, nach der Seitenhöhle, aus welcher die Quelle strömt und wohin ehemals die Kranken mit Lebensgefahr kletterten, um dort sieben Tage und Nächte lang im Wasser zu verweilen. Erst im 17. Jahrh. wurde das Wasser durch Röhren nach den Badehäusern geleitet und die jetzige Einrichtung wurde erst 1716 vollendet. Das Wasser ist krystallhell und geschmacklos, hat 28 bis 30° Wärme, und die Kranken verweilen 2 bis 10 Stunden darin.

Pfeifergericht hieß die Feierlichkeit, mit welcher ehedem die Städte Worms, Nürnberg und Bamberg zu Frankfurt a. M. jährlich in der Herbstmesse die Bestätigung ihrer Zoll- und auch Freiheiten holen mußten. Unter Begleitung der besten nürnberger Kunstpfeifer erschienen die Deputirten vor sitzendem Gericht und forderten, unter Ueberreichung eines hölzernen Bechers, eines Pfundes Pfeffer, eines weißen Biberhuts, eines Paars Handschuhe und eines weißen Stäbchens, ihre Zollfreiheit.

Pferd. Dieses edle und nützliche Thier geht in Asien nicht über 64° N. Br. hinaus und fand sich in der neuen Welt bei ihrer Entdeckung gar nicht vor, ist aber in allen Ländern Europas anzutreffen und jetzt auch in Amerika allenthalben verbreitet. Wilde Pferde finden sich um den Aralsee, am Tanflusse, im südl. Sibirien, in den großen mongolischen Wüsten und in der Kalkas-Mongolei, nordwestlich von China. Sie sind kleiner als die zahmen, mausefahl, dickbehaart, besonders im Winter, haben einen größern Kopf und eine merklich gebogene Stirn. Sie leben in Heerden bei einander und scheuen den Menschen ungemein. Sie stellen daher allemal Wächter aus, auf deren Gewieher sie mit unglaublicher Schnelligkeit die Flucht nehmen. Dennoch wissen die Kalmücken ihnen beizukommen. Außerdem mag es auch in Ceylon und im Innern von Afrika wilde Pferde geben. Zu unterscheiden von diesen sind die verwilderten, welche man in menschenleeren Ländern in Menge findet, z. B. am Don, in der Ukraine, in Südamerika ꝛc. Als Hausthier wird das Pferd fast allenthalben gezogen, und manche Nationen treiben diese Zucht so weit, daß sie, wie die Kosacken, Kalmükken ꝛc., ganz beritten sind, auch vom Fleisch und der Milch dieser Thiere,

wie die Tataren, leben. Selbst für die cultivirten Nationen ist es unentbehrlich. Von dem zahmen Pferde — was sich darin von allen andern Thieren unterscheidet, daß es in seinem Hausthierzustande schöner und kräftiger wird, dahingegen alle übrigen Hausthiere als solche verlieren — ist die arabische Zucht die edelste. (Vgl. Arabische Pferde.) Von ihr stammt die berberische Rasse (aus den nordafrikanischen Küstenländern am mittelländischen Meere) mit kleinem Kopf und schlankem Leibe, die spanische mit großem Kopfe und stolzem Gange. Hiernächst folgt die englische. (S. Engl. Pferde u. Wettrennen.) Die neapolitanischen Pferde mit Ramskopf und stolzem Anstand, aber boshaftem Sinn. Plump ist die französische Rasse; groß, dauerhaft und stark die dänische und deutsche mit ihren Unterarten, der holsteiner, brabanter, mecklenburger, ostfriesländer. Die polnischen und ungarischen Pferde tragen Spuren arabischer Abkunft. Die kleinen Pferde der Russen, die sich im europäischen Norden verbreitet haben, sind wohl von derselben Art wie die, auf welchen schon die Hunnen Europa überschwemmten. Die trockenen Waiden der Hochsteppen Asiens (Tatarei, Persien) haben auf eine schöne Bildung der Pferde den günstigsten Einfluß. In Hinsicht des Gebrauchs theilt man die Pferde in Reit-, Kutsch- und Arbeitspferde. Zu erstern nimmt man die vorzüglichsten; bei den letztern sind Gesundheit und Stärke die Haupteigenschaften. Besondere Berücksichtigung erfordert das Alter eines Pferdes, welches man am sichersten aus der Beschaffenheit der Zähne erkennt; doch reicht dieses Mittel nicht über das 10. Jahr hinaus. In der Pferdedarstellung sind unter den neuern Künstlern ausgezeichnet Pforr, Heß, Klein, Adam, deren Studien in radirten Blättern ebenfalls nachahmenswerth sind. Vgl. „Abbildungen sämmtl. Pferderassen", von Rud. Kuntz, mit naturhistor. Beschreib. von E. d'Alton, Karlsruhe 1827, 5 Lief., Querfol.; F. v. d. Brinken, „Bemerkungen über die engl. Pferde und die Pferdezucht im Allgemeinen" (mit 7 Abbild., Weimar 1827).

Pfingsten (vom griech. Pentekoste, der 50.), das auf den 50. Tag nach Ostern fallende und daher bewegliche Fest der Ausgießung des heil. Geistes über die Jünger Jesu, welches zu den hohen christlichen Festen gehört. Die schon im 3. Jahrh. aufgekommene Feier dieses Festes wurde 305 auf der Kirchenversammlung zu Elvira in Spanien festgesetzt.

Pfinzing (Melchior), s. Theurdank.

Pflanzen, alle Gewächse, von dem höchsten Baume bis zum geringsten Schimmel, deren Inbegriff das Pflanzenreich, die Wissenschaft aber, welche sich mit dem Pflanzenreich beschäftigt, Botanik (s. d.) heißt. Gewöhnlich definirt man die Pflanzen als organisirte Körper ohne willkürliche Bewegung. Sie bestehen, wie alle organisirte Körper, aus festen und flüssigen Theilen. Zu jenen rechnet man das Zellgewebe, die verschiedenen Gefäße, die Fibern und das Mark (s. dd.); zu diesen die im Pflanzenkörper befindlichen Flüssigkeiten und die Luft. Die Gefäße sind Saft- oder Luftgefäße. Letztere enthalten Luft, die Saftgefäße aber die Flüssigkeiten, durch deren Bearbeitung das Wachsthum der Pflanzen bewirkt wird. Einige führen den aufgenommenen und auf eine gewisse Art bearbeiteten Saft den äußern Theilen zu, und werden zuführende, andre schaffen unnütze Säfte aus dem Pflanzenkörper aus, und werden abführende Gefäße genannt. Die zuführenden Gefäße sind entweder Spiral- oder Nahrungsgefäße; die abführenden

sind theils die Markgefäße, theils die Wassergefäße der Oberhaut. Außerdem gibt es noch gewisse Nebengefäße, wahrscheinlich von ähnlicher Bestimmung. Die zuführenden Gefäße liegen bald dicht unter der Haut, bald etwas tiefer unter dem Zellgewebe, und laufen zuweilen in das Mark. Die abführenden hingegen laufen fast nur innerhalb des Zellgewebes und des Marks fort und nehmen ihren Ausgang an der Oberhaut. Die flüssigen Bestandtheile der Pflanzen bewegen sich in den genannten Gefäßen und sind tropfbarflüssige oder elastischflüssige. Die tropfbaren Flüssigkeiten scheinen bei den Pflanzen die Stelle des Blutes zu vertreten und in ihren Verrichtungen mit demselben verglichen werden zu können. Sie sind wahrscheinlich, wie das Blut der Thiere, mit organischen Theilen geschwängert, woraus sich die festen Theile bilden. In physiologischer Hinsicht findet sich zwischen Pflanzen und Thieren große Aehnlichkeit. Zusammenziehende Kraft, Reizbarkeit, Bildungskraft, Reproductions- und andre Kräfte haben die Pflanzen mit den Thieren gemein, nur in einem geringern Grade. Diese Lebenskraft erhält in den Pflanzen ebensowohl wie in den thierischen Körpern bei allen Abwechselungen und Veränderungen, denen sie unterworfen sind, die eigenthümliche Form des Individuums, und sie ist es, durch welche die chemische Verwandtschaft der Grundstoffe, woraus die organisirten Körper bestehen, bei diesen anders als bei den unorganischen modificirt wird. Hört sie auf, so stirbt der organische Körper, und seine Bestandtheile unterwerfen sich ungehindert den allgemeinen Verwandtschaftsgesetzen der leblosen Natur. Ob man den Pflanzen auch Empfindung zuschreiben dürfe, ist zweifelhaft, denn bis jetzt haben wir noch keine Nerven bei ihnen entdeckt, und die Erscheinungen an gewissen Pflanzen, welche Empfindung zu errathen scheinen, lassen sich vielleicht auf bloße Reizbarkeit zurückführen. Auch Bewegung, als Folge der Lebenskraft, ist den Pflanzen nicht abzusprechen. Mehre äußern unter gewissen Umständen eine Bewegung einzelner Theile, die der thierischen Bewegung ähnelt. Die Bewegung der Säfte in den Pflanzen kannte man lange, bevor man die Ursache davon einsah. Malpighi scheint ihren Grund in einer Bewegung der Gefäße, Hales ihn in der Wärme der äußern Luft gesucht zu haben; spätere Naturforscher nahmen mechanische Gründe an, indem sie die Pflanzengefäße als Haarröhrchen (s. d.) betrachteten. Allein die Unstatthaftigkeit dieser Erklärungsarten ist leicht zu entdecken, und es scheint richtiger zu seyn, die Reizbarkeit der Gefäße als die Ursache des Steigens ihres Saftes anzunehmen. Diese Meinung wird dadurch bestätigt, daß der Saft zu steigen aufhört, wenn man durch starke elektrische Schläge die Reizbarkeit der Gefäße abgestumpft hat. Worin aber diese Reizbarkeit bestehe, und was sie verursacht, ist bis jetzt noch nicht dargethan worden; nur ihr Daseyn kennt man und hat durch Versuche gefunden, daß sie sich durch gewisse künstliche Mittel ebensowohl erhöhen als schwächen, ja ganz aufheben läßt. Außerdem scheint auch die Wärme auf die Bewegung der Säfte Einfluß zu haben; denn warum bewegt die Reizbarkeit die Pflanzensäfte im Winter nicht? Erst bei einem gewissen Wärmegrade steigen die Säfte und beginnt das Wachsthum; kalte Tage aber bringen sogleich einen Stillstand oder eine Hemmung hervor. Die Sommerhitze schwächt, wie es scheint, allmälig jene Reizbarkeit und stumpft sie so ab, daß die Säfte sich nach und nach immer langsamer bewegen und im Herbste stillzustehen anfangen. Mit

der Reizbarkeit der Pflanzen hängt der Schlaf derselben und ihr Drehen nach dem Lichte genau zusammen. Ersterer scheint zu erfolgen, wenn sie anhaltend und heftig in Thätigkeit gewesen. Man bemerkt ihn besonders an den Blumenkronen, aber auch an den Blättern, nur in verschiedenen Graden. Die Neigung der Pflanzen, sich nach dem Lichte zu drehen, wird bei solchen leicht sichtbar, die das Licht nur von einer Seite haben, indem alle Stängel, Zweige, Blätter und Blüthen sich nach dieser Seite hinwenden. Ein andrer wichtiger Gegenstand in der Physiologie der Pflanzen ist das Athmen derselben. Es besteht in einem Einsaugen und Aushauchen, welches man besonders an den Blättern wahrnimmt. Legt man ein frisches Blatt in ein Glas mit Brunnenwasser und setzt es den Sonnenstrahlen aus, so erscheint es bald mit Luftbläschen bedeckt, die allmälig nach der Oberfläche aufsteigen und dort zerplatzen. Fängt man sie auf, so zeigt sich, daß sie aus Sauerstoffgas bestehen. Nur unter Mitwirkung des Sonnenlichts zeigt sich diese Erscheinung; bloße Wärme reicht nicht dazu hin. Die über das Athmen der Pflanzen angestellten Versuche haben zu sehr verschiedenen Meinungen geführt. Ingenhouß glaubt, daß die Pflanzen nur im Sonnenlichte Sauerstoff, des Nachts hingegen Stickgas und kohlengesäuertes Gas aushauchen. Nach Senebier geben gesunde Pflanzen und ihre Blätter bei Nacht gar keine Luft von sich; dasselbe fand Spallanzani. Ackermann dagegen behauptet, daß die Pflanzen ebenso gut wie die Thiere den Grundstoff der Lebensluft (Sauerstoff) einsaugen und Kohlensäure von sich geben müssen. Aber nicht allein luftförmige Stoffe hauchen die Pflanzen aus, sondern es steigen auch aus ihnen Feuchtigkeiten in Dünsten auf, deren Masse im Ganzen sehr beträchtlich ist. Man gibt an, daß ein Baum von mittlerer Größe täglich 30 Pfund Feuchtigkeit ausdünstet. — Was den Geruch der Pflanzen betrifft, so zeigen die neuern Fortschritte der Chemie, daß die Grundlage desselben nicht (wie man von einer so flüchtigen, ausdehnbaren, fast unwägbaren, völlig unsichtbaren und nur auf die Geruchsnerven wirkenden Substanz hätte glauben sollen) gasartig sey, und daher auch nicht zu den nähern Bestandtheilen der Pflanzen gerechnet werden dürfe. Fourcroy zeigte das Nichtdaseyn eines eignen Riechstoffs. Riechbarkeit ist den Körpern ebenso wesentlich wie die Schwere, sie richtet sich aber nach der Flüchtigkeit; daher die flüchtigsten Körper am stärksten riechen. Der Geschmack der Pflanzen scheint auf dem Verhältniß der Grundstoffe und auf dem Grade der Wärme zu beruhen, dem eine Pflanze ausgesetzt ist, wobei jedoch auch das Sonnenlicht bedeutend mitwirkt. Von der Farbe der Pflanzen gilt Dasselbe, was von ihrem Geruche gesagt worden. Schon Aristoteles bemerkte, daß die Pflanzen durch das Sonnenlicht gefärbt würden. Ray, Bonnet, Senebier u. A. stellen mehre Versuche in dieser Hinsicht an. Senebier fand, daß grüne Blätter, die man mit der ganzen Pflanze an einen dunkeln Ort stellte, erst auf der Oberfläche gelb und dann weiß wurden, dagegen junge im Dunkeln erzogene Pflanzen, die er nach und nach ans Licht brachte, aus dem Weißen ins Gelbe übergingen, immer dunkeler wurden und dann nach und nach grüne Punkte zeigten, welche sich vermehrten, daß nach einiger Zeit die vorher weißen Theile eine völlig grüne Farbe annahmen. An den im Dunkeln erzogenen Blüthen ist die Veränderung in der Farbe nur gering. Den Einfluß der Wärme dabei hat Bonnet durch Versuche gezeigt; aber nach-

van Mons und Vasalli wirken Lampen- und Mondlicht auf gleiche Weise. Die Ursache dieser merkwürdigen Erscheinung ist jetzt bekannt. Man weiß, daß die übersaure Kochsalzsaure die Farbe der Pflanzen verändert. Der Sauerstoff verbindet sich der Substanz der Pflanzen, und die übersaure Kochsalzsäure verändert sich in Salzsäure. Hierdurch wird die grüne Farbe zerstört, und die Pflanze zeigt sich bald gelb, bald weiß. Die Pflanzen werden durch den Sauerstoff, den sie einathmen, heller; dunkler aber, wenn sie ihn verlieren. Das verschiedene Verhältniß des Sauerstoffs zu ihren übrigen Bestandtheilen gibt die verschiedenen Abstufungen und Schattirungen. Die Sättigung mit Sauerstoff gibt die gelbe und weiße Farbe. Wird aber eine mit Sauerstoff gesättigte Pflanze dem Sonnenlichte ausgesetzt, so verbindet sich der Lichtstoff mit dem Sauerstoffe; dieser entweicht, und die Pflanze erhält ihre grüne Farbe wieder. Uebrigens scheint der Farbestoff im Zellgewebe seinen Sitz zu haben; die Oberhaut hingegen ist ohne Farbe. Ob zu diesen Eigenschaften noch die Wärme komme, ist zweifelhaft.

Die chemische Analyse der Pflanzen zeigt, daß alle vegetabilische Substanzen ursprünglich aus Wasserstoff, Kohlenstoff und Sauerstoff bestehen. Ihr verschiedenes Verhältniß begründet die Verschiedenheit der vegetabilischen Substanzen unter einander. Von diesen, aus den drei genannten Grundstoffen zusammengesetzten Substanzen hat die Chemie bis jetzt folgende von einander unterschieden: 1) den Extractivstoff oder ausziehbaren Theil; 2) den Schleim oder Gummi 3) den Zuckerstoff; 4) das wesentliche Salz oder die Säure; 5) das fette oder fixe Oel; 6) das flüchtige oder wesentliche Oel; 7) Campfer; 8) das Harz; 9) den Balsam; 10) das Gummiharz; 11) das elastische Gummi oder Harz; 12) die Stärke oder das Stärkemehl; 13) den Gluten oder Kleber; 14) das Holz oder den fibrösen Theil; 15) den Gerbestoff oder Tannin. Mehre dieser Substanzen sind der Umbildung in einander fähig. So geht unschmackhafter Schleim in Zucker oder Säure über. Diese Umwandlungen geschehen durch Feuer, Wasser, Luft, Säuren, Alkalien, welche mehr oder weniger das Gleichgewicht der Grundstoffe ändern. Auf diese Art wechseln die nähern Bestandtheile der Vegetabilien ohne Unterlaß ihren Geschmack, ihre Farbe, Consistenz und Geruch mittelst unaufhörlicher Veränderungen in dem Gleichgewichte und Verhältnisse ihrer Grundstoffe. Die Bildung der verschiedenen Substanzen in den Gewächsen ist also die Folge wahrer chemischer Operationen, welche man vom Keimen bis zur Reife der Frucht verfolgen kann. Zu bestimmen, wie die genannten ursprünglichen Grundstoffe durch Licht und Wärme absorbirt und unter einander durch den vegetabilischen Organismus so verbunden werden, daß sie die verschiedenen Materien erzeugen, aus welchen die Pflanzen zusammengesetzt sind, und welche sich bei ihrer letzten Analyse wieder in jene Grundstoffe auflösen: das ist das Problem der Vegetation, dessen Lösung den Mittelpunkt ausmacht, in welchem die Untersuchungen der Chemiker zusammentreffen müssen. Die Art und Weise, wie die Pflanzen wachsen, d. h. wie die sie nährenden Theile in das Wesen der Pflanzen übergehen, wird so angegeben: das Wasser und der Kohlenstoff lösen sich in ihre Bestandtheile auf, gehen neue Verbindungen ein und bilden so die festen Theile der Pflanzen. Der Wasserstoff verläßt daher den Sauerstoff, um sich mit Kohlenstoffe zu verbinden, woraus Oel, Harz u. dgl. entstehen. Zu-

gleich entwickelt sich der Sauerstoff aus dem Wasser und der Kohlensäure, und geht in Verbindung mit dem Licht- und Wärmestoffe als Sauerstoffgas weg. Durch diese Stoffe geschieht nun auch die Vermehrung der Pflanzfibern oder das eigentliche Wachsthum selbst, obgleich wir die Art und Weise nicht völlig einsehen. Ueber die Befruchtung, die damit verbundene Fortpflanzung der Gewächse, sowie über die Befruchtungswerkzeuge, s. Befruchtung. Bei den mehrsten Pflanzen sind beide Geschlechter in Einer Blume vereinigt, bei wenigen sind sie getrennt. Jene nennt man, wiewohl etwas uneigentlich, Zwitterblumen, diese männliche oder weibliche. Die beiden letztern stehen entweder auf einem oder zwei verschiedenen Stämmen. Bei den sogenannten Zwitterblüthen geht die Befruchtung am leichtsten von statten; auch da, wo Ein Stamm männliche und weibliche Blüthen trägt, hat sie keine sonderliche Schwierigkeit; da aber, wo beiderlei Blüthen völlig getrennt sind, und der eine Stamm nur männliche, der andre nur weibliche Blüthen trägt, erfolgt sie nur, wenn die beiden Geschlechter nahe genug stehen, daß der Samenstaub der männlichen Blüthen den weiblichen vom Winde oder durch Insekten zugeführt werden kann. Außerdem fällt der Fruchtkeim entweder ab, oder bildet sich zwar zu einer Frucht, die aber des Keimens nicht fähig ist. Auf den Zeugungstheilen der Gewächse beruht die von Linné gemachte Eintheilung derselben, oder das Sexualsystem. (Mehres s. Botanik.)

Die Pflanzenarten haben auf gleicher Höhe ihre Grenzen nach Nord und Süd, nach Ost und West, welche jedoch durch örtliche Umstände mit bestimmt werden. Hingegen wächst in der heißen Zone auf verschiedenen Höhen eine sonst über ganze weite Strecken ausgebreitete Vegetation bei gleicher Breite und Länge. A. v. Humboldt hat gezeigt (in s. „Geographie der Pflanzen"), wie dieselben Gewächse, welche unter dem Aequator nur in ziemlicher Höhe gedeihen, vom Aequator gegen die Pole zu allmälig herabsteigen, bis sie auf der ebenen Oberfläche stehen und endlich gar nicht mehr erscheinen. So findet man am Fuß des Ararat die armenische, in seiner Mitte die Pflanzenwelt Italiens und Frankreichs, auf dem Gipfel die scandinavische; so gibt es eigene Gattungen von Alpenpflanzen, die überall dieselbe kalte Temperatur fordern; so steigt man von der heißen Küste bei Veracruz unter den Palmen und Bananen hinauf zu den Eichen, von da zu den Tannen; nach ihnen kommt nur noch krüppelhaftes Gesträuch vor, und endlich steht der Reisende auf kahlem Felsenland, in dessen Hintergrund die Gipfel des ewigen Schnees im Strahl der Tropensonne leuchten. Allein nicht mehr bietet der Anblick der Länder ihre wahre natürliche Gestalt in Betreff der Verbreitung des Pflanzenreichs dar. Die Wirkungen des Menschen begegnen uns in den bekanntesten Theilen der alten und neuen Welt auf jedem Schritte. Er hat verpflanzt, versetzt, veredelt, den Boden gebessert für seine Zwecke, ihm aber auch seine große Zeugungskraft allmälig geschwächt. Die ursprünglich europäische Pflanzenwelt stellt sich in keinem Theile Europas mehr dar. Weniger verändert sind andere Welttheile, besonders die Tropenländer, geblieben. Man trete in ein Pflanzenhaus, wo sich die Gewächse der heißen Zone beisammen findeni und es umgibt den Beschauer eine fremde, eigenthümliche Welt, wet, verschieden von derjenigen, in welcher er lebt. Es ist ein ganz anderer

Charakter. Doch gibt es auch solche Vegetabilien, die unter jedem Himmelsstrich und fast auf jedem Boden einheimisch sind. Unter diese gehören besonders manche Heilkräuter, wie die dem Scorbut entgegenwirkenden, z. B. Kresse, Wegwarten, Sauerampfer, Sellerie, Petersilie. Eines derselben findet sich gewiß in jedem Lande, im Süden oder Norden, wo überhaupt eine Spur von Pflanzenleben ist. Andere dagegen, aus ihrer Heimath genommen, welken in fremder Erde schnell dahin und gewöhnen sich nie an die rauhere oder mildere Pflege der Natur. Die Gesträuche mit Beeren gedeihen selbst in Grönland und Lappland (Stachelbeere, Sauerdorn, Brombeere, Heidelbeere u. a.). Gräser von den verschiedensten Arten bedecken die Erde selbst unter dem Schnee, der manche Gewächse nur vor dem Froste schützt und ihnen Leben gibt. Sie warten nur auf einige warme Tage, um schnell zu reifen. Moos scharrt das Rennthier mit scharfem Fuß aus der Schneetiefe heraus. Von ihnen ist fast kein Ort der Erde leer. In Morästen und Sümpfen, in feuchten Erdhöhlen, im Wasser, auf kahlem Gestein, an Bäumen empor, bis auf die einsamen Gebirgsgipfel hinauf ziehen sich ihre Wohnstätten. Auch der ewige Schnee herbergt noch Pflanzen. „Gewiß ist", sagt Malte-Brun, „daß das Pflanzenleben den ganzen Erdball von einem Pol zum andern umfaßt, von den Gipfeln der Anden (in Südamerika), wo das Moos über die härtesten Felsen kriecht, bis hinab in den Meeresschoß, wo sich wallende Wiesen von Meergras erheben. Kälte und Hitze, Licht und Schatten, fruchtbare und öde Gegenden, jeder Ort und jede Temperatur hat ihre eigene Pflanzenwelt, die sich da gefällt und gedeiht". Treffliche Ideen sind über die Verbreitung der Pflanzen von ursprünglichen Wohnsitzen aus (den Alpen, dem Atlas, dem Taurus, der Cordillera, den Alleghanys, den Hochplateaus von Asien und Afrika u. a.) schon ausgesprochen worden. Das Leben hat die hohen Gipfel verlassen und ist in die Tiefen und Ebenen ausgewandert, ebenso wie Thiere und Menschen nach den Angaben der ältesten Geschichte von den Höhen Asiens aus, dem Lauf der Ströme folgend, in die Flachländer gelangten. Sichtbarlich ist ja das Getreide, der Weizen, in die tiefer liegenden Länder des westlichen Europas von den tatarischen Hochebenen und von Kaschemir herabgestiegen, der Nußbaum ist aus Persien, der Oelbaum aus Syrien, der Weinstock von den kaspischen Uferstrichen, der Kirschenbaum aus Kleinasien, der Apfelbaum wohl aus dem Innern Asiens eingewandert. Aber auch Früchte der neuen Welt gedeihen in Europa. Wie viele Pflanzen hat Amerika dem täglichen Bedürfnisse der Europäer geliefert. Wir erinnern nur an die Knollenfrucht, die wir Kartoffel nennen, an den Taback. Arabien hat seinen Kaffeebaum gesandt, Indien seinen Reis. Eine große Menge von Nutz- und Zierpflanzen blüht in europäischen Gärten, deren Heimath die heißen Ufer des Ganges, die Thäler der asiatischen Hochgebirge, die Flächen Aegyptens, das feuchte Erdreich Brasiliens sind. Die Cultur hat den Bäumen und Gewächsen kleinerer Art gegeben und genommen. Denn unzählige Arten (Spielarten) sind durch sie entstanden. Die Zahl hat sich gemehrt, aber auch die Kraft zersplittert. Was vordem seine Frucht trug ohne Pflege, das braucht jetzt sorgsame Wartung, ohne doch die ursprüngliche Fülle zu erreichen. Es wäre ein seltsamer Versuch, für jede einzelne Gattung eine absolute Grenze auf der Landcharte angeben zu wollen. Pflanzt man doch in hohen Breiten noch Wein und Maulbeeren, obwohl

gewiß ihr eigentliches Vaterland nicht über den 45° hinausreicht. Auch zeigt an vielen Orten die geringe Güte der Produkte den Zwang ihrer unnatürlichen Verpflanzung. Ueber die Pflanzengeographie vgl. man Schouw's „Diss. de sedibus plantarum originariis“ (1816); dessen „Grundzüge einer allgem. Pflanzengeographie“ (Kopenhagen 1822, a. d. Dän. vom Verf., Berlin 1823), und den „Atlas der Pflanzengeogr.“ (Berlin 1824); ferner Alex. von Humboldt's Werke; insbesondere die Einleitung zu Bonpland's Werke von Kunth: „Nova genera et species plantarum“. — Pflanzenkrankheiten entstehen weder aus vermehrter oder verminderter Lebenskraft. Zu erstern gehört die Saftfülle, die für eine Schönheit geltende Gefülltheit der Blumen (indem die Staubfäden sich in Blätter verwandeln) und die Entzündung; zu letztern die Auszehrung, der Rost, der Brand und der Keimtod.

Pflanzen=Anatomie ist die Lehre von dem Baue der einfachsten Organe (Elementarorgane), und von den qualitativ und quantitativ verschiedenen Zusammensetzungen und Verbindungen derselben (anatomische Systeme, äußere Organe, innere Organe). Elementarorgane der Pflanzen nennt man die einfachsten, aus keinen andern Organen, wohl aber aus organischen Bestandtheilen zusammengesetzten Organe, welche die höheren Organe der Pflanzen bilden. (Zellen, Spiralgefäße, lymphatische Gefäße, Poren). Anatomische Systeme der Pflanzen heißen die einfachsten Zusammensetzungen derselben oder unter sich verwandten Elementarorgane, wenn diese Zusammensetzungen unter sich einen physiologischen Gegensatz bilden (Zellenformation, Spiralgefäßformation). Wir begnügen uns hier mit einer gedrängten Uebersicht des Baues der Gewächse. I. Allgemeiner Bau der Gewächse. Die erste Urform, welche bei der ersten Entstehung auch des niedrigsten Gewächses hervortritt, ist die Kugel= oder Blasenform, welche wir schon in dem Bildungssafte, der aus dem Baste der Bäume ausschwitzt, vorgebildet finden. Treten diese Blasen zusammen, so machen sie ein Gewebe von Zellen, welches allgemein im ganzen Gewächsreiche verbreitet ist. Die Wände dieser Zellen sind völlig undurchbohrt, sodaß eine Zelle mit der andern keine Gemeinschaft hat; aber die darin enthaltenen Säfte schwitzen ebenso organisch durch, wie dieß beim thierischen Körper der Fall ist. Wo die an einander tretenden Bläschen sich nicht überall berühren, da lassen sie Zwischengänge, welche, besonders beim Nadelholze, saftführend sind. Doch fehlen diese Zwischenräume dem Zellgewebe sehr häufig, denn die Bläschen, die das letztere bilden, werden so gleichmäßig wechselsweise angezogen, daß vollkommen vier=, fünf= oder sechseckige Räume entstehen. Das Zellgewebe, die allgemeine Niederlage der Säfte, dient gewiß nicht zum Aufsteigen der Nahrungsflüssigkeit, sondern zur Aufbewahrung und Verarbeitung der Säfte. Daher findet man in ihm auch Behälter der eigenthümlichen öligen und harzigen Säfte. Diese, bisweilen den übrigen Zellen gleich, nur stärker angeschwollen, sind oft eigne Canäle, oder vielmehr ähnliche Zwischenräume der Zellen, wie wir sie in der Rinde des Nadelholzes, im Schöllkraut und in allen milchgebenden Pflanzen finden. Das Zellgewebe steht in vollkommenern Pflanzen mit der Luft in einer merkwürdigen Gemeinschaft. Von den Farrnkräutern aufwärts wird es nach der Oberfläche zu unregelmäßiger und voll Lücken, die, mit Luft erfüllt, durch eigens organisirte Oeffnungen mit der Atmosphäre in Verbindung stehen. Diese Spaltöffnungen trifft man meistentheils da,

wo eine grüne Oberfläche die Pflanzen bedeckt, am häufigsten jedoch auf der untern Fläche der Blätter. Die sind mehr oder weniger oval, gewöhnlich von einem drüsigen Ringe umgeben, und haben unter sich bisweilen Fältchen, die sie offen erhalten. Wir schreiben ihnen die Bestimmung zu, einzusaugen und auszuhauchen, aber bloß Luftstoffe, nicht tropfbare Flüssigkeiten. Die zweite Urform ist die geradlinige, Faser- oder eigentlich Röhrenform. Starke Vergrößerungen zeigen uns die Fasern als wirkliche Röhren mit Säften erfüllt, aber nicht fortlaufend sondern hier und da sich zuspitzend und blind endigend, z. B. im Baste der Bäume, auch im Splint und in den Nerven und Rippen der Blätter. Ihre Uranfänge erscheinen schon im schleimigen Bildungssafte, wo sie, den Nadeln oder Spießchen gleich, sich in Bündeln gleichsam krystallisiren. Diese Röhren haben die zartesten Häute und den kleinsten Durchmesser unter allen Urformen; dennoch sind sie außerordentlich dehnbar und zähe. Sie sind es, die man als Flachs spinnt, die man aus Hanf, Nesseln, aus dem Papiermaulbeerbaum ꝛc. verarbeitet. Ihre Hauptbestimmung scheint die Führung der aufsteigenden Säfte zu seyn. Die dritte Urform nennen wir die Schraubenform, weil sie ursprünglich aus schraubenförmig gewundenen Fasern besteht, welche die Wände cylindrischer Canäle ausmachen. Diese Form kommt von den Farnkräutern aufwärts bei vollkommenern Pflanzen, von den Saftröhren umgeben, in Bündeln oder einzeln vor. Im Stamm der gewöhnlichen Bäume macht sie größtentheils den Splint und das Holz aus. Bei den Palmen, den Gräsern ꝛc. stehen die Schraubenbündel zerstreut im Zellgewebe. Die Schraubengänge gehen durch alle Theile. Durch den Blattstiel dringen sie mit den Saftröhren in die Blattnerven, durch den Blüthenstiel in die Corollenblätter, in die Staubfäden, in den Fruchtknoten, in die Pistille, und durch den Keimgang selbst bis in die Samen. So lange sie ursprünglich sind, haben sie keine andre Wand, als die von jenen gewundenen Fasern gebildet wird. Aber man findet sie nicht immer in jener ursprünglichen Form. Sie erscheinen oft als Ringgefäße, oft als Treppengänge, oft als punktirte Canäle. Endlich gibt es Uebergänge von dieser zur Zellform, besonders in Nadelhölzern. Hier erscheinen gestreckte Zellen mit regelmäßigen geränderten Löchern durchbohrt, ja im Taxus sogar Zellen mit schraubenförmig gewundenen Fächern, welche wahrscheinlich die Zelle der hier nicht vorhandenen Schraubengänge vertreten. Das Geschäft dieser dritten Urform scheint die Bildung und Fortführung der Luftarten, der Dünste und der Luftstoffe zu seyn, die sich aus den Säften der Pflanzen entwickeln. — II. Besonderer Bau der einzelnen Pflanzentheile. Die Wurzel. Die Oberfläche der zartesten Würzelchen zeigt sich mit sehr feinen Härchen umgeben, und die Spitzen sind mit einem schwammigen Mützchen bedeckt, wodurch, wie durch jene Härchen, die Einsaugung der Erdfeuchtigkeit erfolgt. Uebrigens durchzieht der Länge nach die Mitte der Wurzel ein Bündel von Saftröhren und Schraubengängen, ohne daß eine Markhöhle da wäre Der Stamm besteht bei allen Pflanzen, die mit 2 Samenlappen aufgehen, aus concentrischen Schichten, deren äußerste die Rinde, die zweite der Bast, die dritte der Splint und die vierte das Holz ist, welches in jüngern Trieben das Mark einschließt. Durch den Stamm setzen außerdem strahlenförmig die Rindengallen sich bis in das Mark fort und bilden die sogen. Spiegelfasern oder das Quergefüge des Holzes. Unge-

achtet also der Bast hauptsächlich aus Saftröhren, Splint und Holz, aus diesen und Schraubengängen besteht, so gehört doch die Zellform auch zur Zusammensetzung dieser 3 Schichten. Das Wachsthum des Holzes erfolgt von Innen nach Außen, sodaß die dem Mittelpunkte zunächst stehenden Schichten die ältesten sind. Zwar findet man in diesen, so lange noch Mark da ist, ursprüngliche Schraubengänge, ja sogar eine grüne Schicht der letztern pflegt das Mark zu umgeben. Allein das ist das Wesen der ursprünglichen Schraubengänge, daß sie sich nicht, oder erst sehr spät verändern. Was den Bau der Blätter betrifft, so ist dieser ganz einfach damit erklärt, wenn wir sagen, daß die Theile des Stammes hier neben einander in einer ebenen Fläche liegen, die dort in einander eingewickelt waren. Die Saftröhren und Schraubengänge treten in den Nerven und Adern des Blattes immer mehr aus einander. Das zwischen ihnen liegende Zellgewebe drängt sich nach der obern Fläche zu dichter zusammen und ist hier gewöhnlich von einem firnißähnlichen Ueberzuge bedeckt. Nach der untern wird es lockerer und bekommt jene Luftlücken, denen die Spaltöffnungen den Zutritt der Luftstoffe gewähren. Bei den Blumen ist der Kelch meistens von gleichem Bau mit den Blättern, die Corolle hingegen besteht aus dem zartesten Zellgewebe, dessen innere Fläche sich in den feinsten Wärzchen oder Hügelchen erhebt. Die Schraubengänge ziehen sich einzeln und von einem sehr geringen Durchmesser durch den untern Theil der Corollenblätter, und von Spaltöffnungen ist keine Spur zu entdecken. Daß die Staubfäden einen ähnlichen Bau haben, ist schon vorher bemerkt; aber die Antheren weichen in Rücksicht ihrer Einrichtung von allen übrigen Theilen ab. Ganz zellig, enthalten sie vom Anfang an eine Menge eigenthümlich gebildeter Körper, die man Pollen nennt, und die in der Familie derselben Gestalten darstellen. Die Oberfläche der weiblichen Narbe ist mit den zartesten Härchen besetzt, welche ohne sichtbare Oeffnung dennoch auf gleiche organische Weise die befruchtende Masse aufnehmen, als die Wurzelhärchen die Erdfeuchtigkeit. Der Fruchtknoten endlich enthält vor der Befruchtung bloße Bläschen mit Bildungssaft angefüllt. Nach geschehener Befruchtung zeigt sich zuerst das künftige Pflänzchen einem Pünktchen gleich, welches in jenem Safte schwimmt, den man nur Keimflüssigkeit nennt. Von der letztern ernährt, schwillt das Pflänzchen entweder stärker an, entwickelt sich mit seinen Theilen, und besonders werden die Samenlappen oder die Kotyledonen sichtbar; oder, wenn die Keimflüssigkeit nicht verbraucht wird, so gerinnt sie zum Eiweißkörper, und das Pflänzchen bleibt bei den sogen. Monokotyledonen unentwickelt. Die genauere Kenntniß von dem Bau der Pflanzen verdanken wir dem Fleiße deutscher und einiger franz. Naturforscher. Unter den Deutschen werden Sprengel's, Kieser's, Moldenhawer's, Link's und Treviranus's Schriften am meisten gerühmt. Von den Franzosen können wir, ungeachtet mancher durch ihn verbreiteten Irrthümer, Mirbel als den fleißigsten Pflanzenanatomen nennen. Richard hat den innern Bau der Samen mit großer Genauigkeit untersucht.

Pflanzenbutter nennt man in den Apotheken diejenigen aus verschiedenen Samenkörnern durch eine einfache Pressung gewonnene Oele, welche ihrer dicken und schmierigen Beschaffenheit halber mehr der Butter als dem gemeinen Oele gleichen. Dahin gehören besonders die Cacao-Butter und Muscatbalsam.

Pflicht, die innere oder sittliche Nothwendigkeit, Das zu wollen und zu thun, was das (innere oder äußere) Gesetz verlangt; auch das Thun und Lassen Dessen, was das Gesetz gebietet oder verbietet. Jede Pflicht setzt voraus: ein Gesetz, das mich verbindet, die Kenntniß dieses Gesetzes, und die Anerkennung meiner Verbindlichkeit, dasselbe zu befolgen, und zwar aus keiner andern Absicht zu befolgen, als weil es das Gesetz verlangt. Was ein Gesetz als nothwendig gebietet, das soll geschehen, im Gegensatze Dessen, was nach dem Gesetze der äußern Natur geschehen muß, z. B. ich muß sterben, aber ich soll Gott lieben. Was keinem Gesetze, also keiner Pflicht widerspricht, das darf geschehen, z. B. ich darf mein Eigenthum veräußern. In Ansehung der Verbindlichkeit sind die Pflichten entweder Rechtspflichten (ehemals vollkommene, besser äußere genannt) (s. d.), für welche eine äußere Gesetzgebung vorhanden ist, und bei welchen man nur auf die Legalität (Gesetzmäßigkeit) der Handlung sieht, oder Tugendpflichten (sonst unvollkommene, besser innere), die auf innere Gesetzgebung beruhen, welche die Tugendlehre (Moral) ertheilt, und bei denen auf die Gesinnung gesehen wird. Pflichtmäßig ist jede Handlung, die dem Gesetze gemäß, und pflichtwidrig, die dem Gesetze zuwider ist. Die pflichtmäßige Handlung kann aber auch aus subjectiven Absichten, z. B. aus Eigennutz entspringen, dann ist sie bloß legal; rein und moralisch wird sie nur dadurch, daß sie aus Pflicht, also aus Achtung für das Gesetz entspringt.

Pflichttheil (Legitima, d. i. Portio hereditatis), ist ein bestimmter Theil der Erbschaft, auf welchen gewisse Personen ein gesetzliches Recht haben, dergestalt, daß sie davon nur wegen gewisser ebenfalls gesetzlich bestimmter Handlungen, mittelst rechtsgültiger Enterbung, ausgeschlossen werden können. Der Betrag desselben ist, nach gemeinen Rechten, in Ansehung der Kinder, wenn vier oder weniger vorhanden sind, der dritte Theil, und wenn deren fünf oder mehre sind, die Hälfte Dessen, was sie aus der Verlassenschaft des Vaters oder der Mutter, auch des Großvaters u. s. w. erhalten haben würden, wenn diese ohne Testament verstorben wären. Der Pflichttheil der Eltern aus dem Nachlasse eines Kindes, das selbst keine Kinder hinterläßt, besteht ohne Unterschied des Grades jedesmal in dem dritten Theil der Verlassenschaft. Geschwister können nur dann einen Pflichttheil fordern, wenn weder Kinder noch Eltern vorhanden sind und eine ehrlose oder übel berüchtigte Person eingesetzt worden ist. Dann beträgt ihr Pflichttheil, wenn ihrer vier oder weniger sind, den dritten Theil, und wenn ihrer mehre sind, die Hälfte des Nachlasses.

Pforr (Joh. Georg), geb. 1745 zu Upsen in Niedersachsen; erhielt seine erste Bildung als Zögling in der hessischen Bergbauakademie zu Reichelsdorf. Schon sehr früh entwickelte sich sein Talent zur Thiermalerei; ohne weitere Anleitung zeichnete er Pferde mit solcher Wahrheit, daß ihn der Minister von Weitz als Maler in der Porzellanfabrik zu Kassel anstellte. 1771 ward er als Schüler in die Malerakademie zu Kassel aufgenommen und erhielt den Preis. 1778 ward er Mitglied derselben. 1784 heirathete er die Schwester des dortigen Gallerieinspectors Tischbein und lebte später in Frankfurt a. M., wo er, allgemein geachtet, 1798 an einer Brustkrankheit starb. Pforr nennt man den deutschen Wouwermanns, und Keiner hat ihn noch in der Darstellung des Pferdes übertroffen. Seine Zeichnungen tragen den Charakter der

Wahrheit und der schönen Natur; sein Pinsel ist warm lieblich und kräftig. Er führte jedes Gemälde mit dem äußersten Fleiße und der größten Reinlichkeit bis in die kleinsten Einzelnheiten aus. Zu Hünersdorf's „Anleitung, Campagnepferde abzurichten", lieferte er die herrlichen Zeichnungen; ebenso 11 Platten zu einem Hefte der vorzüglichsten Pferderaçen.

Pfortader (vena porta) ist der Stamm einer Blutader, in die die bedeutendsten Venen des Unterleibes ihr Blut ergießen, und die sich dann vielfach in der Leber verzweigt, um das Materiale zur Gallenbereitung zu liefern. Die Pfortader hat mehr die Structur einer Puls- als Blutader und ist wie jene ohne Klappen. **Pfortadersystem** heißt dieser Stamm in Verbindung mit den Unterleibes-Venen, die sich in denselben münden, als die Gekrös-, Milz-, Nieren-, Magen-Venen. Für die Gesundheit ist seine ungestörte Function von großer Wichtigkeit; auf ihr beruht die Bereitung der Galle. Wenn der Gallenstoff vom Blute gesondert ist, führen andre Venen, die sich wieder zu einem Stamm vereinen, das Blut in die untere Hohlader, die es nach dem Herzen bringt. Wirkt das Pfortadersystem nicht mit gehöriger Energie, so geschieht die Gallenbereitung langsam und unvollkommen, und der Umlauf des Blutes wird im Unterleibe gehemmt, wodurch die zum Pfortadersystem gehörenden Adern zu stark ausgedehnt werden; das Blut stockt, es bilden sich in den Adern theilweise Anschwellungen und Knoten, welche das Blut austreten lassen und so den Grund zur Hämorrhoidalkrankheit legen.

Pforte (Hohe), das große Thor vor dem kaiserl. Pallaste zu Konstantinopel, daher ottomanische Pforte. (S. **Türkisches Reich**.)

Pforzheim, die wichtigste Fabrikstadt im Großherzogthum Baden, am Einfluß der Würm und Nagold in die hier schiffbare Enz, in einem Thale, hat 784 Gebäude, worunter 644 Häuser, 5600 Einw., worunter 95 Juden; ein altes Schloß, Stadtkirche mit der fürstlichen Gruft, drei andere Kirchen, evangelisches adeliges Fräuleinstift, Hospital, Irren- und Siechenhaus, Waisen- und Zuchthaus, Pädagogium, Bijouterie- und Stahlwaaren- (mit 1000 Arbeitern), Uhren-, Tuch-, Kasimir-, Strumpf-, Leinwand-, chemische und Salmiak-, Essig-, Bleizucker-, Weinsteinsäure-, Glaubersalz-, Pottasche-, Knopf- und Saffianfabriken, Leinwandbleiche (jährlich über 100.000 Ellen), Eisen- und Schmelzhütten, Schriftgießerei, Rothgarnfärberei, Kupferhammer, Drahtzug, Buchdruckerei, Gyps-, Schleif-, Papier-, Walk-, Pulver-, Säge- und Oelmühlen, Holzhandel mit den Niederlanden, Getreide-, Oel- und Viehhandel. Ausgezeichnet ist die That der 400 Bürger dieser Stadt, die unter Anführung des Bürgermeisters Deimling am 6. Mai 1622 bei Wimpfen bei dem Rückzuge des Markgrafen Friedrich von Baden sich dem ganzen Heere des Kaisers entgegen stellten und für die Rettung ihres Fürsten alle fielen. (Vgl. **Posselt**.)

Pfropfen (Impfen), in der Gärtnerei, das Gutmachen eines Baumes, wobei man sich folgender Arten bedient. Durch Ablactiren oder Absaugeln, welches geschieht, wenn nahe an einen fruchtbaren Baum Pfropfenstämme gesetzt und mit Reißern jenes Baumes in den Spalt dergestalt besetzt werden, daß sie noch an dem Baume bleiben und von demselben Nahrung erhalten, bis sie in dem Pfropfstamme vollkommen gediehen sind und dann abgeschnitten werden. — In den Spalt, wo

man einen 2- oder 3jährigen Stamm mit einer Baumsäge abschneidet, mit dem Pfropfmesser glatt macht, ihn, doch ohne Verletzung des Kerns, spaltet und ein Reiß hinein setzt. Dieses abgeschnittene Ende heißt, wenn es flach ist, die Krone, wenn es schräg ist, Rehfuß. — In den Kern, geschieht bei alten Bäumen, besonders am Kernobste, wo man den Stamm oder dicken Zweig abschneidet, um die Krone herum tiefe Kerben in das Holz hauet und in dieselben Reißer setzt. — In die Rinde, wird bei solchen Stämmen angewendet, welche mehre, 3 oder 4 Zoll im Durchmesser haben, daher zum Spalten stark sind, wo dann das Reiß hinter die Rinde eingesetzt wird. (Vgl. Oculiren und Copuliren.)

Pfründe, s. Präbende.

Pfund, ein Gewicht, das nicht überall und in allen Fällen gleich schwer ist. Das gewöhnliche Pfund (Krämerpfund) hält meistens 16 Unzen oder 32 Loth. Schwerer ist das Pfund der Schlächter und Tuchmacher. Das Apothekerpfund hält nur 12 Unzen oder 24 Loth, und ehemals war bei dem Gold- und Silbergewicht ein Pfund nur 8 Unzen oder 16 Loth, eine Mark, daher man an einigen Orten Mark und Pfund noch gleichbedeutend gebraucht. Das schwere Pfund, wornach die Frachnen zu Land und Wasser, in diesem Fall Schiffspfund genannt, gerechnet werden, hält ungefähr 3 Centner. In Zelle hält ein schweres Pfund 320, in Hanover 336, in Bremen 306, in Osnabrück und Hildesheim 300, an andern Orten nur 280 gewöhnliche Pfund. Man gebraucht auch das Wort zur Bestimmung und Berechnung einer bestimmten Anzahl von allerlei Dingen, wo häufig auf das Gewicht keine Rücksicht genommen wird, die aber von der ursprünglichen Bestimmung und Berechnung nach dem Gewicht auf andre Dinge, bei denen nicht daran gedacht wird, ausgedehnt worden ist. So gebraucht man Pfund besonders von einer gewissen Menge gemünzten Goldes und Silbers, da man eine gewisse Anzahl Münzsorten, besonders die kleinen häufig zu wägen pflegte. Man verstand darunter anfänglich 12 Unzen Silber oder 20 Schillinge, oder 840 Pfennige. Das Pfund Gold galt 12 Pfund Silber und hatte 80 Goldschillinge, davon jeder drei silberne galt. Daraus entstanden durch Verringerung mancherlei Münzrechnungen, als: Pfund Pfennige in der Schweiz s. v. a. ein Speciesthaler; Pfund Heller in Baiern von 480 schwarzen Hellern; Pfund schwarzer Münze eben da zu 5⁶/₇ Gulden; Pfund Vlaams (flämisch) in Brabant zu 20 Schilling oder 3 Thlr. 8 Gr. Conv.; Banco in Hamburg 3 Thlr. 12 Gr. Die Bank zu Berlin rechnet nach Bankpfunden (Pfund Banco), jedes zu 30 Groschen. Die franz. Pfunde, Livres, halten ungefähr 6 Groschen; die ital. Pfunde, Lire. sind verschieden; die engl. Pfunde, Pfund Sterling, sind die schwersten und gelten, je nachdem der Curs ist, 6 Thlr. und darüber. In wieterer Bedeutung ist Pfund auch eine Menge von 240 Stücken; an einigen Orten auch ein Flächenmaß, z. B. im Oestreichischen.

Pfyfer (Ludwig), geb. 1715 zu Luzern, trat früh in franz. Kriegsdienste, wurde 1738 Hauptmann und Ritter des St.-Ludwigsordens, 10 Jahre darauf Maréchal de Camp und wohnte den Feldzügen von 1734 bis 1747 bei. Während derselben ernannte ihn seine Vaterstadt zum Mitglied des großen und 1752 zum Mitglied des innern Raths. 1763 ward er Chef eines Regiments, legte aber 1768 das Commando desselben wieder nieder und starb 1802. Vorzüglich berühmt hat er sich durch seine Unternehmung gemacht, die ganze Schweiz in geometrischem Maß-

stabe in erhabener Arbeit in gefärbtem Wachs nachzubilden, und zwar eine halbe deutsche Meile auf einen franz. Schuh gerechnet. Er fing dieses Werk bei dem berühmten Pilatusberge an und hatte es 1774 schon bis an den Hauenstein, die Grenze des baseler Gebiets, vollendet. Man erkennt darin sehr deutlich mit der großen Richtigkeit alle Gegenstände als auf die geringste Abänderung, Berge, Thäler, Flüsse, Seen, Bäche, große und kleine Wege, auch sogar diejenigen, die bloß von Jägern gegangen werden, Dörfer, Höfe, einzelne Landhäuser, die verschiedenen Arten von Holzung, kurz Alles, was eine so große Strecke Landes Merkwürdiges enthält, ist mit dem größten Fleiße, Wahrheit und Ebenmaß ausgeführt.

Phädon, griechischer Philosoph, aus Elis gebürtig, wurde sehr jung bei der Einnahme seines Vaterlandes von den Athenern verkauft. Sokrates brachte einige seiner reichen Schüler dahin, ihn loszukaufen und von dieser Zeit an war er der unzertrennliche Gefährte desselben, bis an dessen Tod. Platon hat seinen Namen dem Gespräch über die Unsterblichkeit der Seele vorgesetzt; ebenso Mendelssohn. Er war Stifter der eleatischen Schule und scheint dem Sokrates in seinen Lehren und Leben am ähnlichsten gewesen zu seyn.

Phädra, Tochter des Minos und der Pasiphae. Theseus, der sie zugleich mit ihrer Schwester Ariadne entführte, vermählte sich nachher, mit Einwilligung ihres Vaters oder Bruders Deukalion, mit ihr und Phädra ward von ihm Mutter des Akanas und Demophon. Sie wurde durch nichts so berühmt, als durch ihre Liebe für ihren Stiefsohn Hippolytus, den Gegenstand vieler Tragödien. Als sie ihn einst in Eleusis sah, verliebte sie sich in ihn. Sie erbauete dann auf dem Schlosse zu Athen einen Tempel der nachblickenden Liebe, wo sie sehnsuchtsvoll nach seinem Aufenthalte, der Gegend von Trözene, hinblicken konnte. Zuletzt erklärte sie ihm ihre Liebe selbst und erstach sich, als sie abschlägige Antwort erhielt, mit dem von seiner Seite gerissenen Schwerte. Oder sie verleumdete ihn bei dem Theseus wegen böser Zumuthungen. Theseus fluchte seinem Sohne und hieß ihn nach Athen kommen. Unterweges aber ward er von seinen scheu gewordenen Pferden geschleift. Auf die Nachricht hiervon erhing sich Phädra. So Euripides in dem Trauerspiel „Hippolytus". Euripides's und Sophokles's „Phädra" ist verloren gegangen. Racine's „Phädra" hat Schiller übersetzt.

Phädrus, latein. Fabulist aus Thracien, war in seiner Jugend Sklav und kam in dieser Eigenschaft nach Rom, wo ihm Kaiser Augustus die Freiheit schenkte, und er unter Tiberius in hohem Alter starb. Weiter ist von seinem Leben nichts bekannt. Seine Fabeln (5 Bücher), in Jamben geschrieben, deren Stoff zum Theil aus Aesop entlehnt und mit eignen Erfindungen untermischt ist, zeichnen sich durch Reinheit und Zierlichkeit des Ausdrucks, sowie durch Einfachheit und treffende lehrreiche Gedanken vortheilhaft aus. Das Werk des Phädrus wird im Alterthum nirgends erwähnt. Erst 1595 ward von Franz Pithou in der Bibliothek von St.-Remi zu Rheims eine Abschrift entdeckt und von seinem Bruder Peter bekanntgemacht. Die schätzbarsten Ausg. sind von Burmann (Leyden 1727, 2 Bde., 4.), die vollständigste von Schwabe (Braunschweig 1806). Die zuerst von Cassitti zu Neapel herausgegebenen (s. 1812 mehrmals abgedruckten) 32 neuern Fabeln hält man nicht für echt und selbst die ältern sollen nicht einmal vom Tiberischen Phädrus abstammen.

Phaethon, nach der Fabellehre Sohn des Helios (Apoll) und der Klymene, erhielt von seinem Vater auf dringendes Bitten die Erlaubniß, den Sonnenwagen für Einen Tag führen zu dürfen: aber der unerfahrene Jüngling konnte die Rosse nicht lenken, welche, die gewohnte Bahn verlassend, der Erde zu nahe kamen, die dadurch in Brand gerieth. Jupiter stürzte darauf den Unbesonnenen mit einem Blitze in den Eridanus (Po). Uneigentlich heißt Phaethon ein leichter hoher Schirmwagen, der, ganz offen, nur oben ein Sonnendach zu haben pflegt.

Phalanstère, s. Industrie- oder Arbeitsschulen.

Phalanx, eine im Alterthum, besonders bei den Griechen und Macedoniern, berühmte Art der Schlachtordnung, wo eine Kernschar von 8000 M. (in der Folge auch mehr) sich so fest an einander schloß, daß sie mit den über sich gehaltenen Schilden und den von den hintern Gliedern vorgestreckten Speeren eine Masse bildete, die das Eindringen in den Feind unterstützte und den Angriff abwehrte. Die Phalangirten waren mit langen Spießen bewaffnet und standen gewöhnlich 16 M. hoch. Man gebraucht das Wort Phalanx zur Bezeichnung auserlesener Truppen überhaupt.

Phalaris, ein wegen seiner Grausamkeit berüchtigter Fürst, geb. zu Astypalea auf Kreta, kam, von dort verbannt, nach Sicilien, wo er sich um 571 v. Chr. der Herrschaft von Agrigent bemächtigte und diese durch Härte und Strenge zu behaupten suchte. Er ließ u. A. von einem atheniensischen Künstler, Perillus, einen ehernen Ochsen fertigen, worein die Schlachtopfer langsam gebraten, unter den entsetzlichsten Qualen starben. Das Angstgeschrei des Unglücklichen ahmte durch einen künstlichen Mechanismus das Gebrüll des Ochsen nach. Mit dem Perillus soll der Wüthrich den ersten Versuch selbst gemacht haben. In einem Volksaufstand kam er 555 v. Chr. ums Leben. Die unter seinem Namen vorhandenen 148 Briefe (neueste Ausg. v. Lenep, Gröning. 1777, 2 Bde., 4.), edle Grundsätze und Gesinnungen enthaltend, sind unecht.

Phänomen (Erscheinung) nennen wir jede der Wahrnehmung sich darbietende Erscheinung, im Gegensatz der Nuomen (Nuomenon) als des nur Gedachten; insbesondere aber jedes Ereigniß, welches wir mittelst unserer äußern Sinne in der uns umgebenden Körperwelt wahrnehmen, besonders eine Luft- und Lichterscheinung. Alle Phänomen (innere und äußere) sind ein Gegenstand der Naturlehre, welche sie zu erklären sucht. Dazu ist erforderlich, daß sie sorgfältig beobachtet, von Täuschungen unterschieden und mit andern Erscheinungen verglichen werden. Erst dann wird es möglich, Folgerungen daraus herzuleiten, die auf die Ursachen der Phänomene und durch diese auf die allgemeinen Gesetze führen, nach welchen die Natur wirkt.

Phantasie. In der neuern Zeit hat man angefangen, die verschiedenen Gestalten oder Beziehungen, in welchen die Seele als Einbildungskraft erscheint, genauer zu unterscheiden, und nennt letztere, insofern sie das Gegebene, und zwar das Gegenwärtige oder Abwesende vorstellt, Einbildungskraft (imaginatio) im engern Sinne; und insofern sie namentlich das Abwesende vorstellt, reproductive (nachbildende) Einbildungskraft. Die Einbildungskraft aber, insofern sie Neues hervorbringt, nennt man schöpferische (productive) Einbildungskraft oder Phantasie. Das Schaffen in der Phantasie ist jedoch kein ursprüngliches in dem Sinne, als ob die Phantasie einen in der Natur gar nicht vorhan-

denen Stoff vorstellen, oder in ihren Bildungen die sinnlichen Grundformen der Natur und der Grundverhältnisse des Lebens überspringen und verändern könnte. Es hängt daher die Phantasie auch von der Wirksamkeit des äußern und innern Sinnes ab; denn immer stellt sich das Sichtbare, Hörbare ꝛc. und die Veränderungen des innern Lebens vor. Der geborne Blinde kann durch seine Phantasie nicht farbige Gestalten, der geborne Taube keine Tonbildungen hervorbringen. Ja, bilden wir uns eine Phantasiewelt so schön und mannigfaltig aus, wie sie immer in der Wirklichkeit gefunden mag, so wird das Sinnliche an ihr sich doch auf Farben, Töne, das Geistige auf die innern Veränderungen unserer Seele und unsere Verhältnisse zur Welt beziehen. Sehr richtig sagt daher Kant in s. „Anthropologie“: „Wir können uns für ein vernünftiges Wesen keine andere Gestalt als schicklich denken, als die Gestalt eines Menschen. Daher macht der Bildhauer oder Maler, wenn er einen Engel oder Gott darstellen will, jederzeit einen Menschen. Jede andere Figur scheint ihm Theile zu enthalten, die sich seiner Idee nach mit dem Bau eines vernünftigen Wesens nicht vereinigen lassen (als Flügel, Krallen, Hufe u. s. w.); die Größe dagegen kann er dichten, wie er will. Ebenso bleiben wir auch bei dem allgemeinen Typus unserer Pflanzen- und Thierwelt stehen, wenn wir die selbstgeschaffene Welt der Dichtung beleben und bevölkern wollen“. Die Stoffe und Grundformen der körperlichen und geistigen Natur werden mithin der Phantasie von der Natur gegeben; von ihr wird die Phantasie in ihrem Wirken angeregt. Aber nur die nachbildende Einbildungskraft hält sich näher an die Erfahrung; die Phantasie erhebt sich über die Erfahrung. Sie äußert sich nämlich 1) als Combinationsvermögen, indem sie gegebene Formen, mehr oder weniger willkürlich oder originell, zu neuen Bildern, denen kein Erfahrungsgegenstand durchaus gleicht, verbindet. Unwillkürlich nämlich wirkt sie, wo man den Gedanken mehr leidend überlassen ist, und die Vorstellungen sich nach dem Naturgesetz der Vergesellschaftung gleichsam von selbst zusammenfinden, besonders wenn die erregte Nerventhätigkeit auch ohne Anregung der Sinnesorgane Bewegungen in der Seele hervorbringt. Der Traum (wo jedoch die Einbildungskraft sich oft auch reproductiv äußert) und der durch geistige Getränke bewirkte Rausch, das sogenannte Phantasiren der Fieberkranken, die Träumerei des Wachenden, welcher der Phantasie sich so unumschränkt überläßt, daß er nur seinen Einbildungen nachhängt, und sie auf wirkliche Erfahrungen überträgt, sind solche Zustände. In den letztern Fällen wird jedoch nicht alle Willkür und alles Selbstbewußtseyn aufgehoben, wie bei den Geisteskranken höherer Grade oder im starken Rausche der Fall ist, bei welchem eine unumschränkte Herrschaft der Einbildungskraft und Verwechselung der eingebildeten mit der wirklichen Welt eintritt. Mit Willkür und Bewußtseyn äußert sich die Phantasie, wenn sie entweder zu einem bestimmten Zwecke Vorstellungen zu neuen Bildungen verbindet (wie bei der Erfindung solcher Gegenstände, welche den sogenannten nützlichen Künsten angehören, z. B. gewisser Maschinen), der ohne einen solchen Zweck zu haben, sich gleichsam den Eingebungen eines höhern Geistes überläßt und nach diesen ein anschauliches Ganzes bildet. Dort wird sie noch durch den Verstand (das Vermögen der Zwecke) beherrscht; hier wirkt sie herrschend in dem Chore der Geisteskräfte und wird in vorzüglicher Beziehung auf Poesie das Dichtungsvermögen ge-

nannt. Sie ist aber auch 2) das Vermögen der Grundanschauungen (des Raumes und der Zeit, der Gestalt, Dauer, des Grades, der Zahl ꝛc.), welche Vorstellungen uns nicht durch Erfahrungen gegeben werden; daher sie auch reine Anschauungen heißen, und die Einbildungskraft, insofern sie Quelle derselben ist, transcendental genannt wird. Ohne diese Anschauungen wären die Combinationen der Phantasie unmöglich, daher sie im vorzüglichen Sinne productiv ist. — Phantastisch nennt man überhaupt, was der Phantasie angehört, was mehr ein Geschöpf der Phantasiewelt als der wirklichen ist, und Phantast einen Menschen, unter dessen Geistesthätigkeiten die Phantasie vorherrschend ist, der sich den regellosen Träumen dieser Gauklerin, ohne sie durch seine Vernunft zu zügeln und sie nach einem bestimmten Zwecke zu leiten, überläßt: so spricht man von einer phantastischen Kleidung, phantastischen Schreibart. Das Phantastische ist immer der Beweis eines schwachen Kopfes, dessen Verstand nicht kräftig genug ist, während die Phantasie ihre Gebilde schafft, die Richtschnur des Maßes und der Ordnung fest in Händen zu halten, und nach ihr die Grenzen und Zweckmäßigkeit der Phantasiegebilde zu bestimmen. Die Phantasie soll stets der Vernunft dienen; wenn sie Herrscherin wird, gebiert sie das Phantastische. Vgl. Einbildungskraft.

Phantasmagorie, die Kunst, Scheinbilder, z. B. menschliche Gestalten, durch täuschende Mittel, z. B. Hohlspiegel, erscheinen zu lassen.

Phantasmen, Erscheinungen, von dem griech. phaino, ich erscheine. Viele Psychologen haben Phantasmen als durch die Phantasie wieder erneuerte Vorstellungen definirt, im gewöhnlichen Sinne nennt man Phantasmen solche Bilder, welche ohne durch einen äußern Gegenstand veranlaßt zu seyn, die Einbildungskraft so lebhaft malt, daß der Mensch sich durch den Schein betrügen läßt und sie für wirkliche Objecte hält. So lange das Organ der Seelenthätigkeiten nicht krankhaft ergriffen und in zu hohen Reizzustand versetzt ist, werden die Bilder der Phantasie, wenn auch nicht willkürlich hervorgerufen, doch stets mit Freiheit und vernunftmäßig geregelt und geleitet werden können. Phantasmen sind demnach Geschöpfe einer Einbildungskraft, welche die Stimme der Vernunft nicht mehr hört, sondern willkürlich schafft und ihren Bildern eine solche Stärke und Deutlichkeit gibt, daß die Seele sie mit wirklichen Anschauungen verwechselt, oder doch, daß sie nur schwer von dem Bewußtseyn für Trug erkannt werden. Obgleich diese Bilder aus einer krankhaften Reizung des Gehirnorgans, als des Trägers und Vermittlers der niedern Seelenkräfte entspringen, und außer dem Einflusse der Vernunft erzeugt werden, kommen, sich einander folgen und verschwinden: so folgen sie deßwegen doch nicht gar keinem Gesetze, sie werden hervorgezogen und reihen sich aneinander nach dem Gesetze der Association, der Ideenverknüpfung, d. h. Vorstellungen werden auf einander erwecket nach ihrer vorigen Verbindung und nach ihrer Aehnlichkeit. — Veranlassung zu solchen unwillkürlichen Bildern der Phantasie geben alle Einwirkungen, welche das Gehirn in einen zu aufgeregten Zustand versetzen, z. B. in Fiebern, bei denen die ganze Nervensphäre oder vorzugsweise das Gehirn leidet; so glaubt mancher Nervenfieberkranke, es läge noch Jemand bei ihm im Bette, er sehe eine Menge Menschen herumtanzen, Abgründe, Flammen ꝛc. Krankheiten des Unterleibs, wenn sie lange andauern und heftig werden, ziehen die Hirnthätigkeiten mit in den Kreis des Leidens und stimmen sie abnorm um. So können die

gereizten Nerven des Unterleibes bei eingewurzelter Hypochondrie oder verstopften Hämorrhoiden die Phantasie der Leitung der Vernunft entziehen und sie zur Schöpfung unwillkürlicher Bilder anregen. Ein lehrreiches Beispiel, wie sehr eine unregelmäßig gereizte Stimmung der Unterleibsnerven auf das Gehirn wirkt, liefert uns die Selbstbeobachtung des Nicolai. Seit längerer Zeit fühlte er sich nicht wohl und mißmüthig, und hatte seinen gewöhnten Aderlaß und das Setzen von Blutegeln unterlassen. Plötzlich erscheint ihm die Gestalt eines verstorbenen Bekannten, sie wandert auf und ab, und bald erscheinen mehre. Nach Verlauf von einigen Tagen mehren sich die Gestalten so sehr, daß sein Zimmer damit angefüllt war, Verstorbene und Lebende, Bekannte und Unbekannte; sie gingen durcheinander, schienen Geschäfte abzumachen und zeigten sich in Gestalt, Kleidung und Gebärden so deutlich und klar, daß sie ihn in Versuchung führten, sie für wirkliche Personen zu halten. Die Erscheinungen kamen ohne und wider seinen Willen, und hingen so wenig von seiner Willkür ab, daß er ein verschwundenes Bild mit der größten Anstrengung nicht wieder hervorrufen konnte. Die Erscheinungen traten bei Tag und Nacht ein, nur auf den Straßen und in fremden Häusern seltener. Ungefähr 2 Monate hatten ihn die Phantasmen geplagt, als er durch Blutegel davon befreit wurde. Mit jedem Blutverluste verloren sich einige und die andern wurden blasser, bis sie endlich gänzlich verschwanden. In den Annalen der Medicin findet man eine Menge Beobachtungen von Phantasmen aufgezeichnet. Heftige Leidenschaften, angestrengte Studien, Ausschweifungen in der Liebe, kurz Alles, was das Nervensystem zu sehr reizt, kann den Grund zu diesem Leiden legen. Ein solcher Kranke steht dem Wahnsinne nahe und unterscheidet sich von dem wirklichen Irren nur durch das Bewußtseyn der Quelle der Bilder, daß sie Geschöpfe seines Gehirns sind, denen keine äußere Realität entspreche; geht aber dieß Bewußtseyn verloren, so wird der Kranke nach diesen Phantasieerscheinungen handeln, und gehört dann unter die Zahl der Wahnsinnigen.

Phantastisch, s. **Phantasie**.

Phantasus, ein Sohn des Schlafs, der in Träumen nur leblose Dinge darstellte. (S. **Morpheus**.)

Phantom, eine Erscheinung, die unsere Einbildungskraft erzeugt, ein Trugbild. (Vgl. **Phantasmen**.)

Phaon, s. **Sappho**.

Pharisäer, eine zahlreiche religiöse Secte oder vielmehr theologische Schule unter den Juden, die in der Zeit der Makkabäer entstanden zu seyn scheint. Sie unterschieden sich von den Samaritanern, außer durch das mosaische Gesetz, noch dadurch, daß sie alle Propheten und Hagiographen annahmen, und die alten Traditionen für ebenso heilig und verbindend hielten als das Gesetz selbst, und von den Sadducäern sowohl durch diese Punkte als auch durch den Glauben an ein zukünftiges Leben, an die Auferstehung der Todten und durch die Lehre von der Vorherbestimmung und der freien Wahl. Ihr Haupt-Unterscheidungscharakter war ihr Eifer für die Sagen, welche sie aus eben der göttlichen Quelle als das Gesetz entsprungen glaubten. Sie hatten in Palästina unter allen Secten den größten Anhang und wußten daher die Macht, welche die Römer den Juden zu Christus Zeiten überließen, an sich zu ziehen. Ihre äußere Frömmigkeit imponirte den Pöbel; dabei

besaßen sie einen großen Stolz; sie selbst sahen sich für Heilige an und trennten sich von den Andern als Sündern und Profanen; daher auch ihr Name. Christus rügte öfters und scharf ihre Scheinheiligkeit und gab hierdurch die Veranlassung, daß Pharisäer und Scheinheiliger für gleichbedeutend gilt. Ihre Grundsätze wurden in den „Talmud" aufgenommen und sind so zum allgemeinen Glauben der Juden geworden.

Pharmaceutik (griech.), Apothekerkunst, die zur Sammlung, Aufbewahrung, Zubereitung und wichtigen Mischung der Heilmittel erforderliche Wissenschaft und Kunst. Zu ihrem theoretischen Theile gehört 1) die Kenntniß der Botanik, Zoologie und Mineralogie (s. d.), welche die rohen Stoffe zu den Heilmitteln liefern; 2) die Kenntniß der einfachen Stoffe, der Scheidung, Mischung und Eigenschaften derselben, also Chemie (s. d.); die Kenntniß der Zubereitung der Stoffe als Heil- oder Arzneimittel, nach Gründen der Chemie und der Erklärung der Erscheinungen in Verhalten der Stoffe gegen einander, Pharmacie im engern Sinne; endlich 4) Kenntniß der Zusammensetzung und Mischung nach den Verordnungen der Aerzte, Receptur. Ihr praktischer Theil, die eigentliche Apothekerkunst, besteht in der durch hinlängliche Uebung erlangten Fertigkeit, ein jedes Heilmittel als wirkliches Kunsterzeugniß, aus den dazu gehörigen Stoffen mit steter Beziehung auf die Anwendung jener Kenntnisse, herstellen zu können. Hierher gehört also die Waarenkunde, nöthig zur Auswahl der besten und tauglichsten Stoffe zu den Arzneimitteln, mechanische Fertigkeit in Bereitung der verschiedenen Formen in welchen die Arzneimittel dargestellt und den Kranken übergeben werden sollen u. s. w. Die Entstehung der Apothekerkunst fällt in die früheste Zeit, da die Aerzte angefangen hatten, die Heilmittel selbst zuzubereiten und den Kranken darzureichen. Späterhin wurde, besonders in Alexandrien (300 v. Chr.), eine Trennung verschiedenen Theile der Heilkunst bewirkt, sodaß mehre Aerzte der damaligen Zeit sich bloß mit Zubereitung von Arzneieen beschäftigten. Nachher überließen sie dieselbe oft besondern Männern, (Rhiztomen), und Heilkunst und Apothekerkunst wurdeu von einander getrennt. Mantias, ein Schüler des Herophilus in Alexandrien, war vielleicht der Verf. der ersten Pharmakopöe, indem er ein Buch über die Bereitung der Arzneimittel, desgleichen eins über die Werkstatt des Arztes herausgab. Zeno aus Laodicea machte sich besonders durch Erfindung einer Menge von zusammengesetzten Arzneimitteln bekannt. Auch Fürsten beschäftigten sich mit medicinischen Wissenschaften, und vorzüglich mit der Untersuchung und Zubereitung von Giften, Gegengiften und mancher Arzneimittel. So war z. B. Attalus, letzter König von Pergamus (134 v. Chr.), berühmt wegen seiner medicinischen Geschicklichkeit nnd Pflanzenkenntniß. Es werden noch verschiedene Arzneimittel genannt, die er erfand und bereitete, z. B. Pflaster und Bleiweiß u. a. m. Mithridat Eupator, König von Pontus (von 123 bis 62 v. Chr.), erfand ein Gegengift, daß aus 54 Ingredienzen bestand. Heras von Kappadocien in Rom (49 v. Chr.) ein Werk über Pharmacie. Musa, der berühmte Leibarzt des Augustus, empfahl mehre Bereitungen von Arzneimitteln, die in der Folge unter seinen Namen gebräuchlich wurden. Eine große Sammlung von zusammengesetzten Arzneimitteln ist uns in des Scribonius Largus (43 n. Chr.) Werke erhalten worden. Menekrates, Leibarzt des Tiber u. s. w., war Erfinder des Diachylon-

pflasters; ferner erfand Damokrates (47 n. Chr.) und beschrieb sogar in Versen die Zubereitung mehre Arzneimittel, Zahnpulver, Pflaster u. a. m. Philo von Tarsus (23 n. Chr.) war der Erfinder eines schmerzstillenden Mittels, aus Opium, Saffran und auch Stoffen zusammengesetzt, nach ihm Philonium genannt wurde. Asklepiades Pharmacion (unter Trajan 97 u. f.) war einer der damals berühmtesten Erfinder vieler Zusammensetzungen der Arzneimittel. Dioskorides, wahrscheinlich unter Nero (34. n. Chr.), ist noch jetzt als Pflanzenkenner bekannt und hat zuerst Kenntniß von der Verfälschung vieler Arzneimittel und von der Bereitung vieler andern, z. B. des Bleiweißes, Galmeis, des weißen Nichts u. a. m. gegeben. Auch der ältere Plinius (bis 79 n. Chr.) machte sich durch Forschen in der Naturgeschichte um die Pharmacie verdient. Zu Galen's Zeit (160 bis 200) beschäftigten sich viele Aerzte in Rom mit Bereitung und Empfehlung kosmetischer (Schönheit befördernder) Mittel. Späterhin, als mit dem Verfall des römischen Reichs die Wissenschaften und Künste dort und in den Abendländern überhaupt nach und nach gänzlich versanken, blieb man auch, was die Pharmacie betraf, bei Dem stehen, was die ältern Aerzte gelehrt hatten; Aberglaube und blinder Empirismus nahmen in der Arzneikunde überhand. Im Morgenlande hingegen, besonders in Alexandrien, wo sich Kunst und Wissenschaft erhielten, wurde die Chemie und Pharmacie von den Arabern mit großem Eifer bearbeitet. Sie benutzten die griechischen Schriften, und von ihnen rühren viele Verbesserungen in der Pharmacie, ja die erste Gründung der eigentlichen Apothekerkunst her. Der Khalif Almansur stiftete (754) in Bagdad die ersten öffentlichen Apotheken. Viele Benennungen von Arzneimitteln, z. B. Alkohol, Julep u. s. w., sind arabischen Ursprungs. Es ist höchst wahrscheinlich, daß die von der Obrigkeit genehmigten Vorschriften zur Bereitung der Arzneimittel (s. Dispensatorien) von ihnen herrühren. Sabor ebn Sahel gab um die Mitte des 8. Jahrh. das erste Dispensatorium heraus, welches in der Folge in den arabischen Apotheken zum Muster diente. Diese standen unter der besondern Aufsicht der Obrigkeit, und auf Echtheit und Wohlfeilheit der Arzneimittel ward besonders gesehen. So erzählt man vom Feldherrn Afshin, daß er in den Feldapotheken seines Heers selbst untersucht habe, ob alle in dem Dispensatorium genannten Mittel vorräthig wären. Da die medicinischen Wissenschaften auch im Abendlande wieder aufblühten, ward die Schule zu Salerno gestiftet, und in der Folge, besonders von dem Kaiser Friedrich II. (1238), ihr immer mehr Ansehen und Gewalt verliehen. So bekam auch das ganze Apothekerwesen eine gesetzliche Einrichtung, und die Apotheker und Spezereihändler bekamen eine Arzneitaxe. Nur in gewissen Städten durften Apotheken angelegt werden, und es wurden 2 Männer von Ansehen in großen Städten zur besondern Aufsicht über die Apotheken angestellt. In Gegenwart derselben mußten die wichtigsten Mittel, z. B. Theriak, verfertigt werden, und Betrügereien wurden hart bestraft. Aus dem 15. Jahrh. ist noch ein Werk von Saladin von Asculo, dem Leibarzte des Großconnetables von Neapel, berühmt geworden, darin der Verfasser unter andern merkwürdigen Beiträgen zur Kenntniß der damaligen Apothekerkunst auch ein Verzeichniß der Bücher anführt, welche die Apotheker sich anschaffen sollen, ferner moralische Verhaltungsregeln und eine Anleitung gibt, was sie in jedem Monate für besondere Geschäfte haben.

Das wichtigste pharmaceutische Werk im ganzen Mittelalter war aber das bereits im 12. Jahrh. bekannte Antidotarium des Salertinaners Nicol. Präpositus. In Frankreich wurden erst im 15. Jahrh. die Apotheken unter Aufsicht der Staatsärzte und Facultäten gesetzt. König Karl VIII. gab ihnen (1484) zunftmäßige Form und Grundgesetze, welche in den folgenden Zeiten theils befestigt, theils vermehrt wurden. In Deutschland waren die Apotheker noch bloß Arzneihändler. Sie bereiteten die Arzneien nicht selbst, sondern ließen sie aus Italien kommen und verhandelten sie. Die Aerzte bereiteten auch selbst ihre Heilmittel. Die Apotheker waren in den meisten Städten zugleich Zuckerbäcker, und die Magistrate bedungen sich in ihren Contracten mit ihnen die jährliche Lieferung einer gewisse Menge Backwerke auf die Rathsstube. Die Paracelsische Reform in der Heilkunde (im 16. Jahrh.) brachte auch bei uns Veränderungen in der Pharmacie hervor. Es wurden jetzt besonders viele chemische Zubereitungen in den Arzneivorrath aufgenommen: auch schreibt sich von da an der stärkere Gebrauch der Arzneimittel aus dem Mineralreich, z. B. des Spießglases und des Quecksilbers, her. Indessen wurden die Arbeiten auch ohne Grundsätze, ohne Erklärung der dabei vorkommenden Erscheinungen rc. betrieben. Von der Mitte des 17. Jahrh. bis auf unsere Zeiten hoben sich Naturgeschichte und Naturkunde, und mit ihnen die Chemie allmälig aus dem Dunkel, das sie umhüllte, wodurch in der Pharmacie mehr Licht verbreitet ward. Die pharmaceutisch-chemischen Arbeiten wurden durch Cavendish's und Lavoisier's verbessertes System der Chemie verändert, geregelt und erklärt; ebenso hatten die Aufklärungen in der Heilkunde sehr großen Einfluß auf dieselben, indem die übergroße Menge der Mittel gesichtet, ihre Zubereitung und Mischung vereinfacht wurden. — Eine **Apotheke** ist, der griech. Urbedeutung nach, eine Vorrathskammer, Waarenlager, besonders für Arzneistoffe. Im Mittelalter erhielten dergleichen Lager den Namen Stationen und erst seit dem 14. und 15. Jahrh. den Namen Apotheken. (Die erste in London 1345, die erste deutsche in Nürnberg 1404, in Leipz. 1409.) In gut eingerichteten Staaten stehen die Apotheken unter sorgfältiger medicinisch-polizeilicher Aufsicht, genießen Privilegien, sind aber auch bestimmten gesetzlichen unterworfen. Zu einer gehörigen Apothekeneinrichtung gehört die Officin (Apotheke im eigentlichen Sinne), wo die einzeln Arzneien in Ordnung aufgestellt sind und nach Verlangen in bestimmter Form verabreicht werden, das **Laboratorium** (s. d.), eine oder mehre Materialkammern, nebst Kräuterboden und Kellerraum als Aquarium zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten.

Pharmacie ist die Kenntniß der Arzneimittel, oder die Kunst, gewisse Stoffe zu sammeln, aufzubewahren, zu bereiten und zu mischen, um Arzneimittel daraus zu bilden. **Pharmakologie** ist die Lehre von den Kräften und Wirkungen der Arzneikörper und ihrer Zubereitung nach wissenschaftlichen Grundsätzen. Beide Ausdrücke kommen von dem griech. Worte Gift, weil die Alten jeden Arzneistoff für ein Gift ansahen, das mit der größten Behutsamkeit und Umsicht angewendet werden müßte (s. d. vorig. Art.). Die Pharmacie ist keine für sich bestehende Wissenschaft, sondern die Anwendung naturhistorischer und chemischer Kenntnisse auf die Arzneimittel. **Pharmakopöe** oder auch Dispensatorium, nennt man die von den obern Medicinalbehörden des Landes angegebenen Vorschriften zur Bereitung der einfachen und zusammengesetzten

Mittel. Es ist wichtig für den Arzt, daß in jedem Lande ein gesetzliches Dispensatorium bestehe; denn würde es den Apothekern überlassen, die Medicamente nach einer beliebigen Methode anzufertigen, so könnte der Arzt sich nicht mit Sicherheit auf seine Verordnungen verlassen: indem die nach verschiedenen Methoden bereiteten Arzneien von verschiedenem Gehalte und abweichender Stärke sind. S. Döbereiner's „Elemente der pharmaceutischen Chemie" (Jena 1816), Geiger's „Handbuch der Pharmacie" (1. Bd., 2. Aufl., Heidelb. 1827, und 2. Bds. 1. Abth.), des 1829 verst. Hagen „Lehrb. der Apothekerkunst" (7. umgearbeit. Aufl., Königsb. 1829, 2 Thle.). — Die von Zeit zu Zeit revidirte „Pharmacopoea borussica" (4. Aufl., Berlin 1827, 4.) hat Dulk übersetzt und commentirt (Leipz. 1822). In Erfurt hat Trommsdorff 1795 ein pharmaceutisch-chemisches Institut errichtet, das noch besteht; s. dessen „Magazin für Pharmacie", 12. Jahrg. 1834.

Pharsalus, s. Cäsar und Pompejus. — Pharsalia, s. Lucanus.

Pharus, Leuchtthurm, ein erhabenes, feststehendes Gebäude an der Küste des Meeres, worin des Nachts ein Feuer unterhalten wird, um den Schiffern gefährliche Stellen oder den Eingang in den Hafen zu zeigen. (Vgl. Baake und Fanal.) Der Pharus von Alexandrien war eins der berühmtesten Werke des Alterthums. Nach ihm erhielten alle ähnliche diesen Namen. Er stand an der Mündung des Nils und bestand aus mehren stufenförmigen Gallerien. Oben hing man eine Laterne auf, welche mehre Meilen von der Küste gesehen wurde. Noch sind die Pharen von Genua und der von Corduan am Ausflusse der Garonne berühmt. Letzterer, erbaut 1584—1616, ist ein prachtvolles, an der Basis 145 Fuß im Diameter, sowie auch 145 Fuß in der Höhe messendes Gebäude, welches in seinem Hauptraume eine Capelle enthält. Frankreich hat außerdem noch 14, Belgien, die Niederlande und die deutschen Küstenländer der Nordsee 19, die Küstenländer des baltischen Meeres aber 27 Leuchtthürme. An den Küsten Englands sind 40 vorhanden, von denen der Eddystoneleuchtthurm der merkwürdigste ist. Er liegt an einem kleinen Felsen am Eingange des Sundes von Plymouth. Nachdem er mehre Male eingestürzt war, wurde er 1756—59 von dem Architekten Smeaton in seiner jetzigen Gestalt sehr dauerhaft aufgeführt. Die Erleuchtung der ringsum mit Glasscheiben versehenen Kuppel geschieht mittelst Oellampen. Unter den 17 Leuchtthürmen Schottlands erwähnen wir nur den auf dem Bellrock oder Glockenfelsen, 11 engl. Meilen südwestlich von Redhead in Forfarshire, dem Eingange des Firth of Forth gegenüber gelegen, befindlichen. Er ist zugleich eins der merkwürdigsten Bauwerke der neuern Zeit und hat den Ruf des Architekten Stevenson begründet. Der Felsen liegt 12 Fuß unter dem gewöhnlichen Wasserstande, und auf diesem führte der genannte kühne Schotte 1807—10 einen Thurm auf, der an der Basis 42 und oben 13 Fuß im Durchmesser hält und 115 hoch ist. Die Erleuchtung geschieht mittelst Argand'scher Lampen. Irland hat 25 Leuchtthürme.

Phasen, die veränderlichen Gestalten, welche die Planeten von ihrer verschiedenen Beleuchtung durch die Sonne annehmen, sodaß sie uns bald rund, bald oval, bald sichelförmig, bald wie ein dunkler Fleck erscheinen. (Vgl. Mond.)

Pelloplastik (griech.), die von einem römischen Künstler von 1780—90 erfundene Kunst, aus geschnittenem Kork die Werke der Architektur in verkleinerten Nachbildungen darzustellen. Die Arbeiten desselben kamen auch nach Deutschland (Gotha, Kassel, Leipzig, Darmstadt ꝛc.) und gaben dem Baurath Mey Veranlassung, sich gleichfalls in dieser Kunst zu versuchen. Mey hat sie zu noch höherer Vollkommenheit gebracht und auch auf Werke der gothischen Baukunst ausgedehnt. Die Korkmodelle haben vor den Nachbildungen in Holz, Thon, Stein oder Pappe den Vortheil der größern Wohlfeilheit, weil das Korkholz von Natur die Farbe der von der Zeit gebräunten Baudenkmäler hat, welche aus dem Alterthume auf uns gekommen sind, welche Farbe den andern Modellmaterialien erst durch Kunst gegeben werden muß.

Pherekydes, geb. auf der Insel Skyros um 598, gest. um 635 v. Chr., berühmter griech. Philosoph, Zeitgenosse des Thales, wird für den Ersten gehalten, welcher in Prosa über Religion und Philosophie schrieb. Die aus seiner Schrift über die Natur und die Götter aufbewahrten Fragmente (herausgeg. von. Fr. W. Sturz, Gera 1798) sind allegorische Gedanken. Pherekides erklärte Zeus, Zeit und Erde für das Ewige und Unwandelbare, und ahnete Unsterblichkeit der Seele in der Seelenwanderung. Unter seinen Schülern soll Pythagoras gewesen seyn.

Phidias aus Athen, der große Meister in der Plastik, der in dem Zeitalter des Perikles (um die 84. Olympiade, 444 v. Chr.) die hohen Ideale einer Pallas-Minerva und eines Jupiter zu Olympia verkörperte. Phidias bildete, nach Böttiger, 3 Pallasstatuen, welche sich alle zu Pausanias's Zeit noch auf der Burg von Athen befanden. Die eine kolossale Bildsäule der Pallas goß er in Bronze aus dem Zehnten der marathonischen Beute für den Tempel der Polias (der Stadtbeschützerin), und sie war als schirmende Vorstreiterin gebildet. Auf ihrem Schilde hatte Mys, nach Parrhasius's Zeichnungen, den Centaurenstreit in Relief gearbeitet. Neben der Statue stand die uralte Burgbewohnerin, die Nachteule. Von dieser Statue wird erzählt, daß die Seeleute, wenn sie um das Vorgebirge Sunium herumschifften, noch ihren Helmbusch und die Spitze ihrer Lanze schauten. Die zweite berühmteste bildete er aus Elfenbein und Gold; sie wurde die Statue des Parthenon, oder Parthenos (die Jungfrau) genannt, und maß mit der Basis ungefähr 39 Fuß. Er nahm statt Marmor das glänzendere und zartere Elfenbein dazu (eigentlich war sie aus Holz mit Elfenbein überzogen) und legte der Statue ein aus Gold getriebenes oder gegossenes Gewand so kunstreich an, daß es auch an- und ausgezogen, ganz abgenommen und dem jedesmaligen Tempelschatzmeister zugewogen werden konnte. Es wog 44 Talente. Unter Demetrius Poliorketes wurde es geraubt. Die Augen waren von Marmor und, nach der damals noch herrschenden alten Sitte, wahrscheinlich bemalt. Sie stand aufrecht, trug den Schuppenpanzer (die Aegis) auf der Brust und hielt in der linken Hand den Speer. Daneben sah man eine große Schlange oder einen Drachen, den man für die Schlange des Erechthonius hält. Auf ihrer rechten Hand stand die zur Göttin gekehrte Victoria, gleichfalls von Elfenbein mit goldenem Gewande, 4 Kubitos hoch. Neben ihm ruht der große Schild, der auf der einen Seite die Schlacht mit den Amazonen, auf der innern der Kampf mit den Giganten vorstellt. Die einzelnen Theile der Statue, sowie die Basis, waren ebenso durch Reliefs künstlich aus-

gearbeitet. (So z. B. hatte Phidias sich selbst und den Perikles auf dem Schilde angebracht.) Die ausführliche Beschreibung lese man in Böttiger's „Andeutungen über die Archäologie". Die dritte kleinere, in Bronze gearbeitet, welche wegen ihrer zarten Proportionen vorzugsweise die schöne genannt wurde, wurde von den Lemniern gekauft und auf die Burg von Athen geschenkt. Der olympische Jupiter des Phidias stellte die ruhige Majestät des Himmelskönigs dar und wurde daher sonst zu den Wundern der alten Welt gerechnet. Jupiter war hier sitzend auf einem Throne, den goldenen Olivenkranz auf dem Haupte, in kolossaler Größe vorgestellt; der Oberleib war nackt, die Hüften bedeckte ein weiter Mantel, der in reichen Falten bis auf die Füße herabfloß, die auf dem Fußschemmel des kunstreich verzierten Thrones ruhten. Die nackten Theile des Bildes waren von Elfenbein, die Bekleidung von getriebenem Golde mit einer Nachahmung von Stickerei durch Farben, wobei des Künstlers Bruder Panänos, ihm geholfen haben soll. Auf der rechten, vorwärts gekrümmten Hand stand die dem Gotte zugekehrte Siegesgöttin, die, auch aus Elfenbein und Gold, eine Binde emporhielt, womit sie den Oelkranz umwinden zu wollen schien. In der linken hielt der Gott das aus allen Metallen kunstreich zusammengelöthet vielfarbige Scepter, auf welchem der Adler ruhte. Der Ausdruck der Macht, Weisheit und Güte waren in seinem Haupte vereinigt, und er saß als der Gott, der den Vorsitz über die Hellanodiken führt und den Siegern in den feierlichen Spielen zu Olympia den Siegerkranz und die Palme darreicht, thronend in ruhiger Würde da; das Ideal des griech. Anthropomorphismus. Cicero erzählt („De oratore", II), wie der Künstler durch eine Stelle des Homer zur Entwerfung seines Ideals angeregt worden sey, und nach ihm Wieland („Ueber die Ideale"). Höchst ergreifend war der Anblick des Gottes, und noch mehr wurde der Ausdruck dadurch verstärkt, daß die Statue mit einem großen Teppich verhangen war, welcher erst dann weggezogen wurde, wenn der Gott sichtbar werden sollte. Pracht und Größe warfen staunend den Beschauer zu Boden. (Vgl. Völkel's, Siebenkees's und Tölke's Schriften über den Tempel des Jupiter zu Olympia.) Neuere haben dem Künstler wegen der vielen Verzierungen seiner Werke Ueberladung vorgeworfen, namentlich in Beziehung auf die Pallas- und Jupitersstatue. Einsichtsvoll scheint ihn Böttiger dagegen zu vertheidigen, wenn er sagt: „Phidias ging bei allen seinen kolossalen Schöpfungen von dem Grundsatze aus, daß, was aus gehöriger Ferne gesehen, durch gewaltige Masse und erhabene Umrisse imponire, dennoch auch bei der sorgfältigeren Beschauung in fortschreitender Annäherung (denn jedes Relief hat verschiedene Maßstäbe und Augenpunkte) durch die kunstreiche Ausführung anziehen und zu immer neuer Bewunderung fortreißen müsse. So war der Künstler bis ins Kleinste groß, ja, er setzte wetteifernd mit der Natur seinen Stolz darein, auch eine Cicade und Biene in Erz in höchster Vollkommenheit zu bilden, und jede seiner Statuen war eine Welt von Kunst". Daher findet auch Böttiger des Phidias eigenthümlichsten Charakter darin, mit der zartesten Ausführung im Einzelnen die größte Erhabenheit des Kolossalen zu paaren und auf verschiedene Annäherungspunkte noch immer ein Relief oder eine Verzierung in Bereitschaft zu haben — wie dieß vorzüglich beim olympischen Jupiter mit den mannigfaltigen Verzierungen durch Reliefs und Malerei der Fall war. —

Auch der Statue der Nemesis zu Rhamnus, welche man fälschlich Phidias's Liebling, Argorakritos, zuschrieb, wird eine hohe Würde beigelegt. Er fertigte sie aus einem parischen Marmorblocke, welchen die Perser zum Denkmal ihrer Siege bestimmt hatten. Von Phidias an rechnet man gewöhnlich den hohen oder erhabenen Styl, und die neuern Alterthumskenner behaupten, nach ihm habe die griech. Kunst wieder zu sinken angefangen. Phidias war auch Architekt. Perikles erhob Athen zur herrlichsten und kunstreichsten Stadt in Griechenland; während seiner 20jährigen Leitung erhielt Athen köstlichere Tempel, Säulengänge und Kunstwerke, als Rom in 7 Jahrh., obgleich Weltherrscherin, sich verschaffen konnte. Alles regte sich wetteifernd, die Stadt der Pallas zu verschönern. Die ausgesuchtesten Stoffe und zu diesen die fertigsten Arbeiter waren in Menge vorhanden. Die Aufsicht und Anordnung bei diesen Werken erhielt Phidias, und die Bildwerke, welche dieselben (z. B. das Parthenon) verzierten, wurden theils von ihm selbst, theils im Geiste uno nach den Ideen des großen Meisters gearbeitet. So sehr Phidias von den kunstsinnigen Athenern, für deren Ruhm er gearbeitet hatte, unter Perikles verehrt wurde, so sehr mußte er die Launen seiner Mitbürger erfahren, als seines Gönners Ansehen sank. Er starb im Kerker; über die nähere Ursache dieses Todes herrscht Dunkel.

Philadelphia, die Hauptstadt von Pennsylvanien (s. d.).

Philanthropinismus wird das pädagogische System genannt, welches Basedow und seine Freunde aus den freisinnigen Erziehungsregeln Locke's und Rousseau's in der 2. Hälfte des 18. Jahrh. anzubauen und mit den schon von Amos Comenius (s. d.) empfohlenen didaktischen Mitteln in Anwendung zu bringen suchten. Basedow fand den Hauptgrund der körperlichen und geistigen Entartung seiner Zeitgenossen in der zweckwidrigen Erziehung der Jugend. Die Unnatur und Verkrüppelung in der häuslichen Kinderzucht, der Wortkram, die Gedächtnißqual und Ruthentyrannei in den Schulen waren die Dämonen, gegen die er, Wolke, Iselin, Campe, Trapp und Salzmann mit den Waffen des gesunden Menschenverstandes und mit der Begeisterung und Zuversicht pädagogischer Reformatoren zu Felde zogen und dadurch eine neue Epoche in der Erziehungsmethode begründeten, unter deren Einfluß ein großer Theil der jetzt lebenden Deutschen aufgewachsen ist. Die Grundsätze dieser Männer, die sich am liebsten Philanthropen (Menschenfreunde) nennen ließen, sind folgende. Die Welt kann bisher kein Schulwesen haben, das nicht selbst in seinem Grundbau höchst fehlerhaft seyn müßte. Es fehlt ihr an einem praktischen Lehrseminar und an überlegtem Plan für die Folge der Schulbücher. Ueberall werden unverstandene Worte auswendig gelehrt. Es müssen vor allen Dingen Künstler gebildet werden, wenn Kunst gedeihen soll. In der körperlichen Erziehung muß man zu der Methode der Alten zurückkehren. Abhärtung und Gymnastik wird stärken und bilden. In der geistigen Ausbildung muß Erziehung zur Philanthropie (Menschenliebe) das letzte Ziel seyn. Bisher hat man nur Gelehrte, oder Edelleute oder Handwerker, überhaupt Berufsarbeiter erzogen. An Menschen, an Kosmopoliten ist der Welt weit mehr gelegen. Durch Vernunft allein, aber auch durch strengen Gehorsam, der auch wohl durch kürperliche Zucht in gewissen Fällen erzwungen werden darf, muß der Wille gelenkt werden. Die Religion soll in der Jugend nur in der

höchsten Einfalt und ohne alle Rücksicht auf Parteien und Sekten gelehrt werden. Der Kirchenglaube gehört für spätere Jahre. Man muß die Tugend und Religion der Jugend angenehm und leicht machen, damit sie solche liebgewinne. Man muß den natürlichen Hang zur Freiheit nicht unterdrücken, sondern nur leiten. Die Kinder sind von Natur gut. Der Zwang macht sie meist schlechter. Sie sind von Natur menschenfreundlich. Man soll in den Kindern weit mehr die Natur als die Kunst achten. Feine Sitten und Gebräuche der Welt sind zum Theil Unnatur. Behandle man die Kinder als Kinder, damit sie desto länger unverdorben bleiben. Um der Menschheit auf diesem Wege zu helfen, hatte Basedow (vgl. d.) die Errichtung einer Pflanz- und Musterschule für Lehrer, welche nach diesen Grundsätzen Weltbürger erziehen sollten, entworfen, und sie u. d. N. Philanthropin als eine Werkstätte der Menschenfreundschaft angekündigt. Die von empfänglichen Zeitgenossen dazu gesammelten Gelder reichten aber nur zu einem philanthropischen Erziehungsinstitute hin, das 1774 zu Dessau eröffnet wurde. Nach dem Vorbilde dieser Musteranstalt, welche ihre Zöglinge körperlich stärkte, aber geistig zerstreute, und schon 1793 durch innere Disharmonie der Mitwirkenden unterging, bildeten sich mehre Töchterschulen (vgl. Institut), die aber bis auf das Philanthropin Salzmann's (s. d.) zu Schnepfenthal das Schicksal ihrer Mutter theilten. Daß das Unternehmen der Philanthropen nicht größere Fortschritte machte, ist weniger dem heftigen Widerspruch der Humanisten, die sich als Angeklagte behandelt sahen (das Studium des classischen Alterthums betrieben die Philanthropen mit einer gewissen Geringschätzung, ebenso den Sprachunterricht, weßhalb sie auch keinen ausgezeichneten Gelehrten gezogen haben), als den Schwächen der philanthropischen Grundsätze und Methoden selbst, sowie dem Mißverhältniß, in welchem ihre pomphaften Ankündigungen mit ihren geringen Früchten standen, zuzuschreiben. Doch kann man dem Philanthropinismus das Verdienst nicht abstreiten, daß er einen, von Vielen vergessenen, Gegenstand, an welchem der Menschheit Großes, an welchem ihr Alles liegen sollte, aufs Neue in Anregung gebracht; daß er Aufmerksamkeit und Enthusiasmus dafür zu erwecken gewußt; daß er die Theilnahme der Regierungen gewonnen und zuerst wieder fühlen gelehrt, daß sie es dem Wohle ihrer Staatsbürger und ihrem eigenen Wohle schuldig wären, wo nicht selbst Hand anzulegen, doch die Arbeiten von Privatpersonen bei der Erziehung zu schützen, zu erleichtern, zu befördern; obgleich der Philanthropinismus selbst mehr darnach strebte, umzuwälzen und neuzuschaffen als auszubilden, zu ordnen und zu vervollkommnen. Den wohlthätigsten Einfluß hatte er auf die Landschulen (s. d. und Rochow), auf Einführung besserer Lehr- und Lesebücher in dem Volksunterrichte und vor Allem auf das in hohem Grad vernachlässigte leibliche Wohl der Jugend. Ein großer Nachtheil war es indeß, daß er in die praktische Erziehungsmethode zu viel Spielendes und Tändelndes einführte und Anfangs offenbar die Arbeitsscheu zu sehr begünstigte und eben darum so wenige Menschen bildete, die für das ernste Geschäftsleben taugten. Demungeachtet bleibt es im eigentlichen Kindesalter doch wohl die allernatürlichste Art, mehr unbemerkt Kenntnisse beizubringen, die in jeder wissenschaftlichen Form etwas Abschreckendes haben würden, und Arbeit und Erholung, Bewegung und Stillsitzen oft abwechseln zu lassen. Vgl. Basedow's „Elementarwerk",

Campe's „Fragmente über Aufklärung" und das „Revisionswerk", Trapp's „Pädagogik", Salzmann's „Menschliches Elend und Himmel auf Erden" u. v. a. Schriften der Philanthropen.

Philemon und Baucis, ein Ehepaar, das wegen der zärtlichen Liebe zu einander in der Mythologie einen Ehrenplatz einnimmt. Als einst Jupiter und Merkur in Menschengestalt Phrygien durchreisten und Niemand die Fremdlinge beherbergen wollte, waren es bloß jene betagten Eheleute, die sie aufnahmen und gastfreundlich bewirtheten. Die Reisenden nahmen hierauf ihre Wirthe mit auf einen benachbarten Berg, und als diese hinter sich blickten, sahen sie das ganze Dorf überschwemmt, ihre Hütte aber in einen prächtigen Tempel verwandelt. Auf Jupiters Erlaubniß, jede Bitte zu thun, baten sie bloß um die Begünstigung, Diener seines Tempels zu seyn und daß keines von ihnen eher, als das andere sterben möchte. Ihr Wunsch wurde gewährt und sie in einem sehr hohen Alter, als sie eben vor des Tempels Thüre saßen, Philemon in eine Eiche, Baucis in eine Linde verwandelt, indem sie noch den zärtlichsten Abschied während ihrer allmäligen Verwandlung von einander nahmen. Lange standen noch die höchst verehrten Bäume vor dem Tempel.

Philidor (André Danican), geb. zu Dreux 1726, einer der größten Schachspieler und ein berühmter Tonkünstler. Schon im 11. Jahre componirte er eine Motette und ließ sie vor dem Hofe aufführen. Er machte 1744 eine Reise durch Holland, England, Deutschland, wo er besonders als Schachspieler großes Aufsehen erregte. In Berlin spielte er (1750) drei Spiele Schach zugleich gegen drei Meister mit verbundenen Augen und gewann sie in kurzer Zeit. Als Tonkünstler ward er, nach Frankreich zurückgekehrt, erst nach und nach bekannt, und als Opern-Componist selbst beliebt, auch in Deutschland gewannen mehre seiner Opern (z. B. „Der Hufschmied", „Der Soldat als Zauberer" u. m.) vielen Beifall, indem er, ohne sich an den gewöhnlichen Leisten zu binden, Reichthum an Gedanken, Feuer und angenehme Melodie mit einander zu verbinden wußte. — Als Schachspieler behielt er seinen Ruf; er reiste nach London auf Kosten des dasigen Schachclubbs, dessen Mitglied er 30 Jahre lang war. Er wählte auch zuletzt London zu seinem Aufenthaltsorte und starb hier 1775, nachdem er noch zwei Monate zuvor mit verbundenen Augen gegen zwei Spieler beide Partien Schach gewonnen hatte.

Philipp II., Vater Alexanders des Großen, König von Macedonien, vierter Sohn vom Könige Amyntas, kam in seiner Jugend als Geißel nach Theben und warde daselbst unter den Augen des Pelopidas und Epaminondas erzogen. Von der Natur mit den herrlichsten Eigenschaften ausgerüstet, nahm er sich diese großen Männer zum Muster und erreichte sie in Ansehung des Muthes und der Kriegskenntniß; weit aber blieb er in Absicht auf Seelengröße, Großmuth und Gerechtigkeit hinter ihnen zurück. Nach dem Tode seines Bruders Perdikas III. entfloh er aus Theben, 22 Jahre alt, ließ sich zum Vormund seines Neffen erklären und bestieg bald darauf 360 vor Christo an seiner Statt den Thron. Glänzende Siege über die Illyrier, Päonier und Thracier befestigten ihn auf demselben und die Schlacht gegen die Athenienser bei Methonte, wegen Amphipolis, einer athenischen Colonie, die er für frei erklärt hatte, worin sich der Sieg ebenfalls auf seine Seite neigte und die dabei bewiesene Großmuth, indem er die Gefangenen ohne Lösegeld

nach Athen zurückschickte, verschaffte ihm ein Bündniß mit dieser Republik. Kurz darauf entriß er den Illyriern Krenides, eine von den Thraciern erbaute Stadt, die seinen Namen empfing, mit den wichtigen Goldminen in ihrer Nähe, vermählte sich mit Olympias, Tochter des Molosserkönigs Neoptolemus, eroberte mehre Städte in Thracien und faßte, da er von den Barbaren nichts mehr zu fürchten hatte, den Plan, sich zum Herrn von Griechenland zu machen. Olynth, eine atheniensische Colonie kam durch List in seine Hände, und der heilige Krieg gegen die Phocier überlieferte ihm nicht nur die Eingangspässe in das eigentliche Griechenland, sondern auch einen Rang unter den Staaten Griechenlands. Wo seine Macht nicht ausreichte, unterstützte ihn List und Geld. Vergebens suchte Demosthenes gegen ihn Feinde zu erwecken; Waffengewalt und glatte Worte vermehrten sein Ansehen von Tag zu Tag. Die Athenier Diopeithes und Phokion siegten umsonst in Thracien; der Sieg von Charonea (338) über die Böotier und Athener erfochten, entriß ihnen die Früchte ihrer Siege und allgemein wurde nun Philipp von den auf dem Isthmus versammelten Griechen zum Oberbefehlshaber des Krieges gegen Persien erklärt. Während der Zurüstung zu diesem Feldzuge wurde er (336) von einem Soldaten seiner Leibwache, Pausanias, im 47. Jahre seines Alters und zwar am Tage der Vermählung seiner Tochter Kleopatra an Alexander von Epirus, Bruder der verstoßenen Olympias, ermordet. Seinem Sohne und Nachfolger Alexander erleichterte er durch Verbesserung des Phalanx und durch die trefflichste Kriegsdisciplin unter seinen Truppen die Eroberung in Persien.

Philipp II. stand, als sein Vater Karl V. ihm die Zügel der Monarchie übergab, in einem Alter von 32 Jahren. Er war den 21. Mai 1527 zu Valladolid von Isabella, Tochter Emanuels des Großen, Königs von Portugal, geboren. In Spanien von abergläubischen und schwärmerischen Priestern erzogen, waren sein gallsüchtiges Temperament, sein ernster und düsterer Charakter durch die Art Arbeiten und Vorstellungen, der Vergnügungen und Entbehrungen, mit denen man seine Kindheit und Jugend angefüllt hatte, noch mehr in ihrem Wesen bestärkt worden. Zwar fand sich zwischen seinem und dem Nationalcharakter der Spanier eine gewisse Aehnlichkeit, doch hatte er die Eigenschaften dieses schätzenswerthen Volkes alle übertrieben und daraus wirkliche Laster gebildet. Jener natürliche Stolz, der bei seiner Nation sich der Größe der Seele nähert, war bei ihm in einen kalten alles wegwerfenden Stolz übergegangen. Der Spanier besitzt lebhafte Leidenschaften; die seinigen waren in dem Grade glühend, als er sie noch mehr concentrirt hatte, und er verstärkte sie, indem er sie verbarg. Der Spanier liebt den Ernst und das Schweigen, Philipp war finster, undurchdringlich und verschloß alle seine Gefühle so sehr in das Innerste seines Herzens, daß er sich nicht einmal eines Lächeln erlaubte. Der Spanier hängt an seiner Religion und beobachtet auf das Genaueste ihre Gebräuche; Philipp übertrieb aber die Genauigkeit bis zur kleinlichen Aengstlichkeit, und diese Aengstlichkeit bis zur Schwärmerei. Es würde in der That schwer zu entscheiden seyn, ob sein Charakter jene Grundsätze der Intoleranz, die er mit einer furchtbaren Festigkeit befolgte, oder ob diese Grundsätze seinen Charakter umwandelten und ihn erst zu jenem hohen Grade von Herrschsucht, Härte und Grausamkeit verleitet haben. Wenn Caligula in seiner Raserei dem gesammten Menschengeschlechte nur Einen

Kopf wünschte, so wünschte Philipp ihm nur Einen Gedanken, und zwar den seinigen, welchen es nicht aus Ueberzeugung, sondern aus Gehorsam annehmen sollte. Mit Verachtung begegnete er den Menschen, mit Achtung den Priestern; er fürchtete Gott nicht wie ein Kind, sondern wie ein Sklave, der vor der Hölle zurückbebt. Die Thätigkeit, Schärfe und Tiefe seines Verstandes verleiteten ihn oft zu allzufeinen Plänen, und aus Mangel an Einfachheit verfehlte er häufig die rechten. Sein Wille stand unerschütterlich fest, wie das Schicksal; Niemand vermochte ihn, seinen Plan aufzugeben, Niemand seinen Entschluß zu verändern, und oftmals scheiterte er in seinen Unternehmungen, da er hartnäckig gegen die Umstände, gegen die Natur selbst ankämpfte. Anhaltender Arbeiten fähig, kannte er keinen andern Genuß als den der Geschäfte. Sein Ehrgeiz trachtete nach Allem, er überstieg sogar oft seine, obwohl ungeheure Kräfte, und beabsichtete nichts weniger als eine Universal-Monarchie aller Kräfte, aller Handlungen und Meinungen der Menschen. In seinem Hasse unversöhnlich wie in seiner Rache, im Glücke wie im Unglücke gänzlich ohne äußere Regungen des Gefühls, strenge und schweigend, jedem Ausdrucke des Wohlwollens fremd, sicherte nichts vor dem Mißbrauche, welchen er von seiner unumschränkten Macht machen konnte. Der Mensch war in ihm furchtbarer als der Monarch. Von dem Innern seines Pallastes aus hat dieser unsichtbare und böse Geist 44 Jahre hindurch alle Staaten in Bewegung gesetzt, alle Länder mit Blut angefüllt, und endlich, indem er Andern den Untergang bereiten wollte, sich selbst einen eignen bereitet. Man hat ihm den verdienten Namen des Dämons des Süden beigelegt; denn in der That, es hat wohl nie einen Menschen gegeben, der die Menschlichkeit weniger achtete als Philipp. Im 16. Jahre ward er mit Maria, Tochter des Königs von Portugal, vermählt. 1547 machte er eine Reise nach den Niederlanden und traf den Kaiser in Brüssel. Seine Härte des Gemüths, sein finsteres Wesen und seine Anhänglichkeit an die Spanier machten keinen günstigen Eindruck auf die Niederländer. Durch ein ähnliches kalte und stolze Benehmen entfernte er auch die Deutschen von sich und machte 1550 den Plan des Kaisers scheitern, ihn auf dem Reichstage zu Regensburg zum Nachfolger im Reiche erklären zu lassen. 1554 übergab ihm sein Vater den Thron von Neapel und Sicilien und verheirathete ihn zugleich mit der Königin von England, Maria. Um die Engländer zu gewinnen, bezeigte er sich ungemein freigebig, vermochte aber doch nicht, das Parlament dahin zu stimmen, ihm Hülfe gegen Frankreich zu leisten und ihn als König anzuerkennen. Er ging daher nach Flandern zurück und konnte durch die zärtlichsten Briefe seiner Gemahlin nicht bewogen werden, für jetzt England wieder zu betreten. 1555 entsagte Karl V. der Regierung und Philipp betrat den spanischen Thron. In Gegenwart der Generalstaaten bekleidete ihn Karl mit der Oberherrschaft der Niederlande, und wenige Wochen darauf übernahm er die Regierung Spaniens. 1556 schloß er mit Frankreich einen Waffenstillstand; doch die Franzosen brachen ihn auf des Papstes Pius IV. Betrieb schon in demselben Jahre: der Papst erklärte, Philipp habe den Thron von Neapel, päpstliches Lehn, verwirkt, und mußte durch den Herzog Alba zu einem Waffenstillstand gezwungen werden. Philipp ging hierauf nach England und bewog Maria zum Krieg gegen Frankreich. Ein englisches Corps unter dem Herzog Philipp von Savoyen und dem Grafen Egmont ver-

einte sich mit dem spanischen Heere, das St.-Quentin in der Picardie belagerte. Den 10. Aug. 1557 kam es zur Schlacht, und die Franzosen wurden unter Montmorency gänzlich geschlagen. Philipp soll während der Schlacht zwei Gelübde gethan haben; sich nie mehr in eine Schlacht zu wagen und dem St.-Laurenz ein Kloster zu erbauen, wenn er ihm den Sieg verleihte. Der Escurial ist das Denkmal des Dankes Philipps gegen diesen Heiligen. Die Einnahme von Quentin, Catelet, Ham und Noyon war die einzige Frucht dieses Sieges, und bald darauf rächte der Herzog von Guise durch die Wegnahme von Thionville und Calais die Schmach seiner Nation. Die Eroberung von Calais beschleunigte Marias Tod, 1558. Elisabeth bestieg den englischen Thron und Philipp bewarb sich um ihre Hand; doch die staatskluge Fürstin, welche den Haß der Engländer gegen Philipp kannte, wich dem Anerbieten aus. Die Franzosen wurden noch einmal bei Gravelingen aufs Haupt geschlagen. Die Folge dieses Sieges war der Friede von Chateau-Cambresis, der den 13. April 1558 geschlossen ward. Philipp gewann die festen Plätze Thionville, Marienburg, Montmedi und Hesdin. Ein Friedensartikel betraf die Vermählung Philipps mit der früher seinem Sohne, Don Carlos, bestimmt gewesenen Prinzessin Elisabeth von Frankreich. Philipp kehrte nach Spanien zurück und feierte zu Valladolid seinen Triumph durch ein Auto-da-fe, bei dem 40 Unglückliche verbrannt und erdrosselt wurden, und wohnte dem blutigen Schauspiel mit der größten Erbauung, welche spanische Schriftsteller rühmlichst erwähnen, bei. Bald darauf brachen die Unruhen in den Niederlanden aus. Die Reformation hatte schon unter Karl V. dort bedeutende Fortschritte gemacht und Philipp, der die Nachsicht, mit der Karl bisher die Religionsneuerer behandelt hatte, als ein Verbrechen betrachtete, beschloß gegen den Widerspruch und die Privilegien der Provinzen mit Gewalt den alten Glauben aufrecht zu erhalten und den neuen zu unterdrücken. Ein Gerichtshof der Inquisition nach spanischem Muster ward errichtet und ein Heer hielt den freien Sinn der Niederländer am Boden. Der Cardinal Granvella, ein eigenmächtiger Mann, beherrschte die Statthalterin Margaretha, Herzogin von Parma, und erlaubte sich gegen die Vorrechte der Stände manche Eingriffe. Der Adel beschwerte sich über ihn, und Philipp, obgleich er lange darauf achtete, mußte ihn doch zuletzt zurückrufen. Seine Nachfolger Viglius und Barlaimont verfuhren aber nach demselben Unterdrückungssysteme, und weder Philipp noch sie wollten die Strenge der Inquisition mildern. Philipp verband sich sogar mit Katharina von Medicis und ihrem Sohne Karl IX. von Frankreich, die Ketzerei mit furchtbarer Strenge auszurotten, und seine Inquisitionsgerichte verfuhren in den Niederlanden mit einer solchen Grausamkeit, daß Protestanten und Katholiken gleich erbittert waren und auf ihre Aufhebung drangen. Philipp ging starrsinnig den einmal eingeschlagenen Weg und das Volk ward unruhig. Jetzt erschien (1567) der Herzog Alba mit einem Heere ausgesuchter Krieger; die Häupter der widerstrebenden Partei wurden eingezogen und enthauptet. (S. Hoorn und Egmont.) Wilhelm von Oranien (s. d.) rettete sich durch Flucht. Ein neues drückendes Steuersystem steigerte den Geist der Unruhe und Empörung aufs Höchste In demselben Jahre starb Philipps Sohn, Don Carlos (s. d.), der eine Menge Laster besaß und durch keine einzige Tugend sie ersetzte, im Gefängnisse, des Hochverraths überwiesen, und zwei Monate darauf die

schwangere Elisabeth. Zugleich empörten sich die durch Religionsdruck erbitterten Mauren in Granada. Erst 1570 konnte der Aufruhr gestillt werden, und Philipp vermählte sich zum vierten Male mit Anna von Oestreich. Im folgenden Jahre trug die Flotte unter Don Juan von Oestreich einen glänzenden Sieg über die Türken bei Lepanto (s. d.) davon. In den Niederlanden kämpfte man mit Erbitterung; Alba's Grausamkeit erregte überall den heftigsten Widerstand, sodaß Philipp ihn zurückrief. Requesens ersetzte ihn und starb, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Ihm folgte Don Juan von Oestreich, der auch, ohne die Ruhe wieder herstellen zu können, 1578 starb. Am 23. Jan. 1579 errichteten die Stände von Utrecht einen Bund und beschlossen einen fremden Fürsten an die Spitze des Staats zu stellen. Der Prinz Alessandro Farnese von Parma übernahm das Commando nach Don Juan und erhielt durch sein Glück und seine Feldherrntalente die belgischen Provinzen der spanischen Krone. Inzwischen ließ Philipp durch seinen Feldherrn Alba das Königreich Portugal, auf das er nach dem Tode des Königs Sebastian von mütterlicher Seite Ansprüche hatte, erobern und empfing 1581 selbst die Huldigung der Stände. Ein niedriger Mörder befreite ihn darauf von seinem gefährlichsten Feinde; Balthasar erschoß 1584 den Prinzen von Oranien. Man klagt Philipp dieser Mordthat wegen an; so viel ist gewiß, daß er früher einen Preis auf des Prinzen Kopf gesetzt, und sowohl er als sein Hof sich durch die Nachricht des Todes zu unverständigen Freudensbezeugungen verleiten ließen. Auf alle Fälle gewann er nichts durch den Mord; in Wilhelms Sohn, Moritz (s. d.), erstand ihm ein furchtbarerer Feind. Mit der jungen Republik hatte Elisabeth (s. d.) ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen, und ließ die spanischen Besitzungen von Amerika durch eine Flotte unter Sir Francis Drake angreifen. Philipp wollte sich rächen, er wiegelte die Irländer auf und rüstete zur Eroberung Englands eine nie gesehene Flotte aus. Sie hieß die unüberwindliche Armada und bestand aus 150 großen Kriegsschiffen, mit 20.000 Soldaten, 7000 Matrosen und war mit einem Groß-Inquisitor, 150 Dominicanern und 3000 Kanonen besetzt. Am 29. Mai 1588 lief sie unter dem Befehle des Herzogs von Medina-Sidonia aus dem Hafen von Lissabon. Mit ihr sollte sich der Herzog von Parma mit einem andern Heere von 30.000 Mann vereinen; doch die Holländer hielten diesen mit 44 Schiffen zu Nieuport eingeschlossen, und die Engländer griffen in der Nacht vom 7. auf den 8. August, auf der Höhe von Dünkirchen die unüberwindliche Flotte mit Brandern an, zerstreuten und schlugen sie dann einzeln in fünf Treffen. Ein Sturm vernichtete sie noch mehr, sodaß der Herzog von Medina-Sidonia nur mit 60 Schiffen und 6000 Mann nach Spanien zurückkehrte. „Des Herrn Wille geschehe (sagte Philipp kalt, als er vom Admiral die unglückliche Nachricht erhielt); ich hatte meine Flotte gesandt, England zu bekämpfen, aber nicht die Elemente". Während der Zeit er England angriff, verband er sich mit der Ligue (s. d.) in Frankreich gegen Heinrich IV. Der Herzog von Parma erhielt den Befehl nach Paris zu eilen, um den von Heinrich IV. eingeschlossenen Herzog von Mayenne, den Anführer der Ligue, zu befreien. Man schiebt Philipp die Absicht unter, daß er seine Tochter Clara Eugenia, deren Mutter Elisabeth war, auf den französischen Thron hat setzen wollen. Zwei Mal zog der Herzog von Parma nach Frankreich und richtete beide Male nichts aus;

er starb bald darauf. Nach der Thronbesteigung Heinrichs IV. wandte Philipp Alles an, die Lossprechung des Königs vom Banne zu verhindern. Dieß führte einen Krieg herbei, während der mit England und den vereinigten Staaten mit abwechselndem Glücke fortdauerte. Den empfindlichsten Schlag brachten ihm die Engländer unter Howard und Essex durch die Einnahme von Cadix und Vernichtung der spanischen Flotte bei, während der Prinz Moritz von Oranien glücklich in den Niederlanden focht und die vereinigten Provinzen sich zu einem unabhängigen Staate erklärten. Durch Alter und Krankheit gebeugt, dachte endlich Philipp ernsthaft daran, seine Regierung friedlich zu schließen. Er schloß 1597 den Frieden zu Vervins mit Frankreich und gab die eroberten Städte zurück. Philipp, durch die Ausschweifungen seiner Jugend und die angestrengten Arbeiten entkräftet, hatte schon zwei Jahre an der Gicht, Wassersucht und an einem auszehrenden Fieber gelitten. Es verschlimmerte sich sein Zustand, schreckliche Schmerzen marterten ihn Tag und Nacht, Eiterbeulen brachen überall auf, und in ihnen erzeugte sich eine zahllose Menge Läuse. Er ertrug seinen qualvollen Zustand unerschütterlich standhaft und behielt bis auf den letzten Augenblick die Besinnung. Er befolgte auf seinem Todbette mit ängstlicher Pünktlichkeit die Vorschriften der Kirche, ermahnte seinen Sohn Philipp und seine Tochter Clara Eugenia zum Eifer gegen die katholische Religion und starb den 13. Sept. 1598. Er hat sein Leben mühevoll gestrebt, und mußte alle seine Pläne scheitern sehen, er wollte Spanien zur herrschenden Macht in Europa erheben, und nahm dessen Glück mit ins Grab. Spaniens Verfall ist Philipps Werk und sein unheimlicher, düsterer Geist, den er der Verwaltung eingehaucht hatte, drückte bis in die neueste Zeit mit lähmender Last das herrliche Land.

Philipp II., August, der Eroberer oder auch der von Gott Gegebene (Dieu-donné) genannt, König von Frankreich, Sohn Ludwigs VII., 1165 geboren, gelangte nach dem Tode seines Vaters 1180 zur Regierung, nachdem er schon zuvor mehre Beweise seines Muthes abgelegt hatte. Als daher der König von England, Heinrich II., von seiner Jugend Nutzen ziehen und ihm einen Theil seiner Staaten entreißen wollte, zog er sogleich gegen ihn und zwang ihn durch die Waffen zur Erneuerung der alten Verträge zwischen Frankreich und England. Kaum war diese Fehde geendigt, so suchte er seinem Volke auch die Früchte des Friedens genießen zu lassen. Er bestrafte deßhalb die Räubereien der Großen, verschönerte und vergrößerte Paris, umgab es mit Mauern und Thürmen und bewog eben hierdurch die Bewohner andrer Städte zur Nachahmung. Auch vertrieb er die Juden, die sich vieler Ränke bedient hatten, um das Geld seiner Unterthanen in ihren Seckel zu bringen, aus seinem Reiche und erklärte, daß die von seinen Unterthanen geliehenen Geldsummen mit Recht ihnen vorenthalten würden. Glücklich beendigte er hierauf einen Streit mit dem Grafen von Flandern (1184), entriß in einem neuen Kriege Heinrich II. von England die Städte Issoudun, Tours, Mans und andere und unternahm hierauf mit König Richard Löwenherz von England (1190) einen Kreuzzug nach Palästina, nachdem er vorher seine Mutter, die Königin Adelheid, und den Cardinal von Champagne zu Vormündern seines Sohnes und Regenten seines Reichs ernannt hatte. Acre wurde den 13. Juni 1191 nach hartnäckiger Belagerung den Saracenen entrissen, allein es streute neuen Samen

zur Zwietracht zwischen Frankreichs und Englands Könige und gab dadurch Veranlassung, daß der so glücklich begonnene Feldzug so unglücklich endete. Von einer heftigen Krankheit befallen kehrte Philipp bald darauf nach Frankreich zurück. 1198 entriß er dem Grafen Balduin VIII. von Flandern die Grafschaft Artois und, ungeachtet des dem König Richard Löwenherz von England beim Antritt des Kreuzzuges geleisteten Schwures, seine Staaten während desselben unangetastet zu lassen, diesem die Stadt Evreux und den District Verin. Die verunglückte Belagerung von Rouen hinderte ihn indeß an weitern Eroberungen. Während des 6monatlichen Waffenstillstandes mit England verstieß er seine rechtmäßige Gemahlin Ingelburg, Schwester des Königs von Dänemark, und vermählte sich mit Agnes Meran, die er jedoch, um den Bannstrahl des Papstes von sich abzuwenden, bald wieder von sich ließ, worauf eine Aussöhnung mit seiner frühern Gemahlin erfolgte. Da indeß nach Richards Tod desselben Bruder, Johann ohne Land (1199), sich mit Uebergehung seines Neffen Artus, des englischen Throns bemächtigte und denselben in einer Schlacht bei Poitou gefangen genommen, hatte hinrichten lassen, lud Philipp den Mörder vor Gericht nach Frankreich, verdammte ihn, da er nicht erschien (1203), zum Tode und erklärte die französischen Lehne der englischen Könige der Krone Frankreich anheim gefallen. Er bemächtigte sich hierauf nach und nach der Normandie und der Provinzen Maine, Anjou, Touraine und Poitou, sodaß Johann ohne Land in Frankreich nur noch Guienne besaß. Da der Papst nun noch überdieß den König von England in den Bann gethan und Philipp II. August zum Vollstrecker seiner Befehle ernannt hatte, dachte Letzterer ernstlich daran, sich auch Englands zu bemächtigen, rüstete eine ansehnliche Flotte aus und würde vielleicht auch seine Absicht erreicht haben, wenn nicht Johann ohne Land sich mit dem römischen Hofe ausgesöhnt und England als ein päpstliches Lehn dem römischen Stuhle unterworfen hätte. Der ausdrückliche Befehl des Papstes hinderte Philipp August, etwas gegen Englands König zu unternehmen; er wandte daher seine Truppen gegen den Grafen von Flandern und als Kaiser Otto IV. diesem zu Hülfe zog, erfolgte die Schlacht bei Bovines (den 22. Juli 1214), die sich siegreich für die Franzosen endigte. Die Grafen von Flandern und Boulogne und mehre andere franz. Vasallen, die gegen ihn gefochten hatten, wurden gefangen und verloren den größten Theil ihrer Besitzungen. An demselben Tage erfocht sein ältester Sohn und Nachfolger Ludwig VIII. ebenfalls einen glänzenden Sieg in Poitou über die Engländer. Kurz darauf riefen ihn die unzufriedenen Engländer um Hülfe gegen ihren König Johann ohne Land und er bewog dieselben, seinen Sohn Ludwig VIII. von ihm als König zu erbitten. Ludwig landete hierauf in England, ließ sich in London krönen, wurde aber 1216 in den Bann gethan und nach Johanns Tod und der Krönung Heinrichs III. aus England vertrieben. Philipp II. August starb kurz darauf zu Mantes an der Seine den 14. Juli 1223. Während seiner Regierung fingen in Frankreich die Kreuzzüge gegen die Albingenser und die Grafen von Toulouse unter Anführung des Grafen Simon von Montferrat an, die Frankreichs blühendste Gefilde in Wüsteneien verwandelten. Außer den genannten Eroberungen erwarb dieser König durch Kauf mehre bedeutende Graf- und Herrschaften, sodaß nicht leicht ein König der dritten Dynastie Frankreichs ihn an Vergrößerung seines

Reiches übertrifft. Auch hielt er zuerst ein stehendes Heer, was jedoch bald wieder in Vergessenheit gerieth. Drei Mal vermählt, hinterließ er nur von seiner ersten Gemahlin, Isabella von Hennegau (st. 1190, 22 Jahr alt), und von Agnes Kinder; denn Ingelburg starb kinderlos.

Philipp III., Philipp IV., Philipp V. von Spanien, s. Spanien.

Philipp V., Philipp VI. von Frankreich, s. Frankreich.

Philipp der Kühne, Philipp der Gütige, s. Burgunder.

Philipp Egalité, s. Orleans (L. J. Ph., Herzog von).

Philippi, eine der vorzüglichsten Städte Macedoniens, von Philipp erbaut, welcher die in der Gegend entdeckten Goldbergwerke benutzte. In ihrer Nähe wurden die letzten Vertheidiger der römischen Freiheit, Brutus und Cassius, vom August und Antonius überwunden. Ueber den Wahlplatz, jetzt la Cavella genannt, erheben sich die Ruinen der Stadt. Paulus gewann hier Viele dem Christenthume, und an die hiesige Gemeinde war sein Brief an die Philipper gerichtet.

Philippiken, die Reden Demosthenes's (s. d.) gegen Philipp von Macedonien; nach ihnen nennt man eine donnernde Rede Philippica.

Philippinen oder Manilische Inseln, s. Indien.

Philipponen, russische Secte, ein Zweig der Roskolniken, welche wegen der auf einer Kirchenversammlung zu Moskau 1666 eingeführten Verbesserung der alten slawonischen Kirchenbücher und dadurch veranlaßten Abänderung einiger außerwesentlichen Ceremonien sich von der russisch-griechischen Kirche trennten und unter sich wieder in verschiedene Secten zerfielen. Die nach ihrem ersten Parteihaupte Philipp Pustoswiät genannten, gegen Ende des 17. Jahrh. im nördlichen Rußland aufgekommenen Philipponen gehören zu den Unpopischen, welche keine Popen dulden, weil sie die Priesterweihe der russischen Kirche nicht für echt anerkennen. Das Kloster Pomor am Wuig im Gouvernement Olonez war ihr Stammort, und so lange sie sich nur in Rußland verbreiteten, Selbstverbrennen ihre wie einiger andern unpopischen Roskolnikenparteien letzte Rettung vor den Verfolgungen, die die orthodoxe russische Kirche bis unter der Regierung der Kaiserin Anna häufig über sie verhängte. Mehre Haufen der Philipponen flohen um 1750 in das polnische Litthauen und ein Theil derselben wendete sich von da in das nachmalige Neuostpreußen, wo sie, von Gutsherren aufgenommen, als fleißige Ackerbauer gern geduldet und bis 1795 auf 955 Familien stark wurden. Im fanatischen Haß gegen die russische Kirche, in Vermeidung des Umgangs mit fremden Glaubensgenossen und in der starren Anhänglichkeit an die alten allen Roskolniken gemeinsamen Gebräuche stimmen sie mit diesen in der Glaubenslehre, über die sie freilich selbst noch sehr im Dunkeln sind, mit der griech. Kirche überein, weichen aber von andern Roskolniken dadurch ab, daß sie keine ordinirte Geistliche haben. Daher findet Communion, Firmelung, priesterliche Absolution und Trauung bei ihnen gar nicht statt und die Ehe ist ihnen kein Sacrament. In jeder ihrer Gemeinden versieht ein dazu von ihr oder von seinem Vorgänger gewählter Starik (Aeltester), der slawonisch lesen können und sich seit seiner Taufe jedes starken Getränkes enthalten haben muß, den Gottesdienst im Bethause mit Psalmen singen, Beten und Verlesen der Evangelien, tauft Kinder und zugelaufene Proselyten, besucht Kranke, begräbt die Leichen, hört Beichte und legt Büßungen auf. Die Absolu-

tion glauben sie innerlich unmittelbar von Gott zu erhalten. Eid und Kriegsdienste verweigern sie; den Märtyrertod für die Eigenheiten ihres Sectenglaubens halten sie noch für verdienstlich, sind aber von frühern Schwärmereien ihrer Secte, besonders vom Selbstverbrennen, da Niemand sie verfolgt, ganz zurückgekommen. Alte Heiligenbilder holen sie sich von Glaubensgenossen in Riga, da sie die neuen verwerfen. Schulen haben sie nicht; Kinder lernen nur von ihren Eltern lesen. Uebrigens leben sie in großer Unwissenheit, verhalten sich mäßig, wirthschaftlich, arbeitsam und als ruhige Unterthanen.

Philister, ein Volksstamm, wahrscheinlich ägyptischen Ursprungs, welcher in den südwestlichen Ebenen Kanaans an der Seeküste wohnte. Dieses Land erhielt von ihnen den Namen Palästina. Stets mit den Israeliten kämpfend, mußten diese ihnen nach Josua's Tode einige Zeit unterthan seyn. — 2) In der Studentensprache ein gemeiner Spiesbürger, ein spiesbürgerlich gesinnter Mensch.

Philo, 1) aus Larissa, Redner und Philosoph, Stifter der vierten Akademie, hochgeehrter Lehrer Cicero's während dessen Exils in Athen, sowie Heraklits von Tyros und des Antiochos. — 2) Philo, griech. Arzt, von Tarsos gebürtig, Zeitgenosse des Kaisers Augustus, bekannt als Erfinder eines nach ihm Philonium benannten, in Rom sehr gewöhnlichen, gegen Kolik und andere Zufälle verordneten Arzneimittels, das aus Opium, Saffran, Bertramwurzel, Euphorbium, weißem Pfeffer, Bilsenkraut, Narden und attischem Honig bestand, und dessen Zubereitung er selbst in griechischen Versen, welche Galen erhalten hat, in räthselhaften Ausdrücken beschrieb. — 3) Philo Judäus aus Alexandrien, um 20 v. Chr. geboren, erhielt daselbst Erziehung und Unterricht und zeichnete sich bald durch seine Fortschritte in der Beredtsamkeit, Philosophie und Kenntniß der heil. Schriften aus. Mit den Schriften Plato's, dessen Philosophie damals in Alexandria im höchsten Ansehen stand, machte er sich auf das innigste vertraut und eignete sich seine Lehre so vollkommen an, daß man allgemein zu sagen pflegte, Philo platonisire. Auch vervollkommnete sich Philo in der Beredtsamkeit und erwarb sich Kenntnisse der öffentlichen Angelegenheiten. So begleitete er 40 oder 41 n. Chr. eine Mission der alexandrinischen Juden an den Kaiser Claudius, welche um Erleichterung ihrer sehr harten Verhältnisse bitten sollte, die aber, weil die alexandrinischen Juden sich geweigert hatten, des Kaisers Bild in der Synagoge aufzustellen, nicht vorgelassen wurde. Unglaubwürdig sind die Angaben, daß Philo unter Claudius nochmals nach Rom gekommen, dort des Apostels Petrus Freund geworden und den christlichen Glauben angenommen, diesem aber, gewisser Kränkungen wegen, nachher entsagt habe. Die auf uns gekommenen Schriften Philo's sind zuletzt und am vollständigsten von Mangey (Lond. 1742, 2 Bde., Fol.), nach ihm von Pfeiffer (Erl. 1785 fg., 5 Bde.) herausgeg. worden. Sie beweisen, daß Philo ein Mann von großer Gelehrsamkeit und vielem Fleiße war, der die griech. Philosophie und Literatur genau kannte, und sind sehr wichtig für Den, der den damal. Zustand der Philosophie in Alexandrien kennen lernen will. Mehres über sein philosophisches System s. im Art. Dämonen. S. D. Großmann's „Quaest. Philon" (Leipz. 1829, 4.). — 4) Philo aus Biblos, ein Grammatiker, der unter Nero bis Hadrian lebte, übersetzte Sanchoniathon's „Phönizische Geschichte" ins Griechische, wovon wir noch einige Bruchstücke besitzen. — 5) Philo von

Byzanz, der im 2. und 3. Jahrh. lebte, wird als der Verfasser eines Werks über die Kriegsmaschinen, über die sieben Wunderwerke der Welt rc. genannt.

Philoktet (Myth.), Sohn von Pöas und Demonassa oder Methone, Enkel des Thaumakos. Homer sagt: Philoktet. ein trefflicher Bogenschütz, führte die Bewohner von Thaumakia, Meliböa und Olizon nach Troja. Unterwegs, auf Lemnos, biß ihn eine giftige Natter. Die Wunde eiterte heftig, machte ihn zum Kampf untauglich und veranlaßte die Griechen, ihn hülflos auf Lemnos zurückzulassen, während doch Ilion, wie schon Homer erkennen läßt, ohne ihn nicht eingenommen werden konnte. Er besaß nämlich die mit dem giftigen Blute der lernäischen Hydra getränkten Pfeile des Herakles, mit welchen allein, nach dem Ausspruch des Sehers Helenos, die Eroberung möglich war. Bei Sophokles ist er auf des Odysseus Befehl auf Lemnos zurückgelassen worden. Dieser muß ihn daher von da abholen und will es listig durch Neoptolemos, des Achilleus Sohn, bewirken: dieser weigerte sich aber dessen und bewegte den Philoktet endlich durch Vorstellungen, nach Troja mitzukommen. Hier ward er durch Machaon geheilt, Paris durch die Pfeile getödtet und Troja bald darauf erobert. Spätere lassen ihn nach Italien kommen, wo er Petilia in Lukanien und Krimisa bei Kroton erbaute, und wo er endlich in einem Kampfe gegen frühere Einwohner getödtet wurde. Der einzige „Philoktet" des Sophokles hat sich erhalten, der des Aeschylos, Euripides, Achaos u. A. ist verloren, ebenso ein zweiter des Sophokles.

Philologie (griech.), 1) gelehrtes Studium der Sprachen und der darin abgefaßten Schriften überhaupt, sodaß keine gebildete Sprache davon ausgeschlossen ist. 2) Da man aber früher seine Aufmerksamkeit vorzüglich nur auf die Sprache und die Literaturdenkmäler des griechischen und römischen Alterthums richtete, so fing man an, die Philologie sowohl von dem Studium der orientalischen Sprachen als auch von der Linguistik (dem gelehrten Studium der neuern Sprachen) zu trennen, obgleich beide eigentlich nur Theile der ersten sind. Die Philologie im weitern Sinne des Wortes soll sich nämlich eigentlich mit allen Bemerkungen und Regeln beschäftigen, die zur Kenntniß und Erlernung der Sprachen dienen, und zwar vorzüglich mit ihrer Theorie, um Sprachkunde oder die Fertigkeit im Gebrauch der Sprachen, von Sprachwissenschaft oder gelehrten Kenntniß derselben, zu unterscheiden: richtiger wird also die Philologie im engern Sinne als classische Philologie oder Philologie der Griechen und Römer bezeichnet. Sowie man aber auf der einen Seite den Begriff der Philologie verengt hat, so hat man ihn auf der andern erweitert, indem man 3) das Heer von Wissenschaften darunter begreift, deren Kenntniß zur Verständniß und zur richtigern Beurtheilung der ältern griechischen und römischen Literaturwerke erforderlich ist (s. unten). Insofern sich Philologie mit dem griechischen und römischen Alterthum beschäftigt, nennt man sie auch Alterthumskunde, antiquarisches Studium, auch Archäologie im weitern Sinne, nimmt man auf die beiden Haupttheile der Philologie Rücksicht, Studium der alten oder der classischen Literatur und der Antike, endlich, wegen ihres wirksamen Einflusses auf Geistesbildung und Verfeinerung der Empfindung und des Geschmacks oder die Cultur der Humanität überhaupt, auch 4) humanistisches Studium oder Studium der Humaniora. — Der

Zweck der Philologie in diesem Sinne ist also, die erhaltenen Literaturwerke der Griechen und Römer verstehen, erklären und beurtheilen zu lernen. Betrachtet man nun diese Werke als Produkte eines entfernten, von dem unsrigen auf mancherlei Weise verschiedenen Zeitalters und als classische Werke nach ihrem ästhetischen Werthe, so ergibt sich, daß Das, was vom Philologen gefordert werden kann, sich unter folgende Punkte bringen läßt: A. Griechische und römische Sprachwissenschaft oder Grammatik im engern Sinne. B. Geschichtskenntnisse, und zwar: a) griechische und römische Staatengeschichte, verbunden mit Geographie und Topographie; b) Kenntniß des häuslichen, sittlichen und bürgerlichen Lebens der Griechen und Römer, ihrer Meinungen, Gebräuche u. s. w., also Antiquitäten; c) Geschichte ihrer mythischen Dichtung; d) Literaturgeschichte. C. Einige Kenntniß von denjenigen Wissenschaften, über welche viele der aus dem Alterthum uns übrig gebliebenen Schriften abgefaßt sind, wie Mathematik, Astronomie, Naturlehre, Pflanzenkunde u. s. w. D. Hermeneutik in weitern Sinne, und zwar: a) Hermeneutik, b) Kritik. E. Einige Kenntniß der Archäologie im engern Sinne oder Archäologie der Kunst. Da die Sprache ein Abbild der menschlichen Vernunft ist, so steht die Philosophie mit der Philologie in genauer Verwandtschaft, und es kann Niemand ein gründlicher Philolog seyn, ohne der Philosophie, noch ein gründlicher Philosoph, ohne der Philologie einen Theil seiner Studien gewidmet zu haben. Den Zweck des Studiums der Philologie betrachtet man gewöhnlich aus 4 Gesichtspunkten: a) allgemeiner wissenschaftlicher Gesichtspunkt: um gewisse Kenntnisse aus dem Alterthum sich bekannt zu machen; b) ästhetischer: um Geschmack und Schönheitsgefühl dadurch auszubilden; c) moralischer: um das Herz dadurch zu bilden; d) historischer (höchster Zweck, der allen übrigen zu Grunde liegt): um die Menschheit in allen ihren Verhältnissen, in denen sie je gewirkt und sich gezeigt hat, bei den cultivirtesten Nationen so viel wie möglich kennen zu lernen.

Nach Sueton soll Eratosthenes (270—260 v. Chr.), Vorsteher der alexandrinischen Bibliothek, Astronom und Geograph, zuerst ein Philolog (Literaturfreund) genannt worden seyn. Die Philologie der Alten umfaßte alle jene wissenschaftliche Zweige, welche zur Erklärung und zum Verständnisse ihrer classischen Schriftsteller dienten, als: Mythologie, Grammatik, Hermeneutik, grammatische und ästhetische Kritik, Rhetorik, Metrik und andere Wissenschaften. Da Homer das erste Bildungsbuch der griechischen Nation war und in den Schulen gelesen ward, so war es natürlich, daß durch ihn und an ihm das Studium der Philologie sich entwickelte und entzündete. Es ist daher wahrscheinlich, daß bald nach der Bekanntwerdung der beiden Nationalepopöen im Zeitalter des Solon und der Pisistratiden die ersten Sprößlinge der philologischen Wissenschaften gepflanzt wurden. Seit dem Pisistratus wurden Büchersammlungen angelegt, und vorzugsweise waren es die Sophisten (s. d.), welche in diesem wissenschaftlichen Kreise den meisten Forschungseifer zeigten; aber erst durch Aristoteles ward die Philologie wissenschaftlicher bearbeitet und systematisch gegründet. Als nach dem Tode Alexanders des Großen Alexandria der eigentliche Sitz der literarischen Bildung und Gelehrsamkeit wurde und sich zum Mittelpunkte des gelehrten Wirkens und Strebens erhob, wurde das Studium der Philologie mit verdoppeltem Eifer getrieben und mußte um so größere Ausbeute liefern,

da die Schätze der Literatur aus allen Ländern dahingebracht wurden, und Menschen aus allen Nationen dort zusammenflossen, um zu lehren und zu lernen (s. Alexandrinisches Zeitalter). Mit Alexandrien wetteiferten Kleinasien, wo Attalus II. Pergamus zum Vereinigungsort der Literatoren und Philologen machte, Athen, Rhodus und Syrakus. Wie die griechische Literatur überhaupt als die Mutter der römischen betrachtet werden kann, so brachten auch zuerst Griechen, und unter ihnen besonders Krates von Mallus (169 v. Chr.) das Studium der Philologie in Aufnahme. Anfangs wurden nur die griechischen Classiker erklärt, doch bald zog man auch das römische Alterthum und seine Literatur in den Schulkreis. M. Terentius Varro, ein berühmter Polyhistor und Polygraph (116 bis 27 v. Chr.), M. Verrius Flaccus (unter August), Asinius Pollio und Andre stellten gelehrte Untersuchungen an, und die Grundsätze der griechischen Grammatik wurden auf die lateinische angewendet. Lucius Plotius lehrte lateinische Grammatik zu Cicero's Zeit. M. Fab. Quinctilian und Aul. Gellius waren im umfassendern Sinne Philologen. Erklärer der römischen Schriftsteller (wie Asconius Pedianus über Cicero's Reden, Aelius Donatus über Terenz u. A.) traten dann (seit 50 n. Chr.) auf, von denen Viele Vorlesungen über die römischen Classiker hielten. Donatus (354 n. Chr.) und Priscianus (524) wurden die Hauptlehrer der lateinischen Grammatik. Als aber das Christenthum sich herrschend erhob und Alles, was Bezug auf das Heidenthum hatte, vernachlässigte, gerieth das philologische Studium wieder in Verfall, und wurde endlich durch den Einbruch der Barbaren ins römische Reich, wobei viele literarische Anstalten und Bildungsinstitute aufgehoben und zerstört wurden, fast gänzlich zu Grunde gerichtet; nur kümmerliche Reste der philologischen Wissenschaften fanden einen Zufluchtsort bei dem geistlichen Stande, der sie für bessere Zeiten aufbewahrte. In dieser Hinsicht und um die Vervielfältigung der Classiker durch Abschreiben erwarben sich die Klöster und Abteien große Verdienste. Die Geistlichen bedurften zu ihren Amtsverrichtungen, sowie zur Lesung der heil. Bücher und Kirchenväter der Kenntniß der lat. Sprache, und da die Geistlichen ihren vorbereitenden Unterricht gewöhnlich in den Klöstern erhielten, so war es eine natürliche Folge, daß an den Klöstern gelehrte Schulen entstanden. Zu diesem Unterricht bediente man sich hauptsächlich der Lehrbücher des Martianus Capella (461 n. Chr.) und des Cassiodorus (st. 563), die ebenfalls schon in den kaiserl. Schulen im Gebrauch gewesen waren. Doch findet man erst im 6. Jahrh. solche geistliche Schulen, in welchen die Reste gelehrter Bildung sich flüchteten, zuerst in Frankreich, später in Irland, Schottland, England. Freilich wurde jener Unterricht zunächst auf die Zwecke der Theologie beschränkt. Die Kirchenväter, welche als Muster der latein. Schreibart genommen wurden, hatten sich schon von der alten classischen Latinität entfernt; die neuen kirchlichen und religiösen Ideen, die in Umlauf kamen und für die man vergebens einen Ausdruck in der alten römischen Sprache suchte, sowie die eingedrungenen rohen Sprachen des Nordens, welche sich mit denen des Südens vermischten, hatten einen bedeutenden Einfluß auf den damaligen latein. Styl und gestalteten ihn zu dem bekannten Mönchslatein um. So verlor sich der geläuterte Geschmack, der ein Erbtheil der alten Literatur ist, und die reine Latinität. Erst im 10. Jahrh.

wurden sie durch häufigeres Lesen und Abschreiben der Classiker wieder aufgefrischt, wozu der Benedictinerorden, die Congregation von Clugny, späterhin die Orden der Cistercienser und Carthäuser sehr viel beitrugen. Was im Occident die Mönchsorden für die Erhaltung und Verbreitung der lateinischen Literatur thaten, thaten im Orient die Araber für die griechische. Ihre eigne Sprache erhielt schon seit dem 7. Jahrh. eine gelehrte Behandlung. Im 11. und 12. Jahrh. thaten sich viele große Männer durch tieferes Studium der classischen Literatur hervor, namentlich in Italien (wo seit dem 12. Jahrh. mehre Universitäten gestiftet wurden), in Frankreich und England. Hieher gehört Lanfranc aus Pavia und dessen Schüler Anselm aus Aosta; der gelehrte Gerbert (Papst Sylvester II. st. 1003), Bischof Abdo von Fleury (st. 1004) und Bruno von Köln (st. 1101). Die gelehrte Theologie führte zur Philosophie, diese auf Plato und Aristoteles zurück. Männer, wie Abälard (starb 1142), Bernhard von Clairvaux, Johann von Salisbury, Roger Bacon und Andre verstanden griechisch, und schreiben ein besseres Latein. Während den wilden Zeiten der Kreuzzüge erlosch das Studium der römischen Classiker und der Latinität fast wiederum gänzlich; zwar gaben später dieselben Kreuzzüge die Veranlassung, daß einige Kenntnisse der orientalischen Sprachen, und besonders der hebräischen und arabischen, nach Europa kamen; es waren aber nur Bruchstücke, und an eine wissenschaftliche Behandlung dieser Sprachen war noch nicht zu denken. Erst in der Mitte des 14. Jahrh. begann in Italien die eigentliche Philologie sich zu entfalten. Vorzüglich regten Petrarca und Boccaccio (s. d.) das Studium der classischen Werke des Alterthums an. Durch der Eroberung Konstantinopels, durch die Osmanen, wurden die griechischen Musen nach Italien verscheucht, die Schätze der Literatur flüchteten sich dahin, und mit ihnen Männer, die ihre gelehrte Bildung aus dieser Quelle geschöpft, und ihren Geschmack an den alten Mustern geläutert hatten. Boccaccio brachte es in seiner Vaterstadt Florenz dahin, daß Johann von Ravenna, ein Zögling Petrarca's, für die römische, und für die griechische Literatur zuerst Leontius Pilatus, darauf Manuel Chrysoloras (1397) als Lehrer angestellt wurden. Durch Letztern, sowie durch Agyropylus und mehre ausgewanderte Griechen, wurde in Schriften und mündlichen Vorträgen eine gründlichere griechische Sprachlehre in Umlauf gebracht, und dadurch ein tieferes Verständniß der griechischen Literatur eröffnet. In allen größern Städten Italiens, selbst in denen, welche keine Universität hatten, eröffneten Lehrer der alten Literatur ihre Hörsäle. Ihr Enthusiasmus theilte sich ihren Zuhören mit, und durch diese wurde es (von 1400—1450) Ton der Republiken und fürstlichen Häuser in Italien, die classische Literatur in Schutz zu nehmen, und durch das Studium derselben einen reinen Geschmack wieder herzustellen. Doch der lebhafte Eifer erwachte erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh.; in ihr wurde die Philologie oder das Studium der Werke des classischen Alterthums die Grundlage der gesammten neu-europäischen literarischen Cultur und entschied über die Richtung derselben, die Macht dieses allumfassendes Einflusses wurde fortwährend verstärkt. Die lat. Sprache, in welcher während des Mittelalters alle wissenschaftliche Angelegenheiten von Abendländern verhandelt wurden, weßhalb ihr auch durch Herkommen dieses, aus sehr verschiedenartigen Gründen bestreitbare und bestrittene Vorzugsrecht ge-

sichert worden ist, vermittelte den Eingang, die Bereitung und das Gedeihen der neuen, in ihren Erfolgen unermeßlich fruchtbaren Geistesbeschäftigung; die durch Reichthum und vollendete Bildung ihr weit überlegene griechische begründete der eigentliche Forschung, weckte und übte den Scharfsinn und das Schönheitsgefühl, führte zu den Quellen, aus welchen gesetzliche Gesetzgebung und die leitenden Vorstellungen vom Angemessenen in Kunstwerken des Wortes und der Schrift geflossen sind, und veranschaulichte die Grundbedingung der in ihrem Fortschreiten stets Nahrung und Anregung findenden geistigen Selbstthätigkeit. Die Ansichten, Grundsätze und Erfahrungen des Alterthums wurden in das geistige Leben aufgenommen; die Werke der Griechen, zuerst in zahlreichen, oft sehr verdienstlichen und auch jetzt noch kritisch beachtungswerthen lateinischen Uebersetzungen verbreitet, kam nach und nach durch Abdruck in Mailand, Florenz, Rom, Venedig späterhin in Frankreich und Deutschland vervielfältigt, in allgemeinern Umlauf und bewährten ihre wissenschaftliche Wirksamkeit am frühesten in Umstaltung und Veredelung der Philosophie, Mathematik, Naturkunde und Medicin; der allgemeinere Endertrag offenbarte sich in Richtigkeit und Gefälligkeit des lateinischen Ausdrucks, welche ebenso wie die in ihm abgespiegelte Gesinnung als vollständiger Gegensatz des barbarischen Scholasticismus anerkannt werden mußten. Frankreich und Deutschland, später die Niederlande, schritten mit Italien im Anbau der Philologie, welche sie aus diesem Land empfangen hatten, gleichmäßig fort, bald in tüchtiger Thätigkeit ihm überlegen und demnächst unerreichbar. Für das 15. Jahrh. hat Des. Erasmus im Ruhme vollgültig weltbürgerlichen humanistischer Wirksamkeit kaum einen Nebenbuhler. Den Verdiensten der Italiener Manuzzi, J. C. Scaliger, Fz. Robortello, P. Vettori u. Fulv. Orsini halten die Franzosen G. Bude, D. Lambin, H. Etienne, die Deutschen J. Camerarius, Jier. Wolf, Xylander und Sylburg, die Niederländer Hadr. Junius, W. Kanter u. A. das Gleichgewicht. Wenn Italien reiferen Kunstsinnes und einer für alterthümliche Schönheit empfänglicheren Nationalliteratur sich erfreuet, so erwerben sich dagegegen Franzosen theils um praktische Beachtung alterthümlicher Lebensansichten, theils um Vollendung des römischen Rechtsstudiums, und die Deutschen um methodischen Jugendunterricht und um wissenschaftliche Wiedergeburt der Theologie anerkanntes Verdienst. Für Ermittelung und Anordnung der zum Verstehen der alten Classiker erforderlichen Sachkenntnisse wurde Einzelnes geleistet. In dem scholastisch-polemischen 17. Jahrh. sprach sich das Verhältniß der Philologie zur sittliche wissenschaftlichen Denkart in ihrer Verschmelzung mit politischer Weltansicht deutlich genug aus; der wankelmüthiger Lipsius, der geistreiche Vielwisser Is. Casaubon, die von Kenntnißfülle überströmenden Saumaise, Kasp. Barth, M. Gude u. A. waren ausgezeichnete in dem niederländischen Freistaat war der Mittelpunkt alterthümlichen Wahrheitssinnes und Geschmakkes; der tiefblickende und zartsinnige H. Grotius, der allumfassende G. H. Voß, die genialen Kritiker D. und N. Heinse, der in seiner Art einzig herrliche J. F. Gronov u. A. sind Wortführer des durch ihre rastlose Thätigkeit geretteten guten humanistischen Geistes. Gegen Ende des 17. und im Anfang des 18. Jahrh. regte Leibnitz, durch vielgeltenden Einfluß auf das gesammte Geistesleben ausgezeichnet, allgemeinere Achtung für Sprachstudien aufs Neue an, wenn schon das

Vorurtheil, das die Beschäftigung mit alten Sprachen nur als Mittel oder bedingende Vorbereitung zu der sogenannten gelehrten Bildung in Ehren zu halten sey, noch lange genug vorherrschend blieb. Langsam und gefördert von mehren glücklich zusammentreffenden, sich nach und nach wechselseitig unterstützenden und besonders ergänzenden großartigen und menschlich milden Bestrebungen und von manchen, rascher zum Ziele führenden äußeren Verhältnissen und Begünstigungen, nahete die frohe Zeit, in welcher die Studien des classischen Alterthums als Zweck an sich und höchster Geistesgenuß, als Anschauung der in ihren eigenen Aeußerungen sich offenbarenden hochgebildeten alterthümlichen Menschheit, als fruchtbarste Erkräftigung des Sinnes für Schönheit und Wahrheit anerkannt werden. B. v. Montfaucon und viele Mitglieder der franz. Akademie der Inschriften hatten Philologie und Kunst mit mannigfachen geschichtlichen Untersuchungen in engere Verbindung gebracht und die Theilnahme der für Freuden der Einbildungskraft Empfänglichen gewonnen; was diese, J. F. Christ, Caylus u. A. vorbereitet hatten, gedieh durch J. Winckelmann zu höherer Vollendung und vieles im alterthümlichen Leben, was bisher nur Vermuthung oder oft dunkle, oft streitige Erfolgerung aus Andeutungen in Schriftwerken oder aus geringen Ueberbleibseln der Denkmäler gewesen war, schloß sich zu sichtbarer Erkenntniß und vollständiger Gewißheit auf, als Herculanum und Pompeji (1706; 1738; d. 3. Nov. 1753) entdeckt und bei fortgesetzten Nachgrabungen in ihrem ganzen Umfange für Betrachtung und Belehrung wieder gewonnen worden waren. Mannigfaltige geschichtliche Forschungen erweiterten, berichtigten und ergänzten die, zur richtigen Auffassung des gesellschaftlichen Zustandes der alten Welt, in schärfer bestimmten Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Zeitalter, erforderlichen Sachkenntnisse. Inzwischen waren die Literaturvorräthe der Griechen und Römer von J. A. Fabrizius sorgfältig verzeichnet worden. R. Bentley, der Vater einer in Großbritannien fortblühenden und in unseren Tagen durch R. Porson neu belebten kritischen Schule, drang tief in die Gesetze der Sprachen und des Rhythmus und brachte mit kühner Kraft die strengsten Grundsätze der Prüfung des Aechten und Wahren in Anwendung. Bald darauf gestalteten sich in den Niederlanden und in Deutschland philologische Schulen, welche dem Studium des Alterthums seinen jetzigen wissenschaftlichen Gehalt und die ihm einwohnende geistige Bedeutung sicherten; in den Niederlanden geschah das durch T. Hemsterhuis, L. C. Valckenaer und D. Ruhnken; in Deutschland durch J. M. Gesner und J. A. Ernesti und mit weit überlegenem Erfolge durch Ch. G. Heyne, F. Wolfg. Reitz, F. A. Wolf und G. Hermann; der Deutschen Ruhm ist, nicht nur die wissenschaftlichen Bestrebungen des Auslandes auf das Treueste aufgefaßt, einsichtsvoll geordnet und verarbeitet, sondern auch den Realismus und Idealismus des Studiums am glücklichsten vereint, dessen Umfang erkannt und nachgewiesen, das Formelle darin und sein pädagogisches Element sorgsam berücksichtigt und seine folgenreiche Beziehung auf Wirklichkeit und Gegenwart tief ergriffen zu haben. — Mehres über Philologie s. in den Art., welche über die Literatur der einzelnen europäischen Nationen handeln, sowie die bedeutendsten Philologen in besondern Art. geschildert sind.

Philomele, des attischen Königs Pandion Tochter. Ihre Schwester Prokne heirathete den Tereus, einen Fürsten der Thracier. Als

Beider Sohn Itys herangewachsen war, reiste Tereus nach Athen, und Prokne bewog ihn, ihre Schwester Philomele mitzubringen. Von ihrer Schönheit aber zu einer strafbaren Leidenschaft fortgerissen, entehrte er sie, und damit sein Verbrechen geheim bliebe, so schnitt er ihr die Zunge aus und sperrte sie ein; bei seiner Gemahlin gab er vor, daß sie unterweges gestorben wäre. Philomele fand jedoch Gelegenheit, die Geschichte ihres Unglücks in ein Tuch zu weben und dieß der Prokne zu überschikken, worauf Beide aus Rache den Itys schlachteten und dem Vater auftischten. Dieser aß davon, ohne etwas zu merken, vermißte aber bald seinen Sohn. Mit hämischer Schadenfreude rief ihm Prokne zu, daß er ihn ja bei sich hätte, und warf ihm zugleich das blutige Haupt des Ermordeten ins Gesicht. Tereus sprang auf und wollte beide mit seinem Schwerte ermorden, aber sie flohen und indem sie die Götter um Erbarmen anriefen, wurden alle verwandelt. Prokne entfloh als Nachtigall in die Wälder, über Itys wehklagend; Philomele als häusliche Schwalbe mit abgestoßnem Gezirp, wegen der verstümmelten Zunge winselte Tereus, und Tereus rief als Wiedehopf ein suchendes Pu oder Wo.

Philopömen, der letzte große Feldherr der Griechen, geb. zu Megalopolis in Arkadien 253 v. Chr. Nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters Krausio erhielt er von seinem Vormund Kassander von Mantinea eine treffliche Erziehung und ward durch Ekdemos und Demophanes in der Staatskunst unterrichtet, diente dann unter den von Megalopolis nach Lakonien geschickten Truppen, bebaute aber, zurückgekehrt, selbst seine Felder und Weinberge. 30 Jahr alt zeigte er Klugheit und Muth, als Kleomenes von Sparta Megalopolis überfiel; später folgte er Antigonos Soter in den Krieg und ward dann Feldherr des achäischen Bundes, der letzte große Feldherr der alten Griechen; Epaminondas ähnlich in Uneigennützigkeit, Einfachheit, Klugheit, Thätigkeit, Kühnheit. Er verbesserte das ganze Kriegswesen, gab den Soldaten bessere Waffen und übte sie in allen Arten von Evolutionen und Manoeuvres. 208 v. Chr. gewann er bei Messene eine Schlacht gegen die mit den Römern verbundenen Aetolier, schlug bei Mantinea Mechanides, Tyrannen von Lacedämon, der mit furchtbarer Macht in Achaia einfiel, und den er mit eigner Hand tödtete (aus Dankbarkeit errichtete ihm der Bund eine Bildsäule in der Stellung, wie er den Tyrannen tödtete), was die Feinde zum Frieden zwang, ward zwar von dessen Nachfolger, Nabis, zur See besiegt, rächte sich aber in einer Landschlacht, nahm Sparta ein, schleifte die Mauern, hob die Lykurgische Gesetzgebung auf und unterwarf 188 die Spartaner den Achäern. Als 4 Jahre darauf die den Achäern unterworfenen Messenier wieder zu den Waffen griffen, ward er vom Pferde worfen, gefangen und von seinem persönlichen Feinde Dinokrates im Gefängnisse 183 genöthigt, den Giftbecher zu nehmen, was er mit der Ruhe eines Weisen that. Fast alle seiner gedenkenden Schriftsteller setzen Philopömen Hannibal und Scipio an die Seite. Sein Nachfolger in der Feldherrnwürde, Lykortas, rächte ihn an den Messeniern, ließ seine Mörder hinrichten und Philopömen's Leichnam mit der höchsten Pracht bestatten. Seine Asche wurde in seine Vaterstadt geschafft. Man errichtete ihm Bildsäulen und andere Denkmäler, und in Megalopolis wurde jährlich ein Opfer an seinem Grabe gebracht.

Philosophen wurden vorzugsweise in Frankreich im 18. Jahrh.

die freien Denker genannt, deren aufgeklärten und das Positive häufig befehdenden Lehren und Schriften man großen Einfluß auf die nachherige Revolution beilegt, obschon sie mit der wissenschaftlichen Philosophie wenig gemein hatten.

Philosophie. I. Begriff und Zweck derselben. Philosophie ist die Wissenschaft, welche nicht nur die höchsten und wichtigsten Gegenstände hat (Gott, Welt, Mensch und deren wahres Verhältniß überhaupt), sondern auch die höchste für Menschen erreichbare Erkenntniß dieser Gegenstände bezweckt. In ersterer Hinsicht nannte sie schon Cicero eine Wissenschaft des Göttlichen und Menschlichen; viele Neuere nannten sie bald Wissenschaft von den Grundwahrheiten der menschlichen Erkenntniß, bald Wissenschaft von dem Wesen der Dinge, Andere Wissenschaft der Ideen, insofern man glaubt, durch diese das Wesen der Dinge zu erkennen, und weil sich alle Ideen in der Idee des Absoluten schließen und von ihr auslaufen, die Wissenschaft des Absoluten (wie in der Schelling'schen Schule). In letzterer Hinsicht, bei welcher man mehr auf die Thätigkeit, durch welche diese erhabensten Gegenstände erkannt werden mögen, und auf diese Möglichkeit selbst reflectirt, bestimmte man sie als Vernunftwissenschaft; nach Kant: Vernunftwissenschaft aus Begriffen; nach Fichte: Wissenschaftslehre, oder Wissenschaft des Wissens; nach Andern: Wissenschaft von der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes in seiner gesammten Thätigkeit. Philosophiren heißt daher: über die höchsten Gegenstände der menschlichen Erkenntniß vernünftig nachdenken und die gefundenen Vernunftideen in Begriffen klar und zusammenhängend darstellen. Letzteres fordert der Begriff der Wissenschaft, die ihrer Form nach nur durch System vollendet wird. Es sind aber, wenn hier von höchsten Gegenständen die Rede ist, keineswegs alle einzelne, in der Erfahrung gegebene oder erst hervorzubringende Dinge gemeint, welche diesem oder jenem Menschen die höchsten scheinen, sondern Das, was unbedingt, als das alles Wissen und Seyn (die Welt) bedingende Wesen von der Menschenvernunft erkannt wird, oder mit Glauben vorausgesetzt werden muß. Hierdurch unterscheidet sich die Philosophie ebensowohl von den empirischen Wissenschaften, welche es mit gewissen Erfahrungsgegenständen, als von der Mathematik, welche es mit den Grundformen der Erfahrungswelt, oder des Anschaulichen, zu thun hat, ja, auch von der Logik, welche letzterer verwandt, von den Grundformen des Denkbaren, oder der Bearbeitung des Gedankenstoffes in Begriffen handelt, und von Vielen nur als Vorbereitungswissenschaft der eigentlichen Philosophie angesehen wird, in welcher diese Gesetze der Gedankenverbindung als Mittel der Darstellung und Mittheilung der Ideen schon in ihrer Anwendung erscheinen. Philosophie ist insofern keine Wissenschaft aus Begriffen, sondern Wissenschaft der in Begriffen systematisch entwickelten Ideen, Vernunftwissenschaft durch oder mittelst der Begriffe, und Philosophiren ist sonach Ideen in Begriffen entwickeln. Sie wird ferner als höchste Wissenschaft, welche jeder andern Wissenschaft ihre Principien gibt (indem das Höchste jeder besondern Wissenschaft durch das Höchste, welches die Philosophie erkennt, und durch den Zusammenhang, welchen der Philosoph durch das Absolute unter den Gegenständen der Welt erblickt, bedingt, und kein einzelner besonderer Gegenstand ihrer Aufgabe ist), ja auch insofern, als sie die Gesetze aller wissenschaftlichen Form in ihrem Ursprunge faßt und

anstellt, **Wissenschaft** schlechthin, oder Wissenschaft aller Wissenschaften genannt, und kein Bedürfniß, als das rein humane, durch selbstthätige Erkenntniß Wahrheit zu finden, ist ihr wahrer Quell. Darum ist sie auch Vorbild jeder andern Wissenschaft, und wir nennen oft im weitern Sinne philosophisch (philosophische Betrachtung, Behandlung) Das, was sich über die Erfahrung erhebt und durch Ideen bestimmt wird. Und eben darum wird auch das philosophische Studium dem Studium der besondern Wissenschaften auf unsern Hochschulen vorausgeschickt. Die Größe der Aufgabe aber, welche in jenem Begriffe liegt und an deren Verwirklichung die ganze philosophirende Menschheit arbeitet, ist der Grund des bescheidenen Namens, welchen jene Wissenschaft, und Diejenigen, welche sie bearbeiten, in Griechenland erlangt haben, indem nämlich das Wort **Philosophie**, seiner Grundbedeutung nach, die Liebe oder das Streben zur Weisheit bedeutet, und somit der Philosoph Derjenige ist, der die Wahrheit liebt und die Wahrheit sucht; kein Allwissender, aber auch kein solcher, der sich weniger bescheiden als egoistisch oder ideenscheu auf die oft so sehr gerühmte Selbsterkenntniß beschränkt und der Philosophie die übersinnliche Welt abschneidet. Das Mittelalter nannte diese Wissenschaft Weltweisheit (sapientia secularis), im Gegensatze der Theologie, oder der Offenbarung selbst, d. h. der christlichen Religion, deren unmittelbarer Ursprung der Gottheit beigelegt wurde. Der jene Weisheit Suchende nun strebt, jene höchsten Gegenstände in Verbindung zu erkennen, um dadurch zugleich von seiner eigenen Bestimmung überzeugt zu werden; er sucht also vornehmlich das Absolute in seiner Offenbarung, das Verhältniß des Absoluten zum Endlichen, des Unbedingten zu dem Bedingten, und umgekehrt der endlichen Dinge zu dem letzten Grunde alles Seyns; ferner das Verhältniß des Geistes zur Natur, der Freiheit zur Nothwendigkeit, und des Subjectiven zum Objectiven zu erforschen und zu erklären. Dieses sind die Gegensätze, welche die Philosophie von jeher in einem Höhern aufzuheben und zu erklären versucht hat. Die nach dem Talente und der verschiedenen Ausbildung der Philosophirenden verschiedenen Lösungen bilden die verschiedenen philosophischen Ansichten und Systeme, deren Folge und Zusammenhang die **Geschichte der Philosophie** zeigt. In diesen Versuchen, die Idee der Philosophie zu verwirklichen, sowie überhaupt durch die Beschäftigung mit Philosophie, bildet sich zugleich der erkennende Geist des Menschen zur höchsten ihm erreichbaren Vollendung aus und nimmt eine Richtung auf das Uebersinnliche, die seinem ganzen Leben eine höhere Gestalt geben muß. Freilich findet dieß nur statt bei demjenigen Philosophen, der mit Wahrheitsliebe, Geist und hohem Eifer nach einem sich selbst begreifenden und begründenden, d. i. dem philosophischen Wissen, auf dem durch die Vernunft selbst vorgeschriebenen Wege strebt; denn die lebendige, mit Ernst und Eifer für das Höchste erworbene Erkenntniß kann nicht ohne Einfluß auf das Leben des Menschen und dessen Gesinnung seyn. Die Weisheit, als die höchste Frucht der Philosophie, ist daher auch nicht auf das Wesen beschränkt; sie umfaßt Wissen und Handeln, in ihr sehen wir das Handeln durch das höhere Wissen bestimmt und fest begründet, und das Wissen in das Handeln übergehen. Wo dieß nicht ist, da ist die Philosophie nur Formalismus und Schulweisheit, die in dem Systeme, der Form der Wissenschaft, das Wesen sucht und, an diese gefesselt, die Freiheit des Geistes

verliert. Aber alle Philosophie zerfällt ohne System, und die Freiheit des Denkenden kann sich leicht in ungebundene Willkür, und wo sie dem Gefühle allein huldigt, in Mysticismus verlieren. Dem Bestreben, die Philosophie als Wissenschaft im System aufzustellen, stellt sich immer das polemisirende Streben entgegen, die Fesseln des Systems zu vernichten, welches, wenn es auch dem Triebe entspringt, sich das Feld der Forschung offen zu erhalten, der wahre Skepticismus (s. d., Dogmatismus und Kritik) ist. II. Eintheilung der Philosophie. Die Philosophie im weitern Sinne theilt man in reinphilosophische Wissenschaften (Philosophie im engern und eigentlichern Sinne) und in die angewandte Philosophie. Die Philosophie im engern Sinne ist Entwickelung der reinen Vernunfterkenntnisse (der Ideen) durch Begriffe; diese wendet sie und die gefundenen Gesetze des Geistes auf Gegenstände, die in der Erfahrung gegeben sind, an. (Zu der letztern gehört z. B. die Psychologie, die Pädagogik, Politik &c., s. d.) Die Philosophie im eigentlichen Sinne wurde von den Alten gewöhnlich in Logik oder Dialektik (als Lehre von der Möglichkeit, Form und Methode der Philosophie), Physik (späterhin Metaphysik), die Wissenschaft von den letzten Gründen alles Seyns, und Ethik, die Wissenschaft von der moralischen Natur und Bestimmung des Menschen, eingetheilt. In den neuern Zeiten ist die Eintheilung der Philosophie in theoretische und praktische die allgemeinste gewesen. Die theoretische oder speculative Philosophie, so wurde der Begriff ehemals bestimmt, solle die höchsten Wahrheiten über Gott und die Welt, Natur und Geist überhaupt vortragen; die praktische die Anwendung lehren. Man sah aber bald, wie wenig der letztere Begriff den unter der praktischen Philosophie verstandenen Wissenschaften angemessen sey, und bestimmte die praktische Philosophie als die Wissenschaft von dem Handeln oder von der moralischen Natur des Menschen insbesondere. Einige nennen daher die theoretische Philosophie die erklärende Philosophie, insofern sie Das zum Gegenstande hat, was ohne unser Zuthun ist, und was wir durch das Erkennen finden; die praktische die befehlende oder rathende, insofern sie Vorschriften ertheilt über Das, was durch Freiheit bewirkt werden soll. Die später entstandene Aesthetik (s. d.) hat man bald zu der theoretischen, bald zu der praktischen Philosophie gerechnet. Wo die Philosophie sich bloß auf die Erkenntniß der menschlichen Geistesthätigkeit beschränkt, da ist die theoretische Philosophie Wissenschaft von den Gesetzen des Vorstellens und Erkennens, welche man die theoretische Thätigkeit nennt (die Aesthetik hat man dann als Geschmackslehre, oder vielmehr als Wissenschaft der Regeln der Beurtheilung des Schönen hierher gezogen); die praktische Wissenschaft von den Gesetzen des Handelns, oder von dem gesetzlichen Handeln. Diese Ansicht aber verliert sich leicht in Formalismus, indem man die Gegenstände der Erkenntniß leicht aus den Augen verliert, wo über die Gesetze derselben nachgedacht wird. Wenigstens ist die Wissenschaft über die Gesetze und Kriterien der Erkenntniß (richtig vorgestellt, Das, was Kant als Kritik wollte) mehr Propädeutik oder Einleitung in die theoretische Philosophie, als diese selbst. Diejenigen nun, welche letztere auf die zuletzt angegebene Weise bestimmen, rechnen die Logik und Metaphysik zur theoretischen, die Moral oder Sittenlehre und das Naturrecht, oder die philosophische Rechtslehre (wovon Staats- und Völkerrecht, sowie die Politik nur angewandte Wissenschaften sind)

zur praktischen Philosophie. Von diesen Wissenschaften s. die besonderen Artikel. Endlich kann man auch die Philosophie nach der Dreizahl der höchsten Ideen der Humanität, den Ideen des Wahren, Guten und Schönen, in theoretische, praktische und ästhetische Philosophie eintheilen. Eine wissenschaftliche Uebersicht der philosophischen Wissenschaften in ihrem innern Zusammenhange stellt die Encyclopädie der Philosophie auf. III. Geschichte der Philosophie. Bis zur Epoche der griechischen Philosophie war Philosophie zu wenig von den Volksreligionen geschieden und in dem Sinne, den ihr die griechischen Weltweisen gaben, gar nicht vorhanden, wie dieß bei allen Völkern der Fall ist, die in der Weltgeschichte auftreten, ohne daß früher griechische Philosophie auf sie, mittelbar oder unmittelbar, einen erheblichen Einfluß gehabt hat. Der philosophische Geist der Griechen begann mit fragmentarischen Speculationen über die Außenwelt. Ueberhaupt sind 3 Perioden der griechischen Philosophie unterscheidbar: der Jugendkraft, der Mannsreife und der Anstrengung des Greisenalters entsprechend. Die philosophische Reflexion ging von Mythen und dichterischen Anschauungen aus (mythisch-poetische Philosophie) und schloß sich durch ethische und politische Sentenzen an das praktische Leben an (als gnomische Philosophie). In dem ersten Abschnitte dieser Periode, gleichsam dem Jugendalter der Philosophie, in welchem das Nachdenken noch unsystematisch und von der Poesie noch wenig getrennt war, suchte sie die Frage über den Ursprung der Natur und den Grundstoff der Welt a) in der ionischen Schule, die mit Thales (610 v. Chr.) beginnt, durch Nachdenken über die Natur und den Ursprung oder das Erste der natürlichen Dinge; dann b) durch die Formen der Anschauung, wie Pythagoras und seine Schule (die italische), ferner c) durch dialektische Entgegensetzung von Vernunft und Erfahrung in der eleatischen Schule, und d) durch Vereinigung beider in der atomistischen zu lösen. — Der Sophistik, welche die sittliche Ueberzeugung zu zerstören drohte, stellte sich Sokrates (um 422) entgegen und leitete das Interesse der Untersuchung zunächst auf die sittliche Natur und Bestimmung des Menschen, worin ihm viele seiner Schüler folgten. Die Philosophie erhielt dadurch eine neue Richtung, welche erst durch seine Schüler, besonders Plato und Aristoteles, in systematischer Gestalt sichtbar wurde. Der zweite Abschnitt der ersten Periode beginnt daher mit Sokrates und dessen Schülern: a) Plato (seine Schule die akademische) und b) Aristoteles (seine Schule die peripatetische). Sie charakterisirt sich durch ein systematisches Streben, alle Gegenstände der Philosophie zu umfassen. Plato legte den Grund zu einer systematischen Philosophie, Aristoteles bildete das System einer Philosophie aus; Jener hielt sich mehr an die lebendige Vernunftanschauung, Dieser strebte das verständige Nachdenken über die Dinge zu entwickeln. Neben die akademische und peripatetische Schule stellten sich c) die stoische (von Zeno gestiftet) und d) die epikurische im Gegensatze auf. Alle diese Systeme bekämpfte die (von Pyrrho gestiftete) skeptische Schule. Die übrigen Sokratischen Schulen: e) die cyrenaische, megarische, cynische, elische und eretrische, folgten der einseitigen praktischen Richtung ihres Meisters mit mehr oder minder Abweichungen und Eigenthümlichkeit. In dem dritten Abschnitt endlich zeigt sich der philosophirende Geist, wie er, mit den Schwächen des Alters behaftet, nur noch in der Erinnerung ehemaliger Thaten lebt, vom langen Kampf ermüdet, auf

Vereinigung der streitenden Parteien sinnt (bei den Eklektikern), oder sich zuletzt, dem Skepticismus zu entgehen, in die Arme des Mysticismus wirft (bei den Alexandrinern und Neuplatonikern, deren Anführer Ammonius Saccas 193 v. Chr. war). (Vgl. Griechische Philosophie und die Art. über einzelne Philosophen.) Die Geschichte der Philosophie des Mittelalters (800—1500 n. Chr.), oder der Scholastik, zeigt das Streben der Vernunft nach philosophischer Erkenntniß unter dem Einfluß eines über sie erhabenen, durch die christliche Offenbarung gegebenen Princips, oder im Dienste der Kirche. (S. Scholastische Philosophie.) Die Araber, deren literarische Blüthe in das Mittelalter fällt, verbreiteten nur griechische Philosophie und einzelne religiöse Philosopheme. Die dritte Periode, welche vom 15. Jahrh. beginnt, charakterisirt Tennemann durch ein freieres, selbständiges, immer tiefer eindringendes Forschen nach den letzten Gründen und Streben nach systematischer Einheit der Erkenntnisse. Man bekämpfte zuerst die Scholastik durch Erinnerung an die alte griechische Philosophie in ihrer ursprünglichen Reinheit; nach diesem Kampfe, in welchem man die angemaßte Autorität besiegte, traten neue Ansichten auf, welche sich systematisch zu begründen strebten. Einige bauten auf die Erfahrung, wie Baco und Locke. Ihnen entgegengesetzt, suchte Descartes, mit welchem Einige die neuere Philosophie anfangen, sie auf ihrem eigenthümlichen Boden durch dialektisches Raisonnement zu begründen; indem er vom Zweifel zum Dogmatismus überging und das subjective Bewußtseyn und Denken als die Grundlage der Philosophie aufstellte, wodurch die idealistische Richtung der neuern Philosophie begründet wurde. Spinoza und Leibnitz verfolgten auf entgegengesetzten Seiten, Jener realistisch, Dieser idealistisch, den betretenen Weg des Nachdenkens. Der Geist des Letztern erlosch in dem Formalismus der Wolf'schen Schule und in einer eklektischen Popularphilosophie. Die Hume'sche Skeptik bahnte der Kant'schen Kritik des Erkenntnißvermögens den Weg. Durch beide wurde der Schein der gemeinen Erkenntniß aufgedeckt. Mit dieser Kritik aber beginnt ein bedeutender Abschnitt der neuern Philosophie, weil Kant vornehmlich in Deutschland, wo seit Ende des 18. Jahrh. die Philosophie blühte, durch seine Kritik eine große Umwälzung bewirkte. (S. Kant und Kritik.) Unbefriedigt durch die Kritik, traten bald nach ihrem Erscheinen die neuern Systeme der Wissenschaftslehre von Fichte und der Identitätslehre oder der Philosophie des Absoluten von Schelling auf. Gegen sie kämpfte vorzüglich die Mystik Jacobi's und seiner Schüler. Die Aufgabe mehrer neuerer Bearbeiter der Philosophie ist, die Wissenschaft mit Religion und Leben inniger zu verbinden (s. Deutsche Philosophie), die einzelnen Theile der Philosophie mit Klarheit und Tiefe auszubilden und in einen organischen Zusammenhang zu bringen. — Von Tennemann's ausführlicher Geschichte der Philosophie wurde von Wendt eine durch seine reichhaltigen Anmerkungen bedeutend vermehrte und verbesserte neue Ausgabe angefangen (1. Bd., Leipzig 1829). Ernst Reinhold bearbeitete die ganze „Geschichte der Philosophie" für das größere gebildete Publikum (3 Bde., Gotha 1828—30). Eine neue compendiarische Darstellung der Geschichte der Philosophie lieferte Ast („Hauptmomente der Geschichte der Philosophie", München 1829), während der längst bewährte Tennemann'sche „Grundriß", von Wendt bearbeitet, schon in der fünften Ausgabe (Leipzig 1829) erschienen ist. Das

bedeutendste neuere Werk über Geschichte der Philosophie ist aber die von Ritter begonnene Bearbeitung derselben, die sich durch gründliche Quellenforschung, durch selbständige Auffassung, von blinder Befangenheit in Einem Systeme unabhängiges Urtheil und klare Darstellung sehr rühmlich auszeichnet und durch ihre gründlichen Forschungen in den bis jetzt erschienenen drei Theilen über manche Partien der alten Philosophie ein ganz neues Licht verbreitet („Geschichte der Philosophie", 1.—3. Thl., Hamburg 1829—31).

Philtrum, s. Liebestränke.

Phiole, ein gläsernes Gefäß mit langem engen Halse und Mundloch, aber weitem runden Bauche, das von den Chemikern zu verschiedenen Verrichtungen, besonders zur Digestion und Solution gebraucht wird. Man nennt es auch Scheideflasche. In der Befestigungskunst gab es eine Gattung Sturmtöpfe oder Sturmphiolen, welches Gefäße mit Handgranaten oder mit andern feuerfangenden Sachen waren, die bei Bestürmungen u. dgl. gebraucht werden.

Phlegethon, bei den Alten einer von den Flüssen der Unterwelt, welcher Feuerströme fortwälzte und glühende Felsenstücke forttrieb. An seinen Ufern wuchs weder Baum noch Pflanze.

Phlegma (a. d. Griech.), überhaupt wässerige Feuchtigkeit, besonders im Geblüte, daher phlegmatisches Temperament (s. d.). — In der Chemie heißt Phlegma die wässerige Feuchtigkeit ohne Geruch und Geschmack, welche durch Kunst aus den Körpern gezogen wird und dem geistigen Wesen derselben entgegengesetzt ist.

Phlogiston, s. Brennstoff und Chemie.

Phöbus (rein, hell), ein Beiname Apollo's, und als dieser mit dem Sonnengotte vermischt wurde, des Helios.

Phocion, ein atheniensischer Feldherr und einer der tugendhaftesten Charaktere des Alterthums, war von niederer Abkunft, empfing aber eine gute Erziehung, und sog unter Plato u. a. Philosophen jene erhabenen Grundsätze, die sein ganzes Leben leiteten und ernst und streng in seinem Aeußern, war er von Gesinnung sanft und wohlwollend. Seine Beredtsamkeit zeichnete sich durch Klarheit und Kürze aus, und seine Meinung äußerte er in den Volksversammlungen frei und rücksichtslos. Zuerst diente er unter Chabrias, einem Feldherrn von Verdienst, aber heftig und ungleich von Charakter; er gewann seine Achtung und mäßigte sein Ungestüm. Er trug zu dem Siege zur See bei Naros (337 v. Chr.) bei und trieb nachher mit vieler Klugheit die Steuern von den Inseln ein. In dem Kriege mit Philipp von Macedonien sandten die Athenienser Phocion mit einiger Mannschaft nach Euböa, in der Hoffnung, daß die Euböer sich ihm sämmtlich anschließen würden. Durch Philipps Bestechungen aber ward dieß verhindert und Phocion genöthigt, seine Truppen auf einer Anhöhe in Sicherheit zu bringen. Der Feind schloß ihn ein und machte sich zum Sturme bereit. Plutarch machte gegen den Befehl einen Ausfall und wurde zurückgeschlagen. In einem Augenblicke der Verwirrung aber brach Phocion los und gewann einen vollständigen Sieg. Vor der Schlacht hatte er Allen, die nicht Lust zu fechten hatten, freigestellt, sich zu entfernen; nach dem Siege gab er die Gefangenen los, um sie der Wuth des atheniensischen Volkes zu entziehen. So hatte er gleich einsichtsvoll, tapfer und menschlich gehandelt. Den Plutarch, der sich zum Tyrannen gemacht hatte, vertrieb er aus

Eretria, und verließ die Insel, nachdem er sie vor künftigen Angriffen der Macedonier gesichert hatte. Als einige Zeit nachher die Athenienser beschlossen hatten, den von Philipp bedrohten Städte des Hellespont Hülfe zu leisten, die sich aber weigerten, den Chares, wegen seines räuberischen Charakters, mit der Flotte zuzulassen, wurde Phocion mit einer neuen Seemacht abgeschickt. Die Einwohner von Byzanz nahmen ihn auf, und rettete nicht nur die Stadt, sondern nöthigte endlich Philipp, sich von dem Hellespont ganz zurückzuziehen. Ungeachtet dieser glücklichen Erfolge rieth Phocion immer zum Frieden. Seine Rechtschaffenheit, Uneigennützigkeit und Vaterlandsliebe waren so allgemein anerkannt, daß er 45 Mal zum Anführer ernannt wurde, ohne je darum angehalten zu haben. Er führte stets die einfachste Lebensweise und bestellte mit eigner Hand sein kleines Landgut. Als die Einwohner von Megara sich mit den Atheniensern zu verbinden wünschten, unterstützte Phocion eifrig diese Maßregel, begab sich mit vielen Freiwilligen dahin und stellte die Mauern der Stadt her. Aber bald darauf erschien Philipp in Phocis, um Attika anzugreifen. Phocion rieth vergebens zum friedlichen Vergleiche, die Schlacht bei Chäronäa (338 v. Chr.) bewies die Richtigkeit seines Urtheils. Ebenso wenig achteten die Athenienser seines Raths, an der von Philipp berufenen Versammlung der griech. Staaten nicht eher Antheil zu nehmen, als bis sie die Absicht des Königs wüßten. Die Athenienser fanden sich dadurch genöthigt, Philipp eine Anzahl von Reitern und Schiffen zu stellen. Als sie damit zögerten, drang Phocion darauf, sich der Nothwendigkeit der Umstände mit Geduld zu unterwerfen. Der Tod Philipps wurde zu Athen von Demosthenes und dessen Anhängern mit Jubel vernommen; aber Phocion erinnerte sie daran, daß die Sieger bei Chäronäa nur um Einen Mann vermindert worden seyen. In demselben Sinne widerrieth er, sich neuen Zufällen preiszugeben, und verwarf ein Bündniß gegen den jungen Alexander. Der Erfolg rechtfertigte diese Meinung. Als nach der Zerstörung von Theben Alexander von Athen die Auslieferung der so heftig gegen ihn sprechenden Redner forderte, übernahm Phocion den Auftrag, durch Fürsprache des Königs Zorn zu besänftigen, mit dem erwünschtesten Erfolge. Alexander hatte ihn sehr lieb gewonnen und überschickte ihm ein Geschenk von 100 Talenten, welches er, genügsam mit dem Seinen, ausschlug. Die Abgeordneten fanden ihn mit Wassertragen beschäftigt, während seine Gattin Brot buk. Um indeß Alexanders Gunst nicht von sich zu weisen, bat er um die Freilassung einiger seiner verhafteten Freunde. Nach Alexanders Tode faßten die Athenienser abermals den Plan, Griechenland von dem macedonischen Joche zu befreien. Phocion, unerschütterlich in seinen Ansichten, mißbilligte ihre Maßregeln, übernahm jedoch, als er sie nicht abwenden konnte, selbst die Führung eines Heeres. Ungeachtet der anfänglichen Vortheile der Athenienser gewann Antipater bald die Oberhand und bedrohte Athen, aus welchem die Redner, welche den Krieg gerathen, eiligst entflohen. In dieser dringenden Gefahr wurde Phocion an Antipater, welcher sein Lager in der Gegend von Theben hatte, abgesandt, und erlangte, freilich unter harten Bedingungen, die Zusage, daß man einen Vertrag schließen wolle, ohne Attika zu betreten. Demosthenes und Hyperides sollten ausgeliefert, eine aristokratische Regierung eingeführt und eine macedonische Besatzung in Munychia gelegt werden. Lange sträubte sich Phocion gegen diese Bedingung, aber An-

tipater war unbeweglich. Unter diesen schwierigen Umständen ging das Bestreben Phocion's, der neben andern ausgezeichneten Männern an die Spitze der Regierung trat, hauptsächlich dahin, den schwerlastenden Druck zu mildern und sein ganzes Ansehen bei den Macedoniern zum Vortheile seines unglücklichen Vaterlandes anzuwenden. Gleichwohl beschuldigte man ihn in der Folge, gegen das Beste Athens gehandelt und es an die Feinde verrathen zu haben. Unruhen und Anklagen erfolgten, welche Phocion zur Flucht nöthigten. Er begab sich zu Polysperchon, welcher in Phocis stand. Hier erschien bald darauf eine Gesandtschaft der Athenienser, welche Phocion's und der andern Flüchtlinge Auslieferung begehrte. Polysprechon bewilligte dieß Gesuch, und so wurden die Angeklagten als Gefangene nach Athen geführt, wo man zugleich einen Brief im Namen des Königs ablas, der sie der Verrätherei für schuldig erkannte und den Atheniensern zur Bestrafung übergab. Das Gericht wurde vor der Volksversammlung gehalten, und verurtheilte Phocion, nebst mehren seiner Freunde, ohne ihre Vertheidigung zu hören, zum Giftbecher. Phocion's Ruhe und Gelassenheit blieb unerschüttert. „Sage meinem Sohne", antwortete er einem Freunde, der ihn fragte, ob er ihm Aufträge zu geben habe, „daß er das von den Atheniensern mir angethane Unrecht vergessen solle". Schon hatten die Meisten den Trank getrunken, als man merkte, daß er nicht zureiche. Der Henker aber weigerte sich, unentgeltlich mehr herbeizuschaffen. Phocion bat einen Freund, ihn zu bezahlen, und sagte scherzend: „So kann man in Athen nicht einmal umsonst sterben!" Sein Leichnam wurde unbeerdigt über die Grenze geworfen, Freunde aber ließen ihn nach Eleusis bringen und dort im Hause einer Megarenserin verbrennen. Als bald nachher die Athenienser ihr Unrecht einsahen, errichteten sie Phocion Ehrensäulen, begruben seine Gebeine auf öffentliche Kosten und bestraften seine Ankläger.

Phocis, Landschaft Mittelgriechenlands, westlich von Böotien, zwischen den opuntischen und epiknemidischen Lokrern in Osten, den Dorern und ozolischen Lokern in Westen, vom korinthischen Meerbusen, der hier noch den kleinen krissäischen bildet, bis zum Oeta, den Grenzgebirge gegen Thessalien. Hauptstrom ist der Kephissos und bei Delphi der Plistos, der bekannteste unter den zahllosen Bergen der Parnassos mit seinen Zweigen Hyampeia u. s. w.; der Hyphantion lief ihm parallel. Am Parnassos lag Delphi nebst Thermopylä; ferner Kirrha am krissäischen Busen; östlich Antikirrha; Elatea war Grenzfestung gegen Thessalien, unweit davon Abä und die Bergfestung Hyampolis; außerdem noch 15 Städtchen. Länge: von N. nach S. höchstens 8 geogr. Meilen; mittler Breite von W. nach O. 6 Meilen; Flächeninhalt: ungefähr 36 □M., das nur eine Ebene, das krissäische Gebiet, sonst einige Thäler enthält, von denen das größte die Ufergegenden des Kephissos bildeten. Produkte: Wein, Oel in den Thälern und auf den nicht mit Schnee bedeckten Bergen. — Phocis, mit den zunächst angrenzenden Theilen des nördl. Böotiens und der Landschaft Lokris ist der Ursitz der Hellenen. Dieses Bergvolk eroberte nebst den benachbarten, ebenso wilden Leleges, unter Deukalion, das gesegnetere Thessalien; Phocis blieb lange fast menschenleer und ward nach und nach nur von Vertriebenen, Flüchtlingen u. s. w. besetzt; so von den durch die Kadmeer vertriebenen Hyanten, von ausgewanderten Argivern, die Abä erbauten, von Athenäern, die Stiris anlegten, von

Korinthern unter Phokos und Aegineten unter einem andern Phokos (sie gaben dem Lande den Namen), von den sich am Kephissos niederlassenden Phlegyä, welche von Arkadiern unter Elatos verdrängt wurden. Nur zu Delphi saßen einheimische Fürsten, Abkömmlinge, Deukalions von weiblicher Seite; mit ihnen verbündeten sich die herumliegenden Städte, es entstand hier und in der Nähe von Thermopole ein Bund (aus dem der der Amphiktyonen sich bildete), dessen Mittelpunkt das Orakel zu Delphi war. Von diesem phokäischen Bundesstaaten sind noch Münzen übrig. Mit Sicherheit lassen sich als Bundesglieder erkennen: Delphi, Antikyra, Ambryssos, Daulis, Elatea, Amphikäa, Panopeus, Ledon. Von diesen Phokern stammten die Anführer der Phoker im trojanischen Kriege ab; doch waren sie nicht die einzigen Fürsten im Lande. Nach der Wiedereroberung Thessaliens durch die Pelasger, 60 Jahr nach dem trojanischen Krieg, zog sich ein Theil der Einwohner Thessaliens nach Phokis und Pelasger ihnen nach. Die letztern waren übermächtig; die Phoker konnten sich nur durch eine an Verzweiflung grenzende Tapferkeit, durch Kriegslist in einigen Treffen und endlich durch die Verschanzung des Passes bei Thermopylä ihrer weitern Einbrüche erwehren. Durch dieses tapfere Benehmen stieg aber der Einfluß der Phoker bei den angrenzenden hellenischen, gleiche Unterjochung der pelasgischen Thessalier befürchtenden Völkerschaften, vorzüglich bei den Lokrern. So entstand Nationalhaß zwischen den Thessalern und Phokern, der in den persischen Kriegen noch volle Kraft äußerte, wo, auf Veranlassung der Thessalier, alle Städte von Phokis, außer Delphi und einigen Orten, vernichtet wurden. Städte erhoben sich wieder, aber der Wohlstand war dahin. Im peloponnesischen Kriege waren die Phoker auf Seiten Athens, das ihnen zu der Oberaufsicht über das delphische Orakel verholfen hatte. Als sie aber diese dazu mißbrauchten, das zum heiligen Gebiete gehörende kirrhäische Gebiet anzubauen, traf sie schwer die Strafe der Amphiktyonen. Der harte Urtheilsspruch wurde vollzogen, aber ihr Zustand dauerte nicht lange; die Phoker fochten mit den Athenäern unter Philippos von Macedonien bei Chäroneia, gegen Macedonier in dem lamischen Kriege, und ihre Städtchen waren durch Beihülfe der Athenäer und ihrer ehemaligen Feinde, der Thebäer, fast überall hergestellt; doch blieben die Phoker im Ganzen dürftig. Ihre letzte Anstrengung findet sich im Kriege gegen die eindringenden Kelten; sie stellten zur gemeinschaftlichen Armee 3000 Mann Fußvolk und 500 Reiter. In Zukunft folgen sie ohne Weiteres der Willkür jedes Siegers und werden von den Römern zu der Provinz Achaia gezogen. Nur Elatea und Delphi durfte man die Städte nennen, vielleicht auch Antikyra; alle übrigen waren unbedeutende Landstädtchen.

Phönix, ein ägyptischer Wundervogel, in Adlergröße, mit theils goldnem, theils rothem Gefieder, kam, wie die Einwohner von Heliopolis glaubten, alle 500 Jahre beim Tode seines Vaters aus Arabien nach Aegypten, brachte seinen Vater in ein Ei von Myrrhen gehüllt in den dortigen Tempel der Sonne, um ihn in demselben zu begraben. Andere nennen ihn einen indischen Vogel, der alljährlich nach Aegypten komme und sich da verbrenne. Aus seiner Asche entstehe ein Wurm, aus dem, vom Sonnenstrahl erwärmt, sich ein neuer Phönix bilde; n. And. entsteht er wieder aus seiner Asche, oder der seines Nestes, dem er zuvor Zeugungskraft verliehen u. s. w. Man glaubt hierin ein phö-

nikisches Symbol des gemeinen oder astronomischen, oder großen Weltjahres zu erkennen. Der Phönix schwang sich aus der heidnischen in die christliche Religion symbolisch hinüber und wurde, selbst von den Kirchenvätern, als ein Sinnbild der Verewigung nach den ersprießlichen Widerwärtigkeiten angenommen; so kann er als ein Emblem der Unsterblichkeit durch Thaten und der ewigen Dauer des Reichs, der Hoffnung auf schöne Zeiten, die gleichsam aus der Asche der vergangenen aufsteigen sollten, auf die Münzen griech. Kaiser, z. B. Konstantins des Großen, Konstans und deren Nachkommen.

Phönizien (Phönikien), ein schmales Küstenland am Mittelmeere, von der Stadt Arados und dem Fluß Eleutheros bis unterhalb des Berges Carmel und Tyrus am Leontes; doch mögen auch noch südlicher im Gebiete von Palästina einige Küstenstädte dazu gehört haben, sodaß Ptolemäos die südliche Grenze bis zum Chorseus, an dem Cäsarea lag, ausdehnen konnte, und das wohl die ganze Seeküste von Eleutheros bis Pelusion Phönizien genannt wurde. Dieses nicht viel über 200 QM. große Ländchen war zum Theil sandig und gebirgig; Libanon und der Antilibanon liefen in nordöstlicher Richtung neben einander hin, und zwischen beiden Gebirgsketten lag Kölesyrien. Phönizien hatte daher Mangel an Getreide, dagegen gute Fischereien, die Wälder des cederreichen Libanon, die bequemste Lage zur Schiffahrt am mittelländischen Meere, mit vielen, durch die Natur selbst gesicherten Häfen, und in seiner blühendsten Periode eine Menge wichtiger und berühmter Städte. Die älteste hieß Sidon (jetzt Saed), berühmt wegen ihrer künstlichen Arbeiten, besonders in Glas. Eine Tochter derselben war Tyrus, am berühmtesten durch ihre Purpurfärbereien. Diese Stadt bekam den Namen Alttyrus, als auf einer davor gelegenen Insel das später bekannte Tyrus entstand, das Alexander bei seiner Belagerung zur Halbinsel machte. Byblus war durch den Adonisdienst berühmt (jetzt Dschibili oder Esbili); Ako in spätern Zeiten Ptolemais, nachher Acre; Berytus, späterhin durch eine Rechtsschule berühmt. Diese Städte waren anfangs, als Colonien von einander, von der Mutterstadt abhängig. Sowie aber einzelne derselben mächtiger wurden, machten sie sich unabhängig und bildeten eigene Staaten, nur das gemeinschaftliche Interesse des Handels und die Verehrung der (von den Griechen Herakles genannten) Nationalgottheit zu Einem Volke verband. So waren Sidon, Tyrys, Arados, einzelne Staaten, mit erblichen, aber durch Obrigkeiten eingeschränkten Königen an der Spitze, die, wenigstens in gewissen Zeiten, eine allgemeine Reichsversammlung in Tripolis bildeten, wo sie sich über die allgemeinen Angelegenheiten des Staats berathschlagten. Doch war es natürlich, daß unter diesen einzelnen Staaten der mächtigste die übrigen gewissermaßen beherrschte; und so finden wir in der blühendsten Periode Phönizien's 1000—600 v. Chr., einen phönikischen Städtebund, an dessen Spitze Tyros stand. Das Urvolk der Phöniker lebte, wahrscheinlich nomadisch, anfangs am persischen Meerbusen, wo noch später 2 Inseln, Tyros und Arathos (die Bahreininseln), mit Ueberresten phönikischer Heiligthümer gefunden wurden. Von hier wanderten sie nach dem arabischen Meerbusen aus, von da nordwärts nach Palästina und Syrien, und endlich, doch schon lange vor der Ankunft der Israeliten, in ihre nachherigen Wohnsitze ein, wahrscheinlich durch irgend eine mächtige Horde gedrängt, oder sich als Handelsvolk an den Küsten hin-

ziehend. Viehzucht und Ackerbau war in Phönizien fast unmöglich; aber die die Küsten boten Fische, und Fischfang führte auf Schiffbau. Nach und nach wurden sie ein seefahrendes und daher in festen Sitzen wohnendes Volk, das bald auf Raub, bald auf Handel ausschiffte. Schon im 14. Jahrh. v. Chr. legten sie Colonien in Afrika an; Utica ward um 1170 gestiftet und in Salomo's Zeitalter, um 1000, war die Fahrt nach Spaniens Südwestküste, Tarsis, schon so gewöhnlich, daß man jedes große Meerschiff ein Tarsisschiff nannte; und Bernstein ist in Homer bereits eine allgemein bekannte, von den Phönikern verbreitete Kostbarkeit; so ausgebreitet war frühzeitig der sidonische Handel und das Land also bevölkert. Die der Häfen bedürftigen Sidonier bauten, angeblich lange vor Trojas Zerstörung, 200 Stadien südlich, bei einem von der Natur gebildeten Hafen einige Häuser, aus der die Stadt Tyros erwuchs. Eroberung konnte eines so kleinen Handelsstaats Absicht nicht seyn; durch friedliche Bevölkerung unbewohnter Gegenden und durch Bündnisse sicherten sie ihr Land. So schloß um 1000 Hiram mit David und Salomo Handelsbündnisse. Von Hirams 6 Nachfolgern, Baleazar, Abdastartos, einem Ungenannten, Astartos, Aserymes, Pheles, die fast alle sonderbar 12 Jahr regierten, wissen wir durchaus nichts. Der nächste um 900, Ithobal (Ethbaal), König von Tyros und Sidon, Vater der Isebel, baute mehre Städte in Phönizien und bevölkerte Auza in Afrika. Seinem Sohne Badezor folgte Matgenus (Mettinus), des Pygmalion und des Barka, der Dido und Anna Vater. Dido gründete Carthago (s. d.). Für die nächsten Jahrhunderte fehlen Namen und Begebenheiten. Tyros muß unterdessen seine Herrschaft über die Städte Phöniziens behaupten, vielleicht auch gemißbraucht haben; denn gegen 700 fallen unter Anführung des Eluläos die Kittäer auf Kypros (wo Pygmalion Karpasia erbaut hatte) ab und rufen die Assyrer zu Hülfe. Doch unterwirft sich Eluläos wieder, und Salmanassar schließt Frieden. Doch gleich darauf empörten sich Sidon, Ako und die andern Städte der Tyrier, unterwarfen sich Salmanassar und gaben ihm ihre Schiffe. Aber 12 tyrische Schiffe zerstreuten die 60 feindlichen, und die Belagerung von Tyros mußten die Assyrier nach 5 Jahren endlich aufheben. So erhielt sich Tyros noch an 100 Jahre. Indeß scheint Sidon sich jetzt wieder erhoben zu haben und unabhängig von Tyros gewesen zu seyn. Tyros und Sidon gewannen (Jerem. 27; Hesek. 27—29) Zedekias zu seinem Bündniß gegen Nebukadnezar; allein dieser zog um 600 nach Phönizien, zerstörte Sidon und nahm Tyros nach 13jähriger Belagerung ein; die Einwohner aber waren nach der Inselstadt Tyros geflüchtet, die von jetzt an Hauptstadt des Welthandels wurde. Ethbaal blieb bei jener Belagerung, und sein Nachfolger Baal herrschte in Alt-Tyros wahrscheinlich nur als babylonischer Vasall. Nach dessen Tode ward bei der Versetzung des Hauptstamms auf die Insel die Regierungsverfassung geändert; es regierten vom Volke erwählte Obrigkeiten, Suffeten, nicht lebenslänglich. Doch währte diese Regierung nur 7 Jahre. Es treten wieder Könige von Tyros unter babylonischer Hoheit an, Balator, Merbal, Hiram II., zur Zeit des Kyros, 555, da Tyros, und ganz Phönizien unter persische Herrschaft kam; denn in der Schlacht bei Salamis, 480, werden von Herodot Mapen, König von Tyros, und Tetramnestos von Sidon, der dem Xerres 300 Schiffe zuführt und in dem Kriegsrath den Vorrang vor dem Könige von Tyros hat, als

die wichtigsten Anführer auf der persischen Flotte genannt und als die erfahrensten Seefahrer des Xerxes mit vieler Achtung behandelt. Um diese Zeit muß sich Sidon wieder erhoben haben; denn sie heißt die reichste Stadt Phöniziens und steht an der Spitze der im Bund mit Nektanebos von Aegypten erhobenen Empörung der Phöniker gegen Artaxerxes Mnemon und Artaxerxes Ochos, 361. Tennes, König von Sidon, unterstützt von Griechen unter Mentor, schlug die Perser; aber als Artaxerxes Ochos selbst mit einer furchtbaren Armee erschien, ward Mentor zum Verräther, bewog selbst Tennes, die eigne, stark befestigte Stadt dem Perser zu übergeben, 350. Die edelsten Bürger wurden hingerichtet; die Sidonier, die früher ihre eignen Schiffe verbrannt hatten, daß keiner entfliehen sollte, verbrannten voll Verzweiflung sich selbst mit allen ihren Gütern und überließen dem Sieger nur in den Ruinen ihrer Gebäude das geschmolzene Metall. Doch bauten die eben abwesenden Sidonier bei ihrer Heimkehr die Stadt wieder auf. Die übrigen phönikischen Städte hatten sich indeß freiwillig unterworfen, und Tyros wußte von nun an den Vorrang vor seiner Nebenbuhlerin zu gewinnen. (Vielleicht hatten die Sklavenempörung in Tyros nach Mapens Tode und die Ermordung der Eigenthümer Tyros gestürzt. Straton ward von den Sklaven zum König gewählt.) Als daher Alexander d. Gr. 333 nach der Schlacht bei Issos nach Phönizien kam, unterwarf sich das schwächere Sidon sogleich und blieb von einer zweiten Belagerung befreit; nur setzte Alexander an die Stelle des persisch gesinnten Königs Straton den Abdolonymos, aus königlichem Geschlechte, damals aber Gartenknecht. Sidon ist nachher bald syrisch, bald ägyptisch. Azemilkos von Tyros suchte zwar durch Glückwünschungen und Geschenke Alexander zu entfernen; allein unter dem Vorwande, in ihrem Tempel dem Herkules zu opfern, nahte dieser sich. Die Tyrier verwehrten ihm den Eingang. Alexander belagerte und eroberte es nach 7 Monaten. Die Stadt wurde zum Theil verbrannt und die Einwohner theils getödtet, theils als Sklaven verkauft. So sank die Bildnerin eines Theils der Erde; denn obgleich Alexander die Stadt wieder aufbaute, so erhob sie sich doch nie wieder zu ihrem vorigen Ansehen; Alexandria ward jetzt der Hauptsitz des Welthandels und Tyros nicht wieder unabhängig. 313 ward Tyros 15 Monate hindurch von Antigonos belagert, dem die Stadt Ptolemäos Soter abnahm. Die Streitigkeiten über ihren Besitz dauerten bis 218; in diesem Jahre fiel sie Antiochos d. Gr. zu und blieb nachher unter der Herrschaft der Seleukiden, bis Syrien durch Pompejus römische Provinz ward. Die übrigen Städte, unter denen noch zuweilen Arados, Byblos, Berytos mit eignen Königen erwähnt werden, mußten gewiß auch irgend einem mächtigen Nachbar sich unterwerfen. — Wichtiger als in ihren Begebenheiten sind uns die Phönikier auf Reisen, und wohlthätig für die Menschheit durch ihre Anlegung von Colonien und durch die friedliche Verbreitung ihrer gewonnenen Cultur. Die Noth hatte sie gezwungen, das Meer zu betreten, und die Unfruchtbarkeit ihres Bodens machte sie zu Seeräubern. Sie landeten auf den benachbarten Küsten und Inseln und raubten Früchte, Vieh und Menschen. Immer kühner gemacht, schifften sie auch nach entferntern Küsten und Inseln. Indeß mußte die Kargheit des Bodens ihren Geist auch zu andern Erfindungen zwingen, sie erfanden Bereitung der Wolle, Pur-

purfarbe des Glases, und manches Andere vervollkommneten sie. Theils das Gefährliche der Seeräuberei, theils die Aussicht des sicherern und und freudigern Gewinnes bei Tauschhandel, da rohe Nationen glänzende Kleinigkeiten für kostbare Metalle oder andere Landeserzeugnisse freudig eintauschen, mußte ihre Schifffahrt zum Handel hinlenken, der schon sehr früh blühte (schon Moses [Gen. 49, 13] und Homer kennt diese Blüthe). Ihrer Lage nach mußten die Phönikier vorzüglich auf dem mittelländischen Meere Handel treiben. Der nächste Landungsort war die Insel Kypros, deren Einwohner ihre Diener wurden, und wo die Phönikier die ersten Colonien anlegten. Zunächst kamen sie nach Klein-Asien, Griechenland, den griech. Inseln; Kilikien, Karien, Rhodos, Kreta, die Sporaden und Kykladen wurden von ihnen bevölkert; doch blühte ihr Handel hier nur in der Zeit der frühern Uncultur. Von den unterdessen als seefahrendes Volk mächtig gewordenen Griechen wurden sie theilweise in Klein-Asien vertrieben; doch konnten diese ihrer nicht ganz entbehren; Räucherwerk, Purpur, Putzwaaren mußten sie von ihnen nehmen. Von Aegyptens Küste hielt die Phönikier der Eigensinn des das Fremde hassenden ägyptischen Volkes ab, das wenigstens die Fahrt in die Nilmündungen keinem Ausländer gestattete. Aber Karavanenhandel müssen sie nach Aegypten getrieben haben; nicht bloß war ein Viertheil von Phönikiern bevölkert, sondern auch die Anlegung des hundertthorigen Thebens wird dem tyrischen Herkules zugeschrieben. Wichtiger und dauernder war der phönikische Handel an der nordafrikan. Küste. Zwar hatten sie hier, wie auf Sicilien, Sardinien und den kleinen Inseln umher (in Malta will man in neuerer Zeit phönikische Münzen und Denkmäler und Reste phönikischer Sprache gefunden haben) nur Colonien angelegt, um Ruheörter auf der langen Fahrt nach Tarsis zu haben; allein bald wurden die neuen Pflänzlinge wichtiger, indem sie durch Karavanenhandel in das innere Afrika die dort eingetauschten Waaren den Phönikiern zuführten. Daher finden sich hier so viele phönikische Colonien, außer Utica, Auza und Carthago, Adrumetum, die beiden Leptis und Tanger, die mit der Mutterstadt immer in freundschaftlichem Verhältnisse blieben. Doch war Hispanien das Hauptland für ihren Seehandel (vgl. Ezech. 27, 25); Gold, Silber, Eisen, Zinn, Blei fanden sie reichlich, und eingemachte Südfrüchte waren ein berühmter spanischer Handelszweig. Unter den vielen auf Tarsis angelegten Colonien war die berühmteste Gades (Cadix); wie sie das Ziel der Fahrten im Mittelmeer war (Säulen des Herkules), so war sie wieder der Anfangspunkt zu entfernten Fahrten im atlantischen Ocean (nur fabelhafte Nachrichten darüber). Sie schifften nördlich nach den Zinninseln (Cassiterides) und in den nördlichen Ocean bis zur Mündung des Eridanos, wo sie Bernstein holen, der dem Golde gleich geschätzt wurde, weßhalb sie diese Fahrt zu verhüllen suchten. Auch an der Westküste von Libyen sollen sie Inseln, Madera, die glücklichen (kanarischen) Inseln besucht und bevölkert haben. Neuere dehnen irrig ihre Fahrten hier bis zur Goldküste, bis über den Senegal hin aus. Noch andere behaupten sogar, daß sie Amerika gekannt und besucht hätten. Unbedeutender war ihr Seehandel auf dem arabischen Meerbusen nach Ophir, nur eine Zeitlang unter David und Salomo, und auf dem persischen, durch die Babylonier vielleicht bis Ceylon. Ihre Entdeckungsreisen, besonders die berühmte Umschiffung Afrikas unter Necho, ist nicht so gewiß, als man gewöhnlich glaubt. Indessen mögen

diese auch zum Theil erdichtet seyn, so müssen doch die Phönikier weit ausgebreitetere Kenntnisse der Erde gehabt haben, als die Griechen und Römer. Diesen aber wehrten sie eifersüchtig, ihnen und ihren entfernten Fahrten zu folgen, erdichteten Märchen von Seeungeheuern, Meergallart u. s. w. (daher Phönikische Lügen, sprichwörtlich in Griechenland), verwirrten die Folgenden durch Irrwege, oder ließen gar die eigenen Schiffe stranden. Daher verlor sich ihre Erdkenntniß mit ihrer Schifffahrt, und Britannien z. B. mußte 2 Mal entdeckt werden. Handel trieben die Phönikier zwar mit ihren Fabrik- und Manufacturwaaren nicht minder wichtig aber war der mit den durch Karavanen aus dem innern Asien und Afrika zugeführten Waaren, Weihrauch, Gold, Edelsteine aus dem glücklichen Arabien, Zimmt, Elfenbein, Ebenholz aus Indien und Aethiopien durch die Gerrhäer zugeführt, baumwollne und gestickte Zeuche aus Aegypten, Wolle zu ihren schönen Webereien erhielten sie von Nomaden aus den arab. und syrischen Wüsten und aus Armenien Pferde, aus Tubal und Meschech (kaukasische Länder) Sklaven und Kupfergeschirr (vgl. Ezech. 27). Dieser ganze Handel aber blieb lange Tauschhandel; auch sollen nicht die Phönikier, sondern die Numidier zuerst Münzen geprägt haben. Erfinder aber des Schiffbaues sind sie gewiß. Ihre Schiffe waren gewöhnlich rund, mit weitem Bauche und flachem Boden; sie hatten Ruder und Segel und segelten ohne Compaß, bei Nacht nach Leitung der Sterne. Ihre Sprache gehört zu den semitischen Sprachen, und zwar zu dem kananitischen Stamme, und ihre Erklärung ist sehr dunkel. Daß die Phönikier zeitig im Besitz der Buchstabenschrift gewesen, darauf führen allgemeine und historische Gründe. Auch ist die Sage nicht unwahrscheinlich, daß sie die Rechnenkunst erfunden haben. Phönizien ist das eigentliche Geburtsland des griechischen Göttercultus. Ihre Religion war Vielgötterei mit Bilderdienst und Menschenopfern. Ihr höchster Landesgott wird von den Griechen Kronos, von den Hebräern Baal oder Beel genannt, auch Adonis (Herr), dessen Dienst auch nach Griechenland und Aegypten (Osiris) überging; ihre höchste weibliche Gottheit Baaltis (Isis) oder Astarte, Astaroth, nach den Griechen auch der Name der Aphrodite. In Tyrus wurde auch Melkarth (Herkules) als örtliche Gottheit verehrt, und sein Dienst von da nach allen Orten hin verbreitet. Außerdem verehrten sie die Kabiren und hatten ihre eigenthümlichen Mysterien. Höhere geistige Bildung, wie Dichtkunst, Malerei, Bildhauerei, scheint den Phönikern fremd gewesen zu seyn. Der Charakter dieses Handelsvolks war übrigens im Alterthume nicht im besten Rufe. Ueber Phönizien s. Heeren's Werke (11. Thl., 1824) und Hamacker's „Miscellanea Phoenicia etc." mit litograph. Bl. (Leyden 1828, 4.)

Phorcus oder **Phorcys**, ein Sohn des Pontus und der Gäa, oder n. A., Neptun's und der Nymphe Thesea, Vater wunderbarer Meergestalten, z. B. der Gräen, Gorgonen und des hesperischen Drachen, nach Einigen auch der Scylla und der Thoosa, welche Ungeheuer er mit seiner Schwester Ceto zeugte.

Phorometrie, ein Zweig der Mechanik, lehrt das Maß der Bewegung bestimmen.

Phosphor (Phosphores, v. gr.), 1) wörtlich Lichtträger; 2) insbesondere (Physik), eine Substanz, die auch bei niedriger Temperatur

selbständig leuchtet, ohne daß diesem ihren Leuchten eine verhältnißmäßige höhere Temperatur entspricht, also ohne zu brennen und dadurch sich aufzulösen. Diese Eigenschaft bezeichnet man als Phosphorescens, Phosphoresciren. Mehre Thiere (bes. Insecten), auch Pflanzenkörper unter bestimmten Verhältnissen (wie faules Holz), besitzen sie, die daher ebenfalls als Phosphorescenz zu betrachten sind; 3) ein Körper, der, in die Sonne gelegt, dadurch die Eigenschaft zu leuchten erlangt (Lichtsauger), oder auch unter besondern physischen und chemischen Verhältnissen ein mattes Licht verbreitet; 4) insbesondere (Chem.) eine in chemischer Hinsicht sehr merkwürdige, meist in Form kleiner Stangen im Handel vorkommende, gelbe, frisch bereitet halbdurchscheinende, nach und nach sich mit einer weißlichen, undurchsichtigen Rinde (Orydul) überziehende Substanz, die an der Luft knoblauchartig riecht, weißleuchtende Dämpfe (phosphorische Säure) ausstößt, im Dunkeln leuchtet (weßhalb auch die mit demselben gezeichneten Schriftzüge leuchtend erscheinen), sehr leicht, bei 75° Wärme, auch schon durch Reiben und im Chlorgas, von selbst sich entzündet, dann mit heller, in Sauerstoffgas mit überaus blendender Flamme und vielem weißem Rauch (Phosphorsäure) mit Heftigkeit verbrennt, ihrer leichten Entzündlichkeit wegen stets unter Wasser aufzubewahren ist; von Brandt 1669 zufällig bei alchymischen Experimenten entdeckt und von ihm, sowie später von Kunkel, Boyle, Markgraf, aus gefaultem Urin, aus dem man die phosphorsauren Salze mit essigsaurem Blei niederschlug und das entstandene phosphorsaure Blei mit Kohlenpulver vermengt in einer beschlagenen Retorte glühte, dargestellt. Jetzt bereitet man ihn meist in Fabriken durch trockene Destillation der, aus Knochen dargestellten, mit Kohle vermischten Phosphorsäure, aus einer, anhaltender Weißglühhitze ausgesetzten Retorte, deren Hals, oder das an diesem angeführte Rohr, bis unter das in der Vorlage befindliche Wasser reicht, in welchem der, als durchsichtige, wachsähnliche Masse übergehende Phosphor erhärtet und dann auf diese Weise in Stangenform gebracht, auch zugleich von mechanisch beigefügten Unreinigkeiten befreit wird, indem man ihn, in Stückchen geschnitten, in eine passende Glasröhre thut, mit Wasser übergießt und die Röhre so lange in siedendes Wasser hält, bis der Phosphor geschmolzen ist, worauf er nach dem Erkalten aus derselben herausgestoßen wird. Der Phosphor macht das Wasser, in welchem er aufbewahrt wird, indem er sich auf Kosten desselben zu Orydul und phosphorichter Säure umbildet, säuerlich, theilt ihm die Eigenschaft mit, in festverschlossenem Gefäß geschüttelt, zu leuchten, wird durch das Licht, besonders das viollete, roth gefärbt, auch in dieser Farbe aus seinen Auflösungen niedergeschlagen, wo er dann weniger brennbar ist, an der Luft nicht leuchtet, sich aber leichter orydirt. Alkohol, Aether, fette und ätherische Oele lösen den Phosphor in verschiedenen Verhältnissen. Die Auflösungen in fetten Oelen leuchten, verlieren aber diese Eigenschaft durch den Zusatz von manchen ätherischen Oelen. Mit Sauerstoff verbindet sich der Phosphor in 5 Verhältnissen: zu Phosphor-, phosphoriger, unterphosphoriger Säure, Oryd und Orydul, desgleichen mit Wasserstoff, Chlor, Jod, Schwefel, Kohle, Metallen, Metalloiden. 5) (Med.) Der Phosphor ist wohl das stärkste und eingreifendste flüchtige Reizmittel, das in Auflösung zu $1/_{10}$ bis höchstens $1/_4$ Gran gegeben, bei allgemeinem Gesunkenseyn der Lebenskräfte, in nervösen Fiebern, wohl bisweilen wunder-

ähnliche wirken kann, aber jederzeit die größeste Vorsicht erfordert, da 1 Gran schon tödtlich wirkt; wird übrigens auch äußerlich bei Lähmungen, Amaurosis rc. nicht selten mit ausgezeichnetem Erfolg angewendet.

Phosphorescens, die Eigenschaft mehrer Körper der drei Naturreiche, im Dunkeln einen Lichtschein von sich zu geben. Ein vollständiges Verzeichniß von Körpern, die durch Hitze oder Reiben phosphorescirend werden, gab Wedgwood (s. Gren's „Journal", VII, 45 fg.), welcher gegen 80 zählt. Am stärksten phosphoresciren der Flußspath und Marmor aus Derbyshire, der Feldspath aus Sachsen, der Rubin. Ein wirksames Mittel, die Phosphorescens in den Körpern zu entwickeln, ist die Elektricität, wiewohl die Ursache dieser Erscheinung dunkel ist.

Phosphorus, s. Lucifer.

Photius, Patriarch von Konstantinopel und Urheber der Trennung der abend- und morgenländischen Kirche, stammte aus einer sehr angesehenen Familie des byzantinischen Reichs und besaß von Natur die glücklichsten Anlagen, die auf das Sorgfältigste ausgebildet wurden. Stand, Reichthum und Talente gaben ihm ein Recht zu den höchsten Würden. So ward er kurz nach einander Oberstallmeister, Hauptmann der kaiserlichen Leibwache, erster Staatssecretair, oberster Senator und Gesandter bei den Kalifen von Bagdad. Nach des Patriarchen Ignatius Absetzung unter Kaiser Michael III., brachte des Kaisers Oheim, Cäsar Bardas, es dahin, daß Photius, obgleich er Laie war, doch die Patriarchenwürde erhielt (858), nachdem er in 6 Tagen die verschiedenen Grade der Weihe erhalten hatte. Auf der Kirchenversammlung zu Konstantinopel (861) bestätigten 2 vom Papste Nikolaus I. geschickte Legaten, an den er sich eben deßhalb gewandt hatte, seine Würde. Dennoch brachten Ignatius Freunde es beim Papste dahin, daß derselbe die Schritte der Legaten mißbilligte und 862 die Absetzung des Patriarchen Photius, sowie die Wiedereinsetzung von Ignatius aussprach. Photius entsetzte dagegen Nikolaus I. auf einer neuen Kirchenversammlung zu Konstantinopel seiner Würde und beschuldigte die römische Kirche der Ketzerei. Nach der Ermordung des Kaisers Michael (867) durch Basilius, den Macedonier, der auch den Kaiserthron bestieg, wurde Photius ab- und Ignatius wieder eingesetzt und auf der achten ökumenischen Kirchenversammlung zu Konstantinopel (869) Photius sogar mit seinen Anhängern in den Bann gethan. Dennoch gelang es ihm später, die Gunst des Kaisers Basilius zu erschleichen, und so erhielt er nach Ignatius Tod 877 das Patriarchat von Konstantinopel wieder. Selbst Papst Johann VII. erkannte ihn an, weil er hoffte, die neubekehrten Bulgaren dem römischen Stuhle zu unterwerfen. Da er sich aber hierin getäuscht sah, widerrief er abermals die geschehenen Schritte und sprach von Neuem den Bann über Photius aus. In demselben Geiste handelten auch die folgenden Päpste, Martin, Adrian und Stephan. Photius dagegen griff den Artikel des Symbolums, Filioque procedit, und den Gebrauch der römischen Kirche, den Laien den Kelch im Abendmahle zu entziehen, an, und erklärte die Päpste für Ketzer. Basils Nachfolger und Sohn, Leo der Philosoph, um die Einigkeit in der Kirche wieder herzustellen, entsetzte endlich Photius seiner Würde und verbannte ihn in ein armenisches Kloster 886, wo er 891 starb. Doch weder seine Absetzung, noch sein Tod stellte die Einigkeit wieder her; die Anmaßung der konstantinopol.

Bischöfe ging immer weiter und führte so die Trennung der griech. Kirche herbei, wie sie noch bis auf den heutigen Tag besteht. Photius war übrigens einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit. Sein Werk, „Myriobliblon" (Paris 1631, Fol.), das er während seiner Gesandtschaft nach Bagdad, wahrscheinlich zum Theil aus dem Gedächtniß, verfaßte, verbreitet sich über 280 Schriftsteller im Fache der Geschichte, Rhetorik, Grammatik, Philosophie, Theologie u. s. w., von denen uns viele außerdem ganz verloren seyn würden. Die Art der Behandlung ist ohne Ordnung und sehr ungleich. Einige sind regelmäßig abgekürzt, andere bloß ausgeschrieben; das Ganze aber ist ein kostbarer Schatz für das Alterthum. Sein „Nomokanon", eine Sammlung von Kanons, kanonischen Briefen und kaiserlichen Gesetzen über kirchliche Gegenstände, ist von großer Wichtigkeit und empfiehlt sich durch seine Methode. Außerdem besitzen wir Briefe, Homilien und verschiedene andre Werke von ihm, die zum Theil noch ungedruckt sind.

Photometer, Lichtmesser, ein Instrument, die verschiedene Stärke des Lichts zu bestimmen, welche ein heiterer Tag vor einem trüben, oder eine lebhafte Verbrennung vor einer andern voraus hat. Nach Huygens's und Bouguer's erfolglosen Versuchen ist es erst dem Grafen Rumford gelungen, eine Vorkehrung zu erfinden, die genaue und richtige Bestimmungen liefert (Gren's „Neues Journal der Physik", II. Bd.). Dadurch hat die **Photometrie**, welche einen eignen Zweig der **Optik** (s. d.) ausmacht, neue Bereicherungen erhalten. Ein sehr einfacher Photometer besteht nach Lampadius in einer Fernrohr ähnlichen Hülse mit einer planen Glasscheibe, welche die Stelle des Objectivglases vertritt; als Ocular dienen Scheiben von Laternenhorn, deren so viele aufgelegt werden, bis das Licht nicht mehr zu sehen ist. Ueber Ritchie's neuen Photometer s. die „Philosoph. transact." (1825), „Hesperus" (1826, Nr. 140).

Phraseologie ist der Theil der Sprachlehre, welcher über die einer Sprache eigenthümlichen Redensarten (Phrasen) handelt. Da jede Sprache einen besondern Geist, einen nur ihr eignen Charakter besitzt, so hat sie auch eine eigenthümliche Art sich auszudrücken, welche nothwendig erlernt werden muß. Eine Sammlung von Ausdrücken, die nur dieser oder jener Sprache angehören, heißt Phraseologie. Die Wörterbücher müssen sie enthalten, doch hat man auch besondere phraseologische Wörterbücher.

Phrygien. Das Gebiet der Phrygier scheint früher den größten Theil Klein-Asiens umfaßt zu haben. Das Gebiet von Troas hieß später Klein-Phrygien, und nicht bloß Trojaner, sondern auch die Mysier und Lydier werden Phrygier genannt. Im persischen Zeitalter war Phrygien, als die mittelste und größte, von allen übrigen Provinzen Klein-Asiens umgrenzt, im N. von Paphlagonien, im O. vom Fluß Halys, Kappadocien, Lykaonien, im S. vom Tauros. Der Boden war meist eben; die Berge, Dindymos und Berekynthos, waren besonders durch den hier einheimischen Dienst der Göttermutter bekannt. Andere Berge: Kadmos, Mesogis, Olympos. Mehre große Flüsse bewässerten das Land, der Rhyndakos, der Mäander, mit dem sich der Marsyas und der Lykos vereinte, nördlich von diesem vom Hermos; der Sagaris und der Halys flossen ins schwarze Meer. Später war es eingetheilt in Groß- und Kleinphrygien und Phrygia epiktetos (das hinzuerworbene), der nord-

westliche Theil des eigentlichen Phrygiens um den Hermus und Doryläum am Bathys. Die vorzüglichsten Städte waren: Keländ, nach deren Verfalle Apamea, Diospolis (Laodikea, Diocäsarea), Hierapolis, Antiochia (A. ad Pisidiam), Ikonion, Gordion (Juliopolis), Pessinus, Ankyra. Daß die Phrygier, angeblich das älteste Volk Klein-Asiens, aber von den Briges oder Brygii stammend, schon von den ältesten Zeiten her Ackerbau getrieben haben, lehren selbst die Mythen; vorzüglich ausgezeichnet aber war ihre Viehzucht. Die feine, rabenschwarze Wolle der Schafe um Laodikea, das Haar der Ziegen von Ankyra und der Seidenhasen wurden sehr geschätzt, und diese verarbeiteten sie selbst. Auch trieben die Einw. Handel, früher zur See, später nur durch Karavanen. Eine einheimische Gottheit der abergläubigen Phrygier war Kybele. Auch dem Sabazio (Bacchus) weiheten sie eigne Priester, Saboi, und gleich schwärmerische Feste wie der Kybele. In der Musik der Alten war die phrygische Tonart von heftigem, kriegerischem Charakter. Jetzt versteht man darunter mehr eine weiche, klagende Tonart. (Vgl. Ton, Tonart.) Die Geschichte Phrygiens ist ganz mythisch; unter dem Namen Midas und Gordius werden mehre Könige genannt, unter denen der mit Eselsohren begabte Midas der bekannteste ist. Mit Adrastus starb um 560 v. Chr. die königliche Familie aus, und Phrygien wurde eine Provinz des lydischen Reichs; mit diesem kam es an Persien, machte hier eine eigne Satrapie aus und kam zuletzt mit Lydien unter die römische Herrschaft.

Phryne, eine der berühmtesten Hetairen Griechenlands, aus Thespiä in Böotien geboren. Arm kam sie nach Athen, wo sie anfangs mit Kapern handelte, dann aber, als ihre Reize sich entfalteten, diese zu einem bequemern und einträglichern Erwerbe benutzte. Sie ward die Freundin eines Praxiteles (s. d.) und Hyperides, von denen jener ihre Schönheit durch seine Kunst verewigte, dieser durch die Enthüllung ihrer Reize den grauen Richtern der Heliläa, vor denen der verschmähte Euthias sie des Atheismus angeklagt hatte, ein günstiges Urtheil abgewann. Diese Begebenheit war entscheidend für ihren Ruhm; sie verhüllte ihre Schönheit und verlieh ihre Gunstbezeigungen fortan nur um einen hohen Preis, und wenn sie einst zu Eleusis vor den Augen des ganzen Volks entkleidet in das Meer stieg, so geschah dieß vielleicht nur, um den Eindruck ihrer Reize zu erneuern. (Vgl. Anadyomene.) Phryne, nach Andern jedoch die gleichberühmte Lais, hatte gewettet, den wegen seiner Enthaltsamkeit und Strenge berühmten Philosophen Xenokrates zu besiegen; aber alle ihre Bemühungen blieben fruchtlos, und sie kehrte mit der Aeußerung von ihm zurück, sie komme nicht von einem Manne, sondern von einer Bildsäule. Nachdem sie durch ihre Galanterien ungeheure Summen gewonnen hatte, verehrte sie dem Tempel Jupiters eine Statue von massivem Golde mit der Unterschrift: „Von der Unmäßigkeit der Griechen". Selbst im Alter bewarben sich dennoch um Phrynens Gunst die athenienfischen Stutzer. — Nach ihr wird auch jetzt jede durch Schönheit und Witz sich auszeichnende Buhlerin eine Phryne genannt.

Phryxus, s. Argonauten, Athamas und Helle.

Phthiotis, s. Thessalien.

Phthisis, s. Schwindsucht.

Physik, Naturlehre (Physica oder Physice), 1) überhaupt die

Kenntniß der Natur nach ihrem ganzen Umfange; 2) insbesondere, und nach jetzigem Sprachgebrauch, Kenntniß der Gesetze, aus denen die allgemeinen Erscheinungen der Körperwelt, ihrem Zusammenhange nach, erkannt werden. In diesem Sinne aber ist sie keine abgeschlossene Wissenschaft und steht mit allen andern Wissenschaften, die unter Naturwissenschaft (s. d.) überhaupt als Theile befaßt werden, im nächsten Zusammenhang und kann selbst, ohne daß man diese Einsicht erlangt, nicht verstanden werden. Zunächst hat sie einen mathematischen Theil, und die ganze angewandte Mathematik, insofern diese die Natur (nicht Zweige der menschlichen Technik, Baukunst, Artillerie, Nautik u. s. w.) zum Gegenstand hat, gehört wesentlich zu ihr; dann aber auch einen naturhistorischen Theil, obgleich sie nur die allgemeinsten Naturphänomene zu ihrem Gebiet gehörig rechnet, und namentlich die ganze organische Natur, als solche, von sich ausschließt und der Physiologie überweist. Auch überläßt sie ganze Felder der Naturkunde, die sie in allgemeiner Auffassung in ihr Gebiet zieht, die aber zu weit sind, um nicht eigne und angelegentliche Studien in Anspruch zu nehmen, eignen Wissenschaften. Hiernach sind Astronomie und Geologie von der Physik ausgeschlossen. Endlich wird auch die Chemie, obgleich diese ihrer Grundlage nach es lediglich mit Kenntniß von Naturkräften zu thun hat, gewöhnlich von ihr abgesondert, obgleich es vornehmlich hier unmöglich ist, eine und die andere Wissenschaft zu studiren, oder auch als Lehre vorzutragen, ohne Wesentliches aus der andern zu entlehnen. Von der dogmatischen oder theoretischen Physik wird die Experimentalphysik unterschieden, obgleich diese von jener nur durch die Methode des Beweises verschieden ist, indem sie die Wahrheit der aufgestellten Lehrsätze innerhalb des Kreises, wo dieß möglich ist, nicht demonstrativ, sondern sogleich in der Erfahrung nachweist. Sie erhöht den Reiz der Wissenschaft, indem sie dieselbe aus der Region des abstracten Denkens in das der lebendigen Erkenntniß versetzt und der Beglaubigung des Verstandes auch die der Sinne beifügt. Die gewöhnlich in den Lehrbüchern der Physik zur Betrachtung kommenden Gegenstände sind: die allgemeinen Eigenschaften der Körper, die allgemeinen Kräfte, welche den Körpern im Ruhestand zukommen, die Statik fester, tropfbar-flüssiger und gasförmiger Körper, die Bewegungsgesetze der Körper nach derselben Verschiedenheit ihres Aggregatzustandes, die Lehre vom Schall und von Tönen, vom Licht und von Farben, von der Wärme, von der Elektricität und dem Magnetismus und die allgemeinsten Grundzüge der Lehre von den Himmelskörpern und der physischen Geographie und der Meteorologie. — Unter den ältesten Völkern waren schon die Aegypter, Chaldäer und Phönizier wegen ihrer mechanischen, chemischen, astronomischen und physikalischen Kenntnisse bekannt. Bei den Griechen war Thales, der Stifter der ionischen Schule, der Erste, welcher die Physik ohne Allegorien und Fabeln vortrug; die spätern griechischen Weltweisen schadeten aber wiederum den Wissenschaften durch spitzfindiges Hinneigen zur metaphysischen Seite der Naturlehre, worin besonders Plato und Aristoteles (vgl. dd.) ausgezeichnet sind, wiewohl des Letztern naturgeschichtliche Schriften an diesem Fehler nicht im gleichen Maße leiden. Pythagoras machte gewisse Einheiten (Monaden) zur Grundursache der Erscheinungen der Körperwelt; indeß hatte seine Schule doch bereits dunkle Begriffe von der Kopernicanischen Weltordnung; Leucipp's

und Demokrit's atomistische Ansichten zeigen eine sehr nahe Verwandtschaft mit den Grundideen der heutigen atomistischen Naturphilosophie; und daß die Griechen, trotz jenes Hanges zu willkürlichen Speculationen, dennoch die Beobachtung nicht ganz vernachlässigten, zeigen, außer den naturgeschichtlichen Schriften des Aristoteles, namentlich Theophrast's und Hippokrates's Werke. Unter den Römern sind Lucrez durch sein Gedicht „De rerum natura", Lucius Seneca durch seine „Quaestiones naturales", namentlich aber Plinius d. Ael. durch seine Naturgeschichte bekannt. Im Mittelalter versank auch die Naturlehre, mit Ausnahme der Araber, die sie nicht ganz vernachlässigten, in eine tiefe Finsterniß, die durch den Nebel der scholastischen Philosophie nur noch undurchdringlicher wurde. Erst Bacon von Verulam (st. 1626) beleuchtete diese Nacht mit der Fackel einer sichern, besonders auf Beobachtung dringenden Forschung. Fast gleichzeitig entdeckte Galilei die wahren Gesetze des Falls und des Pendels, und Torricelli gab das Barometer. Kepler fand die Gesetze des Laufs der Himmelskörper und begründete durch glückliche Anwendung der Geometrie das Gebäude der optischen Wissenschaften; Otto von Guericke erfand die Luftpumpe, — und nach solchen Vorarbeiten ward es Descartes leichter, die vielfach erschütterte scholastisch-aristotelische Physik völlig zu stürzen. Während er dahin strebte, der Naturwissenschaft eine zuverlässigere metaphysische Basis anzuweisen, war die Experimentalphysik so glücklich, an Boyle und Hook in England, Borelli und Grimaldi in Italien, Pascal, Mariotte und Picard in Frankreich eifrige Schüler zu finden, und so entstanden um 1650 die londner Societät (von deren ersten Mitgliedern wir nur Wallis, Wren, Huygens zu nennen brauchen), die pariser Akademie der Wissenschaften und die florentiner Academia del cimento, deren vielfache Bestrebungen zur Förderung der Naturwissenschaften unendlich viel beigetragen haben. Endlich erschien Newton (st. 1726) und wurde durch seine „Philosophiae naturalis principia mathematica" der Begründer der neuern Physik in ihrem eigenthümlichen Glanze. Was seit dieser Zeit auf ihrem unermeßlichen Gebiete weiter geschehen ist, kann hier nur angedeutet werden, und wir müssen uns begnügen, im Allgemeinen an die Verbesserung der in unvollkommnerer Gestalt schon früher bekannt gewesenen Thermometer, an die Entdeckung der Gasarten, die Erweiterung der Lehre von der Elektricität, besonders durch die Erfindung der Blitzableiter und des Galvanismus, die Verdrängung des Stahl'schen Phlogistons durch Lavoisier's Oxygen, die Reduction der Alcalien und Erden, die Entdeckung der Jode und des Chlorins, die Polarisation des Lichtes, die Nachweisung der Verwandtschaft zwischen Elektricität und Magnetismus u. s. w., worüber in besondern Art. unsers Werks gehandelt wird, zu erinnern, und Namen wie die eines Torbern Bergmann (geb. 1735, gest. 1784), K. W. Scheele (1742—86), Franklin (st. 1790), Joh. Priestley (st. 1804), Lorenz Lavoisier (1743—94), Jos. Blak (st. 1799), Aloys Galvani (st. 1788), Gren (1760—98), Lichtenberg (st. 1799), Richter (st. 1808), Ritter (st. 1810), Cavendish (st. 1812), Malus (st. 1812), Klaproth (st. 1817), Volta (st. 1827), Davy (st. 1829), in das Gedächtniß zurückzurufen. In der höchsten Blüthe steht die Physik vielleicht jetzt in Deutschland, England und Frankreich, und es ist schwer zu sagen, welches dieser Länder den Vorrang vor dem andern hat; doch muß man gestehen, daß Frankreich in Bezug auf die Experimentalphysik durch

den Tod oder die Unthätigkeit mehrer seiner berühmtesten Physiker allmälig in den Hintergrund zu treten anfängt, wenngleich die Arbeit eines Poisson, Cauchy, Ampère, Navier u. A. (Laplace, Fourier, Fresnel sind seit wenig Jahren todt) ihm in Bezug auf die mathematische Physik immer noch den ersten Platz sichern, dagegen in England seit Kurzem eine vermehrte Regsamkeit in beiden Behandlungsweisen der Physik, besonders in Bezug auf die Lehre des Lichts und der magnetischen Elektricität eingetreten zu seyn scheint. Deutschland hat namentlich in Bearbeitung des meteorologischen Theils der Physik in der letzten Zeit glänzende Fortschritte gemacht und fängt auch, namentlich durch die Arbeiten von Gauß und einigen Andern, jetzt an sich in der mathematischen Physik auszuzeichnen, die hier früher ziemlich brach gelegen hatte. Für die Physik thätig sind überhaupt in Deutschland gegenwärtig: August, Baumgartner, Bessel, Brandes, Brunner, Döbereiner, Dove, Erman der Aeltere und Jüngere, Fechner, Fischer, Frankenheim, Gauß, Kämtz, Kastner, Magnus, Marx, Mitscherlich, Moser, Muncke, Neumann, Ohm, Osann, Pfaff, Pohl, Rieß, Runge, Schmedding, Schübler, Schweigger, Seebeck der Jüngere, Strehlke, Wach, W. Weber. In England sind folgende Namen zu nennen: Airy, Barlow, Bonnycastle, Brewster, Christie, Daniell, Faraday, Fox, Graham, Haldat, Hamilton, Herschel, Ivory, Kater, Kemp, Lloyd, Pearsall, Potter, Powell, Ritchie, Sabine, Wheatstone. In Frankreich außer den obengenannten Physikern: Arago, Babinet, Barry, Becquerel, Bigeon, Biot, Clement, Despretz, Dulong, Gay-Lussac, Hachette, Poncelet, Pouillet, Savart. In der (französischen) Schweiz: Flauguergues, Maistre, Necker, de la Rive, Saussure. In Italien: Avogrado, Barlocci, Bellani, Fusinieri, Marianini, Matteucci, Melloni, Negro, Nobili. In Dänemark, Rußland und Schweden: Hallström, Hansteen, Kupfer, Parrot, Rudberg. In den Niederlanden: V. Beek, V. Mons, Quetelet. In Nordamerika: Bartlett, Hare, Harris, Johnson, Silliman. In Ostindien: Prinsep. — Fragen wir nach den hauptsächlichsten neuern Fortschritten der Physik, so ist vor allen die Entdeckung der sogenannten magnetischen Elektricität durch Faraday 1832, als eines ganzen neuen Gebiets der Physik, zu erwähnen. Die vollständige Entwickelung aller dazu gehörigen Erscheinungen und Gesetze nimmt noch jetzt die Thätigkeit vieler in- und ausländischen Physiker in Anspruch. Außerdem ist innerhalb der schon bekannten Gebiete sehr viel geleistet worden, theils in Bezug auf genauere Feststellung der Gesetze der Erscheinungen, theils auch durch Auffindung neuer Modificationen derselben. Am meisten dürften in dieser Hinsicht in den letzten Jahren die Lehre vom Schall, vom Lichte und vom Galvanismus gewonnen haben. Derjenige, welcher sich näher über die neuern Fortschritte der Physik belehren will, findet eine jährliche Uebersicht des Wichtigsten in Berzelius's „Jahresbericht über die Fortschritte der physischen Wissenschaften" und eine vollständige Zusammenstellung auch des Details der neuern Entdeckungen, in Fechner's „Repertorium der Physik", in zweijährigen Lieferungen erscheinend und die Entdeckungen seit 1829 enthaltend. — Der Nutzen der Physik springt von selbst in die Augen, da wir zu unsern Bedürfnissen, Bequemlichkeiten und Vergnügungen und zur Abwendung aller Gefahren die Kenntniß der Eigenschaften und Wirkungen der Naturkörper nicht entbehren können. Vorzüglich aber stürzt eine richtige und würdige Naturforschung das finstere

Gebäude des Aberglaubens und liefert die schönsten Beweise von dem Daseyn einer weisen Weltregierung. Von neuern deutschen und ausländischen Lehrbüchern sind die von Arnott, Baumgartner, Belli, Biot, Brandes, Despretz, Fischer, Kastner, Muncke, Pouillet zu nennen. Wir empfehlen Denjenigen, welche eine zugleich gründliche und doch populaire Darstellung der wichtigsten Lehren wünschen, vorzüglich „Vorlesungen über die Naturlehre" von Brandes (2 Bde., Leipz. 1830—31); Denjenigen, welche mehr Ausführlichkeit und Vollständigkeit, doch mit möglichster Uebergehung mathematischer Erörterungen wünschen, Biot's Lehrbuch, verdeutscht von Fechner (5 Bde., Leipz. 1829—30); für Diejenigen endlich, die eine concise Darstellung der mathematischen Physik wünschen, das (als besonderes Werk zu betrachtende) Supplement zu Baumgartner's Physik („Die Naturlehre nach ihrem gegenwärtigen Zustande, mit Rücksicht auf mathematische Begründung" (Wien 1830). Umfassendere Belehrung übrigens als alle diese Werke gewährt die sehr umfangreiche, bis jetzt zum Buchstaben P gediehene neue, von Brandes, Gmelin, Horner, Muncke und Pfaff bearbeitete Ausgabe des Gehler'schen „Physikalischen Wörterbuchs". Für die Lehre des Lichts insbesondere muß noch als classisch das Werk des jüngern Herschel, übersetzt von Schmidt, erwähnt werden.

Physikotheologie (Phil. und Theol., eigentlich Natur-Gotteslehre), natürliche Theologie, im Gegensatz der geoffenbarten; 2) gewöhnlicher, oder im engern Sinne, diejenige Lehre von Gott, welche sich auf die Betrachtung der sichtbaren Welt gründet und von derselben, als dem Princip der natürlichen Ordnung und Vollkommenheit, zu dem Urgrund derselben aufsteigen will. Sie schließt daher von der weisen Einrichtung der Natur auf die Gottheit, als die letzte Ursache derselben, sein Wesen, seine Eigenschaften. Je nachdem sie sich auf besondere Theile der Natur bezieht und sie betrachtet, z. B. die Gestirne, die Gewitter, die Vögel, die Fische rc., wird sie Astrotheologie, Ornithotheologie, Ichtyotheologie u. s. w. Sie fand in älterer Zeit fleißige Bearbeiter, verlor jedoch später durch eine richigere Würdigung des physikotheologischen Beweises ihr Ansehn. Dieser Beweis ist sehr speciell behandelt worden, besonders von den Engländern, und bei den Deutschen u. A. von **Reimarus** (s. d.) und seinen Zeitgenossen.

Physiognomik, ein Zweig der angewandten Anthropologie, welche aus den Erscheinungen und Veränderungen des Aeußern am Menschen, vorzüglich des Antlitzes (Physiognomie), auf die innern Ursachen schließen lehrt. Doch da das Antlitz streng genommen nicht allein der Spiegel ist, worauf sich jede Gemüthsbewegung und Thätigkeit in unverkennbaren Umrissen ausdrückt und durch Wiederholung ihre Spuren zurückläßt, sondern die jeden Gemüthszustand fast unwillkürlich begleitenden Gesten der übrigen Gliedmaßen, die Sprache, ja selbst die Schreibart und Schriftzüge des Menschen durch innere Ursachen regelmäßig bestimmt werden, so müssen auch diese Dinge hier in Betracht gezogen werden. Man muß jedoch dabei unterscheiden: das Bleibende (Temperament), die innere Ursache, welche den Menschen immer wieder zu denselben und ähnlichen Handlungen und Qualitäten treibt und ihm den Charakter gibt; ferner das Vorübergehende, Aeußere, Bewegliche oder die Erscheinung der Handlung selbst. Physignomik soll eine Semiotik dieses letztern seyn, die auf das erstere zurück schließen lehrt. Es entstehen

die Fragen: beruht nicht die Individualität jenes Innern auf einer individuellen Form besonderer Organe, da doch wohl jede Species von Gemüthszustand an ein einzelnes Gehirnorgan gebunden ist, sowie jede körperliche besondre Aeußerung in einem besonderen Gliede nur möglich ist, an welcher der ganze Körper niemals allgemeinen Antheil nimmt? und lassen sich die überwiegenden Thätigkeiten dieser Gehirnpartieen deßhalb außen erkennen, weil es ein physiologisches Gesetz ist, daß jedes Uebergewicht in dem oft gebrauchten Organe die Reproduction (Masse) vermehrt? Die erste Frage ist durch Gall's Untersuchungen über das Gehirn außer Zweifel gesetzt; die zweite läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit bei den Organen bejahen, die an der Oberfläche des Gehirns liegen, weil die Form der Schädelknochen sich nach der Gestalt der Gehirnpartieen richtet. Kennt man also die eigentliche Function jeder Gehirnportion, so läßt sich auch aus der vorwaltenden Größe einer einzelnen auf ihre vorwaltende Thätigkeit schließen (s. Schädellehre) und so der innere bestimmende Grund finden, der der Handlungsweise des Individuums eine gewisse Richtung gibt. Diese Richtung kann freilich sowohl moralisch gut als moralisch böse werden, das liegt nicht in dem Uebermaß des einzelnen Organs, sondern in der Verkettung mit andern. Jede Handlung läßt eine Anlage sie zu wiederholen zurück, jede Wiederholung setzt Fertigkeit voraus, und diese läßt außen sichtbare Spuren (stärkere Reproduction und eigne Stellung) in dem gebrauchten Organe zurück, aus denen sich mit vieler Gewißheit zurückschließen läßt. Außerdem sind mit jeder Handlung eine Menge Nebenhandlungen (Gesten) in andern sympathesirenden Organen zwar nicht nothwendig, aber gleichwohl ziemlich willkürlich verbunden, die sich ebenso wie die Haupthandlungen in den Organen einprägen. Aus der Verschiedenheit zweier Handlungen läßt sich auch auf die Verschiedenheit dieser unwillkürlichen Behandlungen schließen, sodaß wenn letztere auch in denselben Organen vorsichgehen, sie doch durch Dauer, Schnelligkeit und Quadrat (Ausdruck) sich auszeichnen werden. Aber sie afficiren Wachsthum und Bildung gewiß nicht, wie die ursprüngliche, oben betrachtete, Thätigkeit des Hauptorgans, sodaß weder Nase noch Mund durch solche Gesten an Größe &c. dadurch zunehmen wird und man aus der Stellung der Augenbraunen, Ohren, der Nase &c. auf das Innere mit Gewißheit kaum schließen kann, wie Das Lavater (s. d. und Lichtenberg) u. A. zu thun suchten. Scharfsinnige Grundzüge einer Theorie der Physiognomik hat Joh. Jakob Wagner in seinem Buche: „Ueber die Natur der Dinge" (Lpz. 1803, von S. 551 an) aufgestellt. Neuerdings haben sie J. Croß und Spurzheim bearbeitet.

Physiokratisches System (Staatsk.), diejenige Ansicht in der Staatshaushaltung, nach welcher das landwirthschaftliche Interesse für das wichtigste erachtet und daher auch dem Manufactur- und Handelsinteresse vorgezogen wird. Staatsmänner, die diese Ansicht verfolgten: Physiokraten (auch Oekonomisten). Es wurde als ein eigentlicher Gegenstand der Staatskunst zuerst in Frankreich von F. Quesnay, Leibarzt Ludwigs XV., aufgestellt und vornehmlich um 1757 bekannt. Doch finden sich die Grundlagen desselben schon bei Locke und andern britischen Schriftstellern. V. R. Mirabeau war besonders dessen Begünstiger; doch nahm es erst unter Ludwig XVI., als Turgot sich für dasselbe erklärte, einen höheren Aufschwung; nachher sank es wieder in

Frankreich, bis zur Zeit der Nationalversammlung in der Revolutionszeit, wo es ein entschiedenes Uebergewicht bekam. In Deutschland wurden, besonders in Baden, mit dessen Einführung, wiewohl fruchtlos, Versuche gemacht. Auch Kaiser Joseph II. und Leopold, Großherzog von Toscana, später Kaiser, waren ihm geneigt. Nach diesem System ist die Erde die einzige Quelle des Nationaleinkommens und öffentlichen Wohlstandes; Alles kommt auf Production aus dem Pflanzen- und Thierreiche an. Alle wirklich nutzbare Staatsbürger sind daher auch nur solche, welche den Boden bauen und benutzen und so einen Ueberfluß über Das liefern, was sie selbst von ihren Erzeugnissen verbrauchen; Gelehrte, Künstler, Kaufleute, Handwerker u. s. w., als unproductive Staatsbürger, vermehren unmittelbar den allgemeinen Wohlstand. Eine nothwendige Bedingung des Wohlbefindens beider Classen ist aber unbedingte Freiheit aller Gewerbe, ebenso völlig freie Ein- und Ausfuhr im Handel. Da aller Reichthum vom Boden ausgeht, so darf auch nur Eine Abgabe, auf den Reinertrag des Grundeigenthums basirt, statt finden. Indessen ist dieß System in seiner strengen Folgerichtigkeit nicht praktisch ausführbar, indem ja auch die Industrie selbst das Genie und Alles, was durch Veredlung des rohen Naturproducts demselben einen höhern Werth verleiht, als Zuwachs des Nationalreichthums nicht außer Anschlag bleiben kann. Auch kann eine bloß vom Grundertrage entnommene Steuer nur in einem geschlossenen Handelsstaate ihre Rechtfertigung finden, wo der Producent seine Preise im Verhältniß der Erhöhung der Steuern steigern kann.

Physiologie (Physiologia, Naturw.), 1) die allgemeine Naturlehre; 2) besonders Naturlehre der organischen, 3) namentlich thierischen Körpers; 4) im engsten und gewöhnlichsten Sinne Naturlehre des belebten menschlichen Körpers; im Gegensatz damit wird dann die Naturlehre von Thierkörpern überhaupt als vergleichende Physiologie unterschieden. Aber auch in diesem engern Begriffe ist nicht sowohl der Bau und die Zusammenfügung des Menschenkörpers (welches Gegenstand der Anatomie ist), als das lebendige Zusammenwirken der in ihm regen Kräfte der Gegenstand derselben. Es liegt aber auf der Hand, daß ohne genaue Kenntniß des Baues des Körpers auch in den Kraftäußerungen (Verrichtungen, wie man diese gewöhnlich bezeichnet), keine gründliche Einsicht zu erlangen sey, daher Studium der Physiologie ohne vorheriges, oder noch besser gleichzeitiges Studium der Anatomie nicht denkbar ist. Außerdem ist aber auch Studium der Physik und Mathematik der Chemie und der Naturgeschichte überhaupt unerläßlich, um die Physiologie gehörig zu fassen und darin gedeihliche Fortschritte zu machen. Die Frage, ob Psychologie zur Physiologie selbst als Theil gehöre, kann bejaht oder verneint werden; ersteres inwiefern die geistigen Thätigkeiten selbst zu den Verrichtungen des lebendigen Körpers gehören, ja eine der Hauptandeutungen des Lebens sind; letzteres, inwiefern der Begriff der Physiologie sich bloß auf Kenntniß des Körpers des Menschen beschränkt, der Geist aber eine höhere Stellung als der Körper in der Natur hat. In jedem Falle aber muß ein vollendeter Physiolog immer auch ein guter Psycholog seyn. Physiologische Kenntnisse werden theils aus Beobachtungen der Vorgänge in dem lebenden Körper gewonnen, theils aber auch durch Beobachtungen und Versuche, wodurch die Wohlfahrt oder das Leben bedroht, ja selbst vernichtet wird, wie bei Vivisec-

tionen, an lebenden Menschen anzustellen, nicht gestatten, zur Erweiterung der Wissenschaft nach Analogie auch zu Aufklärungen über physiologische Gegenstände führen. Aber auch Beobachtungen an kranken Menschen lassen Folgerungen zu, die für die Physiologie Resultate geben. Gegenseitig ist aber die Pathologie selbst nur eine erweiterte Physiologie, indem sie ebenfalls über Erscheinungen des Lebens Aufschlüsse gibt, obgleich nur eines gestörten Lebens, wie sich nämlich dasselbe im Kampfe mit feindseligen Einwirkungen bis zu einem bestimmten Grade und unter gewissen Modificationen behauptet. Die Ordnung des Vertrags der Physiologie in Lehrbüchern ist sehr von einander abweichend, je nachdem man den einen oder den andern Grundsatz als leitendes Princip dafür aufstellt. Die natürliche Darstellung bleibt damit immer die, wobei man mit der Erzeugung des lebenden Körpers anhebt und mit dem Tode desselben beschließt, in der Lehre von der Entfaltung des Lebens aber die einfachsten Lebensphänomene den höhern und zusammengesetztern vorausgehen läßt, auch diejenigen Verrichtungen, die ihrer Natur nach in näherer Beziehung mit einander stehen, im Zusammenhange vorträgt. Ohne Anticipation von manchen Generellen, was erst später speciell zur Betrachtung kommen kann, ist aber keine Darlegung einer frühern physiologischen Lehre denkbar, weil das Leben selbst ein in sich abgeschlossenes Ganze ist, was nicht, wie dieß wohl bei Körperorganen zum Behuf anatomischer Beschreibungen der Fall ist, in seine Bestandtheile zerlegt werden kann. 5) (Gesch.). Die Geschichte der Physiologie geht wenigstens in früher Zeit, ziemlich mit der der Anatomie parallel. Wie die frühesten Spuren der Anatomie sich unter den griechischen Philosophen vor Aristoteles finden, so beginnt auch die Geschichte der Physiologie mit den von diesen aufgestellten Lehrsätzen. Doch bieten diese nur wenig dar, was der Physiologie eigenthümlich angehört; nur selten gründen sie sich auf wirkliche und treue Beobachtung der Natur, wofür erst Aristoteles Bahn brach. Die erste umfassende, auf Zergliederung und Naturbeobachtung begründete verdankt die spätere Zeit Galen, welche in ihrem Wesen ganz materialistisch (indem auch die den Körper regierenden Kräfte als Erzeugnisse der Körperorgane dargestellt worden), sich auch unter den spätern Griechen, sowie, nur weiter ausgesponnen und verunstaltet, auch unter den Arabern und den Arabisten erhielt. Erst durch Theophrastes Paracelsus wurde die Galensche Physiologie in ihren Grundfesten erschüttert, indem dieser ihr, wiewohl auf sehr schwankenden Grundlagen, eine theosophische Physiologie entgegen setzte, die jedoch von van Helmont besser gestaltet, zugleich aber auch mit chemischen Grundsätzen in Verbindung gebracht wurde. Dieses chemisch-mystische System der Physiologie erhielt von der von Descartes ausgehenden Philosophie einigermaßen eine Stütze; indessen entwickelte sich dadurch ein neues System, welches alle Erscheinungen des gesunden und kranken Körpers aus dem Verhalten der Säfte gegen einander, dem vermeintlichen Aufbrausen, Gähren, Niederschlagen, oder auch aus der Gestalt der kleinsten Theilchen der Säfte erklärte, das Mystische dabei aber größtentheils ausschloß. Auf diese Art entstand das, besonders durch de la Boe ausgebildete chemiatrische System, das aber bald der iatromathematischen Schule weichen mußte, nach deren physiologischem System die festen Theile des Körpers als die zunächst zu berücksichtigenden Theile betrachtet wurden. Bald fühlte man jedoch, daß dem organischen Leben etwas zum Grunde

liege, was sich nicht unter mechanische, hydraulische und pneumatische Berechnungen bringen läßt, und bildeten sich die neuern dynamischen Ansichten. Unter diesen ist das physiologische System von Fr. Hofmann noch am meisten iatromathematisch. Ziemlich gleichzeitig aber trat G. E. Stahl mit seinem Systeme auf, welches der Seele die Oberherrschaft über das Leben des organischen Körpers zuerkannte. Beide Systeme wurden durch das von A. v. Haller (mit dem überhaupt für die Physiologie neue Epoche anhob) aufgestellte System verdrängt, das der Kraft des belebten Körpers, insbesondere durch Aufstellung des Princips der Irritabilität und Sensibilität, mehr als dem physischen Einfluß einräumte. Es wurde von der von J. Brown aufgestellten Erregungstheorie verdrängt, in der das quantitative Verhältniß der Kräfte zur nächsten Berücksichtigung kam. Die in neuester Zeit eingetretenen Umformungen der früheren Philosophie durch Kant, Fichte und Schelling, blieben auch nicht ohne wesentlichen Einfluß auf Bildung von Physiologie. Von nun an machte sich vor Allem die Naturphilosophie geltend und hat sich auch in der Hauptsache, wiewohl mit den vielfachsten Modificationen, in den neuern Bearbeitungen der Physiologie behauptet. Insbesondere haben sich Blumenbach, D. Darwin, Prochaska, Reil, Burdach, Gruithuisen, Magendie, G. R. und L. Ch. Treviranus, Wilbrand, J. F. Meckel u. M. um einzelne Theile derselben bleibende Verdienste erworben. — Hauptschriften für die Physiologie lieferten A. v. Haller, Blumenbach, K. Sprengel, Burdach, Tiedemann. Eine vortreffliche physiologische Zeitschrift begründete Reil durch sein „Archiv für die Physiologie", das 1814 anhob und nach Reil's Tode, von 1815 an, von J. F. Meckel als „Deutsches Archiv für Physiologie" fortgesetzt wurde, das seit 1826 aber als „Archiv für Anatomie und Physiologie" erschien. Seit 1824 geben auch Tiedemann und die Gebrüder Treviranus eine Zeitschrift für Physiologie, 4, mit Kpfrn. heraus.

Physische Geographie, oder natürliche Erdkunde, nennt man die Kunde von der Beschaffenheit der Oberfläche und des Innern der Erde und von den Verhältnissen, die zwischen ihr und den verschiedenen, ihre Oberfläche bewohnenden lebendigen und organischen Wesen bestehen. Sie umfaßt daher eine Beschreibung sowohl der festen Theile des Erdkörpers und ihrer Eigenschaften und Veränderungen, als auch der flüssigen Theile, des Luftkreises und der darin vorkommenden Erscheinungen und endlich der organischen Wesen, hinsichtlich ihrer geographischen Vertheilung. Die physische Erdbeschreibung läßt uns die ganze Unmacht unser Geistes fühlen. Wir haben die Maße der Sonne bestimmt, wir kennen die Gesetze der Schwere auf der Oberfläche des Jupiter, wir messen die Höhe der Berge im Mond, selbst der schweifende Komet scheint den Zahlen unsrer Meßkünstler zu gehorchen, aber das Innere dieser Erde, auf welcher wir gehen, entschlüpft unsern Forschungen, noch nicht den zweitausendsten Theil ihres Durchmessers sind wir hinabgestiegen. Ja selbst die Oberfläche kennen wir nicht ganz, vielleicht werden wir nie die Geheimnisse wissen, welche die Regionen der zwei Pole einschließen. Erst in neuern Zeiten hat sie eine wissenschaftliche Gestalt erhalten, indem man in die große Masse merkwürdiger Beobachtungen Einheit brachte. Vgl. **Erde**, **Geognosie**, **Berge**, **Vulkane**, **Meer**, **Seen**, **Fluß**, **Wasser**, **Klima**, **Wärme**, **Winde**, **Pflanzen**, **Thiere**, **Mensch** u. v. a. Art.

Phytologie, die Pflanzenkunde, Botanik, s. Botanik u. Pflanzen. — Phytonomie ist die Pflanzenanatomie.

Piano heißt in der Musik schwach, mit schwachem, und Pianissimo, mit noch schwächerm Tone. Demnach sollte bei dem Vortrage der Tonstücke, insbesondere aber bei dem Vortrage der Ripienstimmen, die Regel ohne Ausnahme befolgt werden, daß jeder Spieler und Sänger das Piano von dem gewöhnlichen forte und pianissimo gehörig unterscheide. In Tonstücken, in welchen keine Solostimme zu begleiten ist, wie z. B. in der Symphonie, im Chore oder auch in den Ritornellen der Arien und Concerte pflegt man in gut eingespielten Orchestern diese Regel immer zu befolgen. Allein bei der Begleitung einer Solostimme, sie bestehe nun in einer Sing- oder Instrumentalstimme, macht es die Schwäche derselben nothwendig, das Piano noch schwächer, ja oft gleich dem Pianissimo vorzutragen, damit die Hauptstimme durch die Begleitung nicht zu sehr bedeckt werde. Seltener sind die Fälle, wo das Piano stärker als gewöhnlich vorgetragen werden muß. Bei dem Wechsel des Piano und Forte ist die größte Uebereinstimmung aller Instrumentisten erforderlich, wenn die Wirkung nicht verloren gehen soll.

Piacenza (Piazenza, Plaisance), 1) mit Parma vereinigtes Herzogthum in Italien, zwischen dem Po und dem apenninischen Gebirge, reich an Getreide, Wein, Oel Kastanien, Seide rc. 2) Hauptstadt desselben, am Einflusse der Trebia in den Po; Citadelle, Schloß, 2000 H., 15.000 Einw., Bisthum, Universität, Bibliotheken, Seidenzeuch-, Barchent- und Leinenstrumpfwebereien, Hutfabriken, Seidenzwirnmühlen-, Seiden-, Wein- und Olivenbau, Handel mit Oel, Kastanien, Seide und Wein. In der Nähe bei Salzo Salzwerke.

Pianoforte, s. Fortepiano.

Piaristen, Väter der frommen Schulen (scholarum piarum), in Polen Piaren, ein geistlicher Orden, der zu Anfange des 17. Jahrh. von einem spanischen Edelmann, Joseph Calasanza, gestiftet und vom Papst Paul V. bestätigt wurde. Die Mitglieder desselben verpflichten sich nicht nur zur Armuth, Keuschheit und zum Gehorsam gegen ihre Vorgesetzten, sondern auch zum unentgeltlichen Unterricht der Jugend. 1690 ertheilte ihnen der römische Stuhl, ihre gemeinnützigen Bemühungen zu belohnen, die wichtigsten Privilegien der Bettelorden. Verfassung, Zweck und Kleidung der Piaristen sind denen des Jesuitenordens ähnlich. Sie haben sich in der katholischen Christenheit, vorzüglich im östreich. Staat und in Polen verbreitet und in diesen Ländern stehen die meisten Gymnasien und Trivialschulen unter ihrer Leitung. Daß sie stets, dem Geiste ihres Instituts gemäß, sich dem Schulwesen gewidmet, und um dasselbe unleugbare Verdienste erworben haben, hat ihren Orden in seiner Blüthe bis auf unsre Zeit erhalten.

Piaster, eine spanische Silbermünze, welche 8 Silberrealen (daher er auch Peso de a ocho, Stück von achten heißt) oder etwas mehr als einen deutschen Conventionsthaler ($1\frac{1}{3}$ Thlr.) gilt. Zuerst wurde sie bloß in Spanien, jetzt aber auch in andern Ländern Europas, namentlich in Italien, geschlagen. Auch gibt es türkische Piaster, welche etwa 4 Gr. gelten.

Piatoli (Scipio), kaiserl. russ. Staatsrath, geb. zu Florenz um das J. 1750, wo sein Bruder als Galerieinspector lebte, war anfangs Capuciner in einem Kloster bei Florenz, Hauscaplan beim Grafen

Marchisio, dem ersten Minister des Herzogs von Modena, dessen Bibliothek sowie die großherzogliche er zu seiner Bildung fleißig benutzte. Hier lernte ihn die reiche Fürstin Lubomirska kennen, und bewog ihn, als Lehrer ihres Pflegesohns, des jetzigen Fürsten Lubomirski, und als Gesellschafter sie auf ihren Reisen zu begleiten. In Warschau wurde der geistvolle Piatoli dem König Stanislaus bekannt, der ihn zu seinem Vorleser wählte und ihm bald sein volles Vertrauen schenkte, sodaß Piatoli über des Königs Schlafgemach wohnte und zu jeder Stunde zu ihm kommen durfte. Dadurch trat er mit den gebildetsten edelsten Polen in nähere Verbindung. Seine Studien wandten sich jetzt von der alten und neuen classischen Literatur zur Staatswissenschaft und namentlich zur Landes- und Staatskunde von Polen. Es war die Zeit von 1790, wo politische Organisationsideen die besten Köpfe lebhaft beschäftigten. Damals entwarf Piatoli zugleich mit Kolontay und Ignaz Potocki die Constitution vom 3. Mai 1791. Nach dem Umsturze derselben und nach der zweiten Theilung Polens reiste Piatoli mit Stanislaus Potocki 1794 nach Karlsbad. Hier wurden Beide als politisch verdächtig verhaftet und nach Theresienstadt geführt. Bald darauf kam Graf Stanislaus in Freiheit, Piatoli aber mußte in Prag unter Aufsicht leben. Erst 1800 erhielt er auf die Bürgschaft der verwitweten Herzogin von Kurland und gegen das Versprechen, nie etwas über Polen zu schreiben, die Erlaubniß, Böhmen zu verlassen. Er lebte seitdem meistens zu Löbichau und Berlin in dem Hause der Herzogin und war mit der Unterweisung der jüngsten Prinzessin Dorothea, jetzt vermählten Herzogin von Dino, beauftragt. 1805 reiste er mit dem Geh.-Rathe Göckingk, dem Vormunde der Prinzessinnen von Kurland, nach Petersburg, um deren Erbschaftsangelegenheiten in Ordnung zu bringen. Dort erhielten Beide den Auftrag, für die Gesetzgebungscommission thätig zu seyn, und Piatoli den Titel eines kaiserl. Staatsraths. Auch die Herzogin kam in den Angelegenheiten ihrer Tochter nach Petersburg. Piatoli begleitete sie zurück und vermählte sich in Kurland 1806 mit ihrer Hofdame, einem Fräulein von Vittinghoff. Er lebte hierauf in Altenburg, wo er 1809 gestorben ist. Seine Witwe, die seine einzige Erbin war, verkaufte alle seine an classischen Werken reiche Bibliothek gegen eine Leibrente an die Herzogin von Kurland, welche sie mit der Bibliothek im Schlosse zu Löbichau vereinigte. Eine beträchtliche Chartensammlung kaufte der Fürst Adam Czartoriski, der Sohn. Piatoli's Handschriften sind verloren. Unter diesen fanden sich Vorarbeiten zu einer Ausgabe des Juvenal, welche den auch humanistisch gründlich gebildeten Mann in den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte.

Piazzi (Giuseppe), Generaldirector der Sternwarten zu Neapel und Palermo, Mitglied der Akademien von Neapel, Turin, Göttingen, Berlin, Petersburg, corresp. Mitglied des franz. Instituts, der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu London und der mailänder Akademie, geb. zu Ponte (Veltlin) am 16. Juli 1746. Er trat 1764 zu Mailand in den Orden der Theatiner, wurde 1770 als Professor der Mathematik an der neuerrichteten Universität zu Malta berufen, kehrte aber nach Aufhebung der Universität nach Rom zurück; von da ging er nach Ravenna, ward Director des Adelscollegiums, darauf Prediger in Cremona, hierauf Professor der Dogmatik an dem Institut St.-Andrea de Valla

zu Rom. 1780 erhielt er eine Lehrstelle der Mathematik zu Palermo; auf seine Veranlassung wurde hier eine Sternwarte angelegt; für den Ankauf von Instrumenten unternahm er eine Reise nach England und Frankreich. Auf dieser Sternwarte, die 1789 gebaut wurde, stellte er mehre Beobachtungen an, unternahm auch ein Sternverzeichniß und widmete den ersten, 6784 Sterne enthaltenden Katalog dem Institut zu Paris; ein zweites 1814 vollendetes Sternverzeichniß enthält 7646 Sterne. Am merkwürdigste aber ist seine Entdeckung des Planeten Ceres 1801. Auch machte er sich um Verbesserung des Maßes und Gewichts in Sicilien verdient. 1816 wurde er nach Neapel berufen, um den Plan des neuen Observatoriums daselbst zu prüfen. In seinen letzten Lebensjahren widmete er sich besonders der Verbesserung des öffentlichen Unterrichts in Sicilien. Er starb 1826. Unter seinen Werken ist das wichtigste sein Sternkatalog; s. populaire Astronomie: „Lezoni elementari de astronomia“ (Palermo 1817, 2 Bde.) ist von Westphal (Berl. 1822) übersetzt.

Picard (Louis Benoit), einer der fruchtbarsten und geistreichsten neuern franz. Lustspieldichter und Mitglied der franz. Akademie, wurde 1769 zu Paris geboren. Er war anfangs bestimmt zu studiren, trat aber gegen den Willen seines Vaters, 18 Jahr alt, zu Paris auf dem Theater des marais auf und debutirte in der Rolle des Tartuffe, worin er aber wenig Glück machte. Besser gelang ihm der Ormond. Später fand er in Bedientenrollen mehr Beifall und wurde endlich einer der besten Komiker Frankreichs. Als Schriftsteller trat er um selbige Zeit hervor. Schon auf dem Gymnasium hatte er einen Roman geschrieben, dann schrieb er 11 Stücke fürs Theater, die aber sämmtlich von den Directionen zurückgewiesen wurden, bis endlich: „Le bartinage dangereux“ Aufführung fand, gefiel und Picard ermuthigte, einer der besten Theaterdichter für das Lustspiel zu werden. Nachdem die „Visitandines“ beim Theater français aufgeführt worden waren, trat er in dasselbe, ward aber 1800 Director des Theaters Louvois, welches bald nach dem Odeon verlegt ward. Hier excellirte er als Director, Dichter und Schauspieler. 1807, wo er in die zweite Classe des Instituts berufen ward, entsagte er der Bühne, erhielt bald darauf die Direction der großen Oper, übernahm 1816 das Theater des Odeons wieder, flüchtete nach dem Brande desselben in den Saal Favart und trat endlich für immer vom Theater ab. Er starb den 1. Jan. 1829. Sein Talent als Lustspieldichter ist allgemein anerkannt. Er schrieb 100 Stücke, von denen die besten gesammelt in 6 Bdn., Paris 1821, erschienen. Auch verfaßte er mehre Romane.

Picarden, s. Adamiten.

Picart (Étienne), genannt le Romain, einer der geschicktesten Kupferstecher seiner Zeit, ward 1664 Mitglied der königl. Akademie, verließ, als Hugenotte verfolgt, 1710 Paris und ließ sich zu Amsterdam nieder, wo er 1721, 90 Jahre alt starb. — Picart (Bernard), der Sohn des Vorigen, übertraf seinen Vater in der Kupferstecherkunst bei weitem. Er ward 1673 zu Paris geboren, erlernte diese Kunst unter seinem Vater, die Architektur und die Perspective unter Sebast. Leclerc. Seine Anhänglichkeit an die protestantische Religion trieb ihn mit seinem Vater 1710 nach Holland, wo ihm besonders die Verleger literarischer Werke Arbeit gaben. Er zeichnete sich durch Wahrheit, Genauigkeit und Correctheit der Zeichnung und durch Nettigkeit und Delicatesse

des Stiches aus. Die vielen Bestellungen, welche ihm gemacht wurden waren aber später die Veranlassung, daß er flüchtiger arbeitete und nicht mehr den alten Fleiß auf die Ausführung verwandte; deßwegen legen die Kenner auf seine frühern Stücke einen größern Werth. Vorzüglich gelungen sind die Bildnisse seines Vaters, von Roger de Pilar und dem Prinzen Eugen; wie auch sein Kindermord und der Stich seines Gemäldes, die Darstellung der Zeit, wie sie die Wahrheit enthüllt, von Poussin und Lesueur, und noch einige andere. Den größten Ruf erwarb er sich durch die von ihm gelieferten Kupferstiche zu dem 1723 in Amsterdam erschienenen franz. Werke in 11 Fol. Bänden: „Abhandlung über die religiösen Gebräuche aller Nationen". Er starb 1738.

Piccini (Nicolo), geb. 1728 zu Bari in Neapel. Sein Vater, welcher ihn dem geistlichen Stande gewidmet hatte, fand sich durch dessen entschiedenes Talent für Musik bewogen, ihn dieser Kunst zu widmen und brachte ihn in dieser Absicht in das Conservatorium St.-Onofrio nach Neapel. Er wurde hier einem Unterlehrer übergeben, dessen trockene Lehrmethode ihm aber nicht zusagte, und er fing deßwegen an, sich seinem Talent zu überlassen, und componirte ohne alle Anweisung eine Menge Musik, worunter sogar eine Missa. Leo, der damals diesem Institute vorstand, erfuhr dieß und beschämte Piccini durch die Aufführung seiner Missa, aber übernahm auch seinen Unterricht, und eben dasselbe that Durante, der nach Leo's Tode die Leitung des Instituts bekam. 1754 trat Piccini nach 12jährigen Studien aus dem Conservatorium und brachte, unter dem Schutze des Prinzen von Vintimilly, in Florenz seine erste Oper: „Le donne dispettose", mit allgemeinem Beifall auf die Bühne. Dieser Oper folgten bald eine Menge anderer, und sein Ruf verbreitete sich bald durch ganz Italien, wo er vorzugsweise für Neapel und Rom arbeitete. Immer mehr entwickelte sich Piccinis Genie und erhob sich zur ernsten Gattung in der „Zenobia", die er 1756 für das Theater von San-Carlo componirte. 1760 erschien seine berühmte Oper „Cechina" oder „La buona tigliuola", die in Rom und nach und nach auf allen Theatern Italiens einen unerhörten Beifall erhielt. Eine eigne Erwähnung verdienen die beiden Finale, die von einer ganz neuen Erfindung waren. Im darauf folgenden Jahre erlangte er in der ernsthaften Gattung durch seine „Olimpiade" den glänzendsten Beifall. Das Duett erscheint hier zuerst frei von Pedantismus und Scholastik, in einer neuen musikalischen Form, der man seitdem allgemein gefolgt ist. Piccini war jetzt der gepriesenste und bewundertste Componist Italiens. Der König von Frankreich hatte ihn früher schon eingeladen, nach Paris zu kommen, aber Piccini folgte erst dem Rufe Ludwigs XVI. und ging mit seiner Familie (seine Gattin war eine vortreffliche Sängerin) 1776 dahin ab. Trotz der Unbekanntschaft mit der französischen Sprache, den Intriguen und der Rivalität Gluck's (s. d.) brachte ihm seine Oper „Rolland" einen vollständigen Triumph zuwege und theilte die Musikliebhaber in Gluckisten und Piccinisten in Frankreich. Piccini fuhr inzwischen in seinen Compositionen fort. Auf seine „Atys" folgte (1783) „Dido", die man allgemein für sein Meisterwerk hielt, u. A. m. Seine Opern brachten ihm viel Geld ein, und zugleich war er Direktor der Singschule am Conservatorium. Alles dieses aber verlor er durch die 1789 ausgebrochene Revolution und sah sich genöthigt, 1791 nach Neapel zurückzukehren. Obgleich seine Lage

einige Zeit sehr günstig war, fiel er bald durch seine Anhänglichkeit an die Franzosen in Ungnade und wurde 4 Jahre lang unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Während dieser Zeit schrieb er vorzüglich Kirchenmusik und mußte nebst seiner Familie in sehr gedrückten Verhältnissen leben. Endlich erhielt er 1798 die Erlaubniß nach Venedig zu gehen, die er aber zur Rückkehr nach Paris benutzte. Obwohl dort sehr schmeichelhaft aufgenommen, wurden ihm zum Theil seine Hoffnungen auf eine gute Anstellung vereitelt, und Piccini starb zu Passy, wohin er sich der gesündern Luft wegen gewendet hatte, einige Tage vorher, ehe seine Ernennung als Inspektor des Conservatoriums bekannt wurde. Monsigny, sein Nachfolger, theilte aber den Gehalt mit Piccinis hinterlassener Familie. Piccinis Styl war feurig und glänzend und dabei voll liebreicher und zarter Melodie. Er soll gegen 130 Opern und überhaupt gegen 300 Musikstücke aller Art geschrieben haben. — Sein Sohn Louis hat ebenfalls eine bedeutende Zahl Opern für das Theater Feydeau in Paris und die Opera buffa componirt, die mit Beifall gehört worden sind.

Piccolomini. Dieß Geschlecht, welches aus Rom stammt, aber nachher in Siena sich niederließ, gehört unter die ältesten und berühmtesten Geschlechter Italiens. Die vorzüglichsten Glieder desselben waren: 1) Aeneas Sylvius Bartholomäus Piccolomni, der u. d. N. Pius II. 1458 den päpstlichen Stuhl bestieg. Er war einer der gelehrtesten Päpste (er schrieb das Leben Kaiser Friedrichs III. und eine Geschichte Böhmens, und war ein glücklicher latein. Dichter) und für sein Zeitalter ein sehr wichtiger Mann, der als Secretair auf dem baseler Concilium die Rechte der Kirchenversammlungen gegen die Päpste vertheidigte, als Papst aber alle seine vorher zur Schmälerung des päpstlichen Ansehens gethane Aeußerungen widerrief. Sein wichtiger Plan, eine allgemeine Verbindung der europäischen Fürsten gegen die Türken zu Stande zu bringen, den er so sehr verfolgte, daß er sogar einige von ihm zusammengebrachte Truppen in eigner Person anführen wollte, wurde durch seinen Tod (1464) vereitelt. 2) Octavio Piccolomini, k. k. General-Feldmarschall, geb. 1599, trat sehr jung in span. Kriegsdienste, kam dann beim Ausbruch des 30jährigen Krieges mit einem Regimente, welches der Großherzog von Toscana dem Kaiser Ferdinand II. zu Hülfe schickte, nach Deutschland, trat darauf in östreichische Dienste und stieg schnell von Stufe zu Stufe. In der Schlacht von Lützen befehligte er das Reiterregiment, durch welches Gustav Adolph von Schweden seinen Tod fand, und 1634 übertrug ihm Wallenstein den Oberbefehl im Lande ob der Ens, mit dem Auftrage, die salzburgischen Päße zu besetzen, um den aus Italien herbeieilenden Truppen den Weg zu verlegen. Aus Anhänglichkeit an den Kaiser führte er jedoch, in Verbindung mit Gallas, Altringer, Maradas u. A., den Untergang Wallensteins herbei, wofür ihm einige von dessen Güter zu Theil wurden. Zum Siege bei Nördlingen, den 7. Sept. 1634, wirkte er kräftig mit, drang dann mit Isolani durch das Würtembergische bis an den Main vor und befreite, den Spaniern zu Hülfe geschickt, im folgenden Jahre Namur und die Niederlande von den französischen Truppen. Weniger glücklich war er gegen die Holländer. Dennoch erbat sich König Philipp IV. von Spanien, weil er indeß gegen die Schweden mehre siegreiche Gefechte bei Hörter (1640), bei Neuburg in der Oberfalz (1641) gegen den schwedischen Obristen Schlang und bei Freiburg

(1643) bestanden, ihn als Feldherrn vom Kaiser; er besiegte mehrmals Franzosen und Holländer, wurde aber 1648 vom Kaiser zurückberufen und im folgenden Jahre als kaiserlicher Prinzipalbevollmächtigter auf den Convent nach Nürnberg geschickt. Zur Belohnung erhielt er die Reichsfürstenwürde, sowie ihm schon vorher der König von Spanien das früher vor seinen Vorfahren besessene Herzogthum Amalfi gegeben hatte. Er starb, nie verheirathet, zu Wien 1656. Ihm folgten die Nachkommen seines Bruders in seinen Gütern und nahmen auf der Herrschaft Nachod in Böhmen ihren Sitz.

Pichegru (Charles), geb. 1761 zu Arbois in der Franche-Comte; trat hier in die Minoritenschule als Schüler ein und zeichnete sich bald so aus, daß er als Lehrer der Mathematik an das große Collegium zu Brienne kam. Er trug zwar das Ordenskleid, empfing aber nie die Weihen. In Brienne gab er auch an der Militairschule einige Stunden, und Napoleon befand sich unter seinen Schülern. Bald aber war er dieses subalternen Postens müde und trat als Soldat ins 1. Artillerieregiment. Als Sergeant machte er die letzten Feldzüge des amerikan. Krieges mit und kehrte als Adjutant Sousoffizier zurück. Beim Ausbruch der Revolution, die er mit Begeisterung ergriff, erhielt er als Präsident eines politischen Clubbs das Commando des Bataillons Nationalgarde vom Gard, und nachdem er sein Bataillon disciplinirt hatte, führte er es zur Rheinarmee, wo er 1792 in den Generalstab kam und Brigadegeneral und 1793 Divisionsgeneral ward. Er wagte es, unabgeschreckt von dem Beispiele Biron's, Houchard's und Custine's, die hingerichtet worden waren, im October 1793 das Commando über die Rheinarmee anzunehmen, hielt die Oestreicher, die bereits früher die Linien von Weißenburg genommen hatten, glücklich auf, aber dennoch erhielt Hoche durch die Protection von St.-Just das Commando über die vereinte Rhein- und Moselarmee. Als sich aber St.-Just mit Hoche überwarf, bekam Pichegru im Febr. 1794 den Oberbefehl, und Hoche ward abberufen. Pichegru zeigte sich als wüthenden Jakobiner, aber auch als guten General. Seine ersten vom Convent befohlenen Angriffe auf die Front des Feindes bei Landrecies mißlangen, bald machte er sie aber durch Angriffe auf die Flanke des Feindes in Westflandern wieder gut, wo er im April 1794 bei Courtray, Menin und Montcastel siegte. Er zog die Oestreicher so von dem Hauptpunkte des Angriffs ab, überwand sie nach mehren Gefechten den 18. Mai bei Courtray, im Junius bei Rouselaer und Hoogleede und eroberte so, von der Sambre- und Maasarmee unter Jourdan unterstützt, ganz Belgien bis an die Maas, ging im Winter von 1794—95 über die gefrornen Flüsse Hollands und nahm die Festungen dieses Landes und Amsterdam fast ohne Gegenwehr. Unterdessen waren seine Freunde, die Jakobiner, in Paris gestürzt worden; klug wendete er sich aber zur neuen Partei, und diese bestätigte den Sieger im speciellen Commando der Rhein- und Moselarmee und im Oberbefehl über die Nord-, Sambre- und Maasarmee. Um sich in der Gunst der neuen Machthaber zu befestigen, ging er im März 1795 nach Paris, bekämpfte hier die letzten Anstrengungen der Terroristenpartei, indem er den Volksaufstand der Vorstädte unterdrückte. Hier nahmen aber zugleich seine Ideen eine für ihn Unheil bringende Richtung; denn in dem Glauben, die Wiedereinsetzung der Bourbons sey das Heilsamste für Frankreich, ließ er sich, bei der Rhein-

armee wieder angelangt, mit Fauche-Borel, dem Agenten der Bourbons, in Unterhandlungen ein, welcher ihm im Namen des Prinzen Condé große Versprechungen (das Gouvernement Elsaß, das Schloß Chamberd, 1.000.000 Franken baar, 300.000 Franken Renten, Arbois, das den Namen Pichegru annehmen sollte, als Eigenthum, 12 Kanonen und das rothe Band des Ludwigsordens) machte, wenn er Frankreich unter die Herrschaft der Bourbons zurückführte. Während dieser Unterhandlungen ward Pichegru durch Befehle seiner Regierung genöthigt, bei Mannheim über den Rhein zu gehen, verfuhr aber hierbei so gegen seinen Vortheil, und schonte den Feind so auffallend, daß er die Liebe der Armee verlor, und die Regierung fühlte sich, zumal da sie eben damals von dem projectirten Verrath Pichegru's durch einen Emigrirten unterrichtet worden war, bewogen, ihn sogleich vom Commando abzurufen. Pichegru lebte nun, da er einen ihm angetragenen Gesandtschaftsposten nach Schweden ausschlug, in ländlicher Stille im ehemal. Kloster Bellevaux bei Arbois, wo man ihn auch seiner frühern Verdienste und seines Anhangs wegen in Ruhe ließ. 1797 wählte ihn sein Departement zum Repräsentanten; so kam er wieder nach Paris, ward hier Präsident im Rathe der 500 und hätte neuerdings Frankreich nützen können, wenn ihn nicht die Idee mit den Bourbons verfolgt und abermals zu verrätherischen Schritten und an die Spitze der Partei Clichy zu treten verleitet hätte. Jetzt glaubte endlich das Directorium, keine Nachsicht mehr üben zu dürfen; er ward am 4. Sept. verhaftet, überwiesen und mit 20 Mitschuldigen zur Deportation nach Cayenne verurtheilt. Von hier rettete Pichegru sich mit 7 Gefährten auf einem leichten Kahne nach Paramaribo, von wo er nach England kam und sich von nun an offen als Anhänger der Bourbons zeigte. Er schloß sich nun an das östreichisch-russische Heer unter Korsakow an, kehrte aber, als dieß geschlagen wurde, nach England zurück. Nun ließ er sich in eine Verschwörung gegen das Leben des ersten Consuls ein. Durch den Capitain Wright nach Frankreich, 1804, übergesetzt, knüpfte Pichegru hier Verbindungen mit Moreau an, aber Fouché kam der Sache auf die Spur; Georges Cadoudal wurde verhaftet, wenige Tage darauf (28. Febr. 1804) Pichegru ebenfalls und der Proceß gegen die sämmtlichen Verschwornen (Moreau mit inbegriffen) eingeleitet. Ehe die Sache jedoch noch zur Entscheidung kam, fand man Pichegru eines Morgens (5. April) in seinem Gefängnisse im Tempel erwürgt. Mehrmals hat man diesen Tod Napoleon zur Last legen wollen, doch ist, abgerechnet daß dieser zu klug war, um ein solch nutzloses Verbrechen zu begehen, da Pichegru hinreichend durch Beweise und sein eignes Geständniß überführt war, in späterer Zeit auch durch mehrfache Verhandlungen das Unstatthafte dieser Behauptung völlig erwiesen worden, und ebenso des von den Emigranten verbreiteten Gerüchts, als habe ihn Napoleon in seinem Kerker, Geständnisse zu erpressen, foltern lassen, denn gleich nach dem Tode von Pichegru wurde dessen Leiche öffentlich ausgestellt, und Niemand fand Spuren einer solchen Behandlung an derselben. Nach der Restauration des Königthums ließen die Bourbons diesem ihren Verfechter Bildsäulen an mehren Orten errichten, die jedoch nach der abermaligen Vertreibung dieser Dynastie wieder umgestürzt worden sind. In seinem Privatcharakter war Pichegru sehr achtungswerth; Tapferkeit, Uneigennützigkeit und Menschlichkeit waren die Züge, die ihn besonders ehrten.

Nach Pichegru's Tode erschien von Montgaillard ein „Mémoire concernant la trahison de Pichegru dans les années 3, 4 et 5" (1795, 1796 und 1797), das über des Generals damaliges Benehmen, in Betreff seiner Unterhandlungen mit der vertriebenen Königsfamilie, vielfache Aufschlüsse gibt.

Pichler (Johann Peter), Kupferstecher, geb. zu Botzen 1765, wurde ein guter Zeichner durch den Unterricht des Malers Jos. Ant. Cusset zu Botzen (st. 1793), studirte dann in der Akademie der bildenden Künste zu Wien, widmete sich später, unter des Prof. der Schabekunst, Jakobe, und des Directors Schmutzer Leitung, dem Kupferstechen und bald ausschließend der Schabekunst. Seine Blätter wurden den besten englischen an die Seite gesetzt. Seit 1791 verfertigte er in Dessau mehre Platten für die chalkographische Gesellschaft, nach Gemälden der Gallerien zu Braunschweig, Dresden und Kassel. Nach Jakobe's, seines Schwiegervaters, Tode, versah er dessen Professorstelle, starb aber schon 1806 an den Folgen seines unordentlichen Lebens und seines Hanges zum Trunke. Von seinen Blättern werden 64 als vorzüglich geschätzt: die nach Guido Reni, Pomp. Battoni, Caravaggio, Cignani, Albano, Correggio, Titian, Domenichino, van Huysum, Vandyk, Rembrandt, Mengs, Hetsch u. A.

Pichler oder Pickler (Johann Anton und Johann), Vater und Sohn, beide berühmte Steinschneider. Der Vater Johann Anton ward 1700 zu Brixen in Tirol geboren. Er ward dem Kaufmannsstand bestimmt, doch Neigung zog ihn zu der Kunst, in welcher er später glänzen sollte; ohne Anleitung und Unterricht fing er die Arbeit an, bis ihm später ein Böhme, Ziegler, einige Unterweisung gab; hierauf ging er nach Neapel und verdiente seinen Unterhalt, indem er für Goldschmiede Verzierungen und Namen auf goldene und silberne Gefäße stach. Hier nahm ein Offizier sein schönes Talent wahr, bewog ihn, seinen Fleiß mehr auf die Steinschneidekunst anzuwenden, und schenkte ihm die Werkzeuge dazu. Bald war er im Stande, so vortreffliche Arbeiten zu liefern, daß er selbst vom Hofe und der königlichen Familie eine Menge Aufträge erhielt. Einige Zeit lebte er hierauf in Deutschland, heirathete hier, ging wieder auf einige Jahre nach Neapel zurück und ließ sich endlich 1743 in Rom nieder, wo er 1779 starb. Die im Alterthum so blühende, und in der neuern Zeit so tief gesunkene Steinschneidekunst brachte er wieder zu einer solchen Höhe, daß sie als Nebenbuhlerin gegen die alte auftreten durfte. Besonders achtet man einen Camee, einen Homerskopf darstellend, und einen geschnittenen Centauren als vorzüglich gelungen. — Größer als der Vater in dieser Kunst ward der Sohn, Johann, 1734 zu Neapel geboren. Er studirte mit dem größten Fleiße die Antiken, dieß und der Unterricht seines Vaters entwickelten seine Fertigkeit frühzeitig, und zu einem solchen Grade, daß seine geschnittenen Steine eine in der neuern Zeit nie gesehene Vollkommenheit erhielten. Für seine Meisterwerke hält man einen als Camee geschnittenen Herkules mit dem nemeischen Löwen ringend, seinen Leander, der nach dem Thurme der Hero schwimmt, und seinen Achill, der Hektors Leiche schleift. Der Kaiser Joseph II., dessen Bildniß, während der Kaiser tafelte, er in einen Siegelring gestochen und hernach in einem Camee ausgeführt hat, wollte ihn mit nach Wien nehmen, und bot ihm ein ansehnliches Gehalt. Pichler schlug das Anerbieten aus; dagegen ernannte ihn Joseph II. zum Hof-Graveur und erhob ihn in den Adel-

stand. Er starb zu Rom 1791. J. G. de Rossi hat kurz sein Leben beschrieben, das von Boulard und Miller ins Französische übersetzt wurde. — Zwei Stiefbrüder von dem jüngern Pichler, **Anton** und **Johann**, wovon der eine in Rom, der andre in Wien sich niederließ, zeichneten sich ebenfalls in der Steinschneidekunst aus.

Pictet (Markus August), Naturforscher, geb. 1752 zu Genf, aus alter, angesehener Familie; studirte Rechtswissenschaft, ward Rechtsanwalt, ergab sich aber aus besonderer Neigung dem Studium der Naturwissenschaften, erwarb sich auch daher die Freundschaft des Astronomen Mallet und des Geologen Saussure, welchen letztern Pictet auf einer Alpenreise begleitete und beide in ihren Arbeiten kräftig unterstützte, 1786 folgte er Saussure in dessen Professur. In den politischen Stürmen, die Genf betrafen, erhielt er sich gleiche allgemeine Achtung, verlor aber sein Vermögen, was seiner Thätigkeit eine mehr literarische Richtung gab. 1796 begründete er mit seinem Bruder Karl Pictet de Rochemont und mit Maurice die Herausgabe der „Bibliothèque britannique“ (seit 1816 „Bibl. universelle“). Dieß Unternehmen bezweckte die Bekanntmachung und Verbreitung aller in England gemachten wichtigen Entdeckungen und herausgekommenen Werke und war bei der damaligen Hemmung des Verkehrs zwischen dem festen Lande und England nicht ohne Nutzen für die Wissenschaften, da Mehres einzig dadurch bei uns früher, als es sonst möglich gewesen wäre, bekannt wurde. 1798 unterhandelte Pictet zu Gunsten seiner Vaterstadt mit der franz. Republik und erhielt für Genf besonders freie Uebung des Religionscultus, sowie die eigne Verwaltung der öffentlichen Anstalten des ererbten Gemeingutes. 1802 ward er Mitglied des Tribunats, später einer der 5 Aufseher der kaiserlichen Universität. Nach der Restauration kehrte er in die Privatverhältnisse zurück und lebte mit dauerndem Eifer den Wissenschaften, vorzüglich dem Studium der Meteorologie, machte auch zur Errichtung eigner Observation auf den höchsten europäischen Gebirgen den Anfang damit auf dem Hospiz des großen St.-Bernhard und unternahm bedeutende Verbesserungen des genfer Observatoriums. Bis an sein Ende ausgezeichnet thätig als Astronom, Mineralog und Physiker starb er 1825 zu Genf. Sein sehr bedeutendes Cabinet der Experimentalphysik kaufte die Stadtverwaltung von Genf für das dasige Museum. 2) (Karl Pictet de Rochemont), geb. 1755 zu Genf; ward in dem Seminar zu Haldenstein bei Chur erzogen; trat 1775 in das franz. Schweizerregiment von Diezbach, 1785 kehrte er in seine Vaterstadt zurück, heirathete die Tochter des Staatsraths de Rochemont, dessen Familiennamen er nun führte, bereiste mit seinem Bruder (s. d. Vor.) England. 1789 wurde ihm die Reorganisation der genfer Miliz übertragen; 1790 bekleidete er ein Polizeirichteramt. 1794 flüchtete er mit seiner Familie nach dem Waadtland, kehrte aber nach wiederhergestellter Ruhe nach Genf zurück. Während der franz. Herrschaft blieb er ohne öffentliche Anstellung und befand sich 1813 mit als Abgeordneter Genfs bei den verbündeten Monarchen in Basel, in welcher Eigenschaft er 1814 in Paris und beim wiener Congreß war. 1815 ward er Gesandter und bevollmächtigter Minister der Eidgenossenschaft in Paris und Sardinien und nach seiner Rückkehr in Genf Repräsentantenrath und Staatsrath, zog sich indeß nach vollendeter Organisation Genfs auf sein Gut Lancy zurück, um sich seinem Lieblingsstudium, der Land-

wirthschaft, zu widmen. Hier besorgte er die landwirthschaftliche Abtheilung der oben erwähnten „Bibliothèque britannique", errichtete mit Fellenberg landwirthschaftliche Armenschulen und bestimmte auch das ihm von Genf gemachte ansehnliche Geschenk für Errichtung von Lancasterschulen. Er starb 1824 zu Genf. Schriften: „Tableau des Etats-Unis d'Amérique" (Paris 1795), „La Suisse dans l'intérêts de l'Europe", 1821 (anfänglich dem General Jomini zugeschrieben, „Vertheidigung des Neutralitätssystems der Schweiz gegen die Beschuldigungen, die der General Sebastiani in den franz. Kammern erhoben hatte"; deutsch: „Die Schweiz aus dem europäischen Gesichtspunkte", Tübingen 1821). Der Bericht über Hofwyl, welchen der Graf Kapodistrias dem Kaiser Alexander überreichte und der unter dem Namen dieses Diplomaten gedruckt erschien, ist ebenfalls von Pictet.

Picus, ein alter Seher oder Waldgott in Italien, Sohn des Saturnus, Vater des Faunus, wurde wegen seiner Schönheit von der Zauberin Circe geliebt, und da er ihre Neigung nicht erwiederte, in einen Specht (picus), seine Begleiter in wilde Thiere verwandelt. Seine Gemahlin, Caneus, zerfloß vor Gram in den Aether. Er wurde mit einem Spechtkopf abgebildet, und stand den Augurien vor.

Piedestal, Postament, s. Säule.

Piemont, Fürstenthum in Italien und Hauptprovinz der sardinischen Staaten, von welchen es die Franzosen 1798 getrennt und 1802 gänzlich mit Frankreich vereinigt hatten. (S. Sardinische Monarchie.) Durch den Sturz der napoleonischen Herrschaft (1814) kam der König von Sardinien, Victor Emanuel I., wieder zum Besitze dieses Landes, mit welchem gegenwärtig die Herzogthümer Mailand (sardinischen Antheils) und Montferrat vereinigt sind. Piemont im engern Sinne grenzt gegen N. an Wallis und Savoyen, gegen W. an Frankreich, gegen S. an Nizza und Genua, und gegen O. an die Herzogthümer Mailand (sardinischen Antheils) und Montferrat. Nach diesem Umfange kann man die Größe auf 310 QM. mit 1.600.000 Einw. schätzen, mit dem sardin. Maland (140 QM., 600.000 Einw.) und Montferrat (50 QM., 160.000 Ew.) aber auf 500. QM. mit 2.360.000 Einw. Es begreift die Bezirke: Turin mit der Haupstadt gl. N. (s. d.), Cuneo, Alessandria, Novara, Aosta. Piemont hat seine Namen, weil es am Fuße hoher Gebirge legt; denn gegen Wallis sind die penninischen Alpen (wo die hohen Berge Montrosa und der große Bernhard), und gegen Savoyen und Frankreich sind die grajischen und cottischen Alpen mit dem Montblanc, kleinen Bernhard, Montcenis und Monteviso, von welchem der Po, der Hauptfluß des Landes, kommt, in welchen sich zu beiden Seiten alle Flüsse des Landes, als die Doria, Stura und Sesia auf der linken, und die Braita, Maira und der Tanaro auf der rechten Seite ergießen. Gegen S. an der Grenze von Nizza und Genua erstrecken sich die Meeralpen. Daher ist Piemont auf der Nord- und Westseite von den höchsten Alpen eingeschlossen und zum Theil mit Gebirgen bedeckt. Von diesen Gebirgen an bis in die Mitte des Landes ziehen sich niedrige Berge und endlich Hügel, welche sich in Ebenen verlaufen. Die Mite des Landes, wo der Po fließt, und wo niedrige Berge, Hügel, Thäler und Ebenen wechseln, sind die fruchtbarsten und schönsten Striche, in welcher der Acker-, Oel und Obstbau blühen und Getreide aller Art Hülsenfrüchte, Mais, Reis, Hanf, Kastanien

Obst, edle Früchte, Oliven, Trüffeln und Wein gedeihen. Der Seidenbau wird in keinem andern ital. Lande so stark und so gut betrieben als in Piemont, wo jährl. für 22 Mill. Lire Seide gewonnen wird, welche meistens roh aus dem Lande geht. Waldungen hat Piemont hinreichend; die nördl., westl., südl. Grenzen haben waldreiche Gebirge und Hügel, welche dem mittlern holzärmern Lande Holz zuflößen können. Die Einw. sind fleißig und erwerbsam und bekennen sich zur kath. Religion bis auf ungefähr 20.000 Waldenser, welche die rauhen Alpen-Thäler bewohnen und sich durch fleißigen Anbau ihrer von Natur unfruchbaren Gegenden auszeichnen. (S. die, auch für den Nichtökonomen anziehenden „Briefe über Italien"; a. d. Franz. des Lullin de Chateauvieur, von Hirzel, Leipz. 1821.) Außer dem Ackerbau, der Viehzucht und dem Seidenbau beschäftigen sich die Einw. mit Fabriken und Manufacturen, besonders in Seide, Leinwand und Wolle. Viele Tausende ziehen auch im übrigen Italien, in Frankreich und Deutschland, besonders als Kupferstich- und Galanteriehändler herum, und kehren dann mit ihrem Verdienste in ihr Vaterland zurück. (Ueber die Piemontesische Revolution vgl. Sardinische Monarchie.)

Pierinnen, Pieriden, die 9 Töchter des macedonischen Königs Pierus, welche die Musen zum Wettkampfe herausgefordert hatten und dafür in Elstern verwandelt wurden; auch einer der gewöhnlichen Beinamen der Musen, wahrscheinlich von Pieria in Macedonien am Olymp, wo ihr ältester Dienst war, oder von Pierus, welcher ihren Dienst in Thespien einführte.

Pierre, s. Saint-Pierre.

Pierrot, eine komische Maske auf dem franz. Theater, die aus dem Harlekin und Polichinelli (s. d.) zusammengesetzt und wie dieser gekleidet, wie jener launig und witzig ist. Bei den Italienern ist er der einfältigste Diener. (S. Masken.)

Pietismus, Pietisterei (v. lat. pietas, Religionsgesch.), Frömmigkeit, jedoch nicht die wahre Ehrfurcht vor Gott, die sich durch einen freudigen Glauben und eine rechtschaffene thätige Liebe, durch Tugend kund gibt, sondern jene falsche oder Afterfrömmigkeit, welche das Wesen der Frömmigkeit in außerwesentliche, oft sogar der wahren Frömmigkeit schädliche Dinge, vorzüglich in die zum religiösen Cultus gehörenden Aeußerlichkeiten setzt und darin sucht. Besonders wurden mit dieser Benennung die Anhänger Spener's belegt, als dieselben seit 1689 in Leipzig anfingen, über das N. Testament fromme Vorlesungen (collegia philobiblica oder pietatis) zu halten. Obgleich Spener, welcher bereits früher zu Frankfurt a. M. in seinem Hause besondere Andachtsversammlungen zu erbaulicher Schriftanwendung hielt, zu einer gemüthlichen Frömmigkeit sich hinneigte und dieselbe durch seine Schriften, besonders seine pia desideria, 1675 über das geistliche Priesterthum, 1677, über die Gottesgelahrtheit aller gläubigen Christen, 1680, kräftig und nicht ohne Erfolg zu verbreiten suchte; so war er doch, wenn schon auch ihm der Vorwurf des Pietismus gemacht wurde, von der spätern Ausartung seiner Schule weit entfernt. Spener verlangte ein wahrhaft praktisches Christenthum und wollte die symbolischen Bücher nicht über die heilige Schrift gestellt wissen; nur wiedergeborne und gebesserte Prediger hielt er der Verwaltung des geistlichen Amtes würdig, und seine Ideen, in einer gemüthvollen Sprache vorgetragen, fanden um so mehr Beifall,

als die damals herrschende sterile Streittheologie die Herzen leer ausgehen ließ. Aus derselben Ursache, aus welcher in Frankreich der Jansenismus und Quietismus entstand, ging in Deutschland der Pietismus hervor. Um so größer war indeß auch der Anstoß, den er fand, und die orthodoxe Partei wußte, vorzüglich nach Spener's Abgang von Dresden nach Berlin, energische Maßregeln gegen seine Anhänger zu veranlassen und besonders die Vertreibung der jungen Docenten zu Leipzig, welche daselbst nach seinem Muster fromme Versammlungen eröffnet hatten, zu bewirken. Inzwischen fanden die Pietisten, vorzüglich durch Thomasius, der sich derselben annahm, auf der Universität zu Halle Aufnahme, wo A. H. Francke das Haupt derselben wurde. Fortan war Halle der Heerd, wo der Pietismus, trotz der vielfachen Anfeindungen die er fand, sich doch so gedeihlich weiter ausbildete, daß die Namen Pietisten und Hallenser bald gleichbedeutend wurden. Spener war eine höchst erfreuliche Erscheinung und legte ein heilsames Gegengewicht in die Wage gegen die Unfruchtbarkeit der damaligen Dogmatik. Indeß wennschon er die Mittelstraße verließ, so artete doch der Pietismus unter seiner Anhängern immer weiter aus, welche durch ihre überspannten willkürlichen Begriffe von dem Wesen der Frömmigkeit, durch ihre Verachtung der gründlichen Gelehrsamkeit, durch ihre finstere Moral, durch ihre völlig unblibische Vorstellung von der Gnade und dem Durchbruch derselben, durch ihren geistlichen Hochmuth u. s. w. nicht nur den gehässigten Begriff rechtfertigten, in welchem man vom Pietismus sprach, sondern auch noch schärfere Maßregeln veranlaßten. Jedoch weit mehr als durch diese ward dem Uebel durch die gemäßigten Grundsätze von Männern, wie Buddeus, Deyling, Rambach, Mosheim u. s. w., die das Gute des Pietismus von dem Schlechtern ausschieden und glücklich die Mittelstraße einschlugen, durch die Wolfische Philosophie und die würdige Behandlung der Theologie, welcher Semler und Baumgarten in Halle selbst die Bahn brachen, gesteuert. Die spätere kritische Philosophie schien den Pietismus vollends zu vernichten, sodaß nur die Methodisten und Herrnhuter durch ihre festere Gesellschaftsverbindung übrigbleiben zu wollen den Anschein hatten, als im 19. Jahrh. derselbe, geweckt durch die Frivolität und Atheisterie der letzten Hälfte des vorig. Jahrh., wie nicht minder durch große politische Erscheinungen, mit dem Mysticismus wieder auflebte und bis jetzt fast in allen Ländern bedeutenden Anhang fand. In Würtemberg hat der Pietismus seit dem Anfange des 18. Jahrh. festere Wurzeln gefaßt als in den meisten andern protestantischen Ländern. Ein Hauptglied dieser Genossenschaft, der Stadtpfarrer Wurster in Güglingen, hat in seinen „Betrachtungen über das Wesen und die Verhältnisse der Pietisten“ (2. Aufl., Heilbronn 1822) den würtemb. Pietismus, der zu Kornthal seinen Sitz hat, zu rechtfertigen gesucht. Der Pietismus verhält sich zum Mysticismus, wie die Religion zur Theologie, und jener ist gewissermaßen das praktische Resultat des letztern. Der Pietismus muß als eine um so verderblichere Erscheinung betrachtet werden, als er für wahre Frömmigkeit nachtheilig ist. Vgl. Märtens „Ueber Pietismus rc.“, 1826.

Pietola, Städtchen, 2 Miglien von Mantua, gilt in der Sage der Gegend für den Geburtsort Virgil's, den Silius Italicus Andes nennt. Diese Meinung war der Grund, weßhalb alles nur einigermaßen Bemerkliche dort mit dem Namen des Dichters verherrlicht wurde.

Eine Grotte in der Nähe nannte man die Grotte Virgil's, ein Casino der Herzöge von Mantua die Virgiliana; doch statt dort ein Viehhof anzutreffen, der an die Gedichte vom Landbau erinnert hätte, fand man eine Menagerie. Die Franzosen hatten in Pietola aus Achtung vor dem Andenken Virgil's einen öffentlichen Garten angelegt, in welchem des Dichters Standbild errichtet werden sollte. Aber die zweite Belagerung Mantuas zerstörte den kaum begonnenen Anfang. Neuere Untersuchungen haben die Ansprüche Pietolas an diese Berühmtheit so in Zweifel gezogen, daß der Ort von Virgil's kleinem Landgut jetzt immer unbestimmbarer geworden ist.

Pietro di Cortona, s. Cortona.

Pigafetta (Antonio), der Gefährte Magellan's und Beschreiber von dessen Entdeckungsreise, stammte von einer angesehenen Familie Toscanas ab und wurde gegen das Ende des 15. Jahrh. zu Vicenza geb. Durch die Lecture der Reisebeschreibungen der Spanier und Portugiesen nach fernen Welttheilen ward A. Pigafetta auf den Gedanken gebracht, dereinst gleichfalls auf Entdeckngen neuer Länder auszugehen, und er widmete sich mit großem Fleiß dem Studium der mathematischen Wissenschaften und der Seefahrtskunde. Als der durch die Theilung der Erde von Alexander VI. (vgl. Demarcationslinie) entstandene Streit wegen den Molucken, zwischen den Höfen von Lissabon und Madrid ausbrach und Karl V. eine Expedition unter Magellan aussendete, um, nach dieses Seefahrers Plan, einen westlichen Weg nach jenen Inseln zu suchen, so erbat sich Pigafetta, den der spanische Botschafter in Rom mit nach Spanien genommen hatte, von dem Kaiser die Erlaubniß, der Expedition folgen zu dürfen, um, wie er sagte: „durch die einstige Beschreibung dieser Reise Andern nützlich und angenehm zu werden, sich aber bei der Nachwelt einen Namen zu machen". Als Kaiser Karl V. dieß Gesuch bewilligte, eilte der junge Mann nach Malaga und Sevilla, wo er den 10. Aug. 1519 mit den übrigen Reisenden aufbrach, worauf die Expedition den 20. Sept. deff. J. sich in San-Lucar einschiffte. Seine gesunde Leibesconstitution und ordentliche Lebensweise bewahrten ihn vor der Menge der Krankheiten, denen Viele von der Expedition unterlagen; und als Magellan, nebst 55 der Seinen, in dem unglücklichen Treffen bei Zahn auf den philippinischen Inseln das Leben verlor, da stand Pigafetta ihm treu zur Seite und ward schwer verwundet. Nach manchen Fährlichkeiten langte endlich Pigafetta den 8. Sept. 1522 mit 17 Begleitern wieder in Sevilla an, wo das Schiff, welches die kühnen Männer getragen hatte, im Triumph auf den Strand gezogen und als ein Denkmal jener merkwürdigen Reise aufbewahrt ward, die, wie Bougainville in der Einleitung zu seiner Reisebeschreibung bemerkt, zuerst unumstößlich die Kugelgestalt der Erde bewies. Kaum angekommen in Sevilla begaben sich aber die Seefahrer, in Folge eines noch auf dem Meere gethanen Gelübdes, sogleich barhaupt und barfuß in die Kirche U. L. Fr. zum Sieg, um dort dem Himmel ihren Dank für die Errettung aus so mancher Gefahr zu zollen. Hierauf eilte Pigafetta nach Valladolid, um dem Monarchen mündlich Bericht über den Verlauf der Reise abzustatten. Von hier ging er nach Frankreich und Italien; er ward von Franz I. und Clemens VII. mit vieler Güte aufgenommen, und auf dieses Papstes und des Großmeisters der Hospitaliter, Philipp v. Villers, Ersuchen, fing er an eine umständliche

Beschreibung seiner Reise zu entwerfen, die er dem Großmeister Villers dedicirte, eine Abschrift davon aber an Clemens VII. und eine andre an Louise von Savoyen, Königin von Frankreich, überreichte. Dieses Werk, in welchem die in seinem Kaiser Karl V. übergebenen Tagebuche enthaltenen Data weiter ausgeführt sind, und in welchem er sich überall als Ritter unterschreibt, ist wahrscheinlich von ihm erst nach 1524 verfaßt, als um welche Zeit er zum Ritter des Ordens St.-Johannes, vom Hospital zu Jerusalem (damals auf Rhodus) ernannt wurde. Später wurde er Ordenscommandeur zu Nivosa. Ueber das Jahr und den Ort seines Todes schweigen die damaligen Geschichtsschreiber Italiens, doch ist wahrscheinlich, daß er sein Leben in seinem Vaterlande beschloß. In neuerer Zeit hat Abbé Amoretti in der ambrosianischen Bibliothek in Mailand eine vollständige Abschrift von Pigafetta's Werk entdeckt, die in einem seltsamen Gemisch von Spanisch und Italienisch (und dieses meist in venetianischer Mundart) geschrieben, und von Amoretti sowohl in gutem Italienisch als auch in franz. Sprache herausgegeben worden ist.

Pigalle (Jean Baptiste), geb. 1714 zu Paris, Schüler Lemoine's und Lemayne's; vervollkommnete sich als Bildhauer in Italien, trat 1744 in die Maler- und Bildhauerakademie, vollendete die beiden Statuen des Merkur und der Venus, die 1748 Ludwig XV. dem König von Preußen schenkte, den Pigalle 1756 in Berlin besuchte, um seine Arbeiten noch einmal zu sehen. 1765 erhielt er den Auftrag auf das Grabmal des Marschalls von Sachsen (1776 in Straßburg aufgestellt), und später auch das Denkmal, welches 1765 die Stadt Rheims Ludwig XV. errichten ließ. Der König ernannte Pigalle zum königl. Bildhauer und gab ihm den St.-Michaelsorden. Bouchardon übertrug ihm die Vollendung seiner berühmten Reiterstatue. Die Büste Voltaire's schreckte durch zu große Natürlichkeit ab. Ein kleiner Knabe mit einem leeren Käfig und seine letzte Arbeit, ein Mädchen, welches sich einen Dorn aus dem Fuße zieht, sind wegen der Schönheit und Zartheit am meisten bekannt. Pigalle starb 1785 zu Paris als Rector und Kanzler der Akademie. Als Künstler verdankte er Alles seinem fleißigen Studium; der eigentliche Genius fehlte ihm.

Pigmente, s. Färbestoffe.

Pignoration, Verpfändung, s. Pfand.

Pilaster heißt in der Baukunst ein viereckiger Pfeiler, welche nach der Säulenordnung, zu welcher er gehört, Verhältnisse und Verzierungen erhält; darin eben unterscheidet er sich von dem gemeinen Pfeiler.

Pilatre de Rozier (Jean François), berühmter Physiker, geb. 1756 zu Metz, war zur Chirurgie bestimmt, wurde aber Apotheker, und kam nach Paris, wo er nebenbei sich auf das Studium der Naturgeschichte, Mathematik und Physik legte. Später ward er auf die Verwendung von Sage, als Prof. der Chemie in Rheims angestellt, kehrte jedoch bald nach Paris zurück, wo er Aufseher der Naturaliensammlung von Monsieur (Ludwig XVIII.) wurde. 1781 errichtete er ein Museum, in welchem nicht nur eine möglichst große Sammlung von Instrumenten aufgestellt, sondern auch den Schülern der verschiedenen Collegien durch Experimente das Studium der Physik und Chemie erleichtert werden sollte. Hier studirte er die Wirkungen der Gasluft und der Dämpfe, wobei ihm der Polizeipräsident Lenoir (s. d.) möglichen Vorschub that, und als bald darauf die ersten Versuche bekannt

wurden, welche die Gebrüder **Montgolfier** (vgl. d.) mit dem Luftballon machten, da war Pilatre de Rozier einer der ersten, die auf die Wiederholung dieser Versuche in Paris drangen. Dieß fand den 25. Aug. 1783 statt; darauf stieg er den 21. Oct. dess. J., zum allgemeinen Erstaunen, bei dem Schlosse Muette (unweit Paris) in einer sogen. Montgolfiere, begleitet von dem Marquis d'Arlande, in die Luft. Dieser erster glückliche Versuch begeisterte ihn zu mehren, und er faßte nun den Plan, auf dieselbe Art nach England überzusetzen. Es ist kein Zweifel, daß das Vorhaben gelungen seyn würde (wie denn, während Pilatre de Rozier noch seine Vorbereitungen traf, Blanchard die Sache schon ausführte und von Dover nach Calais in einem Ballon überfuhr), hätte Pilatre de Rozier nicht die Grille gehabt, die Verfahrungsart des Montgolfier bei Füllung des Ballons mit der von Charles erfundenen vereinen zu wollen: ein Beginnen, welches, nach Charles öffentlichem Ausspruch, eine Pulvertonne auf ein Kohlfeuer setzen hieß. Pilatre de Rozier ließ sich indeß nicht abbringen und unternahm die Fahrt zu Boulogne den 12. Juni 1785 mit dem Physiker Romain. Kaum hatte der Ballon jedoch eine Höhe von 2—3000 Toisen erreicht, so entzündete er sich, und nach einer halben Stunde stürzten die beiden Unglücklichen in der Nähe des Thurmes von Croy zur Erde. Pilatre de Rozier war sogleich todt, Romain verschied nach wenigen Minuten. (Vgl. **Aërostat.**) Tournon's de la Chapellet's „Vie et Mémoires de Pilatre de Rozier“ (1786, mit des Physikers Bildniß), enthält Notizen über seine chemischen und physikalischen Entdeckungen.

Pillnitz, königliches Lustschloß im Amte Pirna des meißner Kreises (Königreich Sachsen), reizend gelegen am Fuße des Borsberges; hat schöne Gebäude und Gärten, dabei das (seit 1725 angelegte) französische Dorf. In frühern Zeiten hatte die alte Burg Pillnitz verschiedene Besitzer. 1693 kaufte Johann Georg IV. das alte Schloß von Heinrich von Bünau und schenkte es seiner Geliebten, der Gräfin von Rochlitz (Fräulein von Neidschütz). Nach deren Tode fiel es an die Kammer. Friedrich August I. (als König von Polen August II.) belehnte 1705 die Gräfin Cosel damit. Später wurde es der Sommeraufenthalt des Feldmarschalls Rutowski. Bald aber bezog es August II. selbst und baute hier noch 2 Palläste, welche prunkvoll eingerichtet und in der Folge von der landesherrlichen Familie während des Sommers bewohnt wurden. Seit 1788 erhielt das Ganze ein schönere Gestalt; doch gibt der verschiedenartige Styl der Gebäude, die Vermischung chinesischer, japanischer und italienischer Bauart demselben ein auffallendes Ansehen. Vier einzeln stehende Pavillons von pirnaischem Sandstein bilden die Flügel eines großen Quadrats, welches nach Abend der königl. Garten, nach Morgen die alten Schloßgebäude einschließen. Zwischen den südlichen Pavillons steht das Wasserpalais, zwischen den nördlichen das Bergpalais. Die Pavillons, wovon der vierte 1801 vollendet wurde, sind nicht hoch, haben chinesische Kupferdächer und Säulengänge nach toscanischer Ordnung. Im neuen Palais wohnt die königl. Familie. — In Pillnitz wurde eine denkwürdige Fürstenversammlung, vom 25. —27. Aug. 1791, zunächst wegen der polnischen Angelegenheiten, gehalten. Kaiser Leopold II., der König von Preußen, Friedrich Wilhelm II., und der Graf von Artois, außer welchen noch der jetzt regierende Kaiser Franz I. und der jetzige König von Preußen, sowie der Prinz von

Nassau, der Exminister Calonne und der Marquis de Bouillé zugegen waren, unterredeten sich hier über die gegen die franz. Revolution zu ergreifenden Maßregeln. Kein Offensivbündniß gegen Frankreich war der Zweck dieser pillnitzer Convention; man beschloß jedoch gemeinschaftlich, jedem Angriffe von Seiten Frankreichs und der Revolution entgegenzuwirken. Das früher zu Wien (25. Juli) vorläufig geschlossene und nachher zu Berlin (7. Febr. 1792) zwischen Preußen und Oestreich abgeschlossene Schutzbündniß ward hier nur besprochen. Die Brüder des Königs von Frankreich erhielten von Preußen und Oestreich nur folgende Erklärung (den 27. Aug.): „Daß Oestreich und Preußen die jetzige Lage des Königs von Frankreich als einen Gegenstand des gemeinsamen Interesse aller Souveraine in Europa betrachten, daß sie hoffen, daß dieses Interesse von den Mächten werde anerkannt werden, deren Hülfe reclamirt worden, und daß sie demzufolge sich nicht weigern werden, gemeinschaftlich mit diesen Mächten und nach Verhältniß ihrer Kräfte die wirksamsten Mittel zu ergreifen, um den König von Frankreich in den Stand zu setzen, in der vollkommensten Freiheit die Grundlage einer den Rechten der Souveraine und dem Besten der franz. Nation gleichmäßig zuträglichen monarchischen Regierungsform zu befestigen. Dann und in dem Falle sind der Kaiser und der König von Preußen entschlossen, schleunig im gemeinsamen Einverständnisse mit der nöthigen Macht zu handeln, um gemeinschaftlich den vorgesetzten Zweck zu erreichen. Inzwischen wollen sie ihren Truppen die nöthigen Befehle geben, damit sie im Stande seyen, sich in Activität zu setzen". — Noch sollen 6 geheime Art. unterzeichnet worden seyn. (S. Schöll's „Hist. des traités de paix", IV, 189 fg.) Diese Erklärung, welche die Franzosen als den Grund der Coalition Europas gegen Frankreich betrachteten, entfesselte zuerst alle Leidenschaften in Frankreich gegen das Ausland.

Pillory heißt in England der Pranger, eine erhöhte Maschine, in deren enge Löcher Kopf und Füße gezwängt und aller Bewegung beraubt werden. Die Ungebundenheit des engl. Pöbels zeigt sich dabei auf eine ganz eigene auffallende Weise. Ist ihm der Verurtheilte verhaßt: so wird er mit todten Thieren, faulen Eiern u. dgl. geworfen, wodurch er nicht selten die Augen und die Gesundheit, zuweilen wohl gar das Leben einbüßt; ist er ihm dagegen gewogen: so beweist er ihm Ehrenbezeugungen, bestreut ihn mit Blumen und labt ihn mit Getränken. Dieß ist besonders der Fall, wenn Einer, nach des Volkes Meinung, diese Strafe als Märtyrer der Freimüthigkeit und Popularität duldet. Doch ist es Jedem erlaubt, vom Pranger herab für seine Vertheidigung zu sprechen, wenn dieß auch Andern noch so nachtheilig ist. Durch ein Gesetz von 1816 ist diese Strafe in allen Fällen, nur den Meineid ausgenommen, abgeschafft. Es soll statt dessen auf Geld oder Gefängniß erkannt werden. (Vgl. Schandpfahl.)

Pilpai, s. Bidpai.

Pilze, s. Schwämme.

Pinakothek, s. München.

Pindar, einer der erhabensten griech. Sänger, geb. zu Theben od. in dem nahen Flecken Kynoskephalä, 520 v. Chr., während der Feier der olympischen Spiele, ward von seinem Vater, einem Flötenspieler, in der Tonkunst unterwiesen; die Sängerinnen Myrtis und Korinna (s. d.), die Lyriker Lasos und Simonides bildeten das Dichtertalent des

Knaben und Jünglings, dessen Lippen, nach einer sinnvollen Deutung, von Bienen mit Honig benetzt wurden. Früh versuchte sich der Jüngling in der lyrischen Kunst, wobei besonders Korinna seine zu üppige Phantasie gezähmt und in das Gebiet der reinen Schönheit geleitet haben soll. Auch soll jene ausgezeichnete Dichterin mehr als ein Mal im poetischen Wettkampfe mit ihrem Freunde den Preis davon getragen haben. Sonst wissen wir fast nichts von seinem Leben, selbst sein Todesjahr ist unbestimmt; nach Einigen schlummerte er im 65. J. auf dem Theater zu Theben am Busen des geliebten Theoxenos ein, nach Andern wurde er 80 oder gar 90 J. alt. Länder und Städte rangen darnach, von Pindar besungen zu werden; die Rhodier hingen einen ihre Insel verherrlichenden Siegesgesang (der 7. olympische) mit goldenen Buchstaben in einem Tempel auf; er genoß die Freundschaft von Königen und Fürsten (Hieron von Syrakus, Arkesilaos von Kyrene, Alexandros, der Sohn des Amyntas von Makedonien); zu Theben im Hippodrom ward ihm ein Denkmal errichtet; die Lakedämonier schonten der Wohnung, in der er gelebt, so auch Alexander d. Gr., und späte Nachkommen von ihm erfreuten sich durch Auszeichnungen und bestimmte Geschenke des Ruhms ihres Ahnherrn. Die alten Schriftsteller sind seines Lobes voll. Er baute jedes Feld der ernsten lyrischen Poesie an, ohne die Muse heiterer Fröhlichkeit (denn auch Skolien dichtete er) zu verschmähen. Pindar ist der erste lyrische Dichter, in großartigem Styl. Liest man einen Hymnos von ihm, so ist es, als käme man in einen Pallast, in dem Portal und Säulen und Alles, was darin ist, im höchsten Styl geformt, den Sinn des Eintretenden erfreuen und erheben, als käme man in einen Saal, in dem Götter und Heroen und alle Edeln der griech. Vorzeit wohnen. Was Mythologie und Geschichte gaben, die Herrlichkeit der Länder, Inseln und Städte, die Großthaten der Vorfahren seiner Helden, die glänzenden Eigenschaften seiner Siege, Alles wird von Pindar mit echt lyrischer Kunst und Begeisterung, die sogleich von dem Einzelnen auf das Allgemeine und in das Reich der Ideen hineilt, gepriesen. Der kühne Flug seiner Phantasie, der wie ein Waldstrom einherbraust, achtet nicht der Uebergänge und Verbindungen; das Ganze wird zwar durch nicht leicht sichtbare Fäden, doch kräftig zusammengehalten. Große epische Stücke, die durch ihre Behandlung einen lyrischen Charakter annehmen, werden als Episoden mehren Hymnen eingewebt. In der verschiedenen Behandlung desselben Gegenstandes zeigt sich die wunderbare Fülle und Fruchtbarkeit von Pindar's Geiste. Seiner religiösen und philosophischen Poesie Charakter ist hoher Ernst; auch wenn er von der Liebe spricht; wie ein Mitgenosse beschreibt er die Inseln der Seligen, und vor Allem ist er unerschöpflich im Lobe der Musen, der Gesänge und im Lobe der Harfe Apollons. Erhabene, sinnvolle Wahrheiten gehen wie Göttersprüche aus seinem Munde hervor und erschüttern wie mit einer Zauberruthe das Gemüth des Lesers. Was nur Großes und Erhabenes von den Göttern, Herrliches von dem Mannssinn und der Tugend, Tröstendes über die Räthsel des Lebens, Erheiterndes bei dem Wandel des Irdischen, Ermunterndes zur Nacheiferung in der Weisheit, Tiefgedachtes über das Herz des Menschen und seine mancherlei Bestrebungen gesagt werden kann, findet sich bei Pindar. Wie den Triumphatoren der Römer in dem Augenblick der höchsten irdischen Hoheit zugerufen ward, ihrer Menschheit eingedenk zu seyn,

so erinnert der weise Dichter, damit seine Sieger sich nicht überhöben, oft mit ernsten und heiligen Worten an die Nemesis. Es sind noch 45 Oden oder Siegeshymnen Pindar's übriggeblieben, und zwar, da der öffentlichen feierlichen Wettkämpfen bei den Hellenen 4 waren — die olympischen, pythischen, nemeischen, isthmischen — und der Dichter bei allen seine Lyra ertönen ließ, 14 auf olympische Sieger, 12 auf pythische, 11 auf nemeische und 8 auf isthmische. Sie sind sämmtlich im dorischen Dialekte gesungen. Von den Ausgaben des Pindar verdienen mit Auszeichnung genannt zu werden die von West und Welstet (Oxford 1697, Fol.), von Heyne (neueste Lpz. 1817, 3 Bde.) und von Böckh (Lpz. 1811 fg., 3 Bde., 4.). Von Gedike haben wir die olympischen und pythischen Oden in Prosa verdeutscht; die olympischen von Gurlitt und von Bothe. Sämmtl. Oden hat Fähse übersetzt mit einem brauchbaren Commentar (Penig 1804, 2 Bde.). Die neueste, aber ohne Hülfe des Originals kaum verständliche, Uebersetzung ist von Thiersch (Lpz. 1819, 2 Bde.).

Pindar (Peter), s. Woolcott.

Pindarees (in der Sanskritsprache s. v. a. Bergbewohner, von Pinda, ein Berg), Völkerstamm im nördlichen Hindostan, in den Gebirgen des östlichen Marattenlandes, nördlich von Nerbudda, um Nembawar, Kantapore, Guneß, Birischä und in einem Theil der Landschaft Bilsah und Bepahl, in einem 100 englische Meilen langen und an manchen Stellen 40 Meilen breiten Lande, an 40.000 Krieger stark. Sie sind der mohammedanischen oder Hindus-Religion zugethan, und begrüßen sich untereinander mit dem Brudernamen (Suracy); die wenigen Nicht-Islamiten nennen sie Orriga (Fremdlinge). In Friedenszeiten leben sie vereinigt in kleinen Gesellschaften von 100—200 Mann, unter Anführern, die Mhorladas oder Toldar heißen. Vereinigen sich mehre dieser einzelnen Gesellschaften zu einem Streifzug, so heißt das Corps Toll, einzelne abgeschickte Parteien Buzzaks, das Hauptcorps Lubbur und der Obergeneral Lubbreah. Da das Land, das sie bewohnen, sehr unfruchtbar ist und von ihnen nicht verbessert wird, so zwingt sie oft der Hunger zum Krieg. Sie reiten eine kleine, aber schnell laufende und dauerhafte Art von Pferden, die sie aber nicht selbst ziehen, sondern sie erbeuten, oder von den Maratten kaufen, die große Stutereien in Malwa unterhalten. Ihr gewöhnlicher Gang ist ein Mittelding zwischen Schritt und Gallop. Im Kriege bleibt das Pferd die ganze Nacht über gesattelt und der Pindar schläft stets den Zaum in der Hand. Ihre Waffen sind Lanzen, Spieße und Schwerter und nur wenige von ihnen haben Flinten mit Luntenschlössern, deren Gewicht ihnen zu schwer ist. Sobald der Fluß Nerbuddah im November so seicht ward, daß man hindurchwaten konnte, und nach der Einsammlung der Ernte brachen sie auf und plünderten Feinde und Freunde. Ihre Verwüstungen erstreckten sich hunderte von Meilen von ihrer Heimath, wo sie Weiber und Kinder von der Infanterie beschützt zurück ließen, während sie zu Pferde und ohne Zelte und Gepäcke 100 englische Meilen in 2 Tagen marschirten. Aber in dem Kriege mit England 181⁷⁄₈, ist die Macht der Pindarees gänzlich vernichtet und 30.000 Mann der leicht bewaffneten Reiterei sind ausgerottet worden; ihr An-

führer Carar hat die britische Regierung um Gnade ersucht und seinen Neffen und andere Verwandte zu Geißeln angeboten.

Pindemonte, 1) (Giovanni Marchese), geb. 1751 zu Verona; machte schon auf der Schule zu Modena Verse und improvisirte; bekleidete aber später das Amt eines Prätors zu Venedig. Einer metrischen Uebersetzung von Ovids „Mitteln wider die Liebe" (Vicenza 1791), die er unter dem Namen Eschlio Acanzio herausgab, folgten mehre seiner eignen Gedichte. Später schrieb er mehre Tragödien, die aber jetzt ziemlich vergessen sind; sie erhielten dann den Beifall der Menge, während Alfieri's Dichtungen gleichgültig oder mit Widerwillen aufgenommen wurden. Pindemonte zeigte sich als Neolog in der Poetik und war einer der Ersten, welche die Herrschaft der Aristotelischen Regeln beschränkten. Seine 11 „Componimenti teatrali" Mailand 1804, 4 Thle., bestanden nicht vor einer strengern Kritik. In seiner Lobrede auf Thomas von Aquino wollte Pindemonte durch Beredtsamkeit glänzen, zeigte aber nur Gelehrsamkeit. Gleich mittelmäßig war er als Prosaist und als Dichter. Genöthigt Venedig zu verlassen lebte er einige Zeit in Paris, wo er die Aufmerksamkeit von Bonaparte, damals erstem Consul, erregte und zum Mitgliede des italienischen Corps législatif ernannt wurde. Pindemonte st. 1812. 2) (Hipolyt, Ritter), Bruder des Vor., geb. zu Verona 1753; hatte sich schon 18 Jahr alt eine Stelle unter den bessern Dichtern Italiens erworben. Vom Studium der Classiker Griechenlands und Roms ging er an die Beobachtung der Welt und Menschen, durchreiste Italien, Frankreich und England. Die verschiedenen Gemälde, welche ihm der gesellschaftliche Zustand dieser Länder darbot, hatten großen Einfluß auf die Richtung seines Geistes. Seine demokratische Gesinnung ward aristokratisch, und den Freuden der Liebe entsagend versank er in Frömmelei; seine Werke tragen die deutliche Spur dieser innern Metamorphose. Die „Viaggi", der längste seiner Sermonen, und „Abaritte", ein ihm zugeschriebener Roman, sind eine Art von Tagebuch, die Betrachtungen des Verfassers während seiner Reisen enthaltend. Auch schrieb er: „Poesie campestri", wo er mit Entzücken von Englands Landschaften und Sitten spricht. Im Allgemeinen athmen die Dichtungen Pindemontes Heiterkeit, Ruhe und das stille Glück des Herzens. Den Tod Hermanns, des Cheruskers, hat er zum Gegenstand eines Trauerspiels genommen, das sich von der Beschränkung alter Regeln lossagt, ohne sie jedoch ganz zu überwinden. Er hat in demselben Chöre von Kriegern und Jungfrauen eingeführt, welche für Muster des Styls gelten, indessen wurde sein „Arminio" nie aufgeführt und ist auch vielleicht dazu nicht geeignet. Zu Pindemonte's Werken gehören seine lyrischen Gedichte, vorzüglich die Episteln und Sermonen, die eine Tiefe der Gedanken und Innigkeit der Gefühle offenbaren, welche ein Anklang der dem Verfasser wohlbekannten englischen Literatur zu seyn scheinen. Außer mehren Uebersetzungen aus Virgil, Ovid und Catull, die er 1781 mit Girolamo Pompei herausgab, wie 1785 den Homerischen Hymnus auf die Ceres, sind unter seinen zahlreichen Werken ausgezeichnet: „Elogia di Gessner" und „Il colpo di martello". Den meisten Ruhm erwarben ihm: „Le prose e poesie campestri d'Ippolito Pindemonte e le canzoni pastorali di Girol. Pompei", Mailand 1827, wozu er durch Bertola's Uebersetzung der Geßner'schen Idyllen angeregt wurde. Pindemonte lebte zu Venedig als

Mitglied des italienischen Instituts und verschiedener gelehrten Gesellschaften. Alterschwäche neigte ihn zu übertriebener Andächtelei, welche der Vollendung seiner Werke Abbruch that. Pindemonte starb zu Verona den 18. November 1828.

Pindus, jetzt Mezzovo, ein alter, in der Mythologie häufig vorkommender Berg in Griechenland, welcher, sowie der Helikon und Parnaß, ein Sitz des Apollo und der Musen war.

Pinel (Philipp), Mitglied des Instituts und der Ehrenlegion, einer der einflußreichsten Gelehrten Frankreichs für Psychiatrie, und für die Irrenhäuser das, was der große Howard für die Gefängnisse, war geb. an 11. April 1745 zu St. André bei Lavour im Tarndepart., wo sein Vater Arzt war. Er studirte zu Toulouse, wo er 1761 Doctor der Medicin wurde; 1778 wandte er sich nach Paris und wurde 1791 dirigirender Arzt an der Irrenanstalt Bicêtre und 1794 an der Salpétrière. In dieser Stellung erwarb er sich hohe Verdienste um die Einführung einer menschlichern Behandlung von Irren und überhaupt um Verbreitung richtiger Grundsätze in der Psychiatrik. Auch war er für die Pathologie an der medicinischen Schule wichtig, indem er, besonders im Geiste der Philosophie Condillacs, die unmittelbare Wahrnehmung von Erscheinungen als die Grundlage dafür aufstellte und tiefes Eindringen in das Wesen der Krankheit, als leere Grübelei, ablehnte. Auch war er eine Zeitlang Redacteur der „Gazette de santé", sowie fleißiger Mitarbeiter vom „Dictionnaires des sciences med."; st., hochgeachtet in jeder Rücksicht, zu Paris 1826. Unter seinen Schriften nennen wir als die vorzüglichsten: „Traité sur l'aliénation mentale", Paris 1791. n. A. 1809. deutsch übersetzt von M. Wagner, Wien 1801; „Nosographie philosophique ou la méthode d'analyse appliquée á la médecine", 2 Bde., Paris 1798, in öftern Ausgaben, neueste: 3 Bde., 1828, deutsch Uebers., 2 Thle., Copenhag. 1799 und 1800, auch Tübingen 1799, 1800; „Médecine Clinique", Paris 1802, neueste Aufl. 1815, deutsch übers. von A. v. Krauß, Paris 1802.

Pingré (Alexandre Gui), Canonikus reg. der Congregation und Bibliothekar von St. Genovefa, Astronom und Geograph der Marine und Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Paris, ward hier den 4. Sept. 1711 geb. Er widmete sich dem geistlichen Stande und wurde im Stift der heil. Genovefa zu Senlis erzogen. Seine Theilnahme an den Jansenistischen Stteitigkeiten zog ihm Verfolgungen zu. In Rouen, wo er einer niedern Lehrstelle vorstand, veranlaßte ihn Le Cat, in der hier 1748 gestifteten Akademie der Wissenschaften die Stelle eines Astronomen anzunehmen, indem er aber bald solche Fortschritte machte, daß er 1750 zum Correspondenten der pariser Akademie ernannt wurde. Nach Paris zurückberufen wurde er Canonikus reg. und Bibliothekar von St. Genovefa, stand von 1751 an der neuerbauten pariser Sternwarte 40 Jahr lang vor und gab 1754—57 den ersten Schiffercalender, unter dem Namen: „Almanac nautique", heraus, von welchem die „Connaissances de temps" (s. Lalande), nur die Fortsetzung bilden. 1756 ward er wirkliches Mitglied der Akademie und bereicherte von 1753—70 ihre „Mémoires" mit Beiträgen; besonders beschäftigte er sich mit Berechnungen von Cometenbahnen und Sonnen- und Mondfinsternissen. Er nahm nun als Geograph der Marine an verschiedenen Seereisen, für Prüfung von Seeuhren, Theil, beobachtete auch 1769 den Durchgang

der Venus durch die Sonne auf dem Cap François und beschrieb 1773 die Reise in zwei Octavbänden, 8. Im Jahre 1771 machte er in Begleitung Borda's eine neue Seereise zur Prüfung der Berthoud'schen und le Roy'schen Längenuhren. Ihre Beschreibung, fast ganz von ihm, erschien 1778. 1783 gab er seine „Cométographie"; heraus. 1790 vollendete er seine „Geschichte der Sternkunde des 17. Jahrh."; 1786 erschien zum ersten Male in franz Sprache durch ihn die schwere Uebersetzung des astronomischen Gedichts des Manilius. Er starb den 1. Mai 1796.

Pinienbaum, auch Zirbelbaum, wächst im südlichen Europa und gleicht der gemeinen Fichte, nur daß seine Nadeln 5—6 Zoll lang sind. Seine Zapfen enthalten 15—20 Nüsse, deren sehr ölreiche Kerne u. d. N. der Pinien- oder Zirbelnüsse in den Apotheken gebraucht werden, den Mandeln ähnlich und von einem süßen Geschmack sind.

Pinke (pinque), auch Tartane, eine Art Lastschiffe, hinten und vorn gleich rund, mit flachem Boden und dickem Bauche. Sie führen ungefähr 300 Tonnen und werden besonders zum Stockfischfange gebraucht.

Pinturicchio (Leonardo), berühmter Maler der römischen Schule, führte gewöhnlich Compositionen von Piet. Perugino und Rafael aus, und bekam dafür von diesen den dritten Theil des Honorars. Er starb 1513. Merkwürdig ist es, daß man in seinen Gemälden eine große Vorliebe für goldene Bordirungen und Franzen erblickt. In Rom und in Siena sind mehre Werke von ihm; sein bestes Werk aber befindet sich in dem Dom zu Sospello.

Piombino, Fürstenthum, mit der festen Stadt gl. N. (von 4000 Einw.), liegt in dem toscanischen Gebiete Siena am Canal Piombino, der es von der Insel Elba (s. d.) trennt, deren größerer Theil zu diesem Fürstenthume gehört. Das Ganze hat auf 10 □M. 20.500 Einw. und gibt 80.000 Gldn. Einkünfte. Ursprünglich war dieses Fürstenthum ein kaiserl. Reichslehen und gehörte der Familie Appiani; hierauf kam es an Ludovisi. Als Philipp II., König von Spanien, den Herzog Cosmus I. von Florenz mit Siena belehnte, trennte er davon den Stato dei Presidj, zu welchem Piombino als Lehen gehörte, und verband ihn mit Neapel. 1801 trat König Ferdinand IV. von beiden Sicilien den Stato nebst Piombino, über welches er aber nur die Lehnsh[illegible]eit besaß, an Frankreich ab. Das Fürstenthum gehörte damals dem Hause Buoncompagni. Diese Familie stammt von einem natürlichen Sohne des Papstes Gregor XIII. (Hugo Buoncompagni) ab. Sie hatte Piombino 1681 durch die Vermählung Gregor Buoncompagni's, Herzogs von Sora und Alcara, mit der Erbin von Piombino, Hippolyte Ludovisi, erworben. Gregor hinterließ nur Töchter; die älteste war mit seinem Bruder Anton vermählt, von dem die jetzigen Fürsten Piombino abstammen. Frankreich entzog dem Hause das ganze Besitzthum, und Napoleon ertheilte das Fürstenthum Piombino als ein franz. Reichslehen 1801 seiner Schwester Elisa Bacciochi (s. d.). Endlich gab die wiener Congreßacte dem Hause Buoncompagni-Ludovisi das Fürstenthum Piombino nebst dem Antheile von Elba zurück, allein unter der Lehns- und Landeshoheit von Toscana. Doch sollte der Großherzog den Fürsten für den Verlust seiner Hoheitsrechte entschädigen. Der gegenwärtige Besitzer, Ludwig Maria Buoncompagni-Ludovisi, Fürst von Piombino, Herzog von Sora und Alcara, geb. 1767, hat keine Kinder, sondern bloß Seitenverwandte.

Piombo (Sebastiano del), berühmter Maler, geb. zu Venedig 1485. Sein eigentlicher Familienname war Luciani. Der Musik, welche er sehr liebte, entsagte er, um sich der Malerei unter Giovanni Bellini zu widmen. Dann war Giorgione sein Lehrer, dessen schönes Colorit er nachahmte. Als er für sich selbst zu malen anfing, war Portraitmalerei der Zweig, den er vorzüglich ausbildete. Der Ruf, den er sich bald hierdurch erwarb, veranlaßte einen reichen Kaufmann aus Siena, Agostino Chigi, ihn nach Rom zu nehmen und ihm die Verzierungen seines Hauses zu übertragen. Die Zartheit seines Pinsels wurde hier sehr bewundert, und Michel Angelo, der auf den wachsenden Ruhm Rafael's einigermaßen eifersüchtig gewesen zu seyn scheint, munterte Sebastiano auf, mit ihm einen Wettstreit einzugehen. Jener versah ihn sogar mit Zeichnungen, die Piombo oft sehr glücklich ausführte, obgleich sein Geist für hohe Erfindung und große Ideen nicht eben empfänglich war. Als Rafael sein berühmtes Gemälde der Himmelfahrt gemalt hatte, wurde Sebastiano von Michel Angelo bewogen, durch eine Auferstehung des Lazarus jenen wo möglich zu überbieten. Dieses Werk wird für sein größtes angesehen und erhielt allgemeinen Beifall. Sein Märtyrertod der heil. Agatha wurde ebenfalls zu den Werken der ersten Meister gezählt. Wie dem auch sey, so besteht sein Hauptverdienst doch in einzelnen Figuren und Portraiten. Sein Pietro Aretino und Papst Clemens VII. waren von bewundernswürdiger Aehnlichkeit und dem vollendetsten Colorit. Vornehmlich ward er von dem genannten Papste begünstigt, der ihm das Amt eines päpstl. Siegelbewahrers übertrug. Sein Beiname, del Piombo, spielt darauf an, indem das an die päpstl. Bulle gehängte Siegel, wenigstens damals, in Blei (piombo) abgedruckt zu werden pflegte. Dieses Amt nöthigte ihn, das geistliche Gewand zu nehmen. Seitdem entsagte er der Malerkunst fast ganz. Er schrieb Verse, zog gelehrte Männer an seine Tafel, lebte mit Gemächlichkeit und malte nur hin und wieder auf besondere Veranlassung ein Portrait, z. B. die Julia Gonzaga für den Cardinal Hippolyt von Medici, den Papst Paul III. im Verscheiden u. A. m. Er starb 1547. Es verdient noch bemerkt zu werden, daß er eine eigne Art in Oel auf Stein zu malen erfunden hatte, in welcher man noch eine Geißelung in St. Peter in Montorio sieht.

Pionniers heißen die in ein besonderes Corps gesammelten Mannschaften, welchen die Ausbesserung von Wegen und die hierher gehörigen Arbeiten, z. B. das Schlagen der sogen. Laufbrücken, Einrichten besonderer Colonnenwege u. dgl., obliegen. Bei mehren Heeren sind sie mit den Sappeurs, Pontoniers, verbunden.

Pipe, ein ursprünglich span. Wein- oder Oelmaß, das gewöhnlich 5 Eimer oder 300 Maß enthält. In Danzig hält eine Pipe spanischen Weins 2½ Ohm, eine Pipe Sekt aber 3 Ohm oder 12 Anker, oder 60 Viertel.

Pipin, der Name zweier großer Beherrscher des alten Frankreichs zu den Zeiten der letzten Regenten aus dem merovingischen Stamme. 1) **Pipin von Herstall**, wurde nebst seinem Vetter Martin von den Austrasiern, welche sich nach Dagoberts II. Tode nicht unter des von dem neustrischen Majordomus Ebroin wieder aus dem Kloster geholten Königs Theodorich III. Herrschaft bequemen wollten, 680 zum Herzog von Austrasien und unter diesem Titel zum Regenten dieses Landes er-

nannt. Da zogen Theodorich und Ebroin wider sie zu Felde, und Martin und Pipin wurden geschlagen. Ersterer verlor durch den Verrath der Neustrier sein Leben, letzterer rettete sich in sein Land, und Ebroin konnte ihn weder durch List noch Gewalt bezwingen. Nach Ebroins Untergang durch Hermanfried 682 machte der neue neustrische Majordomus Waratto mit Pipin Frieden. Als nach Waratto's Tode eine Partei unter den Leudes dessen Schwiegersohn Berthar zum Majordomus erhoben, mußten mehre von denen, die sich dieser Wahl widersetzt hatten, Schutz bei den Austrasiern suchen. Pipins Unterhandlungen für sie fruchteten bei Berthar nichts; daher ergriff Pipin das Schwert 687, schlug die Neustrier bei Testri und bemächtigte sich der Stadt Paris, der königlichen Schätze und der Person des Königs selbst. Dieser mußte ihn zum Majordomus aller 3 Reiche machen, und Pipin regierte nun nach Gefallen, aber auf solche Weise, daß er sich bald das allgemeine Zutrauen erwarb. Er führte die nicht mehr Statt habenden Volksversammlungen auf dem Märzfelde wieder ein, sodaß neben den Leudes und ihrem Anhange auch das Volk der Freien an den öffentlichen Berathschlagungen Theil nahm. Nachdem Pipin das Innere der Monarchie in Ordnung gebracht, suchte er die Völker, die sich bei diesen Unruhen von der Oberherrschaft der Franken losgemacht, wieder zum Gehorsam zu bringen. Den den Heidenbekehrern tapferen Widerstand leistenden König der Friesen schlug Pipin und machte ihn zinsbar. Doch 697 kriegte Ratbod von Nexem, Pipin schlug ihn bei Durstädt und ließ, um den Frieden zu befestigen, seinen Sohn Grimoald die Tochter des friesischen Fürsten Teutsand heirathen. Gegen die Alemannen machte Pipin 709 und 710 siegreiche Feldzüge. Da der merovingische Thron durch das schnelle Hinsterben der jungen Könige so oft erledigt ward, so ist Pipin dem Verdachte der Schuld daran nicht entgangen. Auf König Theoderich III. folgte sein 10jähriger Sohn Chlodowich III. (691—695), auf diesen sein 12jähriger Bruder Childebert III. (695—711), auf diesen der minderjährige Dagobert III. Dem letzten sandte Pipin, nachdem Norbert, den er, als er nach Austrasien zurückkehrte, gleichsam als Wächter des Königs Theodorich III. und seiner Nachfolger in Neustrien zurückgelassen hatte, seinen eigenen Sohn Grimoald als Majordomus zu, seinem andern Sohne Drago gab er das Herzogthum Champagne. Nach Grimoald's Ermordung durch Rangar zu Lüttich setzte er an dessen Stelle Grimoalds hinterlassenen Sohn, den Knaben Theudebald, zum Majordomus ein. So groß war bereits seine Macht. Er selbst starb 714, und hinterließ seinem natürlichen Sohne, dem tapfern Karl Martell, die nämliche furchtbare Würde, welcher sie noch mehr erweiterte und das ganze große Reich der Franken bei seinem Tode (741), mit Genehmigung der Stände, unter seine beiden Söhne theilte. Der ältere, Karlmann, überließ seine Länder seinem Bruder, 2) Pipin dem Kurzen oder Kleinen, welcher nun u. d. N. eines Königs ganz Frankreich besaß und bloß auf einige Jahre (bis 752) einen neuen Scheinkönig, Childerich III., den letzten Merovinger, aufstellte. Dieser Pipin, Karls des Gr. Vater, besiegte nicht nur die Baiern und gab ihnen einen Herzog, sondern unterwarf sich auch in der Lombardei den größten Theil des Exarchats, oder den nachmaligen Kirchenstaat, den er dem Papste, mit Vorbehalt der Oberherrschaft, schenkte, machte sich mehre Völker zinsbar und vergrößerte sein Reich außerordentlich.

Da aber seine Macht sich bloß auf gutes Vernehmen mit den Ständen gründete, so konnte er noch keine Reform im Innern des Staats machen, sondern mußte diese seinem Sohne überlassen, der nach ihm den Thron bestieg. Pipin starb 768, und die Franken trauerten über seinen Tod, als wenn er aus dem alten Königsgeschlechte entsprungen wäre.

Piräus, s. Athen.

Pirch (Otto Ferdinand Dubislaw von), Sohn des jetzigen Gensdarmerieobersten v. Pirch zu Berlin, geb. 1799 zu Baireuth, zeigte früh einen lebhaften Geist und erhielt eine sehr zweckmäßige Erziehung. Als in Folge des Kriegs 1807 seine Aeltern nach Berlin versetzt wurden, kam Pirch auf das joachimsthalsche Gymnasium; 1815 trat er als Volontair in das Dragonerregiment seines Oheims und zeichnete sich bei Ligny und Belle Alliance so sehr aus, daß der König seinem Oheim die Wahl ließ, ob ihm für den Neffen das eiserne Kreuz oder eine Offizierstelle angenehmer sey. Als Lieutenant wurde er, nach 3jährigem Lehrgange in der allgemeinen Kriegsschule, ins topographische Bureau des Generalstabes versetzt. Da es ihm nicht gelang, 1829 den russisch-türkischen Feldzug mitzumachen, unternahm er eine Urlaubsreise nach Ungarn, Serbien und Oberitalien, die er, erst in seiner „Reise in Serbien" (2 Thle., Berlin 1830), dann in seinem „Caragoli" (2 Thle., Berlin 1832) beschrieben hat. Die Gunst, mit der ihn Fürst Milosch in jenem Lande aufnahm, machte es ihm möglich, mehr als Jemand vor ihm über diese emporstrebende Nation uns mitzutheilen, und seine Reisebeschreibung bleibt für uns eine Quelle der Notizen über Serbien, während seine „Carigoli" ein Schatz anmuthiger Schilderungen andrer Art ist. Mit dem Fürsten Milosch blieb er bis an seinen Tod in ehrenvollem Briefwechsel. Er war 1831 im Gefolge des Marschalls Gneisenau in Posen, bereiste von dort aus die Schlachtfelder des Polenkrieges — auf dem von Warschau war Oberst Kotzebue sein officiell von Paskewitsch ihm zugegebener Führer —, und nachdem er 1832 Hauptmann geworden, wurde er im Juni deff. J. zum Generalstab nach Breslau versetzt. Am 17. Juni, als er in seinem Berufe eine Charte auf seinem Pferde entfaltete, wurde dasselbe scheu, er abgeworfen, geschleift, bewußtlos zu einem Freunde gebracht, und starb nach 3 Tagen, auch wegen seines edeln Charakters hoch betrauert. Außer den schon angeführten Schriften sind seine Bemerkungen über Kaspar Hauser bekannt. Seine in dem berliner „Militairischen Wochenblatte" gelieferten Plane und Beschreibungen der Schlachten von Grochow, Ostrolenka und Warschau zeichnen sich durch Klarheit aus.

Perithous, Sohn des Jupiter und der Dia, ein berühmter König der Lapithen und vertrauter Freund des Theseus. Nach seiner Gemahlin Hippodamia Tode machte er mit Theseus den Plan zur Entführung der spartanischen Helena, und da sie dem Theseus durchs Loos zufiel, so sollte dieser nun dem Perithous des Pluto Gemahlin, Proserpina, entführen helfen. Sie stiegen zur Unterwelt hinab, konnten aber, da sie sich niedersetzten, nicht wieder aufstehen; oder wurden, nach einer andern Mythe, bei ihrer Ankunft von den Furien niedergestürzt und Perithous mit 300 Ketten gefesselt. Herkules unternahm es, sie zu befreien; dieß gelang ihm aber nur mit dem Theseus; Perithous mußte bleiben.

Pirkheimer oder Pirkhaimer (Bilibald), berühmter nürnbergi-

scher Rathsherr, geb. zu Eichstädt 1470, stammte aus einem berühmten Patriciergeschlechte aus Nürnberg, erhielt von seinem Vater eine treffliche Erziehung, trat herangewachsen in die Dienste des Bischofs von Eichstädt, der als einen der Aufseher des schwäbischen Bundes unaufhörlich mit Raubrittern zu kämpfen hatte, und leistete demselben zwei Jahre hindurch sehr wesentliche Dienste. Er studirte hierauf, nach des Vaters Willen zu Padua und Pisa die Rechte, Theologie, Medicin, Mathematik, Astronomie, Musik und alte Sprachen, verheirathete sich nach seiner Rückkehr und wurde Senator zu Nürnberg. Nachdem ihn diese Reichsstadt mehrmals als Gesandten gebraucht, vertraute sie ihm auch den Befehl über die gegen die Schweizer 1499 ausgeschickten Truppen. Maximilian I. und Karl V. beehrten ihn mit ihrer Gunst und ertheilten ihm den Rathstitel. Den letzten Theil seines Lebens verbrachte er in behaglicher Ruhe, zog einen kleinen Kreis trefflicher Freunde um sich, zu denen Albrecht Dürer und Celtes gehörten, und starb 1530. Unter seinen Schriften (Opera ed. M. Goldast, Frankf. 1610, Fol.), welche hauptsächlich in historischen und poetischen Aufsätzen und Gedichten satyrischen Inhalts bestehen, sind besonders seine Briefe an die Gelehrten seiner Zeitgenossen bemerkenswerth und lehrreich. S. die Schriften: „Zum Andenken Wilibald Pirkheimer's" (Nürnb. 1828), „Wilibald Pirkheimer's Aufenthalt zu Neunhof, von ihm selbst geschildert", nebst Beiträgen zu dem Leben seiner Schwestern und Töchter, von M. M. Mayer (Nürnb. 1828). Pirkheimer's „Historia belli Suitensis" hat E. Münch (Basel 1826) übersetzt mit Prikheimer's Biographie herausgegeben.

Piron (Alexis), geb. zu Dijon 1629, der Sohn von Aimé P., der sich als Dichter in burgundischer Mundart bekanntgemacht hat, verlebte 30 Jahre in seiner Vaterstadt unter Ausschweifungen und Vergnügen. Ein schmutziges Gedicht, wodurch er sich in sehr übeln Ruf gesetzt hatte, wurde die Ursache, daß er nach Paris ging. Er trat als Secretair in die Dienste des Herrn v. Bellisle, nachher in die eines Finanzpachters und arbeitete für die Bühne. Die Reihe seiner komischen Opern eröffnete er mit „Arlequin Deucalion", worin er, wie fast in allen nachfolgenden, vielen Witz und Laune, aber wenig Plan und Kunst entfaltete. Sein erstes Lustspiel war: „L'école des pères" und sein bestes: „Le Métromanie ou le poëte". Es erhebt ihn in den Rang der ersten Lustspieldichter seiner Nation, und ist noch jetzt in verdientem Ansehen. Allgemein bekannt sind von ihm eine Menge witziger Einfälle und Antworten. Ebenso bekannt ist seine unaufhörliche Rivalität mit Voltaire, der ihn unter allen seinen Gegnern seiner höchst sarkastischen und treffenden Einfälle wegen am meisten fürchtete. Aber diese Eigenschaft war es auch hauptsächlich, die ihm den Eintritt in die Akademie versperrte. Er starb 1773. Seine sämmtliche Werke (7 Bde., und 9 Bde. in 19.. 1776) enthalten Tragödien (unter denen „Gustav Wasa" am meisten geschätzt wird), Komödien, Oden, Episteln, Epigramme und Erzählungen in Versen, die zwar den Lafontaine'schen an Naivetät und den Voltaire'schen an Feinheit und Grazie nachstehen, sich aber durch einen freien, lustigen Ton auszeichnen.

Pirouette, ein kleiner Kreisel; in der Tanzkunst das schnelle Umdrehen auf einem Fuße, der Kreisschwung oder Drehschwung; in der Reitkunst die schnelle, aber sehr enge Werfung des Pferdes, sodaß es mit dem Kopfe auf derselben Stelle steht, wo es zuvor mit dem Schweife war. — **Pirouettiren**, kreiseln, im Kreise drehen.

Pisa, in der gleichnamigen Provinz des Großherzogthums Toscana, eine der ältesten Städte Italiens, an beiden Ufern des Arno 3 Stunden von seinem Ausflusse, in einer sumpfigen, nicht sehr gesunden Gegend. Diese einst so mächtige Stadt, mit 150.000 Einw., ist jetzt finster und öde, die alten Festungsgräben sind in Gärten verwandelt, auch im Innern sind viele Gärten, in manchen Straßen wächst Gras, und von dem einst so berühmten Hafen ist keine Spur mehr zu finden; die Zahl der Einwohner beträgt höchstens 20.000. Bei dem aber hat Pisa noch viele herrliche Ueberreste ihrer alten Schönheit, Palläste und Kirchen. Die schönste Gegend der Stadt sind die Ufer des Arno, daher Lungarno genannt, welche von herrlichen Schahlungen eingefaßt, mit den besten Gebäuden besetzt, wie in Florenz einen besuchten Spaziergang zu bilden. Vier Brücken führen über den Fluß. Die Straßen sind trefflich mit Quadern gepflastert. Alle Herrlichkeit Pisas aber ist auf dem Domplatze zusammengedrängt. Hier steht der alte ehrwürdige, 1103 von einem Griechen im byzantinischen Styl erbaute Dom, im Innern mit vielen Granit- und Porphyrsäulen und trefflichen Gemälden, besonders von Andrea del Sarto, geschmückt; er enthält auch das Grabmal des Kaisers Heinrich VII. Vor dem Dome steht, wie in Florenz, das 1152 erbaute Battisterio, von runder Form, dessen Kuppel von den herrlichsten Säulen getragen wird; Viele ziehen es dem florentinischen vor. An der entgegengesetzten Seite des Doms steht der berühmte schiefe Glockenthurm, 158 Fuß hoch; er ward 1174 erbaut, die Abweichung von der geraden Linie beträgt 12 F. Er ist von 8 Säulenreihen über einander umgeben und die Treppen gehen außerhalb herum. Es ist nun wohl ausgemacht, daß er nicht absichtlich schief gebaut, sondern sich, wie mehre andere Gebäude in Pisa, nach dem Meere gesenkt hat. Dem Dome gegenüber liegt das berühmte Campo santo, ein Gottesacker von länglich viereckiger Gestalt, von hohen bedeckten gothischen Gallerien umgeben; an deren innern Wänden ein Schatz von alten herrlichen Frescogemälden, von Giotto, Balmacco, Orcagna, Benozzo Gozzoli und andern alten Meistern sich befindet; es gehört zu den größten Kunstmerkwürdigkeiten Italiens, leider haben Feuchtigkeit und unbegreiflich rohe Behandlungen viele dieser herrlichen Gemälde zerstört. Auch befindet sich hier eine große Sammlung hetrurischer und römischer Alterthümer, namentlich aus Urnen, Sarkophagen bestehend; das Ganze ward 1278, nach einem großen Seesiege über die Sarazenen, angelegt, und um den Ort noch mehr zu verherrlichen, ließen die Pisaner in 50 Galeeren Erde aus dem gelobten Lande für diesen Kirchhof holen, von welcher man glaubte, daß sie die Leichname in sehr kurzer Zeit verzehre. Endlich sieht man noch auf dem Domplatze ein gut eingerichtetes Hospital und Findelhaus. Unter den übrigen Kirchen verdienen Erwähnung die durch ihre elegante gothische Bauart ausgezeichnete Kirchen Madonna della Spina und die im neuern Styl erbaute Kirche S.-Stefano, die nebst dem angrenzenden Pallaste dem einst hier residirenden Ritterorden des heiligen Stephanus zugehörten. Von dem berühmten Hungerthurm auf dem St.-Stephansplatze ist keine Spur mehr mehr vorhanden; hier mußte der Graf Ugolino della Gherardesca (s. d.) mit seinen Söhnen 1282, welcher das Vaterland an die Guelfen hatte verrathen wollen, auf Befehl des Erzbischofs von Pisa, Ruggiere, des Hungertodes sterben. Die einst berühmte 1339 gestiftete Universität hat eine Sternwarte und einen ausge-

zeichneten botanischen Garten. Sie hat von allen Zeiten treffliche Lehrer besessen, wie auch jetzt Vacca, Ciampi, Tantini ihre Zierden sind. Die Rosinische Buchdruckerei gehört zu den vorzüglichsten. Handel und Fabriken liegen gänzlich. Die Feinheit und Liebenswürdigkeit der Gesellschaft, im Vereine mit anspruchsloser Herzensgüte und Dienstfertigkeit, machen dem Fremden den Aufenthalt in Pisa sehr angenehm. Die berühmten heißen Bäder von Pisa liegen nördlich 2 Stunden von der Stadt am Fuß des steilen und hier ganz unfruchtbaren Berges, S.-Giuliano, welcher die Grenze gegen Lucca bildet; die Hitze ist daher hier in den Sommermonaten unerträglich. Aus einem östlichern Theile des nämlichen Gebirges kommt eine schöne Wasserleitung, welche am Ende des 16. Jahrh. erbaut wurde, und die Stadt, der es an Trinkwasser fehlt, damit reichlich versieht. Groß ist in Pisa der Gewinn vom Oel, welches an Güte dem Oele von Lucca wenig nachsteht; die Felder und Hügel sind gut bebaut und die Marmorbrüche in der Nachbarschaft gehören zu den schönsten in Italien. — Die Stadt blühte im Mittelalter auf durch den kräftigen Freiheitssinn und den thätigen Handel ihrer Bürger. Im Kampfe mit den Saracenen eroberte Pisa Sardinien, Corsika, die Balearen und hieß Königin des Meeres. Ihr Gebiet am toskanischen Ufer umfaßte die damals angebaute und sehr fruchtbare Maremme von Lirici bis nach Piombino, in einer Breite von 10—20 Miglien. Diese Nebenbuhlerin Venedigs und Genuas zur See gründete Colonien in der Levante und sandte 40 Schiffe dem König von Jerusalem zu Hülfe. Aber auf dem festen Lande als eifersüchtige Gibellinin dem Kaiser treu, in blutigen Krieg verwickelt mit Florenz, Lucca und Siena, und durch innere Parteiung mächtiger Geschlechter zerrissen, unterlag sie endlich der Guelfin Florenz. Doch herrschte Ugolino nur kurze Zeit über das seiner Vesten beraubte Pisa. Erschöpft trat Pisa unter Mailands Schutz, und wurde Appiano dem Herzog Galeaz Visconti verkauft, von dessen Nachfolger Florenz es 1406 einhandelte. Absichtlich ließ Florenz die reiche Maremme wieder versumpfen und Pisas Handel absterben. Die größte Hälfte der Bürger wanderte aus. Aber nach 88jähriger Unterdrückung, als Karl XIII. von Frankreich Italien überzog, kämpfte Pisa 15 Jahre glorreich um seine Freiheit. Simon Orlandi rief seine Mitbürger zum Kampf mit Florenz auf, und erst bei der vierten Belagerung bezwang der Hunger am 8. Juni 1509 die aufs äußerte gebrachte Stadt, auf deren Trümmern sich Toscanas Macht erhob. Vgl. „Die Geschichte der 15jährigen Freiheit von Pisa", von Karl Treitschke. Leipzig 1814. 8.

Pisang, der Paradies- oder Adams-Feigenbaum, ein schöne palmenartiges Staudengewächs in Asien, Afrika, Westindien, dessen baumartiger Stamm eine Höhe von 20 Fuß erreicht; die Blätter sind gegen 10 Fuß lang, 2 breit. Die Früchte, unsern Gurken sehr ähnlich, sind schmackhaft und erquickend; die Blätter dienen statt Leinwand zur Bedeckung der Häuser.

Pisistratus, ein berühmter Athenienser, war von edler Abkunft, die er selbst von Kodrus, dem letzten König von Athen, ableitete, und erbte von seinem Vater Hippokrates ein großes Vermögen. Von Natur ehrgeizig, verfolgte er den Plan der Politik, der unter Volksregierung so oft gelingt: er gewann die niedere Classe der Bürger durch einnehmende Leutseligkeit und ungemessene Freigebigkeit. Er verschaffte ihnen

Erleichterungen, öffnete seine Gärten ihren Vergnügungen, tröstete die Kranken und ließ die Todten beerdigen; in allen seinen Reden war er Anwalt der bürgerlichen Gleichheit und der demokratischen Verfassung. Solon durchschaute die Kunstgriffe seines Betragens, und äußerte seine Besorgnisse sowohl gegen ihn als gegen Andere. Nur zu bald gingen sie in Erfüllung. Eines Tages erschien Pisistratus mit mehren leichten Wunden, die er sich selbst zugefügt hatte, auf dem Markte, und rief seine Mitbürger um Schutz gegen vorgebliche Feinde an, die ihm, wie er sagte, wegen seiner Anhänglichkeit an die Demokratie nach dem Leben trachteten. Sogleich wurde eine Volksversammlung veranstaltet, in welcher einer seiner Freunde vorschlug, daß ihm eine Wache zur Sicherheit seiner Person gegeben werden sollte. Dieser Vorschlag wurde, so sehr sich auch Solon widersetzte, genehmigt. Man gab ihm eine Leibwache, mit deren Hülfe er sich in Besitz der Burg von Athen setzt. Er entwaffnete die Menge und war nunmehr Herr der Stadt, während Solon aus seinem dienstbar gewordenen Vaterlande auswanderte (560 v. Chr.). Als Pisistratus sich in Athen festgesetzt hatte, floh Megakles mit seiner Partei aus dem athenischen Gebiet, unterhielt aber mit dem Lykurgus und dessen Anhängern ein heimliches Verständniß, welches bald zu einer Verschwörung gegen Pisistratus gedieh. Der Plan glückte so gut, daß dieser sich genöthigt sah, aus seinem Vaterlande zu entfliehn. Nachdem das Exil des Pisistratus 5 Jahre gedauert hatte, so veruneinigten sich Megakles und Lykurgus, und ersterer that dem Pisistratus den Vorschlag, ihn nicht nur wieder zurückzurufen, sondern auch in seine Stelle wieder einzusetzen, wenn er seine Tochter heirathen wollte. Pisistratus nahm diesen Vorschlag mit Freuden an, und nun wurde er durch folgende List nach Athen zurückgebracht. Eine schöne Athenienserin von majestätischer Bildung, Namen Phya, wurde mit der Rüstung und den Atbributen der Minerva ausgeschmückt und man kündigte an, daß die Göttin selbst den Pisistratus zurückführen werde. Indessen behielt er nicht lange den Besitz seiner Würde in Ruhe. Er behandelte seine Gemahlin, des Megakles Tochter, nicht mit der ihr gebührenden Achtung, und reizte dadurch ihren Vater so, daß dieser aufs neue gegen ihn zu machiniren anfing. Pisistratus erfuhr es, und entwich dem Ausbruche der Contrerevolution durch eine freiwillige Flucht nach Eretria. Erst nach 10 Jahren betrat er wieder das Gebiet Athens und suchte an der Spitze eines Heeres seine Ansprüche geltend zu machen. Viele Athener vereinten sich mit ihm, die sich unter seiner Regierung besser befunden hatten, als unter der Demokratie. Er fand nicht eher Widerstand, als vor den Mauern Athens selbst, wo er aber die ihm entgegen stehende Armee des Nachts im Schlafe überfiel und fast alle Gegenwehr in die Flucht schlug. Eine allgemeine Amnestie, welche er bekanntmachen ließ, machte darauf jeder Widersetzlichkeit ein Ende, und er sah sich nun zum dritten Male und fester als je, in der Oberherrschaft befestigt. Er regierte nur noch eine geraume Zeit in Ruhe und starb 527 v. Chr. auf dem Bette im Besitz aller seiner Würden, die er seinem Sohne Hipparch übergab. Die Dauer seiner Regierung beträgt überhaupt 33 Jahre und 16 Jahre davon lebte er in Exil. Während seiner ganzen Regierung war Pisistratus das Muster eines trefflichen Regenten. Immer waren seine Tage dem gemeinen Besten geweihet und entweder mit neuen Wohlthaten oder mit neuen Tugenden bezeichnet. Er gab weise Gesetze,

wodurch der Müssiggang und dadurch die Quelle aller bisherigen Unordnungen im Staate verbannt und Ackerbau und Betriebsamkeit aufgemuntert wurden. Man rühmt von ihm, daß er und sein Sohn Hipparchus es unternahmen, die von Homer's Gedichten vorhandenen Bruchstücke in zwei Ganze zu ordnen und den Text in seiner Reinheit herzustellen. Auch soll er zuerst eine Bibliothek zum öffentlichen Gebrauche angelegt haben.

Piso, ein Beiname mehrer Römer aus dem Calpurnischen Geschechte. Die merkwürdigsten unter ihnen sind: L. Calpurnius Piso, der wegen seiner Mäßigkeit und Uneigennützigkeit den Beinamen Frugi erhielt. Er war Volkstribun 149 v. Chr. und dann Consul. Während seines Tribunats führte er gegen das Verbrechen der Erpressung die lex de pecuniis repetundis (über die Wiedererstattung erpreßter Gelder) ein. Er verband mit der Eigenschaft eines guten Bürgers die eines Rechtsgelehrten, Redners und Geschichtschreibers. Die von ihm verfaßten Reden und Annalen sind aber verloren gegangen. Ein anderer späterer Piso war Consul 67 v. Chr. und Urheber der lex de ambitu. Ein Dritter bekleidete zu Cicero's Zeiten das Consulat mit Gabinius und trug mit zu der durch Clodius bewirkten Verbannung Cicero's bei, der eine noch vorhandene heftige Rede gegen ihn hielt. Ein Vierter endlich war unter Tiberius Präfect von Syrien und soll auf Befehl dieses Kaisers den edlen Germanicus vergiftet haben. Dieses Verbrechens beschuldigt und von aller Welt verlassen sehend, gab er sich selbst den Tod 20 v. Chr.

Pistocchi (Francesco Antonio), berühmter Lehrer im Gesang, geb. um 1660 zu Bologna, verlor seine prächtige Sopranstimme durch Ausschweifungen und ward nun aus Noth gezwungen, Notenschreiber eines Componisten zu werden, was ihm jedoch Gelegenheit gab, sich mit den Regeln der Composition bekannt zu machen. Nach einigen Jahren erhielt er seine Stimme wieder, die nun Contrealt geworden war, reiste durch mehre Länder Europas und bildete sich für Gesang nach den erworbenen Erfahrungen eine neue Manier, die er in seiner Vaterstadt in Anwendung brachte, indem er daselbst eine eigene Singschule errichtete, aus der die berühmten Sänger Bernalchi, Pasi u. s. w. hervorgingen. Seine Gesangmethode, die nachher Faustina und Farinelli noch vervollkommneten, erwarben ihm den Namen des Vaters des heutigen italienischen Gesangs, obgleich nicht zu leugnen ist, daß er eben durch allzukunstreiche Passagen den natürlichen Gesang verunstaltet hat.

Pistole, ein bekanntes kurzes Schießgewehr, welches ohne an die Achsel gesetzt zu werden, aus freier Hand abgefeuert wird; sie haben kurze Läufe von 8 bis 10 Zoll, und gewöhnlich einen gleichen Kaliber mit den Karabinern, daher nur eine geringe Schußweite; den Namen leiten Einige von dem Worte pistollo ab, weil die Pistolen am Ende des Griffs große Knöpfe haben; Andere aber von der Stadt Pistoja in Italien, wo die Pistolen erfunden seyn sollen. Die elektrische oder Knallluftpistole, ist eine Vorrichtung, bei welcher das Losknallen (Explosion) der durch den elektrischen Funken entzündeten Knallluft einen Pfropf mit Gewalt aus einem Rohre treibt. 2) Eine fran. und italien. Goldmünze, gewöhnlich 1 Louisd'or, doch nicht überall von einerlei Werthe.

Pitcairn-Insel, im südl. Australien unter 25° 4′ S. Br. und

130° 25′ W. L., von Felsen umgeben, mit einem Umfang von 5 Seemeilen, ist merkwürdig durch die Art ihrer Bevölkerung (64 im J. 1826). Das Schiff Bounty, unter dem strengen Capitain Bligh, das im Oct. 1788 nach Otahiti kam, verweilte volle 6 Monate auf der Insel, als die Brotfruchtbäume, die es nach Westindien bringen sollte, nicht sogleich eingeschifft werden konnten. Dieser lange Aufenthalt auf dem üppigen Eilande löste die Bande der Zucht, und Christian, der geschickte Steuermann des Schiffs, erbittert durch einen Streit mit dem Capitain, wiegelte die Mannschaft, als das Schiff wieder in die See gegangen war, gegen ihn auf. Bligh und 18 Andere wurden in ein Boot ausgesetzt und kamen nach einer Reise von 1200 Seemeilen glücklich auf der Insel Timor an. Christian blieb mit 24 auf dem Schiffe und steuerte nach der Insel Tobuai, dann, als es mißlungen war, mit den Bewohnern ein freundschaftliches Verhältniß anzuknüpfen, nach Otahiti. Ueberzeugt, daß man in England bald daran denken würde, die Europäer aufzusuchen, und Otahiti kein sicherer Aufenthalt seyn könnte, faßte Christian alsbald den Entschluß, eine unbekannte und unbewohnte Insel aufzusuchen; 16 blieben zurück, die im März 1791 vom engl. Capt. Edwards, der mit dem Schiff Pandora die Empörer aufzusuchen bestimmt war, auf der Insel gefangen, nach England gebracht und meist die Todesstrafe erleiden mußten. Acht von der Mannschaft, 6 Otahitier und mehre Weiber schifften sich, als sie einen Vorrath von Fruchtbäumen eingesammelt hatten, ein und landeten am 23. Jan. 1790 auf der Pitcairn-Insel. Alles den Ansiedlern Nützliche ward ans Land gebracht, worauf einer von der Mannschaft das Schiff in Brand steckte. Man suchte eine passende Stelle für ein Dorf aus, der übrige Flächenraum der Insel aber ward in gleiche Theile abgetheilt. Die farbigen Gefährten der Ansiedler erhielten keine Antheile und sahen sich verurtheilt, als Sklaven den Boden für die Weißen anzubauen. In den ersten Jahren lebten die Ansiedler friedlich, und selbst die otahitischen Männer ertrugen geduldig ihr Loos. Aber bald entstand wegen einem Weibe mit ihnen ein Streit, worin sie nach und und nach aus dem Wege geräumt wurden. Als endlich der blutige Zwist (1793) geendigt war, gab es außer John Adams noch 3 Europäer, 10 otahitische Weiber und mehre Kinder auf der Insel. 1801 war Adams der einzige noch übrige Matrose vom Schiff Bounty. Nach den erlebten furchtbaren Auftritten in sich gehend, dachte Adams seitdem an die Pflicht, für die Bildung des aufwachsenden Geschlechts zu sorgen. Es wurden regelmäßige gottesdienstliche Uebungen, die jeden Sonntag gehalten wurden, Morgen- und Abendandachten in den Familien eingeführt, und die Kinder in frommer Sitte erzogen. Die Ansiedlung gedieh und bildete eine glückliche und wohlgeordnete Gesellschaft. Schon waren dunkle Gerüchte von der neuen Ansiedlung nach England gekommen, als endlich zu Anfang dieses Jahrh. ein brit. Schiff sie auffand; erst später aber erhielt man durch den Befehlshaber der engl. Fregatte Breton, der 1814 auf der Fahrt nach Chile die Insel berührte, genauere Nachrichten. Die Ansiedlung bestand aus 48 Personen. Christians Sohn, Namens Donnerstag Oktober Christian, war der erste Eingeborne der Insel. Er und seine jungen Landsleute waren schön gebaut, von etwas bräunlicher Hautfarbe, aber ohne die der Farbe der Süd-Insulaner beigemischte röthliche Tinte. Ihre einzige Kleidung war ein um die Lenden geschlagenes Stück Zeuch und

ein Strohhut mit schwarzen Federn. Die jungen Weiber zeichneten sich durch einen schlanken kräftigen Wuchs und eine ungemeine Schönheit aus, die durch den Ausdruck zarter Bescheidenheit erhöht wurde. Ihre Kleidung bestand aus einem von dem Unterleibe zu den Knien reichenden Stücke Zeuch und einer Art von Mantel, der, leicht über die Schultern geworfen, bis auf die Knöchel herabhing. Jünglinge und Mädchen müssen mit dem Anbau des Bodens sich beschäftigen, und wenn sie so viel angebautes Land und Bäume haben, daß sie eine Familie ernähren können, dürfen sie sich verheirathen. In der kleinen Colonie herrscht die größte Eintracht, und in dem Handelsverkehr, der in dem Austausche verschiedener Bedürfnisse besteht, vollkommene Aufrichtigkeit. Das Dorf Pitcairn bildet ein Viereck mit freundlichen Hütten, die mit Geräthschaften, selbst Betten, Tischen und Kisten, znr Aufbewahrung der werthvollern Dinge, versehen sind. Die Ackerbauwerkzeuge sind von dem Eisen gemacht, das von dem Schiffe Bounty herrührt und mit großer Mühe verarbeitet wurde. Die Kleider bestehen aus Baumrinden, die besonders von den otahitischen Weibern verfertigt wurden. Die Insel erzeugt Cocosnüsse, Bananen, Brotfrüchte u. a. tropische Gewächse, und ist reich an Schweinen und Ziegen. In den Gehölzen findet man eine Art von wilden Schweinen, und an den Küsten gute Fische. Die nächste Nachricht von der Pitcairn-Insel gab Otto v. Kotzebue, nach den Mittheilungen des Befehlshabers eines amerikan. Handelsschiffes, den er in Chile kennen lehrte. (S. dessen „Reise 2c.", Weimar 1830.) Damals hatte Adams die Missionare auf Otahiti ersucht, ihm einen Mann zu senden, der ihn einst in der Leitung der Ansiedlung ersetzen könne. Beechey besuchte Pitcairn im Dec. 1825. Die Bevölkerung der Insel bestand aus 66 Personen, unter welchen 2 neue Ansiedler waren. Seit dem Tage der ersten Ansiedlung bis 1825 zählte man nur 8 natürliche Todesfälle und 52 Geburten. Bei dem schnellen Anwachsen der Bevölkerung kann der kleine Theil des anbaufähigen Bodens der Insel bald nicht mehr für den Unterhalt der Bewohner genügen, und in dieser Beziehung bat Adams den Capitain Beechey, der engl. Regierung von diesen Umständen Kunde zu geben. Es ist seitdem in England die Rede davon gewesen, die Ansiedler nach Otahiti oder einer andern Südseeinsel zu bringen, aber es haben sich einige Stimmen gegen eine gänzliche Verpflanzung des glücklichen Völkchens erhoben, daß mit seinem Wohnplatze so zufrieden ist; und man hat mit Recht bemerkt, daß sich bei eintretendem Uebermaß der Bevölkerung Gelegenheit genug zur Auswanderung finden würde. Beechey mußte vor seiner Abreise Adams mit seiner, seit mehren Jahren blinden und bettlägerigen Frau nach den Gebräuchen der engl. Kirche trauen, weil es, wie der alte Mann sagte, zur Beruhigung seines Gewissens dienen würde. Nach einem Briefe, den Beechey nach seiner Rückkehr von John Buffet, einem neuen Ansiedler, der die Stelle eines Geistlichen vertrat, erhielt, ist Adams am 5. März 1829, 65. J. alt, gestorben. Seine Frau überlebte ihn nur einige Monate. Man findet sein Bildniß in Beechey's „Narrative of a voyage to the Pacific and Beering's straits" (Lond. 1831, 4.), und daraus in Sommer's „Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse für 1832". In der anziehenden Schrift von J. Barrow: „The eventful history of the mutiny and piratical seizure of H. M. S. Bounty" (London 1832) steht Bligh's Bericht von der Empörung der Schiffsmannschaft, auch die Entdeckung der Pitcairn-Insel.

Pitt (William), britischer Staatsminister, der zweite Sohn des Grafen **Chatam** (s. d.), geb. in Frankreich in der Stadt Angers, während eines kurzen Aufenthaltes seiner Eltern daselbst. Sein Vater gab ihm mit der größten Sorgfalt den ersten Unterricht, und unter einem solchen Lehrer erlangte er früh die Fertigkeit mit Leichtigkeit zu reden, und erwarb sich in einem hohen Grade jene Sicherheit und jene Geistesgegenwart, die dem Staatsmanne so wesentlich sind. Der junge Pitt setzte zu Cambridge sein Studien fort, und seine Fortschritte kündeten damals an, was man sich dereinst von ihm zu versprechen habe. Nachdem er die akademischen Studien beendigte, hielt er sich eine kurze Zeit zu Rheims in Champagne auf, und trat in London als Sachwalter auf. Noch vor vollendetem 22. Jahre zum Parlamentsgliede gewählt, trat er der gegen Lord North gebildeten Oppositionspartei bei. Die erste Rede, die er im Parlamente hielt, betraf Vorschläge zu einer bessern Repräsentation des Volkes; obgleich diese verworfen wurden, erwarb er sich dadurch eine sehr große Popularität, der er zum Theil verdankte, daß er im folgenden Jahre zum Kanzler der Schatzkammer befördert wurde. Als hierauf seine Gegner, Lord North, Fox und Burke, in das portlandische Ministerium traten, machte Pitt, jetzt wieder bloßes Parlamentsmitglied, eine Reise nach Italien nach Deutschland. Nach seiner Rückkehr wiedersetzte wiedersetzte er sich mit Erfolg, der von Fox vorgeschlagenen Indiabille, sowie er sich auch kräftig gegen den Vorschlag, daß das Recht der Pairs, dem Könige auch ungefragt Rath zu ertheilen, beschränkt werden sollte, erhob. Als hierauf das portlandische Ministerium entlassen wurde, ward Pitt, noch nicht volle 25 Jahre alt, erster Staatsminister oder erster Lord der Schatzkammer. Hier hatte er mit einer kraftvollen Majorität im Unterhause, die aus den ersten Rednern und Staatsmännern der Nation bestand, zu kämpfen; dennoch behauptete er sich auf diesem Posten bis zum Jahre 1801. Als er mit seiner Indiabill, welche die ostindische Compagnie unter Staatsaufsicht stellte, auftrat, war es besonders Fox, der ihn mit so großer Heftigkeit angriff, daß er durch eine Mehrheit von 8 Stimmen siegte. Obgleich das Volk immer lauter seine Stimme für das Menisterium erhob, so erhielt doch die Opposition im Unterhause die Obergewalt. Erst nach Zusammenberufung eines Parlamentes gewann Pitt über die Oppositionspartei den Sieg, den Burke ihm durch Erneuerung des alten Kampfes zu entreißen vergebens bemüht war. Pitt wandte seine ganze Thätigkeit auf das Innere; mit jedem Jahre stieg der Wohlstand und mit ihm das Staatseinkommen. Sein Finanzplan ist die Grundlage des neuen britischen Finanzsystems geblieben, und man kann Pitt mit Recht in dieser Hinsicht den Retter Englands nennen. 1786 brachte Pitt den berühmten Handelsvertrag mit Frankreich und England, zum Vortheil der letztern Macht, zu Stande. Hierauf legte er einen großen Plan zur Vereinfachung den Zoll- und Accisegefälle vor, der selbst von der Oppositionspartei mit Beifall aufgenommen wurde. Als im Nov. 1783 der König von einer Geisteskrankheit befallen ward, entstanden zwei Fragen im Parlamente: ob dem Thronerben die volle Ausübung der königlichen Gewalt zukomme, oder ob das Parlament sie theilen und einschränken müsse. Diese letzte Meinung, von Pitt gegen Foxens Behauptung vertheidigt, erhielt das Uebergewicht, und der Minister fuhr fort, im Namen des Königs zu regieren, dessen Krankheit jedoch nur

momentan war. Jetzt nahte der Zeitpunkt, wo Pitt den größten Kampf als Minister zu bestehen hatte; es war der Doppelkampf mit der französischen revolutionnairen Politik und mit der Neuerungssucht der britischen Freiheitsfreunde. Seitdem der Nationalconvent am 1. Feb. 1793 den Krieg an England erklärt hatte, waren Pitt's Absichten ebenso gegen die terroristische Faction, wie gegen das Directorium und gegen den ersten Consul und nachmaligen Kaiser Napoleon gerichtet, und England ward seitdem der Vereinigungspunkt aller Bündnisse der europäischen Mächte gegen Frankreich. Vom englischen Ministerium gingen seitdem die Plane aus, Frankreichs Macht zu beschränken, ihm die Früchte seiner Siege zu entreißen, die Anarchie in seinem Innern zu unterhalten, alle seine Colonien von ihm zu trennen, und durch Intriguen und Subsidien einen wiederholt erneuerten Krieg gegen Frankreich zu entflammen, und während der allgemeinen Erschöpfung aller europäischen Staaten die Alleinherrschaft auf dem Meere zu erringen. Die Nationalschuld stieg zwar unter Pitt durch die zur Ausführung dieser Plane nöthigen Mittel zu einer Höhe, wie sie noch kein Staat der alten und neuen Welt erreichte; allein die Seeherrschaft, die völlige Dictatur Englands auf dem Meere, ward dadurch erkauft und gegründet. Im Innern hatte Pitt gegen die leidenschaftlichen Wighs-Demokraten zu kämpfen, die von falschem Freiheitseifer erfüllt, den Staat in Gefahr brachten und einen Bund der vereinigten Irländer mit dem Directorium sowie eine Landung der Franzosen in Irland und einen Krieg mit den dortigen Insurgenten zur Folge hatte. Dieser Aufruhr in Irland rief die Maßregeln hervor, welche zur Vereinigung dieses Reiches mit Großbritannien zu Einem Parlamente ergriff: das Parlament zu Dublin wurde unterdrückt und die erste Versammlung des vereinigten Reichs Großbritannien und Irland wurde den 2. Feb. 1801 eröffnet. Pitt forderte hierauf die Emancipation der irländischen Katholiken; allein diese wurde vom König verweigert. Als endlich die Nation den Frieden mit Frankreich laut wünschte, legte Pitt, obgleich er noch immer die Stimmenmehrheit des Hauses besaß, am 14. März 1801 seine Stelle nieder und Lord Addington wurde sein Nachfolger. Jetzt klagte Grey Pitt's Verwaltung als die Ursache des Unglücks von Europa an: allein Pitt rechtfertigte siegreich sein Verfahren; darauf schlug Sir Francis Burdet einen Untersuchungsproceß gegen den gewesenen Minister vor; Lord Temple und Mr. Archdal übernahmen seiner Vertheidigung und der Vorschlag wurde von einer bedeutende Stimmenmehrheit verworfen. Es wurde sogar beschlossen, Pitt ausdrücklich und besonders ein Dank für seine Verwaltung abzustatten. Als daher ein Jahr nach dem Frieden von Amiens wegen Frankreichs Anmaßungen der Ausbruch des zweiten Krieges unvermeidlich schien, wurde er an die Spitze der Staatsverwaltung zurück berufen (12. Mai 1804). Vergebens bemühte er sich, den König zu bewegen, daß er Foxen den Eintritt in das Ministerium gestatte. Er errichtete eine allgemeinen Landesbewaffnung, vermehrte die Armeen, widersetzte sich der Emancipation der irländischen Katholiken, erklärte den Spaniern den Krieg, er schloß 1805 ein Bündniß mit Oestreich, Rußland und Schweden gegen den Kaiser Napoleon. Der Continentalkrieg begann 1805, bald aber führten die unglücklichen Tage bei Ulm und Austerlitz den schimpflichen Frieden von Preßburg herbei, welcher alle Hoffnungen Pitt's niederschlug. Durch Anstrengung

und Schmerz über vereitelte Plane, und gichtrische Leiden war seine Gesundheit bereits zerrüttet; von nun an schwanden seine Kräfte täglich mehr. Er ahnete seinen Tod und bereitete sich darauf als Christ vor. Dem Bischof von Lincoln, seinem ehemaligen Lehrer, dictirte er seinen letzten Willen. Er starb den 23. Januar 1806. Am 22. Feb. wurde er feierlich in der Westminsterabtei begraben, wo ihm auf Kosten des Hauses ein öffentliches Denkmal, welches die Dankbarkeit der Nation für seine dem Staate geleisteten Dienste und den unersetzlichen Verlust dieses großen Minister ausdrückt, errichtet worden ist. Auch wurde von dem Parlamente der Beschluß gefaßt, Pitt's Schulden, die sich auf 40.000 Pf. St. beliefen, zu bezahlen. Pitt war in einem hohen Grade gleichmüthig, er gab sich weder dem Schmerz noch der Freude hin. Er lebte in seinem Hause höchst einfach, ganz seinem Berufe, dem Staate, treu. Sein ganzes Leben war streng sittlich und im Umgange war er bescheiden und einnehmend. Als Staatsmann verband er mit eisernen Consequenz in seinen politischen Planen tiefe Finanzkenntnisse, und Umsicht der allgemeinen Verhältnisse sämmtlicher europäischen Staaten. Er vereinigte die wesentlichen Eigenschaften eines Redners in sich. Er sprach leicht und gewählt, war ruhig, wenn er etwas beweisen wollte, er belebte sich aber, und sein Feuer stieg, wenn er Unrecht bekämpfte oder die Angriffe seiner Gegner zurückschlug; jedoch behielt er immer eine hohe Würde. Seine Parlamentsreden, die sich durch Gedrängtheit, Kraft und Klarheit auszeichnen, sind zu London in 3 Bd. herausgegeben worden. Die vollständigste Belehrung über ihn und sein Zeitalter findet man in Giffords Werk: „a Histoire of the political Life of the Rhigt Honourable William Pitt", Lond. 6 Bde. Vergl. die Charakteristik von Pitt und Fox im ersten Hefte der „Zeitgenossen".

Pittoresk, malerisch; dann besonders auch in der Natur und Kunst Alles, was durch eigenthümliche Schönheit das Auge fesselt. Das Pittoreske, oder vielmehr das Malerische im eigentl. Sinne, wird aber auch dem Poetischen und Plastischen entgegengesetzt. Man unterscheidet nämlich die poetische Erfindung und Anordnung, welche sich auf Bedeutung, Charakter und die darzustellende Grundidee eines Gemäldes bezieht, von der malerischen, welche auf obigen Bedingungen ruht. Du Bos nennt eine malerische Composition diejenige Anordnung der zu einem Gemälde nothwendigen Gegenstände, welche mit dem Totaleindrucke desselben in Beziehung stehen. Eine gute malerische Composition ist eine solche, deren Anblick einen der Absicht des Malers (und dem Geiste seiner Kunst) entsprechenden Eindruck hervorgebracht. Das Gemälde muß daher nicht mit Figuren überladen seyn, die Gegenstände müssen leicht aus der Fläche hervortreten, die Figuren dürfen sich nicht entstellen, indem eine die andere deckt, oder solche Theile derselben verbirgt, welche der Maler zufolge seines Sujets sehen lassen sollte. Die Gruppen müssen gut zusammengestellt, das Licht unter ihnen geschickt vertheilt, die Localfarben endlich müssen so angeordnet seyn, daß aus Allem eine dem Auge erfreuliche Harmonie hervorgeht. Gewöhnlicher aber noch wird das Pittoreske dem Plastischen entgegengesetzt, weil die Plastik das Bleibende und Ruhende der Gestalt, die Malerei das Freie und Veränderliche derselben, was durch Farbe sich äußert, vorzugsweise zum Gegenstande hat.

Pittsburgh, s. Pennsylvanien

Pius VI. (Giovanni Angelo), 1717 zu Cesena in der Romagna geb., stammte aus dem mäßig begüterten gräfl. Hause Braschi und wurde zum Geistlichen bestimmt. Als 19jähriger Jüngling ward er Doctor der Rechte, erhielt dann seine Bildung zum Staatsdienst und Hofleben bei seinem Oheim, Karl Bandi, damals Auditor bei dem Cardinalbischof Ruffo in Ferrara, und ging 1740 im Gefolge dieser Gönner nach Rom, um Theologie zu studiren. Auf Ruffo's Empfehlung ward er 1745 Auditor der päpstl. Kanzlei und 1753 Geheimschreiber des Papstes Benedict XIV.; und so stieg er vom Kanonikate zu St.-Peter zum Schatzmeister der apostolischen Kammer; da entwickelte er seine Talente, erwarb sich den Ruf eines unbestechlich ehrlichen Mannes und gewann die allgemeine Achtung. Clemens XIV. erhob ihn zum Cardinal, entzog ihm aber hernach größtentheils das Vertrauen wieder, welches er ihm anfangs geschenkt hatte. Nach dem Tode desselben am 22. Sept. 1774 war die Wahl eines neuen Papstes großen Schwierigkeiten ausgesetzt. Ganganelli hatte die Jesuiten aufgehoben. Im Conclave arbeiteten 2 sehr mächtige Parteien; die meisten Cardinäle gehörten zu einer oder zur andern Partei. Man mußte zuletzt auf einen von jenen wenigen Cardinälen kommen, die zu keiner Partei gehörten, und unter diesen war Braschi, der gegen alles anfängliche Ansehen am 15. Febr. 1775 zum Papst gewählt und am 22. Febr. gekrönt wurde. Sein erstes Geschäft war, daß er durch einen Courier, den er in seine Vaterstadt schickte, alle Freudensbezeugungen über seine Wahl verbot; 70 Mädchen daselbst ausstattete und alle dortigen Mönche, Nonnen, Waisen und Armen mit 2 herrlichen Mahlzeiten bewirthen ließ. Zugleich verbot er seinen Anverwandten, nach Rom zu kommen. Allein 2 Jahre darauf rief er selbst 2 derselben, um sie mit Pfründen zu versorgen, und war nach 7 Jahren noch einen Theil der Kosten jener Ausstattung an den Magistrat von Cesena schuldig. Das Publikum in Rom schien anfangs nicht recht mit der Wahl Pius VI. zum Papst zufrieden zu seyn. Um die übeln Begriffe zu zerstreuen, theilte Pius Geld unter die Armen aus. Bei der ersten Austheilung von geistlichen Würden wählte er die biedersten und ärmsten Prälaten; gab aber auch einige Beweise von Strenge am Prälaten Potenziani, Gouverneur von Rom, dem er einen scharfen Verweis gab, weil er sich nicht klug und thätig genug bewies, den in der Stadt Rom herrschenden Unordnungen abzuhelfen. Er zog überflüssige Pensionen ein und ersparte dadurch der apostolischen Kammer eine jährliche Ausgabe von 40.000 Scudi. Er zeigte sich gütig, arbeitsam, mäßig und versagte Niemand den Zutritt zu sich, der mit ihm sprechen wollte. Auf diese Art gewann er in Kurzem die Achtung und Liebe beinahe des ganzen Publikums. Zwei Entwürfe waren es vornehmlich, die ihn in den Stunden, welche ihm sein Hirten- und Regentenamt übrig ließen, beschäftigten; nämlich der Bau einer neuen Sacristei an der Peterskirche zu Rom und die völlige Austrocknung der pontinischen Sümpfe (s. d.). Die erste wurde wirklich erbaut, die letztern nur zum Theil ausgetrocknet. Ausgezeichnet war die Mäßigung des Papstes in allen den mancherlei Vorfällen, die gleich bei dem Antritte seiner Regierung sich ereigneten, häufig und schnell auf einander folgten und dem Ansehen des päpstlichen Stuhls, wie nicht weniger den Einkünften der Curie nicht allzu günstig waren. Indessen veranlaßten ihn die großen Reformen, welche Kaiser Joseph (s. d.) 1780

nach dem Tode seiner Mutter anfing, selbst eine Reise nach Wien zu machen, die aber den Zweck nicht erreichte, den Kaiser in der Ausführung seiner Plane aufzuhalten. Rühmlich waren die Bemühungen, welche Pius anwandte, dem verfallenen Zustande der Finanzen in seinen Staaten aufzuhelfen. Er unterstützte die schon bestehenden Leinwand-, Hut- und Seidenfabriken, brachte die Ledergerberei mehr in Aufnahme und legte Fabriken von feinen Tüchern an, deren Produkte in Kurzem so gut als die besten französischen und englischen Tücher, aber etwas theurer waren. Allein diese Bestrebungen konnten im Ganzen keine wirkliche Verbesserung hervorbringen, als endlich unglücklicher Weise die franz. Revolution entstand. Durch diese verlor der päpstliche Stuhl gleich anfangs alle seine Einkünfte aus der Grafschaft Avignon, alle seine geistlichen Einkünfte aus ganz Frankreich, aus den Niederlanden Savoyen und einem Theile von Deutschland, aus dem Genuesischen, aus der Lombardei und dem Modenesischen; späterhin gar 3 Legationen (s. Kirchenstaat). Pius erließ Breven und Bullen, um in Frankreich Ruhe zu bewirken und die Sache der Religion zu sichern; aber man hörte seine Stimme nicht. Auch er wurde in den verheerenden Krieg verwickelt und Rom von franz. Truppen besetzt. Ja durch eine Reihe von ungünstigen Schicksalen kam es so weit, daß der Papst, als ein Greis von 81 Jahren, zum Gefangenen gemacht, zuerst nach Siena und von da 1799 nach Briançon gebracht wurde. Zu Valence wies man ihm die ehemalige Gouverneurswohnung in der Citadelle an, und Niemand als sein kleines Gefolge wurde zu ihm gelassen. Diese vielen Strapatzen, der übermäßige Kummer und innerer Seelenschmerz und schon oftmalige Anfälle vom Schlag beschleunigten das Ende dieses, wegen seines edeln Herzens, das er mitten im Unglück zeigte, bedauernswürdigen Greises. Pius starb am 29. Aug. 1799 im 82. Jahre seines Alters und im 25. seines Papstthums. Man hatte lange keinen so schönen Papst gesehen. Die Hoheit seiner äußern Darstellung, sein feierlicher Anstand bei kirchlichen Handlungen flößte Ehrfurcht ein, sein rührendes Geberdenspiel im Gebet, seine hinschmelzende Andacht, die Thränen, mit denen er knieend vor dem Standbilde des heil. Petrus dessen Füße benetzte, dienten den Frommen zu großer Erbauung, und auch kühlere Weltleute gewann die ihm eigne Gabe, angenehm und vertraulich zu sprechen, daher die Römer ihn il persuasore (den Ueberredenden) nannten. Einen auffallenden Hang zur Eitelkeit abgerechnet, besaß dieser Papst viele vorzügliche Eigenschaften. Er unterstützte Künste und Wissenschaften und handhabte die Gerechtigkeit mit eben dem Eifer, mit welchem er Barmherzigkeit übte. Er haßte die Trägheit; schon früh des Morgens arbeitete er im Cabinete und gab sodann, nach verrichteten geistlichen Uebungen, den Ministern der verschiedenen Höfe und andern Personen bis zur Mittagstafel Audienz. Seine Tafel war frugal und dauerte nie länger als eine Stunde. Des Nachmittags war Pius Richter, hörte Rechtssachen an, legte Streitigkeiten bei und sprach Urtheil mit einer solchen Unparteilichkeit und Gerechtigkeit, daß selbst Derjenige, welcher verlor, befriedigt war und sich bei den Entscheidungen des gerechten Richters beruhigte.

Pius VII. wurde 1742 zu Cesena geb. und erhielt in der h. Taufe die Namen Barnabas Ludwig. Er stammte her aus der gräflichen Familie Chiaramonti, einem Zweige der altfränkischen Familie Clermont-

Tonnere, welche seit langen Jahren in Italien ansässig war. Schon in seiner Jugend zeigte er bei regem Geiste tiefen Ernst und die glücklichsten Anlagen zu gelehrter Bildung. Nach dem Willen seiner Familie wählte er den geistlichen Stand, und trat schon im 16. Jahre unter dem Klosternamen Gregor Barnabas in den Benedictinerorden. Sein Drang nach Wissenschaften leitete von nun an seine Handlungen und machte es ihm möglich, durch seine musterhafte Tugenden, in verschiedenen Abteien Lehrämter zu erhalten. Die Philosophie las er in Parma unter großem Beifall mehre Jahre hindurch, und nicht minder besucht und bewundert, trug er in Rom vorzugsweise Moraltheologie vor, in welcher Zeit von ihm mehre gründliche und freisinnige Abhandlungen erschienen sind. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit und sein unermüdeter Eifer brachten ihm nicht allein die äbtliche Würde, sondern auch bald nachher die eines Bischofs von Tivoli zu. Pius VI. ertheilte ihm in seinem 43. Jahre das Bisthum Imola und die Würde eines Cardinal-Priesters. Im Kriege mit Frankreich wußte Chiaramonti bei tief eindringender Beurtheilungskraft, ohne auch nur das Mindeste seiner Würde und Kirche zu vergeben, die französischen Generale, die eine rasch gelenkte Zeit gebildet hatte, so für sich zu gewinnen, daß sie seiner Heerde mehr als Anderer schonten, und da einstmals der Stadt Imola, die ihrem Fürsten und Glauben anhing, unerschwingliche Contributionen unter Androhung der Vernichtung auferlegt wurden, gab Chiaramonti sein Vermögen her, und Imola blieb verschont. Nach dem Frieden von Tolentino wurde die Provinz Romagna und mit ihr Imola der neuen cisalpinischen Republik einverleibt. Hier zeigte der römische Cardinalbischof Chiaramonti unerschrocken in der ersten Predigt, welche er bald hierauf hielt, daß jede rechtliche Staatsverfassung nur auf das Christenthum frei von allen Leidenschaften dürfte gegründet seyn. Den Franzosen machte er sich dadurch angenehm, und der Einfluß dieser Weltgebieter scheint das Conclave zu Venedig bestimmt zu haben, ihn d. 14. März 1800 zum Papste zu wählen. Er zog d. 3. Juli in Rom ein und nahm feierlichen Besitz vom Kirchenstaate d. 22. Nov. 1801. Groß war die Verwirrung, in welche der nunmehrige heil. Vater gesetzt wurde; aber er schlichtete und ordnete, und zeigte sich schon wenige Tage nach seiner Wahl, in den Reden an die Cardinäle, in den Hirtenbriefen und öffentlichen Predigten an das Volk, als jener feste, feurige und mit Ernst und Beharrlichkeit das einmal Gefaßte unerschütterlich festhaltende Mann, der nicht nur Pius der Fromme, sondern auch Petrus der Fels konnte genannt werden. Mit der größten Weisheit stellte er die zerrüttete Verfassung in allen ihren Theilen wieder her. Er führte das System der Sparsamkeit ein, und entsagte prunkvoller Umgebung, er suchte unnöthige Auflagen zu verhüten, und forderte mit Strenge die verschleuderten Staatsgüter zurück; suchte den Handel durch Herabsetzung der Zölle zu erleichtern und die innere Betriebsamkeit durch das Verbot der Ausfuhr roher Produkte, und Aufhebung der Monopole, zu vermehren und zu beleben; und ließ, um den Armen Arbeit und Brot zu verschaffen, fleißige Nachgrabungen anstellen. Heftig eiferte er gegen eine falsche Philosophie, in welcher der Grund zu dem Unglücke jener Zeit lag. Dieses gab er auch bei Gelegenheit der Einweihung des Cardinals von Harras zum Bischof von Solaria, sowie in einem Hirtenbriefe an die Bischöfe, und in der Bulle zur Ankündigung eines Ju-

beljahres zu erkennen. Nun richtete er seine Blicke auf jenes Land, dessen hingewürgter König, wie seine Vorfahren, sich der Allerchristlichste nannte, dessen Bürger die Altartische zerstöret, die Kreuzesbilder zerschlagen, und eine Vernunft, welche der Vernünftige nicht anerkennen konnte, auf einen neuen Altar, mit Bürger- und Königsblut eingeweihet, ausgestellt hatten. Französische Truppen blieben, ausgenommen die päpstliche Residenz, im Kirchenstaate stehen. Deßhalb hielt Pius VII. für das Räthlichste, Bonaparte nicht geradezu entgegen zu handeln, und so gelang dem h. Vater mit der Vorsehung Hülfe, diesem schrecklichen Wandel ein Ende zu machen. Er bestätigte daher am 15. August 1801 ein Concordat (s. d.) zwischen dem h. Stuhle und der neufränkischen Republik. Bonaparte verstand sich gerne dazu, indem er durch die neue Einrichtung, welche die katholische Kirche dadurch in Frankreich erhielt, seine politischen Zwecke zu benutzen glaubte; und als bald hierauf der französische Consul sich zum Kaiser hatte ausrufen lassen, lehnte Pius, um den erlangten Frieden zu sichern, dessen Wunsch nicht ab, ihm die Krone des heil. Ludwigs aufzusetzen. Pius reiste am 31. October 1804 ab nach Fontainebleau, wo ihn Bonaparte begrüßte. Am Krönungstage begab sich der heil. Vater in die Kathedralkirche zu Paris, mußte aber hier schon die Kränkung erfahren, daß ihn Bonaparte eine Stunde auf sich warten ließ. Der Papst salbte zwar den neuen Kaiser und die Kaiserin, Bonaparte aber setzte sich und seiner Gemahlin selbst die Krone auf. Pius VII. war in der Meinung gewesen, in Kirchen- und andern politischen Angelegenheiten mit Bonaparte, während seiner Anwesenheit in Paris, unterhandeln zu können; allein dieser vermied es sorgfältig; so reiste er, nachdem er vier Monate hindurch hingehalten worden war, wieder ab. Da der gekränkte Papst die Einladung nach Mailand zur Krönung Napoleons als König von Italien standhaft ablehnte, trat Kälte und Feindschaft an die Stelle der ihm bisher bewiesenen Achtung. Als nun sogar der Papst sich standhaft weigerte, England die Häfen des Kirchenstaats zu verschließen, und dem stolzen Gewaltherrscher antwortete: „Ich bin ein Diener der Religion des Friedens, und stehe mit der Regierung Britanniens in keinem feindlichen Verhältnisse"; da trat Bonaparte mit Forderungen auf, die mit den Pflichten des päpstl. Amtes unvereinbar waren, um nur einen Vorwand zu Feindseligkeiten zu finden. Seine Absicht war, der weltl. Herrschaft des Papstes ein Ende zu machen und dadurch nachher auch dessen geistliche Macht zu vernichten. Bonaparte nahm dem Papste zuerst Benevent und Ponte-Corvo, und Pius sollte einen von Bonaparte für Frankreich ernannten, vom Papste ganz unabhängigen Patriarchen anerkennen; er sollte das napoleonische Gesetzbuch im Kirchenstaate einführen, die gänzliche Unabhängigkeit der Bischöfe von der päpstlichen Gewalt aussprechen; alle Bullen, betreffend die Ertheilung der Bisthümer und Pfarreien, in dem unmittelbaren Sprengel des päpstlichen Stuhls, sowie alle Mönchs- und Nonnenorden aufheben; das ehelose Leben der Mönche abschaffen und mit dem Königreiche Italien und Neapel in ein Schutz- und Trutzbündniß treten. Sollte er, ließ Napoleon dem heil. Vater erklären, nicht binnen fünf Tagen seine Zustimmung geben, so würde Rom und seine übrigen Staaten von französische Truppen besetzt werden; doch Pius verwarf mit Würde diese Anforderungen. Nun erklärte der stolze Gebieter die Schenkungen Karls des Großen an den Inhaber des päpstlichen Stuhls für nichtig, und franz. Truppen besetzten ohne alle

vorhergegangene Kriegeserklärung unter dem Befehle des französischen Generals Miollis, welche sich die willkürlichsten Eingriffe in die Regierungsrechte des Papstes erlaubte, den 2. Februar Rom; das päpstliche Militair wurde überall entwaffnet und so auch die päpstlichen Provinzen Urbino, Ancona, Macerata und Camerino mit dem Königreiche Italien vereinigt. Pius protestirte gegen dieses widerrechtliche Verfahren Bonaparte's, und belegte die aus der niedrigsten Classe des römischen Volkes, unter französischer Autorität errichteten Bürger-Garden in Rom, welche die größten Ausschweifungen verübten, mit dem Banne, den Cardinal Pacca, seinen Staatssecretair, der verhaftet werden sollte, brachte er in seine eigenen noch sichern Zimmer, und wiederholte wegen den fortgesetzten Gewaltthätigkeiten in einem Briefe von 3. April 1809 die Drohungen des Bannstrahles gegen Bonaparte. Dieser nun noch mehr entrüstet, vereinigte durch ein Decret vom 17. Mai 1809 den gesammten Kirchenstaat mit seinem Reiche, und erklärte Rom für eine freie kaiserliche Stadt. Am 9. Juni 1809 wurde diese Gewaltthat feierlich zu Rom verkündigt; aber voll Geist und Würde erließ Pius am andern Tage schon eine öffentliche Erklärung gegen diesen Gewaltstreich. „Gott und der Kirche", sagt er darin, „bin ich es schuldig, alle Rechte meinen Nachfolgern unverletzt zu überliefern; auch verwarf er für sich und die Cardinäle jeden Gnadengehalt; denn im Angesicht der Kirche würden sie sich mit Schmach und Schande bedecken, wenn sie ihren Unterhalt aus den Händen des Usurpators annähmen; er vertraue auf Gott und auf die Frömmigkeit der Gläubigen". Nun erließ Pius förmliche Bannbullen gegen Diejenigen, welche seit dem 2. Febr. des letzten verflossenen Jahres in Rom und in dem Kirchenstaate Greuel der Gewalt verübt hatten, und am folgenden Tage, den 11. Juni, gegen Bonaparte selbst und seine Anhänger, Mitwirker und Rathgeber, sowie gegen alle Geistlichen, die sich nicht nach dem päpstlichen Vorschriften richten würden. Von nun an wurde Pius aber auch als Gefangener behandelt. Am 6. Juli in der Nacht drang der franz. Gener. Radel mit einem Trupp Soldaten durch ein Fenster und über die Gartenmauer in den während jener Gewaltthätigkeiten befestigten Pallast des Papstes ein, durchbrach die vermauerten Thüren, entwaffnete die Schweizergarde und trat in das Zimmer, wo Pius eben schreibend am Tische saß. Hier verlangte Radel von ihm Verzichtleistung auf seine weltliche Herrschaft. Pius verweigerte sie, und Radel erklärte ihm die Nothwendigkeit seiner Abführung aus Rom. Da nahm Pius sein Brevier, reichte dem Cardinal Pacca die Hand und ließ sich mit ihm auf einem Lehnstuhle aus dem eingeschlagenen Fenster auf die Straße herab, wo Beide in einen Wagen verschlossen wurden, welcher sogleich abfuhr. Scheidend sprach der Papst noch den Segen über Rom, aber Niemand durfte sich dem Wagen nähern, nur wenige treue Diener durften folgen. Bei Florenz wurde Pacca von Pius getrennt, mit dem er erst auf dem Montcenis wieder zusammentraf. Die Gesundheit des Papstes hatte durch die verschlossene Luft im Wagen bei großer Sommerhitze gelitten. Man bewilligte ihm 11 Tage Rast zu Grenoble. Dann ging die Reise über Valence und Nizza nach Savona, wo der Papst als Gefangener bewacht wurde. Er hatte auf der ganzen Reise die würdigste Fassung behauptet und von Seiten des Volks in mehren Städten, wo man sich zu ihm drängte, um seinen Segen zu empfangen, die größten Ehrenbe-

zeigungen genossen. Das Anerbieten einer fürstlichen Hofhaltung lehnte er ab, wie früher die ihm im Decret des Kaisers ausgesetzten 2. Mill. Franken jährl. Eink. Sein Schicksal trug er mit unerschüttertem Muthe, widersetzte sich den Willkürlichkeiten Napoleons in Kirchensachen entschlossener als je, und verweigerte der von demselben ernannten Bischöfen standhaft die kanonische Bestätigung. In der Mitte 1812 ward er nach Fontainebleau gebracht. Hier vermochte Bonaparte ihn den 25. Januar 1813 zu einem Entwurfe, vermöge welchem Pius, jedoch nur unter besondern Bedingungen, die Bestätigung den erwähnten Bischöfen gab. Als Bonaparte aber, diese einstweilen sehr bedingt gegebene Erklärung ganz der Abrede zuwider, als Concordat bekannt machte und es als Reichsgesetz erklarte; da nahm der heil. Vater seine Erklärung wieder zurück; worüber Bonaparte höchst erbittert wurde, ihn aber nicht mißhandelte. Nach Napoleons Abdankung freigelassen, zog er, begleitet von engl. und östr. Soldaten, den 24. Mai 1814 in Rom wieder ein und nahm aufs Neue Besitz von allen Ländern des Kirchenstaates, mit Ausnahme von Avignon und Venaissin, sowie eines kleinen, jenseits des Po gelegenen Landstriches von Ferrara. So bestieg der Greis, dessen Schicksal und apostolische Einfalt im Leben Europa Achtung geboten, aufs Neue den ältesten Thron der Christenheit. (Er war in der Reihe der Päpste, die von der Kirche für orthodox gehalten werden, der 255ste.) Allen, welche an der Usurpation Bonapartes theil genommen hatten, verzieh er, nur Widerruf, besonders von den Geistlichen, wurde verlangt. 1815 sahe sich Pius wegen dem Kriege mit Murat, jedoch nur auf kurze Zeit, abermals genöthiget, Rom zu verlassen, kehrte aber sehr bald wieder zum ruhigen Besitze seines Staats zurück. Mit lobenswerther Mäßigung ward nicht nur eine vollkommene Amnestie den Bewohnern zugesichert, sondern auch der, den bisher bestandenen Gesetzen gemäß geschehene Verkauf der Nationalgüter, bestätiget, die öffentliche Schuld gewährleistet, und den Einwohnern Verminderung der Abgaben und Verbesserung in der Verwaltung verheißen; Künste und Wissenschaften jeder Art wurden befördert, und gegen die zahllosen Räuber- und Banditenhaufen wurden mögliche Maßregeln getroffen: auch ward ein Ausschuß zu Entwerfung eines neuen Gesetzbuches niedergesetzt. In den Verhandlungen mit den verschiedenen Staaten über Abschluß von Concordaten blieb Pius den alten Grundsätzen der römischen Curie getreu. Freilich scheiterte das mit Frankreich verabredete Concordat an dem von allen Seiten dagegen erhobenem Widerspruch; aber es gelang Pius, ein Concordat mit Neapel und Baiern abzuschließen; auch hatte er die Freude, daß seine Bulle vom 16. Juli 1821, wegen Einrichtung, Ausstattung und Begrenzung der kathol. Kirche des preuß. Staats, vom Könige von Preußen durch eine Cabinets-Ordre (23. Mai 1821), die k. Sanction erhielt. (S. Concordat.) Consalvi's Mäßigung und Duldung machte Rom zur Freistätte unglücklicher Könige und geächteter Familien. Alle politische Meinungen und religiöse Bekenntnisse fanden daselbst Schutz der Personen. Pius VII. war insbesondere gegen die Familie seine gestürzten Verfolgers mild und großmüthig. Ueberhaupt war er in seine Aeußern einfach, in seiner Denkweise fromm, in seinem Thun wohlthätig, in jedem Verhältnisse sanft und bescheiden. So drückte die ganze Persönlichkeit dieses ehrwürdigen Greises des Geist christlicher Liebe aus. (Napoleon auf St.-Helena nannte Piun

VII. „un bon, doux et brave homme. C'était vraiment un agneau, un véritable de bien" u. s. w.) Ein Fall im Zimmer auf den Marmorboden, am 6. Juli 1823 (dem Jahrstage seiner gewaltsamen Entführung aus Rom), hatten einen gefährlichen Schenkelbruch, und dieser am 20. Aug. d. J. seine Tod zur Folge. Wenige Monate nach ihm starb auch der Cardinal Consalvi (s. d.). Dem System dieses Staatsmannes, das bald nach Pius's VII. Tode angefeindet wurde, hat schon die Mitwelt Gerechtigkeit widerfahren lassen. Consalvi's Anordnungen wegen Erhaltung und Ausgrabung der Alterthümer, wegen Herstellung und Erweiterung der Museen, seine Beförderung der Kunstwerke aller Art, machten Rom unter Pius VII. wieder zur Heimath aller Kunstfreunde. Pius's VII. Nachfolger war Leo XII. (Hannibal della Genga, Cardinal), gewählt d. 27. Sept. 1823. — S. „Vie politique et privée de Pie VII," von Simon (Paris 1823); „Esquisses historiques et politiques sur le pape Pie VII", von Guadet (Par. 1824); und in Rom ist sein Leben ausführlich dargestellt 1825 erschienen. Aus Actenstücken und über die Zeitgeschichte sich verbreitend, ist die „Storia di Pontificato di Pio VII" (bis zum 24. Mai 1814; Vened. 1815, 2 Bde.) das Hauptwerk.

Pius VIII., Sprößling des alten gräfl. Geschlechts Castiglione, wurde 1761 zu Cingoli in der Mark Ancona geb. und erhielt in der h. Taufe die Namen Franz Xavier. Von frühester Jugend an zur Gottesfurcht und zu den Wissenschaften angehalten, bald in beiden ausgezeichnet, wurde er, früh in den heiligen Weltpriesterstand getreten, schon in seinem 38. J. durch Pius VII. zum Bischof von Montalto ernannt. Kaum 8 Jahre lang stand er diesem apostolischen Amte auf das Würdigste vor, als er, treu der guten Sache seines Oberhirten, auch die Schmach seiner Bande mit ihm theilte und während 6 Jahre im südlichen Frankreich in der Verbannung lebte. Erst 1814, da der allgemeine Feind besiegt und der heilige Vater wieder in die alte, heilige Roma triumphirend zurückgekehrt war, entging auch der Bischof Castiglione den Beschwerden der Verbannung, welche er sich durch vertrauensvolles Gebet und durch ernste Studien, besonders der Geschichtskunde und der Numismatik, zu erleichtern gestrebt hatte, und wurde seinen Diöcesanen wiedergegeben. Kurz nach seiner Befreiung erhielt er das Bisthum zu Cesena und den Purpur der Kirchenfürsten; er ward Cardinal unter dem Titel der heiligen Maria von Trastevere. Seine anerkannte große Gelehrsamkeit brachte ihn zur Würde eines Großpönitentiars und Präfecten der Congregation des Index; endlich im Jahre 1821 ward er Bischof zu Frascati oder Tusculum. Kaum hatte er 2 Jahre lang diese Würde bekleidet, da versetzte ihn der Heimgang seines Wohlthäters, Pius VII. in die tiefste Trauer, und schon wenige Jahre nachher rief ihn das, die ganze Christenheit so traurig überraschende, unerwartet schnelle Absterben des glorwürdigen Leo schon zum zweiten Male in die Wahlzimmer des Quirinals. Hier hielt er, dem Botschafter Frankreichs (Chateaubriand) auf dessen Trauerbezeugung seines Hofes antwortend, die äußerst denkwürdige Rede, ebenso ein Meisterwerk der Beredtsamkeit, als merkwürdig in ihrem Zusammenhange mit der nachher erfolgten Wahl, wo er, der in jener Rede so lichtvoll und gewandt die nothwendigen Eigenschaften des neuen Kirchenoberhauptes geschildert hatte, nun selber zu dieser höchsten Würde berufen ward. Zwischen ihm und andern ausgezeichneten

Männern, ergraut in wichtigen Kirchengeschäften und hochberühmt durch Gelehrsamkeit, schwankte lange die Wahl, bis endlich doch bei ihm die Stimmenmehrheit verblieb, und Castiglione ward am 31. März 1829 das sichtbare Oberhaupt der Kirche. Obwohl ausgerüstet mit den schönsten Geistesgaben, diesem höchsten Amte vorzustehen, litt er doch schon seit mehren Jahren an körperlicher Schwäche; aber in Demuth vertrauend auf Denjenigen, welcher stark ist in den Schwachen, geübet in Geduld bei unermüdlichem Diensteifer, stark im Glauben und innig in der Liebe, übernahm er es, die Herde Christi zu weiden, und sein Vertrauen ist nicht zu Schanden geworden. Im Gefühle der Dankbarkeit für seinen verklärten Wohlthäter, im Entschlusse, ihm nachzueifern in seinen Tugenden, legte er sich als Oberhaupt der Kirche den Namen Pius bei, und lautauf jubelten die Römer, entzückt, da sie wieder hörten diesen gefeierten Namen. Ein in lateinischer Sprache verfaßtes Rundschreiben des Papstes vom 24. Mai 1829 an alle Patriarchen, Primaten, Erzbischöfe und Bischöfe spricht von der, dem Oberhaupte der Christenheit übertragenen Sorge nicht nur für das gemeine Volk, sondern für die Hirten aller Völker. Der Papst spricht in demselben über die unter dem Deckmantel der Philosophie gegen die Religion und die Throne erhobenen Angriffe und vorzüglich über die Lehre, daß der Mensch in jeder Religion selig werden könne. Mit vielem Nachdruck wird gegen die Bibelgesellschaften und Bibelübersetzungen gesprochen, und die Lehre von der Unauflöslichkeit des Sacraments der Ehe, da dieser Grundsatz bei gemischten Ehen von höchster Wichtigkeit ist, den Priestern aufs Neue in Erinnerung gebracht. Ein am 18. Juni erlassenes Rundschreiben des Papstes verkündet einen vollkommenen Jubiläums-Ablaß, damit, nach erwirkten Früchten aufrichtiger Buße die Gläubigen um desto fähiger seyen, reine Gebete zur Segenerflehung für sein höchstes Pontificat gegen Himmel zu schicken. Durch Abschaffung drückender Einrichtungen Leo XII. und durch neue Anordnungen wußte sich Pius die Liebe des gemeinen Volkes bei seiner Thronbesteigung zu erwerben. Eine dem Volke beschwerliche Einrichtung, den Verkauf des Getränkes in den Schenkhäusern betreffend, wurde aufgehoben, 30 arme Mädchen erhielten eine Aussteuer von 50 Scudi, und alle Pfänder, deren Werth nicht über 5 Paoli betrug, wurden eingelöst. Zu Anfang der Regierung ward eine Staatscommission niedergesetzt, welche über die in der Verwaltung des Innern zu ergreifenden Maßregeln berichten und sich besonders mit dem Zustande der Finanzen beschäftigen sollte. Schon am Tage vor der feierlichen Besitznahme des Laterans, am 23. Mai 1829, erklärte der Papst, daß ein Capital zur Unterstützung armer Geistlichen in den Gebirgsgegenden angewiesen sey, und ein jährlicher Fonds von 1800 Scudi zu Prämien für Künstler verwendet werde. Es wurde die Entwerfung eines neuen Zolltarifs verordnet, und zu Gewerbfleiß und Ackerbau durch Prämien ermuntert. Während der Regierung Pius's kam das Concordat mit dem Könige von Holland, das so lange den römischen Hof beschäftigte, zu Stande. Die Angelegenheiten der katholischen Armenier wurden geordnet. Sie erhielten einen eignen Patriarchen, der in Konstantinopel seinen Sitz nahm und von der Pforte als gleichberechtigt mit dem Patriarchen der Griechen betrachtet ward. Der Papst übertrug diese Geschäfte dem gelehrten Cardinal Mauro Capellari. Nun wandte der unermüdliche Oberhirt seinen Blick über das westliche Meer, und die jammervolle Lage der Neger-

sklaven in Brasilien, traf innigst das Mitgefühl des Papstes Pius, und nach dem glorwürdigen Vorgange des Papstes Alexander III., welcher bereits vor 700 Jahren im Namen eines zu Rom gehaltenen Conciliums erklärte, daß alle Leibeigenen befreit werden müßten, und wie immer von dort her gestrebet wurde, durch Versittlichung die Menschheit der wahren leiblichen und geistigen Freiheit entgegen zu führen, forderte Pius Brasiliens Kaiser zur Abschaffung des Sklavenhandels in seinem Reiche auf, und dieser willfahrte freudig gehorsam der um Gerechtigkeit und Barmherzigkeit rufenden Stimme des Oberhirten der Kirche. Ein auffallend charakterischer Zug in den Lebensschicksalen des achten Pius ist es, daß seine Regierung durch diese wichtigen Ereignisse ausgezeichnet ist, welche vorenthaltene Gerechtsamen den Menschen wiedergaben. Und so wird auch die kurze Zeit seiner Regierung ewig denkwürdig bleiben durch die Wiederherstellung der irischen Katholiken in den Vollgenuß ihrer bürgerlichen Rechte, welche durch einen Freibrief des englischen Parlamentes ihnen nach langen Kämpfen, nach langer Duldung endlich zugestanden wurden. Nicht minder erheiternd den Abend seines Lebens kam ihm die Nachricht, daß der Herr gesegnet hatte die Waffen des allerchristlichsten Königs, sodaß nun unschädlich gemacht wurde jene Räuberhöhle an den Küsten Afrikas, wo Jahrhunderte hindurch so viel Tausende Christensklaven jammerten. Bauten am Monte Pincio und Ausgrabungen auf dem Forum beim Coliseum und an der Tiber wurden auf Befehl des Papstes ununterbrochen und mit großem Eifer fortgesetzt. Er legte eine Münzsammlung an, und selbst Münzkenner, wünschte er bessere Münzen als die unter Leo XII. von Cerbara verfertigten. Ein Ausländer, Voigt aus Berlin, Medailleur des Königs von Baiern, erhielt den Auftrag, den Stempel für die neuen Scudi zu verfertigen, die außer der Feinheit sich durch die auffallende Aehnlichkeit des Brustbildes des Papstes auszeichnen. Das Denkmal Pius VII. von Thorwaldsen ward in der Peterskirche aufgestellt. So übte Pius in kurzer Zeit zahlreiche Werke. Aber sein geschwächter Körper konnte nicht länger, an der Schwelle des Greisenalters, diese Geschäftigkeit des Geistes tragen; er erlag dem allgemeinen Gesetze der Sterblichkeit, und eine kurze Krankheit raffte ihn dahin, im 69. Jahre seines Alters am 30. Nov. des ereignißvollen Jahres 1830. Schwer mag das Herz des Oberhirten kurz vor seinem Hinscheiden durch die betrübenden Nachrichten aus so vielen Theilen der Christenheit von Aufruhr und Auflehnung gegen die Obrigkeiten getroffen worden seyn; doch eben da hat er sein Werk bewährt in Glauben und Liebe, in Diensteifer und ausdauernder Geduld. Noch ganz unmittelbar zuvor, ehe er sich auf sein Sterbelager legte, fertigte er eine Menge solcher Zuschriften aus, welche zum Frieden ermahnten und zur Ordnung, welche warnten gegen Aufruhr und Feindseligkeit. Treu hat er erfüllet die Bedeutung seines Geschlechtsnamens und Wappens Castiglione und seines oberhirtlichen Namens Pius: fest wie eine Burg in seinen Grundsätzen, stark und edelmüthig wie ein Löwe in seinen Thaten, fromm und gottesfürchtig in Gesinnung und Werk. So wird sein Andenken gesegnet bleiben in der kathol. Kirche unter den Völkern des Morgen- und Abendlandes.

Pizarro (Francisco), geb. zu Truxillo, der durch Perus Entdeckung und Eroberung einen Namen in der Geschichte erhalten hat, diente anfangs als gemeiner Soldat und zeichnete sich durch Muth und Unter-

nehmungsgeist aus. 1524 vereinigte er sich mit noch einigen Glücksrittern zur Eroberung der muthmaßlich reichen Länder an der Südseeküste. Nur unter langsamen Fortschritten drangen sie 1526 gegen die Küste von Quito vor; allein Mangel an hinlänglichen Streitkräften machte ihre Unternehmung sehr mißlich. Dennoch glückte es nach 5 Monaten, einige Mannschaft zusammen zu bringen und auch endlich die Küste von Peru zu entdecken, wo sie bei der Stadt Tumbez landeten. Die Erzeugnisse und Reichthümer dieser Länder reizte die Habsucht der Spanier; Pizarro kehrte 1527 mit Proben dieser Reichthümer nach Panama, und von hier nach Europa zurück, um den spanischen Hof für den Eroberungsplan zu gewinnen und — es gelang. Begleitet von seinen 3 Brüdern, kehrte er 1529 nach Panama zurück. Almagro gerieth über seine Treulosigkeit in die äußerste Wuth; Pizarro wußte ihn jedoch zu versöhnen, und alle 3 Theilnehmer verbanden sich aufs neue unter der Bedingung gleicher Vortheile. Im Febr. 1531 segelte Pizarro mit 3 kleinen Schiffen, worauf sich 180 Mann und unter diesen 36 Berittene befanden, wieder nach Peru ab. Er landete 100 Stunden nördlich von Tumbez und zog an der Seeküste hinauf. Die Feindseligkeiten, welche er bei seinem Vorrücken an den Einwohner sich auszuüben erlaubte, erbitterten diese; und bald sahen die Spanier sich dem drückendsten Mangel preisgegeben. Endlich kamen sie in eine Provinz, welche so große Beute darbot, daß Pizarro bedeutende Schätze nach Panama und Nicaragua schicken konnte, um neue Abenteurer anzuwerben. Nachdem er die Insel Puna in dem Meerbusen von Guayaquil in seine Gewalt gebracht hatte, erreichte er Tumbez, wo er Verstärkung erhielt. Weiter südlich legte er die erste spanische Colonie in Peru an, welcher er den Namen St.-Michael gab. Zu seinem Glücke war das peruanische Reich damals durch einen Bürgerkrieg zwischen den beiden Söhnen des letzten Inkas, Huaskar und Atahualpa, getheilt. Er konnte deßhalb nicht nur fast ohne Widerstand vordringen, sondern wurde auch von beiden Theilen um Beistand gebeten. So wagte er es, mit 62 Mann zu Pferde und 102 Mann zu Fuß landeinwärts auf Caramalca zu ziehen, wo Atahualpa mit einem ansehnlichen Heere lagerte. Da er sich für einen Freund ausgab, ward er auf seinem Marsche von Niemand beunruhigt und konnte eine feste Stellung in der Stadt Caramalca nehmen. Von da sandte er 2 Offiziere in des Inka Lager, welcher sie gastfrei aufnahm und Pizarro am folgenden Tage zu besuchen versprach. Dieser aber entwarf den treulosen Plan, sich der Person des Inka zu bemächtigen, und führte ihn unter großem Blutvergießen aus. Als das Volk seinen König in der Gefangenschaft sah, gerieth es in so große Bestürzung, daß es nicht den geringsten Versuch wagte, ihn wieder zu befreien; und während seine Abgesandten beschäftigt waren, das ungeheure Lösegeld zusammenzutreiben, das er für seine Freiheit geboten hatte, durchzogen die Spanier in kleinen Parteien das Reich bis in die entferntesten Provinzen. Endlich langte Almagro mit einer ansehnlichen Verstärkung an. Man theilte die Beute unter Anführer und Gemeine; des Habsüchtigsten Hoffnungen wurden weit übertroffen, aber Nichts konnte sie jetzt sättigen. Obgleich der Inka das versprochene Lösegeld entrichtet hatte, wollte ihn Pizarro doch nicht freigeben, um noch mehr zu erpressen. Almagro aber, welcher glaubte, Pizarro könnte ein solches Unterpfand zu seinem und seiner Soldaten besondern Vortheile benutzen,

drang aus Eifersucht darauf, den unglücklichen Gefangenen zu tödten. Kein Gefühl der Ehre oder Menschlichkeit widersprach in Pizarro's Brust; vielmehr beschleunigte ein Zufall ihre Vollziehung. Atahualpa bewunderte die Schreibekunst der Europäer, von deren Natur er keine Vorstellung hatte. Einst ließ er sich von einem Spanier den Namen Gottes auf den Nagel seines Daumens schreiben, um zu sehen, ob jeder Spanier die Zeichen auf eine und dieselbe Weise verstehen würde. Er hielt ihn auch dem Pizarro vor; dieser aber mußte beschämt gestehen, daß er nicht lesen könne, welche Unwissenheit dem Inka so schimpflich schien, daß er ihm seine Verachtung nicht verbergen konnte. Der engherzige Pizarro beschloß, sich dafür zu rächen. Auf die falschesten Beschuldigungen wurde der unglückliche Fürst verurtheilt, lebendig verbrannt zu werden, und als er sich aus Furcht vor einem so gräßlichen Tode dem Gebrauche der Taufe unterwarf, milderte man seine Strafe dahin, daß er öffentlich erdrosselt wurde. Die Regierung von Peru war jetzt soweit aufgelöst, daß den spanischen Eroberern kein kräftiger Widerstand mehr geleistet werden konnte. Pizarro, durch eine neue Schar von Abenteurern verstärkt, ging jetzt, unter bedeutenden Gefechten mit den Eingeborenen, auf Cusco los und bemächtigte sich dieser Hauptstadt, in welcher er große Massen von Gold und Silber fand. Benelcazor, einer seiner vornehmsten Offiziere, eroberte zu derselben Zeit Quito. Als die Nachricht von diesen glücklichen Unternehmungen durch Ferdinand Pizarro nach Spanien kam, erweiterte der König Pizarro's Statthalterschaft noch um 70 Stunden längs der Küste südwärts; Almagro aber wurde zum Statthalter eines weiten Bezirks südlich von dieser Grenze ernannt. Diese neuen Bestimmungen gaben zu Uneinigkeit Anlaß, welche jedoch für jetzt noch beigelegt wurde. Almagro unternahm die schwierige Eroberung von Chile, und Pizarro beschäftigte sich mit der innern Einrichtung seiner Statthalterschaft, wobei er viel Klugheit zeigte. Zugleich beschloß er, eine neue Hauptstadt in einer bequemern Lage als Cusco zu erbauen, und steckte in dem Thale Rimac, nicht weit von dem Hafen Callao, 1534 eine Stadt ab, die er Ciudad de los Reyes nannte, und die jetzt Lima heißt. Indeß erregten die Eingeborenen unter ihrem Inka, Manko Kapak, der aus der Gefangenschaft entkommen war, einen sehr ernstlichen Aufstand. Dieser benutzte die Vereinzelung der span. Truppen in den fernen Provinzen, und Almagro's Abwesenheit in Chile, versammelte alle waffenfähige Peruaner, hob mehre Abtheilungen der Spanier auf und belagerte in Person Cusco, während ein anderes Heer gegen Lima rückte. Cusco ward von Pizarro's 3 Brüdern, von denen einer dabei umkam, mit einer Handvoll Spanier hartnäckig vertheidigt. Schon hatten die Peruaner die halbe Stadt im Besitz, als Almagro, der aus Chile zurückkehrte, in der Nähe erschien. Er war in der Meinung gekommen, daß Cusco zu seiner Statthalterschaft gehöre; daher schlug er die Peruaner zurück, überfiel Cusco selbst, machte die beiden Pizarro's zu Gefangenen und nahm von der Stadt Besitz. Francisco Pizarro hatte sich indeß mit großer Anstrengung in Lima behauptet und war bereits aufs Aeußerste gebracht, als eine Ueberschwemmung die Belagerer zum Abzuge nöthigte. Sobald Pizarro Verstärkung an sich gezogen hatte, schickte er Alvarado an der Spitze von 500 Mann zur Befreiung Cuscos ab, von dem er noch glaubte, daß die Peruaner es belagerten. Almagro zog ihm entgegen, besiegte seine Truppen und

nahm ihn selbst gefangen. Dieser Unfall erschütterte Pizarro's Festigkeit; doch bot er die ganze Hinterlist seines Charakters auf, um die Fortschritte seines Nebenbuhlers zu hemmen. Zu dem Ende trat er mit ihm in Unterhandlung, während welcher sein Bruder Gonzalo und Alvarado Gelegenheit fanden, zu entkommen und noch 60 Mann mitzunehmen. Darauf schlug er einen Waffenstillstand vor, um ihre Streitigkeiten dem Ausspruche des spanischen Hofes zu unterwerfen. Der gutmüthige Almagro ließ sich bereden, auch Pizarro's andern Bruder, Fernandez, frei zu geben. Kaum aber sah Pizarro seine Brüder in Sicherheit, als er die Maske abnahm und sie an der Spitze von 700 Mann gegen Cusco schickte. Im April 1538 rückten beide Theile, jeder die königl. Fahne führend, gegen einander, und lieferten sich im Angesichte der über diese Zwistigkeiten im Stillen erfreuten Peruaner ein blutiges Gefecht. Almagro erlitt eine vollständige Niederlage, fiel in Gefangenschaft, und ward von Pizarro zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Nun vertheilte Pizarro, wie ein Eroberer, Ländereien und Reichthümer unter seine Brüder und Anhänger. Almagro's Freunde dagegen, die dabei leer ausgingen, nährten den alten Haß gegen ihn, versammelten sich zu Lima um den Sohn ihres ehemaligen Anführers, und verschworen sich endlich gegen Pizarro's Leben. Am 26. Juni 1541 begab sich Herrada, einer der vornehmsten Offiziere Almagro's, an der Spitze von 18 Mitverschwornen zur Mittagszeit, wo in diesen heißen Himmelsstrichen Alles zu schlafen pflegt, in den Pallast des Statthalters. Sie kamen unbemerkt durch die Vorhöfe bis an die Treppe. Pizarro, der eben vom Essen aufgestanden war, befand sich mit einigen Freunden in einem großen Saale. Einer derselben, der auf das Geräusch an der Treppe herausgetreten war, wurde sogleich niedergestoßen; Einige sprangen zu den Fenstern hinaus, Andere zogen sich mit Pizarro in ein inneres Zimmer zurück. Hier erhob sich ein hitziges Gefecht; der alte Pizarro vertheidigte den Eingang mit Schwert und Schild; und focht mit allem Feuer eines jungen Kämpfers. „Getrost, Kameraden!" rief er, „unser sind noch immer genug, diese Verräther zu züchtigen". Nach langem Kampfe fiel endlich sein Stiefbruder, Alcantara, neben ihm, dann seine übrigen Begleiter, und zuletzt empfing auch er, an Kräften erschöpft und fast athemlos, einen tödtlichen Lanzenstoß in die Kehle (26. Juni 1542). Sein Tod war seines Lebens würdig: er erlag der rohen Gewalt, und keine Thräne floß um ihm, der selber nie das Mitleid gekannt hatte.

Pizzicato (Musik) bedeutet in den Notenstimmen für Bogeninstrumente, daß gewisse Töne nicht mit dem Bogen gestrichen, sondern mit den Fingern gerissen werden sollen; gewöhnlich folgt dann der Ausdruck coll' arco, welcher anzeigt, daß man den Bogen wieder gebrauchen soll.

Plafond, s. **Deckengemälde**.

Plagium, Menschenraub, bei den Römern ein Verbrechen, welches darin bestand, daß man sich des Sklaven eines Andern, um ihn diesem zu entziehen, oder eines Freien, um ihn zum Sklaven zu machen, bemächtigte; nach deutschem Rechte, wenn man sich in den physischen Besitz eines Menschen setzte, jedoch ohne die Absicht, sich dessen zur Befriedigung thierischer Lüste zu bedienen. — Gewöhnlich versteht man unter **Plagiarius** einen gelehrten Dieb, der ein **Plagiat** begeht, d. h.

einen solchen Diebstahl eines Schriftstellers, der die Arbeiten Anderer, ohne sie zu nennen, ausschreibt und seine eigenen Arbeiten ausgibt. S. Ch. Nodier's „Questions de littérature légale: Du Plagiat, de la supposition d'auteurs, des supercheries qui ont rapport aux livres" (2. Aufl., Paris 1828).

Plan. Die Anordnung und Bestimmung der Theile eines Werks, welche aus dessen Zwecke hervorgehen muß, nennt man insofern sie diesem Werke zu Grunde liegt, oder gelegt werden soll, den Plan. Jedes Werk von einiger Bedeutung muß daher planmäßig seyn. Und dadurch unterscheidet es sich von der verworrenen Hervorbringung, welche der Zufall bestimmt. Aber damit ist nicht gefordert, daß der Plan überall von dem Werke sichtbar hervortreten müsse. Das Erstere ist darum nicht nöthig, weil Der, welcher das Werk hervorbringt, den Plan auch in seinem Geiste vor oder mit der Ausführung des Werkes ausbilden kann. Nur ist es bei Werken, welche im Raume sichtbar dargestellt werden und eine gewisse Dauer fordern, wo also Grundfehler ebenfalls Dauer erhalten, und schwer, oft gar nicht zu verbessern sind (wie z. B. bei einem Gebäude, einem Frescogemälde), mehr noch als bei Werken, welche nur in die Zeit fallen, bei diesen aber, in Ermangelung energischer Geisteskraft, ebenfalls sehr rathsam und fast unumgänglich, einen besondern Plan zu verzeichnen. Diese Verzeichnung wird dann auch selbst Plan genannt. Das Zweite aber ergibt sich aus dem Verhältnisse der Regelmäßigkeit zur Schönheit. Letztere soll die Regel als ihre eigene, oder als ein Gesetz, welches der Künstler ohne Zwang befolgt, erscheinen lassen, aber es zugleich durch das eigenthümliche Leben, welches er seiner Hervorbringung gibt, verhüllen. (S. Correctheit.)

Planck (Gottlieb Jakob), geb. 1751 zu Nürtingen im Würtembergischen, studirte in Tübingen, wo er 1774 Repetent in der theologischen Facultät wurde. 1780 ging er als Prediger an die Karlsakademie nach Stuttgart, ward daselbst 1781 Professor, 1784 Hochlehrer der Theologie an der Universität Göttingen, 1791 Consistorialrath und erster Professor der theolog. Facultät, 1805 Generalsuperintendent des Fürstenthums Göttingen, und unter der westfäl. Regierung Präsident des Consistoriums zu Göttingen. Auch ward er zum Abte zu Burkfelde ernannt. Bei der 50jähr. Jubelfeier seines Lehramts 1831 erhielt er das Commandeurkreuz des Guelfenordens und den Orden der würtemberg. Krone. Er starb am 31. Aug. 1833 zu Göttingen. Als einer der gelehrtesten Pfleger seiner Wissenschaft anerkannt, war Planck eine Zierde der Hochschule, wo er Religionslehrer aus allen Ländern Deutschlands bildete und wie durch sein tiefes Wissen so auch durch milden echt christlichen Sinn auf sie einwirkte. Sein Hauptwerk, die „Geschichte der Entstehung, der Veränderungen und der Bildung unsers protestant. Lehrbegriffs, vom Anfang der Reformation bis zur Einführung der Concordienformel" (6 Bde., 1781—1800) zeichnet sich durch Tiefe der Forschung, gründliche und unbefangene Prüfung aus und ist einer der wichtigsten Beiträge zur Geschichte der Reformation; fortgesetzt in der „Geschichte der protestant. Theologie von der Concordienformel an bis in die Mitte des 18. Jahrh." (Göttingen 1831). Wichtig sind ferner unter seinen zahlreichen Schriften: „Geschichte der Entstehung und Ausbildung der christlich kirchlichen Gesellschaftsverfassung" (5 Bde., Hanover 1803—9); „Geschichte des Christenthums in der Periode seiner ersten Einführung

in die Welt durch Jesum und die Apostel" (2 Bde., Göttingen 1818); Spittler's „Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche" ward von ihm in der 5. Aufl. fortgesetzt; trefflich ist seine Schrift: „Ueber Spittler als Historiker" (Gött. 1811); ebenso: „Ueber die Trennung und Wiedervereinigung der getrennten christlichen Hauptparteien" (Tübingen 1803); „Worte des Friedens an die kathol. Kirche gegen ihre Vereinigung mit der protestant." (Gött. 1809); „Betrachtungen über die neuesten Veränderungen in dem Zustande der kathol. Kirche" (Hanov. 1816); „Ueber die gegenwärtige Lage und Verhältnisse der kathol. und protest. Partei in Deutschland" (Hanov. 1816); „Ueber die Behandlung, die Haltbarkeit und den Werth des historischen Beweises für die Göttlichkeit des Christenthums" (Gött. 1821) u. m. a. — Sein Sohn, **Heinrich Ludwig**, geb. 1785 zu Göttingen, ebenfalls der Theologie sich widmend, gewann 1805 den von der theolog. Facultät zu Göttingen ausgesetzten Preis für die Beantwortung der Frage über den Werth der Zeugnisse der Gegner des Christenthums und der kathol. Kirche in den 3 ersten Jahrh. bei den Beweisen für die Wahrheit der Geschichte Jesu und die Echtheit der neutestamentlichen Schriften, und im folg. J. auch den Preis bei der philosoph. Facultät. Seit 1806 Repetent in der theolog. Facultät, wurde er 1810 Prof. derselben. Er starb am 23. Sept. 1831. Schon in der ersten Zeit seines Lehrerberufs widmete er sich vorzüglich der Exegese des Neuen Testaments, in welcher die philolog. und historisch kritische Seite das Hervorstechende war. In seinen „Bemerkungen über den ersten Paulinischen Brief an den Timotheus" (Göttingen 1808) vertheidigte er gründlich die von Schleiermacher angegriffene Echtheit jenes Briefes. Neben seinen philolog. Forschungen über das N. Test. führte ihn die philosoph. Richtung seines Geistes zu dem Bestreben, in der systematischen Theologie einen festen und eigenthümlichen Standpunkt zu gewinnen. Das Eigenthümliche seiner dogmatischen Ansichten entwickelte er sowohl in der Schrift: „Ueber Offenbarung und Inspiration, in Beziehung auf Schleiermacher's neue Ansichten über Inspiration" (Gött. 1817), als vorzüglich in seinem „Kurzen Abriß der philosophischen Religionslehre" (Gött. 1821).

Planetarium, Orrerium, eine Maschine, welche die Bewegungen der Himmelskörper zeigt. Der Graf Orrery erhielt ein Exemplar, daher der Name. Diese Maschine besteht in einer Darstellung der Planeten, des Thierkreises und anderer astronomischen Linien. Mit Hülfe derselben kann man in wenig Tagen eine richtige Kenntniß von den verschiedenen Erscheinungen am Himmel erlangen. Hauptsächlich gebraucht man das Planetarium, die Theorie der Erde und des Mondes sinnlich zu erklären.

Planeten, Wandelsterne, die zweite Classe der am Himmel sichtbaren Weltkörper. Man nennt sie so, weil sie ihren Stand am Himmel gegen die Firsterne jeden Augenblick verändern. Sie unterscheiden sich von den **Firsternen** (s. d.) dadurch, daß sie ein sanftes und stilles Licht zeigen, denn sie sind von der Sonne erleuchtete, dunkle Körper, während die Firsterne, als Sonnen, ein flimmerndes und strahlendes Licht zeigen. Sie unterscheiden sich aber auch wesentlich, daß sie sich um eine, in Verhältniß zu ihnen unbewegliche Sonne, von der sie erleuchtet werden, bewegen. Sie sind also nicht, wie die Firsterne, selbständige, sondern von einem Firstern abhängige Körper. Deß-

halb nennt man alle Planeten, die sich um eine Sonne bewegen, zusammengenommen ein Planetensystem, oder auch ein Sonnensystem. Wir kennen aber nur unser Planetensystem, d. h. die Sonne und die Weltkörper, die sich um unsre Sonne bewegen und von ihr erleuchtet werden, und auch dieses wahrscheinlich nicht einmal vollständig, da ja noch ganz kürzlich einige neue Planeten entdeckt worden sind. Wahrscheinlich ist es allerdings, daß jeder Firstern, d. h. jede Sonne, von einem ähnlichen Planetensystem umkreiset wird; die Entfernung aber, selbst des uns nächsten Firsternes, des Sirius, ist so ungeheuer, daß wir mit den bis jetzt bekannten Instrumenten nicht daran denken dürfen, so unbedeutende Körper, wie die Planeten jener Sonnen im Vergleich mit den Firsternen sind, zu erkennen. Unser Planetensystem aber, so weit wir es bis jetzt kennen, besteht aus folg. Weltkörpern. Zuerst und der Sonne zunächst, in einer Entfernung von 8 Mill. Meilen, bewegt sich um dieselbe der Merkur. Er erscheint als ein kleiner Stern von weißlichem, lebhaft glänzendem Lichte, den man aber, weil er der Sonne so nahe ist, nur in der Dämmerung des Morgens und Abends mit Mühe wahrnimmt. Seine Größe beträgt nur etwa $^1/_{18}$ der Erde; er ist also der kleinste von den ältern Planeten. Er läuft um die Sonne in 88 Tagen weniger $^3/_4$ Stunden und dreht sich um seine Are in 24 Stunden. Seine Tage sind also den unsrigen ziemlich gleich, sein Jahr aber beträgt noch nicht $^1/_4$ des unsrigen. Der zweite Planet ist die Venus, ein sehr schöner, in mildem bläulichem Lichte glänzender Stern, den man, weil er kurz vor Sonnenaufgang und bald nach Sonnenuntergang erscheint, im gemeinen Leben Morgen- und Abendstern nennt. Seine Durchmesser beträgt 1669 Meilen. Sie bewegt sich um die Sonne in einer Entfernung von mehr als 15 Mill. Meilen, in $224^1/_2$ Tag und um sich selbst in etwas über 23 Stunden. Der dritte Planet von der Sonne an gerechnet ist die Erde. Ihr Durchmesser beträgt 1719 Meilen. Sie bewegt sich um die Sonne in einer mittleren Entfernung von 20 M. Meilen in 365 Tagen und 5 Stunden 48′ (Minuten) 48″ (Secunden), und um sich selbst in 24 Stunden (s. d. Art. Erde). Der vierte Planet ist Mars. Man erkennt ihn an seinem röthlichen Lichte. Sein Größe beträgt etwa $^1/_4$ der Erde, seine Umlaufszeit ungefähr 687 Tage, seine Umwälzungszeit $24^1/_2$ Stunde, sein Abstand von der Sonne an 32 Mill. Meilen. In einer ungeheuern Entfernung vom Mars bewegt sich der größte aller bekannten Planeten, der Jupiter (sein Durchmesser beträgt an 19.000 Meilen, er ist also an 1474 mal größer als die Erde), und man erkennt ihn an seinem starken silberfarbnen ins Gelbliche fallenden Lichte. Er bewegt sich um die Sonne in einer Entfernung von mehr als 108 Mill. Meilen in $4332^1/_2$ Tag (beinahe 12 von unsern Jahren), um sich selbst hingegen in 9 Stunden und einigen 50 Minuten. Auf den Jupiter folgt in beinahe doppelter Entfernung von der Sonne der Saturn. Seine Umlaufszeit beträgt 10.759 Tage (beinahe 30 unsrer Jahre), seine Umwälzungszeit etwa 10 Stunden, sein Durchmesser 17.160 Meilen, seine Entfernung von der Sonne 199 Mill. Meilen. So weit kannte man die Planeten unsres Sonnensystems bis zum Jahre 1781, wo Herschel, ein deutscher Astronom bei London, den letzten und entferntesten der bis jetzt bekannten Planeten, am 14. März, entdeckte und ihm nach Analogie der übrigen den Namen Uranus (Vater des Saturn) gab. Seine Entfernung von der Sonne ist so groß (398 Mill. Meilen),

daß er 30.689 Tage (an 84 unsrer Jahre) braucht, seinen Umlauf zu vollenden. Seine Umwälzungszeit ist unbekannt. Die große Entfernung zwischen Mars und Jupiter, welche gleichsam eine Lücke zwischen den übrigen in regelmäßigen Verhältnissen zunehmenden Entfernungen der Planeten unter einander bildete, hatte schon längst zu der Vermuthung geführt, daß zwischen ihnen noch ein unbekannter Planet sich bewegen möchte; statt dessen hat man ihrer 4 gefunden. Am 1. Jan. 1801 entdeckte Piazzi zu Palermo einen kleinen Planeten, den er Ceres nannte. 1802 fand Olbers zu Bremen die Pallas und 1804 Harding zu Lilienthal die Juno. Endlich 1807 entdeckte Olbers die Vesta. In ihren Entfernungen von der Sonne folgen sie aber so aufeinander: Vesta 48 Mill. Meil., Juno 56 Mill. Meil., Pallas 56 Mill. Meil., Ceres 58 Mill. Meilen. Obwohl sie wahre Planeten sind, weichen sie doch von den übrigen in manchen Stücken bedeutend ab: sie sind bei weitem die kleinsten von allen; Juno hat nur einen Durchmesser von 305 oder 309 Meilen, Pallas von 450 oder 455 und Ceres von 348 oder 400; der Durchmesser der Vesta ist noch unbekannt. Sie sind also sämmtlich und zum Theil bedeutend kleiner als der Mond, auch erscheinen sie nur als Sterne 7. bis 12. Größe und sind daher mit unbewaffneten Augen nie sichtbar; dazu sind sie einander viel näher, besonders Pallas und Ceres, als die übrigen Planeten unter sich; endlich unterscheiden sie sich auch dadurch, daß ihre Bahnen sehr bedeutend von der Ebene der Erdbahn abweichen, während alle übrigen Planeten nur sehr unbedeutend davon abweichen und man beinahe sagen kann: sie bewegen sich in derselben Ebene. Da sie sich so nahe an einander befinden, so sind auch ihre Umlaufszeiten nicht sehr verschieden; das Jahr der Vesta beträgt 3 unsrer Jahre 8 Monate; das der Juno 4 Jahre 4 Monate; das der Pallas 4 Jahre 7 Monate und das der Ceres eben so viel. Ihre Umwälzungszeit, oder die Länge ihrer Tage, ist unbekannt. — In geringer Entfernung von den Planeten kreisen die Trabanten, welche sich zu den Planeten verhalten wie diese zur Sonne. Sie sind die dritte Classe der Weltkörper. Der Name Trabanten bezeichnet eigentlich die Krieger, welche die Person des Fürsten beschützen und überall begleiten sollen, und deßhalb hat man diesen Namen jenen kleineren Weltkörpern gegeben, welche sich in geringer Entfernung um die Planeten bewegen. Sie werden wie diese von der Sonne erleuchtet und dienen wiederum, die Planeten während der Nächte zum Theil erleuchten. Nicht alle Planeten sind von Trabanten begleitet. Merkur und Venus haben keinen; die Erde hat den Mond (s. d.); Mars und die 4 kleinen Planeten Vesta, Juno, Pallas und Ceres haben wiederum keinen. Jupiter aber hat deren vier. Beim Saturn findet man eine höchst merkwürdige Erscheinung: er ist nämlich von einem leuchtenden Ringe umgeben, oder vielmehr nach den neuern Beobachtungen von zwei concentrischen Ringen, einem innern und einem äußern. Diese Ringe sind breit, wenig dick und frei schwebend, und geben bei einem gewissen Stande dem Planeten das Ansehen, als ob er 2 Henkel hätte. Die Beschaffenheit und der Nutzen diese Ringe für den Planeten sind uns völlig räthselhaft. Außerdem hat er 7 Trabanten, welche man aber nur mit den stärksten Fernröhren zu erkennen vermag. Uranus hat endlich 6 Trabanten.

Planiglobium, s. Planisphärium.

Planimetrie, der Theil der Geometrie (s. d.), welcher sich mit Ausmessung und Vergleichung der Flächen beschäftigt.

Planisphärium, Planiglobium. Diese beiden gleichbedeutenden Ausdrücke bezeichnen die Darstellung einer Halbkugel, z. B. der Himmels-, der Erdhalbkugel, auf einer ebenen Fläche, wie jeder geograph. Atlas eine solche Verzeichnung der östl. und westl., oder der nördl. und der südl. Halbkugel zu geben pflegt. Ueber die dabei anzuwendenden Darstellungsarten (Projectionen) vergl. Landcharten. Ausführlichere Anweisungen ertheilt Mayer's „Unterricht zur praktischen Geometrie", 4. Th. (Erlangen 1804, m. Kpfrn.) (Vgl. Astrolabium.)

Planta (Joseph), engl. Gelehrter und Secretair der londner königl. Gesellschaft der Wissenschaften, geb. 1744 in Graubündten und erzogen in London, studirte in Utrecht und Göttingen, und reiste viel. Als Oberbibliothekar und erster Aufseher des britischen Museums, der Handschriften und des Münzcabinets erwarb er sich viel Ruf bei den Fremden. Seine meisten Forschungen betreffen die romanische und die scandinavischen Sprachen und seine „Schweizergeschichte" gefiel in England. Seine letztes Werk ist eine kurze Geschichte der Wiederherstellung des schweizerischen Freistaats. Er starb 1827 zu London. S. Planta's Leben, von Falkenstein, in den „Zeitgenossen" 9. Heft, 1829.

Plantagenet, s. Großbritannien.

Planzeichnen, s. Situationszeichnung.

Plastik oder Bildnerkunst nennt man im weitern Sinne diejenige Kunst, die aus harten oder weichen Massen Formen und Gestalten bildet. Da die Stoffe, welcher die Bildnerkunst zur Darstellung sich bedient, sehr verschieden seyn können, als Stein, besonders Marmor, Metall, Elfenbein, Holz, auch Kork (daher Phelloplastik), Wachs (daher Keroplastik), Lack, auch Schwefel, Thon, Gyps u. s. w.; so ist auch der Mechanismus in der Darstellung sehr verschieden, und die Bildnerkunst selbst bekommt daher verschiedene Namen, als: Bildhauerkunst, welcher Name auch zuweilen die Bildnerkunst selbst bekommt, Bildgießerei oder Gießkunst, Bildgraberei, Bildschnitzerei oder Schnitzkunst, auch Steinschneidekunst, so ferne sie Gestalten in kleinern und besonders edeln oder kostbaren Steinen entweder ein- oder auswärts geschnitten darstellt, Drehkunst, Schleifkunst, Bossirkunst, Stukaturkunst u. s. w. Auch zeigt die Bildnerkunst in der Art und Weise der Darstellung selbst noch andre merkwürdige Unterschiede. Denn es können die Gestalten, welche sie hervorbringt, entweder im Ganzen oder nur nach gewissen Haupttheilen (Kopf und Brust, wie bei Büsten), ferner entweder so, daß sie von allen Seiten frei zu beschauen sind (voll oder ganz rund), oder so, daß sie auf eine Fläche angeheftet und nun zum Theil über derselben wahrzunehmen sind (erhoben), dargestellt werden. Im letztern Falle nähert sich die Plastik gewissermaßen der Malerkunst, ist aber doch immer noch wesentlich von ihr verschieden, da das erhabene Bildnerwerk stets eine wirkliche Ausdehnung hat; daher sie auch die Gegenstände nicht so perspektivisch darstellen kann, wie die Malerkunst. Ferner kann die Bildnerkunst ihre Gestalten sowohl einzeln als gruppirt darstellen, und zwar letztere nicht bloß bei erhobenen, sondern auch bei ganz runden Bildnerwerken oder bei wirklichen Standbildern. In dieser Gruppirung aber ist sie ebenfalls sehr beschränkt und darf der Figuren nicht zu viele zusammenstellen, wenn das Ganze die gehörige Einheit bekommen soll.

Endlich kann sie ihre Gestalten sowohl in natürlicher Größe als auch so darstellen, daß sie entweder diese Größe nicht erreichen (verkleinert, verjüngt dem Maße nach) oder über sie hinausgehen (vergrößert, kolossal), das letztere geschieht besonders bei Bildung idealischer Menschengestalten, durch welche Götter und Helden dargestellt werden sollen, um auch durch das übermenschliche Maß den Charakter der Erhabenheit auszudrücken. Da übrigens die Produkte dieser Kunst schon an sich durch die wirkliche Raumerfüllung nach allen Dimensionen der Anschauung so viel sinnliche Wahrheit geben, so bedarf die Bildnerkunst nicht nur nicht der Farben zu ihren Darstellungen, sondern sie würde durch den Gebrauch derselben auch ihren Effekt vermindern, indem der Beschauer entweder ihre Produkte mit lebendigen Gegenständen in der Natur wirklich verwechseln, oder wenigstens glauben würde, sie sey darauf ausgegangen, ihren Produkten den Anstrich solcher Gegenstände zu geben und ihn dadurch zu betrügen. Daher scheint der weiße Marmor, weil er eigentlich gar keine Farbe hat, das tauglichste Material für die Bildnerkunst zu seyn. Daher scheint auch der Anblick von farbigen Wachsfiguren, welche lebende Personen darstellen sollen, etwas Widerliches an sich zu haben; denn ohne die Geschmacklosigkeit, die auch außerdem, besonders in der Bekleidung an solchen Produkten gewöhnlich bemerkbar ist, in Anschlag zu bringen, so fällt schon der Widerstreit des Lebenscolorits und das Todte, was in der starren Bewegungslosigkeit solcher Figuren liegt, dem Gemüth auf eine unangenehme schauerliche Weise auf. Bei leblosen Dingen hingegen z. B. bei Wachsfrüchten mag sich die Plastik auch der Farbe bedienen, weil hier die Kunst bloß in der getreuesten Nachahmung der Natur besteht. Die Kunst ist aber in diesem Falle ebenso wenig Kunst in höherm Sinne, als wenn sie andere Kunstwerke durch treue Abdrücke oder Abgüsse in Gyps, Schwefel, Lack, Glas u. s. w. copirt, wiewohl sie sich dadurch wenigstens um die Verbreitung plastischer Kunstwerke und die Vervielfältigung der Mittel zur Geschmacksbildung verdient macht. — Ueber den innern Charakter der Plastik, zu welchem sie sich besonders unter den Griechen auf das herrlichste entwickelt hat, wird der folgende Artikel handeln.

Plastisch. Auch der Abwesenden Gestalt ist uns lieb; oft schwebt den Wachend-Träumenden ihr Bild vor Augen. Diese Bilder erfassende, Bilder nicht lassende Einbildungskraft war die Mutter der Plastik, der die Natur selbst Vorzeichnerin ward. Entwarf nicht sie selbst, die Natur, des Geliebten Schatten? Ein Umriß dieses Schattens, eine nach ihm aus dem Andenken gebildete Gestalt brachte dem Andenken die ganze lebende Person wieder. So erzählt das Märchen die Erfindung jener korinthischen Braut, die den Schatten des Geliebten zeichnete und ihres gefälligen Vaters, der ihn formte. Die Aegypter stellten ihre Figuren in Mumiengestalt dar; sobald Dädalus die todte Gestalt zu beleben, ihren Händen und Füßen Bewegung zu geben anfing, war die große Bahn der griechischen Kunst in Stellung aller Art geöffnet, und bis an die äußersten Grenzen derselben hat sie sich gewagt. Sehet die Ringer, Kämpfer und Fechter im Ausfall, in der Bewegung; die Stellung des Mannes, der den Pfeil aus seiner Ferse zieht, dessen, der sein Haar rückwärts wäscht, dessen, der mit dem Palladium in der Hand sich hebt; des Fauns, der den Knaben auf seinem Fuße wiegt, und so manche andere täuschende, haschende, schwebende Stellung vom gestreck-

ten Körper des Marsias an bis zur Leiche des Patroklus, vom träumenden Hermaphroditen bis an die Grenzen menschlicher Bewegung hat die Kunst gereicht und beinahe das Unmögliche berührt. Ueber manche Namen dieser Figuren ist Manches vergebens gesagt worden, da es offenbar die schwersten, mithin Meisterstellungen der griechischen Kunstschule waren, die in ihren Schranken jedes Bewegliche unseres vielbeugsamen Körpers darzustellen, jeder Stellung Ruhe und Bewegung auf der Goldwage zuzuwägen sich getraute. Bewegung also d. h. Leben vom ruhigsten Stande oder Sitz einer Gestalt bis zur heftigsten Erzeigung ihrer Wirksamkeit bildete die griechische Kunst, geführt von Weisheit, denn da das Heftigste nur Einen Augenblick dauert; mäßige Bewegung dagegen, wie im Gleichgewicht schwebend, sich lange erhält und den Anschauenden zu einer gleichruhigen, betrachtenden, sich vergnügenden Gemüthsbewegung einladet; so nehmen freilich dem Zweck und Wesen der bildenden Kunst gemäß ruhige Figuren, auch ohne Rücksicht auf Schönheit, die große Mitte der griechischen Kunsttafel ein. Das Gewaltsame steht nur am Ende, meistens in einem untergeordneten Bezirk; indessen steht auf ihr auch das gebildet. Daß unter morgenländischer Verhüllung weder an Maß noch Gestalt der Glieder, sie gewiß und richtig zu bilden, gedacht werden konnte, ist durch sich klar, die Hülle mußte abgeworfen werden und der Körper sich, wie er ist, zeigen. Das griechische Klima, die griechischen Sitten und Uebungen, vorzüglich die ganze Denkweise der Griechen begünstigten diese Enthüllung, und so trat das schöne Menschengebilde ans Licht, das in sich selbst ganz Maß und Gestalt ist. Alles mißt und ordnet sich, an unserm Körper Einheit und Symmetrie, der vielfachste Gliederbau in der genauesten Zusammenfügung und Beziehung machen an ihm ein so übersehbares in einem Blick zufassendes Ganzes, daß unser Auge an ihm wie an einem geschlossenen Vollkommenen mit Befriedigung haftet. Wie der Tonkreis, wie die Farbenlagen ist die Menschengestalt ein Untrennbares. Nicht nur erinnert jeder Theil an den andern, sondern jeder Theil des Theiles bestimmt und misset das Ganze. In dieser Wohlordnung steht das Gebilde da, aufgerichtet; es ladet ein zum Betrachten, zur Zeichnung und weil es Form ist, zur Formung. Und da dieß erhabene Gebilde die kleinste Basis unter sich hat, mithin in jeder Bewegung sich Gleichgewicht, Wechsel der Kräfte und Ruhe aufs sichtbarste zumisset und die Regel seiner Proportionen verändert, in jeder Bewegung zeigt; was konnte die Kunst anders als diese Regel bemerken? sie nach Lebensaltern, Geschlechtern, Charakteren, Stellungen bezeichnen und ordnen? Lebensalter also, Geschlechter und Charakter unterscheiden wie die Menschen, so auch die Bildwerke, jedes derselben in sich hat sein Reinstes, sein Höchstes. Nicht etwa nur krüppelhafte Kinder verunzieren die Kindheit; in der Kindheit selbst ist ein Punkt, wo das Kind am schönsten Kind ist. Ein Gleiches ist es mit jedem Alter in beiden Geschlechtern. Diesen Punkt zu finden, konnte einer Kunst nicht gleichgültig seyn, die den fürs Andenken günstigsten Augenblick der Lebenshora verewigen wollte. Mit liebendem Auge forschte sie, auch in der dem Alter, dem Geschlechte und Charakter günstigsten Stellung und Handlungen wählte sie das schönste Moment der Zeit, werth daß es dem Andenken verewigt würde. Dieß alles lag im Begriffe der Kunst, wie sie im Bildsamsten das Bildungswürdigste darstellen wollte. Manche oft unanständige Fragen, warum

die griechische Kunst in beiden Geschlechtern das oder jenes nicht, oder nur also, oder nur bei diesen und jenen Figuren und bei diesen also oft gebildet habe? beantwortet diese Regel entweder selbst oder einige Erwägung dessen, was Form als Form darstellen kann, oder endlich das leiseste Gefühl des sichtlichen Anstandes. Die nackte Kunst muß zugleich die schüchternste, die sittsamste seyn, ganz innerhalb ihrer Grenzen wohnend. Sie kann und will nicht malen, noch weniger Lüste reizen. Ein Naturgebilde schaffet sie, wie Gott es schuf, durch seine Natur heilig und durch seine Natur bedeutsam. Jede Form der menschlichen Gestalt spricht zu uns, weil wir selbst mit dieser Form bekleidet, den Geist fühlen, der sich in dieser Form offenbart. Wie wolltet ihr einem Kinde ein zorniges oder ein freundliches Gesicht begreiflich machen, d. h. ihm den Zorn oder die Freundlichkeit durch Unterricht beibringen, wenn es den Naturausdruck dieser Affekte sym- oder antipathetisch nicht in sich fühlte? Nicht anders fühlen wir den Gemüthscharakter jedes echt gebildeten Werkes der Kunst, den Geist, der es bewohnt, schnell oder sanft geht er in uns über. Mein Arm erhebt sich mit jenem Fechterarm; meine Brust schwillt mit jener Brust, auf welcher Antäus erdrückt wird. Meine Gestalt schreitet mit Apollo, oder lehnt sich mit ihm, oder schaut begeistert empor. Laokoons und der Niobe Seufzer dringen nicht etwa in mein Ohr; sie heben meine Brust selbst mit stummem Schmerz. Das Angesicht jenes Genius, dieser Tochter blicken mich an und erfüllen mich dadurch selbst mit ihrer Liebe, mit ihrer Unschuld; durch alle Theile des schön belebten Körpers ist diese Harmonie ergossen. Nicht etwa nur jener Rücken des Herkules ist bedeutend; die Trümmer eines lieblichen Mundes, dieses zerbrochenen Jupiters Schädel führen ihre ganze Bedeutsamkeit mit sich. Ueber jenem schwebt noch die Pitho; unter diesem erzeugen sich noch Zeus Gedanken. Der Ausdruck der plastischen Kunst ist leibhaft, also auch mittelst leibhafter Formen geisthaft, d. h. sympathetisch wirksam. Daraus ergibt sich sowohl das Gute, das die Plastik der Menschheit geleistet, als das Schöne, das ihr wesentlich zukommt. Im reinsten Umriß, in ausdrückenden Formen alles Vortreffliche, Große, Edle, Reizende der menschlichen Gestalt hat sich dargestellt, mithin leib- und wesenhaft gezeigt, welche Kräfte den menschlichen Bau regen und bewohnen. Mein Schenkel schreitet wie der des Apollo; Jupiters Stirn ist die meine. Zu jeder hohen Ruhe, zu jedem großen Verhältniß erhebt sich meine mitfühlende Brust. Ich spreche mit diesen reinen Gestalten, wie mit Brüdern und Schwestern; denn ich fühle, sie sind meines Geschlechtes.

Plata (Vereinigte Provinzen vom Rio de la), oder argentinische Republik. Die neuen Staaten, welche sich aus dem südlichen Theile des vormaligen spanischen Vicekönigreichs vom Rio de la Plata gebildet haben, betrachten sich, Paraguay und Montevideo ausgenommen, als Theile eines Bundesstaats. Ihr Gebiet erstreckt sich vom 10° oder 20°—40° oder 41° S. B. und vom 52° oder 53°—35° oder 36° W. L. Im Norden stößt dasselbe an den Freistaat Bolivia, im Westen an Chile, im Osten an Brasilien, im Süden an die patagonische Ebene. Seine Größe wird zu 40—45.000 geographischen QM. angegeben, auf welchem Raume 600.000—640.000 Menschen leben, also etwa 15 auf einer QM. Der größte Theil des Landes besteht aus den weiten Ebenen, die von den Geographen fälschlich mit dem allgemeinen Namen der Pam-

pas bezeichnet zu werden pflegen, von welchen aber die wahren Pampas nur einen, und zwar denjenigen Theil ausmachen, welcher aus weiten baumlosen Grasflächen besteht und den vormals ungeheuern, jetzt noch sehr zahlreichen Viehheerden, die den wesentlichsten Reichthum der Bewohner bilden, zur Weide dient. Im Westen werden die argentinischen Ebenen von der Cordillera der Anden begrenzt, welche das Land von Chile scheidet und nach den wenigen hier gemessenen Punkten in dieser Gegend eine mittlere Höhe von 12.000 Fuß haben mag. Im östlichen Theile des Landes hat der Boden niedrigere Berge und Hügel, welche die äußersten Punkte der brasilischen Gebirge sind. Im Norden oder Nordwesten breiten sich die Vorberge der Anden in dem tucumanischen Gebirge und als Zweige der Cordilleren Oberperus aus. Fast die sämmtlichen Flüsse des ganzen argentinischen Gebiets sammeln sich in den Silberstrom (Rio de la Plata), welcher dem Lande seinen Namen gegeben. Die größten der in ihn fallenden und ihn bildenden Flüsse sind: der Parana, der Paraguay, welcher in diesen mündet und aus Oberperu den Pilcomayo und Vermejo aufnimmt, und der Uraguay, welcher mit dem Parana den eigentlichen Platastrom bildet. Von den minder wasserreichen Flüssen verlieren sich mehre in den Pampas in salzige Steppenseen. Das Klima ist durchaus gesund und zum Theil äußerst schön; doch wird im nördlichen Theile der Ebene die Hitze sehr lästig. Im südlichen Theile des Landes erzeugt sich in der Ebene im Winter in einigen Nächten Eis auf der Fläche stehender Gewässer. Die hauptsächlichsten Producte des Landes sind vor Allem Rindshäute, Rindshörner und Talg (jetzt die Hauptstapelwaare des Landes), die aus dem Hafen von Buenos Ayres nach Europa ausgeführt werden, Maulesel, welche jährlich in bedeutenden Heerden in die Gebirgsgegenden Perus gehen, Felle verschiedener wilder Thiere, Straußfedern, Wein, Branntwein, etwas Baumwolle ꝛc. Die Bewohner des Landes sind theils sogenannte Indianer, von denen die meisten der sehr zahlreichen Völkerschaften noch heidnisch sind und zum Theil in berittenen Horden ein umherschwärmendes Räuber- und Jägerleben führen, theils Nachkommen der Spanier (Hispano-Argentiner), theils endlich eingeführte Neger und Mischlinge dieser Hauptkasten. Die argentinische Republik besteht aus folgenden Staaten oder Provinzen: Buenos Ayres mit 160.000 Einw., Santa-Fé mit 15.000 Einw., Entre Rios mit 20—30.009 Einw., Corrientes mit 15.000 Einw., San-Luis mit 20—25.000 Einw., Mendoza mit 35—40.000 Einw., San-Juan mit 35.000 Einw., Rioja mit 20.000 Einw., Catamarca mit 35.000 Einw., Cordova mit 70—80.000 Einw., Santiago mit 50.000 Einw., Tucuman mit 50—52.000 Einw., Salta mit 78—80.000 Einw. Außer diesen 13 Provinzen gehören noch zwei Districte zum Gebiete der argentinischen Republik, nämlich erstens die sogenannte Provinz der Missionen, welche aus dem mittlern Theile der ehemaligen Jesuitenmissionen von Paraguay entstanden war, aber durch Artigas und Francia gänzlich verödet worden und jetzt noch ohne Bewohner ist; zweitens der District Chaco oder Gran-Chaco, welcher den ganzen nördlichen Theil des Landes, an den Flüssen Paraguay, Pilcomayo und Vermejo einnimmt, fast unbekannt ist und von wilden Indianerstämmen, die meist von der Jagd leben, durchzogen wird.

Die argentinischen Staaten machten zur Zeit der spanischen Herrschaft den südlichen Theil des Vicekönigreichs Buenos Ayres oder vom

Rio de la Plata aus; doch gehörte zu diesem das Gebiet von Paraguay und des jetzigen Freistaats von Uruguay. Dieses Vicekönigreich, welches 1777 aus der südlichen Hälfte des Vicekönigreichs Peru errichtet wurde und zur Hauptstadt Buenos Ayres erhielt, bestand außer den Provinzen der jetzigen argentinischen Republik, Paraguay (s. d.) und Montevideo, noch aus dem sogenannten Oberperu, oder dem jetzigen Bolivia, dessen Provinzen damals unter dem Namen der Gebirgsprovinzen (Provincias de la Sierra) unterschieden wurden. Vor der Bildung dieses Vicekönigreichs waren in der frühesten Zeit, nach der Entdeckung und Eroberung des Landes, die Gegenden am Parana und Rio de la Plata unter dem allgemeinen Namen Paraguay, die Provinzen im Nordwesten unter dem allgemeinen Namen Tucuman und die drei Provinzen Mendoza, San-Juan und San-Luis de la Punta unter dem allgemeinen Namen Cuyo oder Chile tramontano bekannt, indem letztere in der frühesten Zeit zur Statthalterschaft Chile gehörten. Der Entdecker des Rio de la Plata ist Juan Diaz de Solis, welcher 1515 von dem spanischen Hofe auf eine Entdeckungsreise abgeschickt wurde. Diego Garcia, Sebastian Gaboto und Pedro de Mendoza setzten seine Entdeckungen weiter fort und außer den Kämpfen mit den Indianern stellten sich der Colonisation des Landes keine Hindernisse in den Weg. Die ganze Zeit bis zum Anfange unsers Jahrhunderts verstrich diesen Gegenden sehr ruhig. Als 1806 die Engländer in Folge des zwischen Spanien und England ausgebrochenen Kriegs, Buenos Ayres einnahmen, machten sie den Eingeborenen das Anerbieten, dieselben zu unterstützen, wenn sie Lust haben sollten, sich von Spaniens Herrschaft unabhängig zu machen. Dieses Anerbieten fand damals bei den loyalen Bewohnern von Buenos Ayres wenig Eingang, aber es regte doch die ersten Ideen von politischer Unabhängigkeit in ihnen an, welche sich, befördert von englischen Kaufleuten, die unter dem spanischen Monopol litten, immer mehr ausbreiteten, bis die Besetzung Spaniens durch die französischen Truppen und die Gefangennehmung Karl IV. und Ferdinand's durch Napoleon neue Ereignisse, die über das Schicksal der südamerikanischen Staaten entschieden, herbeiführten.

Buenos Ayres muß als die Wiege der südamerikanischen Unabhängigkeit betrachtet werden; hier entspann sich der Kampf zuerst und verbreitete sich über das ganze Land. Am 25. Mai 1810 gelang es der liberalen Partei, die sich seit 1806 gebildet, den Dr. Don Marino Morena an der Spitze, nach einigem Kampfe den Vicekönig B. A. de Cisneros abzusetzen und eine Regierungscommission (Junta gobernativa), bestehend aus Don Cornelio Saavedra als Präsident und acht andern Mitgliedern, unter denen der Dechant Funes und Moreno als Staatssecretaire, zu bilden. Der Letztere war die Seele des Ganzen und entwickelte nicht gewöhnlichen kräftigen Geist. Durch ihn wurden die Umtriebe des Vicekönigs, der spanischen Gerichtsbeamten (Oidores) und ihrer noch starken Partei vereitelt, sie selbst auf einem Schiffe außer Landes gebracht und so die Royalisten ihrer Stützen beraubt. Aber in der Junta selbst entstand Zwiespalt, und Moreno mit seinen Freunden, die strenge Maßregeln und consequente Durchführung der Revolution wollten, mußten ausscheiden. Moreno starb bald darauf auf einer Reise nach England, wohin er abgesendet wurde, um die Interessen des jungen Staats zu vertreten. Das Land verlor an ihm einer der gebildet-

sten und eifrigsten Patrioten. Sobald Buenos Ayres seine Unabhängigkeit wirklich begründet hatte, lenkte die Junta ihre Aufmerksamkeit auf die entfernten Punkte des Vicekönigreichs. Oberst Ocompo ward beordert, mit einer patriotischen Reiterschar gegen Cordova vorzurücken. Er schlug die Spanier unter Liniers und besetzte die Stadt; der gefangene Liniers, der Gobernador von Cordova, und zwei spanische Obersten wurden auf Befehl des Abgeordneten der Junta, Dr. Castelli, erschossen und so Furcht und Schrecken unter den Spaniern verbreitet. Don Antonio de Balcarce, Ocampo's Nachfolger im Commando, befreite die nordwärts von Cordova liegenden Provinzen, er schlug die wenigen Royalisten unter dem General Nieto am 27. Oct. 1810 bei Santiago de Cetagayta am Rio Pilcomayo, 230 deutsche Meilen nordwestlich von Buenos Ayres, und am 7. Nov. ein anderes Corps unter dem Oberst Cordova bei Tepiza, sodaß er im Stande war bis an die über den Desaguadero führende Inkabrücke, bis an Perus Grenze vorzudringen und seine Armee auf 4000 Mann zu vermehren. Noch vor Ablauf des ersten Jahres der Befreiung war die Revolution über sämmtliche innere Provinzen des Rio de la Plata verbreitet und die kleine Patriotenschar, welche im Jul. 1810 die Ufer des Silberstroms verlassen, feierte das erste Jahresfest der Revolution in den Ruinen des Inkapallastes zu Tiaguanuco am See Titicaca, auf der nordwestlichen Grenze des Königreichs, 690 span. Meil. von Buenos Ayres. Weniger glücklich war die Expedition, welche die Regierungsjunta unter dem General Don Manuel Belgrano nach Paraguay anordnete. Schon war die Patriotenarmee bis auf einige Tagmärsche der Hauptstadt Asuncion genaht, als sie sich auf einmal von zahlreichen Scharen bewaffneter Paraguayaner umringt und eingeschlossen sah. Yedros, der Anführer der Letztern, ließ Belgrano, der in der größten Verlegenheit war und die Vernichtung seiner Truppen befürchtete, sagen, er betrachte die Bewohner von Buenos Ayres als Brüder, aber die Paraguayaner besäßen die Macht und den Entschluß, sich unabhängig zu erhalten, sowohl von Buenos Ayres als von der Regentschaft zu Cadiz, und dem General Belgrano stehe es frei sich ungefährdet zurückzuziehen; Erfrischungen und Vorräthe jeder Art wären bereit den Rückzug zu erleichtern. Belgrano trat den Rückzug an; Dr. Francia hatte diese Vertheidigungsanstalten geleitet und dadurch den Grund zu seiner nachherigen Macht gelegt. Glücklicher war die Junta in ihren Unternehmungen gegen die Banda oriental und deren Hauptstadt Montevideo. Bei las Piedras wurde im Jul. 1811 ein Gefecht geliefert, in welchem 1000 spanische Soldaten und Seelente, die aus Montevideo einen Ausfall gemacht, von 260 Gauchos, berittene Viehhüter der Pampas, nur mit Säbel und Lanze bewaffnet, geschlagen und mit großem Verlust zurückgetrieben wurden. Artigas, einst der berühmteste Schleichhändler der Banda oriental, dann im Dienste der spanischen Regierung der muthigste und geschickteste Feind der Contrebandisten, und für seine ausgezeichneten Verdienste zum Guarda general de la Campana ernannt, war der Anführer der Gauchos, indem er kurz vorher zu den Patrioten übergegangen war. Auch in spätern Gefechten waren die Independenten glücklich. General Belgrano schlug am 24. Sept. 1812 die 3000 Mann starke Armee der Royalisten unter dem General Don Pio Tristan Tucuman, welche von Potosi vorgedrungen war, Buenos Ayres einzunehmen, und befreite die Stadt von Furcht und Verwirrung. Die durch

einen Aufstand der Bürgergarden im Oct. 1812 eingesetzte Vollziehungsbehörde (Gubernio superior) berief eine Versammlung von Repräsentanten des Volkes der Provinzen des Rio de la Plata. Am 30. Jan. 1813 ward die erste souveraine constituirende Versammlung zu Buenos Ayres eröffnet; erst jetzt wurde die spanische Flagge und Cocarde abgeschafft und die zweifarbige, blau und weiß, trat an ihre Stelle. Zum Präsident der constituirenden Versammlung wurde Don Carlos Alvear und zu Gliedern des Gubernio superior Pena, Jonte und Penez gewählt. Aber erst nachdem der General San-Martin, einer der tapfersten und gebildetsten Officiere des Freistaats, der den Krieg in Spanien in den Feldzügen gegen die Franzosen kennen gelernt hatte und 1812 über England nach seiner Heimat zurückgekehrt war, mit Hülfe kühner Guerillasführer, Padilla, Munecas, Varnes und vorzüglich Guemes und der tapfern Gauchos die spanische Armee unter Pezuela zurückgetrieben hatte, wurde die constituirende Versammlung zum zweiten Mal zu San-Miguel del Tucuman im März 1816 eröffnet und sie erließ am 9. Jul. 1816 eine Unabhängigkeitserklärung der vereinigten Provinzen des Rio de la Plata. Später wurde die Reg. nach Buenos Ayres, dann nach San-Fé und zuletzt nach Cordova verlegt. Nachdem ein äußerer Feind nicht mehr zu fürchten war, zerrissen Factionen und Bürgerkriege das Land; Regierungen folgten auf Regierungen in schnellem Wechsel, sodaß man vom Jahre 1819—29 deren 14 zählt; die Militairherrschaft glücklicher Anführer drückte das Land, was lange ein bedaurungswürdiges Bild der Anarchie darbot. In der letzten Zeit, nachdem sich Buenos Ayres im Kampfe gegen Brasilien um die Banda oriental (vgl. Uraguay) ruhmvoll ausgezeichnet, waren die Parteien in zwei große aufgegangen: die Unitarier, welche eine Centralrepublik stiften wollten, und die Föderalisten, welche für die Unabhängigkeit der einzelnen Provinzen kämpften; die letztern haben über die erstern einen vollkommenen Sieg davongetragen, und General Paz, das Haupt der Unitarier, wurde von dem Föderalistengeneral Lopez in Cordova 1831 geschlagen und gefangen. Seitdem scheint wirklich Ruhe in den Staaten zu herrschen und die Saat der Freiheit aufzugehen. Allmälig blüht der Handel nach 20jähriger Unterbrechung wieder auf und die Industrie fängt an Platz zu greifen. Die wichtigste Stadt der ganzen Republik und zugleich eine der bedeutendsten Handelsstädte Südamerikas ist Buenos Ayres; sie wurde zum ersten Mal 1535 und, nachdem sie wieder verlassen worden, 1530 zum zweiten Mal angelegt. Sie ist gut gebaut und hat seit der Revolution und der Freiheit des Handels sich bedeutend vergrößert und verändert; sie zählt gegen 100.000 Einwohner, unter denen viele fremde Handwerker und Kaufleute. Außerdem sind die wichtigsten Ortschaften San-Fé de la Vera Cruz mit 5300, Varaná oder Bajada de San-Fé mit 3000 Einw., Hauptort der Provinz Entre Rios, San-Juan de las Corrientes mit 5000, San-Juan de la Frontera mit 16.000, Cordova mit 13.000, Salta mit 8000 und und San-Miguel del Tucuman mit 20.000 Einwohnern. Vgl. Junes „Histoire civil del Paraguay, Buenos Ayres y Tucuman" (Buenos Ayres 1825); Miers' „Travels in Chile and La Plata" (2 Bde., London 1826); Haigh's „Sketches in Peru, Chile and Buenos Ayres" (London 1831).

Platää in Böotien, durch die Schlacht berühmt, in welcher 479 v. Chr. die Perser unter Mardonius von den Griechen geschlagen wurden. Als nämlich Xerres durch die List des Themistokles wie durch die

Tapferkeit der vereinten Griechen bei Salamis den empfindlichsten Verlust erlitten hatte, kehrte er zwar mit dem größten Theile seiner Massen zurück, allein unter dem Befehlshaber Mardonius blieben im Winter von 480—79 v. Chr. 300.000 M. in Thessalien stehen, welche den Unterhandlungen, die ihr Feldherr mit den Griechen anknüpfte, Nachdruck geben sollten. Als diese Unterhandlungen, die besonders Athen die schönsten Aussichten zeigten, an dem Freiheitssinne der Athenienser scheiterten, so drang er endlich nach Attika selbst vor und verwüstete Alles mit Feuer und Schwert. Allein mit jedem zerstörten Tempel stieg der Ingrimm der indeß sich sammelnden griech. Scharen und als diese sich über 100.000 M. stark unter dem Lacedämonier Pausanias und dem gerechten Aristides vereint hatten, schwuren sie feierlich, ihr Leben nicht höher als ihre Freiheit zu achten, und ihre Führer nicht im Leben noch im Tode zu verlassen. Dann aber drangen sie gegen die Masse des persischen Heeres vorwärts, und als dieses bei dem Städtchen Platää festen Fuß gefaßt hatte, trafen beide Heere am 25. Sept. 479 auf einander. Der Verlust der Griechen war unbedeutend. Mardonius blieb; von seinem Heere entrann kaum der 10. Theil, und von diesem sah fast keiner sein Vaterland wieder. Von dem Augenblicke an war Griechenland von Persiens Einfällen verschont, zumal da an demselben Tage an Asiens Küste, beim Vorgebirge **Mykale**, die Reste der Flotte, die aus der Schlacht von Salamis entkommen waren, ihren Untergang in einem Treffen fanden, daß der Athener Xanthippus und der Sparter Leotychides ihnen lieferten. Die Einw. von Platää hatten in dieser Schlacht so wacker gefochten wie in der ersten bei Marathon. Seitdem suchten die persischen Sultane ihren Einfluß auf Griechenland insofern geltend zu machen, daß sie die einzelnen Freistaaten unter einander aufhetzten, um sie abzuhalten, nicht etwa selbst in Asien einzubrechen und hier Rache für die Raubzüge des Darius und Xerxes zu nehmen: eine Sache, die, als ganz Griechenland unter Philipp von Macedonien vereint war, beschlossen und unter Alexander ausgeführt wurde.

Platform (Plateforme), heißt in der Baukunst eine Reihe von Balken, welche das Zimmerwerk eines Dachs tragen, und auf dem Rande der Mauer aufliegen, von wo das Gebälk aufgerichtet wird. 2) Eine Art von Terrasse oder flachem, offenem Platz über einem Gebäude, von wo aus man eine freie Aussicht auf die Umgegenden hat, gebraucht. Die Häuser der Alten waren von dieser Art, wie noch jetzt die Häuser der Morgenländer. 3) In der Kriegssprache eine Erhöhung, worauf ein Geschütz gestellt wird, um auf den Feind zu feuern. Auf dem Walle ist immer eine Platform, welche gebildet wird, indem man entweder Erde auf den Wall aufhäuft, oder Bohlen so zusammenfügt, daß sie allmälig aufwärts gehen, um das Geschütz heraufrollen zu können.

Platin. Dieses Metall hat sich bis jetzt nur im gediegenen Zustande gefunden. Seine Farbe ist stahlgrau, der Glanz metallisch, dehnbar. Specifisches Gewicht=16—20. Es kam bisher nur in kleinen, platten Körnern, welche selten die Größe kleiner Geschiebe erreichen, im Sande, zugleich mit Gold und Magneteisensand, in Brasilien, in Neugranada und auf St.-Domingo vor. Seit 1819 fand man es eingelagert in den Goldwäschen auf der asiat. Abdachung des Ural, erkannte es aber erst 1822 als Platina; dann fand man es in zerfallenem Grünstein, an

Ertrag mehr als in den amerikan. Platinagruben, vorzüglich auf dem Grund und Boden des Kammerhrn. v. Demidoff, der am östl. Ural die größten Eisen- und Kupfergruben besitzt. Das reine Platin ist silberweiß, weniger glänzend als Silber, härter als Kupfer, und nächst dem Golde das dehnbarste Metall, sein specifisches Gewicht beträgt 21, 3. Es ist in der Weißglühhitze sichtbar, aber im höchsten Grade strengflüssig, und bei gewöhnlichem Feuer nicht zu orydiren. Man nimmt 2 Verbindungen des Platins mit Sauerstoff an. Von allen Säuren ist nur das Königswasser im Stande, das Platin zu orydiren; das gebildete Oryd wird jedoch von den meisten Säuren aufgelöst, und aus seinen Auflösungen durch alkalische Salze zum Theil präcipitirt. Die Darstellung des reinen Platins ist bis jetzt nur auf nassem Wege möglich gewesen, und wenn auch nicht schwierig, doch kostspielig. — Die edeln Eigenschaften dieses Metalles, seine Unschmelzbarkeit, Feuerbeständigkeit, und seine Unzerstörbarkeit durch die meisten Reagentien geben ihm einen sehr hohen Werth, zumal für chemische und physikalische Geräthschaften. Bekannt ist seine Anwendung zu Schmelzgefäßen, Löffeln, Zangen, Blitzableiterspitzen, Normalmaßen, Teleskopspiegeln, Gewehr- und Geschützzündlöchern, Blech, Draht rc. In diesem Bezug hat sich Wollaston noch kurz vor seinem Tode durch Mittheilung einer zweckmäßigen Methode, das Platin in schmiedbaren Zustand herzustellen, verdient gemacht. Es sind ferner, zum Theil schon seit mehren Jahren, zum Theil neuerdings, am Platin verschiedene außerordentlich merkwürdige Eigenschaften entdeckt worden, die es erlangt, wenn es in gewisse Zustände gebracht wird. Wir nennen die interessantesten Platinpräparate in diesem Bezuge. a) Platinschwamm, durch Glühen des sogenannten Platinsalmiaks gewonnen. Die Eigenschaft dieses Präparats, welches nichts Anderes als reines Platin in sehr porösem Zustande ist, einen darauf geblasenen Strom von Wasserstoffgas zu entzünden, wenn zugleich der Zutritt von Luft- oder Sauerstoffgas stattfindet, und die Anwendung, die man hiervon zu den sogenannten Platinfeuerzeugen gemacht hat, sind zu bekannt, als daß es mehr als einer Erwähnung derselben bedürfte. Es gelingt nicht immer gleich gut, einen Platinschwamm von recht starker Zündkraft zu erhalten; man kennt jedoch die Bedingungen nicht gehörig, welche hierbei von Einfluß sind, auch nimmt seine Zündkraft mit der Zeit gewöhnlich ab (sehr schnell besonders dann, wenn er mit ammoniakalischen Ausdünstung in Berührung kommt), kann aber dann durch neues Ausglühen desselben wiederhergestellt werden. Bei jeder Entzündung des Wasserstoffgasstroms durch den Platinschwamm bildet sich eine gewisse Quantität Wasser, da das glühende Verbrennen des Wasserstoffs nichts Anderes als eine rasche Verbindung desselben mit dem Luftsauerstoffe zu Wasser ist. b) Platinschwammkugeln oder Platinschwammpillen. Wenn man aus Platinschwammpulver und Thon Kugeln oder Pillen macht und diese in ein Gefäß bringt, worin sich eine Mischung von Wasserstoffgas und Sauerstoffgas in den zur Wasserbildung erforderlichen Verhältnissen befindet, so verschwinden beide Gase, nicht wie im vorigen Fall, mit einer Verbrennungserscheinung, sondern allmälig, indem sie sich ebenfalls zu Wasser verdichten. Döbereiner hat daher von solchen Kugeln eine interessante Anwendung zu eudiometrischen Versuchen gemacht. c) Dünne Platinblättchen oder Ueberzüge. Wenn man Platinchlorid (salzsaures Platin) zu wiederholten Malen mit

absolutem Alkohol in gelinder Wärme behandelt, die zuletzt entstehende braune Masse in vielem Weingeist aufgelöst, Glas in diese Auflösung taucht und nach gleichförmiger Benetzung damit in der Flamme einer Spirituslampe zum Glühen erhitzt, so erhält das Glas einen spiegelglänzenden feinen Platinüberzug, der nicht nur die Eigenschaft der Platinpillen theilt, das Sauerstoffgas und Wasserstoffgas allmälig zu Wasser zu verdichten — daher inwendig so überzogene Röhren als Eudiometer gebraucht werden können —, sondern auch zur Construction der, ein so angenehmes Phänomen gewährenden, Döbereiner'schen Platinräucherlämpchen dienen. d) Das sogenannte Platinschwarz (auch Platinsuboxydul oder Platinmohr genannt), welches auf verschiedene Weise erhalten werden kann und nichts Anderes ist als Platin in einem noch feiner zertheilten Zustande als der Platinschwamm. Dieses Präparat hat die merkwürdige Eigenschaft, daß es, mit Weingeist schwach befeuchtet, augenblicklich in lebhaftes Glühen geräth und so lange fortglüht, als noch Weingeist vorhanden ist, wobei dieser sich unter Verzehrung von Sauerstoffgas in Essigsäure verwandelt. Döbereiner hat hierauf ein sogenanntes Essiglämpchen zur Verwandlung von Weingeist in Essig gegründet. e) Zeise's schwarzer explodirender Platinniederschlag. Diese mit metallischem Platin gemengte Verbindung von Platin mit Sauerstoff, Kohlenstoff und Wasserstoff in nicht bekannten Zusammensetzungsverhältnissen, schlägt sich beim Kochen von Platinchlorür mit Alkohol oder bei Berührung eines mit Chlorür gemengten Platinchlorids mit Alkohol schon bei gewöhnlicher Temperatur nieder und zeichnet sich namentlich durch die Eigenschaft aus, bei Erhitzung zu explodiren und den Alkohol bei Berührung damit flammend zu entzünden. — Das Platingeld ist in Rußland in neuern Zeiten immer mehr verbreitet worden. Man hat jedoch von mehren Seiten Zweifel gegen die Anwendung des Platins als Geldmaterial erhoben, und namentlich hat Hagen in Königsberg auf die schwierige und kostbare Reinigung und Verarbeitung desselben hingewiesen. Andere haben überdieß noch die Einwendung gemacht, daß dem Platin eine wesentliche Eigenschaft zu einem Geldmaterial fehlte, indem jede Geldsubstanz nicht nur einen innern oder natürlichen Tauschwerth, sondern auch einen so viel möglich unveränderlichen Werth besitzen müsse, der nur dem Gold und Silber zukomme. Der Preis des erst in neuern Zeiten bekannt gewordenen, bis jetzt nur in wenigen Gegenden gefundenen Platins sey dagegen unsicher und müsse durch Entdeckung neuer reicher Gruben schwankend werden. Das gemünzte Platin würde daher in Rußland nur insofern als wahres Geld Umlauf haben, als dessen jeweilige Einlösung gewährleistet sey, eine Münze aber, die nur unter dieser Bedingung Werth erhalten, sey igentlich nur ein Münzzeichen.

Platner (Zacharias), Professor der Medicin in Leipzig, geb. zu Chemnitz 1694, wurde, nachdem er eine Reise durch Holland und Frankreich gemacht, in Leipzig 1721 außerordentlicher und 1724 ordentlicher Prof. und starb 1748 mit dem Ruhme, einer der berühmtesten Lehrer der Wundarzneikunst gewesen zu seyn, mehre gehaltreiche, in schönem Latein geschriebene medicinische Werke hinterlassend. Sein Sohn, Ernst Platner, geb. zu Leipzig 1744, erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung in Altenburg, hierauf in Leipzig bei Ernesti und endlich bei Hauptmann in Gera, wo er seine Schulstudien vollendete. 1762 bezog er die Hoch-

schule zu Leipzig, wurde 1766 Magister und promovirte das Jahr darauf als Doctor der Medicin. Nachdem er eine Reise durch Frankreich und Holland unternommen, erhielt er 1776 eine außerordentl. Professur der Medicin; 1780 die ordentl. der Physiologie, 1801 die außerordentl. der Philosophie, in welcher Wissenschaft er schon seit langer Zeit durch blühenden Vortrag und innern Gehalt ausgezeichnete Vorlesungen gehalten hatte. 1811 wurde er zum ordentlichen Lehrer der Philosophie erhoben. 1817 am 12. Mai feierte der würdige Gelehrte sein Amtsjubiläum. Er starb 1818 im Zustande von Verstandesschwäche, als k. sächs. Hofrath und mehrer gelehrten Gesellsch. Mitglied. Platner hat das Verdienst, anatomische, physiologische und medicinische Kenntnisse auf die Psychologie und Antropologie angewandt und dadurch zur Vollkommnung dieser Disciplinen beträchtlich beigetragen zu haben, wie er denn überhaupt zu den feinsten und scharfsinnigsten Menschenkennern gehörte und in Schilderungen von Charakteren vielleicht von Keinem übertroffen ward. Classisch sind unter seinen Schriften s. „Philosophischen Aphorismen", die als ein systematisches Lehrbuch der Philosophie überhaupt zu betrachten sind, s. „Gespräche über den Atheismus", mit denen er Hume's „Gespräche über die natürliche Religion" (1781) begleitete, s. „Neue Anthropologie für Aerzte und Weltweise, und s. „Questione physiologicae", die mehre in die Psychologie und Anthropologie einschlagende, lehrreiche und anziehende Abhandlungen enthalten, und endlich 44 Programme über die schwierigsten Gegenstände der gerichtlichen Medicin, welche für immer in ihrem Werthe bleiben werden (gesammelt von Doctor Choulant, Leipz. 1824). Sein deutscher Styl hat das Eigene, daß er die Worte so stellt, wie sie der logische Rang der Gedanken nach einander folgen und regieren, nicht wie sie der allgemeine Sprachgebrauch folgen läßt.

Platon, später wegen breiter Brust und Stirn so genannt, früher Aristokles, ein Sohn des Ariston und der Periktione, aus Kodrus's und Solon's Geschlecht, geb. um 429 v. Chr., der große geistreiche Philosoph, der in Vielseitigkeit, Tiefe, Schärfe und lebendiger Darstellung seiner Ideen und Ansichten fast einzig ist. Er war seinem Aeußern nach ein einnehmender, ja schöner Mann; seine Gesichtszüge regelmäßig, seine Miene ernsthaft, die Augen voll Milde, sein Gang ernst und sein ganzes Aeußere voll Bescheidenheit. In seiner Jugend lernte er die Grammatik vom Rhetor Dionysius, die Malerei und Musik von Drakon und Metellus. In der Gymnastik war Ariston sein Lehrer, der ihn in dieser Kunst so weit brachte, daß er in den isthmischen und pythischen Spielen als Mitbewerber um den Preis auftreten konnte. Seine glänzende Phantasie schien anfangs ihn zum Dichter zu bestimmen; auch bezogen sich in der That seine ersten Geistesversuche auf die Poesie. Er machte Dithyramben und ein episches Gedicht, verbrannte aber dieses, als er es mit seinem Muster, dem Homer, verglich. Nun schrieb er einige Trauerspiele. Im 20. J. seines Alters ward er mit Sokrates bekannt, der den edeln Jüngling 8 J. lang pflegte. Platon war dem vortrefflichen Manne mit der größten Innigkeit ergeben; auch war er bei dessen unglücklichem Processe sein eifrigster Vertheidiger. Da die Anhänger des Sokrates nach dessen ungerechtem Tode sich in Athen nicht mehr für sicher hielten, so begab Platon sich mit mehren derselben zum Euklides nach Megara, wo er eine Zeit lang lebte. Dann ging er nach Groß-

griechenland, wo er sich mit dem Archytas von Tarent und dem Eudorus aus Knidus, 2 Pythagoräern, unterhielt. Hierauf begab er sich nach Kyrene, einer griech. Pflanzstadt in Afrika, wo er von dem Mathematiker Theodorus lernte. Von dort ging er nach Aegypten, dem ernsten Lande geheimer Priesterkunst und Weisheit. So voll des Besten und Trefflichsten, dem er bis an den Quell nachgegangen, kommt er, ein rüstiger Vierziger, in Syrakus an, wo der ältere Dionysius herrschte. Hier ward Dion, ein trefflicher junger Mann und nachher Verwandter des Tyrannen, ein Zögling und enthusiastischer Bewunderer des Philosophen, der ihm auch den Zutritt zum Dionys verschaffte. Freimüthigkeit erregte den Argwohn und das Mißtrauen des Tyrannen, und Dion fand es nothwendig, den Platon auf einem Schiffe zu entfernen. Der niederträchtige Beherrscher von Syrakus bestach den Aristomenes, den Philosophen unterweges entweder zu tödten oder ihn als Sklaven zu verkaufen. Letzteres geschah zu Aegina, aber der edle Anniferis kaufte ihn los. Um die 99. Olymp. kehrte Platon nach Athen zurück, wo er, von öffentlichen Geschäften sich entfernend, bloß der Philosophie sich widmete und an Errichtung eines neuen philosoph. Systems arbeitete. Seinen Lehrstuhl schlug Platon in der Akademie (einem mit Bäumen besetzten und zu gymnastischen Uebungen bestimmten Platze vor der Stadt, wo er aus seinem väterlichen Nachlasse schon einen Garten besaß) auf. Bei allem Nutzen, den er in seiner Akademie stiftete, und bei allem Ruhme, den er einerntete, scheint ihm doch damals die Ausführung seiner politischen Ideen und Entwürfe mehr als Alles am Herzen gelegen zu haben. Als 368 v. Chr. Dionysius I. gestorben, und der II. dieses Namens den Herrscherstab ergriffen, ward dieser von Dion beredet, den Platon an seinen Hof zu rufen. Dem Philosophen entgeht, nachdem er schon einmal die Erfahrung gemacht, das Schlüpfrige und Mißliche des Verhältnisses nicht; aber seine Liebe und Begeisterung für das Höhere treibt ihn dennoch wieder hinaus auf das Meer der Fürstengunst und des Hoflebens, und er reiste mit Speusipp nach Syrakus. Platon wurde mit den größten Ehrenbezeigungen empfangen, und das ganze Benehmen des Fürsten, der Eifer, welchen er für die Philosophie zeigte, und die Aenderung der Sitten und Lebensart am Hofe entsprachen ganz den Erwartungen des Philosophen. Aber bald ließ sich der schwache Fürst auf die entgegengesetzte Seite lenken, wurde gegen Dion und Platon eingenommen, sodaß Letzterer sich genöthigt sah, Syrakus zu verlassen. Er kehrte wieder nach Athen zurück, wohin ihm der von Dionys verbannte Dion folgte. Indessen dauerte die Verbindung zwischen dem Fürsten und Platon wenigstens schriftlich fort und Letzterer erhielt mehrmalige sehr ehrenvolle Einladungen, nochmals nach Syrakus zu kommen, die er auch endlich auf Zureden seiner Freunde unter den Pythagoräern, vornehmlich des Archytas, und auch Dion's, annahm, nachdem sich Dionys verbindlich gemacht hatte, den Dion in alle seine Rechte wieder einzusetzen. Eigentlich war es bei Dionys nur die Befriedigung seiner Eitelkeit, welche das Verlangen, den Philosophen bei sich zu sehen, in ihm erregte. Platon sah daher sehr bald nach seiner Ankunft in Syrakus, daß daselbst für ihn kein Wirkungskreis mehr sey, und durch die Treulosigkeit des Dionys gegen Dion, sowie durch die Intriguen der Höflinge gegen ihn wurde er aufs neue genöthigt, Sicilien zu verlassen, um den ihm drohenden Gefahren zu entgehen. Der Weise

begab sich zunächst nach Elis, wo Dion sich aufhielt. Zu den merkwürdigern Lebensumständen Platon's gehören noch seine Entwürfe und Rathschläge zu Staats- und Gesetzverfassungen für die Kyrenailer, Arkadier, Thebaner, die kretische Pflanzstadt Magnesia und auch für die Sicilier nach Dion's Tode. Es darf nicht befremden, daß Beschränktheit und Neid auch Platon verlästert, seine liebende Mittheilsamkeit gegen die Jugend Knabenliebe gescholten, ihn der Unmäßigkeit, der Eitelkeit, des Ehrgeizes, der Habsucht und des Ränkegeistes bezüchtigt haben: Beschuldigungen, welche That, Leben und die Achtung, die das Alterthum dem hohen Manne zollte, widerlegen. Er starb Ol. 108, 1 (348 v. Chr.), am 82. Geburtstage bei unverlorener Rüstigkeit und Munterkeit des Geistes, mitten unter den Freuden eines Hochzeitgelages sanft entschlummernd. Im Keramikos, nahe bei der Akademie, ward er beerdigt, wo ihm die Athener ein Denkmal errichteten, das Pausanias im 2. Jahrh. n. Chr. noch sah. — Von den zahlreichen, theils noch vorhandenen, theils verlorenen Schriften des Platon findet man ein vollständiges Verzeichniß, nebst Anzeige des Inhalts in Fabricius's „Bibliotheca graeca“, 3. Bd. Die noch vorhandenen ordnete zuerst Schleiermacher nach ihrem innern Zusammenhang, und mittelte so 3 Arten derselben aus: 1) Die elementarischen, in welchen sich die ersten Ahnungen entwickeln von Dem, was allem Folgenden zum Grunde liegt, von der Dialektik, als Technik der Philosophie, von den Ideen als ihrem eigenthümlichen Gegenstande, also von der Möglichkeit und den Bedingungen des Wissens, in welchen noch Theoretisches und Praktisches gesondert ist. Dahin rechnet er Phädrus, Lysis, Protagoras, Laches, Charmides, Eutyphron, Parmenides, nebst der Zugabe von Sokrates's Vertheidigung, Kriton, Jon, dem kleinen Hippias, Hipparchus, Minos, Alcibiades II. 2) Die indirecten, welche von der Anwendbarkeit jener Principien, von dem Unterschiede zwischen philosophischer und gemeiner Erkenntniß in vereinter Anwendung auf beide gegebene reale Wissenschaften, die Ethik nämlich und die Physik, fortschreitend reden. Dieß sind Gorgias, Theätetos, Menon, Euthydemos, Kratylos, der Sophist, der Staatsmann, das Gastmahl, Phädon, Philebos rc. 3) Die eigentlich constructiven darstellenden, oder die objectiv wissenschaftlichen Darstellungen, in welchen Praktisches und Theoretisches Eins sind. Die sind Timäus, Kritias, der Staat (welcher das ideale Bild des Staats, die platonische Republik enthält), die Gesetze, Epinomis. (Vergleiche den Artikel Griechische Literatur, Abschnitt Philosophie.) — Platon hatte sich durch seinen Geist und seine Bildung auf einen höhern Standpunkt der Ideen gestellt, auf welchem er das Wahre in allen philosophischen Versuchen seiner Zeit mit Vermeidung ihrer Einseitigkeit vereinigte, den höchsten Endzweck der Menschheit mit dem theoretischen Interesse der Vernunft umfaßte, die theoretische und praktische Philosophie als Theile eines unzertrennlichen Ganzen betrachtete. Durch die wahre Philosophie allein glaubte er, würde die Menschheit ihre Bestimmung erreichen können. — Durch die Kritik der bisherigen Philosophieen und die Auffassung ihres idealischen Zwecks, sah sich Platon zuerst in den Stand gesetzt, deutlichere Begriffe von Dem, was die Philosophie nach Inhalt, Umfang und Form ist und seyn soll, aufzustellen. Er versteht unter ihr die Erkenntniß des Allgemeinen und Nothwendigen, ja Unbedingten, und des Zusammenhangs und des Wesens aller

Dinge, Form der Philosophie ist ihm Wissenschaft. Die Erkenntnißquelle sind nicht die Dinge, sondern die Vernunft. Es gibt gewisse der Vernunft eigenthümliche Begriffe, die bei allem Denken zum Grunde liegen, und vor der Vorstellung des Einzelnen, Besonderen in der Seele liegen, und eben so auch als Bestimmungsgründe das Handeln bestimmen. Dieses sind die Ideen, die nicht aus Erfahrung entstanden seyn können, aber durch sie entwickelt werden. Insofern die Erfahrungsobjecte mit den Ideen theilweise zusammenstimmen, muß es ein gemeinschaftliches Princip der Objecte und der erkennenden Seele geben, welches Gott ist, der nach den Ideen die Objecte gebildet hat. Dieses ist Platon's Rationalismus, nach welchem er den Grundsatz der Identität und des Widerspruchs zum ersten Grundsatze der Philosophie erklärte. Daher die Unterscheidung der Sinnen- und Verstandeswelt, der empirischen und rationalen Erkenntniß. — Die Eintheilung der Philosophie in Logik, Metaphysik (Dialektik), Ethik (Politik) hat Platon wenigstens eingeleitet, indem er die Hauptaufgabe jedes dieser Theile und ihre Verbindung unter einander deutlich angibt. Er hat also um die formelle Vervollkommnung der Philosophie große Verdienste, und auch seine Bemühungen um die materielle Bereicherung aller genannten Theile, wozu noch die Psychologie kommt, haben großen Werth, wenn er auch nur Bruchstücke, kein System gab, weil er unabläßig das Interesse für weiteres Nachforschen belebte. Zu diesem Verdienste gehört: die deutlichere Unterscheidung des Erkenntniß-, Gefühl- und Begehrungsvermögen, die trefflichen Reflexionen über die Wirkungen derselben, und besonders über die verschiedenen Arten der Vorstellungen der Gefühle und der Bestimmungsgründe des Begehrens; die Aufmerksamkeit auf die Gesetze des Denkens und die Regeln der Erklärungen, Schlüsse und Beweise, die Unterscheidung des Allgemeinen und Wesentlichen in dem Denken von dem Besondern und Zufälligen, die Aufmerksamkeit auf die Merkmale der Wahrheit, und die Entstehung des Scheins; die erste Grundlage zu einer philosophischen Sprachlehre; die erste Erörterung des Begriffs von Erkenntniß und Wissenschaft, die erste logische Entwickelung der Begriffe von Materie, Form, Substanz, Accidenz, Ursache und Wirkung, Naturursache und freie Ursache; die mehr ausgeführte Idee von Gott als dem vollkommensten Wesen, die schärfere Entwickelung der göttlichen Eigenschaften, besonders der moralischen, und Kritik der Volksreligion, der Versuch eines theoretischen kosmologischen Beweises für Gottes Daseyn; die Darstellung Gottes als Urheber der Welt ihrer Form nach, als Urheber und Vollstrecker des Sittengesetzes durch die Vorsehung; Gott hat keine Schuld an dem Bösen, welches aus der Materie entspringt; aber Gott hat alle Anstalten getroffen, das Böse zu besiegen, die erste deutlichere Entwickelung der Geistigkeit und versuchte Demonstration der Unsterblichkeit der Seele. Für die Ethik gehört die interessante Untersuchung über das höchste Gut und die Tugend. Tugend ist Nachahmung Gottes, Einheit und Harmonie aller Maximen und Handlungen durch Vernunft, aus welcher die höchste Glückseligkeit entspringt. Es ist nur eine Tugend, welche aber aus vier Grundsätzen besteht, und aus Freiheit entspringt. Die Politik ist Anwendung des Tugendgesetzes im Großen. Er verbindet strenge Pflichterfüllung mit Humanität. Schönheit ist sinnliche Darstellung der sittlichen Vollkommenheit. — Vieles hat Platon andern Philosophen, beson-

ders den Pythagoräern (die ihn auf einen Hauptgedanken, daß alle endliche Objecte mit der Welt aus einem veränderlichen Wesen und einer Form bestehen, führten) zu verdanken, aber sein originaler Geist gab Allem ein eigenthümliches Gepräge, und vereinigte alle divergirende Richtungen in einem harmonischen Systeme, dessen Vorzüge in der Einheit durch Ideen, in der Verbindung des theoretischen und praktischen Vernunft-Interesse, und in dem engen Bande, da er zwischer Tugend, Wahrheit und Schönheit knüpft, in der Menge von neuen Ideen und Ansichten, die als Keime in demselben liegen, und dem regen Interesse besteht, das sie gibt und erhält. Dagegen hat sie auch schwache Seiten — mangelnde Unterscheidung der reinen und empirischen Vernunftbegriffe, mystischer Ursprung der Ideen, dialektischer Geist in der Verwechselung des Denkens und Erkennens. Die innige Anschließung der Phantasie und Vernunft, der dichterischen Einkleidung und philosophischen Form der Gedanken, bei dem Mangel an systematischer Form, erschwert das Verständniß seiner Philosophie, ist die Quelle von vielen Mißverständnissen, aber auch die Ursache von dem äußern Schicksale des Platonismus. — Aus den verschiedenen in Platon's Philosophie vereinigten Bestandtheilen und Ansichten gingen durch Trennung und nach Verschiedenheit des Zeitgeistes verschiedene Schulen hervor. Die alte Akademie (Speusippus, Xenokrates, Polemo, Crantor, Crates) erhielt sein System mit wenigen Abweichungen, vorzüglich in dem populären praktischen Systeme; Aristoteles bildete die empirische Seite und die Logik weiter aus. Die neue Akademie hob das Ungewisse der menschlichen Erkenntniß hervor, und die Neu-platonische Schule stellte ein schwärmerisches System durch Annahme eines höhern innern Lichts auf. Die sogenannte Philosophie der Neu-Platoniker war mit dem Radicalfehler Platons des Stifters behaftet, über das Ehrwürdige der Rechte und Pflichten und manche Dinge, die uns immer Geheimniß bleiben werden, zu phantasiren. Nur übertreffen sie den Meister im Systematisiren ihrer und seiner Hypothesen, ohne die Nachwelt zu erleuchten, und grübelten mystisch. Es verdiente das Nachdenken und das Sammeln eines hellen Kopfes in unsern Tagen, darzulegen, welche nachtheilige Folgen für wahre Aufklärung die allmählig so unwissenswürdig gewordene platonische und aristotelische Philosophie auf die Polemik der damaligen christliche Kirche und auf die Sitten der geistlich und weltlich herrschenden Classen jenes Zeitalters hatte. Von den Ausg. des Platon sind außer der Aldinischen die von Henricus Stephanus (1578, 3 Bde., Fol.), die frankfurter (1602, Fol.) und die zweibrücker (1781—86, 13 Bde.). Die neuesten sind von Bekker, Stallbaum und Ast. Jetzt erscheint von Schleiermacher's mit belehrenden und geistreichen Abhandlungen begleiteter Verdeutschung eine 3. vollständ. Ausg. V. Cousin hat ihn ins Französische übersetzt (Paris 1827, 5 Bde.).

Plattdeutsch, Niederdeutsch, Niedersächsisch, seit dem 16. Jahrh. auch Sassisch) ist im Gegensatze des härteren, im südl. Theile Deutschlands üblichen, Oberdeutschen die weichere sanftere Mundart der deutschen Sprache, die ehedem über einen großen Theil von Deutschland ausgebreitet war, und gegenwärtig noch in den norddeutschen Ländern im Munde des Volkes gehört wird. Wann sich die deutsche Sprache in diese beiden Hauptmundarten zerspaltet, ist schwer zu bestimmen. Wahr-

scheinlich geschah es schon in den ältesten Zeiten, bald nach Einwanderung der ersten asiatischen Völkerschaften in Deutschland, daß sie in der nördlichen Hälfte unseres Vaterlandes unter dem Einflusse des milderen Klimas und des flachen Bodens einen sanftern, einschmeichelnderen, und in den rauheren und waldigen Gebirgen des südlichen Deutschlands einen rauheren ernsteren Charakter annahm. Bei dem steten Herumwandern der Völker verschmolzen jedoch diese beiden Mundarten fortwährend in einander, wie dieß die ältesten Denkmale unserer Sprache zeigen, und erst später, nach Einigen im 9. Jahrh., nach Andern im 11., kamen sie zu einer scharfbegrenzter bleibenden Absonderung. Auch hierauf herrschten beide noch lange neben einander in gleichem Ansehen fort; die härtere in der südlichen Hälfte von Deutschland, in Oestreich, Baiern, Franken, Schwaben am Oberrhein, auch zum Theil in Ober-Sachsen, die weichere im nördlichen Deutschland: im Niedersächsischen, in Westfalen, am Niederrhein und in ganz Belgien. Für die weit ausgedehnte Herrschaft der niederdeutschen Mundart zeugen die vielen Sprachen, die von ihr abstammen, und von denen folgende die vornehmsten sind: die angelsächsische (englische), die normannische, die flämische und niederländische, seit dem 13. Jahrh. die holländische genannt, die isländische, die norwegische, die schwedische und die heutige niedersächsische. Früher erlangte aber schon die oberdeutsche Mundart durch mehre begünstigende Umstände ein größeres Ansehen, vornehmlich durch die vielfache Berührung, in die Süddeutschland mit dem damals gebildeteren Frankreich und Italien kam, und durch den höheren Geistesschwung, den die schwäbischen Kaiser diesem Theile von Deutschland gaben. Im 16. Jahrh. erhielt endlich durch Luthers Bibelübersetzung das Oberdeutsche die alleinige Herrschaft, und die niederdeutsche Mundart, die sich im nördlichen Deutschland bereits zur Buchsprache erhoben hat, ward nicht nur aus den Schriften, sondern allmälig auch aus den Gerichtshöfen, Kirchen, Schulen und Kreisen der Gebildeten verdrängt. Nur in einigen Gegenden, wie in Pommern, Westfalen, Mecklenburg u. s. w. erhielt sie sich bis zum 17. Jahrh. als Schriftsprache. Dagegen lebt sie gegenwärtig noch in ganz Niederdeutschland im Munde des Volkes, worin jedoch die gänzliche Verwahrlosete und durch Verachtung Gedrückte täglich mehr ausarten muß. In neuerer Zeit haben sich ihrer, der Verdrängten, Mehre angenommen und sie wieder zu Ehren zu bringen gesucht. Schon Leibnitz empfahl ihre genauere Beachtung zur Bereicherung und Reinigung der hochdeutschen Schriftsprache. Besonders hat sich Voß bemüht, sie, die nach seinen Worten neben der Hochdeutschen als sanftere Schwester fortzublühen verdient hätte, wieder in ihre alten Rechte als Schriftsprache einzusetzen, und hat mehre vortreffliche Gedichte im Plattdeutschen geliefert. Obgleich wir nicht zugeben können, daß sie, wie Gedike behauptet, es mehr verdient hätte allgemeine Schriftsprache zu werden, als die Hochdeutsche; so hat sie doch vor derselben manche Vorzüge, z. B. den des Wohlklangs, der Reinheit und des Reichthums, die sie der Aufmerksamkeit des Sprachforschers würdig machen. Wie wohlklingend und sanft sie sey, wird man besser erkennen, wenn wir Einiges über die Aussprache derselben hinzufügen. Der Plattdeutsche vermeidet in der Regel (einige gröbere Mundarten machen eine Ausnahme) die breiten Doppellauter, statt Maul sagt er Muul, statt Haus Huus, statt Leute Lüde, statt reiten ryden. Das ch ist ihm fast ganz

unbekannt; statt desselben läßt er ein k hören, wie in maken, Saken, ik statt machen, Sachen, ich ꝛc. Das ch vor s, wie in Flachs, Fuchs fällt ganz weg, daher: Flaß, Vuß, so auch Sassen für Sachsen. Das scharfe ss in der Mitte wird gern zu einem t, also Water für Wasser ꝛc. Mit gleicher Abneigung gegen den harten Zischlaut verwandelt die niederdeutsche Sprache schlagen in slagen, schmecken in smecken, Holz in Holt, Zinn in Tinn. T wird oft zu D, z. B. Dag, Disch; B zu W, z. B. blywen; pf immer zu p, z. B. Perd, Kopper ꝛc.; selbst das d muß sich es oft gefallen lassen, einer mildern Aussprache zu Liebe ausgelassen zu werden, z. B. laen für laden, Bo'n für Boden u. s. w.

Plattiren, die Kunst, geringere Metalle mit einer dünnen Silberplatte, entweder des Nutzens oder der Zierrath wegen, zu bedecken. Ehemals wurde die Silberplatte auf dem geringern Metalle festgelöthet; es gab dabei 2 Arten, die weiche und die harte, oder die Zinn- und Silberlöthung. Gegenwärtig plattirt man so, daß man eine Silberplatte auf einer 12 Mal stärkern Kupferplatte befestigt, sie beide zusammen ausdehnt und dann diesen Platten mit einer Prägmaschine die erforderliche Gestalt gibt.

Plauen, eine der gewerbsamsten Städte des Königreichs Sachsen, die Hauptstadt des voigtländischen Kreises, liegt in einem schönen Thale an der weißen Elster, und enthält ein Schloß, 2 Kirchen, 616 Häuser und 10.400 Einw. Außer dem Justiz- und Rentamte, die ihren Sitz im Schlosse haben, findet man hier ein Lyceum, ein Seminar, 2 Hospitäler und 2 Waisenhäuser. Die Baumwollen- und Musselinweber liefern die feinsten Musseline (1802 an 120.000 Stück). Es gab 112 Schleierherren (Baumwollenwaarenhändler), 230 Weber mit mehr als 200 Gesellen und Lehrlingen, und über 1800 Wirker. Auch die Cattundruckerei ist bedeutend; ferner sind hier eine Wachsleinwandfabrik, 4 Spinnmühlen, einige Tuchwebereien und Strumpfwirkereien. Früher waren diese Baumwollenfabriken noch blühender als jetzt, denn 1794 beschäftigte die Malerei und Einnätherei der baumwollenen Waaren an 6000 Personen. 2) Dorf im sächsischen Kreise Meißen, eine halbe Stunde von Dresden, wo der 3 Stunden lange schöne Grund gleiches Namens anfängt, der von der Weißeritz durchflossen wird, hinter Tharand endigt und mehre Versteinerungen und Steinkohlenflötze bei Potschapel ꝛc. hat. (Vgl. **Sachsen**, geographisch.)

Plautus (Marcus Accius), einer der ältesten röm. Schauspieldichter, geb. aus Sarsina in Umbrien, lebte um 200 v. Chr. in Rom als Vorsteher einer Schauspielergesellschaft. Noch sind uns 20 seiner für echt gehaltenen Komödien meist vollständig erhalten worden. Die Namen sind theils von Personen entlehnt, die in dem Stücke eine Rolle spielen, wie Amphitruo (der Gemahl der Alkmene, Mutter des Hercules), Curculio (d. h. Kornwurm, Name eines Schmarotzers), Epidicus Pseudolus, Stichus (Namen von Sklaven), Bacchides (Name zweier Buhlerinnen), Menaechemi (Name eines Zwillingsbrüderpaares), Miles gloriosus (der großsprecherische Soldat), Captivi (die beiden Gefangenen), Mercator (der Kaufmann), Poenulus (der Punier oder Carthaginenser), Persa (der Perser), Truculentus (der Trotzige oder Wilde); theils von gewissen Dingen, die dem Ganzen zur Grundlage oder Entwickelung dienen, wie Aulularia, Cistellaria, Mostellaria, sc. Fabula (der Topf oder der Schatz, das Kästchen, die Gespenster). Plautus's Ver-

dienst besteht darin, daß er die griechischen Komödien des Diphilus, Epicharmus u. A. theils übersetzend, theils nachbildend, in die latein. Sprache übertrug, und dadurch diese selbst mit ausbilden und bereichern half. Die Alten können seine kernhafte, alterthümliche Sprache nicht genug rühmen. Nicht weniger rühmte man den schalkhaften Witz und den Sentenzenreichthum des alten Komikers. Nicht selten ist der Gegenstand seiner Stücke eine höchst obscöne Geschichte, die spaßhaft behandelt wird. Im Allgemeinen hat sein Dialog größere Verdienste als die dramatische Entwickelung. Eine treffliche Ausgabe sämmtl. Plautinischen Komödien hat Ernesti besorgt (Leipz. 1760, 2 Bde.). Eine neuere Ausgabe mit einem fortlaufenden Commentar erschien Zweibrücken 1788 (3 Bde.); von Schmieder (Götting. 1804—5, 2 Bde.), und die neueste von Bothe (Berlin 1809—11) in 4 Bdn. Metrische Uebers. lieferten Küffner (Wien 1806—7), Köpke (Berlin 1809—20, 2 Bde.) und Rost in Leipzig, der ihn auch durch mehre Programme erläutert hat.

Plebejer, Plebs, bei den Römern diejenige Volksclasse, welche nicht zu den Senatoren (s. Patrizier) und Rittern gehörte; in den letztern Zeiten der Republik auch alle Diejenigen, welche keine öffentliche Staatsämter bekleideten, sondern als Privatleute von ihrem Vermögen lebten, und überhaupt alle Diejenigen, deren Vermögen nicht wenigstens 400.000 Sestertien betrug; sie mochten übrigens Handwerker, Kaufleute, Unterbeamte, Soldaten, Bettler ꝛc. seyn. Vornehmlich nannte man Plebejer die ärmere Volksclasse, die meist von den Spenden, die ihnen der Staat oder die Reichen und ihre Patrone machten, und von dem (gesetzlich verbotenen) Verkaufe ihrer Stimmen lebten. Man unterscheidet Plebs rustica und Plebs urbana, und rechnet zu dieser alle in der Stadt lebende Handwerker, Krämer, Bettler, Müßiggänger ꝛc., zu jener die auf dem Lande lebenden, den Ackerbau treibenden Bürger, welche überhaupt der angesehenste und beste Theil der römischen Bürgerschaft waren. Ueber die Kämpfe der Plebejer mit den Patriziern s. Rom. In der blühendsten Zeit der Republik, nach dem Tode Sylla's, zählte man ungefähr 450.000 römische Bürger; davon lebte etwa die Hälfte in Rom und der umliegenden Gegend, und bildete, nach Abzug der Senatoren und Ritter, daselbst den dritten Stand.

Plectrum, ein uns nicht ganz mehr bekanntes Instrument, womit die Alten die Lyra zu spielen pflegten; wahrscheinlich ein Griffel von Elfenbein oder Holz, womit man die Saiten der Lyra berührte, welche man mit bloßen Fingern zu spielen für unschicklich hielt.

Plejaden, die 7 Töchter des Atlas und der Plejone, jungfräuliche Mädchen, in welche, da sie mit der Artemis jagten, Orion sich verliebte. Von ihm ergriffen, flehten sie die Götter um Rettung an, worauf sie Jupiter in Tauben verwandelte, und dann unter die Gestirne versetzte, wo sie auch noch jetzt im Standbilde des Stiers angegeben werden. Dieses bekannte Siebengestirn war, als Verkünder in der Saat- und Erntezeit, den Griechen sehr wichtig, ebenso, wie die Hyaden.

Pleonasmus (Ueberfluß), in der Redekunst derjenige Fehler, wenn ein und derselbe Begriff oder Gedanke ohne Grund und Nachdruck wiederholt ausgedrückt wird. Dieß geschieht durch Wiederholung oder Gebrauch gleichbedeutender Worte, oder solcher, deren Sinn in andern wenigstens zum Theil enthalten ist. So ist es pleonastisch, zu sagen: „Der großmüthige Fürst, welcher gern die Großmuth übt". In diesem

Falle ist freilich der Pleonasmus sehr sichtbar; es gibt aber eine verborgenere Art desselben, gegen die selbst gute Schriftsteller nicht immer auf ihrer Hut sind.

Pleorama ist eine Erweiterung der, durch die neuere Technik schon bis zu solcher Vollkommenheit gebrachten Rund- und Einsichtgemälde, die wir u. d. N. Panoramen und Dioramen kennen. Der enthusiastische Beifall, den die von Robert Barker erfundenen Panoramen in Frankreich und dem übrigen Europa fanden, als sie Fulton dorthin gebracht, hat die Erfindungsgabe gesteigert, die zuerst in den Dioramen, einer Erfindung von Daguerre und Bourton, einen Triumph feierte. Nicht zufrieden mit den zauberischen Lichteffecten, welche bei den Dioramen in den riesig großen Bildern durch die kunstvoll berechnete Beleuchtung hervorgebracht werden, dachte Gropius zu Berlin, von einer unglücklich erfundenen Theaterdecoration auf den Gedanken gebracht, diese noch zu überbieten, indem er eine Wasserfahrt an reich bebauten Ufern sich zur Aufgabe machte, daher der Name Pleorama. Seinen hingeworfenen Vorschlag griff Langhans auf (der Sohn des preuß. Baudirectors Langhans, des Erbauers der brandenburger Triumphpforte zu Berlin), der zu Breslau in Gemeinschaft mit dem geschickten Decorationsmaler Antonio Sacchetti ihn zur Ausführung brachte, sodaß 1831 das Werk dem Publikum vorgestellt werden konnte. Bei einem solchen Pleorama ist der Zuschauer in einem auf fester, aber sich auf- und abwärts senkender Are ruhenden Raume, um den sich die auf verschiedenen hintereinander sich bewegenden Einsatzstücken dargestellte Gegend unmerklich ab- und aufwickelt. Zwei Sehfelder bieten sich fortwährend dem Auge und die künstlich berechnete Schwankung mit den übrigen Kunstgriffen der Täuschung kann wirklich den Eindruck einer erfreulichen Seefahrt hervorbringen. Das ursprünglich zu Breslau gezeigte Bild erhielt bedeutende Verbesserungen, als es nach Berlin versetzt ward, wo die vortrefflichen in dem dazu eigens errichteten Gebäude angebrachten Mechanismen jede Art von Lichtgebung möglich machten. Die gewählte Gegend, die Bucht von Neapel, begünstigte die Anwendung der mannigfaltigsten Gegensätze und der reichsten Farbenberechnungen. Noch weiter soll die Bezauberung in einem neuen eben von Gropius begonnenen Pleorama, einer Rheinfahrt, getrieben seyn, weil man da jede gemachte Erfahrung zu Hülfe nahm. Darstellungen dieser Art dürfen nicht besorgen ihr Interesse so bald zu verlieren, weil stets ein doppeltes und zwar sehr ausgedehntes, nicht eben allzu fernes Sehfeld das Auge in Anspruch nimmt und man folglich nur den Platz mehre Besuche lang sorgfältig zu wechseln braucht, um immer neue Ansichten zu gewinnen. Aber der sehr zusammengesetzte Mechanismus macht die Versetzung von einem Orte nach dem andern sehr schwierig und Berlin dürfte daher noch lange den Vorzug, einzig allein solche Gemälde zu besitzen, vor andern Städten und selbst Ländern voraushaben.

Pleuresie (pleuritis), im Deutschen gewöhnlich Seitenstich genannt, ist die Entzündung der Pleura oder des Brustfelles, einer serösen Haut, die die innere Oberfläche der Brusthöhle bedeckt. Die Pleuresie entsteht am häufigsten von Erkältung, unterdrückter Gicht, Rheumatismus und Blutungen. Sie ist allezeit mit einem heftigen hitzigen Fieber verknüpft und der Kranke leidet einen lebhaften meist stechenden Schmerz an der Seite; sein Athem ist kurz und beschwerlich, der Puls hart gespannt,

und es tritt ein anfangs trockener Husten ein. Später wird bisweilen unter kritischen Ausleerungen, welche das Fieber entscheiden, eine Menge Schleim mit Erleichterung ausgeworfen. Oft stirbt der Leidende an dem siebenten Tage; manchmal geht die Krankheit in ein hitziges Lungenfieber über, und nicht selten folgt eine Schwindsucht und Auszehrung darauf. Indeß, wenn sie zum ersten Mal vorhanden ist, wenn sie frühzeitig genug erkannt und gehörig behandelt wird, so ist die Gefahr eines unglücklichen Ausgangs nicht sehr groß. Blutegel und minder antiphlogistische Mittel, Ableitungen durch Vesicatorien sind bei einer guten Behandlung vorzüglich wichtig.

Pleyel (Ignaz), geb. 1757 im Oestreichischen, einer der beliebtesten und reichhaltigsten Tonsetzer seiner Zeit für die Instrumentalmusik, ein Schüler von Jos. Haydn, welchen er zu Wien 1786 verließ, nach Italien und hierauf nach Paris ging. Am Münster zu Strasburg ward er 1787 Kapellmeister, aber nach Ausbruch der Revolution mußte auch er von dannen, und errichtete 1796 zu Paris mit seinem Schwager eine große Musikhandlung. Zu besonderer Ehre gereicht ihm seine seit 1801 unternommene Ausg. einer „Bibliothèque musicale“, in welcher er die vornehmsten Werke der ersten ital., deutschen und franz. Meister zu liefern versprochen hat. Er starb 1831 den 14. Nov. zu Paris. — Neuheit der Gedanken, sanfte, hinreißende Melodie, überraschende Uebergänge sind unverkennbare Züge in seinen vielfältigen Compositionen. Nur klagen die Kenner mit Recht, daß er zu sehr dem Modegeschmacke der Liebhaber geopfert und daher in neuern Arbeiten bei weitem nicht den Schüler Haydns gezeigt hat, der sich in seinen ältern Werken, besonders den Quartetten und Quintetten, durch welche er so verdientes Aufsehen erregte, so schön aussprach.

Plinius (Cajus Plinius Secundus), der Aeltere, römischer Ritter, aus Novocomum (Como) geb. 23 n. Chr.; einer der größten Gelehrten Roms. Er widmete sich der Rechtsgelehrsamkeit, machte aber auch als Unterbefehlshaber einen Feldzug in Deutschland mit und bekleidete späterhin mehre öffentliche Stellen, u. a. das Amt eines Procurators in Spanien. Seinen ungemeinen Forschungsgeist unterstützte ein unermüdlicher Fleiß. Jeden Augenblick, den ihm seine Amtsgeschäfte frei ließen, benutzte er zum Studiren. Ueberdieß stand er sehr früh auf, selbst im Winter, legte sich oft gar nicht zu Bette und las selbst während des Essens und Badens, oder ließ sich vorlesen. Dabei zeichnete er sich ämsig Alles auf, was ihm merkwürdig schien, und äußerte öfters, kein Buch sey so schlecht, daß man nicht Etwas daraus lernen könne. Konnte er selbst nicht schreiben, so dictirte er. Auf diese Weise lieferte Plinius, ungeachtet seiner vielen öffentlichen Geschäfte, bedeutende Werke, die von seiner vielumfassenden Gelehrsamkeit zeugen. Endlich ward er ein Opfer seiner Wißbegier. Er befand sich nämlich im J. Chr. 79 in der Nachbarschaft des Vesuv, als ein furchtbarer Ausbruch dieses Vulkans, ungeachtet der drohenden Gefahr, ihn bewog, diese Erscheinung in der Nähe zu beobachten. Schon fiel die glühende Asche auf sein Schiff; dennoch fuhr er fort, Alles, was er wahrnahm, aufzuzeichnen. Während die Erde um ihn dröhnte, übernachtete er unweit des brennenden Berges ruhig bei einem Freunde, und fand am andern Morgen, als er sich an das Ufer begeben wollte, seinen Tod in dem erstickenden, sich über die ganze Gegend verbreitenden Dampfe. (S. Plin. II. Epist. 6, 16.)

Die Schriften dieses rastlos thätigen Mannes sind, zum unersetzlichen Verluste für die Wissenschaft, größtentheils verloren gegangen: u. A. seine 20 Bücher über die Kriege der Römer in Germanien und seine allgem. Geschichte. Noch haben wir von ihm die „Historia naturalis", oder „Historia mundi" in 37 Büchern: eine reiche Sammlung von Merkwürdigkeiten aller Art aus dem ganzen Gebiete der Schöpfung und des Wissens, ja selbst aus der Geschichte der Kunst, die um so schätzbarer ist, da Plinius aus mehr als 2000 meist griechischen und jetzt verloren gegangenen Büchern schöpfte. Unter den ältern kritischen Ausgaben ist die von Hardouin (Paris 1723) die vorzüglichste; die Handausgabe von Franz, mit Hardouin's u. A. Noten, ist sehr incorrect (Leipz. 1778—91, 10 Bde.). Eine deutsche Uebers. haben wir von Große (Frankfurt a. M. 1781—88, 12 Bde.). Bei Panckoucke in Paris erscheint seit 1829 die „Hist. naturelle de Pline, traduct. nouv. avec le texte en regard etc.", von Ajasson de Grandesagne, und mit Anmerkungen von mehren Gelehrten über die Astronomie, Physik, Geographie u. s. w. Der 1. Thl. mit Anmerkungen über die Zoologie, von Cuvier.

Plinius (C. Plinius Cäcilius Secundus), der Jüngere, des Vor. Schwestersohn, geb. n. Chr. 62 zu Comum (Como). Von seinem Oheim an Kindesstatt angenommen, lernte er eine weise Benutzung der Zeit, legte sich frühzeitig mit dem größten Eifer auf das Studium der Beredtsamkeit und Philosophie und machte schon als 13jähr. Knabe den Versuch, eine Tragödie in griech. Sprache zu dichten. In Syrien, wo er als Oberster bei einer Legion stand, benutzte er den Umgang des Philosophen Euphrates und trat dann in Rom als Sachwalter mit Glück auf, bekleidete einige öffentliche Aemter und wurde im 39. J. Consul. Durch die Gunst des Kaisers Trajan wurde er darauf zum Augur und zum Statthalter von Pontus in Bithynien ernannt, welchen Posten er zu allgemeiner Zufriedenheit 2 Jahre lang verwaltete. Er starb nach 107. Plinius gehörte zu den im vorzüglichen Grade glücklichen Menschen. Er besaß ansehnliche Güter in reizenden Gegenden, genoß in hohem Maße das Vertrauen des Kaisers und des Senats, sowie die Liebe und Achtung des ganzen Volks, bekleidete die höchsten Staatsämter, und glänzte — das Hauptziel seiner Wünsche! — als einer der größten Gelehrten seiner Zeit. Dabei besaß er ein vortreffliches Herz, welches wir ganz vorzüglich aus seinen Briefen kennen lernen. Er versuchte sich in mehren schriftstellerischen Arbeiten, in gerichtlichen Reden, in Briefen, Gedichten und auch in Geschichte. Auf unsere Zeiten ist aber nichts weiter gekommen, als seine Briefe und sein Panegyrikus, der einzige Beweis seiner Beredtsamkeit. Die Briefe haben zwar im Ganzen genommen nicht so viel Natur, Einfachheit, Schönheit und Correctheit des Styls, wie die Briefe des Cicero, aber doch mannigfaltiges Verdienst sowohl von Seiten des Inhalts als der Einkleidung. Bei vielen unleugbaren Schönheiten seines Panegyrikus und bei seinem großen Werthe für die Geschichte des Trajan, ist doch beides, Lob und Rednerschmuck, zu sehr in ihm verschwendet. Die Briefe und Panegyrikus zusammen gaben Gesner mit Anmerk. (Leipzig 1739), Ernesti (Leipzig 1770) u. A. heraus. Eine neuere kritische Ausgabe der Briefe mit Anmerk. erschien von Gierig (Leipzig 1800) und sämmtl. Schriften von demselben (Leipzig 1806); ferner von G. H. Schäfer (Leipzig 1805) und von Titze, nach einem prager Coder (Prag 1820). Die Lobrede

besonders edirte nach Arntzen (Amsterdam 1738) und Schwarz (Nürnb. 1746), Gierig mit Anmerk. (Leipzig 1796). Von dems. erschien eine Schrift: „Ueber das Leben, den moralischen Charakter und den schriftstellerischen Werth des jüngern Plinius" (Dortm. 1798). Eine deutsche Uebers. sämmtl. Briefe gaben Schmidt (Frankf. a. M. 1788—89, 2 Bde.), umgearbeitet von Strack (ebendas. 1818), und Schäfer (Erlangen 1801, 2 Bde.). Den Panegyrikus lieferten deutsch Schäfer (Ansbach 1784) und Wigand (Leipzig 1796).

Plinthe, in der Architektur, ein platter Untersatz für einen architektonischen Körper, der einen Fuß hat, vornehmlich aber der platte Untersatz des Säulenfußes, der Pilaster und der Postamente, auch Tafel genannt. Bei den Griechen bezeichnete dieß Wort einen Fließ von gebrannter Erde, dergleichen als Unterlage der Säulen diente. Man nennt es auch die Sohle (italien. zoccolo, franz. zocle oder socle), oder Sockel.

Plongeon nennt man das Bad, wenn man sich mit dem Kopfe zuerst in das Wasser stürzt. Man hat es in einigen Badeorten, z. B. in Spaa als Heilmittel angewendet und besondere Vorkehrungen zu demselben getroffen. Es bewirkt eine augenblickliche Blutanhäufung im Kopfe, verändert die Lage der Lungen, des Herzens, der Unterleibeingeweide; besonders aber hat es eine lebhafte Einwirkung auf die Haut, die man dadurch noch zu erhöhen sucht, daß man diese gleich nach dem Bade eine Zeitlang reibt.

Plotin, der bedeutendste unter den Neuplatonikern (s. d.) zu Lykopolis in Aegypten, 205 n. Chr. geb. Die Natur hatte ihm herrliche Anlagen, durchdringenden Geist, hohe Phantasie und treffliches Reflexionsvermögen gegeben, die er zu Alexandrien in Ammonius's Schule einseitig entwickelte und bildete. Er wurde ein Schwärmer mit tiefem, irre geleitetem Geiste, der das Absolute durch Anschauung zu fassen suchte, diese Ansicht in Plato's Philosophie übertrug, und durch Enthusiasmus verführt immer glaubte, er entwickle nur Plato's Philosophie in Plato's Geiste, da doch die Ansicht, ungeachtet der partialen Identität der Lehren, wesentlich verändert war. Sein lebhafter Geist und die Begeisterung hinderte ihn, seine Idee systematisch durchzuführen. Seine zerstreuten Abhandlungen sind vom Porphyr revidirt und in Enneaden geordnet worden. Er starb an den Folgen einer strengen Lebensart in Campanien 270 n. Chr. Marsilius Ficinus (s. d.) hat seine Schriften zuerst herausgegeben und übersetzt. Creuzer hat insbesondere die Abhandlung, welche von der Schönheit handelt (Heidelb. 1814), herausgegeben; und Engelhardt die Enneaden des Plotin ins Deutsche übersetzt und erläutert (Erlangen 1820—23).

Plutarch, berühmter griech. Schriftsteller, aus Chäronea in Böotien um 50 n. Chr. geb., studirte während der Regierung des Nero unter dem Philosophen Ammonius und lehrte unter Domitian zu Rom die Philosophie. Trajan, der ihn sehr schätzte, beehrte ihn mit der Consulwürde und ernannte ihn dann zum Präfecten von Illyrien. Unter Hadrian ward er Procurator von Griechenland, noch im hohen Alter bekleidete er eine Priesterstelle des Apollo zu Delphi und starb zuletzt in seinem Vaterlande ungefähr im 70. J. seines Alters. Plutarch gehört mit zu den fruchtbarsten alten Schriftstellern; er war ein Mann von sehr ausgebreiteten gelehrten, vornehmlich historischen Kenntnissen. Er

hatte sehr viele Talente zum Geschichtschreiber, mit denen er Erfahrung über Welt und Menschen, ein treffendes praktisches Urtheil und eine sehr moralische Denkart verband. Unter seinen noch übrigen Werken sind seine vergleichenden Lebensbeschreibungen die besten, lehrreichsten und interessantesten. Diejenigen Schriften, welche nicht historischen Inhalts sind, werden gewöhnlich mit dem gemeinschaftlichen Namen Scripta moralia, moralische Abhandlungen, belegt, ob sie gleich nicht alle moralischen Inhalts sind. In ihnen verbreitet sich Plutarch auf eine populäre Weise über mehre praktische Gegenstände. Seine philosophische Werke gab zuletzt heraus D. Wytenbach (Oxford 1794—1801), deutsch von Kaltwasser (Frankf. 1783—1800, 9 Bde. 8.); seine historischen Schriften (Biographien und Parallelen berühmter Griechen und Römer) Bryanus (London 1729, 4 Bde. 4.), deutsch von Schirach (Leipz. 1776—79, 7 Bde. 8.), und Kaltwasser (Magdeburg 1799—1806, 10 Oktavbände). Seine sämmtl. Werke gaben heraus H. Etienne (Genf 1612, 13 Bde. 8.), Rualdus (Paris 1624, 2 Bde. Fol.), Hutten (Tübingen 1791—1805, 14 Bde. 8.) u. A.

Pluto (bei den Griechen Aïs, Aïsdes, der Unsichtbare), ein Sohn des Saturn und der Rhea, bekam, bei der Theilung des Weltalls unter Saturns Söhne, die Oberherrschaft über das ganze Unterreich, wo er majestätisch auf seinem Throne sitzt und über die Schatten mit seinem Scepter gebietet. Schrecklich und öde ist das Land der Schatten; es liegt an der äußersten westlichen Grenze der Erde. Um dahin zu gelangen, muß man über den Oceanus fahren. Am jenseitigen niedrigen Ufer sind hohe Wälder von schattigen Pappeln und eine Wiese, und das dunkle, von ewiger Finsterniß beherrschte Land der Cimmerier. Weiter an diesem Ufer hinab kommt man dann zu den Pforten des Hades, zu dem Volke der Träume und dem weißen Felsen, bei dem sich der Cocytus und Pyripflegeton mit dem Acheron vereinigen, der dann gasreiche und mit Fruchtbäumen prangende Auen durchwässert. Dort herrscht Pluto, der Unerbittliche, Unversönliche, Göttern und Menschen Verhaßte, über die luftigen Schatten der Abgeschiedenen, die ohne Knochen, Fleisch und Blut ein traumähnliches, trauriges Daseyn fortsetzen. Die Pforten seines düstern Pallastes bewahrt der dreiköpfige starke Hund Cerberus. Gegen Alle, die in seines Herrn Wohnung eingehen, ist er freundlich und schmeichelt ihnen; aber Niemand läßt er wieder heraus, sondern ergreift und verschlingt ihn. Pluto fährt auf einem von vier schwarzen Rossen gezogenen Wagen, die er mit goldenem Zügel lenkt. Auf ihm entführte er Demeters Tochter, Proserpina, zur Unterwelt, als sie, die schöne Jungfrau, auf den blumigen Gefilden Siciliens wandelte, und sich Kränze um das Haupt flocht. Sein Helm, den ihm die Cyklopen im Kampfe gegen die Titanen geschenkt, hatte die Kraft, unsichtbar zu machen. Denn er kämpfte auch als Krieger gegen seine Feinde, und ward daher einst vom Herkules, der mehrmals mit ihm kämpfte, mit einem Pfeil in der Schulter verwundet. Seine Diener sind Hermes, der schnelle Götterbote, der ihm die Verstorbenen zu seinem Reiche führt, und die Erinnyen, die auf sein und seiner Gemahlin Geheiß die Verbrecher verfolgen und bestrafen. — Unter den griechischen Staaten wurde Pluto besonders in Böotia verehrt, und zwar in Koronea; in der Nachbarschaft dieser Stadt befand sich nämlich ein Schlund, den die Böotier für einen Eingang in den Hades hielten und von dem sie erzählten, daß Herkules aus

ihm den Cerberus heraufgebracht habe. Bei den Römern war er unter denjenigen Göttern, die man dem Staate an dem Säcularfeste gnädig zu machen suchte, damit sie ihm nicht schadeten. Die Opfer, die man ihm brachte, waren Thiere, vorzüglich Schafe von schwarzer Farbe; im Schatten der Nacht ward ihm das Opfer dargeboten und zu diesem Zwecke eine Grube ausgegraben, in die man das Blut des Opferthieres hineinlaufen ließ; dieß geschah hauptsächlich bei den Begräbnissen, bei welchen man ihn und die andern unterirdischen Götter zu versöhnen und den Verstorbenen günstig zu machen suchte. Die Kunst hat den Hades weit seltener, als jeden andern mythischen Gegenstand, vorgestellt, wenn man seinen Raub der Proserpina ausnimmt. In den Abbildungen erscheint er als Zeus der Unterwelt. Cerberus steht gewöhnlich neben ihm und macht ihn kenntlich. Zuweilen hat er das Fruchtmaß auf dem Haupte, und heißt dann auch Serapis, der, wenn er den Cerberus oder selbst ein Zeichen der Unterwelt bei sich hat, mit Hades völlig eins ist. Seine Bildung hat nichts Besonderes, seine Miene ist trüb und kraß. Sein Kopf ist verschleiert, um das Dunkle und Geheimnißvolle seines Wesens auszudrücken.

Plutus, der Gott des Reichthums. Man stellt ihn hinkend und blind dar, wie er den Menschen die Schätze zutheilt, aber dann mit Flügeln wieder davon eilt.

Pluviale, bei der Römern ein Regenmantel. Jetzt versteht man darunter ein großes Feiergewand der kathol. Geistlichen, welches um den ganzen Leib geht und vorn mit 2 Haken befestigt wird.

Pluvius, der Regengeber (griech. Ombrios), ein Beiname des Jupiter.

Plymouth, Festung und Seestadt in Devonshire, zwischen dem Plym und Tamar, da wo beide sich in den britischen Canal ergießen. Plymouth, Stonehouse und Dock oder Plymouth-Dock bilden zusammen Eine Stadt. Die eigentliche Stadt Plymouth (mit Stonehouse 4536 H., 70.000 Einw.) ist offen und ziemlich regelmäßig gebaut. Dock ist eine neue Stadt; seit 1760 sind ihre meisten Gebäude entstanden, und gegenwärtig übertrifft sie Plymouth weit an Zierlichkeit der Häuser und Straßen. Seit 1824 heißt sie Devonoort, hat 33.000 Einw., ein königl. Seehospital und Handel. Sein schnelles Wachsthum verdankt Dock dem Dock-Yard (Schiffswerft) und seinen Arsenalen. Jenes Werft, nebst dem in Portsmouth das vollkommenste in der Welt, ist von der Stadt durch eine hohe Mauer abgesondert, und keinem Unbefugten wird der Zutritt verstattet. Stadt und Werft werden durch starke Festungswerke vertheidigt. Plymouth hat 2 Häfen, einen ostwärts, Catwater genannt, und einen westlich, der Ham-Ouze heißt. In letzterm liegen die Kriegsschiffe zum Ausbessern und die abgetakelten; auch pflegen die nach Osten bestimmten Schiffe hier zu ankern, um den Vortheil des Windes zu erhalten, sowie die nach Westen bestimmten, aus eben dem Grunde, in Catwater ankern. In der Nähe beider Häfen sind gute Magazine für die Kauffahrer. In Kriegszeiten ist Plymouth ein Sammelplatz sowohl der Canalflotte als auch der Convoyen, und eine Niederlage für Prisengüter. Einwärts kommende Schiffe laufen hier gewöhnlich ein, um sich mit Lootsen, den Canal hinauf, zu versorgen. Kriegsschiffe von 100 Kanonen und darüber werden von Portsmouth hierher gebracht, weil das Wasser eine beträchtlichere Tiefe hat. Plymouth's Verkehr mit

Neufundland hat sehr abgenommen. Der Antheil an der Sardellenfischerei ist unbeträchtlich. Nach Westindien führt Plymouth viel Kalk aus. Die Fabriken beschränken sich auf eine gewisse Gerberei, einige Seilerbahnen und eine Segeltuchfabrik, bei welcher Flachs und Hanf ebensowie Baumwolle und Wolle durch Maschinen gesponnen wird. Bei dem Eingange in die große Bai, an welcher Plymouth liegt, befindet sich die Klippe Eddystone mit einem Leuchtthurme, vor dessen Erbauung viele Schiffe in der Gegend verunglückten. Der jetzige steht seit 1759 und ist ein Meisterwerk des berühmten Smeaton. In der Nähe liegt der schöne Landsitz des Lord Edgecumbe auf dem Berge gl. N. Der Hafendamm von Plymouth (Plymouth break water, Wellenbrecher) wurde 1812—20 erbaut. Seitdem England, bei seinen Seekriegen, Frankreichs Häfen fortgehend blockiren mußte, um seine Seefahrt ruhig auf dem Meere fortsetzen zu können, empfand man den Mangel eines nahen Hafens am Canal, in den die kreuzenden Flotten bei heftigen Stürmen sicher einlaufen könnten. Die Einfahrt in den Hafen zu Falmouth ist zu enge und erlaubt nur langsam aus- und einzusegeln. Mehr Raum hatte die Rhede von Plymouth, aber sie war zu offen, deßwegen zog man das Einlaufen zu Torbai vor, obgleich auch diese Rhede vor Nordost- und Südostwinden nicht sicher ist; die Hauptarsenäle der Marine zu Plymouth aber eigneten diesen Ort mehr zu einem Sicherheitshafen. Daher baute man endlich hier, nach dem Vorschlag der Herren Whidby Rennie, einen Hafendamm von 1700 Yards (beinahe 1 engl. Meile, oder 4200 F.), der nebst 2 anschließenden Dämmen das Meer, in der Entfernung von 3 engl. Seemeilen von der Küste, zu einem der größten und sichersten Häfen einschließt. Zu dem Mitteldamm allein verbrauchte man ungefähr 4000 Mill. Pf. Steine in Blöcken, an Gewicht jeder 10.000—20.000 Pf. Zum Fundament verbrauchte man mehre 100.000 Tonnen, jeden Stein, zu 2000 Pf., von hartem Devonshiremarmor. Bei diesem Riesenbaue geschah das Sprengen des Felsen unter dem Wasser, an der Stelle der Einfahrt, durch Taucher. (Die Glocke ist 7 F. hoch, 6 F. lang und 5 F. weit; 2 Mann lassen sich nieder auf den Felsen, der zur Aussprengung angebohrt, dann abgehämmert und abgemeißelt wird.) Die Bruchstücke wurden in die Höhe gewunden, oder man ebnete damit in der Tiefe. In Bovesands-Bai, nahe bei Plymouth, sieht man noch einen andern Kunstdamm im Meere. Hier legen Kriegsschiffe an, um ihr süßes Wasser an Bord zu nehmen. Röhren führen das Quellwasser in ein großes Becken, und aus diesem füllen durch Druckwerk Schläuche die Wassertonnen auf dem Schiffe, ohne daß diese vom Lager gerückt werden.

Pneuma, der Wind, Hauch, Geist, auch der heilige Geist.

Pneumatik, 1) derjenige Theil der Aërometrie, welcher von dem Gewichte, dem Drucke und der Elasticität der Luft und den daraus hervorgehenden Wirkungen, z. B. von der Bewegung der luftförmigen Stoffe in Gefäßen und Röhren, handelt; 2) so viel als Pneumatologie. S. Karsten's „Lehrbegr. der gesammten Mathematik" (6. Bd.). Auch verstand man sonst unter Pneumatologie in der Wolf'schen Philosophie einen Theil der Metaphysik, der von den Geistern handelt; an die Stelle derselben ist die Psychologie oder Seelenlehre, nämlich die metaphysische, die auch vorzugsweise rationale genannt wird, getreten. Pneumatisch-chemischer Apparat (von Priestley in seinen „Versuchen und

Beobachtungen über verschiedene Gattungen der Luft" (1. Bd.) beschreibt, ist eine Geräthschaft, in welcher man luftförmige Stoffe erzeugen oder auffangen und ihre Eigenschaften untersuchen kann. Man theilt ihn in den gemeinen Wasserapparat und in den Quecksilberapparat, je nachdem das Behältniß, worin die Luft sich befindet, mit Wasser oder Quecksilber, um die atmosphärische Luft abzuhalten, gesperrt ist. Letzteres wird bei denjenigen Luftarten angewendet, die sich mit dem Wasser vermischen würden. — Pneumatische Maschine, die, um einen luftleeren Raum als bewegende Kraft zu benutzen, ist eine Erfindung, die Samuel Brown in London vor einigen Jahren gemacht und, durch Patente begünstigt, in England, Schottland und Nordamerika angewendet hat. Ein Cylinder wird mittelst Verbrennens von Wasserstoffgas in demselben, indem die verdünnte Luft durch Klappen entströmt, luftleer gemacht, luftdicht verschlossen und durch Wasser kühl erhalten, der fortwährend luftleer erhalte Raum aber mittelst des Drucks der Atmosphäre auf denselben (9 Pfund auf 1 Quadratzoll), als bewegende Kraft zu verschiedenen Zwecken bei Maschinen benutzt, z. B. um Räder oder Stempel in Bewegung zu setzen, oder Lasten zu heben 2c. Der Aufwand für das dazu nöthige Gas ($^1/_{100}$ vom Cubikinhalt des Cylinders) ist geringer als der für das zur Forttreibung eines Dampfbootes nöthigen Brennmaterial. Diese leichte und tragbare Maschine nimmt, bei gleicher Kraft als eine um $^4/_5$ schwerere Dampfmaschine, weniger Raum ein und ist ganz gefahrlos. Auch sind die Kosten des Baues derselben, wie die der Unterhaltung und Ausbesserung minder beträchtlich als bei der Dampfmaschine. Sie ist mit wenig Kosten vorzüglich anwendbar zur Hebung des Wassers, z. B. bei Trockenlegung von Sümpfen, Anfüllung von Wasserbehältnissen 2c. Die von Cecil erfundene explodirende Maschine ist von der pneumatischen verschieden. Dort wird ein verschlossener Cylinder mittelst Explosion einer Mischung von Wasserstoffgas und atmosphärischer Luft luftleer gemacht.

Po, der größte Fluß in Italien, welcher in Piemont an dem zu den cottischen Alpen gehörigen Berge Viso, in einer Höhe von 6000 Fuß, bei dem Dorfe Pian del Re, an der franz. Grenze entspringt, von W. nach O. fließt, Piemont durchströmt und von Pavia an die südliche Grenze des lombardisch-venetianischen Königreichs gegen die sardinischen Staaten, Parma, Modena und den Kirchenstaat bildet. Er nimmt auf seinem 70 Meilen langen Laufe links die Doria, Sesia, den Tessino, die Adda, den Oglio und Mincio, und rechts den Tanaro mit dem Stura, die Scrivia, Trebia, Taro, Lenza, Crostolo, Sechia, den Panaro und Reno, und ergießt sich in einer 4fachen Mündung in den venetianischen Meerbusen. Er ist für Oberitalien die Haupthandelsstraße; doch richtet er auch durch Ueberschwemmungen österꝛs großen Schaden an und verändert sogar von Zeit zu Zeit sein Bette, wo dann die verlassenen Sumpfstellen zum Reißbau benutzt werden. An vielen Orten ist er mit Dämmen eingefaßt. Der Canal Gran Naviglio verbindet in einer geradern Linie den Tessinofluß mit dem Po.

Pochwerke, Maschinen, vermittelst welcher Erze, auch Materialien zu der Bereitung des Porzellans und des Steinguts 2c. zerkleinert werden. Ihre Einrichtung ist im Allgemeinen die, daß sich ganz eiserne oder gewöhnliche hölzerne mit einem eisernen Schuh versehene Säulen (Pochstempel) zwischen feststehenden und mittelst Querbalken verbundenen Säu-

len bewegen, indem sie durch an einer Welle befestigte Däumlinge wechselsweise gehoben werden und durch ihre eigene Schwere auf eine eiserne oder steinerne Unterlage oder Sohle niederfallen. Man unterscheidet Trocken- und Naßpochwerke. Erstere haben bloß Zerkleinerung zum Zweck; bei letztern wird aber nicht nur das in den Bergarten fein eingesprengte Erz von denselben getrennt, sondern mittelst des Wassers wird die gepochte Materie, das Pochmehl auch in lange Canäle geführt, in denen sich das Erz vermöge seiner größern Eigenschwere von den leichtern Bergarten absondert.

Pöcile oder Poikile, ein Portikus in Athen, mit vielen Gemälden ausgeschmückt. (Vgl. Polygnotus.) Zeno lehrte hier und hieß davon der Stoiker, sowie seine Schule stoische, weil der griech. Name einer solchen Säulenhalle Stoa ist.

Pocken, Blattern, Kinderblattern, eine fieberhafte Ausschlagskrankheit, welche in ihren Eiterpusteln einen ansteckenden Stoff erzeugt, mittelst dessen sie auch bei allen Menschen, welche sie noch nicht ausgestanden haben, entstehen kann. Nach der Ansteckung vergehen ungefähr 7 Tage, ehe das Gift wirkt und die Krankheit hervorbringt. Es entsteht dann fieberhafte Bewegung im Körper, welche in der Regel 3 Tage dauert; am 3. Tage erscheinen rothe Flecken, zuerst im Gesichte, alsdann über die Brust, die Hände und den ganzen Körper, bald in Menge verbreitet, bald in geringerer Zahl. Dieser Ausbruch dauert gleichfalls 3 Tage lang. Aus den Flecken erheben sich Pusteln, welche sich entzünden und in Eiterung übergehen. Das Fieber währt dabei ununterbrochen fort. Nach der Eiterung fangen die Pusteln an abzutrocknen und in die Grinder oder Schorfe sich zu verwandeln, was gewöhnlich am 7. Tage anhebt. Bei uns entsteht diese Krankheit nie von selbst, sondern bloß durch Ansteckung. Das Blattergift steckt jedoch in der Regel nur ein Mal an; wer die Blattern gehabt hat, bekommt sie nie wieder; es steckt auch nicht jederzeit an, sondern es scheint, daß der Mensch eine gewisse Neigung dazu haben muß, denn es gibt Beispiele genug, daß Menschen bei mehren Blatterepidemien verschont geblieben, erst in spätern Jahren angesteckt worden, ja daß manche zeitlebens davon frei geblieben sind. Nach einigen arabischen Schriftstellern kamen die Kinderblattern, sowie die Masern, zuerst aus Aethiopien gegen das J. 572 n. Chr. nach Arabien. In der ersten Hälfte des 17. Jahrh. kamen sie nach Aegypten. Von da brachten sie die im Orient geführten Kriege, vornehmlich die Kreuzzüge im 13. Jahrh., nach Europa, zunächst nach Spanien und Frankreich, dann aber auch in die übrigen Länder. Als Maximilian I. einen Zug in die Niederlande that, nach dessen Beendigung die Lanzenknechte ihren Weg durch franz. Provinzen wieder nach Deutschland nahmen, wurden durch sie die Blattern 1495 aus Frankreich zuerst nach Deutschland gebracht. Aus Europa verpflanzten sie sich nach Amerika und Afrika; selbst nach Grönland verbreiteten sie sich, 1733, von Dänemark aus. Jedes Mal, wenn sie zuerst in ein Land kommen, sind sie viel mörderischer und richten größere Verheerungen unter den Menschen an, als wenn sie eine Zeit schon geherrscht haben, da sie alsdann milder werden. Doch behauptet noch Rosenstein, daß sie mehr Menschen das Leben rauben als die Pest selbst. Auf die Erfahrung, daß diese Krankheit bei uns nur durch Ansteckung fortgepflanzt wird, folglich, wenn diese immer vermieden wird, auch die Krankheit Niemand

weiter befallen kann, baute man die Hoffnung einer Möglichkeit zur einstigen Verbannung dieser Blatterpest, zu welcher man durch strenge Absonderung der Blatterkranken und durch Errichtung von Blatterhäusern zu gelangen hoffte. Indessen waren die Hindernisse nach den jetzigen Verhältnissen der Völker und bei der allgemeinen Verbreitung dieser Krankheit unter allen Nationen und in allen Himmelsstrichen fast unübersteigbar. Man versuchte daher das Uebel einstweilen zu mindern. Da man wußte, daß Diejenigen, welche einmal die Blattern gehabt hatten, in der Regel nicht wieder angesteckt würden, so veranlaßte man die Ansteckung willkürlich, nämlich durch die Impfung oder Inoculation des Blattergifts, wodurch man den Vortheil hatte, daß wenigstens die Krankheit gemildert und die Gefahr verringert wurde; auch konnte man günstige Zeit und Umstände zur Erweckung dieser Krankheit auswählen. In der Türkei war die Impfung der Blattern schon lange im Gebrauch, vorzüglich bei dem weiblichen Geschlechte, um die Schönheit der Mädchen zu sichern. Die geistreiche Lady Montague brachte die Impfung zuerst nach Europa. Schon in Konstantinopel, wohin sie ihren Gemahl begleitet hatte, ließ sie ihrem 6jährigen Sohne die Blattern einimpfen, und nach ihrer Zurückkunft nach England, 1722, auch ihrer Tochter. Von da an wurde die Einimpfung der Kinderblattern zuerst in England, jedoch ohne Widerspruch vieler Aerzte, und von dort aus in andern Ländern gebräuchlich, doch nie allgemein, theils weil noch viel Vorurtheil dagegen herrschte, theils weil die Krankheit, wenngleich gelinder, doch nicht ganz gefahrlos war, und Kinder selbst an den geimpften Blattern starben. In neuerer Zeit hat die viel wohlthätigere und sicherere Impfung der Kuhblattern jene verdrängt. (S. Inoculation, Jenner, Kuhpocken.)

Pockels (Karl Friedr.), geboren 1757 zu Wörmlitz bei Halle, studirte in Halle besonders alte und neue Literatur und Philosophie, worin er sich theils Eberharden, theils Niemeyern näherte. Kaum 25 Jahre alt, ward er von dem bekannten Rochow dem damaligen Herzog von Braunschweig zum Erzieher seiner beiden Prinzen empfohlen. Der glücklichen Muße und Unabhängigkeit, deren er sich in dieser Stelle erfreute, verdankten mehre psychologische Werke ihr Entstehen, worunter besonders sein Versuch einer Charakteristik des weiblichen Geschlechts (1797—1802, und dann 1806, 2 Bde.), und der Mann (1805—1806, 4 Bde.) zu erwähnen sind. Eine Anstellung, die Johannes Müller ihm unter westphälischer Herrschaft anbot, schlug er aus. Nachdem die herzogliche Familie nach Braunschweig zurückgekehrt war, übergab ihm Herzog August wieder sein Haus; auch ward ihm die Censur übertragen. Seine Gesundheit unterlag aber bald seinen unausgesetzten Arbeiten, und ein Schlagfluß endete 1814 sein Leben. Seine Schriften zeichnen sich durch schöne Darstellung und durch die freien und wahren psychologischen Beobachtungen, die in ihnen niedergelegt sind, aus.

Pococke (Eduard), Professor der arabischen Sprache zu Oxford, geboren daselbst 1604, reiste, um sich in den orientalischen Sprachen zu vervollkommnen, nach der Levante, war einige Jahre Caplan einiger englischen Kaufleute zu Aleppo, wurde nach seiner Rückkehr 1686 Lehrer der arabischen Sprache zu Oxford durch Vermittelung des Erzbischofs Laud, der ihn schon im folgenden Jahre wieder nach Konstantinopel sandte, um orientalische Manuscripte einzukaufen. Er wurde

1648 Professor und Canonikus und starb 1691. Er gab heraus: die Annalen des Patriarchen Eutychius von Alexandrien, Oxford 1659. 2 Bde. 4.; die „Histor. dynastiar. orient.“ von Gregor Abulpharadsch oder Bar Hebräus, ebd. 1672. 1 Bde. 4; eine syrische Uebersetzung des zweiten Briefes Petri, des zweiten und dritten von St. Johannes und den von St. Juda, 1650. 4.; eine Uebersetzung des Buches Porta Mosis, 1655. 4.; Commentarien über die Propheten Micha, Maleachi, Hoseas und Joel in englischer Sprache. 3 Bde. Fol.; „Specimen Historiae Arabum“, 1650. 4. u. a. m. — 2) (Richard), Doctor der Theologie, ein Verwandter des vorigen, geb. zu Southampton 1704, unternahm 1737 eine Reise nach dem Orient und kehrte 1742 nach England zurück, ward nach und nach Hauscaplan des Vice-Königs von Irland, Archidiakonus von Dublin, 1756 Bischof von Ossory, 1765 von Maath und st. im Sept. desselben J. S. seine Description of the East and some hoter Countries, 2 Bände Fol. 1743 und 1745. Dieses Werk ist noch jetzt von großem Werthe, besonders in Hinsicht auf Gebäude, Inschriften und andre Ueberreste des Alterthums.

Podagra (Arthritis Pedum) ist diejenige Art von Gicht, die sich durch einen heftigen, stechenden, langanhaltenden Schmerz in den Gelenken des Fußes, besonders in der großen Fußzehe auszeichnet. Der Schmerz kann manchmal viele Wochen, ja ganze Monate anhalten; bei den meisten tritt er nach gewissen Zeitabschnitten regelmäßig ein. Gewöhnlich kommen die Anfälle des Jahres einmal, im Frühlinge oder im Herbste, bei manchen auch zweimal, selten öfters. Das Podagra ist eine sehr hartnäckige Krankheit; doch ist die Meinung, daß sie unheilbar sey, ungegründet und nachtheilig. So lange der Anfall regelmäßig erscheint, ist er nicht gefährlich; denn er gibt den Beweis, daß die Natur noch so viel Kraft hat, den Gichtstoff gleichsam in die äußersten Grenzen des Organismus zu treiben und da auszuscheiden. Der Schmerz kann durch Abkürzung der Entzündungsperioden in kürzerer Zeit gelindert und in der Zwischenzeit der einzelnen Anfälle die Gichtkrankheit selbst durch Verbesserung der Lebensweise und Diät, durch Anwendung einfacher Mittel und Entfernung der veranlassenden Ursachen allmälig vermindert und endlich gehoben werden; aber wenn man diese Maßregeln zu nehmen vernachläßigt, nimmt die Krankheit einen gefährlichen Charakter an, die Gichtanfälle treten unregelmäßig ein, die Kraft wird schwächer, das Podagra schlägt zurück, wie man zu sagen pflegt, und der Kranke kommt immer in Lebensgefahr. (S. Gicht.)

Poelemburg (Cornelius), Maler, geb. zu Utrecht 1580, bildete sich in Rom anfangs nach Elzheimer, dann nach Rafael, ahmte, in sein Vaterland zurückgekehrt, Rubens nach und starb in Utrecht 1760. Bronkhorst, Lenz, Morin u. A. haben nach ihm gearbeitet. Trefflich ist sein Helldunkel; seine meistens nackte Figuren sind gut colorirt, besonders die Frauen. Sein Pinsel verräth Geist. Ungeachtet seiner Incorrectheit wurden seine Gemälde von Liebhabern und Fürsten gesucht. Er hat auch geätzt, und seine Blätter sind seltener als seine Gemälde.

Poesie. Wiefern sich die Kunst der artikulirten Töne oder der Worte als willkürlicher Zeichen des Innern zur Darstellung des Aesthetisch-wohlgefälligen bedient, heißt sie Dichtkunst oder Poesie. Ein Wort zeigt einen Begriff an und beschäftigt als ein solches Zeichen den Verstand, indem es ihm etwas zu denken gibt. Wir nehmen aber das Wort

Verstand hier im weitern Sinne, wo es auch die Vernunft unter sich befaßt, sodaß auch das Wort Begriff die Idee als einen Vernunftbegriff unter sich befaßt. Wer daher Worte braucht, um sein Inneres darzustellen, wendet sich zunächst und unmittelbar an den Verstand Derer, die seine Worte (hörend, oder wenn die Worte durch Schrift bezeichnet sind, lesend) annehmen. Allein dem Dichter, der in dem Zustande der Begeisterung sich durch seine Einbildungskraft eine eigene Weise macht, welches eben Dichten heißt und der Kunst auch ihren Namen gegeben hat, ist es nicht sowohl um Darstellung Dessen, was er denkt, als vielmehr Dessen, was er anschaut und empfindet, zu thun. Er will also auch nicht sowohl den Verstand, als vielmehr die Einbildungskraft, obwohl auf eine verständige Weise beschäftigen, mithin sie durch seine Worte aufregen, damit auch Andere mit ihm auf gleiche Weise anschauen und empfinden, mit ihm in derselben Welt der Dichtung leben. Daher nimmt auch seine Rede einen ganz eigenthümlichen Charakter an. Da er sich nämlich als Mittel einer ästhetischen, mithin sinnlichen Darstellung braucht, so wird er selbst sinnlich, und zwar zuerst innerlich, d. h. in Ansehung des Gebrauchs der Worte selbst, indem sie sich von dem Abstracten möglichst entfernt und dem Concreten möglichst nähert; die Aehnlichkeiten des Nichtsinnlichen mit dem Sinnlichen aufsucht, um jenes dadurch zu versinnlichen; daher die durchaus bildliche Rede, oder Bildersprache des Dichters, die Gleichnisse, die Tropen, die Figuren, die Nachahmung der unartikulirten Töne durch artikulirte u. s. w. als ursprüngliches Eigenthum der Dichterrede, dessen sich freilich auch die Prosa auf eine ihrem Charakter angemessene Weise zum Theil bemächtigen kann. Sie wird aber auch zweitens äußerlich sinnlich, d. h. in Ansehung der Zusammenfügung der Worte, indem sie dabei einen Rhythmus, der dem musikalischen analog ist, annimmt und taktmäßig wird. Daher das Sylbenmaß (metrum), um die Sylben nach ihrer Länge und Kürze (Zeitdauer) gehörig zu verknüpfen, die Füße (pedes), die Verse (versus) und die beim innern Wechsel und Fortschritt dennoch äußerlich auf gleiche Weise wiederkehrende Rede (ratio vorsa s. versa, im Gegensatz der gerade fortlaufenden Rede, oratio prorsa s. prosa), die Einschnitte (caesurae) und selbst der Reim in solchen Sprachen, die dieses Mittel, der Rede auch durch wiederkehrende Gleichförmigkeit der Laute an gewissen Stellen einen eigenthümlichen Reiz und Wohlklang zu geben, vermöge ihrer ursprünglichen Bildung vertragen. Aller dieser äußern Bildungsmittel ungeachtet behält die Dichterrede ihre innere Freiheit unverletzt und genießt diese in einem weit höhern Grade, als die prosaische Rede, indem sie an den gemeinen Sprachgebrauch in der Stellung, Bedeutung und Bildung durch Wörter weit weniger als diese gebunden ist. Die Poesie ist demnach eine Kunst, welche ein freies Spiel der Einbildungskraft auf eine mit dem Verstande harmonirende Weise durch artikulirte Töne ausführt und dadurch ein ästhetisches Wohlgefallen erregt. Was übrigens die Dichtungsarten betrifft, deren Einige zwei (epische und dramatische), Andere drei (epische, dramatische und lyrische), noch Andere vier (epische, dramatische, lyrische und didaktische) oder noch mehre annehmen, so lassen sich diese um so weniger durch feste Grenzlinien bestimmen, da der dichterische Geist sich keine Fesseln anlegen läßt, sondern mit Freiheit aus dem Epischen ins Dramatische oder Lyrische und umgekehrt übergehen, auch selbst die Lehren der Wahrheit im poetischen

Gewande darstellen und so durch Mischung des Nützlichen mit dem Süßen dichtend belehren kann. Wenn jedoch der Dichter die Belehrung selbst zu seinem unmittelbaren Zwecke macht und dadurch das freie Spiel der Einbildungskraft auf dem Gebiet der Poesie vernichtet, so übernimmt die Kunst nur eine untergeordnete Rolle, indem sie sich einem anderweiten Zweck unterwirft; sie erscheint also dann nicht als absolut, sondern bloß als relativ schöne Kunst. (S. Epische, Dramatische, Lyrische und Didaktische Poesie.) — Geschichte der Poesie. Der Ursprung der Poesie ist unmittelbar in der Natur des Menschen zu suchen. Jedes Volk, das sich zu irgend einer Cultur der Vernunft und der Empfindung heraufzuschwingen gewußt, hat seine Dichter gehabt, die keinen andern Beruf, keine andere Veranlassung gehabt, Das, was sie heller und wärmer als Andere gedacht und empfunden, unter sinnlichen Bildern und in harmonischen Reden ihnen vorzustellen, als die Begierde, die jede edle Seele fühlt, Andern das Gute, wovon sie durchdrungen ist, mitzutheilen. Die vollständige Geschichte der Poesie nur von einem einzigen Volke wäre ohne Zweifel zugleich die Geschichte dieser Kunst bei jeder andern Nation, und gewiß ein wichtiger Theil der allgemeinen Geschichte des menschlichen Genies; aber sie fehlt überall. Am meisten weiß man von dieser Geschichte, insofern sie die Griechen betrifft. Man kann sie in 4 Hauptzeiten eintheilen, nach ebenso viel Gestalten, in denen sie sich gezeigt hat. Die erste Zeit, von welcher alle Nachrichten fehlen, ist die, worin sie angefangen hat, aufzukeimen, da ihre Werke, Sittensprüche, oder auch sehr kurze Aeußerungen irgend einer aufwallenden Leidenschaft gewesen, die tanzend gesungen worden sind. In dieser Zeit war sie noch keine Kunst; wer etwa bei einer Versammlung ein außerordentliches Feuer der Einbildungskraft fühlte, der reizte den Andern zu unförmlichen Gesang und Tanz, bei welchen der Gegenstand der Leidenschaft in hüpfenden Worten angezeigt wurde. So äußern sich gegenwärtig bei den noch nicht gesitteten Völkern in den neuentdeckten Welttheilen die erste Versuche in Musik, Tanz und Poesie. Aristoteles scheint eben diesen Begriff vom Anfange der Kunst gehabt zu haben, und nennt diese ersten Versuche Autochediasmata oder Werke, die aus Instinkt, ohne Absicht entstanden sind. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß schon in dieser Zeit die poetischen Versuche Spuren von dem verschiedenen Charakter der 3 Hauptgattungen, des lyrischen, des epischen und dramatischen Gedichts, gezeigt haben. Der Karren des Thesbis ist noch nicht sehr weit von den rohen Gestalten der entstehenden Dichtkunst entfernt; dennoch versichert Platon, daß die ersten dramatischen Versuche sehr weit über die Zeiten des Thesbis heraufsteigen. Die lyrische scheint natürlicher Weise die älteste Gattung zu seyn, da sie durch den Ausbruch der Leidenschaften verursacht worden, und die Lustbarkeiten, die jedes wilde Volk nach einem glücklichen Streite anstellt, könnten auch Spuren der nachher entstandenen epischen Poesie gezeigt haben. Auf diese erste Zeit folgte, vermuthlich nach einer langen Reihe von Jahren, die zweite, in welcher die scharfsinnigsten unter den Autochediasmatisten oder durch Instinkt geleiteten Poeten, über die Form und Wirkung der ersten Versuche nachgedacht, und nun aus Absichten, entweder sich ein Ansehen unter dem Volke zu geben, oder dasselbe nach ihrem Willen zu lenken, oder wirklich aus väterlicher Zuneigung ihm

Kenntniß und Sitten beizubringen, sowohl den Inhalt als den Vortrag nach überlegten Regeln eingerichtet haben. Die Dichter dieses zweiten Zeitabschnittes scheinen Lehrer, Gesetzgeber, Häupter und Führer der Völker gewesen zu seyn. In diese Zeit möchte man, wiewohl schon etwas spät herunter, die ersten Dichter setzen, die von den Griechen namhaft gemacht werden und deren Gesänge unter der Nation aufbehalten worden. Aus dieser Zeit haben sich verschiedene Werke unter den Griechen lange Zeit erhalten, sind aber nicht bis zu uns gekommen. Die dritte Zeit der griechischen Poesie ist die, da sie anfing, als eine zu einer besondern Lebensart gehörige Kunst angesehen zu werden. Die Sänger sangen an den Höfen der Häupter der damaligen Völkerschaften bei festlichen Zusammenkünften Lieder von allegorischem Inhalt über die Göttergeschichte, oder von heroischem über die Thaten der Helden. Sie scheinen zugleich die Freunde und Rathgeber der Großen, die sie unterhielten, gewesen zu seyn. An das Ende dieser Zeit oder allenfalls an den Anfang der folgenden setzen wir den Homer. Die vierte Zeit ist die, da die meisten Stämme der Griechen eine republikanische Verfassung annahmen. Die Sänger hörten nun auf, einen besondern Stand auszumachen. Sie faßten die durch Nachdenken erlangte Weisheit in Gedichten, die sie, ohne andern Beruf, der Welt mittheilten, wie Hesiod, Solon, Epimenides, Simonides u. A., oder auf Veranlassung des Staates bei feierlichen Gelegenheiten verfertigten, wie Aeschylos, Sophokles, Euripides, Pindar &c. Diese haben die Dichtkunst auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit gebracht. Andere, wie Sappho, Anakreon, Alkäus, haben die Dichtkunst zuerst bloß zum Vergnügen, zur Belustigung der Einbildungskraft und des Witzes angewendet. So lange Griechenland seine Freiheit genoß, erhielt sich die Dichtkunst auf ihrer Höhe. Als aber mit der Freiheit auch die großen Empfindungen der bürgerlichen Tugend unterdrückt wurden, mußte nothwendig auch die Dichtkunst ihre beste Kraft verlieren. Sie kam allmälig in Verfall und sank immer tiefer, wiewohl sie noch bis zu den Zeiten der röm. Kaiser Reste ihrer ehemaligen Schönheit behalten hat. Von den Griechen gehen wir zu den Römern, ihren Nachahmern, über. Die Poesie war in Rom überhaupt nicht einheimisch, und erst späterhin, da sich das ursprüngliche Rom durch Nachahmung fremder Sitten der Auflösung näherte, wurde ihr eine künstliche Pflege zu Theil. Die lateinische Sprache bildete sich durchaus nach den grammatischen und metrischen Formen der griechischen, anfangs auf eine gewaltsame Weise, und es entstand ein harter poetischer Styl. Erst den Dichtern im Zeitalter des Augustus gelang es, auf eine gefällige Weise das Einheimische mit dem Fremden zu verschmelzen und eine bessere Zeit der röm. Poesie herbeizuführen. Doch diese war nur von sehr kurzer Dauer, nach Augustus's und Tiberius's Regierung verfiel die römische Poesie bis auf die Einführung der christlichen Religion und die Einbrüche der Barbaren immer mehr. Unter dem Einfluß des Christenthums und der nordischen Eroberer begann sich nun eine eigentliche Poesie zu bilden, der man im Gegensatze mit der antiken oder classischen Poesie den Namen der romantischen gegeben hat (s. Romantisch). Anfangs sahen wir noch die lateinische Sprache beim christlichen Gottesdienst zu einer mystisch-religiösen Poesie angewandt und umgewandelt, später (im 9. und 10. Jahrh.) von den Gelehrten zu Nachbildungen der altrömischen Poesie benutzt, darauf die

Blüthe der arabischen Poesie. Unter den neueuropäischen Völkern bildete sich zuerst bei den Franzosen eine eigenthümliche Poesie seit den Provenzalen und Troubadours vom 10. Jahrh. an. Ritterthum, Tapferthum, Andacht und Liebe waren der Inhalt ihrer Gesänge. Die Blüthenzeit dieser Poesie dauerte nur bis zum Anfange des 13. Jahrh. Unter Franz I. fing die französische Poesie an, sich wieder von ihrem Verfall zu erheben, und unter Ludwigs XIV. glänzende Regierung wird ihr goldenes Zeitalter gesetzt. Die Franzosen rechnen sich besonders die Nachahmung der Alten zum Verdienste an; allein sie haben nicht selten mehr die äußere Zufälligkeiten als den wahren Geist der antiken Muster aufgefaßt. Die neue italienische Poesie ging von der Provenzalpoesie aus, nahm vom 13. bis zum 15. Jahrh. von Dante und Petrarca bis auf Ariost und Tasso einen höhern eigenthümlichen Schwung, und sank bald darauf zu Nachahmungen besonders franz. Muster herab. Die spanische Poesie, ursprünglich eine Schwester der provenzalischen, begann sich seit dem 13. Jahrh. eigenthümlich zu entwickeln, hob sich unter Karls V. Regierung immer höher und fiel von Philipp IV. an von ihrer Höhe wieder herab. Gleichzeitig mit ihr und verwandt blühte die portugiesische Poesie. Religionsgefühl, biederer Heldenmuth, Ehre und Liebe, die Grundlage der romantischen Poesie, nahmen auf der pyrenäischen Halbinsel den höchsten Schwung. Die deutsche Poesie hat zu verschiedenen Zeiten unter verschiedenen Tendenzen geblüht, am herrlichsten aber dann, als sie sich frei machte vom Joche eines fremden Geschmacks. Sie ist die formenreichste von allen; denn sie hat fast alle Formen der antiken und modernen Poesie in sich aufgenommen. Die Geschichte der englischen und schottischen Poesie verliert sich, wie die deutsche, in das Dunkel der Bardenzeit, ihre Blüthe fällt unter die Regierung der Königin Elisabeth; ihr Charakter ist gedankenvoller, kühner Ernst und Humor. Diese sind die wichtigsten Völker, welche in der Poesie etwas Eigenthümliches und Bedeutendes geleistet haben. Ausführlicher findet man die Geschichte der Poesie der einzelnen Völker in den besondern Artikeln. Eine alles umfassende Geschichte der Poesie fehlt uns noch gänzlich: man hat sie bisher auf Dasjenige beschränkt, was auf die heutige Bildung Europas nahen oder entfernten Einfluß gehabt hat; also auf die Werke der Griechen und Römer, und dann diejenigen unter den neueuropäischen Völkern, welche am frühesten und bedeutendsten in diesem Fache thätig waren. Sie wird erst vollständiger und klarer werden, wenn sie nicht nur die Poesie der asiatischen Völker, sondern auch die Poesie derjenigen europäischen, deren Dichtkunst nur kurz oder nicht eigenthümlich geblüht hat, mit in ihren Kreis zieht. Hartmann hat einen „Versuch zu einer allgemeinen Geschichte der Poesie von den ältesten Zeiten an“ (Leipzig 1797—98, 2 Bde.) gemacht, der aber unvollendet geblieben ist.

Poet (gekrönter), poeta laureatus, hieß vor Zeiten ein mit einem Lorberkranz öffentlich gekrönter Dichter. Schon bei den Griechen war es Sitte, Dichter in den musikalischen Wettkämpfen zu krönen. Von da ging diese Sitte zu den Römern über; so wird gemeldet, daß der Kaiser Domitian bei den von ihm eingeführten capitolinischen Spielen Dichter und Redner mit eigener Hand gekrönt habe. Im Mittelalter kam sie zuerst im 13. Jahrh. in Italien auf; später in Deutschland, wo anfangs die Kaiser das Recht der Dichterkrönung ausübten, das sie in

der Folge den Pfalzgrafen übertrugen. Gegenwärtig ist diese Sitte gänzlich veraltet.

Poetik, die Theorie der Poesie; die Anweisung zur Dichtkunst; der Inbegriff aller über die Dichtkunst gegebenen und vorgeschriebenen Regeln sie ist eineстheils ein Zweig der angewandten Aesthetik, anderntheils ein Zweig der praktischen Sprachwissenschaften. Ersteres insofern das Princip der schönen Kunst auf Poesie angewendet, und die Dichtkunst sowohl nach ihrem Wesen und Begriff, Materie und Form, als nach ihrem Umfange, oder nach den allgemeinen Classen, welche wir Dichtungsarten nennen, ästhetisch betrachtet wird; Letzteres insofern sie Theorie des poetischen Styls und eigentliche Technik der Poesie ist, wozu auch die Metrik und die Theorie des Reimes gehört. Sie ist eine der am frühesten ausgebildeten Theorien, ja die Aesthetik hat sich aus ihr allmählig entwickelt, indem der menschlichen Entwickelung gemäß die Betrachtung des Schönen von einem besondern Kunstschönen (dem Poetischen) zur wissenschaftlichen Entwickelung der reinen Idee des Schönen aufsteigen mußte, und keine Kunst dem Menschen näher lag und gleichsam angeboren war, als die, welche Gedanken durch die Sprache in anschaulicher Vollendung darstellt. Letzteres ist auch der Grund, warum sie in den Lehrbüchern der Aesthetik ausführlicher entwickelt und zu größerer Vollendung gebracht worden ist als bisher die ästhetischen Theorien der übrigen Künste. Unter den Griechen behandelte sie schon Aristoteles in einer Schrift, welche wir nur im Bruchstücke besitzen (die beste Ausg. von Gottfried Herrmann), abgesondert; Horaz in seiner sogen. „Ars poetica", oder vielmehr in seinem Briefe an die Pisonen, zeigt sich als dessen Schüler. In der neuern Zeit behandelte sie abgesondert Marc. Hier. Vida, Torquato Tasso und viele andere Italiener, Nic. Boileau, Jul. Cäs. Scaliger, Gerh. Voß, L. Racine, d'Alembert, Marmontel, Baumgarten, der Stifter der Aesthetik, J. Ad. Schlegel, Gottsched, Breitinger, Sulzer (in seiner „Theorie der Dichtkunst"), Engel (in seinen „Anfangsgründe einer Theorie der Dichtungsarten"), Jean Paul Fr. Richter (in seiner „Vorschule der Aesthetik") und Clodius (in seinem „Entwürfe einer system. Poetik", 1804). Außerdem ist die ästhet. Theorie der Dichtkunst ausführlicher oder kürzer in den allgemeinen Werken der Aesthetik und in den Theorien der schönen Künste, z. B. in denen von Batteux, Domairon, Ramler, Sulzer („Allgemeine Theorie der schönen Künste"), Schubart, J. A. Eberhard, Eschenburg, Heydenreich, Bouterweck, Pölitz, A. Schreiber, Nüßlein, Hillebrand („Literaturästhetik"), Seckendorf, abgehandelt, und durch Betrachtungen über einzelne Gegenstände derselben, besonders von Sturz, Lessing, Klopstock, Moritz, Delbrück, W. v. Humboldt, Herder, Schiller, Göthe, den Gebrüdern Schlegel, Falk, Müller u. A., sowie durch Kritiken in den Literaturzeitungen, ausgebildet worden.

Poetische Licenzen sind Freiheiten (Abweichungen von der gewöhnlichen Sprachregel), die der Dichter, des Versmaßes oder des Reimes wegen, sich zuweilen erlaubt. So z. B. die doppelte Negation in Wieland's „Endymion":

So zornig sahn die Nymphen sie
In keinem andern Falle nie;

und das où statt à laquelle, in Voltaire's „Adelaïde du Guesclin", Act I., Scene 1:

Je plains cette douleur où votre âme est en proie.

Poinsinet (Ant. Alex. Hein.), geb. zu Fontainebleau 1735, widmete sich früh der Literatur. Er schrieb hauptsächlich für die komische Oper, und mit Hülfe der Musik haben einige seiner Stücke Beifall gefunden. Der Dialog ist in ihnen natürlich und die Verse eignen sich zum Gesange. Seine übrigen Werke sind der Erwähnung nicht würdig. Poinsinet war ein Freund vom Reisen; 1760 besuchte er Italien, und 1769 ertrank er auf einer Reise nach Spanien im Guadalquivir. Er war einer jener kleinen wunderlichen Figuren in der Gesellschaft wie in der Literatur, die mit einem gewissen Talent begabt, sehr zu- und vordringlich sind, und indem sie leicht von Jedem übersehen werden, Gelegenheit zu allerlei Unterhaltung gewähren. Bis zum Unglaublichen geht, was man mit ihm vorgenommen, wie man ihn mystificirt, und selbst sein trauriger Tod nimmt nichts von dem lächerlichen Eindrucke, den sein Leben machte, hinweg. Monnet hat den ganzen zweiten Band seiner „Memoiren" den Streichen gewidmet, die dem armen Poinsinet durch die pariser Spottvögel gespielt wurden.

Poitiers, Hauptstadt des französischen Departements Vienne (sonst von Poitou), am Einfluß der Boiere in den Clain, mit Mauern und Thürmen, mehren öffentlichen Plätzen, worunter der Königsplatz der größte, 21.300 Einwohnern, Kathedralkirche mit vielen Reliquien, 22 Kirchen, worunter die Collegiatkirche St.-Hilaire mit ihren Denkmälern, 8 Hospitälern; Sitz eines Bisthums, eines königlichen Gerichtshofes und eines Handelsgerichts; Akademie mit 3 Facultäten (statt der vom König Karl VII. 1431 gestifteten Universität, die durch die Revolution entging), königl. Collegium, öffentliche Bibliothek, botanischer Garten, Athenäum, Société d'émulation, Ackerbaugesellschaft; Woll-, Leder-, Leinwand-, Papierfabriken, Handschuh-, Kamm-, Wollmützen- und Strumpfmacher, Brennereien, Handel. In der Nähe findet man römische Alterthümer. — **Poitiers** (Schlacht bei), am 19. Sept. 1356, auf dem nahen Felde Maupertuis, zwischen dem schwarzen Prinzen, wie man den Sohn des englischen Königs Eduard III. nannte, und dem franz. König Johann. Das engl. Heer war 8000 und das französische 30.000 Mann stark. Doch erfocht hier Feldherrntalent, Ordnung und Tapferkeit einen glänzenden Sieg über die Ueberzahl; die Franzosen wurden in die Flucht geschlagen und der König selbst gefangen. Um seine Freiheit wieder zu erhalten, mußte der franz. König dem König Eduard nach Verlauf von 4 Jahren eine Menge Provinzen abtreten und sich mit einer großen Geldsumme lösen.

Poitiers (Diana de), s. **Diana de Poitiers**.

Pola, Stadt und Hafen in Istrien, 8—900 Einw. Innerhalb seiner alten Mauer ein Amphitheater, das an 18.900 Menschen fassen konnte. Jenes Amphitheater gleicht im Allgemeinen den andern auf uns gekommenen, doch weicht es durch 4 Strebepfeiler, welche an den 4 Ecken eines in die Ellipse hineingedachten Vierecks angebracht sind, von den bis jetzt bekannten so sehr ab, daß man in Ungewißheit über die Erbauer und die Zeit der Erbauung geräth. Es besteht aus 3 Stockwerken, deren jedes durch 72 Arkaden oder Fenster durchbrochen ist. Treppen sind in dem Gebäude, dessen Außenwand beinah allein erhalten ist, nicht mehr vorhanden. Vielleicht verdankt es diesem Umstande seine Dauer. Im Munde des Volks ist es unter dem Namen Orlandina bekannt. Einer Zeit des reinern Geschmacks gehören zwei Tempel

an, von denen jedoch nur einer vollständig auf unsere Zeit gekommen ist. Durch seine Aufschrift: „Romae et Augusto", verräth er das glänzendste Zeitalter der römischen Kunst. Pola blühte am meisten unter Severus, wo es den stolzen Titel: „Respublica Polensis", in Steinschriften gebrauchte, wie noch vorhandene Inschriftfragmente darthun.

Pole heißen die Endpunkte einer Are. Es gibt auf der Erde zwei solche Punkte: der Nordpol (arktischer Pol) und der Südpol (antarktischer Pol). Indem sich nämlich die Erde um ihre Are dreht, bleiben dabei diese beiden Punkte ihrer Oberfläche in ihrer relativen Ruhe. Ueber die Bemühungen, bis zu dem ersten dieser beiden Punkte zu gelangen, s. Nordpolerpedition. Die verlängerte Erdare schneidet aber auch das Himmelsgewölbe in 2 Punkten, welche Weltpole genannt werden. Sie heißen auch Pole des Aequators, weil die Erdare auf der Ebene desselben senkrecht steht, um sie von den Polen der Ekliptik zu unterscheiden, welche durch eine Linie bestimmt werden, die auf der Ebene der Ekliptik in ihrem Mittelpunkte senkrecht ist. — Polhöhe eines Orts heißt die Höhe, in welcher der Pol über dem Horizont erscheint, oder der Winkel, welchen die Gesichtslinie zum Pol der Horizontalebene, oder derselbe, den der Erdradius dieses Orts mit der Ebene des Aequators bildet. Daher ist die Polhöhe der geogr. Breite eines Orts gleich. — Polardistanz heißt die Entfernung des Pols vom Scheitelpunkt oder Zenith eines Orts, und ist daher der Winkel, welcher die Polhöhe zu einem rechten Winkel oder zu 90 Graden ergänzt. Vgl. Astronomie.

Polarisation des Lichts. Ein auf eine Glastafel fallender Lichtstrahl wird gleichsam gespalten: ein Theil wird nämlich zurückgeworfen, und der andere Theil geht durch die Scheibe. Das zurückstrahlende Licht sowohl, als das durchgehende hat ferner gewisse Eigenschaften angenommen, die es vorher nicht hatte; der höhere oder niedere Grad aber, in welchem es diese neuen Eigenschaften nunmehr besitzt, hängt von dem Winkel ab, unter welchem es auf die Glastafel fällt. Die neu erhaltene Eigenschaft besteht darin, daß dieses Licht, das zurückgestrahlte sowohl als das durchgehende, auf eine zweite Glastafel fallende, von dieser ferner nicht mehr so zurückgestrahlt wird, als wenn es unmittelbar vom leuchtenden Körper käme, sodaß es vielmehr gegenseitige Stellungen der Tafeln gibt, bei welchen sich die Reflerion ganz in Durchgang verwandelt. Die Entdeckung verdankt man dem 1812 verstorbenen franz. Akademiker Malus; und Polarisation hat er den Vorgang darum genannt, weil er sich die Elemente des Lichtstrahles als Vielecke dachte, deren einzelne Seiten (Pole) sich in ihren Eigenschaften, z. B. der Durchgangsfähigkeit, unter einander unterschieden.

Polarität, in der Physik diejenige Beschaffenheit mancher Körper, vermöge deren sie an gewissen Stellen ihrer Oberfläche, die man Pole nennt, gewisse Kräfte in einer größern Intensität, als an anderen Stellen äußern. Besonders heißt so die Eigenschaft des Magnets und der damit bestrichenen Nadeln, sich, wenn sie frei schweben, mit gewissen Punkten nach den magnetischen Polen (s. Magnet) zu richten. Man hat das entgegengesetzte Verhalten oder die entgegengesetzte Thätigkeit der beiden Pole einer Sphäre, z. B. des Magneten, durch die Ausdrücke positiv (bejahend, setzend oder schaffend) und negativ (verneinend, vernichtend, aufhebend), oder durch plus und minus (+ und —) bezeichnet. So nennt man z. B. den Nordpol des Magneten den positiven oder

Pluspol (+ M.), den Südpol den negativen oder Minuspol (— M.); und ebenso wird der Gegensatz in der elektrischen Sphäre die positive und negative Elektricität, oder + E. und — E. genannt. Diese Bezeichnung ist mathematisch und aus der Lehre von entgegesetzten Größen genommen. Man darf aber das Verhältniß nicht so verstehen, als ob bloß der eine, negative Pol verneinend, aufhebend gegen den andern wirkte, dieser aber, als das Gegentheil, sich bloß schaffend (producirend) verhielte; noch weniger so, als ob nur der eine, positive Pol sich activ (thätig), der andere (negative) aber passiv (bloß leidend, unthätig) verhielte. Das Verhältniß ist vielmehr vollkommen gegenseitig; beide Pole sind thätig, stehen in Wechselwirkung mit einander, sie handeln gleichsam egoistisch, und verhalten sich insofern feindlich gegen einander, als jeder das Bestreben hat, seinen Gegenpol in sich zu verwandeln, ihn sich zu assimuliren (zu verähnlichen) und daher als solchen (als Gegenpol) zu vernichten. Und diese Wechselwirkung polarer Kräfte, nicht einseitiges Wirken des positiven Pols, ist es, was die Erscheinungen hervorbringt. Doch versteht man unter dem positiven Pol gewöhnlich den stärkern oder höhern, unter dem negativen den schwächern oder niedern Pol. Man kann auch sagen: jeder Pol habe das Bestreben, sich durch seinen Gegenpol zu ergänzen oder mit ihm auszugleichen; denn ein Pol für sich kann nie ein Ganzes ausmachen, wohl aber beide in gegenseitiger Ausgleichung, wodurch eine relative Einheit, ein Produkt, ein Ganzes entsteht. Die Gesetze der Polarität sind folgende: 1) kein Pol kann für sich allein bestehen, sondern beide treten gleichzeitig auf. Denn jeder Pol setzt den andern voraus, jeder kann sich nur durch seinen Gegenpol offenbaren, indem er mit ihm in Wechselwirkung (Spannung) tritt, und diese wechselwirkende Thätigkeit ist eben die Natur eines Pols oder das Wesen der Polarität. Kein Körper z. B. ist für sich allein positiv elektrisch, er ist es nur dadurch, daß er mit einem andern negativ elektrischen Körper in Spannung (Wechselwirkung) ist. So gibt es auch keinen Magneten, der bloß den Nordpol (+ Pol) oder bloß den Südpol (— Pol) hätte, sondern beide Pole sind immer zugleich an jedem Magneten und jedem magnetischen Körper. Daher 2) ruft jeder Pol in seiner erregbaren Nachbarschaft seinen Gegenpol im Augenblick hervor. Man elektrisire z. B. eine auf beiden Seiten mit Stanniol belegte Glasplatte auf der einen Seite positiv, so wird zu gleicher Zeit die andere Seite negativ elektrisirt, weil das + E. der einen Seite das — E. der andern im Augenblick hervorruft (erweckt). Und wenn ein Pol des Magnets Eisenspähne anzieht, so geschieht es nur dadurch, daß er die Eisentheile negativ magnetisirt. 3) Die ungleichnamigen Pole ziehen sich an, die gleichnamigen stoßen sich ab. Wer weiß nicht, daß gleichartig elektrisirte Körper, z. B. 2 positiv elektrisirte Korkkügelchen, sich abstoßen und daher von einander entfernen, daß sie aber schnell zusammenfliegen, sobald sie entgegengesetzt (ungleichartig) elektrisirt sind. Der Nordpol eines Magneten stößt den Nordpol eines andern zurück, und nur die gleichnamigen magnetischen Pole ziehen sich an. Denn nur die entgegengesetzten Pole stehen in der Wechselwirkung mit einander durch das gegenseitige Streben, sich zu ergänzen oder auszugleichen, was nur durch Vereinigung möglich ist; daher das Anziehen. Man hat die ungleichnamigen Pole die freundlichen, die gleichnamigen die feindlichen genannt. Diese Benennung scheint nicht ganz glücklich gewählt; denn

die scheinbare Freundschaft der ungleichnamigen Pole läßt sich, wie aus Obigem erhellt, aus einer versteckten Feindschaft herleiten, aus einem Egoismus, der der Existenz des Gegenpols gefährlich wird, und die sogenannte Feindseligkeit der gleichnamigen Pole ist nicht weniger bloß scheinbar; denn sie stoßen sich nicht aus physischer Abneigung zurück, sondern entfernen sich von einander, weil der Gegenpol nicht nach dem gleichnamigen Pole zu, vielmehr nach der entgegengesetzten Richtung liegt.

Polarkreis, s. Erdkreis.

Polarstern ist der Stern, welcher dem Nordpol am nächsten steht. Er ist ein Fixstern zweiter Größe am äußern Ende in dem Schwanze des kleinen Bären, und dient als Zeichen, die Mitternachtsgegend und die Lage des Nordpols aufzufinden, daher der Name Leitstern. Dem Südpole steht das von de la Caille entworfene Sternbild des Seeoctanten am nächsten.

Polemik, überhaupt die wissenschaftliche Streitkunst. Insonderheit nennt man so denjenigen Theil der theoretischen Religionswissenschaft, der den Zweck hat, ein gewisses Glaubenssystem gegen die Gründe der Gegner zu vertheidigen. Entweder des ganzen Christenthums gegen Heiden, Juden und Mohammedaner, oder das System einer Partei gegen das der andern, z. B. das katholische gegen das System der Lutheraner, Reformirten &c. Die Polemik hat viel von ihrem Ansehen dadurch verloren, daß sich die Streiter oft unerlaubter Fechterkünste bedienten, die eignen Schwächen des Systems heimtückisch zu verbergen und die Gründe der Gegner nicht in ihrer ganzen Stärke darzustellen suchten. Der Polemik ist die Irenik, gleichsam als Friedensvermittlerin, zur Festsetzung der Vergleichungspunkte entgegengesetzt. Mit beiden ist bisher noch nicht viel ausgerichtet worden, weil die menschlichen Leidenschaften immer mehr zum Streit, als zum Frieden geneigt sind.

Polen, ein russisches Königreich (Czarthum), liegt 36—42° L. und 50° 2′—55° 8′ N. Br., grenzt im N. an Preußen und Rußland, im O. an Rußland, im S. an Galizien, die freie Stadt Krakau und Preußen, im W. an Preußen, und ist 2191 QM. groß. Der Boden ist bis an die Pelika und den Wieprz fast durchaus eben und fruchtbar. Im S. ist ein Zweig des karpathischen Gebirges; die höchsten Berge sind der 1920 Fuß hohe Lysa und der 2000 Fuß hohe Katharinenberg. Die Gegenden bei Chelm, Plock &c. haben sumpfige, bruchartige Niederungen. Das Klima ist gesund und gleich; doch mit heftigen Wintern, besonders im NO. Eine diesem Lande eigenthümliche Krankheit ist der Weichselzopf (s. d.). Die wichtigsten Flüsse sind die Weichsel (s. d.) mit der Pelika, Bug, Brahe &c., die Warte mit der Prosna, Obra, Ner und Netze; der Niemen &c. Unter den vielen Landseen sind der Duza- und Augustower-See und die wigrischen Seen besonders merkwürdig. Die Produkte sind: Rindvieh, Pferde, Schafe, Schweine, Ziegen, auch noch Wölfe und Luchse, seltner Bären, Elenthiere, Hermelinwiesel, Fischottern, Bieber, häufiger Iltisse, Dachse, Wiesel, Marder, Füchse, Hasen &c., Bienen, Cochenillinsekten, spanische Fliegen, Heuschrecken, Fische &c.; Getreide aller Art, Hülsenfrüchte, Buchweizen, Heidekorn, Hirse, Mais, Manna oder Schwaden, Kartoffeln, Gartengewächse, vorzüglich Kohl und Mohrrüben, Obst, Wein, Holz, Flachs, Hanf, Taback, Hopfen, Cichorien, Waid &c.; Silber, Kupfer,

Eisen, Blei, Galmei, Zink, Kreide, Marmor, Flintensteine, Bernstein, feine Thonerde, Kalk, Salz, Steinkohlen, Schwefel, Gesundbrunnen ꝛc. Die Zahl der Einw. beträgt über 2.820.000, vorzüglich Polen, von denen auch in Rußland, Preußen und Galizien, wo man sie in Mazuraken und Goraken unterscheidet, über 5 Mill. leben, alle mit eigener Sprache, einer Tochter der slawischen, und Kleidung; der gemeine Mann im Allgemeinen unwissend, faul, unreinlich und sinnlich, der Adel mit französischer oder deutscher Bildung; dann Deutsche, Lithauer mit eigner Sprache, Griechen, Tataren, 213.000 Juden, in 481 Städten und 22.690 Dörfern. In einigen Gegenden hört man eine Art Latein, selbst bei dem gemeinen Manne. Die Staatsreligion ist die kathol. Aber auch andere Arten der Gottesverehrung sind frei und öffentlich; daher findet man auch Lutheraner, Reformirte, unirte und nicht unirte Griechen, letztere mit 2 Bisthümern, Mennoniten, Unitarier, Philippiner, Mohammedaner, Juden mit 500 Synagogen ꝛc. Die bestehenden Fabriken liefern Leinwand, Wollen- und Seidenwaaren, Leder-, Pelz- und Rauchwaaren, Taback, Töpfer- und Eisenwaaren, Pech, Glas, Waid- und Pottasche, Seife, Salpeter ꝛc.; auch sind hier Wachsbleichen, Bierbrauereien und Branntweinbrennereien. Der Handel beschäftigt sich besonders mit der Ausfuhr der Natur- und Kunsterzeugnisse, als: Getreide, Hanf, Hanföl, Flachs, Schiffbauholz, Pferde, Ochsen, Hammel, Schweine, rohe Häute, Wachs, Honig, Hopfen, Talg, Wolle, Federn, Schweinsborsten, Branntwein, Tuch, Grütze, Mehl, Harz, Waid- und Pottasche, Pech ꝛc. und mit der Einfuhr der nothwendigen fremden Naturerzeugnisse und Fabrikate, als: Gold-, Silber-, Kupfer-, Eisen-, Zinn-, Messing- und Stahlwaaren, feines Pelzwerk, Edelsteine, Wein, Gewürz- und Spezereiwaaren, Taback, Salz, Branntwein, Weinessig, Reis ꝛc. Am meisten geschieht dieß in Warschau, wo Messen sind. — Den ersten slawischen Stämmen, die schon im 6. Jahrh. die Finnen vor sich hertreibend den Dnepr hinauf- und die Weichsel hinabgezogen und dort als Lithauer und an den baltischen Ufern sich verzweigten, folgten im 7. Jahrh. die Lechen, ein anderer slawischer Stamm, der zugleich mit der Schreibkunst unter Miecislav I. 964 das Christenthum annahm und am Ende des 10. Jahrh. den Namen Polen, d. i. Slawen der Ebene, erhielt. Kampf mit den Nachbarn war das Loos dieses unter Piast seit 1000 zwischen der Weichsel und Warte vereinigten Volkes. Des schon erwähnten Miecislav Sohn Bogeslav I. nahm 1025 den königlichen Titel an, da seine Vorfahren sich nur Herzoge von Polen genannt hatten; doch hörte unter seinem Urenkel Boleslav II., der den Bischof Stanislaus von Krakau 1079 vor dem Altar niedergehauen hatte, von dem Papst mit dem Kirchenbann belegt und aus dem Königreich verjagt worden war, der königliche Titel auf, und der herzogliche war wieder gebräuchlich. Das Unglück des Landes fing an, als die Piasten das Land theilten. So vertheilte Boleslav III. Brudersssohn Boleslav II., 1138 Polen unter seine vier ältesten Söhne: der erste Wladislaw bekam Krakau, Siradien, Leoczicz, Schlesien und eine Art von Obergewalt vor andern Fürsten; der zweite Boleslav, Masovien; der dritte Miecislav, Großpolen; und der vierte Heinrich, Sendomir. Da der älteste Bruder unzufrieden mit der Theilung nach dem Ganzen strebte, so wurde er von den andern vertrieben, und der zweite Bruder Boleslav IV. bekam 1146 Krakau mit der obersten Regierung, der den

Söhnen seines unterdessen verstorbenen Bruders Schlesien abtrat. Ihm folgte der dritte Bruder Mieceslav, der von den Krakauern wegen seiner strengen Herrschaft 1178 vertrieben wurde, und da der vierte Bruder Heinrich gestorben war, den fünften Bruder Casimir, der bei der väterlichen Theilung wegen seiner Jugend nichts erhalten hatte, zum Nachfolger hatte. Casimirs ältester Sohn Lesco folgte ihm 1194, und dieser brachte einen Theil von Pommern, nachher Pomerellen genannt, unter die polnische Herrschaft. Der andre Sohn Konrad bekam Masovien, der wider die ihn beständig beunruhigenden wilden und heidnischen Preußen 1226 die deutschen Ritter zu Hülfe rief, die sich 1230 bis 1404 das baltische Küstenland von der Oder bis zum finnischen Busen unterwarfen, wobei Polen den Seehandel und die nördliche Vertheidigungslinie verlor. Nach dem Tode des Herzogs Lesco hörte die ordentliche Erbfolge in Krakau auf, und es folgten Prinzen aus den verschiedenen Linien des piastischen Geschlechts, die von den Einfällen der verheerenden Mongolen viel litten. Premislav, der von Mieceslav III. abstammte, wurde endlich Herr von Krakau und Großpolen, 1295 wieder feierlich zum König gekrönt. Nach seiner Ermordung 1296 bestieg der König Wenzeslav von Böhmen, der mit seines Vorgängers einzigen Tochter Richsa vermählt war, den Thron. 1305 folgte Wladislaw Lokietek, ein Enkel des Herzogs Konrad von Masovien, der wegen der Salbung und Krönung vom Erzbischof von Gnesen unter den Königen Wladislaw I. genannt wird. Ihm folgte sein Sohn Casimir II. der Große, der zwar im kalischer Frieden 1343 der Oder und untern Weichsel förmlich entsagte, und aus Liebe zu einer schönen Jüdin deren Glaubensgenossen auf Kosten des Nationalwohlstandes zu sehr begünstigte, aber doch auch die Städte vom Druck des Adels befreite. Mit ihm erlosch 1370 der piastische Mannsstamm, und seiner Schwester Elisabeth Sohn, König Ludwig von Ungarn, ward mit Einwilligung der Reichsstände sein Nachfolger. Nach dessen Tode wählte der Adel, dessen Vorrechte bei diesen Gelegenheiten zum Nachtheil des Ganzen vergrößert werden mußten, 1381 Ludwigs jüngere Tochter Hedwig zur Königin, und vermählte sie 1382 mit dem heidnischen Herzog Jagello von Lithauen, der nach seiner Taufe Wladislaw der zweite hieß, bei welcher Gelegenheit Lithauen mit Polen vereinigt und darin die christliche Religion eingeführt wurde. Sein ältester Sohn und Nachfolger Wladislaw III. erhielt nach des Kaisers und Königs Albrechts II. Tode 1440 auch die ungarische Krone; er fiel 1444 in dem Treffen bei Varna gegen die Türken. Die Polen wählten hierauf 1445 seinen Bruder Casimir III. zum König, der die deutschen Ritter 1461 zur Abtretung des westlichen Theils von Preußen und zur Erkennung seiner Ober- und Lehnsherrschaft über den östlichen Theil nöthigte, die sein jüngster Sohn Siegmund in einem glücklichen Kriege auch behauptete, da er 1525 das östliche Preußen dem Hochmeister Albrecht, Markgrafen von Brandenburg, mit dem Titel eines Herzogthums zu Lehn gab. Sein Sohn Siegmund August erwarb 1548 Liefland und 1561 die Lehnsherrschaft über das von ihm zum Herzogthum erhobene Kurland; auch vereinigte er 1569 Polen und Lithauen in einen Staatskörper, sodaß beide Völker einen König wählen, sich auf einem gemeinschaftlichen Reichstage versammeln und alle Rechte gemein haben sollen. Polen wurde dadurch der mächtigste Staat im Norden. Aber zugleich erlangte der Adel durch den

Handel mit der Thronfolge das Recht, die Nation mit Ausschluß des Bürgerstandes allein zu vertreten. Er erschien auf den Reichstagen durch Landboten, ohne deren Einwilligung seit 1505 nichts über die Reichsverfassung beschlossen werden durfte. Auch konnte der König nur Eingeborne von Adel zu Erzbischöfen, Bischöfen, Woiwoden, Kastellanen und Ministern ernennen, die zusammen den ersten Reichsstand oder Senat auf dem Reichstage bildeten. Aber gerade damals bedurfte der Staat einer festen Hand, die das Ganze zusammen hielt. Smolensk, Polens Bollwerk am Dnepr, wurde 1514 von den Russen erobert, und im Innern entstand wilder Religionshaß; doch erlangten die Dissidenten, d. i. die Protestanten mit den Socinianern und nicht unirten Griechen, auf dem Reichstag zu Wilna 1563 gleiche Rechte mit den Katholiken. Mit Siegmund August erlosch 1572 der jagellonische Mannsstamm, und seitdem ward Polen förmlich ein Wahlreich. Der Herzog Heinrich von Anjou beschwor als Wahlkönig die ersten Pacta conventa, gleichsam das Nationalgesetz der Adelsfreiheit, nach der seit 1607 Generalconföderation und Insurrection sogar gesetzmäßig war. Als Heinrich seinem Bruder Karl IX. auf dem französischen Thron folgte, und nach seiner heimlichen Flucht aus Polen nicht zu der ihm bestimmten Zeit zurückkehrte, so erklärten die Polen 1575 des Königs Siegmund I. ältere Tochter Anna zur Königin, und den Fürsten Stephan Bathori von Siebenbürgen zum Könige, unter der Bedingung, sich mit ihr zu vermählen. Stephan regierte glücklich bis 1586. Nun wurde Siegmund III., Erbprinz und nachher König von Schweden, gewählt, der wegen seiner Mutter Katharina, der jüngsten Tochter Siegmunds I., ein Anverwandter des jagellonischen Hauses war. Er verlor aber wegen der polnischen die schwedische Krone, mußte die bisherige polnische Oberherrschaft über die Walachei und Moldau 1621 den Türken überlassen, und machte nur bei Gelegenheit der in dem russischen Reiche durch den falschen Demetrius 1611 entstandenen Unruhen einige Eroberungen. Die Regierung seines jüngern Sohnes Johann Casimir war eine Kette beständiger Unfälle; der Abfall der Kosacken, die 1654 sich unter Rußlands Schutz begaben, der Friede zu Oliva 1657, der Liefland und Esthland und die Lehnsherrschaft über Preußen Polen entzog, und der Stillstand zu Andrussow 1667, durch den Rußland Smolensk, Severien, Tischernichow und die Ukraine jenseits des Dnepr behielt, wurden noch überwogen durch die Anarchie, in die sich der lockere Zusammenhang der politischen Masse im Innern auflöste, als durch das liberum veto der Widerspruch eines einzigen Landboten den Beschluß aller übrigen umstoßen konnte. Nach des tapfer Königs Sobieski Tode 1695 schien der Thron den Meistbietenden zuzufallen. Der Kurfürst Friedrich August von Sachsen, dem sein Uebertritt zur katholischen Kirche und sein Geld Freunde in Polen erwarben, erhielt 1697 u. d. N. Namen August II. die Krone, verlor sie aber auf einige Jahre, als der König Karl XII. von Schweden 1704 die Wahl eines Gegenkönigs Stanislaus Leszinski und 1705 die Verzichtleistung des Königs August II. erzwang; nach Karls Niederlage bei Pultawa 1709 erlangte er wieder das Königreich. Bestechlichkeit und Verschwendung machten jetzt gleiche Fortschritte unter dem Adel, der auch 1717 die verfassungsmäßigen anderthalbhundertjährigen Rechte der Dissidenten beschränkte, und durch das ungerechte Blutgericht zu Thorn 1734 den Grund zu tödtlichem Haß legte. Nach August's Tode

waren die Parteien theils für Stanislaus Leszinski, theils für August's Sohn August III. gestimmt; dieser erhielt sich durch russische Hülfe den Thron. Während seiner Regierung schloß man auf den Reichstagen 1733 und 1736 die Dissidenten von den Stellen der Landboten, dem Eintritt in die Gerichtshöfe und überhaupt von allen öffentlichen Aemtern aus. Nach August's Tode 1764 setzte Katharina II. ihren Günstling, den Grafen Stanislaus Poniatowski, auf den polnischen Thron, der zu schwach, den anarchischen Stolz des Adels zu bändigen, zwischen Rußlands Schutzmacht und der selbstständigen Würde der Republik schwankte, und daher alle Achtung verlor. Der Fanatismus der Bischöfe von Krakau und Wilna, mit dem sie sich der Wiederherstellung der Religionsfreiheit widersetzten, war die Hauptursache des Bürgerkriegs, der Polen in die wildeste Unordnung warf, und das endliche Schicksal des Staats herbeiführte. Rußland nahm sich der Dissidenten an, und der Reichstag stand ganz unter dem Einfluß dieser Macht. Dagegen erhob sich, von Frankreich unterstützt,, die Conföderation zu Bar, und kündigte Rußland den Krieg an. Da führte das wilde, sinnlose Verfahren einiger polnischen Parteihäupter die erste polnische Theilung herbei. Der östreich. Hof nahm die 1401 von Ungarn an Polen verpfändeten zipser Städte in Besitz; der russische Minister machte den 2. Sept. 1772 den Beschluß Rußlands, Oestreichs und Preußens bekannt, und die Republik Polen genehmigte endlich den 18. Sept. 1773 diesen schon vollzogenen Theilungsvertrag, nach dem Polen 3000 QM. verlor. Oestreich nahm das zunächst an Ungarn liegende Stück von Kleinpolen und Reußen, das einst u. d. N. Galizien und Lodomerien mit Ungarn in Verbindung gestanden hatte. Rußland das zwischen den Flüssen Düna, Dnepr und Drutsch liegende Land, als Vergütung alter und neuer Unkosten; Preußen das poln. Preußen (ohne Danzig u. Thorn) und den Netzdistrict von Großpolen (ehemals pommerisch). Auf demselben Reichstage wurde beschlossen, daß das liberum veto des Adels aufgehoben und Alles nach Mehrheit der Stimmen beschlossen werden sollte. Auch gab er dem König, dessen Macht man zu ausgedehnt fand, ein Conseil permanent, halb aus Senatoren und halb aus dem übrigen Adel, zur Seite, ohne dessen Theilnahme nichts Wichtiges geschehen sollte, und welches bei Vergebung der vornehmsten Stellen dem Könige 3 Namen vorlegte, der dann eine der vorgeschlagenen wählte. Um aber seine Unabhängigkeit festzustellen, gab sich Polen am 3. Mai 1791 eine Verfassung, nach welcher das Wahlreich aufgehoben, die erbliche Königswürde dem Kurhause Sachsen angetragen, die Leibeigenschaft aufgehoben, der dritte Stand in die Nationalrepräsentation aufgenommen, und dem König und Staatsrath die ausübende Gewalt und der Befehle über die Armee gegeben wurde, die auf 100.000 M. gebracht werden sollte. Preußen und Oestreich billigten diese Veränderung; aber Rußland verwarf sie, und erklärte sich für die mißvergnügten Polen, die zu Targowicz eine Conföderation gegen die vom Reichstage angenommene Verfassung geschlossen hatten. So kam es 1793 zur zweiten polnischen Theilung, in der Rußland ganz Lithauen und alle südlichen Länder bis an Oestreichs Grenzen, 4000 QM., und Preußen Großpolen mit Danzig und Thorn, 1000 QM., in Besitz nahmen. Russische Bajonnette erzwangen die Genehmigung des Reichstages zur Zerstückelung des Vaterlands. Aber nicht gleichgültig ertrugen die Polen den

Verlust ihrer Freiheit; **Kosciuczko** (vgl. d.) stand 1794 an der Spitze der Conföderation von Krakau. Allein die Schlacht bei Madciewicz am 10. Oct. ward, wie der darin gefangene Kosciuczko prophetisch ausrief, „das Ende Polens", das 1795 so getheilt wurde, daß nichts mehr übrig blieb, und daß es bis auf den Namen aus der Reihe der europ. Staaten verschwand. Preußen erhielt außer ganz Großpolen und Masuren Stücke von Lithauen und Großpolen, nannte das Stück von Großpolen bis zur Weichsel Südpreußen, und die neuen Erwerbungen jenseit der Weichsel und Lithauen Neupreußen. Rußland erhielt in den poln. Theilungen über die Hälfte des ganzen Polens, und der Niemen und Bug bildeten zum Theil seine Grenze; auch Kurland wurde unmittelbar mit diesem Reiche vereinigt. Oestreich erhielt bei der dritten Theilung einen Theil, den es Westgalizien nannte. Ueberhaupt erhielt Rußland von Polen über 8500 □M. und 4.600.000 Einw., Oestreich 2510 mit 5 Mill. Einw. und Preußen 2700 □M. mit 2½ Mill. Einw. Der letzte König lebte in St.-Petersburg von einem Gnadengehalte, und starb daselbst am 11. Febr. 1798. — Im November 1806 führten Napoleons Siege die ausgewanderten Polen unter Dombrowski nach Posen und Warschau, und der Friede zu Tilsit am 3. Juli 1807 bildete aus Südpreußen, Neuostpreußen (mit Ausnahme eines Stücks, das unter dem Namen Provinz Bialystock mit Rußland vereinigt wurde) und einem Theil des Restdistricts das Herzogthum Warschau, das auf 1850 □M. 2.250.000 Einw. enthielt, einen deutschen Regenten in dem König von Sachsen und mit dem franz. Gesetzbuch auch eine der franz. ähnliche Verfassung erhielt, nach welcher die Leibeigenschaft für aufgehoben erklärt wurde. Danzig wurde eine von Preußen und Sachsen beschützte Freistadt, blieb aber ein franz. Waffenplatz. In dem Kriege zwischen Frankreich und Oestreich 1809 zeichneten sich die Polen durch große Tapferkeit aus, und erwarben sich dadurch im wiener Frieden vom 14. Oct. 1809 Westgalizien, sodaß das Herzogthum nun 2822 □M., 4 Mill. Einw., die 10 Departements: Krakau, Posen, Kalisch, Radom, Bromberg, Lublin, Plock, Lomza, Siedlce, die alte Hauptstadt Warschau, 7—8 Mill. Thlr. Einkünfte und ohne die Nationalgarden 60.000 Mann Soldaten hatte. In dem Kriege Frankreichs gegen Rußland 1812 rief am 28. Juni 1812 eine polnische Generalconföderation in Warschau die von Vielen innigst gewünschte Wiederherstellung Polens aus; aber der Enthusiasmus war nicht allgemein, und kaum einige Bataillone Freiwilliger folgten ihrem sogenannten Erlöser Napoleon nach Rußland und auf seiner Flucht auch nach Frankreich und Elba. Indeß nahm Rußland das Herzogthum in Verwaltung; Danzig trat mit seinem Gebiet unter die preußische Herrschaft zurück; und der wiener Congreß bestimmte im Mai 1815, daß die Stadt Krakau mit ihrem Gebiet von 22 □M. als freie und unabhängige Republik sich selbst nach eigenen Gesetzen regieren solle; daß der auf dem rechten Weichselufer liegende Bezirk an Oestreich zurückfiel, welches auch den im wiener Frieden an Rußland abgetretenen tarnopoler Kreis wieder erhielt; daß der kulmische und michelanische Kreis, die Stadt Thorn mit ihrem Gebiet, das Departement Posen mit Ausnahme eines Theils des powitzischen und peyserstischen Kreises, und der Theil des Departements Kalisch bis an die Prosna, mit Ausschluß der Stadt und des Kreises dieses Namens, zusammen 700 □M. mit 1.300.000

Einw., an den König von Preußen abgetreten wurden, welcher einige dieser Theile mit Westpreußen vereinigte, und aus dem übrigen das Großherzogthum Posen errichtete, und daß alles Uebrige mit dem russ. Reiche unter dem Namen des Königreichs Polen vereinigt wurde, aber eine abgesonderte Verwaltung erhalten sollte.

Das neue Königreich wurde in 8 Woiwodschaften: Masovien mit Warschau, Kalisch, Krakau mit der Hauptstadt Miechow, Sandomir mit Radom, Lublin, Podlachien mit Siedlce, Plock, und Augustow mit Suwalki, getheilt. Der Staat ward bis zur Revolution von 1830 nach der vom Kaiser Alexander gegebenen und von ihm in Warschau am 27. Nov. 1815 unterzeichneten Verfassung regiert. Der König hatte die vollziehende Gewalt, deren Ausübung einem Staatsrathe, dem Statthalter und 5 Ministern übertragen war. Der Reichstag, den der König alle 2 Jahre zusammenberufen sollte, und dessen Sitzung 30 Tage dauerte, bestand 1) aus der Kammer des Senats (30 Mitglieder, als: 10 Bischöfe, 10 Woiwoden und 10 Kastellane); 2) aus der Landbotenkammer, in welcher 77 von den Adelsversammlungen der 77 Districte ernannten Landboten und 51 Gemeindeabgeordnete (8 Gemeindeversammlungen für die Stadt Warschau und 43 für das übrige Gebiet), sowie die Mitgl. des Staatsraths, Sitz und Stimme hatten. In dieser durften aber bloß die 5 Minister und die Mitgl. der 3 Commissionen, welche die Kammer für die Finanz-, Civil- und Criminalgesetze (jede von 5 Mitgl.) ernannte, sprechen. Die andern Landboten entschieden nur nach geheimer Abstimmung. Der Reichstag prüfte die im Staatsrathe abgefaßten Gesetzvorschläge. Alle christl. Gemeinden haben gleiche kirchliche und politische Rechte; die Preßfreiheit war anerkannt, und alle öffentliche Beamte, die Mitgl. des Staatsraths, die Minister rc. waren verantwortlich. Primas des Königreichs war der Erzbischof von Warschau. Die poln. Nationalarmee, deren Bildung der Großfürst Konstantin, ihr späterer Generalissimus, geleitet hat, war 50.000 M. stark, darunter 20.000 M. Reiterei. Die Orden Polens sind: 1) Der Orden des weißen Adlers, gestiftet von August II., König von Polen und Kurf. von Sachsen, 1705, erneuert vom Kaiser Alexander 1815, hat nur eine Classe. 2) Der aus 4 Classen bestehende Orden des heil. Stanislaus (des Schutzpatrons von Polen) als Verdienstorden gestiftet von Stanislaus August 1761, von Alexander 1815 erneuert. 3) Der Militairverdienstorden, gest. von Stanislaus August 1791, von Alexander 1815 bestätigt, besteht aus 3 Classen.

Das fast auf ein Sechstheil seiner Größe unter den Jagellonen beschränkte Königreich Polen hatte bisher eine ihm eigne Verwaltung, die das verjüngte politische Leben der polnischen Nation gesetzlich ordnete und durch volksthümliche Einrichtungen in bürgerlicher und kirchlicher Hinsicht fortbildete. Der Kaiser von Rußland leitete als Zar zu Polen bloß die Reichstage. Ihn vertrat an der Spitze der Verwaltung ein Pole, Zajonczek (starb 1826), als Vicekönig, nach dem Umfange seiner Vollmacht vom 29. April 1818. Diesem stand ein russischer Commissair zur Seite. Den Oberbefehl über das Nationalheer von 50.000 Mann führte der am 27. Juni 1831 zu Witepsk verstorbene Großfürst Konstantin. Ihm ward, als er sich im Mai 1820 mit der Gräfin Johanna Grudzinska in morganatischer Ehe vermählte, das polnische Fürstenthum Lowicz verliehen und seine Gemahlin zur Erbfürstin von Lowicz ernannt,

die Grenzen dieses Fürstenthums aber wurden durch den Ukas vom 9. Juli 1822 näher bestimmt. — Der Reichstag zu Warschau stellte das politische Leben der Nation dar. Hier geschah Folgendes. 1818 ernannte Praga mit 103 Stimmen gegen 6 zum Volksboten für die zweite Kammer den Großfürsten Konstantin, welcher, daher, so lange der Reichstag dauerte, seiner Würde als Senator entsagte, weil nach der Verfassung kein Pole zugleich in beiden Kammern sitzen kann. Der Kaiser eröffnete die Sitzung am 27. März mit einer franz. Rede, worin er die gesetzliche Ausbildung der von ihm gegründeten Staatsordnung empfahl und vor den Gefahren revolutionairer Umtriebe warnte. Dann trug der Minister des Innern und der Polizei (Graf Mostowski) in franz. Sprache einen Bericht über den Zustand der Verwaltung und mehre Gesetzentwürfe vor; doch waren die Vorarbeiten für ein regelmäßiges Budget noch nicht geendigt. Der Kaiser überließ damals die Civilliste dem Staate und bestimmte sie theils zur Verschönerung Warschaus, theils zu wohlthätigen Zwecken. Im Oct. 1819 hielt sich Alexander wieder eine kurze Zeit in Warschau auf und am 13. Sept. 1820 eröffnete er den zweiten Reichstag mit einer Rede, welche einige Besorgnisse über den gefahrvollen Einfluß falscher politischer Theorien ausdrückte; Besorgnisse, welche theils durch die Ereignisse im südlichen Europa, theils durch die öffentliche Meinung in Polen genommen, begründet waren. Die Berathschlagungen selbst betrafen hauptsächlich den vom Staatsrathe ausgearbeiteten Entwurf eines Strafgesetzbuchs; die Kammer verwarf denselben am 28. Sept. mit einer Mehrheit von 120 Stimmen gegen 8. Der Abgeordnete der Stadt Warschau, Hr. v. Krysinski, und andere Landboten vermißten darin die Errichtung des Schwurgerichts; vergebens bemerkte der Staatsrath, daß die Nation nur wenige für diese Einrichtung taugliche Bürger zähle. Hr. von Minojewski u. A. tadelten den Entwurf, weil er gegen Preßvergehen kein Strafgesetz enthalte, das die Preßfreiheit sichere und die Censur unnöthig mache; Hr. Falcz, Abgeordneter von Kalisch, u. A. m. fanden den Entwurf mit der Verfassung im Widerspruche, weil er die persönliche Freiheit gegen willkürliche Verhaftung nicht sicherstelle. Die Sitzungen waren stürmisch, und am 26. mußten sie aufgehoben werden, weil der Präsident das Vorlesen des Protokolls der letzten Sitzung verweigerte. Noch ging ein Plan, das organische Statut des Senats abzuändern, nicht durch, weil er der Constitution entgegen war. Dennoch wurden die nothwendigsten Steuern fast ohne allen Widerspruch bewilligt. Der Kaiser schloß am 13. Oct. die Sitzung mit einer Rede, welche seine Unzufriedenheit darüber, daß die Boten des Volks von der Unabhängigkeit ihres Stimmenrechts keinen weisern Gebrauch gemacht hätten, anzudeuten schien; indeß befahl er beiden Kammern, Ausschüsse zu ernennen, um gemeinschaftlich mit dem Staatsrathe die Entwürfe eines Civil- und eines Strafgesetzbuchs für den nächsten Reichstag zu bearbeiten. Die überreichten Bittschriften, welche sich auf die festere Bestimmung des Maß- und Gewichtssystems, auf das Verbot der englischen Waaren, so lange England seine Kornbill beibehielte, auf ein neues Creditsystem, auf die Abschaffung des Salz- und Tabackmonopols, auf die Unterscheidung der Gesetze von Regierungsverordnungen, auf die Verbesserung des Zustandes der Juden und auf ähnliche Angelegenheiten des Gemeindewohls bezogen, wurden huldvoll aufgenommen. Das Budget hatte noch nicht festgestellt werden können; indeß machte

die Regierung so viel Ersparnisse als möglich, und der Kaiser setzte die Kosten des Hofstaats von 2.324.700 poln. Gld. auf 1.510.000 Gld. herab. 1822 hielt sich Alexander nur eine kurze Zeit in Warschau auf, wo er das vorläufige Budget für 1822 und 1823 bestätigte, und die Lieferungsabgaben um $^1/_8$, oder um 2.868.357 poln. Gld. (478.059 Thlr.) verminderte. Darauf berechtigte der Kaiser durch das Decret vom 18. Dec. 1823 den Fürsten Statthalter zur Berufung der Landtage und Gemeindeversammlungen, indem er Ort und Zeit ganz der Bestimmung des Fürsten überließ. — Um diese Zeit regte sich in der Nation ein Geist politischer Opposition. Die constitutionelle Preßfreiheit war daher wegen Mißbrauchs schon im März 1819 durch Wiederherstellung der Censur in Ansehung der Zeitschriften beschränkt worden, und bald darauf ward die Censur durch eine Verordnung vom 16. Juli 1819 über alle Schriften so lange ausgedehnt, bis ein Gesetz in Ansehung der Preßvergehen die Anwendung des 16. Art. der polnischen Constitution gestatten würde. Studenten, welche eine geheime Verbindung zwischen den Studirenden in Warschau, Krakau und Berlin zu stiften gesucht hatten, wurden 1819 verhaftet, als man aber keine staatsgefährlichen Entwürfe entdeckte, am Ende 1821 wieder in Freiheit gesetzt. Unter den Angeklagten, zum Theil den angesehensten Familien des Landes angehörig, befand sich auch der als Uebersetzer von Virgil's „Ländlichen Gedichten" bekannte Fraecapski. Hierauf wurden durch eine Verordnung des Statthalters vom 6. Dec. 1821 alle geheime Verbindungen, namentlich die der Freimaurer, sowie der Eintritt in auswärtige verbotene Gesellschaften, bei Verlust der Aemter und andern Strafen untersagt. Auch ließ der Kaiser in Polen die päpstliche Bulle vom 24. Juni 1822, gegen die geheime Verbindung der Carbonari, durch die Commission des Cultus und der öffentlichen Aufklärung bekanntmachen. Die Polizei war hierin um so strenger, da der Kaiser mehrmals, und noch im Jahr 1822 durch das Umlaufschreiben des Ministers des Innern zu erkennen gegeben hatte, daß die Wohlthat einer Nationalverfassung ihren Zweck verfehlen würde, wenn die Polen durch geheime Umtriebe revolutionaire Absichten begünstigten. Es durften daher, nach dem Decrete vom 9. April 1822 keine Polen ohne besondere Erlaubniß des Kaisers auf ausländischen Universitäten studiren, oder eine Lehranstalt im Auslande besuchen. Der ständische Woiwodschaftsrath von Kalisch ward im Juli 1822 aufgelöst, weil er eigenmächtig zu seiner Ergänzung Personen in seine Mitte berufen hatte, deren Wahl vom Senate für ungültig erklärt worden war. Endlich verbot im August desselben Jahres ein ausdrücklicher Befehl des Großfürsten den Edelleuten in Podolien und der Ukraine, ins Ausland, wozu auch Krakau gerechnet ward, zu reisen; doch konnten sie bei dem Großfürsten um die Erlaubniß zu solchen Reisen nachsuchen. So ward die Ruhe erhalten und desto thätiger an den Entwürfen zu einer neuen Gesetzgebung gearbeitet. Ehe jedoch der 3. Reichstag 1825 berufen wurde, hob der Kaiser (Erlaß vom 25. Febr.) durch einen Zusatzartikel der Constitution die Oeffentlichkeit der Reichstagsverhandlungen auf, sodaß nur die Eröffnungs- und Schlußsitzung, sowie die, wo die königl. Sanction der Gesetze promulgirt ward, öffentlich gehalten wurden. Auf dem Reichstage (vom 13. Mai bis 13. Juni) wurden mehre Strafgesetze geändert, das neue Civilgesetzbuch theils vorbereitet, theils angenommen, und ein landwirthschaftliches Creditsystem gegründet. Auch eine gänz-

liche Umbildung der Rechtspflege ward vorbereitet, insbesondere die Einrichtung der Gerichtshöfe. In Ansehung des Kirchenwesens wurde seit 1818 mit Rom wegen eines Concordats verhandelt. Außer dem Erzbischof von Warschau sollte einstweilen jede der acht polnischen Woiwodschaften ein Bisthum, ein Mönchs- und ein Nonnenkloster haben. — In dem Finanzwesen war bisher der Mangel an baarem Gelde, bei dem stockenden Absatze der Landesproducte und den äußerst niedrigen Getreidepreisen, ein großes Hinderniß, daher wurde 1823 die Verfertigung von 16 Mill. poln. Gld. in Cassenscheinen beschlossen, die keine Zinsen tragen, und zu deren Einlösung in Warschau eine Casse errichtet. Die Verpachtung des Tabackmonopols hörte mit dem 1. Aug. 1822 auf, und dieser Zweig des Staatseinkommens kehrte unter die Verwaltung des Staates zurück. 1824 ward eine Generalagentie der Handelsverhältnisse, die unter dem Finanzminister zu Petersburg stand, mit einem eignen Vorstand und einer Kanzlei in Warschau errichtet. Die Staatseinkünfte betrugen 1821 50 Mill. poln. Gld. (833.333.333 Thlr.), die Staatsschulden 333.333.333 Thlr. Oestreich und Preußen haben seitdem ihren Antheil an der Nationalschuld vertragsmäßig übernommen, und 1825 wurde dem Reichstage erklärt, daß kein Deficit mehr vorhanden sey. Doch kam kein Finanzgesetz zu Stande, welches die Einkünfte und die Ausgaben des Staats geordnet und festgestellt hätte. Um die Verwaltung überhaupt haben sich der Minister des Innern, Graf Mostowski, und der Minister der Aufklärung, Graf Grabowski, in jener Zeit verdient gemacht. Bei dem Heere ersparte man viel durch das Beurlaubungssystem. Jeder Pole, auch der Jude, war vom 20. bis zum 30. Jahre Soldat, doch befreite das Gesetz junge Leute, die sich den Wissenschaften, Künsten und Manufakturen widmeten, die ältesten Söhne, die Staatsbeamten u. A. m. von den Militairpflichten. In Warschau ward eine Militairakademie, in Kalisch eine Cadettenakademie, in Konskei eine Waffenfabrik errichtet. Unter den 3 Festungen ist Zamosc die stärkste; Modlin beherrscht die Weichsel und den Bug; Czenstochowa (Alt- u. Neu-), mit dem stark befestigten Paulinerkloster auf dem Klarenberge, beherrscht die Gegend, wo sich die Straßen aus Oberschlesien nach Warschau und von Posen über Kalisch nach Krakau durchschneiden. — Der Wohlstand des Landes ward befördert durch die Begünstigung fremder Ansiedler, theils Landbauer, theils Handwerker und Fabrikanten; insbesondere ward der Bergbau neu hergestellt und für die Bergwerksakademie zu Kielce, sowie für die forstwissenschaftlichen Lehranstalten gesorgt. Die Begünstigung fremder Anbauer hatte die Folge, daß aus den russ. Provinzen eine große Anzahl Leibeigner mit ihren Familien nach Polen wanderten; auf die Beschwerde der Gutsherren aber, welche die Auslieferung dieser Leibeigenen verlangten, entschied der Kaiser, daß nach der Constitution jeder fremde Ansiedler in Polen Schutz fände. Außer mehren Zweigen des Gewerbfleißes haben insbesondere die Tuchfabriken so zugenommen, daß der Bedarf für die Bekleidung des Heeres von ihnen geliefert ward. Auch den Handel hatte die Regierung sehr befördert, als vom 1. Jan. 1823 an der Verkehr zwischen Polen und Rußland gegenseitig freigegeben und die russ. Zollämter in Polen aufgehoben wurden. So ist denn im Ganzen die Bevölkerung gestiegen. Der Volksunterricht ward durch die Anlegung von Elementar-

schulen, in welchen der wechselseitige Unterricht eingeführt werden sollte, erweitert. In jeder Woiwodschaft bestand eine Palatinatschule; außerdem blühten noch 3 Hauptschulen; ferner gab es 14 Hauptdistrict- und 9 Nebendistrictschulen, auch 2 Volkslehrerseminarien. Die 1818 errichtete Universität Warschau zählte vor der Revolution 46 Professoren und über 500 Studenten. — Beschränkende Maßregeln wurden gegen die Juden, die ein Zwölftheil der Volksmenge ausmachen und das Bürgerrecht nicht haben, angewendet; insbesondere um sie an Ackerbau und Handwerke zu gewöhnen und um ihren Zusammenfluß in Warschau zu verhindern. Der Kaiser hob 1822 die jüdischen Gemeinvorstände auf, die der Bildung ihrer Glaubensgenossen am meisten hinderlich waren und Bedrückungen sich erlaubten. In der Hauptstadt selbst mußten sie nach dem Decrete vom 4. Dec. 1823 die Hauptstraßen verlassen und sich in die entferntesten Gegenden der Stadt zurückziehen. Für die Bekehrung derselben zu Christen war die von dem verst. Kaiser Alexander beschützte Missionsgesellschaft in London (seit 1809), durch Verbreitung des N. Test. in hebr. Sprache und durch Absendung von Glaubensboten nach Polen thätig. Sie hat Hülfsgesellschaften und Stationen in Warschau, Posen, Wilna, Krakau u. a. O. Allein es bedarf noch des Fortschritts von mehr als einer Generation, ehe der poln. Jude zum Bürger reifen kann. —

Am 1. Dec. 1825 starb Alexander, unter dem schon, wie die Polen behaupteten, die Constitution der Sache nach verletzt worden war. Man klagte über drückende Beschränkungen und schwere Rechtsverletzungen, die der entfernte Kaiser wohl meist nicht erfahren, oder von seinen Umgebungen getäuscht in ihrem wahren Wesen verkannt hatte. Geheime Verbindungen zur Wiederherstellung der Nationalunabhängigkeit durchkreuzten Polen sowohl als Lithauen, welche die Bande zwischen König und Volk immer lockerer machten. Die durch den Großfürsten Konstantin und den russ. Commissair Novosilzoff vorzüglich betriebene und die dem Senat übertragene Untersuchung der Schuld der einen Theilnahme am petersburger Aufstande Ende Dec. 1825 verdächtigen Polen — (die 8 vornehmsten Angeklagten waren: der Kastellan Stanislaus Soltyk, die Staatsräthe Andreas Plichta, Grzymala und Roman Zaluski, der Abt Dembek und 3 Offiziere, Krzyzanowski, Maiewski und Zablozki) — konnte, bei dem Streben des Großfürsten gegen die Angeklagten, die Polen nicht mit mehr Vertrauen gegen ihren neuen König Nikolaus erfüllen. Indessen gab derselbe dem Lande mehre nützliche Institutionen. Wir führen hier nur das Decret vom 29. Jan. 1828 an, welches eine Nationalbank schuf und mit einem Capital von 20 Mill. Gl. ausstattete, wofür dieselbe die öffentliche Schuld amortisiren, den Handel unterstützen und den Credit und die Industrie beleben sollte. Bei den wichtigen Verhandlungen, die inzwischen auf dem Schauplatze der Politik verhandelt wurden, hatte Polen keine andere Rolle als die eines müßigen Zuschauers. In dem Türkenkriege wurden seine Regimenter zwar auf der Grenze aufgestellt, indessen zu der Theilnahme am Kampfe nicht zugelassen. Bei dieser Einförmigkeit des öffentlichen Lebens erschien die Krönung des Kaisers Nikolaus und seiner Gemahlin als Königs v. Polen in Warschau am 24. Mai 1829 als ein großes Ereigniß. An dem Tage der Ceremonie schmückte eine Krone von großem Werthe und von moderner Arbeit die Krone des Herrschers; denn die alten Reichs-

kleinodien sind zur Zeit der letzten Theilung aus dem Schatze zu Krakau durch Mönche, wie man sagt, entwendet und irgendwo in Sicherheit gebracht worden. Am 28. Mai 1830 eröffnete der Kaiser den Reichstag. Die Thronrede schob die Erfüllung der alten Versprechungen aufs neue auf unbestimmte Zeit hinaus. Sie forderte eine Geldbewilligung zur Errichtung eines Denkmals zu Ehren Alexanders und schwieg über das Budget, welches der Controlle der Kammer entzogen blieb. Der Minister des Innern, Mostowski, sprach in einem ziemlich gemäßigten Bericht über die Lage des Königreichs manche gute Ideen aus und gestand sogar auf eine Weise, die keine Mißdeutung erduldete, die Nothwendigkeit einer Verbesserung des Volksunterrichts zu. Die Opposition kam indeß überein, keine Gelegenheit vorübergehen zu lassen, um der Regierung die fast vergessenen constitutionnellen Grundsätze zurückzurufen und besonders energisch auf die Herstellung der Oeffentlichkeit der Verhandlungen zu dringen. Der Vorschlag, das Urtheil über Ehescheidungsangelegenheiten ganz den geistlichen Gerichten zu überweisen, ward von der ganzen Opposition, worunter besonders Welowski, Joachim Lelewel und Wenzyk sich hervorthaten, bekämpft und trotz aller Gegenbemühungen des Ministeriums mit 92 Stimmen gegen 22 verworfen. Petitionen, welche die Zurückführung der Oeffentlichkeit der Verhandlungen, der Preßfreiheit, zweijährige Berufung des Reichstages, die Vorlegung des Budgets, die Befreiung Niemojowski's verlangten, wurden angenommen; auch gegen die Zusammensetzung des Senats erhoben sich Klagen. In ihrer letzten Sitzung stellte die Kammer den Unterstaatssecretair der Justiz, Woznizki in Anklagezustand, weil dieser die Bekanntmachung des Urtheils des obersten Nationalgerichtshofes in der Sache der patriotischen Gesellschaft zurückgehalten, den Finanzminister, Fürsten Lubezki, weil derselbe die Aufhebung des Wojewodschaftsrathes von Kalisch unterzeichnet, und den Minister der öffentlichen Aufklärung, Stanislaus Grabowski, weil er den Befehl zur Einführung der Censur contrasignirt hatte. Es war bereits 3 Uhr gegen Mitternacht (am 28. Juni), als die Kammer aufgelöst wurde; und 2 andere Anklagen gegen den Kriegsminister, General Haucke, und gegen den Präsidenten des Senats konnten nicht mehr verlesen werden. — Die Verstimmung und Trauer über vereitelte Hoffnungen und Wünsche wurden indeß von den Oppositionsmitgliedern und den geheimen Vereinen unter allen Ständen immer mehr gesteigert; selbst in den altpolnischen Provinzen regte sich der Geist der Unabhängigkeit. Vorzüglich suchte man die Jugend zu den kühnsten Hoffnungen zu erheben und besonders im Heere eine Macht gegen die Regierung zu bilden. Durch die pariser Juliustage noch mehr begeistert, ward von den Verschworenen zur wirksamer Hervortretung gegen die Regierung der 29. Nov. 1830 bestimmt. So begann nach 15 durchlebten Friedensjahren die polnische Insurrektion. Nämlich den 29. Nov. gegen 7 Uhr Abends verließen auf einmal die Schüler der Militairschule in Warschau, Fähnriche genannt, dieselbe bewaffnet, und eilten nach den Casernen der russischen Cavalerie. Hier angekommen, feuerten sie ihre Gewehre, jedoch vorerst nur als Signal ab, und drangen sodann in die Caserne der Uhlanen, die sich zwar gleich versammelten, aber durch das Feuer der Fähnriche bald genöthigt waren, sich zurückzuziehen. Sie stellten sich hierauf nochmals zur Gegenwehr auf, und wurden nun unter einem Hurrahgeschrei, nach einer Ent-

ladung der Feuergewehre der Zöglinge, von denselben mit gefälltem Bajonnet angegriffen, und abermals auseinander getrieben, nachdem sie viele Todte und schwer Verwundete auf dem Platze gelassen. Indessen hatten die Husaren und Cürassiere von Dem, was vorging, Nachricht erhalten, und zogen in guter Ordnung ihren Kameraden zu Hülfe, um die Zöglinge der Militairschule anzugreifen. Diese zogen sich aber über die Sobieskybrücke zurück, wo sie sich mit einer andern Abtheilung von Kriegsschülern vereinigten, welche man gleich anfangs nach Belvedere abgeschickt hatte, um sich der Person des Großfürsten Konstantin zu bemächtigen, was ihnen aber nicht gelungen war, da sich derselbe noch mit Hülfe eines treuen Dieners geflüchtet, und zuerst unter das Dach seines Pallastes versteckt, später aber nach den russischen Casernen begeben hatte. Dagegen waren die russischen Wachen, aus Veteranen bestehend, sowie der Vicepräsident Lubowicki, und der sehr übel berüchtigte General Gendre unter ihren Streichen gefallen. Die polnischen Truppen, welche die Russen aufhalten und den Zöglingen in der Stadt hatten zu Hülfe kommen sollen, wurden von dem General Potozki, der mit seinem Corps herbeieilte, gefangen genommen und den Russen übergeben. Ein polnisches Regiment hatte sogar 4 Kanonen mitgenommen, die dazu dienen sollten, sich des Postens unweit der Caserne Radziwill und der nach Belvedere führenden Straße zu bemächtigen. Auch hatte man das Feuer einer Brauerei, die man nur eben angezündet, um dadurch das Zeichen zum allgemeinen Aufstand zu geben, sehr schnell wieder gelöscht. Die Cürassiere hatten sich nun in Schlachtordnung aufgestellt, um den Zöglingen den Weg nach der Stadt abzuschneiden. Die jungen Leute aber griffen die Reiterei mit einem außerordentlichen Ungestüm an, und zwangen sie durch ihre Tapferkeit, sich nach Belvedere zurückzuziehen. Die Fähnriche bildeten nun wieder eine geschlossene Colonne, und nahmen ihren Weg nach dem sogenannten Dorfkaffeehause. Jetzt wurden sie aber aufs Neue von jenen Reitern verfolgt, und unfern der Caserne Radziwill sprengte sie auch eine Abtheilung Husaren an. Da sie sich nun sehr im Gedränge befanden, so wendeten sie sich, von dem Unterlieutenant Peter Wysozky angeführt, schnell nach der Caserne, die sie auch glücklich erreichten. Hier faßten sie von Neuem Muth, stürzten, statt den Feind in einer vortheilhaften und sehr geschützten Stellung zu erwarten, auf denselben los, und zwangen ihn abermals zum Rückzug, nachdem sie ihm viele Leute verwundet und kampfunfähig gemacht hatten. Jetzt war die Straße nach der Stadt, wohin sie eilten, wieder frei. Unterwegs trafen sie, unweit der Alexanders-Kirche, den General Potozki, den sie sogleich anhielten und auf den Knieen beschwuren, doch die Sache der Nation zu ergreifen, indem sie ihm versicherten, daß es nicht nur die Zöglinge der Militairschule seyen, die sich gegen das russische Joch aufgelehnt hätten, sondern die ganze polnische Nation. Doch er blieb unbeweglich. Man ließ ihn nichtsdestoweniger wieder frei, und er fand bald seinen Tod in dem Aufstand. Unterdessen hatte sich ein Theil der polnischen Truppen erhoben und war nach Belvedere geeilt, wo man aber den Großfürsten nicht mehr traf. Die Zöglinge marschirten nun ungehindert bis in die Mitte der Stadt; man schlug von allen Seiten Generalmarsch, und rief sämmtliche Truppen unter das Gewehr. Aber auch das Volk rottete sich schnell in großen Haufen zusammen; und bald war es klar, daß das gesammte polnische Militair gemein-

schaftliche Sache mit demselben machen würde. Bald war das Arsenal erstürmt, und das Volk mit den in demselben vorhandenen Waffen versehen. Jetzt begann ein sehr blutiges und mörderisches Gefecht, welches die ganze schauerliche Nacht durch bis zum Anbruch des Tages fast in allen Quartieren der Stadt fortdauerte. Man befreite alle Staatsgefangene, die wegen politischer Vergehen oder Meinungen in Klöster eingesperrt gewesen waren. Ein volhynisches Regiment hatte nebst dem größten Theil der polnischen Gardegrenadiere den großen Exercierplatz behauptet; dagegen war das lithauische Garderegiment total geschlagen worden, und das Garderegiment zu Pferd, aus Polen bestehend, hatte an dem furchtbaren Gefechte gar keinen Antheil genommen. Die anbrechende Morgenröthe, welche dieser blutigen Schreckensnacht folgte, beleuchtete eine zahllose Menge Todter, Verwundeter und Verstümmelter. Unter den Erstern waren der Kriegsminister, General Haucke, nebst noch vier andern Generalen, vielen Stabsoffizieren und andern russischen Angestellten. Mehre Generale waren gefangen genommen, andre schwer verwundet worden. Der Großfürst Konstantin hatte sich in die Lazienki-Caserne geflüchtet, und von da aus an 4 polnische Regimenter den Befehl ertheilt, gegen die Aufrührer zu marschiren. Statt diesen zu vollziehen, hatten sie sich aber mit denselben vereinigt. Sobolewsky, Präsident im Staatsministerium, und Lubecki, Finanzminister, erließen nun Proclamationen im Namen des russischen Kaisers, in welchen sie die Errichtung eines neuen Verwaltungsrathes ankündigten; und General Chlopicki erhielt das Commando über die Truppen. Schon den 30. Nov. begann die Bildung einer Nationalgarde, die unter die Befehle des Grafen Sabienski gestellt wurde; und alle Einwohner Warschaus blieben diesen Tag unter den Waffen, um allen Excessen raubsüchtiger Menschen gehörig begegnen zu können. Jetzt erging an alle polnische Regimenter des Königreichs der Befehl, nach der Hauptstadt zu marschiren, in deren Straßen noch Kanonen nach allen Richtungen hin aufgepflanzt waren; die Bank wurde unter den Schutz der Bürger gestellt. Die russischen Truppen und Garden, ungefähr 10.000 an der Zahl, hatten sich bereits zurückgezogen und die Stadt ganz verlassen. Die russischen Einwohner aber stellte man ebenfalls unter den Schutz der Bürger, und es geschah ihnen kein Leid. Alles Gesindel, das man auf Raub und Plünderung betraf, wurde sogleich verhaftet, und in die Gefängnisse gebracht, um seinen wohlverdienten Lohn zu empfangen. Auch hatte man sogleich einen neuen Polizeipräsidenten in der Person des Herrn Wegozecki ernannt, der so schnell als möglich Ordnung und Ruhe wieder herstellte. Der neue Verwaltungsrath erließ nun eine Proclamation, in welcher er noch mehre geachtete und angesehene Personen zur thätigen Mitwirkung aufforderte. An das Volk wurde folgender Aufruf erlassen: „Polen! die ebenso traurigen, als unerwarteten Ereignisse des vorigen Abends und der vergangenen Nacht haben die oberste Regierung veranlaßt, derselben neue, durch mannigfache Verdienste ausgezeichnete Personen zuzuführen. Seine kaiserliche Hoheit, der Großfürst Cäsarewitsch, hat dem russischen Militair jede weitere Einmischung untersagt, denn nur die Polen selbst dürfen die getheilten Gemüther ihrer Landsleute wieder vereinigen. Der Pole darf aber nicht seine Hand mit dem Blute seines Bruders besudeln. Ebenso wenig wird es eure Absicht seyn, der Welt das traurige Gemälde eines Bürgerkriegs zu

geben. Mäßigung kann allein das Ungemach von euch abwenden, an dessen Rande ihr euch befindet. Kehrt also zur Ruhe und Ordnung zurück, und mögen alle Aufwallungen mit der verhängnißvollen Nacht enden, welche sie mit ihrem Schleier bedeckt hatte. Gedenkt an die Zukunft und an euer so sehr bedrängtes Vaterland. Entfernt Alles, was die Existenz desselben gefährden könnte. An uns wird es aber seyn, unsere Pflichten durch Erhaltung der allgemeinen Sicherheit, des Gesetzes und der dem Lande zugesicherten Constitutionsfreiheit zu erfüllen. Warschau, den 30. Nov. 1830. Der Staatsminister Präsident des Administrationsrathes des Königreichs, (gezeichnet) Valentin, Graf Sobolewsky, Fürst Adam Czartoryski, Fürst Xaver Lubecki, Fürst Michael Radziwill, Michael Kochanowski. Ludwig Graf Patz, Julius Ursin Niemcewicz". — Der Präsident der Municipalität und der Polizei der Hauptstadt Warschau erließ ebenfalls ein Manifest an die Bürger von Warschau, in welchem er sagte: „Der Administrationsrath des Königreichs hat mich zum Vorstande der Stadt Warschau gewiß aus andern Gründen berufen, als die sind, welche sich noch im Gedächtniß meiner Landsleute erhalten haben werden, und welche meine guten Absichten beurkunden, die ich in frühern Zeiten, als ich denselben Posten bekleidete, an den Tag zu legen bemüht gewesen bin. Früher stand ich noch im besten Mannesalter, jetzt stehe ich als Greis an eurer Spitze. Seyd indessen versichert, daß meine Liebe für euch nicht erkaltet ist. Bürger! das Vaterland wird von Gefahren bedroht, die nur ihr durch Einigkeit und eifriges Bestreben für die Erhaltung der Ordnung abzuwenden vermöget. Versagt mir daher nicht eure segenbringende Hülfe. An euch, Hausbesitzer, Kaufleute, Fabrikanten und Handwerker, richte ich meine Stimme: eilt in die Reihe der errichteten Sicherheitsgarde! Mögen alle Einwohner der Hauptstadt beim Erblicken der Waffen in euren Händen an der Sicherheit ihrer Personen und ihres Vermögens nicht mehr zweifeln! Mögen aber jetzt eure Gehülfen und Untergebenen zu ihren Beschäftigungen wieder zurückkehren! Das Vaterland wird sie rufen, sobald ihre Hülfe nothwendig werden wird. Wenn der Rath eines erfahrenen Mannes einiges Gewicht hat, so glaubt mir, daß die Pflichten, welche ihr gegen das Vaterland habt, am sichersten dadurch erfüllt werden, daß ihr das öffentliche Wohl zu sichern, und das Eigenthum eurer Mitbürger und die persönliche Sicherheit derselben zu schützen, bemüht seyn werdet. (gezeichnet) v. Wegozecki". — Auf die Aeußerung des Großfürsten Cäsarewitsch, daß er gern die Wünsche der Nation kennen lernen möchte, hatte sich eine Deputation aus einem Theile der Mitglieder des Verwaltungsraths zu demselben begeben, um ihm diese vorzutragen, welche hauptsächlich darin bestanden, daß die Constitution vollständig in Ausführung gebracht werden, auch daß Se. Majestät das von Ihrem erlauchten Vorgänger gethane Versprechen, die früher mit Rußland vereinigten polnischen Provinzen dem Königreiche Polen wieder einzuverleiben, erfüllen möge, und endlich, daß das unter dem Cäsarewitsch stehende lithauische Corps in das Königreich Polen nicht eindringe. Die Antwort auf diese Vorschläge wurde vor der Zurückkunft der Deputirten gedruckt in Warschau angeschlagen, und lautete also: 1) Se. kaiserliche Hoheit versichern, daß es nicht Ihre Absicht gewesen, mit den unter Ihren Befehlen stehenden Truppen die Stadt anzugreifen. Sollten die Feindseligkeiten wieder beginnen, so müßte dieß 48 Stunden vor-

her bekannt gemacht werden. 2) Se. kaiserliche Hoheit wollen das Vorgefallene der Gnade Sr. Maj. des Kaisers empfehlen. 3) Se. kaiserliche Hoheit versichern, dem lithauischen Corps keinen Befehl zum Einrücken in das Königreich Polen gegeben zu haben. 4) Die Gefangenen sollen freigegeben werden. — An die polnischen Truppen hatte Konstantin noch Folgendes erlassen: „Ich ertheile den polnischen Truppen, die mir bis zum letzten Augenblicke treu geblieben sind, die Erlaubniß, zu den Ihrigen zurückzukehren. Ich setze mich mit den kaiserlichen Truppen in Marsch, um mich von der Hauptstadt zu entfernen, und erwarte von der Loyalität der Polen, daß erstere in ihrem Marsche nach dem Kaiserthum keine Beunruhigung erfahren werden. Ebenso empfehle ich alle Anstalten, alles Eigenthum und alle Personen dem Schutze der polnischen Nation, und stelle sie unter die geheiligte Obhut von Treue und Glauben. Warschau, den 3. Dec. 1830. (gezeichnet) Konstantin". Bald kehrte nun auch der kleine Theil der polnischen Truppen, welche den Großfürsten noch eine Strecke weit auf seinem Rückzug begleitet hatten, mit seinem Geschütze versehen, wieder nach Warschau zurück, wo dieses Corps mit klingendem Spiel einzog und sich der neuen Regierung unterwarf. Mit kaum glaublicher Schnelligkeit schritt man nun zur Organisation in allen Theilen der Administration. Zuerst beschäftigte man sich mit der Beerdigung der Leichen, welches 2 volle Tage dauerte. Unter denselben war auch der durch ein Mißverständniß getödtete polnische General Nowicki. Chlopicki wurde nunmehr zum Generalissimus der ganzen bewaffneten Macht des Landes ernannt, und ein ehemaliger Adjutant Napoleons, Oberst Wasawicz, ward Chef des Generalstabs. Durch eine Proclamation wurden alle männliche Bewohner des Reichs vom 15. bis zum 45. Jahre zu den Waffen gerufen. Der Großfürst zog sich indessen mit seinen Russen über Modlin gegen Volhynien zurück. Modlin selbst hatte sich bereits an die Polen auf eine schriftliche Ordre vom Großfürsten ohne Widerstand ergeben. Chlopicki wurde jetzt zum unumschränkten Dictator erwählt, welche Stelle er vorläufig bis zur Versammlung des auf den 18. Dec., des Kaisers Geburtstag, einberufenen Reichstags bekleiden sollte. — Schon seit längerer Zeit hatte Konstantin und auch das petersburger Cabinet Anzeigen von einer Verschwörung erhalten, deren Sitz in Warschau selbst seyn sollte; und man behauptet, der Großfürst sey schon den 22. Nov. im Besitz einer Liste gewesen, welche sämmtliche Namen der Verschwornen enthielt. Er habe es darauf nicht mehr gewagt, nach Warschau zu kommen, sondern habe dem Staatsrath die Untersuchung und Beseitigung dieser Angelegenheit übergeben. Ein von dem Unterlieutenant Wysozki, demselben, der einen Theil der Zöglinge der Militairschule am 29. Nov. angeführt hatte, in dem „Warschauer Courrier" mitgetheilter Bericht verbreitet großes Licht über diese Sache. — Es war von dem Verwaltungsrath, mit dessen Zusammensetzung man keineswegs zufrieden war, eine provisorische Regierung ernannt, und dieß der Nation mit folgenden Worten mitgetheilt worden: „Da der Verwaltungsrath zufolge der fortwährend von allen Seiten eingehenden übereinstimmenden Berichte, nicht daran zweifeln kann, daß er das Zutrauen der Nation nicht besitze, und da man sich überzeugt hat, daß er unter den gegenwärtigen Verhältnissen das Steuerruder des Königreiches nicht führen kann; so hat er es für das allgemeine Wohl unerläßlich nothwendig erachtet, zu er-

klären, daß er die Verwaltung des Königreichs nicht länger behalten könne. Da jedoch die wichtigsten Gründe jeder Art vorhanden sind, sey es in Angelegenheiten der Nation, oder in denen des Königs, welcher bei der Entlegenheit seiner Residenz den gegenwärtigen Bedürfnissen nicht abhelfen kann, sofort eine mit der höchsten Gewalt bekleidete Behörde zu ernennen; so wird von den durch den Administrationsrath zu dessen Formirung berufenen Mitgliedern, in Gemäßheit des dringenden Bedürfnisses der Nation, und um den beweinenswürdigen Folgen der Anarchie vorzubeugen, Folgendes verordnet u. s. w." Im ersten Artikel ward die Niedersetzung der provisorischen Regierung selbst ausgesprochen. Im zweiten wurden die Mitglieder benannt. Im dritten ward ihr die Befugniß zur Ernennung noch anderer Mitglieder vorbehalten, und im vierten wurde das Bestehen der provisorischen Regierung bis zum Zusammentritte des Reichstags bestimmt. Die provisorische Regierung forderte in einer Proclamation vom 4. Dec. die Offiziere und Gemeinen der polnischen Armee zur Einigkeit, Ordnung und Subordination auf, und ermahnte sie, den Befehlen des Generalissimus den strengsten Gehorsam zu leisten. Unter gleichem Datum hatte dieselbe eine Verordnung erlassen, worin die Einwohner Warschaus aufgefordert wurden, zu ihren Tagsgeschäften zurückzukehren, indem zugleich zur völligen Wiederherstellung der Ruhe und öffentlichen Sicherheit Folgendes festgesetzt ward: 1) Alle Bürger, welche nicht zur Nationalgarde gehören, sollen die aus dem Arsenal genommenen Waffen wieder abgeben. 2) Die Kirchen sollen wieder zum gewöhnlichen Gottesdienst geöffnet werden. 3) Die verschiedenen Gerichtshöfe sollen vom 8. dieses Monats an wieder ihre Arbeiten beginnen. 4) Die Zöglinge der Wojewodschafts- und Kreisschulen sollen sich, da sie noch nicht im waffenfähigen Alter sind, von der allgemeinen Bewegung ferne halten, und zum regelmäßigen Classenbesuch zurückkehren. Den 5. Dec. übernahm Chlopicki auf dem Marsfeld die Dictatur in Gegenwart der Bürger Warschaus, der Nationalgarden und der polnischen Truppen, und erließ eine Bekanntmachung, in welcher er der Nation versicherte, daß weder Ehrgeiz, noch Herrschsucht, noch sonst ein niedriger Beweggrund ihn zu der Annahme dieser Würde bestimme, sondern nur die Umstände und die Gefahr, in denen sich das Vaterland befinde, welches nach dem Beispiel des alten Heldenvolkes der Römer es für nöthig erachte, auf kurze Zeit einem Einzigen die höchste Gewalt zu übertragen. Hierauf verbot er noch bei Strafe des Erschießens, die Grenzen der benachbarten Staaten bewaffnet zu übertreten. Chlopicki hatte den Oberbefehl nur im Namen des Kaisers und Königs übernommen, und war noch aus dem spanischen Feldzug als guter, talentvoller Heerführer bekannt, weßhalb man großes Zutrauen in ihn setzte. Auch hatte man die so schnelle Wiederherstellung der Ordnung meistens seinen kräftigen Maßregeln und seinen Ansichten zu verdanken. Da die Clubbs, welche sich schnell gebildet hatten, der provisorischen Regierung und den Behörden viel zu schaffen machten, und sich selbst Beleidigungen gegen Chlopicki zu Schulden kommen ließen; so wurde der etwas jähzornige Dictator darüber so aufgebracht, daß er mitten in einer Rede, die er voll Eifer deßhalb hielt, vom Schlag getroffen wurde, und aus dem Saal getragen werden mußte. Jedoch ward er bald wieder hergestellt; die Clubbs aber sandten ihre Emissäre im ganzen Reich herum, um den Aufstand allent-

halben zu organisiren. — Gleich nach seiner Erholung hielt der Obergeneral eine große Musterung über die Nationalgarden und die Truppen, bei welcher er vom Volke mit außerordentlichem Jubel empfangen wurde. Die provisorische Regierung blieb nun auf seinen Befehl für die Angelegenheiten des Innern in Wirksamkeit, und that die geeigneten Schritte, um Einheit und Ordnung hervorzubringen, sowie die allenfalls nöthigen Vertheidigungsmaßregeln im ganzen Königreich zu treffen. Es kamen fast täglich Adressen aus allen Wojewodschaften an, in welchen sich der Beitritt zu der Revolution, die ganz im Sinne der Nation war, aussprach. In einem Manifest vom 6. Dec. erklärte Chlopicki, daß er nur aus Rücksicht auf den Drang der Umstände bis zur Versammlung der beiden Reichskammern das Amt eines Naczelniks angenommen, um es in die Hände des Reichstages niederzulegen. Dann sagte er: „Unsern vereinigten Anstrengungen wird es, ich zweifle nicht, gelingen, unsre Nationalunabhängigkeit zu retten. Fern davon, die Ruhe der Nachbarstaaten zu stören, wünschen wir bloß, daß das wohlthätige Princip der Nichteinmischung gewissenhaft gegen uns beobachtet werde. In dem Augenblick, wo die europäischen Großmächte Frankreich und Belgien ihre innere Existenz selbst organisiren ließen, dürften da wir Polen, die wir für die Freiheit in beiden Welten kämpften, wir, deren Unglück und deren Muth selbst unsere Feinde in Erstaunen setzten, fürchten, daß man uns ein Verbrechen daraus machen werde, daß wir die Bürgschaften und Freiheiten in Anspruch nehmen, die uns im Angesichte der ganzen Welt versprochen wurden? Der Pole weiß treu zu seyn; als ganz Europa den Mann verließ, vor dessen triumphirenden Adlern die Nationen sich niedergeworfen hatten, hörten die polnischen Bataillone, ausdauernd im Unglück, nicht auf, sich bis zum letzten Augenblick um den gefallenen Sieger zu drängen. Dießmal aber hatte das Gewicht des Leidens alles Maß überstiegen; es war unmöglich geworden, die Wahrheit zu den Chefs einer mißbrauchten Regierung gelangen zu lassen; Schmeichler, gierig nach Belohnungen, und verschwenderisch in Verläumdungen, brachten uns, statt der Freiheit, jeden Tag neue Ketten. War je ein Aufstand legitimer? Nein, der König selbst wird diese Wahrheiten nicht verkennen, sobald er erfährt, wie sehr man ihn mißbrauchte. Mitbürger, der Tag ist gekommen, wo wir Alles zum Opfer bringen müssen, um unsere constitutionnellen Freiheiten zu erringen, und zu erproben, daß wir ihrer würdig sind. Es lebe das Vaterland!" — Der Dictator traf nun die ihm gut scheinenden Veränderungen in allen Zweigen der Verwaltung, und ernannte einen Generalissimus (General Woyczynski) der Nationalgarde. Zwei Mitglieder der provisorischen Regierung, Fürst Lubecki und Jezierski, wurden an den Kaiser Nicolaus nach Poterliz abgesendet, eine Menge von Zöglingen der Militairschule, die sich bei der Revolution ausgezeichnet hatten, zu Unterlieutenants ernannt, und ein besonderer Befehl gegeben, sogleich Warschau, Praga, Modlin und Zamosc in guten Vertheidigungsstand zu setzen. Unter mehren neuen Zeitungen und Journalen, die jetzt entstanden, war auch eine „Warschauer deutsche Zeitung". Der Gegenstand, auf den man die meiste Aufmerksamkeit und die meisten Kräfte verwandte, war, wie natürlich, die Bildung des neuen Heeres; alle Regimenter sollten um ein Bataillon vermehrt werden, und jede Wojewodschaft ein Bataillon von 1000 Mann stellen; auch bildete man Sensenträger-Compagnien. Uebri-

gens gewährte man den noch in Warschau und dem übrigen Polen befindlichen Russen, sowohl vom Civil- als Militairstande, fortwährend die größte Sicherheit, und lud sie zu dem Ende ein, sich selbst zu melden, um durch eine zufällige Entdeckung keiner Gefahr ausgesetzt zu seyn. Von allen Seiten kamen auch Beiträge an Geld und Silbergeräthschaften ein, und viele der vornehmsten Damen brachten ihre goldenen Ketten, Ringe und andern Schmuck dem Vaterlande zum Opfer. Eine derselben überließ ihre Pension der Regierung, und mehre Individuen schenkten derselben Summen von 30.000 Gulden und darüber. In den Festungen, und namentlich in Modlin, fand man auch sehr große Vorräthe an Munition und Waffen. In Kalisch und in den Wojewodschaften wurde der Aufstand mit besonders lebhaftem Eifer betrieben, und Massen von Freiwilligen meldeten sich zur Vertheidigung des Vaterlandes. In der Mitte Decembers kam der Oberst Haucke, Bruder des ermordeten Kriegsministers und Adjutant des russischen Kaisers, in Warschau an, und überbrachte Depeschen, die noch an den Verwaltungsrath gerichtet waren, und demselben streng anbefahlen, sich in allen Dingen buchstäblich nach den Befehlen des Großfürsten Konstantin zu richten, wogegen man sich aber auf die bereits nach Petersburg abgegangene Deputation berief, deren Erfolg man vor Allem abwarten müsse. Den 18. Dec. versammelten sich die bereits eingetroffenen Landboten im Schlosse, und die Kammer der Abgeordneten beschloß, sich sogleich als gesetzmäßige Reichskammer zu constituiren. Man setzte die feierliche Eröffnung des Reichstags auf den 21. Dec. fest, und erwählte den Landboten Ostrowski zum Marschall. Dieser, sowie alle seine Collegen, legten sogleich, jeder nach seinen Kräften, sehr bedeutende Summen auf den Altar des Vaterlandes nieder. Die Kammer der Senatoren, hiervon in Kenntniß gesetzt, folgte dem edelmüthigen Beispiel und vereinigte sich mit der zweiten Kammer. Man faßte einstimmig den Beschluß, den kommenden Tag in der ehrenvollen Bürgeruniform an den neuen Festungswerken, die man zu Praga aufwarf, zu arbeiten. Dieses hatte die Wirkung, daß die Bürger aus allen Ständen diesem guten Beispiel folgten, und mit unermüdeter Anstrengung Hand ans Werk legten. Der Dictator übergab nun seine bisherige Gewalt dem Reichstage, nachdem er noch mehre Ernennungen zu Aemtern vorgenommen hatte, und machte dieß in einer abermaligen Proclamation an die Nation bekannt, wurde aber vom Reichstag selbst wieder mit fast unumschränkter Vollmacht in seiner bisherigen Würde bestätigt, da man dieß für das beste Mittel hielt, Ruhe, Ordnung, Einheit und Zusammenhang zu bewirken. — Der Großfürst Konstantin hatte sich indessen mit seinem kleinen Heere nur langsam der russischen Grenze genähert. In Pulawy hatte man schon Anstalten getroffen, alle Fahrzeuge auf der Weichsel zu vernichten, um den Russen den Uebergang unmöglich zu machen, als noch gerade zur rechten Zeit von Warschau der Befehl eintraf, sie ungehindert ziehen zu lassen. — Den 9. Dec. erhielt der Kaiser zu Petersburg den ersten Bericht über die Vorfälle in Warschau, und theilte dieselben den folgenden Tag den Offizieren auf der Wachparade mit, wobei es eine sehr rührende Scene gab, indem die alten Militairs, voll Unwillen über den Aufruhr, dem Kaiser mit Thränen in den Augen ihre unerschütterliche Treue, und daß er in jeder Noth auf sie zählen könne, versicherten. Durch einen Ukas vom 10. Dec. ernannte der Kaiser seinen Adju-

tanten, den Generallieutenant Potemkin, zum temporairen Kriegsgouverneur der an Polen grenzenden Gouvernements, Volhynien und Podolien, womit er bis auf Weiteres die Civil- und Militair-Verwaltung wegen der gefährlichen Umstände verband. Der aus dem letzten Türkenkrieg bekannte Feldmarschall Diebitsch aber wurde zum Oberbefehlshaber der Truppen ernannt, und alle Vorkehrungen zur Mobilmachung und zum schnellen Vorrücken an die polnische Grenze getroffen.

In Polen war man dagegen sehr thätig mit der Volksbewaffnung beschäftigt. Der Dictator hielt übrigens mit Recht streng darauf, daß das altpolnische Gebiet Oestreichs und Preußens nicht verletzt würde. Chlopicki schritt zugleich zur Bildung des höchsten Nationalconseils, bestätigte die bestandenen Ministerien und ernannte den Grafen Thomas Lubienski zum Stellvertreter bei dem Ministerium des Innern, sowie den Grafen Jelski bei dem Finanzministerium in Abwesenheit des Fürsten Lubecki. Dieser sowie Jezierski waren indeß vom Kaiser nicht als Abgeordnete der revolutionnairen Regierung, sondern Ersterer als sein Finanzminister, Letzterer aber als Landbote seines Königreichs empfangen worden. In mehren vaterländischen Blättern erhoben sich gegen das schwankende Benehmen des Dictators viele Stimmen, heftig auf feste Entschlossenheit dringend und zum raschen Vorrücken des Heeres in die russisch-polnischen Provinzen Lithauen, Volhynien u. a. auffordernd, um auch dort die Insurrektion zu verbreiten. Chlopicki ließ trotz dem durch den Reichstagsmarschall am 15. Jan. 1831 den Kammern erklären, daß er die Rettung des Vaterlandes nur in einer friedlichen Vermittelung erblicke. Allgemeine Mißbilligung dieser Ansicht sprach sich in Mienen und Gebärden der Landboten aus, welche die Ablesung des Schreibens des ehemal. poln. Ministers Grabowski an Chlopicki noch erhöhte. Letzterer übergab nun am 18. Jan. dem Reichstage eine Acte, worin er die ihm anvertraute Obergewalt niederlegte, damit die Abgeordneten sich in vollkommener Unabhängigkeit über die Mittel, welche die Erhaltung Polens und seiner Gerechtsame zu sichern im Stande seyen, berathen und zur Wahl eines Oberbefehlshabers schreiten könnten. In den Vorgrund traten jetzt, mehr Energie entwickelnd, der Fürst Czartoryski, Marschall Ostrowski (Präsidenten der vereinigten Kammern) und General Skrzynecki. Schon am 25. Jan. erklärte, auf Antrag des Landboten Roman Soltyk, der Reichstag, daß Polens Thron erledigt sey, daß sich die polnische Nation zu einem unabhängigen Volke erkläre und Demjenigen die polnische Krone verleihen wolle, den sie derselben würdig erachte. Um Ordnung in die Regierungsangelegenheiten zu bringen, hatte sich nach der Erklärung vom 25. Jan. eine Nationalregierung gebildet, welche aus einem Präsidenten (Fürst Czartoryski) und 4 Mitgliedern (Vincenz Niemojewski, Morawski, Brazykowski, Lelewel) bestand und die constitutionnelle königl. Gewalt bekleidete. Fürst Michael Radziwill übernahm das Commando über die Armee. Die Festungen auf den beiden Flügeln des Landes, Zamosc und Modlin, waren in hinreichendem Vertheidigungszustande. Nun begann der Kampf mit Rußland. Am 5. Febr. überschritten ganz unerwartet die Russen auf fünf Punkten die Grenzen des Königreichs, indem das Hauptcorps unter Pahlen, Rosen und Witt nebst dem Hauptquartier des Feldmarschalls Grafen Diebitsch zwischen Tycoczyn und Nur, der rechte an Fußvolk starke Flügel unter Schachoffskoi bei Kowno, der linke Flügel, vorzüglich Reiterei,

unter General Geismar und Kreutz bei Wlodawa und Uscilug einrückten. Bei Grodno und Brzesc sicherten kleine Corps die Verbindung mit den Flügeln und die Reserve commandirte der Fürst Konstantin. Gegen diese wohl gerüsteten, nach einem wohldurchdachten Plane in das offene Feld vorrückenden Russen standen ungefähr 38.000 Polen und auch diese bei den Versäumnissen Chlopicki's und der Unfähigkeit Radziwill's zum Theil noch schlecht bewaffnet, ohne Plan, ohne Haltpunkt, welchen ein zwischen Warschau, Modlin und Sierock gezogenes Dreieck leicht darbieten konnte, auf dem rechten Weichselufer zerstreut, in nichts der Ueberzahl überlegen, als in wilder Kampflust, welche eine edle Verzweiflung erregte. Denn von den benachbarten Regierungen Oestreichs und Preußens, die mit Rußland freundschaftlich verbunden, selbst über dem Theile des alten Polens herrschten, durften die Polen im glücklichsten Falle nur eine den Russen günstige Neutralität hoffen, welche ihnen in der Folge verderblich genug wurde. Der von England und Frankreich gehoffte Schutz hingegen war noch ungewiß, und mußte, selbst wenn die ängstlich den Krieg scheuenden Ministerien dieser Staaten sich offen für Polen erklärt hätten, immer zu spät kommen. Unter so günstigen Umständen wollte Diebitsch wahrscheinlich seinen linken Flügel Reiterei schnell über die Weichsel werfen, mit dem rechten von Norden und der Hauptmacht im Centrum auf Warschau vordringen, das polnische Heer bei seiner anfangs ausgedehnten Stellung theilen, von der Hauptstadt abschneiden und vernichten. Demnach operirte, nachdem der nordöstliche Winkel des Königreichs mit leichter Mühe besetzt worden war, am 8. und 9. Febr. der rechte Flügel des russischen Hauptcorps unter Rosen über Lomza nach Sierock zu, in der Meinung, daß die Narew stark besetzt wäre, der linke unter Pahlen nach Siedlce. Als aber Diebitsch sich überzeugte, daß die Polen sich mehr nach Süden vom Bug gezogen, und sowohl deßwegen, als wegen des eingetretenen Thauwetters eine Zertheilung derselben schwierig schien, zog er am 10. und die folgenden Tage seinen rechten Flügel über den Bug, sodaß Rosen nach Dobre zu, Pahlen auf der Straße nach Kaluszyn hin auf die Hauptstadt losrückte. Während hier Diebitsch's erster Plan scheiterte, indem die Polen in kleinen Gefechten langsam zurückweichend, nach Warschau hin concentrirten, ward auch der am meisten vorgerückte Theil des linken Flügels seiner Armee unter Geismar von dem alten, aber jugendlichen kühnen Uhlanenobersten Dwernicki der beim Einflusse der Pilica über die Weichsel gegangen war, am 14. Febr. bei Stoczek mit Verlust geworfen, und Geismar mußte sich aufs Hauptcorps zurückziehen. Wie die einzelnen Führer thätig waren, wirkten die Kammern in der bedrohten Hauptstadt, welche schon am 7. Febr. in Belagerungszustand erklärt worden war und nun auch stärker befestigt wurde, indem sie am 17. Febr. mehre Maßregeln zur Sicherung ihrer Wirksamkeit und Vertheidigung des Landes im Falle des Verlustes von Warschau trafen. Schon rückten die Russen der Hauptstadt immer näher, und nachdem der tapfere General Skrzynecki mit dem vierten Regiment durch hartnäckiges Zurückhalten des viermal stärkern rechten Flügels des feindlichen Hauptcorps unter Rosen, welchen jedoch Diebitsch anführte, bei Dobre am 17. Febr. einen schönen Beweis seiner Feldherrnumsicht gegeben, waren die Polen den Abend dicht bei Warschaus Vorstadt Praga zwischen Okuniew und dem sächsischen Werder so aufgestellt, daß die Divisionsgenerale Skrzynecki und Szembek

den linken Flügel, Krukowiecki das Centrum, und Zymirski den rechten Flügel bildeten, welcher letztere von dem linken Flügel des russischen Hauptcorps unter Pahlen und Diebitsch von Kaluszyn her zurückgeworfen, jedoch durch Skrzynecki gedeckt, sich zurückgezogen hatte. In dieser Stellung unweit Wawre, wornach die Polen die beiden blutigen Tage, den 19. und 20. Febr. benennen, wurden sie am 19. den ganzen Tag über von Pahlen und Rosen mit überlegener Macht hartnäckig angegriffen, doch indem die Nachtheile, welche Zymirski erlitt, durch die von Szembek errungenen Vortheile unter der obersten Leitung des ebenso umsichtigen als thätigen Chlopicki, der zur Theilnahme an dem Kampfe bewogen worden war, aufgewogen wurden, behaupteten die Polen ihre Stellung. Ebenso wurde am 20. ein erst von dem tapfern vierten Regiment, dann von der Brigade Gielgud geschützter Erlenwald, der Schlüssel der polnischen Stellung, so vergeblich von den Russen gestürmt, daß Diebitsch, um die Verbindung mit dem rechten Flügel seines Heers und Schachoffskoi zu erhalten, sich in die Wälder zurückzog und mit den Polen einen Waffenstillstand schloß. Unterdeß hatte der kühne Dwernicki, jetzt General, statt sich zur Verfolgung des bei Stoczek geschlagenen Kreutz verleiten zu lassen, sich in kühnem Flug über die Weichsel zurück von Gora aus wieder hinüber geworfen und bei Kozienice durch schnellen Ueberfall der Vorhut des Generals Geismar, der auf dem südlichsten Punkte im Königreiche eingedrungen war, die Vereitelung des Zwecks vollendet, welchen der linke Flügel des russischen Heers erreichen sollte. Jetzt rückte Schachoffskoi eiligst von Pultusk über den Bug, der von den Polen bei ihrer geringen Macht nicht gedeckt werden konnte, bis Bialolenka heran und griff am 24. den linken Flügel der Polen unter Krukowiecki an, der sich gegen denselben nach Grodziskie hingezogen hatte. Doch verdrängte Krukowiecki am folgenden Tage den Feind aus seiner Stellung, sodaß es diesem erst gelang, gegen Abend sich mit Diebitsch zu vereinigen, was nicht möglich gewesen wäre, wenn Krukowiecki seinen Sieg besser benutzt hätte und der rechte Flügel der Polen nicht durch die Uebermacht gedrängt worden wäre. Hier standen Szembek und Skrzynecki, vor ihnen im Erlenholz Zymirski, der ganze Flügel unter der Anführung des Generals Chlopicki, der aber, statt das Ganze mit Besonnenheit zu leiten, an dem Erfolg des Unternehmens zweifelnd, sich und den ganzen Flügel mit dem größtmöglichen Verluste des Feindes zum Untergang führen zu wollen schien. Daraus erklärt sich das Schwankende in den Bewegungen der Polen, welche verloren gewesen wären, wenn nicht der Mangel an kluger Leitung des Ganzen einigermaßen durch die Umsicht und Tapferkeit einzelner Anführer ersetzt worden wäre. Zur Verbindung beider poln. Flügel stand der aus Glogau entflohene General Uminski mit Reiterei etwas rückwärts in der Mitte. Diesen, durch das Vordringen Krukowiecki's gegen Schachoffskoi entblößten rechten Flügel der Polen griff nun am 25. Diebitsch mit den Corps von Rosen, Pahlen, Geismar und Witt an, sodaß das von den Russen gestürmte und den von Skrzynecki und dem tollkühnen Chlopicki selbst wiedergenommene Erlenholz der Schauplatz des blutigsten Gemetzels war. Aber des schwer verwundeten Chlopicki Entfernung aus der Schlacht und das Einrücken Schachoffskoi's, welchen Krukowiecki hatte entrinnen lassen, nöthigte die Polen, das Holz zu verlassen. Hierauf warf Diebitsch auf beiden Seiten des Holzes Cavaleriemassen, welche die Polen nach Praga zurück-

drängten. Doch die Entschlossenheit Szembek's und Skrzynecki's und des Cavalerieobersten Kicki Angriff auf die Flanke der bis Praga vorgesprengten Reiterei, die Diebitsch unbegreiflich genug nicht weiter unterstützte, sowie Capitain Skalski's Brandraketen retteten die Polen, sodaß sie sich nach Abbrennen des außerhalb der Verschanzungen gelegenen Theils von Praga, mit Heranziehung ihres indeß angekommenen linken Flügels unter Krukowiecki, obgleich etwas in Verwirrung, durch Praga über die Weichselbrücke nach Warschau zurückzogen. Natürlich mußte diese Entscheidung die ängstlichen Gemüther in Furcht setzen, welche sich in der Flucht mehrer Beamten und Landboten, sowie in einer Petition eines Theils der Bürgerschaft ankündigte, die auf Unterwerfung antrug, jedoch wurden diese Besorgnisse durch die würdige Haltung und Ruhe Czartoryski's, eines Theils der Abgeordneten und des Heers bald gemildert. Noch am 25. hatte Fürst Radziwill abgedankt; Chlopicki trat vom Schauplatze, und schon am 26. ward der Held von Dobre und Grochow, der ebenso umsichtige als tapfere Skrzynecki, ein jugendlich kräftiger Feldherr von 40 Jahren, zum Oberbefehlshaber ernannt und von dem ganzen Heere jubelnd begrüßt; nur General Szembek nahm kurze Zeit darauf, von Skrzynecki gekränkt, seinen Abschied. Während unter der kräftigen Leitung des neuen Heerführers die Truppen schnell ergänzt und in und um Warschau gut verpflegt wurden, die Stadt selbst durch den neuen Gouverneur, den General Krukowiecki, schnell und gut befestigt und versorgt ward, zog sich Diebitsch, wahrscheinlich entkräftet durch ungeheuern Verlust, nach abermaliger Vereitelung seines Planes nach und nach von Warschau zurück, und ließ nur die Generale Geismar und Rosen in der Nähe von Praga stehen. Wenn also auch der Umstand, daß die Polen ihre Stellung bei Grochow nicht behaupteten, auf den ersten Anblick als ein Sieg der Russen betrachtet werden könnte, so dürfte doch wohl wegen ihres Rückzugs der Kampf als unentschieden erscheinen, und betrachten wir endlich, wie sehr die Russen in Folge desselben während der langen Unthätigkeit des Feldmarschalls in Feindesland durch Thauwetter, Krankheiten und Mangel an Lebensmitteln litten, so zeigte sich der Kampf in seinen Folgen den Russen ebenso nachtheilig als er den Polen durch die unerwartete Befreiung von der drohenden Gefahr vortheilhaft seyn mußte.

Nachdem Diebitsch einen vergeblichen Versuch gemacht, den Commandanten von Modlin Ledochowski zur Uebergabe der Festung zu bewegen, theilte er sein Heer; Geismar blieb in der Nähe Pragas stehen; etwas hinter ihm auf der Hauptstraße östlich Rosen; der Feldmarschall selbst zog mit Pahlen, Witt und Schachoffskoi in der ersten Hälfte des März südlich über Siewieca und Ryki nach dem Wieprz, wo er den Uebergang über die Weichsel vorbereitete. Doch aus Besorgniß für seinen linken Flügel unter Kreutz, der nochmals in Folge eines Gefechts mit den kühnen Dwernicki bei Kurow den 3. März zurückgeworfen und seiner aus Volhynien hereinrückenden Reserve durch einen glücklichen Streifzug einer polnischen Abtheilung aus Zamosc nach Liscilug für jetzt beraubt worden war, hatte Diebitsch während dieser Zeit eine starke Abtheilung des Witt'schen Corps unter dem Chef des Generalstabs Toll nach Süden geworfen, welcher mit Kreutz vereinigt Dwernicki nöthigte, das schon besetzte Lublin zu verlassen und sich nach Zamosc zurückzuziehen, wo er durch die Festung geschützt, auf den günstigen Augenblick

zu erneuter Thätigkeit warten konnte. Nördlich auf dem rechten Flügel der Russen hatte sich General Sacken, der die Verbindung mit den Garden erhalten sollte, noch zu rechter Zeit vor den zu spät nach der Narew entsendeten Corps des Generals Uminski nach Ostrolenka zurückgezogen, und da die nachrückenden russischen Garden sich anschlossen, so konnte hier Uminski wenig Vortheile erringen. — Während der äußern Unthätigkeit der beiden feindlichen Hauptcorps hatte Skrzynecki, seiner diplomatischen Neigung folgend, einen Versuch gemacht, jetzt, wo nach Diebitsch's Rückzug die Polen schlagfertig dastanden, durch Unterhandlungen auf ehrenvolle Art das Ende des Kampfes herbeizuführen. Der darauf bezügliche Briefwechsel Skrzynecki's mit den von Diebitsch bevollmächtigten russischen Generalen Neidhard und Geismar, den Skrzynecki am 27. März dem Heere bekannt machte, konnte zu keiner Ausgleichung führen, weil Diebitsch die Zurücknahme der Ausschließungsacte des kaiserlichen Hauses vom polnischen Throne verlangte, was nach Skrzynecki's Antwort die polnische Nation nur nach sichern Garantien thun könnte. Die hierauf erfolgte russische Forderung unbedingter Unterwerfung und die öffentliche Meinung bewogen Skrzynecki den ersten entscheidenden Schlag auszuführen, der, wenn auch die Ehre des Entwurfs seinem genialen Generalquartiermeister Prondzynski zukommt, doch in der Ausführung ihm ebenso viel Ruhm erwarb als die Kämpfe bei Dobre und Grochow. Während nämlich Diebitsch die letzten Truppen seines zum Weichselübergang am Wieprz bestimmten Corps von Latowicz an sich gezogen hatte und demnach weit genug entfernt war, warf sich Skrzynecki, nachdem er wenig Minuten zuvor die zu einem fröhlichen Mahle versammelten Offiziere davon benachrichtigt, in der Nacht vom 31. März zum 1. April mit einer Abtheilung Truppen auf den zwei Meilen von Praga bei Wawre stehenden Geismar, dessen unvorbereitetes im Morgennebel überraschtes Corps plötzlich von Rybinski und Kaminski im Rücken und von Klicki von vorn angegriffen und zersprengt wurde. Ebenso schnell ließ er dann, weiter nach Osten vorrückend, den bei Dembe Wielki durch eine sehr befestigte Stellung geschützten Rosen angreifen, wobei die Generale Skarzynski und Romarino, sowie das vierte Regiment sich vorzüglich auszeichneten, sodaß am Abend des 31. März Rosen geschlagen und verdrängt war und am 1. Apr. von Lubienski bis hinter Kaluszyn verfolgt wurde. Ueber 12.000 Gefangene, viele Kanonen und Gewehre, womit die in allen zeitherigen Schlachten furchtbar thätigen Sensenmänner bewaffnet wurden, waren eine herrliche Beute des Siegers, der sein Hauptquartier vom 4. — 9. in Latowicz hatte, und jene Beute war um so erfreulicher, je weniger bei der strengen Aufsicht der östreichischen und preußischen Regierung Waffeneinfuhr ins Königreich möglich war. Da nun Uminski, der von der Narew, wo er zeither operirt hatte, südöstlich nach dem Liwiec und bis in die Gegend von Wengrow und Sokalow vorgedrungen war und fortwährend in einem vortheilhaften kleinen Kriege den General Sacken und die Vorposten der Garden von Liwiec zurückhielt, so hätte Skrzynecki, der vom 4. — 9. April sein Hauptquartier in Latowicz hatte, nicht mit den durch die Generale Prondzynski und Romarino bei Iganie (einem Dorfe unweit Siedlce) über Rosen am 10. Apr. erfochtenen Sieg, der dennoch Siedlce in russischen Besitz ließ, zufrieden seyn sollen, sondern er mußte den bedrängten und von seinen Communicationslinien

ganz getrennten Diebitsch an dem Wieprz bei Ryki angreifen und vernichten, ehe er sich durch einen schnellen Marsch mit Rosen und den indeß herzugekommenen Pahlen vereinigen und in einer festen Stellung bei Siedlce am 13. Apr. jedem Angriff trotzen konnte. Sein Fehler war um so größer, da die Garden, die immer noch jenseit des Bug standen, durch den in ihrem Rücken ausgebrochenen Aufstand gelähmt und von Uminski beobachtet waren, und gegen die Corps von Rosen und Pahlen ein kleines Corps das befestigte Praga hinlänglich schützen konnte. Der einzige Vortheil, den Diebitsch's Zug nach Siedlce brachte, war, daß General Dwernicki am 11. Apr. von Zamosc aus bei Krylow über den Bug in Volhynien einrückte, in der Hoffnung, daß er sich dort bei der schon günstigen Stimmung der Bewohner dieses ehemaligen polnischen Landes festsetzen und den Aufstand ost- und nordwärts verbreiten konnte.

Im Norden der ehemaligen polnischen Provinzen war in dem nach 400jähriger Verbindung mit Polen seit 1772 losgerissenen Lithauen gleich nach dem Einrücken der Garden in den nordöstlichen Theil des Königreichs am 26. März ein schon lange Zeit vorbereiteter Adelsaufstand ausgebrochen, der sich durch Mitwirkung der zwar nicht echt polnischen, aber ihren polnischen Herren ergebenen und durch die russischen Requisitionen erbitterten Bauern in Samogitien vorzüglich durch die Thätigkeit Kalienowski's so schnell in die Kreise von Schawle, Teleze, Upitsch und südlich und westlich bis nach Georgenburg und Polangen verbreitete, daß sowohl die russischen Grenzwächter als einzelne Corps auf preußisches Gebiet flüchten mußten, von wo sie bewaffnet in ihre Heimath zurückgesendet wurden. Obgleich nun die ungeordneten und schlecht bewaffneten Insurgentenhaufen, zumal bei dem Mangel an Einheit und Thätigkeit in der Leitung, die eroberten Städte gegen die russischen Generale nicht halten konnten, deren Soldaten mit wilder Wuth den Aufstand zu unterdrücken und den harten Ukas des Kaisers Nikolaus vom 5. April zu vollziehen suchten, so führten sie doch, aus ihren Wäldern bald hier bald dort hervorbrechend, sowohl in Samogitien als auch vorzüglich in der bialowieser Haide einen kleinen, den Russen und ihrer Verbindung mit dem Hauptheere sehr nachtheiligen Krieg fort und erwarteten die ihnen schon durch das Reichstagsmanifest vom 3. Febr. von ihren polnischen Brüdern zugesagte Hülfe. In Wilna selbst jedoch kam der von der Jugend unter Vincenz Poll vorbereitete Aufstand nicht zu Stande und Poll rettete sich mit seinen Mitverschworenen gleichfalls in die Wälder und führte einen kleinen Krieg gegen die Russen fort. — Unter solchen Umständen standen die Garden noch still jenseits des Bugs und die Polen hatten in ihren linken Flanke nichts zu fürchten. Ebenso war auf der großen Hauptstraße das Zurückweichen von Skrzynecki's vor Diebitsch, den er in freier, fester Stellung nicht angreifen konnte, nach des polnischen Feldherrn Proclamation vom 18. April im Voraus beschlossen und keineswegs den Polen nachtheilig. Der russische Feldherr folgte über Keslew und Minsk auf der schon durch die frühern Märsche ausgesogenen Heerstraße, erst durch Dembinski, dann durch Gielgud aufgehalten, dem langsam zurückweichenden Skrzynecki am 25. und 26. April bis nach Dembe und kehrte dann in der Nacht des 30. April, ohne die von Skrzynecki angebotene Schlacht anzunehmen, nach Siedcle zurück, wahrscheinlich nur um durch diese große Bewegung die

kampflustigen Polen in die Falle zu locken, was ihm jedoch bei der Besonnenheit des polnischen Feldherrn unmöglich war. Desto unglücklicher waren aber in dieser Zeit die Polen auf ihrem äußersten rechten Flügel. Der mit ungefähr 6000 Mann größtentheils neu geworbener Sensenträger auf dem rechten Flügel über die Weichsel gesendete alte General Sierawski, der im kleinen Kriege das viel stärkere Corps des Generals Kreutz beschäftigen sollte, damit Dwernicki nicht von ihm im Rücken angegriffen werden könnte, war nicht zufrieden mit dem anfangs glücklichen Erfolge seines Streifzugs über die Weichsel, sondern unbesonnen nach Lublin vorgedrungen. Ja selbst nachdem er sich bei Belzyce hart bedrängt, glücklich nach Kazimierz zurückgezogen hatte, vertheidigte er sich hier, statt über die Weichsel zurückzugehen, gegen die viermal stärkere feindliche Uebermacht, wobei 2000 Soldaten theils getödtet theils zersprengt wurden, und der Oberst Julius Malachowski, die Sense in der Hand, den Heldentod starb. Dwernicki war dadurch preisgegeben und in Gefahr, von mehren Seiten durch Kreutz, durch den in Volhynien operirenden Rüdiger und den aus Bessarabien anrückenden Roth erdrückt zu werden. Er war am 17. April bei Boromel über den Styr gegangen, und obgleich er nach seiner Rückkehr über diesen Fluß dem dreimal stärkern Rüdiger in einem glücklichen Gefechte acht Kanonen abgenommen hatte, hielt er es doch bei der geringen Unterstützung, die er in Volhynien fand, für gerathener, statt nördlich vorzudringen, an der östreichischen Grenze hinunter zu gehen, um den Insurgenten in Podolien und der Ukraine unter dem Grafen Tyszkiewicz gegen den, aus Bessarabien heraufrückenden General Roth Hülfe zu bringen. Als er Rüdiger, der ihm zuvorgekommen war, bei Krzemienice in einer starken Stellung fand, eilte er schnell nach Wyszogrodzek, wo er in einer trefflichen Stellung, den Rücken an die östreichische Grenze gelehnt, den sechsmal stärkern Rüdiger vergebens zwei Tage manoeuvriren ließ. Der russische Feldherr aber, der im Vertrauen auf die den Russen günstigen Gesinnungen der östreichischen Regierung, die neutrale Grenze nicht achtete, griff die Polen von vorn und im Rücken mit Uebermacht an, und Dwernicki zog sich am 27. April mit seinen 4000 Mann auf östreichisches Gebiet zurück, worauf sein Corps von den Oestreichern entwaffnet und vertheilt wurde, während man die Waffen den Russen auslieferte. Einen so kühnen Führer zu verlieren, der seither mit solchem Glück den linken Flügel der Russen gelähmt hatte, war für die Polen ein ungeheurer Schlag. Die Insurrektion in Volhynien und Podolien war dadurch fast erstickt, denn der im Mai unter dem Grafen Rzewuski und dann unter General Kolysko in Podolien ausgebrochene Aufstand konnte ohne weitere Unterstützung bald unterdrückt, und der linke Flügel der Russen im Königreiche von diesen nun gesicherten Provinzen aus leicht verstärkt werden.

Obgleich nun dem Reichstage durch die stattgefundenen Verhandlungen über die Erfolge der diplomatischen Sendungen klar werden mußte, daß vom fernen Auslande nichts mehr zu hoffen, ja, von den Nachbarn Alles zu fürchten war, obgleich bei dem in die Länge gezogenen Kriege die Noth des Landmanns und der Fabrikanten immer zunehmen, die Hülfsquellen zur Fortsetzung des Kriegs immer geringer werden mußten, und endlich die grausame Bekämpfung des lithauischen

Aufstandes und die Verbannung Dwernicki's vom polnischen Boden bei Vielen die letzten Hoffnungen vernichteten, so muß man den Muth der Senatoren und Landboten bewundern, die in der Sitzung des 29. Apr., mit weiser Schonung der Verhältnisse zu Preußen und Oestreich, den Beschluß faßten, sich der lithauischen und aller altpolnischen Brüder mit Kraft anzunehmen. Der Oberfeldherr aber mußte sich, nach längerer Zögerung, vorzüglich von dem immer thätigen Czartoryski gedrängt, jetzt um so mehr berufen fühlen, zur Herbeiführung einer glücklichen Entwickelung den großartigen Plan Prondzynski's auszuführen. Um jedoch den linken Flügel der Russen, der in dem Corps des Generals Kreutz seinen Stützpunkt in der Gegend von Lublin hatte, zu beschäftigen und Rüdiger nicht ungehindert aus Volhynien in das Königreich einrücken zu lassen, hatte Skrzynecki schon früher ein 10.000 Mann starkes Corps unter den Generalen Chrzanowski und Romarino abgesendet, das sich mit großer Umsicht bei Kock über den Wieprz, zwischen der Heerabtheilung des Generals Kreutz hindurch, am 14. Mai nach Zamosc zog. Der polnische Obergeneral selbst, nachdem er seine gegen das russische Centrum bei Siedlce seither behauptete Stellung durch Uminski maskirt hatte, der durch fortwährende Gefechte den Feldmarschall beschäftigen mußte, eilte am 12. bei Zegrz und Sierock über den Bug und die Narew, um die von den Hauptstützpunkten Ostrolenka und von Lomza geschützten russischen Garden, die unter dem Großfürsten Michael den seither unthätigen rechten Flügel der russischen Armee bildeten, durch schnellen Ueberfall zu vernichten, während ein kleines von Lubienski befehligtes Corps Nur am Bug besetzen sollte, um einen plötzlichen Angriff des Feldmarschalls in seine Flanke zu verhüten. Skrzynecki's Zaudern hatte die Folge, daß sich die Garden in großer Eile aber glücklich zurückzogen. Er ließ, nur gegen ihre Nachhut fechtend, durch den raschen Dembinski am 18. Mai Ostrolenka, am 20. durch Gielgud Lomza nehmen. Doch theils die Unentschlossenheit des von Prondzynski umsonst zum Angriff gedrängten Oberfeldherrn, der auf die erst am 19. eingetroffene Nachricht von der schon am 17. erfolgten Einnahme Nurs wartete, theils Gielgud's Zaudern hinderte jeden entschiedenen Vortheil. Zwar stand am 21. Skrzynecki in Tykocin auf lithauischem Boden und der längst beabsichtigte Uebergang eines kleinen Cavaleriecorps unter General Chlapowski in das Gouvernement Bialystock zur Unterstützung der lithauischen Insurgenten konnte bewerkstelligt werden; aber auch die russischen Garden standen wohlgeordnet der Grenze des Königreichs nahe, um bei dem ersten durch Diebitsch's Ankunft eintretenden glücklichen Wechsel der Umstände wieder zurückzukehren. Dieser günstige Wechsel erfolgte nur zu bald. Am 21. Mai war Diebitsch, nachdem er Rosen und Pahlen gegen Uminski zurückgelassen hatte, bei Granna über den Bug und über die Grenze gegangen, hatte sich am 22. mit den Garden vereinigt und an demselben Tage Lubienski bei Nur angreifen lassen. Dieser, zu lange zögernd, überall umringt und zur Uebergabe aufgefordert, konnte sich nur durch die unglaubliche Tapferkeit seiner Truppen über Zambrow nach Ostrolenka zurückziehen, wohin sich am 25. auch Skrzynecki gewendet hatte, um nicht durch Diebitsch von der Narew und dadurch von der Hauptstadt abgeschnitten zu werden. Diebitsch war in Eilmärschen am 25. Abends dort angelangt, hatte sich mit den Garden vereinigt und fand am 29. früh auf den linken Na-

rewufer noch Lubienski's Corps, welcher den Uebergang des polnischen Hauptheers über die Narewbrücken den Tag zuvor gedeckt hatte. Den bedeutenden Fehler, daß Skrzynecki dieses Corps am 25. nicht an sich zog und nach Zerstörung der Brücke ruhig nach Praga zurückging, da er bei dem Angriff durch Diebitsch und die Garden wahrscheinlicherweise zurückgeworfen und von Warschau abgeschnitten werden mußte, hat der polnische Obergeneral selbst eingestanden. Am 26. warf sich Diebitsch auf Lubienski, der sich nach und nach vom linken Narewufer und aus der, von den Russen tapfer gestürmten, aber auch vom vierten Regimente tapfer vertheidigten und von den Russen angezündeten Stadt Ostrolenka zurückzog. Doch bei der Unmöglichkeit, die Brücken bei dem schnellen Nachdringen der Russen abzubrechen, entstand auf den Brücken und auf dem rechten Narewufer während des ganzen Tags ein furchtbarer Bayonnetkampf, der von russischer Seite durch überlegene Artillerie vom linken Narewufer her unterstützt wurde, indem dem russischen Feldherrn Alles daran lag, die Polen aus ihrer Stellung auf das rechte Narewufer zu drängen und abzuschneiden, während es dem polnischen General wichtig war, seine Stellung zu behaupten und seinen Rückzug nach Praga offen zu halten. Erst gegen Abend gelang dem persönlich tapfern Skrzynecki, der jedoch immer nur einzelne Bataillons ins Feuer führte und wenig durch Artillerie unterstützte, seine gefährdete Stellung, troz der Aufopferueg der Brücke und des Dammes, ganz zu sichern. Ja, ein schneller Angriff des noch in Lomza stehenden Generals Gielgud im Rücken des Feldmarschalls, oder, da dieß von dem aller Umsicht und Raschheit ermangelnden Gielgud nicht zu erwarten war, die von Skrzynecki, der beim Angriff oft zögernd, in der Vertheidigung aber immer groß erscheint, selbst beabsichtigte standhafte Behauptung seiner Stellung auf dem rechten Narewufer hätte vielleicht noch den nach ungeheuern Anstrengungen schon ermattenden Diebitsch am 27. Mai zum Rückzug gezwungen. Doch dem Rathe ängstlicher Generale, vorzüglich Prondzynski's, der früher sehr tapfer, im Unglück aber allen Muth verlor, mehr folgend als seiner Einsicht, zog sich Skrzynecki am 27. und 28. Mai schnell nach Praga zurück, ohne von Diebitsch, verfolgt und gehindert zu werden, was leicht geschehen konnte, wenn der russische Heerführer, in Erwartung dieses Rückzugs, vorher ein Corps nach Rozan entfernt hätte. Beide Heere hatten ungeheure Verluste; die Polen beweinten zwei tapfere Generale, Kaminski und Kicki. So war auch diese Schlacht wieder unentschieden, wie die bei Grochow, erwägt man aber, daß sie die Vereinigung des Feldmarschalls mit den Garden herbeiführte und daß der schnelle unerwartete Rückzug nach den anfangs über die Garden errungenen Vortheilen bei dem Feldherren und dem Heere wie unter dem Volke das Vertrauen zu ihrer Sache wankend machte, so sehen wir sie in ihren Folgen ebenso nachtheilig für Polen als die Schlacht bei Grochow für die Russen gewesen war. Der einzige Vortheil war, daß außer Chlapowski auch Gielgud in Lithauen eindrang. Als ihn der Obergeneral bei seinem Rückzuge als abgeschnitten schon aufgegeben, erbot sich Dembinski, ihm die Befehle dazu zu überbringen.

Nach der Schlacht bei Ostrolenka schreitet die Revolution fortwährend rückwärts. Skrzynecki eilte seiner zurückkehrenden Armee schnell voraus und als er die durch leere Gerüchte in Furcht versetzten Reichstagsmitglieder durch die unerwartete Nachricht von der Erhaltung des Heers

beruhigt hatte, konnte weder des damals noch unverdächtigen Gouverneurs Krukowiecki beißender Tadel und sein Ungehorsam gegen Skrzynecki, noch die mehren Reichstagsmitgliedern mitgetheilte Denkschrift des Generalquartiermeisters Prondzynski über die vom Oberfeldherrn bei Ostrolenka begangenen Fehler das Vertrauen der Mehrheit der Reichstagsmitglieder schwächen. Krukowiecki kam seiner Absetzung durch Einreichung seines Entlassungsgesuchs zuvor, und suchte sich zu Befriedigung seines Ehrgeizes der demokratischen Partei zu nähern. Viele entschiedene und kräftige Patrioten hingegen, nur nicht Czartoryski, der längst die Zögerung des Generalissimus gemißbilligt hatte, vereinigten sich, aus Furcht durch die Abdankung des Oberfeldherrn für ihr Vaterland mehr zu verlieren als zu gewinnen, mit der ihre Hoffnung auf Skrzynecki stellenden diplomatischen Partei, um zur Versöhnung der öffentlichen Meinung eine Dankadresse des Reichstags für ihn auszuwirken. Als er nach der Annahme derselben den Wunsch einer größern Einigung der Regierung geäußert, machten sie durch den Landboten Ledochowski am 8. Juni im Reichstage den Antrag einer Reform der Regierung, welcher, je mehr er auf dem Reichstage und außer der diplomatischen Partei unter Denjenigen, die mit der zeitherigen Wirksamkeit der Regierungsmitglieder nicht zufrieden und wegen des Einflusses der demokratischen Partei auf die Menge besorgt waren, Anklang fand, desto heftiger von der öffentlichen Meinung getadelt wurde, welche die Entfernung der Männer der Bewegung aus der Regierung mißbilligte. Aber auch der Reichstag verwarf diesen Antrag am 11. Jun. mit 42 Stimmen gegen 35.

Während dieser Begebenheiten in Warschau hatte Diebitsch nach Absendung Pahlen's zur Verfolgung Gielgud's zwischen Pultusk, Rozan und Przasznia gelagert, als er plötzlich am 9. Jun. in Kleuczewo bei Pultusk starb: ein Mann, der, nachdem er bei seinem ersten groß entworfenen Plane ungeahnete moralische und physische Schwierigkeiten gefunden hatte, nicht den Geist der Energie bewies, das flüchtige Kriegsglück zu fesseln. Einstweilen commandirte der Chef des Generalstabs Graf Toll. Jetzt, wo das russische Heer im nördlichen Theile des Königreichs ohne Führer nichts Entschiedenes unternehmen konnte und General Kreutz aus Lublin nach Podlachien heraufgerückt war, mußte Skrzynecki bei der dem Vaterlande drohenden Gefahr es für rathsam erachten, den General Kreutz, sowie das diesem aus Volhynien in die Woiwodschaft Lublin nachgerückte Corps Rüdiger's einzeln zu erdrücken. Er nahm daher am 14. sein Hauptquartier in Sienica und wollte Rüdiger's Corps durch Chrzanowski von Zamosc, durch Romarino von Pulawi her und durch ein unter dem unfähigen Jankowski gestelltes bedeutendes Corps von Lukow her einschließen lassen, während Rybinski den General Kreutz angreifen und er selbst zum Schutz der Hauptstadt in Sienica bleiben wollte. Durch eine wohlberechnete Scheinbewegung Toll's gegen Sierock aber wurde der um die Hauptstadt besorgte Oberbefehlshaber bewogen, Rybinski, ehe er den zurückweichenden Kreutz erreichen konnte, sowie Jankowski zurückzurufen. Jankowski hätte zwar unter dem Empfang dieses Befehls den General Rüdiger vernichten können, da der Oberst Turno sich mit der Avantgarde am 19. Jun. sechs Stunden lang bei Lisobyni glänzend mit Rüdiger's ganzem Corps geschlagen; doch konnte weder der zweideutig zögernde General Bukowski zur Unterstützung des gedrängten Obersten, noch Jankowski, nachdem er Befehl zum Rückmarsche erhalten,

zum Angriffe gegen Rüdiger, der ihm auch jetzt noch nicht entgehen konnte, bewogen werden. Er ging zurück, und Chrzanowski, statt den geschlagenen Feind vollends vernichten zu können, entkam am 23. Jun. mit Mühe und Noth über die Weichsel zu Romarino nach Sendomir. Skrzynecki hatte aber bei seiner Rückkehr die traurige Gewißheit, wieder die schönste Gelegenheit zu einer seinem Vaterlande wie seiner Stellung günstigern Entscheidung versäumt zu haben. In dieser Stimmung erfuhr Skrzynicki durch einen aus Galizien kommenden Offizier von einer angeblich zu Gunsten der Russen bestehenden Verschwörung; und froh, die von der öffentlichen Meinung wegen der letzten Vorfälle gebrandmarkten Generale Jankowski und Bukowski dabei verdächtig zu finden, ließ er am 29. Jun. sowohl diese als noch sechs andere Personen, unter welchen besonders General Hurtig als früheres Werkzeug des Großfürsten verhaßt war, so öffentlich verhaften, daß die dadurch entstandenen Zusammenrottungen des erbitterten Volkes nur mit Mühe durch den Fürsten Czartoryski und den Landboten Roman Soltik beruhigt werden konnten.

Auf dem Kriegsschauplatze begannen von russischer Seite bald nach der Ankunft des zum Oberbefehlshaber ernannten Feldmarschalls Paskewitsch am 20. Jun. im Hauptquartiere Pultusk rasche Bewegungen. Dieser kühne Führer, im Vertrauen auf die freundliche Gesinnung des preußischen Cabinets, beschloß den seitherigen Stützpunkt seiner Operationen aufzugeben und bewegte vom 5. bis 8. Jul. seine getheilten Armeecorps bei höchst ungünstigem Wetter nach Plock zu, um von da aus die Weichsel zu überschreiten. Skrzynecki war seit dem 5. d. M. in Modlin und hätte von hier aus nach Prondzynski's Plan den Russen bei ihrem gewagten Flankenmarsch sehr gefährlich werden können; doch zufrieden, sie mit einem schwachen Corps unter dem zaudernden Milberg zu beobachten, ließ er sie sich ruhig in Plock und dann, nach der preußischen Grenze, zu der bei Wroclawek geschlagenen Brücke ziehen. Vergebens drangen Andere in ihn, die Bewegungen der Russen zu hindern: nach Empfang eines Schreibens des franz. Ministers Sebastiani, welcher die Sache ohne eine Schlacht noch einige Monate hinzuziehen rieth, entschloß sich Skrzynecki bis vor Warschau nichts Entscheidendes zu thun, und begnügte sich, durch Rybinski und Chrzanowski, den er nebst Romarino aus Sendomir herangezogen hatte, den russischen General Golownin am 15. Jul. bei Kaluszyn ohne Erfolg bedrängen zu lassen. Wenn sich auch in dem Aufstande des am 21. Jun. aufgebotenen Landsturms, in dem neuen kräftigen Leben, das sich nach dem Eintritt neuer Mitglieder aus den altpolnisch-russischen Provinzen in die Landbotenkammer regte, und in dem überall sichtbaren Eifer für Befestigung der Hauptstadt noch der alte Patriotismus zeigte, so konnte bei Skrzynecki's Vertrauen auf diplomatische Unterhandlungen und bei seiner Unthätigkeit der russische Oberbefehlsbefehlshaber vom 14. — 19. ganz ungehindert und mit aller Bequemlichkeit bei Osiek über die Weichsel gehen und selbst den bei Lomza stehenden General Gerstenzweig mit völliger Aufgebung seiner Verbindung mit Rußland nachziehen lassen, sodaß dieser, der bei des Feldmarschalls kecker Sorglosigkeit der Vernichtung kaum hätte entgehen können, von dem tapfern General Turno, den Milberg nicht unterstützte, bei Racianz am 23. Jul. nicht angegriffen werden konnte und sich am 28. mit der russischen Hauptarmee vereinigte.

Während nun Paskewitsch ungehindert von der linken Seite sich der

Hauptstadt näherte, war auch die letzte Hoffnung auf eine günstige Diversion in Lithauen verschwunden. Am 7. Jun. hatten Chlapowski, der am 20. Mai die Grenze überschritten und, ohne auf bedeutende Hindernisse zu stoßen, die Insurgenten an sich gezogen hatte und nordöstlich vorgerückt war, und Gielgud, der vorzüglich durch Dembinski's Umsicht den General Sacken mit Verlust aus Raygrod geworfen hatte und über den Niemen gegangen war, sich in Kiedany vereinigt, und vor der Ankunft der gegen sie zurückgesendeten lithauischen Garden unter Kurutta und den aus Rußland unter Tolstoi nachrückenden Reserven einen raschen Angriff auf Wilna verabredet, wozu auch Dembinski mitwirken sollte: ein Plan, der, gut ausgeführt, bei der Schwäche der Besatzung von Wilna und der Stimmung der Einwohner gelingen mußte. Aber durch Gielgud's Schwäche und bei seinem Mangel an jeder militairischen Fähigkeit wurde der schon zu spät unternommene, aber doch noch von Dembinski und Chlapowski gut eingeleitete Angriff auf die Stadt am 20. Jun. von Kurutta abgeschlagen, sodaß nur die Tapferkeit des ersten polnischen Uhlanenregiments, das den Rückzug deckte, das Corps vor Vernichtung rettete. Nun erst dachte man den Aufstand in Samogitien zu unterstützen, was man von Anfang an mit mehr als dem dahin geschickten schwachen Corps des Generals Szymanowski hätte thun sollen, der trotz allem Eifer die dortigen zahlreichen Patrioten sehr unterstützen konnte. Doch auch hier mißglückte der Angriff auf die Kreisstadt Szawle am 18. Jul. durch Gielgud's Schuld. Die Regimenter, in welchen Ordnung und Mannszucht ziemlich in Verfall gerathen waren, wurden auf Chlapowski's Betrieb, der den schwachen Gielgud leicht gewann und alle Hoffnung eines Erfolgs aufgebend, jetzt bestimmt auf Rettung nach Preußen dachte, in drei Corps getheilt, von denen nur das unter dem kühnen Dembinski weiter östlich sich wendete, die andern beiden hingegen unter Gielgud, Chlapowski und Rohland, statt einen Haltpunkt in Samogitien oder wenigstens einen Weg nach Warschau zu suchen, gingen vom 12. — 15. Jul. in schwachmüthiger Verzweiflung ihrer Führer, von den ihnen folgenden russischen Abtheilungen gedrängt, nach Preußen hinüber. Gielgud, durch den Schuß eines Offiziers als Verräther niedergestreckt, büßte die Schuld seiner Schwäche, die den kriegserfahrenen Chlapowski, dessen Werkzeug Gielgud nur war, wegen seiner kleinmüthigen und absichtlichen Mißleitung der auf ihn vergeblich hoffenden Soldaten, viel schwerer traf. Die übergetretenen Polen wurden von der preußischen Behörde aufgenommen, entwaffnet und einstweilen unter Quarantaine gestellt.

Unter diesen Umständen mußte der von den Brüdern Niemojewski am 22. Jul. dem Reichstage mitgetheilte Vorschlag, in einem Kriegsrathe das seitherige Benehmen des Generalissimus untersuchen und sein künftiges Benehmen bestimmen zu lassen, auch gegen die Diplomaten durchgehen; doch Skrzynecki's Versicherungen, dem Kriegsrathe, welcher sogleich für eine Schlacht entschied, gehorchen zu wollen, versöhnten den Reichstag und beruhigten das Volk. Die Regimenter setzten sich gegen die Pozura in Bewegung, Skrzynecki selbst aber war erst am 3. Aug. in Sochaczew, und konnte sich noch nicht entschließen, die nun schon in Lowicz in feste Stellungen eingerückten Russen anzugreifen, sondern zog sich nach Bolimor zurück. Unterdeß war am 2. Aug. Dembinski mit seinem Corps unverletzt in Warschau angekommen. Er hatte sich, den

feigen Uebergang nach Preußen verschmähend, mit etwa 4000 Mann und 6 Kanonen über Mieszkucz, Poniewirz und Orzmiana herum über den Niemen und Bug durch 5 russische Corps hindurch mit der größten Umsicht ins Königreich gezogen, und ward in Warschau vom Heer und Volke jubelnd empfangen.

Auf Anregung mehrer Patrioten, vorzüglich der Brüder Niemojewski, sah sich, da nun auch Golawin nach Praga zu und Rüdiger sich über die Weichsel bewegte, die Regierung und der Reichstag genöthigt, am 10. Aug. eine Deputation nach Bolimow zu senden, um Skrzynecki selbst und die übrigen Generale und Obersten wegen des Oberfeldherrn Ungehorsam in einem Kriegsrathe zu vernehmen. Das für Skrzynecki ungünstige Resultat dieses Kriegsraths bewog die Deputation, Dembinski, seither Gouverneur der Stadt, zum interimistischen Oberbefehlshaber zu ernennen, welcher diese Stelle zwar auf 60 Stunden annahm, jedoch bei seiner Achtung gegen Skrzynecki und bei seiner Unbekanntschaft mit der Stimmung des Heers sich auf eine das Heer befremdende Weise an Skrzynecki anschloß, welcher zwar nach dem Entschlusse der Commission gern in einer untergeordneten Stellung dem Vaterlande dienen zu wollen versichert hatte, aber doch durch den ihm ergebenen Dembinski seinen Einfluß so lange als möglich bewahren zu wollen schien, um sein geliebtes Vaterland auf seine Weise zu retten. Da Dembinski's Benehmen vorzüglich 3 Mitgliedern der Regierung, nämlich Niemojewski, Morawski und Lelewel mißfiel, so wurde nun Prondzynski zum wirklichen Befehlshaber gewählt, der aber, mehr genialer Stratege als kräftiger Führer, schon am 13. Aug., theils im Gefühl dieser Schwäche, theils aus Furcht, wegen seiner Denkschrift als Intriguant gegen Skrzynecki zu erscheinen, den Antrag zurückwies. In dieser die Nation gefährdenden Unentschiedenheit glaubten nun die patriotischen Clubbisten, die den General Krukowiecki als Patrioten ganz für den Ihrigen hielten, eine Revolution zur neuen Entwickelung der Volkskraft hervorrufen zu müssen. Doch ehe die verschiedenen Parteien im Clubb darüber ins Reine kamen, führte eine im Kriegsrathe beschlossene rückgängige Bewegung des polnischen Heers nach den Verschanzungen der Stadt am 15. Aug. Nachmittags zu einem heftigen Auftritt in dem von Czynski präsidirten patriotischen Clubb, worauf eine Deputation an die Regierung gesendet ward, Skrzynecki's Entfernung zu veranlassen. Lelewel, als Theilnehmer des Clubbs, schwieg verlegen; die übrigen Glieder der Regierung suchten zu beruhigen; doch Barzykowski's gerechte aber jetzt zur Unzeit laut ausgesprochene Entrüstung über die Anmaßung der Abgeordneten und die Aufhetzungen der darüber erbitterten Clubbisten, vorzüglich des sehr excentrischen Priesters Pulawski und eines gewissen Boski, erzeugten nun unter den vor dem Regierungshause versammelten Unzufriedenen eine wilde Gährung; sie stürzten sich nach dem Schlosse, wo die seit dem 29. Jun. noch nicht gerichteten Verräther saßen. Die von Ostrowski aufgebotenen Nationalgarden und Militairabtheilungen leisteten bei ihrem Hasse gegen jene angeblichen Verräther wenig oder keinen Widerstand und unter immer stürmischerm Toben der wachsenden Pöbelmenge, welche Ostrowski nicht mehr zu hindern wagte, wurden Jankowski und die übrigen Verhafteten verstümmelt und gehängt. Diese Verwirrung benutzte der ehrgeizige Krukowiecki, suchte das Volk zu beruhigen und ließ sich von ihm in der Nacht zum Gouverneur der Stadt ausrufen. Auch

noch am 16. wüthete der Pöbel, ungehindert von Krukowiecki, gegen einige im Kerker sitzende Spione, sodaß im Ganzen 32 Menschen ermordet wurden.

Die Regierung war ihres Präsidenten Czartoryski beraubt, der in gerechter Besorgniß vor einem Angriff des verblendeten und aufgehetzten Pöbels ins Lager geflohen war. Sie zog jetzt die Marschälle beider Kammern, den Fürsten Radziwill und den Grafen Anton Ostrowski, mit zu ihren Berathungen. Die Regierung schickte, von der Erfolglosigkeit der Sendung Zwierkowski's benachrichtigt und durch Skrzynecki's Abdankung gedrängt, am 16. eine neue Deputation ins Lager an Prondzynski. Dieser auch von Czartoryski bestimmt, nachdem er von Krukowiecki's bedeutender Stellung gehört, erklärt sich bereit, nach der Verständigung mit Diesem den Oberbefehl zu übernehmen. Hierauf reichten die Regierungsglieder, theils wegen der letzten Vorfälle, theils wegen Lelewel's Verlangen, Pulawski zur Regierung zu ziehen, ihre Entlassung ein. Noch hätte Dembinski, der am 17. in die Stadt kam, das sinkende Vaterland retten können, wenn er seinen Plan, sich zum Dictator zu machen, die Schuldigen zu verhaften und alle Kräfte schnell gegen den Feind zu vereinen, auszuführen den Muth gehabt hätte. Er begann mit Verhaftungen mehrer Clubbisten; Krukowiecki war verschwunden; Lelewel war compromittirt. Bei der hierauf erfolgenden Berathung über die Regierungsform wurde der Entwurf, einen Regierungspräsidenten mit verantwortlichen Ministern zu wählen, von den Kammern angenommen, und Krukowiecki, bald wieder sichtbar, hatte es durch sein feines alle Parteien täuschendes Spiel dahin gebracht, daß ihm selbst vor neun würdigern Candidaten der Vorzug gegeben wurde. General Prondzynski hatte übrigens schon denselben Tag wegen Ungehorsams der Generale den Oberbefehl wieder niedergelegt.

Zunächst suchte nun der mit einer fast dictatorischen, nur vom Reichstage beschränkten Gewalt begabte Regierungspräsident theils durch Ernennung von Männern aller Parteien zu Militair- und Civilämtern, theils durch patriotische Proclamationen und erheuchelte Thätigkeit seine Stellung zu sichern, um im Falle des Siegs als Retter der Nation an der Spitze zu bleiben oder nach ihrem Untergange selbst gesichert zu seyn. Er ließ daher zwar den patriotischen Clubb schließen, suchte aber einzelne einflußreiche Clubbisten zu gewinnen, die von Dembinski verhafteten Urheber des Blutbades vom 18. richten, aber auch freisprechen. Zwar ernannte er den kräftigen Dembinski für jetzt zum Oberbefehlshaber, zum Stadtcommandanten aber den von nun an muthlos auf nichts als auf Unterhandlungen sinnenden General Chrzanowski; er ordnete das Heer und leitete Plane gegen den Feind ein, suchte aber auch wieder die Volkskraft in der Nationalgarde und im Landsturme zu lähmen. Bald trat er, in seiner Stellung sicherer, mit größerer Offenheit gegen seine Gegner hervor. Die rücksichtslose Entfernung Skrzynecki's, dem Dembinski wider seinen Willen das Commando eines Regiments gelassen hatte, gab ihm Gelegenheit, sich Dembinski's zu entledigen und in dem alten 75jährigen Malachowski zum Schein einen Oberbefehlshaber aufzustellen. Fortwährend veranlaßte Reibungen brachten es dahin, daß der kräftige Befehlshaber der Nationalgarde Ostrowski seine Entlassung erhielt und darauf Peter Lubienski angestellt wurde, von welchem Krukowiecki keine kräftige Entwickelung der warschauer Bürgerwehr zu fürchten hatte.

Warschau selbst, durch die Schuld der frühern Regierung nur auf 7 Tage verproviantirt, war jetzt fast von allen Seiten umschlossen. Paskewitsch stand, nachdem er einzelne Heerabtheilungen nach Kalisch entsendet hatte, welche der tapfere aber schwache Landsturm nicht sehr hindern konnte, mit der Hauptmacht bei Raszyn unweit Warschau und erwartete den General Kreutz, der aus Lithauen über Raygrod und Nieszawa sich ihm näherte. Rosen und Golowin waren bei Grochow aufgestellt, Rüdiger stand mit Geismar bei Radom, da der gegen ihn abgesendete General Rozycki nach einem glücklichen Gefecht bei Ilza sich wegen seiner Schwäche nach Krakau hatte ziehen müssen, und Kaisarow, der noch die Verstärkung Roth's und anderer Generale aus Volhynien zu erwarten hatte, bei Zamosc. Gegen Krukowiecki's eigne Ansicht, in dem beschränkten Raume von Warschau eine Schlacht zu liefern und gegen Dembinski's Meinung, den ganzen Krieg nach Lithauen zu versetzen, ward in einem Kriegsrathe auf Uminski's Antrag beschlossen, eine 4000 Mann starke Abtheilung Reiterei unter Lubienski nach Plock und ein Corps von etwa 20.000 Mann unter Romarino gegen Rosen nach Kaluscyn zu senden, um diese Gegenden von den Feinden zu säubern und Warschau mit Lebensmitteln zu versorgen. Beide Abtheilungen brachen am 20. Aug. von Warschau auf. Da sich indeß Romarino, sonst tapfer, als Anführer schwankend und unsicher bewies, eilte Prondzynski ihm nach und entwarf den trefflichen Plan, Rosen nach Praga zu drängen; doch trotz der Tapferkeit, mit welcher die Polen in dem glücklichen Gefechte bei Miendzyrzecz am 28. Aug. kämpften, gelang es dem russischen Feldherrn bei Romarino's Unthätigkeit nach Terespol und hier angegriffen, über den Bug zu entkommen. Die dadurch für die Hauptstadt gewonnene Hülfe an Lebensmitteln und Geldern war die einzige Frucht jenes Siegs, Romarino aber blieb, den erhaltenen Befehlen entgegen, in der Hoffnung eines Erfolgs gegen den Feind, fortwährend von der Hauptstadt entfernt. Paskewitsch, seit dem 27. Aug. mit Kreutz vereinigt, hatte indeß am 4. Sept. Unterhandlungen mit den Polen eröffnet, indem er ihnen den frühern Zustand und Amnestie gegen die Uebergabe der Stadt versprach: ein Antrag, der zu sehr den Hoffnungen der Polen widersprach, als daß ihn nicht der ohnehin schon den Patrioten verdächtige Krukowiecki nach einer Berathung mit den Ministern, dem Senatspräsidenten und dem Reichstagsmarschall hätte zurückweisen müssen, welches denn auch schon am folgenden Tage durch General Prondzynski geschah. Doch schon am 6. Sept. sollte die Stadt aus der Sicherheit, die ihr der russische Antrag gegeben hatte, fürchterlich aufgeschreckt werden.

Die Stadt Warschau, welche sich am linken Weichselufer in einer ziemlichen Ausdehnung hinzieht, war durch 73 Redouten und Lunetten in zwei, im ausgedehnten Halbkreis herumlaufenden Linien befestigt; der befestigste Punkt der äußern Linie war im polnischen Centrum das Dorf Wola. Doch erwarteten die Polen den Hauptangriff auf dem linken Flügel, den Uminski befehligte, während Dembinski den rechten Flügel anführte. Die Reserveartillerie befehligte General Bem. Nach Absendung der einzelnen Corps mochten etwa 30.000 Mann zur Disposition der Vertheidiger stehen, da Krukowiecki jede Theilnahme der Nationalgarde verhindern zu wollen schien. Gegen die erste Linie begann der russische Feldmarschall plötzlich am 6. Sept. früh um 5 Uhr

den Sturm, sodaß die äußersten Batterien des Centrums vor- und seitwärts Wola von Pahlen und Kreutz zuerst angegriffen wurden. Wüthend war der Angriff, wüthend die Vertheidigung; doch die beiden sehr schwach besetzten Werke bei Wola, wo die Russen ihre Hauptkräfte concentrirten, wurden genommen und von hier aus Wola selbst nach der tapfersten Gegenwehr der Besatzung um 8 Uhr erstürmt, wobei der General Sowinski den Heldentod starb. In der Erwartung, daß der Hauptangriff vom russischen rechten Flügel drohe, war der General Bem zu spät und mit zu wenig Geschütz zu Hülfe gekommen; Dembinski und vorzüglich Uminski, der seine heftig angegriffene Stellung wacker vertheidigte, hatten auf ihren Flügeln zu thun; der Oberbefehlshaber Malachowski, ungeachtet seines Alters höchst thätig, sah sich vergebens nach Krukowiecki um, der sich erst nach der Einnahme von Wola blicken ließ. Dem weitern Vordringen der Russen von Wola aus wurde nun zwar durch Bem, und den verstärkten russischen Angriffen auf dem linken Flügel durch Uminski kräftig Einhalt gethan; ja, um 3 Uhr Nachmittags versuchten die Polen sogar die Wiedereinnahme Wolas, die jedoch bei der ungeheuern Uebermacht und der günstigen Stellung der Russen nicht gelingen konnte. Eine Kanonade, die bis 5 Uhr dauerte, beschloß diesen ersten heißen Tag. Die zweite Befestigungslinie, ja, selbst noch ein unversehrter Theil der ersten würde bei einer umsichtigen Leitung der Vertheidigung und die barrikadirte Stadt bei einem Aufgebot der patriotischen Nationalgarde hinreichende Sicherheit gewährt haben, bis der dringend zurückgerufene Romarino mit seinen 20.000 M. eintreffen konnte; Krukowiecki aber gab alle Hoffnung auf. Nachdem er von der durch falsche Nachrichten getäuschten Reichstagsdeputation die Vollmacht zur Einleitung von Unterhandlungen erhalten hatte, begab er sich, ohne zur weitern Vertheidigung das Geringste anordnen zu lassen, nach einem durch die Sendung Prondzynski's bis zum 7. Sept. früh 9 Uhr vermittelten Waffenstillstand, um diese Zeit zu Paskewitsch, und erlangte nach seiner Erklärung, ohne Zustimmung des Reichstags auf des Feldmarschalls Forderung völliger Unterwerfung nicht eingehen zu können, eine Verlängerung des Waffenstillstandes bis 2 Uhr. Trotz den Vorstellungen Prondzynski's konnte er bei dem fast einmüthigen Gegenstreben des Reichstags, der von 10 Uhr an versammelt gewesen, die Einwilligung desselben zu Uebergabe der Hauptstadt nicht erhalten, und der fürchterlichste Sturm begann um 2 Uhr von Neuem.

Zwar wies Uminski auf dem linken Flügel die heftigsten Angriffe der Russen zurück, doch im Centrum wichen die Polen von den Russen von Wola hergedrängt, sodaß General Toll, der statt des leicht verwundeten Paskewitsch commandirte, um 5 Uhr den vor den Barrieren der Stadt liegenden Ort Czyste zu stürmen befahl. Um 6 Uhr hatten die Russen nach hartnäckiger Vertheidigung der schwachen Besatzung die bei den Unterhandlungsabsichten des Regierungspräsidenten nicht unterstützt wurden, sich der zweiten Verschanzungslinie bei Czyste bemächtigt. Obgleich der durch Malachowski kräftig unternommene und von Uminski unterstützte Versuch, jene Werke wieder zu nehmen, nicht gelang, so konnten doch die Russen in dem, bis in die Nacht fortdauernden Kampfe nicht weiter vordringen und Malachowski's Plan, Uminski's Infanterie gegen die Russen im Centrum zu führen, hätte den Kampf zum großen Nachtheil der Russen bis zum Eintreffen Romarino's hinhalten können.

Krukowiecki aber, der die während des Sturmes auf Czyste empfangene Erklärung des seit 4 Uhr wieder versammelten Reichstags, daß er als Regierungspräsident das Recht zur Einleitung von Unterhandlungen habe, klug hätte benutzen können, bis zu Romarino's Ankunft Zeit zu gewinnen, schickte statt dessen Prondzynski um 6 Uhr wieder mit einem Unterwerfungsbriefe, wozu er nicht ermächtigt war, ins russische Lager, zog die meisten Truppen Uminski's ohne Wissen des Befehlshaber Malachowski in die Stadt zurück und schickte sie zum Theil nach Praga in der Hoffnung, nach Entfernung der Vertheidigungsmittel den Reichstag zur Unterwerfung zu zwingen und als Vermittler eine Rolle zu spielen, die er als Vertheidiger durchzuführen nicht den Muth hatte. Die Nachrichten, die der um 10 Uhr Abends durch den Marschall Ostrowski zum letzten Male versammelte Reichstag von Malachowski erhielt, bewogen Jenen, Krukowiecki abzusetzen, welcher wüthend, seinen Plan gescheitert zu sehen, und drohend Warschau verließ. Die einmal begonnene Räumung der Werke mußte nun bei der durch Krukowiecki herbeigeführten Unordnung von dem neuen Regierungspräsidenten Bonaventura Niemojewski fortgesetzt werden; die übrigen Truppen und die wichtigsten Papiere wurden durch Malachowski's, Niemojewski's und Ostrowski's Thätigkeit in der Nacht nach Praga geschafft, als der russische General Berg mit Prondzynski um Mitternacht in Warschau anlangte, und nur mit Krukowiecki unterhandeln zu wollen erklärte. Zwar holte man Diesen herbei; doch da er sich in seinem Bestreben, einen schimpflichen Friedensvertrag zu unterhandeln, vorzüglich durch Ostrowski's kühnes und unerschrockenes Entgegentreten gehindert sah, stand er davon ab, und es ward endlich am 8. Sept. nach gehaltenem Kriegsrath um 12 Uhr Mittags durch eine Militairconvention die Uebergabe Warschaus und Pragas festgesetzt und den Polen gestattet, binnen 48 Stunden alle Militaireffecten aus Warschau zu schaffen. Dieß war die Frucht der Intriguen Krukowiecki's und der Muthlosigkeit Prondzynski's, welche Beide, Jener von dem nach Modlin abziehenden Heere zurückgestoßen, Dieser freiwillig, russische Gefangene wurden. So hatten die Russen mit einem von ihnen selbst angegebenen Verlust von beinahe 11.000 Mann, der aber gewiß höher anzuschlagen ist, Warschau besetzt, ohne daß die zweite Verschanzungslinie von ihnen ganz erstürmt oder die Befestigungen der Stadt selbst angegriffen worden waren. Der Held des 29. Nov. Peter Wysocki war bei dem Sturm verwundet in russische Gefangenschaft gerathen.

Am 9. Sept., als das aus Praga ausgerückte polnische Heer nebst den Mitgliedern des Reichstags in Modlin angekommen war, und nach Malachowski's freiwilligem Zurücktreten durch einen Kriegsrath, den der neue Regierungspräsident Niemojewski dazu bevollmächtigte, in dem patriotischen, aber schwachen Rybinski einen neuen Führer erhalten hatte, suchten die Russen die Beendigung des Kriegs durch Unterhandlungen herbeizuführen, die ihnen bei den immer noch bedeutenden polnischen Streitkräften wünschenswerth seyn mußte. Der General Berg hatte daher am 10. in Nowydwor eine Unterredung mit Rybinski, dem er jede Erleichterung zur Zusammenziehung der polnischen Truppen in der Gegend von Plock versprach. Die Zurückhaltung der polnischen Militaireffecten mußte schon Mißtrauen erregen, und nach langen Unterhandlungen zwischen Berg und dem von Rybinski bevollmächtigten General Morawski, wobei der russische General, der Einleitung zu einem von

den Polen gewünschten entscheidenden Friedensverträge ausweichend, nur Zeit zu gewinnen suchte, schlug Berg einen vierwöchentlichen Waffenstillstand vor, während die Polen die südlichen Woiwodschaften Krakau, Sendomir und Lublin besetzen sollten. Bald darauf machte er wegen Lublin Schwierigkeiten und als Rybinski nachgab, erklärte Paskewitsch, er könne nur mit einer militairischen Gewalt, auf welche die Regierung und der Reichstag keinen Einfluß hätten, unterhandeln, da seit dem 11. Sept. sich einige Senatoren und viele Landboten, letztere unter Ostrowski's fortwährender thätiger Leitung, zu Zakroczym bei Modlin versammelt hatten, die nach einstimmiger Erklärung ihrer Nichttheilnahme und Mißbilligung der durch Krukowiecki herbeigeführten Militairconvention, über die Mittel zur Rettung und Sicherung des Vaterlandes Berathungen hielten. Im Vertrauen auf die Redlichkeit der Russen gab Rybinski ihrem Verlangen nach, und erließ an die Regierung und den Reichstag die Aufforderung, sich aufzulösen. Während er die von Berg versprochene Fortsetzung der Unterhandlungen hoffte, meldete ihm der russische General am 20. den Uebergang des Romarino'schen Corps nach Galizien.

Romarino, bei dessen Heerabtheilung sich auch der ehemalige Regierungspräsident Czartoryski eine Zeit lang befand, war, als er am 7. Sept. die Nachricht von der Gefahr der Hauptstadt erhalten, mit seinen kampfbegeisterten Truppen nach Siedlce aufgebrochen und am 8. Abends bei dem Flusse Kostrzyn angelangt, wo er die Nachricht von der bereits erfolgten Uebergabe erhielt. Statt aber dem bald darauf eingetroffenen Befehle des Oberbefehlshabers Malachowski zu folgen, und zur Vereinigung sämmtlicher polnischer Streitkräfte über den Bug nach Modlin zu marschiren, wendete er sich in ziemlich langsamen Märschen über den Wieprz nach Kazimierz an der Weichsel, versäumte hier die günstige Gelegenheit, durch schnelle Einnahme der dortigen von den Russen schwach besetzten Brücke über die Weichsel zu gehen und durch Zurückwerfung des in Ilza stehenden Generals Rüdiger sich mit dem im Krakauischen stehenden Rozycki zu vereinigen, und suchte sich weiter südlich bei Zawichost über die Weichsel zu ziehen. Auf diesem Marsche aber unaufhörlich von Rosen gedrängt, den die tapfern Befehlshaber der Arrieregarde, General Langermann und Oberst Kruszewski, mit Mühe zurückhielten, und von der in Folge seiner Zögerung immer mehr einreißenden Demoralisation seiner Soldaten überzeugt, ging er am 17. Nachts von Zawichost mit 11.000 Mann nach Galizien über, sodaß also auch diese Hoffnung einer Rettung Polens durch den Ungehorsam und die Ungeschicklichkeit des Führers verloren ging. Diese Nachricht ließ der Feldmarschall Paskewitsch dem General Morawski mit Bemerkungen zukommen, die über die russischen Absichten hinlänglich enttäuschen konnten, und dieß, nebst den darauf folgenden Bewegungen der Russen bewog Rybinski, um nicht in Modlin eingeschlossen zu werden, das Heer nach Plock zu führen, und er entschloß sich endlich, schnell über die Weichsel zu gehen, wohin er den General Dembinski mit der Avantgarde vorausgeschickt. Doch die am 20. eingelaufene russische Erklärung, daß unter gegenwärtigen Umständen nur von unbedingter Unterwerfung die Rede seyn könne, und daß dieses Heer nach der Uebergabe Modlins die weitern Entscheidungen in der Woiwodschaft Plock erwarten sollte, änderte Rybinski's Entschluß. Er ließ sich, noch einmal getäuscht, zu neuen

Unterhandlungen verleiten und rief Dembinski zurück. Da aber in der darauf am 23. Sept. zu Plock gehaltenen letzten Reichstagssitzung Niemojewski seine Präsidentenwürde niedergelegt hatte, um dem Reichstag Gelegenheit zu geben, zur Rettung des Vaterlandes alle Gewalt in Einer Person zu vereinigen, so wählte derselbe, da Dembinski abwesend war und Bem die Wahl ablehnte, den von vielen Offizieren in Jubel herbeigeführten Uminski zum Regierungspräsidenten und Oberfeldherrn. Doch nahm dieser nur die letztere Würde an, mit dem Versprechen, die Truppen über die Weichsel zu führen, sodaß Niemojewski die Civilgewalt wieder übernahm. In Folge dieser Erwählung brach Morawski eigenmächtig die von Rybinski eingeleiteten Unterhandlungen ab und Berg kehrte von Nowydwor nach Warschau zurück.

Noch hätte vielleicht ein so patriotischer und kräftiger Mann wie Uminski Polen retten können; aber der größte Theil des Heers verschmähte ihn in unseliger Verblendung und übergab Rybinski wieder den Oberbefehl. Bei der durch diese Umstände zunehmenden Verwirrung und Demoralisation der Truppen mußte nun dieser durch den General Milberg die Unterhandlungen wieder anzuknüpfen suchen; doch jetzt, wo die Russen während der durch ihr listiges Benehmen gewonnenen Zeit den Polen alle Rettungsmittel abgeschnitten hatten, war das Verlangen des Feldmarschalls Paskewitsch zu erwarten: die Polen sollten sich ohne alle Bedingung dem Kaiser und König unterwerfen. In Uebereinstimmung mit den meisten Führern verwarf Rybinski diese schimpfliche Forderung und führte nach einem zu spät unternommenen und daher verunglückten Versuche, die Weichsel zu überschreiten, das tief trauernde Heer, etwa 24.000 Mann stark, am 5. Oct. über Lipno, Rachow und Rypin auf das preußische Gebiet über, sodaß Dembinski mit der Nachhut den Uebergang deckte. Die Mitglieder der Regierung und des Reichstag waren, erst nach Uminski's Verwerfung das Vaterland für verloren achtend, schon am 26. Sept. auf preußischem Gebiete angelangt. Nur Vincenz Niemojewski und Olizar wurden auf diesem Zuge von Tscherkessen aufgefangen. Nach diesen Unglücksfällen konnten sich die übrigen Corps nicht lange mehr halten. Der tapfere Rozycki, unter welchem der früher entlassene Szembek als Freiwilliger diente, zog sich kämpfend, von Rüdiger gedrängt, aus der Woiwodschaft Krakau bei Podgorze über die Weichsel, zum Theil durch das Gebiet des Freistaats Krakau, nach Oestreich. Bald darauf übergab der heldenmüthige Commandant von Modlin, Ledochowski, nachdem sein Plan, die Feste in die Luft zu sprengen, an der Schwäche der von ihm im Kriegsrathe befragten Generale und Obersten gescheitert war, die Festung und sich nebst der Garnison zu Kriegsgefangenen. Zamośc ging durch Capitulation über. Einige zerstreute Insurgenten beschäftigten noch die Russen in der Woiwodschaft Augustowo und in Lithauen in diesem und dem Anfange des folgenden Jahres.

So erschlafften nach dem Falle von Warschau nach und nach alle Kräfte, welche den Widerstand immer noch einige Zeit fortsetzen zu können schienen. Alle Hoffnungen auf ein durch die Polen zu erringendes glückliches Ziel ihres Strebens waren geschwunden; es war stille geworden an den Ufern der Weichsel. Bald hörte man von unzähligen Strafurtheilen in den ehemaligen polnischen mit Rußland vereinigten Provinzen, wo viele Edelleute als Theilnehmer an den unruhigen Be-

wegungen durch kriegsrechtlichen Ausspruch ihres Adels beraubt und theils zu Zwangsarbeiten in den sibirischen Linienbataillonen verurtheilt wurden. Durch Ukasen vom 2., 9. und 13. Oct. wurden die Offiziere der Heerabtheilungen Romarino, Kaminski und Rozozki in Galizien und von Rybinski in Preußen für immer vom vaterländischen Boden verbannt, und mußten im Auslande Zuflucht suchen. Confiscationen folgten; selbst Czartoryski, der Jugendfreund Alexander's, der nach Galizien entkommen war, verlor außer seinen Würden und Orden, seine sämmtlichen ansehnliche Besitzungen im westlichen Rußland. Die bedeutendsten Theilnehmer an der Revolution, die sich nicht durch Flucht gerettet hatten, wurden theils wie Wysocki, Niemojewski und Andere verhaftet, theils, wie Krukowiecki, Prondzynski, Ledochowski und andere Anführer, einstweilen in das Innere des russischen Reichs geschickt. In den höhern Schulen wurden die obern Classen aufgehoben; die Universitäten zu Warschau und Wilna aufgelöst, ihre schönen Sammlungen versiegelt und bald darauf nach Rußland gebracht; auch das Cadettenhaus zu Kalisch hörte auf zu bestehen und die Cadetten wurden in russische Militairschulen abgeschickt. Doch nicht bloß die gebildeten Classen hatten Vieles zu betrauern, auch die gemeinen Polen traf ein schweres Unglück; es sollten nicht nur alle polnischen Soldaten, die früher zurückgeblieben oder im Vertrauen auf die kaiserliche Amnestie zurückgekehrt waren und nicht gleich einen bestimmten Unterhalt nachweisen können, zum 15—25jährigen Dienst in der russischen Armee nach Kiew abgehen, sondern auch die Kinder der ärmern Volksclassen wurden in Warschau und andern Gegenden des Landes zum Jammer vieler armen Eltern aufgegriffen und in russische Soldatenschulen geschickt.

Nachdem seit Warschaus Fall eine aus den Generalen Rautenstrauch und Kossecki und den Staatsräthen Fuhrmann und Zielinski bestehender Administrationsrath anfangs unter dem Vorsitze des Geheimraths Engel, später unter dem Statthalter Fürsten Paskewitsch, die Verwaltung des Königreichs geleitet hatte, wurde endlich durch ein kaiserliches Manifest von 26. Febr. diesem provisorischen Zustande auf eine Weise eine Ende gemacht, wie es sich nach dem seither gegen Polen beobachteter Verfahren erwarten ließ. Das durch dieses Manifest erlassene aus 69 Artikeln bestehende organische Statut sicherte zwar dem Königreich Polen eine abgesonderte, vom kaiserlichen Reichsrathe abhängige Regierung und Verwaltung unter der Oberaufsicht des Statthalters und die den Polen in der Constituton von 1815 verliehenen Rechte auf Freiheit ihrer Person und ihres Eigenthums, die ungestörte Religionsübung und eine bedingte Preßfreiheit, sowie das Recht, in Adels- und Gemeindeversammlungen, die aber nur von dem Statthalter berufen werden können, die Mitglieder der zu errichtenden Woiwodschaftsräthe zu wählen und Candidatenlisten zur geneigten Berücksichtigung der Regierung bei Besetzung von Stellen einzureichen; die Vertretung der Nation auf dem Reichstage aber, nebst den diesem zukommenden Rechten und die früher in einem eignen Wappen, in Landesfarben und in einem abgesonderten Heere den Polen verliehene nationale Selbständigkeit wurden vernichtet, sodaß jetzt Polen ganz als russische Provinz nur mit eigenthümlicher Verwaltung zu betrachten ist. Die Provinzialstände, deren spätere Einrichtung im organischen Statute versprochen worden ist, dürften nach Allem, was bereits über ihren Wirkungskreis angedeutet worden war, das Verlorene nicht ersetzen.

Während die auf das preuß. Gebiet übergegangenen Soldaten, die der vom Kaiser Nikolaus verkündeten Amnestie theilhaftig werden konnten, größtentheils in ihre Heimath zurückkehrten, beharrten einige Tausende auf dem Entschlusse, ihr Vaterland zu meiden, und wanderten theils heimlich, theils von der preuß. Regierung unterstützt, nach Frankreich, wohin sich die meisten Offiziere und viele Reichstagsglieder zunächst begaben. In Posen, Leipzig Dresden, Altenburg, Frankfurt, Nürnberg, Heidelberg, Karlsruhe, Manheim, Stuttgart, Darmstadt, Kassel fanden die durchreisenden Polen nicht nur eine an Enthusiasmus grenzende Aufnahme, sondern die Hülfsbedürftigen Nahrung, Geld, Kleidungsstücke und Beförderung zur Weiterreise. In Frankreich trat von Strasburg bis Paris so zu sagen Stadt für Stadt, Dorf für Dorf zusammen, um der „Tapferkeit im Unglücke" eine brüderlich werkthätige Anerkennung darzubringen. In Strasburg, Avignon, Grenoble, Nancy, Dijon, Besançon, Chartres und Chalons entstanden Vereine, deren Zweck war, durch jedes nur erdenkliche Mittel das Schicksal der ehemaligen Verbündeten der großen Armee zu erleichtern. Auch aus den Staatskassen wurden sie unterstützt. Die meisten Offiziere und viele Reichstagsglieder wandten sich nach Paris. Es bildete sich in Paris ein Centralverein von mehren einflußreichen Polen, welcher die gemeinsamen Angelegenheiten der Ausgewanderten in seine Hand nahm und mit den in Deutschland gestifteten Unterstützungsvereinen in Verbindung trat. Die ehemaligen Reichstagsglieder, die nach einem von der Versammlung vor ihrer Auflösung gefaßten Beschlusse sich als bevollmächtigten Ausschuß betrachteten (J. Lelewel, Jos. Zalinski, E. Nikaczewski, Anton Hluszerewicz, L. Chodzko, M. Hube, A. Przecisżewski, Valer. Pieutkiewicz als Secretair und C. E. Wodzinski als Schatzmeister), setzten ihrer Thätigkeit ein höheres, auf künftige Wiedererhebung Polens gerichtetes Ziel, und mochten selbst Verbindungen mit dem Vaterlande unterhalten. Aber die alte Zwietracht, die so oft bei den wort- und thatkräftigen Reichstagen die Besten der Nation trennte und selbst die wärmsten Patrioten dem kleinlichen Spiele der Eitelkeit und Selbstsucht preisgab, erhob auch jetzt wiederum ihr Haupt und erzeugte Parteiungen, die widerstreitenden Richtungen folgten. Die Verlegenheiten, in welche die franz. Regierung durch die politische Thätigkeit der Polen gesetzt wurde, ihre Geneigtheit, dem guten Einverständnisse mit den nordischen Höfen nachgiebig, Opfer zu bringen, aber freilich auch die unbedachtsame Theilnahme einzelner Polen an den Umtrieben in Frankreich, führten seit 1832 zu mehrfachen Beschränkungen und immer strengern Beaufsichtigungen. Als nun mehre der einflußreichsten Polen die Weisung erhielten, entweder Frankreich ganz oder wenigstens die Hauptstadt zu verlassen, und Lelewel am 8. März 1833 sogar auf dem Landsitze Lafayette's mit gewaffneter Macht aufgehoben und nach Tours geführt worden, löste sich das Band der Polenvereine immer mehr. Viele Polen gingen nach Belgien und England (wo sie ebenfalls Unterstützung fanden), oder nahmen Kriegsdienste unter Don Pedro. Eine zahlreiche Schar warf sich im April der Schweiz in die Arme, mißbrauchte aber durch Theilnahme an dem Zuge Romarino's gegen Savoyen das Asylrecht, und mußte nun das Land verlassen, worauf sich die Meisten nach England und Amerika begaben. Nur Wenige unterwarfen sich, nahmen die Amnestie an und kehrten in die Heimath zurück.

Eine Hauptwerk über Polen, obgleich mit sichtbaren Hasse gegen Katharina und Poniatowski geschrieben, ist Rulhière's „Histoire de l'anarchie du démembrement de cette république" (4 Bde., Paris 1807); über die erste Theilung Polens s. v. Dohm's „Denkwürdigkeiten" (1. Bd.) und „Lettres du Baron de Vioménil" (Paris 1808); auch Malte-Brun's eilfertig entworfenes, in Ermangelung eines bessern aber noch jetzt brauchbares Werk: „Tableau de la Pologne ancienne et moderne" (Paris 1807). Damit verbinde Jekel's histor.-statistische Werke über Polen und Galizien (Wien 1804—9); Flatt's „Topographie des Herzogth. Warschau" (Leipz. 1810), und von Holsche's „Geographie und Statistik von West-, Süd- und Neuostpreußen" (Berl. 1807). Empfehlung verdienen 3 Werke in poln. Sprache: G. S. Bandtke's „Begebenheiten der poln. Nation" (Bresl. 1826); Ad. Naruszewicz's „Geschichte der poln. Nation rc.", in poln. Sprache (des 1. Bds 1. u. 2. Th. wurden erst im J. 1824 zu Warschau herausgeg., die übrigen Bände des Werkes in 6 Theilen waren schon früher gedruckt; 2. Ausg. in der Mostowski'schen Samml. 1803, 4.) u. Jul. Urs. Niemcewicz's „Erinnerungen an das ehemal. Polen" (Warschau 1822). Ferner: Alex. v. Bronikowski's „Geschichte Polens" (4 Bdchn., Dresd. 1827). — Ferrand's Werk über die Theilung Polens und Solignac's Werk über die poln. Geschichte sind unbrauchbar. Dagegen enthalten neue Aufschlüsse, vorzüglich über die Zeit von 1794—98, Mich. Oginski's „Mémoires sur la Pologne et les Polonais depuis 1788—1815" (Paris 1826, 4 Bde.) und des Vfs. „Observations sur la Pologne et les Polonais pour servir d'introduction aux Mémoires etc." (Paris 1827). Ein jüdischer Kaufmann, M. Rosenfeld, schrieb 1825 zu Warschau eine Geschichte Polens in hebr. Sprache. Leon. Chodko schrieb eine „Hist. des légions Polonaises en Italie sous le commendem. du Général Dombrowski" (Paris 1829), und Salvandy eine „Hist. de Pologne, avant et sous le Roi Jean Sobieski" (3 Bde., Paris 1829). Ueber den Gang der Revolution und die Kriegsereignisse gibt die ausführlichsten Nachrichten Spazier's „Geschichte des Aufstandes des polnischen Volkes in den Jahren 1830 und 1831" (3 Bde., Altenburg 1832; ins Polnische und Franz. übersetzt Paris 1833). Die Grundlage dieses Werkes sind urkundliche Nachrichten; Reichstagsacten, Tagebücher, handschriftliche und mündliche Mittheilungen der vorzüglichsten Theilnehmer an den Ereignissen seit dem 29. Nov. 1830. Wichtig ist das Werk des Grafen Roman Soltyk: „La Pologne. Précis historique, politique et militaire de sa révolution etc." (2 Bde., Paris 1833). Eine gute Uebersicht der Kriegsbegebenheiten gibt der Artillerielieutenant Marie Brzozowski in „La guerre de Pologne en 1831" (Leipzig 1833, mit Plänen der Hauptschlachten). Schätzbare Beiträge zur Geschichte der Revolution liefert die 1833 in Paris begonnene Zeitschrift: „Le polonais, journal des intérêrets de Pologne".

Policinell, s. **Pulcinella**.

Polignac (Melchior v.), Abbé, zuletzt Cardinal, Diplomatiker, geb. 1661, gest. 1741, stammte aus einem der angesehensten Häuser in Languedoc. Schon 1689 hatte er sich bei den Unterhandlungen mit dem Papste Alexander VIII. in Ansehung der Artikel, welche die franz. Geistlichkeit 1682 für die gallicanische Kirche angenommen hatte, so gewandt gezeigt, daß jener Papst in einer der letzten Audienzen zu ihm sagte: „Sie scheinen immer meiner Meinung zu seyn, und doch siegt immer

zuletzt die Ihrige". Auch Ludwig XIV., der dem Abbé bei dessen Rückkehr von Rom eine Audienz ertheilte, sagte von ihm: „Ich habe eben mit einem jungen Menschen eine Unterredung gehabt, der mir beständig widersprach, ohne daß ich auch nur einen Augenblick ungehalten werden konnte". 1693 ward er als außerordentlicher Botschafter nach Polen geschickt, um den König Johann Sobieski von dem Bunde mit Oestreich gegen die Pforte abzuziehen und zu einem neuen Bunde mit Frankreich gegen Oestreich zu bewegen. Nach Sobieski's Tode 1696 sollte er die polnische Königswahl auf den Prinzen Conti leiten, und Ludwig XIV. gab ihm Vollmacht, Jedem, der dazu beitragen würde, eine Pension von 100.000 Livr. zu versprechen. Doch fand seine latein. Anrede an die polnische Wahlversammlung (bei Flassan IV, 141) erst Beifall, als ihm 560.000 Livr. zur Vertheilung unter die Großen zu Gebote standen. Obgleich er aber noch andre 500.000 Livr. versprach, so gewann dennoch der Bischof von Kujavien eine starke Partei für den Kurfürsten von Sachsen. Polignac vermochte bloß, die Partei zu trennen, welche sich für den Prinzen Jakob, Sohn der verwitweten Königin, erklärt hatte. Auf sein Verlangen schickte man einen zweiten Gesandten nach Warschau, den Abbé v. Chateauneuf; beide Minister konnten aber dennoch ihren Zweck nicht erreichen. Die sächsische Partei verstärkte sich immer mehr, und in dem Augenblicke, wo Polignac den Sieg schon errungen zu haben glaubte, erschien der Bischof von Kujavien auf dem Wahlfelde und rief den Kurfürsten v. Sachsen als König aus, der bald darauf in Krakau seinen Einzug hielt. Der Prinz v. Conti, der vor Danzig anlangte, ward nicht ins Land gelassen und segelte nach Frankreich zurück. Zugleich erklärten die Danziger, daß sie den Abbé Polignac nicht als Gesandten, sondern als Feind ansähen, und bemächtigten sich seines Eigenthums. Er ging hierauf nach Frankreich zurück und ward 1698 zur Strafe für seine verunglückte Mission in seine Abtei Bonport verwiesen. 1710 ging er als franz. Minister zu den Verhandlungen von Gertruydenberg. Hier war es, wo er gegen die holländ. Minister, als sie die bekannten demüthigen Forderungen an Frankreich machten, mit Bitterkeit bemerkte: „Meine Herren, sie sprechen wie Leute, die nicht gewohnt sind zu siegen". Der König rief damals seine Minister zurück, die vorher noch ein starkes Schreiben an den Großpensionnair Heinsius erließen. Dießmal empfing Ludwig den Abbé gnädig. Er ernante ihn 1712 nebst dem Marschall d'Hurelles und Menager zu seinem Bevollmächtigten bei dem Congresse zu Utrecht. Polignac nahm an allen Verhandlungen Theil, zog sich aber im Febr. 1713 zurück, weil er die in dem Friedensvertrage anerkannte Ausschließung Jakobs III. vom engl. Throne nicht unterschreiben mochte, da er diesem den Cardinalshut verdankte. Ludwig schickte ihn hierauf als Botschafter nach Rom, wo er sich durch Geist, Geschmack und Kenntnisse allgemeine Achtung erwarb. Als Schriftsteller ist Polignac bekannt durch ein Lehrgedicht von mehr als 10.000 Herametern, welches in 8 Büchern das epikuräische System widerlegt: Anti-Lucretius, s. de deo et natura" (Paris 1747) Es ist ins Italien. Engl., Franz. und ins Deutsche übersetzt. S. die „Histoire du Cardinal de Polignac"

Polignac (Gabriele Jolande Martine), geb. de Polastron, Herzogin v.), geb. 1750. Sie war die innigste Vertraute der unglü

Königin Maria Antoinette, daher auch sie der Haß traf, mit welchem der Revolutionspöbel die Familie Ludwigs XVI. verfolgte. Als eine der schönsten und liebenswürdigsten Frauen war sie eine Zierde des Hofes. Der König hatte sie zur Gouvernante der Prinzessinnen ernannt, und die Königin kannte in ihrer Gnade und Freigebigkeit gegen sie keine Grenzen. Allein ihre Schwägerin, Diana v. P., welche ausgezeichnet klug und geistreich, und dabei eben so ehrsüchtig als schlau war, überredete sie, sich des Vertrauens der Königin zum Vortheil ihrer Familie zu bedienen. Ohne die Leitung ihrer Schwägerin würde überhaupt die Frau v. Polignac, welche nichts weniger als ehrgeizig war, obgleich es ihr an richtiger Beurtheilung der Verhältnisse nicht fehlte, den großen Einfluß auf die Königin nicht erlangt haben. Sie schien der Vereinigungspunkt aller vom Adel und der hohen Geistlichkeit zu seyn, die beim Hofe ihr Glück machen wollten. Der Haß des Volks bezeichnete daher die Polignac's als Theilnehmerinnen und Rathgeberinnen bei den Verschwendungen der Königin, und beide mußten sich unter den größten Gefahren aus Frankreich flüchten. Seitdem lebte sie mit ihrem Gemahl in Wien, wo dieser bei dem kaiserl. Hofe, wie später bei dem petersburger, als Geschäftsführer der königl. Prinzen von Frankreich anstellt war. Bei ihrer Anhänglichkeit an das Haus Bourbon war ihr Schmerz grenzenlos, als der unglückliche Feldzug des preuß. Heers in der Champagne die Hoffnung einer Wiederherstellung der alten Ordnung in Frankreich vernichtete. Sie kränkelte seither sichtbar, und starb 1793 in Wien. Ihr Gemahl ging später nach England, begab sich dann in die Ukraine auf sein Gut, welches ihm Katharina II. geschenkt hatte, ward nach der Restauration Pair von Frankreich und starb den 21. Sept. 1817. Zwei Söhne dieser Ehe, Armand und Julius Armand de P., haben ebenfalls merkwürdige Schicksale gehabt. Letzterer ist der bekannte Exminister Karl X.

Poliren, glätten und Glanz verschaffen, was nach der Verschiedenheit der Körper, besonders aber ihrer Härte und Weichheit, verschiedene Verfahren und Werkzeuge erfordert. So gibt es Polirbänke (in Gold- und Silberdrahtfabriken), Polirhämmer und Polirstöcke, deren man sich bei Bearbeitung des Kupfers und Blechs bedient, Polirscheiben, deren sich die Stahlarbeiter, Messerschmiede und Scheerenschleifer bedienen, Polirsteine zur Politur vertiefter Sachen. Polirpulver, englisches, ist eine Mischung von 1 Theilen Zinnober und einem Theile Arsenik, und dient zur Politur der Stahlwaaren.

Politik (griech.), die Wissenschaft vom Leben des Menschen im Staate; oder von dem Wesen, den Zwecken und den Mitteln des Staats in seinem innern und äußern Verhältnissen (vgl. Staat). Das Leben im Staate wird begriffen a) aus der Natur des Menschen und seiner Bestimmung; b) aus dem Verhältnisse der sichtbaren zu der unsichtbaren — der äußern zu der innern — Welt. Daher sind überhaupt folgende Fragen die Aufgabe der Staatswissenschaft: a) Was soll der Mensch dem Staate leisten; was der Staat ihm? Jener Gehorsam; dieser Schutz. Beides entwickelt das Staatsrecht. — b) Wie kann und wie soll dieß geschehen? Durch Zweckmäßigkeit in Ordnung und Fleiß. Wie kann rc. beantwortet die Staatsweisheit, oder die reine Politik: Lehre von der besten Einrichtung des Staats überhaupt, oder von [illegible] des Staats in der Wirklichkeit. — Das Wie soll rc. beant-

wortet die angewandte Politik, oder die Regierungskunst, Staatskunst, auch Politik im engern Sinne. Die Politik im weitesten Sinne (gedacht als die Lehre von dem durch den Vernunftzweck — Wahrheit und Recht — auf Selbständigkeit gerichteten Gesammtleben der Menschen unter dem äußern Schutze des Gesetzes) betrachtet: a) die Grundstoffe oder Elemente des Staatslebens; b) dieses selbst nach den Bedingungen seiner Entwickelung. Daher zerfällt sie in 2 Haupttheile: 1) Staatskunde, oder allgemeine Statistik (unterschieden von der Staatenkunde, oder der besondern Statistik und der politischen Geographie): die Lehre von den Grundstoffen des Staatenlebens, und zwar a) von den äußern: aa) Land (Geographie), bb) Volk (Ethnographie), cc) Vermögen (politische Oekonomie); b) von den innern: aa) Regierungsform; bb) Religion; cc) Cultur; dd) Nationalcharakter. — 2) Staatslehre, oder die wissenschaftliche Darstellung von der organischen Verbindung (Verfassungslehre) und Entwickelung (Verwaltungslehre) jener Grundstoffe des Staatenlebens. Der Inbegriff der aus beiden Haupttheilen abgeleiteten Regel heißt Staatskunst, oder die Lehre von der Anwendung der Staatsgewalt; die Ausübung selbst Staatspraxis. Letztere begreift so viele einzelne Theile, als es Haupttheile der Staatsregierung gibt; daher: eigentliche Staats- oder Cabinetspraxis, Justiz-, Polizei-, Cameral- und Finanzpraxis. — Die Staatslehre zerfällt daher in die reine und in die angewandte. Jene ist die Wissenschaft von der Kunst überhaupt, den Zweck des Volkslebens im Staate, Selbständigkeit durch Sicherheit und Cultur, zu erreichen. Sie betrachtet das Volksleben im Staate a) wie es seyn soll: allgemeines, oder natürliches Staatsrecht, jus publicum cum universale absolutum et hypotheticum, b) wie es seyn kann: Staatsweisheit, oder Staatsklugheitslehre (auch reine Politik, im engern Sinne). Sie beruht auf der Physiologie des Staatenlebens, indem sie die allgemeinen Grundsätze der Staatsverfassung und der Staatsverwaltung nach der Erfahrung entwickelt und beurtheilt. Daher gehören in den Cyklus der einzelnen Staatswissenschaften die politisch-historischen Wissenschaften. Diese zeigen: aa) wie sich das Leben im Staate ausgebildet hat, entweder in einzelnen Staaten: Staatengeschichte; oder im Staaten-Zusammenhange: Politische Geschichte, deren wichtigster Theil die Geschichte des europäischen Staatensystems ist; — bb) wie es sich gegenwärtig darstellt, theils in Hinsicht auf Land und Volk (politische Geographie); theils in Hinsicht auf die Idee vom Staate (Statistik). Die politische Geographie ist nämlich die beschreibende, die Statistik, die (den Organismus) betrachtende Staatenkunde; jene der Anatomie eines Staatskörpers, diese der Physiologie desselben vergleichbar. Letztere begreift daher auch in sich die Darstellung des Geschäftsganges (der Staats- und Kanzleipraxis) in einem Staate. — Die angewandte Staatslehre stellt die Theorie der Staatspraxis auf, nach den verschiedenen Arten des Gebrauchs der Staatsgewalt. Sie zeigt daher: a) in der Staatsverfassungslehre, wie die einzelnen Theile der Staatsgewalt zu ordnen und zu verbinden sind; wohin auch die Lehre von der Volksvertretung gehört. Nun ist die Staatsgewalt theils aufsehend, theils beschließend; letztere theils gesetzgebend, theils vollziehend (mit Einschluß der polizeilichen und der richterlichen Gewalt). Beide, die aufsehende und beschließende, aber beziehen sich entweder auf auswärtige Angelegenheiten, wie Friedensstand, Bündnisse, Krieg, Handel; oder auf innere, als: Familie, Kirche

und Bürgerthum. Daraus ergibt sich b) in der Staatsverwaltungslehre, auch Staatswirthschaft, Staatshaushalt, im weitesten Sinne; wie die einzelnen Theile der Staatsgewalt zusammen zweckmäßig wirken sollen. In subjectiver Beziehung wird die Staatsgewalt unmittelbar durch den Regenten und dessen Minister, mittelbar durch die Landes-Collegien und die einzelnen Behörden ausgeübt. In objectiver Beziehung unterscheidet man die Staatsverwaltung in Hinsicht auf die äußern und innern Verhältnisse. Aber beide greifen wesentlich in einander ein; daher folgende Eintheilung der Staatsverwaltungslehre beide umschließt. Entweder betrachtet sie den Staat als solchen, die moralische Persönlichkeit der bürgerlichen Gesellschaft, oder sie betrachtet das Volk, oder die Einzelnen im Ganzen, als den unmittelbaren Gegenstand der Ausübung der Staatsgewalt. Die Disciplinen der Staatsverwaltungslehre zerfallen daher in 2 Classen. Die erste begreift diejenigen politischen Wissenschaften, die unmittelbar das Daseyn und die Fortdauer des Staats als eines moralischen Ganzen, dessen Zweck Selbständigkeit, oder eine gesunde und freie Persönlichkeit ist, zum Gegenstande haben. Hierher gehören: 1) Die Staatsrechts-Politik und das positive Staatsrecht; letzteres gehört auch in den aus der Staatswissenschaft besonders abgeleiteten Cyklus der Rechtswissenschaften; 2) die Gesetzgebungspolitik, und zwar: die Criminalgesetzgebungslehre, nebst der Strafrechtswissenschaft, — einem Zweige der Rechtswissenschaft — da der Verbrecher gestraft wird, weil er die moralische Persönlichkeit des Staats verletzt hat; 3) die Lehre von der Polizeigewalt, oder das Polizeirecht, und zwar in Hinsicht der Sicherheit des Ganzen, die Lehre von der Sicherheitspolizei, welche übrigens in den besondern Cyklus der Polizeiwissenschaften gehören; 4) die Staatsökonomie, nebst der Finanzwissenschaft, welche in einen dritten, aus der Staatswissenschaft besonders abgeleiteten, Cyklus von politischen Disciplinen, in den der Cameralwissenschaften (Staatswirthschaftslehre im weitern Sinne) gehören; 5) die Diplomatie und Diplomatik, mit Einschluß des Gesandtschaftsrechts, der Kriegs-, Friedens- und Handelspolitik, wovon letztere jedoch mit der Cameralpolitik zusammenhängt. Auch die Familienverhältnisse des regierenden Hauses gehören hierher. — Die zweite begreift diejenigen politischen Wissenschaften, die sich unmittelbar auf das Volk und den Zweck seines innern und äußern Lebens beziehen. Der Zweck des äußern Volkslebens ist Sicherheit; der Zweck des innern ist Cultur (Menschenbildung). Die äußere Bedingung von beiden ist Wohlstand; die innere: bürgerliche Freiheit. Nun gewährt allein Gerechtigkeit der bürgerlichen Freiheit Schutz und Allen Sicherheit; folglich ist der Zweck des Volkslebens dreifach: Gerechtigkeit, Wohlstand und Cultur; daher gehört in diese Classe: 1) die Justiz- und Rechtspolitik, welche sich über die Gesetzgebung des Civilrechts und des gerichtlichen Verfahrens verbreitet. (S. Rechtswissenschaften.) 2) Die Industrie-Politik, welche theils das Polizeiwesen (insbesondere die Wohlfahrtspolizei), theils das Camerálwesen, oder die Nationalökonomie, betrifft (s. Polizei- und Cameralwissenschaften); 3) die Culturpolitik, oder Staats-Erziehungslehre, wird gewöhnlich in den Kreis der Polizei- und Cameralwissenschaften gezogen, mußte aber als eine selbständige Wissenschaft betrachtet werden. Da in frühern Zeiten Staatsrecht und Politik gewöhnlich ungetrennt behandelt wurden, so gehören für die selbständige Behandlung

der Staatskunst bloß folgende Werke hierher: v. Bielefeld, „Institutions politiques“ (Haag 1760, 3 Bde.; deutsch von Gottsched und Schwabe, (Leipzig 1760, 3 Thle.; n. Aufl. 1777); Gottfried Achenwall, „Die Staatsklugheit nach ihren ersten Grundsätzen“ (4. Aufl., Götting. 1779); Pfeiffer, „Grundriß der wahren und falschen Staatskunst“ (Berlin 1778, 2 Thle.); „Vorlesungen über die wichtigsten Gegenstände der Moralpolitik“ (anonym und ohne Druckort, 1795); Wilh. Jos. Behr, „System der angewandten allgemeinen Staatslehre oder der Staatskunst“ (Frankf. a. M. 1810, 3 Thle.); Heinr. Luden, „Handbuch der Staatsweisheit oder der Politik“ (erster Thl., Jena 1811); Fr. Köppen, „Politik nach Platonischen Grundsätzen mit Anwendung auf unsere Zeit“ (Leipzig 1818); v. Schmidt-Phiseldek, „Die Politik nach den Grundsätzen der h. Allianz“ (Kopenhagen 1822); Weber, „Grundsätze der Politik“ (Tübingen 1827); Ancillon, „Zur Vermittelung der Extreme in den Meinungen“ (1. Th., Berlin 1828). — **Politisches Gleichgewicht** — das Räthselwort der höhern europäischen Staatskunst (d. i. der auf die Feststellung einer allgemeinen Staatenordnung in Europa gerichteten Diplomatik der mächtigen Staaten) — eine Aufgabe in der Politik, deren Zweck bisher ebenso unbestimmt oder unklar gedacht worden ist, als man die Mittel dazu widersprechend und unzureichend gewählt hat. Nach der Geschichte bestand diese Aufgabe in der Ausgleichung des gegenseitigen Machtvorurtheils der Staaten vom ersten Range auf Kosten der schwächern. Die Mittel dazu waren seit Karls des Großen Tode, bald Zerstückelung und Theilung (man vgl. die Geschichte von Italien, Deutschland, Polen und Hindostan), bald Wiederherstellung, Erhaltung und Vergrößerung, je nachdem dadurch die besondern Staatszwecke der einzelnen das Ganze ordnenden Mächte unter sich, in eine den neuen Besitzstand sichernde Uebereinstimmung gebracht werden konnten oder nicht. Das politische Gleichgewicht beruhte also auf der gegenseitigen Mäßigung der Machtpolitik durch gegenseitige Convenienzpolitik. So beschränkte der westfälische Friede die Machtpolitik des Hauses Oestreich, und der wiener Congreß die Machtpolitik Frankreichs. Ein dritter europäischer Friedensrath wird wahrscheinlich die Grenzen der Machtsphäre Rußlands zu seiner Aufgabe machen. Daraus entstand in Europa bald eine Zweiherrschaft, nach dem westfälischen Frieden: Frankreich und Schweden; nach dem utrechter: Frankreich und Großbritannien; bald eine Drei-, Vier-, Fünfherrschaft: Rußland, Preußen, Oestreich, Frankreich und Großbritannien. — Völkerrecht und Heiligkeit des Besitzstandes, selbst die Achtung des Grundsatzes der Legitimität, waren bisher nicht die Zwecke des Gleichgewichtssystems, sondern nur Mittel, um das „Gleichgewicht der Macht“ — wie jene Aufgabe in den neuesten Staatsurkunden bezeichnet wird — sollte aber heißen: der Mächtigen in Europa wieder herzustellen. Dieses schwankende und durch 300jährige Reibungen der Staaten vom ersten Range nach und nach ausgebildete System hat Europa vor der Gefahr einer Universalmonarchie nur unvollkommen geschützt. Doch hat es mittelbar und zufällig, vorzüglich seit Hugo Grotius, die Idee eines allgemeinen Staats- und Völkerrechts entwickelt. Nach dieser Idee besteht die Aufgabe des politischen Gleichgewichts in dem durch allgemeine Rechtsverträge gesicherten politischen Daseyn der Völker. Dieses kann aber ohne die Fortdauer ihrer besondern Regierungen nicht gedacht werden. Nach einem solchen Gleichge-

wichte strebten in der alten Zeit die griechischen Staaten; im Mittelalter die italienischen, und seit der Entstehung der preußischen Monarchie, die deutschen Staaten; allein nur unvollkommen, weil ihnen die Basis fehlte, auf der allein die politische Wage, deren Zünglein Gerechtigkeit heißt, fest stehen kann. Diese Basis ist das durch die Natur (d. h. durch Boden, Sprache und Sitte) abgemarkte Nebeneinander-Leben der Nationen als Völker. Die Natur gestaltet die Völker; die Kunst bildet, das Recht beschützt sie. Das Recht aber schützt zuerst den natürlichen und dann den erworbenen Besitzstand; darum soll, wenn beide durch Eroberer zerrüttet worden sind, und der alte Besitzstand einmal nicht wieder hergestellt werden kann, die Staatskunst, welche eine neue Staatenordnung gründen will, zunächst auf den natürlichen Besitzstand Rücksicht nehmen, und wenn sie mehre Völker zu Einem politischen Ganzen, d. h. unter Einer Regierung, vereinigt, das Volksdaseyn der Einzelnen nicht aufheben. So haben die Ungarn ihr Daseyn sich erhalten; so hat Schweden dasselbe dem Normann und Rußland dasselbe zum Theil dem Polen gelassen. Doch liegt diese Idee des politischen Gleichgewichts noch immer im Dunkeln. In England, wo jener natürliche Besitzstand seit Jahrh. ungestört geblieben ist, hat sie bisher noch am meisten dem praktischen Verstande einiger Staatsmänner und Schriftsteller eingeleuchtet. Unter vielen Schriften über diesen Gegenstand ist die neueste, nach Sully's Idee einer europäischen Staatenrepublik von Goud Francis Leckie abgefaßt, u. d. T. erschienen: „An historical research into the nature of the Balance of Power in Europe etc." (London 1817). Vgl. Vogt, „System des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit" (Frankf. 1802); v. Schmettow, „Patriotische Gedanken über stehende Heere, politisches Gleichgewicht ꝛc." (Altona 1793); Theopluton, „Vom Götzendienste unserer Zeit, erster Götze: politisches Gleichgewicht" (Berlin 1818); Justi, „Chimäre des Gleichgewichts von Europa" (2 Thle., Altona 1758, 1759, 4.); Gaspari, „Ueber das politische Gleichgewicht der europäischen Staaten" (Hamburg 1793); Hendrich, „Versuch über das Gleichgewicht der Macht bei den alten und neuen Staaten" (Leipz. 1796); Gentz, „Fragmente aus der Geschichte des politischen Gleichgewichts in Europa" (Leipz. 1804 u. 1806); Butté, „Ideen über das politische Gleichgewicht von Europa" (Leipzig 1813).

Politische Arithmetik nennt man die Regeln, nach welchen gewisse, auf politische Verhältnisse sich beziehende Thatsachen nach ausgemachten Erfahrungssätzen berechnet und hinsichtlich des Grades der Wahrscheinlichkeit bestimmt werden. Dem Statistiker liefert sie Angaben zur Bestimmung der Volksmenge und verschiedener auf den Bevölkerungszustand sich beziehenden Verhältnisse. Je zahlreicher die zum Grunde liegenden Beobachtungen, je größer und verschiedenartiger die Volksmassen sind, die sie umfassen, und je sorgfältiger dabei die Menschen nach Geschlecht, Stand und Alter geschieden werden, desto sicherer werden die daraus auf die mittlere Lebensdauer der Menschen in verschiedenen Lebensjahren, oder auf das allgemeine Verhältniß zwischen der Zahl der jährlich Gebornen und Gestorbenen zu den Lebenden, gezogenen Schlüsse seyn. Tabellen, aus welchen sich ergibt, wie Viele aus einer gegebenen großen Anzahl von Geborenen in jedem Lebensjahre sterben, wie Viele folglich dieses Alter erreichen, und aus welchen sich jenes Gesetz auf allen

Stufen der Lebensdauer erkennen läßt, nennt man Sterblichkeitstabellen. Die Zahl der Lebenden zu den Gestorbenen wird auf dem Lande wie 40 : 1, in kleinen Städten 32 : 1, in großen wie 28 : 1, in den größten europäischen Städten 24 : 1, für ganze Länder im Durchschnitt 35 bis 36 : angenommen. Die Lebenden verhalten sich zu den Geborenen im Durchschnitt wie 26 : 1 bis 28 : 1. Das allgemeine Verhältniß der Todesfälle zu den Geburten 1 : 1,205, — jetzt gewiß eine unter der Wahrheit stehende Annahme. Unter den Geborenen verhalten sich die Knaben zu den Mädchen wie 105 : 100, hingegen die Summe aller Lebenden des männlichen Geschlechts zu den Lebenden des andern Geschlechts wie 104 . 100. Die der Geburten jährlich zu den stehenden Ehen wie 2 : 9. Das Verhältniß der Lebenden zu den Ehen auf dem Lande 115 : 1, in kleinen Städten 103 : 1, in Handelsstädten 106 : 1, in den größten Städten 137 : 1, der Witwer zu den Witwen überhaupt 1 : 3,35. (Vgl. Lebensversicherung.)

Politische Freiheit, s. Freiheit.

Politische Verfassung, s. Staatsverfassung.

Polize, heißt in der Handlung bald ein Zettel, bald eine Instruction, die Jemandem wird, bald auch ein Wechselcourszettel 2c.; hauptsächlich aber bei Assecuranzen die Versicherungsurkunde Dessen, der die Assecuration übernimmt, und worin die versicherten Güter umständlich aufgeführt sind 2c.

Polizei, griech., Staatordnung, Volkszucht, Ordnungsgericht, Polizeiwesen, der Inbegriff aller außerhalb des Umfangs der gesetzgebenden und richterlichen Gewalt, aber innerhalb des Umfangs der bürgerlichen Freiheit liegenden Mittel zur Sicherstellung und Beförderung des Volkslebens im Staate. Es begreift das Polizeirecht, oder die Form der Ausübung der Polizeigewalt durch die Polizeibehörden; daher Polizeigerichtsbarkeit. — Die Polizeigewalt ist das Recht der aufsehenden Macht im Staate, die zweckmäßigsten, orts- und zeitgemäßen Veranstaltungen für bürgerliche Ordnung, Cultur und Wohlstand der Staatsgenossen zu treffen, um die Weisheit der Gesetzgebung und die Kraft der Rechtspflege zu unterstützen, ohne die bürgerliche Freiheit (die Aufgabe aller Gesetzgebung und Rechtspflege) zu unterdrücken. Die Polizeiwissenschaft ist daher die Lehre, wie die Staatsverwaltung innerhalb des Umfangs der Polizeigewalt das Gesammtleben im Staate überhaupt durch die Sicherheit und Wohlfahrt der Einzelnen befördern kann. Man unterscheidet: 1) in Ansehung des Polizeibezirks: Staats-, Landes- und Ortspolizei. Die erste umfaßt den Staat, die zweite das Volk, die dritte jeden Ort als ein der Polizeigewalt unterworfenes Ganzes. 2) In Ansehung des Gegenstandes: Sicherheits- und Wohlfahrtspolizei. Beide sind in jedem der drei vorigen Theile praktisch verbunden. Bloß die Theorie sondert folgende Zweige ab: a) Sicherheitspolizei, welche Leib und Gut bewacht, und zwar aa) die des Staats (die hohe oder die Staatspolizei, Police générale), welche mit dem Staats-Criminalrechte, mit der Diplomatie und mit dem Criminalrechte in Verbindung steht. Zu ihr gehört auch die Kriegs- und die Fremdenpolizei. — bb) Die des Landes; diese sichert das Land und Volk, dessen Leib und Gut, theils überhaupt (allgemeine), theils in besonderer Hinsicht auf Ort und Sache (besondere Landespolizei, z. B. die Straßenpolizei u. s. w.); und zwar: 1) gegen moralische Störung aa) durch die Zuchtpolizei (police correc-

tionnelle), wohin auch die Lehre von der Einrichtung der Gefängnisse, Zucht- und Arbeitshäuser, die dem Wucherer und der künstlichen Theurung vorbeugende Marktpolizei, und die noch sehr unvollkommene Dienstbotenpolizei gehört. (Die Lehre von der Zuchtpolizei wird gewöhnlich mit der des Criminalgerichts verbunden.) bb) Durch die Armenpolizei, diese hängt zugleich mit der Wohlfahrtspolizei zusammen; cc) durch die Kirchen-, Schul- und Sittenpolizei (wohin z. B. das Censurwesen und Verfügungen wegen des Luxus, wegen der Hazardspiele u. s. w. gehören); auch diese steht mit der Wohlfahrtspolizei (denn Alles, was den Besitzstand sichert, befördert mittelbar den Wohlstand, und so umgekehrt, und noch enger mit der Culturpolitik in Verbindung. 2) Gegen natürliche Gefahren: durch die Feuer- und Wasserpolizei, überhaupt durch Anstalten gegen Theurung (Landmagazine), Seuchen (Gesundheitspolizei, Wetterschäden, Kriegslasten, Kriegsschäden u. s. w. (Versicherungsanstalten). — b) Die Wohlfahrtspolizei (ist mit der vorigen im Allgemeinen verbunden), welche Gesundheit, Gewerbsfreiheit und überhaupt das Glück des Volks durch Aufsicht und Fürsorge befördert. Sie ist daher der Hauptgegenstand der Bevölkerungspolitik, und umfaßt: aa) die medicinische Polizei; diese nebst dem Medicinalwesen eines Staats (Sanitätsanstalten) und die gerichtliche Arzneikunde machen zusammen die Staatsheilkunde aus. (S. Medicinische Polizei.) bb) Die Cameral- oder Gewerbspolizei; diese verzweigt sich in die Landwirthschafts-, Industrie- und Handelspolizei, und gehört ebenfalls, sowie die Sicherheitspolizei, in die Reihe der Cameralwissenschaften. S. Frank's, „System der landwirthschaftl. Polizei" (3 Thle., Leipz. 1792); v. Sonnenfels, „Grundf. d. Handl., Polizei und Finanz." (7. Aufl., Wien 1804.) cc) Die Culturpolizei, welche überhaupt die Kirchen-, Schul- und Sittenpolizei mit begreift, wird ihrer Aufgabe, ihren Mitteln und ihrem Umfange nach aus der Culturpolitik abgeleitet. Das Vormundschaftswesen ist überhaupt mit der Rechtspflege verbunden. — Von den zum Theil noch nicht scharf genug bestimmten Grenzen der Polizei hängt ihr Verhältniß zur Justiz und der bürgerlichen Freiheit ab. Hierüber ist kürzlich Folgendes zu bemerken. Die Polizei besteht in der Anwendung der aufsehenden Gewalt, welche die Ordnung und Sicherheit theils negativ, durch Verbote solcher Handlungen, die Gefahr bringen können, theils positiv durch Anstalten und Verfügungen, welche Verletzungen und Schaden hindern sollen, zu befördern, dadurch aber das Eingreifen der gesetzgebenden und der vollziehenden, insbesondere der richterlichen Gewalt, so viel möglich unnöthig zu machen, oder, wenn sie eingreifen muß, die Wirksamkeit derselben vorzubereiten und zu unterstützen sucht. Sie ist daher, nicht sowohl durch ihre Zwecke, als vielmehr in der Art und Weise (d. i. in der Form) ihrer Thätigkeit von der Justiz gänzlich verschieden. Die Polizeigewalt ist nämlich nur so lange thätig, als die Widerrechtlichkeit, welche verhütet werden soll, noch nicht zu Stande gekommen ist, und Derjenige, der die Widerrechtlichkeit zu begehen Anstalt gemacht haben mag, durch ein wirkliches Eingreifen in sein Treiben von der That zurückgehalten werden kann. Ist die That aber wirklich geschehen, dann gehört die Sache, ohne Unterschied der Fälle, vor die Justiz, welche das verübte Unrecht bekämpft; und zwar vor die Civiljustiz (die dem Fehlenden sagt, was Rechtens und gesetzmäßig sey; vor die Strafjustiz aber, insofern diese durch Verhängung der den Gesetzüber-

treter treffenden Strafe den Rechtszustand zu sichern strebt. Sind übrigens bei einer und derselben Sache physische und psychische Wirksamkeit für die Erhaltung des Rechtszustandes zugleich möglich, so liegt es in der Natur der Sache, daß Polizei und Justiz bei derselben Sache zugleich neben einander, jedoch jede nur in der ihr eigenen Form und Beschränkung, wirksam seyn können. Aber ebenso wahr ist es, daß jede Uebertretung von Rechts- und Ordnungsgesetzen (letztere nennt man mit Unrecht Polizeigesetze), insofern von deren Bestrafung die Rede ist, vor die Strafjustiz, und jeder Fall, der einen Rechtsstreit über streitiges Privatrecht enthält, vor die Civiljustiz gehört. Die Polizei hat an sich mit der Gesetzgebung nichts zu thun. Sie ertheilt bloß Vorschriften (Reglements) für die Polizeiverwaltung. — Die ersten ausgebildeten Polizeigesetze finden wir in Aegypten (s. d.); die mosaische Gesetzgebung, zum Theil gegründet auf die ägyptische, enthält vortreffliche polizeiliche Vorschriften; musterhaft war die Polizeigesetzgebung der alten Griechen; sowohl bei diesen, als bei den jene nachahmenden Römern, war die Polizei ein eigner Zweig der Staatsverwaltung. Nächst diesen finden sich in den Capitularien der fränkischen Königreiche Spuren von Polizeiverordnungen, und in Deutschland selbst gaben sich zuerst die Reichs- und Handelsstädte Polizeiverfassungen; 1502 kam in Nürnberg sogar die Büchercensur zu Sprache, und 1548 und 1577 erhielt das deutsche Reich Reichspolizeiordnungen. Hier bildeten sich nach und nach viererlei Sphären der Polizeigewalt: 1) Reichspolizeigesetze, 2) Kreispolizeigesetze, 3) Polizeigesetze jedes Reichsstandes in seinem Lande, und 4) Polizeigesetze besonderer Ortschaften. Außer Deutschland zeichnen sich Frankreich, England, Rußland, Schweden und Dänemark durch vortreffliche Polizeianstalten, wenigsten in vielen einzelnen Zweigen, sich aus; frühere gute Einrichtungen in Italien sind in Verfall gerathen. Manche Länder haben auch zu viel Polizei, und ist wohl nicht ohne Grund der Meinung: besser sey keine Polizei als eine schlechte und theure. Die öffentliche Meinung, wo sie frei sich aussprechen darf, ist für die Polizei der beste Maßstab, sowie der Gemeingeist der Bürger (welcher ebenfalls mit der freien Verfassung entsteht und untergeht) der beste Polizeidiener ist. Mit Uebergehung der ältern Schriften über diese Wissenschaft sind außer den genannten die wichtigern neuern folgende: Fr. Bened. Weber, „Lehrb. der polit. Oekonomie" (2. Th., Bresl. 1813); J. Fr. Euf. Lotz, „Ueber den Begriff der Polizei und den Umfang der Polizeigewalt" (Hildburgh. 1807); Geo. Henrici, „Grundsätze zu einer Theorie der Polizeiwissensch." (Lünb. 1808); Lud. Heinr. Jakob, „Grundsätze der Polizeigesetzgebung und der Polizeianstalten" (Halle 1809, 2 Th.); Konr. Franz Roßhirt, „Ueber den Begriff und die eigentliche Bestimmung der Staatspolizei" (Bamb. 1817); Fr. Wilh. Emmermann, „Die Staatspolizei in Beziehung auf den Zweck des Staates und seiner Behörden" (Wiesb. 1819); „Zeller's „Systemat. Lehrbuch der Polizeiwiss. nach preuß. Gesetzen" (Quedlinb. 1829, 2 Th.); Appert's „Journal des prisons, hospices, écoles primaires, établissement de bienfairance etc." (Paris 1825 fg.).

Polizei, geheime. In dem gesunden Zustande der Staaten bedarf die Polizei des Geheimnisses nicht mehr als andre Theile der Regierung. Ihre Zwecke sind so öffentlich wie die Mittel, welche sie anwendet, und die Beamten, durch welche dieß geschieht. Wenn aber irgend ein Theil des Volks von einem allgemeinern Verderben ergriffen

ist, wenn die Verbrechen so überhandnehmen, daß die regelmäßige Verwaltung der Gerechtigkeit zu Entdeckung und Bestrafung der Thäter nicht mehr hinreicht, wenn zwischen Regierung und Unterthanen eine solche Feindschaft entsteht, daß die Sicherheit des Staats selbst bedroht ist (es sey nun, daß die Regierung eine usurpirte oder eine rechtmäßige sei): so wird die Aufgabe der Polizei allerdings eine schwierigere, und sie findet ihr öffentl. Wirken nicht zulänglich. Sie fängt an, das Leben der Bürger in geheim zu beobachten, um die Spuren begangener Verbrechen mit größerm Erfolg zu verfolgen, um die innern Feinde der Regierung zu erspähen und politische Umtriebe wo möglich in ihrem Entstehen zu vernichten. Der Schöpfer der geheimen Polizei in der neuern Zeit war der Marquis d'Argenson, welcher unter Ludwig XIV., als der Glanz dieser Regierung die unglücklichen Folgen seiner Kriege, seine Verschwendung und seine Ueppigkeit nicht mehr verschleiern konnte, von 1697—1718 die Stelle eines Polizeiverwesers zu Paris (Lieutenant général de la police) verwaltete, die 1697 zuerst als abgesondertes Amt errichtet worden war. Er drang mit sicherm Blick in die verborgensten Werkstätten des Lasters, und verfolgte mit gleicher unerbittlicher Strenge die Verbrechen, welche die Armuth, wie diejenigen, welche der Uebermuth der Vornehmen hervorgebracht hatte. Rhadamanth nannten schon seine Zeitgenossen den furchtbaren Richter, gegen welchen weder die Dunkelheit noch ein vornehmer Name schützen konnte. Unter Ludwigs XV. Regierung erneuerte sich aus gleichen Ursachen, durch die moralische Verdorbenheit, welche von oben herab alle Stände durchdrang, und durch das Elend des Volks, ein gleiches Bedürfniß, und 12 Jahre lang (von 1762—74) verwaltete Sartines mit gleicher Thätigkeit und Geschicklichkeit, aber nicht mit gleicher Redlichkeit, das Amt des Polizeiverwesers von Paris (mit Ministergewalt, aber nicht Ministersrang). Er brachte die geheime Polizei auf die höchste Stufe der Kunst, aber nicht der Achtung, wie d'Argenson. Er nahm einen Theil von der Hefe des Volks in seinen Sold, um den andern damit zu beobachten, und hatte seine Aufpasser und Agenten in allen europäischen Ländern. Von ihm erzählt man eine Menge von Geschichten, wie er mit ungemeiner List Verbrechen ans Licht brachte und sogar vor der Ausführung wußte, aber erst im Moment derselben verhinderte, um die Verbrecher auf der That zu ergreifen. Aber er war es auch, welcher seiner Buhlerin einen Fasan mit Diamanten gespickt zum Geschenk schickte, und als eine Andre einen kostbaren Brillantring von ihm nicht annehmen wollte, den Stein zerstoßen ließ und ein Billet an sie damit bestreuete. Ludwig XVI. nahm ihm die Polizei, machte ihn aber zum Minister des Seewesens, worin er sich durch die gröbste Unwissenheit lächerlich machte. (Mad. de Staël, „Considérations sur la révolution franç.", I, chap. 8.) Auf ihn folgte Lenoir (1774—1784), ein rechtschaffener und milder Mann, dessen Streben mehr dahin ging, die große Quelle der Verbrechen, die Verzweiflung der Armen, zu heben, als zu strafen, und welchem Paris die Verbesserung vieler Polizeianstalten verdankt. Von ihm verlangte die Kaiserin Maria Theresia einen Unterricht über die pariser Polizei. (Er schrieb dazu: „Détail sur quelques établissemens de la ville de Paris, demandé par S. M. I. la Reine de Hongrie", Par. 1780.) Als er in der Revolution Frankreich verlassen hatte, verlangte Kaiser Paul von Rußland ihn in seinen Dienst.

Er kehrte 1802 nach Frankreich zurück und starb arm 1807. Ihm folgte als Polizeiverweser Le Crosne, welcher als ein noch junger Mann sich dadurch eine Art von Ruf erworben hatte, daß er den Proceß des unglücklichen Calas im Staatsrathe vortrug. Als Polizeiminister war er unbedeutend. In der Folge stellte das Vollziehungsdirectorium die geheime Polizei wieder her, und es ist bekannt, welche neue Wichtigkeit und Furchtbarkeit Fouché diesem Zweige der Polizei gegeben hat. Von Paris aus hat sich diese geheime Polizei nach andern Ländern verbreitet, ohne daß man jedoch über ihre wahre Nothwendigkeit einverstanden wäre, daher sie auch in einigen Staaten wieder aufgehoben worden ist. Ihr Unglück ist, daß sie sich überall mit der niedrigsten Hefe des Volks befreunden und Leute brauchen muß, von deren Rechtschaffenheit und Sittlichkeit sie selbst Nichts hält, indem ehrliebende Menschen immer eine Abneigung gegen das Auflauern und Angeben haben, auch in den Winkeln, wo das Verbrechen und das Laster ihre Werkstätte haben, den Zutritt weder suchen noch finden. Die Kundschafter der geheimen Polizei haben nur so lange Beachtung und Belohnung zu hoffen, als sie Etwas zu erzählen haben, sie werden also in die Nothwendigkeit versetzt, ihre Nachrichten zu vergrößern, zu erfinden, allenfalls selbst Complotte zu stiften (agens provocateurs), um nicht des Mangels an Diensteifer beschuldigt oder als überflüssig angesehen zu werden. Das Schlimmste dabei ist, daß die Natur dieser Polizei es mit sich bringt, daß sich selten ein gerichtlicher Gebrauch von ihren Nachrichten machen läßt, sondern man sie auf ihre bloße Erzählung für richtig annehmen muß, wenn man sie nicht verwerfen und dadurch die ganze geheime Polizei unnütz machen will. Dieß führt zu willkürlichen Verhaftungen und, wenn es weiter geht, Hinrichtungen, wodurch die Spaltungen im Volke nur noch vergrößert werden. So fiel der Herzog von Enghien als Opfer der geheimen Polizei, welche überall Complotte und Theilnahme an denselben witterte. Bei der Unzuverlässigkeit, welche von dem ganzen Wesen der geheimen Polizei unzertrennlich ist, hat man oft schon nöthig gefunden, sie wieder durch eine noch vertrautere Gegenpolizei (Contre-police) bewachen zu lassen, wie Napoleon gegen Fouché, der ihm aber hierin immer überlegen war, gethan haben soll.

Polizei, medicinische, s. Medicinische Polizei.

Poliziano (Angelo), lat. Angelus Politianus, einer der geistreichsten und in der griech., latein. und italien. Literatur bewandertsten Männer des 15. Jahrh., daher er auch zu den Wiederherstellern der ältern Literatur des 15. Jahrh. gerechnet wird. Geb. 1454 zu Monte Pulciano in Toscana, erhielt er frühzeitig von Andronikos aus Thessalonich Unterricht im Griechischen und bildete sich darauf ohne weitere Anleitung nach den classischen Mustern der Alten in der Poesie. In der Philosophie war der große Pico della Mirandola zu Florenz sein Studiengenosse. In seinem 16. J. feierte er in Ottaven ein Turnier, womit Lorenzo und Giuliano dei Medici dem Volke ein Schauspiel gaben, und ward hierdurch mit diesen berühmten Beschützern der Wissenschaften bekannt. Das Gedicht zeichnete sich durch schöne Erfindung, zierlichen Styl und Fülle der Bilder aus. Die Mediceer verschafften ihm eine Pfründe zu Florenz und Lorenzo übergab ihm die Erziehung seiner Kinder, worunter auch der nachmalige Papst Leo X. war. Seine Talente verschafften ihm den Lehrstuhl eines Professors der latein. und

griech. Sprache, und er erlangte als solcher einen so ausgebreiteten Ruhm, daß ihm aus allen Theilen Europas Schüler zuströmten. Poliziano's Leben wurde durch mehre literarische Streitigkeiten beunruhigt: am berühmtesten ist sein Zwist mit Marula, Professor des Griechischen und Lateinischen zu Mailand. Poliziano, der den Kummer noch erfuhr, daß die Medici, seine Wohlthäter, aus Florenz verbannt zu sehen, starb in der Blüthe seiner Jahre 1494. Seine schätzbarsten Schriften sind: 1) „Geschichte der Verschwörung der Pazzi" (in lat. Sprache), mit mehr Eleganz als Wahrheit geschrieben; 2) eine latein. Uebersetzung des Herodian, die er auf Befehl des Papstes Innocenz VIII. unternahm, ist sowohl rein als treu; 3) latein. Elegien, Oden, Epigramme ꝛc., nebst lat. Uebersetzungen mehrer Stücke des Theokrit und Kallimachus, die sich durch Leichtigkeit und Anmuth auszeichnen; 4) latein. Uebersetzungen des Enchiridion des Epiktet, der Probleme des Alexander von Aphrodisium, der Lebensgeschichten des Plutarch, eines Werks des Athanasius zur Empfehlung der Psalmen Davids, des Charmides des Platon (letzteres Bruchstück). Verloren ist seine Uebersetzung des Homer und der Aphorismen des Hippokrates. 5) Commentar über die Pandekten Justinian's; 6) philosophische Abhandlungen; 7) 2 Bücher latein. Briefe; 8) italien. Gedichte (Canzonen, Canzonetten, Balladen u. dgl.), die sich durch Zierlichkeit und Gedankenreichthum auszeichnen; 9) „Orfeo", ein kleines Drama in 5 A., dessen Hauptwerth in dem gediehenen Ausdrucke besteht, dessen Charakter aber mehr episch als dramatisch ist (beste Ausgabe Padua 1749).

Pollux, s. Kastor.

Polnische Sprache und Literatur. Die polnische Sprache ist slawischen Ursprungs. Sie ist ohne Zweifel unter ihren Schwestern die reichste und vollendetste; besitzt ebensowohl Würde und Kraft als Anmuth und Zartheit. Das Lateinische, welches einst in Polen die Stelle des Französischen vertrat, und das Griechische dienten ihr zu den ersten Mustern, wornach sie sich bildete. Für die Ausbildung der polnischen Sprache, deren echtestes Heimathland Przemysl in Galizien seyn soll, sorgten vorzüglich in der neuesten Periode gründliche Sprachforscher. Stets wird das Studium der Classiker, das sich durch die gelungenen trefflichen Uebersetzungen bewährt, für die Sprache und ihre Ausbildung ein Anhalt bleiben und seinen rückwirkenden Einfluß nicht verleugnen, obgleich seine Nachtheile auch erkannt worden sind. Die Sprache, die durch fremden Einfluß zu viel Ausländisches aufgenommen hatte, sucht nur allmälig dessen sich zu entäußern. Durch Polens politische Trennung vermehrte sich die Menge der übersetzten Werke aus neuern Sprachen, und sie sind es namentlich, die durch die Einführung fremder Begriffe auch der Sprache Afterformen zuführten, denen einige ältere Schriftsteller durch ihr Beispiel glücklich entgegenarbeiten. Von Sprachlehren sind nach der von dem Piaristen Kopczynski, die von Mrongrovius (3. Umarb., Danzig 1827) und Vater (Halle 1807), vorzüglich die von Georg Bandtke (n. A., Breslau 1824) und die ersten Grundsätze der poln. Sprache von Mozinski (Warschau 1822), sowie von Wörterbüchern das von Bandtke (Breslau 1806) und das große von Linde (Warschau 1807—14, 6 Bde., 4.), worin der Sprachschatz des Polnischen aus mehr als 700 Büchern und Schriften und aus der Umgangssprache aufgestellt ist. Vgl. auch J. S. Kaulfuß, „Ueber den Geist der poln. Sprache" (Halle 1804).

Die Literatur der Polen war seit dem 12. Jahrh. lateinisch, indem die lateinische Sprache die Staats- und Hofsprache war. Man schrieb gute Werke über die vaterländische Geschichte; zu erwähnen sind: die lateinisch geschriebenen vaterländ. Chroniken des Mart. Gallus (um 1109), Nikol. Kadlubek (st. 1223) und Boguphalus (st. 1255) und der Chronik der Päpste und deutschen Kaiser des Mart. Strzempski (oder Polonus, st. 1279). Von Vincenz Kadlubek's „Res gestae Principum ac Regum Poloniae" erschien zu Warschau 1824 eine neue Aufl., mit Dzierswan's „Chronicon Polonorum" (aus dem 13. Jahrh.) vermehrt. Nach einem geraumen Stillstande bereitete Kasimir III. oder der Große (reg. von 1333—1370) eine bessere Zeit vor, indem er den innern Wohlstand des Landes hob, ein eignes Gesetzbuch abfaßte, zuerst Reichstage hielt und 1347 die Universität Krakau stiftete. Indessen schritten die Polen auf der durch Kasimir geebneten Bahn zur höhern Geistesbildung nur langsam fort, und wurde erst in Joh. Dlugosz, Bischofs zu Lemberg (st. 1480), gehaltvoller und an Actenstücken reicher poln. Geschichte, und in der Errichtung der ersten poln. Druckerei in Krakau um 1488 sichtbarer. Kurz darauf begann endlich unter der glücklichen Regierung der beiden Siegmunde (1507—72) die eigentliche Nationalliteratur, welche in unglaublich kurzer Zeit zu einer beträchtlichen Höhe stieg. Zum freien Umschwunge der Gedanken trug Luther's Reformation nicht wenig bei, welche stillschweigende Begünstigung der Regierung und so viel Anhänger erhielt, daß selbst die kühnsten theologischen Skeptiker, die Socinianer, hier eine Freistätte fanden. Unter der kräftigen Regierung des Steph. Bathory (1576—86) erschlaffte die literarische Thätigkeit nicht, und unter den folgenden Regenten wirkte wenigstens der Krongroßfeldherr Joh. Zamoyski durch Stiftungen und eignes Beispiel. Unter den furchtbaren Kriegen, die später ausbrachen, und Alles, was den polnischen Namen trug, zur Schirmung der durch Invasionen und Gesetzlosigkeit zerrissenen Heimath aufforderten, verstummte die Leier der Dichter unter dem Klange der Waffen. Schweden, Türken, Tataren und Moskowiten stürzten sich auf Polens schöne Provinzen und ein blutiger Kampf entspann sich zwischen einem Volk, das seine Unabhängigkeit liebte, und Nachbaren, die immer bereit standen, mit Feuer und Schwert in seinem Busen zu wüthen. Zwei Jahrhunderte lang kehrten sich so die Geister von Künsten und Wissenschaften ab, um nur an die Rettung der Freiheit zu denken, und zwei Jahrhunderte lang gab es keinen Arm in Polen, der nicht fast schon in der Wiege den Säbel führen und die Lanze schwingen lernte. Noch eine Invasion anderer Art muß übrigens erwähnt werden, die der Entwickelung und dem Aufschwung des polnisches Geistes nicht weniger hemmend entgegentrat — das Emporkommen der Jesuiten. Die scholastische Pedanterei, die sie einführten, fiel wie ein Mehlthau auf alle Blüthen, die dem polnischen Boden noch hätten entsprossen können. Ihr mit Barbarismen vermengtes Latein wurde die allgemeine Sprache, die zwar noch polnische Worte genug enthielt, aber gerade in diesem Mischmasch nur beide Sprachen verleiden mußte. Erst als die Piaristen späterhin aufkamen, machten sich auch einzelne Jesuiten um Erziehung und Literatur verdient. Auch unter der Regierung der sächs. Regenten erwachte für literarische Bildung keine bessere Zeit; aber desto schöner blühte sie unter des hochgebildeten Stanislaus Poniatowski weiser Herrschaft wieder auf und gelangte während dieser

für die wissenschaftliche Bildung der Nation glücklichen Zeit zu einer solchen Festigkeit, daß auch die nachherigen Stürme, in deren Laufe Polen aus der Reihe der Staaten vertilgt wurde, sie nicht zu unterdrücken vermochten. Es ist bei der poln. Literatur nicht der reine Gewinn für die Wissenschaft, nach welchem man sie würdigen darf, obwohl sie manches auch in dieser Hinsicht treffliche Werk erzeugt hat; das höchste Interesse verleiht derselben ihr rein nationeller Werth, dessen die Literatur weniger Völker sich in diesem Grade zu erfreuen hat. In keiner Periode vermißt man, so sehr auch die Geschichte Polens von ausländ. Usurpationen erfüllt ist, den eigenthümlichen, ungebundenen, kühn aufstrebenden Geist des nie rastenden Volks; rasch schritt die Literatur stets mit dem Leben fort und drehte sich meist um die Punkte, welche in den Verhältnissen des Staats vom höchsten Interesse sind. Daher der fast gänzliche Mangel an Philosophen und Mathematikern (die Astronomen Kopernicus, den man den Polen nicht absprechen darf, und Poczobut, Joh. Sniadecki, und die Physiker Rogalinski und Joseph Sosinski ausgenommen); daher aber auch von der andern Seite der Reichthum an Historikern des Landes, und an erhabenen, bald der Ahnherrn Thaten preisenden, bald über den jetzigen Zustand melancholisch-klagenden oder bitter spottenden Dichtern. Bei dieser edeln Leidenschaftlichkeit gelangen ihnen reine Schöpfungen der Phantasie weniger; doch eigneten sie sich glücklich die Erzeugnisse andrer Nationen an. Das älteste und schönste Denkmal der poln. Dichtkunst sind die Werke des Joh. Koschanowski (geb. 1550, gest. 1584), die noch jetzt durch ihren reinen und edeln Styl, schönen Versbau, Sanftheit und Empfindung unsere Bewunderung erregen. Sie bestehen in einer Uebersetzung der Psalmen, in einem Lehrgedicht über das Schachspiel, Liedern und Sinngedichten. Sim. Simonowicz bleibt noch jetzt ein Muster in der Idylle, und Staniel. Grochowski in der empfindsamen lyrischen Poesie. Vespasian Kochowski und Joh. Twardowski (im 17. Jahrh.) haben nicht immer den besten Geschmack, doch zeichnet sich letzterer durch sein Feuer aus. Untern den neuern sind auszuzeichnen: Stanislaus Trembecki, gest. 1812, der als Lyriker, als Fabeldichter und Didaktiker, dann als Epistolograph sich verdient gemacht. In seinem Styl verbindet er die dem Polnischen eigene Energie mit einem Wohlklange, der an die Gesänge Roms und Griechenlands erinnert. In Bezug auf kräftige Darstellung erreicht ihn Fz. Karpinski bei weitem nicht; dagegen hat derselbe etwas Sanftes und Rührendes. Ganz nationell ist s. „Sielanki“, höchst gelungen seine Uebersetzung der Psalmen Davids. Einzig ist der Fürstbischof Krasicki (s. d.), classisch als Dichter und Prosaist, Satyriker und der einzige epische Originaldichter (Woyna Chocimska) der Polen, auch Uebersetzer des Ossian. Seine Hauptstärke hat er in der komischen Gattung. Eine Fülle glücklicher Einfälle und eine reiche Ader des Witzes zeichnet seine Fabeln aus. Seine prosaisch geschriebenen Erzählungen überraschen durch die Wahrheit ihrer Sittenschilderungen. Bei Franz Kniaznin vermißt man vielleicht Trembecki's Kraft, Karpinski's Anmuth; aber man trifft bei ihm die Gefälligkeit und geistvolle Manier Krasicki's. Ferner Franz Zablocki, Kajetan Wengierski, der begeisterte Kaj. Kozmian, Ld. Osinski, Reklewski, der feurige Kasimir Brodzinski, der geschmackvolle Joh. Kruszynski, der epigrammenreiche und fließende, aber uncorrecte Anton Gurecki, der äußerst correcte Alois Felinski, Verfasser des Trauer-

spiels: „Die Fürstin Radziwill", Franz Marawski, der echt nationale und zugleich pindarische Joh. Woronicz, Mich. Krajewski, Mark. Moloki, Kicinski, der glückliche Nachahmer von Legouvé's „Mérite des femmes", der als Fabulist und Erzähler geschätzte Stanisl. Zachowitsch, Int. Urs. Niemcewicz, dessen vaterländ. Geschichtslieder ein Eigenthum des Volkes geworden sind, Dysma Tomaszewski („Jagellonida", ein Heldengedicht auf die Vereinigung Lithauens mit Polen), Paul Woronicz (Erzbischof von Warschau), von dem man ein Nationalepos: „Die Lechiade", erwartet. An Volksliedern ist die poln. Literatur reich, und auch an dramatischen Arbeiten, unter denen sich vorzüglich auszeichnen die des Jos. Bielawski, Franz Zablocki, Jos. Kossakowski, Niemcewicz, Drozdowski, Ludw. Dmuscewski, Felinski, Ludw. Osinski, Ant. Hoffmann u. A. Beifall fanden in der neuesten Zeit des Gen. Boguslawski dram. Werk: „Krakowiani i Gorali" (Warschau 1823), das durch viele Nationallieder interessant ist; ferner die dramat. Werke des Grafen Franz Wenzyk (vaterländ. histor. Trauerspiele, Krakau 1823), und die (9) Lustspiele des Grafen Aler. Fedro in poln. Sprache (Wien 1826, 2 Bde.). Unter den Uebersetzern verdient Felinski, Chominski, Dzierosenski und Doliwa v. Starzinski (der zuerst statt der bisher im Poln. stets üblichen Alerandriner die vierfüßigen gereimten Trochäen angewendet hat), Erwähnung. Poln. Romane haben wir u. A. von Graf Fr. v. Skarbeck, und zwar historische, u. a. „Der Herr Staroste" (Warsch. 1826, 2 Thle.), „Tarlo", eine Erzähl. a. d. poln. Geschichte (Warsch. 1827, 3 Thle.) J. U. Niemcewicz's histor. Roman „Jan y Tenczyn" („Joh. v. Tenczin", Warsch. 1827, 3 Thle.) ist den W. Scott'schen nachgebildet. — Als Historiker sind vorzüglich nennenswerth: Stryikowski (lithauische Chronik, mit Benutzung trefflicher Quellen), Stanislaus Orzechowski, Mart. Cromer, der staatskundige Joh. Demetr. Sulikowski, Stanislaus Kobierzycki (Geschichte Wladislaus IV. in classischem Latein), der freimüthige Paul Piasecki, der vorurtheilsfreie Vespasian Kochowski, und vor Allen der hochverdiente Jesuit Naruszewicz (s. d.), durch tiefe Forschung, kritischen Scharfblick und würdevolle Darstellung gleich ausgezeichnet. Letzterer fing die Universalgeschichte von Polen an, deren Fortsetzung mehre Mitglieder der königl. warschauer Societät der Wissenschaften im Namen der Gesellschaft übernahmen. Der als Staatsmann, Krieger und Dichter geachtete Niemcewicz hat 1815 historische Nationalgesänge herausgeg. mit Kupf. und Musik (6 Thle.). Außer den Gesängen enthält das Werk eine gedrängte polnische Geschichte als Erklärung in jenen Gesängen. Dieses meisterhafte Werk ist nach 6 Monaten zum zweiten Male aufgelegt worden. Als Kanzelredner sind Lachowski und Wyrwicz selbst im Auslande durch Uebersetzung berühmt geworden. Unter den Neuern zeichnen sich Joh. Woronicz, Ad. Prazmowski, Xav. Szaniasski, Jakubowski, Alb. Szwenkowski u. A. aus. Für Beredtsamkeit gilt Niemcewicz noch billig als Muster, er selbst der glückliche Nacheiferer Stanisl. Potocki's. Die Rede, wodurch er am 27. Nov. 1817 seines Freundes und Waffengefährten Thadd. Kosciuszko Andenken feierte, verdiente die Bekanntmachung in mehren Sprachen, die ihr zu Theil wurde. Im Allgemeinen sind die alten poln. Schriftsteller, besonders die aus den Zeiten von Sigismund August und Stephan Bathory, noch jetzt die class. Muster des poln. Styls, obgleich mit der poln. Sprache im 18. Jahrh. große Veränderungen vorgegangen

sind. So werden noch als Classiker angesehen: Joh. Kochanowski, Skarga, Wniek, Bialobrzeski, Gornicki, Stanisl. Grodhowski, Seb. Petrycy, Joh. Januszowski, Cyprian Bazylik, Mart. Blazowski, Mart. Bielski u. A. Von den spätern class. poln. Prosaisten nennen wir: Ignaz Krasicki, Muster der Leichtigkeit und Natürlichkeit, Joh. Sniadecki, Naruszewicz, Skrzetuski, Jodlowski, Czacki, Ludw. Osinski, Stanisl. Potocki, Albertrandi, Karpinscki, Dmochowski, Alb. Sweykowski u. A. Das zu Warschau in mehren Bdn. erschienene Werk: „Wybor Pisar' zow polskich", enthält eine Auswahl aus den classischen Schriftstellern der Polen. Die königl. Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften zu Warschau hat viele Verdienste um die polnische Literatur; hat auch mehre Jahrbücher herausgegeben. Der Exjesuit Ign. Nagurczewski übersetzte die „Ilias", Virgil's Eklogen u. a. Schriften des Alterthums; der treffliche Kritiker Franz Dmochowski in edler, fließender Sprache und leichtem Versbau die „Ilias" (Warschau 1800, 3 Bde.); eine andre Uebers. nebst der „Odyssee" und der Uebertragung des Quintus Calaber von Przybylski), Pet. Kochanowski Tasso's „Jerusalem" (Krakau 1687 und Breslau 1825, besorgt von Czaykowski, Prof. der poln. Literatur an der Universität Krakau), Krasicki, Tymieniecki und Brodzinski den Ossian, Joh. Kochanowski und später Naruscewicz den Horaz, und ganz vorzüglich meisterhaft und völlig im Geiste des Originals, Letzterer auch den Tacitus, Karpinski die „Gärten" des Delille.

Für die wissenschaftliche philosophische Präcision der Sprache dürfte man sich von Goluchowski vielleicht Gewinn versprechen, wenn er seinen Scharfsinn dem Vaterlande wieder zuwendet, den er durch sein Werk: „Die Philosophie in ihrem Verhältnisse zum Leben ganzer Völker rc." (Erlangen 1823), den Deutschen so glücklich bewährt hat. Als Kritiker und Muster des Geschmacks behauptet Osinski noch immer seinen Namen. Auch für die exacten und die Erfahrungswissenschaften blieben die letzten Jahren nicht gewinnlos; doch hält es schwerer, darüber Auskunft zu geben, weil Weniges, was dort zu Tage kommt, dem Auslande frühzeitig bekannt wird. Noch sorgt Joh. Sniadecki für den Ruhm der wilnaer Sternwarte, und die durch Andr. Sniadecki's „Grundsätze der Chemie" (die 3. Aufl. erlebten) eingeführte polnische chemische Nomenclatur hat durch des gelehrten Alex. Chodkiewicz neues System der Chemie in 6 Bdn. festere Begründung und Erweiterung gewonnen. Arnold zu Warschau lebt der naturhistorischen Literatur. Die Botanik scheint noch nicht die Theilnahme gewonnen zu haben, welcher in dem so wenig durchforschten Lande mancherlei Belohnungen ihrer Mühen bevorstehen. Die Medicin hat viele Einzelnschriften aufzuweisen, doch bemerkt man in allen das Festhalten der ausländischen Vorbilder. In den mathematischen Wissenschaften sind zu nennen die Werke von Twardowski („Analyse der sphärischen Trigonometrie"), von Petka, Polinski und Konkowski's „Algebra". Als ein mechanisches Genie mag der Israelite Stern noch eine Stelle finden, der Rechnenmaschinen und Maschinen für den Landbau erfand, welche von anerkannten Brauchbarkeit waren. Für Agricultur sind eigne Gesellschaften thätig. Der um die Austrocknung der Sümpfe im Pinskischen verdiente und durch seinen Entwurf zur Vereinigung der schiffbaren Flüssen in Polen bekannte Bratymowicz lieferte ein Werk über die Landwirthschaft. Die Gartenkunst rühmt sich vornehmer Pfleger, und der Präsident des kra-

kauer Senats, Stanisl. Wodzicki, ward selbst Schriftsteller, um seine Landsleute mit den Bäumen und Sträuchen bekannt zu machen, die das heimische Klima vertragen. Auch der Jurisprudenz fehlen nicht Bereicherungen durch Macieiowski, Budny und Sanwicki. Der Graf Potocki hat sich um die Geschichte der schönen Künste in seinem „Polnischen Winckelmann" (Warschau 1816, 4 Bde.), durch seine „Rhetorik", wie auch durch seine „Staats- und Gelegenheitsreden" (Warschau 1815, 5 Bde.) verdient gemacht. Graf Seb. Sierakowski hat ein Prachtwerk über die Baukunst herausgegeben. Bath. Paprocki, Okolski, und der nicht genug von Manchen gewürdigte Kasp. Niesiecki lieferten wichtige genealogische und heraldische Werke. Als polit. und pädagogischer Schriftsteller zeichnet sich Stanisl. Konarski aus, und Andr. Zamoyski (1777) durch ein poln. Gesetzbuch, das aber vom Reichstage, der es selbst veranlaßt hatte, unklug verworfen wurde. Die Naturgeschichte bearbeiteten Kluk, Ladowski und Jundzill. So zeigt sich überall unter 5 verschiedenen Regierungen und in 7 verschiedenen Landestheilen des ehemaligen Polen, ein begeisterter Sinn für Das, was die Nation veredeln kann. Von Linde zu Warschau, dem umfassensten Kenner aller Reichthümer des gesammten slawischen Sprachschatzes, darf man sich eine Literargeschichte aller slawischen Nationen versprechen, die durch die Theilnahme der Gelehrten, welche seine Thätigkeit dafür zu gewinnen wußte, einem gefühlten Bedürfnisse genügend abhelfen wird. Der erste Band dieses Werkes, das u. d. T. „Rys historyczny literatury narodow slowianskich" hervortritt, enthält die Geschichte der russischen Literatur nach N. Gretsch, aber mit Zugaben aus andern Schriftstellern (Warschau 1823), und wird in seinen Fortsetzungen alles Das dem gelehrten Europa mit neuen Forschungen vermehrt zuführen, was Münnich (Prof. zu Krakau) in seinem „Handb. der poln. Literatur", was Graf Trentschin Ossolinski in seinem „Wiadomosci historyszno", d. i. in seinen Hist.-kritischen Nachrichten zur Gesch. der poln. Literatur rc." (Krakau 1822, 3 Bde.), früher Felix Bentkowski in seiner „Historia Litterary Polskiey" (Warsch. u. Wilna 1814, 2 Bde.), Chlendowski und T. Szumskiego („Krótni rys historyi i literatury Polskiev etc.", Warschau 1824) mit anerkanntem Fleiß und Scharfsinn zusammengestellt haben.

Pölnitz (Karl Ludwig, Freiherr v.), geb. zu Issomin im Erzstifte Köln den 25. Febr. 1692, der zweite Sohn des kurbrand. Staatsministers und Generalmaj. Gerhard Bernhard, zeichnete sich schon früh durch Talente und Kenntnisse aus, durchreiste den größten Theil Europas und fand wegen seiner liebenswürdigen Eigenschaften bei allen Höfen Zutritt. Er theilte seine Bemerkungen in den „Lettres et mémoires de Charles Louis, Baron de Pölnitz, avec nouveaux mémoires de sa vie et la relation de ses premiers voyages" unter dem vorgeblichen Druckorte Amsterdam 1727 mit. Der feine Beobachtungsgeist und der Witz, womit dieses Werk abgefaßt war, erwarben ihm eine Menge Leser. Es wurde mehre Male an verschiedenen Orten aufgelegt und ins Deutsche übersetzt. 1734 gab er heraus „L'état abrégé de Saxe sous le règne d'Auguste III, roi de Pologne" (Frankfurt). 1737 erschien sein bekanntes Werk: „La Saxe galante", welches verschiedene Male ins Deutsche („Liebschaften des Königs August von Polen") übersetzt ist. Auch wird Pölnitz mit

hoher Wahrscheinlichkeit für den Verfasser einer „Histoire secrette de la Duchesse d'Hanovre, épouse de George premier, roi de la Grande Bretagne; les malheurs de cette infortunée princesse, sa prison au Château d'Alten, où elle a fini ses jours, ses intelligences secrettes avec le Comte de Königsmark, assassiné a ce sujet" (London 1732) gehalten. Aus diesem Werke theilte 1787 der Justizrath Lawätz in Altona einen Auszug im „Journal aller Journale" mit, wodurch sich ein hanöverscher Beamter, dessen Aeltermutter eben nicht in dem besten Lichte dargestellt worden war, höchlich beleidigt fand und den längst verstorb. Baron Pölnitz u. A., jedoch mit Unrecht, beschuldigte, daß er sich den Freiherrntitel bloß angemaßt, und von dem Könige von Preußen einen in ironischen Ausdrücken geschriebenen Abschied erhalten habe, welchen Abschied auch Herr v. Heß abdrucken ließ, am ang. O. In seinem 84. Jahre trat Pölnitz von der reform. zur kathol. Kirche über und gab in franz. Sprache sein Glaubensbekenntniß heraus, welches auch ins Deutsche übersetzt wurde. Er starb den 23. Juni 1775. Nach seinem Tode gab Brun zu Berlin in 2 Bdn. die „Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers souverains de la maison de Brandebourgh, royale de Preusse, par Charles Louis de Pölnitz, chambellan de Frédéric II" (1791) heraus (auch ins Deutsche übersetzt). Jedem Freunde der vaterländischen Geschichte sind diese Denkwürdigkeiten sowie die übrigen Schriften des Baron v. Pölnitz zu empfehlen, obgleich man seine Ansichten prüfen muß.

Polo (Aegidius), auch Gil-Polo (Kaspar), ein Dichter, geb. zu Valencia 1516, war daselbst Advocat. Aus Neigung zur Dichtkunst entsagte er dem Advocatenstande. Schon seine ersten Versuche verschafften ihm einen Rang unter den ersten spanischen Dichtern seiner Zeit. Seinen Ruhm begründete hauptsächlich seine „Diana enamorada" („Die liebende Diana"), eine Schäferroman, in Versen mit untermischter Prosa, eine Fortsetzung der aus 5 Büch. bestehenden „Diana" des Montemayor, wozu Gil-Polo noch 7 hinzufügt. Wenn Gil-Polo seinen Vorgänger nicht in der Erfindung übertrifft, so gleicht er ihm doch darin; aber weit höher steht er in dem versificirten Theile des Romans durch Reinheit des Styls, durch Harmonie und Glätte der Verse. Er starb 1572 in Valencia. Cervantes nimmt die „Diana" des Gil-Polo von den zum Scheiterhaufen verdammten Schriften aus, indem er sie mit großen Lobsprüchen ehrt. Eine gute Ausgabe derselben besorgte Pineda zu London (1739); besser aber ist die mit Anmerk. zu Polo's Lobgedicht auf seine Vaterstadt („Canto de Turia") versehene Ausg. (1778).

Polo (Marco), ein berühmter Reisender, der Europa zuerst über das innere Asien zu einer Zeit aufgeklärt hat, wo man fast gar keine zuverlässige Nachrichten über diesen Länderraum hatte. Er war der Sohn eines Venetianers, Nicolo Polo, der gegen 1255 mit seinem Bruder Mathias eine Reise nach Konstantinopel unternahm, wo Balduin II. regierte. Nicolo hatte bei seiner Abreise sein Weib schwanger zurückgelassen, und diese brachte den berühmten Marco Polo zur Welt, der eine Beschreibung dieser Reise gemacht hat. Die beiden Venetianer, nachdem sie in Konstantinopel ihre Handelsgeschäfte beendigt und Abschied vom Kaiser genommen, gingen über das schwarze Meer nach Armenien, von wo sie sich zu Lande an den Hof des Barka begaben, eines der größten Herrscher der Tatarei, der sie mit Auszeichnung aufnahm. Sie blieben

ein ganzes Jahr daselbst, bis sie durch einen Krieg, in welchen dieser Fürst mit einem seiner Verwandten verwickelt ward, genöthigt, sich von hier durch die Wüsten zu flüchten. Auf ihrer Reise trafen sie mit einem Tataren zusammen, der von dem Khan Hulagu, derselbe, der mit Barka Krieg führte und ihn besiegt hatte, an dessen Bruder Kublai gesandt war. Der Tatar gewann die Italiener lieb und lud sie ein, ihm in das Hoflager des mächtigen Großkhans Kublai zu folgen. Der Großkhan fand einige Zeit Vergnügen an den Erzählungen, die sie ihm von den Sitten und Gebräuchen der Europäer machten, und sandte sie endlich zum Papste mit dem Gesuche, ihm einige Lehrer der christlichen Religion zu schicken. Sie kamen also nach Italien zurück, erhielten vom römischen Papste zwei Dominicaner, wovon der eine ein Italiener, der andre ein Asiate war, und nahmen bei ihrer Rückreise ins Morgenland den jungen 15jährigen Marco mit, für den Kublai besonders Zuneigung faßte. Der junge Polo, nachdem er die verschiedenen tatarischen Sprachen erlernt hatte, ward bald vom Khan mit den wichtigsten Gesandtschaften in China und nach den entferntesten Punkten beauftragt. Die vielen Reisen, die er in solchen Geschäften machte, verschafften ihm eine genaue geographische Kenntniß von China, der Tatarei und andern Ländern des innern Asien. Endlich nach einem Aufenthalt von 17 Jahren an dem Hofe des Großkhans, segelten die Polo's, mit einer Flotte von 14 Schiffen, auf welcher sich die Braut eines persischen Prinzen befand, die sich ihrer Schifffahrtskunde anvertraut hatte, aus Hainan ab, bei Cochinchina, Malakka vorbei, durch den bengalischen Meerbusen, in Ceylon, dessen Perlenfischerei Polo genau beschreibt, Sumatra rc. Halt machend, bis sie nach 11 Monaten in Ormuzd landeten. Der Prinz von Persien, zum Thron eben gelangt, nahm sie mit gebührendem Danke auf, und sie blieben 9 Monate in Tauris. Dann reisten sie durch Armenien dem schwarzen Meere zu, gingen von Trebisonde nach Konstantinopel, und von da gelangten sie über Negroponte mit allen ihren Schätzen 1295, nach einer 24jähr. Abwesenheit glücklich in Venedig an. Alle diese Umstände lassen sich in Marco's Reise nachweisen. Was seine fernern Schicksale anlangt, so sind sie mehr auf Erzählungen und Sagen Andrer gegründet, die Ramusio, der 250 J. später lebte, gesammelt hat. Auch auswärts war Marco Polo geschätzt. Als er in dem Seetreffen bei Curzola von den Genuesern gefangen wurde, behandelte man ihn sehr mild, und hier soll er, um das ewige Erzählen zu ersparen, seine Reisebeschreibung aufgesetzt haben. In welcher Sprache er es that, ist nicht ausgemacht. Ramusio nimmt die lateinische, Baldelli die französische an. Andre glauben, im venetian. oder genuesischen Dialekt. Marco Polo erhielt seine Freiheit und starb wahrscheinlich 1323 in Venedig, sein Vater Nicolo war 1316 gestorben. Marco's Werk konnte nicht ohne Einschiebsel und Gebrechen bleiben, die die sorglosen Abschreiber sich zu Schulden kommen ließen; auch die Zeit mußte ihm den Stempel ausdrücken, der damals Alles bezeichnete. Wunder, Glaube an Zauberei, Erzählungen von nicht existirenden Thieren treten überall entgegen. Für die Wahrheit seiner Erzählungen im Ganzen spricht die Schilderung vom Zustande der in den Wüsten vom Samiel Getödteten; die Schilderung des bos grunniens in der Tatarei, den erst die neueste Zeit wiederfand; die Angabe von der Residenz des chinesischen Kaisers in der Tatarei während des Sommers; die Beschreibung von der Wan-

derung auf den Adamsberg in Ceylon u. s. w.; und wohl verdiente es dieser Herodot und Humboldt seiner Zeit, daß sein Werk neu aufgelegt wurde, deutsch von Peregrin 1802, dann gleichzeitig in London engl. von William Marsden, und in Venedig italien. vom jetzigen Cardinal Placido Zurla (1818). Der pariser Coder in franz. Sprache wurde 1824 auf Veranstaltung der geograph. Gesellschaft gedruckt. Die erste kritische Ausg. der Reise selbst, nach dem Terte der della Crusca in der Bibl. Magliabecchi (die älteste italien. Uebers.) besorgte Graf Giov. Battista Baldelli-Boni (4 Bde. mit Charten, Florenz 1827, 4.).

Polonaise (ital. alla Polacca), ein kleines Tonstück in ¾ Takt, nach welchem der bekannte polnische Nationaltanz, welchen man jedoch in Deutschland durch zu viele Ziereren sehr verunstaltet, getanzt wird. Die Bewegung ist eigentlich noch nicht so geschwind, als die Tanzmenuet, der Charakter feierliche Gravität; die Musik hat viel Eigenthümliches in den Einschnitten, im Metrum rc.

Polyandrie, die Vielmännerei, wenn ein Weib mehr als einen Mann hat, welche Sitte man bei einigen rohen Völkerschaften findet. — Ueber die Bedeutung des Wortes Polyandria in der Botanik s. Pflanzen.

Polyarchie heißt, im Gegensatze der Monarchie, jede Herrschaft Vieler, sie sey Aristokratie oder Demokratie. (S. Monarchie.)

Polybius, einer der berühmtesten griech. Geschichtschreiber, geb. zu Megalopolis in Arkadien, ungefähr in der 44. Olymp. (203 v. Chr.). Schon jung zum Krieger gebildet und bei Staatsgeschäften gegenwärtig, wurde er als General der Achäer den Römern zu Hülfe geschickt; und als er sich in der Folge gegen eine Anklage in Rom rechtfertigen mußte, blieb er hier, erwarb sich viel Achtung, machte zum Behuf seiner zu schreibenden Geschichte eine große Reise, wohnte mehren Feldzügen des Scipio bei und kehrte endlich, nach Korinths Zerstörung, in seine Vaterstadt zurück, wo er seine Geschichte vollendete und in Folge eines Sturzes vom Pferde 121 v. Chr. in einem Alter von 82 Jahren starb. Polybius ist der Verf. eines Geschichtswerks vom Anfange des zweiten punischen Krieges bis zum Untergange des macedonischen Königreichs (53 Jahr). Es bestand aus 38 Büchern, außer 2 einleitenden Büchern, welche einen Abriß der römischen Geschichte von der Einnahme Roms durch die Gallier enthielten. Obgleich die Angelegenheiten Roms die Hauptsache sind, so kommen doch auch die gleichzeitigen Begebenheiten in andern Ländern darin vor, weßhalb Polybius ihm den Titel einer allgemeinen Geschichte gab. Wir besitzen von dieser großen Arbeit nur noch die 5 ersten Bücher ganz und bedeutende Bruchstücke von den 12 folgenden, nebst den aus der Geschichte des Konst. Porphyrogenetus ausgezogenen Staatsgeschäften des Polybius und Beispielen von Tugenden und Lastern. Der Verlust des Uebrigen ist sehr zu bedauern, da in Genauigkeit und Treue der Erzählung, sowie im Umfang politischer und militairischer Kenntniß Polybius von keinem Geschichtschreiber des Alterthums übertroffen wird. Ihm schreibt man auch die Einführung des didaktischen Pragmatismus in die Geschichte zu, d. h. derjenigen Geschichtsbehandlung, die durch zergliederte Darstellung der Ursachen, Veranlassungen und Folgen der Begebenheiten eine belehrende Vorbereitung zu Staatsgeschäften geben will. Dagegen ist er in Ansehung der Schreibart ohne allen Reiz, und kann nur der Sache wegen gelesen werden.

Livius hat ihn zuweilen genau copirt. Cicero erwähnt von ihm eines eignen Werks über den numantinischen Krieg. Die geschätztesten Ausgaben des Polybius sind von Casaubonus (Paris 1609, Fol.), von J. Gronow (Amsterd. 1670, 3 Bde.), wiederholt von J. A. Ernesti mit Casaubonus's lat. Uebers. und Anmerk. (1764) und von Schweighäuser (Leipzig 1789—93, 9 Bde.); deutsch mit Anmerk. von Seybold (1779—83), und vom Hauptm. v. Benicken (Weimar 1820).

Polychord, ein vielsaitiges Instrument (s. Barbiton); auch ein neueres, aber wenig bekannt gewordenes Instrument, von Hillmers erfunden, mit 10 Saiten und beweglichem Griffbrette.

Polydektes, s. Perseus.

Polygamie ist eheliche Verbindung mit mehr als Einer Frau zu Einer Zeit. Sie war seit den ältesten Zeiten in dem Morgenlande, sowie noch jetzt, üblich. Sie schadet offenbar der Moralität, schwächt die edlern Gefühle, bringt ein Mißverhältniß im Ganzen unter beide Geschlechter, und beraubt das weibliche seiner Menschenrechte, indem sie dasselbe unterjocht. Der Polygamie steht einerseits die der Naturordnung gemäße Monogamie, und die alle Naturzwecke störende Polyandrie (s. dd.) entgegen. Ferner versteht man unter Polygamie ohne weitern Beisatz die simultane, welche von allen Völkern des gebildeten Europa und dessen Colonien verworfen wird, nur daß fürstliche Doppelehen aus gewissen Ursachen ausgenommen werden. (Vgl. Ehe.) Ueber die Bedeutung dieses Worts in der Botanik s. Pflanzen.

Polyglotte (griech.), jedes Werk, das einen und denselben Inhalt in mehren Sprachen mittheilt. Vorzugsweise hat man das Wort schon früh von der heil. Schrift gebraucht, und Werke, in denen 2, 3 oder mehr Uebersetzungen der Bibel, mit oder ohne den Grundtext, zusammengestellt wurden, eine Polyglotte genannt. Das erste größere Unternehmen der Art ist die complutensische Bibel, welche von vielen gelehrten Männern, auf Veranstaltung des Cardinals Ximenes, bearbeitet ward. Sie erschien in 6 großen, prächtig gedruckten Foliobänden 1514—17 in der neucastilischen Universitätsstadt Alcala (de Henares), lat. Complutum. Eine andere berühmte Polyglotte ist die antwerpner, auch die königl. Bibel genannt, weil Philipp II., König von Spanien, einen Theil der Kosten dazu hergab. Noch vorzüglicher ist die pariser Polyglotte, welche hauptsächlich auf Kosten des Parlamentsadvocaten Gui Michael le Jay vollendet ward und 1645 in 10 schönen Foliobdn. erschien. Endlich ward, hauptsächlich unter kräftiger Mitwirkung und Aufsicht des nachmaligen Bischofs von Chester, Bryan Walton, auch in England eine solche Polyglotte von 10 Sprachen bearbeitet, welche wieder die pariser in sich aufnahm, aber noch vollständiger war, und gewöhnlich die Walton'sche oder londner Polyglotte heißt. Sie erschien von 1684—87 zu London in 6 Folianten mit 2 Supplementb., und enthält den Grundtext nach verschiedenen Exemplaren mit dem, was die pariser hat, und noch dazu eine äthiopische und eine persische und zu diesen gehörige lat. Uebersetzung. Cromwell hatte die Herausgabe dieses Werkes unterstützt.

Polygnotus (Polygnotos), aus Thasos, einer der ersten Maler der Griechen, welcher ungefähr von 450—410 v. Chr. (zwischen der 83. und 93. Olymp.) blühte. Seiner bediente sich Kimon, der Demagog und Nebenbuhler des Perikles, bei der Ausschmückung der Pökile zu

Athen; auch war er Kimons Hausfreund und dessen schöner Schwester, Elpinice, begünstigter Liebhaber, welches Verhältniß er auch in dem Gemälde der Trojanerinnen verherrlichte. Mit ihm malten Mikon und Pänanus für die Pökile. Seine beiden Hauptbilder in derselben stellten die Griechen vor Troja, und zwar das eine die Versammlung der Heerführer nach dem Raube der Kassandra, und das andere die gefangenen Trojanerinnen, in ihrer Mitte Kassandra, dar. In der Lesche zu Delphi sah man von ihm die Eroberung Trojas und das Todtenreich, welche Gemälde Pausanias ausführlich beschreibt. (S. Böttiger's „Ideen zu einer Archäologie der Malerei".) Die Gebrüder Riepenhausen (s. d.) haben 1805, auf Veranlassung einer weimarischen Preisaufgabe, und in Rom 1826 das Gemälde nach der Beschreibung nachzubilden versucht. Auch in einer Vorhalle des Parthenon standen mehre Staffeleigemälde des Polygnotus aus dem Cyklus des trojanischen Kriegs, welche Perikles wahrscheinlich von anderswoher in diesen Tempel versetzte; im Dioskurentempel der Raub und die Vermählung der Töchter des Leucipp, nach einem dorischen Nationalmythus, und in den Propyläen mehre Gemälde. Wahrscheinlich waren alle auf Holz gemalt.

Polygon, Vieleck, heißt in der Geometrie jede Figur von mehr als 4 Seiten. Sind die Seiten gleich, so ist es ein regelmäßiges, im Gegentheil ein unregelmäßiges Vieleck. Jedes Vieleck kann in so viel Dreiecke getheilt werden, als es Seiten weniger zwei hat. Ist es also regelmäßig, so sind die Dreiecke gleich und man darf nur eins derselben berechnen und mit der Anzahl aller multipliciren, um den Inhalt der Figur zu erhalten. Ist das Vieleck aber unregelmäßig, so sind auch die Dreiecke ungleich, und man muß den Inhalt eines jeden besonders berechnen und alle dann addiren, wodurch man den Flächeninhalt der Figur erhält. Der Begriff eines Polygons kommt auch in der Befestigungskunst vor.

Polygraph, Vielschreiber, der eine Menge Werke geschrieben hat. Diese Benennung drückt oft etwas Tadelndes aus, weil man glaubt, daß ein Gelehrter, der einen großen Haufen Bücher zusammengeschrieben, selten über seine Gegenstände mit Gründlichkeit und allseitiger Nachforschung geschrieben habe. Uebrigens waren sehr ausgezeichnete Männer Polygraphen, als Voltaire, Euler, Wieland, Jean Paul, Muratori, Walter Scott u. A. Bei ihnen fällt daher die tadelnde Nebenbedeutung des Wortes Polygraph weg.

Polyhistor, Vielwisser, ein Mann, der in mehren Wissenschaften bewandert ist. Ehemals, wo die gelehrten Disciplinen noch nicht den großen Umfang erreicht hatten, und vorzüglich die Erfahrungswissenschaften noch in ihrer Kindheit waren, war es möglich, sich in mehren gleich gründliche und umfassende Kenntnisse zu erwerben; in unserer Zeit hingegen, wo fast jede Wissenschaft ihren Mann ungetheilt verlangt, können nur privilegirte Geister sich zu Polyhistoren ausbilden, und doch wird es meist noch auf Kosten der Gründlichkeit geschehen, sodaß vom Polyhistor gesagt werden muß: „Ab omnibus aliquid, in toto nihil". (Vgl. Morhof.)

Polyhymnia, oder Polymnia, eine von den 9 Musen, deren Name die Mannigfaltigkeit des Gesanges anzeigt. Sie war die Vorsteherin des lyrischen Gesanges; ihr Attribut ist daher auf Münzen die Lyra und das Plectrum; oder auch die Vorsteherin der Geschichte. Auch

die Erfindung der Mimen und Pantomimen wird ihr zugeschrieben. Die griech. Künstler stellten sie in einen Mantel gehüllt und nachdenkend vor. So sieht man sie noch auf dem Basrelief der Apotheose des Homer, auf dem Basrelief des Capitol, wo sie den Kopf mit ihrer Hand stützt und mit dem Fuße auf einem Felsen steht. S. Musen.

Polykletus (Polykleitos), aus Sicyon (um 430 v. Chr.), einer der größten griech. Bildhauer, war ein Schüler des Agelades und wetteiferte mit Phidias, doch so, daß er an Idealität und Kunstbegeisterung hinter diesem zurückblieb; Architekt wie dieser, aber als Bildner in Erz am glücklichsten. Seiner zarten harten Natur sich bewußt, sagt Böttiger in seinen „Andeutungen über die Archäologie", beschränkte er sich vorzüglich auf Eleganz und den ihr angemessensten Kreis der gymnastischen Ephebenfiguren schöner Knaben und Jünglinge und auf Frauen. Polykletus schuf das Jünglingsideal. Er ging alle anziehenden Stellungen der Knabengymnastik durch. In dem Doryphorus soll er zugleich eine Musterstatue, einen Kanon, haben aufstellen wollen; aber höchst wahrscheinlich war es eine Figur von reiferm Alter, in welcher er seine Kunstregel darstellte. Auch soll er ein eignes Werk über die Proportion geschrieben haben, worin er die Schönheit in dem Ebenmaße des Gliederbaues und einer zierlichen Mittelstatur fand. Die Befolgung seines Kanons gab seinen und seiner Nachfolger Werken eine gewisse, von einigen Alten getadelte Uebereinstimmung, deren Nachtheilen aber sein Genie entgegenzuwirken wußte. In kolossaler Form (gleichsam als Gegenstück zu des Phidias Jupiter) verfertigte er seine argivische Juno, seine Nationalgöttin (denn Sicyon gehört zu Argos) auch in Elfenbein und zwar entschleiert, mit großem gewölbtem Auge, einen goldenen Kranz auf dem Haare, der von den Horen geziert war, in der linken das Scepter mit dem Kukuk, in der rechten ausgestreckten Hand den Granatapfel haltend. Polykletus arbeitete auch schon kleinere Bronzen und schöne Gefäße und Lampen. Es gab noch andere Künstler d. N.

Polykrates, ein Herrscher von Samos, Zeitgenosse des ält. Cyrus und Pythagoras. Von ununterbrochenem Glücke begünstigt, warf er, vom König Amasis aufgefordert, sein Liebstes zu opfern, freiwillig sein höchstes Kleinod, einen kostbaren Siegelring, ins Meer; nach wenigen Tagen fand er diesen in dem Magen eines ihm zum Geschenk gereichten großen Fisches. Dennoch wandelte sich zuletzt sein außerordentliches Glück. Von einem persischen Satrapen, Orötes, seinem heimlichen Feinde, angelockt, ließ ihn dieser kreuzigen. Den Künsten und Wissenschaften war er übrigens sehr geneigt und Anakreon lebte an seinem Hofe.

Polynesien, s. Australien.

Polynices, s. Eteokles und Theben.

Polypen (medicinisch) sind widernatürliche Auswüchse, von einem festen, bald fleisch-, bald flechsenartigen, faserichten Baue; erzeugen sich in den Höhlungen des menschlichen Körpers und sind häufig mit einer großen Menge Blutgefäße versehen. Der wahre Polyp sitzt auf einem dünnen Stiele, der ihm zur Wurzel dient, und sein Mutterboden ist eine Schleimmenbran. Der unechte Polyp bildet entweder einen häutigen gestielten Sack, der eine breiartige Materie enthält, oder er ist ein bloßer Vorfall einer Schleimhaut, wie dieß beim Nasenpolyp gewöhnlich der Fall ist. Falsche Polypen nennt man auch jene Massen, welche aus geronnener Lymphe und Blut bestehen, und nicht auf der

Schleimhaut als auf ihrem Ernährungsboden sitzen. Man trifft sie häufig im Herzen und den großen Gefäßstämmen, und entstehen meist in hitzigen Krankheiten entweder bald vor dem Tode oder während desselben. Die echten Fleischpolypen kommen am häufigsten in der Nase, im Rachen und in der Gebärmutter vor. Der Fleischpolyp erfordert immer die Operation. Diese geschieht 1) durch Unterbindung. Man legt mittelst hiezu geeigneter Instrumente eine seidene Schlinge aus Pferdehaaren um die Wurzel des Auswuchses und zieht sie von Zeit zu Zeit fester zu. Dem Polypen wird durch die Compression seiner Blutgefäße die Nahrung abgeschnitten, worauf er abstirbt. Diese Operation erfordert viele Mühe, und oft ist man nicht im Stande, die Schlinge um die Wurzel des Polypen zu legen. Ueberdieß hat sie für den Kranken große Unbequemlichkeiten: der Polype schwillt an, reizt durch den Druck die benachbarten Theile zur Entzündung, und die mit seinem Absterben verbundene Jauchebildung ist höchst unangenehm. Die zweite Heilungsart ist die Ausreißung vermittelst Zangen oder starker Schlingen; auch hier sucht der Operateur so viel als möglich die Wurzel zu fassen und durch gelindes Drehen und Ziehen nach allen Seiten den Polyp aus seinem Boden zu reißen. Läßt aber der Polyp weder die Unterbindung noch die Ausreißung zu, so sucht man durch Anbringung von Aetzmitteln den Auswuchs so lange zu verkleinern, bis eine von den beiden Operationen anwendbar wird. Die letztere Operation, wodurch der Polyp durch kaustische Mittel verkleinert oder gar ganz fortgeschafft werden soll, hat für den Kranken bedeutende Unbequemlichkeiten; sie erfordert eine geraume Zeit und fällt den Leidenden durch Jauchebildung, die sie veranlaßt, lästig. Falsche Polypen, vorzüglich wenn sie aus dem Vorfalle einer Schleimmenbran bestehen und nicht bedeutend sind, können noch durch stark abstringirende Mittel beseitigt werden.

Polypen (naturhistorisch). Die Polypen gehören zu den Würmern und bilden eine zahlreiche Gattung von den Pflanzenthieren, d. h. solchen, die den Uebergang vom Thier zu der Pflanze bilden. Genaue Kenntniß von diesen Naturwundern verdanken wir vorzüglich Trembley in Leyden, welcher 1744 seine classischen Memoiren über sie herausgab. Das ungeübte Auge übersieht diese Thierchen nur gar zu leicht, da sie aus halbdurchsichtiger Gallerte bestehen und sich, gewaltsam berührt, in ein unförmliches Klümpchen zusammenziehen. Man findet sie vom Anfange des warmen Frühlings an, den Sommer hindurch, in Teichen und sanft fließenden Wassern, an Wasserpflanzen, Schnecken u. dgl. sitzen. Wenn die Sonne recht warm scheint, und man dann genau nachsieht, wird man hier oft kleine, durchsichtige, gallertartige Kügelchen von der Größe einer Erbse wahrnehmen. Es sind dann die Polypen in einem ruhenden und anscheinend unbelebten Zustande. Es gibt eine Menge Arten dieser keinen Thiere; die grüne, die braune und orangefarbene sind die bekanntesten, und alle haben zum mindesten 6, höchstens 12—13 Arme. Letztere sind meist nicht länger als der Körper, doch haben sie manchmal die Länge von 1 und manchmal von 8 Zoll. Dessenungeachtet gleichen sie, aus dem Wasser herausgenommen, nur einem Klümpchen Gallerte, das oft kaum die Größe eines Sandkorns hat. Die Fortpflanzung dieser Thierchen ist so sonderbar, wie ihr ganzer Organismus. Es zeigen sich kleine Erhöhungen an den Seiten, die

nach einigen Tagen die Gestalt eines kleinen Polypen haben. Die Verbindung bleibt. Was der junge Polyp erhascht, kommt dem alten zu Gute, und umgekehrt. Allein nach und nach wird das Ende, womit jener an diesen befestigt ist, dünner, und endlich nimmt der eine diesen, der andere jenen Punkt, sich zu befestigen, wo sie dann gewaltsam getrennt werden. So pflanzt sich der Polyp in jedem Punkte des Körpers fort und zeugt auf diese Weise 5—6 Junge auf einmal. Eine Begattung selbst hat Trembley bei einigen Tausenden, die er in Gläsern über Jahr und Tag erhielt, nicht beobachtet. Dagegen meinen Neuere, daß sie sich auch durch Eier fortpflanzen. Bisweilen wird der noch am alten sitzende Polyp schon wieder Vater und Großvater; Vater und Sohn bilden ein Ganzes. Man kann sie in allen Richtungen zerschneiden, ja, ihr Inneres nach Außen kehren, und sie leben fort. Mehre lassen sich gleichsam auf- und inanderpfropfen. Inwiefern es ähnliche Geschöpfe, aber von furchtbarer Größe, innerhalb der Klippen und auf dem Boden des Meeres gibt, und die man also Meerpolypen nennen könnte, ist bis jetzt noch als eine Fabel zu betrachten. Vgl. Armpolype.

Polyphem, ein Sohn Neptuns und einer der Cyklopen, in einer Höhle in Sicilien wohnend, und bloß einem Augen in der Stirne. Ulysses war es, der ihm, als dieser fürchterlichste aller Riesen mehre seiner Gefährten aufgefressen, nachdem er ihn durch Wein berauscht und eingeschläfert hatte, einen glühenden Pfahl ins Auge stieß.

Polyspast, s. Flaschenzug.

Polytechnik, die Lehrkunst der höhern Werkgeschicklichkeit. Eine Anstalt, welche alle Mittel der Erkenntniß benutzt, um Individuen, welche sich ausschließend der Technik widmen, auf den Standpunkt zu führen, von wo aus es ihnen möglich wird, in der gesammten Gewerbsthätigkeit, mit dem geringsten Aufwand von Kräften, die umfassendsten Wirkungen zu erzielen, ist für die Regierungen in mancherlei Hinsicht ein wichtiger Gegenstand. Die Verkennung dieser Wahrheit ist größtentheils mit Ursache, daß ein Staat von dem andern in Verbreitung der Industrie übertroffen wird, daß letzterer sowohl bessere als auch wohlfeilere Kunsterzeugnisse und Stoffe liefert, daher den Markt behauptet und dadurch reicher wird, während jener Staat, der die Gewerbe nur als Resultat der Zunftthätigkeit kennt, auch bei dem angestrengtesten Fleiße seiner Individuen es dem kunstkräftigern Auslande nicht gleich thun kann, und in dem Verhältniß, wie dieses sich bereichert, immer mehr verarmt. Das britische Reich liefert hierzu die vollgültigste Belege. — Das polytechnische Wissen kann erlangt werden durch Lehre, durch Anschauung und durch schriftliche und bildliche Darstellung; in ihrer Vereinigung und Wechselwirkung bilden sie ein polytechnisches Institut. Soll eine solche Anstalt etwas Umfassendes leisten und den oft störenden Einwirkungen von Außen kräftig widerstehen, so muß sie vom Staate begründet werden und unter dem Schutze der Regierung stehen. Die polytechnische Ausbildung als Zweck des Instituts wird durch schriftliche und bildliche Mittheilung befördert; und zwar durch Werke von polytechnischen Vereinen herausgegeben, worin die Fortschritte der technischen Gewerbe im In- und Auslande populair beschrieben und durch bildliche Darstellung anschaulich und begreiflich gemacht sind, wie dieß in den polytechnischen Jahrbüchern, Journalen und Flugblättern ꝛc. geschieht.

—Soll aber der Gewerbtreibende von den Fortschritten seines Fachs genügend unterrichtet werden, so haben die Vereine dafür zu sorgen, daß die Darstellung der lesenden Classe angemessen und dabei möglichst wohlfeil in ihre Hände zu bringen sey. — Die Größe, die Naturerzeugnisse und die Bedürfnisse eines Landes werden zwar jedesmal in dem Plane eines polytechnischen Instituts einige Aenderungen nothwendig machen, in Allgemeinen muß aber bei Einrichtung einer solchen Anstalt die Vervollkommnung der Gewerbe nicht aus den Augen verloren werden. Je lehrreicher man in diesen Einrichtungen vorschreitet, desto schneller zerfällt dann das veraltete Zunftwesen; der Mensch wird dann weniger zur bloßen Maschine herabgewürdigt; der Tribut, der eine lange Reihe von Jahren dem Auslande für Fabrikwaaren hat gezollt werden müssen, hörte auf, und es gewinnt dadurch sowohl der Verfertiger der Waare als der den Gegenstand Bedürfende. — Die Lehrfächer und Unterrichtsgegenstände, die für polytechnische Institute und höhere Gewerbschulen insbesondere gehören, sind folgende: 1) Physik. Es ist dringend nothwendig, die allgemeinen Eigenschaften der Körper und die wichtigsten Erscheinungen in der Natur zu erklären. Die Lehren von der Schwere, vom Schalle, vom Licht, von der Wärme und andern finden in den Gewerben die vielfachste Anwendung. Ueberdieß ist Physik ein nothwendiges Vorstudium der Chemie. Mit Physik können zweckmäßig Vorträge über technische Mineralogie verbunden werden, um die Schüler mit dem vielfachen Gebrauch der Fossilien in den Gewerben bekannt zu machen. 2) Chemie. Sie ist für sehr viele gewerbliche Unternehmungen das wahre Lebenselement. Ohne Chemie würden Glasfabrikation, Gerbereien, Seife-, Potasche-, Salpeter- und Salzsiedereien, Vitriol-, Alaun-, Salmiak-, Bleizuckerfabrikation, Scheidewasser-, Salz- und Schwefelsäurebereitung, die Verfertigung der sämmtlichen Farben, die Färbe- und Bleichkunst, die Bereitung der durch Gährung gewonnenen Producte, Wein, Bier, Essig ꝛc., nicht bestehen oder nicht mit Einsicht und Erfolg geführt werden können. 3) Technologie. Die Vorträge dieser Wissenschaft sollen einen Ueberblick der hauptsächlichsten Gewerbe und Fabrikationen umfassen, die Grundsätze, Mittel und Regeln nachweisen, nach welchen die Naturproducte für die Bedürfnisse des Menschen bearbeitet werden und insbesondere die Erklärung derjenigen Industriezweige zum Gegenstande haben, die auf mechanischen Grundlehren beruhen und mehr oder weniger das wissenschaftliche Fach berühren. Namentlich die vorzüglichsten Metall- und Holzarbeiten, alle Arten von Spinnereien und Webereien, Druckereien, Papierfabrikationen, Zuckersiedereien u. dgl. mehr. Sehr belehrend ist es, wenn bei den Vorträgen über diese Gegenstände die Schüler in die Werkstätte selbst geführt werden und sie die Gegenstände im Fortgange der Bearbeitung zu Gesicht bekommen. Mit dem Unterricht in Technologie ist zweckmäßig der Unterricht in Waarenkunde zu verbinden. 4) Mathematik. Es sind Zahlenrechnung, Buchstabenrechnung, Geometrie, Stereometrie, Trigonometrie, höhere Mathematik, Statik, Hydrostatik, Mechanik und Hydraulik vorzutragen und die Beispiele so viel möglich aus dem Bereiche des Gewerbfaches, insbesondere aus der Maschinenlehre zu wählen. Ein vollständiger und ausführlicher Vortrag der mathematischen Wissenschaften ist von der allergrößten Wichtigkeit für jede Gewerbschule, und da in die untere Classe der Mathematik in der

Regel sehr viele Schüler eintreten, so zeigt sich gewöhnlich bald die Nothwendigkeit, den Unterricht doppelt oder in zwei besondern Abtheilungen zu ertheilen. 5) Maschinenkunde. Sie soll die Zöglinge mit der Zusammenstellung der Maschinen und mit der Wirkung derselben bekannt machen. Es sind demnach die verschiedenen Bewegungsmethoden, durch welche irgend ein bestimmter Effect hervorgebracht werden soll, anzugeben und zu berechnen. Sehr nothwendig wird es bei diesen Vorträgen, durch passende Modelle Erläuterungen zu geben und dem Schüler wenigstens einige der größern gut ausgeführten Maschinen im Detail zu zeigen. 6) Sprachunterricht. Anleitung, die üblichsten Geschäftsaufsätze richtig auszuarbeiten, und Unterricht in neuen fremden Sprachen, insbesondere in der französischen und englischen, können bei dem Plan von Gewerbinstituten nicht umgangen werden. 7) Buchhaltung. Die Schüler sollen das Rechnungswerk über gewerbliche Unternehmungen mit Ordnung anzulegen lernen. 8) Zeichnenunterricht, namentlich im freien Handzeichnen, im architektonischen Zeichnen, im Maschinenzeichnen, im Situations- und Kartenzeichnen. Durch eine gute Auswahl von Musterblätter wird der Schüler an schöne gefällige Formen gewöhnt, sein Geschmack geläutert. — Wo nicht besondere Bauakademien und Bauschulen und landwirthschaftliche Anstalten bestehen, kann der Unterricht auch mehr oder weniger auf diese Fächer gerichtet werden. Sehr zweckmäßig ist es, neben der Anleitung zum architektonischen Zeichnen, auch Vorträge über Baukunst im Allgemeinen und insbesondere über die Einrichtung bürgerlicher und landwirthschaftlicher Gebäude und gewerblicher Werkstätten zu halten und einige Lehrstunden der Handelsgeographie und Geschichte, der Zoologie und Botanik zu widmen. Für nothwendig zu achten ist aber, neben dem Unterrichte im Situations- und Kartenzeichnen, Anleitung zu praktischen Vermessungen zu ertheilen, da hierbei die Zöglinge besondere Gelegenheit erhalten, die ihnen theoretisch vorgetragenen Regeln der Geometrie in ihrer Anwendung kennen zu lernen. Von hohem Werthe ist es bei polytechnischen Instituten, eine Werkstätte für praktische Mechanik und zu Anfertigung von Modellen anzulegen um den Zöglingen Gelegenheit zu verschaffen, praktisch in den bessern Werkstätten ihres Faches zu arbeiten. Ueberdieß hat jede technische Anstalt zweckmäßige Sammlungen von Modellen von den vorzüglichsten Maschinen und von denjenigen Theilen und Verbindungen, die zunächst zu den Vorträgen über Mechanik und Maschinenlehre gehören, von Werkzeugen, von den zum Unterricht in Physik und Chemie gehörenden Apparaten, von Mineralien, Hölzern 2c., auch wohl von Industrieerzeugnisse anzulegen und auf eine ausgewählte Bibliothek zu halten. Beurtheilt man die berühmtesten polytechnischen Anstalten Europas, so zeigt sich das wiener Institut, unter Prechtl's Direction, dem Ideal am nächsten. Schon 1803 wurde von der k. k. Hofkammer die Errichtung einer Centralbildungsanstalt für Handel und Gewerbe in der Hauptstadt als nothwendig anerkannt; allein erst 1814 konnte der Plan ausgeführt werden. Am 14. Oct. 1816 legte der Kaiser selbst den Grundstein zu dem großen Gebäude vor dem kärnthner Thore, welches das Institut aufnehmen sollte, und im Nov. 1818 konnten die ersten Vorlesungen nach dem neuen Studiencurs bei 500 ordentlich eingeschriebenen Zuhörern gehalten werden. Von nun an zeigte sich das polytechnische Institut der östreichischen Monarchie in voller Wirksam-

keit, indem es außer der Unterrichtsertheilung auch seine Function als oberste Industriebehörde begann. Es ist dem Handwerker wie dem Fabrikanten die beste Stütze für alle denkbaren Erörterungen über sein Fach, und es gewährt in wissenschaftlicher Beziehung die vollendetste Ausbildung. Schon jetzt sind sämmtliche Professoren aus den frühern Schülern der Anstalt selbst genommen und aus den von Prechtl herausgegebenen „Jahrbüchern des polytechnischen Instituts" erkennt man, wie sehr sie zeitgemäß fortschreitet. Der Unterrichtsplan ist folgender. In der Realschule: Religion, Lesen, deutsche Sprache, Mathematik, Geographie, Geschichte, Naturgeschichte, Zeichnen Kalligraphie, Italienisch und Französisch — außerordentlich Englisch, Bömisch, Lateinisch; in der commerciellen Anstalt: Geschäftsstyl, Handelswissenschaft, Handels- und Wechselrecht, Handelsrechnen, Buchhalten, Handelsgeographie, Geschichte, Waarenkunde; in der technischen Anstalt: Mathematik, Physik, Chemie, Mechanik und Maschinenlehre, Technologie, Zeichnen, Land- und Forstwirthschaft, Land- und Feldmeßkunst, Baukunst. Zu dem Institute gehören: die mechanischen und Modellwerkstätten, erstere durch die Reichenbach'schen Theilmaschinen und übrigen Einrichtungen auf eine sehr hohe Stufe gebracht; die Werkzeugsammlung, aus mehr als 3800 Nummern und mehr als 10.000 Stücken bestehend; das Nationalfabrikproductencabinet, das in großen Sälen aufgestellt ist, und in Plan und Ausführung noch nirgend seines Gleichen hat; die Modellsammlung in fünf Sälen, welche aus dem Maschinenfache und der Baukunst die interessantesten und wichtigsten Gegenstände umfaßt; die mathematisch-physikalischen Sammlungen, worunter das eigne physikalische Cabinet des Kaisers, das derselbe bei Errichtung des Instituts demselben schenkte; die Sammlungen für das Laboratorium, die Mineralsammlung und die Sammlung für Materialwaarenkunde. — Die pariser polytechnische Schule wurde 1796 nach Monge's Plane gegründet und 1816 mit wenigen Aenderungen neu organisirt. Die Bestimmung derselben ist die Bildung von Zöglingen für besondere wissenschaftliche Corps, namentlich für die Artillerie, das Geniewesen, den Brücken- und Straßenbau. Der Unterricht in derselben für ungefähr 300 Zöglinge verbreitet sich über die mathematischen, physischen und chemischen Wissenschaften, nebst den zeichnenden Künsten. Nach vollendetem Cursus werden die Zöglinge in Classen von 20 Individuen vertheilt, die sich in besondern Sälen 6 Stunden des Tags mit der beschreibenden Geometrie (Géométrie descriptive), und 3 Stunden mit Zeichnen in e. Locale beschäftigen, wo alle die Fortification und prakt. Mechanik betreffenden Modelle aufgestellt sind. Zwei Tage in der Woche werden die Zöglinge in einem besondern Laboratorium werkthätig geübt. Seit 1823 steht die polytechnische Schule nicht mehr unter einem Inspectionsconseil, sondern wird von einem Gouverneur dirigirt. Es ist erwiesen, daß die meisten jener Talente, die seit einem Jahrzehend in Frankreich sowohl in den Künsten des Kriegs als des Friedens sich auszeichneten, in dem polytechnischen Institute geweckt waren und in ihm ihre eigenthümliche Richtung erhalten hatten. Eigens dazu ernannte Commissarien mußten jährlich alle etwas bedeutendere Städte Frankreichs bereisen und aus den Provinzialschulen die ausgezeichnetsten Köpfe, besonders aber solche, die sich für mathematische Studien zu eignen schienen, auswählen. S. Fourcy's „Hist. de l'école polytechnique" (Paris 1828). — Das ständische

technische Institut in Prag, dermalen unter der Direction des Wasserbaudirectors Ritter von Gerstner, besitzt zwar nicht wie das wiener ein so schönes Fabrikproductencabinet, leisten aber dennoch als Lehranstalt in den technischen Fächern, zu denen noch die ökonomischen, forstwirthschaftlichen und Bergbauwissenschaften, mit Ausschluß der Handelswissenschaften geschlagen sind, außerordentlich viel. Das Institut besitzt eine reiche Sammlung von Werkzeugen zur Betreibung der Gewerbe, besonders im Fache des Bauwesens, des Bergbaus, der Oekonomie und der Uhrwerke. Diese Anstalt bildet schon seit einer Reihe von Jahren geschickte Oekonomie- und Forstverwalter, Maschinenbauer, Baumeister und Aufseher von Fabriken. — In München besteht eine Bauwerksschule und eine königl. mechanisch-polytechnische Sammlung, in welcher alle bei der Akademie der Wissensch., der Feiertagsschule, der Ministerial- und der Forstbuchhaltung, der Generalbergwerks-, Salinen- und Münzadministration, der Steuerkatastercommission und andern Anstalten befindlich gewesenen Modelle, lehrreich geordnet, aufgestellt sind. Hier können Künstler und Gewerke durch Betrachten, Zeichnen und Modelliren, nach den besten Mustern, sich in den mechanischen Künsten üben und vervollkommnen. Der Conservator der Anstalt, dermalen Oberbaurath Ammon, sorgt dafür, daß alle von Wißbegierigen gewünschte Aufschlüsse über Gegenstände der polytechnischen Sammlung so befriedigend als möglich ertheilt werden, und stattet Bericht ab über alle neue Erwerbungen des Instituts, wobei vorzüglich darauf mitgerechnet ist, im ganzen Reiche die Aufmerksamkeit der Fabrikanten und Gewerbetreibenden auf den Zweck der allgemeinen polytechnischen Sammlung zu lenken. — Aehnliche Anstalten sind das berliner polytechnische Institut unter der Direction des geheimen Oberfinanzraths Beuth errichtet und fortschreitend erweitert; es bestehen zwei besondere Classen, in welchen die Schüler, die sich dem Gewerbstande widmen, ausgebildet werden. Die vorzüglichsten Werkzeuge stehen ihnen zu Gebote. Das Institut besitzt eine reiche Sammlung gut ausgeführter Maschinen oder Modelle, die zur bessern Betreibung der Gewerbe eingeführt sind, oder eingeführt zu werden verdienen; eine in kleinem Maßstabe angelegte Waaren- und Productensammlung; sehr vollständige physikalische Apparate und Instrumente und eine hinreichende Menge chemischer Präparate. Ein großes Local ist neu gebaut worden. Der Zweck des Gewerbinstituts ist indessen nicht bloß die Ausbildung junger Männer für die verschiedenen Zweige der Industrie, sondern es wirkt auch thätig in das jetzige Gewerbeleben ein. Durch eine jährliche Ausstellung wird das Publicum auf die Erzeugnisse des Vaterlandes aufmerksam gemacht. Neben dem großen Gewerbinstitute in Berlin besteht noch in jeder Provinz Preußens eine Gewerbschule, wo die Schüler Unterricht in Zeichnen, Rechnen, in Physik, Chemie und Waarenkunde erhalten. — Die 1828 in Dresden eröffnete technische Bildungsanstalt wirkt mit ungemeinen Nutzen für mehr als 250 Zöglinge. Den Unterricht ertheilen 14 Professoren und Lehrer. Das Institut besitzt bereits eine große Anzahl der trefflichsten Muster- und Vorlegeblätter, eine schöne Sammlung von Modellen von Mineralien und Hölzern, auch physikalische Apparate. Das Neueste in polytechnischer und commerzieller Hinsicht liefern in zweckmäßiger Auswahl 2 gut redigirte Zeitschriften D. Dingler's „Polytechnisches Journal" in Monatsheften, und des k. sächs. Zehntners Hasse „Elbeblätter", polytechnischen Inhalts (Leipz. von 1825—28).

Polytheismus, Vielgötterei, ist der Glaube, daß mehre übernatürliche Wesen die Welt erschaffen haben und erhalten. Ihn erschuf der kindische Verstand, die unentwickelte Vernunft, die sich noch nicht zu der Ansicht eines systematischen Weltganzen, einer Einheit der Natur emporheben konnten, und in jeder furchtbaren oder vorzüglich wohlthätig wirkenden Kraft ein höheres Wesen sahen. Polytheistisch waren alle Religionen des Alterthums, die jüdische ausgenommen, doch herrschte zwischen Polytheismus des Orients und dem des Abendlandes ein merkwürdiger Unterschied. Die Untersuchungen über die Gottheiten des Orients, wie verschieden auch die Deutungen der Einzelnen seyn mochten, führen doch immer zu dem Resultat, daß Gegenstände und Kräfte der Natur bei ihnen zu Grunde lagen. Es konnten dieß körperliche Gegenstände seyn, die Sonne, der Mond, die Gestirne 2c. oder es konnten Kräfte der Natur seyn, eine erzeugende, erhaltende, zerstörende Kraft, oder Beides wurde verbunden und Gegenstände der Natur wurden Gegenstände der Verehrung, insofern sie Aeußerungen der erzeugenden oder zerstörenden Kraft waren. Man analisire die Gottheiten der Aegyptier, Indier, Perser, Phrygier, Phönicier 2c.; auch selbst da, wo ihre Deutung nicht vollkommen gelingt, lassen sie doch keinen Zweifel übrig, daß eine solche Idee ihnen zu Grunde lag und vorherrschend war. Sie hatten nur Sinn, insofern man diese Idee daran knüpfte und die heiligen Sagen oder Mythen erscheinen uns eben deßhalb oft sinnlos, weil wir den Schlüssel dazu verloren. Der Gegenstand oder die Kraft der Natur ward freilich in eine menschliche Gestalt gehüllt, weil der Trieb zur menschlichen Nachbildung unserer Natur viel zu tief eingeprägt ist, ja weil er selbst aus den Beschränkungen derselben unmittelbar hervorgeht. Aber allen Göttern des Orients, wo dieß geschah, blieb die menschliche Gestalt nur Nebensache, nur das unentbehrliche Mittel zur Versinnlichung; sie ward nie mehr als Dieses. Hierin liegt der Grund, warum alle jene Völker nicht das mindeste Bedenken trugen, von der menschlichen Form abzuweichen, sie zu entstellen, sobald man glaubte, dadurch der symbolischen Darstellung eine größere Deutlichkeit geben zu können oder irgend ein anderer Zweck erreicht werden sollte. Aus dieser Quelle sind die abenteuerlichen Göttergestalten des Orients hervorgegangen. Das Abendland erhielt seine Götter aus dem Orient; daher war es natürlich, daß es sie auch als Symbole jener natürlichen Gegenstände und Kräfte erhielt und je weiter wir in der griechischen Theogonie zurückgehen, desto deutlicher zeigen sich die Götter noch als solche Wesen; aber ebenso unverkennbar ist es auch, und besonders in der spätern Zeit, schon im Zeitalter des Homer, daß diese alte Symbolik schon bei ihnen gar nicht mehr die herrschende Vorstellungsart, und daß sie sich von ihr immer mehr los machten; aber sich nicht allein davon los machten, sondern etwas Anders, etwas zugleich Menschliches und Höheres, an ihre Stelle setzen. — Der Polytheismus steht dem Monotheismus (s. d.), dem Glauben, daß das Weltall seinen Ursprung und seine Erhaltung nur Einem göttlichen Wesen verdanke, entgegen.

Polyxena, des Priamus und der Hekuba Tochter, deren Schicksale die nachhomerischen Epiker erzählen. Achilles (s. d.) liebte sie, und fand durch diese Liebe den Tod. Nach Einigen liebte auch sie den Achilles, und tödtete sich an seinem Grabhügel. Nach der gewöhnlichsten Meinung aber wurde sie entweder in Thrazien oder auf dem Grabe Achilles dem Schatten desselben geopfert.

Pomare II. Man kennt diesen König von Otahiti (s. d.) aus Cap. James Wilson „Missionsreise in das stille südliche Meer" und aus dem „Nautilus" (Erzählung von Weisflog, in der „Penelope" f. 1825). Er war im Anfang des 19. Jahrh. noch Heide, und sein Volk, einst in seiner Natureinfalt so liebenswürdig, durch europäische Genußmittel verdorben. Endlich fand das Christenthum Eingang, als Pomare 1817 mit den Glaubensboten der engl. Mission gemeinschaftlich dasselbe zu verbreiten anfing. Hierauf gründete er in seinem kleinen Inselstaate die Gesetzgebung und die Verwaltung auf das Evangelium. Die zum Christenthum großentheils durch ihn bekehrten Einwohner können fast alle lesen. Der russ. Cap. Bellinghausen, welcher auf seiner Entdeckungsreise 1820 Otahiti besuchte, erzählt, daß die Bekehrung zum Christenthum einen blutigen Krieg veranlaßt habe. Pomare, an der Spitze der Neubekehrten, wurde geschlagen und floh nach der Insel Eimeo. Hier sammelte er neue Kräfte, griff Otahiti an und unterwarf die ganze Insel seiner Herrschaft. Er rief die engl. Missionnaire (Nott u. A.) zurück und baute eine große Kirche. Darauf redete er das Volk an: „Wäre ich noch ein Heide, so würde ich euch als besiegte Feinde alle tödten; aber das Christenthum lehrt mich, meine Feinde zu lieben und ihnen zu verzeihen; folglich liebe ich Euch und ich verzeihe Euch". Diese Rede machte solchen Eindruck, daß die Insulaner sämmtlich die christliche Religion annahmen. Pomare starb den 7. Dec. 1821. Ihm folgte sein unmündiger Sohn Pomare III. unter der Vormundschaft seiner Mutter. Vgl. Otto v. Kotzebue's „Reise um die Welt" (2 Bde. Weimar 1820).

Pombal (Marquis von, eigentl. Sebast. Jos. von Carvalho), ein berühmter und für Portugal sehr bedeutend gewordener Staatsmann, geb. 1699 zu Soure bei Coimbra, studirte in letzterer Stadt eine Zeit lang die Rechte und trat dann unters Heer. Die Natur hatte ihn zu einer großen Rolle geschaffen und ihm Alles gegeben, was den Herrscher ankündigt; einen hohen Ehrfurcht gebietenden Wuchs, rege Körperkraft, heftige Leidenschaften, einen tiefdringenden Verstand und die angenehmsten geselligen Talente. Es war kein Wunder, daß ein solcher Mann voll sinnlichen Feuers in der Jugend manche Ausschweifung beging. Von Lissabon als tollkühner Raufer verwiesen, kehrte er nach Soure zurück und beschäftigte sich sehr ernsthaft mit seiner Selbstbildung. Hier gewann er die Liebe einer jungen und reichen Witwe, Theresia von Noronha Almada, aus einem der ersten adeligen Häuser des Königreichs. Ihre stolzen Verwandten, die Grafen Arcos, widersetzten sich beständig der Verbindung; doch Pombal entführte seine Geliebte und schützte sich mit Muth und Entschlossenheit gegen die Nachstellungen und Dolche der Arcos, welche durch die Heirath ihre Ehre gekränkt glaubten, bis sie 1739 als ein Opfer ihrer Rache fiel. Durch die Güter seiner Gemahlin in den Stand gesetzt, sich mit Glanz zeigen zu können, und durch die Verachtung der Arcos zu dem Entschlusse angefeuert, sich empor zu schwingen, kehrte er in seinem 40. J. an den Hof zurück, wo er sich den größten Beifall durch seine feinen Sitten erwarb. 1739 ward er Gesandter in London, 6 J. später in Wien, wo er eine Gräfin von Daun heirathete. 1750 kehrte er nach Lissabon zurück und wurde vom neuen König, Joseph Emanuel, zum Minister oder Secretair der auswärtigen, dann auch der innern Angelegenheiten ernannt, 1759 zum Grafen von Oeyres und 1770 zum Marquis von Pombal erhoben. Eine Meng-

einträglicher Aemter kamen hinzu, und Pombal, der dem König ganz unentbehrlich geworden, maßte sich die unbeschränkteste Herrschaft an. Sehr viel hat Portugal unter ihm gewonnen, wenngleich Grausamkeit und Despotismus, zu welchen ihn seine Sucht nach Alleinherrschaft verleitete, einen großen Schatten auf seine Ministerschaft werfen. Die Jesuiten, denen er anfangs geschmeichelt, der Adel und die Geistlichkeit waren seine ärgsten Feinde. Zur Ausrottung der Erstern gab ihm der damals (1758) so merkwürdige Mordplan (nach welchem, bei einem Nachtbesuche, den der König in dem Wagen seines Kammerdieners zu einer geheimen Liebschaft gemacht hatte, geschossen und er auch gefährlich verwundet worden war) Gelegenheit, wo Pombal eine Menge Jesuiten und derer vom Adel, welche der Theilnahme angeschuldigt wurden, hinrichten ließ; die Jesuiten wurden 1759 aufgehoben und aus allen Staaten der Portugiesen verbannt. (Das Ausführliche hierüber s. in den Art. Jesuiten und Malagrida.) Diese schrecklich übereilten Ungerechtigkeiten suchte er indessen wieder gut zu machen. Er that sehr viel in seinem Vaterland für Verbesserung der Land- und Seemacht, Handlung und Schifffahrt, des Ackerbaus, machte freisinnige Gesetze zur Beförderung der Aufklärung und sammelte einen Staatsschatz von 78 Mill. Crusaden. Nach des Königs Tode 1777 bestieg dessen Tochter Maria den Thron. Sie war Pombal's heftigste Feindin, der deßhalb seine Entlassung nehmen mußte. Die von ihm eingekerkerten Staatsverbrecher wurden freigelassen, und die meisten seiner Einrichtungen aufgehoben. Die portug. Großen, welche ihn haßten, versuchten Alles, um ihn auf das Blutgerüst zu bringen. Die Königin ließ den Proceß der Königsmörder untersuchen und dieselben für unschuldig erklären. Zurückgezogen in den Flecken Pombal, starb er 1782 im 85. J. seines Lebens. Die Geschichte dieses Ministers ist von dem Parteigeiste sehr entstellt worden. Vgl. „L'administration du Marquis de Pombal“ (Amsterdam 1788, 4 Bde.).

Pommern, ein gegenwärtig ganz zur preuß. Monarchie gehöriges Herzogthum, ist das längste Küstenland des preuß. Staates, welches sich, ohne die unzähligen Uferkrümmungen in Anschlag zu bringen, in eine Länge von 54 Meilen längs der Ostsee ausdehnt, und seiner geograph. Lage nach, zwischen dem 30° und 35° 45′ östl. Länge und 52° 57′ und 54° 52 nördl. Breite, einem Klima-Wechsel ausgesetzt ist, der großentheils durch die Nähe des Meeres erzeugt wird. Die Grenzen dieser Provinz bilden im Norden die Ostsee, im Westen die Herzogthümer Mecklenburg-Strelitz und Schwerin, im Süden Brandenburg und im Osten Westpreußen, sodaß sie nur im Westen mit fremden Staaten zusammenhängt. Pommern war ein Papttheil des alten wendischen Königreichs; dann hatte es von 1026 an eigne Herzöge. 1124 (den 15. Juni) wurden die ersten zum Christenthume bekehrten Pommern durch Bischof Otto von Bamberg bei dem Ottobrunnen, um welchen vor 500 Jahren 4 Linden gepflanzt wurden, getauft; daher man das 700jährl. Gedächtnißfest der Einführung des Christenthums in Pommern am 15. Juni 1824 in ganz Pommern gefeiert hat. Als die Herzoge 1737 ausgestorben waren, hätte das Kurhaus Brandenburg, in Gemäßheit der bestehenden Erbverbrüderung, das ganze Land in Besitz nehmen sollen; allein da der Herzog während des 30jährigen Kriegs gestorben, und Pommern von den Schweden besetzt war, so mußte jenes sich im west-

fälischen Frieden mit Hinterpommern begnügen, Vorpommern und die Insel Rügen aber Schweden überlassen. Als jedoch Karl XII. im nordischen Kriege auch den König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der Stettin nur bis zum Frieden besetzt halten wollte, zum Kriege reizte, mußte endlich Schweden an Preußen im stockholmer Frieden 1720 den größten Theil von Vorpommern sammt den Inseln Wollin und Usedom abtreten. Damals behielt Schweden bloß das Stück zwischen Mecklenburg, der Ostsee und dem Peenefluß, nebst der Insel Rügen. Durch den Vertrag vom 4. Juni 1815 kam Preußen auch in den Besitz von Schwedisch-Pommern (66 QM., 116.000 Einw.). Schweden hatte nämlich in Folge der Besitznahme von Norwegen seinen Antheil an Pommern an Dänemark abgetreten; von diesem tauschte Preußen es gegen das Lauenburgische und eine Summe von 2.600.000 Thlrn. ein. Ueberdieß zahlte Preußen noch an Schweden 3½ Mill. Thlr. und vergütete den schwed. Donatarien jährlich 43.000 Thlr. Mit Pommern wurden einige Theile der vormaligen Neumark und einige Oerter Westpreußens vereinigt. Als nächste Provinz an der Ostsee ist sie eine der wichtigsten Landschaften des preuß. Staates, und ist auch die Beschaffenheit des Bodens nicht gleich, so wird durch den bedeutenden Verkehr mit nahen und fernen Staaten dennoch der Nachtheil aufgehoben, der aus der Unfruchtbarkeit des Bodens erwachsen müßte. — Die Größe Pommerns wird nach den neuesten Berechnungen auf mehr als 567 QM. angegeben, welche von 877.555 Menschen bewohnt werden, sodaß auf einer QM. ungefähr 1547 Seelen leben, darunter 16.780 Milit., 6751 Katholiken und 4176 Juden. Die Provinzialstände sind seit 1823 in Wirksamkeit getreten. Die am 6. April 1824 errichtete, vom König bestätigte ritterschaftliche Privatbank ersetzt den Mangel an baarem Gelde durch Bankscheine. — Pommern ist eins der niedrigsten und flachen Länder Deutschlands; wenige Berge von mittelmäßiger Höhe unterbrechen diese ermüdende Fläche. Die Küsten der Ostsee in Hinterpommern sind mit Sandhügeln oder Dünen besetzt, die durch Stürme oft verändert werden; eine aus Westpreußen kommende Hügelreihe läuft zwischen Brandenburg und Pommern gegen die Oder hin. Der größte Fluß ist die Oder, welche unterhalb Stettin den dammschen See bildet und sich dann in das frische Haff ergießt, welches durch die 3 Ausflüsse, die Peene, Swine und Divenow mit der Ostsee in Verbindung steht. Viele Küstenflüsse, darunter auch mehre schiffbare, bewässern diese Provinz. Auch sind viele große und kleine fischreiche Seen vorhanden. Der Boden ist größtentheils sandig und von sehr mittelmäßiger Fruchtbarkeit; doch sind die Gegenden längs der Seeküste sehr fruchtbar; ein nicht geringer Theil von Pommern hingegen ist steinig und sehr dürre. Die von der Neumark zu Pommern geschlagenen Theile haben im Ganzen einen sandigen, leichten Boden, und an wenigen Orten fruchtbares Ackerland. Was die Produkte anbetrifft, so erzeugt hier die Natur des Bodens Getreide aller Art, Weizen und eine große Art Gerste, jedoch nur in einzelnen Landstrichen, sehr viele Kartoffeln, Flachs, Hanf, Taback und ansehnliches Holz, welches letztere als Hauptprodukt zugleich einen bedeutenden Handelsartikel ausmacht. Auch die Obstbaumzucht, und besonders in den Regierungsbezirken Köslin und Stettin, erfreut sich eines guten Gedeihens. Deßgleichen ist die Viehzucht von nicht geringer Bedeutung, und namentlich verdienen unter

dem Federvieh die pommerschen Gänse einer vorzüglichen Erwähnung. Die Bienenzucht gewinnt nur in einzelnen Districten einige Bedeutsamkeit, desto beträchtlicher aber ist der Fischfang, und wir erwähnen hier nur der Aale, Forellen, Neunaugen, Flundern und Häringe. In Hinsicht der Produkte des Mineralreichs ist diese Provinz bei weitem besser ausgestattet als Ost- und Westpreußen, denn außer dem gemeinschaftlichen Produkte dieser drei Landschaften, dem Bernstein, finden wir hier auch Alaunerde, Eisenerz, Feuersteine, Granit, einigen Marmor, Kalksteine, Kochsalz, Mergel, Thon und Torf. Die Kunsterzeugnisse beschränken sich großentheils auf die Fabrikate städtischer Gewerbe, auf die Verarbeitung der Metalle, auf Mühlenwerke, unter denen wir allein 14 Papiermühlen erwähnen, dann aber vorzüglich auf den Schiffbau, der Tausende beschäftigt und einer der ergiebigsten Gewerbzweige ist. Der Handel wird durch die Ostsee mit den überseeischen Staaten, durch die Oder und andere bedeutende Ströme mit dem inneren Lande sehr erleichtert, und wir nennen hier als Ausfuhrartikel Pommerns: Branntwein, Butter, Mehl, Getreide aller Art, Kartoffeln, Obst, Taback, Holz, Flachs, Leinwand, Tücher, Wolle, Glas, Bernstein, gemästetes Vieh, namentlich Schweine, und geräucherte Gänse. Die Einw. sind theils Deutsche, theils Kassuben oder Abkömmlinge der alten Wenden, mit eigner Sprache. Ehemals war Kassuben ein Herzogthum in Hinterpommern. Die Leibeigenschaft in Kassuben hob der jetzt regierende König auf. Der Hauptsitz des pommerschen Handels ist Stettin (s. d.) mit dem neuen Hafen zu Swinemünde. Pommern hat 3 Regierungsbezirke: Stettin, Stralsund und Köslin, und 26 ländräthliche Kreise. Am 3. Aug. 1829 wurde auf dem Gollenberge bei Köslin ein Denkmal (ein 8eckiges eisernes Kreuz auf einem Unterbau von Granit) für die 1813—15 gefallenen, aus Pommern gebürtigen Krieger gegründet. S. Th. Kantzow's „Chronik von Pommern", herausgeg. v. Kosegarten (Greifswald 1816, 2 Thle.) (eine der besten altdeutschen Chroniken); Sell's „Geschichte des Herzogth. Pommern von den ältesten Zeiten bis 1648" (Berlin 1819 fg., 3 Thle.) und „Topogr. Beschreib. der Provinz Pommern, mit einer statist. Uebersicht", von F. v. Restorff (Berlin 1827).

Pomologie, Obstbaumzucht, nennt man die Vermehrung, Erziehung, Veredlung und fernere Behandlung der Obstbäume. Die Vermehrung der Obstbäume geschieht gleich andern Bäumen aus dem Samen, und zum Theil auch aus Wurzelausläufern. Im wilden Zustande geschieht dieß häufig ohne unser Zuthun, und wir finden daher in den Wäldern junge wilde Obstbäume in Menge; seitdem aber die Obstbaumzucht nach richtigen Grundsätzen betrieben wird, die uns lehren, daß wir aus dem Samen edler Obstarten unter übrigens gehöriger Behandlung gesundere Stämme, und zuweilen auch gute Obstsorten ohne Veredlung gewinnen können, so werden jetzt zur Vermehrung der Obstbäume, vorzüglich des Kernobstes die Samen edler Sorten in der Baumschule ausgesäet. — Die Baumschule macht entweder einen Garten für sich selbst aus, oder sie ist mit dem Obstgarten verbunden. Da dieselbe der ersten Wartung und Pflege junger Bäume gewidmet ist, so müssen Boden und Lage derselben diesem Zwecke auch angemessen seyn. — Der Same braucht zur Entwickelung seines Keims ein besser Erdreich als der erwachsene Baum, und die junge Pflanze mehr Wärme und Schutz für schädliche Winde; dagegen können aber auch die jungen Bäume durch gar zu fet-

ten Boden und eine zu ängstliche Wartung so verzärtelt werden, daß dadurch ihr gutes Gedeihen in einem schlechten Boden erschwert wird. Das zur Baumschule bestimmte Land darf also zwar kein ausgehungertes, mageres, aber ebenso wenig ein frisch gedüngtes Land seyn; eine gute klare Gartenerde, die wenigstens 1½ Fuß tief keine unfruchtbare Unterlage hat, ist hierzu am besten, noch besser aber ist neues Land, d. h. umgebrochener verwester Rasen, auf welchem noch keine anderen Früchte gezogen worden sind. Die Lage der Baumschule muß so beschaffen seyn, daß die jungen Pflanzen Luft, Licht und Sonne genießen und gegen die Mitternachtswinde geschützt sind. Eine gegen Mittag etwas abhängige Lage ist hier die beste. Die Kern- oder Samenschule in derselben muß so angebracht werden, daß die größern Bäume der Edelschule den Samenpflanzen Luft und Licht nicht nehmen können. Guter Samen ist die erste und nothwendigste Bedingung zur Erhaltung einer guten Obstbaumzucht. Die besten Samen sind aber diejenigen, die von dem völlig reifen Obste gesammelt werden. Die Vortheile, so dieses Verfahren gewährt, sind folgende: 1) Man kann die Samen von jeder Obstsorte besonders sammeln und mit ihrem Namen bezeichnen, was bei der Obstbaumzucht ein wichtiger Punkt ist, um bei der Veredlung Sorte auf Sorte, besonders Sommer- auf Sommer-, und Winter- auf Winterobst bringen zu können. 2) Man ist gewiß, daß die Samen von gutem Obste gesammelt und weder zu alt, noch bei der Aufbewahrung vernachlässiget worden sind. Beide Vortheile verliert man, wenn man die Samenkerne von Handelsgärtnern oder von gekeltertem Obste kauft. Außerdem, daß bei letzterem gewöhnlich mehre Sorten unter einander gemischt sind, so kann auch der weit nachtheiligere Fall eintreten, daß das in Fässer gestampfte Obst schon vor dem Keltern in Gährung gerathen war, und dadurch der Samenkern zur Entwickelung des Keims gereizt wurde; können dergleichen Kerne sogleich in die Erde geschafft werden, so schadet es weniger als wenn sie erst wieder getrocknet werden, und bis zur Aussaat eine Zeit lang liegen müssen. — Gute Samenkerne von Aepfeln müssen vollkommen ausgewachsen, recht angeschwollen und schwer und dabei braun und glänzend seyn: so auch die Samenkerne von Birnen, nur daß diese recht schwarz aussehen müsser. Steinobst muß eine dunkele Farbe haben; blasse und gelbliche Steine taugen nichts. Ueberhaupt müssen gute Samenkerne im Wasser untersinken. — Da man die mit pünktlicher Auswahle eingesammelten Samenkerne nicht immer gleich aussäen kann, so müssen sie gehörig aufbewahret werden, um sie gut zu erhalten, was übrigens wenig Mühe macht. Man thut die Samenkerne, nachdem sie vorher an einem trocknen und luftigen Orte einige Tage zum Abtrocknen gelegen haben, in leinene Beutel, an welche Zettel mit dem Namen der Sorte gebunden werden, und hängt sie an einem trocknen frostfreien Orte bis zur Zeit der Aussaat auf. Am besten ist es freilich, wenn die Samenkerne im ersten Jahre ihrer Einsammlung in die Erde gebracht werden können; doch schadet ihnen auch ein zweijähriges Alter nicht. Veredelt wird der Baum auf folgende Arten. 1) Das Ablactiren (s. d.), Absaugeln, Absaugen, greffer, enter en approche, eine der ältesten, sichersten Arten. 2) Das Pfropfen (s. d.), Balgen, Impfen (in der Schweiz Zweigen), greffer. 3) Das Oculirren (s. d.), Aeugeln, Pfropfen, mit dem Schildlein, greffer en écousson. Es ist alt, schon

Cato (230 v. Chr.) kannte es. 4) Das Copuliren (s. d.) ist eine sehr einfache Veredlungsmethode und läßt sich am besten bei dünnen Wildlingen, ebenso an Wurzelstücken anwenden. 5) Das Pfeifeln, Anpfeifen, Röhrlen geschieht durch vorsichtige Ablösung eines Stücks Rinde des Edelreises rund um dasselbe, sodaß es einer Röhre gleicht, welches dann auf ein genau ebenso starkes, geschältes Reis des Wildlings geschoben wird. Es lassen sich auf solche Arten auf einem Grundstamme sehr viele (bis 250 nach Agricola) Obstsorten anbringen. Wenn man die Obstbäume gehörig erzogen und endlich an ihren bleibenden Standort versetzt hat, so beruht die fernere Behandlung vorzüglich auf folgenden zwei Punkten. 1) Beschützung des Baumes vor äußern Unfällen. — Zu diesen gehören: a) Sturmwinde. Zum Schutz vor demselben wird zwar dem Baume bei dem Versetzen einen Pfahl gegeben, aber oft beugen starke Winde, und besonders nach einem vorhergegangenen durchdringenden Regen den Baum mit sammt dem Pfahle krumm. In diesem Falle müssen Baum und Pfahl wieder gleich gerichtet, letzterer wieder fest eingeschlagen und das Anbinden des Baumen aufs Neue vorgenommen werden. Sollten Aeste dabei abgebrochen seyn, so müssen diese, ohne Rücksicht auf die Jahreszeit, abgeschnitten und die Wunde mit Baumwachs bedeckt werden. b) Dürrung. Wenn diese beträchtlich anhält, so müssen besonders junge Bäume, die noch nicht längst versetzt worden sind, und daher auch noch nicht tief gewurzelt haben, angegossen werden. Es ist dieß ein vortreffliches Mittel zur Beförderung ihres Wachsthums, und um so nöthiger, je trockner der Boden ist, in welchem sie stehen, und je heißer die Jahreszeit. Nur muß man derb und durchdringend gießen, und wo möglich den Abend oder den Morgen wählen. Allen tief gewurzelten Bäumen schadet die Dürre selten; nur in dem Falle, wenn sie viel Früchte tragen, ist es zur Erhaltung dieser gut, wenn man ihnen mit starkem Angießen zu Hülfe kommt. c) Beschädigung durch Thiere, s. Einbinden. Außerdem sind auch in ältern und neuern Zeiten verschiedene Anstriche der Bäume gegen die Beschädigung des Wildes oder vielmehr zur Abhaltung desselben angegeben worden, z. B. Schweinsfett, Rindstalg, Seife, Fischthran, durchdringend riechende Oele u. s. w.; aber alle diese helfen bei tiefliegendem Schnee und lang anhaltendem Winter nicht nur nichts, sondern sie sind als fettige Substanzen der Gesundheit des Baumes nachtheilig. Wenn ja im Nothfall ein Anstrich gemacht werden muß, so ist eine Mischung von Lehm und Kuhfladen zu gleichen Theilen, die mit so viel Rindsblut verdünnt werden muß, daß sie die Consistenz einer starken Malerfarbe bekömmt und mit einem Pinsel angestrichen werden kann, hierzu am besten. Dieser Anstrich schadet der Rinde des Baumes nicht nur nicht, sondern die Masse fällt auch im Frühjahre von selbst wieder ab. d) Beschützung vor Frost; s. Frost und Frostableiter. 2) Beförderung des Wachsthums und der Fruchtbarkeit. In ältern Zeiten hatte man zur Erreichung dieses Zweckes Baumlebensgeister, Baumgüsse u. s. w. und eine Menge anderer Gärtnergeheimnisse, die aber alle in der Erfahrung mehr schädlich als nützlich befunden worden sind. Hier thut die Natur im ungestörten Gange das Beste, und unser Zuthun darf sich nicht weiter erstrecken, als daß wir die Hindernisse wegräumen, die ihr im Wege liegen. Alle Hindernisse des Wachsthums und der Fruchtbarkeit haben aber ihren Grund entweder: a) in dem Boden. Magerkeit, Fettigkeit desselben, und daher entstehender Mangel an Nahrung, oder zu nasser, kalter

Boden, in einer übeln und dem Baume nachtheiligen Lage. Hier sind Auflockern des Bodens und Verbesserung desselben durch schickliche Düngung oder durch Beimischung einer andern Erdart, die besten Mittel, oder das Hinderniß liegt b) in dem Baume selbst. Hierher gehören: zu geiler Wachsthum desselben, aufgehobenes Gleichgewichte zwischen Holz und Fruchtzweigen und alle Krankheiten des Baumes. — Früher als die Obstkunde ward die Obstbaumzucht in Europa ausgebildet; schon die Römer hielten die aus den wärmern Klimaten Griechenlands (Kirschen), Armeniens (Aprikosen), Syriens (Pfirsischen, Pflaumen) mitgebrachten Bäume werth, als Beute ihre Triumphe zu schmücken. Virgil ertheilte seinen Landsleuten praktischen Unterricht in dieser Kunst. Sehr lange beschränkte sie sich auf Italiens warmen Himmel; nach Galliens Eroberung ward sie auch hierher verpflanzt; schon unter Konstantin dem Großen verstanden die Einwohner von Paris, vorzüglich Feigenbäume und Weinstöcke durch Bedeckung mit Strohmatten gegen die Winterkälte zu schützen und reife Früchte zu erziehen. In Deutschland begründete den Obstbau zuerst Karl d. Gr. durch Befehle, welche er in seinen „Capitularien" den Aufsehern seiner königl. Häuser wegen Behandlung der Gärten gab. Er ordnete an, in allen seinen Gärten zu pflanzen: Sperlinge, Haselnüsse, Quitten, Mispeln, Mandeln, Feigen, Nüsse, Kastanien, Pfirsischen, Maulbeerbäume und verschiedene Sorten Aepfel, Pflaumen, Birnen. Mehr noch als die Gesetze bewirkte der Orden der Benedictiner die Verbreitung der Obstbaumzucht in Deutschland, welche sich den Anbau des Weinstocks vorzugsweise angelegen seyn ließen. Ebenso förderlich waren die Züge deutscher Kaiser nach Rom und die Kreuzzüge, wo die Deutschen mit den üppigen Genüssen des wärmern Himmels bekannt wurden, welche durch die Handelsverbindungen der reichgewordenen süddeutschen Reichsstädte leicht verbreitet werden konnten. Im 16. Jahrh. fand man schon große Obstgärten in Augsburg, Ulm und Nürnberg, wo 1621 Knabe, seinen „Hortipomologia" herausgab. Endlich nahmen auch deutsche Fürsten den Obstbau in besondern Schutz, und 1636 erschien ein „Obstgartenbüchlein" von dem Kurfürsten August zu Sachsen. Dessenungeachtet blieb die Obstcultur noch auf einer sehr niedrigen Stufe, bis die Zahl der feinen Sorten aus den Baumschulen der berühmten Carthause zu Paris in Deutschland (als Franzobst) verbreitet ward. Zu der Zeit verdankte Frankreich dem berühmten Gärtner Ludwigs XIV., Quintiny, ferner Girardet, Duhamel, die wissenschaftliche Grundlage der Pomologie, da Ersterer eine systematische Uebersicht aufstellte, und Letzterer ein classisches Werk über diesen Gegenstand schrieb. In den Niederlanden erreichte die Obstcultur, unterstützt durch mildes Klima und unerschöpfliche Fruchtbarkeit des Bodens, praktisch eine hohe Ausbildung und wird noch gegenwärtig sehr betrieben. Vorzügliche Gartenanlagen und Obstplantagen in Deutschland sind die zu Herrenhausen in Niedersachsen, zu Podiebrad in Böhmen vom Dechant Rösler; das Joanneum zu Grätz in Steiermark, vom Erzherzog Johann von Oestreich; die im großen Garten bei Dresden, vom Amtshauptmann v. Carlowitz, die von Diel, Christ und von Sickler eingerichteten Baumschulen. Unter den Deutschen haben Verdienste der Pastor Henne, Otto v. Münchhausen, der Oberpfarrer Christ zu Kronenburg, welche zugleich als Schriftsteller bekannt sind. Diel hat sich vorzüglich um die theoretische Pomologie, um die systematische Abklassung

und die Charakteristik der Sorten; Christ um die Praxis durch die Verbreitung der zum Obstbau nöthigen Kenntnisse und Handgriffe, und Sickler durch die stärkere Erweckung des Sinnes für dieses Fach, mittelst seines „Obstgärtners", verdient gemacht. Nicht minder tragen mehre pomologische Gesellschaften, wie die zu Altenburg (in Sachsen, seit 1703), die in Ungarn, die londner Gartenbaugesellschaft, berliner Gartenbauverein, der pomologische Verein in Guben (in der Lausitz), zur Verbreitung guter Obstsorten und zur Verbesserung der Obstcultur bei; auch sind sie bemüht, die Pomologie durch genaue Erforschung der vorgefundenen Arten, durch Kritik der verworrenen Synonymen und durch systematische Anordnung der pomologischen Kenntniß zum Range einer Wissenschaft zu erheben. Die Altenburg. pomolog. Gesellschaft gibt seit 1821 „Annalen der Obstkunde" heraus. S. M. Raschig, „Die Obstbaumzucht im Kleinen und Großen" (Berlin 1827).

Pomona, bei den Römern, die Göttin der Gartenfrüchte, oder der Gärten überhaupt. Priap und die Satyrn stellten ihr nach. Sie verschloß aber ihren Garten. Ihr getreuer Liebhaber war Vertumnus. Er kam als Pflüger, als Schnitter, als Winzer zu ihr, und erhielt stets abschlägliche Antwort, bis er endlich als alte Frau sie überlistete, und sich dann in einen schönen Jüngling verwandelte. Eine allegorische Vorstellung der Jahreszeiten. (Ovid's „Met." XIV. 622 ꝛc.) Sie wird bald mit einem Korbe voll Früchte, bald mit einem Fruchtkranz in den Haaren, oder Früchten im Schoße abgebildet. Den Griechen war sie unbekannt.

Pompadour, s. Ludwig XV.

Pompeji, eine ehemals wegen ihres Handels berühmte Stadt in Campanien, wurde 63 n. Chr. größtentheils durch ein Erdbeben zerstört und 79 n. Chr. wie Herculanum von einem Lavastrom oder vielmehr von einem Aschenregen des Vesuv verschüttet, aber 1748 wieder entdeckt. Die Höhe von 18 Fuß Asche, die sich fast durchgehends zeigt, ließ wahrscheinlich die Spitzen der höhern Gebäude noch sichtbar, bis endlich die Zeit Alles bedeckte. Obgleich minder groß als Herculanum (vgl. d.), hat sie doch viele Kunstwerke und ansehnliche Gebäude besessen. Die Straßen sind enge, die Häuser klein; nur das Oeffentliche scheint vorzugsweise schön und reichgeschmückt gewesen zu seyn. Seit 1812 führt die sogen. Gräberstraße, wo die alten Denkmäler noch unversehrt stehen, in das Innere. 1825 deckte man ein schönes Privatgebäude auf: Casa del poeta tragico, 30 Metres lang, bis 15 breit, mit 19 Gemächern, dem Atrium und Peristyl, worin man treffliche Wandgemälde und Mosaik fand, z. B. das Cave canem am Eingange neben dem Grunde. In dem bereits ausgegrabenen (5.) Theile des Ganzen stehen ein Amphitheater, 2 Theater, 2 mit Portikus umgebene Plätze, ein Forum, ein Basilica, Thermen und 8 Tempel. In diesem Theile zählte man 170 Personen, als Opfer jenes Ausbruchs. Die Wandgemälde, z. B. das des Aktäon, und der Musiv-Fußboden schienen von ihrer ursprünglichen Frische nichts verloren zu haben. — S. W. Gell's und Gandy's „Pompejana, or topografy, edificet and ornaments of Pompeji" (Lond. 1817—19); Henr. Wilkins's „Views of Pompeji" u. Cooke's „Delineations" (Lond. 1827, 2 Bde., Fol. mit 90 Kpf. und dem Texte des Architekten Donaldson; Ludw. Goro's v. Agyagfalva „Wanderungen durch Pompeji" (Wien 1825); des verst. Mazois Werk über

die Ruinen von Pompeji (1825, 2 Bde.), fortges. von Gau, mit Unterst. von Clarac und Letronne; des franz. Architekten Bibent Plan von Pompeji (8 Bl. gr. Fol., Paris 1826, zeigt die Ergebnisse aller Ausgrabungen von 1763—1825); W. Huber's "Vues pittoresq. de Pompéji" (Zürich, 3 H. seit 1824); Romanelli's "Voyage à Pompéji", a. d. Ital. übers. (Paris 1829), und die „Neuentdeckten Wandgemälde in Pompeji", gezeichnet von W. Zahn, bei Cotta, 40 Bl. Fol.

Pompejus (Cnejus), der große (Magnus), ein Sohn des Cnejus Pompejus Strabo, und einer der berühmtesten Römer, die in der Geschichte vorkommen. Er wurde im September des Jahres 647 nach Erbauung Roms, also mit Cicero in Einem Jahre, geboren. Sein Vater, ein tapferer Feldherr, aber ein Mann von unersättlichem Geize, wurde ebenso sehr von dem allgemeinen Hasse des Volks verfolgt, als der Sohn von früher Jugend an wegen seiner vortrefflichen Eigenschaften von demselben geliebt wurde. Er hatte eine einnehmende Gesichtsbildung, welche, mit Ernst und Majestät gepaart, Vertrauen und Ehrfurcht einflößte, war freundlich und gefällig gegen Jedermann, und ließ nicht leicht einen Bittenden ohne Gewährung der Bitte von sich. Seinen ersten Feldzug that er unter seinem Vater, der als Proconsul gegen den Cinna in dem bekannten Bürgerkriege commandirte. Hier hatte er Gelegenheit, seinem Vater durch seine Unerschrockenheit das Leben zu retten. Cinna hatte nämlich mehre Offiziere von der Armee des Pompejus mit Gelde bestochen, daß sie ihren Feldherrn und dessen Sohn umbringen sollten. Der letztere erfuhr wenige Stunden vor der Ausführung den Anschlag, ließ nun das Zelt seines Vaters mit treuen Wachen umgeben, und entzog sich den ersten Streichen der Mörder. Die Aufrührer suchten sodann die Soldaten aufzuwiegeln, und es gelang ihnen zum Theil, da der Feldherr so äußerst verhaßt war; aber der junge Pompejus eilte mitten unter sie, besänftigte sie durch seine Bitten und Thränen, und als ein Theil von ihnen durch das Thor des Lagers brechen und zum Cinna übergehen wollte, so warf er sich am Ausgange hin, und rief Denen, welche hinaus wollten, zu, daß sie nur über seinen Körper den Weg nehmen könnten. Nun wichen sie voll Scham zurück, und der Aufruhr wurde gedämpft. Sein Vater wurde bald darauf vom Blitz erschlagen. Des Marius und Cinna Partei gewann die Oberhand und füllte Rom mit Blut. Der junge Pompejus, der sich auf das Gebiet von Picenum zurückgezogen hatte, wo er Ländereien besaß, hob bei des Sylla Annäherung eigenmächtig Truppen aus und nöthigte die benachbarten Städte, sich für diesen Feldherrn zu erklären. Seine Liebe beim Volke setzte ihn in den Stand, 3 Legionen aufzustellen, die er dem Sylla in Campanien zuführte. Drei Anführer der Gegenpartei wollten seinen Marsch hindern, Pompejus aber schlug sie einzeln und kam glücklich bei Sylla an, der den 23jährigen Helden mit großer Achtung empfing und ihn, obgleich er noch nicht das senatorische Alter hatte, mit dem Titel Imperator begrüßte. Eine Reihe blutiger Kämpfe folgte, durch welche des Marius Partei in Italien vernichtet, und Sylla unumschränkter Herr in Rom wurde. Um den Pompejus noch fester an sich zu knüpfen, bewog ihn Sylla, sich von seiner Gemahlin Antistia zu trennen und sich mit Aemilia, seiner Stieftochter, zu verbinden. Es war günstig für Pompejus's Ruf, daß er, als Sylla seine Grausamkeiten in der Hauptstadt verübte, in Sicilien gegen Perpenna, einen Feldherrn des Marius,

kämpfte. Er vertrieb denselben, unterwarf die Insel und wußte durch seine Milde die Liebe der Sicilianer zu gewinnen. Die Marianer hatten sich indeß in Afrika unter Domitius Ahenobarbus wieder gesammelt und wurden von den numidischen Königen unterstützt. Sylla wirkte daher ein Decret des Senats aus, welches dem Pompejus befahl, sich dorthin zu begeben. Mit 5 Legionen griff er den Domitius unerwartet an und zerstreute den größten Theil seines Heeres. Darauf stürmte er sein Lager, erschlug ihn und nahm den numidischen König gefangen; die Länder desselben gab er einem Anhänger seiner Partei. Dieser vollständige, binnen 14 Tagen erlangte Erfolg erregte so sehr des Sylla Eifersucht, daß er ihm den Befehl zukommen ließ, sein Heer zu entlassen und nach Rom zurückzukehren. Aber die Soldaten, die sich in ihrer Erwartung auf Beute getäuscht sahen, brachen in einen Aufstand aus, und erst, als er sich selbst zu ermorden drohte, wenn sie darin beharrten, kehrten sie zum Gehorsam zurück. Bei seiner Ankunft ward er von Sylla mit allen Zeichen der Gunst empfangen. Nach Plutarch erhielt er von Sylla, nach Livius aber von seinen Schmeichlern den Beinamen des Großen (Magnus), den er fortan führte. Des Dictators Eifersucht erwachte jedoch aufs Neue, als Pompejus einen Triumph forderte. Sylla erklärte ihm, daß er sich diesem Verlangen mit allen Kräften widersetzen werde. Pompejus aber trug kein Bedenken ihm zu erwidern, „daß das Volk mehr die aufgehende als die niedersinkende Sonne verehre", und Sylla gab nach. So erhielt Pompejus die Ehre des Triumphs, obgleich er erst römischer Ritter war und noch nicht das gesetzliche Alter hatte, um in den Senat zu treten. Sylla legte bald darauf die Dictatur nieder, und Pompejus gab ihm bei einer Consulwahl die kränkende Ueberzeugung von seinem Uebergewichte. Sylla rächte sich dadurch, daß er ihn in seinem Testamente überging; aber Pompejus war hochgesinnt genug, allen seinen Einfluß anzuwenden, damit er öffentlich auf das prachtvollste bestattet wurde. Neue Unruhen erhoben sich bald darauf, besonders durch den Consul Lepidus, welcher ebenfalls nach der Oberherrschaft strebte. Dieser verließ Rom und stellte sich an die Spitze eines Heeres, ward aber von den vereinigten Streitkräften des andern Consuls Catulus und des Pompejus besiegt. Letzterer bekam darauf vom Senate den Befehl, gegen M. Junius Brutus (den Vater des berühmten M. Brutus) zu ziehen, welcher im cisalpinischen Gallien eine Heerabtheilung für die Sache des Lepidus befehligte. Pompejus bewog ihn zur Uebergabe, ließ ihn aber, mit Verletzung des versprochenen sichern Geleites, hinrichten. Jetzt trat ein Zeitraum der Ruhe ein, in welchem Catulus sein Ansehen anwendete, um den Pompejus zu nöthigen, seine Kriegsmacht zu entlassen. Dieser Maßregel wich er jedoch unter mancherlei Vorwänden aus, bis die Fortschritte des Sertorius, eines ehemaligen Feldherrn des Marius, in Spanien, einen Senatsschluß veranlaßten, daß der jetzt 30jährige Pompejus mit proconsularischer Gewalt zur Unterstützung des Metellus, der sich in einem zu ungleichen Kampfe gegen diesen geschickten Anführer befand, abgehen solle. Anfangs wurden beide Feldherren, die von einander unabhängig, jedoch in vollkommenem Einverständnisse handelten, durch die Thätigkeit und Kriegserfahrenheit des Sertorius überwunden. Pompejus verlor 2 Schlachten und kam in persönliche Gefahr. Auch ward der Krieg, so lange Sertorius lebte, nur mit geringem Erfolge gegen ihn geführt. Nachdem

er aber von seinen eignen Offizieren ermordet worden, und Perpenna ihm gefolgt war, brachte Pompejus den Kampf bald zu Ende. Bei seiner Rückkehr war der Sklavenkrieg unter Spartacus in Italien ausgebrochen. Crassus hatte bereits den Hauptschlag ausgeführt, und Pompejus fand nichts weiter zu thun als die Ueberreste des Rebellenheeres aufzureiben. Dennoch maßte er sich den Ruhm des Sieges an und zeigte überhaupt so wenig Mäßigung in seinem Glücke, daß er in Verdacht kam, in des Sylla Fußstapfen treten zu wollen. Er triumphirte zum zweiten Male und wurde zum Consul gewählt (70 v. Chr.), obgleich er noch keins der untergeordneten Staatsämter verwaltet hatte, durch welche man sich bisher den Weg zum Consulate zu bahnen pflegte. Sein College war Crassus, und Beide bewarben sich um die Gunst des Volks: Crassus durch reiche Spenden, Pompejus durch Wiederherstellung des Tribunats und andre Einrichtungen zum Vortheile des Volks. Als in demselben Jahre die Censoren auf dem Forum, dem Gebrauche gemäß, solchen Rittern Befreiung vom Kriegsdienste verwilligten, welche die bestimmte Zeit gedient hatten, erschien auch Pompejus vor ihnen, im consularischen Gewand und sein Pferd am Zügel führend. Der Censor fragte ihn: „Pompejus Magnus, hast du alle im Gesetz bestimmte Feldzüge gemacht?" und er antwortete: „Ja, und alle unter meiner eignen Anführung". Dieser Antwort folgte ein allgemeines Beifalljauchzen; die Censoren aber standen von ihren Sitzen auf und begleiteten ihn unter dem Jubel der Menge nach Hause. Zwei Jahre nach seinem Consulat hatten die Seeräuber, begünstigt durch den Krieg mit Mithridates, im mittelländ. Meere so sehr überhandgenommen, daß sie, im Besitze von 1000 Galeeren und 400 Städten, auf einer weit ausgedehnten Küste einen regelmäßigen Krieg führten. Der Tribun Gabinius, ein dem Pompejus ergebener Mann, schlug vor, man solle Jemand (dessen Namen er jedoch nicht nannte) auf 3 Jahre mit außerordentlicher Gewalt zu Wasser und zu Lande bekleiden, um dem Unwesen der Seeräuber ein Ende zu machen. Mehre Freunde der Verfassung sprachen mit Nachdruck gegen diesen Vorschlag; dennoch ward er mit großer Stimmenmehrheit durchgesetzt, und dem Pompejus mit dem Titel eines Proconsuls diese Gewalt ertheilt. In 4 Monaten reinigte jetzt Pompejus die Meere von den Schiffen der Seeräuber, bemeisterte sich ihrer Städte und Festungen, befreite eine Menge Gefangener und nahm 20.000 Seeräuber gefangen, denen er ebenso menschlich als klug die verlassenen Inselstädte Ciliciens und andre Provinzen zu Wohnplätzen anwies, wodurch er ihnen die Gelegenheit nahm, ihre vorige Beschäftigung wiederzuergreifen. Unterdessen war der Krieg gegen Mithridates mit wechselndem Glücke geführt worden, und obgleich Lucullus seinen Gegner hart bedrängte, so fand dieser doch immer neue Hülfsquellen. Da schlug der Tribun Manilius vor, den Pompejus sowohl über den Lucull im Krieg gegen Mithridates und Tigranes als auch über die andern röm. Anführer in den asiat. Provinzen zu setzen, und während er den Oberbefehl zur See beibehielt, alle Heere in diesen Gegenden unter seine Willkür zu stellen. Das hieß eine größere Macht in seine Hände legen, als je ein römischer Bürger vor ihm gehabt hatte. Mehre ausgezeichnete Männer beschlossen daher, sich mit ihrem ganzen Einflusse diesem Eingriff in die Freiheit zu widersetzen. Aber Pompejus stand in so großer Gunst beim Volke, daß, als der festgesetzte Tag kam, nur Hor-

tensius und Catulus den Muth hatten, gegen den Vorschlag zu sprechen, während Cicero, der das Consulat durch die Pompejanische Partei zu erlangen hoffte, mit aller seiner Beredtsamkeit, und Cäsar, dem dergleichen Abweichungen von der Verfassung erwünscht kamen, mit allem seinem Einflusse sich dafür erklärten. Cicero's Rede (Pro lege Manilia) liefert einen Abriß von Pompejus's öffentlichem Leben in den glänzendsten Lobsprüchen, die vielleicht je einem Einzelnen gemacht worden. Das Gesetz wurde von allen Tribus genehmigt, und Pompejus schien nur ungern einzuwilligen. Er begab sich 67 v. Chr. nach Asien und übernahm den Oberbefehl von Lucullus, der sein Mißvergnügen um so weniger verbergen konnte, als Pompejus geflissentlich alle von ihm gemachte Einrichtungen vernichtete. (S. Mithridates.) Der König ward aus seinen festen Stellungen vertrieben, mit Verlust seines Lagers gänzlich geschlagen und zur Flucht in die Länder jenseits des kaspischen Sees gezwungen. Pompejus, der zu derselben Zeit den König Tigranes von Armenien von seinem Bunde mit Mithridates getrennt und dessen Reich der Verfügung der Römer unterworfen hatte, verfolgte den Mithridates nach Scythien und kämpfte mit den kriegerischen Völkern daselbst zwei Jahre. Dann kehrte er nach Pontus zurück, vollendete die Eroberung dieses Königreichs und verwandelte Syrien in eine römische Provinz. Auf Einladung der beiden Brüder, Aristobulus und Hyrcanius, welche um den Thron von Judäa stritten, erschien er in diesem Lande, ihren Zwist zu schlichten. Nach einer 3monatlichen Belagerung nahm er Jerusalem mit Sturm und ertheilte dem Hyrcanius die oberpriesterliche Würde. Inzwischen hatte sich Mithridates aus Verzweiflung vergiftet; so war der Krieg beendigt. Nachdem Pompejus die Angelegenheiten Asiens geordnet, besuchte er Griechenland, wo er Redner und Dichter hörte und seine Achtung für die Philosophie dadurch bezeigte, daß er der Stadt Athen ein reiches Geschenk machte. Darauf kehrte er nach Italien zurück, entließ, die Gemüther zu beruhigen, sein Heer, sobald er bei Brundusium (61 v. Chr.) gelandet war, und zog als Privatmann in Rom ein. Die ganze Bürgerschaft kam ihm entgegen und bewillkommnete ihn mit lautem Jubel. Seine Forderung eines Triumphs ward ohne Widerspruch bewilligt, und noch nie hatte Rom ein so glänzendes Schauspiel gesehen als diesen 2tägigen Triumphaufzug. Gefangene Könige und Vornehme gingen vor dem Wagen her, und die Beute von Asien, die in den öffentlichen Schatz floß, stieg zu einer ungeheuern Summe. Nach dem Triumphe ließ Pompejus alle Gefangene in ihr Vaterland zurückkehren, mit Ausnahme des Aristobulus und Tigranes. Sein Plan war nun, unter dem Anschein eines zurückgezogenen Privatmannes den ersten Platz im Staate zu behaupten; dabei fand er aber von mehren Seiten Widerstand. Crassus und Lucullus übertrafen ihn an Reichthum; die eifrigen Republikaner betrachteten ihn mit Argwohn; Cäsar legte den Grund zu seiner künftigen Größe. Dadurch wurde Pompejus zu allerlei Kunstgriffen bewogen und zog auch den schändlichen Clodius an sich. Cäsar, der aus seiner Statthalterschaft Spanien zurückkam, bewarb sich eben um das Consulat. Zu diesem Zwecke versöhnte er Crassus und Pompejus und trat selbst mit ihnen in jene, unter dem Namen des ersten Triumvirats berühmte Verbindung; 59 v. Chr. wurde er zum Consul gewählt, und durch die Vermählung seiner Tochter Julia mit Pompejus schienen beide große Männer für immer

vereinigt zu seyn. Von jetzt an beförderte Pompejus als Haupt einer Partei Maßregeln, denen er als guter Bürger hätte entgegenwirken sollen, da sie die Freiheit seines Vaterlandes unterdrückten. Er gab es zu, daß sein großer Lobredner Cicero von dem Tribun Clodius in die Verbannung geschickt wurde; indeß bewirkte er später, als er sich mit Clodius entzweit hatte, Cicero's Zurückberufung. Die gesetzwidrige Ernennung Cäsar's zu einem 4jähr. Oberbefehl in Gallien unterstützte er mit allen Kräften: eine Nachgiebigkeit, deren verderbliche Folgen sich später zeigten. Um ihre Macht aufrecht zu erhalten, bewarben sich Crassus und Pompejus zum zweiten Male um das Consulat; sie erhielten es nicht ohne Gewaltthätigkeiten (55 v. Chr.). Nach Verlauf des Jahres begab sich Crassus in seine Statthalterschaft im Orient, während Pompejus, dem Spanien zugetheilt worden, in Rom blieb und dem Volke Schauspiele gab. Dennoch traute er der Gunst des Volks nicht ganz, sondern hielt es durch ein eigenmächtig ausgehobenes Heer in Furcht. Des Crassus Niederlage in Parthien ließ nur noch 2 Herren der römischen Welt übrig, und diese wurden, als bald darauf Julia im Kindbette starb, aus Freunden Nebenbuhler. Dennoch hatte Pompejus noch so viel Wohlwollen für Cäsar, daß er ihm, zum Ersatze seiner verlorenen Mannschaften, 2 Legionen zuschickte. Da die Unruhen in der Hauptstadt zunahmen, so wünschten Mehre, daß Pompejus die Dictatur erhalten möchte; aber Cato schlug als verfassungsmäßige Maßregel vor, ihn zum alleinigen Consul zu ernennen, welches 52 v. Chr. geschah. Da indeß Cäsar's Ruhm als Feldherr und dessen Liebe beim Volke immer höher stiegen, so suchte Pompejus das Interesse angesehener Familien mit dem seinigen zu vereinigen. In dieser Absicht vermählte er sich mit Cornelia, der Witwe des jungen Crassus, und Tochter des Metellus Scipio, und machte diesen zu seinem Mitconsul; auch bewirkte er, daß Cäsar's Begehren, seinen Oberbefehl in Gallien zu verlängern, vom Senate verworfen wurde. Die wichtigsten Aemter besetzte Pompejus mit Cäsar's Feinden; endlich rief er die 2 ihm geliehenen Legionen zurück, welche Cäsar sogleich entließ. Nun wurden Vorschläge gemacht, daß Beide zugleich ihr Commando niederlegen sollten; aber Pompejus's Anhänger wandten dagegen ein, daß für Cäsar die Zeit abgelaufen sey, für Pompejus hingegen nicht. Es zeigte sich bald, daß Einer auf den Andern argwöhnisch war, und Keiner von Beiden Lust hatte, in den Privatstand zurückzutreten. Lucan, der aus Grundsatz ein Pompejaner war, sagt, daß Pompejus Niemand neben sich, Cäsar Niemand über sich dulden konnte. Indeß hatte Pompejus die Formen der Verfassung auf seiner Seite, denn der Senat hatte Cäsar zurückberufen, den Pompejus aber bestätigt. An wahrer Macht waren beide Nebenbuhler einander sehr ungleich; Pompejus hatte niemals an Talent den Cäsar erreicht und war jetzt nur der Schatten seines großen Namens. Er selbst aber nahm dieses Sinken seines Ansehens nicht wahr, und als Cicero, der ihn für jeden Vergleich taub fand, ihn fragte, wie er dem Cäsar zu widerstehen gedenke, antwortete er prahlerisch: „Wenn ich mit dem Fuße stampfe, steigt ein Heer aus der Erde herauf". Cäsar lagerte schon bei Ravenna (49 v. Chr.), da erklärte ihn der Senat für einen Feind des Vaterlandes und übertrug dem Pompejus die Vertheidigung des Staats; aber zu spät. Cäsar ging über den Rubicon (s. d.) und näherte sich Rom; in 60 Tagen unterwarf er sich ganz Italien. Pom-

pejus, in Brundusium belagert, entfloh nach Griechenland, wo er ein zahlreiches Heer sammelte. Cäsar folgte ihm, erst einen Vergleich, dann eine Schlacht anbietend. Pompejus vermied Beides und lagerte sich vor Dyrrhachium. Hier schloß ihn Cäsar ein: Pompejus aber brach durch und entkam, wiewohl mit großem Verlust. Endlich stießen (48 v. Chr.) in Macedonien bei Pharsalus beide Gegner auf einander. Pompejus hatte den Kampf auf das Dringen seiner Offiziere angenommen, zeigte sich aber seines Ruhmes unwürdig. Als er sein Heer in Unordnung sah, begab er sich in sein Zelt und blieb daselbst in gefühllosem Hinstarren, bis die Annäherung der Sieger ihn aufschreckte und an seine Rettung mahnte. Er floh über Larissa nach der Küste und schiffte sich nach Lesbos ein. Hier fand er seine getreue Cornelia, mit der und einigen Freunden er nach der Küste von Asien weiter ging. Auf Cypern wurde über die zu nehmenden Maßregeln Berathschlagung gehalten. Pompejus wollte nach Parthien gehen; auf des Griechen Theophanes Vorschlag aber zog er Aegypten vor, wo er von dem jungen Ptolemäus, dessen Vater von Pompejus begünstigt worden, eine freundliche Aufnahme erwarten durfte. Nach einer langen Berathschlagung, ob man ihn aufnehmen sollte, oder nicht, ließ sich Ptolemäus durch den Redner Theodot zu der bübischen Verrätherei bereden, ihn zwar aufzunehmen, aber hinrichten zu lassen, um sich bei Cäsar beliebt zu machen. Die Ausführung dieses Unternehmens wurde dem Achillas aufgetragen, der mit einigen Begleitern an das Schiff des Pompejus heranfuhr, und ihn einzusteigen bat, weil wegen der Untiefe des Meeres ein großes Schiff nicht ans Ufer kommen könnte. Sein trauriges Schicksal ahnend, nahm er mit Thränen von seiner Gemahlin Abschied, und stieg mit seinem Freigelassenen Philippus und einem Bedienten in das Fahrzeug, welches dem Ufer zueilte. Den ganzen Weg über sprach Niemand ein Wort mit dem unglücklichen Feldherrn, und als er eben im Begriff war, aus dem Boote an das Ufer zu steigen, so wurde er von den Verräthern mit ihren Degen durchbohrt. Er stieß nichts als einen Seufzer aus, suchte in einer anständigen Lage zu fallen, und starb im 59., nach Andern im 58. Jahre seines Alters, den Tag nach seinem Geburtstage. Seine Gemahlin erblickte dieß traurige Schauspiel vom Schiffe, und nahm unter lautem Jammergeschrei die Flucht. Die Mörder hieben dem Pompejus den Kopf ab, und ließen ihn nackend und unbegraben am Ufer liegen. Sein Freigelassener, Philippus, wusch den Leichnam, sammelte einige Trümmer von einem alten Kahne, errichtete davon einen Scheiterhaufen, und verbrannte ihn. Als Cäsar nach Aegypten kam, rächte er den Tod seines großen Gegners an den Mördern. Die Asche desselben wurde einige Zeit darauf der Cornelia überbracht und in seiner nahe bei Alba gelegenen Villa beigesetzt. Pompejus gehört zu den berühmtesten Männern des Alterthums (clarum et venerabile nomen gentibus). Er war mäßig im Vergnügen, frei von Ausgelassenheit und prahlerischem Luxus, auch im höchsten Glücke gutherzig, mild und menschlich, wenn ihn nicht Parteiwuth hinriß. Seine Talente waren mannigfach, und sein Geist durch Philosophie und Wissenschaften gebildet. War er auch kein echter Patriot, so strebte doch sein Ehrgeiz nur danach, das Oberhaupt eines freien Staats, nicht der Zerstörer der Freiheit zu seyn, oder wie Lucan sagt: „Rector senatus, sed regnantis“. Unfähig, sich auf der Höhe, die er erreicht hatte, zu erhalten, sank er schnell herab

und verlor einen Theil seines Ruhms durch die Art, wie dieß geschah. Die Statue des Pompejus ist im Besitze des Fürsten von Spada in Rom. Er hinterließ 2 Söhne, Cnejus und Sextus. Jener verlor sein Leben in der Schlacht von Munda; dieser machte sich noch nach Cäsar's Tode den neuen Triumvirn zur See furchtbar, und wurde zuletzt in Armenien, wohin er sich geflüchtet hatte, auf Antonius's Befehl (35 v. Chr.) ermordet.

Pompejussäule, s. Alexandria.

Pompierre (Guillaume Xavier Labbey de), geb. 1751 in der Champagne, diente vor der Revolution bei der Artillerie, wurde Capitain, bekleidete während der stürmischen Zeiten administrative Aemter in seinem Districte, bis er unter dem Kaiserreiche Präfecturrath des Depart. Aisne wurde. Er war 1813 Interimpräfect, und in demselben Jahre zum Mitglied des gesezgebenden Corps erwählt, schloß er sich an die Opposition. Während der Restauration fuhr er in der Deputirtenkammer fort, die constitutionnellen Principien zu vertheidigen, erhob sich gegen die Sophismen des Ministers Montesquiou, der bei Gelegenheit des Preßgesetzes Repressiv- und Präventivmaßregeln als synonym darstellte, wurde im Mai 1815 wieder erwählt, lebte während der folgenden Sitzung in der Zurückgezogenheit, gelangte aber 1819 von Neuem in die Kammer, sprach im März und Apr. 1820 kräftig gegen die Aufhebung der Preß- und individuellen Freiheit, gegen das neue Wahlgesetz, für Ersparnisse in den Staatsausgaben, verlangte 1821 ohne Erfolg die Aufhebung der Salzsteuer, sprach ebenso vergeblich im Februar 1822 gegen das Journalgesetz, 2 Monate später für die Aufhebung der geheimen Ausgaben des Ministeriums des Auswärtigen, 1823 gegen den spanischen Feldzug und war einer der Ersten, welche bei Vertreibung Manuel's aus der Deputirtenkammer protestirend den Saal verließen. Er gehörte 1824 zu den wenigen Abgeordneten von der Oppositionspartei, deren Wiedererwählung durch die ministeriellen Intriguen nicht verhindert werden konnte. Bei seinen Grundsätzen verharrend, bekämpfte er die Entschädigung der Emigrirten, die Septennalität der Abgeordneten, das Sacrileg- und Erstgeburtsgesetz und Peyronnet's Preßvorschlag. In der Sitzung von 1827 wollte er auf die Anklage gegen Villèle's Ministerium antragen, mußte dieß aber wegen der Stimmung der Kammer verschieben. Im Nov. von St.-Quentin von Neuem zum Abgeordneten ernannt, erhob er am 30. Mai 1828 eine förmliche Anklage gegen jene Verwaltung, und entwickelte seinen Antrag am 14. Juni. Beförderung der Feinde des Staats zu allen Aemtern, Haß gegen die bestehenden Institutionen, Aufhebung oder Nichtausführung der Gesetze, willkürliche Absetzungen, Zorn gegen die unabhängigen Staatsglieder, Verachtung gegen die Kammern — dieß waren die Vorwürfe, die er den Ministern machte. Nach einer vollständigern Aufzählung der Beschwerden, welche zur Anklage des Verraths als Belege dienten, führte er die Thatsachen an, wodurch sich Villèle der Erpressung schuldig gemacht; in den 5 J. von 1822—27 hatten, so viele Milliarden auch an die Staatskasse gezahlt wurden, die Ausgaben den votirten Credit um 415 Mill. überstiegen, und in demselben Zeitraume war das Capital der Schuld um ein Viertheil angewachsen. Die Anklage gegen Villèle blieb ohne Erfolg; Pompierre erlebte aber noch die Juliusrevolution 1830 und starb kurze Zeit nachher, allgemein betrauert.

Pondicheri, eine berühmte Seestadt mit einer vortrefflichen Rhede in Ostindien auf der Küste von Koromandel in der Landschaft Karnatik, ist seit 1670 die Hauptstadt der franz. Besitzungen in Ostindien und der Mittelpunkt des indischen Handels der Franzosen. Sie liegt an der Mündung des Flusses Ariankupan in den bengalischen Meerbusen in einer sandigen, dürren Ebene, und zählte 1761 über 70.000 Einw., ist aber durch widrige Schicksale in den verschiedenen Kriegen zwischen den Franzosen und Briten (s. Indien) so herabgesunken, daß sie nicht viel über 24.000 Einw. enthält. Die Straßen waren breit und mit schönen Alleen besetzt. Obgleich ihre Festungswerke 1761 geschleift, die öffentlichen Gebäude zerfallen und die Nationaleinwohner durch den Krieg über Indien zerstreut waren, so stellten sie die Franzosen dennoch wieder schön her und ließen sie stark befestigen. In den folgenden Angriffen wurden die Werke abermals demolirt und diese schöne Stadt hat jetzt das Schicksal, dem beobachtenden Wandrer gleich dem Geist eines lieblichen Wesens zu erscheinen, das einst war und vergangen ist, und die Trümmer seines ehemaligen Daseyns hinterlassen hat. Pondicheri hat mehre kathol. Kirchen, worunter die der Jesuiten sich auszeichnet. Unter den Einw. sind nebst Europäern, Mohammedaner und Hindus, die in abgetheilten Stadtvierteln wohnen und vorzüglich beträchtliche Baumwollenzeuchmanufakturen unterhalten. Auch sind hier einige zum Theil gut eingerichtete Lehranstalten von europäischen Lehrern in bürgerlichen Kenntnissen, Mathematik, Geschichte, Geographie rc. und eine Stiftung zur Erziehung von Kindern europäischer Abkunft unter der Leitung der Missionarien.

Poniatowski, ein polnisches Fürstenhaus, das ursprünglich von einem Zweige des alten italienischen Geschlechts Torelli, Abkömmling der Grafen von Guastalla und Montechiarugolo, abstammt. Stammvater des Geschlechts der Poniatowski ist Joseph Salinguerra V., geb. 1612. Bei der Ermordung seiner Familie durch den Herzog von Parma, Ranuncius I., floh er, seiner Güter beraubt, nach Polen, wo seine Voreltern das Indigenatsrecht besaßen, und veränderte seinen Namen Torelli mit dem gleichbedeutenden polnischen Ziolek. Er starb 1650. Er hatte eine Tochter Alberts Poniatowski mit der Anna Lesczinska zur Gemahlin, die als Erbin des Hauses Poniatow den Namen Poniatowski auf ihren Mann übertrug. 1764 wurde die Familie in den Fürstenstand erhoben. Unter den Nachkommen dieses Hauses zeichnen sich Folgende aus: 1) **Poniatowski** (Stanislaus, Graf von), Enkel des Jos. Salinguerra, Kronschatzmeister von Polen, geb. 1678, war in den nordischen Kriegen ein Anhänger Karls XII., den er auch nach der Schlacht von Pultawa nicht verließ, sondern dem geschlagenen König nach der Türkei folgte und nach Konstantinopel sich begab, wo er den Großsultan mit dem Divan durch geschickte Unterhandlungen zum Kriege gegen Rußland bewog. Karl übergab ihm später die Statthalterstelle von Zweibrücken. Nach Karls Tode unterwarf er sich dem König August II. und kehrte nach Polen zurück. Er st. 1762. Er schrieb: „Remarques d'un seigneur polonais sur hist. de Charles XII par Voltaire“ (Haag 1741). 2) **Stanislaus II. August**, sein ält. Sohn, ward 1732 zu Wolzin in Lithauen geb. In ihm vereinigte sich Alles, um ihn zum liebenswürdigsten Manne seiner Zeit zu machen, eine schöne Gestalt und reizende Anmuth, er war beredt, muthig, geistreich und edel; nur fehlten ihm

die beiden großen Gaben eines Herrscher: Seelengröße und feste Willenskraft; mit seinen übrigen Eigenschaften würde er überall eine glänzende Rolle gespielt haben, nur nicht auf einem Throne, wie der polnische, von innen und außen mit Stürmen umlagert. Sein Vater und seine Oheime, die Fürsten Czartoriski, welche damals unter dem Könige August III. den polnischen Staat leiteten, schickten den jungen Stanislaus in Begleitung des Ritters William Hanbury auf Reisen durch Deutschland, Frankreich, England und Rußland. In letzterm Lande zog der schöne, feine, gebildete Stanislaus Poniatowski die Aufmerksamkeit der Großfürstin Katharina auf sich und erwarb sich ihre Gunst. Dieß bewog seine Verwandten, ihm einige Zeit vor dem Tode des Königs August III. den Gesandtschaftsposten beim russischen Hofe zu verschaffen, um die Wahl des Adam Czartoriski zum Könige von Polen zu befördern. Stanislaus erschien dort mit Glanz, und Katharina versprach ihm schon damals die polnische Krone, sobald sie zum Throne gelangt seyn würde. Sie hielt ihr Wort, als Elisabeth am 5. Jan. 1762 starb. Vergebens widersetzten sich Frankreich, Spanien, die Pforte, Oestreich und Sachsen seiner Wahl und erließen die bittersten Manifeste: Katharina sandte ein Truppencorps nach Lithauen, zog 50.000 Mann auf den Grenzen von Polen zusammen und befahl ihrem Gesandten Kaiserling, auf dem Landtage die Wahl des Grafen Ziolek Poniatowski durchzusetzen. Ihrem Willen, von einem schlagfertigen Heere unterstützt, mußte man folgen, und Stanislaus wurde den 26. Nov. 1764 zum Könige von Polen gekrönt. Bald nach seiner Krönung forderten Rußland, Preußen, England und Dänemark von ihm die Wiederherstellung der Dissidenten (s. d.) in die alte Gleichheit der Rechte; auch Stanislaus schien hierzu geneigt und versammelte 1766 zu diesem Zwecke den Landtag; er fand aber auf demselben den hartnäckigsten Widerstand und besonders wiegelten der Fürst Repnin und der Bischof Soltik von Krakau die Nation gegen ihn auf. Eine beabsichtigte Verbesserung der polnischen Staatsverfassung machte ihn noch verhaßter und machte seiner mächtigen Gegenpartei den Muth, zu einer Conföderation zusammenzutreten: doch zwangen russ. Truppen die Empörer und nahmen die Eiferer gefangen; der russische Botschafter nöthigte sogar die Polen zu einem für die Dissidenten günstigen Vergleich, der aber der Unabhängigkeit Polens sehr nachtheilig war. 1757 kam die Conföderation von Bar zum Ausbruche, welche Frankreich beschützte und der Graf Pac geschickt leitete. Die Conföderisten trieben ihre Kühnheit so weit, daß sie den Thron für erledigt erklärten, und thaten mit einer Hand voll Menschen unter dem unerschrockenen Kasimir Pulowski Wunder der Tapferkeit. Sie hoben sogar den König auf. Strowinski, Kosinski und Lukaski stahlen sich mit 40 Dragonern als Bauern verkleidet am 3. Nov. 1771 in Warschau und nahmen den König, als er am Abende ohne Wache von seinem Oheime, dem Großkanzler, nach Hause kehrte, gefangen und flüchteten sich mit ihm in einen nahen Wald. Hier von russischen Kriegern umstellt, zerstreuten sie sich und ließen den Kosinski mit dem Auftrage beim König zurück, ihn im Nothfalle zu tödten. Seine einschmeichelnde Beredtsamkeit rettete ihm das Leben, und bewog selbst den Kosinski, ihn nach Warschau zu begleiten. Die Folge dieser innerlichen Zwiespalte war der Einmarsch fremder Truppen ins Land, 1772 die Zerstückelung Polens zwischen Rußland, Preußen und Oestreich. Der

König und der Senat widerstanden und beriefen sich vergebens auf die Heiligkeit der Verträge gegen ungerechte Waffen. Stanislaus verwandte jetzt seine Thätigkeit auf die Civilisation seines Volkes und ließ ein neues treffliches Gesetzbuch verfertigen, das aber 1779 auf dem Landtage verworfen wurde, und von nun an wurde der König immer mehr von dem permanenten Rathe, der sich ganz von russischem Einflusse beherrschen ließ, abhängig. Als 1787 Katharina Taurien besuchte, begab er sich nach Kanief zu ihr; seine Absicht war, Katharina zu bewegen, seinen Neffen Joseph Poniatowski als Nachfolger im polnischen Reiche zu erkennen und seinen Unterthanen freie Schifffahrt auf dem Dnieper zu gestatten. Die Kaiserin wiegte ihn mit trügerischen Hoffnungen ein, und bedrohte inzwischen mehr und mehr die Unabhängigkeit Polens. In dieser Gefahr, ganz von dem mächtigen Nachbar verschlungen zu werden, erwachte der Patriotismus der Magnaten; sie fühlten das Bedürfniß, daß eine Verbesserung der polnischen Constitution nothwendig sey, und erhielten den 29. Marz 1790 von Friedrich Wilhelm das Versprechen, daß er die Republik mit gewaffneter Hand schützen werde, wenn sie ihrer neuen Verfassung wegen angegriffen würde. Am 3. Mai 1791 kam die neue Verfassung zu Stande, die der König Stanislaus annahm und Preußen genehmigte. Stanislaus zeigte sich hier weise und edel, und gewann das Vertrauen der Nation wieder. Er war anfangs fest entschlossen, Katharina die Stirne zu bieten, aber der Muth sank ihm bald wieder, als Preußen erkaltete und bei den Drohungen Rußlands schwieg, als die Minderzahl des Reichstags, welche die Constitution nicht angenommen hatte, durch Felix Potocki (s. d.) und Rezewuski zu Wien und Petersburg den Umsturz der neuen Ordnung betrieben. Seine Feinde und die Feinde des Vaterlands bildeten die targowiczer Conföderation, die durch russische Truppen unterstützt wurde. Das tapfere Heer der Polen wurde unter Kosziuczko geschlagen, Praga mit erschrecklichem Würgen erstürmt und der König am 23. Juli 1792 von Rußland gezwungen, der targowiczer Conföderation beizutreten. Indeß schritten Preußen und Rußland zur zweiten Theilung Polens; die Protestation gegen dieß widervölkerrechtliche Verfahren zog ihm persönliche Mißhandlungen von Seiten des russischen Generals Rautenfeld und des russischen Gesandten, Grafen von Sievers, zu. Die Kaiserin Katharina ließ ihn nach Grodno bringen, nöthigte ihn 1794 den Theilungscontract zu unterzeichnen, und am 25. Nov. 1794, förmlich der Krone zu entsagen. Nach Katharinens Tod rief ihn ihr Nachfolger Paul I. nach Petersburg, wies ihm einen kaiserl. Pallast zur Wohnung an und behandelte ihn mit allen Rücksichten, die sein Stand und sein Unglück verdiente. Er, der letzte der polnischen Könige, starb den 12. Febr. 1798. Stanislaus besaß alle Eigenschaften, sich in einer Privatgesellschaft beliebt zu machen, nur war er nicht geboren, ein so wildbewegtes Reich, als Polen, fest und sicher zu beherrschen. Einen Augenblick begeistert durch den Patriotismus der Polen, die mit Unwillen das fremde Joch trugen und es zu zerbrechen suchten, schien er einen höhern Charakter anzunehmen und eine vielversprechende Energie zu entwickeln; doch von Rußlands Drohungen eingeschüchtert, ersank ihm der Muth, und er beschleunigte den gänzlichen Sturz seines Vaterlandes, indem er zu jenen heroischen Anstrengungen seine Zuflucht nahm, die immer gefährlich sind, wenn man nicht die Kraft hat, sie durchzuführen. Endlich beherrscht und verachtet von

den fremden und vaterländischen Parteien fiel er, ohne Antheil zu erregen, ohne Mitleid zu erwecken, und lieferte zu der alten Wahrheit einen neuen Beweis, daß auf dem Throne Schwäche und Unentschlossenheit die gefährlichsten Gebrechen sind.

Poniatowski (Fürst Joseph) war 1766 geboren und ein Brudersohn Stanislaus Poniatowski's, letzten Königs von Polen. Bei einer guten Erziehung entwickelten sich frühe die trefflichen Anlagen des Prinzen; außerordentliche Regsamkeit des Geistes, verbunden mit einer warmen schwärmerischen Liebe für sein Vaterland, zeichneten den Jüngling aus, wo er nicht durch den nachtheiligen Einfluß seines Oheims, des Königs, geleitet wurde. Dieser Einfluß aber gab ihm einen Schein von Unentschlossenheit, wodurch er sich den verschiedenen Parteien verdächtig machte. Als der Krieg zwischen Rußland und Polen 1792 ausbrach, erhielt er den Oberbefehl über einer Armee von 50.000 Mann; anfangs zeigte er viel Eifer und Einsicht, ließ sich aber nachher mehr durch die Befehle des Hofes, als durch die Fortschritte der Feinde muthlos machen. Nach der Eroberung Polens nahm Poniatowski mit Kosciuczko's und andern edeldenkenden Polen seinen Abschied und lebte ruhig und eingezogen, bis Kosciuczko's Unternehmen 1794 alle Patrioten zu den Waffen rief. Der Oberfeldherr, Poniatowski's Feldherrntalente würdigend, übertrug ihm den Oberbefehl über eine Heerabtheilung, an deren Spitze er sich bei der Belagerung von Warschau sehr vortheilhaft auszeichnete. So schlug er am 16. August die Preußen in einem hitzigen Treffen; auch an dem Siege Kosciuczko's, am 28. August bei Wola, zeigte er denselben seine Ueberlegenheit. Als Kosciuczko in die Hände der Feinde gefallen war und Suwarow vor Praga rückte, deckte Poniatowski auf dem rechten Ufer der Weichsel die Hauptstadt Warschau. Nach Praga's Falle ging er nach Wien, lebte hier eine Zeit lang, und kehrte auf seine Güter in Polen zurück. Als aber die Errichtung des Großherzogthums Warschau 1807 die polnischen Patrioten mit neuen Hoffnungen erfüllet, trat auch Poniatowski aus seiner Einsamkeit wieder auf den politischen Schauplatz. In Betracht seiner frühern Verdienste, ernannte man ihm zum Oberfeldherrn des Großherzogthums. 1809 zog er mit 20.000 Mann gegen den mit 40.000 Oestreichern anrückenden Erzherzog Ferdinand, unter ihm Dombrowski und Zejonczek. Warschau wurde in der Eile verschanzt; der Feind rückte vor bis Nowemiaszko, zwölf Meilen nordwestlich von der Hauptstadt; Poniatowski zog sich südlich von da nach Raczyn. Am 19. April griff ihn der Erzherzog mit dreifach überlegener Macht an, und nöthigte ihn, nach einer hartnäckigen Gegenwehr, zum Rückzuge. Dieser ging in ziemlicher Ordnung nach Warschau vor sich. Um die Stadt nicht durch eigensinnige, nutzlose Vertheidigung zu Grunde zu richten, übergab er sie gegen ehrenvolle Bedingung am 12. April, und zog sich hinter die Weichsel. Von hier aus nöthigte er den Feind durch kluge Bewegungen, nicht allein seine Stellung zu verlassen, sondern auch das Herzogthum zu räumen, und rückte sofort über die Grenze nach. Nachdem der wiener Friede dem Kriege ein Ziel gesetzt, lebte Poniatowski einzig seinem Berufe als Minister, bis im Jahr 1812 der Krieg Napoleons gegen das russische Reich ihn wieder an die Spitze eines auserlesenen polnischen Heeres rief. Nachdem er an allen wichtigen Ereignissen dieses

wechselvollen Krieges thätigen Antheil genommen und zuletzt in der Völkerschlacht bei Leipzig, während welcher ihn Napoleon zum französ. Reichsmarschall ernannte, oft hart bedrängt, die glänzendsten Proben seiner Tapferkeit und seiner Feldherrntalente gegeben hatte, erhielt er am 19. Okt. Befehl, den Rückzug des geschlagenen Franzosenheeres zu decken. Er sammelte daher seine Polen zu neuen Angriffen gegen die andringenden Sieger: jede Mauer, jeder Zaun mußte erobert werden. Als aber die Verbündeten durch das hallische, grimmaische und das Peters-Thor in die Stadt drangen, da suchte Alles Rettung in der Flucht. Nochmals warf sich Poniatowski dem Feinde entgegen: „Hier, Kameraden! müssen wir ehrenvoll fallen!" — rief er den Seinigen zu. Am linken Arme durch einen Schuß verwundet, wurde er von dem Schwarme der Fliehenden fortgerissen. Verhängten Zügels jagte der Fürst mit den Seinigen nach Lindenau zu, aber die steinerne Brücke am ranstädter Thore war schon lange zertrümmert. Hinten der Feind, vorn das reißende Wasser der Pleisse; die Zeit drängte. Rasch ging es durch den reichenbachischen Garten nach der Rothbrücke, die über die Elster geschlagen war. Doch auch diese war unter der Last der Fliehenden verschwunden. Jetzt galt es Wagniß; sonst war Tod oder Gefangenschaft unvermeidlich. Hoch und steil ist dorten das Ufer des Flusses, am japanischen Hause; wild schnaubte der unbändige Renner, aber der Fürst zwang ihn gewaltig, und mit einem gräßlichen Sprunge setzte er hoch hinab in den Fluß: weg war Roß und Mann. Am 24. fand ein Fischer den Leichnam des Fürsten. So endete ein ausgezeichneter Mann, ein vorzüglicher Feldherr, ein warmer Patriot. In ihm erstarb das Geschlecht der Fürsten Poniatowski. Mit den dem Helden gebührenden Ehren war die Leiche in Leipzig bestattet: aber die Polen holten sie nach Warschau. 1816 erlaubte Kaiser Alexander, daß sein Leichnam in der Domkirche zu Krakau, wo die Könige und die Helden Polens ruhen, beigesetzt wurde. Der berühmte Thorwaldsen hat den Auftrag erhalten, sein Denkmal zu verfertigen. Auch ist ihm eins in Reichenbach'schen, jetzt Gerhard'schen Garten in der Nähe des Orts, wo er fiel, errichtet worden. Er hat nur einen natürlichen Sohn hinterlassen, geb. 1790. Seine Schwester, die Fürstin Tyszkiewicz, starb am 2. Nov. 1834 zu Tours und ward zur Valençay unter rührenden Feierlichkeiten beerdigt. Noch blüht dieses fürstliche Geschlecht in einer Seitenlinie des Königs Stanislaus, der des Fürsten Stanislaus, geb. 1754. Ein Fürst Poniatowski lebte seit längerer Zeit zu Rom, wo er 1826 seine schöne, an der Via flaminia gelegene Villa, nebst den darin befindlichen Werken alter Bildhauerkunst, an einen Engländer, Namens Sykes, verkaufte.

Pönitentiarius ist der Cardinal und Vorsteher des höchsten geistlichen Gerichts (poenitentiaria). Sind die Sünden noch heimlich, so ist die Gewalt des Pönitentiarius größer als im umgekehrten Falle. In der Würde folgt der Pönitentiarius auf den Generalvicar und erkennt in allen sonst den Bischöfen vorbehaltenen Fällen. Auch nennt man so gewisse Beichtväter, welche vom Papst oder Bischof ausgedehnte Absolutionsgewalt besitzen, und gemeiniglich in der Kathedralkirche ihren Beichtstuhl haben. — Pönitenz ist die Reue eines Sünders, mit dem festen Vorsatz, nicht mehr zu sündigen. Die katholische Kirche betrachtet die Pönitenz als ein Sacrament, kraft dessen der Sünder die Sünde seinem Beichtvater als gewalthabendem Priester bekannt, von dem er

die Erlassung seiner nach der Taufe begangenen Sünden erhält. — Pönitenzpfarre, unter den Evangelischen, eine Pfarre von sehr geringem Einkommen.

Pons (Louis), der glücklichste Kometenentdecker, geb. 1761 zu Peyre im Depart. der Hochalpen, ward schon 1789 Aufseher bei der Sternwarte zu Marseille, bald darauf aber Adjunct. Ein ungewöhnlich scharfes Auge und ein vortreffliches Gedächtniß unterstützten seine Bemühungen. Seine Entdeckungen waren überraschend, und sein Name längst einer der gefeierten unter den europäischen Astronomen, als er 1819 die Leitung der Sternwarte erhielt, welche Maria Luise von Parma in Martia einrichten ließ. Doch dieses fürstliche Institut wurde nicht gleichmäßig erhalten. Schon 1825 versagte man ihm die Unterstützung, und Pons trat nun in die Dienste des Großherzogs Leopold von Toscana, der ihm die Leitung der Sternwarte bei dem Museum zu Florenz übergab. Zwischen 1801—27 hatte er 37 Kometen entdeckt und viele berechnet. Er starb am 14. Oct. 1831 und sein Nachfolger zu Florenz ist der gelehrte und glücklich beobachtende Amici aus Modena.

Pontifex, römischer Priester zur Zeit des Heidenthums in Rom, war keiner Gottheit zu dienen verpflichtet, deren Collegium Sulla auf 18 vermehrte, unter einem Oberpriester Pontifex Maximus. Dieß Collegium regulirte alle geistlichen Angelegenheiten und war immer in der Hand der Patricier. Der Kaiser verwalteten das Oberpontificat selbst, um im Nothfall den Einfluß der Religion für ihre Politik benutzen zu können. Das äußere Abzeichen der Pontifices, wenigstens an feierlichen Tagen und bei Amtsverrichtungen, war ein mit Purpur verbrämtes Kleid (toga praetexta), und auf dem Kopfe ein in Form eines Kegels spitz zulaufender Hut, der von den Fellen der geopferten Thiere verfertigt war (tutulus oder galerus). — Pontification heißen die Gewänder der vornehmen Geistlichen in der kathol. Kirche, welche sie besonders an Festtagen tragen. — Pontificat, die Würde des Pontifex: auch die päpstl. Würde, sowie der Papst selbst lateinisch Pontifex Maximus genannt wird.

Pontinische (pomptinische) Sümpfe nennt man den Landstrich im Kirchenstaate, südlich von Rom, der sich von Nettuno bis Terracina erstreckt, gegen 40 Miglien lang und zwischen 4—10 Miglien breit ist. Der Ursprung dieser Sümpfe, die man nicht mit den Maremmen verwechseln darf, verliert sich in das graueste Alterthum. Wahrscheinlich machte Appius Claudius (312 v. Chr.) den ersten Austrocknungsversuch, als er die berühmte, nach ihm benannte, Heerstraße durch die Sümpfe leitete. Ihm folgte in diesem Bestreben der Consul Cethegus. Julius Cäsar hatte den riesenmäßigen Plan, die Tiber durch die Sümpfe zu leiten, wurde aber durch den Tod an dessen Ausführung verhindert. Augustus begnügte sich mit dem zweckmäßigen Unternehmen, mehre Canäle anzulegen. Unter den folgenden Kaisern geriethen die Sicherungsanstalten in Verfall, und die Wässer traten aus, bis Nero das Werk angriff. Trajan setzte dasselbe 10 Jahre hindurch mit so vielem Eifer fort, daß die ganze Strecke von Treponti bis Terracina ausgetrocknet und die Via Appia vollkommen wiederhergestellt wurde. Während der Stürme, die das römische Reich zu Grunde richteten, traten auch die Sümpfe in den alten traurigen Zustand zurück. Unter dem gothischen Könige Theodorich wurde abermals zu ihrer Aus-

trocknung geschritten, und, wie es scheint, nicht ohne Glück. Allein die getroffenen Vorkehrungen bestanden nicht lange, und bald setzte sich die feindliche Natur wieder in ihre Rechte. Unter den Päpsten war Bonifaz VIII. (st. 1303) der Erste, der sich mit der Austrocknung der Sümpfe beschäftigte und einen großen Canal ziehen ließ, wodurch die Gegenden um Sezze und Sermonetta noch heutigen Tages trocken sind. Martin V. ließ 1417 ebenfalls einen bedeutenden Canal, den Rio Martino, graben, dem etwa noch 1 Meile bis zum Meere fehlte, als durch den Tod dieses Papstes die treffliche Anstalt, die allen Flüssen einen allgemeinen Abzug gewähren sollte, ins Stocken gerieth. Leo X. schenkte die ganze Gegend dem Julian v. Medici, mit der Bedingung, sie austrocknen zu lassen. Doch geschah während 69 Jahren, da das mediceische Haus sie besaß, wenig oder nichts für ihre Verbesserung. Erst Sixtus V. (st. 1590) machte sich wieder mit Eifer an die Sache und begab sich selbst in die Gegend. Auch er ließ einen großen Canal, den Fiume Sesto, graben und mit Dämmen einfassen, die indessen, allzu schwach angelegt, bald nach seinem Tode wieder einrissen, sodaß die ganze Gegend bald wieder so sumpfig war wie vorher. Seit dieser Zeit hatte kein Papst den Muth, das Werk ernstlich zu unternehmen. Erst Pius VI. richtete seine Aufmerksamkeit auf die pontinischen Sümpfe. Mit höchster Genauigkeit wurde das Nivelliren angestellt, die Tiefe der verschiedenen Canäle und Abzüge gemessen, der Grad der Abschüssigkeit in den Flußbetten ausgemittelt und 1778 das Werk begonnen. Zehn Jahre hindurch ward es mit großem Kostenaufwande fortgesetzt, bis es 1788 zu Stande kam. Zwar konnte man bei aller Anstrengung es nicht dahin bringen, den niedrigen Landstrich zu erhöhen und ihm eine für seine zahlreichen Flüsse abgemessene Abdachung zu geben; doch bewährten die zweckmäßig geleiteten Canäle, die Reinigung der Flußbetten, deren Schlamm die Luft mit ungesunden Dünsten erfüllte, die Anlegung einer trefflichen Heerstraße (Linea Pia) das Verdienst Pius VI. um diese Gegend. Auch während der franz. Herrschaft wurden die Arbeiten fortgesetzt,; dennoch scheint es beinahe, daß der alte Sumpfboden den Zwang der Nutzbarmachung nicht ertragen wolle. Zwar ist diese Gegend nicht so fürchterlich, wie sie gewöhnlich geschildert wird, allerdings aber einförmig und, was das schlimmste ist, der räuberische Charakter ihrer Bewohner, welcher durch die kräftigen Maßregeln der franz. Regierung einigermaßen unterdrückt war, hat in den neuesten Zeiten ganz seine frühere Gestalt angenommen. Uebrigens findet man daselbst ziemlich viel bebautes Land und unermeßliche Weiden, wo Pferde, Rinder und Büffelheerden grasen und Wasserhühner (folaghe) rauschend emporfahren, auch gegen das Meer hin große Waldungen. Die Luft ist jedoch, besonders zu manchen Zeiten des Jahres, noch immer ungesund.

Pontons, eine Art kleiner Schiffe aus Kupfer- oder Eisenblech, oder auch von Holz verfertigt, welche nebst dem übrigen Zubehör von den Heeren mitgeführt werden, um vermittelst ihrer schwimmende Brücken schnell über einen Fluß zu schlagen. Sie werden aneinandergesetzt und zu diesem Behuf mit Balken und Bretern belegt. Die zu diesem Zweck bei den Heeren befindlichen Leute heißen Pontoniers, und die Kunst selbst wird in einer militairischen Wissenschaft, der Pontonierwissenschaft, gelehrt. Auch heißen die alten, zum Seedienst nicht mehr brauchbaren Kriegsschiffe, auf welchen die Engländer ihre Kriegsgefangenen bewahren, Pontons.

Pontoppidan (Eric) der ältere, ein dänischer Schriftsteller, geb. auf der Insel Fyen 1616. Er legte den Grund seiner Gelehrsamkeit auf dem Gymnasium zu Odensee, studirte dann auf Walkendorph's Collegium, wurde Privaterzieher in einer adeligen Familie, und erlangte einen solchen Ruf, daß er 1640 als Dichter gekrönt wurde. Darauf besuchte er das Ausland, wurde bei seiner Rückkehr 1642 Magister, und dann Führer eines jungen Edelmanns, der zu Soroe studirte. 1673 ward er zum Bischof von Drontheim ernannt, erhielt 2 Jahre darauf die theologische Doctorwürde, und starb zu Drontheim 1678. Er ist der Verfasser vieler geschätzter Werke, z. B. „Aucupium Solandiae"; „Epigrammatum sacrorum Centuriae tres"; „Bucolica sacra"; „Margarita Cimbrica", und besonders einer Grammatica danica" u. v. a. Mit ihm ist nicht zu verwechseln Eric Pontoppidan der jüngere, ebenfalls ein berühmter dänischer Bischof (zu Bergen) und Schriftsteller, geb. 1698 zu Aarhuus, gest. 1764. Die zahlreichen Werke von diesem betreffen die Geschichte und die Theologie, auch die norwegische Sprache und Naturgeschichte. Der von ihm begonnene dänische Atlas (Danske Atlas) ist nach seinem Tode von Hoffmann fortgesetzt worden. Ein besserer wird bald vollständig erscheinen, nachdem der ganze Staat seit 60 Jahren mit Sorgfalt vermessen worden ist.

Pontos, Pontus, ein Sohn der Erde und älterer Bruder des Okeanos. Die Alten verstehen darunter die Tiefe, den festen Grund, der mit den Bergen die Erde ausmachte. Er erzeugte mit seiner Mutter den Phorkys, Thaumas, Nereus, Keto u. s. w.

Pontus, eine berühmte Landschaft in Kleinasien am schwarzen Meere, reichte vom Flusse Halys ꝛc. bis Kolchis. In dem persischen Zeitalter führte sie den Namen Kappadocien am Pontus (d. h. Kappadocien am Pontus Euxinus, am schwarzen Meere) und machte eine eigne Satrapie aus; aus diesem Namen entstand die späterhin gewöhnliche Benennung Pontus, als das Land eigene Beherrscher erhielt. Die östlichen Gegenden des nachmaligen Reiches Pontus waren nichts weniger als den Persern unterworfen und von mehren kleinen, rohen, unabhängigen Völkerschaften von verschiedener Sprache und Lebensart bewohnt. Längs den Küsten dieser Völker hatten sich allmälig mehre griech. Oerter gebildet, Colonien von der milesischen Pflanzstadt Synope, die nach und nach befestigte Städte wurden (Trapezus, Kerasus, Kotyora u. and.). Die westlichere Gegend aber, vom Vorgebirge Jasonium bis an und über den Halys hinaus, hatte fruchtbare, von einem gebildeten Volke (den Kappadociern oder weißen Syrern) bewohnte Striche, stand anfangs unter der Herrschaft der Perser. Ein Sohn des pers. Königs Darius Hystaspis, Artabazes, erhielt dieses Land (Satrapie) als Vasall, mit dem Rechte, es auf seine Nachkommen zu vererben. Einer seiner Nachfolger, Mithridates, stand dem jüngern Cyrus bei und weigerte dem Artaxerxes den Tribut. Sein Sohn Ariobarzanes I. machte sich bei der allgemeinen Empörung der Statthalter in Unter-Asien gegen Artaxerxes II. unabhängig. Ihm folgte sein Sohn Mithridates II. (von 337 v. Chr.), der 35 J. zu Alexander d. Gr. Zeiten und nach ihm regierte. Er focht nach dessen Tode mit dem Eumenes gegen Antigonus unglücklich, ward von diesem als Dynast nach Kium in Bithynien versetzt, aber zuletzt wegen Verdachts verrätherischer Absichten getödtet. Sein Sohn Mithridates entkam glücklich nach Kappadocien, fand An-

hang und bemächtigte sich des väterlichen Landes nebst mehren angrenzenden Strichen. Er befestigte während seiner 36jähr. Regierung seine Herrschaft so, daß er sie unbestritten seinen Nachfolgern hinterlassen konnte. Mithridates III. vergrößerte das Reich durch Eroberungen; sein Sohn Mithridates IV. trieb zwar die Gallier zurück, mußte aber den Krieg mit Sinope beendigen, weil die Rhodier dieser Stadt Hülfe leisteten. Pharnazes I. kämpfte lange mit seinen von den Römern begünstigten Nachbarn, nahm aber Sinope weg und erhob es zur Residenz. Mithridates Evergeta machte sich die Römer zu Freunden, unterstützte sie im 3. punischen und im pergamenischen Kriege, erhielt dafür von ihnen Großphrygien und durfte das Geschenk des Königs von Paphlagonien annehmen, der ihm im Testamente sein Land vermachte. Zum höchsten Gipfel des Glanzes erhob aber **Mithridates** d. Gr. (vgl. d.) das väterliche Reich. Er führte mit den Römern blutige Kriege, anfangs mit gutem Erfolge, ward aber endlich vom Pompejus besiegt und gab sich nun selbst den Tod (64 v. Chr.). Sein Sohn Pharnazes erhielt nur die taurische Halbinsel u. d. T. des Bosporanischen Königreichs (vergl. **Bosporus**) und wurde, als er das väterliche Reich wieder zu erobern versuchte, von Cäsar besiegt und von Asander, der sich zum König von Bosporus gemacht hatte, getödtet. Doch erhielt sein Sohn Darius durch Antonius einen Theil von Pontus; ihm folgte Polemo, der zugleich den Bosporus, Kleinarmenien und Kolchis besaß. Polemo II. (39 n. Chr.) mußte den Bosporus an die Römer abtreten, die nach seinem Tode auch Pontus zu einer Provinz ihres Reichs machten. Als die Lateiner (1204) Konstantinopel den Griechen entrissen, stiftete Alexius Komnenus in Pontus das Reich **Trapezunt** (s. d.), welches sich bis Mohammed II. erhielt, der es im J. 1461 dem Osmanenstaate einverleibte.

Pontus Euxinus, s. **Schwarze Meer**.

Popayan, ehemals eine Intendanz des span. Vicekönigreich Neugranada, das das Depart. Cauca in der Rep. Colombia, dessen Gebiet eine große Ebene bildet, durch welche sich die Andeskette zieht, jetzt zum Freistaate Neugranada gehörend. Die Landschaft hat Vulkane und ist häufigen Erdbeben ausgesetzt. Sie begriff nach der frühern Begrenzung einen Flächenraum von 1600 □M. mit 200.000 Einw., die der Mehrzahl nach aus Negern und zum kleinern Theil aus Indianern bestanden; die übrigen Bewohner waren Abkömmlinge von Negern und Europäern. Erzeugnisse sind hauptsächlich edle Metalle, Indigo und Rindvieh. Die Hauptstadt gl. N., von Benalcazar erbaut liegt in einem der schönsten Thäler der neuen Welt, am Flusse Cauca, am Fuße der Vulkane Sotara und Purae, und hat 20.000 Einw., wovon ⅔ aus Negern und aus Mulatten bestehen. Sie war unter der span. Regierung der Sitz des Gouverneurs und ist noch ein reicher Bischofssitz. Die Klöster sind aufgehoben. Die Stadt zeigt viele Spuren ihres Verfalls. Der Bergbau ist nicht mehr ergiebig, weil es an Sklavenhänden fehlt; allein der Handel kann bedeutend werden, wenn die neue Ordnung sich befestigt, da Popayan der Niederlagsort zwischen Santa-Fé und Quito ist. S. Mollien's „Reise nach Colombia 1823".

Pope (Alexander), berühmter Dichter, geb. zu London 1688 aus einer alten adeligen Familie der Grafschaft Orford, die sich zur kathol. Religion bekannte. Die Mittel seiner Eltern waren beschränkt; demun-

geachtet genoß er im väterlichen Hause eine treffliche Erziehung, würdig seinen glänzenden Naturanlagen. In kurzer Zeit erlernte er Griechisch und Latein, und machte sich mit den classischen Schriftstellern dieser beiden Völker vertraut. Schon frühe entwickelten sich seine Geistesgaben und trugen Früchte, sodaß man ihn zu den glücklichsten Geistern zählen kann, die keine Kindheit kannten. In seinem 12. J. dichtete er eine Ode auf das Landleben, in der die Engländer eine Verwandtschaft mit Horaz erblickten. Zwei Jahre darauf lieferte er theilweise Uebersetzungen des Statius und Ovid, welche den Originalen nicht nach standen. In seinem 16. J. dichtete er Schäfergedichte, des Theokrit und Virgils würdig; ihr Styl ist leicht und sanft, sie enthalten eine Menge glücklicher Gedanken, lachender Bilder und reizende Darstellung; mit den Schäfergedichten kamen zugleich zwei andere, „Der Wald von Wildsor", und eine Pastorale über die Geburt des Messias heraus; das erstere zeichnet sich durch liebliche Beschreibung des Landlebens aus und das andere durch eine erhabene Poesie. 1709 erschien sein „Versuch über die Kritik", ein berühmtes Gedicht, das den jungen Poeten zu dem Range der vorzüglichsten Geister Englands erhob; es verbindet die Urtheilsfestigkeit des reiferen Alters mit dem Phantasiezauber der Jugend; die Ordnung hingegen, welche darin herrscht, ist nicht eben musterhaft. Derselbe Fehler drückt seinen „Tempel des Ruhms", welches Gedicht 1710 erschien. Der „Lockenraub" (1712), ein komisches Heldengedicht in 5 Gesängen, besaß eine Menge Vorzüge vor seinen frühern Leistungen, und vermied sorgfältiger den gerügten Mangel an Ordnung; es ist geistreich erfunden, voll schöner Zeichnungen, Bilder und Gedanken. Der „Lockenraub" reizt ungemein den Leser durch eine lachende Komik, satyrische Anspielungen, ohne deßwegen zu beleidigen, und durch seine Scherze über die Frauen, die ihnen eher schmeicheln als mißfallen. Dieß niedliche Gedichtchen haucht nur Galanterie, dagegen scheint die heftigste Liebe den Brief Heloisens an Abailard geschrieben zu haben; mit Feuerfarben zeichnet in ihm Pope den Kampf der Natur mit dem strengen, die Gefühle eines zärtlichen Herzen verleugnenden Klostergeiste. Bald darauf unternahm Pope eine metrische Uebersetzung des Homer ins Englische; Alles, was in England Sinn für Literatur hatte, unterschrieb, und man behauptet, Popen sey aus diesem Unternehmen ein Gewinn von 100.000 Thlr. hervorgegangen. Der engl. Homer blieb nicht unter der allgemeinen Erwartung; Homer's Reichthum, Kraft und Würde der Dichtkunst fand man in ihm wieder. Popen's Ruhm erreichte hierdurch seine Höhe; doch zugleich vermehrte der Neid seine Feinde von allen Seiten. Sie hatten die Gemeinheit, in ihren Schriften sich über seine Gestalt, die nicht sehr vortheilhaft war, lächerlich zu machen. Diese Beleidigungen, die nur seine Verachtung hätten erregen sollen, reizten seine Eigenliebe: er schrieb gegen seine Feinde eine bittere Satyre, die „Dunciade". Seine gedemüthigten Gegner überschütteten ihn nun mit Libellen, unter denen Eins ihn aufs Empfindlichste kränkte; es führte den Titel: „Wahre und bemerkenswerthe Beschreibung der schrecklichen und barbarischen Durchprügelung des Hrn. Alexander Pope". Seine Freunde riethen ihm, den Gegnern durch neue Meisterwerke zu antworten, und Pope schrieb seinen „Versuch über den Menschen". Eine lichte Metaphysik, geschmückt mit den Reizen der Poesie; eine rührende Moral und lebhafte Gemälde, die den Leser zu seiner Besserung Selbstkenntniß lehren, geben diesem

Gedichte einen hohen Rang in der didaktischen Poesie: Popen's Einbildungskraft zeigt sich in diesem Gedichte so verständig als fruchtbar an neuen Gedanken, und versteht, alten Ideen den Reiz der Neuheit zu geben. Sie verschönerte die trockensten Materien durch das Colorit einer edlen, leichten, energischen Beredtsamkeit. Demungeachtet kann man es nicht in Abrede stellen, daß das Gedicht einige zu weit geführte Beschreibungen und Wiederholungen enthält, auch wirft man ihm geringe Gründlichkeit in den Principien, wenige Ordnung und Zusammenhang der Ideen vor. Das System in demselben ist der Deismus. Man fand es auffallend, daß Pope den Optimismus vertheidigte. Hinten und vorne bucklich, voller Laune, immer kränklich und sich selbst zur Last, bis an seinen letzten Augenblick von hundert Feinden verfolgt und gekränkt, besang er doch den metaphysischen Satz: Alles ist gut. Als Anhang zu dem „Versuche über den Menschen" ist seine moralische Epistel „Ueber die Kenntniß des Menschen" anzusehen; auch in ihr zeigt sich Popen's Genie in seinem ganzen Glanze und mit allen seinen Fehlern. Pope lieferte noch mehr Episteln von gleichem Werthe. Seine Satyren sind, wie die des Boileau, glückliche Nachahmungen des Horaz: doch ist der Erstere beißender, bitterer und heftiger als der Andere, und sein Styl kommt eher dem Juvenalischen als dem Horazischen nahe. Ueberdieß hat er noch Oden, Fabeln, Epitaphe, Prologe und Epiloge, die alle als Muster in ihrer Art dienen können, gedichtet. Seine freundschaftlichen Briefe, die gesammelt worden, sind von keiner großen Bedeutung, kaum 3 oder 4 unter ihnen können das Publikum interessiren. Pope war ein zärtlicher Verwandte und ein treuer Freund; er besaß Kenntnisse in der Philosophie, aber keine Festigkeit des Charakters; er war eitel, spöttisch, zornig und zeigte eine kindische Empfindlichkeit gegen die Kritik, die ihn bis zur Wuth reizen konnte. Ein Beweis hiervon ist die „Dunciade"; in ihr überschritt er die Grenzen der Kritik und Satyre. Seine Gestalt war häßlich und gab seinen Feinden häufig Gelegenheit zum Spotte; aber Pope hatte, so oft man über seine Figur spottete, eine beißende Antwort bereit. Die öffentlichen Blätter haben ihn bei seinem Leben mehrmal sterben lassen, und er hatte das Vergnügen, seinen Tod mit den größten Lobsprüchen begleitet, angekündigt zu lesen. Endlich starb er am 30. Mai 1744 wirklich.

Popularität, Volksmäßigkeit. Die Herablassung der Fürsten, Staatsmänner und Beamten zu den Begriffen und Wünschen gemeiner Leute, ist noch jetzt ein Bestreben, sich populair, d. h. beim Volke beliebt zu machen, wobei es bisweilen nur darauf abgesehen ist, für schöne Worte u. s. w. die freie Verfügung über die Mittel und Kräfte des Volks einzutauschen. Verschieden von diesen politischen ist die oratorische Popularität; sie besteht in der Kunst, Begriffe, die dem gesunden, aber im wissenschaftlichen Denken nicht geübten Verstande erreichbar sind, in einer allgemein verständlichen, der Vorstellungsweise des Volks angemessenen Anordnung und Sprache vorzutragen. Ideen, die über dem Gebiete der Erfahrung liegen, und sich zu keiner unmittelbaren Anwendung auf das Leben eignen, gehören nicht in den populairen Vortrag, daher es ein Mißgriff scheint, philosophische Systeme, wie Schad mit Fichte's Wissenschaftslehre, **popularisiren** (gemeinschaftlich machen) zu wollen. Die allgemeinen Wahrheiten aber, welche in die bei dem Volksunterrichte angewandte Religions- und Sittenlehre gehören und

sich mit biblischen Aussprüchen und Gleichnissen unterstützen lassen, sowie die Wahrheiten der Mathematik, die sich in der Erfahrung anschaulich machen lassen, die Folgerungen, die der gemeine Menschenverstand aus der Erfahrung zieht, und überhaupt Gedanken, die auf historischem Grunde ruhen, eignen sich ihrer Natur nach für den populairen Vortrag, weil man bei ihrer Behandlung auf das Bekannte und Individuelle bauen und die nöthigen Vorkenntnisse bei seinen Lesern oder Zuhörern voraussetzen kann. Die Popularität der Anordnung und Sprache wird durch dieselbe Forderung der Verständlichkeit für das Volk bestimmt. Das Volk im engern Sinne, wohin billig alle Diejenigen gerechnet werden, denen die streng wissenschaftliche Bildung abgeht, liebt einen leichtfaßlichen Gang der Darstellung, in dem der abzuhandelnde Gegenstand durch Beispiele und Beweise aus der täglichen Erfahrung anschaulich wird, und einen einfachen, deutlichen, lebendigen und kraftvollen Ausdruck.

Porcia, die Tochter des Censor Cato und Gemahlin des Brutus, berühmt als ein Muster ehelicher Liebe und heldenmüthigen Patriotismus. Das ihrem Gatten abgewonnene Geheimniß der Verschwörung gegen Cäsar bewahrte sie treu und entsagte muthig dem Leben, als sie die Sache der Republikaner verloren sah. Die Erzählung, daß sie, um sich zu tödten, glühende Kohlen verschluckt habe, ist grundlos.

Pordenone (eigentl. Giovanni Antonio Licinio, oder Stegillo da Pardenone), ein Maler der venetianischer Schule und Nebenbuhler des Titian, geb. 1584. Für Venedig malte er die Capelle des heil. Rochus, darauf den Saal der Pregadi gemeinschaftlich mit Titian, ebenfalls mit diesem schmückte er die St.-Johanniskirche. In Ferrara, wohin er von dem Herzoge Herkules II. berufen, um die Cartons für die gewirkten flandrischen Tapeten (arazzi) zu zeichnen, berufen worden war, starb er, nach dem Gerücht, an Gifte, welches ihm seine Feinde beigebracht hatten.

Poren heißen alle die Zwischenräume eines Körpers, die von der ihm eigenthümlichen Materie nicht ausgefüllt werden, sondern zwischen den materiellen Theilen leer bleiben (z. B. die Löcher in einem Schwamme); dann die subtilen Oeffnungen in der Haut des menschlichen Körpers, die Schweißlöcher. Porös, solche Zwischenräume oder Oeffnungen habend; besonders werden die Körper (im Thier- und Pflanzenreiche) porös genannt, welche viele und große, mit den Augen wahrzunehmende Zwischenräume haben, z. B. bei Blättern die Pflanzen, bei Schwämmen, beim Holze ꝛc. Die Eigenschaft eines solchen Körpers selbst heißt die Porosität (Durchdringlichkeit). Aus der Lehre des atomistischen Systems (s. Atomistik und Leukippos), daß die Materie absolut undurchdringlich sey, fließt der Satz, daß alle Körper leere Zwischenräume haben müssen, weil die Wärme sich allen Körpern mittheilt. Die Dynamisten verwerfen die Lehre von den leeren Zwischenräumen und behaupten, daß zwar die Materie ihren Raum mit Beharrung erfülle, daß aber die Körper verschiedene Grade der Dichtheit haben, und die Materie demnach durch ihre ursprüngliche Kräfte den Raum verschieden erfülle. Nach diesem Systeme gibt es also keine völlig leere Zwischenräume, sondern, was uns als Poren erscheint, ist mit einer dünneren Materie, z. B. Luft, ausgefüllt. (S. Neumann's „Lehrbuch der Physik", Wien 1818, 2 Bde., m. Kpf.) In dem physikal. Wörterb. wird von diesem Gegenstande unter d. Art. Zwischenräume der Körper gehandelt.

Porphyr, eine Steingattung, die in die Classe der gemengten Ge-

birgsarten gehört. In ihm liegen in einer homogenen Hauptmasse wie in einem Grundteiche einzelne Bruchstücke gewisser Fossilien unter einander gemengt. Die Hauptmasse ist bald Hornstein, bald verhärteter Thon, Trapp, Pechstein rc. Meist bildet der Porphyr Ganggebirge und bricht in derben Massen. Zu den wichtigsten Farbenvarietäten des Porphyr gehören: 1) Schwarzer Porphyr, zumal der porfido nero antico, mit milchweißen Feldspathkrystallen. Aehnliche Varietäten finden sich in Sibirien und Corsica. 2) Grüner Porphyr, oliven-, pistazien- und schwärzlichgrün mit grünlichweißen Feldspathkrystallen; der antike angeblich aus Aegypten; sehr schöner aus Corsica und den Pyrenäen. 3) Brauner und violetter Porphyr, zu welchen besonders der profido bruno antico (dunkelbraun mit grünen Feldspathkrystallen) und der schöne elfdaler Porphyr aus Schweden zu rechnen ist. 4) Rother Porphyr mit rother und rothbrauner Grundmasse mit weißen und rosenrothen Krystallen. Hierher gehört der profido rosso aus Oberägypten, aus welchem der Obelisk Sixtus's V. und viele Säulen in Rom bestehen. Er findet sich auch in Corsica. 5) Grauer Porphyr, kommt besonders auf Corsica und zu Briançon in Frankreich vor. Der Afterporpher enthält, statt des Feldspaths, Kalkspath mit Hornblende beigemengt. Uebermengt heißt der Porphyr, wenn sich in ihm und der Hauptmasse mehr als zwei Steinarten vermischen. Ein übermengter ist der ungarische Grünstein; zu seiner Bildung treten ein verhärteter Thon als Grundmasse, Hornblende, Feldspath, Glimmer und auch oft Quarz zusammen. Jetzt wird der Porphyr vorzüglich zu Belegung der Fußböden in Kirchen, Pallästen rc. gebraucht, auch zu Vasen, Dosen und andern Gegenständen verarbeitet, besonders zu Elfdalen in Schweden.

Porphyrius oder **Malchus**, einer der berühmtesten **Neuplatoniker** (s. d.), geb. 233 zu Batanea, einer Colonie der Tyrier in Syrien, gebildet von Origenes und Longin, hernach Schüler und Anhänger des **Plotin** (s. d.), besaß eine weit größere Masse von Gelehrsamkeit als dieser, aber auch viel Eitelkeit und Ruhmsucht. Nach den Aeußerungen in seinen Schriften scheint es, daß er bald mehr besonnener Denker und Forscher war, der selbst Zweifel über manche Dogmen der heidnischen Religionslehre, besonders über die Dämonen und ihre Erscheinung äußerte, bald mehr von schwärmerischen Vorstellungen hingerissen wurde, welches wahrscheinlich am meisten der Fall in seinem hohen Alter war, wo er auch, gleich Plotin, der Anschauung Gottes gewürdiget wurde. Sein Hauptstreben ging auf die Erklärung und Ausbreitung der Plotinischen Philosophie, Vereinigung der Aristotelischen und Platonischen, Aufklärung einzelner Gegenstände der Religion, als Opfer, Mantik, Dämonen, Orakel und Bestreitung des Christenthums. Er starb 304. Sein Werk: „Liber de vita Pythagorae, ejusdem sententiae ad intelligibilia ducentes, cum dissertatione de vita et scriptis Porphyrii“ herausgeg. von Lucas Holsten (Rom 1630); „De abstinentia ab esu animalium l. IV.“ herausgeg. v. Jak. de Rhoer (Utrecht 1767).

Porpora (Nicolo), einer der größten italien. Componisten, welcher den Beinamen Patriarch der Melodie erhielt, ward 1695 zu Neapel geboren und entwickelte früh seine ausgezeichneten Talente. Seine erste Oper, „Ariadne und Theseus“, freute sich bei ihrer Aufführung in Wien (1717) vorzüglichen Beifalls. 1725 wetteiferte er mit Vinci zu Venedig, wo gleichzeitig mit dessen Oper „Siroe“ seine „Siface“ erschien.

Anfangs wurde es ihm schwer, seinem Gegner die Spitze zu bieten, doch bald trug er den Sieg davon und brachte in dieser Stadt bis 1729 noch 5 Opern auf die Bühne, die seinen Ruhm vermehrten. In dems. J. ward er vom König von Polen als Capellmeister nach Dresden berufen und erwarb sich bald die ausgezeichnetste Achtung des Hofes. Sogar Hasse und seine Gattin glaubten sich verdunkelt, Jener durch Porpora selbst, Diese durch die berühmte Mingotti, welche Porpora gebildet hatte. 1731 in sein Vaterland zurückkehrend, gründete er hier eine Gesangschule, aus welcher die berühmtesten Sänger des 18. Jahrh., Farinelli, Caffarelli, Salimbeni, Uberti, die Gabrieli u. A., hervorgegangen sind. Seine 12 Cantaten für eine einzige Stimme erwarben ihm von den Directoren der Oper zu London, welche mit Händel in Streitigkeiten gerathen waren, die Einladung dorthin zu kommen (1732). Doch konnte sich hier sein Theater nicht lange halten, und als Händel und die Directoren sich ausgesöhnt hatten, mußte er es 1736 schließen. Er hatte nur 4 Opern aufführen lassen. 1754 kam er zum zweiten Male nach Deutschland. Er unterrichtete auch in Wien im Singen, und Haydn, der damals aus ärmlichen Umständen sich emporwand, accompagnirte dabei auf dem Clavier, und begleitete den berühmten Singmeister 3 Monate lang als Diener. Nachdem Porpora lange Zeit erster Lehrer an dem Conservatoio degli Incurabili zu Venedig gewesen war, zog er sich nach Neapel zurück, wo er 1767 in Dürftigkeit starb. Von seinen Opern, die sich auf mehr als 50 belaufen sollen, sind, außer den genannten, die berühmtesten: „Imeneo in Atene", „Meride und Selinunte", „Semiramide riconusciata", „Ezio", „Annibale", „Rosbale", „Statira", „Nozze d'Ercole e d'Elbe". Unter seinen andern Werken zeichnen sich aus: 6 Trios für 2 Violinen und einen Baß; 12 Sonaten für die Violine, wahre Meisterstücke. Porpora's Genie versuchte sich in allen Gattungen der Musik; er schrieb Meisterstücke für die Kirche, Kammer und das Theater. Die Päpste legten einen solchen Werth auf seine Compositionen, daß sie mit den Originalen Fürsten würdige Geschenke zu machen glaubten. Der Charakter seiner Musik im Allgemeinen ist Ernst und Hoheit. Nebst dem erwarb er sich die wesentlichsten Verdienste um die Gesanglehre. Er gab der Arie eine bessere Form und lehrte einen richtigen Vortrag der Worte im Recitativ.

Porsenna, König der etruscischen Stadt Clusium, nahm die aus Rom entflohenen Tarquinier auf, und rückte, da ihre Einsetzung durch Verhandlungen nicht zu bewirken war, mit einer großen Heeresmacht gegen die Römer, und nöthigte diese, sich über die schmale hölzerne Tiberbrücke in die Stadt zurückzuziehen. Die Feinde folgten ihnen auf dem Fuße nach, und waren schon im Begriffe, mit ihnen in die Stadt zu dringen. In dieser Gefahr stellte sich Horatius Cocles (s. d.) mit zwei andern Römern an das Ende der Brücke, wo sie mit tapferer Hand einem ganzen Heere den Weg so lange sperrten, bis die Brücke hinter ihnen größtentheils abgetragen war. Porsenna schloß nun die Stadt ganz ein und veranlaßte dadurch eine Hungersnoth. Auch diese Gefahr erzeugte einen Helden von seltner Art, den Mucius Scävola (s. d.), der dem König einen hohen Beweis von Vaterlandsliebe und Selbstaufopferung gab. Porsenna, voll Achtung gegen den römischen Männersinn, trug den Belagerten nun selbst den Frieden an, der auch bald zu Stande kam (508). Porsenna befreite Rom von der Belage-

rung, und forderte nicht länger die Aufnahme des Tarquinius. Die Römer aber gaben ihm dafür ein Stück Land, das sie den Vejentern abgenommen hatten, und 10 Jünglinge nebst ebenso viel Jungfrauen als Geißeln. Eine von den Geißeln, Namens Clelia, entwischte ihren Aufsehern, und schwamm mit den übrigen Jungfrauen über den Fluß. Vergebens schossen die Feinde Pfeile auf sie ab. Sie kam mit ihren Gefährtinnen glücklich nach Rom. Allein der Consul Valerius lieferte sie dem etrurischen Könige wieder aus. Durch diese Treue des Consuls und jene Kühnheit des Mädchens bewegt, gab er allen Geißeln die Freiheit. Der Consul Valerius ward bei dieser Gelegenheit von den Tarquiniern heimtückischerweise angefallen. Porsenna, der davon Nachricht erhielt, sandte sogleich seinen Sohn Aruns ab, die Römer zu beschützen. Entrüstet über die Treulosigkeit der Tarquinier und voll Hochachtung vor dem Edelmuthe der Römer, trennte sich der König von jenen. Um dem Mangel der Römer abzuhelfen, ohne durch ein förmliches Geschenk ihren Stolz zu beleidigen, ließ er bei seinem Abzuge sein ganzes Lager mit allen Vorräthen zurück. Zum Andenken dieser Großmuth errichtete ihm der Senat eine Ehrensäule und überschickte ihm zum Geschenk einen elfenbeinernen Stuhl und Scepter, eine goldene Krone und ein königliches Kleid. Porsenna lebte seitdem in ungestörter Freundschaft mit den Römern, denen er selbst das in dem Friedensschluß abgetretene Gebiet der Vejenter zurückgab. Ueber sein Grabmal in Clusium s. Labyrinth.

Porson (Richard), Professor der griech. Sprache an der Universität zu Cambridge und erster Bibliothekar der London institution, geb. zu East Ruston in Norfolk 1759, starb zu London 1808 im 49. Jahre. Eine unglückliche, mit den Jahren zunehmende Neigung zum Trunk hinderte ihn an anhaltender Thätigkeit, machte ihn gleichgültig gegen alle äußere Verhältnisse, und zerstörte mit seinen geistigen seine körperliche Kräfte. Außer den Ausg. von Euripides's Hekuba, Orestes, Phönissen und Medea (London 1797—1801) und des Aeschylus (Glasgow 1795 fg.) hat man von ihm einige kleinere Schriften und Aufsätze, welche in „Tracts and missellaneous criticism of Rich. Porson“ (London 1815) zusammengedruckt sind. Porson war nach Bentley der größte Kritiker Englands.

Portament, portamento di voce, das Tragen der Stimme; ein Kunstausdruck, unter dem man die Geschicklichkeit des Sängers versteht, einen Ton an den andern so genau anzuschließen, daß nicht die geringste Unterbrechung zwischen ihnen zu bemerken ist, und alle gleichsam nur ein einziger langer gedehnter Hauch zu seyn scheinen. Nur sehr selten nämlich wird von dem Sänger gefordert, die Töne einzeln und ohne Zusammenhang markirt anzugeben. Dagegen ist jenes Uebertragen angenehm, weil es unbeschadet der Bestimmtheit der Töne dieselben verbindet. Die größte Geschicklichkeit des Sängers hierbei besteht darin, daß er, ohne dem Zusammenhange Schaden zu thun, zur rechten Zeit und am gehörigen Orte Athem zu holen verstehe. Doch unterscheiden die großen Singlehrer genau das Portament oder Verschmelzen eines Tons mit dem andern von dem dissonirenden Ueberziehen und Heben, welches Manche fälschlich für Portament halten und welches den durch Fortrutschen der Finger hergebrachten Ueberziehen des Tons auf Saiteninstrumenten gleicht.

Portici s. Neapel.

Porticus (griech. Stoa), Säulenhalle: ein langer bedeckter Gang, auf Säulen ruhend, der bei Griechen sowohl als bei Römern zu Spaziergängen, Zusammenkünften rc. diente. Die Alten hielten überhaupt sehr viel auf solche Säulengänge, die nicht nur öffentliche Gebäude ausmachten, sondern auch bei Villen angebracht wurden. Waren sie um ein Gebäude herumgeführt, so hieß dieses **Peripteros**; wenn aber die Gänge einen freien Platz umgaben, **Peristyl**.

Port Jackson, s. **Botanybai**.

Portiuncula wird das in der stattlichen Kirche S.-Maria degli Angeli bei Assisi befindliche uralte Kirchlein genannt, weil es das erste **kleine** Eigenthum des vom h. Franz von Assisi gestifteten Ordens war, von welcher Benennung auch der mehrmals jenem Kirchlein verliehene Ablaß **Portiuncula-Ablaß** heißt. S. **Franciscaner**.

Portland-Vase, von ihrem neuern Besitzer, dem Herzoge von Portland, so genannt, das vorzüglichste von den noch vorhandenen Prachtgefäßen der Alten, wurde unter Urban VIII. (Barberini) (1622 bis 1644) nahe bei Rom in einem, angeblich für Alexander Severus und dessen Mutter Julia Mammäa bestimmten, Sarkophag aufgefunden, und war bis 1786, wo sie durch Vermittelung des Ritters Hamilton, von der Familie Barberini an die Herzogin von Portland kam u. d. N. Barberini'schen Gefäßes bekannt. Veltheim (in der Samml. e. hist. min. und antik. Abhandl., Helmst. 1800. 2 Th.) sieht man auf ihr die Geschichte der Alceste, welche durch Hercules dem Admet wieder zugeführt, auf dem Sarkophag aber, der in dem Vatican aufbewahrt wird, den Streit des Achill und Agamemnon wegen der Briseïs. Vergl. „Description of the Portland Vase etc. by Wedgwood" (Lond. 1790, 4.); französ. „Descr. abrégée du Vase de Barbarini, maintenant Vase de Portlande etc". (Lond. 1790, 12.).

Porto, s. **Oporto**.

Portobello, eigentlich San-Felipe de Puerto-Belo, Stadt auf der Landenge von Panama, in dem ehemal. Generalcapitanat Guatemala, das zum Königr. Terra-Ferma gehörte, jetzt im Freistaat Neugranada, am caraibischen Meere, 1584 erbaut. Die Bewohner sind größtentheils Mulatten und Neger; die Letztern nehmen einen besondern Stadttheil ein, der Guinea genannt wird. Die Stadt war wegen ihrer ungesunden Lage und wegen des durch die Raubthiere in den nahen Wäldern gefährdeten Aufenthalts, selbst in den frühern Zeiten, wo sie durch Handel blühte, nur wenig bevölkert. Als Niederlage der edlen Metalle, die aus Peru über die Landenge gingen, um nach Europa gebracht zu werden, hatte sie nach der Ankunft der Gallionen eine viel besuchte Silbermesse. Der Ort wurde seit 1595 in den Kriegen mit England mehrmals erobert und geplündert; endlich ward 1739 die Feste von den Engländern geschleift. Diese Unfälle veranlaßten, daß man die Messe eingehen ließ. Die span. Schiffe holten seitdem die edeln Metalle unmittelbar aus Südamerika ab, und Buenos-Ayres wurde der Stapelplatz dieses Verkehrs.

Porto Ferrajo, s. **Elba**.

Portorico, oder San Juan de Puerto Rico, eine von den großen Antillen (s. **Westindien**), zwischen Haiti und den Jungferninseln, 189 QM. groß, die Columbus entdeckte und seit 1510 der Krone Spanien zugehört. Sie wird im Innern von einer 2000 Fuß hohen Bergreihe

von O. nach W. durchschnitten; im N. ist das felsige Vorgebirge Puent de Aquilar; das Land wird von 20 Flüssen bewässert und die Küsten haben viele Busen; das Klima ist feucht und heiß; der herrschende Wind der Ostpassat. Die vorzüglichsten Produkte der Insel sind: Zucker, Reis, Mais, Kaffee, Baumwolle, Taback, Südfrüchte, gutes Schiffbauholz, Mineralien, vorzüglich Salz. Der Einwohner sind an 136.000, worunter 17.000 Schwarze, in einer Ciudade, zwei Villas und 5681 Pflanzungen. Ein jeder Weiße oder Schwarze kann sich hier, wenn er kath. Religion ist, niederlassen und genießt beträchtliche Vortheile. 1828 liefen 1206 Schiffe ein, 1975 aus. Seit 1823—28 waren die Einkünfte der Insel von 7.245.000 auf 13.837.312 Realen gestiegen. Portorico bildet mit den naheliegenden Jungferninseln span. Antheils die Capitania generale de Portorico und hat die Hauptstadt gleiches Namens mit einem guten Hafen, 30.000 Einw., Sitz des Gouverneurs und eines Erzbischofes. In Portorico hat ein fürchterlicher Orkan am 26. Juli 1825, der erste auf dieser Insel bemerkte, die Stadt San Juan gänzlich zerstört; 371 Leichen wurden aus dem Schutt gezogen.

Portrait ist die Abbildung einer wirklichen oder auch historischen Person; diese Abbildung kann entweder plastisch, als Portraitstatuen oder sogenannte ikonische Säulen, oder gemalt seyn. Die Letzteren heißen vorzugsweise Portraits und ihre Verfertiger Portraitisten oder Portraitmaler. Das Portrait soll Charakterbild seyn; der Maler muß daher in dasselbe alle Hauptzüge und jeden physiognomischen Ausdruck des Urbildes, die von Bedeutung sind und den Charakter des Originals darstellen und versinnlichen, aufnehmen. Aus diesem Grunde braucht er kein sklavischer Nachahmer der Natur zu seyn, und darf alle Einzelnheiten des Urbildes in seinem Portraite übergehen, welche mit dem Charakter in keiner Verbindung stehen; so heben eine Warze, ein Muttermahl und ähnliche bedeutungslose Eigenthümlichkeiten eines Gesichts nicht den physiognomischen Ausdruck, und tragen nichts zur eigentlichen Charakteristik bei. Auch der Portraitmaler soll, so viel es die Grenzen seines Zweckes ihm erlauben, sich der ästhetischen Schönheit nähern, gegen deren Gesetze aber sich eine solche sklavisch-treue Copierung des Gegenstandes versündigen würde. Er muß daher die Naturwahrheit mit malerischer Bedeutsamkeit verbinden, und nie die Treue in der Darstellung des Urbildes so weit führen, daß die letztere aufhört, eine ästhetische Produktion zu seyn.

Portroyal des Champs, ein 1233 gestift. Cisterciensernonnenkloster, unweit Versailles, 6 Stunden von Paris. Die Nonnen von Portroyal bekannten sich unter der Leitung ihres Beschützers, des Abts von St.-Cyran, Jean de Vergier du Havranne, zu den Ansichten der Jansenisten (s. d.), und ihre ländliche Wohnung wurde das Heiligthum dieser Partei, da die beredtesten Theologen und Verfechter des Jansenismus, Nicole, die Brüder Arnauld und Le Maitre, sich um 1640 bei Portroyal des Champs in einem besondern Gebäude, Les Granges genannt, ansiedelten, die Büßungen und Arbeiten der Nonnen theilten und eine Kostschule errichteten, die sich durch eine strenge Moral, gründlichere gelehrte Bildung und verdienstliche Verbesserungen in der Methode des Unterrichts auszeichnete. Die berühmte Anna v. Bourbon, Herzogin von Longueville, zog in ihre Nähe und wurde ihre Beschützerin; Boileau war ihr Freund, Racine ihr dankbarer Schüler, der eine Ge-

schichte von Portroyal schrieb: reuige Büßer aus allen Ständen schlossen sich an. Die Nonnen verweigerten die Unterschrift der Bulle Alexanders VII. gegen Jansen's streitige Sätze, und erhielten sich selbst, da ihre Beschützer vertrieben worden waren, durch vorübergehende Demüthigungen unter den Befehlen des Erzbischofs von Paris bis zum Anfange des 18. Jahrh., wo endlich 1709 ihre Standhaftigkeit im Bekenntnisse des Jansenismus, der nun aus der Mode gekommen war, die Aufhebung und völlige Zerstörung ihres Klosters durch die pariser Polizei zur Folge hatte. Die Ruinen sind bis in die neuesten Zeiten ein Wallfahrtsort andächtiger Pariser geblieben.

Portsmouth, Hauptkriegshafen und Hauptfestung Englands (in Hampshire), liegt auf dem westlichen Ufer der Halbinsel Portsea, am Eingange eines tiefen Meerbusens, der über 1000 Schiffe aufnehmen kann. Sie besteht aus 2 Städten, Portsea und Portsmouth (zusammen 5560 H. und 60.000 Einw.). Portsea, welches erst seit 1792 seinen Namen erhalten hat, ist gegenwärtig ungleich größer und volkreicher als Portsmouth. Daselbst ist auch das große Schiffswerft- und das Geschützmagazin, welche Alles enthalten, was zum Bau von Kriegsschiffen, zur Ausrüstung von Flotten erforderlich ist. Die Festungswerke ziehen sich besonders um den äußern Theil der Insel, auf welchem das eigentliche Portsmouth liegt. Auf den Wällen sind angenehme Spaziergänge. Den großen und sichern Hafen, welcher die ganze britische Kriegsflotte fassen kann, umgeben 3 starke Forts, sodaß derselbe von der Seeseite als uneinnehmbar zu betrachten ist; in Kriegszeiten wird er fast allein von Kriegsschiffen, Kapern und deren Prisen besucht. Seit Kurzem suchen die Kaufleute in Portsmouth die vortheilhafte Lage ihres Hafens und andere Vorzüge zum Großhandel anzuwenden, und haben daher eine Handlungsgesellschaft gestiftet. Zu bemerken ist noch die königliche Seeakademie (in Portsea). Gegenüber, am westlichen Ufer des Meerbusens, liegt die Stadt Gosport, mit einem Hafen für Kauffahrteischiffe und einem großen Hospital für 3000 verwundete und kranke Seeleute. Zwischen beiden Städten und der davor liegenden Insel Wight ist die berühmte Rhede von Spithead, eigentlich der Name einer spitz auslaufenden Sandbank, wo oft große Kriegs- und Handelsflotten sich vor dem Auslaufen zu versammeln pflegen.

Portugal, das westliche, 80 Meilen lang von S. nach N. ausgedehnte, schmale, atlantische Küstenland der pyrenäischen Halbinsel. I. Alte Geschichte; von Christi Geb. bis 1139 nach Chr. Lange vor Roms Weltherrschaft war Portugal von Phöniziern, Carthaginensern und Griechen auf Handelsreisen besucht, dann unter dem Namen Lusitanien den Römern unterworfen, welche den Bewohnern, einem Zweige des vielastigen Celtenstammes, fremde Bildung brachten, hierauf von germanischen Völkern (Alanen, Sueven und Gothen) überschwemmt, und nach 712 von den Arabern erobert. Als endlich das tapfere Schwert der Spanier in den neuchristlichen Reichen Castilien und Leon auch das Land zwischen dem Minho und Douro den Arabern entrissen hatte, wurden über dieses Gebiet Grafen oder Statthalter gesetzt. Heinrich der Jüngere von Burgund, dessen Großvater, Robert I., Herzog von Burgund, ein Enkel des franz. Königs Hugo Capet war, ging um 1095 nach Spanien, um in einem Kriegszuge gegen die Mauren sein Glück zu machen. Alfonso VI., König von Castilien und Leon, gab dem rit-

terlichen Fremdlinge die Hand seiner Tochter zum Lohne und setzte ihn 1094 als Graf und Statthalter über das eroberte Land, das die Provinzen Entre Minho e Douro, Traz os Montes und einen Theil von Beira umfaßte und von dem Hafen von Oporto, den Namen Portugal erhalten haben soll. Der Graf, der seinen Sitz in Gumaraens nahm, sollte dem castilischen Könige Lehnspflicht leisten, was er den Mauren jenseits des Tejo entreißen würde, unbeschränkt besitzen. Sterbend gab Alfonso ihm die erbliche Herrschaft 1109. Das Glück war dem burgundischen Fürstenstamme gewogen. Schon unter Heinrich wurden Eroberungen gemacht, nach glücklicher war sein Sohn Alfonso I. Vor den Mauren 1139 bedroht ging er ihnen entgegen und gewann der herrlichen Sieg in der Ebene von Durique. Das begeisterte Volk begrüßte ihn auf dem Schlachtfelde als König von Portugal. Damit beginnt II. Portugals **mittlere Geschichte**, von 1130—1495, oder bis zur Regierung Emanuels d. Gr. und der Gründung des portugiesischen Colonialrechts. Die Erhebung Portugals zu einer See- und Handelsmacht war die Frucht seiner innern Entwickelung. Schon die Versammlung der Stände (Cortes) zu Lamego bestätigte feierlich (1143, n. A. 1145) jene Huldigung der Krieger, und gab 1181 dem neuen Königreiche, das auch der Papst Alexander III. anerkannt hatte, Gesetz und Verfassung. Die Krone sollte erblich seyn in des Königs Stamme, mit Vorzug der Erstgeburt; doch stand den Brudersöhnen das Erbfolgerecht nur mit Einwilligung der Stände zu. In Ermangelung männlicher Erben sollen die Königstöchter folgen. Das Gesetzbuch, welches Alfonso hatte verfassen lassen, ward angenommen, und die Unabhängigkeit des neugegründeten Thrones feierlich erklärt. Der König selbst sprach jedem seiner Nachkommen, der sich zur Zinsbarkeit verstehen würde, das Recht auf die Thronfolge ab. Die Form der Cortes von Lamego war übrigens nichts weniger als bestimmt. Ebenso wenig waren auch die Reichsgesetze von Lamego festbestehend. Alfons machte zwar sein Reich den Päpsten zinsbar, sicherte aber zugleich seine königl. Würde gegen den Widerspruch der Könige von Castilien und Leon, mit denen er oft Krieg führte. Er erweiterte sein Reich bis an die Grenzen von Algarbien und eroberte Santarem 1143. Die Eroberung von Lissabon 1147, die ihm mit Hülfe kreuzfahrender Engländer und Hanseaten, die eben in den Tejo einliefen, gelang, war eins der glänzendsten Ereignisse seines kriegerischen Lebens. Er stiftete 1162 zwei Ritterorden, den einen, nachher der Orden von Avis (einem Städtchen bei Alentejo) benannt, und den Orden S.-Michel del Ala. Alfons I. starb 1185. Unter seinen Nachfolgern verlor Sancho II. in den Streitigkeiten mit der Geistlichkeit durch den Ausspruch Innocenz IV. (1245) den Thron. Alfonso III. (reg. 1245—89), beendigte die schon von Sancho I. angefangene Eroberung Algarbiens und erhielt den Namen: der Wiederhersteller (o restaurador). Er behauptete die königl. Rechte gegen die Kirche. Glänzend strahlt unter den Königen Portugals König Dionys (1279—1325) hervor, den ruhmvollen Beinamen werth, die ihm die dankbare Nachwelt gab, der Gerechte, der Anbauer (Labrator), der Vater des Vaterlandes. Mit Klugheit und Muth widersetzte er sich den Anmaßungen der Geistlichen, welche unter seinen Vorfahren den innern Frieden gestört hatten und die Befreiung von allen Abgaben verlangten. Er bewahrte den Frieden mit dem anmaßendsten aller Priester, Nicolaus IV., ungeachtet

seiner Verordnungen, wodurch er die Anhäufung des Landeigenthums in den Händen der Geistlichkeit zu verhindern suchte, ihm nicht die Freundschaft des römischen Hofes erwerben konnten. Selbst gelehrt und Dichter, war er unter allen gleichzeitigen Fürsten der freigebigste Freund der Gelehrsamkeit und hinterließ in der von ihm gestifteten hohen Schule zu Lissabon, die 1308 nach Coimbra verlegt wurde, ein Denkmal seiner Liebe zu den Wissenschaften. Er benutzte zuerst die glückliche Lage seines Landes, um es zu einem Handelsstaate zu machen, und legte, die Betriebsamkeit seines Volks weckend, den ersten Grund zu der Größe, welche die Portugiesen im folgenden Jahrhunderte erreichten, obgleich er 1295—97 mit Castilien, ferner 1299 und besonders seit 1320 mit seiner eignen Familie bürgerliche Kriege führte. Die Verwaltungsgrundsätze des Königs hatten die wohlthätigsten Folgen für die Gewerbe, Handel, Ackerbau und Schifffahrt, und die Aufnahme der Städte bewirkte hier wie in Spanien, daß die Bürger sich neben dem Lehnadel und der Geistlichkeit als Reichsstand erhoben. Der Christorden, dem 1319 die Güter der aufgehobenen Templer zufielen, verdankt ihm den Ursprung. Ihm folgte Alfons IV.; diesem Pedro I., Gemahl der Ines de Castro, 1357. Mit Pedro's des Strengen Sohne, Ferdinand dem Artigen, erlosch 1383 der Mannsstamm des burgundischen Hauses. Seine Tochter Beatrix, des castilischen Königs Gemahlin, war die rechtmäßige Thronerbin; aber die Portugiesen waren einer Verbindung mit Castilien so abhold, daß Pedro's unehelicher Sohn, der tapfere Johann I., von den Ständen als König begrüßt ward. Er behauptete den Thron, als er, durch seinen Feldherrn Alvaro Nunez Pereira unterstützt, die Castilier bei Aljubarotta 1385 geschlagen hatte. Mit ihm begann die unechte burgundische Linie. Nach dem Frieden 1411 mit Castilien wandte der wackere König seine Sorgfalt auf die Verbesserung seines Landes. Mit weiser Mäßigung herrschte er über sein unruhiges Volk und die stolzen Edeln des Landes, deren Macht sich sehr gehoben hatte, weil er bei seiner Thronbesteigung ihre Gewohnheit durch manche Opfer hatte erkaufen müssen. Er verlegte seine Residenz von Coimbra nach Lissabon. In seiner Regierung fällt der Anfang auswärtiger Eroberungen, durch welche Portugals Größe gegründet ward. Treffliche Söhne vollendeten, was der Vater (er starb 1433 an der Pest) rühmlich begonnen. Nach der Eroberung von Ceuta auf der Nordküste von Afrika 1415, wo die tapfern Prinzen Eduard, Heinrich und Pedro sich den Ritterschlag von ihres Vaters Hand verdienten, gab Heinrich der Seefahrer die erste Anregung zu den Länderentdeckungen und Handelsunternehmungen, welche Portugals Macht über alle Zeitgenossen erhoben. Er gründete die ersten Colonien der Portugiesen: Porto-Santo 1418, Madeira, 1420, die Azoren, 1433, und die auf der goldreichen Guineaküste. Nicht so glänzend als Johanns Regierung war die Herrschaft seines Sohnes Eduard (bis 1438) und seines Enkels Alfons V. (bis 1481); aber größer noch als der erste, war der zweite Johann, der kraftvollste König, den Portugal je besessen. Unter ihm begann der heftige Kampf mit dem Adel, dessen Macht unter seinen nachsichtigen Vorfahren sich kühn erhoben hatte. Die verschleuderten Krongüter wurden eingezogen, die Rittergewalt der adeligen Gutsbesitzer beschränkt durch Ernennung von Richtern, die Gelehrte, nicht bloß Richter seyn sollten. Den Ersten

unter den unruhigen Edeln, den mächtigen Herzog von Braganza, ließ der König enthaupten, und das neue Haupt der mißvergnügten Großen, der Herzog von Viseo empfing 1483 den Tod von des Königs eigner Hand. Die Länderentdeckung ward eifrig fortgesetzt und oft mit wissenschaftlicher Einsicht betrieben. Der reiche Ertrag des Handels in Guinea gab Hülfsmittel zu neuen Unternehmungen. Die lebhafte Betriebsamkeit, die jetzt immer mehr und mehr unter den Portugiesen erwachte, ward durch die Juden (1492 nahm er 83.000 von den aus Castilien vertriebenen Juden gegen ein Schutzgeld auf) nützlich befördert, und nirgends fanden sich unter diesen Fremdlingen so gebildete gelehrte Männer als in Portugal. 1481 sandte Johann zwei kundige Männer ab, die zu Lande nach Ostindien reisen sollten, dessen Handelsschätze das große Ziel seiner Bemühungen waren; in demselben Jahre kehrte Bartol. Diaz von einer Seefahrt zurück, auf welcher er die Südspitze von Afrika entdeckt hatte, welche der König, die großen Folgen dieser Entdeckung ahnend, das Vorgebirge der guten Hoffnung nannte. Bei dem glücklichen Fortgange, den die portugiesischen Länderentdeckungen hatten, bei dem reichen Ertrage eines unermeßlichen Handels, den man auf dem neuen Seewege fand, ließ sichs entschuldigen, daß Colombo abgewiesen ward, als er zuerst dem Könige von Portugal Anerbietungen zu neuen Entdeckungen im westlichen Weltmeere machte. Aber nach dem ausgezeichneten Glücke, das die ersten Unternehmungen des kühnen Seefahrers begleitete, ließ auch Johann ein Geschwader ausrüsten, um Eroberungen im Westen zu machen. Dadurch entstand ein Streit zwischen Portugal und Castilien, den endlich Papst Alexander VI. durch die bekannte Linie schlichtete, die 360 Meilen westlich von den azorischen und capverdischen Inseln laufend, die künftigen portug. und castilischen Eroberungen schied. So ward durch portug. Staatskunst und Nationalkraft das europäische Colonialsystem gegründet, womit überhaupt Europas neuere politische Geschichte beginnt. III. Portugals neue Geschichte, von 1495—1820, von der Blüthe des Reichs bis zur Wiederherstellung der Cortes und einer freien Verfassung. Die Zeit umfaßt: a) die Größe Portugals als Handelsmacht von 1495 bis zum Erlöschen des burgundischen Herrscherstammes 1580; b) der Verfall Portugals unter spanischen Herrschaft von 1580—1640; und c) die Schicksale Portugals unter dem Hause Braganza und dem Einflusse Großbritanniens bis zu der Einführung einer neuen Verfassung 1820. a) Das goldene Zeitalter Portugals (von 1495—1580). Was Johann II. mit so großen Hoffnungen begonnen, wurde unter Emanuels des Glücklichen Regierung (1495—1521) fortgesetzt. 1497 sandte er Vasco da Gama mit 4 Schiffen ab, der glücklich bis Goa kam. So ward der Seeweg nach Indien von den Portugiesen gefunden. Bald strömten zahllose Reichthümer nach Portugals Hauptstadt, und in wenigen Jahren gehorchten viele Fürsten auf der indischen Halbinsel dem gefürchteten Namen des Königs von Portugal. Schon im Anfange des 16. Jahrh. war der große Franz v. Almeida der erste Unterkönig in Indien. Er eroberte Ceylon. Alfonso de Albuquerque machte Goa, den wichtigsten Hafen Indiens, zum Hauptsitze des portugiesisch-indischen Reichs und handelte mit den Molukken; Lope de Soarez mit China (1518). Von Bab-El-Mandeb bis an die Meerenge von Malakka gebot Emanuel, und Portugals Macht hatte ihren Gipfel erreicht. Große Thaten wurden auf diesem fernen Schau-

platze vollbracht; es war die glorreichste Zeit in der Geschichte der Nation. Dieser Heldengeist der Portugiesen gab dem Volksgefühle jugendliche Kraft und Lebendigkeit, und erweckte Helden, welchen der Ruhm und die Größe des Vaterlandes Alles galt. Gaben doch selbst alle achtbaren Jungfrauen den Vorzug bei ihrer Wahl nur dem Tapfern, der in Indien gekämpft hatte. Lissabon ward die lebendigste Handelsstadt Europas. Die Schätze, welche der Handel hier anhäufte, waren aber kaum hinreichend, den Aufwand zu bestreiten, den die Feldzüge in Afrika forderten, wo Emanuel's Waffen weniger glücklich waren. Zwar schickte sogar der König von Congo, der sich durch die Missionarien, ohne welche damals kein Entdeckungsschiff absegelte, hatte taufen lassen, zwei seiner Söhne nach Portugal zur Erziehung; zwar wurden aus der Niederlassung auf der Guineaküste, von welcher Portugal alle Fremde ausschloß, noch immer große Schätze gesandt, aber unglücklich waren die Unternehmungen in Nordafrika. Der ungünstige Boden hinderte schnelle Fortschritte; auch ist es sehr wahrscheinlich, daß Venedigs und Spaniens Eifersucht den maurischen Fürsten heimlich Beistand leistete. Der Ruhm, den Emanuel durch seine Eroberungen in Indien erwarb, war kein Ersatz für die Entvölkerung, die Portugal erlitt, das so viele seiner rüstigen Jünglinge aussandte, um seine Eroberungen zu behaupten und zu vergrößern. Unter Emanuels Sohne, Johann III. (von 1521—57), wurden die Entdeckungen und der Handel in Ostindien erweitert; aber schon zeigten sich in Europa die Folgen des schnellanwachsenden Geldreichthums, mit welchem die inländische Betriebsamkeit nicht gleichmäßig stieg. Unter seiner Regierung ward 1536 die Inquisition eingeführt, um sich derselben gegen die Juden zu bedienen, welche dem Scheine nach Christen geworden waren. Der kluge Johann II. hatte nämlich eine große Anzahl derselben aufgenommen, die Ferdinand's und Isabella's unduldsame Strenge aus Spanien vertrieb; aber die Gastfreundschaft, welche er ihnen gewährte, war mit so harter Behandlung verbunden, daß Emanuel anfangs wirklich die Absicht hatte, die Lage der Gedrückten zu mildern. Allein der erste Rausch der Liebe zu seiner Gemahlin, der schönen Elenore, Karls V. König von Spanien Schwester, verleitete den alten König zu einer solchen Strenge gegen die Juden, daß er alle, die nicht Christen werden wollten, ihrer Kinder berauben und zu Sklaven machen ließ. Ob die reichen Fremdlinge indeß Mittel fanden, die Vollziehung des grausamen Gebots zu verhüten, oder ob Emanuel die Folgen ihrer Verzweiflung verhüten wollte: genug, der König verlängerte die Zeit ihres Abzugs auf 20 Jahre, um ihnen, wie er sagte, Zeit zur gänzlichen Bekehrung zu lassen. Diese Begünstigung hatte die Wirkung, daß viele Juden sich öffentlich zum Christenthume bekannten, heimlich aber bei ihrem Glauben blieben, gegen deren Abkömmlinge die Inquisition in der Folgezeit die abscheulichsten Grausamkeiten ausübte. Noch nachtheiliger als die Inquisition war die Aufnahme der Jesuiten (1540), welchen Johann III., als ob auf ihm der Fluch gelastet hätte, Alles zu thun, um die Größe seines Reichs zu untergraben, früher als irgend ein europäischer Fürst den Eingang in sein Reich öffnete. Die schlauen Ordensbrüder ließen sich gern als Prediger des Glaubens in Indien brauchen, wozu bis dahin vorzüglich die Franciscaner gedient hatten. Auch ward ihnen, den schlechtesten Fürstenerziehern, die es je gegeben hat, die Erziehung seines Enkels, des Kronprinzen

Sebastian, überlassen. Sie pflanzten ihm den Hang zur Schwärmerei und fanatischen Eroberungssucht ein, der ihn zum Untergang führte. Der junge König faßte nämlich den Entschluß, der Ueberwinder der Mauren in Afrika zu werden, was seinen kräftigen Vorfahren nicht hatte gelingen wollen, und verfolgte diesen Plan gegen alle Erinnerungen verständiger Räthe, mit unsinniger Heftigkeit. Als er 1578 in Afrika die Schlacht bei Alcassar und wahrscheinlich auch sein Leben verloren hatte, entstand ein Streit um die Krone des kinderlosen Sebastian. Jetzt ging Portugal seinem Verfall unaufhaltsam entgegen. b) Portugal unter spanischer Herrschaft (von 1580—1640). Nach der kurzen Regierung des alten, schwachen Königs Heinrich, der Sebastians Oheim war, gewann der mächtigste Mitwerber, Philipp II. von Spanien, durch Alba's Sieg bei Alcantara, den Thron, und Portugal hatte das Unglück, mit einem Reiche verbunden zu werden, das gerade von dieser Zeit an durch unglückliche Kriege und unweise Verwaltung seinem eignen Verfall entgegeneilte. Philipp II. führte sogleich (d. 4. Dec. 1586) die Censur ein und unterdrückte 4 Pseudo-Sebastiano. Spaniens mächtige Feinde, die Engländer und Holländer, warfen sich auf das wehrlose Portugal, dessen Reichthum so gute Beute versprach, und für immer gingen so viele herrliche Besitzungen verloren, welche glorreiche Voreltern erobert hatten. Denn der alte Heldengeist des Volks war in der letzten Zeit seiner Unabhängigkeit völlig erstorben, und die Portugiesen hatten sich überall durch Uebermuth und Härte so verhaßt gemacht, daß die gedrückten Fürsten und Völker Asiens bei jedem Wechsel nur zu gewinnen glaubten. Spanien that gar nichts zur Unterstützung eines Volks, das es in seinen Verfall gerissen hatte. Die Holländer eroberten die gewürzreichen moluckischen Inseln und die Hälfte Brasiliens (1624), das in Johanns II. schöner Zeit durch einen glücklichen Zufall (von Alvarez de Cabral 1509) entdeckt worden war. Sie nahmen die Niederlassungen auf der Guineaküste (1637) und verschafften sich Eingang auf dem reichen Markte in Indien, wo sie die Portugiesen immer mehr verdrängten. Dazu kam die Raubsucht der Spanier, welche die schönsten Krongüter veräußerten. Endlich von diesem Drucke und der schnöden Behandlung, welche sie unter Philipps IV. Minister, Olivarez, erlitten, empört, stifteten die portug. Großen eine klug entworfene, schlau geleitete Verschwörung, welche den 1. Dec. 1640 einen Abkömmling des alten Königsstammes, den Herzog Johann v. Braganza (Johann IV.) auf den portug. Thron führte. c) Portugal unter dem Hause Braganza wird von Englands Politik abhängig, von 1640 bis 1820. Zur Rechtfertigung dieser Revolution, welche Portugals Selbständigkeit herstellte, erließen die Cortes von 1641 ein Manifest in Europa. Allein der deßhalb in Spanien geführte Krieg wurde erst 1668 durch einen Friedensschluß geendigt, in welchem Spanien auf Portugal verzichtete. Auch mit Holland ward 1661 und 1669 unter großbritannischer Vermittelung, von Johanns Nachfolger, Alfons VI. und von dessen Bruder Peter II., der jenen 1667 der Regierung entsetzt hatte, ein Friede geschlossen, wodurch wenigstens Brasilien wieder an das Reich kam; aber die alte Größe war nicht wieder herzustellen, selbst wenn alle Fürsten dieses Stammes so viel Kraft und Weisheit gezeigt hätten, als sich bei einigen guter Wille fand. Schon unter dem ersten braganzischen Könige war ein Handelsvertrag mit England abgeschlossen, und seit dem 1703 durch den engl.

Gesandten, Methuen, geschlossenen neuen Vertrage, der den Engländern die Vortheile der kurz vorher entdeckten Goldminen in Brasilien zuwandte, bildete sich das Verhältniß mit England allmälig so aus, daß Portugal eine unabhängige Stellung in dem europäischen Staatensysteme nicht behaupten konnte. Dagegen werden die Cortes, in deren Berufungsedicten der König von den Deputirten des dritten Standes jedesmal ausdrücklich verlangte, daß man „Deputirte sende ohne Amt in der Finanz, Justiz, Landarmee und Flotte", seit 1697 nicht mehr berufen. Unter Johanns V. langer Regierung (1707—50) wurde zwar in Hinsicht auf auswärtige Verhältnisse etwas Kraft gezeigt, sowie im Innern manches Gute, z. B. die Einschränkung der Inquisition und die Stiftung einer Akademie der portug. Geschichte versucht, aber dort ohne entscheidenden Erfolg, hier ohne Vollendung. Dagegen hatten der prachtvolle Bau des Klosters zu Mafra und die zu Rom theuer erkaufte Erlaubniß, einen Patriarchen von Lissabon zu besitzen, den Schatz des Landes auf lange Zeit erschöpft. Unter seinem Sohne und Nachfolger Joseph I. (von 1750) leitete der Marquis von Pombal (s. d.) den Staat; ein strenger Verbesserer, wie Portugal ihn brauchte, aber so streng, daß die heiligen Gesetze des Rechts oft nicht geachtet wurden. Er bekämpfte die Jesuiten und den Adel, die sich unter den vorigen Regierungen an geheimen Einfluß in die öffentliche Verwaltung gewöhnt hatten. Die Entdeckung der jesuitischen Macht in Paraguay, das Betragen der Ordensbrüder bei dem Erdbeben in Lissabon 1755 und die Verschwörung gegen das Leben des Königs (1759) führten den Fall des Ordens herbei. Er verlor 1757 die Beichtvaterstellen in der königl. Familie und den Zutritt bei Hofe. Zwei Jahre nachher wurden alle Jesuiten aus dem Reiche verbannt und die Güter des Ordens eingezogen. Der tapfere Graf von Schaumberg-Lippe, dem Portugal in dem Kriege gegen Spanien (1760) so viel verdankte, machte zu gleicher Zeit in dem portug. Kriegswesen viele Verbesserungen; aber bald nach seiner Abreise verfiel das gut begonnene Werk. Bei dem Anfange der Regierung Maria Francisca Isabella, der ältesten Tochter Josephs, welche seit 1760 mit ihres Vaters Bruder, Don Pedro III., vermählt war und 1777 den Thron bestiegen hatte, verlor Pombal sogleich eine Gewalt, die er 25 Jahre lang besessen. Portugal verdankt ihm sein Erwachen. Zwar fielen mit ihm manche seiner nützlichen Einrichtungen; aber die Aufklärung, die er angezündet, und die Richtung, die er der Denkweise und den Sitten, sowie das Selbstgefühl, das er dem Charakter der Nation gegeben, konnten nicht ausgelöscht werden. Unter Maria's Regierung war alle Gewalt getheilt zwischen einem unaufgeklärten Adel und unwissenden Geistlichen. Als sie 1792 in Gemüthskrankheit verfallen war, wurde der Prinz von Brasilien (dieß war bis 1816 der Titel des jedesmaligen Kronprinzen), Juan Maria Joseph, geb. 1767, Regent, der sich späterhin, 1799, nachdem die Krankheit der Königin in wirklichen Wahnsinn ausgeartet war, zum unumschränkten Regenten erklärte, übrigens aber die Regierungsgrundsätze seiner Mutter befolgte. Wegen seiner engen Verbindung mit England mußte er Theil an dem Kriege gegen Frankreich nehmen. Seine Krieger fochten nicht ohne Ruhm gemeinschaftlich mit den Spaniern. Allein die großen Verluste, die der Handel während des Kriegs erlitten, die gehäufte Staatsschuld und die Drohungen, wozu Spanien durch Frankreich gezwungen ward, führten 1797 zu dem Frie-

den mit Frankreich. Das Unglück der franz. Waffen 1799 gab jedoch dem Regenten neuen Muth, sich mit den Engländern zu verbinden und einen neuen Bund mit Oestreich abzuschließen. Als aber Bonaparte seine Macht befestigt hatte, ward Spanien gezwungen, den Krieg gegen Portugal (1801) zu erklären, den indeß noch in dems. Jahre der Friede zu Badajoz mit der Abtretung von Olivenza und einer starken Geldbuße endigte. Seitdem erhielt Portugal, immer bedroht und gehöhnt, nur durch große Opfer, die es dem Gewaltigen brachte, einen Schatten von Selbständigkeit, bis endlich, als Napoleons Heer unter Junot schon über die Grenzen gerückt war, und der „Moniteur", in Folge eines über Portugals Theilung mit Spanien abgeschlossenen geheimen Vertrags, die Absetzung des Hauses Braganza (weil sich der Regent geweigert hatte, die engl. Waaren wegzunehmen) ausgesprochen hatte, der Regent sich ganz in die Arme der Engländer warf und mit seiner Familie am 29. Nov. 1807 sich einschiffte, um seinen Sitz zu Rio-Janeiro in Brasilien zu nehmen. Tags darauf rückte Junot in die Hauptstadt, und Portugal ward als erobertes Land behandelt. Doch bald landete ein engl. Heer; zugleich bildeten sich zahlreiche Kriegerhaufen in den nördl. Landschaften, voll Muth, für des Vaterlandes Befreiung zu kämpfen, und in Oporto versammelte sich schon 1808 die portug. Junta, um die gemeinsamen Angelegenheiten zu leiten. Nach heftigen Kämpfen an der Westküste erfolgte am 21. August 1808 die entscheidende Schlacht bei Vimeira, und in Folge derselben die Uebereinkunft von Cintra, nach welcher der franz. Feldherr mit seinem Heere das Land räumte. Ueber diesen Krieg s. d. Generallieut. Thiebault (Chef des Generalstabes in diesem Feldzuge (amtlich treue „Rélation de l'expédition de Portugal, faite en 1807 et 1808" (Paris (1817). Hierauf nahmen die Portugiesen thätigen Antheil an dem span. Freiheitskriege. Sie drangen unter Wellington, Beresford und Gomez Freyre als tapfere Hülfstruppen bis nach Toulouse in Frankreich vor. Unterdessen blieb die kön. Familie in Brasilien. Hier bestieg der Regent, nach dem Tode Maria I., den 20. März 1816 als König Johann VI. den Thron von Portugal und Brasilien. Diese Verpflanzung des lissaboner Hofes in eine amerikanische Colonie hatte für die europäische Politik und für England wichtige Folgen. Die erste war das Bestreben Brasiliens, sich der engl. Abhängigkeit zu entziehen; eine zweite war die allmählige Erhebung dieser Provinz zu einem besondern Staate. In Portugal dagegen dauerte der engl. Einfluß fort und der vorige Zustand des Königreichs blieb im Wesentlichen derselbe. Daher entsprach der pariser Friede vom 30. Mai 1814 den Erwartungen der Nation, obgleich sie für die allgemeine Sache Viel gethan hatte, keineswegs, und als hierauf die wiener, auch von dem portug. Gesandten unterzeichnete, Congreßacte die Rückgabe von Olivenza an Portugal anerkannt, und Portugal nach derselben Acte das ehemalige franz. Guiana bis an den Oyapock an Frankreich zurückgegeben hatte, so weigerte sich dennoch Spanien, jene Rückgabe zu leisten. Der Hof von Rio-Janeiro ließ daher das den Spaniern von den Insurgenten, unter Artigas, entrissene Monte-Video am linken Platauser besetzen, wodurch Portugal mit Spanien in neuen Zwist gerieth. Ueberdieß ward auch Brasilien von unruhigen Bewegungen ergriffen; doch gelang es der Regierung, die Empörung in Fernambuk unter Martinez (im März 1817) mit Gewalt zu unterdrücken,

ebenso die Verschwörung des Generals Gomez Freyre in Lissabon, wo der Einfluß und die Macht des Marschalls Beresford das Militair, und die Entfernung des Hofes, welche alles baare Geld aus Portugal nach Rio-Janeiro zog, das Volk erbittert hatte. Außerdem geschah während dieser Zeit manches Zweckmäßige, vorzüglich für die Cultur Brasiliens, dessen Handel 1818 allen befreundeten Nationen frei gegeben wurde. Der Minister Araujo ließ die chinesische Theestaude in Brasilien anpflanzen, was jedoch auf den Bergen der portug. Provinz Traz os Montes, in gleicher Berghöhe und in gleichem Himmelsstriche mit den chinesischen Theeprovinzen, noch erfolgreicher seyn müßte. Insbesondere machte sich der erste Minister Arcos sehr um Brasilien verdient. Um ihn zu belohnen, gab ihm 1818 der König ein leeres, vom Monarchen unterzeichnetes Blatt, worauf er alles, was er wünsche, schreiben und dessen Gewährung unbedingt erhalten sollte. Der Minister schrieb darauf den Befehl, alle Gefangene in Fernambuk, deren Hinrichtung schon beschlossen war, in Freiheit zu setzen, und der König ließ sogleich diesen Befehl vollziehen. Die Inquisition war im ganzen Reiche aufgehoben. In Goa war sie bereits 1774 abgeschafft, dann aber wiederhergestellt worden. Als man sie endlich 1815 gänzlich aufhob, wurden ihre Acten in Goa auf Befehl des Vicekönigs, Grafen v. Salzedas (25. Mai), feierlich verbrannt. Auch die Jesuiten sind nicht wieder aufgenommen worden, und die portug. Regierung ließ sogar dem heil. Vater wegen ihrer Wiederherstellung eine mißbilligende Note übergeben. Dagegen erließ sie den 30. März 1818 ein hartes Verbot wider die Freimaurer. Ohne Unterschied sollen Eingeborene und Ausländer, wenn sie Freimaurer sind, eine mit Grausamkeit zn vollziehende Todesstrafe erleiden, und mit Einziehung aller Güter, ohne Rücksicht auf die rechtmäßigen Erben, bestraft werden. Die Juden aber haben, auf Verwendung des Papstes (1817), in Portugal und Brasilien dieselben Begünstigungen erhalten wie im römischen Staate. So viel nun im Einzelnen angefangen und Gutes versucht wurde, so gab es doch keinen allgemeinen nnd durchgreifenden, mit dem Geiste des Zeitalters übereinstimmenden Verwaltungsplan. Amerika's und Spanien's Beispiel reizten Portugal und Brasilien zu ähnlichen Schritten, um das in allen seinen Fugen wankende Staatsgebäude auf neuen Grundlagen wiederherzustellen. Insbesondere fühlte Portugal, wo die Aufklärung der gebildeten Stände mit der veralteten Form der Staatsverwaltung bei der Entfernung des Hofs und bei dem überwiegenden Einflusse der angestellten Engländer im feindseligsten Widerspruche stand, dieses Bedürfniß. So begann IV. Portugals neueste Zeit seit 1820. Mit Unwillen sah die port. Nation das Heft d. Staatsverwaltung in den Händen eines Briten, des M. Beresford. In dem Heere, das seinen Sold nicht richtig erhielt, waren über 100 britische Offiziere angestellt, darunter 30 im Generalstabe, und große Geldsummen gingen nach Brasilien, wo Hof und Adel sich befanden; dabei geriethen Handel und Schifffahrt immer mehr in Verfall. Beresford erkannte die Schwierigkeiten seiner Lage und begab sich im April 1820 nach Rio-Janeiro, wo der Hof auf seine Verlangen sich entschloß, zur Entrichtung des Heersolds Geld nach Lissabon zu schicken und die Regentschaft daselbst mit der Verbesserung der Verwaltungsform zu beauftragen. Allein zu spät! Denn schon hatten die Befehlshaber der portug. Truppen und mehre Bürger (unter die-

sen D. Manuel Fernandez Thomaz) sich unter einander zur Herstellung einer neuen Verfassung verbunden. Daher brach, noch ehe jener Beschluß des Königs aus Brasilien in Lissabon eintraf, am Morgen des 24. Aug. zu Oporto die Revolution aus. Der Oberst des 18. Regiments, Bernardo Correa de Castro e Sepulveda, Sohn des Vicomte de Herbadoza, und die übrigen Offiziere forderten die Soldaten auf, dem Könige, den Cortes und der zu entwerfenden Constitution Gehorsam zu schwören. Dieß geschah. Als hierauf auch die Behörden und die Einwohner der Stadt sich für das Unternehmen erklärt hatten, so überließ die aus dem Adel, der Geistlichkeit, den Behörden und dem Kaufmannsstande ernannte oberste Regierungsjunta von 16 Mitgliedern, deren Präsident Antonio de Silveira Pinto da Fonseca war, einen Aufruf an die Nation, worin sie erklärte, die Berufung der Cortes und die Aufstellung eines Grundgesetzes sey das einzige Mittel, um den Staat zu retten. Sofort traten die Besatzungen aller Städte, von Minho bis Leyria, auf ihre Seite. Kein Blut floß; Niemand ward verhaftet; die brit. Offiziere waren ruhige Zuschauer des Aufstandes. Vergebens ließ die Regentschaft in Lissabon Truppen unter dem Gr. d'Amarante und dem General Vittoria gegen Oporto ausrücken, indem sie zugleich bekannt machte, daß sie selbst, nach dem Wunsche des Volks, die nöthigen Abänderungen in der bisherigen Verwaltung treffen werde, wozu das am 29. August von Rio-Janeiro angekommene Schiff die Vollmacht mitgebracht habe. Vergebens berief sie die alten Cortes der privilegirten Stände zum 15. November. Die Junta von Oporto beharrte auf ihrem Vorhaben und brach mit ihren Truppen am 12. Septbr. nach Coimbra auf. Graf Amarante (Bruder des Präsidenten Fonseca) und Vittoria sahen sich jetzt von Truppen verlassen; Jener mußte sogar nach Galicien fliehen; und schon am 15. Sept. erklärten sich in Lissabon, ohne daß die geringste Unordnung dabei vorfiel, alle Regimenter und die Milizen, nebst dem Volke, für den König, die Cortes und die Constitution. Für die Herstellung der alten Cortes erhob sich keine Partei. Darauf ward eine provisorische Regierung errichtet, deren Mitglieder (darunter die Grafen de San-Payo, de Rezende, de Pennafiel, der Generallient. Aredo, Hermano Brancaamp u. A.) der Volksrichter (Juiz o povo) mit Zustimmung des Volks ernannte. Präsident war ein Prälat, der Decan Freyre. Nach mehrtägigen Unterhandlungen vereinigte sie sich am 1. Oct. mit der Junta von Oporto. Hierauf sandte sie nach Rio-Janeiro den Grafen Palmella, das Haupt der vorigen Regentschaft, mit dem Berichte über das Vorgefallene und mit der Bitte an den König, daß er oder der Kronprinz nach Lissabon zurückkehren möchten. Unterdessen war Lord Beresford aus Brasilien mit unumschränkter Vollmacht vom 29. Juli 1820, als Viceregent des Königreichs am 10. Oct. in dem Hafen von Lissabon angekommen; allein die Junta ließ ihn nicht ans Land, und er mußte nach England zurückkehren. Darauf ward die Wahlform der Cortes bestimmt, wobei man größtentheils die spanische Constitution befolgte. Indeß benutzten die überspannten Liberalen, welche die spanische Constitution sofort eingeführt zu sehen wünschten, eine große Heerschau am 11. Nov., um die oberste Junta zu nöthigen, die spanische Constitution sogleich beschwören zu lassen. Dieß thaten hierauf alle Truppen; nur 8 Bataillone, die der Oberste Sepulveda befehligte, verstanden sich dazu bloß, um einen

Bürgerkrieg zu vermeiden. Allein mit diesem Gewaltschritte unzufrieden, gaben am 14. 4 Mitglieder der Junta, Brancaamp, S. Luis, Fernandez Thomaz und Ferreira de Souza, ihre Entlassung; dasselbe thaten 150 Offiziere. Die Gremios, der Handelsstand und die Obrigkeiten bezeigten ebenfalls ihre Unzufriedenheit; endlich faßte am 17. eine Versammlung von Offizieren, vorzüglich auf den Rath des Obersten Castro Sepulveda, den Beschluß, daß die spanische Constitution in keinem Punkte, mit Ausnahme der Wahlform, eher, als bis die Cortes die Grundlage derselben angenommen oder abgeändert hätten, in Vollziehung gesetzt werden könne, und daß die 4 abgegangenen Mitglieder der Junta ihre Stelle wieder einnehmen möchten. Dieß geschah mit allgemeiner Zustimmung des Volks, und der Vicepräsident Silveira, welchen man für den Urheber des Aufstandes am 11. hielt, mußte seine Entlassung nehmen und ward auf seine Landgut verwiesen. Damit hörte jede unruhige Bewegung in der Hauptstadt auf; die Wahlen gingen gesetzlich vor sich und fielen meistens günstig für die Geistlichen, Advocaten und Offiziere aus, weil der Adel wenig Theil nahm. Am 26. Jan. 1821 ward die erste Sitzung der außerordentl. Cortes, unter dem Vorsitze des Erzbischofs von Braga, eröffnet. Unterdessen war schon am 16. Dec. ein Beschluß des Königs in Lissabon angekommen, der die Berufung der alten Cortes genehmigte und die Rückkehr des Königs oder eines Prinzen meldete. Nach der Ankunft des Grafen Palmella in Rio-Janeiro aber beschloß das dortige Cabinet, den Erfolg der Sendung des Marschalls Beresford abzuwarten und dann mit Großbritannien und andern europ. Höfen das Weitere zu berathen. Allein auch die Truppen in Brasilien erklärten sich der neuen Ordnung der Monarchie geneigt, und in den Provinzen Fernambuk und Para entstanden Unruhen, welche nur mit Mühe unterdrückt wurden. Die außerordentlichen Cortes in Lissabon ernannten zuerst eine Regentschaft und die Minister (Brancaamp für die auswärt. Angeleg., Barradas für das Innere Duarte Colelho für die Finanzen, Teijero Rebello für das Kriegs-, und Mariminien de Souza für das Seewesen). Am 23. März bestätigten sie den Aufstand vom 24. Aug. und vom 15. Sept. 1820, als übereinstimmend mit den Bedürfnissen und dem Willen des Volks; am 24. hoben sie die Inquisition auf. Die am 9. März angenommenen Grundlagen der neuen Verfassung: Freiheit der Personen, des Eigenthums und der Presse, Gleichheit vor dem Gesetz, Abschaffung der Privilegien, Fähigkeit zu allen Aemtern nach dem Verdienst und die Souverainetät der Nation, wurden fast einmüthig ausgesprochen. Lebhaftere Verhandlungen fanden statt über die Frage, ob eine oder 2 Kammern seyn sollten? und über das Veto des Königs. Endlich entschieden 59 Stimmen gegen 26 für eine Kammer, und 78 gegen 7, daß der König kein absolutes, sondern nur ein temporaires Veto haben solle. Noch ward durch die Mehrheit einer einzigen Stimme (42 gegen 41) und durch die Stimme des Präsidenten entschieden, daß der König keinen Staatsrath brauche, weil die Cortes und die permanente Deputation derselben den natürlichen Rath des Königs bildeten. So wurde die Verfassung Portugals noch demokratischer als die spanische. Ohne Widerstand erfolgte die Revolution in demselben Sinne in Brasilien, zu Para, den 1. Jan. 1821, zu Fernambuk den 3. März, und in Bahia, nach vergeblichem Widerstande des Gouverneurs, am 10. Febr., zu Madeira, ohne Wider-

stand der obersten Behörde, am 28. Jan., und auf den Inseln des grünen Vorgebirges am 18. März. Ueberall ging die erste Bewegung von den Truppen und den Kaufleuten aus. Zu Rio-Janeiro rieth zwar im Cabinete des Königs der Graf Arcos, das System der Cortes anzunehmen; allein auf des Grafen Palmella Vorschlag erließ der König am 24. Febr. eine Erklärung, daß er den Kronprinzen nach Lissabon schicken wolle, um durch ihn die Wünsche des Volks zu vernehmen und darnach zu beurtheilen, welche politische Verfassung er dem Königreiche geben könne; zugleich berief er eine Versammlung von Bevollmächtigten (Procuradores) der Provinzen Brasiliens, der Azoren, Madeiras und der übrigen Colonien nach Rio, um mit ihnen die neue Einrichtung zu überlegen und zu entscheiden, mit welchen Abänderungen die Verfassung der Cortes in den überseeischen Provinzen eingeführt werden könne. Allein die Truppen nöthigten ihn und den Kronprinzen, am 26. Febr. die Constitution der Cortes unbedingt anzunehmen und in voraus zu beschwören. Die Anstalten zur Abreise des Königs nach Portugal erregten jedoch neue Unruhen. Als nun die in der Börse versammelten Wahlmänner, meistens Kaufleute, am 21. April vom König die Errichtung einer obersten Junta für Brasilien verlangten, wodurch die Gewalt des Kronprinzen ganz eingeschränkt worden wäre, so beschloß das Cabinet auf des Prinzen Vorschlag, und wie man glaubt, nach dem Rathe des Grafen Arcos, vor der Vollendung des portug. Grundgesetzes die Regierungsform nicht zu ändern und die Versammlung in der Börse aufzuheben. Ein Bataillon Jäger besetzte hierauf um 7 Uhr Morgens, vor dem Osterfeste, die Zugänge zu der Börse, und da die Versammlung nicht auseinander ging, so brauchten sie Gewalt. An 40 Bürger wurden getödtet, einige hundert verwundet, viele verhaftet, und mehre, die aus den Fenstern am Ufer des Meeres sich retten wollten, ertranken. Hierauf schiffte sich der König am 26. April ein, mit seiner Familie, den Ministern, dem diplomatischen Corps und den zu den Cortes erwählten Deputirten von Rio-Janeiro, nebst einem Gefolge von 3000 Personen. Der Kronprinz, Don Pedro, welcher als Regent, wozu ihn der König ernannt hatte, in Brasilien zurückblieb, stellte sogleich mehre Mißbräuche ab und traf mehre nützliche Einrichtungen; allein er konnte das öffentliche Vertrauen nicht wieder gewinnen. Die portugiesischen und brasilischen Truppen, nebst einem Theile der Einwohner, verschworen sich aufs neue und nöthigten den Prinzen am 5. Juni, die Beschlüsse der Börsenversammlung vom 21. April anzunehmen, nach welchen er die Grundlagen der portug. Verfassung beschwor, den Grafen Arcos nach Lissabon schickte (wo er in dem Fort Belem den Ausgang seines Processes erwartete), und eine mit der gesetzgebenden Gewalt bekleidete Junta anerkannte, sodaß er bloß der Vollzieher der von der Junta gefaßten Beschlüsse blieb. Auch in Lissabon zeigte sich ein großes Mißtrauen gegen den König, dessen Flotte am 3. Juli im Hafen von Belem ankam. Er mußte mehre, sein Ansehen kränkende, Beschlüsse der Cortes genehmigen, ehe er am 4. Juli ans Land steigen konnte, worauf er sich in die Kathedrale und dann in den Versammlungssaal der Cortes (in dem schönen Bibliotheksaale des Klosters de las necessiadades) begab und hier die Grundlagen der neuen Verfassung beschwor. Nachdem nun König Juan VI. ein neues Ministerium (1821 ernannte der König den ehemal. Prof. der Philosophie zu Coimbra, nachher Diplomat und durch

sein »Preleoçons philosoficas« bekannt, Silvester Pinheiro Ferreira, zu seinem Staatsminister) ernannt hatte, übernahm er die Ausübung der vollziehenden Gewalt und willigte von dem Augenblicke an, ohne Widerrede, in alle Beschlüsse der Cortes, auch wenn sie das königl. Ansehen noch so sehr beschränkten. Dagegen führte ein lebhafter Notenwechsel mit dem östreich. Gesandten Baron v. Stürmer, der für eine bei Gelegenheit einer öffentlichen Beleuchtung dem östreich. Gesandtschaftsgebäude vom Pöbel zugefügte Beleidigung keine Genugthuung erhalten konnte, am 22. die Abreise dieses und des russ. Gesandten, Baron v. Thuyll, herbei, worauf alle Verbindung mit diesen Höfen, sowie mit denen von Turin und Neapel, abgebrochen wurde. Auch reizten die Cortes durch unweise Beschlüsse Brasilien zur Trennung von dem Mutterlande; doch war es nur ein Act der Gerechtigkeit, daß sie die von dem portug. Gouverneur, Lecor Baron de la Laguna, am 15. Juli erzwungene Vereinigung Monte-Videos mit Brasilien für nichtig erklärten, und die Rückgabe dieses Gebiets an Spanien beschlossen. In Portugal ward die bisherige Ruhe durch mehre Bewegungen zu Gunsten des vorigen Zustandes gestört. In den Provinzen zeigten sich bewaffnete Banden, in der Hauptstadt geheime Umtriebe; es fielen daher häufige Verhaftungen vor; der Patriarch von Lissabon ward verbannt, und in den Verwaltungsstellen trat ein öfterer Wechsel ein. Die Cortes selbst, unter welchen jedoch mehre Abgeordnete durch Einsicht und Beredtsamkeit sich auszeichneten, beharrten bei ihren überspannten Begriffen von Freiheit und Gleichheit, ohne jedoch für Brasilien dasselbe Recht anzuerkennen, daher sich dieses Land am Ende 1822 gänzlich von Portugal losriß. Der Regent, Don Pedro, befand sich in der gefährlichen Lage, entweder sich an die Spitze der Partei der Unabhängigen zu stellen, oder befürchten zu müssen, daß Brasilien eine Republik werde. Er konnte, ohne eine neue Revolution zu veranlassen, den Beschlüssen der Cortes, die ihn zurückriefen, nicht gehorchen. Um also Brasilien, wie es ihm sein Vater zur Pflicht gemacht hatte, dem Hause Braganza zu erhalten, gab er den Vorstellungen seiner Minister (der Brüder Andrade) nach und nahm den Titel eines Kaisers von Brasilien an. Die Krönung erfolgte am 1. Dec. zu Rio-Janeiro. Allein die Provinz Rio-Grande und Bahia, wo sich portug. Truppen unter dem General Madeira befanden, blieben der Sache des Mutterlandes treu. Desto größer war die Erbitterung der eingeborenen Brasilianer gegen Portugal, und der Kaiser Don Pedro reizte diesen Haß durch seine in den heftigsten Ausdrücken gegen die Cortes erlassenen Bekanntmachungen noch mehr auf. In Portugal ward die Verfassung vollendet und am 1. Oct. 1822 von dem Könige beschworen, dessen Gewalt sich jetzt nur durch die Erblichkeit von der Würde eines Präsidenten der Verein. Staaten unterschied. Bald nachher schloß Johann VI. die Sitzung der außerordentl. Cortes am 4. Nov. Am 1. Dec. ward die Versammlung der ordentl. Cortes eröffnet, welche auf den Antrag des Königs beschloß, daß die Königin Carlotta (eine spanische Infantin), weil sie die Constitution nicht beschwören wolle, sobald ihr Gesundheitszustand es erlaube, das Königreich verlassen solle. Bis dahin lebte die Königin auf dem Lustschlosse Ramalhao. Während sich jetzt die Cortes mit der Umbildung der Gesetze, Rechtspflege und andrer Zweige der innern Verwaltung, bis zum Schlusse ihrer Sitzung am 31. März 1823, beschäftigten, ward Portugal von Außen her durch

den Krieg Frankreichs gegen Spanien, und von Innen durch den Aufstand der Truppen und Bewohner der Provinzen Minho und Traz os Montes, unter dem Grafen Amarante, bedroht. Indeß erhielt die Regierung von dem Minister Canning die Versicherung, daß Großbritannien Portugal, sobald dessen Unabhängigkeit von einer andern Macht bedroht werden sollte, jede Unterstützung zu leisten sich verpflichte. Auch Frankreich erklärte, daß es an keine Ueberziehung Portugals denke, weßhalb der Oberfeldherr des franz. Heeres in Spanien, der Herzog von Angoulême, jede Verbindung mit dem von der portug. Regierung geächteten Anführer der portug. Insurgenten, dem Grafen Amarante, welchen der General des Königs Juan VI., Don Rego, nach mehren blutigen Gefechten, aus den nördl. Provinzen vertrieben und bis nach Spanien verfolgt hatte, ablehnte. Gleichwohl glomm in Portugal noch immer das Feuer des Aufstandes fort; Graf Amarante nahm sein Hauptquartier in der span. Provinz Zamora, und eine portug. Regentschaft trat (Mai 1823) in Valladolid zusammen unter dem Vorsitz des verbannten Patriarchen von Lissabon. Unterdessen war der geheime Plan, die Constitution umzustürzen, zur Reife gediehen. Mehre Mitglieder des Adels und der Geistlichkeit, an ihrer Spitze die Königin, hatten daran im Stillen gearbeitet. Als man nun des Beistandes der Offiziere gewiß war, forderte die Königin ihren Sohn, Don Miguel (geb. 1802), auf, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen. Er verließ den König, seinen Vater, der mit Allem unbekannt, seinen Entschluß, die beschworene Verfassung aufrecht zu erhalten, nochmals öffentlich erklärte, am 27. Mai, und begab sich, von dem Brigadier José de Souza de Sampayo, dem Obersten d'Oneil und Simao da Sylva Terroz begleitet, nach Villafranca, wo sich die Generale Pamplona, die beiden Silveira und viele Offiziere nebst einigen Regimentern, und mehre Große mit ihm vereinigten. Der Infant forderte nun die Nation, den Adel und die Geistlichkeit auf, sich unter der königl. Fahne gegen das anarchische System der Cortes zu erheben, indem er versprach, daß der König eine Constitution geben und, ohne zum Despotismus zurückzukehren oder Reactionen zuzulassen, alle Stände in ihre Rechte wieder einsetzen werde. Zu gleicher Zeit hatten in Lissabon, wo bereits der General Sepulveda, derselbe, welcher in Oporto am 24. Aug. 1820 an die Spitze der Revolution sich gestellt hatte, gewonnen war, einzelne Mitglieder der Cortes und einige Minister den Plan befördert, durch einen Aufstand der Truppen die Partei des einflußreichen Deputirten Moura und der überspannten Liberalen zu stürzen, um, nach dem Rathe des engl. Cabinets, eine den repräsentativ-monarchischen Staaten Europas ähnliche Verfassung mit 2 Kammern einzuführen. Der Tag des Frohnleichnamsfestes ward von den Anhängern des Infanten zur Fortführung des Königs aus seinem Schlosse Bemposta bestimmt; allein Sepulveda, der bereits den Cortes, den Nationalgarden und den Milizen verdächtig geworden war, zögerte aus Furcht und ging erst am Abend des 29. Mai mit einem Theile der Truppen zu dem Prinzen über, der ihn aber, um ihn vor der Wuth seiner Soldaten zu schützen, als Staatsgefangenen nach dem Fort Peniche bringen ließ. Vergeblich suchten die Cortes ihre Sache durch drohende Beschlüsse zu retten. Schon hatten sich die Besatzungen in den Provinzialstädten und mehre Große für den Infanten erklärt; General Rego that dasselbe den 4. Juni, und Graf Amarante zog mit seiner

Schar aus Spanien herbei. Nun trat auch das in Lissabon zurückgebliebene 18. Regiment unter die Fahne des absoluten Königs, und Juan VI. begab sich, dem Verlangen der Soldaten nachgebend, in das Lager des Infanten zu Villafranca, wo die übrigen Glieder der königl. Familie aus Queluz eintrafen. Hierauf ernannte er, als Souverain, den General Pamplona zum Kriegsminister, den Grafen Palmella zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Oliveyra zum Minister des Innern und Don Arcos für die Finanzen, setzte die Königin in ihre durch das Decret vom 4. Dec. 1822 verlorene Rechte wieder ein, erklärte die Constitution der Cortes von 1822 für ungültig und versprach seinen Völkern eine andre zu geben. Als die Cortes in Lissabon sahen, daß ihre Sache verloren war, erließen sie eine von 60 Deputirten unterzeichnete Protestation gegen die neue Ordnung der Dinge und hoben ihre Versammlung auf. Mehre von ihnen aber, einige Minister und Beamte, die für ihre Sicherheit besorgt waren, schifften sich mit dem Aschenkruge des vor diesen Ereignissen gestorbenen Deputirten, Don Manoel Fernandez Thomaz, nach England ein. Hierauf hielt der König, nebst dem Infanten Don Miguel und den Infantinnen, am 5. Juni seinen Einzug in Lissabon, wo Unterwerfungsschreiben aus Oporto und andern Städtchen der Monarchie, die zum Theil das Verlangen nach Wiederherstellung der absoluten Gewalt ausdrückten, ihm überreicht wurden. Denselben Zweck schienen die Urheber der Gegenrevolution zu haben; auch war es der Wunsch der Offiziere und Soldaten. Nur der König blieb fest bei seiner Erklärung, die absolute Gewalt nicht wieder übernehmen zu wollen. Er ernannte jetzt den Infanten Don Miguel zum Generalissimus mit Sitz und Stimme im Kriegsministerium und den Simao da Sylva Terroz zum Generalintendanten der Polizei; sodann stellte er die mit Frankreich und andern Höfen abgebrochenen Verbindungen wieder her, hob den Vertrag mit Spanien vom 8. März 1823 auf und schickte Bevollmächtigte nach Brasilien, um dieses Land der Monarchie zu erhalten. Hierauf wurden die Nationalgarden und die Milizen in Lissabon und in den Provinzen entwaffnet, den geistlichen Stiftungen, Klöstern 2c. ihre Güter zurückgegeben, der im März auf Befehl des Königs geächtete Graf Amarante in seine Rechte und Würden wieder eingesetzt und der Patriarch aus seiner Verbannung zurückberufen, mehre Anhänger der Cortes aber verhaftet, andre verwiesen, und eine Censur, bis zur gesetzlichen Bestimmung der Preßfreiheit, angeordnet. Endlich ward am 18. Juni eine Junta von 14 Mitgliedern, unter dem Vorsitze des Ministers Palmella ernannt, die sich mit der Abfassung eines monarchisch-repräsentativen Staatsgrundgesetzes beschäftigen sollte. So hatte Frankreich ohne Waffengewalt das demokratische Princip in Portugal besiegt und durch den von Ramalhao ausgeleiteten Umschwung der Dinge in Lissabon die spanische Constitution in den Rücken genommen und überflügelt. Zwar bekämpften sich noch in Portugal Jahre lang die beiden Systeme, welche ganz Europa bewegen, das alte und das neue; allein das System der Mäßigung, durch welches ein milder und gerechter König die Parteien versöhnen wollte, herrschte dort ebenso sehr vor, als in Spanien das System der Strenge, welches den Fanatismus zu Hülfe rief, der den Sieg zu erringen hoffte über Vernunft und Zeit. — In Portugal war die Königin der Stützpunkt der theokratischen Partei und der Absolutisten, welche, mit Spa-

nien und Frankreich in Verbindung, der Einführung einer Constitution entgegenarbeitete. Sie hatte bisher Alles von ihrer Quinta zu Ramalhao aus geleitet; jetzt (am 18. Juni) hielt sie in Lissabon ihren Einzug und sah nach langer Trennung den König wieder zu Bemposta. Einige Tage später zog auch Graf Amarante mit seiner Schar von 3000 M. in die Hauptstadt ein und wurde zum Marquis von Chaves ernannt, mit einem Grundeink. von 6000 Gld. auf 3 Menschenalter. Seitdem fing die Polizei unter der Leitung der Absolutisten an, die Anhänger des constitutionnellen Systems zu verfolgen. Mitglieder der Cortes, Offiziere, Beamte, Kaufleute wurden in die Provinzen, und Geistliche in Klöster verwiesen, alle geheime Gesellschaften verboten, insbesondere die Verbindung der Freimaurer, denen man den größten Einfluß auf die portug. Revolution Schuld gab. Der Oberbefehlshaber des Heeres, Infant Don Miguel, dessen Generalstab aus entschiedenen Gegnern des neuen Constitutionsplanes vom hohen Adel bestand, ersetzte die alten Obersten und Offiziere fast sämmtlich durch Anhänger seiner Partei, wodurch die Mannszucht in Verfall gerieth. Zu gleicher Zeit erhielt das neue diplomatische Corps in Lissabon Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten; insbesondere der franz. Botschafter, Baron Hyde de Neuville. Mehre europäische Höfe, namentlich Rußland, wünschten dem Monarchen und dem Infanten Glück zur Wiederherstellung der rechtmäßigen Ordnung und übersandten denselben ihre Orden. Indeß zeigte sich bald, daß der brit. Hof durch seinen Botschafter, Sir Edw. Thornton, seinen frühern überwiegenden Einfluß geltend zu machen wußte. Das portug. Cabinet schwankte jedoch lange in seinem System, weil es die Freundschaft aller großen Mächte suchte, um durch ihre Mitwirkung Brasilien der Krone Portugal zu erhalten. Der erste Schritt, den der König deßhalb bei seinem Sohne in Rio-Janeiro that, hatte keinen Erfolg. Die portug. Commissarien durften nicht einmal ans Land treten, und der Kaiser Don Pedro weigerte sich, die Briefe seines Vaters und Königs anzunehmen. Auch die Besatzung von Bahia, welches bisher allein noch dem Mutterlande treu geblieben war, kehrte im Dec. 1823 nach Lissabon zurück, und die portug. Besatzung von Monte-Video übergab diesen Platz am Ende des Nov. den brasil. Truppen unter dem Baron v. Laguna (General Lecor), welche ihn aber erst am 2. März 1824 in Besitz nahmen. Nun traf man zwar in Lissabon Anstalten zu einem Kriegszuge gegen Brasilien: allein der Schatz war erschöpft und die Einkünfte fielen, da der Handel abnahm. Die portug. Regierung war daher genöthigt, um die dringendsten Ausgaben zu bestreiten, in London eine Anleihe von 1.500.000 Pf. St. zu 87 vom Hundert abzuschließen. Noch mehr hemmte den Gang der Regierung der innere Parteienkampf; das Ministerium verfuhr im Sinne der Absolutisten nicht streng genug gegen die Feinde constitutionneller Grundsätze; auch der König konnte sich nicht zu durchgreifenden Maßregeln entschließen. Daher kam es, daß ein von ihm schon am 18. Dec. 1823 unterzeichnetes Decret, welches alle Handlungen der Cortes und alle während des constitutionnellen Systems gemachte Einrichtungen aufhob, erst am 13. März 1824 bekanntgemacht wurde. Der von dem Minister Subserra 3 Mal vorgelegte Entwurf einer Amnestie aber wurde 3 Mal durch den Einfluß der Partei der Königin verworfen. Endlich erschien (am 7. April) auch ein spanischer Botschafter am lissaboner Hofe, der Herzog von Villa

Hermosa. Die Partei der Königin beschloß jetzt, alle Hoffnungen der Constitutionnellen mit einem Schlage zu vernichten und das bisherige System der Mäßigung zu stürzen. Schon war am 1. März. als Opfer des politischen Hasses, ein Kammerherr des Königs, der Marquis v. Loulé, dem der Monarch sein Vertrauen schenkte und der des Ministers Subserra Freund war, im königl. Pallaste Salvatierra ermordet gefunden worden. Noch war die Untersuchung deßhalb nicht beendigt, da erfolgte der Gewaltschritt vom 30. April 1824. Der Generalissimus, Infant Don Miguel, rief die Soldaten unter die Waffen und erließ aus dem Pallaste Bemposta eine in den heftigsten Ausdrücken abgefaßte Kundmachung an die Soldaten und eine andre an das Volk, worin er sagte, daß er „das Werk vom 27. Mai 1823 vollenden und die verpestete Sekte der Freimaurer, welche sich gegen das Haus Braganza verschworen habe, ausrotten wolle. Der König stehe unter dem Einflusse eine Faction und sey nicht frei; darum würden die Anhänger der Cortes nicht bestraft u. s. w." Der Aufruf schloß mit den Worten: „Tod den Freimaurern!" — Dasselbe zeigte der Infant in einem öffentlichen Schreiben vom 30. April seinem königl. Vater an, mit der Bitte: „sein edles und königliches Verfahren zu genehmigen". An demselben Tage wurden des Königs Minister, unter ihnen Marquis Palmella, einige Militairbefehshaber, der Mauthdirector und der Polizeiintendant, der die Untersuchung wegen des Mordes führte, überhaupt einige hundert Personen, auf Befehl des Infanten verhaftet. Der Finanzminister Graf Povoa (vorher Sampayo) allein blieb frei; der Kriegsminister Graf Subserra (General Pamplona) verbarg sich und flüchtete auf eine engl. Fregatte. Niemand durfte sich dem Könige nahen, nicht einmal das diplomatische Corps; als aber der franz. Botschafter durch seine Festigkeit den Zutritt erlangte, so erklärte der Monarch, daß das Vorgefallene keineswegs auf seinen Befehl geschehen sey. Hierauf erschien der Prinz und gab vor, er habe solche Maßregeln aus eigner Macht ergriffen, um eine dem Ausbruch nahe Verschwörung gegen das Leben des Königs und der Königin zu vereiteln. Der König befahl nun, auf die Vorstellung der Gesandten, daß die Truppen in ihre Quartiere gehen und die Verhafteten in Freiheit gesetzt werden sollten, ordnete aber durch ein Decret vom 3. Mai die summarische Untersuchung und sofortige Bestrafung des angeblichen Hochverraths an, auch verzieh er dem Infanten wegen des Dranges der Umstände, daß „er in des Königs Namen eine zu umfassende Gewalt ausgeübt habe". Indeß fuhr der Prinz fort, eigenmächtig Befehle zu erlassen; er ernannte zum Chef seines Generalstabs den General Mancel de Brito Minho; ein neues Ministerium sollte eingesetzt werden; die Verhaftungen hörten nicht auf; der König blieb fortwährend genau beobachtet. Schon sprach man von der Ernennung des Prinzen zum Regenten. Unterdessen hatte das diplomatischen Corps gegen die Gewaltschritte vom 30. April protestirt, und der engl. und franz. Botschafter hatten mit des Königs Vorwissen, auf dem engl. Linienschiffe Windsor-Castle, das im Tejo lag, Alles vorbereitet, um den Monarchen aus den Händen der Partei zu befreien. Dieß gelang am 9. Mai, als der König mit seinen beiden Töchtern, unter dem Vorwande, nach dem Lustschlosse Casilhas jenseits des Tejo zu fahren, sich an Bord des engl. Linienschiffes begab, wo sich nun das ganze diplomatische Corps versammelte. Zugleich erließ er ein Decret,

wodurch er dem Infanten die Stelle eines Oberbefehlshabers der Armee nahm. Don Miguel erhielt Befehl, vor ihm zu erscheinen. Er unterwarf sich und gestand, daß er getäuscht und verführt worden sey. Nach dem „Morning Chronicle" soll er die Umstände der Ermordung des Marquis v. Loulé erzählt und seinen Rathgeber und Theilnehmer genannt haben. Hierauf verzieh ihm der Monarch und gab ihm die Erlaubniß zu einer Reise. Der Prinz ging am 12. Mai 1824 an Bord einer portug. Fregatte, die nach Brest segelte, wo er sich nach Paris und Wien begab. Unterdessen hatten die vorigen Minister schon auf dem Windsor-Castle ihre Stellen wieder angetreten; der Kriegsminister Graf Subserra (General Pamplona), ein Anhänger des franz. Systems, erhielt den Vorsitz im Ministerium; Palmella die auswärtigen Angelegenheiten und einstweilen auch das Innere; der Erzbischof von Evora die geistlichen und die Rechtssachen. Marquis Palmella dankte darauf im Namen des Königs durch das Schreiben vom 10. Mai sämmtlichen Gesandten „für den Beistand und die Festigkeit, womit sie gegen die willkürlichen und gesetzwidrigen Handlungen vom 30. April protestirt hätten". Der franz. Botschafter, Baron Hyde de Neuville, wurde zum Grafen v. Bemposta, der britische Botschafter zum Grafen v. Casilhas, und der spanische zum Grafen v. Menta ernannt; auch die übrigen Gesandten und die Offiziere des Windsor-Castle erhielten Orden und andre Auszeichnungen. Alle seit dem 30. April widerrechtlich verhaftete Personen wurden sogleich in Freiheit gesetzt, und eine königl. Kundmachung „an die Portugiesen", vom Bord des Windsor-Castle, am 9. Mai, ließ über den „am 30. April begangenen frevelhaften Versuch gegen die königl. Gewalt" keinen Zweifel übrig. Das Volk bezeugte laut seine Freude, und am 11. erklärten 5 Regimenter ihre Mißbilligung des Unternehmens des Infanten. Der König befahl hierauf dem Kriegsminister, die Offiziere, welche durch ihre Verbrüderung mit gewissen Clubbs und geheimen Gesellschaften zum Theil die unglücklichen Ereignisse seit dem 30. April mit veranlaßt hätten, zu verabschieden. Die Königin erhielt Befehl, sich in das Kloster von Estrella zu begeben, blieb aber wegen Kränklichkeit in ihrem Pallaste zu Queluz; der Patriarch ward nach Busaro geschickt. Nun erst verließ der König das engl. Schiff am 14. Mai und kehrte in seinen Pallast Bemposta zurück. — Die Untersuchung des an dem Marquis v. Loulé begangenen Mordes begann jetzt aufs neue, und Marquis v. Abrantes der Sohn, als Miturheber dieses Verbrechens angeklagt, ward auf der Flucht verhaftet. Als diese Untersuchung, sowie gegen die Theilnehmer des Aufstandes vom 30. April und die Verführer des Prinzen geendigt war, so ernannte der König zur Fällung des Endurtheils, am 14. Aug. 1824, eine außerordentliche Commission, die aber in der Folge aufgehoben wurde. Für die Beruhigung des Ganzen erließ der König am Jahrstage seiner Wiederherstellung, am 5. Juni 1824, ein Amnestiedecret für die Anhänger der Cortes von 1820, das wenige Ausnahmen (die Urheber des Aufstandes von Oporto im Aug. 1820, und namentlich 9 Oberoffiziere) enthielt, und die ausgenommenen Personen nur mit Verbannung bestrafte. An demselben Tage erschien ein Decret vom 4. Juni, durch welches Juan VI. die alte politische Verfassung des Reichs (por estamentos) wieder in Kraft erklärte und die Cortes von Lamego, Geistlichkeit, Adel und dritter Stand einberief. Zugleich ward, statt der zur Abfassung eines Consti-

tutionsentwurfes niedergesetzten Junta, eine andre ernannt, um die zur Wahl der alten Cortes nöthigen Vorbereitungen zu treffen; allein es zeigten sich eine Menge Schwierigkeiten, als man in den Statuten der alten Cortes Vieles im Geiste der neuern Zeit ändern zu müssen glaubte; auch arbeitete Spanien dem Plane, die alten Cortes einzuberufen, nachdrücklich entgegen, und damit erhob sich wieder der Einfluß der Königin und des Patriarchen. Man entdeckte sogar neue Verschwörungen gegen die Minister und den König, weßhalb am 25. Oct. 1824 mehre Verhaftungen vorfielen. Die größte Schwierigkeit lag jedoch in den verschiedenen Ansichten des Ministeriums und in der Verhandlung über Brasiliens Unabhängigkeit. Diese ward seit dem Juli 1824 in London geführt, während Portugal vom August an nicht nur die Anstalten zu einem Angriff gegen Brasilien aufgab, sondern auch die brasil. Kriegsgefangenen frei ließ und den Schiffen unter portug. Flagge fortwährend den Handel mit Brasilien gestattete. Das londner Cabinet rieth an, Brasilien als unabhängig anzuerkennen; allein die Minister Subserra und der Erzbischof von Evora, welche mit Frankreichs Politik, die seit dem 9. Mai im lissaboner Cabinet die Oberhand hatte, übereinstimmten, wollten nur so viel bewilligen, „Brasilien solle als Kaiserthum vom Kronprinzen als Kaiserregent constitutionnell und nach eignen Gesetzen regiert werden, müsse aber von Portugal abhängig bleiben". Der britische Minister Canning sandte daher im Oct. 1824 den bisherigen britischen Gesandten in Madrid, Sir Will. Acourt, als Botschafter nach Lissabon, der hier, wo bereits Palmella, Povoa und Oliveira de Barros der britischen Politik beistimmten, den Einfluß des Cabinets von St.-James wiederherstellen und die Erneuerung des für Großbritannien so günstigen Handelsvertrags mit Portugal, dem die franz. Partei in Lissabon entgegenarbeitete, bewirken sollte. Indeß wurden bereits in dem neuen Mauthtarif die engl. Waaren vor den französischen auffallend begünstigt. Zugleich entstand eine Spannung mit dem spanischen Cabinet, sodaß der spanische Botschafter, Herzog v. Villa Hermosa, im Nov. 1824 Lissabon mit Urlaub verließ. Dasselbe that der franz. Botschafter am 5. Jan. 1825, weil er als Deputirter seinen Sitz in der franz. Kammer einnehmen wollte. Dadurch verlor der Minister Subserra und das franz. System in Portugal die kräftigste Stütze. Doch hatte der König bereits beschlossen, sein bisheriges, durch entgegengesetzte Ansichten getrenntes Ministerium ganz aufzuheben. Er vollzog dieß am 15. Jan. 1825. Graf Franz v. Barbacena wurde Kriegsminister; Araujo Correa de la Cerda (Berichterstatter in dem Processe wegen der Mordthat vom 1. März und wegen des Aufstandes vom 30. April) wurde Minister des Innern; D. Ant. Mello Finanzminister; Luis Perreyra de Susa Barradoa Justizminister, und der Admiral Monteiro Torres Seeminister. An die Spitze der auswärt. Angelegenheiten ward im Febr. 1825 der bisherige portug. Botschafter in Madrid, Saldanha, Graf v. Porto-Santo, berufen, ein dem franz. System ergebener Staatsmann. Palmella und der hauptsächlich von dem Dolche der Factionsmänner bedrohte Subserra blieben Titular-Staatsminister, jener ward zum Botschafter am londner Hofe, dieser zum Botschafter zu Madrid ernannt. Der Erzbischof von Evora, jetzt Cardinal, wurde Großrichter. Allein die Verhandlungen mit Brasilien in London unter Oestreichs und Englands Vermittlung hatten kei-

nen Erfolg, indem die brasil. Commissarien auf der vollständigen Unabhängigkeit Brasiliens bestanden. England, das Brasilien als Kaiserthum anerkannt hatte, fand daher für nöthig, den nach Rio-Janeiro bestimmten britischen Gesandten, Sir Charles Stuart, erst nach Lissabon zu schicken, wo das neue Ministerium die von England und Oestreich begünstigte Unabhängigkeit Brasiliens anzuerkennen bereit war, und nur dieß zu erlangen wünschte, daß die beiden Staaten, obgleich unter zwei Souverainen, einen Bund bildeten. Sir Ch. Stuart ging hierauf nach Rio und brachte daselbst am 29. Aug. 1825 einen Vertrag zur Anerkennung der Unabhängigkeit Brasiliens als eines selbständigen Kaiserreiches zu Stande, der am 15. Nov. 1825 von Johann VI., der sich bloß für seine Person den kaiserl. Titel vorbehielt, zu Lissabon bestätigt ward. Die Unterthanen Brasiliens und Portugals sollten in den gegenseitigen Staaten wie die befreundetsten und begünstigtsten Nationen behandelt werden. — In Portugal selbst hörten die Umtriebe der Partei der Königin nicht auf. Das Constitutionswerk kam nicht zu Stande. Johann VI. starb den 10. März 1826, nachdem er seine Tochter, die Infantin Isabella, zur Regentin ernannt hatte. Diese erließ ihre Beschlüsse im Namen des Kaisers D. Pedro, als Königs von Portugal. D. Pedro IV. gab als solcher dem Königreiche eine Constitution (Carta de ley vom 23. April 1826), ernannte 86 erbliche Pairs und erklärte eine allgemeine Amnestie. Darauf stellte er am 2. Mai 1826 eine Acte aus, durch welche er auf die portug. Krone verzichtete, sie aber auf eine Tochter Donna Maria da Gloria (geb. 4. April 1819) übertrug, welche er zugleich verpflichtete, sich mit ihrem Oheim D. Miguel zu vermählen. Bis zu ihrer Mündigkeit bleibt er König. Allein es erhob sich in Portugal, von Spanien insgeheim begünstigt, eine Partei, welche die von der Regentin, von den beiden Kammern der Cortes, von allen Behörden und selbst vom Prinzen Miguel in Wien (4. Oct. 1826) beschworene Constitution umstoßen wollte, und diesen Prinzen zum absoluten König von Portugal ausrief. Der Marquis v. Abrantes und der Marquis v. Chaves traten an die Spitze der aufrührischen Truppen. Allein England, Oestreich, Rußland, Frankreich, Preußen u. s. w. erkannten die neue Ordnung an; nur Spanien weigerte sich und zog ein Heer an der portug. Grenze zusammen. Portugal rief daher seinen Alliirten, England, zum Beistand auf. Unterdessen wurden die Insurgenten in Portugal geschlagen (Nov. u. Dec.); sie zogen sich nach Spanien zurück, von wo sie ihre Einfälle wiederholten. Seit dem 25. Dec. landeten nach und nach 15.000 brit. Truppen in Lissabon. Sie besetzten die wichtigsten Punkte; der Aufstand wurde von den Portugiesen im Jan., Febr. und März völlig unterdrückt, und Spanien sah sich zum Nachgeben bewogen. Die von der Regentin am 30. Oct. 1826 eröffneten Cortes schlossen ihre Sitzung den 31. März 1827. Bald darauf veranlaßte die Krankheit der Regentin neue Umtriebe der Parteien; es fand ein öfterer Ministerwechsel statt; die Regentin selbst begünstigte die Partei ihrer Mutter. Endlich ernannte D. Pedro zu Rio, 3. Juli 1827, als König von Portugal, seinen Bruder D. Miguel, zu seinem Lieutenant und Regenten von Portugal, mit allen Rechten, welche durch die Charte bestimmt sind, um das Königreich nach dieser Charte zu regieren. Der Prinz verließ Wien d. 6 Dec., reiste über Paris nach London und traf am 22. Febr. 1828 in Lissabon ein, wo er am 26., seinen den

Souverainen gegebenen Versicherungen gemäß, vor der von der Regentin schon am 2. Jan. eröffneten 3. Versammlung der Cortes die Constitution nochmals beschwor. (Vor seiner Ankunft hatte die Regentin die Abreise ihrer Schwester D. Anna, die mit dem Marq. v. Loulé (Sohn des Ermordeten) vermählt werden mußte, nebst deren Gemahl und Kinde nach England am 6. Febr. veranstaltet.) Zum Premierminister erhob D. Miguel den Herzog v. Cadaval, der dem absoluten Willen der alten Königin völlig ergeben war. Durch ihn lenkte sie den Infanten. Als nun die engl. Truppen, welche bisher die Constitution geschützt hatten, im März sich wieder eingeschifft, erhob der Pöbel sein Freudengeschrei: Es lebe der absolute König Don Miguel! Tod dem Don Pedro und der Charte! Die Aufrührer wurden nicht bestraft, vielmehr folgten jetzt nacheinander Absetzungen der constitutionnell gesinnten Staatsbeamten, Statthalter, Oberofficiere und Richter. Viele flüchteten sich aus dem Lande, dagegen kehrten alle vormals aus Portugal vertriebenen Anhänger Don Miguel's nach Lissabon zurück. Vergebens machte der neue brit. Gesandter, Sir Frederic Lamb, dem Prinzen Vorstellungen, welcher am 14. März die ganze Versammlung der Cortes aufhob und die Constitution vernichtete. In mehren Städten ward Don Miguel zum absoluten König ausgerufen. Am 3. Mai erschien das Decret, durch welches der Prinz, vorgeblich auf Andringen des Adels, der Geistlichkeit, der Gerichtshöfe und aller Kammern, die 3 Stände des Reichs zu einer Generalversammlung auf den 2. Juni nach Lissabon berief, damit sie nach den Gebräuchen der Monarchie in althergebrachter Form aussprächen, wer Don Johann VI. legitimer Nachfolger sey. Zugleich verbreitete der Hof eine Abhandlung für die Rechte des Don Miguel auf den Thron von Portugal. Nun erst übergaben 8 der in Lissabon anwesenden fremden Gesandten, unter ihnen auch der päpstl. Nuntius, dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Vizconde v. Santarem, am 7. Mai eine Note, worin sie Namens ihrer Souverains erklärten, es werde Don Miguel von den Mächten niemals unter einem andern Titel als dem eines Regenten im Auftrage Don Pedro's anerkannt werden. Auch protestirten die brasilischen Gesandten gegen die beabsichtigte Usurpation. In Oporto hatte sich indeß eine provisorische Regierung gebildet, unter deren Befehle sich 15 Regimenter zur Vertheidigung der Constitution stellten. Don Miguel rüstete seinerseits ein Heer aus, zum Theil aus Negern und Mönchen bestehend, und ließ den Hafen von Oporto durch Kriegsschiffe blockiren. Am 23. Juni versammelten sich zu Lissabon die 3 Stände des Reichs und erkannten den Don Miguel als gesetzlichen Beherrscher der portugiesischen Monarchie an, worauf die fremden Gesandten Lissabon verließen. Am 7. Juli schwor Don Miguel den 3 Ständen den durch das Gesetz Johann IV. von 1612 gebotenen Königseid, worauf jene ihm huldigten. Aber die Stimme der Nation war nicht für den Meineidigen. Eine blutige Reaction, von dem Pöbel, den Mönchen und einigen Großen unterstützt, begann. Die Constitutionnellen, welche von Coimbra gegen Lissabon marschirten, wurden geschlagen; das Prunkspiel mit den Cortes in Lissabon wandelte die Volksstimmung um; in und außer Oporto herrschte deßhalb nur Entmuthigung und Verwirrung. Zu spät langten hier am 26. Juni Palmella, Saldanha, Villaflor und Stubbs aus London an. Palmella übernahm den Oberbefehl des Heers, Stubbs die Vertheidigung von Oporto. Doch durch Beste-

chung und andere Verführungsmittel wurden ganze Regimenter zum Abfall von der constitutionnellen Sache verleitet, sodaß nach einem Angriffe der Miguelisten die Pedristen, Alles für verloren haltend, sich auflösten. Palmella und Saldanha vermochten nicht die Ordnung herzustellen. Sie und die übrigen Mitglieder der Junta von Oporto, nebst 60 Flüchtlingen, schifften sich nach England ein, und am 4. Juli besetzten 10.000 miguelistische Truppen die Stadt. Von jetzt an wurde Oporto und Lissabon der Schauplatz eines von Prevotalhöfen vollzogenen Proscriptionssystems, und beinahe 16.000 Portugiesen sollen sich um diese Zeit wegen ihrer Anhänglichkeit an Don Pedro und dessen Charte theils auf der Flucht, theils im Gefängnisse befunden haben. Ihre Güter wurden confiscirt, nebstdem auch, um der Finanznoth zu steuern, Erpressungen aller Art versucht. Darum hörten aber die Unruhen an vielen Orten, selbst in Lissabon, nicht auf. Don Pedro protestirte zwar in Brasilien, aber Europa überließ die Entscheidung dem Volkswillen. Ungeachtet Donna Maria in Windsor von Georg IV. (23. Dec.) als Königin v. Portugal empfangen worden war, erkannte die brit. Regierung (erster Minister war damals der Herzog von Wellington) D. Miguels Blockade der ihrer Königin treugebliebenen Inseln an, und engl. Schiffe schossen auf 600 unbewaffnete Portugiesen unter dem General Saldanha, welche auf der Insel Terceira (16. Jan. 1829) landen wollten. Hier schlug jedoch Graf Villaflor (11. Aug.) den Angriff der Miguelisten zurück. Von jetzt an wurde Terceira die Basis der constitutionnellen Sache und der Mittelpunkt des Widerstandes. Auch der Gouverneur von Goa blieb seinem Eide treu; Madeira aber mußte sich den Miguelisten unterwerfen. Die Königin Maria war im Oct. 1829 nach Rio zurückgekehrt. — Der Usurpator vernachlässigte indeß, durch Intriguen geleitet, seine Mutter, und folgte, von Argwohn und Mißtrauen gepeinigt, in seinem Pallaste zu Queluz fast Niemanden zugänglich, theils dem Rathe seines Lieblings, dem Barbier Pirez, den er am 6. Jan. 1829 zum Baron von Queluz erhob, theils dem Herzog v. Cadaval, dem Grafen Barbacena und dem Minister des Innern, dem alten energischen Grafen Bastos. Die auswärtigen Angelegenheiten besorgte mit großer Gewandtheit der Vizconde von Santarem. Mehre größtentheils von den Linientruppen ebenso ungeschickt als zur unrechten Zeit unternommene Versuche einer Gegenrevolution wurden unterdrückt. Nun füllten sich die Gefängnisse; mehre Gefangene wurden vom aufgereizten Pöbel ermordet; General Moreiro, nebst einem Obristlieutenant, einem Capitain und 2 Jünglingen am 6. März 1829 zu Lissabon hingerichtet. Darauf folgte zu Oporto am 7. Mai die Hinrichtung von 10 Constitutionnellen; am 21. Aug. die Aussprache der Todesstrafe gegen Palmella, Villaflor, Saldanha, Stubbs und 14 andere Geflüchtete; etwas später in Lissabon die Hinrichtung von 11 Unterofficieren, die an der Spitze einiger Truppen die rechtmäßige Königin ausgerufen. Don Miguel's Tyrannei verschonte nicht einmal die gewesene Regentin Isabella, seine Schwester, nach welcher er am 26. März mit einer Pistole schoß, weil sie nach England fliehen wollte. Der Baron Queluz wurde am 26. Sept. verhaftet, weil er mit der Infantin in Verbindung gestanden habe. Am 6. Jan. 1830 starb die Königin Mutter; der Minister Bastos setzte jedoch ihr System mit furchtbarer Energie fort. — Die innere Verwaltung war bei so vielfachem Gährungsstoffe nicht stark

genug, um den zügellosen Pöbel an Ordnung und Gehorsam zu gewöhnen. (Das von Natur lebhafte und geistreiche Volk ist überhaupt durch barbarische Einrichtungen in Roheit versunken; ohne Industrie und fast ohne Unterricht, die Landwirthschaft noch in der Kindheit; der entartete Adel lebt mitten unter seinen zahllosen Bedienten, wie diese und mit denselben.) Bei dem Mangel an Erwerb und dem Verfalle des Handels wuchs die Landesnoth. Der Credit der Bank war vernichtet, und die Renten der Landeigenthümer wurden nicht bezahlt. Räuberscharen durchzogen das Land. Mit großer Strenge verfuhr dagegen die Polizei gegen alle politischen Umtriebe der constitutionnell Gesinnten. Die Gefängnisse Lissabons und Oportos waren voll von Adeligen, Generalen, Richtern, Verwaltungsbeamten, Geistlichen, Offizieren und Handelsleuten. Mehrmals wurden Schiffe mit Verbannten nach der afrikan. Küste abgeschickt. Engl. Blätter gaben 1831 die Zahl der Opfer von Don Miguels Tyrannei zu 40.400 an. — Unterdessen ward Don Miguel von Spanien (11. Oct. 1829), den Vereinigten Staaten von Nordamerika, endlich auch (als factischer Herrscher) vom Papste (wegen dem Zustande der portug. Kirche) anerkannt. Später wurden von dem Könige beider Sicilien, von den Niederlanden Geschäftsträger in Lissabon ernannt, ohne daß jedoch Don Miguel förmlich anerkannt worden wäre. Auch England und Frankreich mußten ihrer Handelsverbindungen wegen Generalconsuln in Portugal beglaubigen und Agenten Don Miguel's in London und Paris zulassen, deren auch in Wien, Berlin, Petersburg u. s. w. waren. Dagegen unterhielt die portugiesische Regentschaft im Namen der Königin Donna Maria ebenfalls diplomatische Agenten in London, Paris rc., ohne öffentliche Beglaubigung. Keine Macht wollte übrigens interveniren. Dagegen reizte Don Miguel durch seine Anmaßungen sowohl die engl. als die franz. Regierung zu drohenden Maßregeln. Er hatte nämlich dem vor Terceira kreuzenden Geschwader befohlen, die engl. Flagge auf keinem Schiffe, das nach jener Insel steure, zu respectiren, und seine Kreuzer hatten einige engl. Kauffahrer als gute Prisen genommen. Allein ein engl. Kriegsschiff zwang ihn, die Prisen herauszugeben, 600.000 Francs als Entschädigung zu zahlen und die portug. Offiziere vor ein Kriegsgericht zu stellen. In Terceira gewann indeß Donna Maria einen immer festern Haltpunkt ihrer Ansprüche und Streitkräfte. Von Don Pedro abgesandt, hatte der Marquis Palmella daselbst am 15. März 1830 die Regierung der Donna Maria II. förmlich organisirt. In dem deßhalb erlassenen Decrete des Kaisers erklärte derselbe, daß er als Vertheidiger der Rechte seiner Tochter aus vormundschaftlicher Pflicht für nothwendig gehalten habe, eine Regentschaft einzusetzen, die in seiner Tochter königl. Namen die Königreiche Portugal und Algarbien, nebst ihren Besitzungen regieren und verwalten solle. Diese Regentschaft bestand aus 3 Mitgliedern, dem Marquis Palmella, dem Grafen Villaflor und dem Staatsrathe Guerreiro. Sie ernannte einen Ministerstaatssecretair, welcher die Geschäfte aller Departements leiten sollte, bis die Autorität der regierenden Königin in der ganzen Monarchie fest begründet seyn würde. Hierauf erließen die Regenten am 20. März eine Proclamation an die Portugiesen, worin es am Schlusse hieß: „Auf die Stimme des Rechts werden alle großherzigen Vaterlandsfreunde sich für uns waffnen; die Souveraine Europas müssen unsern Bemühungen Beifall schenken, und Gott, der un-

sere Eide annahm, wird unsere Sache segnen". So war demnach der Bruderkrieg zwischen Don Pedro und Don Miguel erklärt. Die brit. Regierung erkannte jedoch die Regentschaft nicht an; im franz. Almanach aber ward schon im J. 1830 und den folg. Donna Maria II. da Gloria als Königin von Portugal aufgeführt, und in England sprach sich die öffentliche Meinung immer bestimmter für die junge Königin und gegen Portugals Thronräuber aus. Don Miguel verließ sich dagegen jetzt mehr als je auf Spanien und auf die Tories in England, welche Letztern erklärten, daß er die gegründetsten Ansprüche auf Englands Beistand habe. Die gezwungenen Anleihen, um Terceira blockiren und Don Pedro's Angriffe abwehren zu können, die schlechte Verwaltung des Staatsdienstes, weil die Beamten statt der Besoldung nur Scheine, die erst nach Jahren zahlbar waren, erhielten, die fremden Anleihen in London und Paris, welche den Staatsbankrott zur Folge haben mußten, der Fall der Staatseinkünfte (die Einkünfte waren von 30 Mill. Fr. 1827 bis auf 16 Mill. schon 1829 gesunken, die Staatsschuld aber bis über 324 Mill. Fr. gestiegen) und die furchtbare Zunahme der Bettelei bei dem gänzlichen Mangel an öffentlicher Sicherheit: dieß Alles mußte jeden Stand, mit Ausnahme des Pöbels, der Mönche und der gutbezahlten königl. Freiwilligen, zur Verzweiflung bringen. Dazu kam eine fast inquisitorisch geheime Polizei in Lissabon und im ganzen Reiche. Am 21. August brach eine wirkliche Verschwörung aus. Das 21. Linienregiment, dem der Tyrann einen Obersten, Namens Taborda, gegeben hatte, der die Soldaten wie Sklaven behandelte, verließ auf ein gegebenes Zeichen die Caserne, ermordete die Offiziere, welche es verhindern wollten, und zog mit wehenden Fahnen unter Trommelschlag nach dem Campo de Ourique, wo sie Donna Maria als Königin ausriefen. Allein das 16. Regiment konnte sich nicht anschließen, und ein Theil desselben wurde durch Versprechungen gewonnen, zugleich mit der berittenen Polizeiwache und vielen Miguelisten die Empörer anzugreifen. Endlich um 2 Uhr Morgens entschieden Kanonen den Kampf; die Constitutionnellen wurden umzingelt, einige Hundert ergriffen, und nach dem Urtheil der Militaircommission ungefähr 60 Offiziere und Bürger erschossen; ferner am 10., 18. und am 24. Sept. noch 21. Vier Wochen später geschah Dasselbe bei Oporto. Hier rief das 8. Regiment Donna Maria und die Constitution aus; aber es erlag dem Angriffe der Reiterei und der königl. Freiwilligen; 39 wurden hingerichtet. Noch sollte 37 Soldaten und Unteroffiziere des 4. Regiments ein gleiches Schicksal treffen, die Vollziehung mußte aber unterbleiben, weil der Oberste des Regiments erklärte, in diesem Falle würde das ganze Regiment, nebst andern Truppenabtheilungen, sich empören. Hierauf befahl Don Miguel, inne zu halten, und er machte sogar an seinem Geburtstage (26. Oct. 1831) eine Art beschränkter Amnestie bekannt. In derselben Zeit erfuhr Don Miguel's Hoffart starke Demüthigungen. Es hatte nämlich ein miguelistischer Fregattencapitain ein britisches, von Sierra Leone unter Segel gegangenes Schiff widerrechtlich weggenommen und den englischen Capitain gemißhandelt; auch waren abermals von dem miguelistischen Geschwader vor Terceira einige englische Handelsschiffe gekapert worden. Ueberdieß hatte in Lissabon die Polizei den Engländer Robertson in seiner Wohnung bei Nacht überfallen und den schuldlosen Mann mehre Tage gefangen gehalten. In Oporto war Dasselbe dem Chef ei-

ner englischen Fabrik widerfahren, welcher nur mit Mühe seine Freiheit wieder erhielt, ungeachtet es erwiesen war, daß er an den revolutionairen Bewegungen in jener Stadt kein Theil genommen. Das Ministerium Grey verlangte daher Genugthuung, oder drohte mit Gewalt. Allein Miguel verweigerte Alles. Nun erschien (Ende Apr. 1831) eine britische Escadre von der Barre des Tajo, und der britische Consul Hoppner in Lissabon verlangte sofort 4.800.000 Fr. für die weggenommenen Schiffe, die Absetzung des Fregattencapitains, die Cassation der Beamten, die in Robertson's Wohnung eingedrungen waren, die Entschädigung des Fabrikinhabers zu Oporto und die amtliche Bekanntmachung dieser Leistungen in der Hofzeitung; geschähe dieß nicht binnen zehn Tagen, so werde die Flotte feindlich verfahren. Als nun am 4. Mai die engl. Kriegsschiffe in den Tajo einzulaufen drohten, da unterwarf sich Don Miguel und that Alles, was der britische Consul verlangte. Eine ähnliche Demüthigung erfuhr er von Frankreich. Am 30. März 1831 brachte eine franz. Kriegsbrigg dem franz. Consul den Befehl, die beiden im Kerker schmachtenden Franzosen Sauvinet und Bonhomme zu reclamiren und für alle Frankreich zugefügten Beleidigungen Genugthuung zu verlangen, oder im Verweigerungsfalle mit allen Franzosen abzureisen und Don Miguel den Krieg zu erklären. Der Vizconde von Santarem gab keine Antwort, weil Don Miguel in der franz. Note nur Prinz-Regent genannt worden war. Darauf bemächtigte sich die vor dem Tajo kreuzende franz. Escadre einer von Terceira kommenden portug. Kriegscorvette und neun anderer portug. Schiffe, die sämmtlich als gute Prisen nach Brest geschickt wurden. Bald nachher übernahm Admiral Roussin den Oberbefehl des vor der Tajomündung kreuzenden franz. Geschwaders von sechs Linienschiffen, drei Fregatten und mehren kleinen Kriegsfahrzeugen. Am 11. Jul. lief die franz. Flotte in den Tajo ein, brachte das Feuer der den Eingang vertheidigenden Forts S.-Juliao und Bugio zum Schweigen, und zwang die im Tajo liegenden portug. Kriegsschiffe, den Juan VI., drei Fregatten, zwei Corvetten und zwei Briggs, die Segel zu streichen. Sofort bewilligte Don Miguel Alles, und am 14. Jul. kam der Vertrag zu Stande. Bonhomme und Sauvinet erhielten die Freiheit, jeder mit 20.000 Fr. Entschädigung; die Beamten, welche sie gemißhandelt hatten, wurden cassirt: endlich bezahlte er 80.000 Fr. für die Expeditionstruppen, ohne die Entschädigungen für den franz. Handel. Unterdessen war es dem General Villaflor gelungen, nach und nach seit dem Mai 1831 alle Azoren, die Inseln Pico, St.-Georg, Fayal und am 4. Aug. die wichtigste und größte Insel, San-Miguel, zu erobern. Mehre, wie Graciosa, Flores und Corvo unterworfen sich freiwillig. Unterdessen war Don Pedro, nachdem er die Kaiserkrone in Brasilien (s. d.) niedergelegt hatte, in Frankreich u. d. T.: Herzog von Braganza, am 10. Juni angekommen, und hatte sich, für seine Person auf Portugals Krone öffentlich Verzicht leistend (15. Juni), von Cherbourg mit seiner Gemahlin (einer Schwester des Herzogs von Leuchtenberg) und Tochter nach England begeben, wo sie am 2. Aug. in London eintrafen. Hier betrieb er auf das Thätigste die Kriegsrüstungen gegen seinen Bruder und wurde dabei durch die Theilnahme der brit. Nation vielfach unterstützt. Auch der Marquis von Palmella begab sich im Sept. 1831 von Terceira nach London, wo er mit dem Ministerium Grey zu Gunsten der Donna Ma-

ria unterhandelte. Der größte Anstoß blieb jedoch Spaniens Widerwille gegen Don Pedro's Charte; aber es mußte auf die Drohungen des franz. Cabinets neutral bleiben. Auch weder die engl. noch die franz. Regierung mischten sich unmittelbar in den Bruderkrieg, verhinderten jedoch nicht Anwerbungen, Anleihen und Aufkäufe von Schiffen und Kriegsbedarf für den Dienst der Donna Maria, sowie sie dieß auch den Agenten Don Miguel's zu thun gestatteten. Jedoch durfte kein für Donna Maria ausgerüstetes Schiff aus einem brit. Hafen unmittelbar weder nach Terceira noch nach Portugal absegeln. Don Pedro schickte daher, nach Beseitigung mehrer in England durch Don Miguel's Agenten und die mächtigen Tories (die Don Miguel durch Gold, Waffen, Dampfschiffe, Werbungen unterstützten) veranlaßten Hindernisse, Dampfboote mit der angeworbenen Mannschaft nach dem Sammelplatze Belle-Isle an der franz. Küste. Von hier segelte er am Bord der Fregatte Rainha da Portugal mit der ersten Abtheilung seiner Expedition am 20. Febr. 1832 nach Terceira ab, wo er mit Jubel aufgenommen wurde. Mit größter Thätigkeit organisirte er daselbst und in San Miguel ein Landungsheer, das aus Abenteurern und Soldaten aus allen Nationen bestand. Endlich war Alles zum Angriffe auf Portugal vorbereitet und am 27. Juni 1831 segelte Don Pedro von San Miguel mit etwa 7000 Mann Truppen ab, die von dem Grafen Villaflor, Stubbs und einigen englischen und französischen Offizieren befehligt wurden. Don Miguel's Minister, Graf Bastos, hatte währenddem aufs Thätigste die Vertheidigungsanstalten betrieben und im Nov. 1831 war abermals eine gezwungene Anleihe ausgeschrieben worden. Im miguelistischen Heere dienten Bourmont, der Besieger Algiers, und andere franz. und brit. Offiziere. Am 8. Juli 1832 landete die Expedition bei Oporto. Don Pedro bemächtigte sich dieses wichtigen Platzes ohne Widerstand, und errichtete daselbst eine Regierung im Namen der jungen Königin Donna Maria; er selbst trat als Regent und Vormund an die Spitze derselben. In Oporto befehligte Graf Villaflor verschiedene Abtheilungen des kleinen Heeres, unter der obersten Leitung Don Pedro's, und zeichnete sich durch die tapfere Abwehr der heftigen Angriff der miguelistischen Truppen auf die Linien vor Oporto am 26. Juli und am 29. Sept. sehr aus. Am 1. Jan. 1833 landete der französische General Solignac in Oporto und übernahm die oberste Leitung des constitutionnellen Heeres. Don Pedro war auf den Besitz der Stadt beschränkt, deren Bombardement am 8. Jan. seinen Anfang nahm. Zwar mißlang Solignac's Ausfall am 24. Jan., aber die Angriffe der Miguelisten am 4., 6. und 24. März auf Oporto wurden zurückgeschlagen; ebenso wenig konnte das heftige Bombardement der Stadt am 16. und 17. Mai den Muth der tapfern Besatzung und ihrer Anführer erschüttern. Auch erhielt Don Pedro bedeutende Verstärkungen aus England, Belgien und Frankreich. Capitain Napier trat in seine Dienste und übernahm am 5. Jun. 1833 an Sartorius's Stelle den Oberbefehl über die Kriegsschiffe. General Solignac rieth jetzt, geradezu auf Lissabon zu marschiren; allein man befolgte den von ihm nicht gebilligten Kriegsplan Napier's, in Algarbien einen festen Punkt zu erobern. Solignac nahm deßhalb am 13. Jun. seine Entlassung. An seine Stelle trat Saldanha. Nun ward die Führung der am 20. Juni von Oporto unter Segel gehenden Expedition nach Algarbien dem General Villaflor anvertraut, den der Herzog von Palmella

begleitete. Zugleich ward Villaflor zum Herzog von Terceira ernannt. Villaflor landete am 24. mit 3—4000 Mann bei Cavellas, nahe bei Villareal in Algarbien und besetzte mehre Seestädte, Faro, Taviro u. a. Napier schlug die miguelistische Flotte am 5. Jul. und nahm die meisten Schiffe Don Miguel's beim Cap St.-Vincent. Hierauf blockirte Napier den Tajo und General Villaflor drang mit seinem bis auf 8000 Mann verstärkten Heere in 2 Abtheilungen mitten durch die entmuthigten Scharen der Miguelisten unaufhaltsam gegen Lissabon vor; gleichzeitig bildete Villaflor, um sich den Rücken zu sichern, Guerillas für die Sache der Königin. Sodann eilte er mit 1500 Mann über Setubal voran, und erfocht mit dieser kleinen Schar am 23. Jul. bei Almada, Lissabon gegenüber, den entscheidenden Sieg über das 6000 Mann starke Heer Don Miguels, dessen Anführer, der grausame Tellez Jordao, auf der Flucht ermordet wurde. Admiral Napier segelte den Tajo hinauf, und der Herzog von Cadaval räumte an demselben Tage Lissabon. Nun pflanzten die Einwohner die legitime Fahne auf und riefen unter allgemeinem Jubel durch einen freiwilligen „Acclamationsact" vom 24. Jul. Donna Maria als Königin aus. In derselben Zeit öffnete ein vom Volke aus dem Gefängnisse befreiter Engländer, Fitch, an der Spitze einer Bürgerschar die Gefängnisse und befreite an 5000 meistens politische Gefangene. Darauf zog am 24. Vormittags Villaflor mit dem Befreiungsheere in Lissabon ein. Es fehlte nicht an Ausschweifungen des Hasses und der Rache, doch ward die Ordnung bald hergestellt. Unterdessen hatte Don Miguel am 10. Jul. dem franz. Marschall Bourmont den Oberbefehl bei Oporto übergeben; allein sein Sturmangriff auf die Linien von Oporto am 25. Jul. wurde zurückgeschlagen. Hierauf schiffte sich Don Pedro von Oporto nach Lissabon ein, wo er am 28. Jul. ankam. Am folgenden Tage, am 29. Jul., begab er sich in das Kloster San-Vincent, wo die Könige von Portugal begraben liegen. Er ließ dort eine Seelenmesse für Don Joao VI. und Donna Carlota Joaquina lesen. Er vergoß viele Thränen, sagt die „Cronica", am Grabe seines Vaters, der seine Tage als Opfer einer Verfolgung beendigt, die Se. kaiserl. Majestät nunmehr überwunden habe, und schrieb auf ein Blatt Papier, welches er am Grabe befestigen ließ, folgende Zeilen: „Hum filho de assassinou, outro filho te vingará. 29 de Julho 1833. D. Pedro". (Ein Sohn mordete dich! ein anderer wird dich rächen.) Am folgenden Tage, am 30. Jul., übernahm er im Namen seiner Tochter die Regierung, wodurch die dem Marquis von Palmella übertragene Stelle als Gouverneur aufhörte. Doch war in dem deßhalb erlassenen Decrete die größte Anerkennung der Verdienste Palmella's dankbar ausgesprochen. Die Bildung einer Nationalgarde erregte bei den Einwohnern vielen Unwillen, und der Klerus wurde beleidigt, indem Don Pedro den päpstlichen Nuntius, Cardinal Giustiniani, fortschickte, der sich nebst einigen Jesuiten am 4. Aug. nach Genua einschiffte. Durch ein Decret vom 15. Aug. wurde eine außerordentliche Sitzung der allgemeinen Cortes der portugiesischen Nation einberufen, um, wie es in dem Decrete hieß, „die Bürgschaften für die Bewahrung aller Rechte und einer gerechten gesetzlichen Freiheit durch die Zusammenberufung der Repräsentanten der Nation in den Cortes zu begründen, vergangenen Uebeln abzuhelfen, die Erörterung wichtiger Staatsfragen zu fördern und die Bestimmung seines Manifestes vom 2. Febr. 1832, dessen Versprechungen er in allen

ihren Theilen auf das Gewissenhafteste erfüllen werde, in Kraft zu setzen". Insbesondere sollten die Cortes über die Fragen wegen der Regentschaft und wegen der Vermählung der Königin Donna Maria entscheiden. „Die Wahlen", heißt es ferner in dem Decrete, „werden am 1. Oct. dieses Jahres beginnen, und zwar in Gemäßheit der Instructionen, welche binnen Kurzem zur öffentlichen Kenntniß gebracht werden sollen. Die Installation der Kammern wird stattfinden, sobald diejenige Anzahl von Deputirten sich eingefunden hat, welche die constitutionnelle Charte der portugiessischen Monarchie zur Gültigkeit der Berathungen für nothwendig erklärt". Don Pedro schrieb indeß eine Anleihe von 800 Contos de Reis (gegen 160.000 Pf. St.) zu 5 Proc. aus, deren größter Theil schon in wenigen Tagen durch die Anerbietungen reicher Capitalisten, unter welchen Baron Quintella zu bemerken ist, al pari erhoben werden konnte; er betrieb die Bildung der Nationalgarden, die hauptsächlich aus den Mittelclassen bestehen, mit solchem Eifer, daß um die Mitte des Aug. an 12.000 Mann, freilich schlecht bewaffnet und noch weniger in dem Waffendienste geübt, beisammen waren, von denen etwa die Hälfte die Ordnung in der Hauptstadt, wo der Pöbel manche Ausschweifungen einer wilden Rachsucht gegen die Migueliſten verübte, aufrecht erhalten, die andere Hälfte aber an das etwa 5000 Mann starke Corps des Herzogs von Terceira sich anschließen sollte, der nach Villafranca zog. Durch ein Decret vom 3. Aug. wurden die 1828 ernannten bisherigen diplomatischen Agenten und Consuln für Portugal im Auslande für entlassen erklärt. Ein Decret vom 5. Aug. erklärte alle Welt- und Ordensgeistliche, die bei der Ausrufung der Königin Donna Maria ihre Beneficien verlassen hatten, um dem Banner Don Miguel's zu folgen, als Verräther und Rebellen, ihrer Beneficien verlustig; die Klöster, welche sie aufnehmen, sollten aufgehoben und ihre Güter als Nationalgüter eingezogen werden. Durch ein anderes Decret von demselben Tage wurden alle Bisthümer und Erzbisthümer, deren Ernennungen auf die Präsentation von Don Miguel das römische Consistorium bestätigte, für erledigt, sowie alle von besagter Regierung verliehene Würden und Beneficien für nichtig erklärt. Durch ein drittes Decret von demselben Tage ward allen Novizen in den Klöstern befohlen, dieselben zu verlassen und ihre Aufnahme in die geistlichen Orden verboten. Ein viertes Decret von demselben Tage hob alle geistliche Patronatsrechte auf, indem die Regierung allein sich die Präsentation zu allen Beneficien vorbehalte. Auch die Jesuiten, welche Don Miguel im Aug. 1832 in den portug. Staaten wieder eingeführt hatte, wurden daraus abermals verbannt. Ein späteres Decret vom 15. Aug. hob alle Klöster auf, in welchen sich weniger als 12 Mönche oder Nonnen befänden. Zwar hatte Don Pedro gleich anfangs eine allgemeine Amnestie für alle Vergehen politischer Natur erlassen; nur die Mitglieder des Cabinets von Don Miguel waren davon ausgenommen; aber dessenungeachtet erschien die Absetzung der miguelistischen Beamten durch Decrete vom 6., 7., 8., 9. Aug. als eine nothwendige Maßregel. Dazu kam noch ein anderes Decret, welches alle seit dem 25. April 1828 im Namen Don Miguel's erlassene politische Rechtssprüche für null und nichtig erklärte, und die Betheiligten sammt und sonders in integrum restituirte, auch alles sequestrirte und confiscirte Grundeigenthum ihnen wiederzugeben befahl. Die Zinsen der ältern

königlichen Anleihe (der sogenannten Apolices) sollten zwar fortbezahlt jedoch den geistlichen Corporationen, welche sich gegen die Königin erklärt, vorenthalten werden. Auch erschien in der „Cronica" eine noch aus Oporto vom 10. Jul. datirte Verordnung, wodurch kraft Art. 145, §. 34, der constitutionnellen Charte im Namen der Königin angekündigt wurde, daß, so lange als die militairischen Operationen gegen Don Miguel's Truppen fortgesetzt werden müßten, einige von den Formalitäten, welche Jedem seine persönliche Freiheit garantiren, suspendirt bleiben würden. Dieß Alles, sowie die Verhaftung des sehr geachteten Bischofs von Algarbien, erregte viel Unzufriedenheit. — Don Miguel hob währenddem die Belagerung Oportos am 7. Aug. auf und Bourmont zog sich nach dem Tajo hin, um Lissabon wieder zu nehmen. Auch verließen die Miguelisten am 20. Aug. das linke Ufer des Duero. Saldanha führte daher von Oporto am 25. Aug. Verstärkungen nach der Hauptstadt, wohin sich auch General Villaflor aus seiner Stellung bei Villafranca am 29. zurückziehen mußte. Lissabon wurde befestigt und Bourmont's Angriff am 5. Sept. zurückgeschlagen. — Unterdessen hatte bereits die brit. Regierung Donna Maria förmlich als Königin von Portugal anerkannt, und Lord William Russel am 15. Aug. sein Creditiv als bevollmächtigter Gesandte dem Herzog von Braganza, als Regenten, überreicht. Dasselbe geschah von Seiten Frankreichs am 8. Sept. Wenige Tage nachdem ein neuer Angriff Bourmont's auf Lissabon am 14. Sept. zurückgeschlagen worden war (Marschall Bourmont und ein Theil der franz. Offiziere verließen hierauf am 17. Sept. die Dienste Don Miguel's und begaben sich nach Spanien), langte die Königin Donna Maria daselbst am 22. Sept. 1833 an. Nun griff Don Pedro am 10. Oct. wieder die Offensive. Saldanha und Villaflor durchbrachen die Linien der Miguelisten vor Lissabon, und Don Miguel sah sich genöthigt, am 18. Oct. in der festen Stellung von Santarem seine Zuflucht zu suchen, wo er seine Streitkräfte zusammenzog. Die Armee der Königin schlug ihr Lager vor Santarem auf; auch wurde die wichtige Festung Peniche genommen. Unterhandlungen mit Don Miguel blieben ohne Erfolg; denn der Infant verwarf nicht nur die Bedingung, daß er die Halbinsel verlassen solle, um nie wieder in dieselbe zurückzukehren, sondern weigerte sich überhaupt, auf die von Spanien und England angetragene Vermittelung einzugehen und irgend einem Vorschlage Gehör zu geben, der darauf hinziele, dem Bürgerkriege ein Ende zu machen, so lange der Exkaiser von Brasilien an der Spitze der Regierung der Anhänger Donna Maria's stehe. Der Krieg wurde ohne entscheidende Ereignisse fortgesetzt. General Stubbs vertheidigte mit wenig Truppen Oporto gegen die wiederholten Angriffe einer miguelistischen Heerabtheilung. Andere Abtheilungen der Miguelisten suchten die Verbindung mit der Küste zu behaupten und den Guerillaskrieg zu unterstützen; da geschah es, daß eine Truppenabtheilung des königl. Heeres unter dem Oberstlieutenant Florencio auf dem südlichen Tajoufer bei Alcacer do Sol am 2. Nov. eine starke Niederlage erlitt. Dagegen suchte Villaflor den Stützpunkt der Macht Don Miguel's immer enger einzuschließen. Am 11. Nov. wurden die Mühlen auf den Höhen von Pernes und am 21. Dec. die bei Torres Novas vor Santarem zerstört. Auch fiel der wichtige Platz Marvao in Donna Maria's Gewalt. Im Jan. 1834 wurde die Operationsarmee Don Pedro's in 2 Divisionen ver-

theilt; die eine sollte Santarem beobachten, die andere der Bewegung der Miguelisten folgen. Der Herzog von Terceira führte den Oberbefehl über jene, Saldanha über diese, stand jedoch unter dem Herzog, der das Ganze leiten sollte. Während nun dort General Villaflor die Blockade auf dem rechten Tajoufer fortsetzte und nach einem heftigen Gefecht sich der Brücke von Asseca unweit Santarem am 30. Jan. 1834 bemächtigte, wollte General Saldanha gegen Coimbra vordringen. Es gelang ihm aber bloß, die Stadt Leiria am 15. Jan. zu nehmen, auch erfocht er am 31. Jan. einige Vortheile über den Feind bei Pernes. Noch waren aber mehre Seeplätze, namentlich Figueira, in Don Miguel's Besitz. — Die Schuld, daß Donna Maria's Regierung so langsam sich befestigte, trug größtentheils Don Pedro selbst. Er beleidigte durch voreilige Schritte und willkürliche Maßregeln seine Freunde; seine Feinde aber reizte er vielmehr auf, als daß er sie mit sich und der neuen Ordnung versöhnt hätte. Unterdessen war es dem miguelistischen General Lemos, welcher bisher Alemtejo besetzt gehalten, gelungen, sich mit dem Corps des Generals Povoas in Santarem zu vereinigen; auch war der Oberst Rebocho aus den Umgebungen von Oporto herbeigekommen. Lemos unternahm nun einen Hauptangriff auf das Heer Don Pedro's am 18. Febr. und erkämpfte wichtige Vortheile; doch gelang es nach einem hartnäckigen Kampfe dem General Saldanha, den Feind mit Verlust zurückzuwerfen und die Stellung vor Santarem bei Cartaro zu behaupten. Um diese Zeit erhielt jedoch das Heer Donna Maria's Verstärkungen aus Belgien; Algarbien wurde aufs neue besetzt und Admiral Napier, der erst am 17. März von Lissabon absegeln konnte, nahm am Ende desselben Monats die Plätze Viana und Caminho im nördlichen Portugal, Don Miguel aber verlor, in Folge seiner Verbindung mit dem span. Kronprätendenten Don Carlos, seinen Stützpunkt in Spanien, wo endlich die Anerkennung Donna Maria's als Königin von Portugal Ende März 1834 erfolgte. Der Herzog von Terceira wurde um die Mitte des März zum Oberbefehlshaber in Oporto und über das Corps ernannt, welches den nördlichen Theil des Königreichs von den miguelistischen Truppen unter dem General Almer reinigen sollte. Gleichzeitig erhielt Bernardo von Sa den Befehl, von Algarbien durch Alemtejo gegen Elvas und Santarem vorzudringen, um den von Saldanha beschlossenen Hauptangriff auf Santarem ebenso vom Süden wie vom Norden her zu unterstützen. Gemäß der am 24. April zu London geschlossenen Quadrupleallianz zwischen Spanien, Portugal, Frankreich und England, verpflichten sich beide erstere Staaten, ihre Streitkräfte zu vereinigen, um Don Carlos und Don Miguel zur Räumung Portugals zu zwingen, und ihnen eine ihrem Range und ihrer Geburt angemessene Rente zu bewilligen, und die letztern Mächte, hierzu mitzuwirken. Das Einrücken eines spanischen Corps in Portugal im April wirkte entscheidend auf die Kriegsereignisse. Nach einem kurzen Stillstand in den Operationen erzwang Villaflor den Uebergang über die Tameja, warf die miguelistischen Truppen zurück, drang in das Innere der Provinz Tras os Montes, die sich für die Sache der Königin erklärte, und besetzte am 11. April Murça. Er ließ darauf jene Provinz unter den Befehlen der Generale Pizzaro und Avellez und zog gegen das Ende des April nach Visen. Am 3. Mai vereinigte er sich mit dem span. General Rodil und besetzte am 8. Coimbra, das Miguel's Truppen bereits geräumt

hatten. Am 9. Mai zog Villaflor weiter südlich. Am 10. Mai schlug er das miguelistische Heer auf den Höhen bei Asseleeira unweit Thomar. Er rückte am 19. Mai in Santarem ein, das Don Miguel's Truppen verlassen hatten. Sie gingen über den Tajo, in der Absicht, sich in die Festung Elvas zu werfen, aber der Herzog von Terceira, der ebenfalls über den Fluß gegangen war, hatte Don Miguel und den ihm übriggebliebenen Truppen bei Evora den Weg abgeschnitten. Napier hatte mittlerweile zu Figueira an der Mündung des Mondego, dessen er sich kurz zuvor bemächtigt hatte, eine mobile Colonne gebildet und war mit ihr aufgebrochen, um die Bewegungen des Herzogs v. Terceira zu unterstützen. Er bemächtigte sich zuerst Leiria's und hierauf am 17. Mai der Stadt Orem, wo er die ganze, aus 800 Miguelisten bestehende Garnison zu Gefangenen machte. In diesem äußersten Falle beschloß Don Miguel, in Unterhandlungen zu treten, die auch unverzüglich mit dem Grafen Saldanha durch den miguelist. Gen. Lemos angeknupft wurden. Nun erließ Don Pedro eine aus Cartaxo datirte Proclamation, worin er vollen Pardon und gute Behandlung allen Portugiesen versprach, die noch die Fahnen seines Bruders verlassen und die Waffen strecken würden. Dieses Versprechen vermehrte die Desertion bei dem Heere Don Miguel's in einem hohen Grade. Am 27. Mai ward eine allgemeine Amnestie für alle seit dem 31. Juli 1828 begangene politische Vergehen allen Jenen gewährt, die sich der Regierung 24 Stunden nach Bekanntmachung dieses Decrets in den Hauptorten der Provinzen unterwerfen. Am 27. Mai unterzeichnete Don Miguel zu Evora eine Erklärung, daß er sich weder unmittelbar noch mittelbar in die Angelegenheiten Portugals mischen werde. Zugleich ernannte er den Jose Luiz de Rocha zum Sachwalter seines persönlichen Eigenthums und gab die Kronjuwelen zurück. Er reiste mit seinem Gefolge nach Sines, sich hier am 2. Juni unter dem Geschrei: Es lebe die constitutionnelle Charte! es lebe Don Pedro! Tod dem Tyrannen! an Bord der engl. Fregatte Stag begebend, die ihn nach Italien brachte. Don Carlos schiffte sich nach England ein, worauf, der Bestimmung des Quadruplevertrags gemäß, das span. Hülfscorps Portugal wieder verließ. Der Gouverneur von Madeira hatte sich bisheran hartnäckig geweigert, die Insel an die rechtmäßige Herrscherin zu übergeben, weßhalb eine strenge Blockade erfolgte. Erst auf die erhaltene Nachricht von der Vertreibung D. Miguels pflanzte er (9. Juni) die Farben Donna Marias auf. Die Cortes wurden auf den 15. Aug. zusammenberufen, aber alle Pairs, welche die Vorstellung von 1828, wodurch die Charte von 1826 vernichtet ward, unterzeichneten, von der ersten Kammer ausgeschlossen. Durch ein anderes Decret wurden alle Klöster und Anstalten der Ordensgeistlichkeit im ganzen portug. Reiche aufgehoben und ihre Güter den Nationaldomainen einverleibt. (Sie werden fortwährend veräußert.) Das Monopol, u. d. N. Douroweincompagnie bekannt, ward abgeschafft und dem Weinhandel mehr Freiheit gegeben. Unterm 22. Juli ward alles Papiergeld abgeschafft, und vom 31. Aug. an müssen alle Zahlungen in baarem Gelde geleistet werden. Die Bank wird das Papiergeld (Apolices) vermittelst eines Disconto von 20 Proc. al pari annehmen, was nur 8 Proc. von dem effectiven Werthe dieses Papiers beträgt. In Folge ausgestandener Strapazzen ward Don Pedro im Juni aufs Krankenlager geworfen, erholte sich aber anfangs Juli wieder, worauf er mit der Königin

Oporto besuchte und jubelnd begrüßt wurde. In Lissabon und in mehren andern Theilen des Königreichs suchten sich indeß Viele mit eigener Hand wegen der in Hinsicht während der Usurpation begangenen Ungerechtigkeiten zu rächen, obgleich die Gesetze ihnen ein schnelles und sicheres Mittel, Genugthuung für ihre Beschwerden zu erlangen, darboten. Den Beamten ward daher befohlen, daß sie unter ihrer persönlichen Verantwortlichkeit für die Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe und die treue Vollziehung der Gesetze Sorge tragen. Die Nationalgarde von Lissabon ward auf 13.400 M. bestimmt; das Heer bestand aus 34.000 M. Am 15. Aug. eröffnete Don Pedro zu Lissabon die Cortes. Er bemerkte in seiner Rede, daß die Regierung der Königin auch durch Belgien, Schweden und Dänemark anerkannt sey und daß alle übrigen Regierungen mit Portugal im Frieden wären. Ferner, daß die Staatsgläubiger im In- und Auslande mit der strengsten Pünktlichkeit bezahlt worden und die Regierung der Königin einen achtbaren Namen an den Börsen Europas erworben hat. Hinsichtlich der Verhältnisse zum päpstl. Stuhle überraschte gewissermaßen, nach allen bisherigen Vorgängen, die äußerst versöhnliche Sprache Don Pedro's, da der Papst in einer Rede an die Cardinäle das eigenmächtige Verfahren des Regenten in Kirchensachen als den bestehenden Gesetzen entgegen geschildert hatte. Präsident der Pairskammer ward der Herzog von Palmella; in der Deputirtenkammer der Bischof von Coimbra, F. de Lompos. Beide Kammern ernannten am 1. Sept. Don Pedro zum Regenten des Königreichs während der Minderjährigkeit seiner Tochter, und am 9. suspendirten sie hinsichtlich ihrer Vermählung den Art. 19 der Charte, der die fremden Prinzen ausschließt, ihrem Vater die Wahl ihres künftigen Gemahls überlassend, der den jungen Herzog von Leuchtenberg hierzu bestimmte, dem er auch den Degen vermachte, den er während der Belagerung Oportos trug. (Am 1. Dec. ward die Vermählung durch Procuration zu Lissabon vollzogen. Der Gesundheitszustand des Regenten verschlimmerte sich indeß wieder so sehr, daß er am 18. Sept. der Deputirtenkammer erklärte, nicht mehr die öffentlichen Angelegenheiten wahrnehmen zu können. Die Cortes erklärten nun die Königin für großjährig, welche am 20. den Eid der Treue auf die Constitution leistete. Don Pedro starb im Pallast von Queluz am 24. Sept. an der Brustwassersucht. Kurz vor seinem Hinscheiden bat er die Königin, sobald er der Natur ihren Tribut gezahlt habe, ein Decret zu erlassen, um alle wegen politischer Vergehen Verhaftete in Freiheit zu setzen, was diese auch gelobte. Seine Leiche ward im Kloster S. Vincenz de Fora zu Lissabon, wo auch sein Vater ruht, beigesetzt, sein Herz aber nach Oporto gebracht. Nun schritt die Königin zur Bildung eines neuen Ministeriums; dasselbe besteht aus dem Herzog von Palmella, als Präsidenten des Ministerraths, jedoch ohne Portefeuille; Don Francisco de San Luiz, Minister des Innern; dem Herzog von Terceira, Kriegsminister; Antonio Barreto Ferraz de Vasconcelhos, Justizminister; Jose da Silva Carvalho, Finanzminister; dem Grafen von Villareal, Minister der auswärtigen Angelegenheiten; und Agosthino Jose Freire, Marineminister. Alle diese Herren sind außer dem Präsidenten und mit Ausnahme des Grafen von Villa-Real, der sehr gemäßigt ist, als eifrige Vertheidiger der alten liberalen Grundsätze bekannt. Indessen hat sich gleich anfangs in den Cortes eine starke Opposition gegen das neue Ministerium gebildet, die vorzüglich gegen den Herzog v. Palmella gerichtet zu seyn scheint; 50 Mitglieder

stimmten für, 44 gegen das Ministerium. Auch ward das Decret Don Pedro's, wodurch Don Miguel und seine Abkömmlinge für immer von der Thronfolge ausgeschlossen sind und gegen ihn, wenn er nach Portugal zurückkehrt, die Todesstrafe verhängt ist, im Oct. durch die Cortes bestätigt; ebenso das Gesetz, welches die Zehnten abschafft. Von dem an wird für die Bedürfnisse des Klerus durch die Bewilligung einer Summe im Budget gesorgt. Unterdessen dauert noch der Zustand von Desorganisation und Gährung in einem großen Theile der Provinzen fort. Eine völlige Mißernte in Alemtejo, dem größten Theile Estremaduras und manchen Gegenden des nördlichen Portugals sogar erschwert wesentlich noch jenen Zustand. Nach allen Berichten ist das platte Land gewissermaßen in 2 feindliche Lager getheilt, das eine, gebildet aus der Geistlichkeit und Denjenigen, die durch den Fall der vorigen Regierung ihre Existenzen verloren haben, das andere aus den Landinhabern, die durch die Abschaffung der Zehnten bereichert wurden, und aus Denen, die Plätze von der neuen Regierung erhielten. Diesen gegenüber stehen die großen Städte und das organisirte Heer. Möge die Regierung ihre Aufgabe, alle Meinungen dadurch zu versöhnen, daß sie Allen ihren Schutz verleihet, da Freiheit und Ruhe — wie der Herzog v. Palmella in der Deputirtenkammer am 30. Sept. 1834 sagte — zwei für das Wohl der Nation höchst nothwendige Gegenstände sind, glücklich lösen! S. des Marq. de Fortia d'Urban u. H. Mielle's franz. geschrieb. „Geschichte Portugals von den Lusitaniern an bis zur Regentschaft D. Miguel's“ (Paris 1828, 10 Bde.); „Viriath und die Lusitanier“, nach den Quellen von D. Becker (Altona 1826); D. E. Münch's „Grundzüge einer Geschichte des Repräsentativsystems in Portugal“ (Leipz. 1827); die franz. erschienene „Geschichte Johann VI., Königs von Portugal“ (Paris 1827) und die „Zeitgenossen“ (N. R., XXIV). Eine künstliche Auslegung der Beschlüsse von Lamego 1143 zu Gunsten der Usurpation Don Miguel's findet man in den „Notizen über die Form und das Wesen der portugies. Cortes nach den vom Vizconde de Santarem gesammelt. Nachrichten“ (Paris 1829). Eine Widerlegung der Ansprüche Don Miguel's gab Ant. da Silva Lopez Rocha (Paris 1828) heraus. Ueber D. Miguel's Rechte s. auch die „Allgem. Zeit.“, 1829, Nr. 128, und die dem brit. Parlam. in Betreff Portugals vorgelegten Papiere in der „Allgem. Zeit.“, 1829, außerordentl. Beil. Nr. 50—56. Ueber den Krieg von Oporto vgl. des ehemal. Obersten im Dienste der Königin v. Portugal Lloyd Hodges engl. geschrieb. Nachrichten von der Expedition Don Pedro's in Portugal 1832 (2 Bde., Lond. 1833). Portugal unter Don Miguel hat Will. Young geschildert. Unter den portug. Zeitblättern sind zu bemerken: die miguelistische „Gazeta de Lisboa“, an deren Stelle vom 25. Jul. 1833 an die „Cronica constitucional de Lisboa“ trat, sowie die „Cronica constitucional de Oporto“, welche hier seit der Besitznahme durch Don Pedro im Jul. 1832 erschien.

Portugal, ein Königreich an der Westküste der pyrenäischen Halbinsel, nach Abend und Mittag vom atlant. Meere umflossen, gegen Mittag, Morgen und Mitternacht an die spanischen Provinzen Andalusien, Estremadura, Leon und Galizien grenzend, ist einer der Blüthen- und Blumengärten Europas, den wechselnd Citronen- und Olivenwälder beschatten. Ohne die Colonien zählte es im Juni 1834 auf 1730 QM. (Flußmündungen und Meerbusen umfassen davon 14 QM.) 3 Mill.

325.000 Bew. Der Staat besteht aus zwei Königreichen: 1) Portugal mit den Landschaften Entre Minho e Douro, Traz os Montes, Estremadura, Beira und Alemtejo; 2) Algarve. In Asien besitzen die Portugiesen Goa (s. d.), Diu an der Küste von Cambajo, einen Theil der Insel Timor, und die Handelsstadt Macao (s. d.) (zusammen 312 QM. mit 576.000 Einw.); in Afrika die meisten europ. Niederlassungen, welche früher hauptsächlich zum Negerhandel benutzt wurden, die Insel St.-Thomas an der Küste von Guinea und die Küstenstriche von Cap Nero an bis zur Insel Fernando del Po, ferner im NW. von Afrika die Inseln Madeira, Porto Santo, die 10 Inseln des grünen Vorgebirges (wenig erträglich), die 9 azorischen Inseln und die Statthalterschaften Angola und Mozambique, zusammen 28.489 QM. mit 1.382.000 Einw. Portugal ist im Ganzen gebirgig und hat nur 2 ausgedehnte Ebenen, in Alemtejo und in Beira. Die Bergthäler sind besonders in Minho und Traz os Montes durch Fruchtbarkeit und Reiz ausgezeichnet. Portugals Hauptgebirge sind Arme des großen Gebirgsstocks in Spanien, das auch seine großen Flüsse, den Tejo (in Spanien Tajo), die Guadiana, den Douro (in Spanien Duero) und den Minho ihm sendet. Landseen hat Portugal nicht, nur einige Bergseen. Mineralquellen sind häufig. Das Klima von Portugal ist, obwohl im Ganzen heiß und im Sommer zuweilen drückend, doch der kühlende Seewinde und Gebirge wegen gemäßigt. Der Winter ist mehr eine Regenzeit zu nennen, nur die höchsten Gebirge bewahren den Schnee einige Monate; in den Ebenen, besonders in den südlichen Gegenden, ist das Fallen des Schnees eine beinahe unerhörte Erscheinung. Oefen, ja selbst Kamine sind daher völlig unbekannt, wie denn auch Fenster mit Glasscheiben schon zum Luxus der Wohlhabenden gehören. Obgleich Portugal keineswegs gut angebaut ist, so bringt doch die milde Luft und die Fruchtbarkeit des Bodens, wo er nur irgend bewässert ist, eine große Menge der edelsten Früchte hervor. Außer den in allen Theilen Europa's gewöhnlichen Getreide- und Obstarten findet man hier noch den Mais oder türkischen Weizen und viele edle Weine, wovon bei uns der Wein von Oporto der berühmteste ist; er geht vorzüglich nach England. Ferner viele edle Südfrüchte, Dattelpalmen, Pisang, Orangen, Feigen, Oliven, Kastanien, Melonen und andere. Zu den der pyrenäischen Halbinsel eigenthümlichern Gewächsen gehören: der Korkbaum, die immergrüne Eiche, die amerikanische Aloe (Pita) und die indianische Feige. Zu den Eigenthümlichkeiten Portugals gehört es, daß sie, besonders in der Provinz Alemtejo, sehr ausgedehnte dürre Haiden hat, die von einer Menge immergrüner Gewächse und Sträucher, vielen Haidearten, gelb, roth und violetblühenden Cisten u. s. w. bedeckt sind und besonders im Winter einen herrlichen Anblick gewähren. Wild ist mit Ausnahme von Hasen, Kaninchen und rothen Rebhühnern selten in Portugal; zu den Merkwürdigkeiten aber gehört, daß man in dem Gebirge von Geres, und nur dort die wilde Ziege antrifft, ein in Europa seltnes Thier; auch Wölfe finden sich häufig in demselben Gebirge. An zahmen Thieren erzieht man in Portugal wenig Pferde, desto mehr Esel und Maulthiere, schönes Rindvieh in den Gebirgen und edle Schafe, die wie die spanischen im Sommer in den Gebirgen, im Winter in den weiten Haiden gehalten werden. Das Meer liefert unter andern eine Art kleiner Fische, Sardinien, welche eine Hauptnahrung der ärmern Classe ausmachen.

Die Thunfischerei an den südlichen Küsten ist bedeutend. Der Bergbau ist höchst unbedeutend, obwohl bei mehr Betriebsamkeit Eisen, Blei und andere Metalle gefunden werden könnten; jetzt wird nur etwas Quecksilber gewonnen. Das Meer liefert viel Seesalz. — Die Portugiesen sind in der Regel von mittlerer oder kleiner Statur, dabei aber stark und untersetzt. Eine gelbliche Gesichtsfarbe, die bei den niederen mehr der Luft und Sonne ausgesetzten Ständen, besonders in den südlichen Provinzen, beinahe Olivenfarbe wird, schwarze Augen und Haare zeichnen sie aus. Wie alle Bewohner eines südlichen, fruchtbaren Landes, kennt der Portugiese nicht den angestrengten Fleiß und die Betriebsamkeit nördlicher Völker. Das Leben ist hier so leicht, mit einer geringen Anstrengung kann auch der Aermste sein Leben auf eine nicht unangenehme Art fristen, dabei begünstigte die von Klöstern und Kirchen reichlich geübte Wohlthätigkeit so sehr die Faulheit, daß Armuth und Bettelei hier ungleich häufiger gefunden werden als anderswo. Nur die nördlicheren Provinzen von Portugal machen hiervon eine ehrenvolle Ausnahme. Im Süden lebt der Mensch gern im Freien, die Wohnung ist ihm nur ein Obdach für die Nacht. Betriebsamkeit und innerer Handel stehen in Portugal auf einer noch niedrigern Stufe als in Spanien. Der Portugiese zeichnet sich durch ein freundliches und zuvorkommendes Wesen gegen den Fremden aus, und obwohl auch er seiner Religion sehr zugethan ist, so ist er doch ungleich duldsamer gegen Andersdenkende als der Spanier. Die vorherrschende Neigung zur Ruhe ist Schuld, daß der Fremde selbst in Lissabon über Mangel an öffentlichen Belustigungen klagt; Tanz und Spaziergänge sind hier wenig beliebt; das Theater und die Stiergefechte sind die einzigen Gelegenheiten öffentlicher Zusammenkünfte. Der portug. Volksgesang ist höchst einförmig und meisten klagend, wie denn überhaupt die Lust am Gesange, die Schönheit der Stimmen und die Mannigfaltigkeit der Gesänge immer mehr abnehmen, je mehr man von Deutschland nach dem Süden reist. Der Adel, jetzt weniger zahlreich als ehedem, wird in den hohen und niedern eingetheilt; jener bestand 1805 aus 65 Geschlechtern, unter welchen es viele Reiche gab. Für Edelleute, welche in des Königs Dienste verarmen oder gebrechlich werden, ist eine Anstalt in Belem (nicht weit von Lissabon), worin sie mit der Kleidung des Christordens versehen und gut verpflegt werden. Unter den Geistlichen zeichnen sich manche jetzt mehr als vordem durch Gelehrsamkeit aus. Die Zahl aller Geistlichen schätzt Balbi nicht über 29.000. Der König ernennt den Patriarchen, der zu Lissabon seinen Sitz hat, und unter welchem 9 Bischöfe, 5 im europäischen und 4 im außereuropäischen Gebiete, stehen. Die übrigen 10 portug. Bischöfe stehen unter den Erzbischöfen von Braga (dem Primas des Reichs) und von Evora. Der König ernennt alle Bischöfe. Noch gab es in Portugal 1821, nach Balbi, 360 Mönchsklöster mit 5760 Religiosen und 607½ Mill Rees Einkünften und 138 Nonnenklöster mit 3093 Schwestern und 363 Mill Rees Einkünften. Coimbra, die einzige hohe Schule des Landes, hat vor Miguels Zeit manche Verbesserungen erhalten, ist aber, mit deutschen Lehranstalten verglichen, in schlechtem Zustande. In der Hauptstadt sind 4 Schulen für classische Sprachen und gemeinnützige Wissenschaften. Das seit 1761 für junge Edelleute errichtete Collegium ist eine der besten Lehranstalten.

Seit 1799 besteht ein Oberschulrath, der aber für die Verbesserung der sehr schlechten Volksschulen sich noch nicht wirksam gezeigt hat. Viele Portugiesen haben auf Kosten der Regierung wissenschaftliche Reisen gemacht und vorzüglich das naturhistorische Fach durch ihre Beobachtungen bereichert. Seit 1822 besteht in Lissabon eine Sociedade literaria patriotica, welche ein gut ausgestattetes Museum unterhält und Annalen herausgibt. Aehnliche Vereine sind in Oporto und andern Städten entstanden. Die wichtigsten Industriezweige sind Wollenwaaren-, Seiden-, Baumwollen- und Hutmanufacturen, Leinwandwebereien (besonders in Minho) und Glasfabriken. Die meisten Tuch- und Wollenzeuchfabriken gehören dem Könige, der sie auf gewisse Jahre an Gesellschaften von Unternehmern mit dem Rechte des ausschließenden Betriebes übergibt. Die wichtigsten Seidenmanufacturen sind zu Lissabon, Braganza, Oporto, Beja, Mondim und Almeirim. Ein wichtiges Hinderniß des Binnenhandels ist der Mangel an guten Heerstraßen und andern die Waarenzufuhr erleichternden Anstalten. Es gibt keine Canäle, und die wenigen schiffbaren Flüsse sind nicht das ganze Jahre zu befahren. In neuern Zeiten ward indeß der inländische Verkehr weit freier als ehedem. Der auswärtige Handel wird größtentheils von den Engländern geführt, die sich desselben durch den Methuenvertrag von 1703 bemächtigten; doch hat seit Pombal's Verwaltung der engl. Handel nach Portugal etwas abgenommen. England erhält in diesem Handel den Hauptgewinn durch die Erzeugnisse seines Kunstfleißes, welche das Bedürfniß der Portugiesen und ihrer außereuropäischen Niederlassungen verlangt. Ehedem waren bloß engl. Schiffe bei dem Handel zwischen Portugal und England beschäftigt, in den neuern Zeiten aber ward derselbe schon zur Hälfte mit portug. Schiffen betrieben, und den Verkehr mit Irland führten bloß portug. Fahrzeuge. Der portug. Seehandel mit den übrigen Völkern aber, Spanien ausgenommen, wird fast ganz mit fremden Schiffen getrieben. Seit der Verlegung des Hofes nach Brasilien (1807) war die Bilanz des Handels so sehr gegen Portugal, daß es endlich eine engl. Colonie zu werden befürchten mußte. Die Cortes machten den Staat von dieser Abhängigkeit los, indem sie auf alle engl. Manufacturwaaren, vorzüglich auf Wollenzeuche, einen Eingangszoll von 60 Proc. des Werths legten. Der Ertrag der Staatseinkünfte (aus den reichen Geschlechtsgütern des Hauses Braganza, aus den übrigen Krongütern, Zöllen, Accise, aus den Zehnten der Getreideärnte, aus der Steuer der Geistlichkeit, aus der Stempelpapiertaxe, aus dem Gewinne der königl. Manufacturen, dem Münzregale, dem Verkaufe der Kreuzbullen, dem Lotterieertrage, der Grundsteuer, dem Ertrage des Alleinhandels mit Gebetbüchern, Spielkarten, Diamanten, Taback und Brasilienholz) betrug bisher 14 Mill. Thlr., die Ausgaben des Staats aber beliefen sich auf 17. Mill. Thlr. Seit Brasiliens Abfall ist das Mißverhältniß zwischen Einnahme und Ausgabe noch mehr gestiegen. Die portug. Kriegsmacht, einst so ruhmvoll unter den tapfersten Völkern, war seit dem Anfange des 18. Jahrh. in den tiefsten Verfall gerathen. In dem Kriege mit Napoleons Heeren und gegen dieselben ist der kriegerische Geist des Volks neu erwacht. Nach einem Beschlusse der Cortes 1823 wurde die Miliz den Linientruppen einverleibt, und das Heer auf 50.000 M. gebracht. Portugals Seemacht, im 15. und 16. Jahrh. die größte der Welt, zählte 1798 14 Linienschiffe, 16 Fregatten und mehre

kleine Kriegsschiffe, welche bei der Flucht der königl. Familie mit nach Brasilien geführt wurden. 1823 bestand die Flotte nur noch aus 4 Linienschiffen, 11 Freg., 7 Corvetten, 6 Briggs, 8 Lastschiffen und 7 Packetböten, sämmtlich in schlechtem Zustande. Algarve und die Azoren liefern die besten Seeleute. Die Bauart der Schiffe ist vortrefflich. Sie sind gut Segler. Der Algarver ist der beste Matrose. Der einzige Hafen für die Flotte in Portugel ist Lissabon, wo es ein Hauptzeughaus, eine Seecadettenakademie und eine königl. Seeschule gibt. — Portugal und Algarve war bisher in 44 Comarcas getheilt; allein die Grenzen der bürgerlichen, geistlichen und militairischen Gewalt, sowie die der richterlichen, Finanz- und andrer Behörden, liefen so in einander, daß eine geordnete Verwaltung unmöglich war. Die Cortes hatten daher das Königreich in 13 Provinzen getheilt und die Verwaltung in allen Zweigen einfacher geordnet. Doch sind die bürgerlichen und peinlichen Gesetzbücher noch nicht vollendet, und in dem gerichtlichen Verfahren hat man bis jetzt bloß der Käuflichkeit des Rechts vorbeugen können. Der König erhielt 1749 vom Papste Benedict XIV. den Titel: Rex fidelissimus. Se. Allergetreueste Majestät nennt sich „König des Reichs Portugal und Algarve diesseits und jenseits des Meeres in Afrika (dieses begriff die ehemaligen Eroberungen der Portugiesen im nordwestl. Afrika), Herr zu Guinea, der Schifffahrt, Eroberungen und Handlung von Aethiopien, Arabien, Persien und Indien". Der Thronerbe heißt Kronprinz, dessen ältester Sohn Prinz von Beira; die übrigen Kinder Infanten und Infantinnen von Portugal. D. Pedro's Constitution von 1826 ist der brasilischen ähnlich; sie sondert 4 Gewalten ab und ordnet 2 Kammern an. Der König, dessen Civilliste 1.293.500 Crusaden betragen soll, ertheilt 6 Ritterorden: den militairischen Christorden; den Civilverdienstorden de San-Jago; den Militairverdienstorden von Avis; den weiblichen der heil. Isabella, für Frauen; dem militair. Thurm- und Schwertorden (gestiftet 1459, erneuert 1808) und den bei Gelegenheit der Huldigung am 6. Febr. 1818 zu Rio-Janeiro gestift. militairischen Orden der heil. Jungfrau von Villa-Vizosa (auch der Orden Unserer lieben Frau von der Empfängniß genannt). — Außer Murphy's, Link's, Ruder's, Chatalet's, Costigan's, Southey's u. A. Reisebeschreibungen vgl. m. Antillon's „Geografia d'Espana y Portugal" (Valencia 1815), sowie Balbi's „Essai-statistique sur le royaume de Portugal et d'Algarve" (Paris 1822, 2 Bde.), dess. Verss. „Variétés politico-statistiques sur la Monarchie portugaise" (Paris 1822), die anziehende Schilderung: „Lissabon in den Jahren 1821, 1822, 1823", von Mariane Baille (a. d. Engl., Stuttgart 1827, 2 Bde.); Kinsey's „Portugal illustrated in a saries of letters" (2. A., Lond. 1828).

Portugiesische Sprache und Literatur. Zu den romanischen Sprachen, die aus der Vermischung der römischen und germanischen entstanden, gehört auch die Portugiesische. Sie ist keine Mundart der castilischen; denn außer der Verschiedenheit des Baus und der Aussprache ward sie früher ausgebildet als jene. Doch gleicht sie ihr, wie ungefähr das Dänische dem Schwedischen. Ueber die Beimischung des Arabischen hat Fr. Joao de Sousa ein gutes Buch herausgegeben. Als Heinrich v. Burgund seine Residenz zu Guimaraens nahm, zog er viele Franzosen ins Land, wodurch mehre franz. Ausdrücke in die Sprache kamen. Unter seinem Sohn Alfons I. wurde das Portugiesische Landes-

sprache und bildete sich allmälig zur Schriftsprache, die vor dem sonoren Castilischen den Charakter einer harmonischen Weichheit voraus hat. Indeß ist ihre Aussprache für den Ausländer schwer, besonders was die Nasen- und Kehllaute betrifft. Im j und ch, in den Nasentönen, den stummen Endungen gleicht sie der Aussprache des Französischen. Für den gesellschaftlichen Ton hat die portug. Sprache Vorzüge vor der spanischen. Sie ist kürzer, leichter, einfacher; ein Gezisch, das sich für liebenswürdige Plauderei eignet. Der Reichthum an Synonymen, Diminutiven und Augmentativen macht sie ausdrucksvoll und unendlich mannigfach; dabei ist sie bündig und bestimmt, weil fast alle Hauptwörter ihre Bei-, Zeit- und Umstandswörter haben. Eine Menge derselben lassen sich ohne Umschreibung in andern Sprachen nicht ausdrücken. Uebrigens ist die portug. Sprache fast das einzige sichtbare Denkmal der ehemaligen Größe des portug. Reichs; denn sie ist noch die allgemeine Handelssprache in Indien und Afrika. Als die beste Sprachlehre nennen wir die von Pedro Jose de Figueiredo (Lissab. 1799), und als das beste Lexikon die umgearbeitete Ausg. des Bluteau von dem Brasilier Ant. de Moraes Silva (Lissab. 1789, 2 Bde., 4.). Von dem Wörterbuche der lissaboner Akademie der Wissenschaften ist nur ein Theil 1793 erschienen, ein starker Foliant, der das A enthält, oder den 5. Theil des ganzen Sprachreichthums. Aus dem von der Akademie 1799 herausgeg. Bücherverzeichniß läßt sich einigermaßen derselbe beurtheilen. Für die Ergründung des Geistes der portug. Sprache hat Ribeiro dos Santos das Meiste geleistet. — Die portug. Literatur ist ziemlich vollständig, ohne reich zu seyn; in allen Fächern findet man glückliche Versuche; in keinem Ueberfluß, außer in der lyrischen und bukolischen Dichtkunst. Doch ist die kurze Zeit ihrer Blüthe vorüber. Die Poesie hat Glanz und Gefühl, viel epische Würde, Geist und dramatische Lebendigkeit, aber wenig ideale Hoheit; doch muß sie als die Hauptseite der portug. Literatur angesehen werden; denn die Prosa ist bei dieser musikal. Nation, die ohne Philosophie und Kritik weder in der Historiographie noch in der Redekunst sich hat emporheben dürfen, zurückgeblieben, woran vorzüglich die span. Herrschaft und dann die Inquisition Schuld gewesen sind. Sie wurde und blieb schwülstig, geziert; die alte Kraft, die natürliche Anmuth verlor sich. Am Ende des 17. Jahrh. drangen durch den franz. Geschmack so viele fremde Wörter, Redensarten und Wendungen in die portug. Sprache ein, daß ihr alle fest bestimmte Form fehlte, wodurch auf lange Zeit hinaus alle edlere Beredtsamkeit unmöglich wurde. Erst um die Mitte des 18. Jahrh. wurde die poetische Sprache von wilden Auswüchsen reiner und der alte portug. Styl der Dichtkunst erneuert. Auch trugen um diese Zeit einige Portugiesen aus der franz. Prosa eine musterhafte Klarheit, Präcision und Leichtigkeit in die portug. über und fingen an, natürlich und leicht, wie es ihr Jahrh. wollte, wissenschaftliche und literarische Gegenstände vorzutragen. Pombal zuerst verbannte die scholastische Logik und Metaphysik von den Lehrstühlen zu Coimbra; aber das Studium der alten Philologie wird noch immer vernachlässigt; man übersetzt fast nur Dichter. Ihre ersten Kenntnisse in der Philosophie, Botanik, Medicin, Astronomie, Kosmographie und der hebr. Sprache verdanken die Portugiesen größtentheils den Juden. Die wissenschaftliche Literatur, besonders die mathematische und die naturhistorische, ist nicht unangebaut, findet

aber wenig Theilnahme. — Die portug. Poesie blühete früher als die castilische. Die ältesten bekannten portug. Dichter sind aus dem 12. Jahrh.: Gonzalo Hermiguez und Egaz Moniz, deren Lieder auch den Portugiesen nicht mehr ganz verständlich sind. Im 13. Jahrh. wurde die Sprache immer regelmäßiger und bestimmter. Der König Dionys in der 2. Hälfte desselben war Beförderer der Literatur und selbst Dichter. Aus dem 14. Jahrh. werden Alfons IV. und Peter I. als Dichter genannt. Schon in dieser Zeit ward Petrarca gelesen, bewundert, übersetzt und nachgeahmt, und man suchte das lusitanische Ohr mit portug. Worten in den schönen italien. Sylbenmaßen zu ergötzen. Im 15. Jahrh., dem Zeitalter der portug. Helden, eines Albuquerque, Almeida und ihrer Nachfolger, wo die Nation über das Weltmeer bis nach Afrika hin die Fittiche des Muthes bis nach Indien schwang, fing die portug. Poesie an, sich zu höherer Bildung zu erheben. Ein von Joaquim Jose Ferreira Gordo in Madrid 1790 entdeckter portug. Cancioneiro enthält Gedichte von 150 Dichtern aus dem 15. Jahrhundert. Die lyrische Poesie nahm ihre Veredelung zuerst aus den italien. Classikern und darauf nach der Erwachung der alten Literatur auch aus Horaz: jene führte zu Sonetten und Canzonen, diese zu eigentlichen Oden. Nächst der Sonettenpoesie war schmachtender Hirtengesang den portug. Dichtern die liebste Dichtart, woran das Eigenthümliche der portug. Sprache, ihre Naivetät und Innigkeit im Ausdruck zärtlicher Gefühle, großen Antheil gehabt haben mag. Der erste berühmte portug. Dichter war Bernardim Ribeyro unter dem großen Emanuel (1495—1521); er sang Eklogen aus der Tiefe seines Herzens, zwar noch weit entfernt von classischer Correctheit, aber mit Wahrheit und poetischem Sinne. Sein Zeitgenosse, der Admiral und Gouverneur von Madeira, Christovao Falcao, hat in gleicher Weise den Schmerz unglücklicher Liebe in einer Ekloge von mehr als 900 Versen ausgehaucht. Merkwürdig ist es, daß mehre ausgezeichnete portug. Dichter zugleich in castilischer Sprache dichteten, wenn sie große Gegenstände besingen wollten, z. B. Franc. de Saa de Miranda (bl. um die Mitte des 16. Jahrh.); er traf den echten Ton der idealischen Schäferwelt, dichtete im romantisch-didaktischen Style die ersten Episteln in portug. Sprache und zeichnete sich auch in der lyrischen Gattung aus. Noch glücklicher als Saa ahmte Ant. Ferreira (s. d.) (1528—69), den die Portugiesen ihren Horaz nennen, in der Epistel die Alten nach. Mit Recht wird er auch für den ersten portug. Elegiker angesehen; in der Ode war Horaz sein Vorbild. Sein Nachahmer Pedro de Andrade Caminha (vor 1589) ist zwar anspruchlos, männlich, aber ärmer an Gedanken und wahrer Poesie. Der Dichter von Lima, Diego Bernardes Pimenta (st. 1596), hauchte seinen Sonetten einen kindlich-weichen Geist ein, denselben, der aus seinen geistlichen Gedichten (den vorzüglichsten in ihrer Art) spricht. Der berühmteste aller portug. Dichter, der die erste Epopöe in der neuern Literatur dichtete, ist Luis de Camoens (s. d.). Der Held der „Lusiade" ist das Vaterland. Der Sänger athmet eine Glut der zärtlichsten Vaterlandsliebe, edeln Stolz und ein schwärmerisches Gefühl des süßesten Liebesrausches in dem frischesten Leben einer blühenden Einbildungskraft. Sein Werk ist das schönste Denkmal der Größe Portugals, anziehend für Jeden, dessen Herz für Ruhm und Vaterland schlägt. Seine Sonette verbinden wahre Petrarchische Zartheit und Grazie mit classi-

cher Correctheit; daneben entquollen ihm noch einzelne Canzonen der höchsten Eleganz in der weichen Harmonie der italien. Sylbenmaße u. a. Die Phantasie des Rodriguez Lobo lebte wieder (1580) in der wahren romantisch-arkadischen Welt und floß von Naturgefühlen über, die in den Romanzen und Canzonen seiner Schäferromane in einer Sprache voll Wahrheit, Innigkeit, Feinheit und Leichtigkeit ausgedrückt sind und in seinen Eklogen didaktisch in einen moralischen Gesichtspunkt zusammengehen. In seinem Heldengedicht: „Nuno Alvarez Pereira, Großfeldherr von Portugal" versificirte er ein chronologisch gestelltes Leben dieses Mannes in einer correcten und eleganten Sprache. Jeronymo Cortereal (1580) erzählt in einer historischen Epopöe die berühmte Belagerung von Diu und seine tapfere Vertheidigung durch Mascarenhas, und in einer andern den Schiffbruch Manuel's de Sousa und seiner Gattin auf ihrer Rückreise aus Ostindien, sowie ihr Herumirren unter afrikan. Wilden; beide Werke haben aber wenig poetisches Interesse. Zum großen Verderben für den guten Geschmack kam im Anfang des 17. Jahrh. ein Dichter, Faria y Sousa, mit Sonetten zu Ansehen, die in der Manier der Marinisten in Italien und der Gongoristen in Spanien, in ungeheuern Metaphern, widersinnigen Einfällen und seelenlosen Witzeleien excentrisch razotirten. Zwar lebte der Geist der echten Sonettenpoesie, Correctheit und reiner Geschmack in einzelnen Dichtern fort, wie in dem berühmten Rechtsgelehrten Ant. Barbosa Bacellar (st. 1663), dem besonders mehre vortreffliche Variationen (Voltas) von Camoens'schen Sonetten gelangen, oder Franc. Vasconcellos von der Insel Madeira, oder der in Brasilien erzogene Theatinermönch Nunez de Sylva (1671), der heil. Lieder sang. Freire de Andrade (1640) versuchte mit Glück die komische Poesie der Satyre; die Dominicanerin Soror Violante do Ceo (1668) und ähnliche, wie Jeronymo Bahia künsteln zu viel in ihren Poesien. Im Anfang des 18. Jahrh. wurde die Nation mit der franz. Literatur bekannt, und die um diese Zeit gestiftete Akademie der Wissenschaften zu Lissabon verhalf dem franz. Geschmack zum Einfluß auf den portugiesischen, wobei der talentvolle und hochgebildete Graf von Ericeyra die Mittelsperson war. Die poetische Sprache ward allmälig wieder von wilden Auswüchsen gereinigt; Barros Pereira, Ant. de Lima u. A. verschmähten den Marinischen Schwulst. Des Grafen Ericeyra Heldengedicht, die „Henriqueida", oder die Stiftung der portug. Monarchie durch Heinrich v. Burgund, fehlt es nicht an epischer Einheit, hat aber weder in der Erfindung noch in der Ausführung Etwas von epischer Kraft. Ein anderes Gedicht von Jose Basilio da Gama: „Ouraguay", welches die Unterwerfung von Paraguay besingt, wird aus dieser Zeit vorzüglich geschätzt. Der alte Schäferstyl ward verdrängt und die orientalische Richtung der Kunst durch nordische und britische Poesie verändert. Der Brasilier Manoel da Costa (s. d.) hob die lyrische Dichtkunst durch seine Sonette und Canzonen zu neuer Vortrefflichkeit. An ihn schloß sich Garçao (1778), dessen Versuche an die Horazische Heiterkeit und Leichtigkeit grenzen und zu den schätzbarsten poetischen Satyren in der neuern Literatur gehören. Seinen Episteln hat er ebenfalls den Geist des römischen Musters glücklich eingehaucht. Ein noch vortrefflicherer Verbesserer der portug. Poesie war der Prälat Paulino (1786), der alle Horazische und Petrarchische Vollkommenheiten in seinen Geist aufgenommen hatte. Seitdem suchte man auch das Bes-

fere anderer Nationen nach Portugal zu verpflanzen; man übersetzte aus dem Latein., Franz., Italien., Engl. und Deutschen. Unter den neuern portug. Dichtern ragen hervor: der Brasilier Antonio Diniz da Cruz e Silva (von ihm sind nach seinem Tode erschienen: „Obras etc.“, Lissab. 1807, die Nachahmungen engl. Dichter enthalten, und „Odes Pindaricas posthumas de Elpino Nonacriense“, Coimbra 1801), ferner Almeno, der Uebersetzer der ersten 4 Bücher der Ovidischen „Metamorphosen“ in portug. Verse, dessen Gedichte zu Lissabon 1805 erschienen; Franc. Manoel (s. d.), als Lyriker und meisterhafter Uebersetzer von Wieland's „Oberon“ und Lafontaine's Fabeln; Manoel Maria de Barbosa du Bocage (st. 1805) war einer der fruchtbarsten und beliebtesten. Unter den noch lebenden Dichtern werden Jose Monteiro da Rocha und Mozinho d'Albuquerque geschätzt. Uebrigens gibt es unter den Portugiesen mehre treffliche Improvisatoren. Mit der portug. Poesie macht uns der in Paris gedruckte „Parnasso Lusitano“ näher bekannt. Seit 1827 erscheint in Paris eine portug. Zeitschrift: „Novos Annaes das sciencias e das artes“, worin man Fragm. eines großen portug. Gedichts, das noch Manuscript ist, findet: „Branca, ou a Conquista do Algarve Blanca“, dessen Verf. mit Wieland, und das Gedicht mit „Oberon“ verglichen wird. — Der Schöpfer des portug. Schäferstyls und erste Veredler der romantischen Prosa, Rodriguez Lobo (1600), legte auch zur eigentlichen Prosa einen schönen Grund in seinen Gesprächen über die Bildung eines Weltmannes, die er „Der Hof auf dem Lande oder die Winternächte“ betitelt hat. Die portug. Romane und Novellen der frühern Zeit sind in dem Style der „Melusine“ geschrieben oder nach Bernardim Ribeyro's „Unschuldigem Mädchen“, welches den Uebergang von dem Ritterroman zu den neuern romantischen Dichtungen macht. Das Glück des Schäferromans beförderten die Erzeugnisse des Rodriguez Lobo. Der beliebteste portug. Nationalroman, die „Geschichte Karls d. Gr. und seiner zwölf Pairs“, von Jeronymo Moreira de Carvalho, belustigt durch komischen Bombast. Ferner gehört zu den besten Originalromanen der alte „Palmeirim de Ingalterra“, den schon Cervantes vom Feuertode ausnahm, von Franc. de Moraes (1521), und der „Feliz independente“. Mit Geschmack geschrieben ist des feinen Weltmannes Castanheira Turacem's „Elegante Abendgesellschaft“. — Die Historiographie hat sich in Portugal noch wenig über den Chronikenton erhoben, weil in der Geschichte selbst noch immer der Chronikengeist fortdauert und man die alten Classiker höchstens in der Anschaulichkeit der Darstellung und der Eleganz des Ausdrucks, nicht aber in der Zusammenstellung der Begebenheiten nach der Idee des historischen Pragmatismus und in der Feinheit der Schattirungen eines historischen Gemäldes zum Muster genommen hat. Joao de Barros, ein ausgezeichneter Staatsbeamter Johanns III. (st. 1571), den Portugal seinen Livius nennt, erwarb sich zuerst Ruhm als Historiker durch ein wichtiges Werk, in dem er die Größe des portug. Namens anschaulich zu machen sucht. Diego de Couto hat es fortgesetzt (1552—1615). Auch Lopez de Castanheda in seiner „Geschichte der Entdeckung und Eroberung Indiens“; Ant. Bocarro und der berühmte portug. Held Alfonso Albuquerque; Damiano de Goes (Uebersetzer des „Cato major“ des Cicero) haben die portug. Heldenzeit beschrieben. Vom Bischof Jeronymo Osorio (st. 1580) wird die Geschichte des Königs Emanuel mit Achtung genannt. Bernardo

Brito in einem männlichen und gediehenen Style seine „Geschichte der portug. Monarchie"; weil er aber von Erschaffung der Welt anfing, so war er 1617, wo er starb, noch nicht bis zur eigentlichen Gründung des portug. Staats vorgerückt. Freire de Andrade's „Biographie Don Juan de Castro's, Vicekönigs von Indien", die man in mehre Sprachen übersetzt hat, gilt den Portugiesen als ein Muster des reinen und edeln historischen Styls. Faria y Sousa's (s. d.) histor. Werk zeigt einen falschen Geschmack, und indem er überall Geist, Witz und Beredtsamkeit schimmern lassen will, macht er von den Talenten, die er wirklich besaß, einen unrichtigen Gebrauch. Die Entdeckungsreisen der portug. Missionarien u. a. Portugiesen gaben ebenfalls ihrer Literatur reichen Stoff, z. B. des Joan Fernandez Reise vom Cap Arguin in das innere Afrika 1445; des Alf. de Paiva und Joan de Covilham Reise, welche Johann II. am Ende des 15. Jahrh. als Gesandte an den König von Abyssinien und nach Indien schickte; doch ist mancher Bericht noch Manuscript. (Ueber die historische Literatur s. „Biblioth. Histor. de Portugal e seus Dominios ultramarinos", nebst Anmerk. von Arco da Cejo, Lissabon 1801.) Die Portugiesen schienen auf dem Wege zur classischen Historiographie zu seyn: da trat unglücklicher Weise der Verfall des portug. Geistes und mit ihm der portug. Literatur ein; und seitdem sind keine Geschichtschreiber aufgestanden, die nur in die Fußstapfen eines Barras, Brito und Andrada getreten wären. Der Styl der portug. Prosaiker ist oft verwickelt, undeutlich und voll Wiederholungen. Außer der gutgeschriebenen Lobrede auf d'Alembert, von Stockler, befindet sich in 7 Bdn. der von der portug. Akad. der Wissensch. herausgeg. „Mémorias da Litteratura portugueza" auch nicht eine Abhandl., die sich von Seiten der Schreibart auszeichnete. Stockler, aus einer deutschen Familie in Lissabon geb., Secretair der Akademie, 1805 einer der besten Köpfe in Lissabon, bekannt durch seine mathematischen und historischen Schriften, auch durch lyrische Gedichte, starb den 6. März 1829. Doch haben die neuern portug. Schriftsteller durch Uebersetzungen guter franz. und engl. Prosaiker, besonders im Fache der Romane, ihren Geschmack gebildet. — Der erste dramatische Dichter von Bedeutung war in Portugal Gil Vicente (s. d.) (st. 1557), den seine Landsleute ihren Plautus nennen. Er ging den span., engl. und italien. dramat. Dichtern voran und war in ganz Europa berühmt, sodaß Erasmus Portugiesisch lernte, um diesen Schöpfer des neuern Schauspiels zu lesen. Nach ihm bildeten sich Lope de Vega und Calderon. In Portugal selbst ward die dramat Dichtkunst vernachlässigt. Im Geschmacke Gil Vicente's dichtete auch Camoens (1579) einige Schauspiele. Saa de Miranda (der älteste bekannte Lustspieldichter, der mit Kunst [vor 1556] arbeitete) verließ den bisherigen Nationalstyl und nahm in seinen 2 Lustspielen: „Os Estangeiros" und „Os Villalpandios", Terenz und Plautus zu Mustern. Ant. Ferreira's (st. 1562) Trauerspiel „Castro" (Ines de Castro) ist nach griech. Mustern gebildet, und Sismondi zieht es den damals vorhandenen ital. Trauerspielen vor. Auch schrieb er 2 Lustspiele im Geiste und der Form des Saa de Miranda. Im 17. Jahrh. verstummte die dramat. Dichtkunst. Erst um die Mitte des 18. Jahrh. fühlte man diesen Mangel, und die königl. Akademie der Wissenschaften zu Lissabon setzte Preise auf die bessern Leistungen in diesem Fache. Unter den neuern portug. dramat. Dichtern nennen wir: Vicente Pedro

Nolasco, Verf. des „O Triunfo da Natureza". Die Handlung in diesem Stücke ist zwar tragisch und die Charaktere wohl gehalten, allein außer andern Fehlern hat es allzu lange Gespräche. Pimenta Aguiar's zahlreiche Compositionen sind geschmacklos, fehlen wider die Regeln der Einheit und Einfachheit, und die Verse sind mittelmäßig, einige seiner Trauerspiele haben jedoch interessante Auftritte, und zuweilen sind die Leidenschaften gut ausgedrückt. Die Stücke des Abbé José Agostinho de Macedo haben den Fehler einer allzu großen Einförmigkeit und sind nicht pathetisch genug. Mehr Talent zeigt Joao Bapt. da Silva Leitao de Almaida Garret. Seine Trauerspiele sind zwar keine Meisterstücke, indessen machte ihm seine „Merope" und sein „Cato em Utica" Ehre. Im lyrischen Fache hat man ihn mit Dubocage verglichen, und O novo Dubocage genannt. Sein „Betrato de Venus" ist ein zart gedichtetes Stück; 2 Bde. seiner Dichtungen sind gedruckt. Pedro Alexandro Cavroé, ein guter Literator und ausgezeichneter Mechaniker, hat einige Lustspiele in Prosa geschrieben; sind auf den Bühnen zu Lissabon und Oporto aufgeführt worden. 1817 u. 1818 redigirte Cavroé die „Mnemosine lusitana" und 1820 u. 1821 die „Mnemosine constitutional". Die „Electra" und die „Iphigenia" des Francesco Dias, die „Policena" des Baxarel (Baccalaureus) Joaquim José Sabino und die „Herminia" des Francisco Soares Franco werden als erträgliche Trauerspiele angesehen. Das beste Trauerspiel der Portugiesen, „Osmia", geschrieben 1788, erhielt den Preis von der lissab. Akad. Die Verf., die Gräfin Vimeiro, bestimmte ihn für einen vaterländischen Zweck. Das Stück, dessen Zuschnitt französisch ist, spielt zu der Zeit, da die Römer Lusitanien unterjochten. Unter den Uebers. verdient der Desembargador José Pedro de Azevedo Souza da Camara, welcher die besten Trauerspiele Voltaire's glücklich übersetzt hat, den Vorzug. Ein andrer Azevedo Antonia Soares hat ebenfalls für das Nationaltheater Uebers. a. d. Franz. geliefert; er zeichnet sich durch Sprachreinheit aus. Von einem andern guten Uebers., Joaa Bapt. Gomes, Verf. der „Nova Castro", hat man die „Gabrielle de Vergi", die er „Fuyal d'Arnaud" betitelt hat, und „Os ancabos". Franc. Manoel do Nascimonto übers. Racine's „Andromaque" und 3 Aufzüge von Laharpe's „Coriolan". Pedro José Constancido, Bruder des sich zu Paris aufhaltenden Arztes Constancido und Verf. einer guten Uebers. Horazischer Oden, hat eine gelungene Uebers. von Voltaire's „Catilina" nachgelassen. Dann hat eine Dame, Francisca de Paula Pozzola da Costa, bekannt durch ihre Gedichte: „Francilia pastora do Tejo" (1816), 2 Lustspiele geschrieben: „Ricardo" oder „A Força do Distino" und „O Duque de Cleves". Auch hat sie die „Corinne" der Frau v. Staël übersetzt. — Ueber Theorie der Poesie war Faria y Sousa (vor 1649) der erste portug. Schriftsteller, dessen schiefe Grundsätze aber bei dem Ansehen, zu welchem sie gelangten, dem guten Geschmacke in Portugal auf lange Zeit hinaus großen Schaden gethan haben. Wohlthätig wirkte in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. der obengenannte Graf Ericeyra, der Boileau's „Art poétique" in portug. Verse übersetzte. Auf diesem Wege ging Garçao fort, der die Grundsätze des Aristoteles und der franz. Kunstrichter (eines Lebassu und Dacier) vortrug. Am meisten zeichnet sich Francisca Dias's „Analyse der poetischen Sprache und des Styls der ältern portug. Dichter", eines Saa de Miranda, Ferreira, Bernardes, Caminha und Camoens aus, sowohl von Seiten der philologischen Be-

urtheilung als der ästhetischen Kritik, welche reich ist an Aussprüchen eines hellen Verstandes und richtigen Gefühlen eines scharfsinnigen Mannes. — Auch in den übrigen Kunstformen haben die Portugiesen sich versucht, doch in keiner so sich ausgezeichnet als in der Musik, in der Schauspiel- und Tanzkunst. Vorzüglich hat der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Anton. de Araujo Azevedo, einer der gebildetsten Staatsmänner, den Anbau der Künste in Portugal befördert. Die Malerakademie, welche der König kurz vor seiner Abreise nach Brasilien unter der Leitung des Malers José da Cunha Taborda stiftete, ward durch die franz. Besetzung Lissabons aufgehoben. Auf Kosten der Regierung haben sich in Italien gebildet: der Maler Sequeira, Vieira, Taborda, Foschini u. A.; als Kupferstecher Queïroz, ein Schüler Bartolozzi's, und Rivara. In der Musik kommt der Portugiese dem Italiener nahe; bekannt sind Portogallo und Bontempo. In dem theatralischen Tanze steht er nicht sehr tief unter dem Franzosen. Für die Schauspielkunst und Gesang hat er ebenso viel Talent als Neigung; doch hat sich dieß erst entwickelt, seit weibliche Rollen auf den Bühnen nicht mehr von verkleideten Männern dargestellt werden. Ueber einzelne Künstler s. Ruder's „Reise durch Portugal", von Gerken (Berl. 1808), und Murphy's „Uebers. des portug. Staats", von Sprengel (1782). An Anstalten und Sammlungen für Kunst und Wissenschaft, sowie an gelehrten Vereinen fehlt es in Lissabon und Coimbra (vgl. d.) nicht. Das vom Grafen Hoffmannsegg geordnete naturhist. Cabinet des Generalconsuls der Hansestädte in Lissabon, des Hrn. A. F. Lindenberg, ist ausgezeichnet durch Reichthum und Seltenheit der Exemplare. Auch in Brasilien, wo viele talentvolle Männer von Charakter leben, dämmert ein neuer schöner Tag für die portug. Sprache und Literatur auf. Die jetzt hergestellte Preßfreiheit wird auf die Cultur in beiden Ländern noch mehr mitwirken. Ueber die Geschichte der portug. Literatur selbst ist Bouterwek's „Geschichte der Poesie und Beredtsamkeit seit dem Ende des 13. Jahrh." (4 Bde.) das Hauptwerk, dem Sismondi in seiner „Littérature du midi de l'Europe" (im 4. Thle.) gefolgt ist. Auch findet man eine kurze Geschichte der portug. Literatur in Balbi's „Essai statistique" (Paris 1822, 2 Bde.).

Portugiesisches Theater. Vor der Regierung König Josephs kannte man in Portugal nur abgeschmackte Possen und sogenannte heil. Stücke (autos sacramentaos), die völlig den Schauspielen des barbarischen Mittelalters glichen. Erst unter dem Könige Joseph unternahmen es Privatpersonen, ein Nationaltheater zu errichten, und der Marquis Pombal versäumte nichts, um jenen Vorschlag völlig ins Werk zu setzen. Die Arcadiagesellschaft trug zur Verbesserung des Theaters, sowie in Hinsicht der Stücke als der Schauspieler, bei. 1771 erklärte ein königl. Edict die Schauspielerprofession für ehrlich, und erkannte die Vortheile, die das Volk aus einem wohlgeordneten Theater ziehen könnte. Pedegache, Quitta und Seixas arbeiteten damals an dem Trauerspiel Megare, welches nach den strengsten Regeln des griech. Theaters eingerichtet, und mit einer analytischen Abhandlung nach Art derer, die Voltaire seinen Trauerspielen voranzusetzen pflegte, gedruckt wurde. Während der kurzen Dauer dieser Nationalbühne, erschienen eine Menge Uebersetzungen der besten franz., engl. und ital. Lust- und Trauerspiele, die dann auch gespielt wurden. Zu bemerken ist, daß der Marquis v. Pom-

bal durch den Hauptmann Manoel de Souza eine Uebersetzung des „Tartuffe" veranstalten ließ, die mit großem Beifall gegeben wurde. Derselbe Manoel de Souza übersetzte auch Molière's „Bourgeois gentilhomme", und Feliciano de Ploraes, der im Staatssecretariate angestellt war, dichtete angenehme und sehr komische Lustspiele. Auch versuchten sich Liebhaber in diesen Dichtungen, und ließen ihre Stücke auf einer Privatbühne, die Herrn Ludovici zugehörte, vorstellen. Dieß war eine Schule sowohl für die Darstellenden als für die Dichter. Bei jener Gelegenheit wurden mehre Erzählungen Marmontel's dramatisirt. Nach dem Tode Königs Joseph bewogen Gewissensscrupel die Königin, seine Tochter, den Frauen das Erscheinen auf der Bühne zu verbieten. Nichts war abgeschmackter, als die Prinzessinnen- und Geliebtenrollen von bärtigen Schauspielern darstellen zu sehen. Der Talentvollste, Filippo, war noch dazu fürchterlich häßlich und bejahrt, als er die Mädchenrollen spielte. Da nun auch die dramatischen Schriftsteller keine Aufmunterung mehr erhielten, und kein Gesetz ihnen das Eigenthum ihrer Geistesprodukte zusicherte, so mußte nothwendig die unter der vorigen Regierung emporgekommene Blüthe wieder vergehen. Der vorige König, als er noch Regent war, erlaubte endlich den Frauen wieder auf der Bühne zu erscheinen. Bisher hat aber, der natürlichen Anlage einiger Schauspieler ungeachtet, die schlechte Declamationsart und der Mangel an dramatischem Unterrichte, das portug. Schauspiel verhindert, sich aus seiner Erniedrigung zu erheben. Zwar kann man zu Lissabon einige geschickte Possenreißer antreffen; allein kaum gibt es in dieser Hauptstadt einen einzigen Schauspieler, der mit denjenigen des zweiten Ranges in andern großen Städten verglichen werden dürfte. Einige Ausnahmen abgerechnet, stehen die fürs Theater arbeitenden Dichter vielleicht noch unter den Schauspielern, welche ihre erbärmlichen Originalstücke oder Uebersetzungen aus dem Deutschen, Spanischen und Französischen darstellen. Da das Publicum seit langer Zeit gewohnt ist, nur schlecht gedichtete und schlecht vorgestellte Stücke zu schauen, so hat es auch nicht jenes zarte Gefühl erwerben können, wodurch es Dichtern und Schauspielern den wahren Weg angeben konnte, den sie einzuschlagen haben, um zur Vollkommenheit zu gelangen. Lissabon besitzt 5 öffentliche Theater, nämlich: 1) San-Carlos, das größte, schönste und am besten verzierte; es wurde auf Kosten einer Gesellschaft reicher Kaufleute zu der Zeit errichtet, als die Schwangerschaft der Prinzessin, nachherigen Königin Charlotte, dem Hofe kundgethan wurde. Der Polizeiintendant Manique ließ das Project genehmigen, als Feier der Geburt eines Kronprinzen. Eine lat. Inschrift unter dem Giebel, erinnert an die Veranlassung der Errichtung dieses Gebäudes. Es wurde von Quadersteinen in Zeit von 6 Monaten errichtet; die Inauguration hatte am Tage der Geburt der Prinzessin de la Beira, Maria Theresa statt. Seit langer Zeit ist es ausschließlich für die ital. Oper bestimmt. Jährliche Zulagen und ziemlich vortheilhafte Privilegien setzen die Direction in Stand, die schönsten Stimmen Italiens herbeizuziehen. Für 1822 hatte ihm die Regierung 15.000 Rees ausgesetzt. 2) Rua dos Condes; viel kleiner als San-Carlos, ist es doch die erste Nationalbühne, und spielt nur portug. Stücke; hier haben auch immer die besten Schauspieler gespielt; es hatte für 1822 einen Beitrag von 10.000.000 Rees erhalten. 3) 4) Die Theater Salitre und Bairo alto sind noch kleiner, und haben

noch schlechtere Schauspieler. Man spielt wechselsweise portug. und span. Stücke. 5) Das Theater Boa-Hora zu Belem, steht noch unter diesen letztern; hier werden nur portug. Possen aufgeführt. Ein ans Theater Salitre anstoßender Circus dient zu Stiergefechten; ein kleinerer Circus befindet sich auf dem Platze Pozo novo für Bereiter und sonstige Volksbelustigungen. Sonst hatte Lissabon auch Liebhabertheater in großen Häusern, als z. B. bei den Grafen Sampajo und Almada, bei der Gräfin Anadia, beim Baron Quintella rc. Das schönste war das im Hause des Morgado v. Assintis; es wurden hier mehre Jahre lang, vor der Abreise des Königs nach Brasilien, und auch nach dieser Abreise, Vorstellungen gegeben. Die Decorationen waren von den besten Malern Lissabons, besonders vom berühmten da Costa verfertigt. Eine vornehme Liebhabergesellschaft spielte die besten portug. Stücke, und fast alle Dichter ließen hier ihre Dichtungen aufführen, um den Erfolg beurtheilen zu können, ehe sie dieselben vorstellen ließen. Oporto besitzt an seinem Theater San-Joao die zweite Anstalt im Königreiche. Es ist ein großes Gebäude, das gegen das Ende des vor. Jahrh. von Mazoneschi nach dem Muster des lissaboner, wiewohl nach kleinerm Maßstabe, erbaut wurde. Wechselseitig werden portug. Stücke und ital. Opern daselbst aufgeführt. Seit seiner Entstehung hat es fast immer eine ziemlich wohlbesetzte ital. Truppe gehabt. Merkwürdig ist es, daß hier die Frauen lange Zeit, ehe sie zu Lissabon dieselbe Begünstigung erhielten, auftreten durften. Einige der vorzüglichsten Schauspielerinnen des lissaboner Nationaltheaters hatten sich zu Oporto gebildet. Brasilien besitzt mehre Bühnen, wovon einige die Vergleichung mit dem lissaboner San-Carlos aushalten können, und wovon andre vorzüglicher als das San-Joao zu Oporto. Das erste brasil. Theater, San-Joao zu Rio-Janeiro, wurde am 11. Oct. 1813 eröffnet. Die ital. Oper war bisher das Hauptschauspiel in Portugal und hatte die größten Künstler aufzuweisen. König Joseph ließ zu Lissabon ein kostbares Haus für die ital. Oper errichten und die berühmtesten Sänger, Componisten und Tonkünstler verschreiben. Unter den Künstlern, die hier und in der königl. Capelle sangen, bezogen Egizieli und Caffarelli einen Jahrgehalt von 72.000 Franken, wiewohl sie nur 2—3 Monate im Jahre spielten, und erhielten nach wenig Dienstjahren eine starke lebenslängliche Pension. Das Theater, worauf die Opern vorgestellt wurden, lag am Ufer des Tajo; wenn man den Vorhang des Hintergrundes aufzog, hatte man den natürlichen Anblick des Meers. Seit der Thronbesteigung der Königin Maria und der Ausschließung der Frauen von der Bühne mußte auch das ital. Theater unter der allgemeinen Vernachlässigung der Bühne leiden. Erst nach Errichtung des schönen San-Carlostheaters blühte die ital. Oper wieder auf und zog die vortrefflichsten Stimmen Italiens herbei, u. A. Crescentini, Naldi, Mombelli, Mad. Catalani, Gaforini. Auch die Ballette wurden sehr vervollkommnet durch franz. Tänzer. Noch fehlt ein Conservatorium zum Unterrichte im Gesange; ital. Meister sind beinahe die einzigen, welche im Gesange unterweisen. Eine Gesangschule für Neger bestand seit langer Zeit in der Umgegend von Rio-Janeiro; sie war von den Jesuiten angelegt worden. Als der Hof zum ersten Male der Messe in der Kirche S.-Ignaz de Loyola zu Santa-Cruz beiwohnte, erstaunte der König über die Vollkommenheit, womit die Vocal- und Instrumentalmusik von Negern beider Geschlechter aufgeführt wurde,

die sich in der Tonkunst nach der ehemals von den Jesuiten eingeführten Weise gebildet hatten. Der König ordnete nunmehr Schulen für Elementarunterricht, musikalische Composition, Gesang und mehre Instrumente in seinem Lusthause an; so gelang es, in Kurzem unter den Negern sehr geschickte Sänger und Instrumentalisten zu bilden. Auch der Kaiser Pedro, welcher angenehm componirte und mehre Instrumente spielte, hat zur Vervollkommnung jener in ihrer Art einzigen Anstalt viel beigetragen.

Portumnus, bei den Römern der Gott der Häfen, gleichbedeutend mit dem **Melikertes** (s. d.) oder Palämon der Griechen. Er hatte an der Tiber einen kleinen Tempel, und jährlich wurden ihm zu Ehren am 17. Aug. die **Portumnalia** gefeiert. Als Symbol trug er einen Schlüssel in der Hand.

Porzellan hat seinen Namen von gewissen Conchylien, die lange vor Erfindung des Porzellans in Europa u. d. N. der Porzellanschnekken bekannt waren und mit dem Porzellan die auffallendste Aehnlichkeit haben. Die Japaner und Chinesen verstanden die Verfertigung dieses Schmelzwerks schon vor langen Zeiten. 1474 gab Barbaro, venetian. Gesandte am persischen Hofe, Nachrichten von diesem Kunsterzeugniß. Durch die Portugiesen kam es über Ostindien nach Europa, wo es als Seltenheit geschätzt wurde. Im Anfange des 18. Jahrh. wurde die Verfertigung des Porzellans auch in Europa erfunden (vgl. **Böttcher**). Das erste, was Böttcher zu Stande brachte, sah roth aus und war aus einem braunen, in der Nähe von Meißen vorhandenen Thone bereitet. 1709 fing man an, weißes Porzellan in Sachsen zu verfertigen; ein Jahr darauf wurde die berühmte Fabrik in Meißen angelegt, welche die Mutter aller übrigen europäischen Porzellanfabriken geworden ist. Sie wird für Rechnung des Landesherrn betrieben; ihr Zeichen sind die beiden Kurschwerter. Seitdem boten Holländer, Engländer und Franzosen alle Mittel auf, Porzellan machen zu lernen, und ließen sogar Materialien aus China kommen. Aber ihre Bemühungen blieben vergeblich. Sachsen wachte mit Eifersucht über die Geheimhaltung der so wichtigen Kunst und verbot bei Lebensstrafe die Ausfuhr des Porzellanthons. Dessenungeachtet blieb die Sache kein Geheimniß. Schon 20—30 Jahre nachher wurde in Wien eine Porzellanfabrik angelegt, die nach und nach vervollkommnet wurde. Späterhin entstanden zu Fürstenberg im Braunschweigischen, in Berlin (1760), in Frankenthal in der Pfalz, in Baden, zu Nymphenburg bei München, und an a. O. Deutschlands Porzellanfabriken. Die (jetzt königliche) berliner Porzellanmanufactur liefert unstreitig das schönste Porzellan, sowohl in der Weiße und Feinheit der Masse, als in der Form und Malerei; ihm zunächst steht das meißner. Endlich kamen auch die Franzosen, Engländer, Holländer und Italiener nach und nach auf die Spur; doch steht ihr Porzellan, vielleicht mit einziger Ausnahme desjenigen von Sevres bei Paris, dem guten deutschen nach. Von dem echten Porzellan fordert man alle gute Eigenschaften des Glases, mit Ausnahme der Durchsichtigkeit, und Abwesenheit aller Mängel desselben. Es muß im heftigsten Ofenfeuer unschmelzbar, bei dem plötzlichsten Uebergang von der stärksten Hitze zur heftigsten Kälte unverändert bleiben; am Stahle muß es Funken geben; an Feinheit, Dichte und Glätte auf dem Bruche dem Email gleichen, beim Zerschlagen rein und glockenartig klingen, auf der Oberfläche rein, glatt und glänzend, von blendender Weiße und dabei halb

durchsichtig seyn, doch so, daß es weder dem Glase auf der einen, noch dem Opal auf der andern Seite gleicht. Die Glasur darf sich vor der übrigen Masse nur durch größere Glätte unterscheiden. Das Wesentliche der Porzellanfabrication besteht darin, daß es aus solchen Bestandtheilen zusammengesetzt wird, welche die Eigenschaft haben, daß sie beim Brennen in den ersten Anfang der Verglasung übergehen. Réaumur entdeckte zuerst diesen wichtigen Grundsatz und zeigte, daß es überhaupt zweierlei Hauptmaterialien zur Verfertigung des Porzellans gibt: solche, die in der größten Hitze keines höhern Grades als nur des ersten Anfangs der Verglasung fähig sind, und solche, die zwar an sich völlig verglasbar, aber durch Mäßigung der Hitze in der Verglasung aufzuhalten sind. Setzt man zu letztern unschmelzbare Dinge hinzu, so sind sie dahin zu bringen, daß sie nur den ersten Anfang der Verglasung annehmen. Wiewohl nun diesen Grundsätzen zufolge mehre Stoffe zur Verfertigung des Porzellans dienen können, so macht doch der reinste magere Thon, der sich im Feuer ganz weiß brennen läßt, den Hauptbestandtheil aus. Dieser führt daher auch den Namen Porzellanthon oder Porzellanerde, und entsteht größtentheils aus verwittertem Feldspath. Der Gehalt ist verschieden; doch entdeckt man gewöhnlich ungefähr $^3/_4$ Kieselerde und $^1/_4$ Thonerde. Die Farbe ist weißlich oder blaßgrau. Dergleichen Thon schmilzt im heftigsten Feuer nicht. Außerdem nimmt man in Europa auch reinen Quarz oder Kiessand zum Porzellan, denn auch dieser ist unschmelzbar. Man muß daher beiderlei Bestandtheilen etwas Gyps zusetzen; jedoch mit größter Vorsicht, weil der Gyps leicht die völlige Verglasung der Masse bewirkt. Die herrliche sächsische Porzellanerde, welche sich im Feuer vollkommen weiß brennt, fand man bei dem Bergstädtchen Aue unweit Schneeberg, in Granit, und bei Seidlitz unweit Meißen, in welcher Gegend man auch sehr reinen Feldspath findet. Das Verfahren bei Fertigung des Porzellans ist, so viel man weiß, folgendes. Zuerst wird Quarz oder Kiessand geröstet, im Wasser abgelöscht, auf der Mühle gepocht, gemahlen und durch ein feines seidenes Sieb geschlagen. Auch den Gyps zerstößt man zu Pulver, brennt ihn in einem kupfernen Kessel und siebt ihn so fein wie möglich. Beides mit einander vermischt gibt die sogen. Fritte. Diese verbindet man mit dem sehr sorgfältig geschlämmten Porzellanthon, woraus die Porzellanmasse entsteht, welche, mit Regenwasser zu einem Teige bereitet, so lange stehen bleibt, bis sie einen unangenehmen Geruch und eine graue Farbe angenommen hat. Gemeiniglich setzt man der Fritte noch zerstoßene Porzellanscherben zu. Die Verhältnisse mögen nicht allenthalben gleich seyn. Aus der gewöhnlich zubereiteten Masse werden nun die gewöhnliche Geschirre und Gefäße auf der Scheibe gedreht; Figuren und andere Bildwerke drückt man stückweise in Formen ab, setzt sie zusammen und arbeitet dann das Ganze mit elfenbeinernen Werkzeugen, mit Schwamm und Pinsel, aus. Die gedrehten Stücke werden nach einem gewissen Grade der Abtrocknung in Formen gedrückt und darauf nochmals auf der Drehscheibe mit scharfen stählernen Werkzeugen abgedreht. Dann kommen sie, in Kapseln oder Muffeln, in einen Brennofen, worin man ihnen einen gewissen Grad von Festigkeit, und darauf die Glasur gibt. Diese besteht aus Quarz, Porzellanscherben und calcinirten Glaskrystallen, und erhält etwas mehr Gyps als die Porzellanmasse selbst. Jetzt kommen die Stücke abermals in Kapseln in den

Ofen und erhalten nunmehr ihre völlige Festigkeit und Ausbildung. Die Bauart des Ofens wird in den deutschen Fabriken als ein großes Geheimniß betrachtet. Er muß so eingerichtet seyn, daß er den erforderlichen hohen Grad der Hitze ohne Gebläse lange genug und gleichförmig gewährt. Zur Feuerung ist gehörig ausgetrocknetes Holz nöthig; im Nothfall sind Steinkohlen zu gebrauchen, doch bekommt davon das Porzellan leicht eine schmutzige Farbe. Nachdem auf einer Schleifmühle der angebackene Sand vom Fuße abgeschliffen worden, werden diejenigen Stücke, die nicht weiß bleiben sollen, gemalt. Die Farben dazu bestehen, wie bei der Schmelzmalerei, aus Metallkalken, die mit einem leichtflüssigen, nicht färbenden Glase zusammengeschmolzen, fein zerrieben und gesiebt werden. Um sie mit dem Pinsel auftragen zu können, reibt man sie mit Spiköl, Lavendelöl, Terpentin oder auch bloß mit Gummi. Die gemalten und trocken gewordenen Stücke werden alsdann nochmals in Kapseln einem solchen Grade von Hitze ausgesetzt, der das Glas zum Fließen bringt. Will man das Porzellan vergolden, so muß das Gold vorher fein zerkleint werden. Dann trägt man es mit einem Pinsel auf und reibt es, wenn es eingebrannt ist, mit Blutstein ab. Die fertigen Stücke werden sortirt, je nachdem sie mehr oder weniger gerathen sind; die völlig mißrathenen aber zerschlagen und wieder zur Masse angewendet.

Posaune (trombone), ein musikalisches Blasinstrument aus Messingblech, ungefähr in Gestalt einer Trompete, welches aus 2 Stücken besteht, dem Hauptstücke und den Stangen, welche letztere sich in einer Scheibe befinden, und indem man mit der linken Hand die ganze Posaune hält, mit der rechten auf- und niedergezogen werden, wodurch sie die Töne bilden. Sie hat 3—4 Züge, welche die verschiedenen Töne angeben, und ziemlich den Umfang der 4 Singstimmen haben, daher es auch Sopran-, Alt-, Tenor- und Baßposaunen gibt. Am passendsten ist die Posaune in den Kirchen zur feierlichen Begleitung des Gesanges. In der Oper, wo man in neuern Zeiten sie auch gebraucht hat, z. B. in der „Zauberflöte", hat sie wegen Verschiedenheit der Stimmung große Schwierigkeiten. Die Franzosen haben sie in der neuesten Zeit bei der Feldmusik eingeführt, wodurch sie auch in Deutschland bekannter geworden ist, sodaß sie jetzt in jeder Schenke zur Begleitung des Tanzes gemißbraucht wird, und fast kein großes Orchesterstück ohne Posaune erscheint. — Der **Posaunenbaß** ist in den Orgeln eine der stärksten Baßstimmen, gewöhnlich 16 Fußton.

Poseidon, s. **Neptun**.

Pöschelianer, eine schwärmerische Sekte, gestiftet vom katholischen Weltpriester Thomas Pöschel, geb. 1769 zu Horiz in Böhmen, war 1806 Beneficiat-Cooperator zu Braunau, woselbst er den bekannten Buchhändler Palm zum Tode vorbereitete. Dieß Ereigniß erschütterte diesen Geistlichen so, daß man ihn von seinem Amte als Landcapellan versetzte. Er nahm dieß aber als ein Martyrerthum an und verfiel auf die Stiftung einer neuen Sekte in Folge idealischer Offenbarungen, weßhalb er 1815 in Salzburg verhaftet wurde, aber doch mit seinen noch übertriebeneren Anhängern correspondirte. Diese erlaubten sich sogar Mordthaten, welches veranlaßte, daß der ganz wahnsinnig gewordene Pöschel nach Wien transportirt wurde, woselbst er die Verbrechen seiner Anhänger mißbilligte und unter geistlicher Aufsicht blieb. Seitdem

hörte man von den Pöschelianern nichts weiter, wohl aber, daß auch anderswo religiöse Schwärmerei schwachen Köpfen mit seltsamen Ansichten den Kopf verrückte und dann Excesse veranlaßte.

Posen, eine von den 9 Provinzen des preuß. Staats, ward durch die wiener Congreßacte 1815 aus einem Theile Polens, dem nachherigen Großherzogthum Warschau, und aus dem größern Theile des Netzdistricts gebildet, welche den Namen eines Großherzogthums Posen führt, von der Hauptstadt so geheißen. Die Lage des Landes zwischen dem 32° 53′ und dem 36° 18′ O. L. und 51° 19′ bis 53° 27′ 30″ N. Br. bestimmt das Klima, welches bei einer reinen und gesunden Luft im Ganzen gemäßigt ist. Das russische Polen, Schlesien, Brandenburg und Preußen bilden die Grenzen von Posen, dessen Flächenraum nach den neuesten Berechnungen auf mehr als 538 QM. angegeben wird, auf denen etwa 1.070.000 Menschen leben, von denen sich weniger als ein Dritttheil zum evangelischen, zwei Dritttheile zum katholischen und über 70.000 zum mosaischen Glauben bekennen. Die allgemeine Sprache dieser Bewohner ist die polnische, und fast nur im nördlichen Theile oder Netzdistricte wird Deutsch gesprochen. Hieraus ergibt sich von selbst, daß die Einwohner Posens theils deutschen, theils slawischen Ursprungs sind. Die ganze Oberfläche der Provinz bildet eine weite, nur sparsam von Anhöhen unterbrochene Ebene, die vorzüglich in den Niederungen an der Netze und Warte von ausgezeichneter Fruchtbarkeit ist. Unter den Flüssen nennen wir die Weichsel, welche durch die Brahe, die Netze und den bromberger Canal mit der Oder verbunden ist, die Warte, die beiden Verbindungsflüsse der Oder und Weichsel, die Obra, die Prosna und mehre andere kleinere Flüsse; unter den stehenden Gewässern sind der Goplo-, Lonsker-, Pturker- und Bialasee die bedeutendsten. Die Produkte des Thier- und Pflanzenreichs beschränken sich auf Hausthiere aller Art, Wild, Geflügel, ferner auf Wolle, Häute, Holz, Torf, Weizen, Roggen, Hafer, Gerste, Buchweizen, Hirse, Erbsen, Rübsamen, Taback, Flachs, Hopfen und Hanf. Die Erzeugnisse der Kunst werden durch Manufakturen aller Art, Tabacks- und Cichorienfabriken, Töpferwerkstätten, Gerbereien, Brennereien, Brauereien, Pottaschsiedereien, Papier- und Oelmühlen, Glashütten und andere Fabriken geliefert. Außer diesen, größtentheils städtischen Beschäftigungen wird auch bedeutender Handel auf den zum Theil schiffbaren Gewässern der Provinz und nach dem Innern des Landes getrieben; ferner bieten Ackerbau, sehr beträchtliche Vieh- und Bienenzucht, Fischerei und Jagd einen höchst ergiebigen Erwerbszweig. Der Adel ist zahlreich, zum Theil sehr reich, zum Theil sehr arm. Der größte Theil des niedern Adels ist im Besitze von Bauergütern, und oft wohnen 50 solcher Edelleute in einem Dörfchen, während Diejenigen, welche keine Wirthschaften besitzen, bei dem höhern Adel als Verwalter, Commissaire &c. dienen. Die Provinz zerfällt in die Regierungsbezirke Posen und Bromberg. — Die Hauptstadt Posen liegt 35 Meilen von Berlin und 40 Meilen von Warschau, an der Warte auf sumpfigem Boden, von Hügelreihen eingeschlossen. Sie hat nach dem Brande von 1803 an Regelmäßigkeit gewonnen. Nach dem großen Marktplatze führen, außer einigen Nebengassen, 4 Hauptstraßen, welche ziemlich gut angelegt, jedoch mit Giebelhäusern besetzt sind. Auch die neuen Straßen, welche auf dem alten Stadtgraben und den geschleiften Festungswerken erbaut worden sind, haben hübsche Häuser, besonders

die Wilhelmsstraße, welche mit einer Pappel- und Kastanienallee besetzt ist. Unter den 6 Vorstädten ist Kuhndorf die schönste. Die größte Vorstadt, die Wallischey, ist mit der Stadt durch die Wartebrücke verbunden. Posen hat 2175 Feuerstellen, 24 Kirchen, 5 Klöster (darunter eines der barmherzigen Schwestern mit einem Hospitale), und ohne die 2200 Mann starke Garnison, 25.800 Einw. (darunter über 4000 Juden). Unter den Gebäuden zeichnen sich aus: die Metropolitankirche, ein herrliches altdeutsches Gebäude von ungewöhnlicher Einfachheit; die kathol. Stanislauskirche, ein Meisterstück ital. Baukunst; die ehemalige Jesuitenkirche, jetzt dem evangel. Kultus gewidmet; der erzbischöfliche Pallast, das schöne Rathhaus, das ehemal. Jesuitencollegium, ein prächtiges Gebäude u. s. w. Ein bronzenes Denkmal der Verbreitung des Christenthums durch die beiden Glaubenshelden Miecziславs und seines Sohnes, des Königs Boleslaus, wird nach Rauch's Modell auf Kosten der Stände aufgestellt. Posen ist der Sitz des Oberpräsidenten, des Appellationsgerichts, eines Erzbischofes (von Posen und Gnesen) und des Domcapitels; hat ein kathol. Gymnasium (mit 500 Schülern), ein kathol. Schullehrerseminarium, eine Hebammenschule, 26 Privatlehranstalten (darunter 13 jüdische), mehre Wohlthätigkeitsanstalten rc. Die Einwohner nähren sich außer den gewöhnlichen Gewerben und Handwerken besonders von den königl. Collegien, dem Militair und dem benachbarten begüterten Adel, der sich häufig in der Stadt aufhält. Auch hat Posen Tuch-, Leinwand-, Leder-, Taback- und Kattunfabriken, nebst ziemlich beträchtlichem Handel mit Holz, Getreide, Manufakturwaaren rc. Seit 1828 wird wieder an der Befestigung Posens gearbeitet. Am 11. Dec. 1806 schlossen Frankreich und Sachsen hier Frieden.

Posidonius, 1) ein stoischer Philosoph, von Alexandrien gebürtig, ein Schüler des Zeno. Man legt ihm verschiedene verloren gegangene Schriften bei, die sonst auch dem folgenden Posidonius zugeschrieben werden. 2) Ein stoischer Philosoph, von Apamea in Syrien um 103 v. Chr. gebürtig, ein Schüler des Panätius. Man nennt ihn auch den Rhodier, weil er zu Rhodus lebte, wo Pompejus der Große und Cicero seine Schüler waren. Daselbst bekleidete er die Stelle eines Prytanen, und kam nachher in seinem 50. J. nach Rom. Er war einer der vorzüglichsten Köpfe des Alterthums, der die Begriffe von Gott, Schicksal und Natur genauer als andere Stoiker unterschieden haben soll, und zeichnete sich auch als Geograph aus, indem er die Größe eines Grades auf der Erde richtiger zu bestimmen suchte. Die Alten nennen eine große Anzahl seiner Schriften, die aber alle verloren gegangen sind. Bruchstücke derselben hat Jan. Bake („Posidonii reliquiae etc.", Leyden 1815) gesammelt.

Posilippo, s. Neapel.

Position, s. Prosa.

Positiv, bestimmt, Das, wodurch etwas Bestimmtes gesagt wird, bejahend, entgegengesetzt dem Negativen (s. d.), z. B. ein positiver Begriff (Licht), ein positives Urtheil, positive Elektricität (s. Elektricität), positiver Pol (s. Magnet), positive Größen (in der Größenlehre, wirkliche Größen, welche man durch + bezeichnet). Auch wird das Positive dem Natürlichen und durch die bloße Vernunft Gegebenen

als das Angewandte oder eine von der bloßen Vernunft verschiedene Autorität Festgesetzte entgegengestellt, z. B. positive Gesetze sind Vorschriften, die durch eine äußere Autorität, aber darum nicht willkürlich, festgesetzt sind; positives Recht der Inbegriff derselben (entgegengesetzt dem natürlichen oder Naturrechte); positive Religion (die auf eine äußere Offenbarung sich stützt); positive Theologie (entgegengesetzt der natürlichen Theologie oder Religionsphilosophie) u. s. w.

Posse ist ein Erzeugniß der scherzhaften Laune, welche in den Kreis des Gemeinen heruntersteigt oder das Gemeine zum Gegenstande ihres Spieles wählt. Besonders zeigt sie sich in lächerlichen Uebertreibungen sowohl in Geberden als Reden, und ihr vorzüglicher Reiz ist der Witz der Erfindung. Oft jedoch nennt man tadelnd Etwas possenhaft, entweder wenn der Scherz am unrechten Orte angebracht ist, oder wenn er ein gemeiner und grober Scherz ist, der die Sittlichkeit beleidigt, oder endlich, wenn er unwillkürlich ist, und seine Gemeinheit von Dem, der Possen treibt, nicht eingesehen wird. Als Parodie der falschen Größe, blendender aber gehaltloser Ideen und Gedanken, besitzt sie oft eine schneidende Wirkung, reißt ihnen die glänzende Nebelkrone ab und führt sie oft besser und geschwinder in die wahren Grenzen ihres Werthes zurück, als eine gründliche und wissenschaftliche Untersuchung bei manchem Leser dieß zu thun vermag. Eine Posse ohne Witz und satyrische Erfindung wird platt und fade. Possirlich unterscheidet sich von Possenhaft dadurch, daß jenes mehr aus der Natur zu entspringen und Verwandtschaft mit dem Naiven und Niedlichen zu haben scheint. (So nennen wir z. B. die lustigen Bewegungen der Kinder und mancher Thiere possirlich.) Vorzugsweise nennt man ein Erzeugniß der komischen Poesie Posse, welches aus Possen besteht und den oben angegebenen Charakter der Posse trägt (z. B. „Europa" von Bürger), besonders aber eine dramatische Posse (Farce), die auf die Vorzüge der höheren Komik Verzicht thut, die Regeln des wahren Lustspiels weniger streng beobachtet, durch Possen, d. h. durch lächerliche Charaktere, Handlungen, Situationen und Gedanken, aus dem Kreise des gemeinen Lebens und des Niedrigkomischen genommen, Lachen erregt. Das Wort Posse kommt in Hinsicht seines Begriffs genau mit Burlesk und Farce (s. d.) überein.

Posselt (Ernst Ludwig), geb. 1763 zu Durlach in Baden, empfing seine Bildung auf dem Pädagogium seiner Vaterstadt und auf dem Gymnasium zu Karlsruhe; studirte dann 3 Jahre in Göttingen die Rechte, Politik und Diplomatik, begab sich hierauf nach Strasburg, wo er die juristische Doctorwürde erwarb. In sein Vaterland zurückkehrend, ward er Regierungsadvocat. Aber die Geschäfte, die ihm dieser Beruf auflegte, gewährten seinem lebhaften Geiste keine Befriedigung. Er übernahm daher 1784 die Professur der Geschichte und Beredtsamkeit an dem Gymnasium zu Karlsruhe, und ward zugleich Privatsecretair des regierenden Markgrafen. Jetzt befand er sich auf einem Platze, der ihm mannigfaltige Anregung zu wissenschaftlichen Arbeiten gab. Seine Rede über die Historiographie (1785) zeigt, mit welchem reifen Nachdenken er die größten Historiker gelesen, geprüft und gewürdigt hatte. 1785—88 gab er das „Wissenschaftliche Magazin für Aufklärung" heraus, welches den Zweck hatte, Aufklärung über alle Theile des menschlichen Wissens in gefälliger Form zu verbreiten. 1788 ward er in die deutsche Gesellschaft zu Manheim aufgenommen und erhielt das pforzheimer Bür-

gerrecht. Er hatte nämlich in einer in Gegenwart des Hofes gehaltenen meisterhaften Rede die heldenmüthige Aufopferung der 400 pforzheimer Bürger (s. Pforzheim) geschildert. Diese Arbeiten waren Vorübungen zu den größern histor. Werken, durch welche Posselt seinen Namen berühmt gemacht hat. Bald nach den ersten Revolutionsbewegungen in Frankreich wurde er 1791 nach Gernsbach, unweit Rastadt, versetzt, von wo aus er den wildbewegten Strom der Zeit beobachtete. Von jetzt an widmete er seine Zeit den historischen Studien, und schrieb die Begebenheiten des J. 1792 in lat. Sprache (Götting. 1793). Von 1793 an gab er das „Historische Taschenbuch für die neueste Geschichte" heraus, welches ihm den Ruhm des größten deutschen Annalisten erwarb. 1796 nahm er seine Entlassung mit Beibehaltung des halben Jahrgehalts, wofür er die Geschichte von Baden zu schreiben versprach. Er lebte hierauf abwechselnd in Durlach, Karlsruhe, Tübingen, Erlangen und Nürnberg. Mit Moreau ward er vertraut, als diesen der Sieg in das Herz von Deutschland führte. Der Proceß, in welchen Moreau späterhin verwickelt wurde, ergriff daher Posselt's Gemüth um so mehr, weil er bereits kränkelte. Dieses war Folge seines anhaltenden und übermäßigen Arbeitens. Um ihm Zerstreuung aufzunöthigen, machte seine Frau mit ihm eine Reise. Auf dem Rückwege kehrte er in Heidelberg bei seinem Neffen, D. Posselt, ein. Da sah Posselt, der zum Schwindel geneigt war, am 11. Jun. 1804 des Morgens aus dem Fenster und stürzte, zu weit sich vorbeugend, herab. Schwermuth konnte unmöglich eine Ursache des Falles gewesen seyn, da Posselt zuvor mit seinen Verwandten scherzend sich unterhalten hatte. Posselt zählt man mit Recht zu den ersten Geschichtschreibern Deutschlands; er besaß einen tiefen Scharfblick, der die verborgenen Triebfedern der Handlungen durchschaute; wie die Alten griff er bloß das Nothwendige, Bedeutende, Zweckdienliche auf und schied es von dem unnützen Nebenwerke. Außer den angeführten Werken hat er geschrieben eine „Geschichte der Deutschen" (Leipzig 1789, 2 Bde.; 3. u. 4. von Pölitz); „Geschichte Karls XII." (Karlsr. 1791); „Geschichte Gustavs III." (ebendas. 1793); „Krieg der Franken" (Leipz. 1794); „Herzberg's Leben" (1798); die „Europäischen Annalen" seit 1799 und die von ihm angefangene „Allgemeine Zeitung". S. Gehres's „Lebensbeschreibung des Dr. E. L. Posselt, nebst ungedr. Briefen dess. ꝛc." (Manheim 1827, 2 Thle.).

Possessorium, Possessorienklage, s. Petitorienklage.

Postwesen. Post ist eine Anstalt, durch welche Personen, Briefe, Geld und kleinere Frachtstücke schnell durch wechselnde Pferde weiter befördert werden. Die Posten, als Anstalten der Regierungen, sind jetzt zweierlei; die eine, welche bloß Reisende, Geld und Waaren befördert: die fahrende Post; die andere, welche bloß Briefe und diesen ähnliche ganz kleine Pakete überliefert: die reitende Post; wiewohl auch diese oft, wenn die Gegenstände zu schwer sind, sich eines Wagens bedient. Beide gehen zu bestimmten Zeiten ab und werden in bestimmten Zwischenräumen (Poststationen) durch andere Pferde weiter befördert. Diese Entfernungen dürfen nicht größer seyn, als die Pferde im Stande sind, in einemfort durchlaufen zu können. Man setzt sie auf 2 deutsche Meilen oder 4 Stunden, und nennt dieß auch eine Poststation, auch bloß eine Post. Da aber die Orte, wo die Pferde gewechselt werden können, nicht immer in solchen Entfernungen liegen: so haben die einen oft mehr,

oft weniger als eine Poststation zurückzulegen. Die Zeit, in welcher eine solche Station zurückgelegt seyn soll, ist zwar vorgeschrieben, und damit sie gehalten wird, muß jeder Posthalter auf den sogenannten Stundenzettel, der der Post mitgegeben wird, die Zeit der Ankunft und der Wiederbeförderung bemerken. Indessen kann diese nicht gleich seyn, da sie von dem Wege und von der Witterung abhängt; und auch der Tag oder die Nacht einen Unterschied macht. Im Allgemeinen sollen die reitenden Posten eine deutsche Meile in einer Stunde und die fahrenden in 5 Viertelstunden zurücklegen, und jene bei jedem Pferdewechsel eine Viertelstunde, diese aber höchstens eine Stunde sich aufhalten. Da die Post nicht bloß als ein Mittel zur Beförderung des Verkehrs, sondern auch als Quelle der Staatseinkünfte betrachtet wird: so beschränken die Gesetze, zum Besten der Postanstalt, die Versendungen durch andere Gelegenheiten, gar sehr. Versiegelte Briefe, Pakete ꝛc. dürfen weder Reisende, noch Fuhrleute mitnehmen, und es ist diesen das Gewicht vorgeschrieben, unter welchem sie kein Frachtstück übernehmen dürfen. Nach kleinen Orten, wohin keine Posten gehen, werden von dem Postamte, oder einer andern Behörde, Personen angenommen, welche zur festgesetzten Zeit abgehen und Briefe und Pakete überbringen. Sie heißen **Postboten** und die Anstalt selbst die Fußpost. Solche Fußposten gibt es selbst für große Städte, wie in Wien, in Berlin, Hamburg, London, Paris ꝛc., um innerhalb derselben und nach den Vorstädten Briefe zu befördern, und dann auch **Stadtposten** heißen. Sie haben bestimmte Plätze, wo die Briefe abgegeben werden können, und vertheilen sie dann unter sich, nach den Richtungen der Stadt, wohin sie einzeln die Besorgung übernehmen. Auch geben sie durch ein Zeichen (in Wien durch eine Klapper, Ratsche) zu erkennen, daß sie durch eine Straße gehen, damit man ihnen noch Briefe einhändigen kann. Außer dieser regelmäßigen, an Tag und Stunde gebundenen Beförderung der Personen und Sachen, ist die Post auch verpflichtet, auf Verlangen zu jeder Zeit sie weiter zu verschaffen; diese außerordentliche Postfahrten nennt man **Extraposten**. Sind es Personen, die auf diese Art fahren, es sey mit eignem Wagen, oder mit dem der Postanstalt: so ist dieß insbesondere die Extrapost, das Extrapostfahren; geschieht es zu Pferd: so reiset man als Courier. Werden Briefschaften zu Pferd durch die eigenen Leute der Posten selbst (Postillion) von Station zu Station befördert: so nennt man dieß die Staffette, Etwas durch Staffetten senden. Die Paketboote sind zu Wasser Das, was zu Lande die Posten. Sie segeln zu bestimmten Zeiten ab und überschiffen Reisende, Briefe, Geld und Waaren von geringerem Gewichte und Umfange. Beiden Posten, als Staatsanstalten, ist Alles gesetzlich bestimmt, und es bedarf keiner besondern Uebereinkunft; die Taxen verändern sich nur mit den zu sehr abweichenden Preisen der Lebensmittel. — **Postanstalten**, doch sehr unvollkommen und überdieß bloß zum Staatsdienst bestimmt, findet man schon im alten Persien. Es war natürlich, daß man in einem so ungeheuren Reiche, das allein von dem unumschränkten Willen des Monarchen abhing, bald das Bedürfniß fühlen mußte, eine Einrichtung zu besitzen, wodurch die Berichte der Begebenheiten in den Provinzen schnell zum Könige, und dessen Befehle dahin befördert würden. Nach Xenophon soll Cyrus schon solche Anstalten getroffen haben; indem er Heerstraßen anlegte und von Tagereise zu Tagereise Stationen errichtete, wo sich

stets berittene Boten bereit halten mußten; nach Andern war erst Darius, Sohn des Hystaspis, der Gründer eines solchen Courierwesens, und dieß ist wahrscheinlicher, weil Darius I. im Uebrigen auch die innere Verwaltung des Reiches anordnete. Griechenland besaß auch eine so unvollkommene Postanstalt nicht, wenngleich die verschiedenen Republiken eine Art von Postboten unterhielten, die durch die Schnelligkeit ihres Laufes berühmt waren und Tagesläufer, Hermeradromen, hießen. Augustus ahmte im römischen Reiche das persische Postwesen nach und gab ihm eine größere Ausdehnung und Zweckmäßigkeit: für die Sicherheit und Vertheidigung dieses Reiches, das die verschiedenartigsten Nationen durch lose Bande in einen Körper zwang, und an dessen Grenzen unruhige und kampfslustige Barbaren, deren Einbruch man stets gewärtigt seyn mußte, wohnten, war es nicht weniger nothwendig, daß das Haupt des Staates mit den Provinzen und Befehlshabern derselben in schneller Communication stand. So erhielt z. B. der Kaiser August einige Mal Depeschen aus Slawonien zu Rom am vierten Tage; und Tiber war an die vorgeschriebene Eile so gewöhnt, daß er unwillig die Depeschen hinwegwarf, wenn sie längere Zeit, als aus Asien 20 Tage, Europa 15, Afrika 10, Slawonien 5 und ganz Italien 3 Tage unterwegs gewesen waren. Unter ihm sowohl als den nachfolgenden Kaisern bestanden schon Relaisposten. Chef der Postanstalten war der Oberste der kaiserl. Leibwache. Im 9. Jahrh. bediente man sich in Frankreich, Italien und Deutschland der reitenden Boten, die aber sehr unregelmäßig gingen, und in dem folgendem Jahrh. hörte auch diese unvollkommene Botenanstalt auf. Erst mit dem Aufblühen des Handels trat das Bedürfniß nach einer Posteinrichtung hervor, und die größeren Handelsstädte bestellten reitende Boten und fahrende Landkutschen: doch waren diese keine regelmäßige Anstalt. Systematischer ordnete schon Ludwig IX. zu seinem Privatgebrauche eine reitende Botenanstalt in Frankreich. Ein Postwesen im eigentlichen Sinne entstand in **Deutschland** erst gegen Ende des 15. Jahrh. Roger I., Graf von Thurn-Taris und Valsassino in Tirol, gründete es. Im 16. Jahrh. unterstützte Kaiser Marimilian I. diese Anstalt, und erhob Roger's Sohn, Franz, zu der Würde eines Generalpostmeisters. 1515 errichtete dieser eine neue Post von Brüssel nach Wien. Als der Sultan Soliman II. das deutsche Reich angriff und der Reichstag des Türkenkrieges wegen zu Nürnberg versammelt war, wurde, um schnelle Nachrichten von dem Schauplatze dem Kampfes zu erhalten, 1522 einen Reichspost zwischen Nürnberg und Wien errichtet, die aber später wieder einging. Auf Verlangen Karls V., der seines großen zerstreutliegenden Reiches und seiner vielfachen Kriege wegen, in denen seine Heere sich in mehren Ländern zugleich schlugen, in ununterbrochener Verbindung mit den Provinzen stehen mußte, errichtete Leonhard von Thurn und Taris eine beständige Reitpost, die von den Niederlanden über Lüttich, Trier, Speier und Rheinhausen und Würtemberg über Augsburg und durch Tirol nach Italien ging. 1543 erhielt der Graf Leonhard die Bestallung als Oberpostmeister in den Niederlanden und des deutschen Reiches nebst Gehalt. Zwar war die Bestallung als Oberpostmeister des Reichs nicht mehr als ein bloßer Titel, weil Karl V. sie ihm als Herrscher der burgund. Lande und nicht als Kaiser verliehen hatte, auch war das Patent in der niederl. Kanzlei und in der franz. Sprache ausgefertigt und nicht den Reichsfürsten und

Ständen zur Nachachtung übergeben worden; demungeachtet leitete Thurn und Taxis, solange als Karl Kaiser war, die Post im deutschen Reiche ohne Widerspruch der Fürsten und Stände. Unter Karls Nachfolger schienen die Reichsstände in ihren Besitzungen die thurn-tarische Post, die seit der Trennung der spanischen Königs- und der deutschen Kaiserkrone, ausschließlich eine burgundisch-spanische Staatsanstalt war, leiden zu wollen: sie wurden durch ein kaiserl. Decret von 1563, worin Ferdinand I. dem Leonhard von Taxis die frühere Bestallung als Oberpostmeister des Reiches bestätigte und den Kurfürsten und andern Ständen die Nachachtung anbefahl, bewogen, sich die tarische Post in ihren Landen gefallen zu lassen. 1595 ward Leonhard von Taxis von Rudolf II. zum kaiserl. Generalpostmeister im Reiche ernannt, und im Bestallungsbriefe hieß es: das Postwesen sey ein hochbefreites kaiserl. Regal, dem kein Hinderniß, keinen Eintrag oder Nachtheil geschehen dürfe. Kurpfalz, Würtemberg, Sachsen, Brandenburg, Mecklenburg, Braunschweig, Hessen und andere Reichsstände, die schon früher Landposten in ihren Gebieten errichtet hatten, wollten das Postwesen für ein solches Regal nicht anerkennen und behielten ihre Posten bei. 1615 erhob Kaiser Mathias, Leonhards Sohn, Lomoral von Taxis, zum Freiherrn und belehnte ihn und seine männlichen Nachkommen mit den Posten im Reiche, als einem von neuem angesetzten Regale und männlichen Reichslehen. Ferdinand II. dehnte diese Belehnung sogar auf die weiblichen Erben aus. Dagegen übernahm Lomoral folgende Verpflichtungen: 1) als Reichsgeneral-Erbpostmeister nicht nur dem Kaiser, sondern auch Kurmainz gehörigen Respect zu beweisen; 2) nicht nur von Köln nach Frankfurt und von da nach Nürnberg und sodann bis an die nächste Post in Böhmen eine neue ordentliche Post auf seine Kosten anzulegen, sondern auch die seit alten Zeiten gewöhnlichen ordinairen Posten gehörig zu bestellen und zu erhalten; 3) sowohl kaiserl. Staffetten als andere Briefe des Kaisers, des Kurfürsten von Mainz, des Reichs-Vicekanzler, der kaiserl. Geheimenräthe, auch anderer hohen Beamten unentgeltlich zu besorgen; hingegen 4) den kaiserl. Hof- und niederöstreich. Postämtern keine Eintrag zu thun. Nun ging eine ordentliche tarische Post wöchentlich vom kaiserl. Hofe, wie auch von Rom, Venedig, Mailand, Mantua u. s. w. nach Augsburg und von da durch das Würtembergische auf Rheinhausen, Kreuznach nach Brüssel und weiter zurück. Die Reichsstände, in deren Städten, Flecken oder Dörfern Poststellen angelegt waren, waren von aller Brieftare frei, und auch die Kanzleipakete der Häuser Pfalz, Baiern, Würtemberg, Burgau und Baden wurden unentgeltlich besorgt. Dagegen mußten sie die Posthäuser und Postbedienten nicht nur von allen Beschwerden befreien, sondern auch wegen richtiger Bestellung ihrer Briefe und anderer Sachen noch einen gewissen Zuschuß geben. Es war vorauszusehen, daß die Stände sich der Anmaßung des Kaisers, der nach der Reichsverfassung nicht die Machtvollkommenheit besaß, einen so wichtigen Gegenstand, als das Postwesen war, ohne Zuziehung der Reichsstände zu einem kaiserl. Regale und zu einem Reichslehen zu erheben, widersprechen würden; die Freiherren von Taxis sahen sich daher genöthigt, mit jedem einzelnen Reichsstand eine gütliche Uebereinkunft zu schließen; da aber nicht alle Landstände ihre eigene Posten hatten und die, welche eine Postanstalt besaßen, ihr nicht die Befugniß ertheilen konnten, durch das ganze Reich zu gehen,

so war die Folge hiervon, daß die tarische Post sich immer mehr ausbreitete; doch mußte die tarische Post manche Widersprüche erfahren, wenn sie sich Rechte anmaßte, die ihr nicht zustanden; so reclamirte 1537 das Kurfürstencollegium förmlich die Territorial-Gerechtsame der Stände in Rücksicht der Posten, auf die Klage mehrer Reichsstände, deren Gerechtsame die tarische Oberpostverwaltung verletzt hatte. Der Kaiser errichtete in seinen Erblanden selbst ein Hofpostamt, das unabhängig von Taris war. Das Haus Taris, das in den Grafen- und endlich in den Fürstenstand erhoben wurde, suchte durch Vorstellungen an das Fürstencollegium die Aufhebung des östreich. Hofpostamtes zu bewirken; es wurde aber mit seinem Gesuche abgewiesen und sogar bei der Wahl Leopolds I. das Landpostamt in Oestreich in den Wahlcapitulationen bestätigt. Nicht besser erging es dem kaiserl. Generaloberpostmeister im Reiche, als er 1659 beim Reichshofrathe gegen Brandenburg, Braunschweig und Hessen auf Abschaffung der dortigen Landposten klagte. In dem Reichsdeputationsschlusse vom 25. Febr. 1803 wurden zwar dem fürstlichen Hause Taris den Besitz und Genuß des Postrechtes versichert; aber im 17. Art. der deutschen Bundesacte hießt es bloß: „Das dieses fürstliche Haus in dem durch den obenerwähnten Reichsdeputationsschluß oder in spätern Verträgen bestätigten Besitz und Genuß der Posten in den verschiedenen Bundesstaaten, so lange, als nicht etwa durch freie Uebereinkunft anderweitige Verträge abgeschlossen werden sollten, bleibe". Befindet sich nun gleich das tarische Recht durch diese Verfügung noch immer in einer schwankenden Lage; so sichert doch der eben angeführte Art. der Bundesacte diesem Hause „in jedem Falle, in Folge des Art. 13 des Reichsdeputations-Hauptschlusses, seine auf Belassung der Posten oder auf eine angemessene Entschädigung gegründeten Rechte und Ansprüche zu. Dieses soll auch da stattfinden, wo die Aufhebung der Posten seit 1803 gegen den Inhalt des Reichsdeputations-Hauptschlusses bereits geschehen wäre, insofern die Entschädigung durch Verträge nicht schon definitiv festgesetzt ist". Mehre Bundesstaaten haben diesemnach schon eine gütliche Uebereinkunft mit Thurn und Taris getroffen. Vgl. hierüber den 3. Anschn. des 1. Heftes der Pütter'schen „Erörterungen und Beispiele des deutschen Staats- und Fürstenrechts" (Götting. 1790); Pestel's „Gedanken von der Rechtmäßigkeit der reichsständischen Landposten und der Unerweislichkeit eines dieses ausschließenden fürstl. tarischen Reichspostmonopoliums" (Rinteln 1759, 4.); Posselt's Abhandlung: „Ueber das Postwesen, besonders in Deutschland, dessen Geschichte, Rechte und Mängel", s. dessen „Wissenschaftliches Magazin" (Kehl 1785, 1. Bds. 3. Stück, und in s. „Kleinen Schriften", Nr. XIII), und Hausen's „Staatsmaterialien und histor.-politische Aufklärungen" (Dessau 1784 u. 1785). Ueber das Rechtliche, s. Klüber, „Das Postwesen in Deutschland, wie es war, ist und seyn könnte" (Erlang. 1811), und: „Patriot. Wünsche über das Postwesen" (1814). — In Deutschland oder vielmehr den deutschen Bundesstaaten, bestehen jetzt Postanstalten verschiedener Art, Oestreich, Preußen, Baiern, Hanover, das Königreich Sachsen, Baden, Braunschweig, Mecklenburg-Schwerin, Hostein-Oldenburg, Holstein-Lauenburg und Luremburg haben ausschließlich eigene Landespostanstalten. Als Erbmannthronlehen sind dem fürstlich thurn- und tarischen Hause, gegen einen jährlichen Lehnskanon, die Posten im Königreich Würtemberg, in Kurhessen, im Großherzogthum

Hessen, der Landgrafschaft Hessen, dem Herzogthum Nassau, dem Großherzogthum Sachsen-Weimar, den Herzogthümern Koburg-Gotha, Meiningen und Altenburg, in Schwarzburg-Rudolstadt und Schwarzburg-Sondershausen südlichem Theile zu Arnstadt, Hohenzollern, Waldeck und Pyrmont, Lippe-Detmold und den fürstl. reußischen Landen, ausschließlich übertragen. In der freien Stadt Frankfurt sind gleichfalls ausschließlich fürstlich thurn- und tarische Posten, deren Verhältniß durch einen eigenen Sta..overtrag regulirt ist, welcher sich in der frankfurter Gesetzsammlung abgedruckt findet. Neben einander bestehen tarische und andere Landes- und concessionirte Postanstalten in den drei freien Hansestädten Hamburg, Lübeck und Bremen. In einigen deutschen Staaten von weniger bedeutendem Umfang ist die fürstl. tarische Postverwaltung auf Staatsverträge oder Lehnsverband gebaut, welchen ebenfalls die bundesverfassungsmäßigen Bestimmungen zum Grunde liegen. Preußische Posten haben die fürstl. anhaltischen Lande und Mecklenburg-Strelitz. Die sächsische Post besteht in dem nördlichen Theil des Fürstenthums Schwarzburg-Sondershausen. Gar keine Posten sind in dem Fürstenthume Liechtenstein. Die fürstlich thurn- und tarischen Posten haben daher zu ihrem Wirkungskreis einen Bezirk von 1180 □M. mit 3.753.450 Bevölkerung. Die stärkste Landespost hat ein Areal von 3715 □M. mit 9.482.970 Bevölkerung, und die geringste mit 72 □M. und 210.000 Einw. Zusammen bestehen besondere Landesposten in einem Umfang von 10.546 □M. mit 26.076.830 Bevölkerung. — Vgl. Heidemann's Handbuch der Postgeographie von Deutschland". Der 1. Th. (Sondershausen 1822) enthält diejenigen Länder, in welchen tarische Posten sich befinden. — In der neuesten Zeit ist im Ganzen Vieles zur Vervollkommnung der Postanstalten geschehen. Es hat sich ein reges Streben gezeigt, die Posten in Hinsicht auf Sicherheit, Schnelligkeit und Pünktlichkeit zu verbessern, und durch zweckmäßigere Einrichtungen sind sehr erfreuliche Resultate zum Vorschein gekommen. Vorzüglich verdient das Bestreben der fürstl. thurn-tarische Generaldirection, die Schnelligkeit der Briefposten zu befördern, dankbare Anerkennung. So ist seit 1824 die frankfurter Briefpost nach Strasburg, Dijon, Lyon, Marseille in ihrem Laufe um einen Tag beschleunigt worden, und die tägliche Postverbindung zwischen Frankfurt und Paris, die seit eben dieser Zeit besteht, erreicht jetzt ihr Ziel in weniger als drei vollen Tagen. Auch haben die würtembergischen Posten seit ihrer Wiederübertragung an das fürstl. tarische Haus bedeutend an Schnelligkeit gewonnen. Auf den Routen nach Basel, Strasburg und Heidelberg wurden vom Fürstenhause Taris, in Verbindung mit Baden Eilwagen nach Heilbronn und Stuttgart, Ulm und Tübingen errichtet, sowie auch seit 1825 zwischen Frankfurt und Kassel. Diese schöne Beispiele regten andere Postverwaltungen zu Nacheiferungen an, besonders die badenschen und königl. sächsischen. Seitdem ein großer Theil des linken Rheinufers an Preußen fiel, und diese Regierung durch Uebereinkunft mit dem thurn-tarischen Fürstenhause alle Posten übernahm, wurden an der Stelle der franz. Couriere und nach ihrem Vorbilde deutsche Schnellwagen angelegt. Sie sind genau an die bestimmten Stunden der Abfahrt und Ankunft gebunden, und es ist überall die kurze Zeit des Aufenthalts, sowie die Schwere des Gepäcks der Reisenden bestimmt. Man wird nicht mehr durch Trinkgelder an den Postillion, blinde Passagiere, Betteljuden und Hunde, sowie durch willkür-

liche Verfügungen der Conducteurs beschwert. Die fürstl. taxischen Eilwagen haben das Verdienst, zuerst durch eine bequeme innere Einrichtung und durch äußere Eleganz sich ausgezeichnet zu haben. Baden eiferte ihnen nach. Auch in Oestreich wurden seit 1824 Schnellwagen auf den Straßen von Udine nach Prag, Presburg, Ofen, Grätz, Triest und Karlsbad eingeführt: sie sind weniger wegen äußerer Eleganz, als wegen ihrer innern Bequemlichkeit zu rühmen. Seit 1825 hat man begonnen, Eilposten von Triest über Udine nach Venedig, von Wien über Klagenfurt und Udine gegen das röm. Gebiet und nach Mailand, auch dahin über Salzburg, Innsbruck und Verona, von Prag nach Reichenberg, und sodann in der Richtung nach Teplitz und Dresden zu errichten. Für den Transport der Pakete sind jetzt besondere Packwagen bestimmt, wodurch derselbe bedeutend gewonnen hat. Nur noch auf denjenigen Routen ist der Transport der Pakete mit dem der Reisenden vereinet, wo die Passage und die Versendungen zu unbedeutend sind, als daß es für beide besonderer Anstalten bedürfe. Die Postgeschäftsverwaltung in den deutschen Staaten hat ungeachtet der Mannigfaltigkeit der deutschen Postanstalten in ihren Grundzügen große Aehnlichkeit. In der Regel steht eine General-Direction oder ein General-Postamt mit collegialischer Anordnung und Berathung an der Spitze der verschiedenen Posten Deutschlands. Ueber die 20 taxischen Thronlehnposten führt die obere Geschäftsleitung die fürstl. taxische General-Direction, die seit 1811 in Frankfurt ihren Sitz hat. In den einzelnen Staaten hat eine Ministerialsection, unter dem Namen Oberpostinspection, die Oberaufsicht auf das Postwesen; jedoch mit Ausnahme des Herzogthums Nassau, wo ein herzoglicher Postcommissair diese Stelle vertritt. In Würtemberg ist die General-Post-Direction unmittelbar dem Ministerium des Innern untergeordnet. Die unmittelbare Geschäftsführung ist in den Händen der Hof-Postämter, Ober-Postämter, Postämter und Posthaltereien. Nur bei den fürstl. taxischen Posten und in Preußen bestehen eigentliche oberpostamtliche Bezirke, in welchen die Oberpostämter die Aufsicht über die Postämter führen. Oestreich ist der einzige Staat, worin die Posten auf Staatsrechnung in den verschiedenen Provinzen getrennt verwaltet werden. In Betreff der Einkünfte der verschiedenen deutschen Postanstalten, lassen sich nur die der constitutionellen Staaten aus ihren öffentlich vorgelegten Budjets mit Sicherheit erfahren. Die preuß. Posten tragen über ½ Mill. Thlr. ein, die zum Bau von Kunststraßen verwendet werden. Ein officielles Posthandbuch kennen wir nur von 1807 und 1812 für das Königreich Baiern. Ueber den Ertrag der östreich. Posten s. André's „Zahlenstatistik“ und überhaupt Crusius's „Postlexicon“, was in seiner Art, und auch über Oestreich einzig ist; dazu gehört noch dessen „Postatlas von Oestreich“. Auch das „Post- und Reisehandb. für Deutschland, Frankreich, Italien, die Schweiz ꝛc.“ (Nürnb. 1827, 4. A.) ist zu empfehlen. — In Frankreich steht nur die Briefpost unter königlicher Regierung, die fahrenden Posten sind Privatunternehmungen unter öffentlicher Autorisation, gegen bestimmte Abgabe an den Staat, und die Extraposten sind dem Postmeister für eigene Rechnung überlassen. Seit 1819 sind die Brief- und Extraposten unter einer und der nämlichen Verwaltung vereinigt. Ein General-Director führt die oberste Leitung des ganzen Postwesens, das dem Finanzministerium untergeordnet ist. In jedem Departement ist

eine Inspection; jedes Postamt hat einen Director, einen Controlleur und eine gemischte Anzahl von Commis; die Posthalter, die zwar wegen der Extraposten auch unter dem General-Director stehen, haben jedoch noch einen eigenen Verwaltungsrath, der aus drei Generalinspectoren besteht. Die franz. Postgeschäftsverwaltung hat vor der deutschen den Vorzug der Einfachheit; besonders hat die 1808 erlassene Instruction sur le Service des postes, den Geschäftsgang befördert. Die Couriere sind in Frankreich entweder große oder kleine. Jene, die einen bedeckten Wagen mit vier Pferden haben, nehmen auf den Hauptrouten ihre Richtung über Lyon nach Italien, über Bordeaux nach Spanien und Portugal, über Strasburg nach Deutschland. Die kleinen Couriere müssen sich mit Postkarren nach deutschem Zuschnitt begnügen; sie haben nur die Routen im Innern und sind von Privatunternehmern abhängig. Die franz. Briefpostanstalten haben seit der Revolution an Schnelligkeit und Regelmäßigkeit bedeutend gewonnen. Der gegenwärtige Brieftarif beruht auf einem Gesetze vom J. 1806, das jetzt noch gültig ist. Die Taxe auf Briefsachen ist billiger, als in irgend einem großen Staate; doch ist der franz. Brieftarif in der Gewichtsprogression der theuerste unter allen. Dagegen ist die Versendung gedruckter Sachen, die nicht wie in Preußen durch die fahrende Post, sondern durch die Briefposten befördert werden, ungemein erleichtert. Auch besteht unter königl. Regierung eine kleine Briefpost im Innern von Paris, die schon 1759 errichtet ward. Die fahrenden Posten, Diligencen oder Eilwagen (Messagerie, Diligence) werden nicht, wie in Deutschland auf Rechnung des Staates verwaltet, sondern waren stets und sind noch immer, wie bereits gesagt, Privatanstalten unter öffentlicher Autorisation. Unter ihnen ist die Entreprise générale des Messageries zu Paris die wichtigste. Außer diesen Diligencen gibt es auch noch eine Art fahrender Boten, Pateches genannt, die Reisende aufnehmen und kurze Tagreisen ohne Pferdewechsel machen, aber auch vom Staate dazu autorisirt werden, und eine bestimmte Abgabe dafür bezahlen müssen. Die franz. Extraposten (postes relais) verdienen wegen ihrer Schnelligkeit ein ausgezeichnetes Lob; das rasche Fortkommen derselben hat vorzüglich seinen Grund in der Eile und Thätigkeit der Postmeister, Postillions und Wagenmeister. Von 1814—22 war die Einnahme der Briefpost im Durchschnitt jährl. 21.890.000 Fr.; jetzt beträgt sie 26.560.000 Fr., welche als Porto von 60 Mill. Briefen herrühren. Fügt man dazu Briefe und Pakete, welche Portofreiheit genießen, so würden 110 Mill. herauskommen, ohne 25.000 Blätter von pariser Zeitschriften zu rechnen, die täglich in die Departements versandt, und 25.000 andre, welche in den Departements herauskommen und gelesen werden. Die Posteinnahme von Paris ist jährl. 4.310.000 Fr. Täglich gehen von Paris 40.000 Briefe, wovon 28—30.000 Porto zahlen, und 10—12.000 postfreie, ins Innere und ins Ausland, und täglich kommen 30.000 Briefe an, wovon 18.000 Porto bezahlen. Ein- und ausgehen jährl. in Paris 25½ Mill. Briefe. — Was das englische Postwesen betrifft, so ist dasselbe durch die Acte der Königin Anna in der Art, wie es jetzt besteht, eingerichtet worden. Die engl. und schott. und nach sämmtlichen Colonien (wovon jedoch Ostindien und in die in der Südsee gelegenen ausgenommen sind) gehenden Posten stehen unter dem General-Postamt Großbritanniens; Irland hat seine besondere Postbehörde. Nicht nur in den Städten, son-

dern auch in den meisten großen Dörfern sind Ober- oder Unterpostämter angestellt. Sie haben die Felleisen in Empfang zu nehmen und abzufertigen, die Briefe an den Ort ihrer Bestimmung zu befördern, das Portogeld einzunehmen und dieses zu gewissen Perioden an das Oberpostamt einzuschicken. Sieben reitende Inspectoren durchreisen England und zwei Schottland, von denen jeder in einem besondern Postdistrict über die Erfüllung der in Bezug auf diese Dienste stehenden Regulative zu wachen und auf Vollziehung der Contracte, die wegen Beförderung des Felleisens zu Wagen, zu Pferde oder Fuß abgeschlossen sind, zu halten hat. Die englischen Posten verdienen als Muster aufgestellt zu werden, in Bezug auf die Ordnung und Regelmäßigkeit, in welcher sie ankommen und abfahren, die Briefe angenommen und ausgegeben werden. Die englischen Briefposten sind in einem hohen Grade der Vollkommenheit; sie zeichnen sich durch Wohlfeilheit, Schnelligkeit und Sicherheit aus. Die Briefe werden durch fahrende, reitende und Fußboten befördert. In London besteht die General- und die Twopennypost. Die Hauptämter der erstern sind: das des Secretairs für das Ausland und das Inland, des Oberrechnungsführers, des Obereinnehmers und anderer minderbedeutenden, außer denen in den verschiedenen Theilen der Stadt noch mehr als 60 Häuser zur Annahme von Briefen für die Generalpost sich befinden. Für dieselbe sind außer 175 Beamten, 35 Boten und Lastträger, 203 Briefträger, 270 Conducteurs beschäftigt. Die Anzahl der Briefwagen, die von London abgehen, ist 22, die zur Befahrung der Nebenrouten bestimmt sind, 45. Die Twopennypost erstreckt sich auf London und 10 Meilen im Umkreis; in ihrem Districte sind 140 Häuser, um Briefe anzunehmen, 48 Beamten und 350 Briefträger sind für sie beschäftigt. Die Einkünfte der gesammten engl. Posten belaufen sich gegenwärtig auf 1—1½ Mill. Pf. Sterl. Für Englands fahrende Post kann jetzt durch die Versuche mit den Gaswagen von einer Gesellschaft, die bereits ein Capital von 200.000 Pf. Sterl. besitzt, eine große Reform entstehen, sowie auch bereits Paketboote mit Dampfmaschinen aus Nord- und Südamerika oft in 16 Tagen zu Liverpool ankommen, deren Nachrichten binnen 20 Stunden durch Staffetten von da nach London gesendet werden. — Die Postanstalten der übrigen europäischen Völker sind entweder noch auf einer niedern Stufe der Cultur, oder sie sind den deutschen, franz., oder engl. Mustern mehr oder weniger nachgebildet. — Die russischen Briefposten haben sich in bedeutendem Grade verbessert, seitdem die russ. Postadministration zu ihrer Ausbildung die vorzüglichsten norddeutschen Postanstalten zum Muster genommen hat. Das Porto ist sehr mäßig und es vermindert sich verhältnißmäßig immer mehr, je weiter der Brief auf derselben Post läuft. Ungeachtet des ungeheuren Umfangs von Rußland, betragen die Einkünfte der Briefposten doch nicht mehr als 8 bis 900.000 Thlr. Man hat 5 Postcurse: den moskauischen, rigaischen, wiburgischen, archangelischen und polnischen. Bei dem gänzlichen Mangel an Postwagen oder Diligencen sind jedoch die Extraposten sehr wohlfeil und schnell; ein Extrapostschein kostet für die Werste nicht mehr als 2 Kopeken. Zum Gebrauch der Extraposten muß man aber von der Regierung autorisirt seyn. — In Dänemark ist die Post zu sehr Finanzspeculation; dagegen sind die schwedischen Posten billiger. — In Holland und Belgien wurde nach dessen Einverleibung in das franz. Kaiserthum das franz. Postwesen eingeführt, das

auch gegenwärtig noch mit wenigen Abänderungen besteht. — Die italienischen Posten erhielten während Italiens Verbindung mit dem franz. Kaiserreiche einen höhern Grad der Vollkommenheit, seitdem sie nach dem Muster der franz. Postinstitute ausgebildet wurden. Seitdem 1815 Italien durch die wiener Congreßacte in seine alten Verhältnisse zurückgestellt wurde, sind die Postinstitute des lombardisch-venetianischen Königreichs, Toscanas, Parmas und Modenas mehr nach den Grundsätzen des östreich. Postwesens eingerichtet worden. In den übrigen Staaten sind aber die Postanstalten mit geringen Veränderungen dieselben geblieben. — In der Schweiz hat jeder Canton seine eigne Postverwaltung und Postanstalten; es fehlt also die dem Publicum so nützliche Centralisirung des Postwesens. In Ermangelung derselben hat man sich wenigstens bestrebt, durch Verträge so viel als möglich eine Uebereinstimmung in der Administration der Posten zu erzielen. Durch ein Concordat vom J. 1818, dem nur die Cantone Waadt, Unterwalden, Glarus, Zug, Basel, Wallis und Neuenburg entweder gar nicht oder nicht unbedingt beigetreten sind, ist man, mit Anerkennung des Grundsatzes, daß das Postwesen Regal und Eigenthum eines jeden Cantons innerhalb seiner Grenzen sey, über Folgendes einig geworden: Die angehörigen Cantone sollen, gleich den eigenen, hinsichtlich der Posttaxen nach billigen Grundsätzen behandelt, obrigkeitliche offizielle Berichte taxfrei befördert, von Posten und Messagerien keine Weggelder bezogen, das Postgeheimniß beachtet und die Postbeamten darauf beeidet, den Courieren und Messagerien aller Schutz geleistet und unter keinem Vorwande der Postenlauf weder gehemmt noch verspätet, die Gewährleistung für das der Post Anvertraute (Uebermacht und Gottesgewalt vorbehalten) übernommen und die Beschwerden über die Post, Fremden wie Einheimischen, unentgeltlich und summarisch Recht gewährt werden. Extraposten sind in der Schweiz noch nirgendwo eingerichtet. — Die spanischen und portugiesischen Posten sind noch sehr unausgebildet; auf der niedrigsten Stufe der Cultur befinden sie sich in der europäischen Türkei. Die einzigen Posten, die daselbst bisheran bestanden, sind reitende Tataren, die der Sultan zum öffentlichen Dienste unterhält und die seine und aller öffentlichen Behörden schnell befördern müssen. Den neuesten Nachrichten zufolge sollen jetzt dort Kunststraßen und Postanstalten nach europäischer Art errichtet werden.

Postament (Piedestal), in der Baukunst eine verzierte (viereckige oder runde) Erhöhung, worauf Statuen, Vasen rc. gestellt werden können; es besteht aus dem Fuße, dem darauf ruhenden, eigentlichen Körper des Postaments und dem Kranze. Der Haupttheil hat meistens die Figur eines Würfels, dessen 4 Seiten gewöhnlich mit historischem oder allegorischem Schnitzwerke verziert werden.

Postille, ein Predigtbuch über die Sonn- und Festtags-Evangelien und Episteln; der Name rührt von dem: „Post illa" (näml. verba), nach jenen Worten, des Textes — her, welches in den alten Büchern der Art steht.

Postulat, ein Forderungssatz, Heischesatz, d. h. ein solcher, welcher ohne Beweis angenommen werden und gelten soll. In der Mathematik eine Aufgabe, Verrichtung, die als möglich und durch sich selbst begreiflich vorausgesetzt wird, z. B. aus jedem gegebenen Punkte mit jeder Linie einen Zirkel zu beschreiben rc. Die kritische Philosophie nannte

Postulate der praktischen Vernunft theoretische, unerweisliche Sätze, zu deren Annahme uns praktische Ideen, oder unbedingte a priori geltende praktische Gesetze bestimmen sollen. Der Mensch ist frei, der Mensch ist unsterblich, es ist Ein Gott, sind nach der Kant'schen Philosophie die 3 Postulate der reinen praktischen Vernunft. Fichte hingegen nannte Postulat ein Princip, das theoretisch und praktisch zugleich seyn soll (das Ich). Schelling nennt Postulat die Forderung einer ursprünglichen (transscendentalen) Construction, und sagt: „Die praktische Philosophie hat nur Gebote".

Potemkin (Gregor Alexandrowitsch, Fürst von), russ. Feldmarschall, geb. 1736 bei Smolensk aus einer ursprünglich poln. Familie, trat nach dem frühen Tode seines Vaters 1760 in den Militairstand und ward bald Fahnjunker in der Reitergarde. Als Katharina II. 1762 in Uniform durch die Glieder ritt, um für ihre Thronbesteigung die Gunst der Truppen zu gewinnen, bemerkte Potemkin, daß sie keine Quaste an ihrem Degen hatte. Sogleich knüpfte er die seinige los und überreichte sie der Kaiserin. Diese Aufmerksamkeit gefiel Katharinen, und seine vortheilhafte Gestalt und Lebhaftigkeit machten Eindruck auf sie. Nicht lange nachher ward er zu dem engern Kreise ihrer Gesellschaft gezogen und wußte sich immer mehr in ihrer Gunst zu befestigen. Er verdrängte seine Nebenbuhler, besonders die Gebrüder Orloff (s. d.), und war von 1776 an erklärter Liebling. Seinen Stolz erwiderten die Orloff's mit Haß, und in einem Streite mit Alexis Orloff wurde er durch einen Schuß eines Auges beraubt. Die Kaiserin tröstete ihn über diesen Verlust und ernannte ihn zum Kriegsminister. Von nun an beherrschte er die Fürstin 16 J. hindurch so unumschränkt, daß sie selbst oft vor ihm zitterte. Potemkin wußte sie in der Meinung zu erhalten, daß er die festeste Stütze ihres Thrones sey. Sie erkannte sich nämlich von mehren Großen des Reichs angefeindet; ja sie fürchtete selbst ihren Sohn, dem sie bei erreichter Volljährigkeit den Thron zu überlassen verpflichtet war, und da der Großfürst, Graf Panin und die Ersten der Nation den Günstling haßten, so glaubte sie in dem entschlossenen, furchtlosen Manne, der jeden Gedanken an Widerstand mit Gewalt und Kühnheit niederschlug, den sichersten Schutz gegen ihre Feinde zu finden. Von 1778 leitete er die auswärtigen Verhältnisse des Reichs fast allein und wirkte dem Grafen Panin, der dem preuß. Systeme huldigte, entgegen. Welchen Sinn Potemkin für Völker- und Menschenrechte hatte, bewies er bei der gewaltsamen Unterdrückung der Krim 1783. Als die Tataren sich weigerten, der Kaiserin den Huldigungseid zu leisten, wurden auf seinen Rath die grausamsten Zwangsmittel gegen sie angewendet. Ein Verwandter des Fürsten, Paul Potemkin, ließ 30.000 Männer, Weiber und Kinder zusammentreiben und niederhauen. Zwar wurde am Dnepr, 10 Stunden von Oczakow, die Stadt Cherson auf seine Veranstaltung erbaut, auch einige Obstarten in Taurien eingeführt und bei Soudac eine große Branntweinbrennerei errichtet; er behandelte aber als Generalgouverneur die Einw. mit empörender Willkür und Grausamkeit, sodaß diese Provinz immer mehr entvölkert wurde. Um seine Verwüstungen den Augen der Kaiserin zu entziehen und zugleich ihr mit der raschvoranschreitenden Cultur des Landes zu schmeicheln, wagte er ein kühnes Schauspiel, das, so gut es auch auf den Charakter seiner Gebieterin berechnet war, doch leicht für ihn hätte nachtheilige Folgen

haben können. Als nämlich Katharina 1787 Taurien bereiste, ließ er an den Ufern des Dnepr und an der Heerstraße Scheinstädte und Dörfer aufschlagen und besetzte sie mit einem großen Theile der Einw., die aus allen Ecken der Provinz herbeigeschleppt wurden und ihre Feierkleider anziehen mußten. Bei der Schnelle, womit die Reise geschah, entdeckte die Kaiserin den Betrug nicht und traute Potemkin und dem Scheine. Ein anderes Mal soll er dieselben Regimenter an verschiedenen Tagen in verschiedenen Uniformen vor der Kaiserin gemustert haben, um ihr die Vollständigkeit des Heeres zu zeigen. Im Besitze unermeßlicher Reichthümer, mehrer Kisten voll Juwelen und Bankbillets von allen handelnden Nationen Europas, bereicherte er sich noch mit den Gütern der Fürsten Lubomirski und Sapieha in Podolien und Lithauen, und mit nicht weniger beträchtlichen Einkünften waren seine Oberstatthalterwürde in Taurien und die eines Großadmirals vom schwarzen Meere verbunden. Seit 1776 war er deutscher Reichsfürst. In der Folge wollte er Herzog von Kurland werden. Friedrich II. ließ ihm hierzu seine Mitwirkung anbieten; allein Potemkin erklärte, daß theils diese Besitzung ihm nicht genüge, theils es nur von ihm abhangen würde, sie zu erhalten, ohne deßhalb den König zu bemühen. Ohne das Talent und die Kenntnisse eines Feldherrn zu besitzen, war doch das gesammte Heer seinem unumschränkten Befehle übergeben. 1787 von seiner Monarchin mit dem Ehrennamen des Tauriers (Tawritscheskoi) begrüßt, fehlte jetzt seinem Ehrgeize noch das Band des St.-Georgenordens, welches nur ein Oberfeldherr nach einem Siege erhalten konnte. Er reizte daher 1787 die Pforte zu einer Kriegserklärung. Das sogen. orientalisch-griechische System und die Vertreibung der Türken aus Europa war sein Lieblingsgedanke, dessen Ausführung seit Katharina's berühmter Reise nach Taurien und ihrer Verbindung mit Joseph II. ihm nahe schien. Er selbst hoffte dann die Moldau und Walachei als abhängiges Fürstenthum unter Rußlands Schutz zu erhalten. Als der Krieg seinen Anfang nahm, stand Potemkin mit unumschränkter Gewalt an der Spitze eines Heeres von 150.000 M.; unter ihm dienten ausgezeichnete Feldherren. Der Krieg ward in den Ebenen von Oczakow, der Kuban und der kleinen Tatarei mit wilder Zerstörungswuth geführt. Hunger und Pest vermehrten die allgemeine Noth; dennoch unternahm Potemkin die Belagerung von Oczakow (vom Juli bis den 17. Dec. 1788). Endlich wagte er einen entscheidenden Streich, um nicht zur Aufhebung der Belagerung gezwungen zu seyn. In der Nacht vom 17. Dec. eroberte er die bis auf eine schwache Mauerlücke fast unversehrte Festung mit Sturm, der aber ohne das Auffliegen eines großen Pulvermagazins wohl nicht gelungen seyn möchte. Das Blutbad war furchtbar; die Stadt wurde 3 Tage lang geplündert; mehr als 30.000 Menschen kamen auf beiden Seiten ums Leben; Potemkin aber erhielt das große Band des h. Georg, ein Geschenk von 100.000 Rubeln, den Titel eines Kosackenhetmann und einen mit Diamanten besetzten und mit Lorberzweigen umwundenen Commandostab. Als er hierauf, im März 1791, nach Petersburg zurückkehrte, ließ die Kaiserin ihm zu Ehren glänzende Feste veranstalten, schenkte ihm den taurischen Pallast und ein mit Diamanten besetztes Kleid. Gesättigt von Glanz und Pracht, begab er sich auf den Friedenscongreß zu Gallacz, wo die Präliminarien zwischen der Pforte und Rußland den 11. Aug. 1791 abgeschlossen, aber erst nach seinem Tode,

den 9. Jan. 1792, zu Jassy in einen Definitivfrieden verwandelt wurden. Während der Unterhandlungen ließ der Großvesier Jussuf Pascha ihn ersuchen, von einigen Friedensbedingungen Etwas nachzulassen, weil er sonst in ihnen zugleich sein Todesurtheil zu unterschreiben fürchten müßte. Trotz dieser Bitte gab Potemkin eine abschlägige Anwort. Indeß wurde der Urheber dieses Krieges von der im Feldlager herrschenden Krankheit befallen; ohne auf den Rath der berühmtesten Aerzte in Petersburg, die er bei sich hatte, zu achten, setzte Potemkin seine ausschweifende Unmäßigkeit fort. Da ihm die Luft von Jassy nachtheilig schien, wollte er nach Nicolajeff gehen, am 2. Reisetage ward ihm unwohl. Er stieg aus dem Wagen und gab in den Armen seiner Nichte, der Gräfin Branicka, geb. v. Engelhardt, unter einem Baume den 16. Oct. 1791 seinen Geist auf. Seine Leiche wurde nach Cherson gebracht, wo die Kaiserin 100.000 Rubel zur Errichtung eines Mausoleums für ihn bestimmte, welches aber nicht zu Stande gekommen ist; vielmehr ließ Kaiser Paul den Leichnam des übermüthigen Günstlings seiner Mutter aus dem Sarge reißen und in den Festungsgraben werfen, sodaß jetzt weder Sarg noch Körper mehr zu finden sind. Erst im J. 1830 ließ die Stadt Cherson Potemkin's Bildsäule von Bronze (von dem russischen Bildhauer Matoff verfertigt) aufrichten. — Bis zum Ueberdruß gesättigt durch jede sinnliche Lust, setzte Potemkin seine Größe darein, sich nichts versagen zu dürfen, und mit grenzenloser Vergeudung der Staatsgelder, mit muthwilliger Aufopferung des Lebens anderer Menschen, jede Laune des Augenblicks zu befriedigen. Dabei ließ er sich von fremden Mächten erkaufen. Im Besitze eines Vermögens von 50 Mill. Thlr., und die größten Summen mit Verachtung im Spiel oder sonst aus Laune wegwerfend, pflegte er Diejenigen nicht zu bezahlen, die für seine Bedürfnisse gearbeitet hatten. Die Kaufleute achteten sich für verloren, denen der Befehl wurde, Waaren für ihn zu liefern. Doch richtete er seine Aufmerksamkeit auch auf nützliche Gegenstände. Petersburg verdankt ihm eine Glas- und Spiegelmanufactur, die an Größe und Schönheit ihrer Erzeugnisse denen zu Venedig und Paris gleichkommt. Ueberhaupt schätzte Potemkin die Künste, liebte leidenschaftlich die Musik und hatte überal 80 Musiker in seinem Gefolge. Nach der Schilderung, die Dohm in s. „Denkwürdigkeiten" (Bd. 1, S. 406, und Beil. F) von ihm entwirft, war er nur ein kühner und verschlagener Hofmann, ohne gründliche Staatskenntnisse. Sein schnelles Glück, sein mächtiger Einfluß, und die Gewalt, welche er über die Kaiserin ausübte, selbst das Orientalische und absichtlich Sonderbare in seiner Lebensweise, haben in ihm einen außerordentlichen Mann erblicken lassen, dessen Fehler nur als Mißverhältnisse seiner an sich großen Eigenschaften anzusehen wären. Man hat sogar in seiner Rohheit, in seinen Launen, eine gewisse ihm eigne Originalität, und in der ungebundenen Frechheit, mit welcher er sich seinen Leidenschaften überließ, Größe finden wollen; allein mit Unrecht. Potemkin war ohne sittliche Würde, vielmehr ein sehr gemeiner Mensch, der, von außerordentlichen Umständen begünstigt, unter großen Verhältnissen gewirkt hat. Man verbinde mit diesem Urtheile, was der unterrichtete Verf. der Aufsätze: „Potemkin der Taurier", in der „Minerva", 1797—1800, der Vf. der Schrift: „Pansalvin, Fürst der Finsterniß, und seine Geliebte" (Germanien 1794), und Verf. der Schrift: „Russische Günstlinge" (Tüb. 1810), über Potemkin sagen.

Potenz, in der Rechnenkunst das Product einer Zahl, die mit sich selbst multiplicirt wird. Man schreibt sie so, daß man oben an der Ziffer, welche die Wurzel andeutet, eine kleine Ziffer (den Exponent) setzt, die den Grad der Potenz anzeigt: z. B. 9 ist gleich 3^2 (hier ist 3 die Wurzel und 2 die Potenz); $27 = 3^3$ (3 die Wurzel und 3 die Potenz). Die sechste Potenz der 10 oder 10^6 ist eine Million. In der Mechanik heißt **Potenz** jede, erhaltende oder bewegende, Kraft, der Hebel, die Schraube, der Keil, die Radwelle; in der Medicin, auf den menschlichen Körper einwirkende Kräfte (s. **Erregung**), und im gemeinen Leben einwirkende Mächte; in der Schelling'schen Philosophie, Stufen oder Grade der Entwickelung des Unendlichen im Endlichen.

Pothier (Robert Joseph), Rath beim Landgerichte zu Orleans, geb. daselbst 1699, gest. 1772, verband eine tiefe Kenntniß des römischen mit dem franz. Rechte. Er erwarb sich den Ruhm, die Grundsätze des franz. Rechts, welche in den Sammlungen Justinians so verwirrt durcheinander liegen, in eine natürliche und methodische Ordnung zu bringen. Den ganzen Körper dieses Rechts stellte er in seinen „Pandekten" auf, geordnet mit einer Klarheit und Methode, die allein ihm angehören. In seiner „Introduction à la Coutume d'Orléans" mit einem Commentar deckte er die Hauptquellen des franz. Rechtes auf und die aus ihm hervorfließenden Folgerungen. Den größten Ruf verschafften Pothier seine „Traités", die er über verschiedene Theile des Rechtes verfaßte. Sein Leben widersprach der Moral seiner Schriften nicht; seine Uneigennützigkeit kannte keine Grenzen. Durch Zufall wurde ihm der Lehrstuhl des franz. Rechts auf der Universität zu Orleans angetragen; er erfüllte die Pflichten dieses Berufs auf das Gewissenhafteste und verwandte sein Gehalt auf Ermunterung fleißiger Schüler. Den Obliegenheiten seines Richteramtes kam er mit einer solchen Gewissenhaftigkeit nach, daß er einst eine Partei, die ihren Proceß verloren hatte, entschädigte, weil er bei der Untersuchung der Sache ein Actenstück übersehen hatte, das ihm entscheidend schien. Seine zahlreichen Werke sind nur zum Theile gedruckt, und diese sind bei der Abfassung des „Code Napoléon" sehr benutzt worden.

Potocki, eine alte polnische Familie, in der sich vorzüglich auszeichneten: 1) Graf **Paul**, Kastellan von Kaminiek in Podolien, erwarb sich durch Staatsklugheit und Gelehrsamkeit einen berühmten Namen. Der Großreferendar, Graf Jos. Andr. Zaluski, gab seine Schriften heraus und begleitete sie mit einer „Genealogica Potockiana". — 2) Graf **Anton**, des Vorigen Enkel, Sohn des Woiwoden von Smolensk, Gr. Alexander und Bruder des Erzbischofs von Gnesen und Primas von Polen, Theodor. Unter August II. bekleidete er den Gesandtschaftsposten bei der russischen Kaiserin Anna Iwanowna; hierauf wurde er Woiwode von Belzk. August III. erhob ihn zum Marschall des Adels und Obermarschall der Königin. Seine trefflichen Reden hat Daneykowicz in seiner „Suada Polona" gesammelt. — 3) Graf **Stanislaus Felix**, Großfeldherr der poln. Artillerie, Besitzer eines bedeutenden Vermögens, genoß während der poln. Unruhen 1783 eines großen Ansehens und Gewichts. Ein erklärter Anhänger der alten Aristokratie, widersetzte er sich aus allen Kräften dem Reichstage, der 1791 damit umging, dem Staate eine monarchische Constitution zu geben. Da die Ansichten des Grafen und die Wünsche des russ. Hofes, der Polen gern

in der alten Anarchie und so in seiner alten Schwäche erhalten wollte, übereinstimmten, so verband er sich mit dieser Macht, veranlaßte im Mai 1792 die targowiczer Conföderation, erließ in Verbindung mit Rzewuski und Braniski eine öffentliche Erklärung gegen die neue Constitution und bestand auf ihre Aufhebung. Beim Einmarsch der Russen in Polen schloß er sich an sie an und erhielt ein solches Uebergewicht, daß er den schwachen Stanislaus August (s. Poniatowski) zwang, der targowiczer Conföderation beizutreten. Nicht weniger Einfluß übte er auf dem hierauf gehaltenen Reichstage zu Grodno aus, vernichtete die Hoffnung seines Vaterlandes und bereitete seinen Fall vor. Auf diesem Landtage wurde die Constitution aufgehoben und die Theilung Polens unterschrieben. Viele Polen glaubten, er habe die kühne Hoffnung gehegt, Poniatowski die Krone zu entreißen und sie auf sein Haupt zu setzen. Während 1793 betrieb er mehre Staatsangelegenheiten bei der Kaiserin Katharina und genoß in seinem Vaterlande einer ausgedehnten Gewalt. Als die Polen unter Kosciuszko, Kolontay, Ign. Potocki u. A. sich vereinigten und die Waffen gegen die Russen ergriffen, floh er nach Rußland. Das höchste Gericht der Republik machte ihm den Proceß, er wurde als Verräther des Vaterlandes erklärt und zum Tode verurtheilt; seine Güter wurden eingezogen und sein Bildniß an den Galgen geschlagen. 1795 ernannte ihn die Kaiserin Katharina II. zum Oberfeldherrn. Seitdem lebte er auf seinen Besitzungen und starb 1803. — 4) Graf Ignaz, Vetter des Vorigen, geb. 1753, Großmarschall von Lithauen, ein Mann, ausgezeichnet durch Vaterlandsliebe, festen Charakter und Einsichten. Um der Anarchie und den innerlichen Unruhen, wodurch Polen sich schwächte und ein Raub der Nachbarstaaten werden mußte, ein Ende zu machen, verband er sich 1788 mit Malachowski, Kolontay u. A., und entwarf mit Hülfe des Italieners Piatoli die passende Constitution vom 3. Mai 1791. Durch seine Bemühungen bewogen, nahm auch der König sie an; doch seinen Vetter Felix vermochte er nicht für sie zu gewinnen. 1792 ging er nach Berlin, um den Hof zum Schutze Polens anzurufen, und arbeitete der targowiczer Conföderation kräftig entgegen. Beim Vordringen der Russen mußte er fliehen und ward seines Vermögens beraubt. 1794 schloß er sich dem Unternehmen der nach Unabhängigkeit ihres Vaterlandes strebenden Polen an, verließ Dresden und ging über Krakau nach Warschau. Hier zum Oberfeldherrn ernannt, half er einen hohen Nationalrath errichten und leitete die auswärtigen Angelegenheiten. Bis zur Erstürmung Pragas war er sehr thätig, besonders als Mitglied der Schulcommission: so übersetzte er Condillac's „Logik" und führte sie in den Schulen ein; auch ließ er mehre Gelehrte auf seine Kosten reisen. Nach Warschaus Einnahme wurde er gegen die Bedingungen der abgeschlossenen Capitulation eingezogen und als Staatsgefangener nach Schlüsselburg in Rußland gebracht. 1796 gab ihm Paul I. die Freiheit wieder; von dieser Zeit an lebte er bis 1809 in Galizien unter Aufsicht. 1809 verließ er Galizien und trat wieder ins öffentliche Leben, um sich ganz dem Wohle des Vaterlandes zu widmen, dessen Wiederherstellung er unter dem mächtigen Schutze Napoleons gewiß glaubte. Er wirkte zur Bildung des Volkes durch Vernichtung der Leibeigenschaft und Hebung der Schulen. Er starb den 30. Aug. 1809, als er an der Spitze einer Gesandtschaft des Herzogthums Warschau sich zum Kaiser

Napoleon nach Wien begeben hatte. — 5) Graf **Stanislaus Kostka**, des Vorigen Bruder, zeichnete sich durch Einsichten und Beredtsamkeit auf den polnischen Reichstagen, 1788 und 92, aus. Er war Gen al der Artillerie und ein Freund der Verfassung vom 3. Mai, zog sich aber, nachdem König Stanislaus der targowiczer Conföderation beigetreten war, nach Oestreich zurück. Ohne hierauf weitern Antheil an den poln. Ereignissen zu nehmen, widmete er sich dem Studium der Künste und Wissenschaften, bis 1807 das Herzogthum Warschau errichtet wurde. Er begab sich jetzt in sein Vaterland und ward Mitglied der gelehrten Gesellschaft zu Warschau. Seine Thätigkeit für die geistige Bildung seiner Nation, als Mitglied und Präsident der Oberschul- und Erziehungsdirection, oder wie sie jetzt heißt, der Commission der Aufklärung, war fortdauernd unermüdet. Auch war er es, der als Präsident des Raths von Warschau, nach der zur Wiederherstellung Polens 1812 errichteten General-Conföderation, bei Eröffnung des Reichstags am 26. Juni die Einweihungsrede hielt. 1815 ward er vom Kaiser Alexander zum Minister des Kultus und des öffentlichen Unterrichts ernannt. Er hieß in Polen, seiner großen Rednertalente wegen, princeps eloqentiae. Sein Haus in Warschau war eins der glänzendsten, und seine Gemahlin, eine geb. Prinzessin Lubomirska, ist eine der geistreichsten und gebildetsten Frauen des Königreichs. Zu seinen vorzüglichsten Schriften gehört sein Werk über Beredtsamkeit und Styl (Warsch. 1815, 4 Bde.); ferner seine treffliche, jedoch unvollendet gebliebene, Bearbeitung des „Winckelmann von der Kunst der Alten", in poln. Sprache (Warschau 1815). Er starb 1822 in einem Alter von 62 J. — 6) Graf **Johann P.**, bekannt durch seine „Recherches sur la Sarmatie", „Hist. primitive des peuples de la Russie" und „Voy. en Egypte", begleitete 1805 die russ. Gesandtschaft nach China, und starb in der Ukraine 1815.

Potosi, einst die Hauptstadt der gleichnamigen Intendantschaft des span. Vicekönigreichs de la Plata in Südamerika, seit dem 11. Aug. 1825 die Hauptstadt der Republik Bolivia und einer Provinz derselben. Sie heißt seitdem, zu Ehren des Siegers von Ayacucho, **Sucre**. Sie liegt in Südperu 19° 47′ S. Br., auf der Südseite des Gebirges Potosi, ward 1547, 4360 Fuß hoch über die Meeresfläche, gegründet, hat 2 Stunden im Umkreise und gegen 30.000 Einw., Spanier, Creolen, Mulatten und Indianer, ist ansehnlich und gut gebaut, mit breiten, geraden Straßen, prächtigen Kirchen und Klöstern. Die Umgegend ist durchaus unfruchtbar, sodaß weder Getreide, noch Gemüse, noch Obst, noch Gras wächst. Silber und Gold sind die einzigen Erzeugnisse, für welche alle Lebensbedürfnisse im Ueberfluß aus den benachbarten Provinzen herbeigeschafft werden. Die Menge der Indianer und Fremden, welche der Bergbau hieherzieht, ist sehr groß, sowie der Reichthum der Privatpersonen und die Schätze der Kirchen unermeßlich sind. Es herrscht daher viel Ueppigkeit und Luxus. Die berühmten Gold- und Silberminen Potosis befinden sich in einem Bezirke, der 6 Meilen im Umkreise hat, und lieferten seit 1544—1820 die ungeheure Summe von 1500 Mill. Thaler. Dessenungeachtet sind diese Bergwerke bis jetzt nicht erschöpft. Gemünzt wurden hier über 1300 Mill. Piaster. Noch bis in die letzte Hälfte des vorigen Jahrh. gaben sie jährlich eine Ausbeute von 2000 Mark Gold und 600.000 Mark Silber. — Nicht weit von der Stadt sind einige warme Bäder, die fleißig besucht werden.

Potpourri (franz.), gleichbedeutend mit Ollapotrida (s. d.); 2) ein Gefäß mit getrockneten und eingesalzenen wohlriechenden Blumen und Kräutern, welche angenehme Gerüche ausduften; 3) überhaupt ein Gemengsel; daher 4) ein aus mancherlei Fleische zubereitetes Gericht; 5) in der Musik ein aus mehren (größtentheils bekannten) Themen zusammengesetztes Tonstück, wobei die geschickte Verknüpfung und anmuthige Ausführung das Hauptverdienst ist. Gewöhnlich sind die musikalischen Potpourris Instrumentalstücke, in welchen ein Soloinstrument die Themen auszuführen hat. (S. Quodlibet.) Scherzend sagt man wohl auch ein Potpourri von Gelehrsamkeit.

Potsdam, Hauptstadt des gleichnamigen Reg.-Bez. (370 □M. mit 880.000 Ew.) der Provinz Brandenburg und zweite königl. Residenz, liegt in einer reizenden Gegend 4 kleine Meilen von Berlin (womit sie durch eine ausgezeichnet schöne Kunststraße verbunden ist) an dem Einflusse der Nuthe in die Havel, auf einer Insel von 4 Meilen Umfang (dem potsdamer Werder), welche von der Havel, einigen Seen und einem Canal gebildet wird. Sie besteht aus der Alt- und Neustadt, zu der auch der Kiez, die Friedrichsstadt und das holländ. Revier gehören, nebst 4 außerhalb der Mauer liegenden unbeträchtlichen Vorstädten. Sie ist, nächst Berlin, die schönste Stadt der preuß. Monarchie, welches sie den Königen Friedrich Wilhelm I. und II., besonders Friedrich d. Gr. verdankt. Auch der jetzige Herrscher hat mit wirklich väterlicher Liebe und Sorgfalt auf die Verschönerung der Stadt und ihrer Umgegend die größte Aufmerksamkeit gewandt. Unter den Thoren zeichnet sich das brandenburger aus, welches aus einem schönen, mit freistehenden korinthischen Säulen gezierten Triumphbogen nach dem Muster des Trajanischen in Rom besteht. Die Straßen sind schön und prächtig und werden durch 500 Laternen erleuchtet. Unter den herrlichen Plätzen sind die vorzüglichsten: der alte Markt, am Schlosse, mit schönen Gebäuden umgeben, in der Mitte mit dem 74 Fuß hohen Obelisk von weißem und rothem Marmor und geschmückt mit den Brustbildern des großen Kurfürsten und der 3 ersten preuß. Könige; der Wilhelmsplatz mit Pyramiden und eingefaßt mit Linden, Platanen und Pappeln; die Plantage an dem Bassin, mit einer von Werkstücken eingefaßten Insel, auf welcher ein, in holländ. Geschmack erbautes Gebäude steht, worin unter Friedrich Wilhelm I. das bekannte Tabacks-collegium seinen Sitz hatte; die Garnisonplantage, mit doppelten Reihen von Ahorn, Pappeln und Platanen bepflanzt; endlich der höchst geschmackvolle Lustgarten mit Alleen, Salons, Statuen und einem Bassin, in welchem Neptun und Amphitrite, in Stein gehauen, auf einem Wagen sich befinden. Unter den öffentlichen Gebäuden sind am merkwürdigsten: das königl. Schloß in der Altstadt, welches Kurfürst Friedrich Wilhelm zu bauen anfing und Friedrich II. vollendete. Es ist ein längliches Viereck von 3 Geschossen. Das Hauptportal ist auf dem alten Markte, und die Hauptfaçade auf der Garten- und Havelseite. Man bewundert die Säulenreihe auf der Seite gegen die lange Havelbrücke und zwischen der Mitte des Flügels und dem königl. Reitpferdestalle; die erste besteht aus 20 und die andre aus 32 freistehenden korinth. Säulen mit dazwischenstehenden Gruppen und Statuen. Das 1754 von Friedrich d. Gr. nach dem Vorbilde des amsterdamer erbaute Rathhaus, auf dessen Kuppel der kolossale Atlas mit der Weltkugel, in Kupfer getrieben und vergoldet steht. Unter den Kirchen er-

regt zuerst die Hof- und Garnisonkirche, deren 365 Stufen hoher Thurm mit einem schönen Glockenspiele versehen ist, die Aufmerksamkeit; wir finden in ihr den schwarzen marmornen Sarg Friedrich Wilhelms I. und unter der Kanzel den zinnernen Sarg Friedrichs d. Gr. Nächst dieser Kirche verdienen die katholische, mit schönen Gemälden; die französisch-reformirte, nach dem Muster des Pantheons zu Rom erbaut; die heil. Geistkirche mit dem 280 F. hohen, prachtvollen Thurme, sowie die lutherische Stadtkirche zu St.-Nicolai, erwähnt zu werden. Unter den militairischen Gebäuden sind zu nennen das Cadettenhaus, das Exercier- und Reithaus, sowie die imposante Hauptwache mit den Statuen des Mars und der Bellona. Auf der Waisenstraße, einer der längsten Straßen Potsdams, steht das große k. Militairwaisenhaus, in welchem über 600 Kinder und außerhalb noch von demselben über 2000 Kinder von Militairpersonen verpflegt werden. Dieses 4 Geschoß hohe Gebäude macht mit dem landschaftlichen Hause ein großes Viereck aus. 1829 schenkte der König dieser Anstalt das Schloß zu Pretsch an der Elbe (Prov. Sachsen, Reg.-Bez. Merseburg, Kreis Wittenberg) und verlegte in dasselbe die mit jenem Waisenhause verbundene Mädchenerziehungsanstalt. Das bisherige Mädchenwaisenhaus zu Potsdam wurde zu Handwerksschulen eingerichtet. Ferner das neue Armen- und Krankenhaus und das Schauspielhaus. Die Stadt hat 1600 Privathäuser und mit Einschluß der 5 — 6000 M. starken Garnison über 31.000 Einw., ist der Sitz des Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg, der Regierung des Bezirks Potsdam, der Oberrechnungskammer, eines evangel. Bischofs, Hauptsteueramts u. s. w. Die dasigen Bildungsanstalten befinden sich im besten Zustande, und wir nennen zuerst das Gymnasium und das Landschullehrerseminar, ferner die höhere Bürgerschule, mehre andre Schulen, eine Gärtnerlehranstalt mit einer Landesbaumschule; die märkisch-ökonomische Gesellschaft, eine musikal. Akademie, der Gesang- und Musikverein u. a. Von den wohlthätigen Instituten erwähnen wir noch der Stiftung zum Gedächtniß der verewigten Königin Luise, zur Ausstattung tugendhafter Mädchen. Den Einw. bieten Fabriken und Manufakturen aller Art, besonders in Seide, Wolle und Baumwolle, Leder, Wachstuch und Taback, ferner Hutfabrikation, Brauerei, Brennerei, Garten- und Landbau, Viehzucht und Fischerei ergiebige Nahrungszweige. Am wichtigsten ist die Gewehrfabrik (ein langes, 4 Geschoß hohes Gebäude, mit den dazu gehörigen Häusern eine ganze Straße einnehmend), welche gegen 160 Arbeiter beschäftigt und in der die in Spandau geschmiedeten Flintenläufe geschäftet und equipirt, die Gewehre mit Schlössern versehen und in fertigen Stand gesetzt werden. Der Handel wird durch die Verbindung der Havel mit andern Flüssen und dem Meere befördert. Die Seehandlungsgesellschaft hat jüngst den Neubau einer Kunststraße von Potsdam nach dem 4 Meil. entfernten Nauen beschlossen, wodurch erstere Stadt auf directe Weise und mit Ersparung von 6 Meil. mit Hamburg und Lübeck in Verbindung gesetzt wird. Noch bemerken wir, daß Potsdam ein Mineralbad hat. Vor den meisten Thoren sind schöne Alleen, und weiter hin, größentheils an der Havel, Wälder, buschige Hügel und Weinberge. Von einigen benachbarten Bergen hat man Aussichten nach der Stadt über die Havel nebst einigen Seen, nach verschiedenen Dörfern und nach den k. Gärten, Lustschlössern und Häusern, welche zum Theil auf kleinen Anhöhen liegen. Nordwestlich liegt das k. Lustschloß Sanssouci, Friedrichs d. Gr.

Lieblingsaufenthalt, hat nur ein Stockwerk und ist klein, aber von herrlicher Bauart, mit dem schönen länglich runden Marmorsaale, worin man die Säulen, die Malereien und den nach florentinischer Art mit Blumenwerk ausgelegten Fußboden bewundert, dem Cavalierhause, in welchem sich Zimmer, mit schönen Gemälden, Antiken und Bildsäulen geschmückt, und eine Bildergallerie sich befinden. Höchst bemerkenswerth ist der zu Sanssouci gehörige Garten, vor dessen Eingang ein steinerner Obelisk mit hieroglyphischen Figuren steht, und in welchem das japanische Haus, der chinesische Thurm, der Antiken- und Freundschaftstempel, marmorne Statuen und das Belvedere sehenswerth sind. Ferner der Weinberg mit seinen 6 Terrassen, deren jede 12 Stufen und die besten Weinstöcke unter Glasfenstern hat. Das neue Palais, von Friedrich d. Gr. erbaut, ist äußerst schön, prächtig und geschmackvoll. An dem ganzen Gebäude sind keine andern als Fensterthüren, die mit den übrigen Fenstern einerlei Gestalt haben, sodaß die Eingänge und Treppen nicht ins Auge fallen. Unter den prächtigen Zimmern ist der Grottensaal von besonderer Merkwürdigkeit, indem der Fußboden von Marmor, die Seitenwände mit Krystalstufen, weißem Marmor, Muscheln und Mineralien belegt sind, während die Decke die schönsten Malereien zieren. Nordöstlich, am heiligen See, das von Friedr. Wilhelm II. erbaute Marmorpalais, ein regelmäßiges Viereck, mit einem schönen Garten, worin der gothische Thurm mit der Bibliothek, die ägyptische Pyramide, das schöne Orangeriehaus und das grüne Haus mit einer herrlichen Aussicht auf die Stadt. Im Marmorpalais befinden sich außerdem herrliche Gemälde von Hackert und Basreliefs von Canova. Die in einen reizenden Garten verwandelte Pfaueninsel ist der Lieblingsaufenthalt des Königs während des Sommers, und hier feiert er jährlich im Kreise seiner Familie den Tag seiner Geburt. S. H. L. P. Schmidt's „Gesch. und Topogr. der k. Residenzstadt Potsdam" (Potsd. 1825); auch Friedr. Nicolai's „Beschr. von Berlin und Potsdam", im Ausz. und fortgesetzt als „Wegweiser durch Berlin und Potsdam und die umliegende Gegend" (6. Aufl., Berlin 1827); und des Conducteurs von Möllendorf „Plan von Potsdam mit Ansichten" (Berlin 1827).

Pottasche, das feuerbeständige Gewächslaugensalz (Pflanzenalkali) (s. **Alkali**), welches man durch Auslaugen mit Verkalken aus Holz oder gewissen Pflanzen erhält, die in besonders dazu eingerichteten Oefen oder Gruben durch die Aschenbrenner oder Aescherer gebrannt worden sind. Das meiste Salz gibt die Asche von Birken, Roth- und Hainbuchen, Weiden, Ellern, Eschen, Ahornbäumen und Rüstern. Die gewonnene und in der Aschenkammer aufbewahrte Asche wird erst in den Aeschern mit kaltem Wasser eingeweicht, darauf mit heißem Wasser oder warmer Lauge ausgelauget. Die genugsam gesättigte Lauge wird in großen eingemauerten eisernen Töpfen (pots, daher der Name Pottasche), Kesseln, oder in seichten Pfannen hart gesotten, bis alles Wasser verdunstet ist, dann von der rothen Asche in dem Calcinirofen gereinigt, wobei durch Regierung des Feuers das Verglasen des Salzes zu vermeiden ist. Die auf dem Kühlherde erkaltete Pottasche hat eine weißbläuliche Farbe. Soll sie ein ganz reines alkalisches Salz werden, so muß man die feinste und beste Pottasche noch verschiedene Male auflösen, wieder verdunsten und anschließen lassen und dann in wohlverwahrte Gefäße (Töpfe, Pötte), weil sie die Feuchtigkeit aus der Luft an sich

zieht, verschließen. Das angegebene Verfahren beim Pottaschbrennen ist das zweckmäßigste und in Deutschland gewöhnlichste. Die meiste Asche wird aus Ungarn, Mähren, Polen, Rußland, über Danzig, Königsberg, Riga, Elbing rc. zum Handel gebracht. In Rußland ist sie Monopol der Krone. Es gibt allenthalben viele Pottaschsiedereien, wo das Holz und besonders der Abfall in geringem Werthe steht.

Potter (Paul), ein niederländischer Künstler, der Hirtenstücke malte. Geb. 1625 zu Enkhuisen, erlernte er seine Kunst unter der Leitung seines Vaters, Peter Potter. Es ist wohl nicht leicht ein zweites Beispiel in der Geschichte der Malerei zu finden, wo ein Jüngling von 14—15 Jahren sich in der Kunst so sehr auszeichnete, daß seine Werke mit denen der berühmtesten Künstler seiner Art gleichgestellt werden konnten. Als Potter sich im Haag niederließ, erhielt er so viel Aufträge, daß er sie nicht alle befriedigen konnte. Besonders arbeitete er für den Prinzen Moritz v. Oranien. Seine Spaziergänge waren immer nur dem Studium gewidmet; auf ihnen wurde, was er in seinem Fache wahrnahm, gleich skizzirt. Von seiner Frau, die zur Cocetterie geneigt war, mag er viel zu leiden gehabt haben; auch ließ ihn die stete Arbeitsamkeit kein langes Leben erreichen. Er starb 1654, 29 J. alt, zu Amsterdam, wohin er sich 2 J. vor seinem Tode begeben hatte. Potter ist ein richtiger Zeichner der schwierigsten Stellungen der Thiere. In der Landschaft selbst ist er nicht ausgezeichnet; die Gründe sind flach, der Baumschlag ängstlich, doch der Natur treu, aber besser in Beobachtung des Helldunkeln. Potter hat mehre große Gemälde verfertigt, aber im Kleinen war er noch berühmter. Seine pissende Kuh (ehemals in der kasseler Gallerie, dann in Paris, von Kaiser Alexander 1814 mit 6000 Thlr. angekauft) ist sowohl wegen der Composition als wegen der Wahl des Lichts, das berühmteste unter allen, hat aber dennoch einige Härten. Deutsche, besonders holländ. Cabinette, besitzen viele seiner Werke. Er hat 18 Blätter in Kupfer gestochen, die nicht weniger geschätzt sind.

Pottery, s. **Töpferkunst**.

Poussin (Nicolas), Frankreichs Rafael, geb. 1594 zu Andely in der Normandie, machte frühe in der Malerkunst überraschende Fortschritte und ging 1614 nach Paris, wo seine Verdienste bald bekannt wurden, 1624 aber, um sich noch mehr zu vervollkommnen, nach Rom. Hier ward er durch den Dichter Marini mit den italien. Poesien bekannt, aus denen er Nutzen für seine Schöpfungen zog. Nach Marini's Tode in bedrängte Umstände versetzt, erlernte Poussin Geometrie, Perspective, Architektur. Bald fand er großmüthige Unterstützung durch den Cardinal Francesco Barberini und den Ritter Cassiano del Pozzo, für den er auf eine höchst bewunderungswürdige Art die 7 Sacramente in 7 besondern Meisterstücken malte. Poussin wurde durch diese Arbeiten auch in Frankreich berühmt. Dieß bewog den Cardinal Richelieu, ihn auf die Empfehlung des Oberbauintendanten Denoyers nach Paris zu berufen, um die große Gallerie des Louvre zu malen. Ludwig XIII. ernannte ihn daher zum ersten Hofmaler, und der Künstler kam 1640 zu Paris an. Aber auch der Maler Jaq. Fouquiers hatte den Auftrag, die Gallerie mit Ansichten der Hauptstädte Frankreichs zu decoriren. Poussin hatte daher diesen Künstler gleich zum Feinde, mit dem sich noch der königl. Architekt Mencier verband, welcher die Gallerie mit überflüssigen geschmacklosen Verzierungen überlud. Ueberdieß hatte er auch mit der

Schule des Simon Vouet zu kämpfen. Dieß war zu viel für den einfachen, gerne in Ruhe lebenden Mann, den bloß Liebe zu seiner Kunst beseelte. Ein satyrisch-allegorisches Gemälde auf seine Feinde verfertigend, kehrte er (Rang und Pension blieb ihm) nach Rom zurück, wo er 1665 starb. Im Ausdruck war Poussin Meister und hatte ein ausgezeichnetes Talent, seine Scenen ganz im Rafael'schen Geiste zu componiren. Auch unter den Landschaftsmalern behauptet er eine der ersten Stellen. Sowie aber Albani sich überhaupt mehr zum Naiven neigte, so suchte Poussin weniger den wohlgefälligen Reiz; sein Streben ging mehr dahin, das Ideale, Antike und Ernste zu erfassen. Die im Rafael'schen Geiste dargestellten Compositionen sind oft musterhaft, zuweilen durch Episoden unterbrochen, doch immer auf die Haupthandlung hindeutend. In der Zeichnung ist die Antike nicht zu verkennen, sie ist richtig, strenge, doch fehlt das Wohlgefällige der Formen und der Ausdruck, der ernst ist, aber nicht zum Herzen geht. In geschichtlichen Darstellungen ist sein Colorit düster, doch angenehmer in seinen meisterhaften Landschaften. Uebrigens hielt er sich strenge an das Costume und scheint sogar seine Kenntniß der Geschichte in diesem Fache geltend zu machen. Mit ihm verlor Frankreich seinen größten Künstler, des Gleichen es nicht wieder sah. Mit Recht konnte man ihn nach Rafael für den Einzigen unter Allen halten, der dem Styl der alten Griechen am nächsten gekommen war. Außer seinen 7 Sacramenten sind Meisterstücke seine Sündflut, die man ohne Schreckens- und Mitleidsgefühle nicht anschauen kann; der in der Wüste taufende Johannis, Germanicus, Jerusalems Einnahme, die Pest der Philister, Rebecca, die Ehebrecherin, Moses, Wasser aus dem Felsen schlagend, die Anbetung des goldenen Kalbes, das Manna, Moses aus dem Wasser errettet, und eine große Menge Landschaften, mit denen er seine historischen Gemälde bereicherte. Lebellori hat sein Leben italien. beschrieben. Chateau Poilly und Claudine Stalla haben nach ihm gestochen.

Poyais, eine fruchtbare Landschaft in der Nähe der Hondurasbai, 30 Stunden von der engl. Niederlassung Balizi, mit der Hauptstadt gleiches Namens am linken Ufer des Rio Tinto. Sie ist ein Theil der Mosquitoküste, die an die Republik **Mittelamerika** (s. d.) oder Guatemala grenzt. Die kriegerischen Eingeborenen, die sich Poyas nennen, haben bis jetzt ihre Unabhängigkeit behauptet. Dieß benutzte ein schott. Abenteurer, Gregor Mac-Gregor, ehemals Oberster in der brit. Armee, dann Anführer eines Insurgentenhaufens in Venezuela (1816), der 1819 Portobello eroberte, aber bald darauf von den Spaniern überfallen, sich durch die Flucht gerettet hatte, um hier eine Niederlassung zu gründen. Er erwarb sich das Vertrauen der Indianer, die ihn zu ihrem Kaziken wählten. Seitdem war er bemüht, den wilden Stamm seiner Unterthanen und Abenteurer, die sich bei ihm einfinden, in ein Volk und Bürgerthum zu verschmelzen. Er gründete Schulen und beförderte den Tauschhandel mit Engländern und Amerikanern. Allein die Regierung von Colombia erklärte (5 Juli 1824) diese Ansiedelung des sogenannten Fürsten von Poyais für gesetzwidrig. Dessenungeachtet gelang es dem sogen. Fürsten von Poyais, 1824 eine Anleihe auf der londoner Börse mit namhaften Häusern abzuschließen. — In seinem Lande wächst der prachtvolle, bis 100 Fuß hohe Mahagonibaum, das Blutholz, ein Färbematerial, Cedernholz, der Manglebaum u. a. Im Innern gibt es wilde Pferde, Büffel und Stiere. Hauptprodukt ist Indigo; auch baut man

Zucker, Kaffee, Cacao, Bergreis, Mais, Taback; man sammelt vortreffliche Cochenille und die Purpurmuschel. Thom. Strangeway, Mac-Gregors Adjutant, gab ein „Sketch of the Mosquito-Shore, including the territory of Poyais etc." heraus (Edinburg 1824).

Pozzuoli, s. Neapel.

Präadamiten nennt man diejenigen Menschen oder Menschengeschlechter, welche vor Adam gelebt haben sollen, indem man darzuthun gesucht hat, daß die Erde schon früher von Menschen bewohnt worden sey (Protoplasten), als die mosaische Erzählung besagt. Man hat daher eine eigene präadamitische Schöpfung angenommen, und Isaak Peyrer (1655) hat behauptet, daß von den Präadamiten die nachmaligen heidnischen Völker, von Adam und Eva aber die Juden abstammten; eine Chimäre, die zu ihrer Zeit viel Anhänger fand. Häufig nennt man auch Präadamiten gewisse Erzeugnisse der Urwelt.

Präbende oder Pfründe, eigentlich ein gewisses jährliches Einkommen von einer geistlichen Stiftung; dann überhaupt, besonders in der kathol. Kirche, ein geistliches Amt, dem ein Theil der Kirchengüter oder die Einkünfte davon zum nöthigen Unterhalte angewiesen und, z. B. Bisthümer, Kanonikate, Pfarren u. s. w. Ferner heißt auch eine andere Stelle, zu der man sich in ein Stift, in ein Hospital ꝛc. einkauft, eine Pfründe, und in diesem Sinne gibt es deren auch in der evangel. Kirche. Endlich pflegt man auch jede jährliche Leibrente eine Präbende zu nennen. Der sie zieht, heißt Präbendarius oder Pfründner.

Präcipität, Präcipitation, s. Niederschlag.

Präclusion (jur.). Der Betrieb und die Möglichkeit der Beendigung processualischer Verhandlungen beruht darauf, daß die Parteien entweder durch Strafbefehle angehalten werden, die erforderlichen Handlungen oder Erklärungen vorzunehmen, oder daß man ihnen dazu gewisse Fristen vorschreibt, nach deren Ablauf es dafür angesehen wird, als hätten sie ihrem Rechte entsagt. Sie werden dann mit diesen Handlungen oder Ansprüchen ausgeschlossen, präcludirt. Besonders ist dieß nothwendig, wenn man Diejenigen, welche Ansprüche zu machen haben, die Gläubiger bei einem Concurse oder einer Erbschaft, die Erben, die Inhaber eines abhanden gekommenen Schulddocuments u. dgl., gar nicht kennt. Sie werden öffentlich vorgeladen, und die Ausbleibenden ihrer Ansprüche an diese Concursmasse, an die Erbschaft, an das Document theils überhaupt, theils in gewisser Hinsicht durch ein Präclusionsdecret oder einen Präclusionsbescheid für verlustig erklärt. Im Concurs muß dieß dem Erkenntniß über die Rangordnung der Gläubiger (dem Locations- oder Classificationserkenntniß) vorangehen.

Prädestination, s. Vorherbestimmung.

Prädeterminismus, die Lehre und Ansicht Derer, welche behaupten, der Mensch sey durch eine höhere Macht, ohne Rücksicht auf seinen Willen, nicht nur zu Glück und Unglück, sondern auch zu Tugend und Laster vorausbestimmt (prädeterminirt). S. Zollich, „Ueber Prädeterminismus und Willensfreiheit" (Nordhausen 1825).

Prädicantenorden, s. Dominicaner.

Prädicat ist in der Logik der Beilegungsbegriff, die Aussage des Urtheils, Das, was von einer vorausgesetzten Vorstellung (Subject) behauptet wird. Enthält diese Aussage ein Merkmal, welches auf die

Vorstellung, als Gegenstand, bezogen, d. h. ihr beigelegt oder abgesprochen wird, dann heißt dieß Prädicat im engern Sinne, was bei dem kategorischen Urtheil vorkommt. Sonst heißt Prädicat auch Eigenschaft einer Sache überhaupt und im gemeinen Leben Titel.

Pradon (Jean Nicolas), Dichter, geb. zu Rouen, starb zu Paris 1698. Seine Trauerspiele hatten bei ihren ersten Vorstellungen viele Bewunderer. Das Trauerspiel „Phèdre et Hippolyte“ erschien 1677 auf der Bühne. Mehr bekannt ist sein „Regulus“ und „Tamerlan“. Boileau trug durch seine Angriffe viel dazu bei, Pradon lächerlich zu machen, der allerdings ein sehr mittelmäßiger Dichter und überdieß höchst unwissend und voll Anmaßung war.

Präexistenz, das Daseyn der menschlichen Seele vor Erzeugung des gegenwärtigen Körpers, zufolge der Meinung, Gott habe vor der Welt alle Seelen zugleich erschaffen, welche bei der Erzeugung oder Geburt mit den menschlichern Leibern verbunden würden. Es war dieß ein in dem Orient sehr verbreitetes Philosophem. Auch griech. Philosophen, besonders solche, welche eine Seelenwanderung annahmen, z. B. Pythagoräer, Empedokles und selbst Platon, nehmen eine solche Präexistenz an. Die Spätern nannten die Anhänger dieser Meinung Präexistentianer.

Präfect, ein Vorgesetzter, Vorsteher, dergleichen es bei den Römern mehre gab. Die wichtigsten waren der Praefectus praetorio, unter den Kaisern der Oberbefehlshaber über die kaiserliche Leibwache, und der Praefectus urbis. — In Frankreich heißt jetzt Präfect der oberste Regierungsbeamte in einem Districte oder Departemente, welches Präfectur genannt wird; jedes Arrondissement hat einen Unterpräfect. Die Präfecturen führte Napoleon ein, als er die collegiale Departementalverwaltung im Gesetz vom 17. Febr. 1800 abschaffte, und dem Präfecten einen Präfecturrath von 3 bis 5 Räthen und einen allgemeinen Departementsrath, der sich wegen gewisser Repartitionen jährlich versammeln sollte, sowie ein Bezirksrath zur Seite stellte. Beide letztern sind im Departementsrath verschmolzen und machtloser unter bourbonischer Regierung geworden, sodaß die Präfecten jetzt in die persönlichen Verhältnisse der Bürger noch mehr als unter Napoleon einzudringen vermögen. Die Präfecten sind mit Allem beauftragt, was man in Frankreich unter dem Ausdruck der Verwaltung im eigentlichen Sinne (pure administration) versteht, und was eine sehr weite Ausdehnung hat. Es gehört dahin die ganze Polizei, soweit bloß von Anordnung und Leitung der Polizeianstalten die Rede ist, denn die Bestrafung der Polizeivergehen gehört in den Kreis der Gerichtsgewalt, vor die einfachen und Strafpolizeigerichte. In diesem Geschäftskreise wird der Präfect durch nichts gehemmt; die Unterpräfecten, welche an der Spitze der Bezirke stehen (man könnte sie Obervogteien oder Oberämter nennen), sind ihren Befehlen gänzlich untergeordnet, und die Gemeindeobrigkeiten sowie die Friedensgerichte können der Thätigkeit der Verwaltung keine Schranken setzen. Die eigentlichen Gerichte aber dürfen keine Sache vor sich ziehen, welche bereits durch einen Verwaltungsact (Arrêté der Präfecten oder der Präfecturräthe) entschieden ist, selbst mit Ueberschreitung ihres Geschäftskreises, ehe jener Verwaltungsact von der competenten Behörde wieder cassirt ist. Die Präfecten stehen in einer unbedingten Subordination gegen das Ministerium, welches daher durch sie mit unbeschränk-

ter Gewalt in das öffentliche Leben einwirkt und selbst tief in die Privatverhältnisse eingreifen kann. Man hat unter Napoleon gesehen, daß die Präfecten Listen von den reichen Erbinnen ihres Departements einreichen mußten, um die Begünstigten mit den Adressen derselben zu beglücken, und Legraverend („Des lacunes de la législation française“) deckt eine Menge Mißbräuche auf, wodurch die Präfecten in Privateigenthum und häusliche Verhältnisse der Bürger eindringen. Wie die Criminalrechtspflege, die Wahlen und andre Gegenstände des öffentlichen Lebens durch sie nach den Absichten der Minister gelenkt werden, ist bekannt. Diese Gewalt des Präfecten hört jedoch auf, wenigstens dem Gesetz nach, sobald über einen administrativen Gegenstand ein Rechtsstreit entsteht, denn alsdann soll er denselben an das hierzu bestellte Gericht, den Präfecturrath verweisen, dessen Präsident er ist, worin aber seine Stimme, doch nur wenn Stimmengleichheit vorhanden ist, den Ausschlag gibt. Die administrative Justiz hat auch einen außerordentlich weiten Wirkungskreis. Es gehören dahin alle Streitigkeiten über die Besteuerung der einzelnen Bürger, über Verträge, Lieferungen, Bauunternehmungen mit dem Staate, die Entschädigung Derer, welche zu öffentlichen Anlagen Etwas haben abtreten müssen, oder durch die Unternehmer eines öffentlichen Baues sonst beschädigt worden sind, ferner Kriegsschäden, Streitigkeiten über alle Staatsdomainen u. s. w. Die Appellationen gegen ihre Entscheidungen (Arrêtés) gehen an den Staatsrath, wo auch alle einfache Beschwerden und Nullitätsklagen gegen sie angebracht werden müssen. Gegen Entscheidung der Minister in streitigen Administrativsachen findet auch eine Beschwerde bei dem Staatsrathe statt; allein in nicht streitigen Sachen können gegen die Beschlüsse der Präfecten nur Vorstellungen bei den Ministern, und gegen diese unmittelbar bei dem Könige angebracht werden. Für alle Recurse sind gewisse Förmlichkeiten und eine Frist von 3 Monaten (für das eigentliche Frankreich) vorgeschrieben. Diese Stellung der Administration, und besonders der administrativen Justiz, sowie die gänzliche Auflösung aller Freiheit und Selbständigkeit in der Gemeindeverwaltung, ist ein Gegenstand, in dessen Tadel fast alle Parteien Frankreichs miteinander übereinstimmen. Aber wie man die Willkür und Parteilichkeit aus dem Geschäftskreise der Präfecten verbannen solle, ohne der Regierung die nöthige Kraft zu entziehen, in welcher Art man die Gemeindeverfassung wiederherstellen könne, darüber weichen die Ansichten so weit von einander ab, als möglich ist.

Prag. Diese befestigte Hauptstadt des Königreichs Böhmen, nach Wien und Berlin die größte und schönste Stadt in Deutschland, welche die Aufmerksamkeit des Geschichtskenners, des Gelehrten, des Künstlers, des Freundes des Schönen im höchsten Grade verdient, liegt 50° 5′ 18″ N. Br. am Fuße des Pertriner- und Schreiberges auf sieben Hügeln in einem ziemlich engen Thale zu beiden Seiten der Moldau. Sie bietet schon in der Ferne durch ihre Lage auf Hügeln und Bergen mit vielen schönen Thürmen und hochliegenden Pallästen einen herrlichen Anblick dar. Sie ist eine uralte slawische Stadt, deren erste Anlage bis aufs J. 728, wenigstens muthmaßlich zurückgeführt werden kann, und die im 13. Jahrh., als die Tataren auch Böhmen zu überschwemmen drohten, fest genug war, um von diesen Horden nichts fürchten zu dürfen. Die jetzige Gestalt ihrem Umfange nach im Ganzen scheint sie indessen erst unter der

Regierung Karls IV. erhalten zu haben, denn allerdings hatten die Kriege der Hussiten, welche bald nachher ausbrachen, eine Menge Verwüstungen und Feuersbrünste zur Folge. Ueberhaupt wurde mit den letztern Prag sehr häufig heimgesucht, was den Augenblick empfindlich, im Ganzen durch regelmäßigern, festern Anbau wieder ausgeglichen wurde. Vorzüglich hatte die Belagerung im schlesischen Kriege 1744 und im 7jährigen 1757 für Prag in der Art sehr bedeutende Folgen. Ueber 880 Häuser gingen in der letztern Belagerung in Flammen auf. Ganze Straßen sanken in Trümmern. Manche Kirche gerieth gegen 30 Mal in Brand und ward mit Mühe erhalten. Die berühmte nach ihrer Art einzige steinerne Brücke streckt sich 1796 Fuß lang aus der Altstadt hinüber zur Kleinseite; sie ruht auf 18 Pfeilern, ist 35½ Fuß breit, vom gewöhnlichen Wasserspiegel an in der Mitte 40 Fuß hoch und mit 28 kolossalen Bildsäulen von Heiligen verziert. 1353 unter Karl IV. ward sie gegründet und erst nach 145 Jahren völlig zu Stande gebracht. Man zeigt noch die Stelle, von welcher der heil. Johann Nepomuk ins Wasser gestürzt worden. Prag hat einen Umfang von beinahe 4 Stunden, 54 öffentliche Plätze, 218 Straßen, 46 kathol., 2 protestant. Kirchen, 11 Mönchs- und 4 Nonnenklöster, 3390 H. und 117.000 Einw., worunter 7800 Juden, die nächst der Altstadt in einem eigenen Viertel wohnen, und 6500 Militair. Der Abstammung nach sind die Einwohner a) Böhmen (Czechen), b) Deutsche. Sie wurden von Karl IV. zu vielen Tausenden hingezogen. Da auch seit dem 30jährigen Kriege viele einwanderten, so ist die Scheidungslinie zwischen beiden kaum zu spüren und die Sprache beider Völker allen geläufig. c) Juden und d) Wälsche oder Italiener. Sie bilden eine Colonie von einigen hundert Köpfen und sind von hergezogenen Kaufleuten entsprossen. In Hinsicht auf bürgerliche Verhältnisse bilden sie einen Prälaten-, Herren-, Ritter- und Bürgerstand, wozu noch Juden, Garnison und die untere Volksclasse kommen. Die drei ersten haben ihren eignen Gerichtsstand, und ebenso übt für den Bürgerstand der Magistrat die Gerichtsbarkeit aus. Die Juden sind diesem in der Hauptsache ebenfalls überwiesen, aber für viele Angelegenheiten besteht ein jüdischer Rath. Die Garnison liegt in Casernen. Was die Religion anbetrifft, so ist zwar die katholische vorherrschend, aber die protestantische gewährt seit Joseph II. gleiche Rechte. Prag besteht aus vier vereinigten Städten. Die Häuser, meistens groß, obgleich viele nach alter Bauart, sind in einigen Stadttheilen nahe aneinander gedrängt; in andern werden sie von großen anmuthigen Gärten getrennt. Unter den Häusern sind 68 Palläste, welche einen herrlichen Eindruck machen, gewöhnlich alle durch ihre Größe, viele durch schöne Anordnung und geistvolle Ausführung, einige durch Anklang des Alterthums. Kirchen und Klöster sind in großer Anzahl vorhanden und zeichnen sich meistentheils durch edlen Baustyl, in ihrem Innern durch Pracht und viele Kunstschätze aller Art aus. Der ehemalige Graben, der die Altstadt, deren Straßen die engern und winklichsten sind, umgab, ist zu den anmuthigsten Spaziergängen unter Baumreihen umgestattet, und verbindet auf diese freundliche Weise die Neustadt, welche den ganzen südöstlichen Bogen der Altstadt umgibt, südlich weiter am Flusse hinzieht bis zum hohen befestigten Castell Wischehrad, einst die Residenz der alten tschechischen Herzoge im 6. und den folg. Jahrh. In dieser Gegend sind große Gärten und ausgedehnte Weinberge in der Stadt. Die

Außenlinien der Neustadt sind mit Festungswerken eingeschlossen. Jenseit der Moldau bilden der Laurentiberg und der Hradschin einen reizenden Halbmond, in welchem sich ein Theil vom Ufer der Moldau zieht. Dieses Thal ist mit den freundlichsten, bedeutendsten Häusern bebaut und heißt Kleinseite; aber die Häuser steigen noch reihenweise die Berge hinan und oben auf dem rechtsliegenden Hradschin erheben sich nächst der ungeheuern Kaiserburg viele große herrliche Palläste, bis das prächtige Kloster Strahof auf dem zurückgezogensten Bogen der Berge die Häuserfolge schließt. Außerhalb den Festungswerken liegen noch einige Vorstädte. Uebrigens liegen die Berge zu nahe, weßhalb die Stadt sich nicht sehr lange als Festung behaupten läßt. Zu den vorzüglichsten Gebäuden Prags gehören auf dem Hardschin: die erwähnte kaiserl. Burg, von erstaunlichem Umfange (sie enthält über 400 Zimmer), an welcher seit Jahrh. gebaut wurde, die aber ihre jetzige Gestalt unter Maria Theresia erhielt. Der Eindruck dieses durch wahre Größe erhabenen, durch edle Einfachheit sowie durch sparsam aber großartig angebrachte Zierden überraschenden Herrschersitzes wird durch die unbeschreiblich schöne Lage gehoben. Auf den Schloßhöfen befinden sich Springbrunnen und kolossale Bildsäulen, worunter sich die meisterhafte Statue des heil Georgius auszeichnet. Im Innern des Schlosses sind besonders zwei Säle und die Schloßcapelle sehenswerth; die letztere wegen ihren prächtigen Frescogemälden und Skulpturen. Der große Wladislawsche Saal gehört zu den schönsten Werken altdeutscher Architektur; der spanische Saal zeichnet sich durch seine Verzierungen aus; in mehren der übrigen reich decorirten Burgzimmer prangen treffliche Schildereien berühmter Maler. Auf dem dritten Hofe des Schlosses erblickt man die alte ehrwürdige Metropolitane zu St.-Veit, altdeutschen Styls und durch Kühnheit einzig ihrer Art. Das Innere ist leider mit Verzierungen überladen und nur der Ausblick zur lichtvollen Kuppel ist eindruckerregend. Merkwürdig sind die Grabmäler mehrer Kaiser und böhmischen Könige, und unter den 12 Seitencapellen die Capelle des heil. Herzogs Wenzel, mit großer Pracht von Karl IV. 1347 über dem Grabe des Heiligen erbaut, wo vorzüglich die alten Oelgemälde, Wenzels Leben und Karls IV., nebst seiner letzten Gemahlin darstellend, vielleicht als die ältesten, welche existiren, zu beachten sind. Das Kostbarste aber in der Metropolitane ist das Grabmal des heil. Nepomuk. Ueber einem marmornen Fußgestelle wird ein großer gediegener silberner Sarg mit Reliefs, die Hauptgeschichte des Heiligen vorstellend, von vier großen silbernen Engeln getragen; neben ihnen sitzen vier kleinere mit Leuchtern. Ueber dem Sarge breitet sich ein rothseidener Thronhimmel aus, dessen vier Flügel von vier silbernen Engeln ergriffen sind, die von der Mauer abschweben; diese Engel allein wiegen 910 Mark, der silberne Sarg 5000 Mark; in demselben ist ein krystallglasener eingesetzt, der die Gebeine des Heiligen enthält; seine Zunge wird in einem goldenen Behältnisse aufbewahrt. Außerdem besitzt die St.-Veitskirche noch einige Gemälde von großen Meistern, alterthümliche Verzierungen und den bekannten Salomonischen Leuchter. Ferner sind auf dem Hradschin das königl. Damenstift, ein großes schönes Gebäude, der erzbischöfl. Pallast, das alte Observatorium des Tycho de Brahe, die Rotunda der Kreuzherren mit dem rothen Stern, das zweite adelige Stift zu den heil. Engeln, das Prämonstratenserstift Strahof, auf der Höhe des Berges mit einer schö-

nen Kirche (worin das Grab des Ordensstifters St.-Norbert, vortreffliche Gemälde und eine herrliche Orgel), einer prächtig eingerichteten Bibliothek von 50.000 Bdn. und 1000 Handschriften und einem Naturaliencabinet; endlich der Czernysche Pallast, worin eine Gesellschaft der Vornehmsten eine öffentliche Gemäldesammlung angelegt hat. In der Kleinseite: die Hauptkirche St.-Nikolaus, welche ihre jetzige Pracht den Jesuiten verdankt, mit herrlichen Fresco- und Oelgemälden großer Meister ausgeschmückt; die Palläste des Fürsten von Lobkowitz und des Grafen von Waldstein. Merkwürdigkeiten der Altstadt sind: die Pfarrkirche am Tein mit dem Grabmal des 1603 hier verstorbenen Astronomen Tycho de Brahe; die auf Marmorsäulen ruhende Kreuzkirche, die durch ihre Pracht ausgezeichnete Salvator- und Clementikirche, das Theater, das Rathhaus mit einem alten astronomischen, schon 1490 verfertigten Uhrwerke, welches die alte böhm. Zeiteintheilung nach 24 Sunden fortführt; das Gebäude der vom Kaiser Karl IV. 1348 gestiftete Universität, die zur Zeit ihrer Blüthe 20—30.000 Studenten hatte und zu den ausgezeichnetsten unter den deutschen kathol. Hochschulen gehört; das erzbischöfl. Seminar oder das ehemalige Jesuitencollegium in einem erhabenen Style erbaut, worin Lehrsäle der Theologie, Philosophie und eines Gymnasiums, die über 130.000 Bände starke kaiserl. Bibliothek, das Observatorium, ein Naturaliencabinet, die Akademie der bildenden Künste und ein Gemäldesaal sich befinden. In der Neustadt: das Rathhaus, die Ignazkirche, von edler Bauart, die prächtige Kirche am Karlshofe und die schöne Kirche der Ursulinerinnen. Prag ist der Sitz des kaiserl. Guberniums mit seinen Zweigen, des Generalcommandos und eines Erzbischofs mit seinem Domcapital. Unter den zahlreichen wissenschaftlichen und Lehranstalten heben sich hervor: die Hochschule mit 44 Professoren und über 1200 Studirenden, wozu eine Büchersammlung, eine Sternwarte, ein anatomisches Theater und ein botanischer Garten gehören. Ferner sind hier drei Gymnasien, viele andere Schulen, eine Akademie der Maler- und Zeichnungskunst, eine Akademie der Wissenschaften, eine große Resultate für die Volks-Industrie ergebende polytechnische Lehranstalt, ein Blinden- und Taubstummen-Institut, eine Veterinairschule, ein musikalisches Conservatorium, und mehre andere. Gelehrte und Künstler theilen hier aufs Zuvorkommenste Alles mit, was in ihrem Wirkungskreise den Kenner oder Wißbegierigen anzieht; in den Büchersammlungen findet man die gefälligsten Bibliothekare, und die böhmischen Großen, welche hier Palläste haben, gestatten Jedem den Zutritt zu den eingesammelten Schätzen der Wissenschaften und Künste. Vor Allem ist die hiesige Gesellschaft der Wissenschaften und das von dem verdienstvollen ehemal. Oberstburggrafen, Grafen v. Kolowrat, gestiftete böhmische Nationalmuseum, mit wichtigen Sammlungen, Bibliothek ꝛc., ein Beweis von vaterländischer Gesinnung, welche die brave böhmische Nation belebt. Diese Gesellschaft gibt seit 1827 zwei schätzbare Zeitschriften heraus. Für den Adel gibt es 3 landschaftliche Tanz-, Reit- und Fechtschulen. In Prag zählt man über 5600 Künstler und Gewerbspersonen, 12 Buchhandlungen, 3 Kunsthandlungen und 9 Buchdruckereien. Unter den Wohlthätigkeits- und Gesundheitsanstalten Prags, die hier nicht selten durch Vereinigung der gutherzigen Bewohner entstehen, sind die vorzüglichsten: die Rettungsanstalt für Scheintode, das neue Armenhaus, die Gesellschaft zur Unterstützung der Armen, das

wälsche Spital, das Pfandhaus, die Arbeitsanstalt, das Bürgerkrankenhaus, das Irrenhaus, mehre andere Spitäler rc. — Die kirchlichen Feste, welche allgemeine Theilnahme erregen, sind: 1) der 16. Mai, der Tag, wo das Gedächtniß des heil. Nepomuk erneuert wird. Die Straßen wimmeln dann von herbeiziehenden jauchzenden Landleuten, die häufig unter freiem Himmel die Nacht zubringen. 2) Das Fest in Emaus, Ostermontage, u. m. a. solche Oster-, Apostel- und Heiligen-Feste, die alle mit einer Messe beginnen und mit Gesang, Spiel und Tanz endigen. — Prag ist der Centralpunkt der böhmischen National-Industrie, es gibt hier beträchtliche Leinwandbleichen, viele Färbereien von Tuch-, Seide- und Baumwollenwaaren, mehre Cattun- und Leinwanddruckereien, welche schöne Muster mit vorzüglicher Farbengebung liefern, einige Handschuh- und andere Lederwaarenfabriken, Seidenzeuch- und Seidenband-Manufacturen, eine Krappfabrik, Steingut-, Seifen-, Wollen- und Hutfabriken, Tapetenfabrik, starke Bierbrauereien rc. An Gold- und Silberarbeitern ist die Stadt sehr reich; das bekannte prager Gold wird zu allerlei kleinen Verzierungen in erstaunlicher Menge verarbeitet. Der Ueberfluß an edlen Steinen in Böhmen und die Geschicklichkeit, diese Steine leicht zu schleifen, bewirken eine große Wohlfeilheit derselben. Die Steinschneider haben sich zur Berühmtheit emporgearbeitet; die Goldstickereien liefern schöne und billige Arbeiten. Ueberhaupt ist in Prag Alles, was man bedarf, in vorzüglicher Güte und sehr billig zu haben. Da Prag der erste Handelsort in Böhmen ist, welcher 32 Großhändler hat, so findet man nicht allein alle böhmischen Kunst- und Gewerberzeugnisse, sondern auch die Handelswaaren der übrigen Länder des östreich. Kaiserstaats hier aufgestellt, besonders schöne Bronze- und Eisenwaaren und wiener Stutzuhren. Eine Actiengesellschaft in Prag legte seit 1828 eine Eisenbahn zwischen Pilsen und Prag an. Von Prags Umgebungen sind die vorzüglichsten: das Belvedere, der kanalische Garten, das Kuchelbad, die Zilanta, die Wimmerschen Anlagen, der Kajetaner- und Kaunitzer Garten. Eine Stunde westlich der Stadt liegt der weiße Berg, bei welchem 1620 die Böhmen, welche Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz zu ihrem Könige gewählt hatten, eine Schlacht gegen die vereinigte östreich-baierische Armee unter Herzog Maximilian von Baiern verloren. Gerade gegenüber, auf der östlichen Seite Prags, ist das Schlachtfeld, auf welchem Friedrich der Große am 6. Mai 1757 im blutigsten Kampfe über die Kaiserlichen durch Schwerin's Tod einen merkwürdigen Sieg errang. S. Griesel's „Neues Gemälde von Prag" (1823), Jüttner's „Großen Grundriß von Prag" (herausgeg. vom böhm. Nationalmuseum), und die „Malerische Darstellung von Prag und seinen Umgebungen" (13 Bl., gr. Querfol., nebst Text), v. Morstadt (Prag 1828).

Praga, befestigte Stadt in der polnischen Woiwodschaft Masovien, auf dem rechten Weichselufer, durch eine Schiffbrücke mit Warschau verbunden, als deren Vorstadt sie zuweilen betrachtet wird, mit 900 Häus. und 3200 Einw., berühmt durch ihre Erstürmung durch die Russen 1794. Am 10. Oct. war Kosciuszko bei Matschiewicz, 12 Meilen von Warschau, geschlagen und gefangen worden. Sein Fall entschied das Schicksal von Polen; was von jetzt an noch zu dessen Rettung geschah, waren die letzten Zuckungen hoffnungsloser Verzweiflung. Unaufhörlich arbeitete man an der Befestigung Pragas, dem Waffenplatze und letzten

Bollwerke der Polen, die, von den Russen unter Suwaroff gedrängt, 20.000 M. stark, worunter 5000 M. Reiterei und einige 1000 Sensenträger nebst 48 Kanonen, unter Makranowski zum Theil in wilder Flucht sich hineingeworfen hatten. Makronowski nahm seine Entlassung und Zajonzek erhielt den Oberbefehl über die nunmehr 30.000 M. starke Besatzung, die ein verschanztes Lager bezog. Die Russen lagerten sich bei Kobylka, und Suwaroff traf furchtbare Anstalten zum Sturm. Er erklärte den Polen, daß, wenn sie die Amnestie annähmen, sie frei seyn sollten, außerdem würden sie alle über die Klinge springen. Der Kern der poln. Linientruppen und die Nationalgarde vertheidigten die Verschanzungen von Praga; Wuth und Verzweiflung beseelte Soldaten und Feldherren, Sieg oder Tod war die Losung. Mit einer heftigen Beschießung des russ. Lagers eröffneten die Polen den letzten verhängnißvollen Kampf. Am nächsten Morgen, den 4. Nov., vor Tagesanbruch griffen dagegen die Russen in 7 Colonnen stürmend die Verschanzungen Pragas an. Die beiden ersten Colonnen drangen unter dem gekreuzten Kartätschenfeuer der feindlichen Batterien über den Graben und die Brustwehr, warfen die feindliche Reiterei zurück, sprengten 1000 M. in die Weichsel, stürzten den Uebrigen nach in die Stadt, und, unterstützt von der 5. Colonne, die von einer andern Seite eingedrungen war, schnitten sie den Feind von der Brücke ab und machten nach einem furchtbaren Blutbade 2000 Gefangene. Die 3. und 4. Colonne erstiegen einen Sandhügel und drangen über eine 7fache Linie von Wolfsgruben vor; hierauf bemächtigte sich die 3. 2 starker Basteien und eroberte die innern Werke; die 4. aber erstürmte die Katze des feindlichen Hauptwalls und eine Schanze innerhalb der steinernen Ringmauer, nahm 5 Batterien und griff den Feind von vorn und auf beiden Seiten an. 2000 Polen wurden hier zusammengehauen und 20 Offiziere nebst dem General Hößler gefangen. Auf diesem Platze fielen auch nach hartnäckiger Gegenwehr 500 Israeliten, ein wohlausgerüstetes Regiment, sämmtlich bis auf den letzten Mann, mit Ausnahme des Obersten Hirschko, der in Warschau geblieben war. Jetzt griffen beide Linien nebst der 6. die letzte Schanze der innern Werke an, wo eben ein Pulver- und Bombenvorrathslager in die Luft sprang. Der 7. Zug umging einen Morast, nahm 3 Batterien, sprengte eine feindliche Reitermasse auseinander und zum Theil in die Weichsel; 1000 Polen blieben auf dem Platze, 500 wurden gefangen. Als so die Außenwerke erstürmt waren, rückte auch der Nachhalt vor, sammt dem Geschütze; die Colonnen selbst aber erstiegen die innern Werke Pragas und schritten unter blutigem Kampfe von Straße zu Straße bis auf die Marktplätze vor. Einige 1000 Polen, welche die Weichsel in ihrer Flucht aufhielt, wurden im Angesicht der Bewohner Warschaus niedergehauen oder in den Fluß gestürzt. Man machte hier 3400 Gefangene. Die Russen fochten und plünderten mit Erbitterung, um Rache zu nehmen, wegen der Nacht vom 16. zum 17. April, wo 7000 Russen unter Ingelström in Warschau von den Polen überfallen und über die Hälfte niedergehauen worden waren. Nach 4stündigem Kampfe, um 9 Uhr früh, war das dreifach verschanzte Praga mit 33 Batterien von 22.000 Russen erstürmt und erstickt der letzte Funken des freien poln. Heldenmuths, den Kosciuszko zur Flamme angefacht; 13.000 Polen lagen auf dem Wahlplatze, mehr als 2000 waren in der Weichsel ertrunken, und 14.680 gefangen, unter diesen die Generale Mayen,

Hösler und Krupinski, 5 Obersten, 24 Stabs- und 413 Oberofficiere. Suwaroff behandelte sie menschlich und setzte sie bald in Freiheit. Nur 800 Mann hatten sich über die Brücke nach Warschau gerettet. Aber auch eine große Zahl von Landleuten, die sich nach Praga geflüchtet hatten, Weiber, Greise, Kinder und Säuglinge verloren in dem Gemetzel und bei der Plünderung ihr Leben. Ein Theil der Stadt brannte ab, und es dauerte mehre Tage, ehe die Straßen von den Todten und dem Schutte gereinigt waren. Getödtet wurden die Generale Jasinski, Korseck, Kwaschneski und Grabowski. Jasinski, einer der besten Officiere der Polen vom Genie- und Geschützwesen, der Befreier Wilna's, hatte am Tage vor dem Sturme von seinen Freunden in Warschau Abschied genommen, entschlossen zu sterben, wenn die Russen nicht zurückgeschlagen würden. Mit dem Säbel in der Hand ward er in den vordern Schanzen durch einen Bayonnetstich getödtet. Die Russen, welche in Praga 104 Feuerschlünde erobert hatten, verloren nach ihren Berichten nur 580 Mann, darunter 8 Stabsofficiere, und zählten 960 Verwundete; nach andern Berichten verloren sie an Todten 2000 M. Ihr Verlust war so gering, weil es den Polen, die mit Verzweiflung und Wuth fochten, an guter Anführung fehlte und an planmäßiger Anordnung der Vertheidigung. Suwaroff berichtete seiner Kaiserin vom Schlachtfelde aus die Einnahme Pragas mit den 3 Worten: „Hurrah! Praga! Suwaroff"; und sie antwortete ihm ebenso kurz: „Bravo, Herr Generalfeldmarschall!" Den 9. Nov. rückte der Feldherr in Warschau ein und die letzte Theilung Polens, 1795, war die unmittelbare Folge des Falles von Praga. Ueber Praga in der neuesten Zeit, s. **Polnische Insurrektion**.

Pragmatisch heißt überhaupt, was auf unser Verfahren angewendet werden kann; daher auch gemeinnützig, lehrreich. Eine Geschichte wird pragmatisch vorgetragen, wenn darin über die Ursachen und Folgen der erzählten Begebenheiten lehrreiche Aufschlüsse und Winke zu einer gehörigen Benutzung des Erzählten gegeben werden. (Vgl. **Polybius** und **Geschichte**.)

Pragmatische Sanction, s. **Sanctionen** (Pragmatische).

Prägschatz, s. **Schlagschatz**.

Präjudiz (praejudicium), eigentl. ein vorausgehendes Urtheil: eine vorgefaßte Meinung, Vorurtheil; dann in der Rechtssprache eine gewisse nachtheilige Folge, welche für eine Partei entsteht, wenn sie der gesetzlichen Vorschrift oder richterlichen Verordnung nicht Folge leistet; dann überh. ein Nachtheil, der Jemandem aus einer Sache entsteht; daher **präjudicirlich**, von nachtheiligen Folgen. **Präjudiciren**, eig. vorher urtheilen; dann aber benachtheiligen, Jemandem nachtheilige Folgen bringen.

Praktisch. In der allgemeinen Bedeutung wird Praktisch dem Theoretischen entgegengesetzt, wie das Handeln, worauf sich der Ausdruck Praktisch bezieht, dem Erkennen. Die Erkenntnisse werden aber selbst auch praktisch genannt, insofern sie das Handeln zum Gegenstande haben. Ein prakt. Gesetz heißt ein Gesetz für das Handeln, wodurch also bestimmt wird, was geschehen soll oder darf; es ist also als Freiheitsgesetz von dem Naturgesetz im engern Sinne unterscheiden, und das höchste ursprüngliche Gesetz für das Handeln geht von der Vernunft aus, weßhalb auch diese selbst in dieser Hinsicht praktische, gesetzgebende Vernunft genannt wird. In einer andern Bedeutung heißt

praktisch Dasjenige, was das Handeln zum Zwecke hat, oder Anwendung des Erkannten im Handeln befördert. Eine Theorie der Lehre heißt dann praktisch, insofern sie anwendbar ist oder in unmittelbarer Beziehung auf das Handeln vorgetragen wird. Ein Vortrag ist praktisch, insofern er Anleitung zur richtigen Anwendung gewisser Gesetze (z. B. der Physik) gibt.

Prälaten, diejenigen Beamten der kathol. Kirche, welche eine Jurisdiction in eignem Namen auszuüben haben. Dieß sind ursprünglich nur die Bischöfe, Erzbischöfe, die Patriarchen und der Papst. Auch die Cardinäle und Legaten, die Aebte und Vorsteher der Klöster, haben durch Privilegium und Herkommen eine gewisse Jurisdiction erhalten; ihnen sind dann auch die höhern Stellen in den Domcapiteln beigezählt worden. In Deutschland gab es sonst viele hohe Geistliche, welche, frei von der Landeshoheit, unmittelbar unter dem Reiche standen. Sie hatten weltliche Regierungsrechte, zum Theil die fürstl. Würde und Sitz und Stimme auf den Reichstagen. Dieß ging schon durch die allgemeine Säcularisation von 1803 verloren. In England, Schweden und Dänemark hat sich die Prälatur auch nach der Reformation erhalten, in Deutschland blieb nur der Name in den Domstiftern und in den landschaftlichen Verfassungen, wo der Prälatenstand zuweilen durch die Universitäten repräsentirt wurde.

Präliminarien, Bestimmungen, welche vorläufig festgesetzt werden, um einem zu schließenden Vertrage zur Grundlage zu dienen, Einleitungspunkte. (Vgl. Friedensschluß.)

Präludium, s. Vorspiel.

Pram (Christen Henriksen), ein berühmter norwegischer Dichter und Statistiker, geb. 1756 im Guldbrandsdal in Norwegen, war der Sohn eines Landpredigers. Er erhielt seine wissenschaftliche Bildung an den Lehranstalten Kopenhagens, ward, ins praktische Leben eintretend, im königl. Oekonomie- und Kammercollegium angestellt, in welchem er eine Reihe von Jahren bis 1815 fungirte. Pram war auch Redacteur der Handelszeitung zu Kopenhagen und zum Justiz-, später zum dänischen Etatsrath erhoben. Um Schulden zu tilgen, ließ er sich 1819 als Zollverwalter auf des dänischen Insel St.-Thomas in Westindien anstellen, und starb daselbst 1821 am Einflusse des Klimas. Berühmt ist sein vortrefflich historisch-romantisches Gedicht „Staerkodder" (Kopenhagen 1785), welches sich durch einen männlichen, durch alle 15 Gesänge meisterhaft erhaltenen Ton als eins der classischen Producte dänischer Poesie auszeichnet; es ist aber für das eigentliche ernsthafte Epos, im höhern Kunstsinne des Worts, nicht berechnet. Ferner dichtete er mehre schöne Idyllen in griechischer Manier, Satyren, Lehrpoesien (sein „Emilias Kilde" gehört unter die schönsten und vollendetsten dänischen Gedichte in diesem Fache), Elegien, Heroiden 2c. Auch für die Bühne war er thätig; so gab er eine originale Nachahmung von Terenz's Lustspiel „Eunuchus" und mehre Charakterstücke. Die tragische Muse war ihm ebenfalls hold und verstattete ihm zwei Schauspiele der höhern Gattung zu liefern („Damon og Pythias" und „Frodo og Fingal"), die seiner vollkommen würdig sind. Höst hatte ihm vor seiner Abreise nach Westindien ein rührendes Denkmal gesetzt: „Christen Henriksen Pram. Et biografisk Omrids af Jens Kragh Höst" (24 S.), mit dem Portrait dieses

herrlichen Dichters, von Thorwaldsen gezeichnet. Rahbeck gab eine Auswahl vom Praw's Gedichten (Kopenhagen 1824 fg.) heraus.

Prämie, praemium, die Belohnung, der Ehrenlohn für Das, was Einer geleistet hat: z. B. in Schulen, auf Maler- oder Bildhauer-Akademien. Bei Kaufleuten ist Prämie das Geld, welches der Assecurant fürs Versichern der zur See abgehenden Güter oder Schiffe erhält, und dessen Vertrag nach der höhern oder mindern Gefahr dabei bestimmt wird.

Prämonstratenser, ein geistlicher Orden, welchen Norbert, ein Chorherr aus Xanten im Klevischen, der durch Sittenstrenge und Eifer für das Priesterthum als Erzbischof von Magdeburg (seit 1127) die Ehre der Kanonisation erwarb, im Sprengel des franz. Bisthums Laon stiftete. Im Walde von Coucy sammelte er auf einer ihm, nach seinem Vorgeben, vom Himmel gezeigten Wiese (pré montré, pratum monstratum, daher der Name des Ordens) 1120 seine ersten Schüler und gab ihnen Augustin's Regel mit eigenen Verschärfungen. Die Prämonstratenser rechnen sich deßhalb unter der regulirten Chorherren, obwohl sie ihrer Verfassung nach wirkliche Mönche sind. Der Orden wuchs schnell; es entstanden mehre Nonnenklöster derselben strengen Regel, anfangs, wie im Orden von Fontevraud, in der Nähe der Mönchsklöster, aus deren Einkünften sie erhalten werden mußten, später in größerer Entfernung, um den Gefahren des Umgangs vorzubeugen. Der Abt des Stammklosters Prémontré bei Coucy war General und bildete mit 3 andern franz. Prämonstratenseräbten einen hohen Rath der Väter des Ordens. Dieser hatte vor der Reformation an 2000 Klöster, darunter 500 weibliche, die meisten in Deutschland, den Niederlanden, Frankreich, England und den nordischen Reichen, verlor aber in Folge der Reformation im 16. Jahrh. mehr als die Hälfte derselben. Um die verfallene Klosterzucht herzustellen, vereinigten die Klöster in Spanien sich 1573 zu einer strengen Observanz, blieben jedoch mit den Alten von der gemeinen Observanz in Ordnungsgemeinschaft, welche 1630 durch neue Statuten für alle Klöster beider Gattungen befestigt wurde. Im 18. Jahrh. hatte der Orden in Italien keine, in Frankreich nur 42 männliche Klöster; die weiblichen waren eingegangen. Jetzt besteht er aus einer geringem Zahl von Klöstern in Spanien, Polen und den östreich. Staaten, besonders in Böhmen, wo ihm zu Prag eins seiner schönsten und reichsten Klöster geblieben ist, das seine Pfründen zu gemeinnützigen Zwecken verleiht.

Pränumeration (Vorausbezahlung), eine Vertragsbedingung, nach welcher einer der beiden Theile für eine von dem andern zu erhaltende Leistung eine Verbindlichkeit zum voraus erfüllt. Diese Uebereinkunft kann bei verschiedenen Geschäften vorkommen, z. B. bei Miethverträgen, beim Handel, vorzüglich aber ist sie im deutschen Buchhandel gewöhnlich, um bei wichtigen Unternehmungen die Verlagskosten zu decken. In der Regel genießen die Pränumeranten für die zum voraus erfüllte Leistung den Vorzug eines geringern Preises, als spätern Käufern nach Verlauf der bestimmten Frist bewilligt wird. Die Pränumeration ist eine Erfindung neuerer Zeit, wo entweder bei dem Mangel eines lebhaften Verkehrs der Absatz unsicher, oder das literarische Eigenthum bei dem Mangel schützender Gesetze gefährdet war. Sie ist von der **Subscription** (Unterzeichnung) dadurch unterschieden, daß mit dieser keine Vorausbezahlung verbunden ist, sondern der auch hier gewöhnlich gerin-

gere Preis erst bei der Ablieferung des Werkes bezahlt wird. Den Sammlern von Pränumeranten und Subscribenten werden vom Verleger gewisse Vortheile bewilligt. Mag auch diese Form des literarischen Verkehrs zuweilen gemißbraucht worden seyn, so hat sie doch im Ganzen, da sie es dem Verleger möglich macht, wohlfeile Preise zu setzen, sehr viel zur größern Verbreitung nützlicher Schriften unter dem Volke beigetragen. Im engl. und franz. Buchhandel kennt man nur Subscription. Gewöhnlich ladet in England der Verleger vor dem Abdrucke eines bedeutenden Werkes seine Gewerbgenossen zur Unterzeichnung auf eine Anzahl von Exemplaren ein, wodurch er den Vortheil eines schnellen und gesicherten Absatzes erlangt: ein Verfahren, das in der dem engl. Buchhandel eignen Geschäftsbehandlung seinen Grund hat.

Präpositionen, solche Wörter, welche das Verhältniß zweier Hauptwörter zu einander bezeichnen, sofern dasselbe nicht schon durch die bloße Beugung des Hauptworts bemerklich gemacht werden kann; daher auch Verhältnißwörter genannt. Als Beispiel ihres Gebrauchs dient folgender Satz: Cäsar ward zu Rom **in** der Curie des Pompejus **vor** der Bildsäule dieses großen Römers **an** den Indus des März **im** J. 44 **vor** Chr. **von** Verschworenen ermordet. Die hier durch den Druck hervorgehobenen Wörter bezeichnen das gegenseitige Verhältniß der Substantiven, welche zur Bestimmung des Prädicats „er ward ermordet" dienen; durch jedes wird eine eigene Art der Beziehung ausgedrückt, und nur wo dieselbe durch die Beugung (den Casus) allein schon hinreichend bezeichnet wird, wie in den Worten: des Pompejus, dieses Römers ꝛc., bedurfte es keiner Präposition. Je bestimmter eine Sprache in ihren Casusformen ist, um so weniger bedarf sie der Präpositionen; desto häufiger ist ihr Gebrauch aber da, wo jene Formen minder bestimmt sind oder ganz fehlen, wie in der franz. und ital. Sprache.

Präscription, s. **Verjährung**.

Präsumtion, Voraussetzung, praesumtio juridica, rechtliche Vermuthung, ist ein Satz, der in Ermangelung einer rechtlichen Wahrheit so lange als wahr angenommen wird, bis das Gegentheil erwiesen ist. Praesumtio juris et de jure ist ein Satz, den die Gesetze aus gewissen Ursachen in einem bestimmten Falle durchaus für wahr annehmen, wenngleich das Gegentheil erhellt oder bewiesen werden kann.

Prätendent, Jeder, welcher auf eine Sache Ansprüche macht und sie gar nicht besitzt, oder nicht in dem Maße, als er den Besitz verlangt. Besonders gibt man diesen Namen Kronbewerbern. Am bekanntesten in der Geschichte sind unter diesem Namen die beiden letzten Prinzen aus dem Hause Stuart. S. **Jakob III.** und **Eduard (Karl)**.

Prätoren, die höchsten Magistratspersonen in Rom nach den Consuln, welche die Gerechtigkeitspflege besorgten. Die Prätur wurde ums J. der St. 389 eingeführt, als die Consuln, wegen der fast unaufhörlichen Kriege, nicht mehr selbst Recht sprechen konnten. Vom J. 418 an bekamen auch die Plebejer Antheil an diesem Ehrenamte. Der Prätor wurde in den Comitiis centurialis mit denselben Auspicien, wie die Consuln erwählt, daher er auch Collega consulum genannt wird. Anfangs war nur ein Prätor; wegen der immer größer werdenden Anhäufung der Geschäfte aber, indem immer mehr Fremde nach Rom kamen, wurde im J. der St. 510 noch ein zweiter dazu erwählt, und beide theilten sich nun in die Geschäfte so, daß der eine, Praetor urbanus ge-

nannt, die Rechtshändel zwischen Bürger und Bürger, der andre aber, Praetor peregrinus, die Streitigkeiten zwischen Fremden und Bürgern schlichtete. Diese Zahl der Prätoren blieb bis 527, wo noch zwei neue gewählt wurden, um in den damals eroberten Provinzen Sicilien und Sardinien Recht zu sprechen. Als im J. Roms 557 das dieß- und jenseitige Spanien unter römische Herrschaft gekommen war, wurden abermals 2 neue Prätoren in beide Provinzen geschickt, sodaß ihrer jetzt 6 waren. Sulla fügte um das Jahr der St. 672, weil sich die Streitsachen außerordentlich vermehrten, noch zwei hinzu, und Julius Cäsar setzte ihre Zahl im J. der St. 707 auf 10, dann auf 14 und endlich auf 16. Nach seinem Tode kam man wieder auf die ursprüngliche Zahl 8 zurück. Gegen den Untergang des Reichs wurden die Hauptgeschäfte der Prätoren dem Praefectus praetorio übertragen und der Kaiser ordnete andre Magistrate an. Die alten Prätoren kamen allmälig in Vergessenheit. Unter dem Kaiser Valentinian wurde ihre Anzahl auf 3 herabgesetzt; unter Justinian scheinen sie endlich ganz aufgehört zu haben. Die Ehrenzeichen des Prätors waren 6 Lictoren, welche die Fasces vor ihm hertrugen, die Toga praetexta und eine Sella curulis, worauf er saß, wenn er auf dem Tribunal Gericht hielt. Der Praetor urbanus, als der vornehmste unter den übrigen, vertrat in Abwesenheit der Consuln ganz ihre Stelle. Er führte in den Versammlungen des Volks den Vorsitz und konnte den Senat zusammenberufen, aber nur bei außerordentlichen Vorfällen. Insbesondere aber gehörte die Gerechtigkeitspflege zu seinem Amte. Bei dem Antritt seines Amtes schwur er, den Gesetzen genau nachzukommen, und publicirte ein Edict, nach welchem er Recht und Gerechtigkeit in demselben Jahre handhaben wollte (edictam, formulus praetoris). Sodann wählte er aus denjenigen Ständen, welche das Recht dazu hatten, eine hinreichende Anzahl von Personen, die während seiner Amtsführung Richter seyn sollten. Das Amt der Prätoren dauerte ein Jahr, und nach Verlauf desselben gingen sie in die durchs Loos ihnen zugetheilte Provinz als Statthalter, um daselbst die Gerechtigkeit zu handhaben, und hießen nun Proprätoren, oft auch noch Prätoren. Heutzutage übersetzt man den Stadtrichter in Prätor.

Prätorianer, prätorianische Cohorten, wurden vom August zu seiner Leibwache errichtet und hatten den Namen von der Cohors praetoria, die zur Zeit der Republik im Treffen um den römischen Feldherrn zu seiner Beschützung seyn mußte. Konstantin der Große schaffte sie ab. S. **Heer** (stehendes).

Praun (Freiherr v.), ausgezeichneter Violinist, Ritter mehre Orden und Mitglied verschiedener gelehrter Gesellschaften, starb, erst 19 Jahr alt, am 15. Jan. 1830 zu Krakau.

Prävarication, im röm. Recht das Verbrechen, wo ein Ankläger den Angeklagten widerrechtlich schonte; im heutigen Recht, wenn der Anwalt der einen Partei den Gegner begünstigt, oder beiden Theilen dient.

Prävention (das Zuvorkommen) heißt im Strafrecht die Sicherung des Gemeinwesens gegen künftige Rechtsverletzungen. Einige wollen das Strafrecht auf diesen Zweck gründen, woraus dann die Präventionstheorie entsteht. Allein die Prävention setzt das Recht zu Strafen schon voraus, und die Strafe überhaupt bezieht sich mittelbar und als rechtliche Strafe auf das Vergangene, nicht auf die Zukunft. Die Präventionstheorie ist von Kleinschrod, Stübel, Tittmann und

Grolmann entwickelt worden. Feuerbach, Almendingen, Henke ꝛc. sind als ihre Gegner aufgetreten. Im Völkerrecht versteht unter dem Präventionsrecht das Recht, drohenden Gefahren zuvorzukommen; und es beruht auf dem Rechte des Staats zu selbständiger Existenz. Häufig aber ist auch der Präventionszweck bei widerrechtlichen Erörterungen vorgewendet worden.

Praxis, juridische. Versteht man unter juridischer Praxis die Geschäfte des ausübenden Rechtsgelehrten, der Anwälte, Consulenten und Richter, so setzt man ihr die bloß theoretische Wissenschaft des Rechts entgegen. Die Erfahrung hat stets gelehrt, daß der eigentliche juristische Scharfsinn, das Auffassen der Rechtsverhältnisse in ihrer innersten Bedeutung sich nur im Leben erwirbt, und selbst die Muster unserer theoretischen Juristen, die juristischen Classiker Roms, sind was sie waren, nur in den Gerichtshöfen geworden. Eine ganz andere Bedeutung hat die Praxis als Rechtsquelle, indem sich die Fortbildung der Rechtsverfassung eines Volks nur dann zweckmäßig gestaltet, wenn sie wenigstens zum Theil sich in sich selbst ohne äußeres Einschreiten durch ausdrückliche Gesetzgebung entwickeln kann. Kein Gesetz kann alle Fälle umfassen, noch die Rechtsverhältnisse unter sich begreifen, welche sich in dem Fortschritte des Volkslebens in tausendfachen Combinationen entfalten. Daher wird sich neben dem ausdrücklichen Buchstaben des Gesetzes eine Masse von Erfahrungen und Rechtssätzen anhäufen lassen, welche sich aus der Anwendung allgemeiner Regeln und leitender Grundsätze auf die besondern Merkmale neuentstehender Verhältnisse erzeugen, und damit nicht die Gerechtigkeit ihre erste Bedingung, die Gleichheit für Alle, verliere, welche sich hier als Gleichförmigkeit ausspricht, so muß ein einmal angewandter Grundsatz auch für alle künftige gleiche Fälle gelten. Auf solche Weise haben sich alle Rechtssysteme der Völker, welche sich wirklich eines solchen erfreuten, von innen heraus fortgebildet, so das römische in seinen prätorischen Recht und dem Gerichtsbrauch, das engl. Common law in den Urtheilen der 3 Obergerichte, das französische in seiner Jurisprudence der Parlamente. In Deutschland hat es uns an einer solchen Praxis zwar nicht ganz gefehlt; allein sie hat, weil fast kein Land ein oberstes selbsturtheilendes Gericht besaß, keine Uebereinstimmung, keine Festigkeit und Regel. Noch eine andere Seite hat die juristische Praxis, wenn sie nicht auf den engen Raum der gerichtlichen und privatrechtlichen beschränkt ist, sondern als Staatspraxis das Feld der höhern Staatsverwaltung, der diplomatischen Geschäfte und der Gesetzgebung betritt. Kenntniß der bestehenden Gesetze ist für Den nicht ausreichend, welcher nicht in den Fall kommen kann, als Landstand, als Mitglied höherer berathender Stellen, als Minister, zur Abänderung der alten und Aufstellung neuer Gesetze mitzuwirken. Theorie der Gesetzgebung und Philosophie des Rechts ist neben gründlicher Kenntniß des Positiven, auch in dieser Hinsicht einen unentbehrlichen Theil der juristischen Studien.

Praxiteles, einer der größten griech. Bildhauer, Zeitgenosse des Skopas. Beide wußten den Marmor durch ihren Meißel zu beleben, und durch sie ward der Hoheit auch die Anmuth zugesellte. Daher fängt man mit diesen beiden Meistern um 364 v. Chr. die Periode des schönen Styls an. Praxiteles arbeitete auch in Erz vortrefflich, war aber nach Plinius's Zeugniß im Marmor glücklicher. Plinius führt (im 36. Bd. s. „Hist. nat." 4. u. 5. Cap.) die vorzüglichsten seiner Werke an,

in welchen er eine Reihe hoher Götterstatuen mit aller Anmuth und Fülle des Lebens bekleidete. Die schönste unter diesen soll eine nackte Venus zu Gnidos von weißem Marmor gewesen seyn. Sie hatte eine gefällige Miene und etwas Schamhaftes in der Stellung. Nach der Sage war die Hetaire Phryne (s. d.) das Original dieser Statue. Die berühmte capitolin. Venus soll eine Copie derselben seyn. Seine von unten bis auf die Hüften bekleidete Venus kauften die Einw. von Kos. Auch waren 2 Statuen des Eros von ihm berühmt, deren eine, in dem Tempel des Gottes zu Thespiä aufgestellt, er nebst einer Satyrstatue von Bronze, welche den Namen Periboetos (der Gepriesene) erhielt, für seine vollkommensten Werke gehalten haben soll. Von letzterm ist eine schöne Copie im Museum Pio-Clementinum. Ferner bildete Praxiteles mehre Statuen der Diana, der Ceres, des Bachus u. v. a. in Marmor und Bronze, welche Muster allgemeiner Nachahmung wurden. Man theilt ihm auch den Hetairenkreis zu, zu welchem seine Gruppe in Bronze, welche eine weinende Matrone und eine lachende Buhlerin darstellte, gehört, womit er seiner Phryne eine Schäferstunde bezahlte. Nach Plinius war er auch der Malerei kundig und soll die Enkaustik vervollkommnet haben. Unter seinen Söhnen war Kephissodoros als Künstler berühmt. — Zu Pompejus d. Gr. Zeiten lebte ein Praxiteles, der zuerst silberne Spiegel machte.

Prediger nennen sich die Geistlichen der Protestanten, weil das Predigen ihr Hauptgeschäft ist, und ihre sämmtlichen Amtsgeschäfte (die Leitung des öffentlichen Gottesdienstes, die Seelsorge und die Belehrung der Beichtenden, die Verwaltung der Sacramente, die Einsegnung der Ehen, der Religionsunterricht der Katechumenen und die Aufsicht über alles Religiöse in dem Leben der Gemeinden überhaupt) sich auf den Beruf zur Predigt des göttlichen Wortes stützen, und die Verkündigung desselben in sich fassen. Lehren war seit dem Zeitalter der Apostel die hauptsächlichste Beschäftigung der Bischöfe, woran als deren Vicarien die Presbyter und Diakonen Theil nahmen. Chrysostomus, dessen geistliche Beredtsamkeit mit den größten Rednern des Alterthums wetteiferte, war Patriarch von Konstantinopel und auch die Päpste Leo und Gregor die Großen predigten in eigner Person. Bei dem Verfalle der Wissenschaften im Mittelalter fehlte es auch bald an Männern, die zur Abfassung einer Predigt fähig gewesen wären; man beschränkte den öffentlichen Religionsunterricht auf das Vorlesen veralteter Postillen, die seit dem 9. Jahrh. hier und da in die Landessprache übersetzt wurden. Erst die im Anfange des 13. Jahrh. entstandenen Bettelorden, unter denen die Dominicaner gleich als Volksredner (daher Prädicanten) gegen die Ketzer auftraten, und die Mystiker des 14. und 15. Jahrh. brachten das Predigen wieder in Aufnahme. Auch die Waldenser und Hussiten hielten viel auf erbauliche Erklärungen des göttlichen Wortes und die Reformatoren des 16. Jahrh. machten die Verkündigung desselben in der Predigt zum Hauptberufe der Geistlichen. Wenn nun auch im Zeitalter der Kirchentrennung der Ungeschmack einer leidenschaftlichen Polemik und unfruchtbaren Dogmatik sich der Kanzeln nicht weniger als der akademischen Lehrstühle bemächtigte: so wurde doch, da der Lehrbegriff festgestellt und im 17. Jahrh. der Zustand eines ruhigen Bestehens der Kirchen neben einander eingetreten war, freies Feld für neue Bemühungen zur Erhöhung der Nutzbarkeit des Predigtamtes. Spener (s. d.)

erwarb sich dieses Verdienst, indem er das praktische Christenthum auf die Kanzeln brachte, über die Anwendung der Religionslehren im täglichen Leben predigen lehrte, und dem vernachlässigten Unterrichte der Katechumenen durch gute Anweisungen und eignes Beispiel neuen Schwung gab. Weil aber der Prediger zwischen der idealen Welt der Gelehrten und dem wirklichen Volksleben mitten inne steht, und in beiden Gebieten einheimisch, die sittlichen Ideenschätze der Wissenschaft zum alltäglichen Gebrauche ausprägen soll: so bringt jede neue Form und Wendung der Bildung für ihn eine neue Wendung mit sich. So kam denn jene apostolische Einfalt mit dem Ringen des mächtigen Natur- und Freiheitsgeistes, der sich seit der Mitte des 18. Jahrh. regte, die Theologie und Philosophie einer allgemeinen Prüfung unterwarf, und auf Zerstörung jeder alten Stütze des Glaubens ausging, in einen Widerstreit, den sie nur mit frommen Klagen zu betrauern, jedoch nicht durchzukämpfen wußte. Auf die Schultern der alten Zionswächter trat nun ein neues Geschlecht philosophischer Volksredner, die bei dem Grundsatze, nichts auf die Kanzel zu bringen, was zweifelhaft geworden war, sich bald genöthigt sahen, die meisten Glaubenslehren mit Stillschweigen zu übergehen, und sich in dem Kreise einiger Moralien und eben an die Tagesordnung kommender praktischen Wahrheiten kümmerlich genug zu bewegen. Geist und Kraft schien aus solchen Vorträgen gebannt, das Volk, das nur von den erhabenen Momenten der Religion ergriffen wird, fand sie ungenießbar und die Kirchen wurden leer. In dieser Periode der Laulichkeit und Aufklärerei haben jedoch mehre Kirchenlehrer des ersten Ranges Widerstand gehalten, von denen wir nur den großen Reinhard nennen dürfen, um den Geist der Gründlichkeit, des unerschütterlichen Glaubens und der Treue gegen das Evangelium zu bezeichnen, den sie den Predigern des 19. Jahrh. einflößten. Günstiger als das Zeitalter der Kritik war auch der Dogmatismus der neuesten Philosophie der Rückkehr zum biblisch-kirchlichen Lehrbegriff, und seit letzterer auf den Kanzeln in seine alten Rechte wieder eingetreten, und in den Herzen der Lehrer die Theologie der Religion selbst näher gerückt ist, hat die Kirche wieder christliche Prediger, die das Wort Gottes mit eigner Begeisterung und Ueberzeugung lehren und zahlreiche Versammlungen vor sich sehen. Auch läßt sich das Streben der Prediger unsrer Zeit nach Würde, Nachdruck und Bündigkeit in ihren religiösen Reden nicht verkennen. Ueber die vorzüglichsten Kanzelredner, Katholiken wie Protestanten, s. Deutsche, Französische und Englische Prosa.

Preis, der Werth, welchen eine Sache in Vergleichung mit andern im Tausche hat. Nach Andern der Tauschwerth der Sache in Vergleich mit den üblichen Tausch-, Handels- und Circulationsmitteln; oder der Werth der Producte in Gelde bestimmt.

Preisler, der Name mehrer Künstler und Künstlerinnen (Anna Felicitas P., Esther Maria P.). Vorzüglich bekannt sind 4 Brüder und der Sohn des einen ders.: 1) Johann Justin, geb. zu Nürnberg, gest. das. 1771, machte sich durch ein Altargemälde, die Grablegung Christi, bekannt, radirte auch mit Geschmack, gab ein Werk über Statuen (Nürnb. 1732) heraus, und folgte seinem Vater, dem Maler Joh. Daniel, geb. 1665, gest. 1737, welcher eine Anleit. u. d. T. Zeichnenakademie herausgab, als Akademiedirector in Augsburg. S. Gattin, Susanna Maria, geb. Dorsch, geb. zu Nürnberg 1701, st. 1761, war

Künstlerin im Steinschneiden. 2) Georg Martin, geb. zu Nürnberg 1700, gest. das. 1754, widmete sich früh dem Zeichnen und Kupferstechen. In dem Werke über die dresdner Antiken sind seine Blätter die besten; auch arbeitete er an dem florentiner Museum. 3) Joh. Martin, Zeichner und Kupferst., geb. zu Nürnb. 1715, widmete sich mit Glück historischen Gegenständen. 1739 reiste er nach Paris, wo er Schmidt und Wille zu Freunden machte, und wurde 1744 zum königl. dänischen Hofkupferstecher und Prof. der Malerakademie zu Kopenhagen ernannt, wo er 1794 starb. Sein Kupferstich, Friedrich V. zu Pferde, nach der Bronzestatue von Sailly, ist ein Meisterstück; auch hat er Gellert nach Graff, und Klopstock nach Juel gestochen. Sein letztes Blatt war die berühmte Madonna della Sedia nach Rafael. 4) Valentin Daniel, Kupferst. in schwarzer Kunst, geb. 1717 zu Nürnb., starb das. 1765. Er war zum Studiren bestimmt, vertauschte dasselbe aber ziemlich spät mit der Kunst, besuchte seinen Bruder in Kopenhagen, und verfertigte nach seiner Zurückkunft mehre Blätter in schwarzer Kunst.

Presburg (ungr. Posony), Hauptstadt der gleichnamigen Gespannschaft im Königreich Ungarn, liegt 48° 8′ N. Br. am linken Donauufer in einer herrlichen, fruchtbaren Gegend, ist schön gebaut und hat mit der Vorstadt Blumenthal und den Außenorten Zuckermandel und Schloßberg 1625 Häuser, 34.000 Einw., worunter 8000 Lutherische (meist Deutsche) und gegen 3000 Juden, übrigens 1600 Bürger. Unter 14 Kirchen sind 12 kath., 2 luth. (1 deutsche, mit einem schönen Altarblatt von Oeser, und 1 slawisch-ungarische), ferner 3 Manns- und 2 Nonnenklöster, sowie ein Stift der Congrégation de Notre-Dame. Ausgezeichnete Gebäude sind: das Landhaus, die sogen. Kammer, das alterthümliche Rathhaus, der erzbischöfl. Pallast, das Comitathaus, das Kornmagazin, das Theater u. a. Das Collegiatstift ist alt und reich dotirt; die k. Akademie (kath.) hat 1 jurid. und 1 philosoph. Facultät, jede mit 4 Professoren, außerdem noch eine Lehrkanzel für die griech. und eine für die ungarische Sprache und über 300 Studenten. Das kath. Erzgymnasium, von Benedictinern versehen, hat in 6 Classen 5—600 Schüler, die andern kath. Normal- und Trivialschulen über 1000. Die Nonnen von der Congrégation Notre-Dame haben eine Mädchenschule von mehr als 300, die Ursulinerinnen dgl. von mehr als 400 Zöglingen; bei beiden sind auch Pensionsanstalten für Mädchen höhern Standes. In ausgezeichnetem Rufe steht das luth. Lyceum, mit 5 Professoren und 300 Zuhörern in 3 Classen, worunter auch Reform., Griechen und Juden. Es hat eine Bibliothek von 10.000 Bdn. (unter 6 ansehnl. Bibliotheken die einzige zugängliche in Presburg) und mehre wohlthätige Consictanstalten. 1826 ward in Presburg in einem neu dazu errichteten Gebäude die vorzüglich in der classischen Literatur reiche gräfl. Anton Apony'sche Bibliothek (bisher in Wien) aufgestellt und dem Gebrauche geöffnet. Als die Osmanen halb Ungarn sammt der Residenz Ofen überwältigt hatten, wurde Presburg Landtags- und Krönungsstadt, Gewahrsam der heil. Krone, Sitz aller Reichsbehörden und des Reichsprimas; seit 1784 sind aber die Statthalterei u. a. Reichsbehörden nach Ofen verlegt. Der franz. Krieg, 1805, schadete der Stadt wenig, aber desto härter wurde sie 1804 mitgenommen, wo ihr die tapfere Vertheidigung des Brückenkopfs (vom 4. Juni bis 4. Juli) wiederholtes Bombardement und Kanonade zuzog. Auch litten die Einw., als die Stadt über-

geben wurde, viel durch Einquartierung und Requisitionen. 1811 brannte das herrliche Schloß, durch Verwahrlosung des darin casernirten Militairs, bis auf die Mauern aus. Deutsche Sitten und Sprache herrschen neben slawischen und ungarischen vor. Noch dauert die Einwanderung der Deutschen fort. Die Lebensart ist wohlfeil und vergnüglich, weßhalb hier ein Menge adeliger und reicher Familien, vornehme kath. Geistliche, gegen 300 pensionnirte Offiziere rc. wohnen. Die Fabriken (2 Rosoglio- und 1 Tuchfabrik) beschäftigen kaum 100 Mann. Der Handel, ebenfalls nicht blühend, besteht meist in Spedition von Wein, Taback, Wolle, Getreide, rohen Häuten rc.; auch die Donauschifffahrt bringt der Stadt wenig Vortheil. Auf dem Königshügel haben die Könige Ungarns, nach der Krönung, die bekannten Kreuzhiebe nach den 4 Weltgegenden hin zu Rosse zu verrichten. 1822 ward in Presburg vom Primas eine ungarische Nationalsynode gehalten. In der Stadt gibt es schöne Gärten und außerhalb derselben köstliche Spaziergänge. In der Nähe sind 1700 Joch Weinberge von reichem, wenn auch nicht ungarisch-feurigem Ertrag. S. Ballus's „Beschreib. von Presburg" (Presb. 1823).

Presburger Friedensschluß, am 26. Dec. 1805, nach der Schlacht und dem Waffenstillstande von Austerlitz. Franz II., Kaiser von Deutschland und Oestreich mußte a) den im luneviller Frieden erworbenen Theil von Venedig (730 QM., 2.130.000 Einw.) an das Königreich Italien abtreten; b) im deutschen Staatenbunde den Kurf. von Baiern und Würtemberg die königl. Würde und Souverainetät zugestehen, letztere auch dem Kurf. von Baden; c) Tirol, Vorarlberg und einige Landschaften, nebst Eichstädt und Passau, an Baiern, den größten Theil des Breisgaues, nebst Konstanz, an Baden, die Donaustädte und einiges Andre von Schwäbisch-Oestreich an Würtemberg überlassen; dafür wurde d) das bisherige Kurfürstenthum Salzburg der östreich. Monarchie einverleibt, der Kurfürst Erzherzog Ferdinand aber durch das ihm von Baiern abgetretene Würzburg entschädigt. Unmittelbar nach der Unterzeichnung dieses Friedens erklärte Napoleon am 27. Dec.: „Die Dynastie von Neapel habe aufgehört zu regieren", weil Ferdinand IV. den im Sept. 1805 mit Frankreich abgeschlossenen Neutralitätsvertrag gebrochen hatte. Dann gab Napoleon das preuß. Ansbach an Baiern, wofür ihm Baiern das Herzogth. Berg überließ. Dieses Berg gab er, nebst dem preuß. Kleve, seinem Schwager Murat (30. März 1806). Darauf ward den 12. Juli zu Paris der Rheinbund geschlossen, und durch eine Erklärung Napoleons (1. Aug. 1806) das deutsche Reich für aufgelöst erklärt. — Die franz. Truppen räumten die östreich. Staaten, hielten aber die östreich. Festung Braunau so lange noch besetzt, bis das von Oestreich an Frankreich abgetretene, von den Russen aber besetzte Cattaro geräumt wurde, was erst nach dem tilsiter Frieden geschah, worauf Napoleon durch die Convention von Fontainebleau, 10. Oct. 1807, Braunau zurückgab; doch mußte Oestreich den Isonzo als die Grenze des Königr. Italien anerkennen. Seit dem Frieden von Presburg gründete Napoleon sein Föderativsystem.

Presbyter (griech.), der Aeltere, Presbyteri, Aeltere, die Aeltesten, hießen bei den ersten Christen angesehene Kirchenbeamte, welche von den Gemeinden nach dem Muster der Aeltesten in der jüdischen Gesellschaftsverfassung angestellt wurden; Presbyterium, das Collegium derselben. Aus den Presbytern wurden Priester und Pfarrer, die

ihre Stelle in der höhern Geistlichkeit, und ihren Rang nach den Bischöfen erhielten. Späterhin hieß bei den Katholiken Presbyter ein Priester, der die Sacramente austheilen durfte; jetzt hat sich die griech. Benennung verloren, und nur die presbyterianische Kirche in Großbritannien hat sie erneuert. (S. Schottland.)

Presbyterianer, s. Englische Kirche und Dissenters.

Presbyterien, s. Synodalwesen.

Pressen der Matrosen heißt das abscheuliche Verfahren, mittelst dessen man die königl. Flotte in England mit Matrosen und Schiffssoldaten versieht, wenn die freiwillige Anwerbung nicht hinreicht. Es besteht in dem gewaltsamen Wegnehmen aller solchen Leute, die zum Seedienste tauglich scheinen. Wenn sonst ein Preßgang vorgenommen wurde, so gingen 10—15 Matrosen, mit Prügeln und Messern bewaffnet, unter Anführung eines Officiers, durch die Gassen, in Wirthshäuser, Bordels u. a. öffentliche Orte, und nahmen die Matrosen weg. Es gab dabei oft blutige Kämpfe, selbst Todtschläge, welche aber unbestraft blieben. Die auf diese Weise zusammengebrachten Leute werden auf ein Schiff geschleppt, wo sie so lange gefangen bleiben, bis sie auf ein Kriegsschiff abgeliefert werden. Seit 1779 ist durch eine Parlamentsact auch das Pressen der Landsoldaten eingeführt.

Preßfreiheit und Preßgesetze. Preßfreiheit ist das den Bürgern eines Staats zugestandene Recht, ohne vorgängige Erlaubniß der kirchlichen oder weltlichen Obrigkeit Alles drucken zu lassen, was ihnen gut dünkt, mit Vorbehalt der Bestrafung, wenn sie dadurch die Staatsgesetze oder die Rechte Anderer verletzen. Ob die Preßfreiheit oder die Censur den Staaten und der Menschheit nothwendig oder nützlich sey, ist eine Frage, über welche so viel und heftig geschrieben worden ist, daß es nicht leicht seyn wird, etwas Neues darüber zu sagen, oder die Gründe dafür oder dawider in ein helleres Licht zu setzen. Die Preßfreiheit hat eine doppelte, sehr von einander verschiedene Seite, je nachdem sie bloß als wissenschaftliche oder als politische Freiheit betrachtet wird. Es würde aber schlimm um die Menschheit stehen, wenn jemals das Bestreben, die Menschheit auf der Bahn des Forschens nach Licht und Wahrheit zurückzuhalten, auf die Dauer hätte gelingen können. Das Wichtigste, was für die Preßfreiheit spricht, ist aber der Werth, welchen die Wahrheit durch sie in den Augen eines Volks bekommt, und welcher durch jede Art von Censur, selbst die mildeste, geschwächt wird. Die Wahrhaftigkeit ist die Grundlage des bürgerlichen Lebens und der öffentlichen Sittlichkeit; ein Volk kann nicht mehr entwürdigt werden, als wenn es zur Unwahrheit und Lüge gewöhnt wird. Auch das Vertrauen auf seine Regierung wird desto fester in einem Volke gegründet werden können, je mehr Oeffentlichkeit in der Verwaltung ist, und je schwieriger es demzufolge den hohen und niedern Staatsbeamten wird, ihre Obern und das Publicum zu täuschen. Daher rührt denn auch der große Werth, welchen die Völker, welche mit den Vortheilen der Preßfreiheit einmal bekanntgeworden waren, von jeher auf dieselbe gesetzt haben, und es ist gewiß, daß sie, einmal gegründet, zur sittlichen Erziehung des Menschengeschlechts in jeder Hinsicht eins der kräftigsten Mittel ist. Aber nicht bloß in dem Falle, wenn die Presse unter Censur steht, sind eigenthümliche Gesetze erforderlich, um auch in dieser Angelegenheit Ordnung und Freiheit mit einander zu verbinden. Denn die-

jenigen Gesetze, welche die Bestrafung eines durch die Presse begangenen Vergehens betreffen, gehören in den Kreis der allgemeinen Strafgesetze und haben keinen eigenthümlichen Charakter. Bei der Censur haben die Preßgesetze theils den Zweck, das Geschäft derselben zu unterstützen, indem durch Vorschriften für die Buchdruckereien und eine strengere Aufsicht über dieselben verhindert wird, daß die Censur nicht umgangen werde; theils können sie darauf berechnet seyn, die Amtsgewalt der einzelnen Censoren zu mäßigen, indem höhere Behörden bestellt werden, bei welchen Beschwerden gegen eine grundlose Verweigerung der Erlaubniß zum Druck angebracht werden können. Hingegen bei eingeführter Preßfreiheit kann man es wohl für nöthig halten, wenigstens dafür zu sorgen, daß die Regierung in den Stand gesetzt werde, der Verbreitung einer für unerlaubt angesehenen Druckschrift (oder einer Stelle in einer solchen, auch einem Zeitungsblatte) noch bei Zeiten Einhalt zu thun, und wenn die Bekanntmachung bereits geschehen ist, Drucker, Verleger, und selbst Verfasser der Bestrafung nicht entgehen können. Ohne eine gesetzliche Bestimmung darüber, was erlaubt oder strafbar sey, und wie es gestraft werden soll, läßt sich die Presse nicht freigeben; darüber ist Jedermann einig und Deutschland hat seit 1813 den Nachtheil der hierin begangenen Uebereilung schwer empfunden. Aber die gesetzliche Bestimmung ist in einigen Punkten mit solchen Schwierigkeiten verknüpft, daß noch kein Staat die Aufgabe nur einigermaßen mit Glück gelöst hat; am wenigsten, wenn wir die eigentlichen Gesetze betrachten, ist dieß in England geschehen. Die Schwierigkeit liegt in den verschiedenen Begriffen über Ehre und deren Verletzung, und in diesem Punkte trifft also die Gesetzgebung über die Preßfreiheit mit der Theorie einer Bestrafung der Injurie zusammen. Zweierlei sollte in einem wohlgeordneten und gesunden Staate immer erlaubt seyn: 1) die Gesetze und Einrichtungen des Staats wissenschaftlich und nach höhern Grundsätzen des Rechts zu prüfen; 2) Mißbräuche der Beamten öffentlich zur Sprache zu bringen. Die Würde und Sicherheit des Staats beruht nicht darauf, daß dergleichen gar nicht vorgehen können, ohne vor dem Auge des Fürsten (durch das Tribunal der öffentlichen Meinung) berührt zu werden. Man spricht so oft von einem nothwendigen Ansehen der untern Staatsbehörden, und sie haben allerdings das Vertrauen und einen schnellen, willigen Gehorsam ihrer Untergebenen nöthig. Allein Beides erlangen sie nur durch Rechtschaffenheit, Gesetzmäßigkeit und Milde ihrer Amtsführung, und dadurch, daß sie von oben herab in strenger Ordnung gehalten, aber auch wo sie in dieser gesetzlichen Bahn geblieben sind, vornehmlich gegen die Vornehmen nachdrücklich geschützt und nicht ohne Noth von den Vorgesetzten gemeistert werden. Es gibt indessen doch manche Punkte, worüber niemals eine directe Discussion zulässig seyn kann, und dieß ist die im Staate einmal anerkannte Kirche und die Rechtmäßigkeit der bestehenden Herrschaft, welche gegen alle unmittelbare Anfechtungen gesichert seyn müssen. Auch bei der Preßfreiheit wird man vielleicht am sichersten zu einer richtigen Abgrenzung des Verbotenen und Erlaubten gelangen, wenn man lediglich von der Pflicht ausgeht. Der Mensch hat nur dazu ein Recht, wozu ihn eine Pflicht bestimmen kann; also muß ihm auch bei der Preßfreiheit nur diejenige Mittheilung ungehindert bleiben, zu welcher er sich durch seine Pflicht, dem Ganzen zu nutzen, gedrungen fühlen kann, alles außerhalb des Kreises der vernunft-

gemäßen Freiheit. Es wäre daher z. B. gar nichts dagegen zu sagen, wenn das öffentliche Berühren aller bloßen Privatverhältnisse, insoweit es nicht zur eignen Vertheidigung nothwendig ist, ein für allemal bei Strafe untersagt würde. So kann es auch keine Pflicht geben, den Rechtsgrund der Herrschaft in einem Staate zu untersuchen, weil auch der fehlerhafte entstandenen doch, so lange sie besteht, gehorcht werden muß. Hiernach würde sich die Tafel der Preßvergehen sehr einfach ordnen. 1) Vergehen, wobei die öffentlichen Aeußerungen ohne Rücksicht auf die Wahrheit ihres Inhalts schon ihres Gegenstandes wegen unerlaubt sind, nämlich: a) directe Angriffe auf die anerkannten Kirchen und die bestehende Souverainetät; b) nachtheilige Aeußerungen über die Person des Souverains; denn da dieser nothwendig über alle persönliche Verantwortlichkeit erhaben seyn muß, so hat es keinen Zweck, Schwächen und Fehler desselben öffentlich zu besprechen. c) Bloßstellung reiner Privatverhältnisse; d) Verletzung einer Verbindlichkeit zur Geheimhaltung. 2) Vergehungen, wobei das Strafbare nur in der Unwahrheit theils vorsätzlicher, theils nur durch Leichtsinn verschuldeter oder erzählter Thatsachen liegt. Nur unter diese Classe sollte Alles gestellt seyn, was die Staatsverwaltung und ihre Fehler oder Mißbräuche der Beamten betrifft, denn hier kann nichts ersprießlicher seyn, als daß sich Niemand scheue, die Wahrheit zu sagen und sie zu hören. — Vergehungen gegen die Presse gehören in England ganz an die ordentlichen Gerichte, und da sie hier stets unter den Begriff eines Friedensbruchs durch öffentliche Schmähschrift (Libell) gestellt werden, so haben die Geschworenen, welchen man anfänglich nur das Urtheil über die Thatsache der Publication überlassen wollte, seit 1794 auch das Urtheil darüber, ob eine Schrift ein Libell sey, an sich genommen. In Frankreich wurde 1817 lebhaft darüber debattirt, ob man die Preßvergehen an die Assisengerichte, wo Geschworene zugezogen werden, oder an die Kreispolizeigerichte, welche ohne Geschworene urtheilen, verweisen solle. Das Letzte geschah, ungeachtet eines eifrigen Widerstandes der Opposition. — Die neuere Geschichte der Preßfreiheit beginnt mit dem Jahre 1830, wo sie in Frankreich bei der Revision der Verfassung grundgesetzlich wurde. Aber ein Gesetz vom 8. Oct. 1830 wies die Bestrafung aller durch die Buchdruckerpresse oder durch eine andere Art öffentlicher Bekanntmachung begangener Vergehen sowie aller politischer Verbrechen an die Assisen, d. h. an das Urtheil der Geschworenen, mit Ausnahme der Verleumdungen und Injurien gegen Collegien und Privatpersonen, sowie mit Vorbehalt des Rechts der Kammern, die gegen sie selbst begangenen Verbrechen selbst zu bestrafen, was offenbar eine große Abweichung von dem Princip des Rechts ist, daß Niemand in eigner Sache Richter seyn kann. Sodann wurde im Gesetz vom 29. Nov. 1830 verordnet: Jeder Angriff gegen die königliche Würde, gegen die Ordnung der Thronfolge, gegen die dem Könige durch den Willen (voeu) der Nation (Declaration vom 7. Aug.) und die Verfassung übertragenen Rechte, gegen die verfassungsmäßige Gewalt des Königs und die Unverletzlichkeit seiner Person, gegen die Rechte und die Autorität der Kammern soll mit Gefängniß von 3 Monaten bis zu 5 Jahren und mit einer Geldstrafe von 300 bis zu 6000 Francs bestraft werden. Das Gesetz vom 14. Dec. 1830 bestimmte die Cautionen für die Journale auf 600 Fr. jährliche Rente für die Monatsschriften, 1200 Fr. für die

wöchentlich einmal, 1800 Fr. für die zweimal und 2400 Fr. für die öfter erscheinenden Blätter, also zu Capitalien von etwa 10—50.000 Francs. Die größte auf der periodischen Presse ruhende Last ist der Stempel und das Porto, worüber es auch in den Kammern zu lebhaften Discussionen kam. Endlich ein Gesetz vom 8. April 1831 bestimmte das Verfahren bei Einleitung eines Processes wegen Preßvergehen. Es sind seitdem eine ziemliche Zahl von Processen wegen Preßvergehungen eingeleitet, aber sehr viele der Angeklagten freigesprochen worden, sodaß jetzt wohl in Frankreich größere Ungebundenheit der Presse herrscht als in irgend einem andern Lande. — Nach dem Vorgange Frankreichs suchte man auch in andern Staaten die Preßfreiheit grundgesetzlich zu machen. Belgien ging auch hierin einen Schritt weiter. Artikel 18 der Verfassung vom 25. Febr. 1831 lautet: „Die Presse ist frei; die Censur kann nie eingeführt werden; auch können keine Cautionen von Schriftstellern, Verlegern und Druckern gefordert werden. Wenn der Verfasser bekannt und in Belgien wohnhaft (domicilirt) ist, so können der Herausgeber, Drucker und Verleger nicht gerichtlich verfolgt werden". In den deutschen Staaten stellten die Bundesbeschlüsse vom 20. Sept. 1819 (35. Sitzung §. 220), welche zwar ursprünglich nur auf 5 Jahre gegeben, später aber (Bundesbeschluß vom 24. Aug. 1824) auf unbestimmte Zeit verlängert worden sind, eine Regel auf, welche, für jeden einzelnen Bundesstaat verbindlich, eine volle Freiheit der Presse nicht gestattete. Der Name Censur ist zwar in jenen Bundesbeschlüssen nicht genannt, aber doch dem Wesen nach eine Censur aller Schriften, welche nicht über 20 Bogen im Drucke stark sind, oder welche heftweise oder in Form täglicher Blätter erscheinen, dadurch angeordnet worden, daß dergleichen Schriften „in keinem deutschen Bundesstaate ohne Vorwissen und vorgängige Genehmhaltung der Landesbehörden zum Druck befördert werden dürfen". Die Bundesstaaten verpflichteten sich gegeneinander, diese Censur dergestalt handhaben zu lassen, daß gegenseitigen Klagen und unangenehmen Erörterungen auf jede Weise vorgebeugt werde. Die Bundesversammlung erhielt aber die Befugniß, Beschwerden einer Regierung gegen die andere in dieser Hinsicht anzunehmen, commissarisch untersuchen zu lassen und durch die unmittelbare Unterdrückung der Schrift, welche zur Beschwerde Anlaß gegeben hatte, zu erledigen; auch periodische und Flugschriften, welche nach dem Gutachten einer von ihr ernannten Commission „der Würde des Bundes, der Sicherheit einzelner Bundesstaaten oder der Erhaltung des Friedens und der Ruhe in Deutschland zuwiderlaufen, ohne vorhergegangene Aufforderung aus eigner Autorität, durch einen Ausspruch, von welchem keine Appellation stattfindet, zu unterdrücken, und zwar mit der Wirkung, daß der Redacteur einer solchen Zeitschrift binnen 5 Jahren in keinem Bundesstaate bei der Redaction einer ähnlichen Schrift zugelassen werden darf". Zu dem Ende sollten bei allen periodischen Schriften die Redacteurs genannt und ohne diesen in keinem Bundesstaate in Umlauf gesetzt werden, die heimlichen Verbreiter aber einer angemessenen Geld- oder Gefängnißstrafe unterliegen. Die Verfasser, Herausgeber und Verleger periodischer und Flugschriften (wie man nicht anders annehmen kann, auch einzelner Aufsätze) sollen, wenn sie den Vorschriften dieses Beschlusses gemäß gehandelt hatten, von aller weitern Verantwortung frei seyn. In Ansehung der übrigen, nicht unter den Begriff der periodischen und Flugschriften unter 20 Bo-

gen fallenden Werke wurde nur verordnet, daß bei ihnen stets der Name des Verlegers genannt werden müsse, und daß, wenn sie einem Bundesstaate Anlaß zur Klage geben, diese Klage im Namen der Regierung, an welche sie gerichtet ist, nach den in den einzelnen Bundesstaaten bestehenden Formen gegen die Verfasser oder Verleger der betroffenen Schriften erledigt werden soll; d. i. daß nicht etwa die verletzte Regierung (wie Bonaparte gegen den "Courrier de Londres") zur Privatklage verwiesen, sondern von Amtswegen verfahren werden soll. Diese Beschlüsse bilden die Grundlage der neuesten Geschichte der deutschen Preßfreiheit und der damit zusammenhangenden Erscheinungen. Gleich anfangs wurde von einigen Seiten das Bedenken erhoben, ob die Staatsgewalt des Bundes bis zur Abänderung der anerkannten und bestehenden Verfassung einzelner Bundesstaaten auszudehnen sey, und ob daher die Staaten, welche, wie das Großherzogthum Sachsen-Weimar und das Königreich Baiern, Preßfreiheit grundgesetzlich ausgesprochen hatten, dieselbe im Verhältniß zu ihren Unterthanen einseitig zurücknehmen könnten. Man ließ daher z. B. in Weimar die Preßfreiheit in Bezug auf innere Angelegenheiten bestehen (Verordnung vom 6. Nov. 1819), doch immer mit Censur der periodischen und Flugschriften; in Baiern aber wurden die Bundesbeschlüsse in einer königlichen Verordnung vom 16. Oct. 1819 mit dem Zusatze bekannt gemacht: „daß alle Staatsbehörden und Unterthanen, mit Rücksicht auf die dem Könige nach den bestehenden Staatsverträgen und der Bundesacte zustehende Souverainetät, nach der Verfassung und nach den Gesetzen des Königreichs sich hiernach geeignet achten sollten". Auch die später als die Bundesbeschlüsse vom 20. Sept. 1819 gegebene würtembergische (vom 25. Sept. 1819, §. 28) und großherzoglich hessische Verfassung (vom 17. Dec. 1820, Artikel 35) enthalten fast wörtlich übereinstimmend: die Presse und der Buchhandel sind frei, jedoch unter Beobachtung der gegen den Mißbrauch bestehenden oder künftig zu erlassenden Gesetze, worin denn allerdings eine Beziehung sowohl auf die Bundesbeschlüsse von 1819, als auch auf die in der Bundesacte (Artikel 18) enthaltene Zusage „gleichförmiger Gesetze über die Preßfreiheit" gefunden werden konnte. Aber immer war doch auch hier die Freiheit der Presse als grundgesetzliche Regel anerkannt worden. Die Bundesbeschlüsse selbst kamen lange Zeit nur in einem einzigen Falle zur Anwendung, indem durch den Beschluß vom 3. Jul. 1823 der zu Stuttgart erscheinende „Deutsche Beobachter" unterdrückt wurde. Als Redactoren der periodischen Schriften nannten sich in vielen Fällen die Verleger, oder Andere, welche die Verantwortlichkeit auf sich nahmen, während der eigentliche Redacteur sich verborgen hielt. Erst in der neuern Zeit ist man in einigen Fällen dabei etwas strenger geworden. Auch ob andere Bestimmungen der Bundesbeschlüsse vom 20. Sept. 1819 in den einzelnen Staaten gesetzliche Anwendung finden müßten, blieb zweifelhaft, z. B. daß durch die Censur Verfasser und Verleger von aller Verantwortlichkeit frei werden sollten. Die Ereignisse des Jahrs 1830 mußten nothwendigerweise auch die periodische Presse mit sich fortreißen und konnten darum nicht ohne Rückwirkung auf den Zustand der Preßfreiheit bleiben. Daher wurde auch in den Verfassungen, welche seit 1830 gegeben worden sind, die Preßfreiheit ebenfalls und zum Theil mit mehr Bestimmtheit als vorher zugesichert. In der kurhessischen (vom 5. Jan. 1831, §. 37) wird wie in der würtembergischen gesagt: „Die

Freiheit der Presse und des Buchhandels wird in ihrem vollen Umfange bestehen. Es soll jedoch zuvor gegen Preßvergehen ein besonderes Gesetz alsbald erlassen werden. Die Censur ist nur in den durch die Bundesgesetze bestimmten Fällen zulässig". Die Verfassung des Königreichs Sachsen (vom 4. Sept. 1831, §. 35) sagt: „Die Angelegenheiten der Presse und des Buchhandels werden durch ein Gesetz geordnet werden, welches die Freiheit derselben, unter Berücksichtigung der Bundesgesetze und der Sicherung gegen Mißbrauch als Grundsatz aufstellen wird". Auf ähnliche Weise drücken sich die braunschweigische Landschaftsordnung vom 4. Oct. 1832 (Artikel 31) und das Grundgesetz für das Königreich Hanover vom 26. Sept. 1833 (§. 40) aus. Nur das Sachsen-Altenburgische Gesetz vom 29. April 1831 zeichnet sich dadurch aus, daß es §. 67 die Censur zu einem Verfassungsartikel macht. In der neuern Geschichte der deutschen Preßfreiheit sind nun die Vorgänge in München und Rheinbaiern, die Verhandlungen des badischen Landtags von 1831 und die darauf erfolgten neuen Bundesschlüsse vom 28. Jun. und 5. Jul. 1832 die hervorragendsten Punkte. In München wurde den Ständen ein Gesetz über die Presse vorgelegt, welches die Censur für alle innern Staatsangelegenheiten ganz aufhob, überhaupt auf politische Zeitschriften beschränkte, der Polizei sehr enge Grenzen setzte und das Strafverfahren bei Preßvergehungen ganz an die Gerichte (mit Oeffentlichkeit und Geschworenen) verwies. Hätten die Stände dieses Gesetz angenommen und sich nicht durch die Uneinigkeit beider Kammern und durch den unglücklichen Hang, das erreichbare Gute einem unerreichbaren vermeintlichen Bessern aufzuopfern, verführen lassen, so wäre vielleicht Vieles unterblieben oder ganz anders gekommen, was noch lange verderblich fortwirken wird. Denn nun verlegte Dr. Wirth seine „Tribune" nach Rheinbaiern, wo noch die französischen Gesetze in Kraft waren und allerdings den Schriftstellern einen Schutz verliehen, welcher sonst in Deutschland nicht zu finden war. Von Strasburg und Rheinbaiern ging nun eine Fluth von periodischen und Flugschriften aus, welche auf das in Deutschland Bestehende ohne einen Schatten von Mäßigung losstürmten; es war der Sitz des deutschen Radicalismus. Die Bundesversammlung faßte am 19. Nov. 1831 einen Beschluß, wodurch das in Strasburg erscheinende „Constitutionnelle Deutschland" verboten und überhaupt genauere Aufsicht über die periodische Presse eingeschärft wurde, und am 1. März 1832 erließ sie ein Verbot der „Tribune", des „Westboten" und der zu Hanau erscheinenden „Neuen Zeitschwingen". Mittlerweile war nun auch der merkwürdige badische Landtag von 1831 (17. März—31. Dec. 1831) vor sich gegangen. Eins seiner letzten und wichtigsten Resultate war eine neue Gesetzgebung über die Presse vom 28. Dec. 1831 in einem Gesetz von 89 §§. über die Polizei der Presse und einem andern über die Ehrenkränkungen, wozu noch die Vollziehungsverordnung vom 13. Febr. 1832 kam. Aber schon am 9. Febr. 1832 wurde bei der Bundesversammlung eine Prüfung dieser Gesetze in Antrag gebracht, und am 5. Jul. durch einen Bundesbeschluß dieselben für unvereinbar mit der dermaligen Bundesgesetzgebung über die Presse und durch eine großherzogliche Verordnung vom 28. Jul., insoweit als der Bundesbeschluß vom 5. Jul. solches forderte, für unwirksam erklärt. Unter der Herrschaft des Preßgesetzes vom 28. Dec. 1831 hatte in Baden eine censurfreie Zeitschrift: „Der Freisinnige", begonnen, welche mit dem Gesetze

selbst ihre Endschaft erreichte und mit einigen andern, dem „Hochwächter", dem „Deutschen Volksfreunde" u. s. w., von der Bundesversammlung verboten wurde. Einen neuen Incidentpunkt in dieser Zeit bildete der Verein für Aufrechthaltung der freien Presse, welche von Schüler, Savoye und Geib in Zweibrücken in Vorschlag gebracht und sogleich in der Nähe und Ferne mit großer Theilnahme aufgenommen wurde. Der Zweck desselben wurde dahin angegeben, Beiträge zu sammeln, um dadurch theils Mittel zu Verbreitung solcher Schriften, welche ohne Censur gedruckt werden sollten, zu gewinnen, theils auch die Verfasser, Verleger und Drucker solcher Schriften für die sie treffenden Strafen zu entschädigen. Mehre Staaten erließen sogleich Verbote gegen die Vereine für die Preßfreiheit, und die Bundesversammlung erklärte in dem Beschlusse vom 5. Jul. Nr. 2: „Alle Vereine, welche politische Zwecke haben oder unter anderm Namen zu politischen Zwecken benutzt werden, sind in sämmtlichen Bundesstaaten zu verbieten, und es ist gegen deren Urheber und die Theilnehmer an denselben mit angemessener Strafe vorzuschreiten". (S. Vereine.) Die Vereine zum Schutz der Preßfreiheit sind seitdem verschollen. Nur noch eine Erscheinung kann nicht unerwähnt bleiben; der Ausgang der Assisen zu Landau. Gleichsam den Hauptpunkt in dem damaligen öffentlichen Leben Rheinbaierns bildete eine Zusammenkunft vieler tausend Menschen auf den Ruinen des hambacher Schlosses bei Neustadt an der Haardt am 27. Mai 1832 (s. Hambacher Fest), zweifelhaft, ob es für ein Finale oder für eine Ouverture gelten könne. Wegen ihrer dort gehaltenen Reden, aber auch wegen der von ihnen ausgegangenen Flugschriften und Aufsätze in ihren Zeitschriften waren D. Wirth, D. Siebenpfeiffer, Pfarrer Hochdörfer, Candidat Scharpff, Bürstenmacher Becker, Buchdrucker Rost und Candidat Eisler durch ein Urtheil des Appellationsgerichts zu Zweibrücken vom 26. Mai 1833 in den Anklagestand versetzt worden: wegen directer Anreizung der Bürger zu Umstürzung, selbst gewaltsamer, der bairischen Staatsregierung und der königl. Autorität und Einführung einer andern Staatsverfassung für ganz Deutschland. Die Verhandlungen begannen am 29. Jul. 1833. Es wurden 81 Zeugen verhört, und die angeschuldigten Schriften vorgelesen. Dann begannen die Auseinandersetzungen und Anträge des Staatsanwalts und die Vertheidigung. Hierin entwickelten die Angeklagten ihr politisches System von der offensten revolutionnairen Tendenz. Es erfolgte aber doch der Ausspruch der Geschworenen: Nicht Schuldig; jedoch hatten die Angeklagten noch wegen geringerer Anschuldigungen ein Verfahren vor dem Polizeigericht zu bestehen. Es ist nicht zu leugnen, daß dieser Ausspruch sehr befremden muß, wenn man mit ihm die Schriften und Reden der Angeklagten zusammenhängt; indessen scheint die Freisprechung auf der Unterscheidung zwischen directer Aufforderung zum unmittelbaren Handeln und dem bloßen Aussprechen einer Meinung, daß in einem gewissen Sinne gehandelt werden müsse, zu beruhen. Von dem Ersten müssen sie, wie es scheint, wirklich freigesprochen werden, und das Letzte ist nach franz. Recht nicht criminell, sondern nur correctionnell zu bestrafen.

Preßspäne, Preßpapier, eine Gattung dünner, aber sehr harter und fester glänzender Pappen, zwischen welchen die leichten wollenen Zeuche gepreßt werden, um ihnen einen schönen in die Augen fallenden Glanz zu geben. Ihre Erfindung rührt von den Engländern her, welche

lange Zeit ein Geheimniß daraus gemacht und die Ausfuhr aufs strengste verboten haben. Dennoch hat man durch den Schleichhandel diese Späne nach ganz Europa auszuführen gewußt; endlich hat der Papiermacher Kanter in Tratenau (bei Königsberg in Preußen) das Geheimniß, solche Preßspäne zu verfertigen, entdeckt und eine Fabrik angelegt, welche dieselbe fast in derselben Güte wie die englischen liefert. Die preußischen werden aus reinem Hanf, die englischen aus verbrauchtem oder verwittertem Segeltuche verfertigt.

Prestel (Johann Gottlieb), Maler, Zeichner und Kupferstecher, geb. 1739 zu Grünebach im Schwäbisch-Kemptischen. Prestel lernte die Anfangsgründe seiner Kunst bei zwei Frescomalern in Tirol; hierauf ging er nach Venedig, dann nach Rom und hielt sich noch mehre Jahre in Italien auf. 1769 verheirathete er sich in Nürnberg, ging nach einiger Zeit in die Schweiz, wo er sich größtentheils bei Lavater aufhielt und durch dessen Empfehlung viel mit Portraitmalen verdiente. Als er nach Nürnberg zurückkam, vertauschte er den Pinsel mit dem Grabstichel. Seine ersten Versuche waren schlecht; er arbeitete darauf in Röthel- und Tuschmanier und machte glücklichere Versuche im Radiren. Hieraus entstand endlich seine Handzeichnungsmanier. Er wußte die Handzeichnungen auf das Glücklichste nachzuahmen. Die schönen Blätter, die er herausgab, übertrafen Alles, was Engländer und Franzosen hierin geleistet haben. Indessen fanden dieselben in Nürnberg wenig Abgang; er gerieth daher in häusliche Verlegenheiten und ließ sich mit seiner Familie in Augsburg nieder, wo er unter verbesserten Umständen seine Arbeiten fortsetzte. Er starb 1808 zu Frankfurt a. M.

Presto (ital.), einer der fünf Hauptgrade der musikal. Bewegung (s. Adagio), bezeichnet in der Tonkunst ein solches Tonstück, welches in einer sehr schnellen Bewegung vorgetragen werden soll, die alsdann einen noch höhern Grad erreicht, wenn presto assai oder prestissimo dabei steht.

Preußen, europ. Königreich und deutscher Bundesstaat. (Geschichte.) Als die Gothen die Ufer des baltischen Meers verlassen hatten, zogen slawische Stämme, die Letten, im 10. Jahrh. von ihren später eingewanderten Stammbrüdern, den Czechen, Porussen genannt, die Weichsel hinab; in wilder Freiheit tapfer, stießen sie die Fesseln des Christenthums zurück, und Konrad von Masovien (s. Polen), der sein Land gegen ihre Einfälle nicht schützen konnte, rief die deutschen Ritter herbei, die 1226 einen Landstrich an der Weichsel als Eigenthum von ihm erhielten, eine Schenkung, die auch 1231 von Kaiser Friedrich II. und Gregor IX. bestätigt wurde. Da begann das Heldenalter des deutschen Ordens. Der Vertilgungskrieg mit den 11 preuß. Volksstämmen währte von 1230—83; doch unterwarfen sich einzelne schon früher, und edle Preußen wurden sogar Deutschherren. Allein mit dem deutschen Gewerbfleiß und Handel wurden auch deutsche Sprache und Sitte immer an der baltischen Küste einheimisch, sodaß der preuß. Urstamm zuletzt kaum noch in einigen Dörfern als Mischling wahrgenommen werden konnte. Der Orden beherrschte das an beiden Weichselufern von der poln. Grenze nordwärts, nebst Ostpommern oder Pomerellen, durch Landmeister, bis endlich, 1309, unter dem Hoch- und Heermeister, Siegfried v. Feuchtwagen, Marienburg der Sitz der Ordensregierung wurde. Ge-

sichert gegen Polen durch den kalischer Frieden 1343, griffen die Ritter die Lithauer an und kämpften mit ihnen fast 100 Jahre um Samogitien. In dieser Zeit regierte (1351—82) Winrich v. Kniprode, als Held, Staatsmann und Regent einer der merkwürdigsten unter den Hochmeistern des deutschen Ordens. Unter Konrad v. Jungingen war der Ritterstaat am mächtigsten. Ihm gehorchten Pomerellen, die Neumark, Samogitien, Kurland und Liefland. Das reiche Ordensland, voll blühender Handelsstädte und wohlhabender deutschen Colonien (Danzig, Elbing, Thorn, Kulm) erstreckte sich im 15. Jahrh. von der Oder, längs der Ostsee, bis an den finnischen Meerbusen. Die größern Städte erwuchsen zu kleinen Republiken, und der Landmann ward seines Besitzthums froh. Um 1404 hatte Preußen allein auf 1200 QM. 55 ummauerte und stark befestigte Städte, von denen mehre 2000 ganz bewappnete und berittene Bürger ins Feld stellten, 48 größtentheils prachtvoll gebaute und befestigte Ordensschlösser, an 100 adelige, zum Theil auch stark befestigte Schlösser, 740 Kirchdörfer, 2000 freie Landhöfe und 18.368 Dörfer, mit einer Volksmenge von mehr als dritthalb Mill. Menschen, und in den Staatsschatz floß ein jährl. reines Einkommen von 800.000 Mark. Aber die Kriegesteuern und die Ueppigkeit der Ritter erschöpften das Land. Der Adel und die Städte vereinigten sich gegen die harte Regierung des Ordens, und da kein andres Mittel half, unterwarfen sie sich 1454 dem poln. Schutze. Daraus entstand ein verheerender Krieg (1454—66), in welchem von 21.000 Dörfern nur 3000 und diese menschenleer übrig blieben, in welchem das Ordensheer von 71.000 Mann durch Schwert und Pest auf 1700 heruntergebracht wurde, Städte und Dörfer aber allein an Erschlagenen 90.000 zählten. Endlich fiel durch den thorner Frieden 1466 Vorder- oder Westpreußen an Polen, behielt jedoch seine eigne Verfassung; allein die Polen verletzten diese Bedingung, und das deutsche Reich, zu welchem das Ordensland gehörte, wollte den thorner Frieden nicht anerkennen; auch zögerten die Hochmeister, welche im Besitze von Hinter- oder Ostpreußen blieben, Polen den Vasalleneid zu leisten. Die Ritter wählten deßhalb den Markgrafen Albrecht von Brandenburg, einen Sohn des Markgrafen zu Anspach, 1511 zu ihrem Hochmeister, um durch Hülfe des Hauses Brandenburg vom poln. Vasalleneide frei zu werden. Aber das deutsche Reich that nichts, und der Hochmeister mußte eilen, mit Polen Frieden zu schließen. Da ward auf des Königs von Polen Vorschlag, im ewigen Frieden zu Krakau, 1524, der Orden in den preuß. Landen gänzlich aufgehoben, und das bisherige Ordensland Preußen von dem Prinzen für seine und seiner Brüder männliche Nachkommen als ein lehnbares Erbherzogthum von Polen angenommen. Zugleich drang überall die Reformation ein, zu der sich der Erbherzog Albrecht bekannte. Nachdem hierauf, weil Albrechts Nachfolger blödsinnig war, der Kurfürst Joachim Friedrich von Brandenburg 1605 die Verwaltung des Herzogthums, und Kurfürst Joachim Sigismund 1611 die Belehnung von Polen erhalten hatte, wurde Letzterer, nach dem Tode des blödsinnigen Herzogs, 1618 regierender Herzog von Preußen. Johann Sigismunds Enkel, Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, entwickelte hier und in den Marken, nachdem er die Adelsaristokratie in gesetzliche Schranken zurückgeführt hatte, den Keim zu einer mächtigen Monarchie. Diese Entwickelung war nicht leicht. Der preuß. Staat mußte sich unter großen

Gefahren, bald von Schweden, bald von Polen, dann von Oestreich, endlich fast von allen seinen Nachbarn, von Frankreich und von Rußland bedroht, zu einer selbständigen Macht aufschwingen. Kühnheit, Muth und Gewandtheit steuerten das Staatsschiff durch so gefährliche Klippen hin. Das Gefühl der Schwäche, der zerrissenen Lage der Länder, der Eifersucht der Nachbarn gab der preuß. Staatskunst das beharrliche Streben, sich zu vergrößern. Vergebens hatte der große Kurfürst, dessen Souverainetät im Herzogthume Preußen die Republik Polen schon im Vertrage zu Welau, 19. Sept. 1657, anerkannte, im Frieden zu Oliva 1660 sein Verhältniß zu Schweden, das damals die erste Macht des Nordens war, sicher gestellt. Erst der Tag von Fehrbellin (18. Juni 1675) rettete gegen Schweden, was der westfälische Friede 1648 dem Kurfürstenthume Brandenburg als Entschädigungen an Länderzuwachs gegeben hatte, den größten Theil von Hinterpommern, die Bisthümer Halberstadt, Minden, Kamin, das Erzstift Magdeburg (seit 1680) und die Grafschaft Hohenstein. (Vgl. Friedrich Wilhelm.) Zugleich mit der Gründung seines Staats war dem großen Kurfürsten die natürliche Bestimmung desselben klar, Norddeutschlands und der Niederlande Schutzwehr gegen Frankreich zu seyn. Treu an Oestreich angeschlossen, widerstand er Ludwigs XIV. stolzen Anmaßungen und vergab nichts der Würde deutscher Nation. Dennoch entzog Oestreich ihm und seinem Nachfolger die schlesischen Fürstenthümer, welche einer Erbverbrüderung zufolge nach des Herzogs von Liegnitz Tode 1675 an Brandenburg fallen sollten. Friedrich Wilhelms Politik war edel und großartig, aufgeklärt und redlich. Er regierte mit königl. Ansehen. Sein Sohn Friedrich III., als König Friedrich I. (s. d.), setzte sich zu Königsberg die Königskrone aufs Haupt (18. Jan. 1701). Er regierte im Geiste seines Vaters, ohne den Geist desselben zu besitzen. Sein Heer stritt tapfer für Oestreich und Deutschland gegen Türken und Franzosen. Im Innern gediehen die Anlagen seines Vaters: Ackerbau, Gewerbe, Handel, Wissenschaft und Kunst, unter dem Schutze des Gesetzes und der Duldung. Auf der von ihm (1694) gestift. Universität Halle fand die Freiheit im Lehren, Denken und Schreiben einen Schutzort, und die Gesellschaft der Wissenschaften in Berlin gründete, nebst der Kunstakademie, in dem verschönerten Berlin den Sitz des norddeutschen Kunstsinnes und einer auf das Leben selbst einwirkenden Literatur. Sey es auch, daß Beweggründe der Eitelkeit und des Prunkes den König leiteten: seine neue Würde blieb kein leerer Schall, keine unnütze Staatsausgabe. Ein Staat, der solche Strommündungen, eine solche Küstenlänge und die Feste Magdeburg besaß, der solche Verdienste um das deutsche Gemeinwesen sich erworben hatte, durfte auf Selbständigkeit im deutschen Fürstenrathe Anspruch machen. Da Kaiser Leopold I. in Preußens Königswürde eingewilligt hatte — zu diesem politischen Schritte, der aber freilich seit dem westfälischen Frieden beinahe unvermeidlich geworden war. Von einem Jesuiten überredet —, konnte Oestreich von diesem Augenblicke an nur mit Preußen sein Uebergewicht in Deutschland, mithin auch in Europa behaupten. Es währte aber über 100 Jahre, ehe das wiener Cabinet von dieser politischen Wahrheit, die auch dem berliner bis zum baseler Frieden nicht so ganz erleuchtete, sich überzeugen konnte. Dadurch trieb Oestreich den König von Preußen endlich zur engern Verbindung mit Rußland hin. Aber Friedrich I. vergrößerte sein

Gebiet durch Elbing, das Polen einzulösen nicht im Stande war, durch Neufchatel und Valengin, dessen Stände ihn als rechtmäßigen Erbfolger freiwillig anerkannten, durch Mörs und Lingen, die ihm aus der oranischen Erbschaft zufielen, und durch Tecklenburg, das er erkaufte. Vergrößerung war das natürliche Bedürfniß der jungen, von mächtigern Nachbarn eingeschlossenen und in alle Staatshändel des Westens und Ostens von Europa verwickelten Monarchie, aber sie folgte demselben bis zur Theilung Polens mit Mäßigung. So erhielt im nordischen Kriege Friedrich Wilhelm I. (s. d.), ein Monarch, welche nie vergaß, was er wollte, durch Karls XII. Starrsinn endlich selbst genöthigt, in den Bund gegen Schweden zu treten, durch den stockholmer Frieden 1720 Stettin nebst Vorpommern bis an die Peene, bezahlte aber für diesen Erwerb der früher ihm von Schweden entrissenen Odermündungen 2 Mill. Thlr. Noch fügte er seinen Staaten Preußisch-Geldern hinzu. Mit richtiger Einsicht in das Wesen des Staats schuf er in einem weisen und sparsamen Haushalte die Grundlage des preuß. Macht. Er errichtete unter einem allgemeinen Directorium die Domainenkammern und setzte Einnahme wie Ausgabe auf bestimmte Etats, deren Ueberschüsse den Staatsschatz bildeten. Aber der Grundsatz, ein Heer (von 60.000 M.) zu halten, führte ihn zu dem System der fremden Werbungen und trennte den Kriegerstand von Bürgerthum. Auch fing schon unter ihm ein der Einheit so nahe als möglich gebrachter Mechanismus an, für das Wesen der Staatsverwaltung angesehen zu werden, dessen Formengewalt in der Folge der moralische Kraft lähmen mußte. Nur der König und seine Minister beseelten die willen- und gemüthlose Staatsmaschine. Dieß brachte zuletzt weniger Gutes als Böses hervor. Dagegen verwandelte Friedrich Wilhelm 1713 in seinen sämmtlichen Staaten das Lehn in Erbe, und jedes Ritterpferd in einen jährlichen Kanon; aber aus Eifer für Justiz und Polizei griff er oft selbst die Unabhängigkeit der richterlichen Gewalt an und gab das Beispiel einer willkürlichen Cabinetsjustiz. Doch regte sich im Allgemeinen ein kräftiges Leben, da der gesunde Menschenverstand meistens obsiegte. So vorbereitet und ausgerüstet, war die preußische Monarchie ein treffliches Werkzeug für die Größe Friedrichs II. (s. d.). Sein Genius vervielfältigte die physische und moralische Kraft des Staats, der durch Friedrichs Persönlichkeit in die Reihe der ersten Mächte eintrat und der Ring wurde, welcher die Kette des westlichen und östlichen Staatensystems von Europa verband. Ansprüche auf einige Theile Schlesiens gaben ihm, da Maria Theresia (s. d.) seinen Beistand durch Nachgiebigkeit nicht erkaufen mochte, den Vorwand zur Eroberung Schlesiens. Der Besitz der Oder und der Sudeten schien ihm nothwendig, seine politische Stellung zu sichern; er war zu mächtig, um sich andern Mächten unterzuordnen, und zu schwach, um sich kraftvoll zu behaupten. Halb Europa hatte sich gegen Oestreich verbunden. Friedrich wollte für Oestreich kämpfen, aber nicht umsonst, wie seine Vorfahren; auch galt es nicht Deutschland. Die Rüstung für war jedoch zugleich gegen Oestreich, ebendarum zweideutig, denn Preußen durfte in keinem Falle unthätig bleiben, weil die Folge des Kriegs eine neue Bildung der Machtverhältnisse mehrer deutschen und europäischen Staaten seyn mußte. Friedrich wollte nicht mehr, als sein bestimmter Zweck, die Befestigung seiner Monarchie, erforderte. Vom breslauer Frieden (1742) an war sein Kriegssystem Vertheidigung. Er befolgte das-

selbe auf eine Art, die das Nachtheilige davon aufhob, d. h. er kam seinen Feinden zuvor. Darum nahm er im dresdner und hubertsburger Frieden nichts von Sachsen, das er 2 Mal erobert hatte. Ostfriesland war schon 1743 wegen Anwartschaft von ihm mit der preuß. Monarchie vereinigt worden. Aber der Eintritt einer neuen Macht in das Staatensystem von Europa, welche selbständig die Frage des Gleichgewichts entscheiden konnte, mußte jede alte Macht, Frankreich am tiefsten, verwunden. Mit Bitterkeit nannte Fleury Friedrich II. den Schiedsrichter von Europa. Oestreich fühlte sich gedemüthigt und setzte in Schlesiens Wiedereroberung den Ehrenpunkt seiner Politik. So entstand das Bündniß zwischen Frankreich und Oestreich 1756, wodurch Deutschland der Kampfplatz aller See- und Landmächte wurde, indem England, Hannovers wegen, einen Theil von Norddeutschland gegen Frankreich bewaffnete. Der siebenjährige Krieg (s. d.) änderte nichts in den frühern Staatsverhältnissen des festen Landes, allein er schien zu beweisen, daß Preußen im Besitze von Sachsen, unter übrigens gleichen Umständen, unüberwindlich sey. — Friedrich II. war jetzt, was er seyn wollte. Seit 1763 wandte sich seine ganze Sorgfalt und Thätigkeit auf das Innere, während er nach Außen hin nur in der Erhaltung der deutschen Reichsverfassung Heil für das Ganze wie für Preußen sah; daher sein aus uneigennütziger Staatskunst unternommener, seinen Bundesgenossen allein unmittelbar Vortheil bringender Schutzkrieg für Baiern 1778, und sein deutscher Fürstenbund (s. d.) 1785. Im Innern aber machte die Unterhaltung eines unverhältnißmäßig großen Soldheeres die Vermehrung der Staatseinkünfte zum Ziel aller Staatswirthschaft, woraus der Grundsatz entstand, die Staatsverwaltung möglichst maschinenmäßig einzurichten. Je mehr nun der Gang dieser Maschine durch die Unterbrechung des Ländergebiets gestört wurde, desto wichtiger erschien das Abrundungssystem, dem zuletzt jede andre Rücksicht weichen mußte. Ueberhaupt waren damals Quadratmeilen und Volkszahlen in der ganzen europäischen Cabinetspolitik der Maßstab des Glücks und der Macht. Eine Folge dieser Ansicht war die Theilung Polens, 1772. Auf Friedrichs Ruhm lastet wenigstens nicht die erste Schuld dieses Entwurfs. Seitdem mußte das preuß. Cabinet Polen der Verbindung mit Rußland aufopfern, weil Preußen damals ohne Verbündete Oestreich gegenüberstand. Jene Verbindung Preußens mit Rußland 1764 hat in der Idee fortgewirkt bis zur ihrer Wiederbelebung in dem Vertrage von Kalisch (1813). Nur eine frühe, innige Verbindung Oestreichs mit Preußen hätte Polen im diplomatischen Sinne retten können. So ward die Monarchie unter Friedrich an Umfang und Volkszahl beinahe verdoppelt. Er hinterließ seinem Neffen, Friedrich Wilhelm II. (s. d.) ein Reich von 3381 QM., mit 5.800.000 Einw., ein Heer von 220.000 M. und einen Schatz von 50. Mill. Thlrn. Allein so erhaben seine Selbstregierung (fast ein halbes Jahrhundert das Muster königl. Pflichterfüllung) war, so gehörte er seinem Volke nur als Herrscher an, nicht als Mensch. Sein Gemüth erkältete franz. Witz; er verstand nicht das deutsche Volksthum. Heer und Schatz waren ihm das Wesen der Staatskraft, nicht die Nation; daher galt das Tabellengebäude der Finanzkunst für das Höchste der Staatspraxis und der Stand des Soldkriegers erhob sich abgesondert über den Bürger. Doch wurden, da Friedrichs Geist und sein Ruhm die ersten Köpfe der Nation mächtig aufregte, Gesetz-

gebung, Justiz, Landesökonomie, Gewerbfleiß und geistige Bildung wirksam befördert. Freiheit der Sprache und Presse herrschte fast wie in der freiesten Republik, wodurch die Nation an geistiger Reife höher stieg, als Friedrich selbst sich vorstellte. Dieß Alles hauchte der Staatsmaschine einen lebendigen Organismus ein: es war Friedrichs Geist. Allein nach seinem Tode erschien der Staat als ein kunstvolles Uhrwerk, das seiner Spannfeder beraubt war, und Mirabeau, der geistvolle Berichterstatter über die Monarchie Friedrichs d. Gr., fällte jetzt von ihr in seine „Histoire secrète“ das allgemeine Urtheil: „Pourriture avant maturité“. Zwar behauptete Preußen seine Stellung als Schiedsrichter bei den holländischen Unruhen 1787 und als Vermittler des Friedens mit der Pforte zu Reichenbach (s. d.) 1790; allein es that hier zu wenig, indem es gegen Rußland nichts durchzusetzten wagte, und zu viel, indem es Oestreich Bedingungen vorschrieb. Mit diesem Vertrage endigte das von Friedrich und Hertzberg gegründete System der preuß. Staatskunst. Hierauf näherten sich die Höfe von Wien und Berlin zuerst in Pilnitz (Aug. 1791) einander wieder. Sie schlossen ein Schutzbündniß zu Berlin den 7. Febr. 1792. Allein 2 Feldzüge gegen Frankreich — erschöpften den preuß. Staat; doch wäre Ausharren in der einmal gewählten Stellung das Beste gewesen. Aber Friedrich Wilhelms verschwenderischer Haushalt belastete den Staat mit Schulden, und sein Cabinet hatte nur Polen im Auge. Seitdem fiel das Ansehen der Monarchie. Mit unheilbringender Politik handelte Preußen um den Preis seiner politischen Unthätigkeit, vom baseler Frieden (5. April 1795) bis zur Kriegserklärung gegen Frankreich (9. Oct. 1806). Früher hatte Friedrich Wilhelm II. 1790 mit Polen (s. d.) eine Allianz geschlossen und der Constitution vom 3. Mai 1791 seinen Beifall gegeben; allein bald wurde auf Hertzberg's weisern Rath, aus Friedrichs II. Schule, seit 1791 nicht mehr gehört. Durch die Aussicht eines Kriegs mit Rußland erschreckt, wegen Danzig und Thorn von Polen nicht befriedigt, verließ Friedrich Wilhelm die Republik, zog mit Rußland vereinigt gegen vorgeblichen Jakobinismus zu Felde und besetzte Danzig. Hierauf verscherzte das preuß. Cabinet völlig das Vertrauen seiner Nachbarn durch die Besitznahme des Gebiets von Nürnberg ꝛc. (in Folge der 1791 an Preußen abgetretenen Fürstenthümer Anspach und Baireuth), durch die zweite und dritte Theilung Polens (1793, 1795) und durch den geheimen Abtretungs- und Entschädigungsvertrag mit Frankreich (5. Aug. 1796). Also verunglückte die seit 1796 gefaßte Idee, Preußen im Norden zum Mittelpunkte einer großen Föderation zu machen! Wenn aber die beabsichtigte Trennung des nördlichen Deutschlands von dem südlichen Preußen zum Vorwurfe gereicht, so darf man dennoch nicht vergessen, daß Oestreich selbst, aus Empfindlichkeit über die reichenbacher Convention, durch seine Politik das preuß. Cabinet stutzig gemacht und von sich entfernt hatte. Das Letztere wollte nicht mehr, wie vor 100 Jahren, seine Kräfte bloß für Andre hingeben. Indeß wurde Preußen durch seine damalige Politik der unmittelbare Nachbar hier von Frankreich, dort von Rußland; mit offenen Grenzländern gegen Beide und, bei einer großen Handelsschifffahrt, ohne Seemacht, zugleich jedem Angriffe zur See ausgesetzt, war es unschlüssig, welcher der beiden Hauptmächte es sich anschließen sollte. Da machte es endlich den Versuch, unerschütterlich auf Neutralität zu bestehen, und zerstörte dadurch selbst die Meinung von seiner kriegerischen Haltung. Zwar wuchs der Staat an Größe (er enthielt

jetzt 5485 QM., 8.700.000 Ew.), auch erhielt er eine musterhafte Gesetzgebung durch die Einführung des allgemeinen Landrechts, es vermehrte sich sein Wohlstand, und die Verwaltung ward verbessert, indem man das strenge mercantilisch-fiscalische System milderte und einige Monopole aufhob; allein die steigenden Staatsbedürfnisse bei einer Schuldenlast von 28 Mill. Thlrn. machten neue Abgaben nöthig, und Preußen stand in Europa beargwohnt und allein. Da starb der König (1797) und ihm folgte sein Sohn Friedrich Wilhelm III. (geb. 1770), welcher gleich anfangs die von ihm gefaßte Hoffnung, so viel er konnte, erfüllte. Das verhaßte Religionsedict, Wöllner's Ausgeburt, und das Censurreglement wurden, sowie der lästige Tabackspacht, aufgehoben, Druck- und Preßfreiheit wiederhergestellt; eine vernünftige Censur wurde angeordnet; der Lauf der Justiz durfte nicht mehr durch willkürliche Cabinetsbefehle unterbrochen werden. Der junge König entfernte mehre Personen, die unter der vorigen Regierung den gerechten Unwillen der Nation gegen sich erregt hatten, und stellte an die Spitze der Geschäfte Männer von anerkannter Einsicht und Redlichkeit. Die Rechtlichkeit des Königs zeigte sich auch in seinen Cabinetsbefehlen; sie lieferten ein bis dahin ungewöhnliches Beispiel, daß der Regent den Regierten die Gründe seines Verfahrens einzeln darlegte. Eine weise Sparsamkeit, welche die zerrütteten Finanzen und eine Staatsschuldenlast von 28 Mill. Thlrn. nothwendig machten, wurde eingeführt. Der König selbst gab das Beispiel an seinem Hofe, wo edle Einfachheit, verbunden mit Ordnung und Pünktlichkeit, herrschte. Das königl. Paar war das schönste Muster eines glücklichen, häuslichen Lebens und der auf Thronen so seltenen Gattenliebe. (Vgl. Louise.) — Bei dem erneuerten Kampfe der europäischen Mächte gegen Frankreich behauptete Preußen die seit dem baseler Vertrage vom 17. Mai 1795 angenommene Neutralität, und Friedrich Wilhelm benutzte diese Zeit des Friedens, um die alten und neuen Provinzen seines Reichs zu einer immer höhern Stufe der Bildung zu erheben, und besonders in letztern den innern Wohlstand dauerhaft zu gründen. Durch den baseler Frieden war festgesetzt worden, daß die franz. Truppen die auf dem linken Rheinufer liegenden preuß. Provinzen, Geldern, Meurs und einen Theil von Kleve, fortwährend in Besitz behalten sollten; die definitive Entscheidung wegen dieser Provinzen war bis zum allgemeinen Frieden zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche ausgesetzt geblieben. Nachdem dieser Friede am 9. Febr. 1801 zu Luneville zu Stande gekommen, und das ganze linke Rheinufer an Frankreich überlassen worden war, erhielt Preußen 2 Jahre nachher durch den Reichsdeputationsschluß den östlichen Theil des Stifts Münster, die Fürstenthümer Hildesheim, Paderborn, Eichsfeld, Erfurt mit seinem Gebiet, Untergleichen, Treffurt, Dorla, die freien Städte Goslar, Mühlhausen und Nordhausen, die Stifter Quedlinburg, Essen, Werden, Elten, die Abtei Herford und die Propstei Kappenberg. Preußen gewann durch diese Entschädigung gegen 180 QM., mit mehr denn 400.000 Einw., größtentheils treffliche, dem Staate wohlgelegene Länder, mit einem Ueberschusse an Einkünften von mehr als 2 Mill. Gldn. Durch einen Tausch mit Baiern wurden die fränkischen Fürstenthümer zweckmäßig und mit einem Gewinn von ungefähr 8 QM. gerundet. Friedrich Wilhelm war jetzt Beherrscher einer Nation, deren Volksmenge gegen 10 Mill. betrug. Bei dem durch die dritte Coalition zwischen

England, Rußland und Oestreich gegen Frankreich 1805 ausgebrochenen Kriege blieb Friedrich Wilhelm seinem Neutralitätssystem getreu. Bewegungen, welche von Rußland gegen Preußen gemacht wurden, veranlaßten den König, auch seine Truppen in Schlesien und an der Weichsel zusammenzuziehen. Aber der unerwartete Durchmarsch eines französisch-baierischen Heeres durch das neutrale anspachische Gebiet und die persönliche Gegenwart des Kaisers Alexander in Berlin änderten die Lage der Dinge. Der König trat insgeheim (3. Nov. 1805) der Coalition gegen Frankreich unter gewissen Bedingungen bei, suchte noch den Frieden zwischen den kriegführenden Mächten zu vermitteln, und schickte ein Heer nach Franken. Wenige Tage vorher (15. Dec.) war zu Wien, durch den Grafen Haugwitz (s. d.), eine Uebereinkunft zwischen Preußen und Frankreich abgeschlossen worden. Durch diese wurde die Verbindung der beiden Mächte erneuert, und die gegenseitige Garantie der alten und neuerworbenen Länder festgesetzt; Preußen trat Anspach zu Gunsten Baierns, Kleve und Neufchatel zur freien Verfügung an Frankreich, und dieses dagegen den ganzen kurhanöverischen Staat an Preußen ab. Diese unglückliche Erwerbung von Hanover, wovon Preußen am 1. April 1806 wirklich Besitz nahm, veranlaßte zuerst ein Manifest (20. April), und dann eine förmliche Kriegserklärung Englands gegen Preußen (11. Juni). Auch mit Schweden, dessen König in Folge eines mit England geschlossenen Subsidienvertrags das Herzogthum Lauenburg decken wollte, brachen Feindseligkeiten aus; die Preußen vertrieben die schwedischen Truppen aus dem Lauenburgischen. Doch erfolgte bald (Aug. 1806) eine Art von Aussöhnung zwischen beiden Mächten. Neue Friedensunterhandlungen Frankreichs mit England und Rußland, durch welche Preußen sich gefährdet glaubte, und die Errichtung des Rheinbundes, veranlaßten auch zwischen Preußen und Frankreich neue Unterhandlungen. Preußen hatte die Idee, im Norden von Deutschland, sowie Napoleon in Süden und Westen es gethan hatte, einen nordisch-deutschen Bund zu stiften, welcher alle im Grundvertrage des rheinischen Bundes nicht genannte Staaten enthalten sollte. Um den Forderungen, daß Frankreich dieser beabsichtigten Verbindung kein Hinderniß entgegenstellen, seine Truppen aus Deutschland zurückziehen, und verschiedene widerrechtlich besetzte Orte räumen sollte, mehr Nachdruck zu geben, rüstete Preußen sich, bloß in Verbindung mit Sachsen, zum Kriege gegen Frankreich, dessen Heere sich ebenfalls nach Deutschland in Bewegung setzten. Am 9. Oct. begannen die Feindseligkeiten an der Saale; am folgenden Tage wurde der Vortrab des preuß. Heeres bei Saalfeld zurückgedrängt, wo der tapfere Prinz Louis von Preußen den Tod fand, und am 14. Oct. entschied die Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt (s. d.) über das Schicksal des preuß. Heeres und aller zwischen der Weser und Elbe gelegenen preuß. Länder. Unbegreiflich schnell ergaben sich die wichtigsten Festungen den Feinden, und schon am 27. Oct. hielt der Sieger seinen Einzug in die wehrlose Hauptstadt der preuß. Monarchie. Friedrich Wilhelm wählte Memel zu seinem einstweiligen Aufenthalte, sammelte sein Heer aufs Neue und ahndete mit gerechter Strenge die Pflichtvergessenheit, die Viele sich hatten zu Schulden kommen lassen (Publicandum vom 1. Dec. 1806). In Gemeinschaft mit seinem treuen Verbündeten, dem Kaiser von Rußland, stellte er sich den in Ostpreußen eindringenden Feinden entgegen. Die Schlach-

ten bei Eilau und Friedland führten endlich den Frieden zu Tilsit (s. dd.) am 9. Jul. 1807 herbei. In diesem Frieden mußte Friedrich Wilhelm Provinzen abtreten, die seit Jahrhunderten seinem Hause treu ergeben gewesen waren. Die Hälfte seines Reichs ging verloren, und darunter Provinzen, die in Rücksicht des Ackerbaues, Gewerbfleißes und Handels die vorzüglichsten waren. Was den Schmerz des Verlustes noch vermehren mußte, war, daß auch die ihm verbleibenden Länder von den franz. Truppen besetzt gehalten wurden. Selbst die Hauptstadt Berlin wurde erst im Dec. 1808 von ihnen geräumt, und der von seinen Unterthanen zurückgesehnte König konnte erst Ende 1809 in seine Residenz einziehen. Mit unablässigem Eifer und festem Willen arbeitete nun Friedrich Wilhelm, die Wunden, welche der Krieg seinen Staaten verursacht hatte, zu heilen, und eine völlig neue Einrichtung der innern Staatsform zu geben. Die Armee wurde auf 42.000 M. gesetzt und neu gebildet. Eine neue Civilverfassung wurde hergestellt, und der Gang der öffentlichen Geschäfte genau bestimmt. Früher schon (9. Oct. 1806) war das wohlthätige Edict erschienen, welches die Erbunterthänigkeit aufhob, und später (28. Juli 1808) abgeändert wurde. Unter dem Namen der Städteordnung wurde am 19. Nov. 1808 eine gesetzliche Vorschrift über die Vertretung der Stadtgemeinden in Rücksicht des städtischen Gemeinwesens durch Stadtverordnete ertheilt. Ebenso wichtig und für den Staat heilsam war die am 6. Nov. 1809 beschlossene Veräußerung der königl. Domainen, die Verwandlung der Klöster und der übrigen geistlichen Güter in Güter des Staats (30. Oct. 1810), und die selbst unter sehr drückenden Zeitverhältnissen höchst freigebige Pflege und Ausstattung des Erziehungswesens, wozu besonders die Stiftung der neuen Universität zu Berlin (1809) gehört, sowie die Verpflanzung der Universität zu Frankfurt a. d. O. nach Breslau, wo sie eine neue, zweckmäßigere Form erhielt. Im Dec. 1808 reiste Friedrich Wilhelm in Begleitung seiner Gemahlin nach Petersburg, um das Freundschaftsbündniß mit dem Kaiser Alexander noch fester zu knüpfen. Nach einem Aufenthalte von einigen Wochen kehrte das königl. Paar nach Königsberg zurück und hielt am 23. Dec. 1809 seinen feierlichen Einzug in Berlin. Die Freude des Königs und des Landes wurde bald aufs empfindlichste gestört durch den unerwarteten Tod der allverehrten Königin Louise am 19. Juli 1810. Aus dieser wahrhaft glücklichen Ehe sind noch 4 Prinzen und 3 Prinzessinnen am Leben. — Friedrich Wilhelm fuhr unermüdet fort, den innern Zustand seines Landes zu vervollkommnen; dahin gehören verschiedene Verbesserungen in der Civil- und Justizverwaltung, im Münzwesen und im Anbau des Landes. An die Stelle der durch das Edict vom 30. Oct. 1810 und durch die Urkunde vom 23. Jan. 1811 aufgelösten Ballei Brandenburg, des Johanniterordens, des Heermeisterthums und der Commenden derselben, deren sämmtliche Güter als Staatsgüter eingezogen worden waren, errichtete der König (23. Mai 1812) einen neuen Orden, unter der Benennung: königl. preußischer St.-Johanniterorden, und erklärte sich selbst als Protector desselben. Mit Frankreich schloß er (24. Febr. 1812) zu Paris ein Schutzbündniß gegen alle europäische Mächte, mit welchen der eine oder der andre Theil in Krieg verwickelt wäre oder verwickelt werden könnte. Als im Juni 1812 der Krieg zwischen Rußland und Frankreich ausbrach, ließ der König zu dem Heere des letztern ein Hülfscorps von

30.000 M. stoßen, welches mit dem 10. franz. Armeecorps unter dem Marschall Macdonald den linken Flügel bildete und zu der Belagerung von Riga bestimmt wurde. Bei dem schnellen und verderblichen Rückzuge der Franzosen aus Rußland mußte auch das preuß. Hülfscorps sich zurückziehen. Aber der commandirende General (York) rettete es durch eine am 30. Dec. 1812 mit dem russischen General Diebitsch abgeschlossene Uebereinkunft, vermöge welcher das preuß. Corps für neutral erklärt wurde und sich von dem franz. Heere absonderte. Diese Handlung des Generals York mußte anfangs gemißbilligt werden. Als aber der König am 22. Jan. 1813 seine Residenz nach Breslau verlegt hatte, ließ er von da aus in einem Parolebefehl vom 11. März dem General York volle Gerechtigkeit widerfahren und übergab seinem Oberbefehle noch ein andres Truppencorps. Schon fühlten sich die Herzen aller Preußen durch die Hoffnung erhoben, das von dem fremden Drucke so tief gebeugte Vaterland wiederherstellen zu können, als der König sein Volk (3., 9. Febr. und 17. März) zu den Waffen rief. Jetzt zeigte sich die Begeisterung einer heldenmüthigen Nation in der lebendigsten Volkskraft. Nicht bloß junge Leute aus allen Ständen ergriffen die Waffen, auch Männer, auf deren Beitritt man nicht rechnen konnte, stellten sich unter das Panier des Vaterlandes. Alle Classen wetteiferten, mittelbar oder unmittelbar zur Rettung des Staats durch die größten Aufopferungen beizutragen. Durch diesen Volkseifer und durch die von der Regierung bisher mit weiser Vorsicht im Stillen geleiteten Vorbereitungen war es möglich, daß Preußen 1813 so bewundernswürdig schnell ein geübtes und zahlreiches Heer ins Feld stellen konnte. — Die Franzosen hatten Berlin erst in der Nacht vom 3. zum 4. März geräumt, worauf die Russen daselbst einzogen. Am 15. März kam Kaiser Alexander nach Breslau, wo der König sich noch aufhielt. Ein zu Kalisch am 28. Febr. geschlossenes Trutz- und Schutzbündniß, dessen Unterzeichnung, jedoch ohne nähere Kenntniß des Inhalts, am 20. März zur öffentlichen Kunde gebracht wurde, vereinigte beide Monarchen aufs innigste mit einander. Am 27. März übergab General Krusemark in Paris die preussische Kriegserklärung. Zwei preuß. Armeen, die eine in Schlesien gebildet unter Blücher, die andre unter York (s. d.), welche in Berlin zu dem russischen Heere unter Witgenstein stieß, rückten nun zugleich mit den Russen nach Sachsen. Friedrich Wilhelm kam am 24. wieder nach Berlin, wo er für die Verwaltung des Staats Militair- und Civilgouverneure ernannte, das Continentalsystem aufhob und eine nur für diesen Krieg bestehende Auszeichnung des Verdienstes um das Vaterland stiftete: das eiserne Kreuz, von 2 Classen und einem Großkreuz. Außer den regelmäßigen Heeren ward auf das schleunigste eine allgemeine Landwehr und ein Landsturm errichtet, deren treffliche Einrichtung sich späterhin, als der Feind schon in Schlesien und gegen Brandenburg vordrang, entwickelte. Die persönliche Gegenwart des Königs, der alle Gefahren und Beschwerden mit seinen Truppen theilte, befeuerte diese aufs höchste; ihrem Heldenmuthe mußte selbst der Feind Gerechtigkeit widerfahren lassen. Hier können aus dem Feldzuge 1813 und 1814 nur die Thaten bei Lützen, Bautzen, Haynau, Kulm, Großbeeren, Dennewitz, an der Katzbach, bei Wartenburg (s. dd.) und, nach der Schlacht bei Möckern (16. Oct. 1813), die Erstürmung Leipzigs, der Uebergang über den Rhein (1. Jan. 1814), die Siege bei Laon (9. März) und

Montmartre (30. März) flüchtig erwähnt werden. „Die schlesische Armee", sagt Blücher am Schlusse seines Berichts aus Paris vom 4. April 1814, „hat nach einer Campagne von 7½ Monat, in welcher sie 6 große Schlachten lieferte, 8 Actionen und unzählige Gefechte hatte, über 48.000 Gefangene gemacht und 432 Kanonen erobert". Friedrich Wilhelm gab nicht nur öfters Beispiele persönlicher Tapferkeit (bei Kulm, Fère-Champenoise, den 25. März), sondern trug auch durch seine Einsicht und Festigkeit in den Tagen der Gefahr, nach den unglücklichen Gefechten bei Montmirail (14. Febr.) und bei Montereau (18. Febr.), viel zur Entscheidung der guten Sache bei. Schon war nach jenen Gefechten eine rückgängige Bewegung nach Chaumont, die bis über den Rhein zurückgeführt und Napoleons Heerschaft aufs Neue befestigt haben würde, beschlossen. Aber Friedrich Wilhelm bewirkte durch seine Festigkeit und sein Vertrauen in die gute Sache, daß der Rückzug nicht weiter fortgesetzt wurde, und daß die Heere gegen Paris vorrückten, welches sich auch bald nachher (am 30. März) den Verbündeten ergab. Königlich belohnte jetzt Friedrich Wilhelm die Männer, die seine Absichten ausgeführt und seine Rechte verfochten hatten. Den einsichtsvollen, standhaften Hardenberg (s. d.), der in verhängnißvollen Jahren als Staatskanzler mit fester Hand das Ruder des preuß. Staats führte, und den tapfern, unermüdlichen Blücher erhob er in den Fürstenstand. Die Schreiben, worin er Beiden (am 3. Juni 1814) ihre Erhebung ankündigte, sind sprechende Beweise von den Gefühlen des Königs und von seiner richtigen Würdigung des Verdienstes. Durch Ehrenzeichen und Beförderungen wurden die bewiesene Tapferkeit im Kriege und die erprobte Anhänglichkeit an König und Vaterland in allen Ständen belohnt. Späterhin wurde auch das Andenken der im Kampfe für Freiheit und Vaterland gefallenen Tapfern durch öffentliche Denkmäler und auf andre Art geehrt. Nachdem der König bis zum Abschlusse des Friedens (30. Mai 1814) in Paris verweilt hatte, reiste er (im Juni) mit dem Kaiser Alexander nach London, hielt bei seiner Rückkunft (7. Aug.) einen feierlichen Einzug in seine Hauptstadt, und begab sich dann nach Wien, wo er bis zur Beendigung des Congresses blieb. Durch die allgemeinen Congreßverhandlungen und durch einige besondere Verträge ersetzte er seiner Monarchie größtentheils den Verlust, den sie im Frieden zu Tilsit erlitten hatte. Sie erhielt nämlich das halbe Sachsen, Posen und die Rheinprovinz, verlor aber Theile von Polen, die Länder Ansbach, Baireuth, Ostfriesland, Hildesheim ꝛc. Als im März 1815 Napoleon von Elba her Frankreich wieder in Besitz nahm, verband sich Friedrich Wilhelm am 25. März zu Wien mit Oestreich, Rußland und England gegen ihn und dessen Anhänger. Schon am 18. Juni erfochten die preuß. Heere mit ihren Verbündeten den Alles entscheidenden Sieg über Napoleon bei Belle-Alliance. (Vergl. Quatrebras und Waterloo.) Friedrich Wilhelm kam aus diesem Feldzuge erst am 19. Oct. wieder in seine Residenz zurück; hier feierte er am 22. Oct. das 400jährige Regierungsjubiläum seines Stammhauses Hohenzollern. — Außer dem heiligen Bunde, dessen Mitstifter der König Friedrich Wilhelm III. (Paris, den 26. Sept. 1815) gewesen war, und außer der zur Erhaltung des Friedens von Europa in Aachen 1818 auf das Völkerrecht gegründeten Quintupleallianz, hat sich Preußen seit dem pariser Vertrage vom 20. Nov. 1815 insbesondere mit Oestreich auch in Hin-

sicht auf Deutschlands Angelegenheiten, eng verbunden. — Im Innern begann nach dem Entscheidungsjahre 1815 eine gänzliche Umbildung der so verschiedenartig neugestalteten Monarchie. Fassen wir überhaupt die Geschichte der bisherigen Bildung des aus 66 verschiedenen Landschaften und Landestheilen erwachsenen preuß. Staats in wenig Hauptpunkten zusammen, wie die Wiege dieser Macht der jüngern Linie des Hauses Hohenzollern das Markgrafthum Nürnberg, nebst dem Fürstenthum Anspach und Baireuth, war; wie Friedrich VI. von Hohenzollern, Burggraf von Nürnberg, durch den Erwerb der Kur Brandenburg 1415 den ersten Grund zu der künftigen Größe seines Hauses legte; wie nach dem Anfall von Preußen (1618) des jülichischen Erbe (1609), des Rechts auf Magdeburg, des Besitzes von Halberstadt und Hinterpommern (1648) der große Kurfurst 1657 die souveraine Macht seines Hauses und den Staat selbst gründete; wie Friedrich I. seinem Hause die königl. Krone erwarb; wie Friedrich Wilhelm I. die innere Macht des Staats fest begründete; wie Friedrich II. durch den Erwerb von Schlesien seit 1740 das kleine Königreich zu einer Monarchie und in die Reihe der ersten Mächte erhob; wie endlich die geistige Kraft den Kern des zu Tilsit herabgewürdigten Staates gesund erhielt und der tapfere Muth des Königs und seines Volkes Preußen 1814 fg. glorreich wiedererhob: so gibt es, selbst die sardinische nicht ausgenommen, keine Monarchie in Europa, die auch nur ähnliches Schicksal gehabt hätte. — Die Umbildung der Monarchie seit 1815 zu einem in sich wohlverbundenen und weise eingerichteten Ganzen war eine Aufgabe, deren bis jetzt noch nicht völlig bewirkte Lösung von einem Meister der Theorie und Praxis der Staatskunst dargestellt werden sollte. Wir können nur einige Grundstriche davon andeuten. Vor Allem war es wesentlich, eine übereinstimmende Verfassung und Verwaltung so vieler verschiedenartig gestalteten und zum Theil widerstrebend zusammengesetzten Landes- und Volkstheile herzustellen. Doch mußte zuerst die Verwaltung geordnet werden, um sodann die Einführung der verheißenen allgemeinen ständischen Reichsverfassung vorbereiten zu können. In Allem aber schien es natürlich, von den vorhandenen, zum Theil sehr gut zugehauenen Bausteinen Gebrauch zu machen, oder auf der historischen Grundlage fortzubauen. Darum erhielt die durch die königl. Verordnungen von 1808, 1810, 1812 und 1814 schon festgesetzte Staatsverwaltung einige nähere Bestimmungen, die meistens auf Vereinfachung des Geschäftsganges abzweckten. Dieß beweisen die königl. Verordnungen vom 20. März, 23. Oct., 3. Nov. 1817, und 11. Jan. 1819. Als berathende Behörde über alle Angelegenheiten des Reichs versammelte sich seit 1817 ein Staatsrath. Dann wurde in demselben Jahre die Verwaltung der einzelnen Provinzen, sowohl durch Regierungen als auch durch Justiz- und Militairbehörden geordnet. Hierauf ward 1818 fg. das Verhältniß des Staats zu den Standesherrn bestimmt. Nachdem nun auch die verschiedenen Theile des ganzen Staatshaushalts eingerichtet waren, berief der König, nach dem Vorschlage der 1821 zur Entwerfung des Verfassungswerks errichteten Immediatcommission, aus den einzelnen Provinzen Deputirte nach Berlin 1822, um sie über die Wirksamkeit der vorhandenen ständischen Elemente zu befragen, worauf den 5. Juni 1823 die Provinzialstände 1) für die Mark Brandenburg und die Niederlausitz, 2) für das Königreich Preußen, 3) für das Herzogthum Pommern und das Fürstenthum

Rügen, später auch 4) für Schlesien, Glatz und die Oberlausitz, 5) für das Herzogthum Sachsen, 6) für die Rheinprovinz und 7) Westfalen, angeordnet wurden. Diese Stände sind sämmtlich seit 1824 fg. nacheinander in Wirksamkeit getreten. — In Ansehung der Rechtspflege mußte 1819 für die Rheinprovinzen, wo bis jetzt die Einführung des preuß. Landrechts noch nicht stattgefunden hat, ein Revisions- und Cassationshof errichtet werden. Die dringendste Angelegenheit aber war die Sorge für die Volks- und Staatswirthschaft. Eine Staatsschuld, die noch im J. 1820 bei 46 Mill. Thlrn. Einkünften über 217 Mill. Thlr. betrug, mußte nach und nach getilgt und der Credit hergestellt werden. Die besten Mittel dazu waren die Oeffentlichkeit und die rechtlichste Erfüllung der Verbindlichkeiten gegen die Staatsgläubiger alter und neuer Zeit. In dieser Absicht erklärte die Verordnung vom 17. Jan. 1820 die allgemeine verzinsliche Staatsschuld (180 Mill. Thlr., mit Einschluß der Staatsschuldscheine und der in England gemachten Anleihen) für geschlossen, sodaß kein neues Anleihen ohne Zuziehung der künftigen Reichsstände gemacht werden soll; auch ward dieselbe dadurch von der unverzinslichen und von den unter Staatsgewähr stehenden Provinzialschulden abgesondert. Der bereits 1818 errichtete Tilgungsfonds betrug in demselben Jahre schon über dritthalb Mill. Thlr. Nun kam auch ein geordnetes Budget (1821) zur öffentlichen Kunde. Das Deficit war nämlich theils durch Ersparnisse beim Militairetat, theils durch Domainen, die der König großmüthig dem Staate überlassen hatte, gedeckt worden. Insbesondere aber suchte die Regierung durch ein umfassendes Handels- und ein richtiges Abgabensystem seit 1820 zugleich den Volks- und den Staatswohlstand zu erhöhen. Um daher den innern Verkehr zu befreien, wurden seit 1816 die Binnenzölle aufgehoben, und das Zollgesetz vom 26. Mai 1818, welches alle 3 Jahre nach den gemachten Erfahrungen berichtigt wird, bestimmte den Grenzzoll und die Verbrauchsteuer von ausländischen Waaren, wodurch freilich in Folge der strengen Zolllinie an der Grenze ein etwas feindliches Verhältniß zu den Nachbarstaaten entstehen mußte, bis sich einige Staaten, z. B. 1828 Hessen-Darmstadt in den preuß. Zollverband aufnehmen ließen. Sodann erhielt die Hauptbank in Berlin 1819 eine von der Verwaltung des Staats unabhängige Stellung. Ein neues Münzgesetz vom 30. Sept. 1823 war, sowie die schon 1816 gegebene neue Maß- und Gewichtsordnung, bei so vielfachen Provinzialverschiedenheiten ein wahres Bedürfniß zur Sicherstellung des Verkehrs. Nicht minder wurde derselbe durch die Anlegung neuer Straßen und die bessere Einrichtung des Postwesens befördert. Hierbei kam der Gemeingeist einer aufgeklärten und thätigen Nation der Regierung ebenso willig entgegen, als diese jenen weise und kräftig unterstützte. Dieß beweist u. A. die Errichtung eines Seehandlungscomptoirs und einer Seehandlungscompagnie in Stettin (1821 fg.), einer rheinisch-westindischen Handelscompagnie zu Elberfeld, des berliner Vereins zur Beförderung des Gewerbfleißes (1822), der westindischen Gesellschaft in Schlesien (1825), der Dampfschifffahrtsgesellschaft auf dem Rhein (1825). — Die Hauptstütze des preuß. Staats, das Heer, wurde, sowohl was die Organisation als was die Verpflegung und die Bildung, insbesondere des Offiziers, betrifft, immer zweckmäßiger im Wesentlichen verbessert. Die Landwehr erhielt 1820 eine neue Einrichtung, so auch die Gendarmerie. Das Wichtigste, was geschah, war ein kostbarer Festungsbau,

zu Koblenz, Ehrenbreitstein, Köln, Wesel, Jülich, Minden, Saarlouis, Posen ꝛc. — Für die allgemeine Sicherheit und die Volksbildung überhaupt zeigte die Regierung eine ausgezeichnete Sorgfalt. Was Preußen in Ansehung der Gefahr vor geheimen politischen Verbindungen seit 1819 für ganz Deutschland gethan hat, erzählen die Art. Demagogische Umtriebe, Thurnwesen. War die Besorgniß größer als der Grund, so war auch die Unparteilichkeit des Verfahrens größer als der Verdacht, und die Strafe milder als die wirkliche Schuld. Strenge Vorbeugungsmittel traten für Alle ein, als die letztere von Einzelnen bereits erwiesen war. So ward die königl. Censurverordnung vom 18. Oct. 1819 ausdrücklich gegen alle, auf Erschütterung der Verfassung abzweckende Theorien und gegen Alles gerichtet, was dahin zielt, im preuß. Staate oder in den deutschen Bundesstaaten Mißvergnügen zu erregen und gegen bestehende Verordnungen aufzureizen. Dasselbe ward, dem Bundestagsbeschlusse gemäß, in der Cabinetsordre vom 28. Dec. 1824 wiederholt, welche auch solchen Schriften, deren Inhalt auf Untergrabung der Religion abzweckt, oder welche verketzernde Angriffe auf andre Religionsparteien enthalten, ingleichen solchen, die zur Kränkung der persönlichen Ehre und des guten Namens Andrer abzielen, die Druckerlaubniß verweigert. Mit welcher Einsicht und wahrhaft königl. Großmuth aber die gesammte Volksbildung geleitet, der wissenschaftliche Sinn geachtet und belohnt, der Kunstfleiß befördert und der Nationalgeist veredelt wird, beweisen so viele seit 1816 entstandene gemeinnützige Stiftungen, Bauwerke, Reisen auf Kosten des Staats u. s. w., vor allen die öffentlichen Denkmäler und der thätige Eifer mit welchem Preußen die deutschen Regierungen 1827 aufgefordert hat, sich mit ihm gegen den Nachdruck zu vereinigen. Da jedoch keine Bildung und kein Bürgerglück ohne religiösen Sinn bestehen kann, so ist die religiöse Erziehung des Volks in dem reinen evangelischen Glauben, fern von Mysticismus, Pietismus und Separatismus (s. die Ministerialverfügung vom 29. Oct. 1825), ein Hauptaugenmerk dieser erleuchteten Regierung, in welcher die evangelische Kirche Deutschlands ihren mächtigen Schutz erblickt, und es ist ein edles Zeichen unserer Zeit, daß der König selbst seine Ueberzeugung im Glauben bei jedem wichtigen Anlaß öffentlich erklärt hat. — Nicht minder wichtig für das Wohl des Staaats waren die mit den auswärtigen Staaten geführten Unterhandlungen. Zu den bedeutendsten Angelegenheiten gehört der Abschluß eines Concordats mit Rom (1821) über die Errichtung und Ausstattung von 2 Erz- und 6 Bisthümern. Für die gemeinsamen Zwecke Deutschlands wurde die Feststellung der Elb- und Weserschifffahrtsfreiheit von Preußen thätig befördert, und die der Rheinschifffahrt (s. d.) am kräftigsten unterstützt. Mit dem Königreiche Sachsen wurde die sehr verwickelte Ausgleichung 1818 zu Stande gebracht, und mit Hanover eine Uebereinkunft über die Schiffbarmachung der Ems (1818) abgeschlossen, sowie eine andre über 3 Militairstraßen durch Hanover, von denen 2 zu Gunsten Preußens sind, die dritte zu Gunsten Hanovers; ähnliche Verträge über Durchmärsche kamen mit Sachsen-Weimar, Sachsen-Gotha, dem Großherzogthum Hessen und dem Herzogthum Nassau zu Stande. Es wurden Handelsverträge 1818 mit Dänemark, 1824 mit England und 1825 mit Rußland geschlossen, auch die Sicherheit der neuen preuß. Flagge gegen die Barbaresken durch einen Firman des Großherrn erlangt, und

Handelsagenten bei den spanisch-amerikan. Freistaaten angestellt. Daß Preußen überhaupt seine Stellung in der Reihe der 5. europ. Mächte würdig behauptet, zeigt seine 1827 in Konstantinopel zu Gunsten der Griechen — die erste für ein unterdrücktes Volk — übergebene Erklärung; daher ward nicht nur schon 1826 der preuß. Nation die Theilnahme an der Sache der Griechen gestattet, sondern auch 1828 im März der Freiherr von Canitz mit einem außerordentl. Auftrage nach Konstantinopel geschickt, um die Pforte über die wahre Bedeutung jener Dazwischenkunft aufzuklärrn, im Aug. 1829 aber durch den Generallieut. v. Müffling, sowie durch den preuß. Gesandten, Hrn. v. Royer, der Abschluß des Friedens zu Adrianopel (14. Sept. 1829) befördert. Durch dieß Alles ward die alte Freundschaft zwischen Friedrich Wilhelm III. und dem Beherrscher von Rußland seit der Vermählung der Tochter des Königs mit dem Großfürsten Nicolaus (13. Juli 1817), dem jetzigen Kaiser, immer mehr befestigt. (Uebrigens ist Friedr. Wilhelm III noch verschwägert mit den Häusern Hanover, Oranien, Hessen-Kassel, Hessen-Homburg, Mecklenburg-Strelitz, Anhalt-Bernburg, Anhalt-Dessau, und durch seine Söhne mit Baiern, Sachsen-Weimar und Oranien.) — Rußland bewirkte durch den Frieden die Beendigung der türk. Metzeleien in Griechenland und die Unabhängigkeitsanerkennung des neuen Staats auf eine Weise, welche Preußens rege Theilnahme an diesen Verhandlungen und die edelste Uneigennützigkeit nicht verkennen ließ. Uebereinstimmende Handlungsweise mit Rußland zeigte sich auch bei der Anerkennung des neuen Königs der Franzosen, ohne daß von der einen oder der andern Seite ernstliche Schritte zur Verfechtung der Rechte Karl X. nach dem Sinne der Congreßpolitik bekannt geworden wären. Es läßt sich jedoch gerade in diesem entscheidenden Zeitpunkte und in den sich daran reihenden wichtigen Ereignissen die Selbständigkeit einer loyalen Politik Preußens nicht verkennen, wovon die Ereignisse in Polen den unzweideutigsten Beweis lieferten. Der Verkehr von Westpreußen und Posen nach Polen ward unter strenge Controle gestellt, die dort einheimischen Truppen wurden in die Elbgegenden verlegt und altpreuß. Regimenter dorthin gesendet, welche der Feldmarschall Gneisenau befehligte. Feste, aber milde Consequenz verhinderte den Ausbruch des Zündstoffs, welchen Uebelgesinnte und die später erfolgte unglückliche Wendung des Kampfes befürchten ließ. Bei den londoner Conferenzen wegen der Trennung Belgiens von Holland war Preußens Rolle achtunggebietend. Der Prinz Wilhelm, Bruder des Königs, erschien in den Rheinprovinzen als Generalstatthalter und als Befehlshaber dreier Armeecorps, mittels welcher er die Grenzen gegen Frankreich hin besetzte und einzelne Unruhestifter, die von dorther in den Rheinprovinzen Aufstände zu bewirken gedachten, in Furcht hielt. — Die mehrjährigen Verhandlungen der Rheinuferstaaten hinsichtlich der freien Schiffahrt auf diesem Strome kamen hauptsächlich auf Preußens Betrieb endlich am 31. März 1831 zum Abschlusse. Gegen die sonstigen zahllosen Rheinzollerhebungen bewirkte jene Uebereinkunft nicht allein Abgabenverminderung, sondern auch Erleichterung der Erhebungscontrole. (Vgl. Rheinschifffahrt und Rheinhandel.) Welche Beschwerden man im In- und Auslande gegen die preuß. Eingangs-, Verbrauchs- und Durchgangssteuer auch zur Sprache gebracht hat, die Festigkeit, womit man sie aufrecht erhielt, hob die guten Seiten hervor. Selbst die Nachbarstaaten, ohne grade

für die preuß. Steuerverwaltung gewonnen zu seyn, fanden gerathen, sich mit derselben zu befreunden, sich ihr anzuschließen, da ihr Handel, Waaren beziehend und versendend, von den preuß. Steuererhebungen betroffen wurde. Dieß veranlaßte von 1828—34 den Zutritt der meisten deutschen Staaten zum preuß. Zollverbande, welcher durch pünktliche Anerkennung der Hoheitsrechte und Beachtung der Gegenseitigkeit erleichtert wurde. (Vgl. Zoll- und Handelsvereine.) In diesem wichtigen Zweige des Staatshaushalts gibt Preußen unleugbar das Vorbild, daß ein Staat dem Princip der Handelsfreiheit huldigen kann, ohne Steuerbewilligung zu vernachlässigen, obgleich nicht zu verkennen ist, daß die Erweiterung des Zollverbandes für Preußen mit finanziellen Opfern verbunden ist. — Gewiß das wichtigste Denkmal der Gesetzgebung dieses Zeitraums war die revidirte Städteordnung vom 17. März 1831, wodurch die Städteordnung vom 19. Nov. 1808 ergänzt werden sollte. Einzelne Verbesserungen sind unverkennbar und einiger Vortheil für Staatsverwaltung und Stadtverwaltung entscheidend, da hier mit mehr Kürze und Bestimmtheit als zuvor dem städtischen Gemeinwesen der Bereich seiner Wirksamkeit angewiesen ist. Außerdem haben beide Städteordnungen das Verdienst, in Preußen und in andern deutschen Staaten, durch Nachbildung, bedeutend zur Wiederherstellung der Magistratur, im Gegensatz der Staatsbeamten, gewirkt zu haben. — Zu den glänzendsten Seiten der preuß. Staatsverwaltung gehört die der Pflege von Kunst und Wissenschaft. Mit beiden wurde nicht der höfische Prunk getrieben, welcher seit dem Vorbilde Ludwig XIV. die Völker mehr blendete als beglückte. Vom Gebiete der Elementarschule an bis zu den Forschungen der Gelehrten und Akademien, von den ersten Bestrebungen des Handwerkerfleißes, der Gewerbthätigkeit, der Industrie, bis zu den höchsten Leistungen des eigentlichen Künstlers ergab sich in dem weiten Gebiete des Wissens, Forschens, Wirkens und Schaffens nichts Bedeutendes, das der pflegenden Theilnahme des Staats entgangen wäre. Was sich irgend dazu eignete, wurde als ein vaterländisches Gemeingut in die Nation verpflanzt, ihr zur Theilnahme, Fortbildung und Aufbewahrung übergeben. Aus dem Volke selbst entstanden fördernde Gesellschaften und Vereine, welche, durch alle Provinzen verzweigt, in allen Ständen rege Theilnahme finden und die Mitgliedschaft bis zum Königshause und bis zum Throne erstreckten. Für die Technik geschah durch Gewerbschulen, durch Unterstützung Befähigter auf Reisen und durch Einwirkungen auf die Werkstätte des Kunstfleißes so viel, daß jährlich die Leistungen an Qualität und Quantität gewannen. Unter den Lehrschriften, die vertheilt wurden, verdienen die von Beuth herausgegebenen Musterblätter die erste Stelle, und zeigen, wie rühmliche Gewerbthätigkeit auf wahre Kunst- und Geschmacksbildung gegründet seyn muß. — Bis dahin besaß Preußen kein Land, welches, was auch zur Entfaltung der Künste gehört, eine ruhmvolle künstlerische Vorzeit hatte. Dieses wurde mit Köln gewonnen und durch die ehemaligen rheinischen Residenzstädte vermehrt. Welches Flußgebiet kann sich, als die Künste pflegende Zone, den Rheinlanden gleichstellen? In welchem Verhältnisse konnte der Keim einer verjüngten Kunstblüte sich besser entfalten, als unter der Regierung Friedrich Wilhelm III? Was in dieser Beziehung in der Hauptstadt und durch Akademien, wie durch das mit königlicher Liberalität dem Publikum geöffnete prachtvolle Museum geschah, wirkte

nach vielen Richtungen und stellte die Kunstbestrebungen des nördlichen Deutschlands mit der erneuerten Pflege derselben am Niederrheine in einen schönen Wettkampf, dem zuverlässigsten Schutzmittel gegen Einseitigkeit und Manier, worin die Kunstinstitute der Residenzen so oft untergehen.

Die preußische Monarchie, welche, als Friedrich II. 1740 die Regierung antrat, auf 2190 □M. 3 Mill. E. enthielt und ein Heer von 76.000 M. besaß, umfaßte 1804, ohne Neufchatel, auf 5679 geograph. □M. 9.977.497 E. (mit 38 Mill. Thlrn. Einkünfte), dagegen am Ende 1834 auf 504¾ geogr. □M. 12.800.000 E. (ohne Neufchatel). Unter 1028 Städten zählten 7 über 40.000 und 21 über 10.000 E.; übrigens gibt es 271 Mrktfl., 34.451 Dörfer und Weiler. Indeß bildet der Staat so wenig als vormals ein geschlossenes Ganzes, sondern besteht (ohne Neufchatel) aus einem größern östl. und einem kleinern westl. Haupttheile. Jener grenzt an Rußland, Oestreich, Königr. Sachsen, an die kleinen Staaten in Thüringen, an Kurhessen, Hanover, Braunschweig, Mecklenburg, und stößt in N. an die Ostsee; dieser ist von jenem durch Kurhessen, Hanover und Braunschweig getrennt, und grenzt an Belgien, Holland, Frankreich, Baiern, Lippe-Detmold, Waldeck u. a. kleine Staaten. Der Boden ist meistens eben und hügelig. Die Insel Rügen mit dem Vorgebirge Stubbenkammer ist die höchste Gegend der Ostseeländer. Zu den fruchtbaren Niederungen gehören die tilsiter, havelländ., magdeburg., halberstädt. Ebenen, die soester Boerden in Westfalen, die güldene Aue in Sachsen ꝛc. Als Gebirge sind die Sudeten mit dem Riesengebirge (Riesen- oder Schneekoppe 4950 F. hoch); der Harz mit dem Brocken; der Thüringerwald, der Westerwald mit dem Siebengebirge, der Hundsrück mit dem Hochwalde, und die Eifel, eine Fortsetzung der Ardennen, zu bemerken. Die Gewässer s. unten. Das Klima ist im Ganzen mehr kalt, rauh, veränderlich, als warm und mild; das schönste in den Thälern der Nahe, Mosel, Saar und des Rheins. Seit 1815 besteht der preuß. Staat aus 9 Provinzen, die in 7 Militairabtheilungen und 25 Regierungsbezirke getheilt werden. Die I. Militairabtheilung: Preußen, das eigentliche Königreich Preußen, begreift: 1) Die Provinz Ostpreußen mit der ostpreuß. Regierung zu Königsberg und der lithauischen zu Gumbinnen, 703 □M. mit 1.220.000 E. 2) Die Provinz Westpreußen mit den Regierungen zu Danzig und Marienwerder, 460 □M., mit 795.000 E. Die II. Militairabtheilung, Brandenburg und Pommern, begreift: 3) Die Provinz (ehemal. Mark) Brandenburg mit den Regierungen zu Potsdam und Frankfurt, enthält mit Einschluß des auf dem rechten Elbufer liegenden Theils des Herzogth. Magdeburg nebst dem kotbuser Kreise und mehren ehemals königl. sächsischen Ländern, zusammen 224 □M. 1.544.000 E. 4) Die Provinz Pommern mit den Regierungen zu Stetin, Stralsund und Köslin, 567½ □M., mit 879.900 E. Die III. Militairabtheilung, Schlesien, begreift: 5) Die Provinz (Herzogth.) Schlesien nebst Glatz mit den Regierungen zu Breslau, Liegnitz (wozu ein Theil der Oberlausitz geschlagen ist) und Oppeln; zusammen 743 □M. mit 2.399.000 E. Die IV. Militairabtheilung begreift das Großherzogth. Posen mit den Regierungen zu Posen und Bromberg. Dieser nach dem Vertrage zwischen Rußland, Preußen nnd Oestreich (Wien den 3. Mai 1815) an Preußen zurückgefallene Theil des aufgehobenen Her-

zogth. Warschau enthält, unter Abrechnung Dessen, was davon zu Westpreußen geschlagen worden, 538½ QM., mit 1.066.000 E. Die wiener Congreßacte sicherte den Polen Ständeversammlungen und nationale Einrichtungen zu. Insbesondere hofft man von der menschenfreundlichen Regierung, daß die Bauern des Großherzogthums ein erträglicheres Loos bekommen werden, für welche die neue Gesetzgebung schon Mehres gethan hat. (S. v. Grävenitz, „Der Bauer in Polen", Berlin 1818.) Auch soll im Großherzogth. Posen die poln. Sprache neben der deutschen bei den öffentlichen Verhandlungen gebraucht werden. Die V. Militairabtheilung begreift die 7. Provinz, Sachsen, mit den Regierungen Magdeburg, Merseburg und Erfurt. Diese Provinz (455¼ QM., 1.411.000 E.) besteht: a) aus dem größten Theile des Herzogth. Sachsen, nach dem Vertrage vom 18. Mai 1815: 385 QM., mit 876.000 E., und vom ehem. k. sächs., nunmehr sachsen-weimarschen neustädter Kreise die Städte Ziegenrück und Rahnis und 31 Dörfern nebst 16 einzeln liegengen Rittergütern, Mühlen ꝛc. mit 7200 E. (Preußen hat also den Besitz und die Titel der Lausitz, Thüringen und Henneberg; in Ansehung der Lausitz aber hat Oestreich seiner böhm. Oberlehnsherrschaft zu Gunsten Preußens entsagt); b) aus dem Herzogth. Magdeburg auf dem linken Elbufer, Mansfeld, dem Fürstenth. Halberstadt, der Grafsch. Hohenstein, dem Eichsfelde mit Treffurt, Erfurt mit Untergleichen, Nordhausen, Mühlhausen und Quedlinburg nebst einigen von Hanover abgetretenen Landstrichen, z. B. Elbingerode; zusammen 140 QM. mit 451.800 E. Die VI. und VII. Militairabtheilung, Niederrhein und Westfalen, begreifen: 8) Die Provinz Westfalen mit den Regierungen zu Münster, Minden und Arensberg; 364½ QM. mit 1.230.000 E. 9) Die Rheinprovinz mit den Regierungen Düsseldorf, Köln, Aachen, Trier und Koblenz, zusammen 480 QM. mit 2.239.000 E. Das neue Großherzogthum Niederrhein liegt zwischen der Mosel, der Maas und am Niederrhein; es begreift einen Theil des von Frankreich abgetretenen linken Rheinufers, und auf dem rechten Ufer dieses Flusses die von Nassau erhaltenen Landestheile, die oranischen Länder, nebst der Herrschaft Wildenberg und Wetzlar. Mehres über diese Provinzen, in geographisch-statistischer sowie historischer Hinsicht s. in den ihnen gewidmeten Art. Zu dem deutschen Bunde gehören 6 Provinzen: Brandenburg, Schlesien, Sachsen, Westfalen, Pommern und Rheinprovinz, zusammen 3333½ QM. mit 9.332.000 E. Das preuß. Contingent zum deutschen Bundesheere bildet das 4., 5. und 6. Armeecorps (79.234 M.) Auf dem Bundestage hat Preußen die zweite Stelle, und im Plenum 4 Stimmen Die Provinz Posen, Ost- und Westpreußen, sowie Neufchatel, gehören nicht zu dem deutschen Bunde. Das Fürstenthum Neufchatel (s. d.) kehrte durch den pariser Frieden von 1814, mit einer Vergrößerung auf der Grenze von Frankreich, in den preuß. Länderverein zurück. 1834 erhielt Preußen von Koburg das auf dem linken Rheinufer liegende Fürstenthum Lichtenberg (11¼ QM., 29.000 E.) gegen eine jährliche Rente von 80.000 Thlr. (vgl. Koburg). Ueber die mediatisirten Länder s. Standesherren. Die Vortheile der Umgestaltung Preußens seit 1815 bestehen in einer Abrundung gegen W. bis an die Elbe und Saale; ferner in der Abrundung der ehemals vereinzelten westfälischen Provinzen; im Umtausche polnischer Unterthanen mit deutschen; in bessern Finanzquellen in Sachsen und in der Rheinprovinz, als sie Polen dar-

bot, und in einer festern Militairgrenze an der Oberelbe, die jetzt mit der Oder und Schlesien einen militairisch-politischen Zusammenhang hat. Dagegen sind folgende Nachtheile geblieben: eine offene Grenze von Seidenberg in der Oberlausitz bis Wittichenau; eine offene Grenze gegen Rußland, indem auf dieser Seite ein russ. Heer in 3 Tagmärschen in Breslau seyn kann, die Prosna aber zu befestigen, viele Millionen kosten würde; die kostbare Verpflichtung, der Rheinprovinz wegen, sich gegen Frankreich in erster Linie aufzustellen. Aber eben dieser Besitz der rheinischen Mark bestimmt Preußen zur ersten Schutzmacht für Deutschland gegen Frankreich. In Hinsicht des Handels bietet die Lage große Vortheile dar. Eine wohlvertheidigte Küstenlänge an der Ostsee von 110 Meilen mit mehren Einbuchten und Stromausmündungen, das ganze Oderflußgebiet, der wichtigste Theil des Weichsellaufs, der Elbstrom nebst der Saale, inwiefern er den Hansehandel mit dem sächsisch-böhmischen verknüpft und durch 7 große Canäle mit der Oder und Weichsel zusammenhängt, der Rheinstrom, da wo er einen Theil des franz. und des süddeutschen Handels mit dem niederländ. verkettet: diese Küsten und Strommündungen bilden nebst der Memel, Pregel, der Warte, Netze, Havel, Spree, Weser, Ems (deren Schiffbarmachung im Oct. 1818 von der preuß. und hanöv. Regierung beschlossen wurde), Ruhr, Lippe und Mosel ein Flußschifffahrtssystem, welches den Reichthum der Nachbarstaaten größtentheils an sich zieht. Um diese Wasserstraßen herum liegen mit wenig Ausnahmen fruchtbare, an allen Erzeugnissen des Pflanzenreichs, den Weinstock nicht ausgenommen, reiche Landstriche. Auch der Bergbau ist bedeutend, mit Ausnahme der edeln Metalle; Bernstein findet sich fast ausschließend nur an der Ostseeküste in Ostpreußen und Hinterpommern. Jeder Theil der Viehzucht (auch die Pferdezucht ist, seit der Oberstallmeister v. Knobelsdorf die Landgestütte wesentlich verbessert hat, vorzüglich in Ostpreußen vortrefflich) trägt ebenfalls zur Vermehrung des natürlichen Reichthums bei, und dieß um so mehr, da die Landwirthschaft, was besonders Getreide- und Futterbau, Schafzucht (veredelt über 12 Mill. Schafe), Holz- und Forstcultur betrifft, einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hat. Für die Fischerei sind auch mehre Landseen wichtig. In Hinsicht auf Manufacturen und Fabriken besitzt Preußen gewerbfleißige Länder, die zu den ersten in Europa gehören, wie das schles. Gebirgsland, Ravensberg, Mark, Berg und die übrigen Rheinprovinzen. Dieser Gewerbfleiß beruht größtentheils auf inländischen Naturerzeugnissen, wie die Leinwandweberei (in Schlesien, zu Hirschberg, Schmiedeberg, Landshut, Greifenberg, jährl. für 11 Mill. Thlr.) mit den Bleichen bei Barmen, Elberfeld, Bielefeld und Warendorf, die Wollenmanufacturen (in Schlesien, Brandenburg, Sachsen, Niederrhein, zu Aachen, Burtscheid, Stolberg, Eupen u. a. a. O.) und die Fabriken von Metallwaaren, z. B. Eisen- und Stahlwaaren zu Berlin, Malapane und Gleiwitz (in Schlesien), Solingen, Remscheid, Iserlohn. Der Werth gesammter Fabrikate wurde 1804 auf mehr als 51 Mill. und mit Einschluß der Consumtibiliengewerbe über 85 Mill. Thlr. geschätzt. Auch die Baumwollenmanufactur ist seit 1819 sehr gestiegen, sowie die preuß. Rothfärberei. Wie wichtig daher der Handel seyn müsse, beweisen schon die großen Handelsstädte, welche zum Theil in den ersten Zeiten des europ. Handels gegründet worden sind. Unter den Seeplätzen stehen Danzig und Stettin obenan; ihnen zunächst Königsberg, Memel, Elbing,

Pillau, Kolberg, Stralsund, Wolgast, Greifswalde, Stolpemünde, Rügenwalde und der seit 1818 erbaute Hafen von Swinemünde. Leuchtthürme wurden an mehren Orten errichtet. Auch hat Hanover, durch den Vertrag mit Preußen vom 29. Mai 1815, Preußen den Gebrauch des Hafens zu Emden zur Ein- und Ausfuhr von Gegenständen aller Art gestattet. Noch wird die Lippe von Wesel bis Lippstadt schiffbar gemacht. Im Innern sind Mittelpunkte des Fabrikwesens und Handels: Berlin, Breslau, Frankfurt a. d. O., Magdeburg, Hirschberg, Minden, Bielefeld, Wesel, Köln u. a. m. Die preuß. Flagge weht auf allen Meeren. Das Hauptinstitut für den Geldhandel ist die königl. Bank in Berlin, sowie die Seehandlungssocietät daselbst. Den Binnenverkehr im Kleinhandel hat die neue (Gesetz vom 21. Sept. 1821) Scheidemünze (30 Sgr. auf einen Thlr. Cour.), wobei der Schlagschatz über 14 Proc. gewinnt, sehr erleichtert. — Die preuß. Völker sind größtentheils Deutsche, vom altsassischen, thüringischen und niederländ. Stamme. Die Wenden auf dem rechten Elbufer haben sich germanisirt; doch gibt es deren noch in der Lausitz, und Kassuben in Hinterpommern. Von den übrigen slawischen Stämmen sind die zahlreichsten die Polen im Großherzogth. Posen, obgleich auch hier deutsche Sprache und Ansiedelung angetroffen wird; noch finden sich Letten und Lithauer in den Dörfern des ostpreuß. Lithauen, die ihre Sprache wie ihre alte Tracht erhalten haben. In den altpreuß. Ländern begegnet man auch den Nachkommen eingewanderter Flüchtlinge aus Frankreich, Salzburg und der Pfalz. Der tolerante Geist der Regierung öffnete seit des großen Kurfürsten Zeit allen um des Glaubens willen Verfolgten eine Freistätte. Daher findet man Herrnhuter, Hussiten, Griechen, Mennoniten, und vorzüglich viel Juden in den preuß. Staaten. Der größte Theil der Nation bekennt sich zu der lutherischen, die regierende Familie zu der reformirten Kirche. Lutheraner und Reformirte haben seit 1817 angefangen, sich zu Einer evangelisch-christlichen Kirche zu vereinigen. (Vgl. Kirchenagende.) 1828 zählte Preußen 7.732.000 Evang., 4.816.000 Kathol., 15.600 Mennoniten, 117.000 Juden. Nach der vom König am 23. Aug. bestätigten Bulle De salute animarum vom 16. Juli 1821 stehen unter dem Erzbischof von Köln die Bischöfe zu Münster, Trier und Paderborn, und diesen sind die Sprengel der ehemaligen, nun aufgehobenen Bisthümer und übrigen kathol. Gemeinden der westlichen Provinzen mit untergeben; unter dem Erzbischof zu Gnesen und Posen, der Bischof von Kulm. Die Bisthümer Breslau und Ermeland bleiben frei von erzbischöfl. Obhut. (Vgl. Concordat.) Die Zahl aller Gymnasien in Preußen beträgt 109, von denen die Provinzen Preußen und Posen 15, Brandenburg und Pommern 23, Schlesien und Sachsen 43, Westfalen und die Rheinprovinz 28 haben. Die meisten, nämlich 10 in jeder, finden sich in den Regierungsbezirken Potsdam und Magdeburg. Nach amtlichen Nachrichten waren auf diesen zu Anfange des Winterhalbjahrs 1830, im Ganzen 23.767 Schüler, von denen 6289 in den obern Classen und 17.478 in allen übrigen sich vorfanden (s. „Preußische Staatszeitung", 1831, Nr. 233). Die preußischen Gymnasien sind durch eine Reihe organischer Einrichtungen und Verordnungen von den meisten Gymnasien in andern Ländern und eben nicht zu ihrem Nachtheile unterschieden. Man glaubt daher auch wohl in Baiern, Baden und Hessen, daß in Preußen das Eldorado des Schulstandes sey,

und Cousin in seinem bekannten „Bericht über den Zustand des öffentlichen Unterrichts in Deutschland und Preußen", nennt den letztern Staat „das classische Land der Casernen und der Schulen". — Der Hofstaat (12 große Hofchargen) ist mit weiser Sparsamkeit eingerichtet. Der von Friedrich I. bei seiner Krönung 1701 gestiftete schwarze Adlerorden besteht aus Einer Classe und wird nur an Personen von hohem Range gegeben; der ursprünglich anspach-baireuthische, von Friedrich Wilhelm II. 1791 bestätigte rothe Adlerorden ward 1810 in drei Classen erweitert, am 18. Jan. 1830 erhielt die 2. Classe 2 Abtheilungen, mit und ohne Stern; das allgemeine Ehrenzeichen erster Classe aber ward zur 4. Classe des rothen Adlerordens erhoben. Dem weiblichen Louisenorden (gestiftet 1814) steht jetzt die Prinzessin Wilhelm vor. Noch gibt es seit 1740 einen Orden Pour le mérite für das Militair in 2 Abtheil. mit und ohne Eichenlaub; das eiserne Kreuz in 2 Classen für die Tapfern von 1813—15; den von Friedrich Wilhelm III. 1812 zum Andenken der aufgelösten Ballei Brandenburg gestift. preuß. Johanniterorden; überdieß als Ehrenzeichen ein silbernes Kreuz und die Verdienstmedaille am Bande des rothen Adlerordens. — Die innere Organisation des Staats ist aus dem Edict vom 9. Oct. 1807 nach und nach hervorgegangen. Das Gesetz vom 30. April 1815 gab der Verwaltung eine der neuen Eintheilung des Staats entsprechende Einrichtung. Nach derselben steht jeder Militairabtheilung ein commandirender General als Militairgouverneur, und jeder Provinz ein Oberpräsident vor. Die Verwaltung gehört vor die Regierungen; die Justiz vor die Oberlandesgerichte. Jede Regierung hat unter einem Präsidenten 2 Hauptabtheilungen. Die erste umfaßt alle Regierungsangelegenheiten, als Landes-, Polizei-, ständische, Grenz- und Militairsachen 2c. Sie steht unter dem Minister des Innern. Die zweite, unter dem Finanzminister, leitet alle Finanzsachen. Jede Provinz ist in Kreise getheilt, denen als das Organ der Regierung in beiden Abtheilungen ein Landrath vorsteht. Die Oberpräsidenten sind beständig Commissarien der Minister. Ihnen sind solche allgemeine Regierungsangelegenheiten anvertraut, deren Wirksamkeit nicht auf einen einzelnen Regierungsbezirk beschränkt werden kann; insbesondere sind sie die Vorsteher der Consistorial- und Medicinalbehörden, und zugleich die Präsidenten der Regierung in dem Hauptorte der Provinz. Die Geschäftsführung der Regierung ward durch die Instruction vom 23. Oct. 1817 organisirt. An der Spitze der Regierung steht der König, der durch sein geheimes Cabinet eigenhändig unterzeichnete Cabinetsbefehle erläßt. Der am 30. März 1817 eröffnete Staatsrath ist die höchste berathende Behörde in 7 Sectionen, hat aber keinen Antheil an der Verwaltung. Die volljährigen Prinzen des königl. Hauses haben darin Sitz. Er prüft alle Plane, Vorschläge, eingelaufene Beschwerden 2c. Den Vorsitz führt der König, oder der Staatskanzler, oder ein substituirtes Mitglied, jetzt Herzog Karl von Mecklenburg. Er bestand 1819 aus 66 Personen, unter welchen 34 vermöge ihres Amtes, die übrigen durch des Königs besonderes Vertrauen dazu berufen sind. Unter dem Staatsministerium (der Kronprinz, 9 Staatsminister und 6 vortragende Räthe) stehen unmittelbar das geheime Staats- und Cabinetsarchiv; die Oberexaminationscommission und das dem Ministerium des Innern untergeordnete statistische Bureau. Dieß Bureau ordnet für die Verwaltung alle den

Staatszweck betreffende Angaben. Das Staatsministerium theilt sich in die Ministerien: 1) des königl. Hauses; 2) der auswärt. Angelegenheiten; 3) der Justiz; 4) der Finanzen; mit 4 Abthl. (vgl. v. Motz); 5) für Gewerbe, Handel und Bauwesen; 6) für das Kriegswesen, welches seit 1825 aus einem allgem. Kriegs- und einem Oekonomiedepartem. besteht; 7) des Innern und der Polizei; 8) der geistl., Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten; 9) der Staatsbuchhalterei. Unabhängig von dem Staatsministerium steht, als selbständige Centralbehörde, das Generalpostamt (mit 238 Postämtern) unter dem Generalpostmeister, Bar. v. Nagler. Die Generaldirection der Seehandlung bildet seit 1820 ein für sich bestehendes Geld- und Handelsinstitut; ebenso auch die Hauptbank zu Berlin. Noch gibt es ein eignes Depart. der Haupt- und Landgestütte, die Oberrechnungskammer zu Potsdam; die Hauptverwaltung der Staatsschulden (unter Rother). — Ueber die Verwaltung selbst können hier nur einige Bemerkungen stehen. Eine schnelle, gewissenhafte, selbst durch Cabinetsbefehle nicht eingeschüchterte und unbestechliche Rechtspflege ist seit Menschengedenken der hohe Vorzug der preuß. Staatsverwaltung. Das von Suarez größtentheils und von Baumgarten, Grolmann, von Kircheisen, Goßler und Klein ausgearbeitete, 1794 als allgem. Landrecht eingeführte Gesetzbuch hat Carmer's Namen verewigt. Unter den 20 Oberlandesgerichten (s. d.) (das zu Berlin heißt Kammergericht; das zu Köln, der Rheinische Appellat.-Gerichtshof) stehen die Untergerichte, namentlich die Inquisitoriate, welchen die Criminalsachen zugetheilt sind; die Land- und Stadtgerichte; die königl. Justizämter; die standesherrl. und Patrimonialgerichte; die Justizcommissarien und die Notarien. Außerdem bestehen noch geistliche und Handelsgerichte. Die großen Drangsale des Landes gaben in der neuesten Zeit Anlaß zu Indultgesetzen; indeß machte der Staat nur bei augenscheinlich erwiesenem Drange der Umstände von jenem Nothrechte Gebrauch; er suchte das größere Uebel durch ein kleineres zu entfernen, weil kein andres Mittel übrig war. Die Regierung rettete nämlich die Grundbesitzer, indem sie für dieselben den 24. Nov. 1807 ein allgemeines Capitalindult festsetzte, und nach zweimaliger Verlängerung (zuletzt Wien den 1. März 1815) die Erhaltung der Grundeigenthümer dem strengen Rechte der Gläubiger, bis ein allgemeines Gesetz das letztere mit jener ausgliche, vorzog. Ihrerseits hat dagegen die preuß. Regierung ihre Verbindlichkeiten gegen die Staatsgläubiger und Staatsdiener, selbst unter den ungünstigsten Umständen, vollkommen erfüllt und fremdes Unrecht wieder gut gemacht. Sie hat z. B. die so lange gemißhandelten Staatsgläubiger in den neuen Provinzen (des ehemaligen Rheinbundes) in Schutz genommen, und u. A. die von der westfäl. Regierung zu Kassel auf ein Drittel herabgesetzten alten Landesschulden in ihrem vollen Nennwerthe anerkannt. Ebenso gerecht handelte sie gegen die durch die neue Ordnung brotlos gewordenen deutschen Beamten. Kaum sah Preußen nur einigermaßen seinen Haushalt hergestellt, so ward durch die Verordnung vom 5. Mai 1814 für die aus dem Herzogth. Warschau vertriebenen Beamten gesorgt. Auch ließ der preuß. Staat in den neuen Provinzen sämmtl. Beamte auf ihren Posten, sowie im Genusse ihrer Gehalte und Amtsvortheile. Ebenso redlich bemühte sich die Regierung, die Bewohner der seit 1813—16 erworbenen Länder mit den Bewohnern der alten Provinzen innigst zu verbinden, die neue

Ordnung der Dinge ihnen werth zu machen und die Hoffnung, welche auch sie während des Kampfes um Deutschlands Freiheit zu großen Anstrengungen für die gemeinsame Sache des deutschen Vaterlandes erhoben hatte, zu erfüllen. So gewann sie für sich die öffentliche Stimme in Rheinpreußen, weil sie 1) die Jury nicht aufhob, 2) nicht bloß Altpreußen, sondern auch Rheinländer, alle nach Verdienst, anstellte, 3) die von Oestreich gemachte Schuld in Trier, die man verloren gab, baar mit allen rückständigen Zinsen bezahlte, und 4) die drückende Auflage der droits d'enregistrement aufhob. Dem Könige selbst waren kein Opfer, das die Gerechtigkeit, keine Kosten, welche Landesculturanstalten erforderten, zu groß, selbst in den Zeiten der Noth. Dieß beweisen die Stiftung der Universität zu Berlin, die neue Einrichtung der hohen Schule zu Breslau und die Stiftung der Hochschule zu Bonn den 18. Oct. 1818. Dabei schuf er Ordnung in den zerrütteten Finanzen. Bignon (in s. „Exposé comparatif de l'état financier etc. de la France et des principales puissances", Paris 1814) schätzt die preuß. Einkünfte vor 1806 auf 36 Mill. Thlr. und die Schulden 1804 auf mehr als 36½ Mill. Thlr. Nach dem Finanzetat für 1832—34 betrugen die Einkünfte 51.287.000 Thlr. Außerdem hat der König von den hohenzollerischen Stammgütern für sich und seinen Haushalt eine Rente von 2½ Mill. Thlr. (früher 1½ Mill. Thlr. mehr; allein diese hat er durch das Hausgesetz vom 6. Nov. 1809 und durch das vom 9. März 1819 dem Staate geschenkt). Die Staatsschuld betrug 1820 überhaupt 217 Mill. Thlr., dann die fundirte und verzinsliche Staatsschuld 180 Mill., mit Einschluß der für die alten Staatspapiere 1811 und 1815 umgetauschten Staatsschuldscheine (119½ Mill. Thlr.). Als unverzinsliche Schulden (Tresor- und Thalerscheine) wurden 11.242.000 Thlr. gedeckt. Die Provinzialstaatsschulden (die auf dem Passivetat der Regierung stehen) betrugen 26 Mill. Thlr. Um diese Last zu erleichtern, befolgt man Friedrichs II. Grundsätze. Diesem hatte der 7jährige Krieg 114 Mill. Thlr. gekostet, und das Land war gänzlich erschöpft. Da stiftete er 1755 die königl. Bank, und bald nach der ersten Theilung Polens die Seehandlungsgesellschaft, von deren 2400 Actien, zu 500 Thlr., dem Könige 2000 gehörten. Letztere gewann vorzüglich durch den poln. Salzhandel und durch die Operationen mit den königl. Staatspapieren. Diese beiden Institute und das System der Pfandbriefe sind die 3 großen Pfeiler des öffentl. Credits. Die Bank hatte 1806 an reinem Ueberschusse beinahe 10 Mill. Thlr. Sie und die Seehandlungsgesellschaft haben seitdem die größten Verluste glücklich bestanden. Die Pünktlichkeit des Worthaltens in den Zahlungen, die zum größten Theil schon erfolgte Tilgung der nach dem Edicte vom 20. Juni 1812 ausgefertigten Steueranweisungen und gestempelten Tresorscheine, der wachsende Staatsschuldentilgungsfonds, welcher 1818 mit 1 Mill. Thlr. jährlich den Anfang der Abzahlung machte und jetzt 3.485.000 Thlr. jährlich tilgt, verbunden mit dem Verkaufe der Domainen, der Thätigkeit der Staatsbürger und dem Wiederaufblühen des Handels bei gleicher Vertheilung der Abgaben, sind sichere Bürgen des Credits. Der Staatshaushalt war in den Jahren 1824—30 so gut, daß die in den Staatsschatz niedergelegten Ueberschüsse einen Fonds (Manche sprachen von 16 Mill.) bildeten, von welchem die Kriegsrüstungen nach der Juliusrevolution und die Ausgaben zur Abwehr der Cholera bestritten werden konnten, ohne daß der

Gang der Verwaltung gestört oder das Staatsschuldenwesen, wie es durch die Cabinetsordre von 1820 geordnet ist, geständlich verändert wäre. Der Ertrag der eigentlichen Steuern ist folgender: I. Der Grundsteuer 9.657.000 Thlr.; sie hat noch die alte Einrichtung (außer daß alle Exemtionen weggefallen sind) und muß daher in den verschiedenen Provinzen sehr verschieden seyn. Nirgends soll sie jedoch den 5. Theil des reinen Ertrags der Grundstücke überschreiten. II. Das Salzmonopol kann man nur als eine indirecte, aber alle Individuen ziemlich gleich treffende Kopfsteuer ansehen, einen Theil davon jedoch auch als Besteuerung landwirthschaftlicher Gewerbe; sie trägt 4.783.000 Thlr. III. Die Classensteuer (s. d.) wird als Surrogat der Mahl= und Schlachtsteuer nur in denjenigen Städten erhoben, in welchen diese letztere nicht eingeführt ist, was von der eignen Wahl der Gemeinden abhängt. Ihr höchster Satz für eine Haushaltung ist jährl. 48 Thlr., für einen Einzelnen 24 Thlr., ihr niedrigster 12 Gr. jährl. von jeder steuerbaren Person. Sie ist jetzt zu 6.368.000 Thlr. angeschlagen; man muß sie also an vielen Orten der Mahl= und Schlachtsteuer vorgezogen haben, was dem Gemeingeiste Ehre macht, da sie hauptsächlich den vermögenden Theil, die Mahl= und Schlachtsteuer hingegen mehr die Masse des Volks trifft. IV. Die Eingangs=, Ausgangs= und Durchgangsabgaben, die Verzehrungssteuern von inländischen Erzeugnissen, die Schifffahrts= u. a. Communicationsabgaben (mit Ausschluß der Wegegelder von den Kunststraßen) und die Stempelsteuer waren im Budjet für 1829—31 auf 18.733.000 Thlr. und die Wegegelder von den Kunststraßen auf 573.000 Thlr. angesetzt. Der höchste Satz in der Erhebungsrolle ist 100 Thlr. vom Ctnr. für fertige Kleider, sowohl neue als alte, wenn sie zum Verkauf eingehen, und vom Ctnr. seidener Zeuche; 50 Thlr. von Ctnr. baumwollner Stuhl= und gestrickter Waaren, ingleichen feine sogen. kurze Waaren; die gröbern geben 10 Thlr.; Wein vom Ctnr. 8 Thlr. Die Mahlsteuer beträgt vom Ctnr. Weizen 16 Gr., vom Ctnr. Roggen 4 Gr.; die Schlachtsteuer vom Ctnr. Fleisch 1 Thlr. Die inländ. Weinsteuer ist durch das Gesetz vom 25. Aug. 1820 neu eingerichtet und in den bessern Sorten etwas erhöht worden. Im Budjet für 1821 war das Ganze der Consumtionssteuern, ohne die an 3 Mill. Thlr. betragende Stempelsteuer, zu 15.280.000 Thlr. angegeben. V. Die Gewerbsteuer wird seit 1820 entrichtet vom Handel (und Krämerei), der Gastwirthschaft, dem Verfertigen von Waaren auf den Kauf, dem Betrieb von Mühlenwerken, der Frachtschifffahrt, dem Gewerbe der Lohnfahrleute und Pferdeverleiher. Alles Andre ist frei. Die Sätze sind der Natur der Sache nach sehr verschieden, und die Bestimmung der individuellen Quoten beruht auf einer gesellschaftlichen Selbsttaxation. Der Gesammtertrag war für 1821 zu 1.600.000 Thlr., für 1829 fg. zu 1.736.000 Thlr. angeschlagen. Die Stempelabgabe ist durch das Gesetz vom 7. März 1822 vereinfacht worden. Bei wenig Gegenständen variirt der Betrag des Stempels nach dem Werthe der Gegenstände. Der gewöhnlichste Satz ist für Ausfertigungen öffentl. Behörden ½ Thlr. oder 15 Sgr., bei Urkunden, wodurch gewisse Verhältnisse ein für allemal regulirt werden (z. B. Eheverträgen, Erbtheilungen), 2 Thlr. Am höchsten ist der Erbschaftsstempel, von welchem zwar die erbenden ehelichen Kinder, Ascendenten u. A. ganz frei sind, welcher aber bei entfernten Verwandten nach Verschiedenheit der Fälle von 1 bis auf 8 vom 100 steigt. In Processen werden

die Stempel erst bei der Beendigung berechnet und eingezogen, und bei den Erkenntnissen findet auch ein nach dem Gegenstande sich richtender Stempel statt bis zu 1000 Thlr. von 1 Proc., von da bis 20.000 Thlr. $^1/_2$ und weiter $^1/_6$ Proc. In den fernern Instanzen wird nur $^1/_6$ des ersten Stempels genommen. Die Stempelabgabe hat daher eine verschiedene Natur, indem sie theils auf den Handlungen des bürgerlichen Verkehrs ruht, theils in den Quittungsstempeln Besoldungssteuer ist, im Proceßstempel mit unter die Kategorie der Gerichtsgebühren fällt, in dem Erbschaftsstempel aber eine doch nur einmal entrichtete Vermögenssteuer ist. Wenn man alle Abgaben zusammennimmt, so kommen auf jeden Kopf etwa $4^1/_2$ Thlr. Im Ganzen offenbart sich in den zahllosen Verfügungen des Ministeriums und der Oberbehörden ein redliches Streben, die Steuerverwaltung den Bedürfnissen des Publicums anzupassen, insoweit es das Einnahmebedürfniß zuläßt. — Die preußische Marime, daß ein gerüsteter Zustand die sicherste Friedensbürgschaft sey, waltete auch in dem jüngsten Zeitabschnitte vor und wurde nicht gestört durch das Geschrei, es sey unrathsam, den bedeutendsten Theil der Staatseinkünfte (nach dem Etat von 1820—22: 20.804.300 Thaler, nach dem für 1832: 22.798.000 Thaler) auf das Militair zu verwenden. Die Ausbildung der Waffenfähigkeit ruft gesetzlich den Zuwachs junger Mannschaft zu dreijähriger Dienstverpflichtung in das stehende Heer, aber diese Schule kann nicht die ganze Rekrutenmasse fassen, nicht die ganze junge Mannschaft auf so lange anderweitigem Berufe entziehen, und so ergibt sich der Zuwachs der Landwehr, wovon jedes Bataillon aus 1000 Köpfen, aus einer Artilleriecompagnie zu 150 Köpfen und aus einer Uhlanenescadron zu 150 Pferden besteht. Die Linienregimenter müssen jährlich so viel junge Mannschaft einüben, daß diese Landwehrabtheilungen in ihren Kreisen vollzählig sind. Jeder Soldat wird auf Verlangen nach dreijähriger Dienstzeit vom stehende Heere entlassen und gehört dann der Kriegsreserve an, nicht der Landwehr, denn er wird nicht als Landwehrmann geübt, sondern tritt erst bei wirklicher Kriegsrüstung wieder in die Linie. Diese bedingte Verpflichtung dauert noch zwei Jahre, nach welcher Zeit er der Landwehr zugetheilt ist. Er hat zwei Jahre hindurch, als der Reserve zugehörig, gar keine Waffenübung gemacht, zu dieser ist er als Landwehrmann von Neuem verpflichtet, nämlich alle zwei Jahre zu einer Uebung von 14 Tagen, alle drei Jahre zu einer vierwöchentlichen im ganzen Armeecorps und alle vier Wochen zu einer Sonntagsübung im Scheibenschießen im Bereiche der Compagnie, wo auch die Kriegsartikel verlesen werden. Die Verpflichtung des Landwehrmannes dauert 12 Jahre, oder bis zum 32. Lebensjahre, nach deren Verlauf er ins zweite Aufgebot tritt, welches jährlich nur einigemal des Sonntags versammelt wird. Die Linientruppen üben die Landwehrrecruten, das heißt die Cantonisten, welche im stehenden Heere nicht Platz haben, in den Waffen, im ersten Jahre sechs, im zweiten vier, im dritten und vierten zwei Wochen, wodurch eine auf vier Jahre vertheilte 14wöchentliche Einübungszeit vollzählig wird. Dieses sind die Grundzüge der preußischen Militairverfassung, deren Zweckmäßigkeit Anerkennung verdient, während das stets fortwirkende Streben nach Entwickelung und Vervollkommnung vor Veraltung sichert. Wie eine Reihe neuer Verordnungen auf Verbesserung des Dienstmechanismus, des Waffengebrauches, der Pflege und Bekleidung des Soldaten nach allen Beziehungen gerichtet

ist, so verdient besondere Anerkennung die beständige Sorgfalt, wissenschaftliche und sittliche Bildung zu befördern. Ueber fortschreitende Sittlichkeit des Militairs redet am entscheidendsten die Cabinetsordre vom 1. Nov. 1832, wonach die Lattenstrafe, welche an die Stelle der Spießruthenstrafe getreten war, auch abgeschafft ist, „der rühmliche Zustand der Disciplin" solche Körperzüchtigungen nicht mehr nothwendig macht; ein redender Beweis der genauen Wechselwirkung, welche zwischen der Milde der Strafe und der Verminderung der Verbrechen stattfindet. Mit Festigkeit wirkte der König unmittelbar auf Verminderung der Duelle durch die Ehrengerichte. Für die höhere Militairbildung sorgen Lehranstalten, Regimentsbibliotheken und ein großer Generalstab, welche sich einer freigebigen Fürsorge des Königs erfreuen. Die preuß. Armee beträgt ohne Landwehr 165.000 M. Die beiden Aufgebote der Landwehr machen 360.000 M. Von dieser ist das 2. Aufgebot (180.000 M.) im Kriege nur zur Vertheidigung der einzelnen Provinzen bestimmt. Alle Vorschriften über die preuß. Militairökonomie enthält das Werk des Staatsrath Ribbentrop (Berl., 8 Bde., seit 1816). Wir empfehlen: Pölitz's „Gesch. der preuß. Monarchie" (Lpz 1818), dess. „Gesch. Preußens", in 4 Bdchn. (Dresden 1827); Voigt's „Gesch. bis zum Untergang der Herrsch. des deutschen Ordens" (3. Bd, bis 1823, Königsb. 1827); C. Chr. v. Leutsch, „Gesch. des preuß Reichs von dessen Entstehen bis auf die neueste Zeit" (Berl. 1825, 3 Bde.); Lancizolle's „Gesch. der Bildung des preuß. Staats" (1 Bd., Berl. 1828); (Manso's) „Gesch. des preuß. Staats vom Fried. zu Hubertsb. bis z. 2. paris. Abkunft" (3 Th., Frkf. a. M. 1819); „Gesch. der preuß. Monarchie unter Friedr. Wilh. III. von 1797—1824" (Berl. 1825); Stein's „Handb. der Geographie u. Statistik des preuß Staats" (Berl 1819); Benzenberg „Ueber Preußens Geldhaushalt und neues Steuersystem" (Leipzig 1820), und dens. Gegenst. (Berl. 1821); Fr. v. Raumer, „Ueber die preuß. Städteordnung" (Lpz. 1828); damit vgl. Perschke's „Kritik rc." (Leipz. 1829); P. F. Stuhr, „Gesch. des preuß. Heeres"; Ueb. d. Entwick. d. product. und commerciellen Verhältnisse des preuß. Staates" (Berl. 1828); Ferbers „Beitr. z. Kenntn. des gewerbl. u. commerciellen Zustandes der preuß. Monarchie". Aus amtl. Quellen (Berl. 1829); v. Kamptz, „Annalen der preuß. innern Staatsverwalt. seit 1817—1828"; Generalcharte des preuß. Staats, in 24 Sect. (Halle 1819) und Engelhardt's Generalcharte vom preuß. Staate rc. (2 Bl., Berlin 1829).

Preußisches Landrecht, s. Landrecht.

Prevesa, eine von Griechen bewohnte, ehemals stark befestigte Hafen- und Handelsstadt im türkischen Albanien, in der Statthalterschaft Rumeli, ist gegenwärtig dem Pascha von Janina unterworfen. Sie liegt auf einer Halbinsel im südlichen Epirus, am Eingang in den ambrakischen Meerbusen (Arta), dem Vorgebirge Aktium auf der Nordgrenze von Akarnanien gegenüber, und nördlich von der ionischen Insel Santa-Maura. Diese Lage beweist, daß es nebst Arta der Schlüssel von Epirus ist. Einst der Punkt, wo August 30 J. v. Chr. die Weltherrschaft (bei Aktium) eroberte, seit 150 Jahren aber unaufhörlich der Ball des Waffenglücks und der alt-europäischen Conventionspolitik, bliebt es endlich die Beute der Türken, um wie Parga ein Denkmal der Barbarenwuth türkischer Satrapen zu werden. Sie erklärt Prevesas Schicksal nicht bloß die Verwilderung des Volkscharakters der Epiroten unter solchem

Wechsel von Verrath und Druck, sondern auch die Verzweiflung der Hellenen, welche hier im Angesicht von Santa-Maura ihre Sklavenketten schütteln und mit den freien Bewohnern jener Insel in diesem Augenblicke nichts theilen, als ein Jammer des Erdbebens, das am 19. Jan. 1825 Santa-Maura und Prevesa mit Schutt und Leichen bedeckt hat. Die Venetianer besaßen Prevesa von 1684 bis 1797, als mit dem Untergang der Republik, durch den Frieden von Campo Formio, die ionischen Inseln nebst Arta, Voinitza, Prevesa an die Republik Frankreich kamen. Damals scheint Ali Pascha von Janina sich Artas bemächtigt zu haben, und als die Pforte nach der Landung der Franzosen in Aegypten der franz. Republik (10. Sept. 1798) den Krieg erklärte, benutzte der Tyrann von Epirus diese Verhältnisse, um auch die übrigen venetianischen Plätze in Albanien zu erobern. Auf den Ruinen der alten Siegesstadt Nikopolis, die August zum Andenken des Sieges bei Aktium erbaute, kämpften 280 franz. Grenadiere, unter dem General Lasalcette, gegen Ali's Scharen. Prevesa wurde mit Sturm genommen und geplündert; der größte Theil der männlichen Bewohner gegen das gegebene Wort ermordet. Endlich traten Rußland 1800, Oestreich, Frankreich im Frieden zu Luneville (1801), Prevesa, Parga, Voinitza und Butrinto förmlich an die ottomannische Pforte ab; jedoch unter der Bedingung, daß kein Muselmann daselbst sich niederlassen, noch Grundbesitz erwerben könne. Ali's Sohn, Veli Pascha, warf sich in die Citadelle von Prevesa und übergab sie nach einer langen Einschließung dem Befehlshaber der türkischen Flotte. Statt des versprochenen Paschaliks traf ihn und seine Familie Verbannung, endlich das Todesurtheil. Für die Prevesaner wechselte nach Ali's Tode ein Druck mit dem andern. Unter Churchid's wilder Regierung rettete jedoch der franz. Consul Dubouchet St.-André mehre Unglückliche vom Tode. Der Aufstand der Hellenen gegen die Pforte machte die Lage der Prevesaner noch trauriger. Ihre Stadt, die nach einander verschiedene Gebieter erhielt, wurde ein türkischer Waffenplatz. So ward Prevesa und das ehemalige venetianische Albanien aufs Neue in Aufruhr und Bürgerkrieg hineingezogen, ohne an der griechischen Sache Theil nehmen zu können.

Preville (Pierre Louis Dubus de), Schauspieler, geb. zu Paris 1721, war zum geistlichen Stande bestimmt, verließ aber heimlich das väterliche Haus, trat, nachdem er den Maurern eine Zeitlang als Handlanger gedient, in eine wandernde Schauspielertruppe. Nachdem er sich ausgebildet, trat er 1753 in Paris auf dem Théâtre français auf, wo er durch sein richtiges, seelenvolles Spiel sogleich die Gunst Ludwigs XV. gewann, verließ es 1785, betrat es aber 1792 noch einmal und starb zu Beauvais 1799, nachdem er den Gebrauch der Augen verloren hatte. Nachdem er in den Rollen des Sganarelle und Scapin Lachen erregt hatte, lockte er in der Väterrolle Thränen hervor. Am ausgezeichnetsten war Preville in dem „Mercure galant“, in „Turcaret“, in „Sosie“, „Figaro“ und „Bourro bienfaisant“, mit dessen Rolle er seine künstlerische Laufbahn beschloß.

Prevorst (Die Seherin von) ist Friederike Hauffe, geb. 1801 in dem Dorfe Prevorst bei Löwenstein im Würtembergischen, wo ihr Vater Revierförster war. Einfach und ungekünstelt erzogen, wuchs sie als blühendes, lebensfrohes Kind heran, in welchem sich aber bald ein nicht zu verkennendes Ahnungsvermögen entwickelte, das sich in ihr

besonders in voraussagenden Träumen kund gab. Griff sie etwas stark an, erlitt sie Vorwürfe, die ihr Gemüthsleben aufregten, so wurde sie im nächtlichen Schlafe stets in innere Tiefen geführt, in denen ihr belehrende oder voraussagende Träume aufgingen. Auch siderische Einflüsse wirkten auf sie früh, und es schlug ihr schon als Kind die Haselnußruthe auf Wasser und Metalle an. Auf Spaziergängen wandelte sie, auch wenn sie vorher noch so vergnügt war, plötzlich ein Wehegefühl und Frieren an, und dieses Gefühl überfiel sie auch in Kirchen, wo Gräber waren, oder auf Gottesäckern. Dazu gesellte sich an gewissen Stellen ein Sinn für Geistererscheinungen. Den ersten Geist sah sie in der Mitternacht im eignen großelterlichen Hause. Nach dem Wunsche ihrer Eltern und Verwandten in ihrem 19. Jahre an einen rechtschaffenen, wohlhabenden Mann verheirathet, versank sie bald in eine unerklärliche Schwermuth. Ihr neuer Aufenthaltsort Kurnbach an der Grenze von Würtemberg gegen Baden, tief zwischen den Bergen liegend, scheint sie zum Theil feindlich ergriffen zu haben, sowie ein gewisser Zwang, den sie sich anthun mußte, da ihre äußere Lage sehr mit ihrem innern Zustande contrastirte, ihr immer schwerer fiel und am Ende in körperliches Leiden überging. Ihr Gefühlsleben war nun so gesteigert, daß sie nach den größten Entfernungen hin Alles fühlte und hörte; für siderische Einflüsse wurde sie schon so empfänglich, daß sie jeden eisernen Nagel in der Wand schmerzhaft fühlte; auch konnte sie kein Licht mehr ertragen. Um diese Zeit fühlte sie, daß sie 7 Tage lang jeden Abend um 7 Uhr ein nur von ihr gesehener Geist magnetisirte, in welchem sie ihre Großmutter erkannte. Während dieser Zeit wurden Dinge, deren längere Berührung ihr schädlich war, wie von einer unsichtbaren Hand weggenommen. Durch dieses geistige Magnetisiren in noch tiefern Schlaf gefallen, gab sie an, daß sie nur durch Magnetisiren zu erhalten sey. So wurde sie im Jan. 1824 einer geregelten magnetischen Behandlung unterworfen, welche Dr. B. zu B—n übernahm. Ahnungsvolle Träume, Divinationen, Voraussehen in Glas- und Krystallspiegeln sprachen von ihrem aufgeregten innern Leben; so sah sie in einem Glase mit Wasser, das auf dem Tische stand, Personen, die erst nach einer halben Stunde das Zimmer betraten, schon im Voraus. Doch wirkte die fortgesetzte Behandlung so wohlthätig auf sie, daß sie ihre weibliche Geschäfte wieder verrichten konnte und zuletzt bloß alle sieben Wochen magnetisch wurde; bei der zweiten Niederkunft aber, am 28. Dec., bei welcher sie künstlich entbunden werden mußte, verfiel sie wieder in ein Fieber mit Phantasien und Krämpfen aller Art, und es stellte sich ein verstärkter magnetischer Zustand aufs Neue ein. Nun zog man den Dr. Justinus Kerner, einen geschätzten Arzt, zu Rathe, welcher seine Behandlung derselben sowie überhaupt das Leben der Seherin ausführlich beschrieben hat. („Die Seherin von Prevorst. Eröffnungen über das innere Leben des Menschen und über das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere", 2. Aufl., 2 Thle., Stuttg. 1832.) Kerner theilte damals die Ansicht der Welt und ihrer Lügen über diese Frau, die er noch nie gesehen hatte und rieth, sie aus ihrem magnetischen Zustande hinauszuführen und rein nur mit den gewöhnlichen ärztlichen Mitteln zu behandeln. Dieselbe Ansicht hatte mit ihm sein Freund, Dr. Off, und richtete ein ihr gemäßes Heilverfahren ein. Der Zweck Beider wurde jedoch nicht erreicht. Sie verschlimmerte sich zusehends, sie wurde ein wahres Marterbild, für welches

der Tod eine Wohlthat gewesen seyn würde, aber sie starb nicht. Ihre Verwandten waren in Jammer und Verlegenheit und brachten sie auf gutes Glück, fast gegen den Willen des Arztes, nach Weinsberg, wo sie den 25. Nov. 1826 todtenbleich und völlig abgezehrt ankam. Dr. Kerner erklärte nun, als sie im wachenden Zustande war, daß er auf Das, was sie im Schlafe spreche, keine Rücksicht nehme, und daß ihr somnambules Wesen aufhören müsse. Er setzte ein rein ärztliches Verfahren homöopatischer Art fort; allein dieß war zu spät, und er sah sich genöthigt, wieder zu dem Magnetismus, als dem letzten Mittel, seine Zuflucht zu nehmen. Den wirklichen Verlauf dieser Behandlung, reine Thatsachen, hat er in obiger Schrift erzählt. Es fehlte ihr in diesem Zustande an eigner organischer Kraft, und sie lebte, wie sie selbst sagte, nur vom Luft- und Nervengeiste Anderer. Ebenso war der Geist der Metalle, der Pflanzen, der Menschen und der Thiere ihr sehr fühlbar und wirkte auf sie ein. Aus ihren Augen ging ein ganz eignes geistiges Licht, das Jedem sogleich auffiel, der Stechblick eines Seherauges, der durch den Schatten langer dunkler Wimpern und Augenbrauen noch gehoben wurde. Künstliche Bildung besaß sie nicht; sie hatte keine fremde Sprache gelernt, wußte nichts von Geschichte, Geographie und Physik; Bibel und Gesang waren ihre einzige Lecture gewesen. Ihr sittlicher Charakter war durchaus tadellos; sie war fromm ohne Frömmelei. Für die Krankheiten Anderer hatte sie ein so außerordentliches Gefühl, daß sie bei Annäherung eines Kranken ihm seine Leiden aufs Genaueste sagen konnte. Einen Glanzpunkt dieser Periode bildet die Heilung der Gräfin von M. durch die Seherin. Eigenthümlich war ihr die Anschauung des Sonnen- und Lebenskreises. Leider, sagte sie, ist mein Leben nun so beschaffen, daß mein Geist in eine Geisterwelt schaut, die gleichsam auf unserer Erde ist, und sehe ich die Geister nicht nur einzeln, sondern oft in großer Menge von verschiedener Art. Mit vielen komme ich in gar keine Berührung, andere wenden sich zu mir, ich rede mit ihnen, und sie blieben oft monatelang in meinem Umgange. Der Gang der Bessern ist schwebend, die Bösen treten schwerer auf, sodaß man sie zuweilen hört. Oft sogen Geister, besonders dunklere, die religiösen Worte, welche ich sprach, wie in sich ein, und ich sah sie dadurch wie heller und leichter werden. Diejenigen Geister, die meistens zur mir kommen, sind in den untern Stufen eines Geisterreichs, das in unsern Luftraume ist, dem sogenannten Zwischenreiche. Das sind Geister, deren Geist in diesem Leben theils durch Hinziehen nach der Außenwelt niederblieb, theils solche, die nicht im Glauben an die Erlösung durch Christum starben, oder solche, denen noch irgend ein irdischer Gedanke an die Seele im Sterben anklebte, und der sie nun auch an diese Erdennähe bindet. Hier geht die Besserung einzig aus sich selbst. Sie wollen, ich solle ihnen ein Wort des Trostes sagen und durch Gebet aufhelfen. Auch glauben sie, das Aufdecken einer Unthat, die auf ihrem Geiste lastet, könnte ihnen Ruhe bringen. Sie könnten sich auch an bessere, selige Geister wenden, aber ihre Schwere zieht sie mehr zu den Menschen hin. Solche Hülfe suchte bei ihr einer aus der Familie Weiler vom Lichtenberg, in Gestalt eines Ritters, ein Brudermörder, ferner ein Mönch in einer Kutte, auch ein Mörder, nachher ein gewisser K. aus Weinsberg, welcher die Geschäfte des Kaufmanns F. zu dessen größtem Nachtheile geführt hatte und wegen eines Geheimbuchs beunruhigt wurde, hierauf ein weiblicher

Geist, aber nur kurze Zeit, nachher ein Bauer mit einer Bäuerin, Mörder eines Kindes, das sie im Stalle begraben hatten, und mit ihnen ein schwarzer Mann, der ihnen das Gift für das Kind gegeben hatte, dann ein großer Mann in einem weißen Rocke, der zwei Waisen um ihre Habe betrogen hatte; er brachte einen schwarzen, feindlich gesinnten Mann mit (einen höhern Beamten), der ihn immer wieder vom Guten abzulenken suchte. Der Schwarze erschien einmal in der Gestalt eines Hundes, mit großer Schnauze und rollenden Augen, und bald nachher wie ein ungeheurer Skorpion. Nach diesen ein alter Mann mit einem langen Barte, einem Hute, ähnlich dem der Tiroler, kurzem Rocke, Halbstiefeln und langen Hosen. Er war 1529 gestorben. Bald nach diesem eine noch dunklere Gestalt, der Jäger des Andern und ein Feind desselben, der selbst noch nicht selig werden wollte. Auf diese folgte eine Lichtgestalt mit einer Glorie, der verstorbene Stiftsprediger T. zu Oberstenfeld, ein im Leben äußerst rechtschaffener, religiöser Mann; dann zum Beschluß mehre unbedeutende Geister. Die völlige Auflösung der Seherin selbst erfolgte den 5. Aug. 1829 um 10 Uhr; in der Todesstunde sah die Schwester, ein einfaches, unbefangenes Mädchen, die auch Geister wahrnahm, eine hohe, lichte Gestalt ins Zimmer treten, und in demselben Momente that die Sterbende einen heftigen Schrei der Freude. Am 7. Aug. nahm Dr. Off die Section der Leiche vor. Krankhafte Veränderungen fanden sich in den Unterleibsdrüsen, in der Leber und in dem Herzen. Der Schädel war bewunderungswürdig schön gebaut, wie es Dr. Off noch an keinem Menschen wahrgenommen. Die Offenbarungen der Seherin über die Lichtkreise, über die Natursprache, über Seele, über Geisterreich und Zwischenreich sind aber keineswegs über jeden Zweifel erhaben, sie stimmen nicht durchgängig mit dem Christenthume, wie sie doch vorgibt, zusammen und sind auch nicht frei von innern Widersprüchen. Eine kritische Beleuchtung derselben findet sich in der Beurtheilung von Eschenmayer's Schrift: „Mysterien des innern Lebens, erläutert aus der Geschichte der Seherin von Prevorst" (Tübing. 1830), in den „Blättern für literarische Unterhaltung", 1832, Nr. 75, 76 und Beilage Nr. 6.)

Prevost d'Exiles (Antoine François), geb. den 1. April 1697 zu Hesdin in Artois. Nach einer unglücklichen Liebe trat er in den Orden der Benedictiner von Saint-Maur. Man versetzte ihn nach Saint-Germain des Prés, den Mittelpunkt der Gelehrsamkeit dieses berühmten Ordens. Die Studien gewährten ihm einigen Trost; bald aber erwachte die Erinnerung an Das, was er entbehren mußte, so lebhaft, daß er eine kleine Zwistigkeit benutzte, um sein Kloster und den geistlichen Stand zu verlassen. Er begab sich 1729 nach Holland. Da er kein Vermögen hatte, suchte er Hülfsquellen in seinen Talenten. Er gab seine zu Saint-Germain geschriebenen »Mémoires d'un homme de qualité« heraus, und erwarb damit Ehre und Geld. Seine Zeit war zwischen Studien und Vergnügungen getheilt. Im Haag hatte er ein Verhältniß mit einer liebenswürdigen Frau und ging mit ihr nach England. Die Eigenschaft eines abtrünnigen Mönchs und unstäten Gelehrten empfahl ihn nicht sonderlich. Seiner Abenteuer müde, hielt er um die Erlaubniß an, nach Frankreich zurückkehren zu dürfen, und erlangte sie. Er kam 1734 nach Paris zurück und lebte ruhig unter dem Schutze des liebenswürdigen Prinzen Conti, der ihn zu seinem Almosenier und Se-

cretair ernannte. Sein Ansehen wurde dadurch noch vermehrt, daß der Kanzler d'Aguesseau ihn zu der Unternehmung der „Histoire générale des voyages“ wählte. Alles schien ihm ein zufriedenes Alter zu verheißen, als er 1763, auf dem Rückwege von Chantilly, vom Schlage getroffen wurde. Von Charakter war Prevost ernst, uneigennützig und menschenfreundlich, aber leichtsinnig. In der „Histoire de M. Cleveland“ (6 Bde.) zeigt der Verf. sein Talent in fürchterlichen Schilderungen; die „Histoire du chevalier des Grieux et de Manon Lescaut“ ist vielleicht sein bester Roman.

Prevotalgerichte nannte man in Frankreich gewisse außerordentliche (Special-) Gerichtshöfe, die nur in besonderen Fällen (z. B. über Staatsverbrechen ꝛc. zu richten) errichtet wurden, ein summarisches Verfahren beobachteten, und gegen deren Sprüche keine Rechtsmittel eingewandt werden konnten. Durch die Reform der Gerichtsverfassung, 1790, wurden sie aufgehoben. Allein Bonaparte fand, daß er mit den gewöhnlichen Gerichten nicht auslange, und daß zu kraftvoller Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung außerordentliche Mittel angewendet werden müßten. Diese wirklich vorhandene Unvollkommenheit der Criminalverfassung (die Unmöglichkeit, mit der Jury eine strengere und wirksame Rechtspflege auszuüben) benutzte er, sich neue Werkzeuge des Despotismus zu schaffen. Durch das Gesetz vom 20. Dec. 1815 wurden, doch nur auf 2 Jahre, die Specialcriminalgerichte u. d. N. der Cours prévôtales wiederhergestellt. In jedem Departement war ein solches Gericht, bestehend aus einem rechtsverständigen Präsidenten, einem höhern Militairoffizier als Prévôt und 4 Mitgliedern des Kriegsgerichts. Sie sind nicht erneuert worden und daher 1818 stillschweigend eingegangen.

Priamus, Sohn des Laomedon. Als Herkules Troja zerstörte, fiel er als Gefangener dem Helden in die Hände. Da nun Herkules der Hesione freistellte, einen von den Gefangenen zu lösen, so kaufte sie diesen ihren Bruder, der vorher Podarkes hieß, nun aber, Priamus, der Losgekaufte genannt wurde. Nach seines Vaters Tode gelangte Priamus zur Regierung über Troja. Seine erste Gemahlin war Arisbe, die Tochter des Merop's, mit welcher er den Aesakus zeugte. Er überließ sie aber dem Hyrtakus und vermählte sich statt ihrer mit Hekuba. Ihr erster Sohn war Hektor (s. d.), dann erhielt er von ihr den Paris, den er aber, da seiner Gemahlin träumte, sie gebäre eine Fackel, wegsetzen ließ (s. Paris). Nach Homer hatte Priamus von seiner Gemahlin 19 Söhne und 12 Töchter, überhaupt aber 50 Söhne. Unter seinen Söhnen sind außer den gedachten, Deiphobus, Helenus und Polydorus die merkwürdigsten; unter den Töchtern die Kreusa, die Kassandra, die Polyrena und Laodice. Der Ausbruch der trojanischen Kriegs erfolgte erst in seinem hohen Alter. Homer läßt ihn in diesem Kriege als einen alten, mehr unthätigen als thätigen Greis auftreten. Als endlich Troja nach einer 10jährigen Belagerung eingenommen wurde, legte Priamus seine Rüstung an, um zu fechten. Doch Hekuba bewog ihn vielmehr, zu dem Altare des herkeischen Jupiter zu fliehen. Da aber Pyrrhus vor seinen Augen seinen Sohn Polites niedermachte, erwachte in dem Greise die väterliche Liebe, und er warf den Wurfspieß nach dem Pyrrhus. Allein dieser schleppte ihn bei den Haaren zu dem Altar des Jupiter, der im Vorhofe des königl. Pallast stand, zurück, und stieß ihm hier das Schwert in die Seite.

Priapus, ursprünglich ein Feldgott in Lampsakus, einer mysischen Stadt mit weinreichem Gebiete. Venus gebar ihn dem aus Indien zurückkehrenden Bachus, wollte ihn aber wegen seiner Mißgestalt nicht anerkennen. Andre geben seiner Abkunft anders an; immer aber war er ein Feldgott, Schützer der Gärten, der Bienen, Ziegen und Schafe. Man stellte ihn gewöhnlich als einen Mann vor, der in der einen Hand ein Gartenmesser, in der andern eine Keule trug; oder man ließ ihn in seinem Gewande Früchte tragen. Sein charakteristisches Attribut ist ein ungeheures Zeugungsglied. Sein Dienst breitete sich in den letzten Jahrh. v. Chr. und nachher noch sehr weit über Griechenland und Italien aus. Bräute setzten sich auf das monströse Zeugungsglied eines Priapus, um von ihm eine glückliche Einweihung in ihren neuen Stand zu erflehen; dasselbe thaten auch unfruchtbare Matronen. Am meisten ehrten ihn ausschweifende Männer und Weiber, indem sie ihm Kränze gelobten und gaben, und die Hetairen schenkten ihm ihre welken Kränze. Betriebsame Deuter der Mythen zählten ihn zu den Sinnbildern der großen Natur, und erfanden allerlei, theils rein, theils mystisch obscöne Mythen von ihm.

Priester sind die durch Wahl oder Geburt berufenen Erhalter und Pfleger der Religion, die das Göttliche bildlich darstellen und den Gottesdienste verwalten. Alles, was groß und würdig ist, was Ehrfurcht und Gehorsam gebietet und dem Göttlichen näher steht als die Masse des Volks, vereinigte sich in der Idee des Priesterthums bei den heidnischen Völkern der vorchristlichen Zeit; denn die Hausväter der Urwelt waren zugleich die Könige und Priester ihren Familien, und wo der Staat aus dem Familienbande hervorging, blieb die königliche Gewalt lange mit der priesterlicher Würde verbunden (vergl. Melchisedek). Dagegen trennte sich die erstere von der letztern in den Staaten des Alterthums, die dem Glücke und der Uebergewalt einzelner Helden oder erobernder Horden ihr Daseyn verdankten, und neben der Macht der Fürsten und Obrigkeiten bildete sich ein bald durch Wahl und Beruf, bald durch erbliche Geschlechtsfolge fortgepflanzter geschlossener Priesterstand, dem eine höhere Weisheit und eine geheimnißvolle Gemeinschaft mit den Göttern (daher man die Priester auch als Zauberer und Aerzte ehrte) die Gemüther unterwarf. So zeigen sich in den vorderasiatischen Staaten, bei den Aegyptern, Griechen, Römern die Priester als Rathgeber; und, als aus dem Glauben die alten Götter ein politisches Gaukelspiel geworden war, als Helfer der Regierungen zur Leitung des Volks. Ihr ursprüngliches Geschäft aber war, das Göttliche zur Anschauung der Menschen zu bringen (daher aus ihren Deutungen der Symbole und Bilder die meisten Mythen hervorbringen) und die nationelle Verehrung der Götter durch Opfer, Gebete, Aufzüge, (Mysterien) auszudrücken. Jenes Deuten und Lehren hörten jedoch auf, ein Geschäft der Priester zu seyn, als die mythischen Religionssysteme sich abschlossen, und als die Dichter, Redner und Philosophen des religiösen Lehrstoffs bemächtigten, blieb den Priestern nur die Handhabung der heiligen Gebräuche. Auf diesem Standpunkt setzte sie auch der Mosaismus, der zwar große Gewalt in ihre Hände legte (vergl. Hoherpriester), das Amt des Geistes aber doch den Propheten vorbehielt. Aarons Nachkommenschaft, in der die Priesterwürde erblich war, sank daher unter täglich wiederkehrenden Geschäften des Tempeldienstes in einen Mechanismus,

aus dem der Geist seiner Formen bald gewichen war. Ueber die christlichen Priester s. Geistlichkeit.

Priesterweihe, s. Ordination.

Priestley (Joseph), berühmt als Chemiker und Physiker, geb. 1733 in Yorkshire, studirte zu Daventry, wurde 1755 assistirender Geistlicher der Intependentengemeinde zu Needham-Market in Suffolkshire und 1758 Pfarrer zu Namptwich in Cheshire, kam 1761 als Prof. der schönen Künste nach Warburton und erhielt 1768 die Predigerstelle bei den Dissidenten zu Leeds. Er hatte damals mehre theoretische Werke herausgegeben, und sich auch außerdem im Fache der Philologie, Geschichte, Politik und Physik versucht. 1770 ernannte ihn Graf Shelburne zum Bibliothekar und nahm ihn als Begleiter mit auf seiner Reise nach dem Festlande. Sein Werk über verschiedene Luftarten (1773) machte Epoche in der Kenntniß der luftförmigen Flüssigkeiten, welche die Grundlage der neuern Chemie ist. 1774 machte er seine Grundentdeckung (die gerade zu derselben Zeit auch von Scheele gemacht wurde) der reinen, oder wie er sie nannte, dephlogistisirten Luft. 1778 entdeckte er die Eigenschaft im Sonnenlichte stehender Gewächse, unreine Luft zu verbessern. Durch seine spätern Versuche kam die Entdeckung mehrer andrer luftförmiger Körper, und neuer Erzeugungsarten der bekannten, der Reduction metallischer Kalke in brennbarer Luft und die Erzeugung der Luft aus Wasser zu den von ihm in diesem Gebiete der Chemie entdeckten Thatsachen hinzu. Im Ganzen kann man behaupten, daß die pneumatische Chemie keinem einzelnen Forscher so viel verdankt, als Priestley, durch dessen Entdeckungen sie eine neue Gestalt bekam. Doch ist bemerkenswerth, daß er bis an sein Ende das antiphlogistische System bestritt. Während dem beschäftigte er sich noch mit andern Arbeiten. So entwickelte er die Hartley'sche Theorie vom menschlichen Geiste und drückte seine Zweifel über die Immaterialität des denkenden Princips im Menschen aus. Er machte alles Geistige von dem Räumlichen abhängig, wodurch er sich dem Verdachte eines Gottesleugners aussetzte. Diesem folgte eine Vertheidigung des Socinianismus und der Lehre von der Nothwendigkeit, welche die philosophische Freiheit leugnet, die in der Indifferenz der Bestimmungsgründe bestehen soll. Er entwickelte daher den Determinismus mit großer Bestimmtheit aus der Anwenduug des Causalitätsgesetzes auf die Willensbestimmungen. Diese Werke machten ihn bei Vielen verhaßt. Er begab sich deßhalb nach Birmingham, wo er bald darauf Prediger einer Dissidentengemeinde wurde. Als Vertheidiger der religiösen und politischen Freiheit und Lobpreiser der franz. Revolution ward er kirchlich und politisch verketzert und durch einen Aufruhr vom 14. Juli 1791 (wobei sein Haus nebst Bibliothek und Kunstgeräthschaften eine Beute der Flammen ward) genöthigt, die Stelle aufzugeben. Er schiffte sich 1794 nach Amerika ein und nahm anfangs zu Northhumberland in Pennsylvanien, dann zu Philadelphia seinen Wohnsitz, wo er 1804 starb. Seine Hauptwerke haben J. C. Krünitz, J. W. K. Link, G. S. Klügel, A. Ludewig, J. J. Eschenburg, J. W. Zügenbein u. A. ins Deutsche übersetzt.

Primas (Primas regni, Erster des Reichs), ist der oberste Erzbischof eines europäischen Staats, der nicht nur unter allen geistlichen Ständen der Erste ist, sondern überhaupt den nächsten Rang nach dem

Regenten und seiner Familie einnimmt, auch in katholischen Reichen beständiger Legat des römischen Stuhls ist, und eine Art von geistlicher Gerichtsbarkeit über die andern Erzbischöfe des Landes ausübt. In Spanien ist es der Erzbischof von Toledo; in Portugal nennt sich der Erzbischof von Braga Primas des Reichs, steht jedoch unter dem Patriarchen zu Lissabon, welcher daher als eigentlicher Primas zu betrachten ist; in England ist es der Erzbischof von Canterbury, in Ungarn der Erzbischof von Gran, in Polen war es einst der Erzbischof von Gnesen; in Deutschland, so lange die Reichsverfassung bestand, der Erzbischof von Salzburg, und in Frankreich nannte sich, wenigstens vor der Revolution, der Erzbischof von Lyon, Primas in Gallien, der von Bourges, Primas in Aquitanien und der von Rheims, Primas der Normandie. — Primat, der Vorrang, erste Rang, die Würde und das Amt des Primas (s. d.), dann der Vorrang des Papstes vor allen übrigen Bischöfen.

Primaticcio (Francesco), ein italien. Künstler, der bolognesischen Schule, geb. zu Bologna 1490, vollendete seine Bildung unter Giulio Romano und war dessen Nachahmer, so lange er unter ihm arbeitete, daher seine Zeichnung überladen, wenngleich in der Anordnung leicht, doch nicht ohne Trockenheit. Mit mehren von dessen Schülern malte er den Pallast del Tè in Mantua nach Giulio's Entwürfen aus. 1531 ging er nach Frankreich, wo er sich 9 Jahr im Dienste des Königs Franz I. beschäftigte, der ihn nach Rom schickte, um daselbst antike Statuen aufzukaufen, womit er sich dann wieder nach Frankreich als erster Hofmaler begab. Sein Aufenthalt in Frankreich gab seiner Thatkraft höhern Schwung und machte Epoche in der franz. Malerei. Von ihm rühren nicht bloß viele Stukkaturarbeiten und Frescogemälde her, welche der König ausführen ließ, auch andere Arten der Malerei, z. B. die Emailmalerei und die Arazziarbeiten, wurden unter seinem Einflusse sehr vervollkommnet. Unter Franz II. erhielt er die Oberaufsicht über die königl. Gebäude. Als Baumeister entwarf er die Grundrisse zu mehren architektonischen Werken, z. B. die Grabmäler Franzs I. und Heinrichs II. Mehr Ruhm aber haben ihm seine Werke zu Fontainebleau (s. „Kunstblatt", 1826, St. 36) erworben. Er nahm sich zu seinen großen Arbeiten mehre Landsleute als Gehülfen an, unter welchen Niccolo del Abbate der berühmteste ist. Primaticcio starb 1570. Die Werke, welche er in Frankreich arbeitete, sind in der Zeichnung edler und freier als diejenigen, welche er in Giulio's Schule ausführte. In s. großen Werken, mit deren Ausführung er überhäuft wurde, wich er häufig von der Natur ab.

Prime (prima), bei den Buchdruckern die erste Seite eines jeden Bogens, der Schöndruck; in den Bergwerken den 10. Theil eines Lachterzolls; in der Musik der erste Ton einer Octave, und zwar reine Prime, Einklang, wenn man von 2 Tönen gleicher Größe redet, von denen der eine um einen halben höher ist; in der Fechtkunst die erste Stellung, wenn man den Degen zieht und die Spitze mit ausgestrecktem Arm auf den Gegner richtet.

Primitien (primitiae), die Erstlinge der Früchte, welchen die Alten mehren Göttern, besonders dem Apollo, opferten.

Primogenitur, s. Majorat.

Primzahlen sind diejenigen ganzen Zahlen, welche sich mit keiner

andern ganzen Zahl als 1 ohne Rest theilen lassen, wie 3. 5. 7. 11. 13. 17 u. s. w.

Princip, Das, was den ersten und innern Grund einer Classe von Erscheinungen enthält; daher in den Naturwissenschaften Principien Grundstoffe oder Grundkräfte heißen. In dem Gebiete des Geistigen ist Princip ein Gedanke, welchen man bei der Erkenntniß eines Gegenstandes zum Grunde legt oder bei Behandlung eines Gegenstandes befolgt, dann auch der Grundsatz, durch welchen man diesen Gedanken ausspricht. Es gibt sonach theoretische und praktische Principien. Erstere begründen eine Erkenntniß und enthalten den Anfang einer Gedankenreihe; sie sind daher auch das erste Erforderniß jeder Wissenschaft (Grundbegriffe), mag man nun analytisch oder synthetisch zu Werke gehen. Letztere bestimmen eine Handlungsweise. Sie unterscheiden sich von Maximen, und sind Principien im strengen Sinne (Grundgesetze), wenn sie nicht in der Subjectivität des Erkennenden oder Handelnden, sondern in der Natur der Gegenstände selbst oder in der Grundeinrichtung unsers Gemüths beruhen. Daher werden besonders die Ideen oder Grundwahrheiten der menschlichen Erkenntniß, welche der reinen Vernunft angehören, Principien genannt (philosophische Principien), insofern sie die obersten Gründe aller Erkenntniß enthalten. Man unterscheidet constitutive und regulative Principien; erstere enthalten die höchsten Beweisgründe einer Erkenntniß, von ihnen hängt die Erkenntniß und Gewißheit andrer ab, und sie dienen zur Entdeckung andrer Wahrheiten; letztere leiten nur das Verfahren bei Aufsuchung einer Erkenntniß oder im Leben und Handeln. Kant bestreitet die Gültigkeit der Ideen als constitutiver Erkenntnißprincipien. Ebenso wird gestritten, ob es ein höchstes allumfassendes Princip der Erkenntniß gebe, welches die Einheit des Denkens bestimme, und einen höchsten Grundsatz, in dem sich dieses Princip aussprechen lasse.

Principal heißt die tiefste offene Flötenstimme eines jeden Manuals in der Orgel, weil sie die Hauptstimme ist, nach deren Größe die übrigen Stimmen eingerichtet werden müssen. Das Pfeifwerk dieser Hauptstimme wird nach einem ihm eignen Maßstabe (Principalmensur) gearbeitet, wonach die Länge der Pfeifen zu ihrer Weite ein solches Verhältniß hat, daß das große C, von dem Kern an gerechnet, die Länge von 16, 8, 4, oder 2 Fuß bekommt. — Principalbaß ist das tiefste offene Flötenregister für das Pedal der Orgel. — Ferner heißt Principalstimme bei Tonstücken die Hauptstimme oder die Concertstimme, Solopartie. — Principalblasen heißt bei Behandlung der Trompete, die mittlern Töne dieses Instruments mit schmetterndem Ton und mit Zungenschlägen vermischt vortragen.

Prinzenraub, s. Kunz von Kaufungen.

Prinzen von Geblüt heißen die fürstl. Personen, welche mit der regierenden Linie von gleicher Abstammung sind und nach deren Erlöschen das nächste Recht zur Erbfolge haben.

Prior heißt in den Klöstern die nächste Obere nach dem Abte, und wo kein Abt ist, der Vorgesetzte des Klosters. Denselben Rang hat in Nonnenklöstern die Priorin. — Priorat heißt das Amt und die Würde, auch die Wohnung eines Priors oder einer Priorin. — Großprior (s. d.) ist in den geistlichen Ritterorden der nächste nach dem Großmeister.

Prior (Matthew), ausgezeichneter engl. Dichter, geb. 1664, nach Einigen zu London, nach Andern zu Winborne in Dorsetshire, zeigte

frühe vorzügliche Talente, weßhalb ihm der Graf von Dorset eine gelehrte Erziehung geben ließ. Seit 1682 in Cambridge studirend, verfaßte er mit seinem Freunde Charles Montague, nachmal. Grafen Halifax, eine Parodie auf Dryden's (s. d.) polemisches Gedicht: „Die Hirschkuh und der Panther". 1689 begab er sich nach London und begleitete auf des Grafen Dorset Empfehlung den engl. Bevollmächtigten als Secretair zu dem Congresse nach dem Haag; zugleich ward er königl. Kammerherr. Als Dichter erwarb er sich Ruhm durch eine Ode, die er 1695 dem König Wilhelm beim Tode der Königin Marie übergab, sowie durch eine burleske Parodie von Boileau's Ode auf die Einnahme von Namur durch die Franzosen, als König Wilhelm es ihnen wieder entrissen hatte. Seit 1697 ward er in mehren diplomatischen Sendungen als Secretair gebraucht. Bald darauf ward er einer der Unterstaatssecretaire, folgte 1700 Locke als Commissionnair in dem Board of trade und trat 1701 als Repräsentant von East-Grinstead ins Parlament. Unter der Königin Anna besang er die Siege von Blenheim und Ramilies und gab einen Band Poesien heraus, worin man besonders das Gedicht „Henry u. Emma" bewunderte. Nach Marlborough's (dessen Siege er vordem verherrlicht hatte) und der Whigs Sturz trat Prior zu der Partei der Tories über und ward 1711 nach Paris geschickt, um den Frieden zu unterhandeln. Später kam er als britischer Botschafter abermals an den franz. Hof, dessen Vertrauen er sich zu erwerben wußte. Als bei der Thronbesteigung Georgs I. die Whigs wieder ans Ruder kamen, ward Prior sogleich (1715) abberufen und wegen seines Antheils am utrechter Frieden gefänglich eingezogen. Nach 2 Jahren erst freigelassen, zog er sich in die Stille des Privatlebens zurück. Er wollte nun seine Muße auf die Geschichte seiner Zeit wenden, aber eine schleichende Krankheit endigte 1721 sein Leben zu Wimpole bei Orford. Er ward in der Westminsterabtei beerdigt. Prior ist ein correcter Dichter und voll von glänzenden Gedanken, die aber nicht sein eigen sind. Bisweilen fehlt es ihm an Phantasie, und der Plan seiner Werke ist ohne große Anstrengung entworfen. Seine Verse haben das Verdienst eines leichtfließenden Reims, und wenn sie oft in dieser Hinsicht einige Nachlässigkeit zeigen, so verletzen sie jedoch nie die Hauptregel. Einige Male hat er den Horaz nachzuahmen gesucht, allein er ist weit hinter seinem Muster zurückgeblieben. Am glücklichsten ist er in leichten Poesien, worin er zu seiner Zeit kaum von einem seiner Landsleute erreicht ward. Seine Gedichte sind seit 1717 mehrmals herausgegeben worden. Uebrigens findet sich in seinen Schriften ein Gemisch von Ernst und Unanständigkeit, welches, wo nicht Immoralität, doch Geschmacklosigkeit verräth.

Priori, s. A priori.

Priorität, das Vorzugsrecht, welches ein Gläubiger hat, vor Andern aus dem Vermögen des Gemeinschuldners befriedigt zu werden, im Falle dasselbe nicht für Alle zureicht. Wenn nämlich aus dem Vermögen des Schuldners nicht alle Gläubiger zu voll befriedigt werden können, so bekommt nicht Jeder gleich viel im Verhältniß seiner Forderung (gleiche Procente), sondern nach Verschiedenheit der Gläubiger, der Entstehung der Schuld ꝛc. mehr oder weniger. Schon das Alter der Schuld giebt oft einen Vorzug, sodaß Derjenige, welcher früher dem Schuldner ein Darleihen gab, vor dem spätern ein Vorrecht hat. In welchem Verhält-

nisse nun das Vermögen des Schuldners nach diesen Vorzugsrechten zu vertheilen, wird durch die Gerichtsstelle ausgesprochen. Diesen Ausspruch nennt man das Distributionsurtheil, den Distributionsabschied (auch Locationsurtheil). Diese Vorzugsrechte müssen aber von den Gläubigern zuvor erwiesen werden. Dieß nennt man: um die Priorität (den Vorzug) streiten.

Priscianus, aus Cäsarea, ein alter berühmter Grammatiker des 6. Jahrh., lebte zu Konstantinopel und schrieb eine ausführliche latein. Grammatik. Man sagt sprichwörtlich: "Priscianus vapulat" (Priscian bekommt Ohrfeigen), wenn Jemand Sprachschnitzer macht.

Prisengerichte, s. Caper.

Prisma, in der Geometrie, ein Körper, begrenzt von Ebenen, deren 2 einander gegenüber liegende, gleich, ähnlich und parallel, und die übrigen Parallelogramme sind. Jene 2 erstern heißen die Grund- und Oberflächen, und nach der Zahl ihrer Ecken wird das Prisma ein 3-, 4- rc. eckiges genannt. Parallelepipedum (s. Parallel) und Cubus (s. Würfel) sind also Unterarten der Prismen. — In der Dioptrik bedeutet Prisma ein Dreiseitiges, indem man bei den Versuchen über Licht und Farben häufig eines dreiseitigen prismatischen Körpers von einer durchsichtigen Materie, meistens von Glas, bedarf. Die Art dieser Anwendung erläutert der Art. Farbenlehre.

Privatbanken, s. Bank.

Privatbühnen. Die Neigung zu theatralischer Unterhaltung ist, wie die Geschichte lehrt, von jeher unter allen gebildeten Völkern verbreitet gewesen. Der Grund davon liegt klar am Tage. Der Mensch ist für den Menschen sowohl der höchste Gegenstand der Forschung und des Studiums als des Genusses. Mit Andern, oder sich in Andern zu empfinden, das eigne Leben sich in dem fremden spiegeln zu sehen und sein eignes Schicksal in den Schicksalen der Menschheit wiederzufinden, ist ein Reiz, dem sich deßhalb kaum widerstehen läßt, weil er sich auf das Gefühl gründet, daß wir ebenso ein Theil der Menschheit überhaupt als individuelle Erscheinungen derselben sind. Man sieht hieraus, daß hier unter theatralischen Genüssen nur diejenigen verstanden werden, wo sich die Menschheit uns darstellt, wo wir, sey es im Scherz oder Ernst, Theilnehmer fremder Leiden und Freuden, fremder Handlungen und Gesinnungen werden, und mehr Genüsse der Schaulust heißen sollten als theatralische Unterhaltungen. Eine gut eingerichtete Privatbühne muß auf folgende Punkte vorzugsweise ihr Augenmerk richten. 1) Eine strenge und umsichtige Direction. Je unwiderstehlicher, vielseitiger und tiefer die Wirkungen eines Bildungsinstituts sind — als die der Kanzel, der Schulen rc. — destomehr verlangt es eine vernünftige, ruhige Leitung, die nie ihren Zweck aus den Augen verliert. Bei den Volksbühnen hat mit Recht der Staat diese übernommen, und wacht darüber, daß sie nicht ausarten und für Sitte, Anstand und Tugend gefährlich werden. Privatbühnen können zwar nicht unter die Aufsicht irgend einer Staatsbehörde gestellt werden — denn Menschen wollen sich hier nach ihrem eigenen Sinne und auf eine Art, welche ihrer Denkweise, ihrem Gemüthe und ihrer Lage am meisten zusagt, vergnügen — sie können daher nicht füglich von einer ihnen fremden Leitung abhangen; sie müssen sich aber eine vernünftige Direction selbst geben, und streng darauf wachen, daß nicht die Sitten und Moralität leiden, welcher Gefahr eine Privatbühne

immer mehr ausgesetzt ist als eine öffentliche. An der letztern bilden die Schauspieler einen besondern abgeschlossenen Stand; aus diesem Grunde bleiben Sittenverderbnisse, regelloses Leben und Libertinismus mehr auf ihren engern Kreis beschränkt und gehen nicht so leicht in Bürgerfamilien über; herrscht aber auf einer Privatbühne ein frivoler Geist; werden Anstand, Sittlichkeit und Tugend auf ihr gefährdet; denn die Acteurs bringen die unmoralischen Auswüchse mit in die Familien, die Zuschauer werden angesteckt, und es bildet sich im Verlaufe einen verwerflichen Ton der Libertinage. Man hat häufig die Erfahrung gemacht, daß die Liebesintriguen, welche man auf einer Privatbühne darstellte, hinter den Coulissen und im Leben fort- und ausgespielt wurden. 2) Eine sinnige, zweckmäßige Auswahl der Stücke. Sie müssen auf die Sinnesart und Gemüthslage der Spieler und Zuschauer berechnet und einer genauen Prüfung unterworfen werden, daß sie für jugendliche und empfängliche Gemüther, aus denen meist eine Privatbühne besteht, nichts Verführerisches und Verderbendes, die Phantasie und das Herz Vergiftendes bei sich führen. 3) Privatbühnen müssen in ihrem Aeußern bescheiden seyn und die Aufführungen keinen Pomp, keinen großen Kostenaufwand erfordern. Sie sind ein Spiel und kein Gewerbe, um Menschen anzuziehen und die Kassen zu füllen. Auf Privatbühnen wird leicht der Aufwand übertrieben, und vorzüglich sind es die Damen, die durch Kleidung und Schmuck gerne glänzen mögen. 4) Darf man sich das Vergnügen nicht zu oft gewähren. Theatralische Vorstellungen besitzen einen ungemeinen Reiz; die Neigung, Beifall einzuernten, ist verführerisch; das Studium der Rolle verlangt aber eine geraume Zeit, daher darf das Spiel nicht zu oft, daß Berufsgeschäfte und häusliche Angelegenheiten darunter leiden, vorkommen. Durch die Erfüllung dieser und einiger andern Bedingungen kann eine Privatbühne, außer daß sie eine geistreiche und angenehme Unterhaltung gewährt, noch in mehrfacher Hinsicht zum Bildungs-Institut werden. Auf Privatbühnen wird das Auge des Zuschauers nicht durch Glanz und Gepränge bestochen, der Acteur ist daher mehr auf den Geist des Dichters beschränkt und mehr darauf angewiesen, den innern Menschen, das eigentliche Leben der Dichtung, hervortreten zu lassen und darzustellen. Der Darsteller ist daher genöthigt, tiefer den Dichter zu erfassen und ihn kennen zu lernen. Auf einer Privatbühne verliert die Jugend allmälig ihre Schüchternheit, gewinnt eine leichte, ungezwungene Körperhaltung und übt sich in zierlichen und schönen Geberden. Sie erwirbt sich einen sichern Vortrag, die Sprache erhält Geschmeidigkeit und einen größern Umfang und Reichthum an Modulationen, das Gedächtniß wird geübt, der Geist geschärft, die Phantasie belebt. Aus dieser Ursache, und weil zugleich vor einem gebildeten Publikum, was überdieß dem Spieler befreundet ist und ihn auf seine Mängel aufmerksam macht, gespielt wird, sind Privatbühnen als propädeutische Schulen für die größern Bühnen anzusehen. Wir verweisen Diejenigen, welches etwas Gründliches über das Spiel auf solchen Bühnen lesen wollen, auf A. Müllner's Abhandl.: „Ueber das Spiel auf der Privatbühne", in dessen „Almanach für Privatbühnen", Jahrg. 1817; sowie Diejenigen, welche Lust haben möchten, kleine Bühnen zweckmäßig einzurichten, auf die „Anleitung zur Errichtung kleiner Theater ohne große Kosten", mit Kpfrn., in dem Müllner'schen „Almanach für Privatbühnen", Jahrg. 1818.

Privatrecht, s. Civilrecht.

Privilegium, eine Jemandem von der Regierung für alle künftige Handlungen einer gewissen Art verliehene Ausnahme vom gemeinen Rechte. Privilegien sind: 1) realia oder personalia, je nachdem sie auf einer Sache oder einer Person haften; 2) gratiosa oder onerosa, je nachdem man sie umsonst erhält, oder Etwas dafür bezahlen muß; 3) favorabilia oder odiosa, je nachdem sie dem Inhaber zum Nutzen oder Schaden gereichen. Das Ertheilen von Privilegien, welche Mißstände im Staat veranlaßten, war vormals sehr häufig und ist jetzt viel seltener. Aber manche Privilegien haben sich in die Staatsverfassung dergestalt eingewurzelt, daß man höchstens ihre zu grellen Mißbräuche zum Nachtheil des Publikums ausscheiden darf. Im Mittelalter regierten unsere Kaiser selten durch Gesetze und mehr durch Privilegien, und später hatten die Reichsgerichte oft Mühe, die sich widersprechenden Privilegien in einen rationalen Zusammenhang zu bringen. — Privilegium canonis ist der vorzügliche Schutz, den die katholischen Geistlichen dadurch genießen, daß Der, welcher Hand an sie legt, mit Excommunication bestraft wird, welche nur der Papst wieder heben kann. Privilegium de non appellando war unter der ehemaligen deutschen Reichsverfassung das einigen Reichsfürsten (z. B. den Kurfürsten) zustehende Vorrecht, daß von ihren Landesgerichten nicht an die Reichsgerichte, oder doch nur unter besondern Umständen, appellirt werden konnte. Es war daher illimitatum oder limitatum. Privilegium electionis fori war das Recht einiger Reichsstände, als Beklagte dasjenige der beiden Reichsgerichte zu wählen, vor welchem sie Recht nehmen wollten.

Probabilismus, eine Lehre, welche sich nur an das Wahrscheinliche hält, weil sie Gewißheit für unmöglich ansieht. Hierher gehört die Lehre der neuern Akademie, namentlich die des Arkesilos und Karneades. Der Probabilismus in der Moral lehrt nur, man müsse im Handeln denjenigen Beweggründen folgen, welche dem Handelnden am meisten vernünftig zu seyn scheinen, denn das Gute werde nur mit Wahrscheinlichkeit erkannt. Inwiefern die Jesuiten den Probabilismus gelehrt haben s. in dem ihnen gewidmeten Art.

Probe heißt: 1) Versuch, welchen man macht, um die Beschaffenheit, die Güte eines Dinges zu untersuchen; 2) Privataufführung eines Tonstücks oder Schauspiels. Die Zahl der Proben hängt von der nothwendigen und schwierigen oder leichtern Einübung ab. Bei einem Schauspiele zuerst eine Leseprobe, um sich zu überzeugen, daß die Rollen richtig ausgeschrieben sind, dann einige vorläufige (ohne Decorationen und sonstiges Außenwerk) und eine Hauptprobe; bei einem größern Musikstücke oft zuerst eine Quartettprobe, um die Hauptinstrumente, welche gleichsam die Grundlage sind, einzuüben, dann so viele Proben mit dem vollen Orchester (Generalprobe) als nöthig sind, um die Musiker und Sänger völlig einzuüben.

Probejahr, s. Noviziat.

Probiren heißt die Anstellung eines kleinen chemischen Versuchs mit Naturkörpern, um den Gehalt und die Eigenschaften des untersuchten Körpers kennen zu lernen. Beim Hüttenwesen wird das Wort Probiren und Probirkunst (Dokimasie) aber vorzüglich auf die Untersuchung der Erze und Hüttenprodukte angewendet, und man unternimmt die Operationen besonders um den Metallgehalt aufzufinden und um die Hüttenprocesse zu controliren.

Procent, s. Zins.

Proceß, in der Chemie, eine Operation der Natur oder Kunst, wobei oder wodurch das Wesen eines Körpers verändert wird. Es ist höchst wahrscheinlich, daß die Bestandtheile, woraus alle Naturkörper zusammengesetzt sind, außer dieser Zusammensetzung, d. h. für sich selbst, eine ganz andre Natur und Beschaffenheit haben, als sie in jener Verbindung zeigen. Von vielen Körpern lehrt die Erfahrung dieß gewiß. So geben z. B. die beiden luftförmigen Stoffe, das Wasserstoffgas und Sauerstoffgas, wenn sie sich innigst mit einander verbinden, einen dritten Körper von ganz verschiedener Natur, nämlich Wasser. Die Chemie nun zeigt die Mittel, die Naturkörper zu zersetzen, d. h. ihre Bestandtheile aus der Verbindung zu bringen, in welcher sie einen gewissen Körper ausmachen. Sie kennt aber auch Mittel, durch neue veränderte Verbindungen Körper andrer Art hervorzubringen. Die Operationen, nach welchen dieß geschieht, heißen chemische Processe; dergleichen sind die Auflösung, die Niederschlagung, die Verdampfung, das Schmelzen, Destilliren und Sublimiren. In der Natur gehen dieselben chemischen Processe von statten, und durch sie bringt die Natur die beständigen Veränderungen in dem Wesen der Körper oder den Wechsel der Dinge hervor. Wir empfehlen Fourcroy's in alle europ. Sprachen übersetzte „Philosophie chimique" (3. A., Paris 1806).

Proceß, Proceß-Recht, Proceß-Ordnung, proceßuales Verfahren. Die Reihe gerichtlicher Handlungen, durch welche man nach den Landesgesetzen ein in Streit befangenes Recht zur Entscheidung bringen kann, wird ein Proceß genannt. Auch die auf die Führung eines Rechtsstreites Bezug habenden Gesetze des Landes und selbst die aus diesen Gesetzen und dem Herkommen in den Gerichtshöfen gebildete Wissenschaft der Proceßführung werden mit dem Namen Proceß belegt, z. B. in den Ausdrücken: sächsischer, preußischer, französischer Proceß, ordentlicher und summarischer Proceß u. s. w. Der Proceß ist nämlich entweder Civil- (bürgerlicher) Proceß oder Criminal-Proceß, je nachdem er von den zu Ausführung eines Rechtsanspruches unter sich streitenden Parteien handelt, oder von den gesetzlich vorgeschriebenen Handlungen zur Ausmittelung des Thatbestandes und der Strafwürdigkeit eines Verbrechens (s. **Criminal-Recht**). Der Civil-Proceß wird nach dem Umfange seiner geographischen Geltung in Deutschland in den gemeinen deutschen Civil-Proceß (s. Danz's, Gönner's und Martini's Werke hierüber) und in den der einzelnen deutschen Staaten (Territorial-Proceß) eingetheilt; auch die übrigen europäischen Reiche haben ihre eigene Proceßform, daher der engl., franz. und preuß. Proceß. Der sächs. Proceß steht auch außerhalb Sachsen in großem Ansehen (s. Pfotenhauer's und Biener's Systeme). Wiefern die zum Processe gehörenden Handlungen durch eine für alle Fälle die Regel bildende Gesetzgebung bestimmt sind, heißt der Proceß ordentlicher Proceß, werden aber entweder wegen der Geringfügigkeit des Streitobjectes, oder wegen der Dringlichkeit der Rechtssache selbst, oder wegen eines vorwaltenden Interesse des Staates bei dem Rechtsstreite, die gewöhnlichen Proceßhandlungen abgekürzt oder vermindert, so entsteht der summarische Proceß, der z. B. in geringfügigen (d. h. in Sachsen nicht über 50 Mfl. betragenden) Rechtssachen, in Handels-, in Handwerks-, in Ehesachen stattfindet. — Proceß-Ordnung (**Gerichts-Ordnung**, s. d.) ist dasjenige

Landesgesetz, durch welches die Reihe der Handlungen vorgeschrieben ist, deren es zu Ausführung eines streitigen Rechtes vor den Gerichten des Staates bedürfen soll. Die im Processe vorkommenden Handlungen sind entweder solche, ohne die der Begriff des Processes gar nicht denkbar wäre (Substantialien), dahin gehört die Klage, die Antwort auf die Klage, der Beweis und Gegenbeweis und das Erkenntniß; oder solche, die vom Staate zu desto besserer Ausführung des streitigen Rechtes festgesetzt sind, ohne im Begriffe des Processes wesentlich zu liegen (Naturalien), z. B. die Rechtsmittel wider die gegebenen richterlichen Entscheidungen, die Hülfshandlungen u. dgl.; endlich die ganz zufälligen Bestimmungen der Gesetze über die Zeit und Form einzelner Proceßhandlungen (Accidentalien des Processes). Der gewöhnliche Gang eines Processes ist folgender. Wer ein Recht in Anspruch nimmt, z. B. auf dem, einem Andern gehörenden Grundstücke die Hutung auszuüben, gibt bei dem Richter seine Klage ein, dieser ladet den Verklagten (Beklagten) auf einen bestimmten Tag (Termin) zum Erscheinen vor dem Richter. und zur Beantwortung der Klage vor (Gütepflegungs-Termin). Wird in diesem Termine die Sache nicht verglichen, so übergibt der Verklagte seine Antwort auf die Klage und erklärt zugleich, welche Einreden er der letztern entgegen zu stellen habe (Einlassung); der Kläger sucht hierauf das in der Einlassung Vorgetragene in einer Beantwortung derselben zu entkräften (Replic-Satz) und der Verklagte antwortet nochmals (Duplic-Satz). Dieser Schriftenwechsel wird das erste Verfahren genannt. Die Acten werden nun geschlossen, in Bände geheftet (inrotuliret) und dem Richter oder einem Spruch-Collegium zur ersten Entscheidung (Bescheid, Urtel) vorgelegt (s. Elsaßer: „Ueber den Geschäftsgang von Versendung der Acten — bis zur Eröffnung des Urtels"). Das erste Erkenntniß entscheidet entweder die Sache gänzlich, z. B. wenn die Klage gar nicht stattfindet, oder unrichtig vorgetragen war schlechterdings oder angebrachtermaßen abgewiesen), oder es verordnet die Leistung eines Eides für Kläger oder Verklagten, oder, und dieß ist bei größern Sachen meistens der Fall, es erkennt auf Beweisführung. Ist die Klage in ihrer rechtlichen und factischen Grundlage geleugnet worden, so muß der Kläger sie beweisen (Beweis des Klagegrundes); ist die Klage zugestanden, sind aber solche Einreden entgegensetzt, daß sie dadurch aufgehoben werden soll (peremtorische Einreden), so muß Beklagter sie beweisen (Beweis der Einreden). In jenem Falle hat Beklagter den Gegenbeweis, in diesem der Kläger, z. B. in obengedachten Hutungs-Processe gestand Beklagter Klägers Eigenthum am Grundstücke, und daß Ersterer darauf gehütet, zu, führt aber an, daß ein alter Vertrag ihn zur Hutung berechtige: hier muß Beklagter den Vertrag beweisen, der Kläger aber sucht im Gegenbeweise auszuführen, daß der ältere Vertrag durch einen neuern aufgehoben worden sey, von welchem jedoch Beklagter behauptet, er sey nicht völlig zu Stande gekommen. — Die Beweismittel sind Das, wodurch ein Theil die Wahrheit seines Anführens auszuführen sucht. Man zählt fünf Gattungen derselben: Documente, Zeugenaussagen, Gutachten der Sachverständigen, Localbesichtigung, Eid; minder richtig rechnet man auch die bereits erfolgten Zugeständnisse des Gegentheils und daraus gezogene Schlußfolgerung hierher. Die Zulässigkeit der beiderseitigen Beweismittel wird im Productions- und Reproductions-Erkenntnisse bestimmt und hierauf das Haupterkenntniß (Definitiv-Urtel, Definitiv-Bescheid)

ertheilt, der Beklagte wird entweder nach dem Klaggesuche verurtheilt, oder von der Klage entbunden). Wer sich durch ein Urtel für verletzt hält, bedient sich der vorgeschriebenen Rechtsmittel, in Sachsen, der Leuterung, die ein zweites Erkenntniß von dem nämlichen Richter, und die Appellation, die dasselbe vor dem höhern Richter herbeiführt. In diesen Erkenntnissen wird das vorige entweder bestätigt (confirmirt), oder zum Theil, vielleicht auch ganz, abgeändert (reformirt). Wenn das letzte verfassungsmäßig mögliche Urtel gesprochen, oder auch schon nach Publication des frühern Haupturtels von den Parteien kein Rechtsmittel eingewendet worden ist, so erfolgt nach einer vorgeschriebenen Frist (Rechtskraft des Erkenntnisses), wenn der Verklagte Dasjenige, worin er condemniret worden, nicht freiwillig bewirkt, die Vollstreckung des Urtels (Hülfe, Hülfsvollstreckung), und zwar in Sachen, die eine Berechnung voraussetzen, nach vorgängigem Liquidations- (Hauptberechnungs-) Termine. — Die hier beschriebene Reihenfolge der Proceßhandlungen leidet jedoch aus den obengedachten Ursachen österѕ Abänderungen und es entstehen daraus die summarischen Proceßacten. Die wichtigsten derselben sind das Verfahren bei eintretender Unzulänglichkeit des Vermögens eines Verschuldeten zu vollständiger Befriedigung seiner Creditoren (s. Concurs), sodann der wegen geringfügiger (Bagatell-) Sachen in mehren Ländern vorgeschriebene besondere Proceß. (In Preußen was unter 50 Thlr. ist, im Schwarzburg und Königreich Sachsen unter 60 Mfl., im Anhaltischen unter 20 Thlr.) Ferner in Ehe- und andern Consistorial- — in Wechselsachen — endlich in solchen, wo es nur auf die Behauptung des neuesten Besitzes ankommt, das Recht der Hauptsache aber in einem besondern ordentlichen Processe ausgeführt werden soll. — Die ordentliche Reihenfolge der Proceßhandlungen, ohne Einmischung zu vieler Zwischendecrete der Richter und ohne Verlängerung der gesetzlichen Fristen durch Uebereinkunft (Compromisse) der Parteien und ihrer Sachwalter (Advocaten, Anwälde, Justiz-Commissarien), würde die Entscheidung der Rechtssacheu, unbeschadet der Gerechtigkeit, in kurzer Zeit, und mit wenigen Kosten, möglich machen, dadurch aber die Länge der Processe und ihre Kostbarkeit beseitigen. Dieses Uebel, worüber fast in allen Staaten bittere Klagen geführt werden, liegt bei weitem seltener in Mängeln der Gesetzgebung, als in denen der Justiz-Administration, indem die Gerechtigkeit fordert, daß jeder Richter die etwaigen Mängel seines Ausspruches, auf der verletzten Partei Antrag, und diese selbst die bei der Darstellung der Sache vor dem ersten Erkenntnisse eingetretenen Versehen, verbessern könne. Daher ist das uralte Rechtsmittel der Leuterung (in Sachsen) oder die Revision, Actenversendung u. s. w., sowohl durch die Natur der Sache, als historisch, begründet („Salisches Gesetz", C. 60. „Sachsen-Spiegel", II. 12). Die Beraubung dieses, vor dem nämlichen Richter, der das erste Erkenntniß gegeben, auszuführenden (nicht devolutiven) Rechtsmittels, im Gegensatze des Antrages auf die letzte Entscheidung durch den Oberrichter (devolutive Rechtsmittel, Appellation), wäre daher eine zum Schaden der Gerechtigkeit selbst gewählte Art der Proceßverkürzung, die kein vernünftiger Mann wünschen kann, wenn nur nicht die Zahl der Appellationshöfe (Mittel-Instanzen) ohne Noth gehäuft wird. Die beiden sächs. Proceß-Ordnungen von 1622 und 1724 (Geschichte ders. von Hommel, Haubold rc.) können als Muster einer gerechten, auf Kürze und Wohlfeilheit der Proceßführung gerich-

teten Gesetzgebung angesehen werden, an die sich die preuß. Gerichtsordnung, nur mit großer Beschränkung der Parteien durch den Einfluß des Unterrichters, anschließt. — Nach der franz. Gerichtsverfassung besteht nach Ausführung der Sachen in der Unter- und Appellations-Instanz, noch ein besonderes höchstes Gericht zur letzten Entscheidung in solchen Rechtssachen, wo eine der Parteien vermeint, daß der wider sie gethane Ausspruch dem bestehenden Rechte selbst, ohne Rücksicht auf die aufgestellte Thatsache (jus in thesi) zuwider laufe, dieß ist der Cassationshof (cour de cassation) (s. d.) zu Paris, dessen Aussprüche daher zugleich als authentische Gesetzerklärungen anzusehen sind. Die Gerichtsordnung für Frankreich ist der Code de procédure civile. — Die sehr verwickelte engl. Gerichtsverfassung hat Blackstone in seinen „Commentaires on the Laws of England, Ed. 15 by E. Christian" (London 1809), dargestellt; sie ist ebenso weitläufig, als kostbar. Ueber den gemeinen deutschen bürgerlichen Proceß haben K. Grolmann („Theorie des gerichtlichen Verfahrens in bürgerl. Rechtsstreitigkeiten", Gießen und Darmstadt, 1800), Martin („Lehrbuch des deutschen gemeinen bürgerl. Processes", Götting. 1800, 8. Nr. 2.), Gönner („Handbuch des deutschen gemeinen Processes", 4 Bde., Erlang. 1801—1803, neue Aufl. 1804), Pfotenhauer u. A.; über den summarischen Proceß, A. F. Danz („Grundsätze des summarischen Processes", Stuttg. 1792, neue Aufl. von Gönner 1806); L. L. G. Süptitz („Lehrb. der summarischen Processe", Braunschw. und Helmst. 1807, 8.); über den Criminalproceß, C. F. G. Meister, fortgesetzt von Eschenbach (6 Th., Schleswig und Wismar 1795); über die besondern Proceßarten, Ludovici („Einleitung zum Concurs-, peinlichen, Lehns-, Consistorialprocesse" mit Zusätzen von Schlitter, Halle 1794), und Cori, „System des Concursprocesses", geschrieben; D. C. J. A. Mittermaier aber hat ein Handbuch des peinlichen Processes mit vergleichender Darstellung des gemeinen deutschen Rechts und der Bestimmung der franz., preuß. und baier. Gesetzgebung (Heidelb. 1812, 8.) geliefert.

Proceß der Exminister Karl X. In den Ereignissen des Jahrs 1830 nimmt das gerichtl. Verfahren gegen die ehemal. Minister Fürst Polignac, Graf Peyronnet, Guernon de Ranville und Chantelauze eine wichtige Stelle ein, und wie man auch über die Sache selbst urtheilen möge, so wird man nicht leugnen können, daß dieses Verfahren mit großer Würde, Schonung und Achtung für rechtliche Form geführt worden ist, sodaß man in der That in demselben die Fortschritte der Civilisation erkennt. Man vergleiche die Behandlung dieser Männer mit Dem, was in Rußland und Schweden den Ministern einer gestürzten Regierung begegnete, und mit dem an den Grafen Struensee und Brandt in Dänemark begangenen Justizmord. Durch die französische Charte von 1814 (Artikel, 33, 34, 55 und 56) war die Pairskammer zum Gerichtshof für Hochverrath und Verbrechen gegen die Sicherheit des Staats nach einem darüber noch zu gebenden Gesetze bestimmt, ferner zum Gerichtshof für die Pairs und über die Minister, wenn sie von der Deputirtenkammer wegen Hochverraths und Erpressung angeklagt wurden. Sehr bald nach der Revolution vom Jul. 1830, am 8. Aug., trat Salverte mit dem Antrage auf, die Minister, welche den Bericht an den König und die Verordnungen vom 25. Jul. 1830 unterzeichnet hatten, wegen Hochverraths anzuklagen. Er entwickelte diesen Antrag weiter

am 12. Aug., schilderte den Gang der Verwaltung seit dem Eintritt des Fürsten Polignac in das Ministerium (8. Aug. 1829) und besonders seit dem 16. Mai 1830, an welchem Graf Peyronnet wieder in das Ministerium eintrat, und gründete seine Anklage auf das Verfahren der Minister im Allgemeinen, hob aber insbesondere hervor: 1) die in einem Circular des Ministers Peyronnet aufgestellte Prätension, daß alle Beamten des Staats schuldig seyen, bei den Wahlen in dem Sinne der jedesmaligen Minister zu stimmen; 2) die Auflösung der Deputirtenkammer, bloß auf die getroffenen Wahlen; und 3) die Verordnungen vom 25. Jul. 1830, von welchen das Ministerium wohl wußte, daß sie das Volk aufregen und gewaltsame Schritte herbeiführen müßten. Mit diesem letzten wurden dann die von dem Ministerium gemachten Anstalten zu blutigen Maßregeln und die Hartnäckigkeit und Fortsetzung derselben, nachdem die Insurrektion in Paris schon einen ernsten Charakter angenommen hatte, in Verbindung gebracht. Mittlerweile waren vier Minister verhaftet worden, drei andere, d'Haussez, Montbel und Capelle, waren entkommen. Der Fürst Polignac zeigte der Pairskammer seine Verhaftung an, und zugleich meldete der Justizminister (Dupont), daß auch Graf Peyronnet in Tours angehalten worden sey; beide würden durch das öffentliche Gerücht (clameur publique) als Urheber von Handlungen bezeichnet, wegen deren die Deputirtenkammer eine Anklage derselben beabsichtige. Auf diese Angabe wurde die Verhaftung Polignac's von der Pairskammer genehmigt in der Sitzung vom 23. Aug. Von der Deputirtenkammer war eine Commission ernannt, um die vorläufige Vernehmung der Angeklagten und einiger Zeugen zu bewirken. Die Deputirten Madier de Montjau, Mauguin und Bérenger verhörten die Minister im Schlosse zu Vincennes, und erstatteten am 23. Sept. ihren Bericht an die Kammer. Der Antrag auf die Anklage gegen die Minister wurde vom 27. Sept. an in der Deputirtenkammer erörtert und in zwei Sitzungen gegen jeden der verhafteten Minister einzeln auf die vier Punkte beschlossen: 1) Mißbrauch der Amtsgewalt, um den Wahlen einen falschen Charakter zu geben und die Bürger der freien Ausübung ihrer staatsbürgerlichen Rechte zu berauben; 2) willkürliche und gewaltsame Veränderung der Reichsgesetze; 3) Complot gegen die Sicherheit des Staats; 4) Erregung eines innern Kriegs durch theils befohlene, theils veranlaßte Bewaffnung der Bürger gegeneinander und Devastation von Paris und andern Orten. Dieser Beschluß wurde zuletzt am 29. Sept. gegen alle vier Minister mit 157 Stimmen gegen 69 angenommen, und die Deputirten, Bérenger, Persil und Madier Montjau zu Commissarien für die Anklage erwählt. Am 1 Oct. wurden die Verhandlungen vor dem Gerichtshofe der Pairs durch eine Anzeige der Deputirtenkammer eingeleitet. Die Instruction, wobei eine große Menge von Zeugen vernommen wurde, erforderte mehre Wochen, und erst am 29. Nov. konnte der Graf Bastard seinen Bericht erstatten. Auf letztern wurde von der Pairskammer beschlossen, die Minister in das Gefängniß des Pallastes Luxembourg bringen zu lassen, und am 15. Dec. begannen die öffentlichen Verhandlungen. Die Minister wurden zuerst nochmals vernommen, sodann die Zeugen. Die Minister lehnten alle Antworten ab, welche den persönlichen Antheil des Königs oder anderer Personen der königl. Familie an dem befolgten System und insbesondere an den Verordnungen vom 25. Juli betrafen, sowie sie auch vermieden Dinge zu berühren, wodurch

der Eine mehr als der Andere compromittirt werden konnte. Aber aus den Aussagen mehrer Zeugen ging freilich klar hervor, daß Fürst Polignac der Vertraute des Monarchen und Derjenige war, welcher der königl. Macht wieder ihren ehemaligen Umfang zu geben und die constitution. Schranken zu entfernen unternommen hatte, und eben dazu vom Könige erwählt worden war. Es ergeben aber auch die Verhandlungen, daß Fürst Polignac weder die Größe seines Unternehmens noch das Maß seiner Kräfte richtig zu beurtheilen im Stande gewesen war, und daß er in den entscheidenden Momenten weder Muth noch Einsicht genug besaß, zu einer durchgreifenden Maßregel zu schreiten. Am 18. December waren die Verhöre geschlossen; der Commissair der Deputirtenkammer, Persil, nahm das Wort, suchte aber die Anklage zu rechtfertigen und trug darauf an, sämmtliche Angeklagte für schuldig zu erklären, ohne doch die Strafe zu bezeichnen, welche sie treffen müsse. Hierauf sprachen die Vertheidiger der Angeklagten, zuerst der ehemalige Minister Martignac, dessen System einer constitutionnellen Verwaltung eben durch die größere Hinneigung zur absoluten Gewalt verdrängt worden war, als Vertheidiger des Fürsten Polignac. Die Aufgabe war gewissermaßen sehr leicht und sehr schwierig zu gleicher Zeit. Leicht, wenn man sich an das moralische Urtheil wendete und zeigte, wie das Ministerium durch den innern Zwiespalt in Frankreich dahin gebracht werden konnte, die Regierung in den Formen der Constitution für unmöglich und den von dem Hofe gewählten Weg für den einzig zum Ziele führenden zu halten. Der Erfolg ist dieser Ueberzeugung nicht günstig gewesen, und sie erscheint also jetzt als Irrthum. Die persönliche Rechtschaffenheit der angeklagten Minister ist in Allem, was gegen sie vorgebracht wurde, nicht von ferne zweifelhaft gemacht worden, und Alles, was ihnen zur Last fällt, ist nur ihr politischer Glaube. Von dieser Seite war es also leicht, sie zu vertheidigen. Aber das war freilich nicht die rechtliche Seite der Sache. Denn hierbei kam es nicht auf die gute Absicht der Minister, sondern auf die Gesetzmäßigkeit der Staatshandlungen an, für welche sie die Verantwortlichkeit übernommen hatten. Daran hielt die Anklage fest, und behauptete, daß die Einwirkung auf die Wahlen der Deputirten, die Auflösung einer Kammer vor ihrem Zusammentreten (also eigentlich eine Cassation der Wahlen), die Aufhebung von Gesetzen (der Wahlordnung und der Gesetze über die Bildung der Deputirtenkammer) durch königliche Verordnungen, und endlich, daß der Gebrauch der bewaffneten Macht gegen die Bürger gesetzwidrig und eine vorsätzliche Verletzung der Verfassung gewesen sey. Der Fall der Dynastie konnte die Verantwortlichkeit der Minister für die Gesetzmäßigkeit ihrer Handlungen nicht aufheben, und eigentlich dieselbe nur verstärken. Denn gerade dieser Erfolg mußte von den Ministern als mögliche Wirkung ihres Handelns mit erwogen und vermieden werden. Weniger ausführlich als die Vertheidigung für den Fürsten Polignac waren die Reden, welche Peyronnet für sich selbst hielt (Sitzung vom 19. Dec.), die Vertheidigungsreden Hennequin's für Peyronnet, Sauzet's für Chantelauze, und Cremieur's für Guernon de Ranville (Sitzung vom 20. Dec.). Mit wenig entgegneten darauf die Deputirten Bérenger und Madier de Montjau (21. Dec.) und den Schluß machten die Vertheidiger. Die Angeklagten traten um sechs Uhr Abends ab und wurden sogleich unbemerkt nach Vincennes zurückgebracht. Die Pairs zogen sich in das Berathungs-

zimmer zurück und um 10 Uhr Abends traten sie wieder in den Gerichtssaal, wo während eines tiefen und feierlichen Schweigens von dem Präsidenten das Urtheil gesprochen wurde. Daß Polignac, Peyronnet, Chantelauze und Guernon de Ranville sich durch Unterzeichnung der Verordnungen vom 25. Jul. und ihr Bemühen, solche zu vollstrecken, sich des Hochverraths schuldig gemacht hätten, und Fürst Polignac mit Deportation (statt derselben, weil sie unausführbar sey, mit lebenslänglicher Haft, jedoch den rechtlichen Folgen der Deportation, bürgerlichem Tod), die drei übrigen mit lebenslänglicher Gefangenschaft, Entsetzung von allen Würden, Aemtern und Ehren zu bestrafen, auch die Kosten des Processes zu tragen schuldig seyen. Die Verordnungen wurden in den Entscheidungsgründen für eine Verletzung der Verfassung erklärt, weil sie einen Uebergriff der königlichen Gewalt in die gesetzgebende und eine Veränderung von Gesetzen durch Ordonnanzen enthielten, und es wurde hingefügt, daß der persönliche Wille des Monarchen die Verantwortlichkeit nicht habe aufheben können; in Ansehung der Strafe aber, daß, da die Strafe des Hochverraths durch kein Gesetz bestimmt sey, der Gerichtshof diese ergänzen müsse. Als dieß Urtheil bekannt wurde, da wollte der Pöbel unter dem Geschrei: Tod den Ministern! ins Innere des Luxembourg eindringen, und da dieß nicht gelang, der Kanonen im Louvre sich bemächtigen; allein die öffentliche Ordnung siegte. Nun erst erfuhr das Volk, daß die Minister am 21. gegen Abend, gleich nach dem Schlußverhör, aus dem Luxembourg nach Vincennes abgeführt worden waren, wo man ihnen am 22. das gesprochene Urtheil bekannt machte. Am 29. Dec. wurden sie nach dem Schlosse Ham in der Picardie (Depart. der Somme) gebracht, wo sie am 30. ankamen und noch gegenwärtig als Staatsgefangene unter strenger Aufsicht leben, jedoch anständig behandelt werden und ihre Familien bei sich sehen dürfen.

Procession, öffentlicher Reihengang, besonders ein festlich geordneter Aufzug mehrer Personen in der kath. Kirche, ein feierlicher Gang der Geistlichkeit und des Volks um Altäre, Kirchen oder auf den Straßen, unter Herumtragung religiöser Gegenstände und Absingung von Hymnen, Psalmen und Gebeten, um Gott oder den Heiligen für Etwas zu danken oder von ihnen Etwas zu erbitten. Man nennt dergl. Bittgänge auch bisweilen Kreuzgänge, weil man gewöhnlich Kreuze und Fahnen dabei herumträgt. Werden sie nach einem entfernten heil. Orte, wo sich ein Marien- oder Heiligenbild befindet, unternommen, so heißen sie **Wallfahrten** oder Betfahrten, dergl. sonst auch häufig nach Jerusalem gemacht wurden, um Vergebung der Sünden am heil. Grabe zu erflehen. Processionen, ein Theil des symbolischen Naturcultus, waren schon bei den ältesten heidnischen Völkern üblich. Man trug dabei allerlei Sachen, welche zu Symbolen dienten, herum. Man ging z. B. um besäete Felder herum und besprengte sie mit geweihtem Wasser, um ihre Fruchtbarkeit zu befördern und sie vor Schaden zu bewahren. Die Feste, welche die Griechen und Römer zu Ehren des Bacchus, der Ceres, Diana und andrer Gottheiten anstellten, waren ebenfalls mit feierlichen Aufzügen begleitet, bei welchen man die Bilder derselben gewöhnlich vortrug. Noch jetzt sind Processionen bei den meisten heidnischen Völkern üblich. Seit der Zeit des heil. **Ambrosius** (s. d., im 4. Jahrh. Bischof zu Mailand) kamen auch in der christlichen Kirche Processionen auf. Man wird diese am richtigsten beurtheilen, wenn man Folgendes

bedenkt. Die kath. Kirche liebt das Feierliche. Feierlich sind aber die öffentlichen Aufzüge, man hat diese bei festlichen profanen Gelegenheiten, und man wird die menschliche Natur daher nicht unrichtig beurtheilen, wenn man auch bei wichtigen religiösen Veranlassungen, öffentliche kirchliche Umzüge hält. Die wichtigste Veranlassung ist das Fest des Frohnleichnams (s. d.), das Erinnerungsfest an jenes h. Sacrament, das allein die kath. Kirche noch ganz glaubt und bewahrt. Die Gemeinde versammelt sich dann um den Priester, der die Eucharistie trägt, es ist gleichsam ein feierliches Bekenntniß der Anhänglichkeit an die wahre Eucharistie. Der Herr wohnt nicht in Tempeln von Menschenhänden gemacht; dieser Satz wird anschaulich, wenn die Gemeinde, um die Eucharistie versammelt, in den grünen Fluren wandelt, betet und singt, und dort unter dem Schatten eines schönen Baumes des Herrn Wort verkündet wird. Innige Gemüther werden durch einen solchen Anblick wundersam bewegt. Da die Processionen an verschiedenen Tagen gehalten werden, so besuchen die Nachbarn einander bei solchen Gelegenheiten, sodaß auch hier die Kirche ein neues Mittel darbietet, wodurch der Mensch mit dem Menschen in Berührung kommt, wodurch sie sich das prosaische Leben erheitern. Dieß ist auch wohl die beste Seite der Wallfahrten. Nur ein eingetrockneter Geist könnte rathen, die Processionen abzuschaffen, und schwerlich möchte sie sich das Volk so leicht nehmen lassen. Bei den Protestanten haben die Wallfahrten und religiösen Auf- und Umzüge schon seit der Reformation aufgehört.

Procida, s. Neapel.

Proconsul und **Proprätor**. Anfangs wurde die Verwaltung der Provinzen des römischen Reichs von Prätoren (s. d.), in der Folge aber von Proconsuln und Proprätoren nebst ihren Gehülfen, den Quästoren und Legaten (s. dd.), besorgt. Den Namen Proconsul und Proprätor bekam ein Consul und Prätor, wenn er nach Verlauf seiner Amtszeit sich in eine Provinz zu deren Verwaltung begab. Als nämlich das röm. Reich einen ansehnlichen Zuwachs an Ländern bekommen hatte, wurde durch ein Gesetz des C. Sempronius Gracchus festgesetzt, daß in den consularischen und prätorischen Comitien der Senat 2 Provincias consulares und 6 praetorias bestimmen sollte, über welche die erwählten Consuln und Prätoren wenige Tage nach dem Antritte ihres Amtes loosen oder sich vergleichen mußten. Seitdem waren die Consuln und Prätoren nach der festgesetzten Ordnung auch die Statthalter der Provinzen. Die Geschäfte des Statthalters betrafen die Gerichtspflege, die Sorge für die übrigen Angelegenheiten der Provinz und den Oberbefehl der Truppen, welche sich daselbst befanden. Die Zeit war gewöhnlich auf 1 Jahr beschränkt, bisweilen wurde sie auf 2, selten auf 3 und mehre Jahre ausgedehnt. Nach seiner Rückkehr nach Rom war der Statthalter verbunden, binnen 30 Tagen über seine Verwaltung und über den Zustand der Provinz Bericht zu erstatten. Hatte er Ungerechtigkeiten und Bedrückungen erlaubt, so konnte er deßhalb vor Gericht angeklagt werden, und zwar repetundarum, wenn er Geld und Geschenke erpreßt, peculatus, wenn er öffentliche Gelder veruntreuet, oder criminis majestatis, wenn er das Heer mißbraucht hatte. Dennoch wurden die Provinzen im Ganzen auf vielfache Weise bedrückt und gemißhandelt. (Vgl. Provinz.)

Procopius aus Cäsarea, s. Byzantinische Schriftsteller.

Procopius, s. Hussiten.

Procurator, jeder Geschäftsverweser oder Bevollmächtigte zur Besorgung fremder Angelegenheiten. Die Römer ertheilten diesen Namen den Aufsehern über Landgüter, den Sachwaltern der Inselnbesitzer und den Verwaltern der Einkünfte des Kaisers, des Senats und der Bürger in den Provinzen, welche auch bisweilen die Stelle der Statthalter, besonders in kleinern Provinzen, oder in solchen vertraten, welche einen Theil der größern ausmachten, wie Pontius Pilatus in dem zur Provinz Syrien gehörenden Judäa. Das ältere römische Recht ließ nur in 3 Fällen Procuratoren zu, nämlich in Sachen, welche das Volk, die Freiheit und die Vormundschaft betrafen. In der Folge aber, da man die Einschränkung, sich nicht durch Andere vertheidigen zu können, lästig fand, wurden Procuratores ad negotia eingeführt, welche bloß bei den Richtern die Streitsachen der Parteien, anfangs unentgeltlich, später gegen eine Belohnung betrieben. Als das steife Formularwesen erweitert ward, erlaubte man rechtskundigen Personen (Cognitores juris), die Processe Anderer unter der merkwürdigen Einschränkung zu führen, daß sie Eigenthümer derselben wurden, d. h. sie in ihrem eignen Namen führten, und unterschied sie von den Procuratoren, welche die Privatangelegenheiten abwesender Personen ohne deren Auftrag besorgten. Jetzt versteht man unter Procurator Denjenigen, welcher von einem Andern durch eine Vollmacht den Auftrag erhalten hat, gerichtliche und außerordentliche Geschäfte für ihn zu besorgen, wenn er sich derselben aus irgend einer Ursache nicht selbst unterziehen kann. Da er den Eigenthümer der Rechtssachen vertritt, und sie in dessen Namen leitet, so ist er verbunden, beim ersten Termine durch Beibringung einer Vollmacht, die an manchen Orten eine gerichtliche seyn muß — welches man die Legitimation zum Processe nennt — zu beweisen, daß er von demselben zur Besorgung seiner Angelegenheiten bestellt sey, oder in Ermangelung derselben Bürgschaft zu leisten, daß er, wenn sein Mandant nicht alle seine Handlungen genehmigen sollte, dem Gegentheil den dadurch entstehenden Schaden ersetzen wolle. Obgleich ein Rechtsgelehrter und Procurator in Einer Person vereinigt seyn können, so ist doch dieses in der Regel nicht erforderlich, da Jeder, welcher die Geschicklichkeit zur Verwaltung fremder Geschäfte besitzt und nach den Gesetzen dazu befugt ist, das Aeußere eines Processes besorgen kann, wohin z. B. gehört, daß er die einreichenden Proceßschriften unterschreibt und für die Uebergabe derselben zur rechten Zeit Sorge trägt, daß er bei Ablegung eines Eides gegenwärtig ist, auf die gehörige Abwartung der Termine Acht hat, die Bekanntmachung eines Bescheides anhört, Geld in Empfang nimmt u. dgl. Der Procurator, welcher ohne besondere Erlaubniß keinen Andern an seine Stelle setzen darf, ist verpflichtet, die Angelegenheit seines Vollmachtgebers mit gewissenhafter Treue zu besorgen, die Grenzen seines Auftrags nicht zu überschreiten, und ist er durch eine allgemeine Vollmacht zur Verwaltung aller gerichtl. und außergerichtl. Geschäfte bestellt, nur solche Handlungen zu unternehmen, welche offenbar zum Vortheil des Letztern gereichen und von welchen zu vermuthen ist, daß sie dieser selbst unternommen haben würde. Nach Vollendung seiner Geschäftsführung muß er Rechnung ablegen und kann die dabei gemachten Ausgaben, wenn sie nöthig waren, zurückfordern; auch gibt ihm die Praxis Ansprüche auf ein Honorar für seine Mühe. Haben mehre

Personen das Geschäft eines Andern übernommen, so sind sie Alle für Einen und Einer für Alle (solidarisch) in Rücksicht der Folgen ihrer Handlungen verantwortlich, wenn nicht etwas Andres bestimmt worden ist. Den von einer Gemeinde bestellten Procurator nennt man Syndicus (s. d.). In Klöstern heißt der Conventual, welcher die ökonomischen und andern weltlichen Angelegenheiten des Klosters zu besorgen hat, der Pater Procurator oder Klosterschaffner. Durch einen Procurator oder Stellvertreter vermählen sich fürstliche Personen, wenn der Bräutigam einem Andern den Auftrag gibt, sich seine entfernte Braut in seinem Namen antrauen zu lassen, welches mit besondern Feierlichkeiten geschieht und die nämliche Gültigkeit hat, als wenn der wirkliche Bräutigam in Person gegenwärtig gewesen wäre. — Generalprocurator wurde vor der Revolution in Frankreich Derjenige genannt, welcher beim Parlament und bei den andern hohen Gerichtshöfen die Sachen, welche das Interesse des Königs betrafen, entweder selbst vortrug und betrieb, oder durch die Generaladvocaten besorgen ließ. (S. Staatsanwalt.) Auch die Königin und königl. Prinzen haben ihre Generalprocuratoren. — Procurator von San-Marco war der Titel der vornehmsten Staatsbeamten oder Senatoren in der Republik Venedig. Außer den 9 wirklichen Procuratoren, aus welchen der Doge gewählt wurde, gab es noch viele Titularprocuratoren, welche diese Würde mit den größten Summen bezahlten, da sie von dem venetianischen Adel wegen des damit verbundenen Ranges sehr gesucht wurde.

Procureur du roi, s. Staatsanwalt.

Prodikus, s. Sophisten.

Prodromus, der Vorläufer, ein gewöhnlicher Titel einer solchen Schrift, durch welche der Verfasser einen vorläufigen Begriff von Dem geben will, was er in einem spätern Werke ausführlicher zu behandeln gedenkt.

Produciren im weitern Sinne heißt etwas Neues zur Erscheinung bringen, im engern Sinne aber, eine Sache von Werth, ein Gut, gleichviel ob geistiges oder sinnliches, ob von Tausch- oder Gebrauchswerth, hervorbringen. Die Urstoffe zu allen Dingen, welche Güter seyn können, beut zwar ausschließlich die Natur dar, aber diese Urstoffe in wirkliche Güter zu verwandeln, kommt derselben nicht ausschließlich zu, sondern neben ihr zugleich der Willkür des Menschen. Ist von geistigem Produciren des Letztern die Rede, so wird darunter die Benutzung der von der Natur geschaffenen geistigen Stoffe zur Hervorbringung geistiger Dinge verstanden. So ist jede Entdeckung, welche der Mensch im Reiche der Wissenschaften macht, eine geistige Production seiner schaffenden Kraft, aber den Stoff dieses Erzeugnisses bilden die Geistestalente, wodurch erst die Entdeckung möglich geworden, und diese Talente sind nichts Andres, als Gaben der Natur. Was hingegen die sinnliche Production des Menschen betrifft, so kann dieselbe auf dreifache Weise sich äußern, nämlich: 1) indem sie auf Gewinnung der von der Natur hervorgebrachten sinnlichen Stoffe und Dinge verwendet wird, dann heißt sie Urproduction (s. d.); 2) indem sie auf Veränderung der äußern Form der von der Natur geschaffenen und durch die Urproduction gewonnenen Dinge verwendet wird, alsdann heißt sie industrielle Production; 3) indem sie eine Ortsveränderung der von der Natur geschaffenen

Dinge sowohl in ihrem rohen als durch menschliche Arbeit veränderten Zustande zum Behufe des Verkehrs beabsichtigt: im letztern Falle heißt sie commerzielle Production. Die Anhänger des Mercantilsystems (s. d.) halten nur diejenige Arbeit für schaffend, welche Metallmünze dem Lande zuführt, die Physiokraten (s. d.) nur solche, welche auf Erzeugnisse des Bodens gerichtet wird, die Jünger Adam Smith's nur solche, welche Dinge von Tauschwerth ins Daseyn ruft.

Profan, unheilig, weltlich, auch uneingeweiht in gewisse Mysterien oder Geheimnisse. Daher Profangeschichte, die weltliche Geschichte, im Gegensatz der Kirchengeschichte; Profanautoren, Profanscribenten heißen die griech. und röm. Schriftsteller, im Gegensatze der biblischen und kirchlichen.

Profeß, das Ordensgelübde, welches der Klostergeistliche nach überstandenen Noviciatjahren ablegt. (Vgl. Gelübde und Jesuiten.)

Profil. Dieses Wort wird sowohl in der Malerei als in der Baukunst gebraucht. Wer einen Menschen nur von der rechten oder linken Seite so sieht, daß dessen andere Seite ganz von der dem Auge entgegenstehenden bedeckt wird; der sieht den Umriß des halben, nach des Malers Ausdruck, ein Profil, und diese Art der Ansicht ist der geraden entgegengesetzt, da man eine Person von Vorne ansieht: sodaß die rechte und linke Seite des Körpers gleich vollständig in das Auge fallen. Hieraus versteht man auch den Ausdruck halb und dreiviertel Profil, jener bedeutet die Ansicht, da man von der hintern Hälfte des Körpers noch etwa die Hälfte, diese, wenn man noch etwa ein Viertel davon sieht. In der Baukunst bedeutet das Wort eine Zeichnung nach dem Durchschnitt; es sey, daß sie von einem ganzen Gebäude oder nur von einzelnen Theilen, von Säulen, Pfeilern oder einer ganzen Mauer gemacht werde. Das Profil zeigt demnach die ganze Dicke eines stehenden Theiles an und die Ausladungen aller hervorstehenden Theile. Insofern also die Zeichnung nur den äußern Schattenumriß eines stehenden Körpers anzeigt, ohne etwas von seinen zwischen diesen liegenden Theilen anzuzeigen, wird sie ein Profil genannt.

Progne, Prokne, s. Philomele.

Prognosticiren, Vorhersagen; — Prognosticon. Das letzte ist auch der Name eines Geräthes, welches das Wetter 24 bis 36 Stunden vorher verkündigen soll. Es besteht aus einem cylindrischen Glase mit einer Flüssigkeit gefüllt, in welcher sich ein Bodensatz befindet. Das Wetter soll durch das Trübewerden der Flüssigkeit voraus angekündigt werden.

Programm, eine öffentliche Einladungsschrift, so einer öffentlichen Handlung, besonders auf Universitäten und Gymnasien vorhergeht, wird auch Prolusion genannt.

Progression oder Reihe, in der Mathematik eine Folge von Größen oder Zahlen, welche nach einem gegebenen Verhältnisse zu- oder abnehmen. Weiset sich dieß Steigen oder Fallen durch Addition oder Substraction aus, so ist die Reihe eine arithmetische, ergibt es sich aber durch Multiplication oder Division, eine geometrische, weil dort das Verhältniß ein sogen. arithmetisches, hier ein geometrisches ist. So ist z. B. in der Reihe 3, 5, 7, 9, 11, 13 ꝛc. die Differenz 2, d. h. jedes Glied derselben steigt um 2, sie ist also arithmetisch; in der Reihe 2, 4, 8, 16, 32, 64 ꝛc. steigt jedes folgende Glied 2 Mal, folglich ist sie geometrisch. Die Lehre von den Progressionen findet nicht

allein in der höhern Mathematik, sondern auch in mehren wichtigen Berechnungen im bürgerlichen Leben, z. B. der Zins- oder Anatocismus-, zusammengesetzten Interusuriums- oder Rabattrechnung, bei Leibrenten, bei politischen Rechnungen und dgl., ihre Anwendung.

Prohibitivsystem, dasjenige politische oder staatswirthschaftliche System, wonach die Regierung die Gewerbe und den Handel durch Ein- u. Ausfuhrverbote von Landesproducten u. a. Waaren befördern und aufmuntern zu können glaubt. Nach einem entgegengesetzten Systeme aber ist Freiheit die Seele des Handels, wie sie auch die Seele der Production und Fabrication genannt werden kann. Denn je freier der Handel ist, um so schneller geschieht der Austausch, und um so mehr werden Künste und Gewerbe belebt. Jedes Land widme sich dem, für seinen Boden passendsten Erwerbe; es vervollkommnet ihn dann leicht und bringt ihn zu den mäßigsten Preisen hervor. Man überlasse einem Jeden, Waaren ab- und zuzuführen, wohin er will. Man gebe dem Meere jenes Recht, das die Natur ihm gab, von jedem Schiffe befahren zu werden. Man entsage dem ausschließenden Rechte über ein Element, das mehr als jedes andre geeignet ist, ein Gemeingut zu seyn. So wird man jene glückliche Epoche wieder erneuern, in welcher der Handel, von den Griechen auf Italien übergegangen, eine im Verhältniß des Zeitalters seltene Höhe erreicht, und damit auch Ackerbau und Industrie zu einem größern Flor hervorgebracht hatte. — Ein dem Handelsfreiheitssysteme ganz entgegengesetztes System hat die Handelspolitik der Gesetzgebung und Staatsverwaltung unter den Völkern des neuern Europas in Gang gebracht: — es ist das unnatürliche, die Völker einander entfremdende Prohibitiv- oder Verbotssystem, die Quelle ewiger Spaltungen, die den Neid und die Eifersucht der Nationen in steter Gährung unterhält und dadurch die Gesammtmasse der Hülfsquellen im Maße der Fehler vermindert, welche dieses falsche System begehen heißt. Die Natur hat einem jeden Staate eigne und besondere Producte zugetheilt. Der gleiche Fall ist bei allen Industriezweigen. Die Natur gab also dadurch zu erkennen, daß alle Nationen in Verbindung bleiben, sich wechselseitig geben, von einander empfangen und diesen wohlthätigen Tausch nicht aufheben oder einseitig beschränken sollen. Vergebens haben auch in den neuern Zeiten Adam Smith, Say u. A. ausgezeichnete staatswirthschaftliche Schriftsteller diese Wahrheiten ausgesprochen. — Von England ging das Prohibitivsystem aus. Durch seine Navigationsacte, die Neid und Haß gegen die Holländer geschaffen hatte, ward es befestigt. Der Prohibitiemus nöthigte die Engländer, sich der Fabrication mit verstärkter Kraft zu widmen, und so fand die Nation bald nur Geschmack an Demjenigen, was englischen Ursprungs war. Holland blieb dadurch die natürliche Niederlage aller Gegenstände im großen Handelsverkehr. Sein Handelsfreiheitssystem erhielt sich auch mit allen heilsamen Folgen von 1660—1747. Von da an aber näherte es sich, wie die meisten europäischen Völker, theils übelverstandenen Interesses, theils äußerer Verhältnisse wegen, dem Prohibitivsystem. Die fremden Nationen suchten also andere Märkte und ihre Schiffe andere Häfen. Frankreich, fast gleichzeitig mit England zu dem Prohibitivsystem übergegangen, hätte, nachdem Holland seinen natürlichen Beruf verabsäumte, durch Annahme eines durchaus freien Handelssystems die Niederlage für den Verkehr von ganz Europa werden können. Es hatte schon 1787 seinen äußern

Handel zu der Höhe von mehr als 600 Mill. Fr. an Ein- und Ausfuhr gesteigert, während England nur einen Umsatz von 450 Mill. aufweisen konnte. Durch die Revolution war auch die Stimmung zur Annahme der großen Maßregel gänzlicher Handelsfreiheit vorbereitet. Man erwartete mit Zuversicht ihre Ausführung, und wahrscheinlich würde dann der größte Theil des Continents diesem Beispiele gefolgt seyn. England wäre sonach durch Beibehaltung seines Ausschließungssystems gegen alle Mächte von Europa in eine feindselige Stellung gekommen. Allein die Anhänger des Prohibitismus siegten. Napoleon führte ihn vollends durch sein Continentalsystem zu der möglichsten Höhe, ohne zu erreichen, was man mit Anwendung so vieler Gewaltmittel für unfehlbar hielt. Im Gegentheile steigerte England in den 23 Kriegsjahren des Continents sein Uebergewicht auf der See, ward Meister der franz. Colonien, befestigte seine Macht in Indien, öffnete sich Brasiliens Häfen und die span. Besitzungen ꝛc. London ward der große Stapelort des europ. Staatenbedarfs, und die Continentalsperre hatte zuletzt den sonderbaren Erfolg, daß man aus den Händen der Franzosen die engl. Colonialwaaren empfangen mußte. England und Amerika blieben noch die einzigen Nebenbuhler; denn franz., span., holl., norddeutsche und ital. Flaggen waren von der See verdrängt. Mit dem allgemeinen Frieden gab England außer Batavia, Surinam und der Insel Bourbon nur Unbedeutendes zurück. Fester als je stand nunmehr seine Industrie- und Handelsoberherrschaft. Im Kleinen ahmten sie Holland und Frankreich, besonders gegen Deutschland, nach. Das engl. System, nichts aus der Fremde zuzulassen, was England selbst erzeugen könne, die rohen Materialien fremder Nationen zu verarbeiten und den Vorzug auf dem Meere zu behaupten, verknüpft mit einer seltenen Gewerbsenergie und zweckmäßigen Gebrauch seiner Reichthümer, blieb bis in die jüngste Zeit unverändert. Die Folge war, daß z. B. in den vier Durchschnittsjahren von 1819—22 England für 1.007.176.755 Franken Colonial- und fremde Waaren, und für 3.872.374.808 Franken Manufacturwaaren ausführte. Sobald es aber, wie jetzt der Fall ist, das Streben anderer Völker beobachtete, sich seiner Zinsbarkeit zu entziehen, ließ es mit seinem Prohibitivsysteme nach und gab nun auch zuerst das Beispiel der Empfänglichkeit für ein liberales Handelssystem. Dieses ist Canning's und Huskisson's Werk, unterstützt von dem damaligen Kanzler der Schatzkammer, Robinson. Nachdem nämlich eine vom Parlamente niedergesetzte Commission günstig für die Aufhebung aller Handelsbeschränkungen entschieden hatte, verfügte die Parlamentsacte vom 24. Juni u. A. hauptsächlich in Hinsicht Europas, daß dessen Producte mit Ausnahme von 11 Gegenständen, die der engl. oder der Flagge des Staates, der sie erzeugt, vorbehalten sind, unter jeder Flagge eingeführt werden können. Die Stapelacte vom 12. Mai 1823 ging noch weiter. Sie gestattet, unter Bedingniß der Wiederausfuhr, mit dem Rechte, die Waaren auf 4 Jahre in den engl. Lagerhäusern zu haben, mit Ausnahme einiger wenigen Artikel, die Einfuhr aller, bisher ganz verbotener Waaren, sowohl auf engl. als fremden Schiffen derjenigen Staaten, in welchen sie producirt werden. Für Seidenwaaren aber fing diese Begünstigung erst mit dem 5. Juli 1825 an. Die nämliche Acte gestattete auch große Erleichterungen in Hinsicht der in das Lagerhaus zu bringenden Waaren. Noch merkwürdiger ist die Parlamentsacte vom

12. April 1824. Sie ist eigentlich der erste Schritt außer der Bahn des absoluten Prohibitivsystems; denn sie erlaubt selbst die Einfuhr aller fremden Seidenwaaren vom 5. Juli 1826 an mit einer Abgabe von 30 Proc. Eine weitere Acte vom 3. Juni hob einige schon seit mehr als 200 J. bestandene Verbote der Ausfuhr, insbesondere das der Wolle, auf. Am 28. Febr. 1825 kündigte der Kanzler der Schatzkammer, bei Vorlegung des Budgets für 1825—27, noch eine weitere Verminderung der Eingangszölle von Eisen, Hanf, Kaffee, franz. Wein, Rheinweinen, span. und portug. Weinen, Rum und Kornbranntwein an, welche den Beifall des Hauses erhielt. Er sagte: „Ich denke, die erste Ursache zu diesem steigenden Wohlstande ist in der freisinnigern und großartigern Handelspolitik zu suchen, die wir in dem verflossenen Jahre angenommen haben, in den dadurch für die Bewohner dieses Landes vervielfachten Mitteln zum Verbrauche ausländischer Producte — der nothwendigen Folge des größern Wohlstandes aller Classen — und vor Allem darin, daß auch die auswärtigen Staaten durch uns selbst die Mittel und Kräfte erhalten, mehr von unsern Erzeugnissen zu verbrauchen. Und dieser Erfolg ist nicht bloß ein zufälliger, vorübergehender, und die vereinzelte Folge der besondern Lage eines oder des andern Landes. Er blüht uns, denke ich, aus ganz andern Gründen. Er ist die Folge eines tief in der menschlichen Natur wurzelnden Princips. Die Zunahme der Bevölkerung im Laufe der Zeiten mag die eine Ursache seyn; wesentlicher aber wirkt jenes in der menschlichen Natur liegende Grundprincip der Staatsgesellschaft, das Volk mit Volk verbrüdert, das eine zwingt, dem andern die Hand zu geben, in diesem wechselseitigen Verbande unaufhörlich neue Bedürfnisse, neue Genüsse des geselligen Lebens, neue Beziehungen zwischen Volk und Volk schafft, und das die allgütige Vorsehung in uns gelegt hat als Keime und Förderungsmittel der Vervollkommnung des Menschengeschlechts. Dieses Grundprincip kann durch Krieg in seinen segensreichen Folgen gehemmt, seine ewig wirkende Kraft durch mißverstandene Ansichten auf Abwege geleitet, ja oft ganz gelähmt werden, und wir selbst waren ja bestimmt, ein warnendes Beispiel zu geben, wie nachtheilig eine unvollständige Gesetzgebung in der Hinsicht wirken kann. Allein das Princip selbst ist ewig und seine Wirksamkeit stets dahin gerichtet, seine Segnungen über die ganze Welt zu verbreiten. Mit Recht wird man also sagen können, daß vermehrter Wohlstand, der auf dieses Princip sich stützt, nicht von zufälligen Ursachen abhängig ist und auf fester Grundlage ruht". — Blickt man auf den Geist der neuern engl. Parlamentsacten, so zeigt sich, daß England die Schiffe der neuen südamerik. Staaten, sowie Griechenlands mit ihren eignen Erzeugnissen an sich ziehen will, — daß es wohl einsieht, wie Jamaica und seine andern Colonien die Vorhand verloren haben, seitdem der Handel zu St.-Domingo frei ist. Deßwegen erlaubt es jetzt den engl. Schiffern, ihre Erzeugnisse direct nach jedem vortheilhaften Orte auszuführen. Daher entsagt es seinem bisherigen Monopol und gestattet die directe Einfuhr einiger fremden Erzeugnisse. Indem es Deutschland, den nordischen Völkern und Frankreich, die Lagerung mehrer Gegenstände gestattet, um sie nach Amerika, Indien und Afrika bringen zu können, weiß es wohl, daß es doch umgangen werden könne, und sichert sich also durch liberalere Einrichtungen die Vortheile der Transport-, Asse-

curanz- und Commissionskosten. — Dieser Umriß der Geschichte des engl. Prohibitivsystems enthält die Lehre, daß dasselbe bei großen Staaten, die begünstigt durch ihre Lage, ihre äußern Verhältnisse, den Geist der Nation, deren Hülfsquellen, die größere Leichtigkeit, den Prohibitismus handzuhaben, die kluge Benutzung der Zeitumstände 2c., die Nationalökonomie und den Volkswohlstand bis zu einer gewissen Grenzlinie emporheben könne, daß es aber sodann nach und nach wieder verlassen, und die natürliche Bahn der Handelsfreiheit aufgesucht werden müsse. Daß es dem Minister Huskisson mit diesem Systeme Ernst war, beweisen schon die Parlamentsverhandlungen über das Auswandern der Fabrikarbeiter und das Ausführen gewisser Maschinen. Die engl. Regierung, ihren sowie ihres auswärtigen Handels Standpunkt nie verkennend, weiß sehr wohl, daß die hoch gesteigerte Intelligenz des britischen Gewerbstandes, der in seinen Erzeugnissen eine Concurrenz wenig zu scheuen hat, daß die Ueberlegenheit der mechanischen Künste in England und die niedern Preise der landwirthschaftlichen Erzeugnisse, eine Lüftung der Prohibitivfesseln gestatten. Sie hat unverholen und mit Wahrheit erklärt, daß jetzt 20—30 Procente zum Schutze gegen die fremde Production hinreichen, und daß ein Industriezweig, der sich nicht ohne absoluten Prohibitismus aufrecht erhalten läßt, dem Staate nur lästig sey. Aus denselben Gründen erlaubt sie nunmehr die Ausfuhr der Schafwolle, welche die Schäfereien in Neusüdwales der sächsischen schon ziemlich nahe kommend liefern; denn die engl. Industrie ist so thätig, daß sie einen Mangel an Materialien nicht zu besorgen hat, vielmehr eine solche Ausfuhr ein neuer Sporn für den Landmann wird, abgesehen davon, daß ihren feinern Theil nicht leicht ein andrer Staat, als England selbst, wird beziehen können. Doch nicht allein die Nothwendigkeit, dem Schleichhandel auf die sicherste und vortheilhafteste Art zu steuern, hat die brit. Regierung zur Herabsetzung der Abgaben auf fremde Waaren, oder zur Freigebung verbotener Artikel bewogen, sondern auch die Erfahrung, daß ungeachtet der großen Herabsetzung der Abgaben 1824, die wachsende Zunahme des Handels die Regierung in den Stand gesetzt hat, neue Herabsetzungen in den Eingangsgebühren auf fremde Erzeugnisse vorzunehmen. Nach dieser doppelten Ansicht der Regierung, den Handelsverhältnissen Englands die größtmögliche Ausdehnung zu geben und den Schleichhandel zu verhindern, entwickelte Huskisson am 25. März 1825 im Unterhause den Plan, die Abgaben von allen in England einzuführenden Waaren herabzusetzen. Nach ihm soll England allen Völkern, welche den Briten gegenseitige Rechte zugestehen, den freien Handel mit den britischen Colonien gestatten und die Einfuhr aller Waaren in dieselben zulassen, welche nicht das Haupterzeugniß einer solchen Colonie bilden; doch selbst in diesem Falle sollen sie als Niederlagsgut, das zur Ausfuhr bestimmt ist, eingeführt werden können; auch den Colonien will man gestatten, nach Belieben Waaren ein- und auszuführen. Wo also, um auf den Hauptsatz zurückzukommen, in einem großen Reiche solche Elemente wie in England vorhanden sind, oder wie in Rußland, die Cultur in Hinsicht der Production und Fabrication noch auf einer untern Stufe steht, da kann ein wohlberechnetes Prohibitivsystem bis zu eigentlicher Erreichung des national-ökonomischen Zweckes gesteigert, wo nicht absolute gute Wirkungen hervorbringen, doch wenigstens solche Vortheile entwickeln, welche die Nachtheile überwiegen. Nie wird dieß

aber in einem kleinen, entweder nur zum Ackerbau oder zur Fabrication und dem Handel geeigneten Staate der Fall seyn, ausgenommen, er befinde sich in einer solchen Lage, daß er der falschen Handelspolitik aller ihn umgebenden Nachbarn folgen müsse, um sich nicht selbst aufzuopfern. Das Prohibitivsystem der vielen kleinen deutschen Staaten, die durch dasselbe in ihrer Isolirung der Production und dem Erwerbsleiße keine Stütze und Ermunterung geben konnten, weil der inländische Markt für den Absatz und Austausch zu beschränkt war, war daher unter keinen andern als den speculativen finanziellen Gesichtspunkt zu stellen, und es war ein Glück, wenn, wie in dem Königreiche Sachsen, der Prohibitismus nur dazu diente, eine mäßige indirecte Steuer geltend zu machen. Noch besteht zwar das Prohibitivsystem in den meisten europäischen Staaten, und je später es ergriffen wurde, desto mehr wird es fortdauernd gesteigert, wie Rußland und Polen in der jüngsten Zeit bewiesen. Allein es ist zu vermuthen, daß in derselben Art, von denselben Punkten aus, wo dessen Fäden immer fester übereinander gewunden wurden, sie sich auch nach und nach wieder aufrollen werden. Frankreich, die Atonie seines Großhandels fühlend, denkt an die Belebung seines durch Verbote niedergedrückten Transitohandels, und beschäftigt sich mit Errichtung oder Verbesserung von Canälen und Flußschifffahrt, da seine guten, mit keinen Abgaben belasteten Commercialstraßen die Handelslebhaftigkeit ohnehin unterstützen, sobald der Transit mehr entfesselt wird. Zwar war das den Kammern (1825) vorgelegte Douanengesetz nichts weniger als im liberalen Geiste abgefaßt, denn es hatte größtentheils den Zweck, die Handelsartikel Indiens, mit Ausschluß fremder Flaggen, Frankreich zuzuführen. Es erschwerte durch ungeheure Auflagen die fremde Schifffahrt, enthielt mehre absolute Verbote und steigerte so den Hang zum Schleichhandel, ohne dem franz. Commerz eine größere Ausdehnung zu geben. Allein es ward gegen die falsche ministerielle Ansicht die öffentliche Stimme immer lauter, wie sehr Frankreich im äußern Handel gegen England, Amerika, die Niederlande u. a. m. zurücksteht, da es im Ganzen jährlich nur für 390 Mill., mithin $^3/_5$ weniger als Großbritannien bei der Hälfte Bevölkerung ausführt. Es ward immer mehr öffentlich ausgesprochen, wie man dort dem Ackerbau eine Art Monopol zu sichern sucht und dagegen die Manufacturisten und Handelsleute, als die wichtigsten Consumenten, aus dem Auge verliert, ja, wie man bisher nicht einmal gewußt hat, welche Vortheile die franz. Schiffe vor den engl. voraus haben, indem ihnen keine ostindische Compagnie die Häfen vorschreibt, die sie besuchen dürfen. Sobald sich aber Frankreich der Handelsfreiheit nähern wird, ist sein Beispiel eingreifend auf alle übrige Staaten, besonders Deutschland, das die Nachtheile des Prohibitismus am stärksten fühlte, und dessen meiste Staaten sich jetzt zu einem Zollverbande vereinigt haben. (Vgl. Zoll- und Handelsvereine.) Wir Deutsche haben wenigstens nicht nöthig, gleich den Amerikanern am 22. Mai 1824, den Zolltarif zu Beschränkung der Einfuhr auswärtiger Fabricate zu verstärken, da unsere Fabrication keiner andern Begünstigung als der Ausdehnung des Absatzgebiets bedarf. Möchte also auch allenthalben eine solche Erklärung der Handelsfreiheit ausgesprochen werden, wie sie der Präsident Las Heras bei Eröffnung des Congresses der Platarepublik ausgesprochen hat. Nachdem er sagt, daß keine Privilegien irgend einer Art bestehen sollen, und die Republik dazu beitragen

möge, den traurigen Irrthum, daß Verbote und Beschränkungen den Reichthum und die Volkswohlfahrt befördern, zu verbannen, fährt er fort: „Außer dem Gesetze zur Sicherung der persönlichen Freiheit, der Denkfreiheit, der Unverletzbarkeit des Eigenthums und der Gleichheit vor dem Gesetze, eröffnet sich allen gewerbfleißigen Menschen die freie Concurrenz im Gebiete der vereinigten Provinzen. Dieses Gesetz ist eine Folge der Rechte des Menschen in der Gesellschaft, es wird das lebendige Princip der Vereinigung unter den Provinzen seyn, es wird den Samen der Eifersucht und der Vorurtheile ausrotten, welcher sie etwa beseelt, und endlich der Nothwendigkeit, Handelsverträge zu schließen, ein Ende machen, die als eine Frucht der Unwissenheit an sich blutige und für den Sieger nutzlose Kriege veranlaßt haben".

Projection, Hinwerfung des Bildes eines Gegenstandes auf eine Fläche, in dessen Abbildung durch gerade, entweder unter sich parallele oder nach einem gegebenen Punkte zusammenlaufende Linien, die die Entwerfungsfläche also in Punkten treffen, und durch diese Punkte das Bild machen. (S. Perspective.) Hiervon wird vorzüglich bei Entwerfung der Landcharten Gebrauch gemacht. Nimmt man z. B. bei Entwerfung eines Planiglobiums (s. d.) der Erde das Auge im Pol und die Ebene des Aequators zur Projectionsebene an, so erhält man eine Polarprojection der Erdhalbkugel. Und ebenso werden andre Projectionen erhalten, je nachdem ein andrer Standpunkt oder eine andre Entwurfsebene angenommen wird. Eine eigentliche Projection, welche nach ihrem Erfinder Mercator's, (s. d.) Projection heißt, wird namentlich bei Seecharten angewendet. Die Theorie derselben, und die der übrigen vorzüglichsten Projectionen, erläutert Bode in seiner „Anleitung zur Kenntniß der Erdkugel" (2. Aufl., Berlin 1803, mit Kpfrn.). Tiefere Untersuchungen gibt Lacroix in seinen „Elémens de géométrie descriptive" (4. Aufl., Paris 1812). Als eine der besten Projectionsarten wird in dem franz. Dépôt général de la guerre die Bonne'sche angewendet.

Prokris, des Erechtheus Tochter, und Gemahlin des Cephalus (s. d.).

Prokrustos, Folterer, der Beiname eines gewissen Räubers, dessen Aufenthalt zu Korydallos in Attika war. Er hatte zwei Bettstellen, eine sehr kurze und eine sehr lange. War der zu ihm kommende Fremde klein, so führte er ihn beim Schlafengehen zur langen Bettstelle und dehnte ihn, unter dem Vorwande, das Bett ihm anzupassen, so lange, bis er den Geist aufgab. War aber der Gast lang, so brachte er ihn zur kurzen Bettstelle und schnitt so viel von ihm ab, bis er hineinpaßte. Theseus (s. d.) brachte ihn bei Hermione ums Leben.

Prolegomena, ein griech. Wort, welches so viel bedeutet als Einleitung, Eingang, besonders zu einer Wissenschaft, Vorerinnerung.

Proletarius hieß in Rom Einer aus der ärmsten Volksclasse, dessen Kinder, weil er selbst dem Staate sehr wenig einbrachte, im Nothfalle dienen mußten. Die Franzosen haben dieses Wort übertragen und verstehen unter Prolétaire einen Bürger, welcher kein Eigenthum besitzt und daher in den öffentlichen Versammlungen keine active Stimme hat.

Prolog, in der dramatischen Poesie eine Art Vorrede, die vor dem Stücke selbst an die Zuschauer gehalten wird und mehr oder weniger in Beziehung zu demselben steht. Er kann sowohl von einer als auch von

mehren Personen gesprochen werden; bei den Griechen und Römern nannte man den Schauspieler selbst, der eine Rede sprach, Prolog (Prologos); er wurde unter diesem Namen gewöhnlich zu den Personen des Stückes gerechnet. Plautus und Terenz haben Prologe vor ihren Komödien. Jener läßt insgemein Etwas über den Inhalt und die Beschaffenheit des Stückes sagen, und seine Prologe haben durchgehends einen sehr lustigen Ton: bisweilen aber fallen sie ins Possenhafte. Terenz dagegen ist meist ernsthaft und vertheidigt sich oder sein Stück in dem Prologus. Aristophanes hat gar keinen Prolog. Beim Euripides sind die Prologe im eigentlichen Sinne Einleitung zum Stücke; sie betreffen die Fabel des Stückes selbst und sind bestimmt, dem Zuschauer dieselbe zu erklären oder bis zum Punkte zu erzählen, wo die eigentliche Handlung beginnt. Hierüber äußert sich A. W. Schlegel in seinen „Vorlesungen über dramat. Kunst und Literatur" also: „Da Euripides oft alles bisher Bekannte und Gewohnte (in den Fabeln) umstieß: so wurden ihm dadurch Prologe nothwendig, worin er die Lage der Sachen nach seiner Annahme meldet und den Verlauf ankündigt". Lessing hat in seiner „Dramaturgie" die seltsame Meinung geäußert, daß dieß von Fortschritten in der dramatischen Kunst zeuge, indem Euripides sich bloß auf die Wirkung der Situationen selbst verlassen und dabei nicht auf die Spannung der Neugier gerechnet habe. „Allein", fährt Schlegel fort, „ich kann nicht absehen, warum die Ungewißheit der Erwartung unter den Eindrücken, welche ein dramatisches Gedicht bezweckt, nicht auch ihre Stelle finden soll. Der Einwurf, auf diese Art werde das Stück nur das erste Mal gefallen, weil man nach der Bekanntschaft mit dem Ganzen den Ausgang schon vorher wisse, läßt sich wohl abweisen; ist die Darstellung nur recht kräftig, so wird sie in jedem Augenblicke den Zuschauer so festhalten, daß er unterdessen das schon Bekannte wieder vergißt und zu gleicher Spannung der Erwartung angeregt wird. Ueberdieß machen die Prologe die Anfänge der Euripideischen Stücke sehr einförmig; es hat ein großes Ansehen von Kunstlosigkeit, daß Einer herauskommt und sagt: ich bin Der und Der, Dieß und Das ist bis jetzt vorgefallen und Folgendes wird noch geschehen. Man möchte diese Weise mit Zetteln aus dem Munde der Figuren auf alten Gemälden vergleichen, welche sich nur bei großer alterthümlicher Einfalt des Styls allenfalls entschuldigen lassen. Allein dann müßte auch das Uebrige damit übereinstimmen, was beim Euripides gar nicht der Fall ist, wo die Personen im neuesten Tone damaliger Sitte reden. In den Prologen sowohl als bei der Auflösung ist Euripides sehr freigebig mit unbedeutenden Erscheinungen von Göttern, die sich nur durch das Schweben in der Maschine über die Menschen erheben und gar wohl entrathen werden könnten". In der neuern Zeit sind die Prologe vornehmlich auf der engl. Bühne üblich geworden, auf der kein neues Stück ohne einen Prolog, den entweder der Verfasser selbst oder ein Freund desselben abfaßt, erscheint. Insgemein stehen sie in keiner Verbindung mit dem Stücke und haben den Zweck, die Zuschauer für den Dichter oder für dessen Werk einzunehmen. Hierher gehören auch die bei den wandernden Bühnen in Deutschland gebräuchlichen Prologe, in denen eine Schauspielergesellschaft, wenn sie zuerst an einem Orte auftritt, oder dahin zurückkehrt, um Aufmerksamkeit, Beifall oder Nachsicht bittet.

Prolusion, s. Programm.

Prometheus, aus dem Titanengeschlecht (s. Titanen), war ein sehr kluger Mann, der die ganze damalige Art von Weisheit, die Arzneikunde, die Kunst Metalle zu graben und zu bearbeiten, sowie die Arten der Weissagung verstand. Er machte dann zuerst die Menschen aus Leim und Wasser. Hierzu nahm er von jedem Thiere eine Eigenschaft; nach Fulgentius gab diesem Menschen Minerva die Seele. So schildern ihn auch die Kunstwerke, wo er theils mit Hammer und Meißel arbeitet, theils aus einem Korbe mit Thon sie verfertiget, und Minerva mit dem Schmetterlinge, dem Symbol der Beseelung, hinter ihm steht. Prometheus war nach Hesiodus ein sehr verschlagener Kopf. Bei einem Weltstreit zu Mykene suchte er den Jupiter selbst zu überlisten. Er opferte nämlich einen Stier und schied das Fleisch von den Knochen. Hierauf schloß er die Eingeweide, das Fleisch und Fett in ein besonderes Fell ein; die Knochen aber sehr künstlich in ein zweites und ließ dem Jupiter die Wahl, welchen von beiden Stieren er wölle. Jupiter, der den Betrug wohl wußte, wählte den mit den Knochen. Aber aufgebracht über diese That enthielt er seitdem den Menschen das Feuer. Doch Prometheus stahl ihm heimlich das Feuer in einem Rohre hinweg. Zornig hierüber schickte Jupiter den Menschen die Pandora (s. d.) und mit ihr tausendfaches Unheil zu. Zur Strafe aber ward Prometheus an eine Säule gebunden und ein Adler neben ihn gesetzt, der ihm unaufhörlich die Leber fraß, die zur Nachtszeit wieder wuchs. Auf einer alten Gemme sieht man ihn mit einer angezündeten Fackel und einen Schmetterlinge dabei, zum Zeichen, daß die Alten zum Theil glaubten, die Seelen der Menschen entstunden aus jenem himmlischen Feuer. Zum Orte seiner Anschmiedung gab man bald den Berg Kaukasus, bald den Paropamisus an. Aeschylus ließ ihn an europäischen Gegenden des Oceans angeschmiedet seyn, sowie man auch sich nicht genug darüber vereiniget hatte, um welcher Ursachen willen eigentlich Prometheus angeschmiedet wurde. Man führte bald den Feuerdiebstahl, bald den falschen Ochsen, bald die Bildung der Menschen, bald Versuche, die Prometheus gegen die Keuschheit der Minerva unternommen haben sollte, an. So war auch, der Sage nach, Prometheus so lange verdammt, angeschmiedet zu bleiben, bis ein Unsterblicher sich sterblich zu werden wünschen würde. Dieß geschah, als Chiron aus großen Schmerzen über die ihm durch des Hercules Pfeile verursachte Wunde sich die Sterblichkeit wünschte. Endlich also, nachdem Prometheus dreißig Jahre jene Marter ausgestanden, befreiete ihn Hercules, indem er den Adler auf seinem Wege nach den Gärten der Hesperiden erschoß und ihn von seinen Banden losmachte. Zum Andenken an seine Strafe mußte nun Prometheus einen Kranz von geflochtenen Weiden tragen. Eine andere Dichtung liefert Hygin. Der gefesselte Prometheus hörte die Parzen sagen, es sey der Thetis bestimmt, daß ihr Sohn größer als sein Vater seyn werde. Dieß sagte er dem Jupiter wieder, der eben mit einer Verbindung mit der Thetis umging. Zum Danke machte ihn Jupiter seiner Bande frei, doch verband er ihn, zur Erinnerung an seine Strafe einen eisernen Ring an seiner Hand zu tragen. Prometheus hatte von der Asia nach Herodot, oder von der Hesione oder Arithea den Deukalion (s. d.) zum Sohne, dem er die bevorstehende Fluth voraussagte und ein Schiffe erbauete. In Athen ward ihm ein jährliches Fackelfest, zu Ehren der Künste, mit einem Wettlaufe mit Fackeln gefeiert, das man Prometheia nannte. Vgl. F. G.

Welcker, „Die Aeschylische Trilogie Prometheus (der Feuerraubende, der Gefesselte und der Erlöste) und die Kabirenweihe zu Lemnos &c." (Darmstadt).

Pronomen, Für- oder Personenwort, ein Wort, das in der Rede die Stelle des Hauptworts vertritt und so nicht bloß schleppendes Wiederholen verhütet, sondern zum Theil auch einem wirklichen Bedürfnisse abhilft. Diese Wörter bezeichnen das Verhältniß der Selbständigkeit entweder ohne weitern Nebenbegriff oder mit einem solchen. Jene heißen selbständliche Fürwörter (pronomina personalia), wie ich, du, er &c.; diese bekommen von den ihnen beiwohnenden verschiedenen Nebenbegriffen auch verschiedene Namen. So hat die deutsche Sprache außer den selbständlichen noch zueigende Fürwörter (pron. (possessiva), wie mein, dein &c.; hinzeigende (demonstrativa), wie Dieser, Jener &c.; vorausbestimmende (determinativa), wie Derjenige &c.; beziehende (relativa), wie welcher &c., und fragende (interrogativa), wie wer? u. a. — Nicht alle Sprachen sind sich in Zahl und Gebrauch der Fürwörter gleich. Namentlich herrscht in Hinsicht der selbständlichen die größte Verschiedenheit.

Pronuba, s. Juno.

Propädeutik, Vorübung, Vorbereitung; **Propädeutisch** daher Dasjenige, was zur Erlernung oder zum Unterricht einer Kunst oder Wissenschaft vorbereitet. Die Propädeutik oder Vorbereitungswissenschaft enthält die nöthigen Vorkenntnisse zur Betreibung einer Kunst oder Wissenschaft, gibt den Inhalt und Umfang derselben an, sowie die Methode, um sie planmäßig zu erlernen. Zu den propädeutischen Wissenschaften gehören nicht bloß die besondern Einleitungen in das Studium einer umfassenden Wissenschaft, sondern auch die sogenannten Hülfswissenschaften (Logik, Sprachwissenschaft &c.) und die Encyklopädien der Wissenschaften, die eine wissenschaftliche Uebersicht über den Inhalt derselben geben und dadurch die Einsicht in das Verhältniß der einzelnen Theile zum Ganzen erleichtern. Insbesondere wird aber Propädeutik einer Wissenschaft oder Kunst diejenige Lehre genannt, welche die nöthigen Vorbegriffe und bestimmten Regeln für das Studium derselben aufgestellt. So sind, nach Schulze, Logik und empirische Psychologie die Vorbereitungen und Wissenschaften zur Philosophie, die den philosophirenden Geist mit den Bedingungen bekannt machen, unter welchen er das Ziel seiner Bestrebungen erreichen kann. Vorzugsweise hat man aber Propädeutik der Philosophie diejenige philosophische Vorbereitungswissenschaft genannt, welche die allgemeinen Kennzeichen der Wahrheit oder die materiellen Bedingungen der Wahrheit unserer Erkenntniß untersucht und welcher Einige, in dem Sinne einiger älterer Philosophen den Namen Dialektik, Andere den Namen Fundamentalphilosophie, Fundamentalwissenschaft, philosophische Grundlehre u. s. w. gegeben haben. Ferner nennt man auch die mit der Encyklopädie der Philosophie verbundene Methodologie, philosoph. Propädeutik. Ebenso gibt es eine Propädeutik jeder andern Wissenschaft, der Theologie, Jurisprudenz, Medicin, Geschichte, Philologie u. s. w., ohne welche die Hauptwissenschaft sich weder gehörig verstehen noch mit Erfolg betreiben läßt; denn die Wissenschaften sind nicht das Werk einer augenblicklichen Auffassung, sondern bedürfen einer gründlichen Vorbereitung, ohne welche nur ein leichtes oberflächliches Wissen erlangt wird. Am meisten vernachlässigt man, sich die zur Ausübung einer Kunst nöthigen theoretischen Vorkennt-

nisse zu erwerben, weil man gewöhnlich glaubt, es komme dabei bloß auf das Praktische an; allein eine einseitige Bildung, die man so oft im Gebiete der Kunst erblickt, ist die beklagenswerthe Folge davon.

Propaganda. So heißen die im 17. Jahrh. entstandenen Anstalten, welche die Verbreitung des christl. Glaubens unter heidnischen oder überhaupt unter nichtchristlichen Völkern zum Zwecke haben. 1622 wurde von Gregor XV. die Congregatio de propaganda fide (s. d.), oder Versammlung zur Ausbreitung des Glaubens, gestiftet. Nach dem Vorbilde dieser wurde nicht lange darauf auch in protestantischen Ländern dergleichen Anstalten errichtet, denen man den Namen Propaganda gab. Unter ihnen ist die berühmteste, die 1643 in England gestiftete Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums in der neuen Welt. Karl II. bestätigte sie 1661 und ernannte den Robert Boyle zum ersten Director dieser Gesellschaft, die eine vollkommnere Gestalt annahm unter Wilhelm III., der die Zahl ihrer Mitglieder (Geistliche und Laien) auf 90 bestimmte und den Erzbischof von Canterbury als Präsident über dieselbe setzte. Ihre Blicke waren vorzüglich nach dem neueroberten Indien gerichtet, um dieses Land durch gemeinschaftliche Religion fester mit England zu knüpfen. Der König von Dänemark hat eine ähnliche Anstalt zu Tranquebar seit 1705 errichtet. Auch wurden zur Zeit der französ. Revolution vorgebliche geheime Gesellschaften und Anstalten, die zur Verbreitung revolutionnairer Ideen dienen sollten, Propaganden genannt.

Propertius (Sextus Aurelius), aus Hispellum, nach Andern aus Mevania in Umbrien gebürtig, der Sohn eines, wegen seiner Anhänglichkeit an Antonius, von Augustus verbannten röm. Ritters, einer der berühmtesten elegischen Dichter der Römer im Zeitalter des August. Von seinem Leben weiß man nicht viel mehr, als daß er, nach Beendigung der bürgerlichen Unruhen, zu Rom an Mäcen einen Beschützer fand, dem er auch des Kaisers Gunst verdankte. Er scheint, wie sein Busenfreund Ovid, ohne Amt und Geschäfte, fast einzig dem Genusse der Liebe und der Poesie größtentheils in Rom gelebt zu haben, wo er in der Blüthe seines Alters (gegen 12 v. Chr.) starb. Properz hat nicht die natürliche Leichtigkeit und Anmuth des Ovid und Tibull, aber viel rhetorische Kunst und Gewandtheit, dabei nicht selten eine unnachahmliche Kürze, die oft das Verständniß seiner Worte erschwert. Vorzüglich glücklich ist er in der Schilderung heroischer Gegenstände. Wir haben 4 Bücher seiner Elegien, von denen die letzte des 4. Buchs für eine der vorzüglichsten, ja für die allervorzüglichste gehalten, und deßhalb auch oft die Königin der Elegien genannt wird; doch ist sie nicht ganz frei von den Fehlern des Verfassers, Gezwungenheit und Gesuchtheit des Ausdrucks. Die Liebe ist ein Gegenstand vieler Properzischen Elegien; aber nicht die edlere, himmlische, die man von keinem römischen Dichter der damaligen Zeit erwarten darf, wiewohl nicht alle sich in gleichem Grade, wie Properz, in üppigen und wollüstigen Darstellungen gefallen. Auch finden sich, besonders im 4. Buche, mehre Gedichte, die bloß im elegischen Sylbenmaße geschrieben sind, aber ihrem Inhalte nach in die Classe des Lehrgedichts und erzählenden Gedichts gehören. Hier zeigt der Dichter vorzüglich seine Gelehrsamkeit und Belesenheit, wo er Gegenstände aus dem Gebiete der Mythologie behandelt, und wirkt deßhalb auch weniger auf das Gefühl. Wie überhaupt, so ahmte er auch hier die griech. Elegiker nach, namentlich der Alexandriner Kallimachos. Häu-

sig findet man die Elegien des Properz in Verbindung mit Tibull's und Catull's Gedichten herausgegeben. Die vorzüglichsten Ausg. sind von Brouckhusius (Amst. 1702 und 1727, 4.), Vulpius (Padua 1755, 2 Bde.), und Burmann und Santen (Utrecht 1780, 4.). Die neueste größere kritische Ausg. mit Commentar ist von Kuinöl (Lpz. 1805—5, 2 Bde.) und von Lachmann (Lpz. 1816). Eine deutsche Uebersetz. erschien von Knebel (Lpz. 1798) und von Strombeck (Braunschw. 1822).

Propheten (Seher), waren die Weisen, Gelehrten, Philosophen und Dichter der jüdischen Nation. Sie wurden seit Samuels Zeiten, jedoch nicht alle, wie Achas, in Schulen gebildet, und die Ueberlegenheit ihrer Einsichten gab ihnen ein großes Ansehen und einen bedeutenden Einfluß auf die Nation und ihre Verfassung, der um desto größer war, je mehr man die Ueberlegenheit ihrer Einsichten nicht ihnen selbst und der Selbstthätigkeit ihres Geistes, sondern dem Einflusse der Gottheit zuschrieb. Diese Idee floß unmittelbar aus dem von Moses gegründeten theokratischen System. Jehovah war der oberste unsichtbare Regent. Dieser mußte einen Dollmetscher haben, durch den er zum Volke redete und seine Gebote gab (2 Mos. 7, 1. 2.). Eben darum waren denn auch die Propheten, als Vertraute der Gottheit, Sacro sancti, unverletzlich. Ein solcher Dollmetscher des Jehovah war Moses selbst, und konnte um desto leichter dafür gehalten werden, da die Geschichte von ihrem Stammvater Abraham sie an der Möglichkeit eines vertrauten Umgangs eines Menschen mit der Gottheit gar nicht zweifeln ließen. Er verhieß ihnen solche Propheten auch für die folgenden Zeiten (5 Mos. 18, 15. 16.) und bestimmt die Kennzeichen genau, daran sie die wahren Propheten von den falschen unterscheiden könnten, nämlich den Abscheu vor der Abgötterei und abgöttischen Aberglauben der ägyptischen Schamanen (5 Mos. 13, 1. ff. 18, 9. ff.). Die große Absicht des weisen Gesetzgebers war, diese religiöse Ausartung seines rohen, unwissenden Nomadenvolks zu verhüten und dasselbe in einer beständigen Unabhängigkeit von den wenigen erleuchtetern und für das Gute eingenommenen Menschen zu halten, die unter ihnen als Lehrer der Religion und der Sitten auftreten würden. Glühender Enthusiasmus für die Verehrung des Jehovah, mehr durch Sittlichkeit als durch Opfer (Es. 1, 11—26.), strenger Eifer gegen jede Spur einreißender Abgötterei und Sittenverderbnisse (2 Kön. 1, 3.) und eine Fülle dichterischer Ideen, wozu denn noch das Auffallende der äußern Lebensart kam, die das Nasireat (4 Mos. 6.), wie bei Elias und Johannes, forderte, wodurch sie dem großen Haufen als Gott geweihte Heilige erscheinen mußten, waren die wesentlichen Merkmale, woran man die Propheten Gottes und die Propheten selbst ihren innern Beruf zu diesem Amte erkannten. Daher es auch nicht zu verwundern ist, daß sich nach der Rückkehr der Juden aus der babylonischen Gefangenschaft, seitdem sie mit den philosophischen Ideen der Orientaler und Griechen bekannt wurden, kein Prophet dieser Art mehr gefunden hat (1 Makkab. 9, 27.), weil es schwerer hielt, dafür erkannt zu werden, ohnerachtet das einreißende Sittenverderbniß die Erscheinung eines solchen Mannes den gutdenkenden Israeliten oft sehr wünschenswerth machte. (Vgl. Hebräische Literatur, und über die einzelnen Propheten: Jesaias, Jeremias, Habakuk &c. d. bes. Art.) — In spätern Zeiten haber religiöse Schwärmer nicht selten sich Propheten genannt, ohne ihren Beruf auf gleiche Art

rechtfertigen zu können. Besonders war das 17. Jahrh. reich an neuen Propheten und Prophetanten dieser Art, die die Kirchengeschichte unter die Schwärmer rechnet, und noch im Anfange des 18. Jahrh. erregten die Propheten aus den Sevennen (vgl. Inspirirte) und in den Rheingegenden ein vorübergehendes Aufsehen. Die Gegenstände ihrer Prophezeihungen waren die Erscheinung des Antichrist und das Gewebe von Träumereien, die durch den vorwitzigen Gebrauch der Offenbarung Johannis in Umlauf gekommen waren, sowie der Welt Untergang (S. Chiliasmus.) (Vgl. auch Weissagung.)

Propontis hieß bei den Alten, nach dem daranstoßenden Königreiche Pontus, das zwischen dem ägäischen und schwarzen Meere befindliche und mit ihnen durch den Hellespont und den thrazischen Bosporus verbundene Meer; jetzt, nach der größten in demselben belegenen Insel, Meer vom Marmora genannt.

Proportion (Ebenmaß), die Zusammenstellung zweier gleicher Verhältnisse. Die Vergleichung zweier Größen in der Mathematik kann immer auf doppelte Weise geschehen: entweder, indem bestimmt wird, um wie viel Einheiten das eine Glied größer ist als das andre, sodaß sie also nach ihrem Unterschiede (Differenz) verglichen werden, oder dadurch, daß die eine Zahl selbst zum Maße der andern genommen und bestimmt wird, wie oft die eine in der andern enthalten sey, d. i. ihr Quotient. Erstere Beziehung geben arithmetische Verhältnisse, letztere werden geometrische genannt. Die Differenz in jenem, der Quotient in diesem letztern heißt der Name oder Exponent des Verhältniß. Es besteht jede Proportion aus 4 Gliedern, 2 äußern und 2 innern. Eine Proportion, worin das zweite dem dritten Gliede gleich ist, heißt eine zusammenhängende oder stetige Proportion, zum Unterschiede jeder andern, die abgesondert heißt. Da in jeder Proportion arithmetischer Art die Summe der äußern Glieder gleich der Summe der innern, und bei einer geometrischen das Product der äußern Glieder gleich dem Producte der innern ist, so kann ein äußeres gefunden werden, wenn man bei einer arithmetischen die beiden innern addirt und das bekannte äußere davon abzieht, bei einer geometrischen, wenn man in das Product der beiden äußern Glieder dividirt. Das mittlere Glied einer arithmetischen stetigen Proportion wird gefunden, wenn man die beiden äußern addirt und halbirt; ein äußeres Glied aber erhält man, wenn man das mittlere doppelt nimmt und das bekannte äußere davon abzieht. Bei einer geometrischen stetigen Proportion wird das mittlere Glied gefunden, wenn man aus dem Producte der äußern Glieder die Quadratwurzel zieht, und ein äußeres erhält man, wenn man mit dem bekannten äußern in das Quadrat des innern dividirt. Macht man die vierte Proportionszahl wieder zur mittlern einer zweiten stetigen Proportion, und setzt man dieß Verfahren fort, wie $8-11=11-14$; $11-14=14-17$; $17=17-20$ rc., oder $4:8=8:16$; $8:16=16:32$; $16:32=32:64$ rc., so erhält man die Zahlen 5, 8, 11, 14, 17, 20 rc., oder 2, 4, 8, 16, 32, 64 rc. einer arithmetischen oder geometrischen Progression. Ausführlich und gründlich behandelt die Lehre der Proportionen aus Verhältnissen ein älteres Werk: Nicolaus Schmid's „Rechnenkunst" (Leipzig 1774, 2 Bde.).

Proportionalgrößen heißen in der Mathematik überhaupt Größen die einerlei Verhältniß zu einander haben, z. B. Proportionallinien. —

Proportionalcirkel, Verhältnißcirkel, ist ein Lineal, welches in seiner Mitte durchbrochen und hier in seinen 2 Hälften um ein Gewinde, gleich einem gewöhnlichen Cirkel, beweglich ist. Auf diesem Lineal sind in Linien die merkwürdigsten arithmetischen und geometrischen Verhältnisse angegeben. So gibt es z. B. zuerst eine arithmetische Linie, die gleich einem Maßstabe in gleiche Theile getheilt ist, oder deren Theile im arithmetischen Verhältnisse zu einander stehen. Ferner eine geometrische Linie, deren Theile in geometrischer Progression wachsen. Dann Linien für den Sinus, für die Tangenten, für das Verhaltniß der regulairen geometrischen Körper rc. Es ist von Just Byrge, einem Meßkünstler des Landgrafen Wilhelm zu Kassel, im 16. Jahrh. erfunden worden. Scheffel's „Unterricht vom Proportionalcirkel" (Bresl. 1781).

Proprehandel, **Eigenhandel**, heißt diejenige Gattung des Verkehrs, bei welcher der Handelsmann wirklicher Eigenthümer der Waare wird, aus deren nachherigem Verkaufe sein Gewinn entstehen soll; doch versteht man noch nicht darunter den Handel, welchen der Hervorbringer des Naturproducts oder der Verfertiger eines Kunsterzeugnisses mit demselben treibt, sondern man verbindet damit immer die Vorstellung, daß dem Verkaufe solcher Güter ein Kauf unter der Hoffnung eines von deren Wiederverkauf zu erwartenden Gewinns vorangegangen sey.

Propst (a. d. lat. Praepositus), in katholischen Collegiatstiften der Oberste derselben, welcher das Recht hat, das Capitel zusammen zu berufen; in den Kathedralstiften der Nächste nach dem Bischofe, der Vorsteher des Capitels — Dompropst. Im ehemaligen deutschen Reiche gab es einen gefürsteten Propst von Ellwangen. Bei den Protestanten hat dieser Titel verschiedene Bedeutungen. In Berlin, Breslau und einigen andern Städten des nördlichen Deutschlands heißen die Pastoren an den Hauptkirchen, im Holsteinischen einige Unterbehörden der Superintendenden, Pröpste. Feldpropst ist der oberste Geistliche bei einem Heere, der die übrigen Feldprediger unter sich hat.

Propyläen, **Vorhallen**, heißen bei den Griechen die aus Säulengängen gebildeten Einfassungen der gewöhnlich viereckigen Plätze vor den Tempeln, auf welchem unter freiem Himmel der Opferaltar stand. Berühmt sind die prachtvollen Propyläen in Athen, welche zur Akropolis (Burg) führten und von Perikles nach dem Plane und unter der Aufsicht des Mnesikles erbaut worden waren. Sie enthielten, außer dem mittlern zum Eingange in die Burg dienenden Hauptgebäude, noch zwei Nebengebäude, wovon das eine durch treffliche Malereien ausgeschmückt war, das andre einen Tempel des Sieges bildete. Nach ihrem Muster ist das brandenburger Thor in Berlin aufgeführt.

Prorogation, der Aufschub, die Hinaussetzung auf eine künftige Zeit, verschieden von der **Ajournirung** (s. d.) der Hinaussetzung auf einen der nächsten Tage. — Prorogation der Gerichtsbarkeit findet statt, wenn in einer Rechtssache die Gerichtsbarkeit über eine Person ausgeübt wird, welche sonst unter diesem Gerichte nicht steht.

Prosa. Oft hat man Prosa im Gegensatz von **Poesie** (s. d.) ungebundene Rede genannt; allein so wenig die Versification das Wesen der Poesie ausmacht, so wenig die freiere Bewegung der prosaischen Darstellung das Wesen der Prosa. Es ist diese Form ihrer Darstellung bloß ihr äußerer Charakter; sie hat aber auch einen innern Charakter,

wodurch sie sich wesentlich von der Poesie unterscheidet. Poesie und Prosa sind verschiedene Formen der Sprachdarstellung: ihr Unterschied beruht auf der Verschiedenheit der Vorstellungen, die der Mensch durch die Sprache auszudrücken sucht. Denn es gibt zwei Arten von Vorstellungen; die einen entspringen aus dem Dichtungsvermögen, die andern aus dem Denkvermögen des Menschen. Jene sind Vorstellungen der Einbildungskraft und heißen Anschauungen und Bilder; diese sind Vorstellungen des Verstandes und werden Begriffe genannt. Die Sprachdarstellung der Verstandesvorstellungen, die im Gegensatze der imaginativen philosophische heißen, ist Prosa, die als philosophische Sprachdarstellung im weitern Sinne, der imaginativen, der Poesie, durchaus entgegengesetzt erscheint. Das Streben der poetischen Darstellungen geht unmittelbar auf Schein, Täuschung und Idealität; während das Streben der Prosa unmittelbar auf Seyn, Wahrheit und Realität gerichtet ist. Die Poesie bezweckt, das angeschaute innere Leben des Individuums, das sich im Gefühle lebhaft ankündigt, zu veräußern; die Prosa zunächst die verständige Mittheilung bestimmter Kenntnisse und Erkenntnisse. Die Prosa hat sonach einen von ihrer Darstellung verschiedenen, genau bestimmten und begrenzten Zweck, und die Mittheilung und Darstellung der Vorstellungen durch sie ist das Mittel, diesen Zweck zu erreichen. Ihrem Charakter nach wird sie in die philosophische (im engern Sinne), die historische und rhetorische Prosa eingetheilt. Die philosophische Prosa ist aufs strengste objectiv und gebunden, besonnen und kalt. Sie ist der Ausspruch der allgemeinen Vernunft. Die kühnste philosophische Sprache, d. h. diejenige, die sich am meisten von der Sprache des gemeinen Lebens entfernt, wird in den strengen Wissenschaften herrschen: in ihr wird sich die imaginationsloseste Sprache finden, und das Ganze sich fast immer in der Sphäre der unsinnlichen Begriffe drehen. Je mehr die Wissenschaft an die Erfahrung grenzt, um so mehr wird sie von dieser Kühnheit ablassen und sich der Sprache des gemeinen Lebens nähern müssen. Am meisten nähert sich der populaire Vortrag der bloßen Verständigung, obgleich er sich noch immer wesentlich davon unterscheiden wird. Die historische Prosa unterscheidet sich von der philosophischen folgendermaßen: in dieser werden die Begriffe nie als reine Succession gedacht, sondern immer als Coordination und Causalität; die reine Geschichte, welche es mit etwas Aeußerm, mit der Erfahrung zu thun hat, kennt keine andere als die reine Succession, die bloß Folge der Begebenheiten in der Zeit, sie wird sich also weit mehr in der Sprachdarstellung der Sprache des gemeinen Lebens nähern. Bei dem wissenschaftlichen Streben der Geschichte aber wird sich auch die historische Prosa von der gemeinen Sprachdarstellung insoweit entfernen müssen, daß in derselben der freie Geist und das uninteressirte Auffassen sich darstellen. Dieß geschieht aber durch die auf die Sprachdarstellung selbst verwandte Sorgfalt, durch welche theils einige Rücksicht auf das Ohr und die musikalische Darstellung genommen, theils die Verständlichkeit der Reihen durch Leichtigkeit der Verbindung einzelner Wörter und ganzer Sätze erleichtert wird. Aber auch die verschiedene Auffassung der Geschichte wird die Darstellung mehr der wissenschaftlichen oder imaginativen Sprachdarstellung nähern. Die theoretische Prosa ist eine Vereinigung der philosophischen und historischen. Obgleich aber ihr Streben nur auf Wahrheit geht, so wird diese doch durch die Subjectivität des Darstellers an-

ders modificirt. Hierdurch dringt sich das Objective mit dem Subjectiven, und die Darstellung nähert sich mehr oder weniger der imaginativen, in welchem Grade, hängt von ihrer speciellen Anwendung ab und den dabei stattfindenden Absichten. Zugleich wird aber auch hier das Musikalische der Darstellung, welches in der imaginativen Sprachdarstellung natürlich eine wichtige Rolle spielen muß, da es ganz der Erfindung angehört, mehr hervortreten. Der Verstand stellt sich aber in Sätzen dar und zwar vorzüglich in Reihen, die gegeneinander in gewisse Verhältnisse treten. Dieß gegenseitige Verhältniß wird in der theoretischen Prosa, worin die Subjectivität mit hervortritt, oft durch die Empfindung bestimmt, also werden die Sätze gleichsam organisirt und dann zu einem organischen Ganzen verbunden werden. Diese Organisirung der Sprachsätze durch die Empfindung heißt Numerus und das organische Ganze heißt Periode (vgl. d.). Dadurch tritt nun für die Prosa eine neue grammatische Bestimmung ein; sie ist Sprachdarstellung zwar ohne Metrum, aber mit der Bestrebung zum Metrum durch Numerus und Periode. Beide, Poesie und Prosa, sind Einseitigkeiten, die ursprünglich nur eins waren und sich nur im Menschen trennen, insofern er sich vorzüglich als freie sinnliche und vorzüglich als freie geistige Natur darstellen will. Er wird aber beide wieder mit Freiheit verknüpfen können, und die Sprachdarstellung würde dann poetisch-prosaisch werden, sie würde Realität, aber eine ideale Realität. Daß eine solche Vereinigung nicht leicht auf dem Gebiete der philosophischen Prosa möglich sey, ist augenscheinlich, weil sich diese so viel als möglich von der imaginativen entfernt; ebenso wenig auf dem Gebiete der historischen Prosa, denn sie ist sklavisch an objective Wahrheit gebunden und ebenso wenig auf dem Gebiete der theoretischen Prosa; denn stellt die Prosa auch nicht objective Wahrheit, so stellt sie doch subjective auf, und die Verknüpfung der imaginativen Sprachdarstellung mit der philosophischen, der Idealität mit Realität ist unscheinbar: man würde der Rede nichts Schlimmeres nachsagen können, als sie sey Poesie. Es gibt aber im Gebiete der Geschichte zwei Punkte, in welchen die Imagination wirket und wo also eine solche Vereinigung des Idealen mit dem Realen möglich wäre. Der erste Punkt, wo sie entweder nicht an objective Wahrheit gebunden oder wenigstens diese nicht demonstrabel ist. Dieß findet statt in den Sagen, in den mythischen Zeiten vorschriftlicher Aufzeichnung, mit welcher erst die Geschichte beginnt. Hier ist aber rein poetischer Stoff: Material für die epische und dramatische Dichtung. Der zweite Punkt ist der: die Geschichte ist ein Eigenthum der Menschen, denn durch diese wird sie hervorgebracht, und ein jedes Individuum trägt dazu nach Kräften und unwillkürlich bei. In der Geschichte erscheinen aber nur die Personen, welche einen öffentlichen Einfluß auf diese Erscheinungen bewirken; alle übrigen, mögen sie an sich noch so interessant seyn, mag ihr Leben an innerer Realität noch so reich seyn, treten nicht über den Geist ihrer Bekannten und gehen im Allgemeinen unter. Hier ist der Punkt, wo Poesie und Prosa sich vereinigen können. Sind dergleichen Individuen in der Geschichte untergegangen, so steht es uns frei, sie außer dem Zusammenhang der Geschichte aufzufassen und ihre eigene Geschichte darzustellen. Die einzige Anforderung, welche die Wahrheit an den Darsteller macht, ist, daß in ihnen ein Bild der Menschheit auf-

gestellt werde. An diese erdichteten Individuen, welche auf diese Art Realität werden, lassen sich nun ganze Reihen von ebenso erdichteten Thatsachen anknüpfen, als ihre Umgebungen, Freunde, Geschäfte, welches alles als Realität erscheint. So fein in diese erdichtete Realität ein imaginatives Streben gelegt wird, insofern die Geschichte dieser Individuen poetisch behandelt wird, ist in der That Poesie mit Prosa, Idealität mit Realität verbunden, und das Product ist der Roman. Die poetische Darstellung des Realen, die Existenz, kurz das Leben, ist bei dem Roman die Hauptsache, und daher ist seine Darstellung mit Recht Prosa, und die Poesie wird ihrer eigenthümlichen Form des Metrum entbunden. Die Prosa des Romans läßt sich also als romantische Prosa bezeichnen. Von der Sprache des Epos entlehnt diese die Ausmalung der Gegenstände und der Stimmungen für die Imagination, wobei sie mit Wohlgefallen verweilt und es durch klare und lange Perioden, welche dabei den höchsten Grad des Wohlklangs haben, vollführt. Es war natürlich, daß man auch darauf verfiel, die Auffassung der Poesie in dem Leben durch die dramatische in deren Nebenarten zu bewirken. Die Prosa mußte sich nothwendig, besonders in der Komödie, genau an die Prosa des gemeinen Lebens anschließen. Jedoch gibt es auch sehr verschiedene Arten, die Realität aufzufassen, und je nachdem dieß der reinen Poesie mehr oder minder näher tritt, wird auch die Prosa mehr der imaginativen Sprachdarstellung oder der Prosa des gemeinen Lebens näher treten. Eine lyrische Prosa kann es nicht geben, denn die Lyrik geht unmittelbar aus der Empfindung hervor und kann also in der Verstandesdarstellung gar nicht stattfinden. Man hat versucht, eine solche lyrische Prosa aufzustellen; mit Recht wird sie aber von dem reinen Geschmack als unnatürlich verworfen und mit dem Spottnamen: tollgewordene Prosa belegt. Ueber den Unterschied der Prosa, Poesie und Beredtsamkeit s. Maaß's „Nachträge zu Sulzer" (Bd. 5), Mnioch's „Analekten" (2. Bdchn., Görlitz 1804) und Gottfr. Hermann's 2 Abhandl.: „De differentia prosae et poeticae orationis" (Lpz. 1803, 4.). Ueber die Prosa der einzelnen Sprachen s. die bes. Art., z. B. Deutsche, Englische, Französische, Italienische Sprache u. Prosa ꝛc.

Proscenium, s. Theater.

Proselyt. Dieses griech. Wort, welches ursprünglich einen Fremdling, Ankömmling, bedeutet, bezeichnet in Hinsicht auf Religion Denjenigen, der von einer Religionspartei zu einer andern übergegangen ist; zuweilen wendet man es auch auf Diejenigen an, welche nur die Religionspartei oder auch irgend eine andere, z. B. eine politische Partei, wechseln. Schon unten den Juden gab es Proselyten in dieser Bedeutung; man unterschied zwei Arten: nämlich die Proselyten der Pforte oder des Thors, und die Proselyten der Gerechtigkeit. Jene hatten zwar das Heidenthum verlassen und sich nach den sogen. 7 Gesetzen der Kinder Noah's zu dem wahren einzigen Gott bekannt, ohne sich jedoch der Beschneidung und der Beobachtung der übrigen mosaischen Vorschriften unterworfen zu haben. Sie hatten diesen Namen, weil sie nur in den Vorhof des Tempels zugelassen wurden und an dem Thore des Innern standen. Es war ihnen erlaubt, nur in den Vorstädten und Flecken zu wohnen. Zu Salomon's Zeit belief sich ihre Anzahl auf 150.000, die an dem Tempelbau arbeiteten und von den Kananitern abstammten. Die Proselyten der Gerechtigkeit waren Diejenigen, die dem Heidenthum

entsagt und den Judaismus völlig angenommen hatten. Sie waren beschnitten und hatten sich zur Beobachtung des mosaischen Gesetzes (Gerechtigkeit) verpflichtet. Nach der Beschneidung erhielten sie die sogenannte Proselytentaufe, d. h. sie wurden an einem Festtage in Gegenwart dreier Richter mit dem ganzen Körper in eine Cisterne voll Wasser getaucht. Hierauf wurden sie als von Neuem geboren betrachtet, und alle Verhältnisse, in denen sie vorher zu Eltern, Verwandten und Freunden, u. s. w. standen, wurden als nichtig angesehen. Solche Proselyten erfreuten sich derselben Rechte, derselben Religionsgebräuche und Ceremonien, als die gebornen Juden. Jedoch schloß das mosaische Gesetze einige Personen auf immer, andere auf gewisse Zeit von dem Vorrechte der Proselyten aus. Uebrigens waren die Juden eifrige Proselytenmacher; noch zu den Zeiten unseres Heilandes herrschte unter ihnen die Bekehrungssucht. Dieß erhellet daraus, daß Jesus es den Pharisäern vorwirft, daß sie See und Land umreiseten, um einen Proselyten zu machen, und ihn in einen größeren Sünder zu verwandeln, als er zuvor gewesen (Matth. 23). In der neueren Zeit nennt man Proselytenmacherei besonders das zudringliche Bestreben, Genossen einer fremden christlichen Religionspartei in die eigene herüberzuziehen. Da der Staat verpflichtet ist, die Gewissensfreiheit, die Selbständigkeit der moralischen Urtheilskraft, auch in religiöser Beziehung nicht nur anzuerkennen, sondern auch zu schützen, und da überhaupt alle religiösen Dogmen und Maximen der freien Ueberzeugung der Individuen überlassen bleiben, so ist deren Freiheit, ihre Religion zu ändern, eine nothwendige Folge. Die Staatsgewalt kann und muß Maßregeln wider Proselytenmacherei ergreifen, damit kirchliche Obern und Mitglieder sich nicht Verführungskünsten und einem unnatürlichen, mit der sittlichen Würde des Menschen und der Religion unvereinbaren Streben nach Glaubenseinheit hingeben, aber sie darf die Freiheit ihrer Staatseinwohner, die Confession zu wechseln, weder verhindern noch erschweren. Diese Freiheit ist in neuern Zeiten beinahe allgemein in allen deutschen Staaten verfassungsmäßig anerkannt worden. Aber gesetzlich wurde der freie Uebergang von einer Confession zur andern zuerst im preuß. Staate Jedem gesichert (Allg. Landrecht, II, 11, §. 41). Dabei hängt es jedoch von den Regierungen ab, gewisse Vorschriften zu geben, welche den unbedachtsamen Uebertritt verhindern sollen, der überhaupt nur den Erwachsenen oder Solchen, welche die Unterscheidungsjahre erreicht haben, gestattet ist. Das preuß. Recht (s. Landrecht, Anhang §. 104) bestimmt als Termin das zurückgelegte 14. J.; vorher darf Niemand, selbst mit Bewilligung der Eltern, zu einem öffentlichen Bekenntnisse seines Glaubens gelassen werden. Das bair. Recht läßt das Unterscheidungsalter mit der erlangten Volljährigkeit zusammenfallen, während dagegen nach dem königl. sächs. Mandat (vom 20. Febr. 1827) zur Uebertrittsfreiheit von einer christlichen Confession zur andern das erfüllte 21. J. erfordert wird. Unter den deutschen Staaten, die dem Uebertritte von einer christlichen Confession zur andern die meiste Aufmerksamkeit gewidmet und das dabei von den Seelsorgern und der weltlichen Obrigkeit zu beobachtende Verfahren am strengsten und mit zu großer Rücksicht auf die kirchlichen Grundsätze der katholischen Geistlichkeit geregelt haben, zeichnet sich besonders Oestreich aus; hier gelten sehr umständliche Vorschriften. — Die Geschichte der Religionsübertritte bietet unleugbar eine

Galerie nicht selten höchst ausgezeichneter Männer und Frauen dar, die theils durch Würde und Rang, theils durch Geist und Talent unter der Zahl der Convertiten hervorragen. Wir lassen hier zunächst eine Reihe derjenigen deutschen fürstl. oder gräfl. Personen folgen, welche bis jetzt von der evangel. Kirche wieder zur kathol. Kirche übergegangen sind: 1) Wilhelm, regierender Herzog von Jülich-Kleve-Berg, geb. 1516, der zuerst zur protest., dann wieder zur kathol. Kirche trat. Der Tod endete seinen 26jährigen Wahnsinn. 2) Eduard Fortunatus, reg. Markgraf zu Baden-Baden, geb. 1565, st. 1600. 3) Philipp II., Markgraf v. Baden-Baden, geb. 1559, st. 1588, wurde zum Uebertritt durch seine Mutter bewogen. 4) Jakob, reg. Markgraf von Baden-Hochberg, geb. 1562, st. 1600; Dr. Pistorius brachte ihn 1588 zum Uebertritt. 5) Karl, Maximilian und Gundabcar v. Liechtensten gegen Ende des 16. Jahrh. Zur Belohnung wurden alle drei in den Fürstenstand erhoben. Das Haus besteht noch fort. 6) Wolfgang Wilhelm, reg. Herzog v. Pfalz-Neuburg, geb. 1578, ward 1614 katholisch. 7) Johann, reg. Graf zu Nassau-Siegen, geb. 1583. 8) Albrecht, Graf v. Waldstein, geb. 1583, stürzte als Edelknabe aus dem dritten Stockwerke des Schlosses herab, ohne beschädigt zu werden, und trat theils deßhalb, theils aber auch um andere ehrgeizige Plane auszuführen, zur kathol. Kirche über. 9) Bruno III., Graf v. Mansfeld, geb. 1576, st. 1644, ward katholisch auf Veranlassung seiner Vermählung mit der Maria Mauriguez de Lara aus Spanien. 10) Johann Dietrich, Graf v. Löwenstein-Werthheim zu Rochefort, geb. 1584, ward katholisch 1621, st. 1644. Er ist der Stammvater des noch jetzt blühenden Hauses Löwenstein-Werthheim-Rochefort. 11) Johann Ludwig, reg. Fürst v. Nassau-Hadamar, geb. 1590, ward katholisch 1629 und darum in den Fürstenstand erhoben. 12) Julius Heinrich, reg. Herzog v. Sachsen-Lauenburg, geb. 1586, st. 1665. 13) Sein Bruder, seit 1665, reg. Herzog Franz Karl, geb. 1594, st. 1669. 14) Sein Bruder, Herzog Rudolf Maximilian, geb. 1595, st. 1647. 15) Alexander Heinrich, Prinz v. Holstein-Sonderburg, geb. 1608, st. 1667. 16) Christian Wilhelm, Markgraf v. Brandenburg, geb. 1587, wurde 1632 katholisch. 17) Christian Aribert, ein Sohn des Prinzen Aribert v. Dessau, st. 1677. 18) Friedrich, Prinz v. Hessen-Darmstadt, geb. 1616, ward 1636 in Italien katholisch, st. 1682. Er war Cardinal und Bischof von Breslau. 19) Ferdinand Franz, Graf v. Wied, geb. 1641, wurde Domherr zu Strasburg, Köln und Lüttich, und 1670 auf der Jagd erschossen. 20) Johann Friedrich, reg. Herzog v. Braunschweig-Hanover, geb. 1625, wurde 1652 katholisch, st. 1679. 21) Ernst, Landgraf zu Hessen-Rheinfels-Rothenburg, geb. 1623, wurde katholisch 1652, st. 1693. 22) Gustav Adolf, Graf zu Nassau-Idstein, geb. zu 1632, wurde katholisch 1653, st. 1664. 23) Christian August, reg. Pfalzgraf v. Sulzbach, geb. 1622, wurde katholisch 1655, st. 1708. 24) Eduard, Bruder des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, geb. 1625, st. 1663. 25) Christian Ludwig, reg. Herzog v. Mecklenburg-Schwerin, geb. 1623, wurde katholisch 1663, st 1692. 26) Gustav Adolf, Markgraf v. Baden-Durlach, geb. 1631, früher heimlich, seit 1663 öffentlich katholisch, st. als Abt zu Kempten und Cardinal 1677. 27) Ernst Wilhelm, Graf v. Bentheim, geb. 1623, 1668 durch den Bischof zu Münster, welcher den Grafen mit seiner Gemahlin, Gertrud v. Zelst, zu Koesfeld gefangen hielt, zum Uebertritt bewo-

gen; Letztere entging der Religionsveränderung, indem sie in Bauerkleidern entfloh; er st. 1693. Seine Nachkommenschaft, das jetzige Haus Bentheim-Steinfurt, ist reformirt. 28) Friedrich Magnus, Graf v. Castell zu Remlingen, geb. 1646, st. 1718. 29) Johann Friedrich Christian, Graf v. Solms-Lich, geb. 1644, st. 1668. 30) Georg Christian, Prinz v. Hessen-Homburg, geb. 1626, st. 1677. 31) Karl Friedrich, Markgraf v. Baden-Durlach, geb. 1651, st. 1676, wurde durch seine Mutter, eine Gräfin v. Hohenlohe, 1670 zum Uebertritt bewogen. 32) Ludw. Eberhard, Graf v. Leiningen-Westerburg zu Rixingen, st. 1688. 33) Sein Sohn Philipp Ludwig, Graf v. Leiningen-Westerburg, geb. 1652, wurde 1671 katholisch. 34) Philipp Albrecht, Graf v. Limburg, geb. 1648, st. 1682. 35) Joachim Ernst, Prinz v. Holstein-Plön zu Rethwisch, geb. 1637, wurde mit seinem einzigen Sohne Johann Ernst Ferdinand 1673 katholisch, st. 1700. 36) Karl Florentin, Wild- und Rheingraf zu Neuf-Ville, holländ. General, st. 1676; er ist der Stammvater der fürstl. Häuser Salm-Salm und Salm-Kyrburg. Bekanntlich ist der Fürst Konstantin v. Salm-Salm vor mehren Jahren zur evangel. Kirche übergetreten. 37) Ludwig Gustav, Graf v. Hohenlohe-Schillingsfürst, geb. 1634, st. 1697. 38) Christian, Graf v. Hohenlohe-Bartenstein, geb. 1627, st. 1675. 39) Johann Ludwig, Graf v. Kriechingen-Püttingen, wurde 1681 katholisch. 40) Albrecht, Herzog v. Sachsen-Weißenfels, geb. 1659, st. 1692. 41) Arnold Moritz Wilhelm, Graf v. Bentheim zu Bentheim, geb. 1663, wurde 1692 katholisch, st. 1701. 42) Christian August, Herzog zu Sachsen-Zeitz, trat zum Katholicismus über 1692, und wurde Bischof zu Raab 1696, Cardinal 1706, Erzbischof zu Gran und Primas von Ungarn 1707, kaiserl. Principalcommissarius zu Regensburg, und starb, ein eifriger Freund der kathol. Kirche, 1725. 43) Georg, Prinz v. Hessen-Darmstadt, geb. 1669, Vicekönig von Catalonien, st. 1705. 44) Friedrich, Prinz v. Hessen-Darmstadt, geb. 1677, wurde katholisch 1697, st. 1708. 45) Philipp, Prinz v. Hessen-Darmstadt, Bruder des Vorigen, geb. 1671, wurde katholisch 1693, st. 1714. 46) Heinrich, Prinz v. Hessen-Darmstadt, geb. 1644, Bruder der vorigen drei Prinzen. 47) Gustav Samuel Leopold, reg. Herzog v. Pfalz-Zweibrücken, geb. 1670, wurde katholisch 1696, st. 1731. 48) Ernst August, Prinz v. Holstein-Sonderburg-Augustenburg, geb. 1660, st. 1731, kehrte, nachdem er katholisch geworden, wieder zur evangel. Kirche zurück. 49) Friedrich August, Kurfürst von Sachsen, wurde 1697 katholisch; ebenso der Kurprinz Friedrich August 1717. 50) Anton Ulrich, reg. Herzog zu Braunschweig-Wolfenbüttel, geb. 1633, ging 1710, 76 J. alt, zur kathol. Kirche über. Merkwürdig ist, daß er wenige Jahre vorher evangel. Kirchenlieder, die seine Mutter in Musik setzte, dichtete; er starb 1714. Seine Söhne blieben der evangel. Kirche treu. 51) Friedrich, Herzog v. Holstein-Sonderburg zu Wiesenburg, geb. 1652, st. 1725. Sein einziger Sohn Leopold, geb. 1674, wurde ebenfalls katholisch. 52) Friedrich Wilhelm, Prinz v. Holstein-Sonderburg-Beck, geb. 1682, st. 1719. 53) Karl Alexander, seit 1733 reg. Herzog v. Würtemberg-Stuttgart, geb. 1684, st. 1737. Die Jesuiten gingen schon früher mit dem Plane um, das herzogl. Haus Würtemberg katholisch zu machen, doch gelang ihnen dieß nur bei dem Vorgenannten 1712. Sein dritter Sohn, Herzog Friedrich, mit einer preuß. Prinzessin vermählt, ließ seine Söhne in der evangel. Religion erziehen, und so erhielt Würtemberg seit 1797 wieder

evangel. Fürsten. 54) Moritz Adolf Karl, Herzog v. Sachsen-Zeitz zu Neustadt, geb. 1702, wurde nach seines Vaters, des Herzogs Friedrich Heinrich v. Zeitz-Pegau, Tode von seinem Vormunde Moritz Wilhelm in Zeitz in der evangel. Religion erzogen und 1715 confirmirt. Als kurz darauf der Cardinal von Sachsen mit seinem Bruder, dem ebengen. Moritz Wilhelm, eine Zusammenkunft an der böhm. Grenze hatte, wünschte er diesen Prinzen Moritz Adolf zu sehen; seine Mutter verhinderte es und nahm ihm mit sich nach Neustadt, wo er bis zum 18. Jan. 1716 blieb. An diesem Tage begab er sich auf die Jagd und wurde nach Böhmen entführt; ungeachtet aller Bemühungen seiner Mutter brachte man ihn darauf nach Wien, wo er am Sonntag Jubilate 1716 katholisch wurde. Er st. 1759 als Bischof von Königsgrätz und Leitmeritz, und mit ihm erlosch die Linie Sachsen-Zeitz. 55) Moritz Wilhelm, reg. Herzog zu Sachsen-Zeitz, geb. 1664, bekannte sich öffentlich zu Leipzig 1717 zur katholischen Religion, st. 1718. Eine Unterredung mit August Hermann Franke in Halle bewirkte, daß er 1718 wieder evangelisch wurde. Er ließ die zu Weida erbaute katholische Kirche niederreißen und verabschiedete Alle, die ihn zum Uebertritt verleitet hatten. 56) Johann Wilhelm, Graf v. Wurmbrand-Stuppach, geb. 1670, wurde katholisch 1722, st. 1750. Sein Bruder, Casimir Heinrich, wurde katholisch 1726, st. 1749. 57) Karl Ludwig, Prinz von Holstein-Beck, geb. 1690, wurde 1723 katholisch, st. 1774. 58) Christian Ulrich, Herzog von Würtemberg-Oels, geb. 1691, wurde 1723 zu Rom katholisch, st. 1734. 59) Friedrich Eberhard, Graf von Solms-Sonnenwalde, geb. 1691, wurde katholisch 1729, st. 1752. 60) Joseph Friedrich Wilhelm, Herzog von Sachsen-Hildburghausen, geb. 1702, wurde katholisch 1727, st. 1787. 61) Ernst, Graf von Metternich, preuß. Reichstagsgesandter zu Regensburg, ward am 24. Dec. 1727, 71 Jahr alt, drei Tage vor seinem Tode katholisch. 62) Christian Heinrich, Graf von Schönburg-Waldenburg, geb. 1682, wurde 1729 zu Wien katholisch, st. 1753. 63) Georg Leopold, Graf von Sponeck, Sohn des Herzogs Leopold Eberhard von Würtemberg, geb. 1697, wurde katholisch 1731, st. 1749. 64) Karl Ludwig, Graf von Leiningen-Hardenburg zu Bockenheim, geb. 1704, wurde katholisch 1736, st. 1747. 65) Friedrich, Prinz v. Pfalz-Zweibrücken, geb. 1724, wurde katholisch 1746, st. 1767. 66) Friedrich, Erbprinz, seit 1760 regierender Landgraf von Hessen-Kassel, geb. 1720, wurde katholisch 1749. Er erklärte seinen Uebertritt öffentlich 1754 und versprach, seine männlichen Nachkommen in der evangel. Kirche erziehen zu lassen. Friedrich II. von Preußen schickte die Söhne des Erbprinzen nach Holland, um sie vor dem Uebertritt zu wahren. Der Prinz hielt treu an seinen Versicherungen, auch nachdem er die Regierung angetreten hatte. 67) Johann Friedrich Ferdinand, reg. Graf von Pappenheim, geb. 1727, wurde katholisch 1773, st. 1792. 68) Christian, reg. Graf von Erbach-Schönberg, geb. 1728, st. 1799. 69) Christian IV., reg. Herzog von Pfalz-Zweibrücken, geb. 1722, wurde katholisch 1758, st. 1775. 70) Georg Ernst Ludwig, Graf zu Leiningen-Westerburg, geb. 1718, st. 1765. 71) Albert Christian Ernst, Graf von Schönburg zu Hinterglauchau, geb. 1722, wurde 1780 in Wien katholisch, st. 1799. 72) Wilhelm, Prinz von Pfalz-Birkenfeld, Herzog von Baiern, geb. 1752, wurde katholisch 1769. 73) Friedrich Leopold, Graf von Stolberg-Stolberg, geb. 1750, ward mit 12 Kindern, worunter 7 Söhne, 1800 katholisch, st. 1819. 74) Eduard

Heinrich, Fürst von Schönburg-Waldenburg, geboren 1787. 75) Friedrich IV., reg. Herzog zu Sachsen-Gotha-Altenburg, geb. 1774, st. 1825. Er wurde 1807 katholisch, begab sich jedoch, als er 1822 zur Regierung gelangte, aller staatsoberherrlichen Wirksamkeit in evangelischen Kirchensachen. Er war der einzige regierende Herzog zu Sachsen, der seine Religion änderte. 76) Adolf Friedrich, Prinz von Mecklenburg-Schwerin, geb. 1785, wurde 1818 zu Freiburg im Breisgau katholisch. 77) Ferdinand, reg. Herzog zu Anhalt-Köthen (nebst seiner Gemahlin) wurde katholisch 1825, st. 1830. — Von diesen 77 Confessionswechseln haben jetzt nur noch 13 fortdauernde Wirkung; die Häuser der 64 andern unter den Uebergetretenen sind erloschen. — Von Gelehrten, Künstlern Staatsmännern, die zur kathol. Kirche übergingen, mögen folgende genannt werden: Karl Franz Abro de Raconis; Vitus Ammerbach; Baronius Santenne; Peter Berg; Ismael Bouilland; Victor Brodeau; Prinz von Condé; Christoph Besold; David Augustin Bruges; Gottfried von Bukisch; Peter Cajet; Philipp Canaye (Herr zu Frené); Peter Caroli; August Casaubon; Coccius; Hugo Cressey; André Dacier; Desmahis; Johann Eckardt; Jeremias Ferrier; Kaspar Frank; Theodor Godefroy; Gudenus; Johann Hoffer; Lucas Holstenius; Ludolf Küster; Peter Lombez; Justus Lipsius; Johann Morin; Daniel Nessel; Barthold Nibus; Ulrich Obrecht; Isaak Papin; Johann Pastor; Wilhelm Rainold; Heinrich Sponde; Johann Wasleb; Georg Wizel; J. J. Winckelmann; Zach. Werner; die beiden Söhne des preuß. Geheimraths Goßlar in Köln; Ludwig von Haller; Friedrich von Schlegel (mit seiner Gattin, geb. Mendelssohn; auch die beiden Söhne der letztern aus ihrer ersten Ehe mit einem Juden, Veit, sind katholisch geworden); Adam Müller und dessen Stiefsoh•, Albert von Haza; Friedrich Christian Schlosser; Freudenfeld (Professor in Bonn); der ehemalige sächsische Minister Senft von Pilsach (mit seiner Gattin); Nathaniel Thayer (Prediger bei den Puritanern in Boston in Nordamerika); Ferdinand Neumann (Sohn eines protestant. Pastors aus Pommern); der Rabbiner Drach in Paris; de Jour (protestant. Prediger und Professor); Latour und Laval (protestant. Geistliche in Frankreich); Jarcke und Phillips (Professoren in Berlin); Balthasar von Kastelberg (Decan und Mitglied des Kirchenraths in Graubündten); Joh. Jak. Bachmann (Professor in Heidelberg); Dr. Baldamus; Joh. Tilt (ehemaliger Pfarrer an der Allerheiligenkirche in London); Joh. Peter d'Aldebert (Richter am hohen Gerichtshofe zu Nismes); Ludolf Beckedorf; Freiherr Karl von Hardenberg; Freiherr von Guttenhofen; Karl Biester; Ed. von Schenk; von Klinkowström; Dr. Bramston; Professor Fronsidas; Prediger Volz in Karlsruhe; van Eckstein; der Notar Le Sage ten Broeke (Redacteur eines holländ. theolog. Journals); Prof. Konrad Köhler zu Neustadt an der Aisch, mit 2 Brüdern; Prof. Durst in Düsseldorf; Goldmann (1827 Herausgeber des „Unparteiischen Literatur- und Kirchencorrespondenten"); Regierungsrath Riedel in Erfurt; Graf Wilhelm Bernhard zu Limburg-Stirum; Prof. Probst zu Basel; Friederike Charlotte Freifrau von Richthofen, geb. Prinzessin von Holstein-Beck-Glücksburg; George Spencer (Sohn des Lords Spencer und Bruder des Lords Althorp); Gräfin von Görz; Gräfin Elise von Salis-Soglio; Präsident von Schardt in Weimar; W. F. Schadow; Karl Vogel (Prof. in Dresden); v. Schnorr (Louis und Eduard) u. A. — Weniger reichhaltig ist die Liste Derjeni-

gen, welche die kathol. Kirche verlassen und zu der evangelischen förmlich übergetreten sind. Von ihnen nennen wir hier nur den ehemaligen Hofprediger zu Sevilla, Joseph Blanco White, in England; den ehemaligen ersten Vicar an der Kathedrale zu Paris, O'Egger; den Pfarrer Henhöfer zu Mühlhausen; den Fürsten zu Salm-Salm; den Prof. Fischer zu Landshut; die Grafen von Benzel-Sternau; den Schuldirector Fell zu Frankfurt am Main; den Gymnasialprof. Eisenschmid zu Schweinfurt; den Prof. von Reichlin-Meldegg; den Pfarrvicar J. Schütz zu Wieblingen bei Heidelberg und den Pfarrer Güth zu Kirchöhr im nassauischen Amte Montabaur, welche letztere Beide im Febr. 1832 zur evangel. Kirche übertraten. Eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte des Confessionswechsels ist aber der, ebenfalls der neuesten Zeit angehörige Uebertritt des kathol. Pfarrvicars J. E. Georg Lutz, sammt der Gemeinde Karlshuld im Donaumoose bei Neuburg und Ingolstadt, der er als Seelsorger vorstand. Sie erregte um so größeres Aufsehen, als der zur evangel. Kirche Uebergetretene von dem kathol. Bischofe zu Augsburg bis auf die letzte Zeit sehr begünstigt worden war, auch erst einige Monate vor seinem Uebertritte den bairischen Civilverdienstorden erhalten hatte. Aufschluß über diese Verhältnisse findet sich in der Schrift: „Geschichtliche Notizen über die bürgerlichen und religiösen Verhältnisse der Colonisten-Pfarrgemeinde Karlshuld auf dem Donaumoose" (1. Heft, Augsburg 1832), und „Bekenntniß der christl. Wahrheit, wie solche in der Pfarrei Karlshuld erbaut und geglaubt wird" (Neuburg 1832). Uebertritte von Seite der Katholiken werden überhaupt mehr bei dem geistlichen Stande vorkommen, da derselbe in seinen Verhältnissen nicht so ungehemmt seiner Ueberzeugung leben kann als der Laie. Will er das, so ist freilich für ihn der Confessionswechsel das bequemste Mittel.

Proserpina (Persephone), die berühmte Gemahlin des Pluto und Tochter des Jupiter und der Ceres. Als Proserpina erwachsen war, ward sie von Pluto entführt. Ueber diese Entführung hat der gelehrte Dichter Claudian ein eigenes Gedicht geschrieben. Unter den Alten schildert sie der Homerische Hymnus auf die Ceres am vollständigsten. Nach Nonnus vermuthete Ceres eine solche Entführung und schloß daher ihre Tochter sorgfältig in eine von Drachen verwahrte Höhle ein. Nach Apollodor geschah die Entführung mit Erlaubniß des Vaters, und Claudian läßt auch Minerven, Dianen und die Venus Theil nehmen. Der Ort, aus dem die Entführung geschah, war unter den Alten sehr verschieden angegeben. Gewöhnlich nennt man Sicilien. Der Homerische Hymnus setzt die Scene nach Nysa in Asien; Pausanias an den Kephissus in Attika; Andere nach Hermione in Argolis; Orpheus auf einen Ort am Ocean; Bacchylides aber nach Kreta. Die Homerische Hymne erzählt nun: Einst tanzte Persephone im Reihen der Nymphen, den Pallas und Artemis anführten. Sie entfernte sich, um Blumen zu pflücken. Denn Gäa ließ, um sie zu verlocken, Narcissen aus der Erde hervorsprossen. Plötzlich erbebt die Erde. Aides hob sich aus tiefer Kluft in den nysischen Feldern mit unsterblichen Rossen zur Erde hervor, ergriff das Mädchen und entführte es auf einem goldenen Wagen zur Unterwelt. Sie klagte. Umsonst war ihr Sträuben. Ihr Schreien hörten weder Götter noch Menschen, ihre Freundinnen nicht, nur Hekate, des Perseus Tochter, die Fackelträgerin mit glänzendem Hauptschmuck, und Helius.

So lange sie noch Land und Himmel und Meer sah und glaubte, die Mutter und die Götter wiederzuschauen, da hoffte sie, obwohl betrübt; und Höhen und Meertiefen ertönten von ihrem Ruf. Als die Mutter sie hörte, zerriß sie die Binde um die Haare, warf um die Schultern eine dunkle Hülle und stürzte sich wie ein Vogel, suchend über Land und Meer, Fackeln in den Händen, neun Tage, ohne den Leib zu pflegen: doch Niemand wollte ihr Auskunft geben. Am zehnten Tage begegnete ihr Hekate, die nichts gesehen hatte, und eilte mit ihr zu Helius, der ihr entdeckte, wie es Jupiters Wille also gewesen sey. Ceres versteckte sich aus Verdruß und entzog der Erde ihre Fruchtbarkeit. Als daher Jupiter die Iris an sie schickte, forderte sie, ehe sie zurückkehre, ihre Tochter. Jupiter willigte ein, Merkur, sagt die gedachte Hymne, brachte sie auf des Aides goldnem Wagen zur Oberwelt zurück. Pluto aber bat sie zuvor um Rückkehr und versprach ihr Alles zu unterwerfen. Er beredete sie dann, etwas von einem Granatapfel — dem Zeichen der Fruchtbarkeit — zu genießen. Nun schlägt ihr die erfreute Mutter vor, wenn sie überlistet gekostet habe, zwei Jahreszeiten bei ihr und dem Vater Kronion zuzubringen, die dritte aber zum Pluto zurückkehren und immer mit den duftenden Blumen wieder zu kommen. Große Freude war, und Hekate bot sich der Herrin zur Begleiterin dar. Zeus sendet, um Demeter abzuholen, die Rhea, die zuerst das narische Gefild (am Kephissus bei Eleusis) betritt, und gewährt den Vertrag der Theilung. Sie folgt und bedeckt die Erde mit Laub und Früchten; lehrte auch die Könige die Orgien, die nicht zu versäumenden, nicht zu erforschenden. Einige fügen noch hinzu, das Askalaphas, des Acheron und der Gorgyra Sohn, es verrathen hätte, was in Hinsicht der Granate geschehen sey, und darum habe Demeter im Hades einen schweren Stein auf ihn gewälzt, von welchem Stein Herkules ihn befreite. Proserpina blieb vom Pluto ohne Nachkommen. Eifersüchtig genug, verwandelte sie die Nymphe Menthe, die Beischläferin des Pluto, in einen Krausemünzenstock. Ungleich berühmter ist die Erzählung, daß sie den jungen Adonis erzog, und die Venus zwang, den Besitz desselben mit ihr zu theilen. (S. Adonis.) Proserpina ward in beiden Eleusinien neben ihrer Mutter verehrt. Sicilien erkannte sie ebenfalls für seine Schutzgöttin. Megalopolis hatte ebenfalls ihren Dienst. Auch war ihr Hain am Averner-See sehr berühmt. Sie ward als die eigentliche Königin der Unterwelt und der Schatten betrachtet. Daher ward ihr auch die Abschneidung des Haares der Sterbenden, womit diese dem Orkus geweihet wurden, zugeschrieben. So mußte ihr auch von den Lebenden, welche die Unterwelt bestiegen, ein goldener Zweig überreicht werden; dieß thaten Herkules und Aeneas. Proserpina ward oft von den Griechen Kora und von den Lateinern Libera genannt, auch ebenso oft mit der Hekate verwechselt. — Die alten Bildwerke von der Venus Proserpina stellt zusammen Gerhard in s. „Venere Proserpina illustrata“ (Fiesole 1826, m. lithogr. Bl.).

Prosodie. Unter diesem a. d. Griech. stammenden Worte versteht man den Theil der grammatischen Kenntniß einer Sprache, der die Länge und Kürze der Sylben und die Beschaffenheit der Sylbenfüße hauptsächlich für den mechanischen Bau der Verse bestimmt. Der Vocal muß ein gewisse Zeit durchlaufen, sodaß das Ohr ihr bequem auffassen kann: die kleinste Zeit, welche der Ton durchlaufen muß, ist das absolute Maß

des Vocals, und diese ist also die Kürze der Sprache. Die Dehnung oder Verlängerung des Vocals kann nicht, wie die des Tones, ins Unbestimmte hinaus geschehen, sondern auch sie hat ihr absolutes Maß, und dieß kann nicht über das Doppelte hinausgehen, also findet in der Sprache nur das Verhältniß von zwei zu eins statt. Diejenige Sprachen, welchen in ihrer musikalischen Sprachcomposition die Länge und Kürze an den Vocal, als an den Darsteller der Empfindung knüpfen, werden quantitirende genannt; in diesen ist Grundregel: jeder Vocal an sich ist kurz und jeder Diphthong oder Doppellauter, sowie jeder verdoppelte Vocal ist lang. Ferner, was die Consonanten betrifft, so fordern sie, besonders wo mehre zusammentreffen, ebenfalls ein Verweilen der Stimme, und machen also die Sylben lang. Dieser Einfluß der zusammentreffenden Consonanten auf den Zeitverhalt der Sylben wird von den Grammatikern Position genannt. Im Gegensatze von den quantitirenden, die bei Bestimmung der Längen und Kürzen der Sylben das musikalischere und poetischere Element, den Vocal, zum Grunde legen, werden diejenige Sprachen, die weniger auf die Volltonigkeit und mechanische Bildung der Sylben als vielmehr auf ihre Bedeutsamkeit sehen, also den Accent als Maß zum Grunde legen, accentuirende genannt. In diesen steht die accentuirte Sylbe der Länge und die accentlose der Kürze der quantitirenden Sprachen gegenüber. Solchergestalt läßt sich auch das sonst prosaische Element, der Accent, als musikalisches und poetisches betrachten; denn es werden sich in bestimmt accentuirenden Sprachen Reihen von Sylben nach gleichen Verhältnissen durch ihn verbinden lassen wie in den quantitirenden. Allgemein sieht man die neueren Sprachen als accentuirende an, und man hat auch lange Zeit diese Ansicht von der deutschen Prosodie gehabt, bis endlich Voß seit 1773 aus Theorie und Praxis zu erweisen suchte, daß die deutsche Sprache nicht bloß accentuirend sey, sondern daß sie neben dem Princip des Accentes auch das der Quantität habe. Er gab eine Zeitmessung der deutschen Sprache als Beilage zu seine „Oden und Elegien" (Königsb. 1802) heraus, in welcher er seine Ansichten ausführlich entwickelt. Indessen hatte der große Philolog Hermann durch sein lateinisches und deutsches Lehrbuch der Metrik sie wissenschaftlich zu begründen versucht. Allein dieser hatte keinen genügendene Erfolg, weil es Hermann an Kenntniß der Musik gebrach. Da stellte nun endlich Apel, ausgerüstet mit gründlichen musikalischen Kenntnissen, in seiner „Metrik" (Leipz. 1814) eine allgemeine auf, nachdem er vorher sein Theorie in einem Cyklus von Nachbildungen des Styls griechischer Tragödie zur Ausführung gebracht hatte. Hieraus ergab sich, daß die deutsche Sprache in der Mitte der quantitirenden und accentuirenden stehe, der Accent die Prosodie nur als inneres Princip beherrsche. Dem zufolge macht ein langer Vocal oder Diphthong die Sylbe lang, wird aber wie im Griechischen willkürlich, wenn unmittelbar darauf wieder ein Vocal folgt. Auch findet Position statt, wenn mehre Consonanten zusammentreffen. Doch darf eine Endsylbe, die durch Position lang geworden ist, nicht in der Arsis (Hebung) des Verses stehen; dagegen hat aber eine Endsylbe, die sich auch in der Arsis als lang bewährt, absolute Quantitätslänge, z. B, Armuth u. a. So haben wir also durch Apel ein Prosodie gewonnen, die auf deutlich entwickelte Grundsätze der musikalischen Natur unserer Sprache gebaut, aller Willkürlichkeit in der Messung der Sylben ein Ende machte. Ihre

Richtigkeit und Gültigkeit hat sich durch mehrfache Anwendung, besonders von Apel selbst, erprobt. Auch hat Hermann keinen bedeutenden Widerspruch gegen sie erhoben. Selbst Böckh's Einwürfe, der doch früher sich zu ihm neigte, fanden leicht in der Vorrede zur „Met.ik" ihre Widerlegung, und so steht denn zu erwarten, ob das Ohr noch länger durch das Auge tyrannisirt seyn wolle in Sachen des rhythmischen Gesanges, oder nicht. Näheres hierüber gehört unter d. A. Versmaß. Vgl. auch Grotefend's „Anfangsgründe der deutschen Prosodie" (Gießen 1816), und über die griechische Spitzner's „Versuch einer kurzen Anweisung zur griech. Prosodie" (Erfurt 1821).

Prosopöie, s. Personification.

Prospect, Prospectmalerei, s. Malerei.

Protagoras, ein berühmter griechischer Sophist, der um 443 Jahre vor Christi Geburt lebte. Er war aus Abdera gebürtig, von armen Eltern geboren, und soll selbst in der ersten Zeit seines Lebens sich mit Holzspalten genährt haben. Demokrit aber, der sein Genie kennen lernte, soll ihn aus seiner Dürftigkeit hervergezogen und zuerst seinen Geist gebildet haben. Er war bald einer der berühmtesten Weltweisen zu Athen, wo er sich niedergelassen hatte, und der eigentliche Sophist, der die vornehmsten Städte Griechenlands durchzog, seine Schriften vorlas, öffentliche Dispute anstellte, für Geld unterrichtete, und sich auf diesem Wege einen beträchtlichen Schatz erwarb. Wegen verschiedener Stellen in seinen Schriften wurde er in Athen des Atheismus angeklagt und aus Attika verbannt: seine anstößigen Werke verbrannte man auf dem Markte feierlich. Von seinen Lebensumständen weiß man übrigens wenig Zuverlässiges, auch nicht sein Geburts- und Todesjahr; doch erreichte er ein Alter von beinahe 70 Jahren. Außer der Philosophie trieb er auch die Poesie und Beredtsamkeit. Er hatte mehre Schüler und war Verfasser verschiedener Schriften, die sämmtlich verloren gegangen sind. In seinen philosophischen Grundsätzen war er ein Vorgänger der Skeptiker. Er behauptete, daß keinem Dinge ein absolutes bleibendes Seyn zukomme, daß sowohl die Materie in beständiger Veränderung begriffen sey, als auch der Zustand der Sinne und ihre davon abhängende Empfänglichkeit. Diese Grundsätze benutzte Protagoras, um Etwas so gut wie sein Gegentheil zu beweisen, um den Unterschied zwischen Tugend und Laster wegzuvernünfteln und die Philosophie zur Sklavin des Interesses eines jeden Individuums zu machen. In seiner Schrift von den Göttern wandte er sie auf das Daseyn derselben an und bewies darin, daß sie vorhanden und daß sie nicht vorhanden wären.

Protesilaus, ein Sohn des Königs Iphiklus von Phylace in Thessalien und der Diomedea. Eigentlich hieß er Iolaus, bekam aber jenen Namen, weil er bei der Landung der Griechen vor Troja zuerst von dem Volke ans Land sprang. Er führte die Einwohner von Phylace, Pyrrhasus, Iton, Anteum und Pteleum gegen Troja, war aber kaum ans Land gestiegen, als er schon, wie ihm ein Orakelspruch geweissagt hatte, von einem Trojaner, nach Einigen vom Hektor, nach Andern vom Aeneas, Euphorbus, oder Achates, niedergemacht wurde. Seine Gemahlin Laodamia, eine Tochter des Akastus, erflehete von den Göttern, daß er auf drei Stunden wieder ins Leben zurückkehrte, welche sie benutzte, sich noch einmal mit ihm zu unterreden; dann folgte sie ihm freiwillig in den Tod nach. Man nennt ihn mit unter den Freiern

der Helena. Sein Grab war auf dem Chersones bei Troja. Man verehrte den Protesilaus in Griechenland göttlich, und die Stadt Eleus im Chersones war im heilig. Er gab hier Orakelsprüche, vornehmlich den Athleten, und heilte mehre Krankheiten. Der Perser Artakles schändete seinen Tempel zu Eleus, indem er in demselben seine Wollust befriedigte und die darin befindlichen Schätze entwendete; aber die Götter straften ihn für seinen Frevel. Denn als er in der Folge in der Stadt Eleus von den Athenern belagert wurde und entfliehen wollte, wurde er gefangen genommen. Durch Schreckengestalten des Protesilaus geängstigt, versprach er, den entwendeten Schatz mit 100 Talenten zu ersetzen und für sich und seinen Sohn noch 200 zum Lösegeld zu geben; aber der athenische Feldherr Xanthippus nahm dieß Anerbieten nicht an, sondern ließ seinen Sohn steinigen und ihn selbst aufknüpfen. Auch in Abydus wurde er verehrt, und er hatte daselbst eine besondere Capelle.

Protestantismus. Im Allgemeinen kann Jeder, der eine Protestation einlegt, d. h. gegen einen aufgestellten Grundsatz oder eine von Andern ergriffene Maßregel Widerspruch erhebt und sich seine Ueberzeugungen und Gerechtsame dagegen verwahrt; Protestant heißen. Die Geschichte legt diesen Namen jedoch nur den Gliedern der evangel. Reichsstände bei, die gegen den durch Stimmenmehrheit entschiedenen Beschluß des Reichstages zu Speier („daß bis zu einer künftigen allgemeinen Kirchenversammlung weitere Neuerungen in Kirchensachen verhütet, die Messe ferner nicht abgeschafft, auch an den Orten, wo die neue Lehre schon überhand genommen, nirgend gehindert, keine aufrührerische Predigten gehalten und keine schmähende Schriften gedruckt werden sollten") den 19. April 1529 vor den versammelten Fürsten eine förmliche Protestation hinlegten, und deßhalb seit dieser Zeit protestirende Stände oder Protestanten genannt wurden, auch sich selbst so nannten. (S. d. folg. Art.) — Die Benennung Protestanten hat einen zweifachen Sinn, je nachdem entweder die im deutschen Reiche von der kathol. Kirche getrennten und durch gemeinsame Verpflichtung auf die augsburgische Confession mit einander zu einer Religionspartei verbundenen Stände nebst ihren Unterthanen, oder überhaupt diejenigen Christen, welche den Grundsatz des Widerspruchs gegen jedes menschliche Ansehen in Sachen des Glaubens und der ausschließlichen Unterwerfung unter die Aussprüche der heiligen Schrift und ihrer damit übereinstimmenden Bekenntnißschriften mit einander gemein haben, darunter verstanden werden. Im erstern Sinne war diese Benennung allerdings an die rechtlichen Verhältnisse der deutschen Reichsstände geknüpft, und auf die Reformirten, welche die augsburgische Confession nicht annahmen, wie überhaupt auf Evangelische außer Deutschland nicht anwendbar, weßhalb sie auch, da jene Verhältnisse nicht mehr bestehen, in der bekannten Auslassung der preuß. Regierung vom 30. Juni 1817 für veraltet erklärt und in die Geschichte verwiesen werden konnte. Im andern Sinne aber gehört der Ausdruck Protestanten keineswegs bloß der deutschen Reichs-, sondern der Weltgeschichte, und, weil er in dieser ein lebendiges, fortwirkendes, sich immer weiter entwickelndes Princip religiöser Denkart bezeichnet, auch der Gegenwart an. Beide Bedeutungen treffen in dem Begriffe zusammen, welchen die ersten protestantischen Gemeinden von diesem Namen hatten; nach demselben heißt derjenige Christ Protestant, der in Sachen

des Glaubens und des Gottesdienstes die Willkür und Obergewalt menschlicher Satzungen verwirst, die heil. Schrift als einzige Richtschnur seines Glaubens und Lebens anerkennt, die Freiheit dieser Richtschnur allein zu folgen, fordert, und als Glied einer kirchlichen Gemeinschaft sich auf die Bekenntnißschriften derselben, doch nur weil sie die biblischen Leben und die einmüthige Ueberzeugung aller Mitglieder dieser Kirche enthalten, auf so lange, als diese Ueberzeugung auch die seinige ist, verpflichtet. Der gegenwärtige Sprachgebrauch bringt es mit sich, die Glieder aller der Kirchen, die sich im Fortgange der Reformation unter der Leitung dieses Grundsatzes gebildet haben, Protestanten zu nennen. Dahin gehören die evangelisch-lutherische, die reformirte, die anglicanische, die mährische Brüderkirche, die Brüdergemeinde und jene Parteien, welche aus den Streitigkeiten der Reformatoren untereinander hervorgingen, wie die Remonstranten und Methodisten. Die Taufgesinnten, Quäker und Unitarier stimmen in der Protestation gegen den Katholicismus und jeden äußern Zwang mit den Protestanten überein; aber bei dieser Freiheit fehlt ihnen doch die Gesetzmäßigkeit, die der Protestantismus durch unbedingte Folgsamkeit gegen die klaren Entscheidungen des von ihnen in einigen Punkten willkürlich gedeuteten göttlichen Wortes beobachtet. Der Protestantismus bedient sich der Freiheit des Glaubens, der Lehre und des Gottesdienstes, die er seit seiner Entstehung unablässig behauptet, nur gegen die Anmaßungen menschlicher Machtsprüche, er vertheidigt sie gegen Alles, was seinem Fortschreiten zu einer hellern Erkenntniß, schriftmäßigern Lehre und erbaulichern Gottesverehrung in den Weg treten will; aber er wehrt ebenso nachdrücklich die Willkür subjectiver Meinungen und Einfälle, den Einfluß wanderbarer Zeitideen und Vorurtheile von seiner Auffassung des Christenthums ab, indem er die religiösen Ansichten der Einzelnen dem Worte Gottes unterordnet und dessen Aussprüche, wie sie nach den Regeln einer vernünftigen Auslegung einander gegenseitig erläutern und bestätigen, als göttliche, über jeden Widerspruch erhabene Entscheidungen achtet. Daher fordert er von seinen Bekennern den Glauben an die auf diese Art aus der heil. Schrift hervorgehenden Wahrheiten des Christenthums. Sie dürfen und sollen allerdings ihre Vernunft gebrauchen, um aus dieser alleinigen Quelle immer genauer zu erforschen, was christliche Lehre sey, und der erforschten Wahrheit die Form zu geben, in welcher sie nach Maßgabe der verschiedenen Zwecke der Mittheilung derselben faßlich, erwärmend und fruchtbar werden kann — und dieß ist insonderheit das Geschäft des evangel. Lehramtes; — aber in den Stoff und Gehalt der christl. Lehre etwas einzumischen, was in den Ergebnissen einer redlichen und bescheidenen Schriftauslegung keine Bestätigung findet, wäre ein Verfahren, dem die geschichtliche Entwickelung und reinchristliche Richtung des Protestantismus durchaus keine Rechtfertigung gibt. Denn da der Geist des Protestantismus jedem seiner Bekenner die Pflicht auflegt, durch Selbständniß und eigne Ueberzeugung zum Glauben an die Wahrheiten des Christenthums zu gelangen, so kann er zu denselben nur Das rechnen, was von der allgemeinen und höchsten Vernunft, d. h. von Gott, geoffenbart ist, und daher die Vernunft jedes Menschen sowohl vermöge ihrer Verwandtschaft mit der göttlichen schon an sich befriedigen, als auch aus Ehrfurcht gegen das Allgemeingültige gesetzlicher göttlicher Aussprüche zur Unterwerfung verpflichten muß. Der Protestantismus leugnet zwar

keineswegs, daß der Wille Gottes sich auch in der Natur und durch den Gang der menschlichen Schicksale kundgebe, bindet aber die Versuche, diese hieroglyphische, menschlichen Augen nicht klar und verständlich genug vorliegende Offenbarung aufzufassen und zu deuten, an die Regel des Glaubens, welche der religiöse Inhalt der heiligen Schrift, als der unzweifelhaften und deutlichsten Offenbarung Gottes, an die Hand gibt, weil er voraussetzt, nur in ihr habe Gott geredet und ausgesprochen, was christl. Lehre sey. (Vgl. Offenbarung.) So bewahrt er in seiner Freiheit den Gehorsam, den der Mensch dem höchsten Gesetzgeber schuldig ist, und protestirt gegen das Eindringen selbsterdachter, dem schriftmäßigen Lehrbegriffe (s. Symbolische Bücher) nicht entsprechender Lehrsätze menschlicher Philosophie, wären sie auch von der Vernunft weiser Männer für wahr erkannt, ebenso ernstlich als gegen den Katholicismus. Demnach ist der Protestantismus, wie das Christenthum selbst, ein objectiv in sich abgeschlossenes System religiöser Wahrheit, dessen formale Ausbildung und subjective Erkenntniß unablässig vervollkommnet und in Gesinnung, Wandel und Gottesdienst seiner Bekenner lebendig werden soll. Diesen hat er nach den Vorschriften des N. Test. und dem Muster der ältesten christl. Kirche, in der den Bedürfnissen vernünftiger Menschen zusagenden würdigen Einfachheit, mit dem Vorbehalte geordnet, außer den von Christo selbst eingesetzten und daher unabänderlichen Sacramenten (Taufe und Abendmahl) keinem Kirchengebrauch eine durch die Handlung selbst segnende Kraft beimessen, und, wenn die fortschreitende Erkenntniß Veränderungen darin nöthig macht, jedem eine zweckmäßigere Einrichtung geben zu dürfen. Im folg. Art. findet man die Eigenthümlichkeit und geschichtliche Bedeutung des Protestantismus dargestellt. Doch schon aus den hier angegebenen Grundsätzen desselben erhellt sein Verhältniß zum Katholicismus. Als Lehre und Gottesdienst kann jeder von beiden ohne den andern bestehen, ja das kirchliche Princip des einen schließt den andern aus, und, wenn der Protestantismus den Katholicismus duldet und als christlich anerkennt, dieser aber jenen nicht dulden, für ketzerisch erklären und ausrotten will, so handeln beide ihren Grundsätzen gemäß. Als geschichtliche Erscheinungen und Elemente der Bildung des Menschengeschlechts zeigen aber beide in der geselligen Reibung und Wechselwirkung ihres wirklichen Lebens, daß sie einander bedingen, anregen, warnen und ergänzen. (Vgl. Katholicismus und Tradition.)

Protestantismus und Reformation. Daß in der christlichen Kirche über die Richtigkeit religiöser Ansichten gestritten, und daß Mißbräuche, die eingeschlichen, gerügt worden: diese Erscheinung ist allen Zeiten gemein gewesen. Die Kirche entschied die Streitigkeiten, schloß die Andersdenkenden aus ihrer Gemeinschaft aus und bewirkte auch die nöthigen Reformen. Der Charakter der Reformation, wovon hier die Rede ist, ist aber von jenen Arten der Reformen mannigfach verschieden; die Reformation war, wie jede große Begebenheit, durch die Zeit vorbereitet. Es waren gegen das Ende des Mittelalters verschiedene Mißbräuche in der Kirche eingerissen. In Deutschland herrschte außerdem eine sehr verbreitete Abneigung gegen den römischen Stuhl. Die heftigen Streitigkeiten der Päpste mit den Kaisern im 12.—14. Jahrh. hatten einen Keim von Unzufriedenheit zurückgelassen, der nur einer geringen Veranlassung bedurfte, um in offenbare Feindseligkeiten emporzuschie-

ßen; und in den letzten Jahren war die öffentliche Stimmung durch häufige, aber fruchtlose Beschwerden (z. B. in den Reichsabschieden von 1500 und 1510) über die Mittel erbittert worden, deren sich der von ungezähmter Geldgier ergriffene päpstl. Hof bediente, um seine Schatzkammer auf Kosten der Deutschen zu füllen. (Nach Maximilian I. eigener Aussage jährl. mit über 500.000 Dukaten.) Dazu kam, daß die vornehmsten deutschen Prälaten zugleich weltliche Fürsten waren, und da sie mehr ihrer Geburt als nach Verdienst befördert worden waren, so pflegten sie ihren geistlichen Charakter oft ihrem weltlichen unterzuordnen. Daher vernachlässigten sie ihre bischöfl. Obliegenheiten; der beinahe jeder Aufsicht enthobene Klerus verfiel in Unwissenheit und Unsittlichkeit; und das Volk, welches für Leute, die es nicht achten konnte, auch keine Ehrfurcht mehr hegte, schmählte über die Reichthümer der Kirche, klagte über die Strenge, womit die ihr zustehenden Giebigkeiten eingetrieben wurden, und rief laut um Abstellung vieler wahren oder eingebildeten Beschwerden, die aus den Forderungen der Päpste und der bischöfl. Gerichtsbarkeit entsprangen und seit Jahren der Gegenstand von Berathungen und Vorstellungen, ja sogar von Drohungen gewesen waren. Selbst der Kirche Oberhaupt war nicht fleckenlos. (Vgl. Alexander VI. und Julius II.) Laut forderte die Christenheit eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern, und die Concilien zu Konstanz (vgl. d.) und Basel hoben manchen Mißbrauch. Karl VIII. von Frankreich veranlaßte die Sorbonne 1497 gutachtlich zu erklären, von 10 zu 10 Jahren Concilien zur Verbesserung der Kirche zu halten, widrigenfalls die Bischöfe sich ohne den Papst versammeln möchten. Auf franz. Betrieb kam 1511 gar dem Papste Julius II. zum Trotz ein freies Concilium zu Pisa zu Stande, es starb aber bald an seiner eigenen Schwäche und den Beschlüssen der ihm vom Papste 1512 entgegengesetzten Kirchenversammlung im Lateran. Ueberhaupt waren bei den bisherigen Anträgen auf Abstellung der Mißbräuche in der Kirche zu oft politische Nebenzwecke im Spiel gewesen. In die literarische Bildung des Abendlandes war währenddem durch die Eroberung von Konstantinopel ein neues Ferment gekommen, es wanderten die griech. Gelehrten in den Occident, es blühte hier die alte Literatur auf. Nun erhob sich ein heftiger Streit zwischen den Freunden dieser alten Literatur — den Humanisten — und den Scholastikern, welche die Einführung der alten Sprachen für sehr gefährlich hielten. Indessen die Humanisten, Reuchlin (s. d.) an ihrer Spitze, siegten in Rom über die Finsterlinge von Köln, ohne daß dadurch die Existenz und der Haß beider Parteien aufgehoben worden wäre. Umfassend wirkte auf das Zeitalter der gebildete Geschmack und gesunde Verstand, der aus den Schriften des geistreichen Erasmus (s. d.) zu den bedeutendsten Männern in Staat und Kirche redete und nächst gründlichern gelehrten Studien auch freiere Ansichten von der Religion und ihrer thätigen Anwendung förderte; gewaltiger endlich, besonders auf die Masse des Volks, seit Erfindung der Buchdruckerkunst, das Heer von Satyren, Spottliedern, beißenden Allegorien und derben Späßen, in denen der Witz seit Reinecke dem Fuchs bis auf die feinen Anspielungen Reuchlin's und des Erasmus sich auf Kosten des römischen Unwesens und der Möncherei ausgelassen hatte. So deutete Alles auf eine neue Zeit — In dieser Zeit begab es sich nun, daß die Ablaßmißbräuche auf einen unerhörten Grad stiegen. Papst Leo X.

(s. d.) schrieb zum Bau der Peterskirche einen unbeschränkten Ablaß aus. Der Kurf. Albrecht von Mainz, der zugleich Cardinal war, beförderte ihn hauptsächlich in Deutschland, besonders in seinem Erzstifte Magdeburg. Der Dominicanerorden erhielt den Auftrag, den Ablaß zu predigen. Der leipziger Dominicaner, Joh. Tezel, welcher schon dasselbe Amt unter den Rittern des deutschen Ordens mit Erfolg versehen hatte, predigte ihn in Sachsen, und um seine Waare anzupreisen, versicherte er (im Widerspruch mit der päpstl. Bulle, die ausdrücklich von Reue sprach), daß sein Ablaß ohne weiteres die Sünden nachlasse; um baares Geld wollte er für alle Sünden, wie sie immer heißen mögen, Vergebung ertheilen. Der Zulauf war nicht gering, und der Gewinn reichlich. Da Tezel seinen Kram im Herbst 1517 zu Jüterbogk aufschlug, strömten ihm aus dem nahen Wittenberg viele Käufer zu und verbaten sich dann mit Vorzeigung ihrer Zettel bei ihren Beichtigern jede Verpflichtung zu neuer Buße. Die Lehrer an der wittenberger Hochschule mußte ein solches Spiel, das mit der Religion getrieben wurde, ärgern. Da erhob sich unter ihnen der Prof. Martin Luther, ein Augustinermönch, welcher zugleich ein Pfarramt bekleidete, predigte gegen den Ablaßkram, und schlug dann, um nach altem Brauch die Sache im Wege einer akademischen Disputation beizulegen, 95 Theses oder Streitsätze am 31. Oct. 1517 an die Thür der Schloßkirche an. Darin erklärte er sich sehr ernstlich gegen den Mißbrauch des Ablaßhandels, bezeigte, neben lebhaftem Eifer für die heil. Schrift, immer noch große Ehrfurcht vor dem Ansehen der Kirche und des Papstes, und bat am Ende um gründliche Belehrung. Diese Sätze wurden lateinisch, seine Predigt vom Ablaß aber deutsch herausgegeben und in wenigen Wochen durch ganz Deutschland, erstere bald auch unter andern Völkern der Christenheit verbreitet. Die Mehrzahl der Gebildeten hatte sich schon länger über den Ablaßkram geärgert, und Luther's Sache war also die ihre: eine Sache, der es nicht anders als nützen konnte, daß Luther's Gegner (namentlich Konrad Wimpina, Prof. der Theologie zu Frankfurt a. d. O., der Augustiner Sylvester Prierias in Rom, der aus dem Streite mit Reuchlin noch übelberüchtigte Ketzermeister Jakob Hochstraaten zu Köln) im Anfange meist Abgeschmacktheiten vertheidigten. Auch traf es sich, daß die Gegner der Humanisten Luther bekämpften, und auch Luther auf die alten Sprachen drang und sich, wie jene, über die Autorität von Aristoteles, und selbst vom heil. Thomas hinaussetzte. Fehlen konnte es sonach nicht, daß seine Sache mit der der Humanisten vermischt wurde, und diese entweder seine Anhänger wurden oder doch wenigstens unthätig blieben. Genug, Luther gewann Eingang, und von den Pyrenäen bis zur Weichsel, vom adriatischen Meere bis zum Belt wurde begierig Alles gelesen, was von ihm und über ihn erschien, während seine Gegner oft Mühe hatten, einen Buchdrucker für ihre Werke zu finden. Eine Disputation, die Luther bei einem Augustinerconvent zu Heidelberg 1518 über das Verdienst der guten Werke und den Gebrauch der Aristotelischen Philosophie hielt, gewann ihm unter den gegenwärtigen jungen Theologen mehre Freunde, z. B. Bucer, Brentius, Schnepf, Billican, die nachher die thätigsten Beförderer der neuen Lehre wurden. Allmälig ging Luther weiter; er entfernte sich während der Hitze des Streits immer mehr von dem herrschenden System; er sagte selbst: „Wollend oder nicht wollend werden ich gezwungen, von Tage zu Tage gelehrter zu werden, da so

viele und so große Meister mit mir kämpfen". Man erkennt leicht, wie er endlich zur gänzlichen Ableugnung des päpstl. Ansehens gekommen, da Die, so mit ihm stritten, sich immer darauf gegen ihn beriefen. Sein ihm eigenes System von der Buße und Rechtfertigung, welche er durch den Glauben allein geschehen ließ, führte ihn noch weiter. Der erste Grundsatz seines Systems war, daß die Christen selbst aus den heiligen Schriften forschen müßten, ungeirrt durch die Traditionen und Conciliensschlüsse der von ihm als verderbt verschrienen kathol. Kirche, welches Alles er eitel Menschensatzungen nannte. Daß er dabei dennoch die 4 ersten Concilien annahm, wurde freilich ebenso wenig als Inconsequenz gerügt, als daß er nun auch zugleich die Lehre feststellte, die er in der Schrift fand und die seine Anhänger nachbeteten. Luther's Ansichten von der Rechtfertigung durch den Glauben ohne Werke waren ebenso Glaubenssatz als alle übrigen Sätze der Luther'schen Lehre; so angeboren ist der menschlichen Natur der Autoritätsglaube, daß, sowie eine hohe Autorität fällt, gleich eine andere, wenngleich niedere, die Stelle der gefallenen einnimmt. — Währenddem erschienen Luther's Schriften an den Adel deutscher Nation, von der Messe, von der babylonischen Gefangenschaft und von der Freiheit eines Christenmenschen. Nach Rom vorgeladen, um wegen seiner Lehre Red und Antwort zu geben, wurde es durch den Kurfürsten Friedrich v. Sachsen, Luther's Landesherrn, eingeleitet, daß der in Augsburg anwesende Cardinal Cajetan zur Schlichtung dieser Sache in Deutschland beauftragt wurde. Luther erschien 1518; der Cardinal verlangte Widerruf, Luther verlangte Ueberzeugung aus der Schrift, und da der Cardinal nicht antwortete, ging Luther von Augsburg hinweg, von dem übel unterrichteten an den besser zu unterrichtenden Papst appellirend. Er kehrte unter dem Jubel seiner Anhänger zurück. Als kurz darauf durch den am 17. Jan. 1519 erfolgten Tod des Kaisers Maximilian I. das Reichsvicariat in den Landen sächs. Rechtens auf den Kurfürsten Friedrich fiel, stand der Verbreitung der Lehre Luther's nichts mehr im Wege, und sein System erweiterte und consolidirte sich mit reißender Schnelligkeit. Die Wenigsten wußten, wovon eigentlich die Rede sey; insgemein glaubte man, daß man die Kirche von den eingeschlichenen Mißbräuchen reinigen wolle; auch war die Freiheit, die Luther versprach, ein süßer Name. Vergebens suchte der ingolstädtische Prof. Joh. Eck Luther in einer zu Leipzig öffentlich gehaltenen Disputation zu überführen; sie stritten hauptsächlich über die Freiheit des menschlichen Willens und das Ansehen des Papstes; Beide schrieben sich den Sieg zu. Auch die gütlichen Unterhandlungen Miltitz's mit Luther führten zu keinem Vergleich. Da nun Eck 1520 des Papstes Bannbulle gegen Luther in Deutschland verkündigte, appellirte er wiederholt an eine allgemeine Kirchenversammlung, und warf, weil man seine Schriften zu Mainz, Köln und Löwen verbrannt hatte, diese Bannbulle sammt den päpstl. Kanonen und Decretalen am 10. Dec. d. J., unter großem Jubel der Studirenden zu Wittenberg, öffentlich selbst ins Feuer. — Dieses und das folg. J. 1521 ist daher der wahre Zeitpunkt des Anbruchs der deutschen Reformation, weil darin Luther sich förmlich von der kath. Kirche losriß, und mehre der mächtigsten vom deutschen Adel, ein Hutten, Sickingen, Schaumburg u. A., und viele der angesehensten unter den Gelehrten, mit der Universität Wittenberg, der nun die Söhne Deutsch-

lands und anderer Länder scharenweise zuströmten, sich öffentlich für sein Unternehmen erklärten. Der neue Kaiser Karl V., als Schirmherr der Kirche, lud den Beklagten unter sicherm Geleit auf den Reichstag nach Worms 1521, auf dem ihn aber weder wiederholte Verhöre, noch die Commissarien, die seine Meinungen untersuchten, zum Widerruf bewegen konnten. (Vgl. Luther.) Er wurde also heimgesandt, und am 8. Mai erließ der Kaiser das wormser Edict, worin er Luther als einen Ketzer, nebst Allen, die ihn schützen würden, in die Reichsacht erklärte. Indessen ward dieses Edict nirgends befolgt, da der Kaiser, seit 1521 im Kriege mit Frankreich begriffen, oder in Spanien beschäftigt, die deutschen Religionshändel fast ganz aus dem Gesichte verlor, und übrigens jeder Fürst in seinen Landen that, was er für Recht hielt. Luther fuhr fort zu lehren und zu schreiben, insbesondere gab er von der Wartburg aus — wohin er sich, um der Acht zu entgehen, zurückgezogen hatte — seine bewunderte Bibelübersetzung heraus. Alles griff nun nach der Bibel und disputirte daraus; an vielen Orten, besonders in den Reichsstädten, ließ die Obrigkeit dergleichen Disputationen des gemeinen Mannes in ihrer Gegenwart halten; es brachte jeder Theil so viel Latein, Griechisch und Hebräisch herbei, als aufzubringen war, und der Magistrat gab die Entscheidung. Luther selbst aber, obgleich er die Bibel zur freien Forschung hingegeben, konnte nicht den geringsten Widerspruch ertragen, seine Leidenschaft gegen Andersdenkende war eine ungemessene. — Inzwischen ward 1522 der Reichstag zu Nürnberg gehalten; der neugewählte Papst Hadrian trug auf die Beseitigung der Religionsstreitigkeiten an, indem er zugleich die aufrichtigsten Geständnisse über die Verderbtheit des röm. Hofs machte und diesen zu reformiren versprach. Der Reichstag trug auf ein Concilium an, und die weltlichen Fürsten legten die bekannten 100 Beschwerden gegen den päpstl. Stuhl vor. Währenddem wurden von den Evangelischen Neuerungen des Gottesdienstes (mit der Messe fingen sie an) vorgenommen, ja Luther selbst mußte von der Wartburg herbeieilen, um die durch Karlstadt's (s. d.) stürmischen Eifer erregten Unruhen ins Gleichgewicht zu bringen. Indeß gewann die lutherische Reformation durch die Thätigkeit ihres Urhebers und seines Gehülfen, des sanftern und friedlichern Melanchthon (vgl. d.), Prof. der Philologie zu Wittenberg, der die erste und lange die musterhafteste Dogmatik der evangel. Lehre („Locos communes“, 1521 zum ersten Male erschienen) schrieb, und durch die Unterstützung des neuen Kurfürsten Johann in den kursächs. Landen eine solche Gestalt und Festigkeit, daß an eine Aenderung nicht weiter zu denken war. In Zweibrücken, Pommern, Schlesien und den schwäb. Städten wurden ernstliche Anstalten zur Abschaffung des kathol. Kultus gemacht. Luther's Schrift von der Ordnung des Gottesdienstes kam zu Magdeburg und Elbingen gleich in Anwendung. Französische und holländische Uebersezzungen der Bibel traten ans Licht; im Herzen Frankreichs, bei Meaux, bildete sich eine evangel. Gemeinde. Zu gleicher Zeit bekam die Reformation eine Hauptstütze an dem Landgrafen Philipp von Hessen, der sie in seinem Lande einführte, und zwar ohne Unruhe und Schwierigkeiten, da die weltlich gesinnten Geistlichen selbst die Hand dazu boten; die kathol. verbleibenden Geistlichen aber wurden fortgejagt, die Mönche und Nonnen aus ihren Klöstern vertrieben und die Einkünfte derselben eingezogen. Das meiste Aufsehen aber machte der Hochmeister des deutschen

Ordens, Albrecht von Brandenburg, welcher sich nicht nur öffentlich zur lutherischen Lehre bekannte, sondern auch sein bisheriges Ordensland Preußen, von dem er nur Vorstand war, als erbliches Herzogthum erklärte (1525). Außerdem nahmen Liefland, ein bedeutender Theil von Ungarn und Oestreich (Böhmen war schon durch die Hussiten gewonnen), Lüneburg, Celle, Nürnberg, Strasburg, Frankfurt a. M., Nordhausen, Braunschweig, die neue Lehre an; viele Geistliche heiratheten, auch Luther trat mit einer ehemaligen Nonne, Katharina von Bora, 1525 in die Ehe. (Vgl. Cölibat.) Umsonst bemühten sich die Herzoge Georg von Sachsen (Albertinischer Linie) und Heinrich von Braunschweig, Oestreich, Frankreich und Spanien, sowie die geistlichen Fürsten, in ihren Landen den Religionsneuerungen Einhalt zu thun. Die kathol. Stände Deutschlands hatten sich noch besonders über die Mittel berathen, wie die von der Kirche Getrennten zu derselben wieder zurückgebracht, oder wenn dieses nicht möglich wäre, die Katholiken vor dem Abfalle bewahrt und in der freien Ausübung ihrer Religion erhalten und geschützt werden möchten. Dagegen war von dem Kurfürsten Johann von Sachsen und dem Landgrafen Philipp von Hessen zu Torgau am 4. Mai 1526 ein Schutzbündniß geschlossen worden, welchem bald auch die Herzoge v. Braunschweig-Lüneburg, der Herzog Heinrich v. Mecklenburg, der Fürst Wolfgang v. Anhalt, die Grafen Gebhard und Albrecht v. Mansfeld und die freie Reichsstadt Magdeburg beitraten. Da die Entscheidung der Religionssache auf einem abermaligen Reichstage zu Nürnberg (1524) auf einen zu Speier zu haltenden Reichstag verwiesen worden war, so ward derselbe am 15. Juli 1526 in letzterer Reichsstadt eröffnet und auf demselben wiederholt auf ein freies allgemeines oder wenigstens Nationalconcilium angetragen und wegen des wormser Edicts beschlossen, daß dieses von Jedem dergestalt solle gehalten werden, wie er es gegen Gott und den Kaiser zu verantworten sich getraue. Diese Clausel wurde von den Lutherischen so verstanden, als ob dadurch das wormser Edict aufgehoben sey. Ein zweiter Reichstag zu Speier ward am 15. März 1529 eröffnet, und durch Mehrheit der Stimmen über die so eben erwähnte Clausel beschlossen: „daß, weil diese Clausel bei Vielen in großen Mißverstand und zu Entschuldigung aller neuen Lehren und Sekten seitdem gezogen und ausgelegt worden, so sollten Diejenigen, die bei dem wormser Edict bisher verblieben, auch bei demselben bis zum künftigen Concilium verharren; die Uebrigen aber, bei denen die andre Lehre entstanden und ohne Aufruhr, Beschwerde und Gefahr nicht abgewandt werden möchte, sollten sich hinfüro aller Neuerung, so viel nur möglich, enthalten; die Lehre, die dem hochwürdigen Sacrament des wahren Frohnleichnams und Bluts unsers Herrn Jesu Christi entgegen, sollte bei den Ständen des h. Reichs nicht angenommen, noch zu predigen und zu lehren gestattet werden, die Messe nicht abgethan, auch Niemand an den Orten, da die andre Lehre entstanden und gehalten wird, die Messe zu hören verboten, verhindert, noch dazu oder davon gedrungen werden; gegen die Wiedertäufer solle ein neues kaiserl. Mandat bekanntgemacht werden; was bereits zu Nürnberg der Prediger, Buchdrucker und Schmähschriften halber verordnet worden, solle erneuert werden, übrigens Keiner vom geistl. oder weltl. Stande den Andern des Glaubens halber vergewaltigen, dringen oder überziehen, noch auch seinen Rent, Zins, Zehnten und Güter entwehren; deßgleichen Keiner

des Andern Unterthanen und Verwandten des Glaubens und anderer Ursachen halber in sondern Schutz und Schirm wider ihre Obrigkeit nehmen". — Gegen diesen Reichsschluß nun protestirten die meisten derjenigen Fürsten, welche den torgauer Bund geschlossen hatten, dann der Markgraf Albrecht von Brandenburg, und die Städte Strasburg, Ulm, Nürnberg, Kostnitz, Reutlingen, Weinsheim, Memmingen, Lindau, Kempten, Heilbronn, Jßny, Weißenburg, Nördlingen und St.-Gallen; daher haben die Evangelischen den Namen der Protestanten erhalten. Man würde aber sehr irren, wenn man glaubte, bloß zum Schutze religiöser Denkfreiheit sey jene Protestation geschehen; die am 19. April 1529 in der Reichsversammlung verlesene Schrift der Protestanten entwickelt vielmehr deren Motive folgendergestalt: Der Schluß des vorigen Reichstags sey mit Einstimmung aller Stände gemacht worden, er könne daher auch nicht ohne gemeinschaftliche Bewilligung widerrufen und zurückgenommen werden; dem jetzigen, vermöge dessen sie sich aller Neuerungen enthalten sollten, könnten sie nicht beitreten, ohne selbst der Lehre, die sie bis daher als die wahre und heilsame bekannt, untreu zu werden, und zu gestehen, man müsse diese Lehre wieder verlassen, wenn es nur keine Unruhen gäbe; was die Messe angeht, sey bekannt, mit welchen starken und unwidersprechlichen Stellen der heil. Schrift die Prediger in ihren Landen dieselbe bestritten; daher könnten sie auch dieses Stück des Schlusses nicht gelten lassen und ihren Unterthanen nicht zugeben, daß sie zur Messe gingen, die bei ihnen ein für allemal abgeschafft worden, denn es könnte ja ein Jeder leicht begreifen, wenn sie, so rechtmäßig und lauter auch der päpstl. Gebrauch der Messe seyn möchte, doch in ihren Kirchen wollten zwei sich gerade entgegengesetzte Arten von Messen zugeben, was für ein schlechtes Beispiel und welche unzählige Streitigkeiten daraus entstehen würden. Daß man ihnen aber vorschreiben wolle, was sie ihren Unterthanen auflegen und was sie in ihren eigenen Ländern für Gesetze machen sollten, darüber wunderten sie sich gar sehr, und um desto mehr, da gewiß keiner von ihren Gegnern leiden würde, wenn man ein Gleiches in Absicht ihrer Länder vornehmen wollte". — Die protestirenden Fürsten behaupteten also das Recht, ihren kathol. Unterthanen das Besuchen der Messe, die Ausübung der kathol. Religion zu untersagen, und darum, weil der Reichsschluß die Katholiken in ihrer Religionsausübung schützen wollte, protestirten die lutherischen Fürsten dagegen. Man kann sich Dieses nur erklären, wenn man bedenkt, daß überhaupt die Reformation meist durch Befehle der Landesherren verbreitet ward. Zwang der Obrigkeit war es, was statt des Katholicismus das „pure reine Evangelium"— so nannte man Luther's Erklärung des Evangeliums, jene mit diesem verwechselnd — einführte, und in manchen Ländern (Hessen, Pfalz) zeigte sich die wenig ergötzliche Erscheinung, daß, sowie der Fürst von einem protestant. Bekenntniß zum andern überging, stracks das evangel. Volk die neue Ueberzeugung des Gebieters zu theilen hatte. — Da die Protestanten den speierschen Reichsabschied nicht befolgten, wurden sie eine auch politisch abgesonderte Partei (Corpus evangelicorum, s. d.). — Unterdessen wurde auch Schweden unter Gustav Wasa (vgl. d.) durch Olaf und Lorenz Petri lutherisch, bald folgte auch der größte Theil von Niedersachsen und der Norden von Westfalen nach, Hamburg und Lübeck besonders durch Joh. Bugenhagen. Während nach den zur Organisation des Kirchenwesens unternommenen Visitationen

mit Hülfe der Anweisungen Melanchthon's und der 1529 erschienenen Katechismen Luther's die Belehrung des Volks in Kirchen und Schulen durch eifrige Prediger allmälig gedieh, mußte Melanchthon, nach Anleitung der von Luther 1529 abgefaßten torgauer Artikel, eine ausführliche Darstellung des evangel. Glaubensbekenntnisses aufsetzen, welche von den meist schon durch das torgauer Bündniß 1526 und den schwabacher Convent 1529 (s. Schwabacher Artikel) vereinigten Fürsten, Johann, Kurfürst v. Sachsen, Georg, Markgraf v. Brandenburg, Ernst, Herzog v. Lüneburg, Philipp, Landgraf v. Hessen, Wolfgang, Fürst v. Anhalt, Albrecht, Graf v. Mansfeld, und den Städten Nürnberg, Reutlingen, Kemten, Heilbronn, Weinsheim und Weißenburg unterschrieben, auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 dem Kaiser übergeben, am 25. Juni in voller Reichsversammlung feierlich vorgelesen, und daher Augsburgische Confession (s. d.) genannt wurde. Der Kaiser ließ dagegen eine kathol. Seits verfertigte Widerlegung vorlesen, wobei es sein Bewenden haben sollte, nahm die hierauf von den Protestanten verfaßte Apologie nicht an und drang auf Abstellung der Religionsneuerungen. Gleichen Bescheid erhielten Strasburg, Konstanz, Memmingen und Lindau, welche dem Kaiser eine ähnliche, in der Abendmahlslehre von der lutherischen abweichende Confession überreicht hatten. Allein der Einfall der Türken in Ungarn, ein Krieg mit Frankreich und Karls V. Mißhelligkeiten mit dem Papste bewogen den Kaiser, nichts Entscheidendes zu thun. Dagegen ward im März 1531 von 9 protestant. Fürsten und Grafen und 11 Reichsstädten zur gemeinschaftlichen Vertheidigung ihres Glaubens und ihrer polit. Selbständigkeit gegen den Kaiser und die kathol. Stände zu Schmalkalden der schmalkaldische Bund, vorläufig auf 6 Jahre geschlossen. Da trat der Kaiser mit ihnen in Unterhandlungen, und so ward 1532 der nürnberger Religionsfriede am 23. Juli von den Protestanten unterzeichnet und den 2. Aug. von dem Kaiser bestätigt. Vermöge desselben sollte bis zu einem Concilium, oder, wenn dasselbe nicht zu Stande käme, bis zu einer neuen Zusammenkunft der Reichsstände, ein allgemeiner Friede zwischen dem Kaiser und den Reichsständen seyn; Keiner sollte den Andern des Glaubens oder einer andern Ursache wegen beleidigen oder bekriegen; alle wider die Protestanten in Kirchensachen schwebenden Kammergerichtsprocesse sollten gehemmt und keine neuen Klagen gegen sie vorgenommen werden; dagegen sollten auch die Protestanten den Frieden treulich halten. Trotz dem breitete sich die protestant. Lehre in Deutschland immer weiter aus, und die Spannung der Gemüther wurde täglich größer. Durch den Landgrafen Philipp von Hessen ward schnell das Herzogthum Würtemberg den Oestreichern entrissen und dem durch den schwäbischen Bund früher vertriebenen Herzog Ulrich (vgl. d.) zurückgegeben, der ebenso schnell die lutherische Lehre darin einführte. Der Kaiser ließ sich besänftigen und gab ihm das Land als östreich. Afterlehen (1534). Zugleich ward der nürnberger Friede wiederholt. Unterdessen ward von den verbündeten protestant. Ständen der schmalkaldische Bund 1535 durch den Zutritt neuer Glieder, durch die Verlängerung auf 10 Jahre und durch den Beschluß, ein stehendes Bundesheer von 12.000 M. zu unterhalten, sehr verstärkt und zugleich bestimmt, daß der Kurfürst Johann Friedrich v. Sachsen und der Landgraf Philipp v. Hessen die gemeinschaftlichen Angelegenheiten als Häupter des Bundes leiten sollten. Unterdessen

hatte Papst Paul III. eine allgemeine Kirchenversammlung nach Mantua ausgeschrieben und auch die Protestanten zu derselben eingeladen. Doch diese drangen auf Freiheit und Gleichheit und verlangten, daß das Concilium in Deutschland sollte gehalten werden. Der protestant. Bund erhielt indeß auf dem Convent zu Schmalkalden 1537 ein neues Band der Vereinigung durch die von Luther in dem heftigsten Tone abgefaßten sogen. schmalkaldischen Artikel — (die Messe hieß hier der größte und schrecklichste Gräuel im Papstthum, die Anrufung der Heiligen eine Abgötterei, der Papst der Satan und Antichrist) —, welche von der ganzen Partei angenommen wurden und symbolisches Ansehen erhielten. Seit dieser Zeit nahm der schmalkaldische Bund immer mehr eine feindliche Stelle gegen die Katholischen an. Die volle Hälfte der Kräfte Deutschlands war damals auf seiner Seite; ganz Sachsen, da das Meißnische nach des kathol. Herzogs Georg Tod an den eifrig luther. Herzog Heinrich v. Freiberg fiel, Hessen, Würtemberg, Lüneburg, Dänemark (seit 1527 protestantisch; vgl. Friedrich I.), Pommern, Brandenburg, Anhalt, Mansfeld in Vereinigung mit den oberdeutschen, schwäb., fränk., rhein., westfäl. und niedersächs. Städten, welche meist dem Bunde zugethan waren, boten eine Macht dar, gegen die sich weder die 1538 geschlossene heilige Ligue der kathol. Fürsten, noch der durch die Türken und wiederholte Kriege mit Frankreich beschäftigte Kaiser stark genug fühlte. Daher blieb der kühne Schritt, den der Kurfürst Johann Friedrich v. Sachsen und der Landgraf Philipp 1542 auf einem Feldzuge zu Gunsten der Städte Goslar und Braunschweig, durch Vertreibung Herzog Heinrichs d. J. v. Braunschweig (s. d.) (welcher das eifrigste Mitglied der Ligue war) und durch völlige Besitznahme seiner Lande (worin nun die Reformation mit gewaffneter Hand eingeführt wurde) wagten, vor der Hand ungestraft. Nach dem Abschluß des Friedens zu Crespy (1544) mit Frankreich arbeitete der Kaiser fortwährend mit unermüdlicher Geduld an der Herstellung des Friedens und der Eintracht und gab sich auf dem Reichstage zu Worms 1545 alle erdenkliche Mühe, um die Protestanten für das vom Papst ausgeschriebene allgemeine Concilium nach Trient zu gewinnen, aber vergeblich. Unterdessen war Luther 1546 gestorben. Der Kaiser, einsehend, daß ihm zur Wiederherstellung der Ordnung nichts übrig blieb als die Entscheidung durch die Waffen, rüstete sich mit den kathol. Ständen und gewann sogar einige protestant. Mächte, insbesondere den jungen Herzog Moritz von Sachsen und den Markgrafen Albrecht von Brandenburg, indem er erklärte, daß er ihrer Religion nichts anhaben, sondern nur die Ruhestörer im Reiche bestrafen wollte. Die Macht der schmalkaldischen Verbündeten war indessen groß genug, um von einem lutherischen Kaiser und von der Verbannung des kathol. Glaubens aus dem ganzen Reiche zu sprechen; der Kurfürst v. Sachsen nannte den Kaiser nur immer Karl von Gent. Dieser erließ eine über den Kurfürsten v. Sachsen und den Landgrafen v. Hessen verhängte Achtserklärung (20. Juli 1546). Nun ward der Krieg von dem Heere der oberländ. Städte unter Schärtlin und von den beiden Bundeshäuptern (70—80.000 M.) in Schwaben begonnen. Schärtlin rückte glücklich an der Donau vor, um dem aus Italien hervorrückenden kaiserlichen Heere den Paß zu versperren. Allein Unentschlossenheit und Uneinigkeit unter den Bundesgliedern vereitelten die rasche Entscheidung, und führten die Vereinigung der päpstl. und niederl. Truppen mit dem

kaiserl. Heere herbei, das nun dem protestant. überlegen ward. Die Folge davon war, daß die Protestanten den Kaiser um Frieden baten, den dieser nur unter der Bedingung zugestehen wollte, wenn der Kurfürst und der Landgraf sich ihm mit Hab und Gut auf Gnad und Ungnad ergeben würden. Darauf zogen sich Beide, nachdem man ausgemacht, daß einige tausend Mann in Oberdeutschland im Winterlager beisammen bleiben sollten, mit ihren Truppen in ihre Länder zurück und überließen die oberländischen Städte ihrem Schicksale. Dazu kam, daß Moritz v. Sachsen die Kurlande als Vollstrecker der Acht in Besitz nahm, weßhalb der Kurfürst seinem Lande zu Hülfe eilte und es noch im Herbste 1546 wieder eroberte. Allein während des Winters rückte Karl V. nebst seinem Bruder Ferdinand mit einem schlagfertigen Heere, das ihm schon sämmtliche oberdeutsche Bundesglieder unterworfen hatte, durch Franken vor, erschien in Sachsen und endigte den schmalkaldischen Krieg den 24. April 1547 durch den Sieg bei Mühlberg (s. d.), der den Kurfürsten und den Landgrafen in des Kaisers Gewalt brachte. Das Kurfürstenthum erhielt Moritz (vgl. d.). Alles, was jetzt Karl zu Gunsten der Katholiken that, war, daß er den widerrechtlich verdrängten Bischof von Naumburg, Julius v. Pflug, in sein Bisthum einsetzte, und gegen den Erzbischof Hermann von Köln, welcher seit 1543 seinem Lande die Reformation, ungeachtet des Widerstrebens seines Domcapitels und der Stadt Köln, aufzuzwingen unternahm, das päpstl. Absetzungsdecret vollzog. Am 1. Sept. eröffnete der Kaiser einen Reichstag zu Augsburg, in der Absicht, die Vereinigung hier zu Stande zu bringen. Er suchte die Protestanten zur Theilnahme an dem 1546 zu Trient eröffneten, und 1547, der einbrechenden Pest wegen, vom Papste nach Bologna, also auf das päpstl. Gebiet, verlegten Concilium zu bewegen; doch da dieses fehlschlug, begnügte sich der Kaiser, auf einen einstweiligen Vergleich der Religion wegen anzutragen, bis eine dauernde Vereinigung durch das Concilium zu Stande käme. Es wurde von einigen von ihm dazu ausersehenen Männern ein Aufsatz entworfen, welcher ganz die kathol. Lehre, doch zum Theil mit den gelindesten Bezeichnungen enthielt, nur war den Protestanten der Gebrauch des Kelches im Abendmahl und den verheiratheten Priestern die Verwaltung ihres Amtes gelassen. Diese Formel — das sogen. augsburger Interim (s. d.) — ließ der Kaiser am 15. Mai 1548 publiciren und in den Reichsabschied einrücken. Der Kaiser hatte offenbar eine falsche Maßregel ergriffen; denn während jene Formel den Katholiken schon deßhalb mißfiel, weil sie Entscheidung eines Nichtgeistlichen in Religions- und Kirchensachen war, wurde das Interim von den Protestanten, die ihr ganzes Glaubenssystem umgestürzt sahen, mit der größten Erbitterung bestritten. Unter solchen Unruhen verging das J. 1548 und ein Theil des folgenden. Da starb der Papst, und der neuerwählte, Julius III., ließ sich bereitwillig finden, die Kirchenversammlung zu Trient fortzusetzen. So konnte das ärgerliche Interim allmälig in Vergessenheit gebracht werden, und der Unwille der kathol. Fürsten mußte sich legen, da sie den Kaiser mit dem Papst wieder im Einverständnisse sahen. Auf dem neuen Reichstage zu Augsburg 1550 stellte der Kaiser an die Protestanten das wiederholte Begehren, auf dem erneuerten Concilium zu erscheinen. Allein ihre Forderungen, die auf die Umstoßung des ganzen kathol. Lehrbegriffs hinzielten, konnten unmöglich genehmigt werden, und so war an eine Einigung

nicht zu denken. Auch nahmen unterdessen die deutschen Angelegenheiten eine ganz andere, völlig unerwartete Wendung. Seit der Auflösung des schmalkald. Bundes war die kaiserl. Macht wieder zu Ansehen und Stärke gelangt. Der Kurfürst Moritz beschloß, diese Macht wieder zu brechen, und indem er der protestant. Partei in seiner Person wieder ein Oberhaupt gab, seine eigene Macht zu erweitern. Den Vorwand zu einem Angriffe auf den Kaiser bot ihm vorzüglich die dauernde Gefangenschaft seines Schwiegervaters, des Landgrafen Philipp v. Hessen, dar. Da ihm die Vollziehung der Reichsacht über das noch widerspenstige Magdeburg übertragen worden war, so ward es ihm leicht, ein starkes Heer aufzubringen, besonders da die benachbarten Kreisstände zu seiner Unterstützung aufgeboten wurden, und der größte Theil der Unkosten aus der Reichscasse bestritten werden sollte. Auch konnte er, da Magdeburg sehr fest war, ohne den Verdacht einer anderweitigen Absicht zu erregen, große Zurüstungen machen; doch suchte er die Ausführung seines Plans immer noch hinzuhalten, bis sich der Kaiser von Augsburg, wo er noch viele Truppen beisammen hatte, in die Nähe des Conciliums ziehen würde. Da sich aber die Wiedereröffnung desselben noch eine Zeit lang verzog, so suchte Moritz die wegen der Uebergabe der Stadt eingegangenen Vergleichungsunterhandlungen noch länger hinzuhalten, und schloß ganz in der Stille zu Locha den 5. Oct. 1551 nebst dem jungen Landgrafen, Wilhelm von Hessen, dem Herzog Albrecht von Mecklenburg und dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg mit dem Könige von Frankreich, Heinrich II., gegen den Kaiser ein Bündniß. Nachdem er endlich den 6. Nov. mit Magdeburg wegen der Uebergabe einen Vergleich eingegangen, so wußte er den Kaiser nicht nur wegen der Nichtentlassung seines Heeres, sondern auch wegen der mancherlei von ihm und seinem Vorhaben verbreiteten Gerüchte völlig zu täuschen. Den 20. März 1552 brach er mit seinen Truppen nach Thüringen, wo sie Winterquartiere gehalten, den 25. erfolgte die Vereinigung sämmtlicher Bundessoldaten bei Schweinfurt, dann ging es in reißendem Zuge vorwärts, und in der Nacht des 31. standen sie schon vor Augsburgs Thoren. In dem Manifeste, das sie auf diesem schnellen Zuge ausbreiteten, gaben sie der Welt folgende drei Gründe zu diesem Kriege an: Tyrannei des Kaisers durch Unterdrückung der evangel. Lehre, Treulosigkeit desselben gegen den Landgrafen und gewaltsames Verfahren gegen die Reichsverfassung. Der Kaiser, nicht gerüstet und außerdem von mehren Seiten Krieg befürchtend, versuchte durch seinen Bruder Ferdinand mit Moritz zu unterhandeln, und man kam den 1. Mai darin überein, daß den 26. Mai zu Passau ein Friedenscongreß eröffnet und von diesem Tage an ein allgemeiner Waffenstillstand angehen sollte. Bis zu dieser Zeit hoffte aber Moritz noch mehr zu erreichen; schnell ging er daher auf die Truppen los, mit denen der Kaiser am Fuße der Alpen die Pässe besetzt, hielt überfiel sie dann bei Reuten und schlug sie völlig; den Tag darauf eroberte er die ehrenberger Klause mit Sturm und stand den 22. nur noch 2 Meilen von Innsbruck, von wo der Kaiser, der dort am Podagra krank lag, nebst seinem Bruder Ferdinand Nachts in größter Eile entfliehen mußte, um nicht gefangen zu werden. Nach diesen glücklichen Fortschritten Moritzens konnte man wohl zu Passau eine leichtere Unterhandlung erwarten. Moritz verlangte nichts weiter als uneingeschränkte Religionsfreiheit für

die Protestanten, Loslassung des Landgrafen aus der Gefangenschaft und Abstellung aller Beschwerden in der zeitherigen Regierung des Reichs. Dem Kaiser, der im Augenblicke seiner Flucht dem gefangenen Kurfürsten die Freiheit geschenkt hatte, damit sich Moritz seiner Befreiung nicht rühmen könne, mußte endlich, wiewohl nach langem Widerstreben, der Nothwendigkeit nachgeben, und so ward den 31. Juli der passauer Vertrag geschlossen, wodurch nicht nur der Landgraf seine Freiheit bekam und die im schmalkaldischen Kriege Geächteten wieder zu Gnaden angenommen wurden, sondern auch die protest. Partei völlige Religionsfreiheit erhielt. Es sollte von diesem Augenblicke an zwischen den evangel. und kathol. Ständen ein völliger Friede herrschen, und keiner von beiden Theilen wider sein Gewissen und Willen auf einige Art beschwert, sondern ruhig und friedsam bei seinem Glauben gelassen werden. In einem besondern Nebenvertrage ward noch festgesetzt, daß der jetzige Friede auch dann noch bleiben solle, wenn es auch auf dem nächsten Reichstage zu keinem nähern Vergleiche käme, daß daher das Kammergericht nicht nur allen Religionsparteien gleiches Recht sprechen, sondern auch zu demselben augsburgische Confessionsverwandte lassen sollte. Das Alles ward vom Kaiser, vom römischen König und auch von allen zu diesen Unterhandlungen gezogenen Ständen gebilligt. Von diesem Zeitpunkte an kann man die Bildungsgeschichte der lutherische Partei als geschlossen ansehen; denn der nächste Reichstag sollte nur noch Einiges näher bestätigen. Allein dieser konnte theils wegen der vom Markgrafen Albrecht von Kulmbach im Reiche noch verursachten Unruhen, theils auch wegen des franz. Kriegs nicht sobald gehalten werden. Endlich wurde der Reichstag zu Augsburg am 5. Febr. 1555 von Ferdinand im Namen seines Bruders eröffnet. Die Ueberzeugung war indeß allgemein geworden, daß, für jetzt wenigstens, die Religionsspaltung durch ein Concilium oder durch Religionsgespräche nicht gehoben werden könne; daher war zum ersten Mal auf diesem Reichstage nicht mehr die Rede von den Mitteln, die Religionsparteien zu vereinigen, sondern von den Mitteln, eine gesetzliche Ordnung im Reiche auch bei fortdauernder Verschiedenheit der Religionen festzustellen. Nach 8monatlichen Verhandlungen kam der Religionsfriede zu Stande (26. Sept. 1555), welcher fortwährend in Kraft bleiben sollte, wenn auch ein Vergleich über die Religion selbst nie erreicht würde. — Die meiste Schwierigkeit hatte der sogenannte „geistliche Vorbehalt" gemacht, nach welchem die geistlichen Reichsstände, Bischöfe, Aebte und Capitel, wenn sie zur protest. Religion übergingen, ihre bisherige Würde verlieren sollten. Diese Forderung, welche die Katholiken nicht aufgeben konnten, ohne die wesentlichsten Grundsätze ihres Kirchensystems aufzuopfern, widersetzten sich die Protestanten aufs hartnäckigste, bis man sich dahin vereinigte, daß König Ferdinand aus kaiserl. Machtvollkommenheit den geistlichen Vorbehalt, aber auch zugleich die Protestation der Gegenpartei in den Frieden einrücken ließ. Dieselbe Auskunft traf man nun auch bei der zweiten Hauptschwierigkeit. Die Protestanten nämlich, welche sich bei allen frühern Religionsverhandlungen geweigert hatten, ihren Unterthanen die Ausübung der kathol. Religion zu gestatten, verlangten jetzt von den kathol. Ständen eine solche Freistellung der Religion. Der Streit wurde dadurch beigelegt, daß Ferdinand in einem Nebenabschied erklärte: die mittelbaren Stände und die Gemeinheiten unter geistlicher Herrschaft,

welche seit langer Zeit der luther. Religion zugethan gewesen, sie auch noch gegenwärtig ausübten, sollten bei diesem Glauben ungekränkt gelassen werden. Aber auch hier wurde beigefügt, daß die Stände sich darüber nicht hätten vergleichen können. — Die übrigen Hauptpunkte des Religionsfriedens waren: „Die Reichsstände von der alten Kirche und von der augsburgischen Confession sollten völlig gleiche Freiheit genießen und in der Uebung der Religion einander nicht beeinträchtigen. Auch sollte den Unterthanen beider Parteien, welche des Glaubens wegen auswandern wollten, der Ab- und Zuzug und der Verkauf ihrer Habe gestattet seyn. Die von den Protestanten eingezogenen kathol. Kirchengüter sollten in diesem Frieden mitbegriffen seyn. Die geistliche Gerichtsbarkeit der Bischöfe über die Protestanten sollte bis zum künftigen Vergleich der Religion suspendirt bleiben. In den Reichsstädten, wo beide Religionen bisher in Uebung gewesen, sollen sie auch hinfort ungeschmälert neben einander bestehen. Endlich sollte auch die unmittelbare Ritterschaft gleich den Reichsständen in diesen Frieden eingeschlossen seyn". — Vereinigungspunkte für die deutschen Protestanten blieben sowohl ihre zusammentreffenden politischen Interessen, als auch der in der augsburgischen Confession und ihrer Apologie seinen Grundzügen nach festgestellte Lehrbegriff, der durch die später hinzugekommenen schmalkaldischen Artikel und beide Katechismen näher erläutert und durch die bergische Concordienformel 1580 endlich abgeschlossen wurde. (Vgl. Symbolische Bücher.) — Zu diesem evangelisch-lutherischen Lehrbegriff bekannten sich, u. d. N. augsburgischer Confessionsverwandten deutscher Nation, 3 Kurfürsten: Pfalz, Sachsen und Brandenburg, 20 Herzöge und Fürsten, worunter die sächsischen Häuser, Braunschweig-Lüneburg, Mecklenburg, Holstein-Lübeck, Baireuth, Würtemberg und Baden die vornehmsten waren, 24 Grafen, 4 Freiherren und 35 Reichsstädte, im Ganzen 86 Reichsstände. — Das mit großer Mühe zu Stande gebrachte Eintrachtswerk derselben fand jedoch heftigen Widerspruch, nicht bloß bei den Katholischen, sondern auch unter den Protestanten. Schweden, Dänemark, Schleswig, Pommern, Schlesien und mehre bedeutende Reichsstädte weigerten sich aus politischen Gründen, Hessen und die Stadt Bremen aus Neigung zum Calvinismus, die Concordienformel anzunehmen; die Pfalz sprang wieder ab und auch der berliner Hof wurde reformirt. In Siebenbürgen behielt die lutherische Confession das Uebergewicht, in Ungarn drang neben ihr auch der Calvinismus ein, und in Polen, wo seit 1556 die Reformation zahlreiche Anhänger erhalten hatte, schlossen die beiden protestant. Parteien nebst den mährischen Brüdern 1570 den Friedensvergleich (consensus) zu Sendomir, der sie zu dem u. d. N. der Dissidenten (s. d.) bekannten politischen Körper vereinigte. — Der Versuch des Kurfürsten Gebhard von Köln, 1582 sein Erzstift zu reformiren, mußte bei der Unvorsichtigkeit seines Verfahrens gänzlich mißlingen. — Wie sehr nun auch Lutheraner und Reformirte in dieser Periode einander anfeindeten: die Hauptpunkte der Lehre und des Gottesdienstes, den Geist und Namen wahrer Protestanten hatten und haben sie doch mit einander gemein, und jeder Fortschritt in der Verbreitung der Reformation konnte als ein Gewinn für beide Parteien betrachtet werden. Gewiß ist es aber, daß die auch nach dem Religionsfrieden fortdauernde gegenseitige Spannung der Katholiken und Protestanten die Verhältnisse herbeigeführt hat, in denen der Dreißig-

jährige Krieg (s. d.) sich entzündete und Deutschland verwüstete. Erst der Westfälische Friede (s. d.) von 1648 setzte allem dem ein Ziel; der Territorialbesitz ward festgestellt und das kirchliche Verhältniß der Religionsparteien 1624 als Normalzustaud erklärt, die 3 Bekenntnisse aber, das katholische, das lutherische und das reformirte, wurden als gleich berechtet vom Staate anerkannt. — Der dargestellte Gang der Begebenheiten zeigt, daß die Reformation ohne Verabredung und Plan, als nothwendiges Ergebniß aus dem Gange der geistigen Entwickelung der abendländischen und besonders der deutschen Völker, entstanden war. Die Gegenanstalten ihrer Feinde gaben ihr erst Zusammenhang und Bedeutung. Umstände, deren Zusammentreffen menschliche Weisheit weder veranstalten noch hindern konnte, begünstigten Luther's Unternehmen über alle Erwartung, es wuchs im Kampfe mit Widersachern, deren Sieg kaum zweifelhaft schien, mit innern Störungen, die es in der Geburt zu ersticken drohten (s. Bauernkrieg, Wiedertäufer), zu einer Macht und Höhe heran, die ihn selbst in Erstaunen setzte. Nach wenigen Jahren des Fortgangs der Reformation hing es nicht mehr von ihren Stiftern ab, welche Richtung sie nehmen sollte; sie machte sich selbst ihren Weg und sicherte sich ihr Gelingen.

— Das reformirte System entstand fast gleichzeitig mit dem lutherischen. Schon 1516 hatte sich Ulrich Zwingli (s. d.), Pfarrer bei U. L. Frauen Stift in den Einsiedeln, geärgert über das Gaukelspiel Samsons, der die Stimmen der im Augenblick des Geldopfers aus dem Fegfeuer auffliegenden Seelen nachmachte; er hatte gepredigt gegen die herrschenden Mißbräuche. Ohne Luther's Werk würde indessen Zwingli unbemerkt geblieben seyn, als aber Luther auftrat, erhob sich auch Zwingli, und es ward eine eigne Confession, die der Schweizer. Erst 1535 erhob sich der Reformator der franz. Kirche, Johann Calvin (s. d.) von Noyon in der Picardie, Lehrer zu Genf; sein System verschmolz — jedoch nicht ganz — mit dem schweizerischen, beide zusammen werden als die reformirte Confession betrachtet und haben ihre dogmatische Ausbildung vorzüglich durch die holländ. Synoden erhalten. Der Geist dieses Bekenntnisses war rücksichtlich der Kirchenverfassung republikanisch, der hauptsächlichste Unterschied in den Dogmen war die Lehre von der Prädestination — die mit Luther's Lehre von der Unfreiheit des Willens, welche Lehre der augsburgische Reichsabschied eine mehr viehische als menschliche Gotteslästerung nennt, mehr Verwandtschaft hat, als Luther zugeben wollte — und die Verwerfung des wirklichen Genusses im Abendmahl (s. d.). Es läßt sich nicht ausdrücken, mit welcher Wuth Luther gegen die Reformirten erfüllt war; sie waren nebst den Socinianern, Wiedertäufern (s. dd.) u. s. w. die ersten Ketzer in der neuen frei forschenden Kirche. Erst der westfälische Friede verschaffte ihnen gesicherte Existenz und gleiche Berechtigung mit den Lutherischen. (Mehres s. Reformirte Kirche.)

Wie in der Lehre, so sind auch in der Kirchenverfassung die evangel. Bekenntnisse von der kathol. Kirche abweichend. Diese Bekenntnisse haben den Grundsatz, zur ersten Verfassung der Kirche zurückzukehren; sie behaupten, daß die Verfassung der kathol. Kirche die verkehrte und nur ihre die richtige sey. Dieser Grundsatz ist aber auf mannigfach widersprechende Weise ins Leben getreten. Die reformirte Kirche an den meisten Orten geht von dem Grundsatz aus, daß die Gewalt in

der Gemeinde sey, die Lernenden belehren sich selbst; die Aeltesten der Gemeinden bilden da vorzüglich die Repräsentation. Aehnliche Gewalt der Gemeinden wird in der schottischen Presbyterialkirche — die man überhaupt als eine Verzweigung des reformirten Systems zu betrachten hat — und dergleichen vom Staate nicht geleiteten evangel. Kirchen angenommen. Das entgegengesetzte Aeußere bewahrt die britische Hochkirche; ihre Einrichtung ist rein katholisch, sie hat ihre Bischöfe, ihre Erzbischöfe, ihren Papst, einzig mit dem Unterschiede, daß der König zugleich Papst ist und der Papst zu Rom gehaßt wird; der Gewinn bei dieser Verfassung scheint nicht groß zu seyn, da die herrliche Ansicht des kathol. Papstthums als eines Einheitspunkts der ganzen Christenheit, als eines von den Erdenmächten unabhängigen Wächters der Kirchenzucht u. s. w., aufgegeben ist, Staat und Kirche hingegen verschmolzen sind. In Schweden und Dänemark ist die bischöfl. Gewalt beibehalten. In Deutschland sind die einzelnen Fürsten Bischöfe und Päpste zugleich geworden; man betrachtet hier den Landesherrn als summus episcopus, obgleich man selbst nicht recht weiß, wie sie zu dieser Würde gekommen, und wie solches mit dem reinen Lehrbegriffe zu vereinigen.

Den Protestantismus kann man eintheilen in den dogmatischen und den kritischen. Seiner Entstehung nach war der Protestantismus kritisch, er zerstörte die bisherigen Auslegungen, Ueberlieferungen und Ansichten der kathol. Kirche, er vindicirte jedem Christen ein Recht, aus der Bibel, wie er sie verstand, sein Religionssystem zusammenzusetzen, und nothwendig mußte man hierher kommen, da die bisherige Autorität verworfen ward. Allein gar bald verknöcherte sich dieser Protestantismus; er bildete sich zu bestimmten positiven Confessionen aus, und der augsburger Confession oder der Concordienformel oder der dortrechter Synode widersprechen, war ebensowohl Ketzerei als bei den Katholiken die Nichtachtung eines Concils. Als die reformirten Gemeinden das reformirte Nationalconcilium zu Vitry beschickten, mußten sie schon im voraus unterschreiben, daß sie dessen künftige Aussprüche als solche des h. Geistes verehren wollten. Die Inconsequenz eines solchen positiven dogmatischen Protestantismus rügt die Frau von Staël in ihrer Schrift: „De l'Allemagne" (Bd. 4., Abth. 4., Cap. 2). Dieser Dogmatismus ging so weit, daß die einzelnen evangel. Confessionen sich für die alleinseligmachenden hielten, und es bedurfte erst des Ablaufs einiger Jahrhunderte, um auch den Katholiken die Möglichkeit des Seligwerdens zuzugestehen. Zu keiner Zeit ist indessen von allen Protestanten jener Dogmatismus ganz anerkannt worden, es waren immer große Meinungsverschiedenheiten, und nur die öffentliche Gewalt der Landesherren — Bischöfe, hielt äußere Ausbrüche solcher Meinungsverschiedenheit zurück, obgleich es übrigens nicht an Theologen fehlte, welche die Unterschriftformel der symbolischen Bücher: quia concordant cum sacra scriptura, in ein quatenus umwandelten. Allein es konnte nicht fehlen, daß diese Inconsequenz des Protestantismus endlich öffentlich gerügt wurde, es geschah vorzüglich im 18. Jahrh. Man überzeugte sich, daß so manche positive Lehren der Reformatoren, obgleich in die symbolischen Bücher aufgenommen, falsch seyen; so manche andre kathol. Glaubenswahrheit, die die Reformatoren hatten stehen lassen, ward bestritten; es ward in Frage gestellt, ob aus der Schrift die Mysterien der Dreieinigkeit, der Gottheit Christi u. s. w. folgen. Da Jeder das Recht hatte, die heil. Schriften

nach seinem Verständniß auszulegen, so ward für gut gefunden, solche Wahrheiten nicht mehr in der Schrift zu finden, man protestirte immer mehr gegen das positive Christenthum, und es verflachte sich Alles immer mehr zu einem leeren Moralismus. Diese Erscheinung war eine wahrhaft unerfreuliche; das Christenthum ward durch das Christenthum gestürzt; dem Protestanten ward der Trost des Lebens geraubt, die giftige Kälte jenes verneinenden Geistes zerstörte alle Blüthen inniger Religiosität. Es fiel der Protestantismus als Kirchenglaube. Mit Schrekken gewahrten dieß die Regierungen. Der Reichsfiscal ward excitirt, und es erschien das preuß. Religionsedict. Allgemein ward die Frage untersucht, ob die Landesherren unabänderliche Lehrvorschriften festsetzen dürfen, und ob der Religionslehrer seiner subjectiven Ueberzeugung oder den symbolischen Büchern folgen müsse; es war in der That eine traurige Alternative, ein Lehrer zu seyn, der wider seine Ueberzeugung in einer frei forschenden Gemeinde reden soll, oder ein solcher, der das der Menge Werthgewordene durch Darlegung der Resultate seiner Forschung zerstören und der Jugend ein andres, als die Alten geglaubt, beibringen soll. Selbst die Beschränkung der Religionslehrer in Aussprechung ihrer Ueberzeugung konnte wenig helfen, da das Geheimniß des kritischen, auch Neuprotestantismus genannt, in der Lesewelt bald verrathen war, und nur zu sehr, als der unpositiven Richtung der Zeit schmeichelnd, bekannt ward. Wo die Religionslehrer öffentlich sich an die symbolischen Bücher halten mußten, ward die Lehre des kritischen Protestantismus eine geheime für die Gebildeten, im Gegensatz gegen die öffentliche, die officielle Lehre. Bald aber hatte die geheime Lehre mehr die Gemüther durchdrungen als die öffentliche, und es standen leer die Tempel. Diese Revolution des Protestantismus hatte eine große Veränderung in der Ansicht über den Werth der Bekenntnisse hervorgebracht. Den religiösen Gemüthern war es schauderhaft, sich in eine ewig verneinende Kirche verstrickt zu sehen, und doch war die Autorität der sich als eitel Menschenwerk darstellenden symbolischen Bücher unwiderbringlich durch Auffrischung desselben Grundsatzes freier Selbstforschung, der die Reformation gebar, vernichtet und gar nicht herstellbar, da der Mensch sich den nothwendig unwillkürlichen Glauben an Autoritäten nicht gebieten kann. Diese trostlose Aussicht führte die Mehrsten dem Naturalismus oder einer gewissen innern Religion des Gefühls in die Arme. Einzelne ausgezeichnete Geister gingen zum Katholicismus zurück, namentlich Stolberg, F. Schlegel (vgl. Proselyten). Auf der andern Seite ward nachgerade die Wahrheit klar, daß unter Voraussetzung des kritischen Protestantismus zwischen dem lutherischen und reformirten Bekenntnisse keine wesentliche Unterschiede mehr bestehen, da ja beide Verzweigungen des dogmatischen Protestantismus mit diesem dogmatischen Protestantismus selbst nothwendig mit aufgelöst waren. Es konnte in der That nichts Klareres geben, und die dritte Jubelfeier der Reformation ward Veranlassung, daß viele Gemeinden, besonders in Preußen und Nassau, die Vereinigung der beiden Bekenntnisse aussprachen, wodurch also die der Autorität der bisherigen symbolischen Bücher widerstreitende geheime Lehre eine öffentliche ward. — In der neuesten Zeit ist man indessen von den Verirrungen des kritischen Protestantismus zurückgekommen; man glaubt wieder an Christus und enthält sich von Accommodationen der Bibel. An ein Wiederaufleben des dogmatischen Protestantismus

ist aber kaum zu denken, somit jedes Zugeständniß des kritischen Protestantismus rein precair. Zwar hat der Archidiakonus an der St.-Nicolaikirche in Kiel, Klaus Harms, mit aller Kraft der Begeisterung und eines frommen über den Untergang der lutherischen Kirche erschreckten Gemüths, für das lutherische Symbol gezeugt und geeifert, und Ammon schloß sich ihm an und verdammte, insofern freilich consequent, die Vereinigung beider Bekenntnisse; ihm widersprach Schleiermacher mit der logischen Schärfe, die diesem Gelehrten eigen. Allein nie ist zu erwarten, daß die aufgelösten positiven Bekenntnisse wieder die Religion der Menge wie der Gebildeten werden. — Daß die neuern Um- und Durchbildungen des Protestantismus einen wesentlichen Einfluß auf die Ansichten über Kirchenverfassung haben mußten, ist nicht zu leugnen. Schon in der Mitte des vorigen Jahrh. hatte Pfaff die Kirchengewalt der evangel. Fürsten — die man ihnen früher, sonderbar genug, als Nachfolgern der kathol. Bischöfe zugestand (Episcopalsystem), und die J. H. Böhmer auf wahrhaft heidnische Weise aus der landesherrlichen Gewalt abgeleitet hatte (Territorialsystem) — auf eine stillschweigende Uebertragung von Seiten der Gemeinden begründet (Collegialsystem). Es lag der Gedanke nicht fern, diese Gewalt zurückzunehmen oder gar die Uebertragung derselben zu bestreiten; es sind demnach verschiedene Vorschläge zu einer neuen Gestaltung der evangel. Kirche geschehen, die von dem Princip ausgingen, daß die Gewalt in der Gemeinde liege. Einzelne haben Nachahmung kathol. Verfassungsformen, Kirchhof sogar einen protestant. Papst — der freilich in einem Bekenntnisse, dessen Princip Vereinzelung ist, ein wahres hors d'oeuvre seyn würde — gefordert. Die Setzung einer neuen Verfassung wird freilich da geschehen müssen, wo sich aus dem alten Bekenntnisse ein neues gebildet hat, wo sogar die Vereinigung der auch in ihren Verfassungsformen so verschiedenen Bekenntnisse ausgesprochen worden. (Mehres s. Synodalwesen.) — Als das tüchtigste Element im Protestantismus dieser Zeit muß man wohl den Mysticismus betrachten. Ist er zwar — wie jeder Mysticismus, den die Kirche nicht zu richten, zu veredeln, zu verallgemeinen weiß — unklar und häufig ins Narrenthum überfaselnd, so wird doch durch ihn das heilige Feuer der Vesta bewahrt, bis ihm eine bessere Zeit und würdigere Priester werden. — Die Polemik des Katholicismus gegen den Protestantismus mußte durch die veränderte Richtung des letztern nothwendig eine andre werden. Der Streit um einzelne Entscheidungslehren ist hinfort nicht mehr wesentlich, da es bei dem Verfall der positiven Bekenntnisse des Protestantismus nur noch die Eine große Unterscheidungslehre gibt, daß jeder einzelne Protestant verneinen kann. Der Katholik vertheidigt sich dagegen durch Geltendmachung des wesentlichen Begriffs der Offenbarung und religiöser Belehrung, und er führt als den vollgültigsten Beweis für den Katholicismus die Geschichte von Geburt und Tod des dogmatischen Protestantismus an; er bezweifelt zwar nicht, daß der Kirche von Zeit zu Zeit Reformen noththun und daß Untersuchungen über noch unentschiedene Religionsgegenstände nothwendig und heilsam seyen, aber er wird nie glauben, daß jeder Einzelne sich seine Religion bilden, daß der auch der kathol. Religion inwohnende verständige Untersuchungsgeist ein eignes verneinendes Bekenntniß werden müsse. Die Polemik der Katholiken ist um Vieles durch die neuern Begebnisse des Protestantismus erleichtert worden; die Kirche kann ihren

Mitgliedern sagen, wie die Protestanten selbst so manche der Unterscheidungslehren des 16. Jahrh. verlassen haben, wie ihre einzelnen Gemeinden nur uneigentlich noch eine Kirche genannt werden können, wie des Abendmahls h. Fest ihnen unter den Händen entschwunden und zu einer bloßen Erinnerungsceremonie mit schwach erkünstelter Begeisterung geworden u. s. w. —

„Wollen wir das Zeitalter der Reformation und den Geist, der die erste Generation ihrer Freunde beseelte, — sagt dagegen ein protestantischer Schriftsteller — richtig beurtheilen, so erkennen wir darin die Zeit des Kampfes und der Absonderung, wo neben dem stillen Wirken des neuen Lichts doch auch starke Leidenschaften sich gegen die stets geschäftigen Feinde und falschen Brüder in Bewegung setzten, und — da nun einmal der Funke der Wahrheit in den Gemüthern gezündet hatte — Viele in der Hitze ihres Eifers für die Behauptung des Errungenen lieber handeln und streiten als ruhig planmäßig ordnen mochten. Daher auf Kanzeln und in Flugschriften das heftige Schmähen gegen Andersdenkende, das, wohl durch die Drohungen, Gewaltthaten und Ränke der Gegenpartei genugsam herausgefordert, durch den derben Ton und kriegerischen Geist des Zeitalters entschuldigt, aber der innern Ausbildung des Protestantismus immer hinderlich war. Daher die Uebereilungen stürmischer Verbesserer, welche die Reformatoren nicht unschädlich machen konnten, ohne von den Formen des verdrängten Kultus um der Schwachen willen mehr beizubehalten, als eine folgerichtige Anwendung ihrer Grundsätze zugelassen hätte. Daher jene Meinungskriege der Theologen, die nicht nur das Zusammenwirken der schweizerischen Reformatoren mit den sächsischen hinderten, sondern auch gewissen minder wesentlichen Lehrsätzen eine vorübergehende Wichtigkeit gaben, welche in den später bestimmten Lehrbegriff, besonders der Lutheraner, merkliche Mißverhältnisse und Muttermäler der Zeit seiner Entstehung gebracht hat. Gerecht waren die starken Erklärungen, mit denen die echten Protestanten sich von allem Zusammenhang ihres Werkes mit den Ausschweifungen der Wiedertäufer, den Schwärmereien der Schwenkfeldianer und den Willkürlichkeiten der Socinianer (s. dd.) losgemacht haben. Diese wohl durch die Reformation veranlaßten, aber von ihrem schriftmäßigen Wege abgewichenen Sekten näherten sich erst nach vielen Verirrungen dem Geiste des wahren Protestantismus in einigen Punkten, ohne ihren Grundirrthümern zu entsagen. Aber daß im Gedränge jener Streitigkeiten der Glaube manches evangel. Theologen in Halsstarrigkeit und Vorurtheil ausartete; daß die unselige Sektirerei, ja die Verketzerungssucht sich bei einigen einschlich; daß hauptsächlich diese Unart, die in den adiaphoristischen und interimistischen Händeln von lutherischen Zeloten heftig angefeindeten sogenannten Adiaphora — Altäre, Lichter, Bilder, Meßgewänder, Chorhemder, Oblaten, Privatbeichte, Exorcismus, und selbst die Stellung der Worte „Vater Unser“ statt „Unser Vater“ — in Folge der krypto-calvinischen Unruhen zu Parteizeichen der Lutheraner machte: dieß kann hier um so weniger verschwiegen bleiben, je unverhältnißmäßigern Werth man diesen Dingen beinahe 2 Jahrhunderte hindurch beigelegt hat. War jedoch das Streiten in Sachen der Religion überhaupt ein aus der alten Kirche geerbtes Uebel, dem die Reformation nur neue Gegenstände gab, so konnte es am wenigsten da unter-

bleiben, wo eine neue Form des Glaubens zur Gewißheit und Gültigkeit kommen sollte. Wie viel es zur Erreichung dieses Endzwecks beigetragen, wie heilsam es auf die genauere Bestimmung einzelner Theile der Lehre gewirkt, welche lebhafte Theilnahme für die Religion es rege erhalten hat, wird Jeder gestehen, der nicht bloß die schlimmen Seiten und nachtheiligen Folgen jener Händel hervorheben will. Auch unterschied sich ihr Gang und Charakter meist durch religiösen Ernst und gewissenhaften Eifer von dem thörichten Gezänke der philosophischen Schulen, und nie bemächtigten sie sich der protest. Kirche in solchem Umfange, daß nicht unzählige Prediger mit ihren Gemeinden den Segen der Reformation ungestört genossen und im Uebrigen lauterer Frömmigkeit Geist und Herz zum Guten gestärkt hätten. Immer blieb in den Zeiten nach der Reformation aufrichtige Religiosität der herrschende Charakter der Protestanten, freilich bei beiden Parteien nicht auf gleiche Art. Denn daß die Evangelisch-Lutherischen in ihrem Begriffe vom Abendmahl noch Geheimnisse ehrten, während die Reformirten Alles dem Verstande unterwarfen, brachte wesentliche Verschiedenheiten in die Natur ihres religiösen Sinnes. Doch fand der Leichtsinn und Unglaube, den die kalte Gleichgültigkeit vieler kathol. Großen in Italien und Frankreich nährte, bei beiden Parteien nur selten Eingang. Sie meinten es viel zu ehrlich mit ihrem Glauben, sie waren zu gründlich von seinen Wahrheiten unterrichtet und überzeugt, als daß ihnen das Heilige hätte gleichgültig werden können; ja sie zeigten sich bereit, wo es galt, Gut und Blut daranzusetzen. Und genährt wurde dieser fromme Sinn durch die rührende Feierlichkeit der Andachtsübungen, die nicht nur die Gläubigen in der Kirche, sondern auch in der Stille des Hauses die Familien um ihre Väter versammelte. Das treue Gedächtniß bewahrte reiche Schätze von biblischen Sprüchen, von kernhaften geistlichen Liedern, deren nie eine Kirche mehr und salbungsvollere besaß als die protestantische in Deutschland und in Frankreich. Sie gingen belebend von Mund zu Mund, sie begleiteten die Bekenner des Evangeliums in ihren Geschäften und Unternehmungen, bei allen Abwechselungen ihres Schicksals als unzertrennliche Gefährten, ernste Erinnerer und kräftige Tröster; sie thaten nach dem eignen Geständnisse der Katholischen, dem Papste mehr Abbruch als die gelehrtesten Schriften der Reformatoren. Das fleißige Lesen der Bibel und der viel wirkenden Erbauungsbücher von Arnd und andern Asceten ersetzte in Zeiten, wo die Streitsucht sich der Kanzeln bemächtigt hatte, Unzähligen den Mangel geistreicher und herzlicher Predigten, und Spener fand unter den Laien noch mehr als unter den Theologen empfängliche Gemüther für seine frommen Wünsche und heilsamen Rathschläge. Durch diesen einflußreichen Mann gewann der religiöse Charakter der evangel. Kirche neues Leben; eine erbaulichere Methode im Predigen und ein besserer Volksunterricht rief den im Dienste des Buchstabens der symbolischen Bücher fast erstarrten Geist des Protestantismus wieder hervor. Wo der mit Spener's Bemühungen genau zusammenhängende Pietismus nicht in Trübsinn und Heuchelei ausartete, hegte er Keime und Anstalten der Frömmigkeit, denen die alterthümliche Gottesfurcht, in der die Väter des jetzt lebendigen Geschlechts auferzogen wurden, vorzüglich zuzuschreiben ist. Ja selbst unserer Zeit, der nicht ohne Grund vorgeworfen wird, daß sie die Bibel lieber meistern als brauchen wolle, fehlt es unter Denen, die weniger klügeln und

schreiben als glauben und gehorchen, an zahlreichen Beweisen, wie wohlthätig die Folgen der Reformation für die Religiosität ihrer Freunde fortwirken".

„Nicht geringeres Verdienst hat sie um die Sitten. Da zu der noch keineswegs ganz überwundenen Rohheit und Völlerei früherer Jahrhunderte im 15. sich vorzüglich unter den Geistlichen jede Ausschweifung der Wollust und Ueppigkeit gesellt hatte, griffen die Reformatoren diesen faulen Fleck am stärksten an. Indem sie das Gesetz des blinden Gehorsams gegen den Papst und andre Kirchenobern aufgehoben, die Meinung von der Verdienstlichkeit der sogenannten guten Werke (willkürliche Büßungen, Fasten, Schenkungen) und den Wahn, daß äußerliche Beobachtung der kirchlichen Vorschriften Tugend, und ein Ueberverdienst derselben, womit — wie 1342 zu glauben verordnet worden war — die Heiligen den Schatz der Kirche bereichert hätten, auch nur möglich sey, widerlegten, setzten sie das erstickte sittliche Urtheil der Einzelnen wieder in freie Bewegung und begründe en die reinern Begriffe, die die Protestanten, statt jener mit allen Lastern verträglichen Legalität, Heiligkeit der Gesinnung und Unschuld des Wandels als die Aufgabe ihres Lebens betrachten lehren. Mit jenen Grundirrthümern der Kirchenmoral hingen Gebräuche zusammen, deren anfangs vielleicht wohlgemeinte Stiftung eine den Sitten höchst verderbliche Praxis zur Folge hatte: die Ohrenbeichte, die als ein Mittel der Herrschaft über die Gewissen und über die Familien der Laien gebraucht wurde; die Pönitenzen oder Kirchenstrafen, die man den Sündern auflegte, und der Ablaß oder die Indulgenzen, wodurch man sie ihnen für gute Bezahlung wieder abnahm; die Wallfahrten, zu denen die Scharen trostbedürftiger Laien sich verbanden, um diesen Erlaß bei Gnadenbildern zu suchen und sich gemeinschaftlichen Ausschweifungen zu ergeben. Indem die Reformatoren diese Mißbräuche, die die Sündenvergebung in den Augen des Volks für Geld feil machten, gänzlich abstellten, entrissen sie der Unsittlichkeit den Schild gesetzlicher Duldung, und leiteten die Bußfertigen an, das Heil ihrer Versöhnung mit Gott allein durch Glauben und neuen Gehorsam zu suchen. Und da sie nun auch jene finstere Ascetik — die unmenschlichen Selbstpeinigungen, abstumpfende Einsamkeit, Armuth, Blöße, Schmutz, Hunger und Elend, ja selbst privilegirte Bettelei und Müßiggang für gottgefällige Dienste und Stufen der höchsten Vollkommenheit ausgab — in ihrer Schädlichkeit darstellten; da sie die Klöster öffneten, Mönche und Nonnen ihrer Gelübde entließen und den Lehrern der Religion die Ehe erlaubten: wurden mit einem Schlage die Werkstätten des Aberglaubens, die Hauptsitze stummer Sünden und verborgener Gräuel, zerstört, eine Menge verkümmerter Geschöpfe befreit und der Menschheit wiedergegeben, und die unheiligen Flammen einer Brunst, die tausend reich begabte Naturen schmählig verzehrt, oder sich durch Verführung der Unschuld gesättigt hatte, in die Schranken rechtmäßiger Neigung zurückgeführt und in Beförderungsmittel des Familienglücks verwandelt. So haben die Reformatoren durch Aufhebung des Cölibats und der Klöster die Natur wieder in die Rechte eingesetzt, die sie zu einer Pflegerin der Sittlichkeit machen. Daß sie der Ehe (s. d.) die ihr aufgedrungene sacramentalische Unauflöslichkeit nahmen und für gewisse Fälle Scheidungen gestatteten, war nur eine Maßregel zur Sicher-

stellung persönlicher Rechte, die der Würde des Ehestandes nie nachtheilig werden konnte, hätte nicht der Leichtsinn des gegenwärtigen Geschlechts jene ursprünglich sehr eingeschränkte Erlaubniß gemißbraucht. — Was aber, nächst der Beseitigung solcher in der alten Kirche gehegten Hindernisse der Moralität, die Verdienste der Reformation um die Sitten in das hellste Licht gestellt, ist die Thatsache, daß sie den genauen Zusammenhang der Religion mit dem täglichen Leben zur Anerkennung gebracht, reinere Beweggründe des Handelns gegeben, und das sittliche Gefühl, dessen Werk sie selbst war, bei den protestantischen Völkern — ohnehin den ernsthaftern und gediegenen — zu einer Begeisterung angefacht hat, die in allen Zweigen des öffentlichen und häuslichen Lebens herrliche Früchte trug. Nicht nur gingen die Reformatoren selbst mit den edelsten Beispielen moralischer Würde und Pflichttreue voran, auch unter ihren Anhängern erzeugte die Kraft des Evangeliums und die Kenntniß, die jeder Stand von seinen Pflichten erhielt, jene Rechtlichkeit, Zucht und Selbstbeherrschung, die überall, wo der Protestantismus obsiegte, dem gesellschaftlichen Leben eine bessere Gestalt gab. Auf Gott und den Richter im eignen Innern zurückgewiesen, erhoben sich die vom Zwange menschlichen Ansehens befreiten Gemüther zu der Gewissenhaftigkeit, welche der Grundcharakter des wahren Protestantismus ist. Die Redlichkeit und der Edelsinn der evangel. Fürsten beschämte die Arglist der römischen Politik. Ein Heldenmuth, der für die Sache der Wahrheit alles Irdische aufzuopfern wußte, eine Standhaftigkeit im Bekenntnisse des Glaubens, eine Freudigkeit unter den härtesten Drangsalen, eine Zuversicht und Fassung im Tode, deren Beispiele die Welt mit Bewunderung sah, zeigte sich unter Hohen und Niedern. Im ersten Schwunge dieses Heldensinns wurden Thaten gethan und Tugenden ausgeübt, die an den Geist der Apostel und ersten christlichen Märtyrer erinnerten. Die spanischen Inquisitionsgerichte, die in den Niederlanden gegen die Evangelischen wütheten, sahen sich bewogen, von öffentlichen zu geheimen Hinrichtungen überzugehen, um dem Volke den Anblick der Seelengröße ihrer Schlachtopfer zu entziehen. — Auf dieser Höhe konnte nun freilich die sittliche Stimmung der Protestanten nicht lange bleiben, schon manche der ersten hatten die Losung der evangelischen Freiheit zum Deckmantel eines wüsten Lebens gemißbraucht, und je mehr die Zahl der Protestanten anwuchs, desto häufiger gab es unwürdige Glieder in den Gemeinden. Ueber dem Dringen auf Rechtgläubigkeit wurde, besonders unter den Lutherischen — denen es überhaupt an einer wohlgeordneten Kirchenzucht fehlte — die sittliche Bildung bisweilen vernachlässigt, und hier und da nahm der Mißverstand von Luther's Lehre, daß der Glaube allein selig mache, gar Gelegenheit zur Beschönigung des lasterhaften Wandels. Aber ungeachtet dieser Mängel erhielt von den heilsamen Wirkungen der Reformation für die Sittlichkeit ihrer Anhänger immer noch mehr, als der neuerdings über die Zeit von der Mitte des 16. bis zum Ende des 17. Jahrh. wiederholt verhängte Tadel zugestehen mag, Bestand und Dauer. Den schnellsten Eingang hatte sie in dem durch die Verfassung der Städte zu selbständiger Würde gelangten Bürgerstande gefunden, welchem die protest. Geistlichkeit sich nun durch Gemeinschaft der Lebensweise, der Interessen und Familienbande innig anschloß. Der von ihr ins Leben gerufene sittliche Geist wurzelte tief und bleibend bei dieser zahlreichen, vor andern blühenden Classe des Volks.

In den Städten wurden Anstalten zum Unterrichte der Jugend und zur Versorgung der Armen gegründet, Sittengesetze gegeben und Einrichtungen zu Bewahrung geziemter Ehrbarkeit getroffen, unter deren Einflusse die Tugenden der Ordnungsliebe, Mäßigkeit und Sparsamkeit gediehen, der durch Abschaffung überflüssiger Festtage geförderte Gewerbfleiß sich frei und und fröhlich regte, und eine öffentliche Meinung sich ausbildete, die solche Strenge, Lauterkeit und Gewalt über die Seelen sonst nirgends erhalten hat, als unter den Protestanten. Offenbar gewannen hierin die Reformirten den Vorzug vor den Lutherischen. Die reformirte Schweiz, insbesondere Genf, wo Calvin die Kirchenzucht angeordnet und ein Sittengericht aus Geistlichen und Laien eingesetzt hatte, gab ein in seiner Art einziges Beispiel von Reinheit der Sitten, dem die franz., holländ. und die presbyterianischen Gemeinden in Schottland und England nachfolgten. Wie heilsam und nachhaltig jedoch die Wirkung der Reformation auf den Zustand der Sitten ihrer Anhänger überhaupt war und noch ist, hat bis auf die neuern Zeiten der Abstich kathol. Länder von den protestantischen jedem Reisenden gezeigt. Wenn er in jenen meistentheils vorherrschende Sinnlichkeit, Rohheit, Schmutz, Trägheit, Bettelei und Unordnung im öffentlichen und häuslichen Wesen sieht, empfangen ihn in diesen fast überall wohleingerichtete Verfassungen, nützliche Anstalten des Gemeingeistes, edlere Formen des Lebensgenusses, gesittete, nüchterne, reinliche, arbeitsame Menschen, deren wohlgeordnetes Verhalten, deren Wirthschaftlichkeit und häusliches Glück achtunggebietende Zeugen ihres ernsten Sinnes und ihrer moralischen Bildung sind. Daß diese Züge eines veredelten Zustandes der Sitten sich in den kleinen Gemeinden der Herrnhuter, Methodisten und ähnlicher protest. Sekten, welche mehr oder minder die musterhafte Kirchenzucht der mährischen Brüder angenommen haben, weit vollkommener vereinigen als in den weitumfassenden Sprengeln der beiden evangel. Hauptparteien, wird nicht befremden. — Ob es aber nun besser sey, der unbeschränkten Freiheit, welche die evangel. Kirche ihren Gliedern im sittlichen Handeln läßt, durch Maßregeln einer strengern Zucht Grenzen zu setzen, oder, wie bisher, von der Kraft des göttlichen Wortes allein die Früchte wahrer Besserung zu erwarten, wagen wir nicht zu entscheiden. Genf behauptet nicht mehr den alten Ruhm seiner strengen Sitten; die reformirte Kirche steht jetzt der lutherischen in Hinsicht der Sitten fast durchaus ähnlich. Der Zwang pietistischer Bußanstalten hat die heitere Erziehungsweise der Neuern abgeworfen; selbst die fromme Brüdergemeinde fängt an über das Streben ihrer jüngern Glieder nach Ungebundenheit zu klagen. Ein andrer, freier, ja hier und da zügelloser Zeitgeist gebietet über die Lebensordnung und Handlungsweise der Protestanten, und von den Folgen der Reformation für die Sittlichkeit der ihr ergebenen Völker blieb dem heutigen Geschlechte kaum etwas mehr, als was, wie jene häuslichen und bürgerlichen Tugenden, in ihre Nationalität verwachsen oder in den Grundsätzen ihres Lehrbegriffs aufbehalten ist. Doch eben diese häuptsächlich von der Reformation bedingten Volkseigenthümlichkeiten, eben diese durch sie geltend gewordenen und jetzt in der Wissenschaft herrlich entwickelten reinen Grundsätze der Moral bezeugen, daß ihr Geist noch lebt und kräftig fortwirkt, wenn auch ihre Formen einer neuen Ordnung der Dinge weichen".

„Langsamer, aber viel freier, als auf andern Gebieten des Lebens der

Protestanten geschehen konnte, haben die Folgen der Reformation sich auf dem Felde der Wissenschaft entwickelt. Die Beschäftigung mit den classischen Alten war im Anfange des 16. Jahrh. nur ein geistiger Luxus weniger Vornehmen und Gelehrten, und sie mußte es bleiben, wo der Katholicismus galt, der wohl diese Lecture, aber unmöglich die philosophischen Folgerungen und praktischen Anwendungen davon auf die ihm unterworfene Gegenwart dulden konnte, ohne sich selbst zu zerstören. Leo X. verbot daher schon 1515 den Druck von Uebersetzungen der Alten in die Landessprachen, während er die Humanisten selbst schützte und königlich belohnte. Pomponaz mochte zu Bologna die Grundlosigkeit der wichtigsten Religionslehren aus dem Gesichtspunkte der philosophischen Erkenntniß lehren: man überließ es streitlustigen Mönchen, sich mit ihm zu messen. Peter Aretin mochte seinen Witz in giftigen Spottschriften und unzüchtigen Gedichten auslassen: Leo X. und seine Nachfolger überhäuften ihn dafür mit Ehre und Reichthum, und Rom nannte dieses Ungeheuer an Laster und Bosheit den Göttlichen. Die Wissenschaften mochten überhaupt Pflegerinnen des Unglaubens und Sittenverderbens werden, wenn nur kein Zweifel am Primat des Papstes in Umlauf und kein Strahl vernünftiger Einsicht unter das Volk kam. Mit der gelehrten Schwelgerei, zu der Italien die wiedererweckten Alten gebrauchte, ging eine planmäßige Verfinsterungssucht Hand in Hand. Es fehlte wenig, daß nicht die heilige Schrift, von der kaum Einer im Klerus der größten Sprengel das Original kannte, selbst in den Index der verbotenen Bücher geworfen wurde, in den schon alle Uebersetzungen, außer der latein. Kirchenversion, gehörten. Die Geistlichen, die gegen Reuchlin das Wort führen durften, wußten von keinem Neuen Testamente in griech. Sprache und hielten das Hebräische gar für eine arglistig ersonnene Hexensprache. Die Philosophie der Scholastiker folgte dem Aristoteles; doch nicht dem Lehrer des Alexander selbst, sondern einem Gewebe unfruchtbarer Subtilitäten und abenteuerlicher Erörterungen, das von seinen Pflegern Aristotelische Weisheit, von Luther aber mit Recht ein fauler, kalter, todter Hund genannt wurde. — Hatte also auch das Studium der alten Sprachen, der allgemeine Gebrauch der lateinischen als Mittel des gelehrten Verkehrs, und die Erfindung der Buchdruckerkunst den Anbau der Wissenschaften vorbereitet: das Element, in dem sie allein gedeihen können, und die Richtung zur Gemeinnützigkeit erhielten sie erst durch die Reformation. Diese zerbrach die Fesseln der Vormundschaft, die eine verfinsternde Priesterherrschaft über die Geister ausübte, nahm der Geistlichkeit das schlecht benutzte Monopol der Gelehrsamkeit, begründete und schützte die Freiheit der Gedanken und der Presse, weckte den Untersuchungsgeist und die Wißbegierde, und öffnete der Kritik in allen Zweigen der Erkenntniß eine schrankenlose Bahn, auf welcher die von ihr geschaffene unabhängige Republik der Gelehrten ihre Gesetze fand und ihre Eroberungen machte. Mochten unter den ersten Vordermännern derselben ruhige Weise seyn, die, wie Erasmus, der alten Kirche ergeben geblieben: gedient haben sie ihr nicht, und durch ihre Grundsätze, durch ihr Streben, durch den Geist ihrer Werke gehörten sie unstreitig den Evangelischen an. Das Princip der Freiheit von jedem menschlichen Ansehen hatte diesen einmal die Grundlage aller wissenschaftlichen Bildung in die Hände gegeben; die Schulen und Universitäten — die sie verbesserten, stifteten, enge mit einander

verbanden und durch neue Zuflüsse aus den erledigten Stiftern bereicherten — wurden Freistätten des Lichts, aus denen der Gelehrtenstand sich eine viel größere und gründlicher gebildete Zahl neuer Glieder heranzog, als ihm sonst aus den Unterrichtsanstalten der alten Kirche zugewachsen war. Die durch Aufstellung der Bibel, als alleiniger Glaubensregel, begründete Pflicht jedes Theologen, ihren griech. und hebr. Text zu verstehen, führte die Protestanten von selbst zur allgemeinen Beschäftigung mit der Sprache Homer's und Plato's, welche Reuchlin eben erst den Deutschen empfohlen hatte, und zum Anbau der oriental. Literatur, von der damals nur Araber und Juden Etwas wußten. Eine Menge alter Handschriften griech. und lat. Werke, die man bisher entweder gar nicht oder doch nur einseitig gekannt hatte, kam aus den bestäubten Bibliotheken der aufgelösten Klöster zum Vorschein und durch den kritischen Fleiß meist protestant. Gelehrten in den öffentlichen Gebrauch. Mit jugendlicher Kraft und Frische entfaltete sich ein neues Leben der Wissenschaft in der Zeit, wo Melanchthon — der durch seine Studien nur selbst weiser und besser werden wollte — und der thätige, kühne Calvin die Lehrer Deutschlands und Frankreichs waren. Auffallend hat dieser Segen der Reformation sich durch die Thatsache bewährt, daß vor ihrem Beginn das südliche Deutschland dem nördlichen an literarischer Bildung überlegen gewesen, und ein halbes Jahrh. später — wo der Protestantismus im Norden obsiegte — das umgekehrte Verhältniß eingetreten; und daß überhaupt seit jener Zeit das protestant. Gebiet von Europa dem katholischen in wahrer Geistesbildung weit vorausgeeilt ist. — Indeß gab es auch einen Stillstand der Aufklärung, den die unverständige Lutherthümelei, das Kleben am Buchstaben der Concordienformel und die oft kleinliche Zanklust der Theologen in der evangel. Kirche verursachte. Das Fortschreiten der wissenschaftlichen Bildung hat den Geist jener steifen, streitlustigen Orthodoxie ohne Zweifel gehemmt. Zwar erhielt er sich frei von den Schwärmereien der Wiedertäufer, die alle Gelehrsamkeit verwarfen; aber er gab doch der akademischen Studienweise und literarischen Thätigkeit auf lange Zeit eine verkehrte Richtung, er umschloß die gelehrte Welt mit zunftartigen Schranken, verschuldete das Eindringen eines todten Schlendrians in die von den Reformatoren aufgerichteten Volksschulen, und brachte in die kirchlichen Aemter, statt helldenkender gemeinnütziger Lehrer der Religion, häufig nur ungelenke Eiferer, von denen selten ein faßlicher praktischer Vortrag zu hören war. — Viel besser erfüllten die reformirten Gelehrten im 17. Jahrh. ihre Bestimmung. Von keiner so enge begrenzten Lehrform gedrückt, ungeachtet aller Ehrfurcht, die den Namen eines Zwingli, Calvin, Beza, Oekolampadius u. A. gebührte, doch an ihre Worte nicht strenge gebunden, führten sie das von diesen großen Männern begonnene Werk seiner Vollendung näher, zeigten sie sich in ihren Nachforschungen freier, in ihrem Eifer gemäßigter als die Lutherischen. Nur die Epoche der dortrechter Synode beweist, daß es auch unter den Reformirten Andächtelei und unverständigen Glaubenseifer gab. Doch füllen die berühmten Namen reformirter Philologen, Exegeten, Kritiker, Philosophen, Rechtslehrer und Historiker den bei weitem schönsten und reichsten Theil der Bildungsgeschichte dieses Jahrh. aus. Gründliche Gelehrte hatte damals zwar auch die lutherische Kirche, aber an Geist und Geschmack standen die meisten tief unter den Helden der Literatur,

die die reformirte zum Theil in Frankreich, mehr noch in Holland und England zählte. Erst im 18. Jahrh. vermochten jene sich im Wetteifer mit diesen zu messen, ja seit der Mitte desselben sie durch ihre Verdienste um die theologischen, historischen, philosophischen und philologischen Wissenschaften noch zu überflügeln, sodaß man mit Recht sagen kann: „Die Ströme des Lichts, das dem Protestantismus eigenthümlich ist, machten von seiner Wiege aus den Weg durch die Länder der Freiheit, um, nach beinahe zwei Jahrhunderten, mit neuem Vorrathe bereichert, zu ihr zurückzukehren und auf deutschem Boden neue herrlichere Schöpfungen hervorzubringen". Denn ganz unstreitig sind es seine Grundsätze, die in diesem Gange ihrer Entwickelung mehrer Hauptwissenschaften, wie die Kritik des Textes der heil. Schrift, die Hermeneutik, die Exegese, das Studium der christlichen und orientalischen Alterthümer, die christliche Moral, das Staats-, Natur- und Völkerrecht erst geschaffen — andere, wie die Philosophie (die der Protestantismus von den scholastischen Fesseln befreite), die Philologie (der er neuen Stoff, gesundere Logik und wohlthätigen Einfluß auf die Nationalsprachen gab), die Jurisprudenz (die er aus der Dienstbarkeit päpstl. Satzungen erlöste und auf die Natur und Geschichte des Menschen bauen lehrte), die Welt- und Kirchengeschichte (die er reicher, unbefangener und muthiger machte), die Astronomie und Naturwissenschaft (die er aus den Schranken geheiligter Irrthümer hervorzog und gegen den Aberglauben ins Feld stellte), wesentlich verbessert und mit neuem Leben beseelt haben. — Wie sehr auch die Jesuiten sich anstrengten, vergessen zu machen, in welchem Widerspruche das Papstthum mit dem Zeitgeiste stand, und den wissenschaftlichen Ruhm der Protestanten zu überbieten: zu bald sah man es ihrer Willkür in der Behandlung der Alten, ihren Verdrehungen der Wahrheit in der Philosophie und Geschichte, ihrer schlaffen Moral und seichten Theologie an, daß es ihnen nicht um die Ehre Gottes, noch um die Würde der Wissenschaft, sondern lediglich um irdische Nebenzwecke zu thun war. Und in ihrer eignen Kirche mußte der ohne die Reformation wohl schwerlich ins Leben gekommene, für Religion und Moral ungemein wichtige Jansenismus aufstehen, um ihre Blöße aufzudecken und diese gefährlichsten Gegner der Protestanten mit ihren eignen Waffen zu schlagen. Ja, ihrem ganzen Orden bereitete die Aufklärung, der sie entgegengearbeitet hatten, den Untergang; und während ihre Kirche an der Lücke, welche ihre Aufhebung im öffentlichen Unterrichtswesen machte, mit Reue wahrnahm, „sie habe ihnen zu viel vertraut", fiel aus den Höhen der protestant. Gelehrtenwelt ein Blick der Liebe auf die lange vergessene, der frommen Bemühungen des Pietismus wenig froh gewordene Jugend der Niedern im Volke. Die Reformation äußerte nun erst ihren umfassendsten Einfluß auf die Geistesbildung der Nationen durch die zweckmäßige Verbesserung der Stadt- und Landschulen, worin Holland und Deutschland das Meiste thaten, durch die Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, heller Einsichten und belebender Ideen in der Masse des Volkes. Kein kathol. Land kann seinen Pöbel in dieser Hinsicht mit den untersten Ständen der protestant. Länder vergleichen; und während dort selbst der Mittelstand in der Regel nur die nothdürftigsten Fertigkeiten für den Betrieb der Gewerbe erlangt, ist er hier Pfleger der Literatur und durch die geschäftigen Hände seiner Zeitungsschreiber, Journalisten und populairen Schriftsteller Regent der öffentlichen Meinung.

Also wohl spät, aber desto vollständiger und durchgreifender hat die Reformation ihre heilsamen Folgen für die Ausbildung der Wissenschaften, für den Fortgang der Aufklärung geäußert".

„Auf die Künste, die im Gefolge der Wissenschaften erwähnt zu werden pflegen, wirkte die Reformation minder vortheilhaft. Sie räumte die Bilder aus den Kirchen und nahm der Messe ihren dramatisch-musikalischen Reiz; sie schwächte die sonst übermächtige Phantasie und setzte die Vernunft in ihre Rechte ein; sie lehrte den Vorzug des Guten vor dem Schönen erkennen, und eine Ehre darin finden, die sinnlichen Mittel der Rührung zu verschmähen und des äußern Schmuckes zu entbehren. Ungestraft konnte diese Härte gegen die Künste nicht bleiben, die man aus ihrer Verbindung mit der Religion riß und des Antheils an der öffentlichen Verehrung beraubte, den der Katholicismus ihnen vergönnt hatte. Noch mehr als die Lutherischen, die manche Schildereien in den Kirchen ließen und ihre Feste nicht ohne Musik begehen, blieben die Reformirten hinter den Katholischen in der Uebung der schönen Künste zurück; denn diese fliehen selbst das Land, wo man, was eitel an ihnen ist, nicht schonen mag. Doch schränkte ja auch die Herrschaft des Protestantismus sich fast ganz auf einen rauhern Himmelsstrich ein, der den bildenden Künsten nie so hold gewesen ist als der Süden; und die Denkmäler des Alterthums, die der Nordländer anschaut, sind nicht Muster des Schönen, wie die Göttergestalten, die dem italischen Boden entstiegen. Da aber Gelehrte aus protestantischen Ländern den Römern diese Gestalten erst erklären und ihre Schönheit auseinander setzen mußten, zeigte sich wenigstens, daß der Umgang mit den classischen Alten auch dort den Sinn für das Schöne weckt und, wenn dem Künstler des Südens das Naturgefühl des Schönen gegeben ist, der Denker des Nordens das Verständniß desselben hat. — Günstig war dagegen der Protestantismus der Dichtkunst und Beredtsamkeit, da er zu heiligen Poesien begeistert, die Predigt zum Haupttheile, ja zur Seele des Gottesdienstes machte, und durch die Einführung der Landessprachen in die Liturgie diesen eine Würde gab, welche zur Ausbildung der Nationalliteratur der ihm ergebenen Völker bedeutend mitgewirkt hat. Auch wird Niemand den Gottesdienst der Protestanten traurig und trocken nennen, der ihre Gesänge hörte, den Reiz der eigenen Theilnahme kennt, und Gelegenheit hatte, zu bemerken, „daß die Gottesverehrung der Brüdergemeinde, die einfachste unter allen, auch die rührendste und gemüthlichste ist". — Nicht weniger haben die nützlichen Künste, in denen der Gewerbfleiß sich versucht, und das Leben der Reichen neue Quellen des Genusses und der Bequemlichkeit findet, durch die Reformation gewonnen. Sie weckte den Sinn des Ernstes, der Genauigkeit und Ausdauer; sie beförderte den freien Handel, den vielseitigen Verkehr und den Wohlstand, ohne den der Kunstfleiß nicht gedeihen kann; und England, das nördliche Deutschland, die Schweiz, selbst jene französischen Reformirten, die mit ihren Talenten unter den Schutz deutscher Fürsten flüchteten, haben bewiesen, daß in dieser Hinsicht kein katholisches Volk mit ihnen messen kann".

„Am sichtbarsten, und in der Geschichte schon längst am lautesten anerkannt, wurde unter den Folgen der Reformation ihr Einfluß auf den Staat. Unter Begünstigung ihrer Maßregeln und Grundsätze hat er

die Kirche nicht bloß in sich aufgenommen, sondern auch, wie jetzt oft empfunden wird, völlig verschlungen. Auf einen solchen Erfolg war es von den Reformatoren freilich nicht abgesehen; ohne allen politischen Zweck erhielt ihr Werk erst durch das Streben seines Hauptfeindes nach weltlicher Herrschaft politische Bedeutung und Richtung. Ein großer Theil jener Mißbräuche der alten Religionsverfassung — worin alle Stände, selbst wohldenkende Geistliche, Grund fanden, auf eine Reformation der Kirche zu dringen — rührte von den politischen Anmaßungen und habsüchtigen Forderungen der Päpste her. Von ihnen sollten nicht nur den Geistlichen, sondern auch die Völker und Fürsten abhängig seyn, ihnen mußten sie, unter mancherlei von Jahrh. zu Jahrh. durch neue Erfindungen der Geldgier vermehrten Titeln, Abgaben gewähren, die die fürstl. Einkünfte überwogen; unter ihrem Einflusse stand selbst, durch den immer weiter ausgedehnten Umfang der bischöfl. Gerichtsbarkeit und der kirchlichen Cabinetsjustiz, welche die päpstl. Legaten zum Nachtheil der Bischöfe ausübten, ein großer Theil der öffentlichen Rechtspflege. Die Fürsten waren daher sehr beschränkt und in der Ausübung der Rechte, die die Natur des Staats ihnen zutheilt, unaufhörlich durch die Kirche gehindert, die sich ihnen als Staat im Staate entgegenstellte. Nur Frankreichs Könige schwangen sich in dieser Hinsicht zu einer gesetzlich befestigten, ehrenvollen Stellung empor. Die Masse des Volkes war unterdrückt, in den Verwaltungen herrschte überall mehr Willkür und persönliches Ansehen als gesetzliche Ordnung, im Adel ein wilder, gewaltthätiger Geist, der die übrigen Stände befehdete und sich nur erzwungen zur Anerkennung fremder Rechte verstand. Kein Wunder, daß unter diesen Umständen das Zauberwort der evangelischen Freiheit mit der bürgerlichen verwechselt und dem geplagten Landvolke eine Losung zum Aufruhr wurde. Dennoch kann die Schuld, den Bauernkrieg verursacht zu haben, ebenso wenig als das unsinnige Auflehnen der Wiedertäufer gegen alle bürgerliche Ordnung, auf die Reformatoren fallen, die diese Ausschweifungen vielmehr nachdrücklich mißbilligten und durch Wort und That beitrugen, ihnen zu steuern. — Diese weisen Männer gingen, wo ihre Vorschritte in das bürgerliche Leben und die Verhältnisse bisher gültiger Rechte eingriffen, mit einer Mäßigung zu Werke, die ihnen das Vertrauen der Fürsten und Obrigkeiten erwarb; dreister allerdings die Schweizer als die Wittenberger, doch begünstigt von republikanischen Formen, unter Zustimmung der Regierenden, und immer mit Achtung gegen erweisliches Recht. Meistentheils von unten auf ging man im protestantischen Deutschland und in der Schweiz zur Kirchenverbesserung über; die Gemeinden, besonders die städtischen handelten mit ihren Obrigkeiten erst für sich nach eignem Gewissen und gutem Rath der Reformatoren; die Fürsten genehmigten, und kamen mit der Einrichtung gesetzlicher Anstalten nach, um den kirchlichen Zustand ihrer Unterthanen in Uebereinstimmung zu bringen. So gedieh die neue Ordnung der Dinge ohne Zwang, als ein Werk des Volksgeistes, der allgemein empfundenen Bedürfnisse und Wünsche. In Preußen, Schweden, Dänemark, England und andern später gewonnenen deutschen Staaten änderten die Fürsten eigenmächtiger, und ihre Völker fanden sich nur allmälig in die aufgenöthigte neue Form. Wo das Regiment katholisch blieb, ergriffen die Freunde der Wahrheit ihre Ideen als ein verstohle-

nes Gut und genossen des gereinigten Gottesdienstes im Stillen als einer unsichern Gunst des wechselnden Glücks. Die Fürsten entband die Reformation aller der Pflichten und Beschwerden, welche die Abhängigkeit von einer auswärtigen geistlichen Macht ihnen aufgelegt hatte. Sie wurden alleinigen Herren in ihren Ländern; selbst die deutschen, da die Versuche der Kaiser, das Reich in eine Monarchie zu verwandeln, zu ihrem Vortheile ausschlugen. Sie erwarben nun selbst die bischöfl. Rechte, die sonst der Kirche gedient hatten, und die Mittel der Macht, die sonst der Kirche gedient hatten, kamen, soweit der Protestantismus ihren Gebrauch zuläßt, in ihre Hände. Sie vermehrten durch die Rückkehr der Geistlichkeit in die bürgerliche Gesellschaft die Zahl ihrer Unterthanen und — durch das ihrer Aufsicht und bei den aufgehobenen Klöstern und Stiftern auch ihrer freien Verfügung anheimgefallene Kirchengut; durch die Summen, die sonst die Habsucht Roms, die Betriebsamkeit der Legaten, das Recht auswärtiger Erzbischöfe, das Terminiren der Bettelmönche und die Verbindung der Orden mit fremden Obern aus dem Lande gezogen hatten, und die nun darin blieben; durch die Ergiebigkeit des neu belebten Fleißes im Handel, Gewerbe und Ackerbau; ja auch durch den Anwachs der Bevölkerung, den die Einwanderung vertriebener Glaubensgenossen ihnen verschaffte — über alle Berechnung den Umfang ihrer Staatskräfte und den Wohlstand ihrer Völker. Nun konnten sie ihr Finanzwesen ordnen, die Staatswirthschaft verbessern, ihre bewaffnete Macht vergrößern und für die Vertheidigungskriege, die ihnen bevorstanden, hinlängliche Mittel in Bereitschaft halten. Und da die Sache der Religion, die bis zum westfälischen Frieden das Hauptinteresse der Staatsbündnisse und Kriege und daher auch der Hauptgegenstand ihrer Rüstungen blieb oder hieß, auch die erste Herzensangelegenheit jedes Einzelnen war, wagte die Begeisterung des Volkes Gut und Blut an den Fortgang ihrer Unternehmungen. So wurden die protestantischen Fürsten groß, und Staaten von geringem Umfange erhielten ein hohes politisches Gewicht, das sie hauptsächlich der Reformation zu danken hatten. Die Kirche gewann durch die Folgen ihrer Verbesserung — wie unter den vorhergehenden Gesichtspunkten des religiösen, sittlichen und wissenschaftlichen Lebens gezeigt worden ist — im Geistlichen viel; ihre zeitlichen Güter verlor sie an die Fürsten, erhielt aber einen großen Theil derselben zu zweckmäßigerer Anwendung wieder, da aus dem Erbe der alten Kirche die Fonds öffentlicher Bildungsanstalten vermehrt, neuere und bessere gestiftet, Waisenhäuser und Hospitäler angelegt, Belohnungen für verdiente Gelehrte und Zuschüsse zum Einkommen der schlechtbedachten niedern Geistlichkeit ausgemittelt wurden Der Höhere büßte freilich die ergiebigsten Pfründen ein, aber zum Theil hörte er auch auf zu seyn, und die neu eingesetzten Ephoren und Pröpste hatten die Reize geistlicher Sinecuren nie gekannt. Auf jeden Fall war diese Veränderung von überwiegendem Nutzen, insofern dadurch das Kirchengut aus todten Händen in lebendige kam. Nur wird Niemand die adeligen Capitularen in den evangel. Stiftern darunter rechnen, da doch nichts als das geringe Verdienst ihrer eilfertigen Bekehrung und der unverantwortliche Einfluß ihrer Geburt ihnen den müßigen Genuß von Pfründen sicherte, denen ein folgerechte Anwendung der Grundsätze des Evangeliums viel edlere Bestimmungen gegeben haben würde. Mit dem Kirchengute ka-

men die geistlichen Personen unter fürstl. Botmäßigkeit — ein Schicksal, das ihnen auf der einen Seite Vortheile der Lehrfreiheit und selbständigern Bewegung in ihren Aemtern zuwendete, auf der andern aber auch ihr äußerliches Ansehen verminderte, sie von Behörden, in denen weltliche Räthe das Uebergewicht haben, abhängig machte und bei fortschreitender Ausdehnung des Landeshoheitssystems manchen Erniedrigungen aussetzte. Denn dieses in der Anwendung protestantischer Grundsätze auf die bürgerliche Gesellschaft allerdings gegründete System der Unterordnung der Kirche unter den Staat macht diesen zum Aufseher über die Gleichförmigkeit des Lehrbegriffs und die Amtsführung der Geistlichen, zum Gesetzgeber in den Formen des Gottesdienstes und der Kirchenverfassung, zum Verwalter des Kirchengutes und zum Verleiher der Aemter. Indeß ist der Zustand der protestantischen Kirche in dieser Hinsicht immer noch einem Provisorium ähnlich, bei dem Vieles nach dem Drange oder Umstände, oder nach örtlichem Herkommen, und daher sehr unvollkommen geordnet, aber auch keineswegs alle Hoffnung eines rechtlichern und regelmäßigern Zustandes aufzugeben ist. Die protestantischen Fürsten haben sich der ihnen vermöge des seit Thomasius wissenschaftlich gerechtfertigten Territorialsystems zustehenden Rechte im Ganzen mit Mäßigung und selten in vollem Umfange bedient. — Von ganz nur auf die lutherische Kirche anwendbaren Zügen weicht das bürgerliche Verhältniß der Reformirten merklich ab. Sie ist zwar auch auf dem ihr eigenthümlichen Gebiete nicht alleinige Erbin der alten Kirche gewesen, und wo ihre Gemeinden sich als fremde Ankömmlinge einheimisch machten, ganz ohne Antheil an dieser Verlassenschaft geblieben; aber da sie in republikanischen Staaten entstand, kam ihre Regierung mehr in die Hände der Gemeinden als der Obrigkeiten, und ihre Geistlichen abhängiger von jenen als von diesen. In monarchischen Staaten, z. B. im Preußischen und selbst in einigen aristokratischen Cantonen der Schweiz, hat sie jedoch, bis auf den mehr oder weniger beschränkten Antheil der Gemeinden am Kirchenregimente und die in England beibehaltene Episkopalhierarchie, ein, der lutherischen ähnliche Verfassung. Ueberdieß ist ungeachtet der Uebereinstimmung in den Hauptbeziehungen der protestantischen Kirche zum Staate, dieses Verhältniß so mannigfaltig gestaltet und so sehr von den politischen Grenzen abhängig, daß eigentlich so wenig die lutherische als die reformirte ein äußerlich verbundenes kirchliches Ganzes ausmacht, sondern jede in mehre Nationalkirchen zerfällt, die sich in gemischten Staaten mit den kirchlichen Anstalten andrer Confessionen brüderlich vertragen müssen und unter einander nur durch geistige Bande zusammenhängen. Im Staate sind sie nichts weiter als moralisch-religiöse Anstalten ohne bürgerliche Selbständigkeit, deren Diener vergessen müssen, daß der veränderte Zeitgeist ihnen das Ansehen und den Einfluß auf die Fürsten, dessen sich die protestantischen Theologen des 16. und auch noch zum Theil des 17. Jahrh. erfreuten, genommen hat. Das Volk endlich hat, in Folge des Einflusses der Reformation auf den Staat, williger gehorchen und sich zu bürgerlichem Gemeingeist erheben gelernt. Denn wie sehr auch die protestantischen Fürsten und Obrigkeiten ihre Rechte erweiterten und in einem viel vollkommenern Sinne Herren ihre Lande wurden, als sie es vor der Reformation waren, wie bald sie auch die Last der öffentlichen Abgaben verdoppelten;

wie tief sie auch in auswärtige Verbindungen und politische Händel verwickelt wurden, die sie oft genug zu gefahrvollen Kriegen nöthigten: in der Regel theilten sie doch auch die religiösen Gesinnungen und allgemeinen Interessen ihrer Völker; sie lernten aus dem Evangelium, dessen wiedererrungenes Licht ihren Kronen neuen Glanz gab, ihre Pflichten besser kennen, die Menschenwürde der Einzelnen höher schätzen und die Stimme der öffentlichen Meinung achten, deren Tadel oder Beifall über das Gelingen ihrer Unternehmungen und über ihren Platz in der Geschichte entscheidet. Denn als ein Gegengewicht der Fürstengewalt entwickelte der freie Geist der Reformation jene unabhängige Macht der Vernunft, die von dem Widerspruche gegen menschliches Ansehen in Sachen des Glaubens zur Untersuchung des Ursprungs der Staatsgewalt fortschritt: jene rücksichtlose Philosophie über die menschlichen Verhältnisse, die die Rechte alle Stände erwog und dem Staatsrechte ein Natur- und Völkerrecht entgegenstellte; jene jetzt von den Verehrern der Geburtsrechte und des Papstthums alles Unheils beschuldigten liberalen Ideen von Menschenrechten, die aus den Schriften der Weltweisen in die Kreise der gebildeten Stände eindrangen und sich ihren Weg endlich bis in die Hütten bahnten. — Weil das Evangelium lauter und rein gelehrt wurde, mußte nun Scham und Scheu mehr vor Ungerechtigkeit in der öffentlichen Verwaltung schützen als Verträge und Verfassuugen: und auch die Bürger rein monarchischer Staaten können nicht zur Knechtschaft herabsinken, so lange die allgemeine Anerkennung des göttlichen Gesetzes der Liebe die Sicherheit des Privateigenthums, die persönliche Freiheit und die Beförderung der öffentlichen Wohlfahrt von Seiten der Regenten verbürgt. Vielmehr ist, wie die Erfahrung lehrt, das Volk nirgends menschlicher Behandlung und in besserer Ordnung regiert, der Verwahrung seiner natürlichen Rechte gewisser, freier in seiner Thätigkeit, reicher an Gelegenheiten zu höherer Bildung und rechtlichem Erwerbe, patriotischer und wohlhabender als in protestantischen Staaten, ihre Verfassungen mögen übrigens seyn wie sie wollen. Denn hier gibt es keinen Stand, der nicht das Wohl und Wehe des Vaterlandes vom ganzen Herzen theilt; hier regiert ein Geist der Vernunfmäßigkeit, Ordnung und wahren Humanität, dessen Erwachen, dessen Ausbildung und immer weiter dringende Wirksamkeit die bürgerlichen Wohlthaten der Reformation auf alle Classen des Volks ausgedehnt und das Unterpfand seines fortdauernden, Alles veredelnden Einflusses in der Natur des Menschen selbst hat. Merkwürdige neue Erscheinungen in der innern Bildung und den äußern Verhältnissen der europäischen Staaten brachte diese Wirkung der Reformation hervor. Die Religion, vorher nur in der Hand des Papstes und seiner Geistlichkeit ein Hebel der Universalherrschaft, wurde nur ein Princip des politischen Lebens. Die Trennung im Glauben stellte Staaten, die sonst an einer Last getragen und sich fast nur über das Interesse ihrer Regentenhäuser veruneinigten, von der Mitte des 16. Jahrh. bis zum westfälischen Frieden aus höhern Gründen einander gegenüber. So erhielt in Deutschland, wo die Reformation den Bestrebungen der Kaiser nach Alleinherrschaft alle Hoffnung des Gelingens abschnitt und das System der ständischen Landeshoheit zur Vollendung brachte, die Nothwendigkeik, ihre religiöse und politische Selbständigkeit zu schützen, die Fürsten beider Confessionen in wechselseitiger Aufmerk-

samkeit, die, nachdem sie sich im dreißigjähr. Kriege gemessen hatten, sowohl der Erschlaffung als der Auflösung des Reichs kräftig vorbeugte. Denn während sie eifersüchtig ihre Rechte gegen einander bewahrten, waren doch beide Theile für die Erhaltung des Reichs so lange innig vereint, bis unter neuen, die Religion ganz fremden Verhältnissen das System der kurzsichtigsten und verderblichsten Selbstsucht in Anwendung kam. An diesem System hatten aber die Folgen der Reformation nur insofern Antheil, als sie einerseits Preußen an das Haus Brandenburg, und dieses dadurch zu der einem Reichsstande nicht angemessenen Größe brachten, welche es so trefflich zu behaupten und zu steigen wußte; andererseits lange vorher, ehe Preußen unter die europäischen Mächte trat, einzelne Reichsstände in die Lage setzten, die Einmischung fremder Könige in die einheimischen Händel als Mittel der Selbsterhaltung gebrauchen zu müssen. Dabei wurde Deutschland — der unschuldigste aller Staaten, der sich nur vertheidigen, aber nicht angreifen kann — was noch in den Kriegen Karl V. mit Franz I. Italien gewesen war, der Mittelpunkt der europäischen Politik und der Schauplatz, auf dem die wortführenden Mächte in ihren Kriegen aneinanderstiegen und ihre Streitigkeiten schlichteten: ein Schicksal, dessen Hauptursache in dem Beharren der Kaiser bei der alten Kirche zu suchen ist. Ueberhaupt machte die Reformation den Verkehr und Zusammenhang der europäischen Staaten lebendiger und enger. — England, in dessen Verfassung der Protestantismus ein Hauptelement und die Stütze des Gleichgewichts zwischen König und Volk wurde; Schweden, wo er dem Könige schon 1527 das Uebergewicht über Adel und Geistlichkeit gab; Dänemark, dessen Könige durch seine Hülfe 1660 die Souverainetät erwarben, und vor Allen das von ihm allein geschaffene und erhaltene Holland, traten erst in Folge der durch die Reformation veranlaßten neuen politischen Reibungen in den europäischen Fürstenrath, und daß dieser sich über die Grundsätze des Gleichgewichts verständigte, an denen jeder neue Versuch zur Universalmonarchie bis auf Napoleons Zeitalter scheitern mußte, ist ihr Verdienst. Ja noch im 18. Jahrh. hat die Richtung des Protestantismus zur religiösen und bürgerlichen Freiheit, aus den ihr im Staatenverein von Europa gesetzten Schranken fliehend, mächtig zu der neuen politischen Schöpfung mitgewirkt, die jetzt die Eifersucht der Europäer erregt, zu der Republik der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Doch nicht bloß die Völker, die die Reformation annahmen, haben den Einfluß derselben auf ihre Schicksale gefühlt, auch die Staaten, die sie mit aller Gewalt von sich abzuwehren suchten, sind durch merkwürdige, oft schmerzliche Erfahrungen überzeugt worden, daß man wider einmal emporgekommene Ideen nicht kämpfen kann, ohne zu leiden oder wesentlich verändert zu werden. Hätte Karl V. Liebe genug zu den Deutschen und zu dem ihm wohl nicht ganz fremd gebliebenen Lichte der evangel. Wahrheit gehabt, um ihr seine spanische Krone aufzuopfern, er würde das zu seiner Zeit der neuen Lehre fast ganz ergebene Deutschland vor den blutigen Glaubenskriegen bewahrt und zu einer unter östr. Scepter unüberwindlichen Monarchie erhoben haben. Da er sich anders entschied, mußte das kathol. Oestreich empfinden, was der Zorn gekränkter Liebe vermag, und sich an seinen Erbschaften und Mitgiften genügen lassen. Doch brachten ihm seine Bemühungen zur Unterdrückung des Protestan-

tismus den Vortheil, daß es an innerer Festigkeit gewann und Böhmen und Ungarn in Erbreiche verwandeln konnte. — Spanien hatte von seinem Kampfe gegen die neue Lehre mehr Schmach vor Europa als Ehre in Rom, im Innern Verfall und Rückgang. Portugal blieb fast ganz unberührt. Frankreich, dessen Könige nach ihrer Maxime, die Reformation auswärts als Mittel der Trennung ihren Nachbarn zu gebrauchen und im Innern ihres Reichs zu unterdrücken, zugleich Freunde der evangelischen Fürsten und grausame Verfolger ihrer reformirten Unterthanen wurden, büßte die Schuld seiner Zweideutigkeit in den Verwüstungen bürgerlicher Kriege und durch entkräftende Auswanderungen, die zwar die königl. Gewalt zunächst erhöhten, aber auch im Volke einen Gährungsstoff zurückließen, welche das Mißverhältniß der Staatsreligion mit der zunehmenden Verstandesbildung immer weiter entwickelte, bis er in die Revolution zerstörend zum Ausbruche kam. Doch verderblicher wurde der Widerstand gegen den Protestantismus für Polen, zu dessen Untergange die russische Politik Dasselbe, was die französische in Deutschland mit ziemlich glücklichem Erfolge versucht hatte, durch Unterstützung der Dissidenten und immer tiefere Einmischung in die innern Kämpfe endlich vollkommen durchzusetzen wußte. Die Staaten Italiens, das nichts Evangelisches zuließ, sanken immer mehr zu politischer Nichtigkeit herab, wozu freilich die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien uud der Verkehr mit Amerika mehr beitrug als die Reformation. Den Päpsten wurde sie aber der furchtbarste Feind, gegen den sie sich auch tapfer und nicht überall fruchtlos wehrten. Sie erzwangen durch ihre Gegenanstalten in den Staaten, die ihnen ergeben blieben, zunächst Rückschritte zur Finsterniß und zu Ketzerverfolgungen, die ihr Ansehen aufs Neue zu befestigen schienen. Durch den glücklichen Fortgang ihrer Missionen in Asien und Amerika erlangten sie die geistliche Herrschaft über Ländergebiete, welche die durch die Reformation verlorne Hälfte von Europa an Umfang übertrafen. Doch war diese neue Blüthe ihrer Macht nur vorübergehend und für ihren Schatz von geringem Nutzen. Keine Mission konnte ihnen ersetzen, was sie sonst aus Deutschland, England und Skandinavien gezogen hatten. Einschränkungen der vorigen Ueppigkeit gebot ihnen daher die Noth, Verbesserungen der Geistlichkeit die Scham. Auch die kathol. Fürsten wurden allmälig klüger und schmälerten die Gewalt und das Einkommen des römischen Hofes in ihren Staaten, nachdem seit dem westfälischen Frieden das religiöse Interesse in der Politik sein durch die Jesuiten mühsam emporgebrachtes Ansehen in der öffentlichen Meinung aufs neue verloren hatte. (S. Papst.) Die Katholiken wollten ihm nicht mehr wie sonst gehorchen; in Oestreich und Baiern, in Frankreich, selbst in Spanien sind sie unvermerkt auf Meinungen und Grundsätzen gekommen, die die Reformation und die neuere Aufklärung ihnen mittheilte; sie fangen an, die katholische wahre Kirche von der römischen, und die in der Bibel nicht gegründeten Lehren der letztern als bloß disciplinarische Gegenstände von den göttlichen Wahrheiten zu unterscheiden. Wie sehr auch der Mysticismus unserer Tage kathol. Wesen zu begünstigen scheint, er ist doch nur eine Laune oder ein poetisches Zwischenspiel, wovon der im Grunde durchaus protestantische Zeitgeist bald zurückkommen wird. Einmal hat die Reformation schlummernde Kräfte geweckt, deren muntere

Thätigkeit sich gewaltsam nicht hemmen läßt. Stark durch 300jährige Uebung bildet der Sinn für Wahrheit und die Liebe zur Freiheit eine Schutzwehr gegen jede Art priesterlicher Anmaßung. Katholicismus und Protestantismus stehen einander jetzt anders gegenüber als im Zeitalter der Reformation. Jener hat die Kräfte der Protestanten kennen gelernt, dieser weiß den Glauben redlicher und aufgeklärter Katholiken zu achten und zu schonen". Vgl. Planck's „Geschichte des protestant. Lehrbegriffs" (6 Thle., 2. Aufl., Lpz. 1791); Spieker's „Geschichte Luther's und der Kirchenverbesserung in Deutschland" (Berlin 1818); L. Viller's gekrönte Preisschr. über den Geist und den Einfluß der Reformation Luther's mit einer Vorrede von Henke (Hamburg 1805); Heeren's Entwickelung der polit. Folgen der Reformation" (histor. Werke, Th. 1); Menzel's „Gesch. der Deutschen von der Reformation an 2c." (Breslau 1826 fg.; der 3. Th. 1829, bis 1506).

— Zum Schlusse sey dagegen die Frage von einem katholischen Schriftsteller untersucht, welchen Einfluß die Reformation auf die katholische Kirche, auf Wissenschaft, Volksbildung, Politik, Humanität, Künste und Sittlichkeit geäußert habe. — Auf die katholische Kirche konnte kaum ein Einfluß segensreicher seyn als der der Reformation. Die ohne Kampf erschlaffenden Kräfte wurden geweckt, die Geistlichkeit wurde wissenschaftlicher, die Kirchenzucht ward hergestellt und mehre andre Mißbräuche wurden aufgehoben; die Kirche erhielt ihre Reformation auf organische Weise, durch das Concil von Trient (vgl. d. bes. Art.), ohne daß ihr und der Religion Wesen verletzt worden wäre; bei Beginn der Reformation traten die unenthaltsamen Priester in jene andre Kirche, die keinen Cölibat kannte; die zurückbleibenden Geistlichen waren um so treuere Söhne der Kirche. So besteht sie denn, in ihrem Wesen noch immer dieselbe, bis auf unsere Tage, in ihrem Innern gekräftigter und edler, wie zur Zeit der Reformation, wenngleich der Zahl ihrer Bekenner nach geschwächt. — Man ist es gewohnt, der Reformation großen günstigen Einfluß auf die Wissenschaft zuzuschreiben. Indessen war der den profanen Wissenschaften so nothwendige Forschungsgeist schon vor der Reformation durch die Wiederherstellung der Wissenschaften geweckt; allenthalben fing man an, die Wissenschaften mit Liebe zu pflegen, allein die Reformation störte fast Alles, und erst, nachdem Ruhe eingetreten war, konnte man sich in den protestant. und gemischten Ländern wieder den Wissenschaften widmen, während in Italien, das von der Reformation nicht berührt ward, schon zur Zeit der Reformation eine heitere Philosophie und Liebe zu den Wissenschaften herrschte. Als im 17. Jahrh. Hugo Grotius vom kathol. Europa bewundert ward, warf ihn sein protestant. Vaterland in Fesseln. Deutschland ist durch die Reformation um 2. Jahrh. in seiner wissenschaftlichen Entwickelung zurückgesetzt worden; wo die Bestreitung der Freiheit des menschlichen Willens, wo die Vorherbestimmung zur Verdammniß Glaubensdogma ward, wo alle Furien des Krieges losgelassen wütheten, — da wurden die scheuen Musen verscheucht. Die wissenschaftlichen Fortschritte, die man der Erfindung der Buchdruckerei, der Bekanntschaft mit dem classischen Alterthum und mit den Geisteswerken der während der Reformation vorgeschrittenen kathol. Nachbarvölker verdankt, kann man natürlicher Weise nicht auf Rechnung der Reformation schreiben. — Die Volksbildung hat unstreitig in neuerer Zeit gewonnen, allein keineswegs noth-

wendig in Folge der Reformation. Die Buchdruckerei und das Aufstreben der Städte, des dritten Standes, waren schon vor der Reformation vorhanden; gute Schulen endlich sind kein Erbtheil eines Bekenntnisses, und es ist noch gar nicht ausgemacht, ob die Schulen im kath. Deutschland — z. B. in Würzburg, wo ein Franz Ludwig v. Erthal (Bischof), odor in Westfalen, wo ein Max Franz (Erzbischof) waltete — den protestantischen nicht vorzuziehen. Wenn im kathol. Frankreich die Hälfte der Bewohner nicht lesen kann, so stellt sich im protestant. England das Verhältniß noch viel widriger dar. So wahr ist es, daß die Vorsorge oder die Indolenz der Regierungen und ungünstige nationalwirthschaftliche Verhältnisse, nicht aber die Bekenntuisse, auf die Volksbildung einwirken. — In der Politik wird der Reformation von der einen Seite ebenso viel vorgeworfen, als ihr von der andern Seite gutgeschrieben wird. Die Freiheit übte das Mittelalter in constitutionnellen nationalen Formen, und es war der Reformation vorbehalten, die völlige Entwickelung der Territorialhoheit selbst bis zu dem Punkte, daß die Landesherren Beherrscher der Kirche wurden, zu fördern, sowie der Untergang des deutschen Reichs ebenfalls in seinen Ursachen bis zu ihr hinaufgeführt werden kann. Ueberhaupt aber würde es ungerecht seyn, Alles, was auf die Reformation gefolgt ist, nun auch gleich als durch sie begründete Wirkung zu betrachten. Wenn ein protestant. Volk (in Dänemark) die Aufgebung constitutionneller Formen beschließt, und wenn ein andres Volk (England) es in der Cultur falscher Freiheitsprincipien so weit bringt, daß es seinen König (Karl I.) sogar im Wege der Justiz mordet, so sind Beides so widersprechende Thatsachen, daß man sich gern bescheiden wird, über Einfluß der Reformation auf politische Freiheit sein Urtheil zu suspendiren. — Die Humanität hat bestimmt nicht durch die Reformation gewonnen, wie aus dem Bisherigen schon hervorgeht; daß die Reformation auf die Künste einen zerstörenden Einfluß geübt, ist bekannt genug. — Die Sittlichkeit katholischer und protestant. Völker gegeneinander zu vergleichen, fehlt es wohl noch an genug bestimmten Daten; so viel ist aber gewiß, daß das Verhältniß für die Katholiken wenigstens nicht ungünstig seyn werde. Nichts aber beweist mehr für die Göttlichkeit und Erhabenheit der Moral des Gekreuzigten, als daß in den noch so verschiedenen christlichen Kirchen die Sittlichkeit der Völker im Ganzen so ziemlich gleich steht. Dieser Gedanke möge die kirchlich Geschiedenen zur Liebe gegeneinander einladen.

Protestation, feierliche Erklärung, vornehmlich Widerspruch gegen eine Handlung, Erklärung, Folgerung aus einer Thatsache. Die bloße Protestation ist für sich allein selten von Wirkung; sie schützt nur dagegen, daß man nicht für einwilligend gehalten werde. Zu dem Ende darf man auch an der Handlung selbst keinen Theil nehmen (dieß ist eine protestatio facto contraria), sondern vielmehr mit der Protestation zugleich Dasjenige thun, was nach Verschiedenheit der Fälle als geeignetes Rechtsmittel angesehen werden kann.

Proteus, in der altgriech. Fabel ein vergötterter Mensch, der als wahrsagender und zauberischer Meergreis die Robben (Seekälber) Poseidon's im ägäischen Meere weidete und, nach dem Berichte verirrter Seefahrer, manchmal auf der wüsten Insel Pharos, unweit der westlichen Nilmündung, manchmal auch auf der entgegengesetzten Seite des Mittelmeeres, in Karpathos, dem heutigen Skarpanto, zwischen Kreta und

Rhodus, sich mit den Robben sonnte und Mittagsschlaf hielt. Nur durch List und Gewalt gezwungen, weissagte er; zwar wandte er Alles an, um dem Fragenden zu entwischen, und verwandelte sich, nach der Art der Meergötter, in allerlei Gestalten, in verschiedene Thiere, Bäume, ja selbst in Feuer und Wasser. Wer aber, unabgeschreckt, ihn stets in festen Banden hielt, dem entdeckte er endlich, was er zu wissen verlangte, Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges. So überlistete und zwang ihn Menelaus (Homer's „Od.", IV, 351 fg.), ihm seine Prophezeihungen und seinen Rath zu ertheilen. Homer nennt den Proteus einen Aegypter, entweder im eigentlichen Sinne, oder weil er in der Nähe des Stroms Aegyptus sich aufhielt. Später machte man den Proteus zu einem Könige aus der Zeit des trojanischen Kriegs, der entweder durch heilige Künste oder durch künstliche Veränderungen des Hauptschmucks mancherlei Gestalten habe annehmen können. In andern Erzählungen, welche vielleicht Virgil vor sich hatte, war Proteus ein vergötterter Tausendkünstler aus Pallene, einer Landzunge Emathiens oder Macedoniens. Durch die Ruchlosigkeit seiner Söhne gekränkt, wanderte er zu Hercules's Zeiten unter dem Meere weg nach Aegypten, und hütete seinem Herrscher Neptunus, der ihm die prophetische Wundergaben verliehen hatte, die Robben jenes noch unerkundeten Meeres. Erst die spätern Mystiker schufen ihn zu einem Sinnbilde des Urstoffs um, und so erscheint er im 24. orphischen Hymnus. Der sterblich geborene Meerdämon wurde jetzt ein Sohn des Neptun und der Phönice oder gar des alten Okeanos selbst und der Tethys. Zur Gemahlin gab man ihm die Psamathe, mit der er mehre Söhne und Töchter zeugte, deren Namen verschieden angegeben werden. Von ihm nennt man jeden Menschen, der schnell seine Gestalt verwandelt, unter verschiedenen Charakteren und Namen erscheint, einen Proteus.

Protogenes, ein griech. Maler aus Rhodus, nach Andern aus Kannus in Karien gebürtig, ein Zeitgenosse des Apelles. Sein berühmtestes Gemälde war der Jalysus, der vermeintliche Stifter der Stadt Rhodus. Auf diesem Gemälde befand sich ein Hund, den der Maler keuchend und mit schäumendem Munde vorgestellt hatte. Lange hatte ihm, wie Plinius erzählt, der Schaum am Munde nicht glücken wollen. Vor Unwillen warf er einst den Schwamm, womit er die Farben abzuwischen pflegte, auf das Gemälde, und zufälliger Weise wurde dadurch der Schaum so natürlich gebildet, als es Protogenes nur wünschen konnte. Um der Gemälde willen schonte Demetrius Poliokertes die Stadt Rhodus, welche er belagerte. Dieß Gemälde befand sich noch zur Zeit des Cicero in Rhodus. Hernach brachte es Cassius nach Rom und weihete es dem Tempel des Friedens, wo es zu den Zeiten des Plinius noch war. Nach Herodian verbrannte es unter Kaiser Commodus mit dem Tempel. Der Fehler des Protogenes war, daß er seine Gemälde zu fleißig behandelte. Ueber sein Zusammentreffen mit Apelles vgl. d. A.

Protokoll, eine Niederschreibung oder schriftliche Aufzeichnung irgend einer Verhandlung. So werden die Protokolle aufgenommen über die Aussagen einer zur Untersuchung gezogenen Person, über eine gemachte Anzeige, über Berathschlagungen einer Versammlung wegen amtlicher Angelegenheiten 2c. In Frankreich nennt man Protokoll das Formular, nach welchem eine Verhandlung eingerichtet ist.

Prötus, Zwillingsbruder des Akrisius (s. d.), mit dem er sich

bereits im Mutterleibe stritt. Da beide Brüder zu Jahren kamen, vertrieb Akrisius den Prötus aus Argolis und dieser nahm seine Zuflucht zu dem König von Lycien, Jobates oder Amphianaktes, der dem Prötus seine Tochter Antea zur Gemahlin gab und ihn wieder nach Argolis führte. Hier erbauete Prötus die Stadt Tirynth, oder Tiryns, und die Cyklopen verfertigten ihm die Mauer um dieselbe. Hier kam Bellerophon (s. d.) zu ihm. Seine Töchter sind die berühmten Prötiden. Sie wurden rasend und durchrannten ganz Argolis und mehre Länder. Die Ursache ihrer Raserei wird verschieden angegeben. Entweder Bacchus oder Juno werden als die Urheber genannt. Sie verachteten den Ersten, darum beraubte er sie ihrer Schönheit und ließ sie kahl werden. Juno aber ward insonderheit dadurch gegen sie aufgebracht, daß sie den alten Tempel der Göttin und ihr aus Birnbaum gehauenes, ungestaltetes Bild verhöhnten. Sie heilte Melampus, der Elleborum in einen Brunnen warf und sie damit reinigte. Dafür erhielt dieser eine derselben, die Iphianassa, und einen großen Theil des Reichs. Endlich soll Perseus den Prötus mit dem Medusenkopf versteinert haben.

Provence, ein Provinz Frankreichs, früher ein Generalgouvernement, bildet jetzt 3 Depart., die der Rhonemündungen, des Var und der niedern Alpen; ein kleiner Theil ist zum Depart. der Vaucluse geschlagen. Diese Landschaft war die erste des alten Galliens, in der sich die Römer 124 v. Chr. festsetzten, und erhielt von ihnen den Namen Provincia, daher der jetzige Name Provence. Bei dem Untergange des abendländischen römischen Reichs bemächtigten sich nach und nach die Westgothen, die Burgunder, die Ostgothen und die Franken dieser Landschaft. Auch die Saracenen waren eine kurze Zeit im Besitze derselben. Karl Martel vertrieb sie daraus. Als das fränkische Reich 843 unter die Söhne Ludwig des Frommen getheilt wurde, kam die Provence zum Antheil Lothars I. Unter den Nachfolgern desselben machten sich die Grafen von Provence allmälig unabhängig, und ihre Nachkommen von 4 verschiedenen Zweigen blieben Herren derselben bis 1480, wo der letzte Stamm erlosch und die Provence an die französische Krone fiel. S. Papon's „Hist. de la Provence". — Nach ihrem Naturverhältniß unterscheidet man die Oberprovence oder den nördlichen Theil von dem südlichen, oder der Niederprovence. Erstere ist mit Zweigen der Alpen bedeckt, zwischen welchen sich weitere und engere Thäler öffnen. Eins der wichtigsten, aber zugleich das wildeste, ist das von Barcelonette. Man nennt diese Alpenzweige Alpinen, die sich auf der Grenze Piemonts von den cottischen Alpen trennen und ihre verschiedenen Zweige über die ganze Oberprovence ausbreiten. Hauptfluß ist die Durance. Außerdem gibt es eine Menge Waldbäche, die im Sommer austrocknen, im Frühjahre aber, wenn der Schnee auf dem Gebirge schmilzt, aus ihren Ufern treten und große Verwüstungen anrichten. Das Klima ist feucht und veränderlich; ein eintretender Nordwind verwandelt schnell die größte Hitze in schneidende Kälte, und im Sommer folgt ein Regen dem andern. Der steinige, trockene und dürftige Boden erlaubt nur einen geringen Ackerbau, welcher, ungeachtet des Fleißes des Landmannes, kaum die Hälfte des Getreidebedarfs gewährt, weil solches flach wurzelt. Dagegen benutzt man die vielen Steine zu Steinmauern, an deren Sonnenseite die Pflanzen stehen müssen, die solche nicht entbehren kön-

nen, und an deren Schatten diejenigen gestellt werden, die keine starke Sonne lieben. Kartoffeln, die in Menge gebaut werden, müssen das Fehlende ersetzen. Pferde- und Rindviehzucht sind weniger bedeutend als die Schaf- und Ziegenzucht; auch die Bienenzucht ist ansehnlich. Wein, Mandeln, Feigen und andre edle Früchte, Kapern, Oliven kommen in mehren Gegenden fort. Von den zahlreichen Mineralien werden wenige, selbst die Salzquellen nicht benutzt. Fabriken gibt es in wenigen Städten. Der Erwerbzweig der armen Bewohner besteht hauptsächlich in der Auswanderung in andre Provinzen, wo sie den Sommer durch ihrer Hände Arbeit Etwas verdienen; ein andrer Theil nährt sich von Hausiren. Von der Niederprovence wird der nördl. und westl. Theil gleichfalls von den Alpinen durchzogen, die sich auf der Grenze von Nizza von den Seealpen trennen und u. d. N. Maures die Provinz durchziehen. Sie sind größtentheils nackte unbewaldete Felsen, doch mit aromatischen Pflanzen, als Rosmarin, Lavendel, Thymian, Salbei rc. bewachsen. Der westl. Theil und der Küstenstrich sind eben und zum Theil morastig. Einen Raum von 18 QM. nimmt die Crau ein, eine Fläche, worauf man nichts als Steingeschiebe sieht, die spärlich mit Lehm vermischt sind und wenig mehr als Wermuth und Lavendel hervorbringen. Die vornehmsten Flüsse sind die Rhone, welche sich hier ins Meer ergießt, die reißende Durance, deren Ueberschwemmungen vielen Schaden anrichten und deren Bedeichung das große Thal in einen Garten verwandeln würde, und der Var als Grenzfluß gegen Nizza. Das Klima ist italienisch; man kennt kaum Frost und Schnee, wohl aber starke Reife, welche häufig der Olive und den zärtlichen Südfrüchten schädlich werden. Die Hitze im Sommer ist oft unmäßig, und es regnet selten. Schon im Jan. bekleidet sich die Erde mit frischem Grün, und im Febr. steht Alles in Blüthe, doch führt der kalte Nordwind, hier Mistral genannt, häufig Frost und Reif zurück, hält aber nicht lange an. Die Rind- und Pferdezucht ist nicht bedeutend, wichtig ist die Schafzucht, auch hält man eine Menge Ziegen. Die Bienenzucht liefert trefflichen Honig und Wachs. Die Seitencultur ist beträchtlich, sowie auch die Fischerei. Der Ackerbau ist bei dem steinigen, kalkigen und trockenen Boden eingeschränkt und liefert kaum den Bedarf für die Hälfte des Jahres. Man kauft das Fehlende zu oder behilft sich mit Kastanien und Kartoffeln. Dagegen ist der Wein- und Olivenbau sehr ausgebreitet. Ein Theil des trefflichen Oels wird u. d. N. Provenceröl ausgeführt. Aus den geringen Weinsorten macht man Branntwein; auch wird eine große Menge Rosinen getrocknet. Keine Provinz Frankreichs ist so reich an edeln Südfrüchten; man zieht köstliche Feigen, Mandeln, Kastanien, Maronen, selbst Orangen, Citronen, Granaten, Datteln und süße Pataten im Freien. Vom Obste hat man das meiste Kern- und Steinobst; Prunellen und Perdrigonen, Mispeln, wälsche und Haselnüsse sind einträgliche Handelsartikel. Auch kommen Kapern, Süßholz, Rosinen, Trüffeln, in den Handel. An Holz ist drückender Mangel; daher ist kein großer Bergbau möglich, obgleich es nicht an Metallen, als Kupfer, Blei, Eisen, fehlt. Man gewinnt fast bloß Steinkohlen, die einigermaßen den Holzmangel ersetzen, und Seesalz. Die Bewohner der Provence, die Provençalen, zeichnen sich sehr von den übrigen Franzosen aus. Sie sprechen eine eigne altromanische Mundart, welche näher mit dem Italienischen als mit dem Französischen verwandt und nicht

übelklingend ist. Sie sind heftig, leidenschaftlich und unbeständig, dafür aber auch ohne Falsch, gutmüthig und, trotz ihres Leichtsinns, brav, emsig und arbeitsam. Die niedern Classen zeichnen sich durch eine derbe untersetzte Statur, ein rauhes struppiges Haar, äußerst kräftige, leidenschaftliche Gesichtszüge, besonders aber durch wilde blitzende Augen aus. Sie lieben das Vergnügen über Alles, und man findet mancherlei bemerkenswerthe Volkslustbarkeit bei ihnen. Sie sind übrigens fleißige Landleute, unerschrockene Fischer und Schiffer, thätige Kaufleute und geschickte Manufacturisten, welche besonders Seidenwaaren, Seife und Leder verfertigen. Die wichtigsten Städte der Provence heißen: Marseille, Toulon, Aix, Arles, Grasse und Tarascon.

Provençalen, s. Ritterpoesie.

Provinz, Provincia, in den ersten Zeiten des römischen Staats jedes Amt oder Geschäft, öffentlich oder nicht, das Jemandem übertragen wurde. Es war also in diesen Zeiten die Provinz eines Consuls bloß ein gewisses ihm übertragenes Geschäft, z. B. die Führung eines Krieges, oder ein gewisses Land, mit oder in welchem er während seines Consulats Krieg führen sollte. Diese Bedeutung blieb zwar auch noch in spätern Zeiten; gewöhnlich aber verstand man jetzt eine Landschaft darunter, welche ein gewesener Consul oder Prätor als Statthalter verwaltete, und man machte einen Unterschied unter provincias consulares und praetorias. Man nannte aber nur solche dem röm. Reiche unterworfene Landschaften Provinzen, welche außerhalb Italien lagen; denn in Italien wurde kein Land, das unter röm. Oberherrschaft stand, Provinz genannt. Zur Zeit der Republik nahmen jedoch die Alten Italien in einer engern Bedeutung als unter August; denn Gallia cisalpina war damals eine Provinz, unter August gehörte es aber zu Italien. Unter August wurde eine neue Eintheilung der Provinzen gemacht. Diejenigen, welche friedlich und feindlichen Anfällen weniger ausgesetzt waren, überließ er dem Senat und dem Volke der Regierung; diejenigen aber, welche zu Unruhen geneigter und leicht von Feinden angefallen werden konnten, wo also größere Armeen unterhalten werden mußten, regierte er selbst. Er that dieß unter dem Vorwande, den Senat und das Volk von Unruhen zu befreien, eigentlich aber, um seine Gewalt zu vergrößern, indem er dadurch das Commando der Armee gänzlich an sich brachte. Die dem Senate überlassenen Provinzen hießen provinciae senatoriae, populares, und waren: Africa propria, oder das Gebiet von Karthago, Numidien, Cyrene, Asia (d. h. die Länder längs dem Propontis und dem ägäischen Meere, namentlich Phrygien, Mysien, Lydien und Karien), Bithynien, Pontus, Griechenland, Epirus, Dalmatien, Macedonien, Sicilien, Sardinien, Kreta und Hispania Bäotica. Die Provinzen des Kaisers (provinciae imperatoriae, oder Caesarum) waren: Hispania Tarraconensis, Lusitanien, Gallien, Cölesyrien, Phönizien, Cilicien, Cypern und Aegypten, wozu in der Folge noch andere kamen. Die Statthalter in den Senats- und Volksprovinzen hießen proconsules, die in den kaiserl. Provinzen aber legati Caesaris. — Bei uns gebraucht man den Ausdruck Provinz statt Landschaft, besonders wenn diese nicht zu den Stammländern gehört, und im Gegensatze von der Residenz. — **Provinzial** heißt ein Ordensoberer, der über die Klöster seines Ordens in einer bestimmten Provinz Aufsicht führt und unter dem Ordensgeneral steht.

Provocation, Aufforderung (jur.). 1) Gleichbedeutend mit Appellation. 2) Eine Klage, wodurch ein Andrer aufgefordert wird, einen Anspruch, dessen er sich gegen den Kläger rühmt, oder eine nachtheilige Behauptung, binnen einer gewissen Frist zu beweisen, entweder weil der Provocant diese Behauptung für ungegründet angibt (provocatio ex lege „Diffamari“), oder weil er dagegen eine Einwendung hat, die ihm aber mit der Zeit verloren geht (prov. ex lege „Si contendat“). Im ersten Falle wird dem Provocanten, wenn er die Klage nicht erhebt oder den Beweis nicht führt, ein ewiges Stillschweigen auferlegt, im zweiten bekommt die sonst verloren gehende Einrede eine bleibende Dauer. 3) Herausforderung zum Duell.

Prudhon (P. P.), Historien- und Portraitmaler, Mitglied des Instituts (1816), Ritter der Ehrenlegion, geb. den 6. April 1760, war das 13. Kind eines Maurers zu Cluny, wo er in der Freischule der berühmten Abtei von Mönchen unterrichtet wurde. Die Gemälde, welche er hier täglich sah, weckten sein Talent für die Malerei; die Mönche bemerkten es und empfahlen ihn dem Bischof Moreau zu Maçon, der ihn zu Dijon im Zeichnen unterweisen ließ. In Kurzem machte er solche Fortschritte, daß er den von den burgundischen Ständen ausgesetzten Preis erhielt und nach Rom geschickt wurde. Bei der Bewerbung um diesen Preis half er einem Mitschüler der die Aufgabe darzustellen den Muth verlor, das Bild zu vollenden, worüber er das seinige vernachlässigte. Jener erhielt den Preis, gestand aber, daß ihn Prudhon verdient habe. Nun bewilligten die Stände dem bescheidenen Prudhon die Pension in Rom, 1783. Hier studirte er die Musterbilder Rafael's, da Vinci's, Andr. del Sarto's und Correggio's. Dem Letztern näherte er sich so glücklich, daß man ihn den franz. Correggio nannte. 1789 kam er nach Paris. Hier lebte er lange sehr unglücklich, woran eine zu früh geschlossene Verbindung Schuld seyn mochte. Dieser Umstand hemmte sein Genie; dessenungeachtet behauptet er unter Frankreichs berühmten Malern einen Ehrenplatz. Einige tadeln seine Zeichnung und die Einförmigkeit seiner Köpfe; allein man bewundert sein glänzendes Colorit, den schönen Ausdruck und die Grazie seines Pinsels: Vorzüge, die nicht der Fleiß, sondern nur eine glückliche Organisation geben kann. Prudhon starb zu Paris den 16. Febr. 1823. S. Voiart's „Notice historique sur la vie et les ouvrages de P. P. Prudhon“ (mit seinem Bildniß, Paris 1824). In der Galerie Luxembourg sieht man sein berühmtes Bild: Le crime, poursuivi par la justice et la vengeance céleste, gestochen von Roger. In der Samml. des Grafen Sommariva befinden sich sein Enlévement de Psyche par les Zéphirs und sein Zéphir dans un bocage, se balançant sur la surface des eaux. Prudhon gab der Kaiserin Marie Louise Unterricht im Malen und stellte ihren Sohn in einem Palmen- und Lorbergebüsche dar. Seine Assomption de la Vierge, 1819, ist gegenwärtig ein Altarbild in der Capelle der Tuilerien. Prudhon's letztes Werk ist ein sterbender Christus. Für die Prachtausgaben Didot's des Aelt. hat er mehre gute Zeichnungen verfertigt.

Pruth, ein schiffbarer, aber reißender Fluß, welcher in Galizien in den Karpathen entspringt, die Moldau theilt und östlich von Galacz sich in die Donau ergießt. In dem Friedensschlusse zu Bucharest (28. Mai 1812) zwischen Rußland und der Pforte wurde der Pruth, von seinem Eintritt in die Moldau an bis zu seinem Einflusse in die Donau, als

die Grenze beider Reiche in dieser Gegend bestimmt; der ganze auf dem linken Ufer des Pruth gelegene Theil der Moldau wurde dadurch an Rußland abgetreten. 1711 wurde Peter I. (s. d.) nach dreitägigen nachtheiligen Gefechten von den Türken bei dem Städtchen Hüssi (Husch) am Pruth gänzlich eingeschlossen und genöthigt (23. Juli, den Frieden mit Abtretung Asows zu erkaufen. (S. Katharina I.)

Prytaneum, der Name des Hauses in Athen, worin die Classe der Prytanen, d. h. diejenige von den 10 Classen des Senats, die der Reihe nach den Vorsitz hatte, sich versammelte, und welches nahe am Rathhause lag. Hier wurden sie, so lange sie den Vorsitz hatten, öffentlich gespeist, welche Ehre oft auch andern Personen widerfuhr, die sich um den Staat verdient gemacht hatten, z. B. den Siegern in den olympischen Spielen, Waisen, deren Väter im Dienste des Staats gestorben waren, Gesandten, welche ihre Aufträge mit Beifall vollzogen hatten, auch auswärtigen Gesandten, wenn sie Audienz bekamen. Die Mahlzeiten waren einfach. Auch in andern griech. Städten gab es Prytaneen, z. B. in Argos, Smyrna, Naros, Korinth, Rhodus, Tenedos, Ephesus, Cyzikus, Mitylene. — In Paris stiftete Napoleon eine Lehranstalt u. d. N. Prytanée, in welcher einige hundert Schüler größtentheils auf Kosten des Staats erzogen und gebildet wurden. Bis ins 12. Jahr erhielten sie gemeinschaftliche Bildung, wurden dann entweder zu bürgerlichen Geschäften (worin 5 Professoren) oder zu Militairdiensten (worin 3 Professoren Unterricht ertheilten) bestimmt. Mit dem 15. Jahre traten sie aus dieser Anstalt, um zur weitern Bildung in ihre Fächer vertheilt und angestellt zu werden.

Psalmen. Das griech. Wort Psalmos bedeutet sowohl Saitenspiel als auch ein Lied, welches mit begleitendem Saitenspiel gesungen wird. In vorzüglichem Sinne hat man diese Benennung den hebräischen religiösen Liedern gegeben, die wir in den Schriften des alten Bundes als eine ganze Sammlung finden. Weit eigentlicher und schöner ist die ursprüngliche Benennung im Hebräischen, Lobgesänge, das Buch der Lobgesänge. Daß dieß heilige Buch aus verschiedenen Gesängen besteht, ist offenbar; die Eintheilung derselben in 150 ist willkürlich, wiewohl sehr alt; in der hebräischen Bibel ist sie das Werk der Masorethen: sie ist bei den Juden in Gebrauch, und alle Protestanten haben sie angenommen. In der Septuaginta ist sie etwas anders, und diese Eintheilung ist seit den frühesten Zeiten in der kathol. Kirche üblich. Die Ordnung der Psalmen in verschiedene Classen ist unstatthaft; denn wer vermag die Flamme des Himmels in Schalen aufzufangen? Die kath. Kirche hat 7 Psalmen den Namen Bußpsalmen gegeben, weil das tiefste Gefühl des zerknirschten Herzens in ihnen vorherrschender ist. Die Talmudisten, viele Rabbinen und viele der Kirchenväter schreiben alle Psalmen dem David zu; sie wollen, daß Assaph, Ethan oder Jeduthun, Heman und die Kinder Korah nur vor einigen Psalmen genannt worden, weil sie solche in Musik gesetzt. Da aber Assaph in der heil. Schrift ein Seher genannt wird, so ist wohl nicht daran zu zweifeln, daß er die mit seinem Namen bezeichneten 12 Psalmen gedichtet habe: sonach auch Ethan, Heman und die Kinder Korah, wiewohl sie in der That, wie Assaph, Vorsteher besonderer, von David zum Tempelgesang angeordneter, Chöre waren, doch nicht als solche, sondern als Dichter vor besonderen Psalmen genannt worden. Die meisten sind indessen wohl ohne

Zweifel von David. Der 121. wird in der Ueberschrift dem Salomon zugeschrieben, von dem vielleicht auch einige andere seyn mögen. Wieder andere Psalmen sind wahrscheinlich aus den Zeiten der Könige von Juda, Nachfolger und Nachkommen Davids. Aus späterer Zeit sind auch vermuthlich die sogen. Aufsteigepsalmen, jene Reiselieder, die man auf die Rückkehr aus dem Exil bezogen hat, die aber wohl überhaupt sich auf die jährlichen Wallfahrten nach dem hochliegenden Jerusalem und dem Tempel beziehen. Im Allgemeinen sind zwar alle lyrische Gesänge, Lieder im engern Sinne, oder Oden und Hymnen, aber theils eigentliche Oden, die entweder Einen Gedanken, Ein Gefühl oder Ein Bild in einem kleinern, geschlossenen Kreise sinnig darstellen, oder aus mehren Gliedern sich zu Einem lyrischen Ganzen runden, theils lyrische Wechselgesänge, theils Lieder, in denen der lyrische Geist durch elegischen oder idyllischen Ton, oder durch eine geschichtliche Thatsache oder durch weise Lehrsprüche eigenthümlich gestaltet ist. Die meisten haben die Gebetsform, oder beginnen oder enden als Gebet, und sind, sie mögen Klage, Trauer oder Trost aussprechen, Ausdruck des tiefsten Gottvertrauens, der lebendigsten Zuversicht: sie umfassen alle menschliche Verhältnisse, aber alle mit Beziehung auf Gott. Der eigentliche Charakter der erhabenen Poesie: Fülle des Inhalts in gedrängter Kürze des edelsten, lebendigsten Ausdrucks — nimmt den Psalmen nichts von der liebenswürdigsten Einfalt, noch von dem freiesten Schwung; und die Fülle ist so fruchtbar, daß die öftere Lesung immer neue Tiefe des Sinnes entdeckt, neue Schönheit. Die große Verheißung des Messias, welche schon den ersten Menschen gegeben worden, ward durch die Psalmen in so helles Licht gesetzt, daß man sie ein poetisches Evangelium nennen könnte; sie machen daher eine wichtige Epoche in der Geschichte unsrer Religion. Die Sänger der Psalmen gründen die Moral auf Wandel vor Gott: feurige Lobgesänge konnten zwar nicht zunächst die Bestimmung haben, ein Lehrgebäude der sittlichen Tugend aufzuführen, aber dennoch ist wohl keine Tugend, welche sie nicht lehren, keine Pflicht, welche sie nicht mit schnell vorübergleitendem, aber hellem Lichte beleuchten. Zwar befremden uns verschiedene Ausdrücke in manchen, besonders David'schen Trauergesängen, Kriegs- und Siegesliedern, die Rachbegierde zu athmen scheinen; aber man bedenkt nicht, daß David nicht gegen seine Feinde als solche, sondern daß er gegen die Feinde Gottes und seines Volkes als König und als Knecht des Herrn so eiferte. Alle Psalmen aber gehören dem Höchsten und Erhabensten an, was je die Dichtkunst erzeugte, und das heilige Licht der Offenbarung, der begeisternde Glaube an den ewigen wahren Gott verbreitet über sie einen hellen Glanz und erfüllt sie mit tiefer Innigkeit. Man muß sie nicht vergleichen wollen mit andern lyrischen Gesängen der Vorwelt; sie sind ein ganz eigenthümliches und herrliches Gewächse des heiligen Landes, in dem der Offenbarung Stimme am lautersten erscholl und am reinsten bewahrt ward. Einige sind bei ganz besondern Zeitbeziehungen für uns minder erbaulich; die meisten aber, reich an Erhebung, Trost, kindlicher Zuversicht, freudigem Gottvertrauen, Zeugnisse von Demuth und bußfertiger Seele, eignen sich ebenso wohl für christliche Gesangbücher, wie sie in der heil. Schrift selbst uns tief und innig ergreifen. — Ueber das Sylbenmaß der Psalmen sind verschiedene Meinungen. Daß diese erhabnen, schwungvollen und feurigen Gesänge sollten in Reimen verfaßt worden seyn, scheint

uns kaum einer Widerlegung werth; ebenso ungegründet ist die Meinung Derjenigen, welche den Psalmen darum den Rhythmus absprechen wollen, weil man bei nicht hinlänglicher Kenntniß der Längen und Kürzen hebräischer Sylben das Sylbenmaß nicht bestimmen kann. Regelloser Rhythmus, das heißt solcher, der nicht in Strophen wiederholt wird, nicht in bestimmtem Versmaß besteht, sondern, ein freier Begleiter, aus Liebe sich der Empfindung anschmiegt, scheint uns der vollkommenste: nur die Begeisterung gibt ihn, und solchen hatten die verlornen Pindarischen Dithyramben, solchen wahrscheinlich auch die ältesten morgenländischen Gesänge; Hiob, die Psalmen, das hohe Lied, die Weissagungen der Propheten. Die Psalmen sind poetisch nachgebildet worden von J. A. Cramer und einige von Herder u. A. (Vgl. Hebräische Literatur.) — Nachmals hat man auch erhabene religiöse Lieder neuerer Dichter Psalme genannt, wie wir unter andern von Klopstock einige herrliche besitzen in alttestamentischem Style.

Psalmodie. Man versteht darunter einen Gesang, der mit der natürlichen Rede viel Aehnlichkeit hat, oder der gleichsam zwischen dem Gesange und der Rede das Mittel hält. Die Aehnlichkeit mit der bloßen Sprache erhält ein solcher Gesang größtentheils durch die Einförmigkeit seiner Melodien; daher das Absingen der Psalmen, welchen Namen an einigen Orten die Kirchenlieder bekommen.

Psalter heißt das musikalische Werkzeug, zu dem die Psalmen gesungen wurden, das den Gesang begleitete. Es war ein Saiteninstrument, wie man glaubt, der Harfe ähnlich; doch wurde es vielleicht geschlagen und hatte insofern wohl mehr Aehnlichkeit mit einem Hackbrete. Nach biblischem Zeugnisse (besonders nach Psalm 33, 2) hatte es zehn Saiten. Doch konnten andre Arten desselben auch weniger haben. Auch das Psalmbuch, die ganze Sammlung der Psalmen, heißt der Psalter. Endlich nannte man so einen besonders langen Rosenkranz, den die Nonnen einiger Orden führten.

Pseudo, ein griech. Wort, welches man Namen und Worten vorsetzt, um etwas Unechtes oder Falsches auszudrücken. So heißt Pseudonym, was einen falschen Namen führt, ein Buch, das unter falschem Namen geschrieben wird; Pseudo-Prophet, ein falscher Prophet; Pseudo-Smerdis, der falsche Smerdis (s. Persien).

Pseudo-Demetrier, s. Rußland (Geschichte).

Pseudo-Isidorus, s. Isidorus, Decretalen und Papst.

Psyche (die Seele), die Geliebte des Cupido, worunter man sich anfangs auch weiter nichts als die Seele denken mochte, welche die Mythe aber nachher versinnlichte und der Psyche eine Genealogie schuf. Sie war die jüngste von 3 Königstöchtern und von so seltner Schönheit, daß man sie die zweite Venus nannte. Eifersüchtig über diese irdische Nebenbuhlerin, befahl Venus ihrem Sohne, sie in den häßlichsten Menschen verliebt zu machen; Amor wurde aber selbst von ihr bezaubert und ließ sie von den Zephyren in ein reizendes Lustgefilde entführen, wo sie von unsichtbaren Nymphen bedient wurde. Alle Nächte besuchte sie ihr Liebhaber unerkannt, warnte sie auch, nicht zu versuchen, ihn kennen zu lernen, welches Psyche befolgte, bis einst Amor, auf ihre Bitte, ihre Schwestern zu ihr bringen ließ. Diese überredeten sie, ihr Liebhaber müsse wahrscheinlich ein Ungeheuer seyn, weil er sich nicht sehen lassen wolle, und gaben ihr eine Lampe und ein Messer, den Unbekannten

zu beleuchten und zu tödten. Als er einst an ihrer Seite entschlummert war, zündete sie die Lampe an und bewaffnete sich mit dem Messer, das sie vor freudigem Schrecken fallen ließ, als sie in ihrem Geliebten den Liebesgott erkannte. Sie wurde nicht müde, ihn und seine Waffen zu besehen. Jetzt ritzte sie sich in einen seiner Pfeile, wodurch ihre Leidenschaft noch verstärkt wurde. Die zitternde Hand vermochte nicht mehr die Lampe zu halten; es entfiel ihr ein Tropfen Oel, welches dem schlummernden Gott auf die Schultern brannte. Er erwachte und verließ sie zürnend. Vergebens klammerte sich Psyche an seine Füße, er entwand sich ihr, und sie fiel aus der Luft herab. Voll Verzweiflung stürzte sie sich in einen Fluß, doch dieser trug sie an das jenseitige Ufer, wo Pan, der sich eben daselbst Pfeifen aus Schilfe schnitt, sie ermahnte, Alles zu versuchen, um sich mit dem liebreichsten aller Götter wieder auszusöhnen. Sie suchte ihn überall, zuletzt in dem Pallaste seiner Mutter, welche sie als Sklavin bei sich behielt und sie zu einer Menge schwerer Dienste verdammte, unter welchen sie, da die mehresten die menschlichen Kräfte überstiegen, würde haben erliegen müssen, wenn nicht Cupido ihr unsichtbar geholfen oder Helfer zugesandt hätte. Sein Zorn war entwaffnet, er litt selbst mit der Geliebten und bat endlich den Jupiter fußfällig, ihre und sein Leiden zu enden. Jupiter gab der Psyche Unsterblichkeit, versöhnte auch die Venus, welche zu der Verbindung ihre Einwilligung gab und bei der hochzeitlichen Feier derselben im Olymp den Tanz eröffnete. Psyche wird mit Schmetterlingsflügeln abgebildet, auch als Schmetterling selbst, wo sie aber seltener Amors Geliebte anzeigt, als den Begriff Seele oder Unsterblichkeit ausdrückt. Diese allegorische Erzählung finden wir bei Apulejus (s. d.).

Psychologie, Seelenlehre. Hierunter kann man die ganze Erkenntniß vom denkenden Subject zusammenfassen und daraus eine Wissenschaft (im weitern Sinne des Worts) alles Desjenigen bilden, was im innern Sinne zu finden seyn muß und zu finden ist. Sie ist ein Theil der Physik im weiteren Sinne. Die Philosophie über das denkende Subject, welches man Seele nennt, faßt sich entweder auf Gründe der Erfahrung, dann heißt sie empirische Psychologie, oder sie trägt ihre Lehren lediglich aus Principien a priori vor und wird rationale oder reine Psychologie genannt. Bei der empir. Psychologie liegt innere Erfahrung zum Grunde, nämlich über die denkende Natur des Menschen; sie ist also Erkenntniß a posteriori, oder aus dem durch den innern Sinn Gegebenen. Sie muß aber jederzeit von dem Range einer eigentlich so zu nennenden Naturwissenschaft entfernt bleiben, weil Mathematik auf die Phänomene des innern Sinnes nicht anwendbar ist, und weil sie an ihr das Mannigfaltige der innern Beobachtung nur durch bloße Gedankenabtheilung von einander abgesondert, nicht abgesondert aufbehalten und beliebig wiederum verknüpfen, noch weniger aber ein anderes denkendes Subject sich unsern Versuchen der Absicht angemessen von uns unterwerfen läßt, und selbst die Beobachtung an sich schon den Zustand des beobachtenden Gegenstandes alterirt und verstellt. Sie kann daher nur Naturbeschreibung der Seele, aber nicht Naturwissenschaft, ja nicht einmal psychologische Experimentallehre werden. Man kann diese empirische Psychologie auch Anthropologie des innern Sinnes nennen, und sie ist die Kenntniß unseres denkenden Selbst im Leben, eine theoretische Erkenntniß, die aus der Beobachtung unsrer selbst ge-

schöpft wird (s. Menschenlehre). Die reine Vernunft fordert ein absolutes Subject, d. i. ein solches Subject, auf welches sich zuletzt alle Prädicate beziehen, das aber weiter nicht Prädicat eines andern Subjects seyn kann, und gibt so die Idee zu einer transscendentalen Seelenlehre (rationale Psychologie) als der Wissenschaft von dieser Idee. Diese Wissenschaft ist, als positive oder solche, die Etwas lehrt, eine Scheinwissenschaft; als negative oder solche, die Scheinerkenntniß aufdeckt, eine echte Wissenschaft. Sie ist dann ein Zweig der Metaphysik (s. d.). Die transscendentale Psychologie lehrt die Natur der psychologischen Idee, welche darin besteht, daß wir, vermöge dieses regulativen Vernunftbegriffes, alle Erscheinungen, Handlungen und Empfänglichkeit unseres Gemüth an dem Leitfaden der innern Erfahrung so verknüpfen müssen, als ob unser Gemüth eine einfache Substanz wäre, die, mit persönlicher Identität beharrlich (wenigstens im Leben) existirt, indessen daß ihre Zustände, zu welchen die des Körpers nur als äußere Bedingungen gehören, continuirlich wechseln. Wenn aber der Gebrauch der Vernunft in einer rationalen Naturbeschreibung physisch oder immanent ist, so entsteht eine echte Erkenntniß des Gegenstandes des innern Sinnes, der Seele. Diese Erkenntniß von den Grundbegriffen überhaupt der denkenden Natur, oder der Metaphysik der denkenden Natur heißt immanente rationale Psychologie, wenn man nämlich die transscendentale und immanente rationale Psychologie unter dem allgemeinen Namen der rationalen Psychologie zusammenfassen und darunter die Wissenschaft von Dem verstehen wollte, was einem denkenden Wesen als solchem zukommt. Die Gegenstände der empirischen Psychologie können in folgenden drei Haupttheilen zusammen begriffen werden: I. Von den allgemeinen Bedingungen der Wirksamkeit der menschlichen Seele. 1) Von dem Körper als dem Organ der Seele, 2) von der Gemeinschaft der Seele und des Körpers, 3) von der materialen Welt als allgemeiner Bedingung ihrer Wirksamkeit. II. Von den Erscheinungen der Seele, ihren Kräften und ihrer Wirksamkeit. 1) Von dem Bewußtseyn, 2) von den Vorstellungen, 3) vom äußern und innern Sinne und den Wirkungen der Sinnlichkeit, den Wahrnehmungen, Empfindungen, sinnlichen Begehrungsvermögen rc. 4) Vom Verstande, als dem allgemeinen Namen aller Erkenntnißkräfte, und seinen Wirkungen a) an sich, b) in Verbindung mit der Sinnlichkeit. III. Von einigen besondern Zuständen, 1) dem Schlafe und was dem ähnlich ist, 2) den Träumen (s. d.) 3) den Seelenkrankheiten (s. Seelenheilkunde), 4) den Unterschieden der Menschen, nach Körper, Gemüthsart, Temperamenten rc. — Aristoteles hat zuerst eine Psychologie geschrieben, in der er zuerst die Natur und Substanz, sodann die Accidenzen der Seele untersuchte; und von diesen wieder erst die eigenthümlichen, dann die gemeinsamen. Er untersucht zugleich erst Dasjenige, was man vor ihm über die Seele gesagt hat, und liefert dadurch eine Geschichte der psychologischen Erkenntnisse vor seiner Zeit. Das Lebendige, sagt er, unterscheide sie nämlich von den Leblosen hauptsächlich durch zwei Stücke, die Bewegung und die Empfindung. Demokrit behauptete daher, die Seele sey ein gewisses Feuer und Wärme, die aus unzähligen runden Atomen bestände; auch Leukipp war dieser Meinung. Selbst die Pythagoräer scheinen sich die Seele so vorgestellt zu haben, nämlich Einige als aus Elementen bestehend, die in der Luft schwimmen, Andere, daß sie Das sey, was diese bewege. Sie alle schei-

nen die Bewegung als etwas der Seele Eigenthümliches angesehen haben. Demokrit sagte, die Seele und der Verstand sind Eins und Dasselbe; Anaxagoras aber, die Seele sey die Ursache des Verstandes. So trägt Aristoteles auch die Vorstellungen des Plato im „Timäus", des Thales, Diogenes, Alkmäon, Hyppon, Kritias vor, die alle der Seele drei Stücke, Bewegung, Empfindung und Unkörperlichkeit, beilegen. In Descartes's Werken finden sich metaphysische Meditationen, in welchen Gottes Daseyn und daß die menschliche Seele vom Körper unterschieden sey, demonstrirt wird; auch hat Descartes ein Buch über die Leidenschaften der Seele geschrieben. Malebranche hat ebenfalls psychologische Gegenstände behandelt. In des Spinoza „Ethik" findet man eine Art von rationaler Psychologie. Wolf aber hat sich überhaupt das Verdienst erworben, zuerst die Psychologie, als eine eigene Wissenschaft in systematischer Gestalt behandelt zu haben. In der empirischen Psychologie geht Wolf unmittelbar von der Erfahrung aus, versucht die Erfahrungserkenntniß der Seele in systematischer Ordnung vorzutragen und steigt überall analytisch von den Folgen und Wirkungen zu ihren höhern Gründen und Bedingungen auf. In der rationalen Psychologie sucht er auf synthetischem Wege aus einem metaphysischen von der Seele die Vermögen und Wirkungsgesetze der Seele a priori abzuleiten. Nach ihm ist bis auf Kant, in Ansehung des Begriffs einer Psychologie und der Eintheilung desselben, wenig geleistet worden. Kant's „Pragmatische Anthropologie" ist eine empirische Psychologie zum Behufe eines klugen Verhaltens gegen Menschen geschrieben. Nach Kant und durch Kant's Schüler wurde die empirische Psychologie in mehren Compendien bearbeitet von K. L. F. Schmid, H. L. Jakob, welcher noch 1814 einen neuen „Grundriß der empirischen Psychologie" nebst Commentar über denselben herausg. hat; J. Ch. Hofbauer in mehren Schriften, Maaß, Kiesewetter, Schnell, Olshausen. Die Schriften der beiden Letztern und einige von Hofbauer sind zum populairen Selbstunterrichte für Schüler und für ein größeres Publicum geeignet, die der ersten sind strenger wissenschaftlich angeordnet und eignen sich mehr zu Vorlesungen. Mit mehr Eigenthümlichkeit haben zuletzt die empirische Psychologie Fr. Aug. Carus (2 Thle., Leipz. 1803), der auch eine ausführliche „Geschichte der Psychologie" (Leipz. 1808) verfaßt, und Chr. Weiß in seinen „Untersuchungen über das Wesen und Wirken der menschlichen Seele" (Leipz. 1811) bearbeitet. Die neueste Untersuchungen sind von G. F. Schulze („Psychologische Anthropologie", Gött. 1816; 3. Aufl. 1824); Fries („Psychische Anthropologie", 2 Thle., Jena 1820), Hartmann („Der Geist des Menschen in seinen Verhältnissen zum psychischen Leben", Wien 1820), Herbart („Psychologie, als Wissenschaft neu gegründet auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik", Königsberg 1824 fg., 2 Thle.), Eschenmeyer („Psychologie", Tübing. 1817; 2 Aufl. 1825) und Stiedenroth („Psychologie zur Erklärung der Seelenerscheinungen", Berlin 1824 fg., 2 Thle.). Heinroth's „Psychologie" ist mehr Erbauungsbuch als wissenschaftl. Lehrbuch. Einzelne Theile derselben sind von Maaß (z. B. die „Theorie der Gefühle" und die „Theorie der Leidenschaft"), Dirksen („Ueber die Stärke der Seele"), Dedekind, Suabedissen u. A. besonders bearbeitet worden. Auch gehören hierher einige Werke des trefflichen Schubert: z. B. „Ahnungen des menschlichen Lebens"; „Altes und Neues aus dem Gebiete der innern Seelenkunde"

(3 Bde., Leipzig und Erlangen 1817—33); „Symbolik des Traums" (2. Aufl., Leipzig 1822), und vor allen sein neuestes Werk: „Die Geschichte der Seele" (2 Bde., Stuttgart 1830, 2. Aufl. 1833), das, aus ungemein zahlreich besuchten Vorlesungen über die Psychologie entstanden, die Frucht eines mehr als 20jährigen Forschens, über sehr viele Gegenden des geheimnißvollen Gebiets der Seelen- und Geisteskunde großartige Gedanken ausspricht.

Ptolemäer, allgemeiner Name der ägyptischen Könige von der griech. Dynastie, welche nach Alexanders d. Gr. Tode 332 sich des Landes bemächtigte und es bis zur Eroberung durch die Römer unter August 31. v. Chr. beherrschte. Sie heißen richtiger (weil sie nicht alle den Namen Ptolemäus führten) Lagiden, von Lagus, dem Stifter der Dynastie. 1) Ptolomäus Lagi (d. i. des Lagus, eines Macedoniers, Sohn, nach A. ein Halbbruder Alexanders), auch Soter (Retter, von den Rhodiern wegen geleisteten Beistands so genannt), behauptete sich als Statthalter von Aegypten, mit welchem er ein Theil von Libyen, Arabien, Kölesyrien, Palästina und Kyrene vereinigte und zu einem unabhängigen Staate erhob, den er seit 307 als König beherrschte. Zwar Krieger, aber in hohen Grade gebildet und selbst sogar Schriftsteller, hatte er Sinn für alle Künste des Friedens und beförderte sie mit königlicher Freigebigkeit. Er verschönerte Alexandrien und suchte durch Handel und Bevölkerung sein Reich blühend zu machen. Nebstdem hat er an dem Ruhme, durch Bekanntschaft mit Künsten und Wissenschaften den rauhen Charakter seiner Unterthanen zu mildern und echte Aufklärung unter ihnen zu verbreiten, alle Könige der alten Welt übertroffen. Er legte deßhalb ein Museum an und den Grund zu der Alexandrinischen Bibliothek (vgl. d.). Die aus Griechenland und Asien verscheuchte Gelehrsamkeit blühte in Alexandrien fort. Ptolemäus Lagi st. nach einer 39jähr. Reg. im 84. J. seines Alters (284 v. Chr.). Sein Sohn und Nachfolger 2) Ptol. II. Philadelphus, ein prachtliebende Fürst, folgte in der Regierung überhaupt den Grundsätzen seines Vaters, besonders in Beförderung gelehrter Cultur und des Handels. Er vermehrte die Bibliothek, ließ das A. Test. ins Griech. übersetzen (s. Septuaginta), erbaute die Städte Berenice und Myos Hormos, sowie den Pharus (s. d.), der jedoch von Einigen seinem Vater zugeschrieben wird, und ließ das rothe Meer durch einen Canal mit dem Nil verbinden. Er st. 274. An seine Stelle trat sein Sohn Ptol. III. Evergetes, ein würdiger Nachfolger beider Vorigen, st. 221; dessen Gemahlin war Berenice (s. d.). Unter diesen 3 weisen Fürsten war Aegypten das beruhigteste, reichste und glücklichste Reich der Erde. Seit aber der 4. Ptolemäer eine Reihe schlechter Könige eröffnete, sank des Landes Wohlstand wieder, bis es eine Beute der Römer ward. Vgl. Aegypten, Kleopatra und Alexandriner. S. Vaillant's „Historia Ptolemaeorum etc." (Amsterdam 1701, Fol.).

Ptolemais, s. Acre.

Ptolemäus (Claudius), einer der berühmtesten Geographen, Astronomen und Mathematiker des Alterthums, geb. zu Pelusium in Aegypten um 70 n. Chr., lebte zu Alexandrien unter der Regierung des Hadrian und Marcus Antoninus, und soll gegen 80 J. alt geworden seyn. Er berichtigte das Firsternverzeichniß des Hipparchus und entwarf Tabellen, mittelst welcher die Bewegungen der Sonne, des Mondes und

der Planeten berechnet werden konnten. Die einzelnen Beobachtungen der Alten in der Sternkunde wurden von ihm zuerst gesammelt und in ein System gebracht, welches er in einem Werke, aus 13 Büchern bestehend, dargestellt hat. Sein Weltsystem (s. d.) ist u. d. N. des Ptolemäischen bekannt. Auf Befehl des Khalifen Maimoun ward es um 827 aus dem Griech. u. d. T. „Almagest" ins Arabische und aus diesem um 1230 auf Antrieb des Kaisers Friedrich II. ins Lateinische übersetzt. Der griech. Text davon ward erst zu Anfang des 15. Jahrh. in Europa durch den Mönch Georg aus Trapezunt bekannt (Ausg., Basel 1538, Fol.). Für die Deutschen hat es Bode durch seine Bearbeitung u. d. Titel: „Ptolemäus's Beschreibung der Gestirne und der Bewegung der Himmelssphäre" sehr brauchbar gemacht. Eine andere wichtige Schrift des Ptolemäus ist seine „Geographie" in 8 Büchern (gr. et lat. c. tab. geogr. per Mercatorem recogn. Montanus, Leyden 1618, Fol.) Er folgte bei dieser Arbeit der Geographie des Marinus von Tyrus, welche nicht lange vorher erschienen war, bereicherte aber sein Werk mit zahlreichen Zusätzen und Verbesserungen in Hinsicht auf die Längen und Breiten der Orte, sowie auf die Grenzen der Länder und Provinzen, denn er ist als der erste Schriftsteller anzusehen, welcher die Lage der Orte auf diese Weise zu bestimmen suchte; auch enthält sein Werk die ersten Gründe der Theorie der Projectionen zur Verfertigung geographischer Charten. So unvollkommen nun auch Vieles aus Mangel an Beobachtungen bleiben mußte, so ist er dadurch den neuern Geographen unendlich nützlich geworden. Außer diesen Hauptwerken besitzen wir von Ptolemäus noch andere chronologische und astronomische Schriften.

Pubertät, Mannbarkeit, bezeichnet die Lebensepoche, in welcher die Geschlechtsverschiedenheit sich in ihrem Gegensatze ausbildet. Sie tritt nach Verschiedenheit des Geschlechts, der Individuen, der Völker und vorzüglich des Klima (Himmelsstriches), früher oder später ein. In unsern Gegenden kann man für das weibliche Geschlecht das Alter von 13—15 Jahren, für das männliche das von 14—16 J. als die gewöhnlichste Zeit angesehen, in welcher sie erfolgt. Das römische Recht, nach welchem sich aber ebenso wenig als nach andern positiven Gesetzen die Natur in ihren Erscheinungen richtet, bestimmt für das weibliche Geschlecht das 12., für das männliche das 14. Jahr als die Zeit der Geschlechtsreife und Mannbarkeit. Höchst merkwürdig sind die Erscheinungen körperlicher und geistiger Art, welche gleichzeitig mit dieser Periode beobachtet werden. Der Knabe wird Jüngling, das Mädchen wird Jungfrau, d. h. sie treten in diejenigen Jahre über, wo die Natur nicht mehr bloß, wie bisher, für die Entwickelung ihres Individuums sorgt, sondern, wo sie durch die entwickelte Individualität derselben auf den höhern Zweck der Erhaltung der ganzen Menschengattung hinarbeitet. Beide werden nun mannbar, in kalten und gemäßigten Ländern später, in heißen Ländern früher, ja selbst die Lebensart, die körperliche Erziehung, die Reinheit oder Ueppigkeit der Einbildungskraft und von allen Dingen die herrschenden Sitten haben auf den Eintritt dieser Mannbarkeit den wichtigsten Einfluß. Glücklich das Individuum, glücklich das Volk, wo dieser Eintritt so spät als möglich fällt, und nicht diesseits der völligen körperlichen Reife des Individuums stattfindet; denn frühzeitige Mannbarkeit zieht frühzeitige Erschöpfung der Lebenskraft nach sich und 12jährige Jungfrauen sind im 30. Jahre abgelebte Matronen, sowie

14jährige Jünglinge im 40. Jahre lebenssatte Greise. Der Zustand der Mannbarkeit zieht übrigens die merkwürdigsten Veränderungen namentlich in der physischen, aber auch in der geistigen Organisation der Individuen nach sich. Das Wachsthum des Körpers geht, ohne das Hindern organischer Fehler und kränklicher Zustände, in diesem Zeitabschnitte mit Macht vor sich, ja oft scheint die Natur eine vorsätzliche Kraftanstrengung, denselben mit Einem Male zur Höhe einer vollkommnen Statur empor zu treiben, auf dieses Lebensalter verspart zu haben. Die ersetzenden Theile im Körper sind während desselben gegen die abgehenden immer im Uebergewichte, und die häufige Absonderung jener Säfte, die den köstlichen Stoff der Lebenserhaltung und Lebenserzeugung ausmachen (vgl. Befruchtung), bringt in die Adern des Jünglings eine strotzende Kraft und in die Adern der Jungfrau eine glühende Wärme, bei welcher ihre ganze physische Organisation der üppigsten Reife entgegentritt. Die zur Fortpflanzung der Gattung bestimmten Theile erhalten ihre völlige Ausbildung; die Natur umschattet dieselben mit einem feinen Haargewebe; das Kinn des Jünglings bekleidet sich mit dem ersten Anfluge der künftigen Männerzierde; der Busen der Jungfrau wölbet sich zu einem verschwiegenen Heiligthume der Mutterliebe, und in ihrem Schoße gähren und fließen periodenweise die Säfte, die dem werdenden Embryo die erste Nahrung seyn sollen; die Stimme des Jünglings tönt voller und stärker aus der Brust hervor, die Sprache der Jungfrau wird gefühlreicher und inniger; das Auge des Jünglings sprüht Funken eines unnennbaren Verlangens, der Blick der Jungfrau senkt sich nieder, während ihre Wange vom köstlichsten Roth, das es auf Erden gibt, umspielt wird; in Beiden entwickeln sich unbekannte Triebe, sie stehen zugerüstet zu dem Augenblicke, von dessen Eintritte und Wirkung die Gottheit die Fortpflanzung ihres Geschlechtes abhängig machte. Aber auch die geistige Organisation des Menschen fühlt den Einfluß dieses Lebensalters. Im Jünglinge und in der Jungfrau erreicht die höhere Sinnlichkeit ihre feinste Blüthe, die Einbildungskraft ist in stetem Reihentanze mit den lieblichsten Lebensbildern begriffen; die Empfindungen und Gefühle erhalten eine bisher nicht geahnte Innigkeit und Wärme; die Neigungen, Begierden und Leidenschaften lehnen sich oft gegen die Oberherrlichkeit der Vernunft auf, oder brechen die, mit ihr von Zeit zu Zeit eingegangenen Verträge; die sympathetischen Gefühle suchen auf allen Seiten Nahrung und in der Brust des Jünglings wachen namentlich diejenigen Gemüthsbewegungen auf, welche die künftige Mannskraft ahnen lassen, Vertrauen auf sich selbst, Freimüthigkeit, Edelsinn, Freundschaft und eine herrschende Vorliebe für Alles, was von Charakteradel zeugt. Wohl Jedem, der als Mann und Greis mit Wohlgefallen auf sein Jünglingsalter zurückblicken kann! Es macht im Gewebe seines irdischen Daseyns den köstlichsten, den glänzendsten Faden aus, es ist die schönste Blüthe, die, in der Periode des Wachsthums, auf dem Baume des Lebens treibt. Diese Epoche ist oft durch Krankheit getrübt und entstellt. Bei Einigen tritt sie in Folge früherer Krankheiten, welche die bildende Kraft schwächen, zu spät und unvollkommen ein, bei Andern hingegen zu früh, und ist im erstern Falle gewöhnlich mit Kleinheit und Schwäche des Körpers, sowie mit einem verkrüppelten Geiste, im zweiten aber mit heftigen Stürmen verbunden, welche jedoch auch von zufälligen Ursachen abhängen können, die während dieser Epoche die Natur in ihrem Wirken

störten. In dieser Zeit namentlich wird so leicht das Gefäßsystem überreizt, und Wallungen, Entzündungen, Blutungen oder allgemeine Vollblütigkeit sind die Folgen davon, die beim weiblichen häufiger als beim männlichen Geschlechte vorkommen; oder das Nerven- und Geistesleben wird übermäßig erregt und aus seinen Schranken gerückt, und es entstehen daraus die mannigfaltigsten Formen krampfhafter Krankheiten, Fallsucht und Veitstanz, sowie bemerkenswerthe Abweichungen der Geistesthätigkeiten, die sich bald als krankhafte Mitleidenschaft und Nachahmungssucht, Romanensucht und unersättliche Lust nach Leiden und Ungemach, mysteriöse Melancholie, oder als Schlafrednerei, Verzückung, Geisteserhöhung mit der Gabe der Weissagung und unter den anziehenden Erscheinungen des freiwilligen Somnambulismus wahrnehmen lassen. Ueberdieß verschlimmern sich die Zufälle von Bildungsfehlern, die aus einer frühern Epoche herrühren, gewöhnlich, sowie sich andre Krankheiten von selbst heilen. Endlich beobachtet man nicht selten örtliche Leiden der Geschlechtstheile, Schmerzen, Röthe und Schleimausflüsse, die aber gewöhnlich nicht viel zu bedeuten haben, sowie auch in dieser ganzen Epoche und in der nächsten darauf folgenden Zeit die Brust in einem so erregten Zustande sich befindet, daß hier sich leicht Entzündungen bilden, die nicht nur das Leben in Gefahr bringen, sondern oft auch den Grund zu Auszehrungen legen.

Publicist, Staatsrechtskundiger, Staatsrechtslehrer, weil man das Staatsrecht jus publicum nennt. Der gründliche Publicist kann, unter allen Vorbereitungskenntnissen, der Geschichte, Statistik, Politik, des Gesellschaftszustandes der übrigen civilisirten Staaten, der lateinischen und franz. Sprache und der Rechtskenntnisse der civilisirten Staaten, das Naturrecht, das nur im Ideal existirt, am leichtesten entbehren. Das verwickeltste Staatsrecht hatten wir Deutschen vormals und haben es auch noch, da die reine Souverainetät unserer einzelnen erhaltenen Regentenhäuser gegen ihre Völker, Glieder der Dynastie und die andern Bundesstaaten, sowie gegen die Standesherren noch immer sehr von einander abweicht. Ausgebildet war unser untergegangenes Staatsrecht so wenig, daß die wichtigsten Fälle durch das leidige oft ungewisse Herkommen regulirt wurden; und wie widersprechend sind noch z. B. die nicht umgebildeten Hausgesetze unsrer Dynastien? — Unsere Staatsrechtslehrer aus der Periode des nun verschollenen Reichsverbandes hingegen mächtig am alten Recht, das die Vorzeit und das Herkommen gegründet hatten. Das, was die Zeit bedurfte, um die deutsche Fürstenunabhängigkeit wider das Ausland zu behaupten, damit nicht eine franz. Republik oder Kaiser unser Staatsgebäude unterwerfen könne, Das beschäftigte die deutschen und polnischen Publicisten gar wenig, fiat justitia (in ihrem Sinn) et pereat mundus, war ihr Wahlspruch, und außer den Schriften östreich. Publicisten war es System, die kaiserl. Oberhoheit zu einem Schattenbilde und die landesherrliche zum höchsten Glanze zu erheben. Dohm's „Denkwürdigkeiten" haben sichtbar diesen Fehler; und manche Acten Klüber's über den wiener Congreß, verglichen mit der diplomatischen Praxis, zeigen, daß die reine Monarchie und der Einfluß der Grundeigenthümer auf die Gesetzgebung in constitutionnellen Staaten seit jenem Congresse immer festeren Fuß gewonnen hat. Wo alte ständische Verfassungen noch forteristirten, da erfuhren diese nur eine leichte Umbildung; und gab die Monarchie dem Bürger- und Bauern-

stande hier und da wesentlichere Rechte als sie bisher genossen: so verfehlte sie nicht, sich meistens so zu stellen, daß sie vereint mit beiden Letzteren das Steuerwesen im allgemeinen Belang und in der Wahl und Repartition der Auflagen, selbst wider den Willen der großen Grundeigenthümer und der Standesherren, welche vorhin Reichsfürsten waren, leiten konnte. Wenige Veränderungen erfuhren die alten ständischen Verfassungen, wo die Monarchie im habituellen Besitz der Leitung der nöthig befundenen Steuerausschreibungen durch der lenksamen alten Stände sich zu befinden glaubte. Es gibt dagegen wenige Staaten Deutschlands, in deren Ministerien nicht ein und andrer geborner Bürgerlicher Aufnahme erlangte. — Da übrigens die Bundesversammlung, wegen der Souverainetät der einzelnen Bundesfürsten, sich selbst oft für incompetent erklärt: so möchte wohl das dornige Feld der allgemeinen und Specialpolitik der Bundesstaaten noch immer den deutschen Publicisten zu allerhand Erläuterungen reichlichen Stoff darbieten. Als Sammlungen und Handbücher zum Studium der neuern Diplomatie sind von Martens's „Recueil des principaux traités" (von 1761—1808, 11 Bde.; 2. Aufl. 1817) und dessen „Nouveau recueil des traités d'alliance, de paix etc." (von 1808—18, 3 Bde., Götting. 1817), ferner Schöll's „Recueil des pièces officielles" (12 Bde.), Koch's „Hist. abrégée des traités de paix depuis la paix de Westphalie, ouvrage refondu et continué jusqu'aux traités de Paris de 1815, par Schoell" (15 Bde., Paris 1818), Klüber's „Acten des wiener Congresses" (7 Bde.), die „Neuesten Staatsacten und Urkunden" (1825—29, 14 Bde., bei Cotta), des Freih. Karl v. Martens „Manuel diplomatique" (Leipz. 1822), und Pölitz's „Staatswissenschaften" (2. A., 5 Thle., Leipz. 1828) zu empfehlen. S. Flassan's „Hist. de la diplomatie français" (bis 1772, 2. Ausg., Paris 1811, 2 Bde.).

Publicität, s. Öffentlichkeit.

Publicum, das Gesammtwesen, Gemeinwesen; dann auch die Menge der Leute, insofern sie eine allgemeine Gesellschaft oder Versammlung ausmachen. Das edlere Wort **Volk** bezeichnet etwas Gegliedertes und Geordnetes, Etwas, worin Verhältnisse und Stufen sind, und kein bloßes Nebeneinander und Durcheinander. Das Verhältniß aber zwischen schaffender (producirender) Thätigkeit und Publicum muß als ein gegenseitiges angesehen werden. Durch Wechselwirkung beider bildet sich Kunst und Wissenschaft fort. Aber freilich darf der Schriftsteller und Künstler nicht bloß der sich in der Mehrzahl äußernden Meinung des Publicums als seinem Leitstern folgen. Denn mit Recht sagt Jemand: „Das Publicum gleicht dem Quecksilber, das im Allgemeinen wohl die Temperatur anzeigt, aber der Astronom kann darnach die Bewegung der Weltkörper nicht bestimmen". Uebrigens ist nur dann, wenn das Publicum schon eine gewisse Stufe von Bildung erreicht hat, Publicität Bedürfniß und ohne Nachtheil. Dann versteht man auch im weiten Sinne unter Publicum alle mit uns lebende Personen — die Welt; z. B. vor den Augen des Publicums — der Welt — Etwas thun rc. Noch heißt auch auf Universitäten publicum ein Collegium (eine Vorlesung), welches ein Professor öffentlich, d. h. unentgeltlich, halten muß.

Puebla, Landschaft und ehemalige Intendantschaft des mexicanischen Reichs, nach der alten, von Mexicos Beherrschern unabhängigen Republik auch Tlascala genannt, jetzt ein zum mexicanischen Staaten-

bunde gehöriger Freistaat in Nordamerika, mit dem Gebiete Tlascala 972 QM. groß, mit 900.000 Einw.; grenzt nördlich und nordwestlich an Vera Cruz, östlich an Oajaca, südlich an das stille Meer, westlich an Mexico. In demselben sind die hohen Cordilleren von Anahuac, mit dem 16.594 Fuß hohen Popacatepetl und 6—8000 F. hohen Hochebenen. Bei Cholula findet man viele Denkmäler der alten Civilisation Mexicos, u. a. 3 Pyramiden. Die Einwohner sind freie Indianer. — 2) Puebla de los Angelos, Hauptstadt des Staates am Franciscoflusse; 7380 Fuß hoch über dem Meere, eine der ansehnlichsten Städte Amerikas, welche 90.000 Einw. hat, mit Einschluß von 3000 Geistlichen. Der Erzbischof hat über 100.000 Thlr. Einkünfte. In der Pracht und dem Reichthume seiner 60 Kirchen und dem Glanze der kirchlichen Gebräuche ist Puebla vielleicht die erste Stadt der christlichen Welt. Vor Allem ist die Domkirche mit verschwenderischem Reichthum überladen. Merkwürdig ist eine Zuflucht für Andächtige beiderlei Geschlechts, die in einem großen, mit vortrefflichen Gemälden geschmückten Pallaste 8 Tage lang frei gehalten werden, um von der Welt abgezogen Buße zu üben. Bullock, der Verfasser des Werks: „Six months residence and travels in Mexico“ (London 1824), ist zum Besitze der Antiquitäten und Gemälde gelangt, die der vor 47 Jahren in Puebla verstorbene, durch seine Gelehrsamkeit berühmte, aus Schottland gebürtige Mönch, Mac Taggart, gesammelt hatte. Es gibt hier Tuch- und Baumwollenzeuchmanufacturen, Seifen-, Hut- und Fayancefabriken, Glashütte und ansehnlicher Handel. In der Nähe Schwefelquellen. Am stillen Meere liegt der Hafenort Huatulco. — 3) Puebla viejo de las Taumalipas, Hafenstadt auf der östlichen Küste im mexican. Freistaate St. Luis de Potosi, unter 22° N. Br., an der Mündung des Panuco in den mexican. Meerbusen, hat beträchtlichen Handel mit Vanille, Häuten, Silber, Rothholz und Piement.

Pufendorf (Samuel), einer der ersten und größten deutschen Naturlehrer, Publicisten und Geschichtsforscher, geb. 1632 im Dorfe Chemnitz im Erzgebirge, wo sein Vater Prediger war. Nachdem er auf den Universitäten zu Leipzig und Jena große Fortschritte gemacht hatte, widmete er sich mit Eifer dem allgemeinen und deutschen Staatsrechte. Er verband mit diesem Studium das der Cartesianischen Philosophie und der Mathematik. Da er sich vergeblich um eine Stelle in seinem Vaterlande bewarb, so ward er 1638 Hofmeister des Herrn von Coyer, schwed. Gesandten am Hofe von Dänemark. Er begab sich mit seinem Zöglinge nach Kopenhagen, aber kaum hier angelangt, brach der Krieg zwischen Dänemark und Schweden aus, und er wurde mit der ganzen Familie des schwed. Gesandten verhaftet. Während ihrer Verhaftung, die 8 Monate dauerte, studirte er besonders Hugo Grotius's Werk „De jure belli et pacis“ und Hobbes's politische Schriften. In der Folge setzte er die Resultate seines philosophischen Nachdenkens über diese Werke in Ordnung und machte 1660 sie im Haag bekannt u. d. T.: „Elementa jurisprudentiae universalis“. Dieser erste Versuch erwarb ihm einen solchen Ruhm, daß der gelehrte Kurfürst von der Pfalz, Karl Ludwig, für ihn auf der Universität Heidelberg eine eigene Professur des Natur- und Völkerrechtes — die erste in Deutschland — stiftete. Hier blieb er bis 1670, wo König Karl XI. von Schweden ihm eine Professur der Rechte auf der neuerrichteten Universität Lund gab, ihn später zu seinem Histo-

riographen und zum königl. Hofrath ernannte. Mehre Fürsten stritten um den Vortheil, einen solchen Mann zu besitzen. Pufendorf gab dem Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, den Vorzug, der ihn 1686 nach Berlin berief. Hier wurde er Hofrath, Historiograph und Kammergerichtsbeisitzer, und erhielt den Auftrag, das Leben des großen Kurfürsten zu schreiben. Er starb zu Berlin den 26. Oct. 1694. Unter den Werken, die ihm einen Namen in Europa gemacht haben, sind die vorzüglichsten, außer dem genannten: sein Werk über das Naturrecht („De jure natura let gentium", Lund 1672), welches die frühern verdrängte und sich durch Deutlichkeit, systematische Ordnung und Folgerichtigkeit empfahl; bald darauf das kleinere Compendium, oder vielmehr den Auszug des gen. Werks: „De officio hominis et civis" (Lund 1673), welche Schrift unzählige Ausg. und Uebers. erhalten hat. U. d. N. Severinus a Monzambano schrieb er das berühmte Buch „De statu reipublicae Germanicae", welches seit 1667 in mehren Ausg. und Uebers. erschien, obgleich es heftigen Widerspruch unter den Gelehrten fand. Pufendorf, der erst nach seinem Tode als Verfasser dieses Buches mit Gewißheit bekannt geworden ist, sucht darin zu beweisen, daß Deutschland ein republikanischer Körper sey, dessen übel zusammengefügte Theile ein abenteuerliches Ganze bildeten. Ebenfalls in latein. Sprache schrieb er ferner, die Geschichte von Schweden seit Gustav Adolfs Feldzug in Deutschland, bis auf die Abdankung der Königin Christine („De rebus Suecicis", Traj. ad Rh. 1676), und die Geschichte Karl Gustavs („De rebus a Carolo Gustavo gestis", 2 Bde., Fol., Nürnb. 1696), ferner in deutscher Sprache seine „Einleitung zur Geschichte der vornehmsten Reiche und Staaten" (Frankfurt 1682, 3 Thle.), späterhin von Oehlenschläger fortgeführt und von Martinière ins Franz. übers. Wir übergehen andre seiner staats- und kirchenrechtlichen Schriften. Obgleich Pufendorf großen Beifall fand, so fehlte es doch auch nicht an heftigem Widerspruch, gegen den er sich kräftig vertheidigte. Was man auch über diese Schriften Pufendorf's sagen mag, so ist doch gewiß, daß er die Grundsätze des Hugo Grotius berichtigt und erweitert hat. Man sieht in diesen, wie in den übrigen Schriften Pufendorf's, eine genaue Bekanntschaft der Sitten, des Geistes und der Interessen der Völker; allein man findet zu viele Definitionen, zu viele Unbestimmtheiten, einige kühne Behauptungen und zu wenig Mäßigung, wenn er, wie in seiner „Histor. und polit. Beschreibung der Herrschaft des Papstes", über die kathol. Kirche und ihr Oberhaupt spricht.

Pugatschew (Jemeljan oder Jemelkan), ein berüchtigter Kosack, geb. 1726 in dem Dorfe Znivitskoja-Stoniza am Don, beschäftigte sich in seiner Jugend mit Rauben und Plündern, diente im siebenjährigen Kriege bei der östreich. Armee und kehrte 1762 nach Rußland zurück. In dem folgenden Türkenkriege zeichnete er sich durch Muth und Tapferkeit aus und erregte 1773 unter den Kosacken und den benachbarten Stämmen einen ungeheuren Aufruhr, indem er sich für den verstorbenen Kaiser Peter III. ausgab. Sein Anhang bestand anfangs nur aus 9 Mann, da er aber seinen Landsleuten und den Bauern gegen den Druck des Adels Schutz und Rache versprach, sammelten sich in wenigen Tagen schon über 300 Mann um ihn, mit denen er im Sept. 1773 vor die Festung Jaitzkoi rückte, wo seine Rotte durch 500 Ueberläufer verstärkt

wurde. Die Stadt selbst konnte er indeß nicht einnehmen, dagegen glückte es ihm mit mehren andern Städten, da sein Heer durch Kosacken immer mehr verstärkt wurde. Auch die meisten Roskolniken, Häretiker der griech. Kirche, denen er sich gewogen zeigte, schlugen sich zu seiner Partei. Einige gegen ihn gesendete Haufen von Soldaten wurden besiegt und alle Befehlshaber, sowie alle Adeligen, die ihnen sonst in die Hände fielen, auf das grausamste gemißhandelt und ermordet. Furchtbar und verheerend wüthete er, wo er auftrat, besonders als die rohen Haufen der Kirgisen und Baschkiren zu ihm übergetreten waren. Die Bauern, die in den uralschen Minen arbeiteten, vermehrten sein Heer, sowie diese Minen selbst die Aufrührer mit den nöthigen Geschützen, mit welchen man die größern Städte, wie Orenburg und Katharinenburg, beschoß. Allein er selbst ward nicht in dem Maße größer; die geschlagenen Heere, die eroberten Städte, die allgemein vor ihm hergehende Furcht machten ihn übermüthig, die Besonnenheit und Mäßigkeit, welche anfangs seine persönliche Tapferkeit begleitet hatte, erkannte man nicht mehr in dem Hohn, den er selbst vielen Religionsvorurtheilen sprach, oder in dem übermäßigen Trunke, dem er sich überließ. Man sah daher auch darin seine Unklugheit, daß er sich zu einer Zeit, wo es ihm die Unschicklichkeit der gegen ihn gesendeten russischen Feldherren erlaubte, nicht nach Moskau, dieser alten Hauptstadt des Reichs, begab, wo er Zulauf und Beifall würde gefunden haben. Viele wünschten gewiß, daß er den Thron umstürzen möchte, wenn sie auch nicht wollten, daß er ihn besitzen sollte, dem er gewiß in keinem Fall gewachsen war, da auch sein Feldherrntalent im verkleinerten Maße erschien, als bessere und größere Gegner auftraten. Gallitzin schlug ihn 12 Meilen von Orenburg so gänzlich, daß er sich in die Gebirge des Ural zurückziehen mußte, aus denen er aber bald an der Spitze eines neuen Heeres zurückkam und kühn genug war, die alte und große Hauptstadt Kasan zu belagern. Es gelang ihm auch mit der Stadt, welche er einnahm. Endlich brachte ihm der Oberst Michelson, unter den größten Strapazen und Gefahren, einen Schlag nach dem andern bei. Er schnitt ihn ab, als die Gefahr am größten und bereits Moskau bedroht war. Von seinen Anhängern verlassen, ja verrathen, ward Pugatschew gefesselt dem General Suwaroff übergeben und hierauf am 10. Juni 1775 nebst den übrigen Rädelsführern zu Moskau hingerichtet: das einzige Todesurtheil, welches unter Katharinas Regierung vollzogen worden ist. Dieser zweijährige Aufruhr hatte außer den Städten mehr denn 200 Dörfer zerstört, durch die Unterbrechung des Handels mit Sibirien und der Arbeiten in den Kupferbergwerken dem Staate große Summen geraubt und mehr denn 100.000 Menschen das Leben.

Pulci. U. d. N. werden drei Brüder in der poetischen Literatur Italiens genannt. Der jüngste von ihnen, **Luigi Pulci**, der berühmteste, wurde 1432 zu Florenz geboren und ist der Verfasser eines langen epischen Gedichtes: „Il Morgante maggiore“ (die abenteuerlichen Thaten des Rinaldo und des Riesen Morgante) (Florenz 1742, 4.), worin er zwar einige Phantasie, aber wenig Urtheil und noch weniger Geschmack zeigt, das Ernsthafte mit dem niedrigsten Komischen auch in bizarrer Weise mischt und sich Scherze über die Religion erlaubt. Einige ital. Kritiker, unter andern Varchie, haben ihn über Ariost gesetzt; allein ihr Urtheil beweist nur einen ganz besondern Geschmack. Seinen „Morgante“

soll er für die Lucrezia Tornabauni, der Mutter des Lorenzo von Medici, verfaßt und ihr bei der Tafel vorgelesen haben. Man weiß nicht genau Jahr und Tag seines Todes, vermuthet aber, daß er gegen 1487 gestorben ist. Seine Briefe an Lorenzo von Medici sind zuerst in Florenz 1481 gedruckt worden. — Von seinen beiden Brüdern, Luca und Bernardo, ist Jener vorzüglich bekannt durch Stanzen auf das Turnier des Lorenzo v. Medici, heroische Episteln, eine Pastoralromanze u. d. T.: „Driadeo d'Amore“, und eine epische Romanze (wahrscheinlich die erste in ital. Sprache) u. d. T.: „Il Ciriffo Calvaneo“; Dieser durch eine Elegie auf den Tod des Cosmo von Medici, eine andre auf die schöne Simonetta, ein Gedicht auf die Passion Christi und eine Uebers. von Virgil's Eklogen.

Pulcinella (Policinell), eine ital. Maske. Eine Schauspielergesellschaft kam zur Zeit der Weinlese zu Acerra an und ward von den Weinbauern, die sich zu dieser Zeit der ausgelassensten Fröhlichkeit überlassen, mit Scherz und Witz auf alle Weise geneckt, woraus sich ein Wortkrieg entspann, in welchem sich auf der Seite der Bauern ein gewisser Puccio d'Aniello vor allen durch seinen satyrischen Geist wie durch seine burleske Gestalt (er hatte hinten und vorn einen Buckel) auszeichnete. Die Schauspieler mußten ihm weichen. Sie beschlossen, als ihr Aerger vorüber war, von dem Talent des Puccio d'Aniello Vortheil zu ziehen und überredeten ihn, in ihre Gesellschaft zu treten. Er erschien auf der Bühne in weitem Hemde und mit langem Haare und ward bald der Liebling der Neapolitaner in dem Grade, daß man seine Maske auch nach seinem Tode beibehielt. Sein Nachfolger wählte, um ihm besser zu gleichen, eine Maske mit langer schwarzer Nase; aus Puccio d'Aniello ward nach neapolitanischer Sitte Pulcinella. Vielleicht war jedoch dieses nur eine neue Modification einer ältern Maske. Man will nämlich dieselbe schon von den oscischen Atellanen herleiten und findet die bizarre Gestalt des Pulcinell schon auf alten Vasen. Noch jetzt ist diese Maske das Vergnügen der Neapolitaner.

Pulk, s. Kosacken.

Pulo-Penang, s. Wales-Insel.

Puls (von pulsus, der Schlag), ist die Bewegung der Arterie, die durch ihre abwechselnde Ausdehnung und Zusammenziehung ensteht und in der Empfindung als ein Anschlagen wahrgenommen wird. Diese Bewegung ist in dem Herzen, als dem Mittelpunkte des Arteriesystems, am stärksten und pflanzt sich von da durch die großen und kleinen Aeste der Arterien bis in die kleinsten Verzweigungen in gleichem Zeitmaße in verhältnißmäßiger Stärke fort, sodaß in jeder, auch der kleinsten Arterie zu ders. Zeit und in ders. Folge nach einander der Puls stattfindet. Das abwechselnde Ausdehnen und Zusammenziehen des Herzens und der Schlagadern ist Aeußerung ihrer eigenthümlichen inwohnenden Kraft, ihr specifisches Leben, und der Zweck dieser Bewegung, die jedoch weder allein von dem Herzen, noch von den Adern, noch von dem Strome des Blutes, sondern von diesen 3 Ursachen zusammen herrührt, ist, die Masse des neubelebten Blutes aus dem Herzen durch die unzählbaren Aeste und Zweige der Gefäße in dem ganzen Organismus überströmen zu lassen. Das Herz zieht sich zusammen, verengert dadurch seinen innern Raum und preßt folglich die Blutmasse, welche in ihm ist, in die nächste große Arterie. Diese erweitert sich und nimmt die zuströmende Blutwelle

auf, dann zieht sie sich ebenfalls zusammen und treibt das empfangene Blut weiter. In wellenförmiger Bewegung setzt sich nun die abwechselnde Ausdehnung und Zusammenziehung der Schlagadern fort und befördert den wogenden Strom des Blutes, der sich in unzählige, immer kleiner werdende zertheilt. Ohne diese Beihülfe der Arterien würde der Strom des Blutes, der den mächtigen Antrieb vom Herzen aus zuerst erhalten hat, durch die stete Vertheilung aber immer schwächer wird, in den feinern Schlagadern stocken. Das Blut selbst ist auch ein mächtiger Reiz zu dieser Bewegung. Indem es in den Lungen sich mit Sauerstoff versehen, aus schwarzem in rothes Blut verwandelt hat, strömt es, von neuem auf die höhere Stufe des Lebens gehoben, in seinen vorher reizlosen Bestandtheilen mit neuem Lebensreize versehen, von dem Mittelpunkte aus. So zeigt also der einzelne Pulsschlag die Kraft der Arterie in der schnellkräftigen Ausdehnung und Zusammenziehung, und den Reichthum der Blutmasse an frischem Lebensstoffe. Weil aber von diesem die vorher indifferente (schlafende) Masse durch den Beitritt des Sauerstoffs erst zum Leben der organischen Faser und zur Zusammenziehung fähig gemacht und auf die höhere Stufe des organischen Lebens erhoben wird, welche wir Irritabilität nennen, und welche schon in dem Herzen und der Arterie selbst ihre Herrschaft und Verrichtung am kräftigsten ausübt, so ist der Puls auch eine äußere Offenbarung der Kraft der Irritabilität. Bei dem Kinde erreicht der Regelpuls die höchste Zahl; er schlägt in der Zeitabtheilung einer Minute 100—110 Mal, ist dabei gleichmäßig, schwach, schnell, mehr weich als hart, klein, nicht voll. Bei dem Jünglinge hat die Zahl schon etwas abgenommen, so beträgt er etwa 90, etwas darunter oder drüber. Dabei ist der Puls gleichmäßig, kräftig, etwas schnell und lebhaft, etwas stärker, doch noch mehr weich als hart, mäßig voll, mehr klein als groß. Bei dem Erwachsenen beträgt die Zahl 75, der Puls ist sehr gleichmäßig, kräftig, oder gemäßigt, zwischen weich und hart schwebend, ebenso im Mittel zwischen voll und leer, zwischen groß und klein. Im Greisenalter sinkt die Zahl der Schläge auf 60. Die Puls ist zuweilen ungleichmäßig, stark, aber langsam, hart, mehr voll als leer, mehr groß als klein. Bei dem weiblichen Geschlechte ist der Puls, im Verhältnisse zu dem des männlichen Geschlechts häufiger, schwächer, schneller, lebhafter, weicher, voller und kleiner. Bei dem sogenannten sanguinischen Temperament ist der Puls häufiger, lebhafter, weicher und voller; bei dem cholerischen weniger häufig, gemäßigter, härter, stärker; bei dem phlegmatischen langsamer, schwächer, weicher, voller; bei dem melancholischen langsam, hart und stark. Frühmorgens ist der Puls sparsamer, langsamer, gemäßigter: Nachmittags und zum Abend hin wird er häufiger, schneller, lebhafter. Bei dem Genusse von Pflanzennahrung ist er gemäßigter, langsamer, schwächer, voller, weicher; bei Fleischnahrung, nach dem Genusse von Gewürzen, geistigen Getränken wird er häufiger, lebhafter, harter. In reiner, heller Luft wird er häufig, lebhaft, schnell, in feuchter, unreiner Luft matt langsam, weniger häufig. Von plötzlichen Gemüthserschütterungen und heftigen Leidenschaften wird er beschleunigt, lebhafter, unordentlich: von Freude häufig, lebhaft, kräftig; von anhaltendem Kummer wird er schwach, langsam, weich, klein. Durch Harvey, der zuerst den Umlauf des Blutes unumstößlich erwies, durch Haller, der die Reizbarkeit der Muskelfaser durch Versuche darthat, bekam die Lehre von dem Pulse neues Leben, Bestimmt-

heit und tiefere Bedeutung, und nach diesen haben mehre Physiologen und Aerzte die physiologische und semiotische Bedeutung des Pulses genauer und sicherer erörtert. Das Pulsfühlen macht in der chinesischen Medicin den wichtigsten Theil aus und wird in derselben bis zum Unsinne subtilisirt.

Pulsadern (arteriae), s. Adern, Blut und Puls.

Pulsadergeschwulst, s. Anevrisma.

Pultawa, eine befestigte Stadt im europ. Rußland, am Flusse Worskla, ehemals in der Statthalterschaft Ekaterinoslaw. 1797 wurde sie mit ihrem ganzen Kreise zum Gouvernement Klein-Rußland geschlagen, 1802 aber ein eigenes Gouvernement Pultawa (von 762 QM. mit 1.850.000 Einw.) gebildet, worin sie die Hauptstadt ist. Sie zählt 10.000 Einw., und ist merkwürdig wegen der Schlacht, in welcher am 27. Jun. 1709 Peter d. Gr. Karl XII. (vgl. dd.) schlug. Zu ihrem Andenken steht auf einem großen Platze vor der Kirche zur Auferstehung Christi eine Säule und auf dem Schlachtfelde eine Obelisk.

Pulver, 1) überhaupt jedes staubförmige Material. 2) Schießpulver ist eine Mischung von Salpeter, Schwefel und Holzkohlen. Am frühesten sollen, wenn man den Erzählungen der Missionars und den prahlerischen Angaben der eigenen Geschichtschreiber trauen darf, die Chinesen das Schießpulver und dessen Anwendung gekannt haben. Vielleicht kam es von da zu den Arabern, denn schon 1331 brauchten die Mauren vor Alicante, 1342 zu Algesiras entschieden, 1250 die Araber vor Damiata wahrscheinlich und 1285 in einem Seetreffen vielleicht eine dem Schießpulver ähnliche Mischung. Bei den europ. Nationen sind die Spuren dieser Erfindung noch älter; denn das griech. Feuer, welches zuerst 668 gebraucht wurde, muß, da es Steine aus metallenen Röhren schleuderte, mindestens Salpeter und Pech, Naphta rc. gemischt enthalten haben. Gewisse Spuren der Bekanntschaft der Europäer mit der chemischen Mischung des Pulvers findet man zuerst in einem im 9. Jahrh. verfaßten, auf der Universität zu Oxford aufbewahrten Buche des Marcus Gracchus, der die Zusammensetzung ganz richtig angibt; auch Roger Baco (st. 1294) kannte die Kraft des Salpeters, entzündet ein donnerähnliches Geräusch hervorzubringen. Als Entdecker der Kraft des Pulvers, eingeschlossen und entzündet schwere Körper fortzutreiben, gibt die Sage bekanntlich den Mönch Berthold Schwarz an, der zwischen 1290 und 1320 zu Mainz gelebt haben, bei alchymistischen Versuchen die Mischung in einen Mörser gethan, und als ein Funken in denselben fiel, zu seinem Erstaunen die Mörserkeule in die Luft werfen gesehen haben soll; andre Sagen nennen den Konstantin Antlitz zu Köln am Rhein als Entdecker. Wie dem sey, zum Kriegsgebrauch verwendet kommt das Pulver vor dem J. 1350 schwerlich vor, und was man von Kanonen in der Schlacht von Creci (1346), von Poitiers und noch frühern spricht, beruht auf der mehrfachen Bedeutung des Worts Canon. 1356 verrechnete indessen die Kämmerei zu Nürnberg Pulver, 1360 brannte das lübecker Rathhaus durch Unvorsichtigkeit der Pulvermacher ab, und 1365 hatte schon der Markgraf von Meißen Geschütz. Wenige Jahre darauf war es in ganz Europa bekannt. Dadurch, daß sich die ersten Spuren in Deutschland zeigen, widerlegen die Behauptungen anderer Nationen, die die Ehre der Erfindung den Deutschen streitig machen wollen, am besten. — Das Verhältniß der einzelnen Bestandtheile des Pulvers bei

Mischung ist verschieden: in den preuß. Pulvermühlen werden 75 Theile Salpeter, 11½ Th. Schwefel und 13½ Th. Kohle genommen; in den französischen 75 Theile Salpeter, 12½ Th. Kohlen, 12½ Schwefel. Bei der Fabrication, die auch auf sehr verschiedene Art geschieht, kommt das Meiste auf die Güte der Bestandtheile an. Der rohe Salpeter (s. d.) wird gebrochen, d. h. angefeuchtet über gelindem Feuer so lange abgeschäumt und mit großer Kraft umgerührt, bis alle Feuchtigkeit verdunstet und der Salpeter in Gestalt eines feinen Staubes zurückbleibt. Auch der gut geläuterte Schwefel wird pulverisirt. Die Kohle wird von dem Faulbaum, der Erle oder anderm sehr weichem Holz oder Strauchwerk, z. B. Hanfstengeln, in einem eingeschlossenen Raum mit großer Sorgfalt gebrannt und auch zu Staub zerrieben. Die drei Bestandtheile werden angefeuchtet, unter eine Stampf- oder jetzt gewöhnlicher unter eine Walzmühle gebracht, wo sich 2 metallene oder besser marmorne Walzen um eine vertical befestigte, hölzerne Säule drehen und die auf einer runden Scheibe von gleichem Stoff liegende Mischung zermalmen. Andere Mühlen bewirken diese Zermalmung durch mehre große, sich auf einer Metallplatte drehende eiserne Läufer, nach Art der Malerreibsteine, oder durch schnelles Umdrehen in Tonnen, in denen sich metallene Kugeln befinden. Ist die Mischung 6—8 Stunden unter der Mühle irgend einer Art gewesen, und sind die einzelnen Theile also verbunden worden, daß sie nur ein gleichartiges Ganze bilden, so preßt man den noch nassen Satz mittelst eines hölzernen Cylinders durch ein Sieb mit pergamentenem durchlöchertem Boden, wodurch das Pulver gekörnt wird. In andern Pulvermühlen geschieht dieses Körnen, indem man das Pulver zwischen Bretern zu Kuchen drückt und dann eine gereifte Walze 2 Mal darüber gehen läßt. Hierauf wird das Pulver in Trockenhäusern auf Bretern ausgebreitet und bei starker Ofenhitze 2 Tage lang getrocknet. Um Entzündungen zu vermeiden, ist der Ofen mit Lehm gut verstrichen und mit einem kupfernen Mantel umgeben. In neuerer Zeit geschieht das Trocknen zuweilen auch durch Dämpfe. Zuletzt wird das Pulver sortirt, indem es durch mehre Siebe (Fegen), wo in dem ersten mit ganz weiten Oeffnungen nur das unbrauchbare, in dem zweiten engern das Kanonenpulver, in dem letztern feinsten das Musketenpulver zurückbleibt, getrieben wird. Das fertige Pulver wird in eichenen Tonnen verpackt. Um Unglück zu vermeiden, brauchen die Engländer neuerdings kupferne Tonnen hierzu, deren Deckel aufgeschraubt wird. — Gutes Pulver muß ein schieferfarbenes, gleiches, rundes, reines Korn und zerrieben gleiche Farbe haben, auch weder auf der Hand, noch auf dem Papiere Schwärze zurücklassen. Entzündet muß es schnell zusammenbrennen, nicht prasseln und auf Papier keine Brandflecken zurücklassen. Auf der Zunge muß es stark kühlen. Um die Stärke zu probiren, wirft man metallene, genau passende Kugeln aus einem kleinen Mörser; die Wurfweite zeigt die Stärke des Pulvers an. Eine ähnliche Probe, wo das Pulver den Deckel eines kleinen Mörsers und ein Rad, das eine Stahlfeder eingreift, zurückwirft, und wo die Stärke durch den Zahn, mit dem jedes Rad in die Feder eingreifend stehen bleibt, bestimmt wird, ist unsicher, indem die Stahlfeder durch den Gebrauch erschlafft. — Bei der Aufbewahrung des Pulvers muß Feuchtigkeit und Feuer gleich sorgfältig abgehalten werden. Das zu Militairzwecken bestimmte Pulver wird daher in leicht gebaute, mindestens 1000

Schritt von jeder Wohnung entfernte, mit Blitzableitern versehene, mit Wall, Graben und Pallisaden umgebene Gebäude, wo eine Schildwache die Annäherung jeder Feuer oder Feuer erregende Dinge bei sich tragenden Person vermehrt, niedergelegt. Diese Gebäuden enthalten Oeffnungen zu freiem Luftzuge; die Fässer kommen auf eine hölzerne Unterlage von der Wand entfernt zu stehen, und das Pulver wird alle 1—2 Jahre gesonnt und getrocknet. Muß man das Pulver an feuchten Orten, z. B. in Festungen in Casematten, aufbewahren, so belegt man die Wände mit Bleiplatten und stellt in der Mitte ein mit ungelöschtem Kalk gefülltes Gefäß auf, wo die Feuchtigkeit der Luft durch den sich selbst ablöschenden Kalk angenommen wird. — Bei Pulvertransporten wird die Gefahr durch aufmerksame Aufsicht und das Durchstäuben der Fässer am besten vermieden. Daß hierbei die Wagen und Schiffe wasserdicht seyn müssen, versteht sich von selbst. Völlig sichert man das Pulver gegen Nässe, wenn man erst das Faß und dann den sackleinen Ueberzug in geschmolzenes Pech taucht. Solche Fässer kann man Wochen lang in Wasser hängen, ohne daß das Pulver im mindesten an Stärke verliert. — Die Wirkungen des entzündeten Pulvers sind wahrhaft wunderbar. Im Freien aufgeschüttetes Pulver verpufft entzündet ohne Knall und Wirkung. In einem Zimmer frei niedergelegt, drückt eine gewisse Menge Pulver nur die Fenster ein, und eine nicht größere zerschmettert eben dort in einer Bombe verschlossen und entzündet das ganze Haus. Graf Rumford lud in einen Mörser $^1/_{10}$ Loth Pulver, setzte auf denselben 8081 Pf. schweres, 24pfündiges Kanonenfeuer, verschloß sodann alle Oeffnungen möglichst hermetisch und entzündete die Ladung, die nun mit fürchterlichem Knall den Mörser sprengte und das Rohr abhob. Woher solche und ähnliche Wirkungen kommen, hat noch kein Chemiker genügend erforscht; die meisten Erklärungen sind nichts als Umschreibungen der bekannten Thatsachen. Die beste Erklärung ist, daß bei der Entzündung aus dem Salpeter der in fester Form befindlich gewesene Stickstoff und Sauerstoff und aus den Kohlen der Kohlenstoff in Gasform verwandelt frei werden und vermöge der Ausdehnungskraft aller Gase viel mehr Raum als früher einnehmen, sie streben nun, die Gegenstände, welche diese große Ausdehnung hindern, zu beseitigen, und diese Neigung wird noch durch die Glühhitze, welche die Gase erzeugten, bedeutend vermehrt. Endlich wirken noch die eingeschlossenen Dämpfe (man denke an die Dampfmaschinen) in gleicher Art, ohne jedoch, wie Rumford fälschlich meint, die einzige Ursache der Erscheinung zu seyn.

Pulververschwörung. Als König Jakob I. von England nach dem Tode der eifrig protestantisch gesinnten Elisabeth (1603) den Thron bestieg, hofften die Katholiken, daß schon das Andenken an seine Mutter (Maria Stuart) ihn bestimmen würde, ihnen Duldung und Gewissensfreiheit zu gewähren. Jakob hatte dieses auch sowohl den kathol. Mächten als den engl. Katholiken zugesagt. Aber nun fürchtete der schwache Regent den Unwillen der Protestanten, besonders der fanatischen Puritaner, und er säumte nicht, den ihm gemachten Vorwurf des Papismus von sich abzuwälzen. Es erschien (22. Febr. 1604) eine Proclamation, die alle kathol. Missionäre verbannte; es wurden Anordnungen wegen Entdeckung und Anzeige der Recusanten (die den Suprematseid zu schwören sich weigerten, worin der König als Kirchenoberhaupt anerkannt wurde) getroffen; und die Obrigkeiten erhielten Befehl, die unter Eli-

sabeth deßhalb erlassenen Strafgesetze unverweilt in Vollzug zu setzen. Zur Bestürzung der Katholiken ward nun die auf die Eidweigerung gesetzte monatl. Buße von 20 Pfund nicht nur für die Zukunft, sondern auch für die bereits verflossenen 13 Monate, während welcher die Strafgesetze suspendirt waren, und zwar mit Einem Male gefordert, wodurch viele Familien von mäßigem Einkommen gänzlich an den Bettelstab geriethen. Das war aber noch nicht Alles. Jakob war von einem Schwarm seiner dürftigen Landsleute (Schotten) umringt. Ihre Lebensweise war kostspielig, ihre Bedürfnisse zahlreich, ihre Zudringlichkeit ohne Ende. Um die lautesten Schreier zu beschwichtigen, cedirte ihnen der König seine Ansprüche an einige der reichern Recusanten, denen sie dann in seinem Namen den Proceß machen, oder mit denen sie sich gegen ein Jahrgeld oder Erlegung einer beträchtlichen Summe abfinden konnten. Dieß geschah zu einer Zeit, wo der Haß zwischen beiden Nationen eine Höhe erreicht hatte, die wir uns heutzutage kaum vorstellen. Wäre das Geld in den königl. Schatz geflossen, so hätten die Recusanten schon Ursache genug gehabt, sich zu beschweren; daß aber Engländer durch ihren König Fremden preisgegeben, daß sie des Ihrigen beraubt wurden, um die Verschwendung seiner schottischen Lieblinge zu bestreiten: das schien nicht nur ungerecht, sondern erniedrigend, machte ihr ohnehin verletztes Gemüth noch bitterer und war geeignet, sogar die Gemäßigtern zur Verzweiflung zu reizen. — Unter den dabei Betroffenen befand sich Robert Catesby, aus einer alten reichen Familie. Sein Vater war mehrmals als Recusant eingekerkert gewesen; der Sohn hingegen verließ, sobald er unabhängig war, den alten Glauben, stürzte sich in alle Ausschweifungen der Jugend und zerrüttete durch Thorheiten und Verschwendung seine Vermögensumstände. 1598 kehrte er zu der Religion seiner ersten Lebensjahre zurück, und von diesem Augenblicke an waren alle seine Gedanken dahin gerichtet, sich und seine Glaubensbrüder von dem eisernen Joche zu befreien, unter dem sie stöhnten. Ein Aufstand — das sah er ein — gewährte keine Hoffnung des Gelingens; die Katholiken waren der schwächere Theil und uneinig unter sich selbst. Auch von auswärtigen Fürsten war kein hinreichender Beistand zu erwarten; Frankreich, Spanien, ja selbst der Papst zeigte sich freundschaftlich gegen Jakob gesinnt. Endlich ersann er einen Plan, der weder auswärtige Hülfe noch die Mitwirkung vieler Genossen erforderte, aber so gräßlich und blutig war, daß man kaum begreift, wie er in einem menschlichen Gemüthe entstehen konnte, nämlich: das Parlamentsgebäude bei der nächsten Session durch Pulver in die Luft zu sprengen, und den König, die Lords und die Gemeinen, als die Verfasser und hauptsächlichsten Vollstrecker der Strafgesetze gegen die engl. Katholiken, in einen und denselben Untergang zu verwickeln. Er verband sich nach und nach mit Th. Percy und noch 3 Andern; sie schwuren einander Verschwiegenheit und empfingen auf diesen Schwur das Sacrament. Doch zögerten sie noch mit der Ausführung ihres Vorhabens, weil sie hofften, daß die eben gepflogenen Friedensverhandlungen zwischen den Kronen England und Spanien auch den engl. Katholiken ein günstiges Loos verschaffen würden. Zugleich boten die Katholiken, ihr Elend schildernd, dem König eine jährl. Summe statt der Strafgelder an. Aber Jakob war, wie seine Minister ihm riethen, unerbittlich. Percy miethete nun ein Gewölbe unter dem Pallaste des Parlaments und noch ein Gebäude neben an (25. März 1605),

füllte das Gewölbe mit dreißig Fässern Pulver und grub nebst seinen Mitverschwornen von dem Gebäude aus eine Mine. Mittlerweile war die Verfolgung täglich härter geworden. Die Kerker waren gedrängt voll, und einige Missionäre und Laien wurden ihrer Religion wegen hingerichtet; außerdem die herkömmlichen Strafen gegen die Recusanten mit beispielloser Härte vollzogen. Catesby sah dieß Alles mit geheimer Freude; er glaubte, seine Schlachtopfer rennten blindlings ins Verderben; und je mehr die Katholiken litten, desto bereitwilliger würden sie seyn, sich nach der Explosion mit ihm zu vereinigen. Das Parlament sollte indeß am 5. Nov. 1605 von dem Könige eröffnet werden. Catesby vermehrte nun die Zahl seiner Genossen noch um 4 und theilte, von Geldmitteln entblößt, sein Geheimniß 2 reichen Katholiken, Eberh. Digby und Francis Tresham, mit. Der Operationsplan der Verschworenen war, sich des jungen Prinzen Karl und der Prinzessin Elisabeth zu bemächtigen, den nächsten Thronerben zu proclamiren und einen Protector zu bestellen, um während der Minderjährigkeit des neuen Souverains die königl. Autorität auszuüben. Am 26. October erhielt Treshams Schwager, Lord Mounteagle, ein namenloses Billet, worin er in undeutlichen Ausdrücken gewarnt wurde, nicht ins Parlament zu gehen, weil daselbst „ein fürchterlicher Schlag von unsichtbarer Hand erfolgen werde". Er zeigte das Billet dem Staatssecretair, Grafen von Salisbury, dieser dem König, welcher sogleich eine Pulvermine vermuthete, und die Parlamentsgewölbe noch in der Nacht vor dem 5. Nov. unter dem Vorwande eines Diebstahls durchsuchen ließ. Dieß führte zur Entdeckung. Man traf daselbst Fawkes, Percy's Bedienten, an, der das Pulver anzünden und sich selbst mit in die Luft sprengen wollte. In dem Verhöre vor dem König erklärte er gefaßt: ob er Mitschuldige habe oder nicht, werde man nie erfahren; seine Absicht sey gewesen, das Parlament zu vernichten, weil nur hierdurch der Religionsverfolgung ein Ende zu machen sey. Einem schott. Cavalier antwortete er auf die Frage, warum er so viel Pulver zusammengehäuft habe: „Um die schott. Bettler in ihre vaterländ. Berge zurückzuschleudern". Jakob selbst nannte ihn den engl. Scävola. Obwohl Befehl ertheilt war, ihn bis auf das Aeußerste zu foltern, entdeckte er erst dann Etwas, als seine Mitverschwornen die Waffen ergriffen. Diese eilten in Hast durch die Grafschaften Warwick und Worcester nach Holbeach. Zu ihrer Bestürzung schlossen ihnen die Katholiken, die sie um Hülfe ansprachen, die Thüre, und die Sheriffs folgten mit bewaffneter Macht. Zu Holbeachhouse von derselben erreicht, floh die Mehrzahl der Verschwornen (die sammt ihrer Dienerschaft nicht mehr als 80 M. zählten), Catesby, Percy, die beiden Wright, stellten sich zur Gegenwehr und wurden alle tödtlich verwundet; die übrigen sieben wurden gefangen und litten, nebst Fawkes, am 30. Jan. 1606 die Strafe des Hochverraths. Unter ihnen auch der Jesuit Garnet, ungeachtet die Beschuldigten noch auf dem Blutgerüste seine Unschuld betheuerten. (Vgl. Jesuiten, S. 195.) Gegen die Katholiken ward von dem Parlamente und dem Könige ein neuer Strafcoder decretirt, in welchem die bisherigen Gesetze durch mehr als 70 neue Strafartikel vermehrt wurden.

Pumpe, eine hydraulische Maschine; sie besteht aus einem Cylinder oder Stiefel, in welchem ein genaupassender Stöpsel (Stempel oder Kolben) sich auf und nieder bewegt, um das in den Stiefel eingetretene Wasser durch Ventile in die Höhe zu treiben. Dieser Kolben ist durch-

löchert und das Loch mit einem Ventile verschlossen, welches das Wasser zwar von unten hierauf, aber nicht wieder zurück läßt. Im Boden des Stiefels ist ebenfalls eine Oeffnung und eine aufwärts gehendes Ventil, wodurch das Wasser in den Stiefel dringt, wenn der Kolben hinaufgezogen wird, d. i. saugt, weil dann ein leerer Raum entsteht, den das Wasser wieder zu füllen strebt. Wird darauf die Kolben hinabgezogen, so schließt sich das untere Ventil, und das zwischen diesem und dem Kolben befindliche Wasser öffnet das Ventil des Kolbens und tritt über denselben hinauf. Durch wiederholtes Auf- und Niederziehen des Kolbens steigt das Wasser in dem Aufsatzrohre und fließt endlich darüber durch das Ausgußrohr hinaus. Diese Einrichtung vereinigt Saugpumpe und Druckpumpe (Druckwerk, Antlia elevatoria) und heißt in Bergwerken ein hoher Satz. Nicht immer aber saugt der Kolben durch das untere Ventil Wasser, sondern bei der gemeinen Pumpe steht er selbst unter dem Wasser und dieser tritt durch den äußern Luftdruck von selbst in das untere Ventil; der Kolben hebt es dann bloß weiter in die Höhe. Es darf aber kein Ventil höher über dem äußern Wasserspiegel stehen, als die Höhe ist, zu welcher die Wassersäule in der Pumpröhre durch die Schwere einer atmosphärischen Luftsäule von demselben Durchmesser (gleich dem Quecksilber im Barometer) gedrückt wird (s. Atmosphäre). Diese Vorrichtung ist die eigentliche Druckpumpe. Weil dabei das gehobene Wasser nur stoßweise aus der Aufsatzröhre fließt, verändert man dieses Druckwerk auch dahin, daß zwei Kolben zugleich wirken und einer steigt (schöpft), wenn der andern sinkt (drückt); jeder Kolben hat seine Pumpenröhre und seine Gurgel, beide Gurgeln öffnen sich gemeinschaftlich (durch die Gabel) in ein Aufsatzrohr, welches dann ununterbrochen Wasser ausgießt. Diese Vorrichtung heißt doppeltes Druckwerk und findet gewöhnlich in allen Wasserkünsten statt, durch welche das Wasser zu Springbrunnen in Wasserthürme gehoben wird. Die Feuerspritze ist ein Druckwerk, mittelst welchem das Wasser durch die obere Mündung des Aufsatzrohres mit großer Geschwindigkeit und strahlenförmig fortgetrieben wird. Das Aufsatzrohr ist beweglich, um den Wasserstrahl jede Richtung geben zu können (Giebelspritze); bisweilen endigt es sich in einen wasserdichten Schlauch (Schlauchspritze). Große Feuerspritzen sind gewöhnlich doppelte Druckwerke, deren Gurgeln und Knieröhren sich in ein einziges Ausgußrohr endigen und wo ein Kolben drückt, wenn der andere hebt. Dessen ungeachtet spritzen sie das Wasser stoßweise (Stoßspritzen), weil in der Zeit, wenn die Kolben wechseln, die Kraft pausirt. Um diese Pause zu vermeiden, versieht man sie mit einem Windkessel, das aus Kupfer luftdicht gemacht ist, in welchen die Knieröhren hinein gehen und mit dem Aufsatzrohr verbunden sind. S. D. Bernoulli's „Hydrodynamica" und Karsten's „Lehrbegriff der gesammten Mathematik".

Pumpernickel, ein grobes Brot von bloß geschrotenem Roggen, das in Westfalen allenthalben gebacken wird. Der Name soll aus bon pour Nickel, gut für Nickel, entstanden seyn, mit welchen Worten einst ein Westfalen bereisender Franzose das ihm gereichte grobe Brot zurückgegeben, um sein Pferd (Nickel) damit zu füttern.

Punier, eigentlich Phönizier, und punisch phönizisch, dann aber auch für Carthaginienser und carthaginiensisch, weil Carthago eine phönizische Colonie war. Ueber die punische Kriegen s. Carthago, Rom u. Hannibal. Die punische Treue (fides punica) war im Alterthume übel berüchtigt und die punische Treulosigkeit zum Sprichwort geworden.

Punkt, in der Geometrie, nach Euklides's Erklärung, eine Größe, die keine Theile hat oder untheilbar ist. Ein Punkt, welcher fortbewegt wird, beschreibt eine Linie. In der musik. Notenschrift ist der Punkt ein Zeichen, welches die Zeitgeltung des Tons vermehrt; daher der Ausdruck punktirte Noten, bepunkten. Ein Punkt über der Note bedeutet, daß dieselbe leicht abgestoßen werden soll; dieß pflegt man auch durch den ital. Ausdruck staccato zu bezeichnen. Der Punkt neben der Note bedeutet eine Vergrößerung derselben in Hinsicht ihrer Dauer. Steht z. B. der Punkt hinter einer Viertelnote, so wird dieselbe zu einer anderhalbviertel- oder Dreiachtelnote u. s. w. Stehen 2 Punkte hinter einer Note, so gilt die zweite wiederum die Hälfte von der ersten, sodaß z. B. eine Viertelnote mit 2 dahinter gesetzten Punkten den Werth von 7 Sechszehntheilen erhält.

Punktation, der Entwurf zu einem Vertrag, vorhergehende Vertragspunkte; z. B. Kaufpunktation über ein Haus 2c.

Punktirte Manier, s. **Kupferstecherkunst**.

Punt (Johann), geb. zu Amsterdam 1711, Schauspieler, auch Kupferstecher und Maler. Er verheirathete sich 1733 mit Anna Maria Bruin, der damaligen holländ. Melpomene, und betrat das Theater von Amsterdam. Schon in seiner ersten Rolle als Rhadamist zeigte er seine Meisterschaft in heroischen, kräftigen Rollen. Nachdem er 1744 Witwer geworden, zog er sich von der Bühne zurück und nahm den Grabstichel wieder. Er stach die von Rubens für die 4 großen Galerien der Jesuiterkirche zu Antwerpen gemalten 35 Deckenstücke. Jakob de Witt hatte sie sechs Jahre früher, als dieses prächtige Gebäude ein Raub der Flammen wurde, gezeichnet. Punt's Haus war damals der Sammelplatz aller Männer von Geschmack und aller Freunde der Künste. In dieser Gesellschaft unterhielt er sich gern über dramatische Dichtkunst und Declamation und bildete durch Nachdenken seine natürlichen Anlagen für die letztere aus. Nachdem er sich 1748 mit der Tochter eines Gemäldehändlers, Chicot, wieder verheirathet hatte, gab er dem allgemeinen Wunsche nach und betrat 1753 das Theater mit dem ungemeinsten Beifalle wieder. 1755 erhielt er den einträglichen Posten eines Kastellans des Schauspielhauses, welcher ungefähr mit dem Posten eines Directors in England gleichbedeutend war. Um diese Zeit vertauschte er den Grabstichel mit dem Pinsel, dem er einen Theil seiner Wohlhabenheit verdankte. Er malte Portraits, Landschaften und selbst historische Bilder. 1771 wurde er zum zweiten Male Witwer. Dem Wunsche seiner sterbende Gattin gemäß verheirathete er sich im folgenden Jahre mit der berühmten tragischen Schauspielerin Kath. Elisab. Fokke, und sah kurz darauf seine ganze Ruhe durch den Brand des amsterdamer Schauspielhauses vernichtet. Nur mit Mühe gelang es ihm, sein und seiner Gattin Leben zu retten. Sein Sterbejahr ist uns nicht bekannt.

Pupille, 1) Augapfel, s. **Auge**. 2) der Pupill, die Pupille, soviel als Mündel, der einem Vormund untergeordnete Unmündige.

Pupille, künstliche, eine durch Instrumente gemachte Oeffnung in die Regenbogenhaut des Auges, um dadurch dem Lichte Zugang zu der in der Tiefe des Augapfels liegenden Nerven- oder Netzhaut zu verschaffen, in Fällen, wo die natürliche Pupille fehlt oder durch unheilbare Flecke auf der Hornhaut des Auges verdeckt und letzteres dadurch erblindet ist. Es gibt 3 Haupt- und eine große Anzahl Nebenmethoden.

Puppe, s. **Insekten**.

Purgatorium, 1) (purgatio spiritualis oder canonica) Reinigungseid, s. **Eid**; 2) in der Lehre der katholische Kirche das **Fegefeuer** (s. d.).

Purismus, das (übermäßige) Streben, seine Muttersprache von fremden Worten zu reinigen. S. **Sprachreinigung**.

Puritaner, s. **Dissenters**.

Purpur. Die kostbare Farbe der Alten, welche sie Purpur nannten, war theils schwärzlich, theils violet und rosenroth. Wir wissen, daß die Alten ihren Purpur theils aus verschiedenen Farbekräutern verfertigten, theils aus mehren Schalthieren zogen, sowohl aus dem buccinum (einer an Felsen und Klippen gefundenen Muschelart), als aus der purpura, der eigentlichen Purpurschnecke. In neuern Zeiten hat man in mehren Conchylien, zumal aus der Familie der Schnecken, einen purpurähnlichen Saft entdeckt. Er ist zähe und in einem besondern Beutelchen enthalten, welches bei den meisten zwischen dem Herzen und der Leber liegt. Die Farbe dieses Saftes ist sehr verschieden; bei einigen nämlich wirklich purpurroth, bei andern blaßgelb oder pomeranzenfarbig. Réaumur fand, daß der anfangs gelbliche Saft der Trompetenschnecke, auf Leinwand getragen, in wenigen Secunden alle Schattirungen von gelb, grün und himmelblau durchlief und zuletzt purpurroth ward. Der Saft der Kräuselschnecke, die u. d. N. des blauen Kräusels in Peru von den Spaniern zum Färben gebraucht wird, bietet ähnliche Erscheinungen dar. Wenn man ihn aus der Schnecke nimmt, sieht er gelblich-weiß aus; taucht man ein Stück Zeuch darein und setzt es der Einwirkung der Luft und Sonne aus, so ändert sich jene Farbe stufenweis und geht endlich in ein Roth über, welches zwar unvertilgbar, aber doch nicht rein ist, wie das Roth der Cochenille, welche nebst dem Kermes bei uns die Stelle des Purpurs vertritt. Als Erfinder der Purpurfarbe nennen die Alten einstimmig die Phönizier. Die Sage von dem Schäferhunde, der die Schnauze von dem Safte zerbissener Purpurschnecken sich roth färbte und dadurch Veranlassung zur nähern Untersuchung dieser Thiere ward, ist bekannt. Da die Purpurschnecke nicht bloß an der phönizischen Küste, sondern im ganzen Mittelmeere gefunden wurde, so waren auch die Purpurfärbereien nicht den Phöniziern ausschließend eigen. Aber in der Schönheit, Güte und Haltbarkeit der Farbe fand ein Unterschied statt. In Tyrus war der hochrothe und violete Purpur ganz vorzüglich. Man färbte damit vornehmlich Wolle, gewöhnlich 2 Mal, und gab den Purpurgewändern durch Kunst noch einen besondern Glanz.

Püstrich, ein sorbisch-wendischer Götze, dessen metallenes Bild in Sondershausen verwahrt wird. Der Name Püstrich (Peustrich, Bustard, was mit dem wendischen Büsten, Zorngott, der mit Donner und Blitz strafte, zusammentrifft), weist auf den Gebrauch hin, wozu das Idol ursprünglich verwandt worden seyn soll. Füllte man nämlich den hohlen Bauch dieses Götzen zum Theil mit Wasser, verstopfte die Löcher am Kopf und Munde und setzte ihn über Feuer, so entströmte dem mißgestalteten Bilde, entpustend, heißer Dampf mit lautem Gebrause. Der Götze gleicht einem dicken bausbäckigen Jungen, das Haar perückenartig nach altsorbischer Art; er kniet mit dem rechten Fuße, die linke Hand auf das linke Knie gestützt, die rechte auf den Kopf gelegt. Seine Höhe

beträgt 14 Zoll leipz. Maß, und etwa 9 Maß Wasser gehen in seinen Bauch. Klaproth fand in der Metallmasse 916 Theile Kupfer, 75 Theile Zinn und 9 Theile Blei. Ein Herr v. Tütcherode fand ihn in einem vermauerten Winkel der Rothenburg. 1552 kam er nach Sondershausen; wo er früher, zur Zeit seiner Verehrung, aufgestellt war, ist unbekannt. S. auch Hesse's „Gesch. des Schlosses Rothenburg" (Naumburg 1823). Der Verf. hält ihn für ein physikalisches Kunstwerk aus dem 15. oder 16. Jahrh. Die Versuche, ihn zum Feuerspeien zu bringen, wollten nicht gelingen. Eine Nachricht und eine Abbildung der Idole geben die „Curiositäten" (2. Bd., 3. St.). S. Bertiam's „Nachricht vom Püstrich" (Sondershausen 1811).

Putbus. Die Fürsten, Grafen und Majoratsherren zu Putbus und Spyker auf der Insel Rügen stammen von des rügischen Fürsten Stoislaw's I. Enkel, Borante, ab, welcher 1249 als Apanage das Schloß Putbus nebst 15 Dörfern, die Halbinsel Jasmund und andere ansehnliche Ländereien erhielt. Sie wurden 1727 deutsche und 1731 schwedische Reichsgrafen. Gustav IV. Adolf, König von Schweden, erhob den 25. Mai 1807 den Grafen Malte von Putbus und dessen männliche Nachkommen, nach dem Rechte der Erstgeburt, in den schwed. Fürstenstand, und Friedrich Wilhelm III., König von Preußen, bestätigte 1817 nicht nur, da Schwedisch-Pommern 1815 an Preußen gekommen war, diese Würde, sondern ertheilte auch dem Fürsten von Putbus den Titel Durchlaucht. Der Fürst Malte (geb. 1783) ist Mitglied des k. preuß. Staatsraths, Generalgouverneur in Neuvorpommern und Rügen, Kanzler der Universität Greifswalde.

Pütter (Johann Stephan), einer der größten deutschen Staatslehrer, wurde den 25. Juni 1725 zu Iserlohn in der Grafschaft Mark geboren, wo sein Vater ein angesehener Kaufmann war. Er verlor denselben schon in seiner frühesten Kindheit, und ward hierauf unter der Aufsicht seines ältesten Bruders erzogen. Dieser gab ihn einem geschickten und einsichtsvollen Prediger zu Hohenlimburg unweit Iserlohn in Pension. Er machte hier im Griechischen und Lateinischen schnelle Fortschritte, trieb mit Eifer das Hebräische und lernte sogar das Chaldäische; dabei vernachlässigte er keineswegs das Studium der Geschichte, Geographie und der römischen Alterthümer. Bereits im 13. J. seines Alters hatte er sich genügend vorbereitet, um ihn die Universität beziehen zu lassen. Im Frühling 1738 kam er nach Marburg, wo ihn vornehmlich des berühmten Christian Wolf lichtvoller Vortrag anzog. Da aber außer Wolf wenige ausgezeichnete Lehrer damals in Marburg waren, so bezog er im Herbste 1739 die Universität Halle, und hörte, weil er noch nicht confirmirt war, vor allem Dogmatik bei S. J. Baumgarten, und Moral bei A. G. Baumgarten; außerdem besuchte er des berühmten Heineccius Vorlesungen über Pandekten und Institutionen. Zuletzt hörte er das Lehnrecht bei Just. Böhmer und das Staatsrecht bei Ludwig. Da Letzterer ihm aber nicht genügte, so ging er, um den berühmten Estor zu hören, 1741 nach Jena. Hier erwarb er sich die vertraute Freundschaft dieses ausgezeichneten Publicisten, der ihn unstreitig zuerst auf die Bahn führte, auf welcher er in der Folge mit glänzendem Ruhme weiter schritt. Als Estor nach Marburg ging, folgte Pütter 1742 seinem geliebten Lehrer dahin. Hier erhielt er das Recht, Vorlesungen zu halten, zugleich mit der Licentiatwürde, und fing an, die deutsche Reichsgeschichte mit

vielem Beifall vorzutragen. Auch übernahm er praktische Arbeiten und führte einige Processe vor dem Reichskammergerichte mit Glück. Hierdurch zog er die Aufmerksamkeit des Kammergerichtsassessor Schwarzenfels auf sich, der ihn, als der berühmte Minister Münchhausen einen Lehrstuhl über den Reichsproceß in Göttingen errichten wollte, in Vorschlag brachte. Münchhausen nahm ihn an und Pütter wurde 1746 zum außerordentlichen Professor der Rechte in Göttingen ernannt. Anfangs fanden seine Vorlesungen über den Reichsproceß wenig Zuhörer; diese vermehrten sich aber bald mit jedem Jahre. Außer dem Reichsproceß las er seit 1752 Staatsrecht und Reichsgeschichte und hielt ein sehr besuchtes Prakticum. Durch seine Thätigkeit als Lehrer, Rechtsconsulent und Schriftsteller hatte er sich schon einen großen Ruhm erworben, sodaß ihm mehre vortheilhafte Anträge zu andern Ehrenstellen gemacht wurden; allein er wies sie sämmtlich aus Dankbarkeit gegen seinen Gönner Münchhausen und aus Liebe zur Georgia Augusta zurück. 1755 ward er ordentlicher vierter Professor des Staatsrechts und 1757 an die Stelle des verst. Schmauß Professor des Staatsrecht mit dem Hofrathstitel. 1762—63 hielt er sich in Gotha auf, um den Erbprinzen von Sachsen-Gotha im Staatsrechte und in der Reichsgeschichte zu unterrichten. 1764 ward er der kurbraunschw. Wahlgesandtschaft bei Gelegenheit der Ernennung Josephs II. zum röm. Könige als Rath beigegeben, wodurch er die Bekanntschaft vieler ausgezeichneter Personen gewann. Die übrige Zeit seines Lebens brachte er in den angesehensten Amtsverhältnissen in Göttingen hin. Zur Belohnung seiner treuen Anhänglichkeit an Göttingen (er ward 1763 zum geh. Archivar in Dresden mit 2000 Thlrn. Gehalt, 1766 zum Reichshofrathe, und 1769 zum Kanzler der Universität Gießen berufen), legte ihm Münchhausen den Titel eines geh. Justizraths bei. 1796 feierte er sein Amtsjubiläum; seit 1797 war er Prof. juris primarius und Ordinarius im Spruchcollegium; als letzterer ließ er sich 1805 emeritiren. Er starb den 12. Aug. 1807. Um das Staatsrecht hat er sich vornehmlich durch bessere systematische Anordnung, durch kritischen Gebrauch der Quellen und Sichtung des Brauchbaren vom Unbrauchbaren verdient gemacht. Seine „Historische Entwickelung der Verfassung der deutschen Staaten", in 3 Thln., hat noch jetzt Werth. Doch hat Pütter's Verdienst als Schriftsteller seine einwirkende Kraft zugleich mit dem Untergange des heil. röm. Reichs verloren.

Puzzolane heißt jede der Einwirkung des Feuers unterworfen gewesene Mineralsubstanz, welche mit Kalk nnd Sand einen vorzüglich harten Wassermörtel bildet. Man unterscheidet natürliche und künstliche Puzzolanen. Zu jenen gehören die vulkanischen, eigentlich sogen. Puzzolanen, von Puteoli, jetzt Puzzuolo (Stadt am Golf von Neapel mit 14.600 Einw.), welche bei Neapel und Rom vorkommen; zu diesen gebrannte, thonige und eisenhaltige Erden, gebrannter Schiefer, Steinkohlenasche ꝛc.

Pygmäen, eine fabelhafte, sehr kleine Menschenrasse bei den Alten, nach Einigen an den Quellen des Nils, nach Andern in Indien wohnend. Schon Homer singt: Die Pygmäen sind eine Nation, welcher die Kraniche Krieg und Tod bringen. Nach Plinius waren ihre Städte und Häuser nur von Eierschalen gebaut; ihre Getreide schnitten sie nach Philostrat mit Beilen ab, als ob sie Bäume umhauen wollten. Der-

selbe spricht von einem Pygmäen-Heere, welches den nach der Niederlage des Antäus eingeschlafenen Hercules angriff. Sie machten dazu Anstalten, als ob sie eine Stadt belagern wollten. Hercules erwachte, lächelte über die kleinen Wesen, wickelte sie in seine Löwenhaut und trug sie zum Eurystheus.

Pygmalion, König in Cypern, haßte anfangs alle Weiber; als er aber eine schöne Bildsäule von einem Mädchen aus Elfenbein gemacht hatte, so verliebte er sich in dieselbe und flehte die Venus an, sie zu beleben. Seine Bitte wurde erhört. Die Statue begann vor seinen Augen und unter seinen Umarmungen zu athmen und zu leben. Sie wurde seine Gemahlin, und er zeugte mit ihr den Paphos, den nachmaligen Erbauer der Stadt gl. N. (S. Ovid's „Metam". X. 243). Rousseau hat diesen Stoff dramatisch bearbeitet. Ein andrer **Pygmalion** ist der Bruder der Dido, König von Tyrus und Sidon.

Pylades, Sohn des Strophius und der Anariba, einer Schwester des Agamemnon. Da **Orestes** (s. d.) bei seinem Vater auferzogen wurde, so ward er dessen innigster Freund, half ihm den Aegisthus und die Klytämnestra erlegen, verließ ihn nicht, als er von den Furien gequält wurde, ging mit ihm nach Tauris, wo er selbst sein Leben für ihn hingeben wollte. Er vermählte sich mit dessen Schwester Elektra, die ihm den Medon und Strophius gebar.

Pylos, des Nestor Residenz (daher der pylische Nestor), lag in Elis, ist aber mit dem andern Pylos (Eliakos) nicht zu verwechseln, welches gleichfalls in Elis lag und des Augias Residenz war. Noch ein drittes Pylos lag in Messenien, auch im Peloponnes, welches Einige für das Nestorische hielten.

Pyramide, in der Geometrie ein Körper, welcher zur Grundfläche ein Vieleck hat, in der Oberfläche aber sich in einer Spitze endet. Der Pyramide Seitenflächen sind Dreiecke, deren Inhalt vermittelst Berechnung derselben sich leicht finden läßt. Der körperliche Inhalt einer Pyramide ist gleich dem dritten Theile eines Prisma, das mit ihm gleiche Grundfläche und Höhe hat, und ihr Inhalt wird gefunden, wenn man die Grundfläche mit dem dritten Theile der Höhe multiplicirt. Wegen der übrigen Eigenschaften der Pyramide vgl. man die Lehrbücher. — **Pyramidalzahlen**, s. **Figurirte Zahlen**.

Pyramiden oder Spitzsäulen in Aegypten, sind ein Werk roher, geschmackloser, nur ins Kolossale arbeitender Kunst, sowie es sich von den ältesten Zeiten und Völkern erwarten läßt. Sie wurden vor 3000 Jahren unter den letzten Pharaonen bei Memphis erbaut. Zwei Tagreisen lang findet man an der Westseite Aegyptens, nach Libyen zu, Gruppen von 40 Pyramiden und 7 darunter gut erhalten. Sie stehen fast alle zwischen Cairo und Meduu, im Lande Fajoume, in einem Umkreise von beinahe 12 deutschen Meilen. Die 17 Pyramiden von **Sakkarah** (s. d.) sind älter als die von Dschise. Die 3 größern erbaute der ägypt. König Cheops. 10 Jahre lang quälten sich 100.000 seiner Unterthanen, von den 10.000 alle 3 Monde wechselten, als Frohnknechte mit dem Herbeischaffen der Steine aus den arab. Gebirgen; hierauf ward sie in 30 Jahren vollendet. Plinius gibt der höchsten Pyramide im Fundamente 783 F., am Gipfel 17 F. Breite. Jetzt bedeckt der Flugsand mehre Stufen, deren Zahl bis auf 260 zeigt. Nach Meyer ist sie 416 Schuh hoch. Nach Grobert hat die größte bei Dschise 300 F. an

der sichtbaren Basis und 448 F. 2 Z. Höhe, wovon 11 Fuß verschüttet sind. Sie besteht aus 205 Schichten von 1, 2—4 Fuß. Da bei den Aegyptern Alles astronomisch geordnet war, so sind auch die Pyramiden genau nach den 4 Weltgegenden orientirt. Die Zurichtung der Steine an dem Eingange sowohl, als an der Decke der Gallerie, welche nach der obern Kammer führt, zeigt die Unwissenheit der Erbauer, irgend eine Fläche mit Gewölben zu bedecken. Sparrenförmig gehauene Steine sind nämlich übereinandergelegt, sodaß der obere immer über den untern etwas hervorspringt. Die Steine sind zum Theil mit Mörtel eingemauert. Nach Hirt wurde das Innere aus Bruchsteinen zusammengesetzt, äußerlich aber um die Absätze mit großen Quadern umgeben, die, ohne Mörtel, treppenförmig übereinander gelegt sind. Die großen Absätze füllte man alsdann mit kleinen Bruchsteinen aus, in Mörtel gesetzt, und äußerlich kamen wieder Quaderstücke stufenförmig zu liegen; auf diese Stufen wurden die Ueberkleidungssteine gelegt, welche die Form von dreiseitigen Prismen hatten. Die Quadersteine der Absätze und der stufenförmigen Gestalt sind Kalksteine; zur Bekleidung brauchte man den äthiopischen Stein, oder Syenit. Die Canäle und Gänge im Innern der Pyramide des Cheops bestehen aus großen Quadern von gelblichem polirten Marmor, die Decken und Wände in den Kammern aber aus Quadern von Syenit. Der Zweck der Pyramiden ist räthselhaft, wahrscheinlich waren sie Pharaonengräber. Man findet Gänge, Treppen, Gallerien und Kammern darin, in der tiefsten Kammer steht gewöhnlich ein Sarg, mit Nilwasser umflossen. Der Brite Salt hat einen 400 Fuß langen unterirdischen Gang, der unter der großen Pyramide ausgehöhlt ist, nebst 2 Zimmern im untersten Ende und eine Verbindung mit dem geheimnißvollen Brunnen entdeckt, welcher bis jetzt alle Alterthumsforscher in Verlegenheit gesetzt hat. Sonst waren sie mit geschliffenen, mit Hieroglyphen bedeckten Granitplatten bekleidet und kolossale Sphinxe (s. d.) lagen davor. (S. Grobert's „Beschreib. der Pyramiden zu Gizé ꝛc.", a. d. Franz., Gera und Leipzig 1801.) S. auch Hirt, „Von den ägyptischen Pyramiden" (Berlin 1815). Die Pyramiden in Mexico unterscheiden sich in ihrer Bauart von den ägyptischen, stimmen aber darin mit letztern überein, daß sie genau nach den 4 Weltgegenden gestellt sind.

Pyramus, s. Thisbe.

Pyrenäen, ein rauhes steiles, kaltes Gebirge zwischen Frankreich und Spanien von Cap Higuer am biscayischen Meere bis zum Cap Cervera am mittelländ. Meere, über 50 Meilen lang und 24 Meilen in der größten Breite. Es verbreitet seine Zweige, worunter Sierra Nevada die Pyrenäen selbst an Höhe übertrifft, über die ganze pyrenäische Halbinsel, nach Frankreich aber sendet es nur niedrige Vorberge. Die höchste Region ist mit Gletschern, Eisfeldern und reißenden Bergströmen angefüllt. Zu den höchsten Spitzen dieses Gebirgs, sämmtlich auf franz. Seite, gehören der Montperdu 10.578, der Maladetta, 10.500, Vignemale 10.332, Marbore 9978, Pic du Midi 9033, Canigu 3640, und an der span. Seite der Mousset 7640 Fuß hoch. Man zählt an 100 Pässe, von denen man 28 bequem zu Pferde und 7 mit Wagen und Kanonen passiren kann. Die Hauptstraßen sind von St.-Juan de Luz nach Irun, von St.-Jean Pied de Port nach Roncevaux und von Boulon nach Junquera. Die bewohnte Zone der Gebirgskette endet mit einer Höhe von 1500 Metern über dem Meer. Die Hälfte dieser Zone ist

von Waldung, Weiden, Seen und unzugänglichen Felsen bedeckt. Cretins kommen besonders in den Thälern von Bareges, Comminges, Aran, Bearn, aber fast gar nicht auf der span. Seite vor. Man baut besonders Weizen, Hirse, Roggen, Gerste, Hafer, Kartoffeln und in einigen Gegenden auf Hanf und Flachs. Auch vorzüglich guten Wein wächst am Fuße der Pyrenäen. Die Pferdezucht war sonst blühend, ist aber seit der Revolution ganz und gar in Verfall. Die Rindvieh- und Schafzucht ist noch ansehnlich. In den franz. Pyrenäen sind 77 Eisenhütten. Gold wird in einigen Flüssen und an ein paar Stellen durch Waschen gewonnen. Silberhaltige Bleiglanze werden nicht benutzt. Man findet viel Marmor. Das Salz wird besonders in der Saline von Salies in der Gegend von Orthes benutzt; auf der span. Seite hat man auch Steinsalz. Endlich sind hier viele Mineralquellen, im Norden besonders Schwefelquellen, auch heiße und kalte salinische Quellen und Eisenwasser. — Von diesem Gebirge haben 3 franz. Departemente den Namen. S. Vidal's, Rebout's, Ramon's, Melling's u. A. Reise durch die Pyrenäen und Wilhelm v. Lüdemann's „Züge durch die Pyrenäen" (Berlin 1825); über die geognostische Constitution der Pyrenäen gab J. v. Charpentier 1823 eine Schrift heraus.

Pyrenäischer Friede, geschlossen zwischen Frankreich und Spanien von den beiden ersten Staatsministern, Mazarin und D. Louis der Haro, auf der Fasaneninsel in Bidassoaflusse auf der Grenze beider Staaten den 7. Nov. 1659. Nach dem westfäl. Frieden 1648 dauerte der Krieg zwischen Frankreich und Spanien fort, welcher 1635 seinen Anfang genommen hatte. Frankreich verband sich mit England 1657, nachdem hier Cromwell bereits 1655 den Krieg an Spanien erklärt hatte und eroberte in den span. Niederlanden mehre feste Plätze; zugleich erlitt Spanien zur See und in Amerika Verluste; Portugal war 1640 abgefallen, Catalonien im Aufstand, Andalusien zum Abfalle geneigt und in Italien griff Savoyen die span. Lombardei an. Also entschloß sich Philipp IV., König von Spanien, jenen Frieden einzugehen, der das Uebergewicht der Macht Ludwigs XIV. befestigte. Spanien trat nämlich an Frankreich ab: Rousillon mit der festen Hptst. Perpignan, Confians und einen Theil der Cerdagne, sodaß die Pyrenäen seitdem beide Reiche trennen; in den Niederlanden: Artois und Theile von Flandern, Hennegau und Luxemburg, mit den festen Plätzen Arras, Hesdin, Gravelines, Landercy, le Quesnoy, Thionville, Montmedy, Marienburg, Philippeville u. a. (Die beiden letztgenannten Festungen mußten 1815 von Frankreich an das Königreich der Niederlande abgetreten werden.) Frankreich versprach, Portugal nicht zu unterstützen. Der Prinz v. Condé und die Herzöge v. Lothringen, Savoyen und Modena und der Fürst v. Monaco wurden (die beiden ersten größtentheils) in den Zustand vor dem Kriege hergestellt. In Folge dieses Friedens vermählte sich Ludwig XIV. mit Maria Theresia, der ältesten Tochter Philipps IV., welche 1660 allem Erbrechte auf den span. Thron entsagte. Dennoch machte späterhin Ludwig XIV. ein Erbrecht geltend, woraus der Devolutions- und der span. Erbfolgekrieg entstanden ist. (S. Aachner und Utrechter Frieden.)

Pyrmont, Hauptort der gleichnamigen fürstl. waldeck'schen Grafschaft (s. Waldeck), im reizenden, von hohen Bergen umgebenen Em-

merthal, mit einem der berühmtesten, schon im 14. Jahrh. bekannten Mineralbrunnen Deutschlands, ist eine wohlgebaute offene Stadt von 320 H. und 2600 Ew. Die Hauptstraße wird auf beiden Seiten von hohen Linden beschattet und führt zur großen Allee, welche 500 Schritte lang, 40 breit und mit vier Reihen hoher Lindenbäume besetzt ist. An dem einen Ende ist ein Springbrunnen, an dem andern Ende das Brunnenhaus; zu beiden Seiten prangt das Schauspielhaus, das Kaffeehaus, der große und kleine Ballsaal, verschiedene andere Gebäude und eine große Zahl Buden, die mit den kostbarsten Galanteriewaaren versehen sind. In dieser Allee ist der Versammlungsplatz und der Mittelpunkt der Kurgäste (jährlich mehr als 1800), die hier den Brunnen trinken. In der Nähe ist das große Badehaus, welches 140 geschmackvoll eingerichtete Gemächer und schöne geräumige Bäder enthält, wo man nach Belieben in Marmor, Zinn, Fayence oder Holz badet. Seit 1809 ist bei der Saline noch ein Badehaus erbaut worden, zur Benutzung der mineralischen Salzquellen. Die Hauptquelle, in der Vorzeit der heilige Brunnen genannt, an dem obern Ende der großen Allee, quillt klar und krystallhell in einer steinernen Einfassung und hat zur Zierde und Bedeckung ein 8eckiges Haus. Dieß Wasser hat eine berauschende Kraft und einen geistigen, weinsäuerlichen, erquickenden Geschmack. In Hinsicht auf seine Stärke und Wohlthätigkeit für den menschlichen Körper behauptet es schon viele Jahrh. hindurch vor allen bekannten Stahlwassern den Vorzug. Es friert niemals zu und wird jährlich in 360.000 Flaschen nach allen Welttheilen verschickt. Durch die Versendung verliert das Wasser sehr wenig von seinen flüchtigen Bestandtheilen. Unweit der Hauptquelle entspringt der Brodelbrunnen, welcher diesen Namen von dem starken Geräusche hat, mit welchem er hervorquillt. Sein Wasser ist nicht ganz klar und wird bloß zum Baden gebraucht. Die übrigen Quellen sind der Augenbrunnen, der kleine Badebrunnen, der Säuerling, die Salzquelle, welche zu einem Salzwerke benutzt wird, und der mineralische Salzbrunnen. Ein paar hundert Schritte von der großen Allee entfernt liegt das Schloß Pyrmont, seit 1806 Sommerresidenz des Fürsten. Es ist mit einem mit Linden bepflanzten Walle und einem Graben umgeben. Der sogenannte Pulverthurm ist in einen schönen Salon, welcher mittelst einer fliegenden Brücke über den Schloßgraben mit einem engl. Bosket zusammenhängt, verwandelt worden. Der Königsberg erinnert an Friedrich II., König von Preußen, welcher während seines Aufenthalts in Pyrmont dort den Brunnen zu trinken pflegte. Im Dunkel ehrwürdiger Eichen hat man ihm ein marmornes Denkmal errichtet. Die Dunsthöhle, aus einer im Quadrat 6 Fuß großen, 10 Fuß hohen gewölbten Grotte bestehend, liegt in einem Sandsteinbruch und ist bald höher, bald tiefer mit kohlensaurem Gas oder firer Luft erfüllt. Bisweilen findet man in der Vorhalle derselben todte Frösche, Vögel, Hasen u. a. Thiere. Das brennende Licht erlischt, sobald man sich diesem Dunste nähert. In einem Thale bei Pyrmont liegt die Quäkercolonie Friedensthal mit einer Messerfabrik. S. Menke, „Pyrmont und seine Umgebungen ꝛc., besonders für Kurgäste" (Pyrmont 1818), und Harnier's „Resumé sur la nature et l'usage des eaux minérales de Pyrmont" (Hanov. 1828).

Pyromantie, die vermeintliche Kunst, aus dem Feuer zu wahrsagen. Die Priester der Alten wollten dieses besonders aus dem Opferfeuer.

Pyrometer, Feuermesser, ein Werkzeug, mit welchem höhere Grade der Wärme oder des Feuers, und deren Wirkung auf Metalle oder andre feste Körper gemessen werden können. Das von Wedgwood erfundene verdient den Vorzug. Lambert, welcher zuerst die Lehre vom Maße des Feuers und der Wärme in eine Wissenschaft brachte, unterscheidet Thermometrie und Pyrometrie, und schränkte jene auf die unserm Gefühle erträglichen, diese auf die höhern Wärmegrade ein.

Pyrrhicha (pyrrhichische Tänze) waren bei den Griechen sehr berühmte kriegerische Tänze, welche ursprünglich bloß ein taktmäßiges Anschlagen des Schwertes an den ehernen Schild und ein angemessener Tanzschritt waren; wiewohl in der Folge dieser Waffentanz viel Zusätze und Ausschmückungen erhielt und sich nach und nach in künstliche, mimische Ballets umwandelte. — **Pyrrhichius**, ein Versfuß von zwei kurzen Sylben.

Pyrrho, ein griech. Philosoph, Stifter der pyrrhonischen oder ältern skeptischen Schule, aus Elis im Peloponnes, blühte um 340 v. Chr. In seiner Jugend beschäftigte er sich mit der Malerei, ward aber durch Demokrit's Schriften zum Studium der Philosophie geführt. Sein erster Lehrer war Bryson oder Dryson, dann Anaxarchos — ein Schüler des Metrodoros von Chios. Diesen begleitete er nach Indien im Gefolge Alexander d. Gr. Auf diesem Zuge machte er sich mit den Meinungen der Brahmanen, Gymnosophisten, Magier u. a. morgenl. Philosophen bekannt. Sein Zweifel gegen das positive Wissen (Skepticismus) stieg mit dem Fortgange seiner Studien so hoch, daß er endlich alles Wissen für unnütz und unmöglich hielt und nur der Tugend einen Werth beilegte. In allen Fällen antwortete er seinen Gegnern: „Was ihr sagt, kann wahr oder nicht wahr seyn; ich entscheide nicht", und lehrte in seiner Schule, daß jeder Gegenstand der Untersuchung in Ungewißheit gehüllt sey, sodaß man nicht zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen könne, sondern sein Urtheil zurückhalten müsse. — Einen großen Theil seines Lebens brachte er in der Einsamkeit zu und suchte durch Enthaltung von allem entscheidenden Urtheil über Meinungen und äußere Erscheinungen zu einer von Furcht, Freude und Kummer unangefochtenen Gemüthsruhe zu gelangen. Körperliche Schmerzen ertrug er mit großer Seelenstärke; keine drohende Gefahr machte ihm Unruhe. In der Disputirkunst war er berühmt wegen der Scharfsinnigkeit seiner Gründe und der Klarheit seiner Sprache. Seine Landsleute ernannten ihn zum Oberpriester und gaben ein Gesetz, das alle Philosophen von den öffentlichen Abgaben befreite. Pyrrho starb in einem 90jährigen Alter. Die Athenienser errichteten ihm zu Ehren eine Statue, und seine Landsleute ein andres Denkmal. Wie Pyrrho zum Skepticismus kam, ist leicht zu erklären. Frühzeitig war er mit dem Systeme des Demokrit bekannt geworden, welcher außer den unmittelbaren Grundkörpern (Atomen) Nichts für wahr hielt, alle Wahrnehmung aber für subjective. In diesen Ansichten wurde er durch Bekanntschaft mit der Lehre des Sokrates, mit welchem sein Charakter viel Aehnlichkeit hatte, bekräftigt. Cicero rechnet ihn ausdrücklich zu den Sokratikern, und seine Skepsis schloß sich auch wohl an die Ironie des Sokrates an, indem er das scheinbare Nichtwissen und die Bestreitung des eiteln Wissens in eine Lehre von einer allgemeinen Ungewißheit verwandelte und dadurch der Sophistik entgegentrat. Durch Temperatur und Lebensgewohnheit geneigt, eine unwan-

delbare Ruhe als den großen Zweck aller Philosophie zu betrachten, in der Meinung, daß nichts diese Ruhe so sehr störe als die unzähligen Meinungsverschiedenheiten in den Schulen der Dogmatiker, und daß durch ihr Streiten eher die Ungewißheit vermehrt werde, beschloß er, den Frieden, den er in der dogmatischen Philosophie zu finden verzweifelte auf eine andere Weise zu suchen. So erzeugte sich bei ihm der Skepticismus. Pyrrho hinterließ keine Schriften. Sein Freund und Schüler, Timon, behandelte zuerst diesen Skepticismus schriftlich; aber seine Schriften sind verloren gegangen. Nur aus Schriften seiner spätern Nachfolger, und besonders aus Sertus Empiricus, können wir die Grundsätze seiner Schule, noch richtiger, die philosophiche Denkart kennen lernen, durch welche sie mehr darnach strebte, jedes andere philosophische Gebäude umzustürzen, als ein eignes aufzubauen. Die sogenannte pyrrhonischen Wendungen oder Zweifelsgründe gehören ihm schwerlich selbst an, sondern sind wahrscheinlich von spätern Pyrrhoniern aufgestellt und entwickelt worden. Im gemeinen Leben nennt man oft von ihm die Zweifelsucht Pyrrhonismus und redet auch von einem historischen Pyrrhonismus.

Pyrrhus, des Achilles und der Iphigenia Sohn, welchen sein Vater nach der Opferung Iphigenia's nach Skyros brachte und der Deïdamia, übergab. (A. gaben ihm die Deïdamia, des Lykomedes T., zur Mutter.) Auf Skyros wurde er erzogen und blieb dort, bis nach seines Vaters Tode Ulysses und Diomedes ihn abholten, da Kalchas erklärt hatte, daß ohne ihn Troja nicht erobert werden könne. Er erhielt jetzt den Namen Neoptolemus, weil er sehr jung in den Krieg ziehen mußte. Homer beschreibt ihn als schön, beredt, tapfer und stets unverzagt. Die nachhomerischen Dichter lassen ihn die Opferung der Polyrena auf seines Vaters Grabe veranstalten, den Philoktet von Lemnos abholen und den Polites und Priamus tödten. Von den Gefangenen wurden ihm Andromache und Helenus zu Theil. Sehr von einander abweichend sind die spätern Sagen. Einige lassen seine Rückkehr zu Lande, A. zu Wasser geschehen. Nach Einigen kam er nach Epirus zu den Molossern, dort eine neue Herrschaft stiftend. Hier war Andromache seine Gemahlin, mit welcher er den Molossus, Pierus und Pergamus zeugte. Endlich überließ er Gemahlin und Reich dem Helenus, den er als Weissager ehrte, und nun finden wir ihn in einem neuen Mythenkreise, wozu der Grund bei Homer ist. Er ward nämlich mit Hermione vermählt, die ihr Vater Menelaus ihm vor Troja zur Gemahlin gelobt hatte. Darüber ward er, nach Einigen, von Orest, der Hermione vorherigem Gemahl, am Altare Apollo's ermordet. Nach A. erfolgte sein Tod auf Apollo's Veranlassung, den er beleidigt hatte. Darüber sind die Meisten einig, daß seine Ermordung zu Delphi geschah. Hier zeigte man sein Grabmal und brachte ihm jährlich ein Gedächtnißopfer.

Pyrrhus II., König von Epirus 300 v. Chr., war einer der größten Feldherren seines Zeitalters, dabei ehrgeizig und eroberungssüchtig. In seinem 12. J. bestieg er den väterlichen Thron; nach 5 J. durch den Neoptolemus von demselben vertrieben, erhielt er ihn bald wieder und vergrößert darauf seine Macht durch die Eroberung Macedoniens. Von den Tarentinern (s. Tarent) gegen die Römer zu Hülfe gerufen, besiegte er mit Hülfe seiner Elefanten die in dieser Art des Krieges noch unerfahrenen Römer 2 Mal; allein sein Geständniß: „Noch ein solcher Sieg, und er werde allein nach Hause gehen müssen“, bewies, wie viel

ihm der Krieg gekostet hatte. Unterdessen lockten ihn die Unruhen in Syrakus nach Sicilien. Aber ohne seine eiteln Eroberungsplane ausgeführt zu haben, kehrte er nach Italien zurück, und nachdem er hier von den Römern, die sich an seine Art zu kriegen gewöhnt hatten, bei Beneventum geschlagen worden war, sah er sich genöthigt, unverrichteter Sache nach Griechenland zurückzugehen, wo endlich ein Wurfspieß bei der Belagerung von Argos seinem unruhigen Leben (272 v. Chr.) ein Ende machte. Von diesem Könige haben die Römer einen großen Theil ihrer Kriegskunst erlernt, welche sie nachmals ihren Feinden so furchtbar machte. (S. Fabricius.)

Pythagoras, ein Weiser des griech. Alterthums, der Stifter der ital. Schule. Nach der gewöhnlichen Meinung war er aus Samos geb. Sein Vater, Mnesarchus, war ein Kaufmann, wahrscheinlich aus Tyrus oder sonst einer phönizischen Stadt, welcher nach Samos handelte. Hier erhielt er das Bürgerrecht und ließ sich mit seiner Familie nieder. Das Geburtsjahr des Pythagoras ist ungewiß, wahrscheinlich zwischen 584 und 586 v. Chr. Seine Geschichte ist mit vielen Fabeln angefüllt. Wir geben sie nach der gewöhnlichen Erzählung. Eine sorgfältige Erziehung, besonders zur Musik und Dichtkunst, verbunden mit allen Arten von Leibesübungen, bildete früh seinen Geist und seinen Körper zu einer unaussprechlichen Anmuth aus, die durch die Würde und Schönheit seines Gesichtes und den schlanken nervigen Bau seiner Glieder noch mehr erhöht wurde. Im 18. Jahre reiste der edle Jüngling zum ersten Male nach dem festen Lande, um zu Olympia in den Spielen als Kämpfer aufzutreten. Er gewann im Ringen den Preis, und die Schönheit, Geschicklichkeit und Stärke des jungen Samiers wurden allgemein bewundert. Hierauf machte er zur vollendeten Bildung seines Geistes einige Reisen, betrachtete überall, in Athen, Sparta, Kreta, Aegypten, und wohin er sonst kam, die Gesetze, Sitten und Beschäftigungen der Menschen, und prüfte, was von Allem das Beste sey. Als er wieder in sein Vaterland Samos zurückkehrte, stand es unter der Herrschaft des Tyrannen Polykrates. Er verließ die Insel bald und ging wieder nach Griechenland, wo er sich bei den olympischen Spielen durch seine lehrreichen Unterhaltungen und Vorträge den ehrenvollen Titel eines Sophisten oder Weisheitslehrers erwarb, den er aber bescheiden in den Namen Philosoph, Weisheitsfreund, verwandelte. In Phlius, einer kleinen Stadt in der Landschaft Sikyon, fragte man ihn, wie er die Kunst nenne, die er treibe; und er antwortete gleichfalls: die Philosophie. In dieser Lebensart war er 40 Jahre alt geworden, als er sich entschloß, nach den griechischen Colonien in Unteritalien zu gehen, wo das verweichlichte, sittenlose Volk eines ernsten Lehrers vorzüglich bedurfte. Der Ruf seiner Weisheit ging vor ihm her, und als er zu Kroton ankam, wo er seinen Sitz aufzuschlagen gedachte, drängte sich Jung und Alt an ihn, um ihn zu sehen und zu hören. Beides war der Mühe werth. Sein Anblick war feierlich, wie eines ägyptischen Priesters, von dem er auch die Tracht, ein langes weißes Gewand von feiner ägyptischer Leinwand, entlehnt hatte; sein hoher Wuchs, sein langsamer Gang, die Würde in seinen Mienen, vor allem aber die Grazie des Umgangs und die Kraft und Schönheit seiner Rede machten, daß man ihn wie einen Heiligen verehrte. Sein untadelhafter Wandel, sein mäßige und nüchterne Lebensart, sein täglicher Tempelbesuch in früher

Morgenstunde vollendeten die Ehrfurcht, die seine Weisheit ihm verschaffte. Er besuchte täglich den Markt und die Uebungsplätze der Jugend, und zeigte hier sein großes musikalisches Talent, das in Kroton seines Gleichen nicht hatte. Auch mit seinen medicinischen Kenntnissen, die er dem Umgange mit den Aerzten in Aegypten verdankte, machte er großes Aufsehen. Kurz, man ehrte ihn als den untrüglichen Mann, der Alles wisse, über Alles nachgedacht habe, über Alles am besten zu sprechen und zu rathen wisse; man hielt ihn für den vollkommensten Sterblichen. Der Rath zu Kroton ließ ihm einen weitläufigen Hörsaal bauen, in welchem er an gewissen Stunden des Tags die Lehren der wahren Lebensweisheit mit seiner bis zum innersten Herzen dringenden Beredtsamkeit einer Versammlung von mehr als 2000 Zuhörern vortrug, unter denen sich die vornehmsten Männer im Staate befanden. Der Eindruck, welchen seine Lehren auf die Einwohner von Kroton gemacht haben sollen, wird als ganz außerordentlich geschildert. Außer diesen öffentlichen Vorträgen für Jedermann zog Pythagoras bald nachher eine kleinere Gesellschaft von auserlesenen Jünglingen an sich, deren vollständige Erziehung er übernahm, und um deren willen er sich zuletzt ganz von der Stadt absonderte und mit seinen Schülern entfernte ländliche Wohnungen bezog. Sein großer Plan war, daß aus derselben weise Regierer und weise Lehrer für die ganze Erde ausgehen sollten. Seiner Meinung nach bestand das höchste Gut in dem Besitze eines Gemüths, welches zur reinsten Sittlichkeit emporgehoben sey und sein höchstes Vergnügen in der möglichsten Ausbildung des Geistes finde. Daher waren Betrachtungen und nützliche Gespräche über Wissenschaften und über sich selbst Hauptbeschäftigung seiner Schüler. Da er aber mit dem ganzen Alterthume glaubte, daß eine feste, gesunde Seele nicht in einem schwächlichen Körper wohnen könne, so war auch in seiner Schule täglich für gymnastische Uebungen gesorgt, und durch die höchste Mäßigkeit wurden die Mitglieder von jeder Krankheit bis in ihr spätes Ende bewahrt. Nicht Jeder, welcher sich meldete, ward in die Verbrüderung aufgenommen. Der Meister prüfte zuvor dessen Gemüthsart und Angewöhnungen, erkundigte sich nach seinem vorigen Betragen gegen seine Eltern und Freunde, und merkte selbst auf seine Gesichtszüge, auf seine Art sich auszudrücken, und auf seinen Gang. Fand er ihn der Aufnahme werth, so ward sein Vermögen der Oekonomieverwaltung seines Hauses übergeben. Die ersten Jahre waren nur eine Prüfungszeit, in welcher der neue Schüler noch nichts von den Geheimnissen der tiefern Weisheit erfuhr, sondern bloß zum Schweigen und zur Pünktlichkeit in der Ausübung der bestimmten Gebräuche und Lebensweise gewöhnt wurde. Den Pythagoras sah er nie in dieser Zeit; nur zuweilen hörte er hinter einem Vorhange dessen Stimme, und mußte kurze Fragen lösen, aus deren Beantwortung der Meister die Gesinnungen des Lehrlings beurtheilte. Verrieth der Schüler während den Prüfungsjahren Züge, die eines Schülers der Weisheit unwürdig waren, so ward er entlassen und bekam sein eingebrachtes Vermögen wieder. Kein Pythagoräer erkannte ihn nachher wieder, er wurde wie ein Todter betrachtet. War der Meister dagegen mit seinen Fortschritten zufrieden, so ließ er ihn zu dem geheimen Unterrichte zu. — Sämmtliche Schüler standen sehr früh auf. Ihr erstes Geschäft war die doppelte Prüfung, was sie gestern gethan und geredet, und was sie heute thun und denken wollten. In ein wei-

ßes, durchaus reines Gewand gehüllt, gingen sie, singend zur Lyra, der aufgehenden Sonne entgegen, verrichteten ernste Gebete, zerstreuten sich dann lustwandelnd in Hainen und auf Hügeln, und kehrten so aufgelegt und gesammelt zu den wissenschaftlichen Unterredungen zurück, in welchen geschickte Lehrer ihre Kenntnisse bald durch Fragen, bald durch freie Vorträge den Schülern mittheilten. Pythagoras selbst warf kurze Fragen auf und verlangte kurze Antworten darauf, z. B. was ist das Weltall? Ordnung; was ist die Freundschaft? Gleichheit. Auf diese Lehrstunden folgten gymnastische Uebungen, wie sie bei allen Griechen gewöhnlich waren; und dann begann ein kurzes, mäßiges Mittagsmahl, das gewöhnlich in Brot und Honig bestand. Die nöthige Ruhe nach der Mahlzeit ward durch leichte, doch niemals leichtsinnige oder unsittliche Gespräche gewürzt; einzelne Freunde gesellten sich zusammen und wiederholten sich die am Morgen gehörten Lehren. Gegen 5 Uhr ging man ins Bad, und dann erfolgte die griech. Hauptmahlzeit, zu welcher sich die Gesellschaft in mehre Zimmer vertheilte, in denen Tische, jeder zu 10 Personen bereit standen. Hier genossen sie außer Brot und Früchten, auch Fleisch von Opferthieren und Wein, zuweilen auch Fische, doch alles mit der ihnen vorgeschriebenen höchsten Mäßigkeit. Vor der Mahlzeit ward gebetet und Weihrauch den Göttern zu Ehren angezündet; nach dem Essen goß man ein Trankopfer aus. Die Aeltesten gaben hierauf den Jüngern noch einige kurze Sprüche mit auf den Weg, zur Uebung des Nachdenkens oder zur Befestigung guter Gesinnungen; z. B. seyd dankbar; eilt den verletzten Gesetzen zu Hülfe; reißet keine Pflanze aus, die einem Geschöpfe nützlich seyn kann; tödtet kein Thier, das euch nicht beleidigt hat u. s. w. Und nun vertheilten sich die Brüder in ihre Zellen, wo sie dann einzeln Betrachtungen über ihre heutigen Fortschritte zur Aufklärung und Besserung anstellten, die Lyra zur Hand nahmen, und durch sanfte Gesänge einen leichten willkommenen Schlummer herbeilockten. Ein täglich so fortgesetztes Leben füllte die Herzen dieser Menschen mit heiligen, überirdischen Gefühlen und Gesinnungen, leitete sie zur wahren Freundschaft und zum freudigen Denken an die Götter, und fesselte sie so an ihren Meister, daß seine Aussprüche ihnen für Orakelsprüche galten. „Er hat es gesagt", war einem Pythagoräer der stärkste Beweis für jede Wahrheit. — Da Pythagoras der Meinung war, ein wahrer Menschenfreund dürfe nicht bloß sich allein, sondern müsse für den Staat leben, so kehrten die Brüder, welche alle Grade des Ordens durchgegangen waren, wieder in die Welt zurück und übernahmen Aemter, ohne deßwegen aus ihrer Verbindung heraus zu treten. Aechte Brüder erkannten sich in allen Ländern an gewissen Zeichen wieder, und waren die offenherzigsten Freunde, sobald sie sich erkannt hatten. Man erzählt, daß einst ein Pythagoräer in der Fremde gestorben sey, unbekannt, und ohne seine Pflege bezahlen zu können. Er schrieb einige Hieroglyphen auf eine Tafel und bat den Wirth, die Tafel auf der Landstraße auszustellen. Lange nachher kam ein Verbrüderter in jene Gegend, erkannte die Zeichen und bezahlte alle Kosten für seinen verstorbenen Bruder. — Vierzig Jahre hatte diese Weisheitsschule geblüht, als sie durch Kriegsunruhen gestört, und endlich durch einen förmlichen Aufstand zerstreut wurde. Der ehrwürdige Greis wurde aus seinem Heiligthum vertrieben und starb im hohen Alter (504) zu Metapontum an der Küste von Lucanien, unterhalb Tarent. — Nach der Zerstörung

des Bundes und der Flucht seiner Schüler aus Unteritalien hielten es Einige derselben, Lysis und Archippus, für nothwendig, ihres Meisters Lehre in eine systematische Uebersicht zu bringen und sie der Vergessenheit zu entreißen; aber immer noch wurde die größte Geheimhaltung empfohlen. So kaufte Plato vom Philolaus eine Handschrift über des Pythagoras Philosophie und erhielt von Archytas dessen Commentare über die Sprüche und Lehren seines Meisters. Die Nachrichten, welche uns über Pythagoras's Lehre aufbehalten wurden, sind sehr sparsam und selten, und außer Dem, was wir durch Aristoteles und einige Bruchstücke der Pythagoräer wissen, auch sehr unsicher. Ebenso können wir seine und seiner Schüler Lehre nicht mehr bestimmt unterscheiden.

Pythagoras legte durch sein Genie den Grund zu den mathematischen Wissenschaften, besonders Arithematik, Geometrie, Musik und Astronomie, und die Entdeckungen in denselben sind allein schon hinreichend, seinem Namen die Unsterblichkeit zu sichern. So soll er u. A. die Rechnentafel (abacus), d. i. eine Tafel, welche das Einmaleins in einem eingeschlossenen Viereck enthält, erfunden haben, daher pythagoräische Rechnentafel. Er ward auch, nach der Sage, Erfinder einer musikalischen Tonleiter (pythagoräische Lyra, octochordum Pythagorae), welche nach seinem Tode in Erz eingegraben und im Tempel der Juno auf Samos aufbewahrt wurde. Die Erfindung des harmonischen Kanons oder Monochords, eines Instruments mit einer einzigen Saite, das zur Messung der musikalischen Intervallen diente, ist ihm von alten und neuern Schriftstellern beigelegt worden. Die Geometrie, welche er in Aegypten erlernt hatte, brachte er mehr als einer seiner Vorgänger und Zeitgenossen in die Form einer regelmäßigen Wissenschaft. Nach seiner Vorstellung war die geometrische Punkt das Einfache, die Linie das Zweifache, die Fläche das Dreifache, der Körper das Vierfache. Von den geometr. Sätzen, welche ihm zugeschrieben werden, sind folgende die wichtigsten: Die innern Winkel eines Dreiecks sind gleich zweien rechten; und in einem rechtwinkligen Dreieck ist das Quadrat der Hypothenuse den Quadraten der Katheten gleich. Der letztere Satz heißt nach ihm noch jetzt der pythagoräische Lehrsatz (auch magister matheseos), obgleich es zweifelhaft ist, daß ihn Pythagoras erfunden habe. Da Pythagoras die Worte und Zahlen für die wohlthätigsten Erfindungen hielt, die Zahlenlehre ihm Vieles verdankte und als der Schlüssel der Mathematik erschien, so betrachtete er sie wegen ihres räthselhaften Wesens auch als die Quelle aller philosoph. Erkenntnisse. Er legte dadurch den Grund zu einer mathemat. Philosophie. Die Zahlen sind die Principe der Dinge. Indem die Pythagoräer darin die mathemat. Grundanschauung und die Formen des Denkens dunkel ahndeten, ohne sie nach ihrem Ursprunge zu erkennen, hielten sie natürlich das Zahlensystem für das System der Dinge, in jenem die Formen und das Wesen der letzten als Nachahmung der Zahlen nachweisen zu können. Die Zahlen sind entweder ungerade oder gerade; das Princip der ersten ist die Einheit, der zweiten die Zweiheit (Dyas). Die ungeraden Zahlen sind begrenzt und vollkommen, die geraden unbegrenzt und unvollkommen. Der Urgrund aller Vollkommenheit ist also die Einheit und Begrenztheit, der Unvollkommenheit die Zweiheit und Grenzenlosigkeit. Die zehn Primzahlen, die in der Tetractys vorgebildet werden, bezeichnen das vollständige System der

Natur. Durch Zahlenverhältnisse kann das Wesen, sowie durch Zahlencombinationen die Entstehung der Dinge begriffen werden. Daher die Anwendung der Zahlen auf Physik, Psychologie und Ethik. Davon kennen wir aber nur die spätern, künstlicher ausgebildeten Versuche. — Die Welt dachten sich die Pythagoräer als ein harmonisch geordnetes Ganze (Kosmus), bestehend aus zehn großen Körpern (nach der Decadik), welche sich um das Centrum in harmonischen Verhältnissen bewegen. Daher die Sphärenmusik. Das Centrum oder Centralfeuer (Sonne) auch Jupiters Wache, und Monas ist das Vollkommenste der ganzen Natur, das Princip der Wärme, und daher auch des Lebens, welches Alles durchdringt und belebt; daher sind Sterne noch Götter, und selbst Menschen und Thiere mit der Gottheit verwandt. Auch Dämonen nahmen sie als Mittelgattung zwischen den Göttern und Menschen an, und räumten ihnen einen großen Einfluß ein durch Träume und Divination. Zuletzt ist aber doch die Gottheit das allgemeine wirkende Princip und das Fatum. Den Begriff der Gottheit als Naturkraft veredelten sie durch einige sittliche Eigenschaften, als Wahrhaftigkeit und Güte. — Die Seele ist ein Ausfluß aus dem Centralfeuer, und besteht aus warmen und kaltem Aether, welcher sich mit jedem Körper verbinden kann, nach dem Fatum aber einen gewissen Kreis von Körpern durchwandern muß. Die Seelenwanderung erscheint noch nicht durch sittliche Ideen veredelt. Uebrigens machten die Pythagoräer den erster rohen Versuch einer psychologischen Erklärung der innern Erscheinungen, und einer Unterscheidung der Seelenvermögen. Die Denkkraft in dem Gehirn und das Gemüth. — Die Sittenlehre der Pythagoräer enthält viele treffliche Keime, aber noch wenig Entwickelung der gemeinen Begriffe. Das sittliche Gute denken sie sich unter dem Begriffe der Einheit und Bestimmtheit, das Böse unter dem der Vielheit und Unbestimmtheit. Harmonie, Einheit der Seele, Aehnlichkeit mit Gott ist Tugend. Ueber das Recht, dessen Wesen sie in der Wiedervergeltung setzen, und die Gerechtigkeit, scheinen sie am meisten nachgedacht zu haben. Weit mehr Aufmerksamkeit haben sie auf die anthropologische Sittenlehre oder Ascetik gewandt, und alle Einrichtungen des Bundes waren auf den sittlichen Zweck berechnet. — Man legt dem Pythagoras die Sprüche bei: „Die Jugend ist an Gehorsam zu gewöhnen, dann wird sie es leicht finden, dem Ansehen der Vernunft zu gehorchen. Man führe sie auf die beste Lebensbahn, die Gewohnheit wird sie ihr bald zur angenehmsten machen". „Stillschweigen ist besser als nichtige Worte". „Der Weise wird sich auf Alles bereit machen, was nicht in seiner Macht steht". „Thue, was du für Recht hältst, wie auch das Volk über dich urtheile, verschmähe seinen Tadel und sein Lob". Es ist feig, den vom höchsten Gott angewiesenen Posten früher zu verlassen, als er erlaubt hat". „Auf der Nüchternheit beruht die Stärke des Geistes, dann sie erhält die Vernunft unumwölkt von Leidenschaft". Niemand ist für frei zu halten, der sich nicht vollkommen beherrscht". Trunkenheit ist ein vorübergehender Wahnsinn". „Das Verlangen nach Ueberflüssigem ist thöricht, weil es keine Grenzen kennt" ꝛc. Vorzüglich empfahlen die Pythagoräer die Tugend der Freundschaft. In derselben verlangt Pythagoras Entfernung alles Zwiespalts, vollkommenes Vertrauen, Beistand unter allen Umständen und gegenseitiges Bestreben, einander vollkommen zu machen. Wahren Freunden ist Alles gemein. Wahre Freundschaft ist unvergänglich. Bei der Voll-

ziehung heiliger Gebräuche forderte er Frömmigkeit der Seele. Die Götter müssen verehrt werden durch Symbole, welche ihrer Natur angemessen sind, durch einfache Reinigungen und Gaben und mit der Reinheit des Herzens. Ein Eid darf nie verletzt werden. Die Todten müssen nicht verbrannt werden. Nächst den Göttern und Dämonen gebührt die höchste Verehrung den Aeltern und Gesetzgebern. Die Gesetze und Gebräuche unsers Landes sind heilig zu beobachten. Die pythagoräische Philosophie hatte großen Einfluß auf die platonische Lehre. In den spätern Zeiten wurden sie erneuert und erscheint mit dem Neuplatonismus vermischt. — S. „Gesch. der pythagoräischen Philosophie", von D. H. Ritter (Hamb. 1826), und A. Böckhs „Disputat. de Platonica systemate coelest. glob. etc." (Heidelb. 1810, 4.).

Pythagoräische Lyra, Pythagoräische Rechnentafel, Pythagoräischer Lehrsatz, s. **Pythagoras**.

Pythia oder Pythonissa, s. **Delphi**.

Pythias, s. **Damon**.

Pythische Spiele, bei den Griechen, welche bei der Stadt Delphi, ehedem Pytha genannt, auf den sogen. krissäischen Feldern zur Ehre des Apollo gehalten wurden. Ihre Stiftung fällt in die frühesten Zeiten. Anfangs wurden sie nur alle 9 Jahre, nachher auf eine Verordnung der Amphiktyonen alle 5 Jahre, im Monat Thargelion der Athener (unserm Mai), und zwar im Anfange des 5. Jahres angestellt, und diesen Zeitraum, den man eine Pythiade nannte, brauchte man auch zur Zeitrechnung, obgleich nicht so gewöhnlich, wie die Olympiaden. Die Hauptsache dabei war das Absingen eines Lobgedichtes auf den Sieg des Apollo über den Drachen Python. Das Lied wurde mit der Flöte oder Lyra begleitet, und die Dichter und Tonkünstler stritten dabei um den Preis, wer die schönste Siegeshymne gedichtet und abgesungen hatte. Der Gesang wurde auch mit Tanz begleitet. Außer den musikalischen Wettstreiten wurden auch gymnastische dabei gehalten; nicht weniger stritten Werke des Genies um den Preis. Wahrscheinlich dauerten die Spiele mehre Tage. Jeder Mitkämpfer mußte sich vorher zur rechten Zeit bei den Amphiktyonen melden, welche auch die Kampfrichter waren. An Pracht und Feierlichkeit fehlte es ihnen ebenso wenig, als andern heiligen Spielen der Griechen. Mehre Sieger in diesen Spielen hat Pindar durch seine Lieder verewigt. Der Preis war ein Lorbeer- oder Eichenkranz. In der Folge der Zeit wurden auch pythische Spiele in andern Städten Griechenlands gefeiert. Die Spiele bei Delphi haben ungefähr bis ins 3. Jahrh. n. Chr. fortgedauert.

Python, oder Pytho, auch Delphines genannt, ein furchtbarer Drache, erzeugt aus dem Schlamme, welcher nach der Deukalionischen Fluth zurück blieb; er hieß deßhalb auch überhaupt ein Sohn der Erde. Sein Aufenthalt war bei Krissa am Parnaß, in einem Abgrunde, wo er das nachherige delphische Orakel bewahrte. Der Zukunft kundig, wußte er, daß Latonens Sohn ihn tödten würde, darum verfolgte er diese während ihrer Schwangerschaft aufs heftigste; aber Jupiter schützte sie, und als Apollo geboren war, begann er schon am vierten Tage nach seiner Geburt den Kampf mit dem Ungeheuer, erlegte es mit seinen Pfeilen, warf dessen Gebeine in des Orakels Abgrund, bemächtigte sich desselben und erhielt davon den Beinamen Pythius.

Q.

Q, der 17. Buchstabe des deutschen Abc, welcher den zusammengesetzten kw ausdrückt und immer ein u, das eigentlich überflüssig ist, hinter sich hat.

Quaden, das südöstlichste Volk Germaniens an der Donau, und den Römern sehr frühzeitig bekannt. Letzteren wurden sie im 2. Jahrh. sehr fürchterlich, führten gegen Kaiser Marc Aurel einen langwierigen Krieg, setzten auch in späteren Zeiten noch ihre Einfälle in das römische Gebiet fort, bis sie zu Ende des 4. Jahrh. geschwächt, im 5. sich ganz verloren.

Quadragesima, auch Quaresima, s. Fastnacht.

Quadrant heißt ein astronomisches Werkzeug, das zur Abmessung größerer Kreise an der Himmelskugel, um die Höhen der Gestirne und ihren Abstand von Scheitel zu bestimmen, dient. Das Instrument bildet den vierten Theil eines Cirkels und enthält 90 Grade, daher der Name Quadrant. Die Grade sind auf dem Instrumente wieder unter sich abgetheilt; überdieß sind an ihm zwei Dioptern, Absehen, an einem Lineal, das man auch die Regel nennt, angebracht. Bei Messung der Höhe eines Sterns oder seines Abstandes vom Scheitel wird das Diopternlineal auf das Gestirn gerichtet, hierdurch fällt nothwendig die dioptrische Regel auf irgend einen Theilungspunkt des Quadranten; das Verhältniß der Theile desselben nun zu den 90 Graden muß demnach dem Verhältnisse der von dem Diopternlineal auf dem Quadranten abgeschnittenen Theile zu den zu findenden Graden gleich seyn. In der letztern Zeit ist dieß Werkzeug sehr vervollkommnet worden; man gebraucht statt des bloßen Absehen jetzt Ferngläser zum Visiren, und dann hat man die Grade auf dem Quadranten genauer eingetheilt. Es gibt zwei Arten Quadranten: bewegliche und unbewegliche; jene werden beim Gebrauche in eine Verticalfläche aufgestellt und entweder ist die dioptrische Regel am Quadranten befestigt, in welchem Falle ein Bleiloth aus dem Mittelpunkt des Limbus fällt und die Gradeabschnitte auf dem Bogen anzeigt, oder das dioptrische Lineal ist beweglich, sodaß es sich um das feststehende Werkzeug bewegen kann. Die unbeweglichen nennt man auch Mauerquadranten, weil sie in der Mittagsfläche an einer Mauer der Sternwarte befestigt sind.

Quadrat, ein Viereck, aus 4 gleichen Seiten und 4 rechten Winkeln gebildet, also auch das erste unter den Parallelogrammen. Höhe, Breite und Länge eines Quadrats sind einander gleich; alle Quadrate sind einander ähnlich, auch im mathemat. Sinne, und die Diagonale durch 2 einander gegenüberliegende Ecken des Quadrats gezogen, theilt dieses in 2 ganz gleiche Dreiecke. — Wegen seiner vollkommenen Regelmäßigkeit erhielt das Quadrat eine höhere Bedeutsamkeit sowohl in der Mathematik überhaupt als auch in der Anwendung und insbesondere bei der Ausmessung der Flächen, wo es als Urform angenommen wurde. — Aus der Berechnung des Flächeninhalts der Vierecke im Allgemeinen (Multiplication der Länge mit der Breite oder der Basis mit der per-

pendicularen Höhe) und aus der Natur des Quadrats ergibt sich, daß man bei diesem nur eine Seite mit sich selber multipliciren dürfe, um den Flächeninhalt zu finden, z. B. eine Seite von 4 Fuß + 4 gibt 16 □F. Inhalt. Man sagt daher auch: eine Zahl zum Quadrat erheben, wenn man sie mit sich selbst multiplicirt; oder umgekehrt, wenn man diese Zahl aus dem Product nach einer eigenthümlichen Formel entwickelt, die Quadratwurzel finden oder ausziehen. Das letztere Verfahren findet auch seine Anwendung, wenn man aus dem Flächeninhalt des Quadrats das Maß seiner Seite ausmitteln will. — Die Figur des Quadrats liegt auch einer taktischen Stellung zum Grunde, die man Quarré nennt, und in welcher man ehedem oft sein Heil suchte, wenn Fußvolk in offener Gegend schutzlos sich von allen Seiten durch Reiterangriffe bedrohet sah. Es gab eine Zeit, wo auf Uebungsplätzen ungemein viel mit dieser Stellung gespielt wurde, bis man durch ernstere Erfahrungen sich überzeugte, daß die jetzt gebräuchlichen sogen. vollen Quarrés oder dichten Colonnen der Reiterei kräftigen Widerstand boten, beweglicher und in jeder Art zweckmäßiger waren, obwohl der Wirkung des Geschützes vielleicht mehr ausgesetzt seyn dürften, als das eigentliche ältere Quarré. — Elektrisches Quadrat ist eine dünne Tafel von Glas, Harz, Siegellack oder einer andern an sich elektrischen Substanz mit eine metallischen Belegung, jedoch so, daß am Rande ein Raum von 2 Zollen unbelegt gelassen ist. Die elektrischen Platten wurden vom D. Beris 1747 in England zuerst gebraucht.

Quadrat, magisches, ein in gleiche Fächer eingetheiltes Quadrat, worin Zahlen einer Folgenreihe so eingetragen sind, daß ihre Summen in jedem horizontalen und jedem perpendicularen Streife, ebenso aber auch längs jeder Diagonale, gleich groß sind; z. B.

1	15	14	4
12	6	7	9
8	10	11	5
13	3	2	16

Ihr Ursprung scheint in Indien zu seyn, von wo sie zu den Arabern, von diesen aber zu den Occidentalen gelangten. Ihre Benennung haben sie von der Anwendung, die man ehemals von ihnen als Talismanen machte. Em. Moschopulos, der um 1400 lebte, ist der Erste, der über sie geschrieben hat (in einem Manuscripte auf der königl. Bibliothek zu Paris), Agrippa von Nettesheim aber der Erste, der in einem gedruckten Werke („De occulta philosophia") ihrer erwähnt. Nach diesem haben mehre Mathematiker und Rechnenkünstler (Bachet de Mezira, Arnaud, Frenicle, Poignard, Lahire, von Deutschen in älterer Zeit Stifel und Ad. Riese) sich damit beschäftigt. Am leichtesten darzustellen sind die mit ungeraden Seitenzahlen. Für diese ist das noch jetzt in Indien zu Surate befolgte Verfahren das einfachste. Aus Mollweide's „Commentat. de quadratis magicis" (Leipz. 1816, gr. 4.) befindet sich ein Auszug im 4. B. des Klügel'schen „Mathem. Wörterb.".

Quadratische Gleichung ist eine solche Gleichung, in welcher die unbekannte Größe als Quadrat erscheint, z. B. $x^2 = a$. und war in diesem Falle rein. Erscheint sie hingegen noch einmal in der Gleichung in der ersten Potenz: so heißt sie unrein, z. B. $x^2 + 3x = a$.

Quadratrix heißt in der höhern Geometrie eine transscendente Curve, welche Dinostrates, später auch Tschirnhausen, brauchten, um annäherungsweise den Kreis zu quadriren. (S. Transscendent.)

Quadratur heißt die Verwandlung einer Cirkelfläche, oder einer andern von einer krummen Linie eingeschlossenen Fläche, in ein ihr vollkommen gleiches Quadrat. Oder man sucht den Inhalt einer krummlinigten Fläche durch eine Zahl auszudrücken, aus der sich die Quadratwurzel vollkommen ausziehen läßt. Diese Quadratur des Cirkels würde gefunden werden können, wenn sich das Verhältniß das Diameters zur Peripherie in Rationalzahlen angeben ließe. Da dieses aber der Fall nicht ist: so ist die vollkommene Quadratur des Cirkels ganz unmöglich. Im gemeinen Leben nimmt man bei kleinern Cirkeln das Verhältniß des Diameters zur Peripherie, wie 7: 22. Bei größern, wie 100: 314, oder 1000: 3141 an.

Quadrille, ein franz. Tanz mit einem muntern Charakter, welchen 4 Paare aufführen. Die Melodie ist im 3/4 Takte und besteht aus zwei Reprisen in 8 Takten. Seinem Charakter gemäß muß er lebhaft vorgetragen werden. Es gibt auch ein Kartenspiel, welches Quadrille heißt.

Quadrivium, die vierfache Wegscheide, das Zusammenstoßen von 4 Wegen; dann auch der Inbegriff der 4 mathemat. Wissenschaften: Musik, Arithmetik, Geometrie und Astronomie, welche zugleich mit der Grammatik, Rhetorik und Dialektik die sogenannten sieben freien Künste ausmachen.

Quadruple- und Quintuple-Allianz. In einem Welttheile, wie Europa, in dem seit der Bildung und festern Gestaltung der christlichen Staaten so viele Nationen zusammen wohnen, die eine große Verschiedenheit in ihren Interessen, ihrem politischen Gewichte, in ihrer Macht, Größe und Stärke zeigen, mußte die Politik der Schwächern bald auf das System kommen, sich durch Bündnisse unter einander gegen die Eroberungssucht und die politische Präponderanz eines Mächtigern zu sichern und ihre Unabhängigkeit zu schützen. Dieß geschah auch zu verschiedenen Zeiten, sobald irgend eine größere Macht überwiegend wurde und die Freiheit der Kleineren mit dem Untergange drohte; solche Bündnisse bildeten sich gegen das mächtige, herrschsüchtige Spanien unter Philipp II., so traten die Fürsten Deutschlands unter sich und mit fremden Nationen in Bündnisse gegen das Haus Oestreich, von dessen Uebermacht man eine Unterdrückung der reichsständischen Freiheit befürchtete. Ludwigs XIV. Eroberungssucht, stolze Anmaßungen und eigenmächtige Eingriffe gegen andre Staaten riefen mehrmal ähnliche Bündnisse gegen ihn auf. Ihnen lag die Idee des politischen Gleichgewichts im Staatenvereine zu Grunde, und dieß glaubte man durch sie am besten sichern und festhalten zu können. Schon frühe waren demnach mehre Staaten zu einem Bündnisse zusammen getreten, ohne daß man es genau nach der Anzahl der contrahirenden Theile benannte. Die erste Allianz, welche den Namen Quadruple-Allianz führte, wurde 1666 den 28. Oct. im Haag zwischen den Generalstaaten, dem großen Kurfürsten von Brandenburg, dem Könige von Dänemark und dem Herzog von Braunschweig-

Lüneburg geschlossen. Ihre öffentlich ausgesprochene Absicht war die Vertheidigung der Unabhängigkeit der freien Reichsstadt Bremen gegen Schweden; im Grunde aber gewährten sich die Parteien wechselseitigen Beistand gegen jeden feindlichen Angriff. Das Quadruple-Bündniß hatte aber keine wichtigen Erfolge; wichtiger hingegen war die Quadruple-Allianz, die den 2. Aug. 1718 zu London geschlossen wurde. Es war gegen Spaniens Bestrebungen, das damals der Minister Alberoni (s. d.) leitete, gerichtet. Alberoni fand die Bedingungen des utrechter Friedensschlusses (s. d.) für Spanien zu lästig und wollte sie umstoßen; er entwarf den Plan, die vertriebenen Stuarts wieder auf den Throns Englands zu setzen und dem Herzog Philipp von Orleans die Regentschaft zu nehmen. Dem Minister des Letztern, Dubois (s. d.), gelang es, Großbritannien und die Niederlande zu einem Bündnisse mit Frankreich gegen Spanien zu bewegen, das am 4. Jan 1717 im Haag geschlossen wurde. Alberoni verfolgte demungeachtet seinen Plan, griff Oestreich in Italien an und eroberte Sardinien. Oestreich sah sich hierdurch genöthigt, der obigen Trippelallianz beizutreten, und so entstand jenes vierfache Staatenbündniß, was 1718 zu London geschlossen wurde. Sein Zweck war, Spanien zu zwingen, den utrechter Frieden anzuerkennen und Savoyen zu bewegen, für Sicilien, in dessen Besitz Oestreich treten sollte, Sardinien anzunehmen. Savoyen machte Schwierigkeiten, doch aus Furcht erdrückt zu werden, schickte es sich in die Forderung und trat sogar den 10. Nov. 1718 der Quadruple-Allianz bei. Spanien wollte den Verfügungen des Bündnisses seine Einwilligung nicht geben. Frankreich und England erklärten Spanien den Krieg. Ein franz. Heer drang siegreich unter Berwick in Spanien vor, und der Admiral Byng (s. d.) schlug die span. Flotte an der Küste Siciliens; hierdurch wurde Philipp gezwungen, der Quadruple-Allianz im Haag am 17. Febr. 1720 beizutreten. Später wurden zwar noch viele Bündnisse mehrer Staaten, die selbst nicht immer den Zweck hatten, ihre Unabhängigkeit und Freiheit gegen eine überwiegende Macht zu sichern, sondern Eroberungspläne beabsichtigten, so die Allianz mehrer Mächte Europas gegen Friedrich den Großen, errichtet; sie führten aber nicht den Namen von Quadruple- und Quintuple-Allianz. Die merkwürdigste Allianz in der letztern Zeit ist die, welche am 1. März 1814 zu Chaumont (s. d.) geschlossen wurde. Die zusammentretenden Mächte waren Oestreich, Rußland, Preußen und England, das Bündniß war eine Folge der großen Verbindung gegen Napoleon. — Nachdem die große Verbindung von 1813 ihren Zweck, die despotische Präponderanz Frankreichs zu vernichten und seine Macht in ihre alten Grenzen zurückzudrängen, erreicht, ward jene Allianz zu der Grundlage des gegenwärtigen politischen Systems. Die Tendenz dieser Allianz, welche die Wiederherstellung der Unabhängigkeit und die Ruhe der Staaten Europas beabsichtigte, wurde wiederholt auf dem Congresse zu Wien, in der Heil. Allianz (s. d.), und noch feierlicher und bestimmter auf dem Congresse zu Aachen ausgesprochen. Von Genz nennt die Allianz mit Recht eine Coalition des Friedens. In diesem Systeme hat, wie Hr. v. Genz (s. „Wiener Jahrbücher der Literatur" 5. B. 1819, S. 279—318) dasselbe charakterisirt, jeder europäische Staat seinen bestimmten und festen Platz; die Staaten sind sammt und sonders durch gemeinschaftlich anerkannte Grundsätze und durch gemeinschaftlich positive Verträge zu Einem Zwecke ver-

bunden; sie genießen alle gleiche Rechte; und wenn auch in dem stürmischen Zeitpunkte, wo diese neue Ordnung der Dinge — von welcher die Geschichte noch nichts Aehnliches aufzuweisen hat — zu Stande kam, die Hauptmächte eine einstweilige Oberleitung der Geschäfte, eine Art von föderativer Dictatur ausübten, so haben sie diese doch nie als ein Vorrecht in Anspruch genommen, sie stets nur im Sinne des gemeinsamen Interesses und unter Beistimmung aller Interessenten geführt und sie endlich zu Aachen, nachdem die letzte provisorische Maßregel (durch die Räumung Frankreichs) erfüllt war, feierlich niedergelegt. — Frankreich aber hat durch seine Theilnahme an den aachner Verhandlungen in der großen europäischen Friedens-Coalition den ihm gebührenden Platz erhalten. Frankreich, gegen das ursprünglich diese Verbindung gerichtet war, trat auf dem aachner Congresse ihr bei. Seitdem sind jene coalirte Mächte nichts weiter, wie Hr. v. Genz in der oben angeführten geistreichen Schrift sie nennt, als die „ersten und natürlichsten Beschützer der allgemeinen, durch wiederholte Verträge bekräftigten Ordnung, und des von der ganzen Christenheit beschworenen, auf politischen, ökonomischen, moralischen und religiösen Grundlagen mehr als je zuvor befestigten Friedens. Der kleinste souveraine Staat ist auf seinem Gebiete und in dem Wirkungskreise seiner Rechte so unabhängig als Frankreich, England oder Rußland; und die wechselseitigen Verhältnisse der Staaten werden durchaus nach altvölkerrechtlichen Grundsätzen und in rein-diplomatischen Formen verhandelt". Dieser Geist ihres Bündnisses geht deutlich aus der aachner Declaration des Völkerrechtes hervor, worin die 5 Mächte feierlich erklären: daß ihre Pflichten gegen Gott und gegen die Völker, die sie beherrschen, ihnen vorschreiben, der Welt, so viel es in ihren Kräften liegt, das Beispiel der Gerechtigkeit, der Eintracht und der Mäßigkeit zu geben. „Der einfache Charakter des europäischen Friedensbundes (sagt Hr. v. Genz a. a. O.) schließt alle alten Cabinetskunststücke aus; kein herrschender Einfluß, ein diplomatischer so wenig als ein bewaffneter, findet darin Statt; gemeinschaftliches Recht, gemeinschaftliche Ordnung und wechselseitige Unterstützung jeder Art sind seine einzigen Zwecke. Die Bürgschaften, auf welchen dieses System zunächst ruht, sind die von sämmtlichen größeren und kleineren Mächten abgeschlossenen Verträge, und die in diesen Verträgen, oder in andern feierlichen Acten von gleicher Kraft aufgestellten, von allen Theilnehmern anerkannten bestimmten völkerrechtlichen Grundsätze. Dieß sind die positiven Garantien. Die Urkunde, der man den Namen der heiligen Allianz beigelegt hat, ist eine wechselseitige persönliche Verpflichtung der Souverains, diese Grundsätze und jene Verträge heilig zu halten; sie hat den für sich bestehenden positiven Garantien nur eine neue moralische und religiöse Sanction verliehen, und ist insofern allerdings die höchste Garantie. Daß der aachner Friedensbund der 5 Hauptmächte aber zugleich eine Art von Tribunal für die politischen Angelegenheiten für Europa seyn wolle, wie Hr. v. Pradt behauptet, ergibt sich keineswegs aus dem Inhalte der aachner Documente. Die Souverains oder ihre Minister sprechen darin nie anders als in ihrem eigenen Namen, von ihren eigenen Verhandlungen, Grundsätzen und Wünschen; sie schreiben keinem andern Staate Regeln vor; sie maßen sich über Niemanden den Schein von Suprematie oder Gerichtsbarkeit an; sie erklären, daß sie, selbst bei künftigen persönlichen Vereinigungen, sich nie mit den An-

gelegenheiten fremder Staaten, es sey denn, daß sie ausdrücklich dazu aufgefordert würden, beschäftigen wollen.

Quaker (sprich Quäker), eine christliche Religionspartei, die um die Mitte des 17. Jahrh. in England entstand, und ihren Namen, der Zitterer bedeutet, erhielt, weil die Begeisterung bei ihren Andachtsübungen in der ersten Zeit sich durch Verzuckungen und Zittern ankündigte, oder weil ihr Stifter, der Schuster G. Fox, der 1624 zu Drayton in Shroshire geboren war und 1681 starb, einst vor Gericht gesagt haben soll: „Zittert vor dem Worte des Herrn!" Sie selbst nennen sich Kinder des Lichts und die christliche **Gesellschaft der Freunde**. Fox fing 1649 (in einem wegen politischer Gährungen und umsichgreifender Beschwerden gegen die bischöfl. Kirche dem Separatismus besonders günstigen Zeitpunkte an, göttliche Offenbarungen, die er erhalten haben wollte, mitzutheilen. Die Dreistigkeit, womit dieser von wissenschaftlicher Bildung ganz entblößte Schustergesell auf die Laster aller Stände loszog, die Geistlichkeit angriff, Gelehrsamkeit und Schulwissenschaft für unnütz erklärte sind das Volk zur Verweigerung der kirchlichen Abgaben reizte, fand Beifall bei den gemeinen Leuten. Trotz aller Verfolgungen, die über ihn ergingen, breiteten sich seine Meinungen schnell aus. In Wales und Leicester hatten sich die ersten Quäkergemeinden gebildet, 1654 entstand eine zu London, und 1658 hielt Fox die erste Generalversammlung seiner Partei zu Bedford. Einige zu ihr übergegangene Gelehrte, wie Samuel Fisher, George Keith, William **Penn** (s. d.), der ihr eifrigster Verbreiter ward, und besonders Rob. Barclay, dessen „Apologia theologiae vere christianae" (1676) den Glauben der Quäker am gründlichsten darstellt, brachten durch ihre Schriften in die verworrenen Aussprüche des Stifters erst die Bestimmtheit und Ordnung, welche das Eigenthümliche der Lehrer dieser Sekte kenntlich macht. In England warf man Viele wegen der Verweigerung des Eides und andrer rechtswidriger Handlungen in Gefängnisse und Tollhäuser; noch weniger glückte es ihnen in Deutschland, wo sie im Holsteinischen, zu Hamburg und Danzig kaum angefangen hatten, ihre Lehre zu verbreiten, als obrigkeitliche Verbote sie wieder vertrieben. Besser gerieth ihr Werk auf holländ. Gebiete, wo die schon 1658 in Friesland und die später in den bedeutendsten Städten Hollands entstandenen Gemeinden sich bis jetzt behauptet haben. In England waren sie unter Cromwell und Karl II. abwechselnd geschont und gedrückt, bis ihnen die Toleranzacte 1689 vollkommene kirchliche Freiheit verschaffte. Dieselbe genießt auch die 1786 durch engl. Apostel gestiftete kleine Quäkergemeinde in Friedensthal bei Pyrmont. Außer dieser, den holländischen, den jetzt 60.000 Seelen zählenden englischen, welche allein in London 32 Bethäuser haben, und den Quäkercolonien in den norwegischen Handelsstädten, gibt es in Europa keine Quäkergemeinden. Wo sie geduldet werden, gilt ihr einfaches Versprechen vor Gericht an Eidesstatt, und für ihre Befreiung von Kriegsdiensten entrichten sie besondere Abgaben. Nirgends aber haben sie sich weiter und freier ausgebreitet als in Nordamerika. Die Ersten kamen 1660 dahin und siedelten sich in Neujersey an; Fox selbst begab sich 1662 dahin, kehrte jedoch in der Folge nach England zurück; aber viel zahlreichere Colonien folgten 1681, da William Penn ihnen das von der engl. Krone enthaltene Land am Delaware einräumte. Penn ging 1682 selbst nach Pennsylvanien und gründete die Verfassung der dasigen, durch

Einwanderungen aus England, Holland und Deutschland schnell anwachsenden Quäkergemeinden. Seitdem haben sie sich in den meisten Provinzen der Verein. Staaten von Nordamerika ausgebreitet, wo ihre Seelenzahl über 300.000 geschätzt wird. Sie genießen hier vollkommene bürgerliche und kirchliche Freiheit. Nach ihren Grundsätzen werden Jedem, der den göttlichen Geist ernstlich sucht, unmittelbare göttliche Offenbarungen zu Theil. Das Werk der Erlösung erneuert sich im Innern eines jeden wahren Christen; daher sind ihnen die Sacramente auch nur innere, gemüthliche Handlungen, eine innere Wiedergeburt und Reinigung des Herzens, ein geistiger Genuß des Erlösers, und es gibt daher bei ihnen keine Taufe, kein Abendmahl und überhaupt keine kirchliche Gebräuche. Ihr Gottesdienst übertrifft an Einfachheit den jeder andern christlichen Sekte; man sieht keinen Altar, keine Kanzel, keine Bilder, man hört keinen Gesang und keine Musik in ihren Versammlungssälen. Ohne Glockenklang kommt die Gemeinde zusammen, und harrt schweigend mit bedecktem Haupte auf den Geist. Wer sich von ihnen ergriffen fühlt, Mann oder Frau, kündigt seine Begeisterung durch Seufzer an, in welche die übrigen einstimmen, und wenn er predigt oder betet, hören ihm alle stehend, die Männer mit entblößtem Haupte, zu. Fühlt sich keiner zum Sprechen gedrungen, so geht die Gemeinde nach stundenlangem Harren wieder auseinander. Erst in neueren Zeiten haben sie die Gemeindeglieder, die sich oft im Predigen auszeichneten, beauftragt, dieses Geschäft in der Regel zu versehen, und sie zu Dienern der Gemeinde ernannt, die aber bei ihrem Gewerbe bleiben, und nur, wenn sie es bedürfen, einige Unterstützung aus der Gemeindecasse erhalten. — Jede Gemeinde versammelt sich monatlich, um über ihre Schul- und Wohlthätigkeitsanstalten, über die Aufnahme von Proselyten, über die Sittenzucht und Bestrafung ausgearteter Glieder, gegen die nur durch Verweise und Ausschließung verfahren wird, und über die Erlaubniß zu Heirathen, die nur durch ein von den Aeltesten geleistetes Eheversprechen geschlossen werden, zu berathschlagen. Diese monatliche Versammlung entscheidet auch in erster Instanz über die Streitigkeiten einzelner Glieder, führt die kirchlichen Listen, und wählt die weder durch Besoldung, noch durch andre Vorrechte ausgezeichneten Beamten, die zur Erhaltung der Ordnung und Armenpflege beauftragten Aeltesten, die Diener und die Deputirten zu den vierteljährigen Versammlungen, welche aus den Deputirten der Gemeinden eines Districts bestehen, und eine höhere Synode bilden, welche die Beschlüsse der monatlichen bestätigt, die Berichte derselben der jährlichen vorlegt, in zweiter Instanz die Appellationen entscheidet, und die Repräsentanten des Districts zu den jährlichen Versammlungen ernennt. Diese sind die höchste Instanz für alle Gemeinden des Landes, üben in Sachen der Disciplin, Verfassung und Sitten die gesetzgebende Gewalt, die bevollmächtigten Apostel (Missionars) zur Ausbreitung der Lehre. Dieser jährlichen Generalversammlungen werden für die 7 Länder oder Provinzen, in welche sich die Sekte getheilt hat, gleichzeitig 7 gehalten, nämlich für Neuengland (Neuhampshire, Massachusets, Rodeisland und Connectitut), Neuyork, Pennsylvanien (mit Georgien) und für die europäischen Quäker zu London. Unter ihrer Aufsicht stehen die Gesellschaftscassen, die den Aufwand der Gemeinden für ihre Bethäuser und Anstalten bloß aus dem Ertrag freiwilliger Bei-

träge bestreiten. Ihre Moral untersagt ihnen die Ablegung des Eides, die Leistung von Kriegsdiensten und Kriegssteuern den Genuß der die Sinnlichkeit reizenden und Leidenschaften anregenden Vergnügungen, als öffentlicher Lustbarkeiten, Schauspiele, Glücksspiele, Jagd, Tanz, Schmäuse, Luxus, und den Handel mit Luxuswaaren und Kriegsbedürfnissen. Sie nennen alle Menschen ohne Unterschied des Ranges Du, verweigern den Gebrauch der Titel, und nehmen vor keinem der Hut ab. Eine bestimmte Kleiderordnung beschränkt den Anzug auf das Nöthige, und schreibt den Männern Hüte mit breiten hinabhangenden Krempen und dunkelfarbige Röcke ohne Knöpfe, und den Frauen eine schwarze Kopfbedeckung und grüne Schürze vor. Ehetrennungen kommen wohl vor; aber eine zweite Verheirathung der Getrennten, wie Begräbnisse, gehen ohne Ceremonien vor sich, und kein Leichenstein, wovon die Engländer sonst so viel halten, bezeichnet die Grabstätte. Die Monate und Wochentage benennen sie nicht mit den herkömmlichen römischen Namen, sondern nach der Zahlenordnung. — Bei dem Kriege der Verein. Staaten gegen England entstand unter den Quäkern die Sekte der freien oder fechtenden Quäker, aus deren Mitte die Generale Matlock, Green und Thom. Miflin hervorgingen, während die Quäker vom alten System, das jede gewaltsame Vertheidigung untersagt, ihren Patriotismus nur durch Steuern zu den Magazinen für Roggen, Weizen und andre Körner (d. i. Munition) bewiesen; die neue Partei macht nun ungefähr den sechsten Theil aller Quäker in Nordamerika aus. — Trotz aller Eigenheiten verdienen die Quäker wegen ihres sittlichen Charakters hohe Achtung. Ihr Fleiß, ihre Redlichkeit und Ordnungsliebe, die Einfachheit ihrer Lebensart, der Ernst ihres Betragens und häusliche Tugenden haben ihnen die öffentliche Achtung erworben; Verbrecher sind bei ihnen höchst selten, Selbstmorde ganz unerhört, und auch nirgends Bettler und Landstreicher zu sehen. Ihren menschenfreundlichen Bemühungen vorzüglich ist die Aufhebung des Sklavenhandels und die Befreiung der Neger in einem großen Theile der Verein. Staaten zuzuschreiben. Bei ihrer Erziehung sind Lesen, Rechnen, Schreiben, Gewöhnung zu anständigen Sitten, zur Selbstverleugnung, zum Stillschweigen, zum Fleiß, Hauptzwecke. Religion wird nicht gelehrt, aber geübt, und durch Beispiele in die jugendlichen Herzen gepflanzt. Daher zeigen die Quäker auch viel Interesse für die Lehrart des Quäkers Lancaster, und sind auch Mitglieder der zur Verbreitung derselben gestifteten Schulgesellschaft. Unter den Facultätsstudien üben sie nur die Medicin; ihr Sinn ist durchaus mehr aufs Praktische gerichtet, die meisten beschäftigen sich mit Handel und Gewerben. Diejenigen unter ihnen, die sich neuerlich von der alten Einfachheit entfernt und verfassungswidrige Gebräuche der Weltsitte und des Luxus angenommen haben, werden nasse Quäker genannt, und von den monatlichen Versammlungen ausgeschlossen; die altgläubigen und strengen heißen dagegen trockne Quäker. Da die Zahl der Letztern allmälig geringer wird, so scheint die Sekte, deren Religionsansicht, wenn ihre mystische Hülle abfällt, ein dürrer Deismus ist, ihrer Auflösung entgegen zu gehen. Ueber die von den Quäkern wesentlich verschiedene Sekte der Schütterquäker oder Shakers vgl. Schütterer.

Qualität und Quantität. Qualität heißt überhaupt Eigenschaft und bezeichnet in der Logik eine Denkform, die, weil sie ein Urbegriff des menschlichen Denkvermögens ist, zu der Classe der Kategorien

(s. d.) gehört. Qualität ist der Inbegriff der Merkmale eines Begriffes oder Dinges, wodurch sie als ein solcher Begriff oder eine solche Sache erkannt werden. Qualität ist demnach die Bestimmung eines Dinges überhaupt, wodurch dessen Inhalt oder Materie gedacht wird. Z. B. die Qualität des Begriffes Baum umfaßt alle Merkmale, welche dem Begriffe Baum als einem solchen zukommen und ihn von andern unterscheiden. Qualität des Urtheils ist die Bestimmung des Verhältnisses des Prädicats zum Subjecte. Die Qualität des Begriffs oder Urtheils ist entweder real, oder negativ, oder limitirt. Real heißt die Qualität, wenn sie wirklich, oder doch von dem Begriffe bejahend ausgesagt werden muß; negativ, wenn dieß nicht der Fall ist; limitirt, wenn das Positive, Reale im Begriffe durch das Negative; das Wirkliche durch das Nichtwirkliche beschränkt wird. Qualität nennt man im gemeinen Leben eine bürgerliche oder andere Eigenschaft, als Stand, Würde ꝛc. — Quantität ist die Zusammenhäufung oder Verbindung eines gleichartigen Mannigfaltigen, das nach einem angenommenen Maße (Einheit), vermehrt oder vermindert werden kann. Die Quantität ist intensiv, d. h. eine Größe, die successiv, von Zeit zu Zeit erfaßt wird; in der Logik heißt die extensive Größe auch Größe des Umfangs; oder intensiv, d. h. eine Größe, die auf einmal erfaßt wird; in der Logik heißt sie auch die Größe des Inhalts, die größere oder geringere Anzahl der Merkmale in einem Begriffe. Beide stehen zu einander im umgekehrten Verhältnisse; z. B. der Begriff Thier ist extensiv größer, aber intensiv kleiner als der Begriff Hund: weil in dem letzten neben den Merkmalen des Thiers noch die des Hundes zusammen treten und so die Sphäre des Begriffes, seinen Umfang, verkleinern. Eine Größe, die zugleich extensiv und intensiv ist, heißt continuirlich. Ueber die Quantität der Sylben vergl. Prosodie.

Quanz (Joh. Joach.) ward zu Oberscheden im Hanöverschen 1697 geb.; sein Vater war Hufschmid und bestimmte den Sohn zu demselben Gewerbe; doch eine größere Neigung zur Musik bewog diesen, nach seines Vaters Tode im 10. Jahre zu seinem Oheime, Stadtmusiker in Merseburg, in die Lehre zu gehen. Hierauf kam er als Kunstpfeifergeselle in die herzogl. Capelle. 1714 ging er nach Dresden und übernahm zwei Jahre darauf den Dienst eines Stadtpfeifergesellen. 1718 ward er als Hoboist bei der polnischen Capelle angestellt und ging nach Warschau. 1724 trat er im Gefolge des polnischen Gesandten eine Reise nach Italien an, lernte zu Neapel den berühmten Hasse und Alessandro Scarlatti kennen; ging hierauf nach Dresden zurück, wo er bei der königl. Capelle angestellt wurde. 1741 zog ihn Friedrich II. mit 2000 Thalern Gehalt und andern vortheilhaften Bedingungen nach Berlin. Er unterrichtete den König auf der Flöte und blieb ununterbrochen in seinen Diensten; bis er gegen das Jahr 1773 zu Potsdam starb. Quanz spielte die Flöte meisterhaft und brachte sogar an diesem Instrumente bedeutende Verbesserungen an. So fügte er noch eine Klappe hinzu, und 1752 erfand er den Aus- und Einschiebekopf, wodurch das Instrument einen halben Ton höher oder tiefer gestellt werden kann, ohne daß man das Mittelstück umzutauschen braucht. Er hat auch eine „Anweisung, die Flöte zu spielen" geschrieben, die mehrmals aufgelegt wurde. Als Compositeur ist er weniger bekannt, obgleich er bei 300 Concerte und 200 Solos für den großen Friedrich gesetzt haben soll, die aber nicht

bekannt wurden. Was man von ihm besitzt, zeigt ihn als einen großen Kenner der Harmonie. Friedrich ließ ihm ein schönes Grabmal setzen.

Quarantaine oder auch **Contumaz** heißt diejenige Zeit, in welcher ein Schiff, das von einem Lande kommt, wo eine epidemische gefährliche Krankheit herrscht, oder doch im Verdachte ist, daß eine solche Krankheit dort ihren Sitz habe, außer Verbindung mit dem Orte seiner Bestimmung bleiben muß, nicht landen, keine Waaren ausladen und die Besatzung nicht ans Land kommen darf. Anfangs war diese Zeit auf 40 Tage festgesetzt, daher der Name Quarantaine; jetzt wird sie nach Umständen verkürzt oder verlängert, daher die Benennung Contumaz, die passendere ist. Weil durch den Handel aus der Levante die orientalische Pest leicht verbreitet werden konnte, so wurde besonders in den Zeiten, wo der Handel nach den dortigen Gegenden am blühendsten in den Häfen des mittelländ. Meeres war, in diesen Orten am meisten für genaue Quarantaine gesorgt; allein in der Folge erstreckte sich diese Vorsicht auch weiter, je nachdem von andern Nationen Antheil am Handel genommen wurde, und seitdem die occidentalische Pest oder das sogen. gelbe Fieber sich in Westindien, in Nordamerika und selbst in Spanien gezeigt hat, sind auch die Schiffe, welche aus den dortigen Häfen ankommen, der Contumaz unterworfen, sobald der Gesundheitszustand derselben verdächtig wird. Auch im Innern des Landes findet Contumaz statt, sobald sich in irgend einer Stadt oder Provinz eine ansteckende Seuche zeigt, wie z. B. vor einigen Jahren in Spanien der Fall mit dem gelben Fieber und noch jüngst in andern Ländern mit der Cholera war. — Contumazanstalten sind nun solche Oerter, an welchen Schiffe und Reisende ihre Quarantaine halten, d. h. so lange bleiben, bis man versichert ist, daß sie nicht an der gefährlichen Krankheit leiden, oder bis sie von ihr geheilt sind. Wir beschreiben eine der wohleingerichtetsten Quarantaineanstalten in Europa, die Marseiller. Das Quarantainegebäude liegt außerhalb der Stadt, auf der Nordseite derselben am Ufer des Meeres. Das Ganze ist in zwei Mauern eingefaßt, die 25′ hoch und 36′ von einander entfernt sind. Zwischen ihnen machen die Wache habenden Personen häufig Patrouillen, um alle Verbindung mit der äußern Umgebung zu verhindern. Die Anstalt steht ganz allein unter der Sanitätsadministration. Zum befehlshabenden Capitain darin wählt man gewöhnlich einen Kaufmann von gutem Rufe, der die Reise in die Levante gemacht hat. Die Lazarethpolizei wird ausschließend von dem Lazarethcapitain besorgt. Er bestimmt den Preis der Räucherungen, sorgt für die Bezahlung der Garden, visitirt die Enclos und Hallen, begleitet die Aerzte und Chirurgen bei ihren Krankenbesuchen, hält die Garden zu strenger Erfüllung ihrer Pflichten an, und setzt die Testamente auf, die dann völlig rechtskräftig sind. Die Garden des Lazareths sind alte Matrosen oder Seesoldaten; es sind ihrer 40—50, ein Theil davon muß die Runde zwischen den Mauern machen, auch in den Abtheilungen und auf den Kais: die andern bedienen die Quarantenaires und verhindern sie, mit einander in Verbindung zu seyn. Jedem Quarantenaire gibt man bei seinem Eintritte ein kleines Zimmer, wo man Thymian und andere aromatische Kräuter verbrennt, und in denen nichts ist, als ein eisernes Bette und Möbeln von Holz und Stroh, die am wenigsten der Ansteckung fähig sind. Außerhalb derselben ist eine Gallerie, wo die Quarantenaires sich Bewegung machen können, doch ohne zusammen zu kommen.

Jeder Passagier muß in dem besonders dazu bestimmten Zimmer durchräuchert werden. Dasselbe geschieht mit seinen Effecten, die an den Wänden aufgehängt werden. Seine Papiere werden in die bekannte Räuchermaschine gelegt, und dütenformig zusammengerollt, damit der Rauch desto besser hineinziehen kann. Sie müssen ganz gelb und stark riechend seyn, ehe man sie für hinreichend geräuchert hält. Wer eine Patente nette hat, ein Gesundheitsbillet, worin bezeugt wird, daß man beim Besitzer desselben nicht die geringste Anzeige einer ansteckenden Krankheit gefunden habe, kann aus seinem Zimmer gehen; jeder Andere darf das Zimmer vor dem sechszehnten Tage nicht verlassen. Wenn man in seinem eingeschlossenen Bezirke spazieren geht, so wachen die Garden, daß man nicht mit Jemand zusammen kommen könne. Die Form der Sprachplätze auf beiden Seiten neben der nördlichen Hauptpforte, wo man mit seinen Bekannten und Freunden, die außerhalb sind, sprechen kann, widersetzt sich allem nähern Zusammenkommen. Jeder Quarantenaire hat eine Nummer, und der Pförtner seines Bezirks benachrichtigt ihn, wenn man ihn auf den Sprachplatze verlangt, indem er beim Läuten so viele Glockenschläge anbringt, als zu seiner Nummer passen. Nachts ist jeder mit seinem Hüter eingeschlossen, und der Schlüssel wird dem Capitain überbracht. Wenn ein Quarantenaire krank wird, so wird er noch sorgfältiger abgesondert. Der Arzt, der sich nach seinen Umständen erkundigt, und ihm Recepte vorschreibt, bleibt mit dem Capitain vor der Thüre. Will der Kranke ein Testament machen, so ruft man den Capitain, der vor der Thüre des Zimmers schreibt, was jener dictirt. Verlangt er einen Priester, so setzt sich dieser in eine Ecke, wo er seine Beicht anhört und gibt ihm die Absolution und den Segen; aber nie erhalten die Kranken die letzte Oelung oder die Hostie. Wenn der Priester wieder herauskommt, so muß er auf das Crucifix schwören, daß er den Kranken weder berührt, noch sich ihm genährt habe. Stirbt er, so schleppen die Garden seinen Körper mit Stricken von Sparte, woran eiserne Hacken sind, aus dem Bette, man legt ihn auf eine Tragbahre, und trägt ihn Nachts auf den Gottesacker des Lazarethes. Ueber den ins Grab versenkten Leichnam häuft man ungelöschten Kalk, und wirft noch alles hinein, was dem Verstorbenen gehört hatte. Wenn endlich für den Quarantenaire der Tag der Erlösung, des Abzuges aus dem Lazarethe gekommen ist, so führt man ihn in das Räucherzimmer. Im dicken Rauche muß nun der Quarantenaire 5—6 Minuten aushalten, während welcher der Hüter vor der Thüre bleibt. Hierauf führt man den auf die Art Gereinigten in den Saal der Administration des Lazareths, wo der Capitain, der Lieutenant, der Arzt und Chirurg versammelt sitzen; hier erklärt man ihn nun für gesund, gibt ihm sein Patent, und kündigt ihm an, daß er jetzt das Lazareth verlassen könne, und einen freien Eintritt in die Stadt habe. Die Schiffswaaren werden in solche eingetheilt, die Empfänglichkeit für den Peststoff haben, und nicht haben. Als empfänglich dafür werden erklärt: Werg von Hanf und Flachs, Ziegenhaare, Seide, Leinewand, Tücher aller Art, Schwämme, Pelzwerk, Bücher, Pergament, Hanf und Flachs, Corduanleder, Federn, Papier, Baumwolle, frische Blumen, alle Fabrikate aus Baumwolle, Wolle, Seide, alle Arten von Kleidern, Möbeln, Stricke, die nicht betheert sind, Geld ꝛc. Für nicht empfänglich gegen Ansteckungsmaterien hält man alle Wurzeln: Kaffee, Taback, Pottasche, Krapp, Salpeter,

Elfenbein, Galläpfel, Mineralien, Asche, Oel, eingesalzene Eßwaaren, gedörrtes Obst, Wein, überhaupt alle Flüssigkeiten, Pfriemenkraut, Unschlitt, betheerte Stricke ꝛc.; die Quarantaine der Waaren hängt von der Natur des Patents ab. Das Patent entscheidet, ob vor ihrer Transportirung in das Lazareth, schon auf dem Schiffe, die erste Reinigung mit ihnen vorgenommen werden muß, diese heißt Sereine. Die Patente touchée, worin bemerkt wird, daß das Schiffsvolk gesund ist, aber von einem verdächtigen Orte herkomme, macht nur die kleine Sereine von 9—14 Tagen nöthig. Die Patente brute, worin angezeigt wird, daß die Pest in dem Lande war, woher das Schiff kommt, und wo es seine Ladung aufgenommen hat; oder daß sie selbst auf dem Schiffe sey, macht die große Sereine von 14—21 Tagen nothwendig. Alle die Waaren werden auf steinerne, einen Schuh hohe Bänke gelegt, oder unter Schuppen, wenn sie durch Feuchtigkeit Schaden leiden können. Diese Schuppen (hangars) sind große offene Bogengänge, welche 30.000 Ballen fassen können; alles ist hier in der schönsten Ordnung aufgestellt, die Art, wie man die Waaren hier ausbreitet, hängt von der Natur des Patentes ab; die Art der Reinigung der Waaren im Lazarethe ist sehr mannigfaltig. Das Getreide wird auf Kornböden aufgeschüttet, und oft aufgerührt. Die Oeltonnen werden ins Meer getunkt; die kleinsten Stücke Seide, Baumwollenzeuch, Pergament oder Papier, werden als verdächtig betrachtet. Sachen von Gold und Silber werden ausgepackt, und durch Essig gezogen; alle Pflanzen müssen ihrer Blumen und Knöpfe beraubt werden. Am Ende der Quarantaine werden die Waaren auf den Kai gebracht, der zu ihrer Einschiffung bestimmt ist, und alle Orte, wo sie niedergelegt worden waren, werden gelüftet und durch Räucherungen und Waschen mit Essig gereinigt. Die Kosten der Quarantaine sind: für die des Schiffes 1 Proc., für die Reisenden täglich 12—18 Fr., für die Waaren 6, 8, 10 Pr. Es gibt Lazarethe, wo man die Schiffe nicht aufnimmt, welche mit einer ansteckenden Seuche behaftet sind, aber im Lazarethe von Marseille nimmt man sie auf. Man zeigt ihnen alsdann den Platz an, wo sie Anker auswerfen sollen. Die Quarantaine des Schiffes und der Schiffsgesellschaft wird auf 80 Tage gesetzt, die der Waaren auf 100. Man verdoppelt dee Wachen; man setzt Ventiloren in jede Oeffnung des Schiffes. Die Effecte der Schiffsgesellschaft werden alle 24 Stunden ins Meer getunkt. Sobald sich die Ansteckung an einem von der Schiffsgesellschaft zeigt, so wird er sogleich nach dem Lazarethe abgeführt, wobei aufs sorgfältigste alle Maßregeln der Vorsicht beobachtet werden, und durch einen Tambour in ein Zimmer gebracht, welches keinen Ausgang in das Innere des Lazarethes hat. Hier erwartet er den Besuch des Sanitätsoffizieres, der mit dem Capitain und Conservateur, an dem die Reihe für die Woche ist, erscheint; alle bleiben in einer gewissen Entfernung. Wenn der Proceßverbal zeigt, daß der Kranke angesteckt ist, so sind der Capitain und alle gewöhnlich im Lazarethe lebende Personen von diesem Augenblicke an der Quarantaine unterworfen, und der Kranke wird sogleich in des Enclos des heil. Rochus geführt. Man gibt nun dem Pestkranken in Körben von Sparte oder auf Bretern, die am Ende langer Stangen angebracht sind, alles was er braucht. Derjenige, der ihn bedient, geht nicht anders in sein Zimmer als mit hölzernen Schuhen, mit einem Pantalon, mit Handschuhen und einem Kamisole, die alle von Wachstuche sind; wenn er

heraus geht, legt er diese Kleidungsstücke wieder ab und läßt sie immer in der freien Luft. Ist endlich der Kranke geheilt, was man an den Narben der Beulen erkennen kann, so fängt für ihn eine Quarantaine von 80 Tagen an, wobei er das Zimmer vor dem 50.—60. Tage nicht verlassen darf. Mit den Waaren eines angesteckten Schiffes, wird sogleich am Borde eine Reinigung (Sereine) vorgenommen; hat man sie darauf nach dem Pestlazarethe gebracht, so werden sie hier mit verdoppelter Aufmerksamkeit gelüftet und aufgerührt, um ihnen die Ansteckungskraft zu benehmen. Die ganze Quarantaine fängt von neuem an, wenn sich eine Krankheit zeigt, oder ein Kranker stirbt; geschieht dieß drei Mal, und scheint die Ansteckungskraft nicht entfernt zu seyn, so verbrennt man das Schiff mit seiner ganzen Ladung; aber dieser Fall ist außerordentlich selten. Das Schiff, welches freien Eintritt in der Hafen erhalten hat, bleibt noch 10 Tage zwischen beiden Forts am Eingange des Hafens, unter Aufsicht. Es ist jedem aus der Levante kommenden Reisenden verboten, in Marseille zu erscheinen, ohne Quarantaine zu halten; Niemand darf das Ufer betreten, wenn er nicht ein Gesundheitscertificat aufweisen kann; und so kann man hoffen, daß sich die Jammerscenen des Jahres 1720 und 1721 nie wieder erneuern werden.

Quarin (Joseph von), Arzt und Ritter des östreich. Leopoldsorden, geb. 1733 zu Wien, wo sein Vater auch Arzt war. In seinem 16. Jahre schon die Würde eines Doctors in der Philosophie und 3 Jahre später die in der Medicin zu Freiburg erhaltend, ward er das Jahr darauf auch in die medicinische Facultät zu Wien aufgenommen. Van Swieten, der die Talente des jungen Mannes erkannte, bewog ihn, sich dem Lehrfache zu widmen: er hielt daher Vorlesungen über Anatomie, hernach auch über Materia medica und Klinik im Hospitale der barmherzigen Brüder. 1759 ward er Regierungsrath und Referent des Sanitätswesens bei der Landesstelle von Niederöstreich. Seinen größten Ruhm als Arzt verdankte er einer Sendung der Kaiserin zu ihrem dritten Sohne, dem Erzherzoge Ferdinand, der an einem schleichenden Fieber sehr kränkelte, nach Mailand. Quarin heilte den schon Aufgegebenen in kurzer Zeit und ward zum Leibarzte ernannt. Joseph übergab ihm die oberste Leitung des neuen Krankenhauses und vertraute sich seiner Behandlung an, als er krank aus Ungarn zurückkam. Wie der Monarch seiner Auflösung sich nähern fühlte, forderte er Quarin auf, ohne Rückhalt zu sagen, wie lange er noch zu leben habe. Quarin bestimmte eine kurze Zeit, und der Kaiser erhob ihn zur Belohnung in den Freiherrnstand und beschenkte ihn überdieß mit einer ansehnlichen Summe. Einen so geachteten Namen sich Quarin in der Ausübung seiner Berufspflichten erwarb, eine eben solche Anerkennung verdiente er als Patriot bei mehren Gelegenheiten. 1797 unterstützte er durch Sammlungen von Beiträgen vorzüglich die Ausrüstung der wiener Freiwilligen, und schützte durch sein Ansehen und seine Bemühungen 1805 die Universität und ihre Sammlungen. Er starb den 19. März 1814. Er war sechs Mal Rector der Universität gewesen, und diese stellte aus Dankbarkeit gegen seine Verdienste um sie, 1802 seine Marmorbüste im Universitäts-Consistorialsaale auf. Er war Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften zu London, Madrid, Venedig, Kopenhagen, Wilna. Seine Schriften bestehen theils in Abhandlungen, als: „Ueber den Nutzen und Schaden der Insekten", „Ueber die Verschiedenheit der Salze", „Versuche über

die Cicuta" rc.; theils in größern Werken: „De curandis febribus et inflammationibus", und „Animadversionis practicae in diversos morbos", die er noch in seinem Alter durch neue Erfahrungen bereicherte. In allen zeigte er sich als einen denkenden und scharfbeobachtenden Arzt; um so mehr ist es zu verwundern, daß er auf den unstatthaften Einfall gerieth, das Lebensalter eines jeden Menschen aus dem bloßen Ansehen unfehlbar bestimmen zu wollen.

Quarré, s. Quadrat.

Quart, der vierte Theil, Viertelmaß, z. B. bei Getreide der 4. Theil einer Last (im Niedersächs.) oder 10 Scheffel; oder bei flüssigen Dingen der 4. Theil eines Stübchens oder einer Kanne. — Quarta, die 4. Classe einer Schule, daher ein Quartaner. — Quartal, der 4. Theil eines Jahres oder die Zeit, wo ein Quartal anfängt und schließt, auch der vierteljährige Zins, die vierteljährige Abgabe, Besoldung, Einnahme (Quartalgeld); bei Handwerkern die vierteljährige Zusammenkunft der Meister oder Gesellen. — Quartalschrift, eine Zeitschrift, welche vierteljährlich erscheint. — Quartformat nennen Buchbinder und Buchhändler dasjenige Format, welches durch Zusammenlegung eines Bogens in 4 gleiche Theile entsteht; Quartant (in quarto), ein Buch von diesem Format. — Quartanfieber, das viertägige Fieber.

Quarte ist in der Musik ein Intervall von 4 Stufen und kann dreifacher Art seyn, die verminderte, die reine und übermäßige Quarte. Man hat Streit darüber geführt, ob sie eine Consonanz oder Dissonanz ist; sie kann Beides seyn: dient die reine Quarte nicht zur Aufhaltung der Terze des folgenden Accords, so ist sie das Erste, und folgt in Hinsicht auf den Grad ihres Consonirens unmittelbar auf die reine Quinte, ist aber häufig einer ebenso beschränkten Fortschreitung unterworfen als die Dissonanzen. Ist die Quarte hingegen eine Aufhaltung der Terze des folgenden Accords, so gehört sie zu den Dissonanzen. — Quarte bezeichnet auch die A-Saite auf der Violine. — In der Fechtkunst ist sie die vierte Hauptstoßart; im Kartenspiel, besonders im Piquet, bezeichnet sie 4 in einer Reihe und Farbe folgende Blätter und wird Quarte-Major genannt, wenn diese Reihe mit dem höchsten Blatte anfängt.

Quartett oder Quatuor nennt man sowohl ein Musikstück für 4 Instrumente, als wie in den Opern ein Gesangstück für 4 Stimmen, wenn dieß letztere auch von dem vollen Orchester begleitet wird. Das Quartett unterscheidet sich von dem sogen. vierstimmigen Satz dadurch, daß es im freiern Theater- und Concertstyl geschrieben ist, statt daß jener im streng gebundenen Kirchenstyl componirt seyn muß. Das eigentliche Instrumentalquartett ist stets für die erste und zweite Violine, Viola und Violoncell geschrieben und muß so componirt seyn, daß keines dieser Instrumente vorherrscht, sondern daß alle in einander greifen und abwechselnd sich unterstützen, begleiten, fragen und antworten. Es ist Das in der Tonsprache, was ein lebhaftes Gespräch in einem engern Cirkel traulicher Freunde ist, wo immer ein Geistesfunken rasch den verwandten weckt, und wo jedes sich gerade dadurch reicher fühlt, weil es ihm nicht einfällt, allein glänzen zu wollen. In keiner Art von Instrumentalcompositionen treten die Gedanken des Tondichters klarer und faßlicher hervor, mit beschränkten Mitteln wird hier dem Kenner ein überaus reiches Ganze geboten. Nur wahrhaft schöne und durchgeführte Gedanken eignen sich zu dem Quartett, weil hier nicht der Zauber der

mannigfaltigen Stimmen aller Instrumente bestehen kann, wie bei den Symphonien, wo oft eine überraschende Wirkung nur durch Wahl und Wechsel der Instrumente hervorgebracht wird, bei einem musikalischen Gedanken, der vielleicht ganz trivial wäre, wenn er dieser bunten Pracht entkleidet wäre. Daher ist auch Quartettmusik für wahre Kenner ein hoher Genuß. Sie gewährt überdem den Tonkünstlern Gelegenheit, sich in dem zartesten Vortrage vereint mit strenger Taktfestigkeit zu üben. Es gibt Quintetts, Sextetts und Septetts, die in demselben Geist geschrieben sind und die man daher mit zur sogenannten Quartettmusik rechnet; doch sobald nur eines der Instrumente vorherrscht, wird es Sonate mit obligater Begleitung oder Concertino und gewinnt einen ganz andern Charakter. Es gibt auch Quartettmusik bloß für Blasinstrumente, dieß nennt man aber Harmonie und gebraucht gewöhnlich 5 oder 7 Instrumente dazu. Einer der ersten Tonsetzer von Quartetts war Boccherini. Haydn (s. d.) und Mozart liebten und vervollkommneten diese Musikgattung sehr, ihre Quartetts werden immer schön bleiben. Die berühmten Quartetts von Mozart für das Pianoforte mit jenen 4 Instrumenten sind eigentlich Sextetts, da das Piano schon zweistimmig ist. Bernhard und Andreas Romberg, Krommer, Beethoven, Spohr &c. haben seitdem treffliche Quartetts geschrieben. Die ältern Quartetts bestehen meist, jedes nur aus 3 Sätzen, die neuern aber oft aus 5, da man jetzt, wie in den großen Symphonien, außer einer Einleitung, auch noch einen aus Scherzo und Trio bestehenden kürzern humoristischen Zwischensatz häufig anwendet.

Quartier (außer den bekannten Bedeutungen), ein Maß trockener, besonders aber flüssiger Dinge, wo es so viel als den 4. Theil eines Nösels oder auch eines Schoppens bedeutet. — Dann heißt es auch auf Schiffen jeder 4. Theil der 24 zum Wachen bestimmten Stunden; oder auch das zu jeder Wache bestimmte Schiffsvolk selbst.

Quartierfreiheit, s. **Gesandten**.

Quarz, ein Mineral, welches in sechsseitigen Pyramiden und Prismen, auch derb, eierförmig, tropfsteinartig, in Geschieben und Körnern vorkommt. Es ist farblos oder mannigfaltig gefärbt, hat muscheligen Bruch, Glasglanz, Durchsichtigkeit in verschiedenen Graden. Die Härte ist bedeutend und steht zwischen der des Feldspaths und der des härtern Topases. Das specifische Gewicht ist = 2, 5. Es besteht aus Kieselerde. Die Species des Quarzes besitzt einen außerordentlichen Reichthum an Varietäten, von welchen die meisten als Schmucksteine benutzt werden, als: **Bergkrystall**, die durchsichtigen oder halbdurchsichtigen, farblosen oder reingelb, graulichweiß und rauchgrau gefärbten Abänderungen, welche sich theils in Krystallen von Linien bis mehre Fuß Durchmesser, theils in Geschieben finden. Die prächtigsten Varietäten kommen aus Madagaskar und aus den Urgebirgen von Wallis und Savoyen, welche riesenhafte Drusen, die sogen. Krystallkeller, verschließen. Auch aus Sachsen, Frankreich, England, Ungarn &c. sind schöne Bergkrystalle bekannt. Die ganz wasserhellen heißen bisweilen **occidentalische Diamanten**, die rauchgrauen **Rauchtopase**, oder, wenn sie sehr dunkel sind, **Morion**; die hyazinthrothen **Hyazinthen von Compostella**; die gelben **Citrine**; und diejenigen, welche haarförmige Krystalle von andern Mineralien eingeschlossen enthalten, **Haarsteine**. Der Bergkrystall war ehedem in weit größerm Gebrauche als jetzt, da die Glas-

waaren so vollkommen geliefert werden, sodaß sich gegenwärtig seine Benutzung meist auf Petschafte, Gemmen u. a. kleine Bijouterien einschränkt. Man schleift ihn in ovale Platten, linsenförmig, oder als Brillant, Rosette und Tafelstein, zu Petschaften aber meist als dreiseitiges Prisma (die sogenannten Walzen). Manche Bergkrystalle enthalten Wassertropfen und Luftblasen eingeschlossen. Der **Amethyst** ist violblau, ins bläulich- und röthlich-weiße geneigt, ist selten gleichmäßig gefärbt, meist wolkig und fleckig mit Zickzackstreifung, findet sich krystallisirt auf Gängen im Urgebirge oder in Blasenräumen der Mandelsteine, auch in kleinen Geschieben. Die schönsten kommen von Ceylon, Ostindien, Sibirien, aus Sachsen und der Pfalz. Er ist ein wegen seiner Farbe sehr beliebter Edelstein und wird um so höher geschätzt, je durchsichtiger, reiner und hochfarbiger er ist. **Rosenquarz** ist eine rosenrothe, **Milchquarz** eine milchweiße, halb durchsichtige oder stark durchscheinende, derbe Varietät des Quarzes, von muscheligem oder unebenem Bruche. Jener findet sich am Hörl- und Harlachberge in Baiern, in Kolywan, in Sibirien und Arendal in Norwegen, dieser bei Hohenstein in Sachsen und in Spanien. **Katzenauge**, ein Quarz, dem seine Fasern von Amianth eingemengt sind, wodurch der charakteristische Lichtschein hervorgebracht wird, ist grau, grünlich, röthlich und bräunlich, findet sich selten derb, sondern meist in kleinen Geschieben. Die schönsten Katzenaugen kommen von Malabar und Ceylon, andre vom Harz und Fichtelgebirge. Sie werden halbkugelförmig geschliffen und als Ringsteine getragen.

Quasimodogeniti heißt der auf Ostern nächstfolgende Sonntag. Er hat seinen Namen aus dem 1. Petr. 2, 1. genommenen Eingange, womit man an diesem Sonntage den Gottesdienst anfing.

Quassia (surinamisches Bitterholz), ein Arzneimittel, welches aus dem Holze des besonders in Surinam und Cayenne häufig wachsenden Quassienbaumes gewonnen wird.

Quästoren, gewisse ordentliche Magistratspersonen bei den Römern, welche die Einkünfte des Staats eincassirten und von diesem Amte den Namen hatten. Die Einführung dieser Magistrate scheint fast so alt zu seyn als Rom selbst. 333 wurden außer den 2 Quästoren in der Stadt 2 andere zur Unterstützung der Consuln im Kriege erwählt, und von dieser Zeit an durften sie ohne Unterschied aus dem Volke und den Patriziern genommen werden. Nachdem sich die Römer ganz Italien unterworfen hatten, kamen noch 4 Quästoren hinzu, welches um eben die Zeit geschah, als man in Rom Geld zu münzen anfing. Sulla vermehrte ihre Anzahl auf 20 und Julius Cäsar auf 40. Unter den Kaisern war ihre Anzahl unbestimmt und willkürlich. Von allen Quästoren blieben nur 2 in Rom, und hießen daher quaestores urbani; die übrigen gingen entweder in die Provinzen oder sie waren bei der Armee; deßwegen nannte man sie quaestores provinciales oder militares. Die Hauptbeschäftigung der quaestores urbani war die Sorge für den öffentlichen Schatz, welcher im Tempel des Saturnus aufbewahrt wurde. Sie besorgten die Einnahme und Ausgabe der öffentlichen Gelder und führten darüber Rechnung. Sie forderten die Geldstrafen ein, welche vom Staate auferlegt worden waren. Ferner verwahrten sie im öffentlichen Schatze die silbernen und goldenen Standarten und überlieferten sie den Consuln, wenn sie ins Feld gingen. Sie sorgten für die Verpflegung

und Aufnahme der fremden Gesandten, und übergaben ihnen die Geschenke des Staats. Sie besorgten die Leichenbegängnisse Derer, welche auf öffentliche Kosten verbrannt wurden. Auch übten sie eine gewisse Jurisdiction aus, insbesondere über ihre Secretaire. Die aus dem Kriege zurückkehrenden Generale mußten vorher, ehe sie einen Triumph erhalten konnten, vor den Quästoren schwören, daß sie dem Senate einen treuen Bericht darüber erstattet hätten, wie viel Feinde getödtet worden und wie viel Römer geblieben wären. Was die quaestores provinciales betrifft, so bestimmte der Senat erst überhaupt, in welche Provinzen die jedes Jahr gewählten gehen sollten, und dann wurden durch das Loos (sors) die Provinzen unter sie vertheilt; daher steht sors oft für das Amt oder die Ernennung eines Quästors, sowie auch andrer Magistrate. Die Quästur war die erste Stufe zu Ehrenämtern und bahnte den Weg in den Senat; doch bekleideten sie bisweilen auch solche, welche schon Consul gewesen waren. Das gesetzmäßige Alter zur Erlangung der Quästur war nach Einigen das 25., nach Cicero, der sein eignes Beispiel anführt, das 30. Jahr.

Quatember (von quatuor tempora, d. i. die 4 Jahreszeiten), das Vierteljahr, Quartal; insbesondere heißen die Tage so, an welchen die Vierteljahre oder Quartale anfangen, und gewisse Abgaben fällig sind (Quatembergeld, auch Quatember selbst). Die Quatember sind in einigen Gegenden: Ostern, Johannis, Michaelis und Weihnachten; in andern, z. B. in Sachsen, Reminiscere (27. Febr.), Trinitatis (28. Mai), Crucis (17. Sept.) und Luciä (17. Dec.); in noch andern, z. B. in Nürnberg, Lichtmeß, Walpurgis, Laurentii und Allerheiligen. In Sachsen heißt Quatember auch eine Grund- und Gewerbesteuer, welche jeder Steuerpflichtige nach Maßgabe seiner Schocke (s. d.) entrichtet, und welche anfangs seit 1653 nur 4 Mal des Jahrs entrichtet ward, in der Folge aber immer erhöht wurde und von der Bewilligung der Landstände abhängt. In der kathol. Kirche die Fasten in den 4 Jahrszeiten, und zwar in jeder Jahrszeit drei Tage in der ersten Woche, nämlich am Mittwoch, Freitag und Sonnabend.

Quaterne, s. Lotterie.

Quatrain, in der Verskunst eine 4zeilige Strophe, z. B. die 2 ersten des Sonetts; doch kann das Quatrain auch ein selbständiges Ganzes ausmachen.

Quatre-bras (Treffen bei) und Schlacht bei Ligny am 16. Juni 1815. — Beide Kämpfe stehen als der erste Act des großen Schlachtstücks bei Waterloo, mit diesem wie unter sich selbst im genauesten Zusammenhange. Napoleons Plan bei Eröffnung des Feldzuges von 1815 war: Die Streitkräfte seiner verbündeten Gegner theilweise zu überwältigen, weil er sich ihrer Gesammtmacht noch nicht gewachsen fühlte. Darum war Zeitgewinn die Hauptaufgabe. Rußlands und Oestreichs Kriegsvölker, noch auf dem Marsche nach dem Rheine, kamen für den Augenblick nicht in Betracht; nur Wellington mit dem britisch-niederländisch-braunschweigischen, und Blücher mit dem preuß. Heere, standen beobachtend schon an der franz. Grenze zwischen Brüssel und Lüttich, jedoch wegen der schwierigen Truppenverpflegung in ziemlich ausgedehnten Cantonirungen. Die Kräfte Beider vereint, waren denen weit überlegen, die Napoleon zu seinen Unternehmungen hier zu Gebote standen. Mit überraschender Schnelligkeit hatte sich das gesammte Heer

trotz des stürmischen Wetters und der verdorbenen Wege, auf der äußersten Grenze versammelt und in 2 große Colonnen getheilt, rückte am 15. Jun., die eine von Beaumont über Thuin, die andere von Florennes über Gerpines gegen Charleroi und die Sambre vor. Die Preußen einzelnen zu überfallen und zu schlagen, sie, von Wellington getrennt, über die Maas gegen den Rhein, die Engländer nach der See zurückzuwerfen, war Napoleons Plan, bei dessen Ausführung er zugleich sehr auf die Mitwirkung eines Theils der Belgier und der Bewohner des linken Rheinufers gerechnet zu haben schien. Die übrigen gegen Frankreich heranrückenden Heere hoffte er zwischen den Grenzfestungen so lange aufhalten zu können, bis er selbst mit der Hauptmacht den bedrohten Punkten zu Hülfe eilen würde. In 4 Heerhaufen getheilt, stand am 14. Jul. die preuß. Armee, zusammen etwa 100.000 M. stark, der erste unter Ziethen bei Fleurus und Charleroi, der zweite unter Pirch bei Namur, der dritte unter Thielemann bei Ciney und der vierte unter Bülow bei Lüttich, und schon war auf die Nachricht von der Ankunft Napoleons zu Maubeuge das engere Zusammenrücken derselben befohlen, und Ziethen hatte seine Truppen zwischen Fleurus, Gosselies und Charleroi zu sammeln begonnen, als die Franzosen seine Vorposten auf allen Punkten mit Uebermacht angriffen. Nach einem hitzigen Kampfe eroberte Reille den 16. Jun. mit dem zweiten franz. Heerhaufen Thuin und verfolgte die langsam zurückweichenden Preußen bis Marchiennes au Pont; auch Charleroi ward nach heftiger Gegenwehr von der Uebermacht genommen, und unter beständigen Gefechten wich Ziethen in Ordnung über die Sambre auf Fleurus zurück. Noch an demselben Tage ging Napoleon selbst bei Charleroi, Reille bei Marchiennes über den Fluß, und während Ersterer die Preußen drängte, griff Reille bei Frasnes die Vorposten des linken Flügels von Wellington's Heere an und drückte sie nach Quatre-bras zurück, wo jedoch der Prinz Bernhard von Weimar mit wenigen Truppen seine Stellung behauptete. Bei Anbruch der Nacht kehrte Napoleon, nachdem er Reille in Gosselies, gegen Brüssel zu, den dritten Heerhaufen unter Vandamme auf der Straße von Namur aufgestellt, selbst nach Charleroi zurück, in dessen Nähe auch das übrige Heer sich lagerte. Der erste glückliche Erfolg hatte die Hoffnung der Menge bis zur gewissen Zuversicht des Sieges erhöht, und Napoleon, überzeugt, daß die Heere seiner Gegner noch nicht vereinigt seyen, eilte, diese Stimmung der Seinigen zu entscheidenden Unternehmungen zu benutzen. Auf die Nachricht von dem Vordringen der Franzosen hatte Blücher sein Heer zwischen Brie und Sombref zu sammeln beschlossen, dort ward auch Bülow auf den nächsten Tag erwartet; allein mancherlei Hindernisse, die seinen Marsch verzögerten, täuschten diese Hoffnung, und nur 3 preuß. Heerhaufen, zusammen 80—90.000 Mann, waren am folgenden Morgen in der bestimmten Stellung eingetroffen; die vor dem rechten Flügel und dem Mitteltreffen liegenden Dörfer Ligny und St.-Amand waren von Ziethen besetzt. Dagegen ging mit Tagesanbruch die gesammte franz. Armee über die Sambre, und während Ney mit dem linken Flügel, etwa 40.000 M. stark, gegen Quatre-bras vordrang, rückte das Mitteltreffen unter Napoleon selbst und der rechte Flügel unter Grouchy, zusammen 80.000 M., gegen Fleurus und Sombref vor. Am Nachmittag begann die Schlacht; Vandamme griff St.-Amand, Gerard mit dem vierten Heerhaufen, von dem des Gene-

rals Mouton, der Garde und einer beträchtlichen Reitereireserve unterstützt, Ligny an, Grouchy drang gegen Sombref; bald war der Kampf allgemein. Mit unerhörter Erbitterung, gleich als hätte Jeder eine persönliche Beleidigung zu rächen, ward von beiden Seiten gefochten; wiederholt wurden St.-Amand und Ligny, die Schlüssel der preuß. Stellung, von den Franzosen erstürmt, ebenso oft warf sie der Heldenmuth der Preußen zurück. Immer neue Truppen führte Napoleon in den Kampf; selbst den ersten Heerhaufen, der zur Unterstützung von Ney bestimmt gewesen, rief er, ohne seinen Feldherren zu benachrichtigen, zur Hülfe herbei, dagegen harrte Blücher vergeblich auf die Ankunft von Bülow; nur mühsam widerstanden die Preußen. Schon 6 Stunden lang dauerte der unentschiedene Kampf; die Kraft der Preußen begann zu ermatten, da führte Napoleon beim Einbruch der Dämmerung seine Garden und schwere Reiterei zu einem neuen Sturme gegen Ligny. Der Angriff entschied. Durch die franz. Cürassiere, welche die Linien durchbrochen, zugleich im Rücken und durch die Garden von vorn angegriffen, wich das preuß. Fußvolk nach heldenmüthigem Widerstande zurück; ein Theil des Geschützes und Gepäckes, nebst einer Anzahl Gefangener, fiel den Franzosen in die Hände. Vergeblich stürzte sich an der Spitze von 4 Regimentern Reiterei der greise Feldherr selbst auf die feindlichen Massen, ihrem Vordringen Einhalt zu thun. Der Versuch mißlang. Von einer überlegenen franz. Reiterei, welche die Dunkelheit verborgen, geworfen, sprengten die preuß. Scharen zurück; nur durch einen wunderähnlichen Zufall entging Blücher (s. d.) der Gefangenschaft; die Schlacht war verloren; der tapfere Muth des preuß. Heeres war ungebeugt. Mit Verlust von 12—14.000 M., wichen die Preußen in Ordnung auf die rückwärts liegenden Höhen zurück; Brie und Sombref blieben die Nacht über von ihnen besetzt. — Während Napoleon selbst bei Ligny gegen die Preußen gestritten, hatte indessen Ney den 16. Jun. bei Quatre-bras den linken Flügel von Wellington's Heer unter dem Erbprinzen von Oranien angegriffen. Vergeblich hatte Wellington, der erst am Abend vorher die Bewegungen der Franzosen erfahren, sein weit zerstreutes Heer, dessen Reiterei größtentheils bei Ninove und Grammont stand, zu sammeln gesucht, nur ein Theil der Truppen konnte zu Quatre-bras aufgestellt werden, um die Streitkräfte der Franzosen zu theilen. Um Mittag griff Ney den Erbprinzen von Oranien mit Uebermacht an, und trotz des heldenmüthigsten Widerstandes der schwächern Verbündeten, drangen auch auf diesem Punkte die Franzosen vor, als am Nachmittage der Herzog von Braunschweig mit Braunschweigern und Hanoveranern auf dem Kampfplatze eintraf und durch seine Kühnheit den Fortschritten der Feinde ein Ziel setzte; ein hitziger Kampf begann; von der tödtlichen Kugel getroffen, sank der ritterliche Herzog. (S. Braunschweig, Friedrich Wilhelm von.) Allein durch seinen Tod noch mehr befeuert, griffen die Verbündeten von neuem muthig an und trieben Ney, der vergeblich auf die Unterstützung des ersten Heerhaufens gerechnet, den indessen Napoleon zu sich gerufen, bis nach Frasnes zurück. Der Anbruch der Nacht machte auch hier dem Gefechte ein Ende. Zwischen 4—5000 M. hatten die Verbündeten, etwa 3000 die Franzosen verloren. Die Schlacht von Ligny hatte den Muth des franz. Heeres noch mehr erhöht; die preuß. Armee hielt man für so gut als vernichtet und außer Stande, eine neue Schlacht zu wagen, die Verbindung

derselben mit Wellington aber für gänzlich abgeschnitten und hoffte Letzteren ohne große Mühe zum Rückzuge nach der Meeresküste zu nöthigen. Dagegen hatten die Heerführer der Verbündeten erkannt, daß sie einzeln Napoleons Uebermacht nicht mit Erfolge würden bekämpfen können, und ihre Vereinigung beschlossen, die sie jedoch nur weiter rückwärts, gegen Brüssel, zu bewerkstelligen vermochten. Daher zog Blücher, der nach der Schlacht seinen ersten und zweiten Heerhaufen hinter Tilly, den dritten bei Gembloux aufgestellt, wo in der Nacht auch Bülow eintraf, am nächsten Tage mit dem gesammten Heere den 17. Jun. nach Wavre (vgl. d.), wo er eine gedrängte Stellung nahm, der Theil des Wellington'schen Heeres dagegen, der bei Quatre-bras gefochten, wich mit Hinterlassung eines Nachtrabes, um die Feinde über seine Bewegung zu täuschen, in der Nacht nach Genappe und von dort am Morgen in die Stellung von Mont St.-Jean, vorwärts Waterloo, zurück. (Vgl. Waterloo.)

Quatourdecimaner, s. Sekten.

Quebeck, 1) Untercanada, britisches Gouvernement im östlichen Canada, an beiden Seiten des Lorenzflusses, vom See François bis zum St.-Johnflusse (45—52° N. Br.) hinauf, 6850 QM. groß, mit 350.000 Einw.; mit den damit vereinigten Provinzen Neuwales und dem westlichen Binnenlande aber 77.750 QM. groß, mit 723.000 Einw. Das Gouvernement besteht aus dem 1763 von Frankreich an England abgetretenen Untercanada, den Ländern am Hudsonsbusen 23.500 QM. groß, mit 16.300 Einw. und dem westlichen Binnenlande 47.450 QM. groß, mit 130.000 Einw. Die Volksmenge wächs durch Einwanderer aus Europa. 1833 landeten in Quebeck an 20.000 Ausgewanderte, darunter 12.000 Irländer, 3500 Engländer und 2500 Schotten. 2) Hauptstadt des Gouvernemeuts (41° 47′ N. Br.), 1608 gegründet, die wichtigste aller britischen Städte in Nordamerika, am nördlichen Ufer des Lorenzstromes, der 112 franz. Meilen von seiner Mündung 3 Meilen breit ist, aber oberhalb der Insel Orleans schmäler wird und bei Quebeck kaum ¾ deutsche Meile breit ist; daher der Name des Orts Quebeis oder Quebeck, das in der algonquinischen Sprache eine enge Straße bedeutet; in ihm sind hier Ebbe und Flut ebenso merkbar wie an der Küste. Die Stadt liegt reizend zwischen dem kleinen St.-Charlesflusse und dem 350 Fuß hohen und steilen Diamantenvorgebirge, ist stark befestigt und durch eine Citabelle geschützt, wird in die Unterstadt (worin die meisten Kaufleute wohnen) und in die auf einer steilen Anhöhe liegende Oberstadt getheilt. Letztere, wohin man auf Treppen kommt, welche in den Felsen gehauen sind, hat prächtige Häuser und ein ins Viereck gebautes Schloß. Im Ganzen hat Quebeck 2200 Häuser und 22.000 Einw., wovon ⅔ Abkömmlinge von Franzosen sind; ferner eine kathol. Metropolitankirche mit einem schönen und hohen Thurme, 3 andern kathol. und 2 engl. Kirchen, 4 Klöster, wovon das Ursulinerkloster eine Erziehungsanstalt von jungen Mädchen unterhält und ein anderes Nonnenkloster das allgemeine Spital verwaltet, Zeughaus, Hospital, Lazareth, Waisen- und Zuchthaus. Quebeck ist der Sitz des Gouverneurs, der zugleich Oberstatthalter des brit. Nordamerika ist, des Parlaments, Appellationsgerichts, eines kathol. Erzbischofs und eines engl. Bischofs, einer kathol. Universität u. a. Als der Stapelplatz für alle canadische Waaren, treibt sie wichtige Handlung und Schifffahrt, und in ihrem

sichern Hafen können 100 Linienschiffe bequem liegen. Dem südlichen, noch dicht mit Bäumen bekleideten Ufer des Lorenzstromes geben die vielen Baien und Buchten ein romantisches Ansehen, und auf dem nördl. stehen die Häuser, so weit das Auge reicht, so dicht, daß die ganze Strecke nur Ein Dorf zu seyn scheint. Auch sind in der Gegend 2 herrliche Wasserfälle, der des Montmorencyflusses, der in der Breite von 50 Fuß 220 F. hoch herabstürzt und in einen weißen Dunst zerstiebt, und der des Lachaudiere, der in einer Breite von 230 Fuß 100 F. hoch herabstürzt. Unweit Quebeck ist die berühmte Adams-Ebene, wo der brit. General Wolf am 13. Sept. 1759 siegend starb.

Quecksilber oder Mercur. Dieses Metall findet sich in der Natur theils geschwefelt, theils mit Thon verbunden, jedoch sind nur das gediegene Quecksilber und der Zinnober oder das geschwefelte Quecksilber als eigentliche Quecksilbererze zu betrachten. Das gediegene Quecksilber ist zinnweiß, metallisch glänzend, undurchsichtig, flüssig, kommt in Tropfen vor, hat 12—15faches spec. Gewicht. Der Zinnober ist cochenillroth, ins Bleigraue fallend, das Pulver scharlachroth, hat Diamantglanz und ist durchscheinend. Es kommt in Rhomboëdern mit abgestumpften Endspitzen vor, ist weich, und sein spec. Gewicht ist = 6 bis 8. Es besteht aus ³/₄ Quecksilber und ¹/₄ Schwefel. Man findet den Zinnober und mit ihm zuweilen das gediegene Quecksilber in Ungarn, Zweibrücken, Almaden in Spanien, zu Idria in Krain, Mexico und Peru. — Das Quecksilber ist das einzige Metall, welches sich gewöhnlich im flüssigen Zustande befindet, indem es erst bei —40° R. erstarrt und ein geschmeidiges, hämmerbares Metall darstellt. Wird es an der Luft lange geschüttelt, so verwandelt es sich in einen grauen oder schwarzen Staub, welcher in der Hitze schön roth wird. Man kennt ein schwarzes Quecksilberoxydul und ein rothes Oxyd, die sich beide in der Glühhitze reduciren. Mit dem Schwefel verbindet sich das Quecksilber sehr leicht; die Verbindung erscheint zunächst als eine schwarze Masse (mineralischer Mohr), verwandelt sich jedoch durch Sublimation in verschlossenen Gefäßen in eine hochrothe strahlige Substanz, den Zinnober. Mit den Metallen, zumal den leichtflüssigern, verbindet sich das Quecksilber sehr leicht zu den sogen. Amalgamen. — Es sind zweierlei verschiedene Arten der Zugutemachung der Quecksilbererze gebräuchlich. Die erstere Gewinnungsart ist zu Idria in Krain und zu Almaden in Spanien gebräuchlich, woselbst die Erze in hohen, oben geschlossenen (Schacht-) Oefen, auf einem durchlöcherten Gewölbe, durch ein unter demselben brennendes Feuer behandelt werden. Unter der Kappe des Ofens befindet sich die Abzugsöffnung oder die Mündung des gemauerten Ableitungscanals, durch welchen die Quecksilberdämpfe in die Verdichtungskammern gelangen, deren gewöhnlich mehre mit einander verbunden sind. Zu Almaden bediente man sich ehemals statt der Ableitungscanäle der sogen. Aludeln, bauchiger, aus Thon gefertigter Gefäße mit 2 Oeffnungen, welche reihenweise mit einander verbunden werden, sodaß die erste Aludel mit dem Ofen, die letzte mit der Verdichtungskammer communicirte. Weit vollkommner ist die andre in Zweibrücken und Böhmen gebräuchliche Gewinnungsart. Die Erze werden in großen eisernen Retorten oder Cylindern, deren oft 40 in einem Galeerenofen liegen, geglüht, und das sublimirte Metall in thönernen Vorlagen aufgefangen. — Der Verbrauch des Quecksilbers ist sehr groß: zu Scheidung des Goldes und

Silbers, zum Vergolden und Versilbern, zur Unterlage der Spiegel, zu Thermo- und Barometern rc., auch als Arzneimittel. Es hat dieses chemische Zeichen ☿.

Quecksilbermittel sind die verschiedenen Bereitungen aus dem Quecksilber, welche in der Medicin als Heilmittel, äußerlich oder innerlich, angewendet werden. Die Wirksamkeit des Quecksilbers auf den Körper beruht auf der Verbindung dieses Metalls mit dem Oxygen oder mit Säuren. Je inniger diese Verbindung, je reichlicher das Quecksilber mit Oxygen oder Säure gesättigt ist, desto schneller, eindringender und zerstörender ist die Wirkung desselben. Wir zählen unter mannigfaltigen Zubereitungen dieser Mittel hier nur diejenigen auf, welche jetzt merkwürdig oder in der Heilkunst wichtig sind. Die mildern Mittel sind diejenigen, welche, bloß durch den Zutritt des Sauerstoffs des metallischen Lebens beraubt, als Metallkalke erscheinen und allein, oder mit andern Körpern verbunden, angewendet werden. Die Verkalkung (Tödtung) des Quecksilbers geht schon durch bloßes Reiben oder Schütteln desselben vor sich, da das Oxygen aus der atmosphärischen Luft hinzutritt. So entsteht der unvollkommene Quecksilbermohr (aethiops mercurii per se), der als ein grauer Staub sich darstellt; mit Krebssteinen so lange gerieben, bis ein gleichförmiges schwarzer Pulver entsteht, gibt er den beinahe zuerst von den alten Aerzten (s. unten) gebrauchten mercurius kalisatus; mit Zucker gerieben, den Zuckermohr, mercurius s. aethiops sacharatus; metallisches Quecksilber mit arabischem Gummi, etwas Zucker und Wasser abgerieben, ist das Mittel, welches Plenk erfand und sich dessen häufig bediente (mercurius gommosus Plenkii). Quecksilber mit Terpenthin gerieben bis zur Verkalkung des erstern, gibt nun, unter verschiedenen Beimischungen von Fett oder von andern Pflastern, die Quecksilberpflaster, (unguentum mercuriale — neapolitanum). Wird das Quecksilber mit Schwefel gerieben, so entsteht ebenfalls ein unvollkommener schwarzer Kalk, der mineralische Mohr (aethiops mineralis), welcher häufig gebraucht wird. Alle diese unvollkommenen Kalke sind nicht in Wasser, in allen Säuren aber sehr leicht auflöslich. Auch der Speichel und Magensaft, und wie die Erfolge beweisen, auch die lymphatischen Flüssigkeiten des thierischen und menschlichen Körpers müssen eine auflösende Gewalt über sie ausüben. Sie wirken zwar gelinder als die Quecksilbersalze, doch immer etwas unsicher, weil der Grad der Verkalkung zu schwankend und von der Bereitungsart abhängig ist; daher die meisten Arzneien dieser Classe veraltet sind. Einige davon indessen sind, eben wegen ihrer mindern Wirkung, immer schätzbar, nur müssen sie genau bearbeitet werden. Unter den mit Säure verbundenen Quecksilbermitteln und den daraus wieder hergenommenen Bereitungen sind die mit Salpetersäure und die mit Salzsäure verbundenen Mercurialsalze die gebräuchlichsten. Die Auflösung des Quecksilbers in verdünnter Salpetersäure, wobei alle Wärme vermieden werden muß, gibt eine wasserhelle, sehr scharfe und ätzende Flüssigkeit (solutio mercurii nitrata, oder mercurius nitrosus Selle), ein schon altes Mittel, welches die ältern Aerzte jedoch nach verschiedenen Zubereitungen gebrauchten. Wird die Flüssigkeit gelind abgedampft, so schießen Salzkrystalle an, welche Quecksilbersalpeter heißen (mercurius nitrosus). Dieses Mittel wurde seiner heftigen Wirkung wegen nur und sehr furchtsam innerlich, meistens nur in Auflösungen äußerlich gebraucht. Die Erfahrung hat indessen gelehrt, daß es unter die wirksamsten Quecksil-

bermittel gehört und bei gehöriger Vorsicht auch innerlich angewendet werden kann. Wird von dem Quecksilbersalpeter durch die Gewalt des Feuers die Salpetersäure wieder abgetrieben, so bleibt ein glänzend rothes Pulver zurück, welches aus vollkommenem Quecksilberkalk und noch einigem Antheil von Salpetersäure besteht und (mit Unrecht) rother Quecksilberniederschlag, rother Präcipitat (mercurius praecipitatus ruber) genannt wird. Es ist ein ätzendes heftiges Mittel, welches äußerlich zum Wegbeizen von Geschwülsten, Auswüchsen, zur Reinigung venerischer Geschwüre gebraucht wird, dessen innerliche Anwendung aber man erst neuerlich mit großer Behutsamkeit in hartnäckigen venerischen Uebeln gewagt hat. Wird hingegen die Salpetersäure aus der Verbindung mit dem Quecksilber durch das flüchtige Laugensalz weggenommen, so entsteht ein Niederschlag, der erst schwarz, dann grau, zuletzt weiß ausfällt: Black's aschgrauer Quecksilberkalk (mercurius cinereus Blackii). Setzt man das flüchtige Laugensalz nur so lange zu, als der Niederschlag schwarz erscheint, und sammelt diesen besonders, so ist dieß der schwarze Quecksilberkalk (mercurius solubilis Hahnemanni). Hahnemann gab dessen Zubereitung zuerst in einer sehr umständlichen und kostspieligen Methode an, die aber nachher von Göttling vereinfacht worden ist. Beide Mittel sind nichts Andres als unvollkommene Quecksilberkalke, nur daß der zuletzt niederfallende Niederschlag noch einen geringen Antheil von Salpetersäure behält. Des Vorzug des schwarzen Quecksilberkalks besteht in der größern Sicherheit und Milde seiner Wirkung. Er ist aber nicht im Wasser, sondern nur in Essigsäure auflöslich. Die Auflösung des Quecksilbers in Salzsäure geht nur im verkalkten Zustande vor sich; in diesem Zustande hat aber das Quecksilber nähere Verwandtschaft zu der Salzsäure als zu andern Säuren, daher es sich, wenn es in Vermischung zur Salzsäure kommt, aus allen andern Verbindungen trennt und mit dieser vereinigt. Die Verbindung des Quecksilbers mit der Salzsäure gibt das salzsaure Quecksilber (mercurius salitus corrosivus), welches gemeiniglich auch ätzender Quecksilbersublimat (mercurius sublimatus corrosivus) genannt wird. Er ist das schärfste, ätzendste, am schnellsten zerstörende unter den Quecksilbermitteln, und daher eins der allerstärksten Gifte. Er ist ein vollkommenes metallisches Mittelsalz, in 16—20 Theilen kalten und schon in 3 Theilen siedenden Wassers auflöslich. Er wird äußerlich in Auflösungen auf mancherlei Weise, für sich allein und in Verbindung, angewendet. In der Mischung einer Auflösung desselben in Wasser und mit Zusatz von Kalkwasser, dem sogen. phadagänischen Wasser, wird die Säure von dem Kalke weggenommen, das Quecksilber fällt als ein gelber Quecksilberkalk zu Boden. Wird das Quecksilber aus seiner Auflösung in Salzsäure durch flüchtiges Laugensalz abgeschieden, so fällt es als ein weißer Quecksilberkalk zu Boden, dem noch Salzsäure und etwas flüchtiges Laugensalz anhängt, und welcher mercurius praecipitatus albus, weißer Quecksilberniederschlag, weißer Präcipitat genannt wird. Es ist zwar weniger ätzend, als der Sublimat, aber in seiner Wirkung nicht gleichförmig, daher der innerliche Gebrauch nicht sicher. Er wird deßhalb bloß äußerlich in Salben angewendet. Wird die im Sublimat enthaltene Säure mit hinzugesetztem Quecksilber gesättigt, so entsteht ein ganz neues Erzeugniß, dem die Alten den Namen: mercurius dulcis, versüßtes Quecksilber, die Neuern: mildes salz-

saures Quecksilber, gegeben haben. Es wird durch innige Vermischung von 3 Theilen metallischen Quecksilbers mit 4 Theilen ätzenden Quecksilbersublimats durch lang anhaltendes Reiben und nachherige Destillation und Sublimation verfertigt. Es ist im Wasser sehr schwer auflöslich, indem ein Theil davon 1200 Th. Wasser zur Auflösung erfordert. In seiner Wirkung ist es viel minder als der Sublimat, zum innerlichen Gebrauche sehr wirksam, und dabei eins der sichersten Quecksilbermittel. Die ältern Chemiker glaubten, es durch mehrmalige Destillation und Sublimation noch milder zu machen. Wurde es 6 Mal, jedesmal mit dem Zusatze von etwas metallischem Quecksilber, sublimirt, so bekam es den Namen Calomel, calomelas, sehr uneigentlich, weil diese Benennung zuerst dem aethiops mineralis wegen seiner schwarzen Farbe beigelegt wurde, das versüßte Quecksilber hingegen weiß aussieht. Man ließ es auch wohl 12 bis 16 Mal ohne Zusatz von Quecksilber sublimiren und nannte es alsdann Quecksilberpanacee (panacea mercurialis). Durch diese öftere Sublimation wird es aber nicht milder, sondern wieder schärfer und ätzender. Die Verbindung des Quecksilberkalkes mit Phosphorsäure gibt das phosphorsaure Quecksilber, das im Wasser unauflöslich und ein mildes Quecksilbersalz ist, das, wie die andern milden Quecksilbermittel, zum innern Gebrauch angewendet werden kann. Es wird indessen durch jene Mittel überflüssig, ebensowie das essigsaure und weinsteinsaure Quecksilber, welche beide sonst die Grundlage verschiedener Geheimmittel gegen die venerische Krankheit ausmachten, jetzt aber ziemlich in Vergessenheit gekommen sind. — Wirkungen des Quecksilbers auf den menschlichen Organismus. Zwar hat jedes der angeführten Quecksilbermittel eine verschiedene Wirkung auf den menschlichen Körper, und diese Verschiedenheit hängt von dem Grade der Stärke ab, worin der Sauerstoff oder die Säure mit dem Metalle verbunden ist; demungeachtet haben sie alle eine gemeinschaftliche Wirkung; sie zeigen alle, in den Körper aufgenommen, die Tendenz, die Cohäsion der organischen Fiber mehr oder weniger aufzuheben, und den plastisch-bildenden Proceß des Organismus zu schwächen und zu beschränken; zugleich besitzen sie eine bedeutende Kraft, das Speicheldrüsensystem zu erregen und zu bethätigen. Werden die schärferen Quecksilbersalze, in gehörig concentrirter Form und in hinlänglicher Dosis mit dem Körper in Berührung gebracht, so wirken sie ätzend und zerstörend; aus diesem Grunde erregen die Quecksilbersalze unter den angegebenen Bedingungen im Magen Entzündungen und tödten schnell durch Brand. In kleineren Dosen und in längerer Zeit gebraucht, bewirken die Quecksilbersalze sowohl als die Quecksilberkalke eine Verminderung der organischen Cohäsion und Beschränkung der plastisch-bildenden Kraft des Organismus. Nach einer anhaltendern Anwendung der Quecksilbermittel schwellen das Zahnfleisch, die Zunge und die innern Bekleidungen der Wangen an; diese Theile werden in einen gereizten Zustand versetzt, erhalten einen höhern Wärmegrad; es entsteht ein metallischer Geschmack, der Athem wird übelriechend, und die Speichelsecretion vermehrt, oft so vermehrt, daß der Kranke im Tage mehre Pfunde Speichel verliert. Wird bei diesen Erscheinungen der Gebrauch des Quecksilbermittels noch fortgesetzt, so entsteht endlich das Mercurialfieber; es erfolgen Absonderungen der innern Haut, das Zahnfleisch wird locker, die Zähne fallen aus, es kommen Geschwüre im Munde und auf der Oberhaut vor, der Speichel

wird so enorm vermehrt, daß Alles sich in denselben aufzulösen droht, die Bildungsthätigkeit wird gänzlich vernichtet, es bilden sich Wassersuchten, die den Tod im Gefolge haben. Mit Vorsicht und unter sichern Indicationen angewandt, werden daher die Quecksilbermittel in den Krankheiten von vortrefflichem Nutzen seyn, die auf einer abnorm-erhöhten Cohäsion, und auf einem unregelmäßig bethätigten Bildungsproceß des Körpers beruhen; als bei Entzündungen im Stadium der Ausschwitzung, bei abnormen Bildungen der Haut, als den Flechten, den Krätzen, in Krankheiten des lymphatischen Systems, als bei angeschwollenen und verhärteten Drüsen. Ein specifisches Mittel ist es bei venerischen Krankheiten. Als ein das Lymphsystem erregendes Mittel wird es ebenfalls gegen Wassersuchten mit Vortheil angewandt. Einige Aerzte haben es sogar in der Wasserscheu und in Krampfkrankheiten empfohlen.

Quedlinburg, ein ehemaliges, von dem deutschen Könige Heinrich I. zwischen 932 und 936 errichtetes fürstl. Damenstift, zwischen Halberstadt und Anhalt gelegen, dessen seit 1539 lutherische Aebtissin ein Reichsstand war und auf der rheinischen Prälatenbank Sitz und Stimme hatte, enthielt auf 2 QM. 15.000 Ew. und stand unter brandenburg. Stiftshauptmannschaft und Erbvogtei oder Schutzgerechtigkeit, die 1697 von Kursachsen an Brandenburg für 300.000 Thlr. verkauft wurden. Der König von Preußen hielt daher Garnison in der Stadt, erhob Accise, Service, ließ sich den Huldigungseid leisten rc. und hielt zur Besorgung dieser Gegenstände einen Stiftshauptmann, welcher unmittelbar von den höchsten Landescollegien zu Berlin abhing. Die Aebtissin aber (deren Einkünfte auf 30.000 Thlr. geschätzt wurden) hatte ihre Regierungskammer, ihr Consistorium rc. Seit 1704 entstanden Streitigkeiten, weil sich das Capitel die alte Wahlfreiheit nicht nehmen lassen und der König von Preußen ohne seine Genehmigung keine Aebtissin oder Stiftsperson anerkennen wollte; diese wurden 1802 dadurch geendigt, daß das ganze Stift mit seinen Besitzungen als Entschädigung an Preußen kam. Die letzte Fürstin-Aebtissin, seit 1787, Sophie Albertine, eine Schwester des verst. Königs Karl XIII. von Schweden, starb im Frühjahr 1832. — Quedlinburg (Klopstocks Geburtsort), gegenwärtig im Kreise Aschersleben, Reg.-Bez. Magdeburg, preuß. Provinz Sachsen, eine mit Mauern umgebene Stadt, liegt am Vorharz an der Bode, von der ein Arm die Stadt in Alt- und Neustadt theilt. Sie hat außerdem noch 4 Vorstädte, 5 evangel. Hauptkirchen, 2 Hospitalskirchen, ein Rathhaus in der Altstadt, welches viele Sehenswürdigkeiten enthält, 6 Hospitäler, Waisenhaus, Gymnasium, Taubstummeninstitut, 1680 Häuser und 12.500 Einw., welche theils Fabriken in Wollenzeuchen und Leinwand, Hutfabrication, wichtige Branntweinbrennereien mit Schweinmastung und Bierbrauereien, Oelraffinerie, Seifsiederei, Birkwasserbereitung u. dgl. treiben, theils Handel mit Vieh, Korn, Flachs und Gartenfrüchten unterhalten. In der Vorstadt Westendorf, auf einem hohen Felsen, liegen die Gebäude der vormaligen Frauenabtei, mit der schönen von Heinrich I. erbauten Stiftskirche, einer Bibliothek und den Grabmälern des deutschen Königs Heinrich I. und seiner Gemahlin Mathilde. In diese Probstei wurde 1825 die von Hoyer zu Aschersleben gestiftete Rettungsanstalt für arme Waisen und Verbrecherkinder verlegt. Quedlinburg ist der Sitz der Kreisbehörde, sowie eines Land- und Stadtgerichts erster Classe. Außerhalb der Stadt ist der Brühl, ein Lustwäld-

chen, wo in Folge der am 2. Juli 1824 zu Quedlinburg begangenen Säcularfeier von Klopstock's Geburt, dessen Büste am 7. Juli 1831 aufgestellt wurde. In der Nähe der Stadt sind 2 eisenhaltige Gesundbrunnen, Gyps- und Steinbrüche und eine Bleiweisfabrik. Vergl. Fritsch's „Geschichte des vormaligen Reichsstifts und der Stadt Quedlinburg" (Quedlinburg 1828, 2 Bde.).

Quellen, die Ausflüsse des unter der Erdoberfläche befindlichen Wassers. Sie bilden bei ihrem Fortgange über die Erdoberfläche Bäche, durch Vereinigung von mehren derselben Flüsse, und endlich Ströme, die dem Meere Ersatz zuführen für die täglich durch Ausdünstung verloren gehende Wassermasse. Der größte Theil des atmosphärischen Wassers schlägt sich auf Höhen und Bergen nieder, theils weil die wärmere Luft der Thäler, sumpfigen Stellen und Seen, wenn sie an den Abhängen der Berge emporsteigt, dort abgekühlt wird und ihr Wasser in Gestalt eines gelinden, aber fortwährenden Thaues absetzt; theils deßhalb, weil die Wolken sich um hohe Punkte mehr zusammenziehen und Regen da absetzen, während das unten liegende flache Land gutes Wetter hat. Das auf Bergen gesammelte Wasser rinnt theils an ihrer Oberfläche herab und bildet Bäche, theils senkt es sich in die kleinen Klüfte derselben und zieht sich hier in die Tiefe. Am deutlichsten sieht man diesen ersten Ursprung der Quellen in Bergwerken. Die Berge sind im Innern nach allen Richtungen zerklüftet und in geringer Tiefe unter Tage träufelt das Wasser aus diesen kleinen Klüften in allen Punkten hervor; allenthalben hört man das Fallen der Tropfen, und dieß vermehrt sich, je tiefer man kommt, sodaß man in allen Gruben Pumpenwerke zu erhalten genöthigt ist, um diese Tagewasser zu gewältigen. Da diesem hineindringenden Wasser immer anderes nachfolgt, dessen Schwere es mitzutragen hat, so sucht es sich allenthalben durch die Klüfte Wege nach unten, bis es endlich auf eine Stelle kommt, wo es verhindert wird, tiefer niederzusinken, und wahrscheinlich sind die Klüfte der Berge so weit mit Wasser gefüllt, als dieses einzudringen vermag, oder so weit die Klüfte hinlänglich warm sind, um das Wasser in tropfbar flüssiger Gestalt zu enthalten. Die Schwere der in den Klüften auf das untere Wasser drückenden Wassersäule preßt dieses nach den Thälern und niederen Gegenden hin, durch Lager von Sand und Erde, wobei sich das Wasser eine oder mehre Rinnen aushöhlt, aus welchen es entweder zugleich, oder einzeln auf gewissen Stellen hervorbricht und Quellen bildet. Nach der verschiedenen Gestaltung und Fortsetzung der Berge unter der Erdoberfläche können diese Quellen dem Berge, in welchem sie entspringen, entweder nahe liegen, oder entfernter von ihm hervorbrechen. Man hat diese Ansicht von der Entstehung der Quellen um deßwillen verwerfen wollen, weil der eigentliche Erdboden selbst schon etwas Wasser durch sich hindurch läßt. Man grub z. B. ein großes Faß in den Erdboden ein, von dessen Boden aus man ein dünnes Röhrchen in einen tiefen Keller niederleitete und fand niemals, selbst nach dem stärksten Regen nicht, daß etwas Wasser durch dieses Röhrchen durchgegangen wäre. Dagegen ist aber zu erinnern, daß es hauptsächlich die Berge sind, welche den Quellen den Ursprung geben und daß der Erdboden, ob er gleich unter seiner Rinde allenthalben feucht ist, dennoch sein Wasser stets zurück behält, ohngefähr so, wie ein Schwamm. In gegrabenen Brunnen hingegen sammelt sich das Wasser allmälig aus den benachbarten Erd-

schichten; sie füllten sich langsam und der Wasserspiegel bleibt tief unter der Oberfläche des Bodens, je nachdem die Erdschichten mehr oder weniger reich an Wasser sind. — Die Quellwasser haben unter einerlei Klima auch fast immer einerlei Temperatur. Die Ursache dieser unveränderlichen Temperatur ist, daß die Erdrinde, wenn sie einmal bis zu einem, der wärmenden Kraft der Sonnenstrahlen in jedem Breitengrade entsprechenden Wärmegrade erwärmt ist, im Sommer zu keiner bedeutenden Tiefe weiter erwärmt; auch im Winter nicht weiter abgekühlt werden kann, sondern bis zu einem gewissen Abstande vor der äußern Kruste eine Art von Mitteltemperatur behält, die nachher nach dem Innern der Erde zu sehr allmälig abnimmt. Die hervorbrechenden Quellwasser behalten diese Temperatur mit unbedeutenden Veränderungen bei, je nachdem sie eine längere oder kürzere Strecke durch die oberste, von der Wärme der Atmosphäre unmittelbar mehr abhängige Erdkruste durchlaufen. Heiße Quellen erhalten ihre Wärme von feuerspeienden Bergen, oder wenn sie nicht in der Nähe solcher liegen, scheinen sie dieselben entweder von vulkanischen, die noch nicht ausgekühlt und deren obere Oeffnungen durch spätere Erdrevolutionen, mit Zurücklassung von Basaltbimssteine und Lavamassen, zerstört worden sind — oder auch von langsam sich zersetzenden schwefelhaltigen Lagern — zu erhalten. Im erstern Falle enthalten die Wasser eine große Menge Kohlensäure; im letztern riechen sie nach Schwefelwasserstoffgas. Auf ihrem Wege durch die Spalten der Berge und durch die innere Erdmasse lösen die Quellwasser eine Menge Stoffe auf, womit sie bei ihrem Hervorbrechen über Tage verunreinigt sind. Diese Stoffe sind Kieselerde, unterschiedliche Salze und Säuren, auch Extractivstoff, den sie beim Durchdringen durch die oberste Erdrinde aus der Dammerde aufnehmen. Auf welche Weise das Wasser damit geschwängert werde, ist bis jetzt noch nicht ausgemittelt; denn manche Quellen enthalten gewisse Stoffe so reichlich, daß die Umgebungen des Laufes der Quellen sie unmöglich auch nur auf ein paar Monate lang mit einem solchen Vorrathe versehen könnten. Alle Quellwasser enthalten in größerer oder geringerer Menge eine flüchtige Säure, Kohlensäure genannt, und außerdem unterschiedliche, in einem Ueberschusse dieser Säure aufgelöste Erdarten, insbesondere Kalk- und Talkerde; bisweilen auch oxydirtes Eisen und oxydirtes Mangan. Läßt man Quellwasser einige Zeit offen an der Luft stehen, so verflüchtigt sich der Ueberschuß jener Säure allmälig und die Erd- und Metallsalze schlagen sich darin nieder und ihr Wasser verliert beim Fortrinnen seine Kohlensäure, sodaß man in Bächen und in den aus ihnen entstehenden Flüssen und Seen nicht die mindeste Spur von den sauren kohlensauren Salzen findet, welche das Quellwasser enthält. In Rücksicht der Wassermenge, welche die Quellen liefern, theilt man sie in gleichförmige und periodische. Die erstern geben mehrentheils zu allen Zeiten immer gleich viel Wasser; die letztern wechseln ab, indem sie bald schwächer, bald stärker fließen; manche versiegen zu gewissen Zeiten ganz. Auch findet man hier und da Quellen, welche stundenweise ab- und zunehmen. Die Quelle von Fonsanche bei Nismes fließt täglich etwas über 7 St. und setzt an 5 St. aus. Die von Colmars in der Provence setzt allemal in der 7. Minute aus. Ihr Wasserstrahl hat die Dicke eines Arms und ward 1755 bei dem großen Erdbeben, welches Lissabon zerstörte, in eine beständig fließende Quelle verwandelt.

Erst 1763 fing sie wieder an auszusetzen. In der Schweiz findet man mehre aussetzende Quellen. Man leitet diese Erscheinung mit der größten Wahrscheinlichkeit von kleinen Berghöhlen oder Wasserbehältern her, die sich von oben anfüllen und seitwärts durch heberförmige Röhren oder Canäle wieder leeren. Die Heber leeren die Behälter nur bis an die wagrechte Fläche ihres Verbindungspunktes aus, hören dann auf zu fließen und fangen erst wieder an, wenn der Schenkel am Behälter bis auf seinen höchsten Punkt gefüllt ist. Bei stärkerm Zuflusse, z. B. nach heftigem Regen, muß natürlich die Zwischenzeit verkürzt werden. Gibt es in dem Behälter einen heberförmigen Canal, der das Wasser von der Quelle ab nach einem andern Orte führt, so kann eine solche bei trockenem Wetter fließen und beim Regen still stehen. Auf Island finden sich einige Quellen, die ihr Wasser nur stoßweise von sich geben, wobei wahrscheinlich unterirdische Dämpfe wirken. In Frankreich will man in manchen Küstengegenden Quellen bemerkt haben, bei denen sich der Einfluß der Ebbe und Fluth äußert.

Querpfeife (piffaro), ein musikalisches Instrument, das die Gestalt einer Flöte und dieselbe Intonirung hat, sich aber von ihr unterscheidet, daß sie überall gleich weit ist; sie hat keine Klappe, ist viel kleiner und steht um eine Octave höher, Octavflöte, hat auch einen ungleich schärfern und schreiend durchdringenden Ton. Ihr Umfang geht vom zweigestrichenen bis zum viergestrichenen d. Jetzt wird sie häufig im vollen Orchester und zwar nicht bloß bei militairischer Musik gebraucht.

Querstand, unharmonischer, nennt man die fehlerhafte Fortschreitung von 2 Stimmen, in welcher ein Ton der einen Stimme unmittelbar darauf in der andern durch ein chromatisches Zeichen verändert vorkommt, z. B. h d.
g b

Quesnay (François), Leibarzt Ludwigs XV., Akademiker, war 1694 geb., widmete sich der Chirurgie und Medicin, und übte dieselben in Paris mit großem Erfolge aus, bis er als Leibarzt in die Dienste des Königs trat, der ihn sehr hoch schätzte und ihn nur „seinen Denker" nannte. Er ist berühmt als Urheber oder wenigstens als eifriger Beförderer des physiokratischen Systems (vgl. d.), welches, fast gleichzeitig mit der Encyklopädie, also um die Mitte des vorig. Jahrh., die öffentliche Meinung in Frankreich auf nothwendige Reformen in der Staatswirthschaft aufmerksam machte. Quesnay schrieb darüber, in Verbindung mit Mirabeau (dem Vater): „Elémens de la philosophie rurale" (1768, 12.). Außerdem verfaßte er mehre chirurgisch-medicin. Schriften. Er starb den 16. Dec. 1774. S. über ihn und sein System Laharpe im „Cours de littérature" (14. Bd.).

Quetschung ist eine Verletzung irgend eines Körpertheiles durch eine mehr stumpf als scharf schneidend wirkende äußere Gewalt, bei der die Cohäsion der organischen Fiber geschwächt und ihre Thätigkeit gelähmt wird, ohne ihren Zusammenhang zu trennen. Der Grad der Quetschung hängt von der Stärke der äußern Gewalt und der Lage des beschädigten Theils, ob er auf Knochen liegt oder nicht, ab. Weil bei der Quetschung der Ton der thierischen Faser gelähmt wird, und auch oft kleinere Gefäße zerrissen werden, so treiben die umliegenden gesunden Theile die Säfte in die gequetschten Theile, wo sie stagniren, und die zerrissenen Gefäße ergießen ihr Blut ins Zellgewebe; daher die

Geschwulst bei der Quetschung, die bald dunkelblau, bald braun, bald gelblich nach der Größe der Quetschung ist, daher auch die Entzündung, die oft ihre Folge ist. Zur Heilung gehört die Beseitigung der etwaigen Entzündung durch antiphlogistische, und später die Bethätigung der Resorbtion der ergossenen Säfte durch reizende Mittel.

Quevedo Villegas (Don Francisco de), berühmter spanischer Literator, geb. 1570 zu Madrid, studirte zu Alcala de Henares und erwarb sich große Kenntnisse in der latein., griech., hebr., arab. und italien. Sprache. Schon in seinem 23. J. stand er mit Justus Lipsius u. a. berühmten Gelehrten in Briefwechsel. Außer den Sprachen umfaßte er die Theologie, Rechtskunde, Medicin und Philosophie, weil er keine einzelne Wissenschaft zu seinem Brotstudium machen wollte. Um ganz den Musen zu leben, schlug er die ihm angebotenen Aemter aus. Wegen eines Duells, in welchem er seinen Gegner gefährlich verwundet hatte, flüchtete er nach Italien, wo er sich durch wichtige Dienste die vertraute Freundschaft des Herzogs von Ossuna, Don Pedro Giron, Vicekönigs von Neapel, erwarb. Sodann besuchte er Süddeutschland und Frankreich. Nach Spanien zurückgekehrt, mußte er die Ungnade des Herzogs theilen, wurde auf seinem Landgute La Torre de Juan gefangen gehalten und bekam erst nach 3 Jahren seine Freiheit wieder. Um seiner geschwächte Gesundheit abzuhelfen, bereiste er Spanien und hielt sich dann auf seinem Landgute auf, wo er wahrscheinlich die „Werke des Baccalaureus de Torre" schrieb. Er begnügte sich mit dem Titel eines Secretairs Philipps IV. 1634 verheirathete er sich mit einer Schwester des Bernardo de Cabra, Erzbischofs von Albarazin, die er aber nach einigen Jahren wieder verlor. Er zog sich daher noch mehr von der Welt zurück und beschränkte sich auf den Umgang mit wenigen Freunden. 1641 zog ihm der Neid seiner Nebenbuhler, die ihn für den Verfasser eines satyrischen Gedichts gegen die Regierung ausgaben, eine neue Verfolgung zu. Der Minister Olivarez ließ ihn in das königl. Kloster von St.-Marcus de Leon einsperren. Als man ihm 1643 die Freiheit wieder gab, zog er sich auf seine Besitzung Juan Abad zurück, um seine Gesundheit wiederherzustellen; allein seine Kränklichkeit nahm immer mehr zu und nöthigte ihn, wirksamere Hülfe zu Villa nueva de los Infantes zu suchen, wo er aber bald nach seiner Ankunft 1645 starb. Quevedo's Werke sind von dem mannigfaltigsten Inhalt. Sein „Leben des h. Paulus", seine „Politik Gottes" und „Die Regierung Christi", sowie seine Abhandlung über die Vorsehung zeigen, daß er die Reize der schönen Künste mit dem hohen Geiste der heil. Schrift zu verbinden verstand. In seinen heroischen Poesien herrscht Kraft und Erhabenheit der Gedanken; Schönheit und Sanftmuth zeichnen seine lyrischen Gedichte aus; Leichtigkeit, Witz und feiner naiver Scherz seine heitern poetischen Erzeugnisse. Seine prosaischen Schriften behandeln entweder Gegenstände der Moral und Religion (s. oben), oder burleske Stoffe, welche die Ergüsse seiner Satyre und Laune enthalten. Die letztern haben ihm eigentlich einen Namen im Auslande gemacht, vorzüglich seine „Suenos y discursos", deutsch von Philander von Sittewald (vgl. Moscherosch) (Strasb. 1645), und sein „Gran Tacano", der erste komische Roman in derjenigen Gattung, welche die Spanier Bettlerromane nennen. Er ward verdeutscht von Georg Keil u. d. T.: „Geschichte und Leben des Erzschelms, genannt Don Paul ꝛc." (Leipz. 1826). Auch hat Quevedo

den Anakreon, des Epiktet „Enchiridion" u. a. griech. Classiker trefflich in spanische Verse übersetzt. Seine sämmtlichen Werke sind in Spanien mehrmals wieder gedruckt worden; auch in Brüssel erschien 1660 und 1670 eine Ausgabe in 3 Bdn., 4.

Quiberon, Marktflecken und Hauptort eines Canton im franz. Departement Morbihan, Bezirk L'Orient, auf einer schmalen und langen Halbinsel gleiches Namens, die zwei kleine, seichte, mit Batterien besetzte Häfen hat; mit 1950 Einwohnern und Sardellenfischerei. Quiberon hat sich durch das unglückliche Schicksal, was dort einen Haufen franz. Ausgewanderter traf, in der letzten Zeit berühmt gemacht. Im Jahre 1795 im Juni rüstete England aus den dort befindlichen Emigranten und aus franz. Kriegsgefangenen, die mit Gewalt zum Kriegsdienst gezwungen wurden, eine Expedition aus, um die Chouans zu unterstützen. 7—800 Mann war diese erste Abtheilung stark, die man durch die auf den Inseln Jersey und Guernsey befindlichen Truppen bis auf 10.000 zu verstärken hoffte. Während diese an die Küste von Bretagne landeten, sollte zu gleicher Zeit die am Oberrheine stehende Armee des Prinzen von Condé durch die Departements des Jura und des Doubs einen Einfall in Frankreich versuchen; allerdings ein sehr gewagtes, weitaussehendes Unternehmen! Unter dem Schutze einer engl. Kriegsflotte segelten indessen die zur Landung bestimmten Fahrzeuge aus England ab, die franz. brester Flotte, die sich ihrer Ueberfahrt widersetzen wollte, ward auf der Höhe von L'Orient von Lord Bridport geschlagen und nach Brest zurückzukehren gezwungen, wenige Tage darauf aber lief der Commodore Warren mit dem Geschwader, welches die Ausgewanderten führte, ungehindert in den Meerbusen von Quiberon ein und schon am nächsten Tage war der ganze Heerhaufen, unter Hervilly's Befehlen, zwischen Crac und Carnac ans Land gesetzt; gleichzeitige Bewegungen mehrer Haufen der Chouans unter Puisaye hatten die Landung erleichtert und die Verbindung zwischen der Halbinsel von Quiberon und den Städten Auray und Vannes abgeschnitten. Zwar waren schon auf der See Meuterien unter den franz. Kriegsgefangenen ausgebrochen, die unter den Ausgewanderten dienten, dennoch schien anfangs der Erfolg das kühne Unternehmen zu begünstigen. Mit etwa 1500 Chouans vereinigt, eroberten die Gelandeten das nur von 300 Mann vertheidigte Auray und besetzten die Halbinsel von Quiberon sowie das Fort Penthievre, welches den Eingang in dieselbe vertheidigt. Auf die erste Nachricht von der erfolgten Landung hatte der Wohlfahrtsausschuß Hoche'n zum Oberbefehlshaber der Küstenarmee von Brest ernannt, und sobald Tallien (s. d.) als Bevollmächtigter des Convents mit beträchtlichen Verstärkungen bei derselben eingetroffen, sahen sich schon in den nächsten Tagen die Gelandeten von allen Seiten auf der Halbinsel von Quiberon eingeschlossen. Schon hatten dieselben in wiederholt vergeblichen Angriffen auf die Linien von Hoche einen empfindlichen Verlust erlitten, als Verrätherei und Uneinigkeit unter den Anführern selbst, vornehmlich aber die Unfähigkeit Hervilly's ihre Niederlage beschleunigte. Ein nächtlicher Angriff gegen das republik. Lager bei St.-Barbe mißlang, Hervilly selbst ward sehr schwer verwundet, der junge Graf v. Sombreuil übernahm statt seiner den Oberbefehl. Schon hatten sich die Chouans zum Theil wieder entfernt, als wohl bekannt mit der Stimmung eines großen Theiles der gelandeten Mannschaft, die nur eine Gelegenheit

zum Abfalle suchte. Hoche hatte in der Nacht das Fort Penthievre beinahe ohne alle Widerstand erobert, und mit Tagesanbruch griffen die auf der Halbinsel zerstreuten Ausgewanderten und Chouans von allen Seiten an. Sogleich ging ein Theil der Truppen zu den Angreifern über; Puysaye mit den noch übrigen Chouans und etwa 2000 der Ausgewanderten entflohen mühsam auf die engl. Schiffe, nur Sombreuil setzte noch eine Zeitlang den Kampf mit großer Entschlossenheit fort. Endlich jedoch, durch die Menge der Feinde überwältigt, sah er sich, gegen ein mündliches Versprechen Hoche's, das Leben seiner Mannschaft zu schonen, — sich selbst hatte er edelmüthig ausgenommen — zur Uebergabe gezwungen, und selbst die Sieger ehrten seine Tapferkeit. Sämmtliche Gefangene wurden nach Auray geführt. Allein umsonst suchte Hoche die Unglücklichen zu retten, öffentlich widersprachen Tallien und Blad, die Abgeordneten des Convents, dem Vorhandenseyn einer Capitulation, und ein zu Vannes niedergesetztes Kriegsgericht verurtheilte sämmtliche, mit den Waffen in der Hand gefangen genommene Ausgewanderten zum Tode. In den ersten 4 Tagen allein belief sich die Zahl der Hingerichteten auf 188. Unter diesen befand sich der Graf von Sombreuil und der Bischof von Doll. Beide starben mit dem Muthe der Helden. Der Graf v. Sombreuil, 28. J. alt, war einer der schönsten Männer in Frankreich und zugleich einer der bravsten. 1789 hatte er, 22 J. alt, durch seine Entschlossenheit seinen Freund, Jules v. Polignac, aus den Händen des mordsüchtigen Pöbels errettet. Er ging hierauf in preuß. Dienste, focht mit ausgezeichneter Tapferkeit in den Feldzügen von 1792—94, und erhielt den preuß. Verdienstorden. Sein Vater, ein ehrwürdiger Greis, und sein jüngster Bruder starben in der Schreckenszeit auf dem Blutgerüste. Er selbst, der mit seinem Leben den Rückzug seiner Gefährten und ihre Rettung gesichert, und großmüthig sich selbst zu retten sich geweigert hatte, flößte durch seine Jugend und Schönheit den Kriegern, die das Bluturtheil an ihm vollziehen sollten, ein Zittern der Ehrfurcht ein, sodaß sie ihn in die Schulter trafen. Sombreuil blieb stehen und sagte: „O so endigt doch, ich bitte endigt!“ Da fiel der junge Held, ein blutiger Zeuge der Raserei des Bürgerkriegs. Ein Denkmal ward hier am 15. Oct. 1829 eingeweiht. Die „Mém. sur l'expédition de Quibéron“, von einem Augenzeugen, Villeneuve-Laroche-Barnaud (2. A., Paris 1824), sind einseitig und leidenschaftlich. Die „Mém. du Comte de Vauban“ über den Vendeekrieg sind wahrhaft historisch und sehr anziehend.

Quick, oft so viel als Quecksilber; bei Metallarbeitern das in Scheidewasser getödete Quecksilber, womit sie den Grund zur Vergoldung auf dem Messing legen. — Quickmühle, so viel als Amalgamirmühle, s. Amalgama.

Quietismus, eine mystische Lehre, deren Hauptgrundsatz es war, daß man sich selbst vernichten, um mit Gott in Verbindung treten zu können, und dann in einer vollkommen ruhigen Gemüthslage, in steter Beschaulichkeit, verharren müsse. Michael Molinos, ein span. Weltpriester, begründete sie durch seine Schrift, „Der geistliche Wegweiser“ („Guida spirituale“). Sie gab die Veranlassung, seine Lehre (von quies, Gemüthsruhe) Quietismus zu nennen. Er fand viele Anhänger 1680, und seine Meinungen, die für die menschliche Vernunft so demüthigend sind, machten in Rom ein solches Aufsehen, daß der Papst Innocenz XI.

1687 eine Untersuchungscommission niedersetzte, auf deren Gutachten er Molinos's Lehre verdammte, dessen Schriften verbrennen ließ und ihm selbsten auferlegte, öffentlich zu widerrufen. Molinos folgte dem Ausspruche des Papstes. Inzwischen hatte der Streit, den der Jansenismus (s. Jansen) in Frankreich erregte, die Geister zu ähnlichen theologischen Untersuchungen empfänglich gemacht, und der Quietismus wurde mit in den Kreis des Kampfes gezogen. „Der Streit über den Quietismus", sagt Voltaire, „gründete sich auf jene Ausschweifungen des Geistes und jene theologischen Subtilitäten, die keine Spur in dem Gedächtnisse der Menschen zurückgelassen haben würden, wenn nicht zwei berühmte Nebenbuhler sich gegenüber gestanden hätten. Ein Weib, ohne Ansehen, ohne Geist, die bloß eine überspannte Einbildungskraft besaß, verwickelte die beiden größten Männer der gallicanischen Kirche in einen Streit. Sie hieß Bouvier de la Mothe, war 1648 zu Montargis geboren, und hatte den Sohn des Erbauers des Canals von Briare, Guyon, geheirathet, daher sie als Mad. Guyon bekannt ist. Sie wurde bald Witwe, und jung, reich, schön, dabei eine starke Schwärmerin, warf sie sich in die religiöse Mystik. Ihr Beispiel, ihre Betstunden, ihre mystischen Schriften und die Bemühungen ihres geistlichen Führers, des Barnabiten Lacombe, erwarben ihr viele Anhänger, und zogen zugleich die Augen des Klerus auf sich. Sie und Lacombe kamen 1687 nach Paris und predigten; sie selbst hielt sich für die schwangere Frau in der Apokalypse, und sagte von sich, sie sey von der Gnade so übermäßig gefüllt, daß sie fast bersten und ihre Kleidungen lüften müsse, wo dann Gnadenfülle auf ihre Umgebungen ausströme. Der Erzbischof von Paris, von Harley, wirkte einen Befehl aus, den Lacombe als ihren Verführer zu verhaften und sie in ein Kloster zu sperren. Mad. Maintenon, welche auch Hang zur religiösen Schwärmerei hatte, verschaffte ihr die Freiheit wieder und verstattete ihr sogar den Zutritt zu ihren Betstunden zu St. Cyr. Hier lernte sie Fenelon (vergl. d.) kennen, und weil er in ihr eine Geistesverwandte zu erblicken glaubte, so schloß er sich ihr an. Er vertheidigte sie und ihre Schriften in seiner „Explication de Maximes des Saints sur la vie intérieure" (1697). Bossuet (s. d.) trat gegen diese „Maximen" in die Schranken, und der Streit spaltete Stadt und Hof in Parteien. Beide schickten ihre Werke dem Papst Innocenz XII. zur Prüfung. Es erfolgte ein Breve, in dem der Papst 23 Sätze der „Explication" für irrig erklärte. Fenelon's Sanftmuth und Unterwürfigkeit brachten aber den Gegner um die Früchte des Sieges: er bestieg die Kanzel zu Cambrai, verurtheilte selbst sein Werk und verlangte von seinen Anhängern, es nicht zu vertheidigen. Mad. Guyon kam zwar wieder in die Bastille, wurde aber bald befreit; sie zog sich nach Blois zurück und starb dort 1717". Der Zeitgeist, welcher damals eine andere, nicht religiöse Richtung erhielt, drängte den Quietismus in die Vergessenheit zurück. — Die Lehre des Molinos ist übrigens nicht neu; schon die alten Braminen und Gymnosophisten ergaben sich ganz der Beschaulichkeit und glaubten den höchsten Zweck des Menschen in der gänzlichen Ertödtung aller Gemüthsaffecte und Leidenschaften zu finden und setzten in die vollkommene Ruhe das höchste Glück. Nach dem h. Hieronymus schrieb Eugarius, Diakon der Kirche zu Konstantinopel, Grundsätze, die beabsichtigten, den Menschen von allen irdischen Gemüthsbewegungen zu befreien. Aehnliches lehrte Molinos. „Der himmlische

Bräutigam", sagt er, „hebt alle Kräfte der Seele auf, wiegt sie in einen süßen und ruhigen Schlaf ein, und in diesem Schlummer genießt sie eine unaussprechliche Ruhe, ohne zu wissen, worin ihr Genuß besteht". „Nach Molinos's Lehre — sagt de la Bruyere in seinen „Dialogen über den Quietismus" — muß eine Seele, die mit der geistigen Gnade erfüllt ist, gleichgültig gegen Alles, es mag den Körper, die Seele, die zeitlichen oder ewigen Güter betreffen, seyn; sie muß das Vergangene vergessen, die Zukunft und die Gegenwart der Vorsehung Gottes überlassen; sie muß der göttlichen Einwirkung sich so ganz hingeben, daß sie ohne Bewußtseyn handle und aufhöre, eine Person zu seyn. Sie muß außer Gott nichts fühlen, nichts sehen, nichts erfassen und denken." — Aus diesen Bruchstücken der quietistischen Lehre wird man leicht einsehen, daß ein solcher gehaltloser und übermystischer Mysticismus, der zu einer dumpfen, gedankenlosen, geistigen Oede führte und den Menschen zum Nichts herunterwürdigte, sich nicht lange halten konnte und bald in Vergessenheit gerathen mußte. S. „Das Leben der Frau Guyon, von ihr beschrieben, a. d. Franz. übers. von Frau H. v. Montenglaut" (3 Thle., Berlin 1826).

Quin (James), ein berühmten engl. Schauspieler, geb. zu London 1693. Durch einen sonderbaren Zufall ward Quin unehelich geboren. Sein Vater, ein Irländer, hatte die Frau eines Mannes, den man seiner langen Abwesenheit wegen für todt hielt, geheirathet. Dieser aber kam in die Heimath zurück und erhielt nach den Gesetzen seine Frau wieder. Der junge Quin studirte zu Dublin, aber ohne großen Nutzen. 1710 starb sein Vater und Quin befand sich ohne Vermögen in einer sehr üblen Lage. Die Noth zwang ihn im 21. Jahre auf die Bühne zu Dublin zu treten. Ein Freund, der seine großen Fähigkeiten für dieß Fach erkannte, rieth ihm nach London zu gehen. Quin reiste mit Empfehlungsschreiben ab und wurde am Theater von Drurylane angestellt. Sein Talent wurde anfangs nicht erkannt; den ersten Beifall errang er sich in der Rolle Bajazet im „Tamerlan". Dieß erweckte den Neid, und Quin'n wurden viele Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Hierüber aufgebracht, ging er 1713 zum Lincoln's-Inn-Theater über, dessen Zierde und Hauptstütze er 17 Jahre hindurch war. Als 1732 das Theater von Covent-Garden geöffnet wurde, nahm Quin bei ihm Engagement. Zwistigkeiten mit der Direction bewogen ihn aber, sich wieder mit der Gesellschaft von Drurylane zu verbinden. Hier blieb er, bis 1771 Garrick auftrat und durch seinen Glanz Quin'n beschattete. Quin's eitles Gemüth vermochte diese Verdunklung nicht zu ertragen, er ging deßwegen nach Bath und schrieb seinem Directeur: „Ich bin in Bath"; dieser antwortete ihm ebenso lakonisch: „Bleiben Sie da und gehen sie zum Teufel". Quin's leicht reizbarer und leidenschaftlicher Charakter brachte ihn in manche Mißhelligkeiten. Uebrigens bewies er bei mehren Gelegenheiten, daß er ein gutes Herz besaß. Thomson, mit dem er in keiner nähern Verbindung stand, wurde einer Schuld von hundert Pfund wegen verhaftet. Quin half ihm damit aus. Als er den Prolog des Trauerspiels „Coriolan", welches nach dem Tode Thomson's auf dem Theater von Covent-Garden aufgeführt wurde, sprach, konnte er sich der Thränen nicht enthalten. Quin's Fach waren im Trauerspiele die ernsten, würdevollen, mannhaften und sententiösen Rollen, und im Lustspiele die, welche durch einen sarkastischen Humor sich auszeichnen, als Falstaff, Volpone rc. 1753

verließ Quin die Bühne und lebte von der Zeit an meist zu Bath, wo er 1766 starb. Er wurde in der Kathedrale zu Bath beigesetzt, und Garrick, der später sein Freund geworden war, verfaßte eine poetische Inschrift für sein Grabmal.

Quinault (Philippe), ein berühmter franz. Operndichter, geb. 1626, war der Sprößling einer Schauspielerfamilie und genoß in seiner Jugend keiner sorgfältigen Erziehung. Den einzigen Unterricht erhielt er von Tristan l'Hermite in der Verskunst, sonst verdankte er seine Bildung der Natur und sich. Schon vor dem 20. Jahre hatte er einige Theaterstücke geliefert, die ziemlich Glück machten, und vor seinem 30. belief sich ihre Zahl schon auf 16. Sie besaßen aber kein großes Verdienst und riefen hierdurch, sowie auch durch den Beifall, den man ihnen schenkte, die scharfe und satyrische Kritik des Boileau gegen sich auf. Quinault, der selbst fühlte, daß er für das Trauerspiel nicht gemacht sey, gab es auf und dichtete Opern, die Lully in Musik setzte. In dieser Gattung errang er einen vorzüglichen Rang, und die besten Kenner Frankreichs erklärten ihn für den ersten Operndichter. Er ist allerdings Meister in der lyrisch-dramatischen Poesie, und daß er nicht Lully's Musik den rauschenden Beifall verdankt, den seine Dichtungen fanden, wie Boileau und seine Tadler glaubten, wird dadurch bewiesen, daß Lully's Compositionen verschollen sind, aber Quinault's Gedichte noch immer mit Vergnügen gelesen werden. In der franz. Literatur gibt es auf diesem Felde nichts Zarteres, Sinnreicheres und Zärtlicheres. Man müßte entweder keinen Geschmack besitzen oder sehr gegen ihn eingenommen seyn, um unempfindlich gegen die Reize einer „Alceste", eines „Theseus", „Atys", „Phaeton" und einer „Armide" zu seyn. Quinault, der sich ebenfalls Kenntnisse der Rechte erworben hatte, ordnete die Rechnungen eines reichen Kaufmanns, den seine Gesellschafter beunruhigten. Nach einiger Zeit starb dieser und Quinault heirathete dessen Witwe mit einem ansehnlichen Vermögen. Er wünschte hierauf einen Titel und kaufte sich 1671 die Stelle eines Auditeurs bei der Rechnenkammer. Bald darauf ward er als Mitglied in die franz. Akademie aufgenommen und begrüßte in ihrem Namen den König bei seiner Zurückkunft aus den Feldzügen 1675—77. Seine Prologe, obgleich ihnen Feinheit und Geist nicht abzusprechen sind, enthalten zu starke und häufige Schmeicheleien gegen Ludwig XIV.; sie bewirkten ihm vom Hofe eine jährliche Pension von 1000 Livres, überdieß bezahlte ihm Lully für jede Oper 4000 Livres. Später verfiel Quinault in Schwermuth, tief bereuend, seine Zeit auf Operndichtung verwandt zu haben. Er glaubte den Himmel hierdurch beleidigt; um diesen zu versöhnen, schrieb er ein Gedicht über die Ausrottung der reformirten Religion, das er aber zum Besten seines Ruhms nicht vollendete. Er starb 1688. Quinault war im Umgange liebenswürdig, fein und zuvorkommend, sprach und recitirte angenehm. Außer den schon angeführten Opern schrieb er noch die „Feste des Amor und Bacchus", „Isis", „Proserpina", den „Triumph der Liebe", „Amadis", „Der Tempel des Friedens", einige Epigramme ohne Werth und einige Gelegenheitsgedichte, die Beachtung verdienen. Seine Werke sind mit seinem Leben erschienen zu Paris 1739 und 1778, 5 Bde.

Quinquagesima, der 50. vor Ostern, d. h. der Sonntag vor Fastnacht, auch Estomihi genannt.

Quinqennium, ein Zeitraum von 5 Jahren.

Quinte bedeutet in der Musik ein Intervall von 5 Stufen, oder der 5. Ton vom Grundtone an. Wie bei der Quarte, hat man bei der Quinte 3 Arten unterschieden, die reine, verminderte und übermäßige. Die erste ist eine Consonanz. Die beiden andern sind Dissonanzen. **Falsche Quinte** nennt man die Fortschreitung gleicher Stimmen in reinen Quinten; dieß ist fehlerhaft. Ferner heißt Quinte bei dem Saiteninstrumente die schwächste Saite auf demselben, welche die höchsten Töne enthält, auf der Violine die E-Saite. 2) Die 5. Classe einer Schule, **Quinta**, daher ein **Quintaner**. 3) Im Piquet, eine Reihe von 5 hintereinanderfolgenden Blättern, die, wenn sie von dem höchsten Blatte anfängt, Quinte-Major heißt.

Quintencirkel heißt in der Theorie der Harmonie der Durchgang durch alle 12 harte und weiche Tonarten mittelst der Quinte, oder diejenige Folge der Tonarten, vermöge welcher man sie von Quinte zu Quinte wie in einem Cirkel durchläuft.

Quinterne, s. Lotterie.

Quintessenz (von quinta essentia, worunter die Pythagoräer den Aether verstanden), die durch chemische Kunst ausgezogene concentrirte und beste Kraft eines Dinges, daher das Beste, der Kern einer Sache.

Quintett ist ein Tonstück für Instrumental- sowohl als für Vocalmusik, wozu bei jenem 5 Instrumente, bei diesem 5 concertirende Singstimmen (meistens mit Instrumentalbegleitung) erfordert werden. Was vom Quartett gesagt worden, gilt auch von diesem.

Quintilianus (M. Fabius), aus der Stadt Calahorra (oder Calapurri) im terraconensischen Spanien gebürtig und Zeitgenosse des jüngern Plinius. Nach dem Tode des Nero brachte ihn Galba als Jüngling mit nach Rom, wo er zuerst durch seine gerichtliche Beredtsamkeit sich großen Ruhm erwarb, und nachher 20 Jahre lang mit dem größten Beifall die Redekunst lehrte und seine Schüler, wozu die edelsten Römer gehörten, theils durch Unterricht, theils durch eignes Beispiel bildete. Nach Andern kam er schon als Kind in die Hauptstadt des röm. Reichs und erhielt daselbst seine Erziehung. Für den rhetorischen Unterricht bekam er jährlich eine ansehnliche Besoldung. Domitian ertheilte ihm das Consulat. Die letzte Zeit seines Lebens verlebte er in Ruhe und schrieb nun seine berühmten Institutionen noch während der Lebenszeit des Domitian, der n. Chr. 96 starb. Seine uns noch erhaltenen Schriften sind: 1) das schon erwähnte Werk „Institutiones“ in 12 Büchern, seinem Freunde Marcellus Victorius zugeeignet. Die vortreffliche Abhandlung stellt eine ebenso geschmackvolle als gründliche Theorie der Rhetorik dar und verbindet mit den besten Regeln zugleich die Charakterisirung und Anführung der besten Muster. Seine Anweisung begleitet darin den Redner von seiner ersten Erziehung bis zu seiner völligen Ausbildung. Vorzüglich schön und lehrreich ist das 10. Buch. 2) Eine Sammlung von Uebungsreden und Declamationen, welche aus 19 größern und 145 kleinern besteht. Sie rühren aber wahrscheinlich nicht von ihm her, wenigstens nicht alle. 3) Ein Dialog „De causis corruptae eloquentiae“. Dieser wird von Einigen dem Quintilian, von Andern, obgleich noch unwahrscheinlicher, dem Tacitus beigelegt, bei dessen Werken er auch gewöhnlich mit abgedruckt ist. Die vorzüglichsten Ausg. sind von Burmann (Leyden 1720, 2 Bde., 4.), von Capperonier (Paris 1725, Fol.), Gesner (Gött. 1738, 2 Bde., 4.), Spalding (Lpz. 1798—

1816, 4 Bde.) und von Lünemann (Hanov. 1826, 2 Bde.). Eine deutsche Uebers. lieferte Henke u. d. T.: „Lehrb. der schönen Wissenschaften in Prosa" (Helmst. 1775—77, 3 Bde.).

Quintole, eine Notenfigur, Tonfigur, aus 5 Tönen bestehend, welche zusammenhängend vorgetragen werden und die Haltung von 4 Tönen gleichen Werths haben.

Quintus Calaber, nach der griech. Schreibart Kointos, ein griech., nach Einigen des Namens wegen, ein röm. Dichter, welcher die Geschichte des trojan. Krieges seit Hektors Tode bis zum Abzuge der Griechen in Hexametern beschrieb. Den Beinamen Calaber hat er bloß wegen des Umstandes erhalten, daß sein Gedicht in Calabrien bei der Stadt Hydrus in einer alten Kirche des heil. Nikolaus gefunden worden ist. Da er in den Gedichten von seinem Aufenthalte in Smyrna spricht, so hat man ihm auch den Beinamen Smyrnäus gegeben, obgleich nichts weniger aus jener Stelle folgt, als daß er aus Smyrna gebürtig gewesen sey. Die Scholiasten nennen ihn gewöhnlich nur Quintus ohne weiteren Beinamen. Tychsen vermuthet in seiner Abhandlung über das Gedicht des Quintus, welche er seiner neuen Ausgabe desselben (Götting. 1783, 8.) vorangeschickt hat, daß Quintus unter den konstantinopolitanischen Kaisern gelebt habe, vielleicht unter Julianus oder Anastasius oder Justinianus. Von den Ausgaben bemerken wir nur die schon erwähnte von Tychsen.

Quippos, eine Art Farben- oder Bilderschrift bei den Peruanern vor der Eroberung ihres Reichs durch den Spanier Pizarro im Anfange des 16. Jahrh. Mehre Fäden von verschiedenen Farben und mit Knoten wurden in eine Schnur gereiht; jede Farbe hatte ihre besondere Bedeutung, und was man dadurch nicht bezeichnen konnte, wurde durch die Knoten angedeutet. So wurden Rechnungen geführt, Volkszählungen, historische Denkmäler und Gesetze aufbewahrt, Bündnisse und Verträge aufgezeichnet ꝛc. In jeder Stadt waren Beamte zur Aufbewahrung dieser Quippos angestellt, die mit unsern Archivaren und Rechnungsführern übereinkommen. Eine ähnliche Art Schrift findet sich jetzt noch in Guiana.

Quirini oder Querini (Angelo Maria), ein berühmter Cardinal, geb. 1689, stammte aus einer venetian. adeligen Familie. Seine erste Erziehung erhielt er in dem Collegium von St.-Antonio zu Brescia und trat dann als Jüngling in den Orden der Benedictiner von Monte-Casino. Zu Florenz genoß er den Unterricht der ausgezeichnetsten Männer und machte große Fortschritte in der Kenntniß der alten Classiker, des Alterthums und der Geschichte. Er wurde hierauf Professor in seinem Kloster und hielt eine latein. Rede über den Vorzug der mosaischen Geschichte, die auch gedruckt wurde. Eine eingebildete Krankheit (er glaubte einen Blasenstein zu haben) unterbrach einige Zeit seine Studien. Nachdem er sich vom Ungrunde seiner Einbildung überzeugt hatte, trat er 1710 eine wissenschaftliche Reise an, auf der er mit den Gelehrten in Deutschland, Holland, Flandern, England und Frankreich in Verbindung trat. In letzterm Staate verweilte Quirini 2 Jahre. Nach Italien zurückgekehrt, gab er den Plan zu einer Geschichte dieses Landes und den Versuch einer Geschichte des Klosters von Farsa im Herzogthum Spoleto heraus. Papst Innocenz XIII. erhob ihn zum Erzbischof von Korfu; Benedict XIII. zum Bischof von Brescia und schmückte ihn 1727 mit dem römischen Purpur. Zu Rom stellte er die Kirche des heil.

Marcus mit Pracht wieder her; auch wurde durch seine Bemühungen die Kathedrale zu Brescia eins der herrlichsten Bauwerke Italiens; nicht weniger trug er zum Baue der katholischen Kirche zu Berlin bei. Auch verfaßte er zur Ehre seines Sprengels verschiedene Werke über die Literatur von Brescia. Später erhielt er die Direction der Bibliothek des Vaticans, welche er durch die Schenkung der seinigen, die ausgesucht und so zahlreich war, daß ein neuer Saal im Vatican erbaut werden mußte, vergrößerte. Seine Verdienste um die Literatur erwarben ihm überall die verdiente Anerkennung; er ward in die Akademien von Berlin, Petersburg, Wien, Greifswalde und Bologna aufgenommen. Einer der schönsten Züge seines Charakters war die Mäßigkeit und Billigkeit gegen die Nichtkatholiken; er verwechselte nie die Person mit den Meinungen, und Keiner wußte so den streitigen Geist der Polemik zu mildern, ohne ihm doch seine Stärke zu nehmen, als er. Deßhalb konnten selbst protestant. Schriftsteller ihm ihren Beifall nicht versagen. Die Pflichten seines Amtes erfüllte er mit unermüdlichem Eifer bis an seinen Tod 1755 zu Brescia. Sein vorzüglichstes Werk ist: „Primordia Corcyrae ex antiquissimis monumentis illustrata“ (Brescia 1733), voll Gelehrsamkeit und kritischem Scharfsinn. Außerdem erschienen seine Reisebeschreibung, das Leben Papst Paul II. gegen Platina (1740), Voltaire's „Henriade“ in italien. Versen, die neuen Ausgaben der Werke des h. Ephrem griechisch, syrisch und lateinisch (1746, 6 Bde., Fol.) und der Briefe des Cardinals Pole, begleitet mit einer Abhandlung, worin er die Trennung der Reformatoren von der kathol. Kirche als nicht zu rechtfertigend darstellte, und einer andern, worin er den Charakter Pauls III. vertheidigte. Auch ist eine Sammlung seiner Briefe erschienen.

Quirinus, ein Beiname des Romulus, den er nach seiner Vergötterung erhielt. Man leitete dem Namen ab von dem sabinischen Worte Quiris oder Curis, ein Spieß, und figürlich ein Krieger, daher man auch dem Mars den nämlichen Beinamen gab; von dem Namen Quirites, den das römische Volk nach der Vereinigung mit den Sabinern entweder auch von dem obigen Worte Quiris oder von der sabinischen Stadt Cures annahm. Romulus erhielt unter diesem Namen in Rom mehre Tempel, wurde als Gott verehrt, hatte einen Flamen und ein eignes Fest, Quirinalia. Von dem Ursprung seiner Vergötterung s. Romulus. Auf Münzen sieht man seinen Kopf mit Lorbeern bekränzt und mit einem gekräuselten Barte abgebildet.

Quistorp. Diese Familie hat sich durch ihre gelehrten Sprößlinge einen berühmten Namen gemacht. Der Erste war Johann Quistorp, geb. zu Rostock 1574, luther. Prediger, Professor der Theologie in Rostock und Superintendent. Als Grotius zu Rostock erkrankte, pflegte ihn Quistorp auf das Freundlichste bis an dessen Tod. Quistorp starb 1648. Er schrieb: „Articuli formulae concordiae illustrati“, eine „Manuductio ad studium theologicum“; latein. Noten zu allen Büchern der Bibel; lat. Commentare über die Briefe des heil. Paulus; Reden und Dissertationen. — Sein Sohn, Johann Q., geb. zu Rostock 1624, studirte zu Greifswalde, Königsberg, Kopenhagen und Leyden, ward Prediger und Prof. der Theologie zu Rostock und starb als Rector magnificus 1699. Er schrieb gegen die kathol. Kirche. Seine Hauptwerke sind: „Catechesis antipapistica“; „Pia desideria“; „Repetitiones decalogi antipapisticae“ u. m. a. — Dessen Sohn, Johann Nicolaus, war ebenfalls Prof.

der Theologie zu Rostock. — Bernhard Friedrich Q., geb. zu Rostock 1718, gest. 1788. Er war erster Prof. der Theologie zu Rostock und Generalsuperintendent von Schwedisch-Pommern und Rügen, vertheidigte (1751) die rostockische theologische Facultät gegen eine den mecklenburgischen Intelligenzblättern eingerückte Abhandlung von natürlicher Wahrnehmung mehrer Selbständigkeiten in dem Einigen Wesen Gottes, gab demnächst mehre kleinere Schriften, Programme, Dissertationen und Predigten heraus. — Theodor Johann Q., geb. 1722 zu Rostock, studirte in seiner Vaterstadt und in Leipzig, wo er von Gottsched sogar mit dem poetischen Lorberkranze gekrönt wurde. Er schrieb Abhandlungen, philosophischen, juristischen und historischen Inhalts, auch Lust- und Trauerspiele und Gelegenheitsgedichte, die aber vergessen sind. 1744 ward er zu Rostock Licentiat, hierauf Doctor der Rechte und 1746 zu Wismar Tribunaladvocat. Nachdem er von einer Reise, auf der er 2 Grafen von Schulenburg begleitet hatte, zurückgekommen war, wurde er zum Procurator beim Tribunal zu Wismar ernannt und 1750 zum Mitgliede des dortigen Senats. Er starb 1776. Mehre rhetorische Aufsätze, juristische und historische Abhandl. und kleine, im Gundling'schen und Estor'schen Geschmack abgefaßte kleine Schriften hinterließ er handschriftlich. Sie verdienten wohl die Ehre des Drucks. — Johann Christian Q., geb. 1737 zu Rostock, gest. 1795; ward in seinem 23. Jahre Doctor der Rechte und vertheidigte in seiner Inaugural-Dissertation die damals vielbesprochene Frage: „Ob bei einem Zeugen die Tortur noch anwendbar sey?" Zuerst Prof. zu Rostock, ward er 1772 ordentl. Prof. zu Bützow und 1774 herzogl. mecklenburg-schwerin. Justizrath und 1780 Oberappellationsrath. 1792 wurde er von dem sächs. Vicariate mit dem Titel eines Ritters und edlen Herrn in den Adelstand erhoben. Er hat viel geschrieben, unter dem Manches von großem Werthe ist, z. B. seine „Grundsätze des deutschen peinlichen Rechts". S. das Verzeichniß in Meusel's „Gelehrtem Deutschland", sowie sein Leben im ersten Stücke von Koppe's „Gelehrtem Mecklenburg".

Quito, sonst eine Provinz von Peru, dann vom Vicekönigreich Neugranada, seit 1822—31 das Departem. Aequator (Equador) der Centralrepublik Colombia, jetzt ein besonderer Freistaat Südamerikas, hat auf 9850 QM. 556.000 Einw., meist Peruaner. Hier sind einige der höchsten Gipfel des mit ewigem Schnee bedeckten Andesgebirges (Chimborasso, Antisana rc.), wovon mehre Vulkane sind. Das Klima ist an den Küsten des Südmeeres sehr heiß; in den hochliegenden Thälern, die häufigen Erdbeben ausgesetzt sind, herrscht ein ewiger Frühling; doch ist seit dem schrecklichen Erdbeben am 4. Febr. 1797 die Luft viel rauher geworden. Das Land ist wohl angebaut und in den nördlichen Gegenden reich an Gold. In dem Thale von Quito liegen außer der Hauptstadt 29 Flecken und Dörfer mitten unter Pflanzungen von Indigo, Baumwolle, Zuckerrohr und Hainen von Citronen, Pisang und Pompelmus, die mit Gärten von Obstbäumen, mit herrlichen, von lebendigen Hecken eingefaßten Saatfeldern, und schönen, mit Heerden bedeckten Weiden abwechseln. — Die Hauptstadt Quito liegt fast unter dem Aequator, am Abhange des Pinchincha, 8880 Fuß hoch über der Meeresfläche (also die höchste Stadt der Erde), hat 70.000 Einw., eine Universität, Fabriken in Baumwollenzeuch, Teppichen, Gold- und Silberwaaren, Leder, auch einigen Handel, und ist der Sitz eines Bischofs.

Quittung, eine schriftliche Erklärung, worin der Gläubiger seinem Schuldner den Empfang Dessen, was er an ihm zu fordern hatte, ganz oder zum Theil bekennt. Eine Quittung erlangt nach 30 Tagen volle Beweiskraft.

Quixote (Don), s. **Cervantes**.

Quodlibet (vom lat. quod libet, was Einem beliebt), Alles, was ohne Ordnung und Zusammenhang neben einander gestellt ist, Mischmasch. Daher pflegt man kleine scherzhafte Gemälde und Zeichnungen, worauf allerhand, einander selbst fremdartige Gegenstände, gleichsam als Bruchstücke hingeworfen sind, auch kleine Gedichte von ähnlicher Beschaffenheit ein Quodlibet zu nennen. So nennt man auch ein **musikalisches Quodlibet** solche Musikstücke, worin allerhand Abwechselndes, sowohl in Rücksicht der Taktarten als der Melodien, ohne Sinn und Zusammenhang, wie in einer Laterna magica, vorkommt. Man hat dergl. Brocken neuerlich mit dem modernisirten Namen „musikalischer Potpourri" wieder aufzutischen gesucht. (S. **Potpourri**.)

Quote heißt der Antheil, der Einem an einer Sache zukommt, es sey nun ein zu gebender Beitrag oder ein zu empfangender Gewinn; besonders wird es bei der Handlung, bei Handlungscompagnien rc. gebraucht. Wird z. B. der Gewinn oder der Kostenbetrag einer Unternehmung nach Procenten eingetheilt und bestimmt, so ist der Antheil, der auf Jeden, nach den verschiedenen Summen, für welche er dabei interessirt ist, kommt, seine Quote, die also bald größer, bald kleiner seyn kann als die Quote eines Andern. Ebenso werden, wenn eine Summe unter die Glieder einer Gemeinde, nach der Proportion ihres Vermögens oder Einkommens zu vertheilen ist, die Quoten, welche auf jeden Einzelnen kommen, nach dem Maße des Vertheilungsprincips verschieden seyn müssen. Die Gesellschaftsrechnung gibt dazu Anleitung. (Vgl. **Dividende**.)

Quotient, die Zahl, welche aus der Division einer größern durch eine kleinere entspringt, z. B. 4 ist der Quotient von 16 durch 4 dividirt, weil nämlich 4 in 16 vier Mal enthalten ist.

R.

R ist der 18. Buchstabe des deutschen Abc und der 4. der sogenannten Halblauter oder fließenden Buchstaben. Er gehört zu den Zungenbuchstaben und wird mit einer zitternden Bewegung der Zungenspitze gegen den Gaumen ausgesprochen.

Raab, stark befestigte Hauptstadt der gleichnamigen Gespannschaft Ungarns, am Einfluß der Raab in die Donau, hat mehre Vorstädte, breite und gerade Straßen, 1710 Häuser und 14.000 Einw., Schloß, Kathedrale, 4 kath., 1 griech. und 1 reform. Kirche, 2 Klöster, kathol. Bischof, Akademie mit 3 Facultäten, Gymnasium, Tuchweberei, Messerfabriken, Weinbau, Seidenzucht, Handel. Hier besiegten die Franzosen am 14. Juni 1809 das ungarische Insurrectionsheer.

Rabatt (Disconto, Sconto, a. d. Italien.), bei den Kaufleuten ein Abzug an Gelde, den der Käufer auf gewisse Waaren nach verschiede-

nen Procenten genießt. Da nämlich der Preis bei solchen Waaren so gestellt wird, daß auf die Bezahlung erst nach Verlauf von mehren Monaten gerechnet werden kann, so bekommt derjenige Käufer, der sogleich baar oder binnen einer kurzen Frist bezahlt, einen gewissen Nachlaß, der nach Procenten, jedoch auf verschiedene Art, berechnet wird; z. B. in Hamburg und Amsterdam auf 100, d. h. für 106½ Thlr. Waare werden 100 Thlr. bezahlt; in Leipzig und italien. Handelsplätzen auf 100, d. h. für 100 Thlr. Waare zahlt man nur 93½ Thlr.

Rabaut-St.-Etienne (Jean Paul), der erste Geschichtschreiber der franz. Revolution, geb. 1742 zu Nismes, aus einer der ältesten protestant. Familien, bekleidete ein Kirchenamt in seiner Vaterstadt, als er 1789 zum Abgeordneten in der Ständeversammlung erwählt wurde. Er war ein eifriger Vertheidiger der neuen Meinungen und der bürgerlichen Freiheit; aber kein politischer Schwärmer, sondern predigte stets Frieden und Eintracht und nur solche Maßregeln, die Vernunft und Gerechtigkeit riethen. Seine Reden bearbeitete er stets sorgfältig und trug sie mit Freiheit, selbst Kühnheit vor. 1790 ward er Präsident der Nationalversammlung; als aber Mirabeau und andre ausgezeichnete Redner die Bühne betraten, verließ er sie und schwieg. Als Deputirter des Aubedepart. bei dem Convent, zeigte er auch hier den Charakter der Mäßigung, der sich allein durch Vernunft und Gerechtigkeit leiten ließ. Er erhob sich gegen die blutdürstige Partei, welche den Convent unterdrückte, und wagte, ihr das Recht abzustreiten, über Ludwig XVI. zu urtheilen. „Ich bin" — sprach er — „es müde, länger einen Theil an der Willkürherrschaft zu haben, und ich sehne mich nach dem Augenblicke, wo ein nationales Tribunal uns die Formen und die Haltung der Tyrannen nimmt". Diese Sprache erzürnte die Bergpartei; bei dem Namenaufruf stimmte er für Ludwigs Verhaftung bis zum Frieden und dann Verbannung. 1793 war er Präsident des Nationalconvents und unterstützte die gewaltsame Anleihe. Bald darauf wurde er zum Mitgliede der Commission der Zwölfen ernannt, die den Auftrag hatte, die Verschwörungscomplotte, welche die Stadtbehörde von Paris gegen den Convent angezettelt haben sollte, zu erforschen. Er konnte aber nie zur Berichterstattung über diesen Gegenstand kommen, und legte deßwegen seine und seiner 11 Collegen Entlassung ein. Am 31. Mai 1793 nebst mehren Mitgliedern, die dem Terrorismus Einhalt thun wollten, verurtheilt, entfloh er, ward geächtet, in der Verborgenheit, wo seine heldenmüthige Gattin seine Gefahren theilte, durch Verrätherei ergriffen, vom Revolutionstribunale zum Tode verurtheilt und hingerichtet am 6. Dec. 1793. Seine Gattin stürzte sich in der Verzweiflung in einen Brunnen, wo sie den Tod fand. Alle, die ihm Schutz gegeben hatten, kamen auf das Blutgerüst. Er verband vielfache Kenntnisse mit Rednertalenten; gutmüthig und vertrauend ließ er sich aber leicht durch seine Umgebungen und durch Die, welche seinem Ehrgeize zu schmeicheln wußten, leiten. Unter Rabaut's Schriften schätzt man „Le vieux Cévénol" (Lond. 1779, neue Aufl. von Boissy d'Anglas 1821), und „Précis de l'hist. de la révolut. franç." (Geschichte der constit. Versammlung; n. Aufl. mit dem Leben des Verfassers, vom Grafen Boissy d'Anglas, Paris 1822). Letzteres Werk enthält eine kurzgedrängte Erzählung der wichtigsten Begebenheiten der franz. Revolution, zieht durch Klarheit der Darstellung an, zeichnet sich aber nicht durch Unparteilichkeit aus; besonders ist ihm

darin eine übertriebene, nicht zu rechtfertigende Abneigung gegen die katholische Geistlichkeit zur Last zu legen.

Rabbaniten, oder Rabbiniten, auch Talmudisten, sind bei den Juden Diejenigen, welche neben dem alten Testam. auch noch den Talmud, die Auslegung der Rabbinen, befolgen; entgegengesetzt den Karaiten, welche den Talmud (s. d.) gänzlich verwerfen. Die in Deutschland befindlichen, auch die poln. Juden sind alle Rabbiniten.

Rabbi, Rabbuni (hebr.), eigentlich Meister; besonders aber ein Lehrer des jüdischen Gesetzes; dann auch ein Oberster oder Vorsteher der Schulen (Synagogen), er wird auch Rabbiner genannt. Ueber den Rabbinismus, die Lehre, Grundsätze der Rabbinen, s. „Sophronizon", 11. Bd., 5. H., 1829.

Rabbinische Sprache und Literatur. Das Rabbinische ist eine gelehrte Sprache der neuern Juden, die sie erst seit dem 7. Jahrh. gebildet haben. Seit dem 11. Jahrh. verfielen bei den Verwirrungen, in welche Palästina und Babylon, die Sitze der jüdischen Gelehrsamkeit, durch die Eroberung der Araber geriethen, die Studien der Juden: sie schränkten sich fast bloß auf das Lesen des Talmud ein und wurden nach und nach unbekannt mit dem reinen Hebraismus ihrer alten heil. Bücher. Sie schrieben daher auch, so lange sie in Palästina und Babylon geduldet wurden, in dem verdorbenen chaldäischen Dialect fort, der sich seit ihrem Exilium aus dem reinen Ostaramäischen durch dessen Vermischung mit dem Althebräischen und die Aufnahme einer Menge fremder Wörter gebildet hatte, und in dem die Gemaren des Talmud geschrieben waren. Seitdem aber die babylonischen Rabbinen durch die Araber vertrieben, ein neues Vaterland in Europa hatten suchen müssen und sie sich in Spanien hauptsächlich niedergelassen hatten, begannen sie einen neuen gelehrten Lauf, der sie auf die Reinigung ihrer Schriftsprache führte. In den Ländern ihrer neuen Niederlassungen wurden sie durch die grammatischen Arbeiten der Araber über die arabische Sprache veranlaßt, auch die Regeln aufzusuchen, nach welchen die althebräische Sprache in ihren heiligen Nationalbüchern geschrieben worden, welches ohne ein genaues Studium derselben nicht möglich war. Mit demselben erwachte das Verlangen, sich in ihren gelehrten Ausarbeitungen dem biblischen Hebraismus wieder zu nähern; sie fingen an, ihre bisherige Schriftsprache von ihren Barbarismen zu reinigen und die Eigenthümlichkeiten des Althebräischen nachzuahmen; doch gelang es ihnen nicht ganz, weder in Ansehung der Grammatik noch in Ansehung der Wörter: in der Grammatik behielten sie viel Chaldäischartiges bei, weil sie die feine Linie zwischen dem Alten und Neuen nicht mehr richtig zu ziehen wußten; den Wörtern legten sie viele neue Bedeutungen unter, weil sie weder in der Erforschung der alten wirklichen Bedeutungen geübt, noch im Besitze dazu nöthigen Hülfsmittel waren, und die Armuth der noch vorhandenen hebräischen Worte nach ihren wahren Bedeutungen nicht mehr hinreichte, um alle die neuen Begriffe auszudrücken, die sie rein Hebräisch darzustellen wünschten. So entstand eine gelehrte hebräische, oder neu-hebräische Sprache, welche von den Rabbinen, die sie in Spanien, Portugal, Italien und Deutschland schrieben, die rabbinische genannt ward. Für ihre Erlernung sind eigne Sprachlehren und Wörterbücher und andere Hülfsmittel (von Cellarius, Reland, v. d. Hardt, Tychsen, Buxtorf u. A.) ausgearbeitet worden, und allerdings belohnt

der Reichthum der rabbinischen Literatur, den man unter Andern aus den Uebersichten eines Burtorf, Bartoloccius und Wolf kennen lernt, ein solches Studium. — Wir nennen nur einige Schriftsteller aus der blühenden Periode des Mittelalters. Als Sprachlehrer machten sich Aben Esra (s. d.), David Kimchi (gest. um 1232), vornehmlich aber Elias Levita, durch ein (mehrmals gedrucktes) talmudisches Wörterbuch, Nathan Ben Jechiel (1100), und durch ein hebräisches, welches lange in classischem Ansehen gestanden, David Kimchi berühmt. Der Erste, der nach den Forschungen eines Aben Esra, Maimonides (geb. 1139, s. Maimon), Salomo Jarchi und David Kimchi eine größere kritische Revision des Pentateuchs, wobei die Masora seine Richtschnur war, vornahm, war zu Anfang des 13. Jahrh. Meyer Hallevi (Haramah) aus Toledo; ihm folgte der Rabbine Menachem de Lonzano (dessen „Or Torah“ mit dem „Schete Jadoth“, Venedig 1618, gedruckt worden), und diesem Salomo Norzi, dessen Arbeit an Umfang und Gründlichkeit alle frühern übertraf. Unter den Auslegern des A. T. sind die bemerkenswerthesten der sprachgelehrte, aber dunkle Aben Esra, der dunkle und an Sprachkenntnissen arme Salomo Jarchi (um 1180), Jos. Kimchi (um 1160), einer der gelehrtesten Juden, und sein Sohn, der oft genannte David Kimchi; Levi Ben Gerson (vor 1370), und Isaak Arbarbanel (vor 1508). Maimonides suchte dem Inhalt seiner heil. Nationalschriften durch philosophisch-theologische Erörterungen zu Hülfe zu kommen; unter den vielen Commentatoren waren Räschi und er die vorzüglichsten. Zur Vertheidigung ihres Glaubens schrieben der genannte Levi Ben Gerson und Lipman aus Mühlhausen (1399). — Um die Erdkunde der mittlern Zeit haben sich durch Reisebeschreibungen verdient gemacht Moses Petachia aus Regensburg (vor 1187), Benjamin von Tudela (seit 1160) und Perizol aus Avignon (um 1550). Auch die Mathematik, Astronomie, Philosophie und Medicin wurden von den Juden, vornehmlich auf den Schulen der Araber in Spanien, mit großem Eifer studirt und bearbeitet; da aber von ihren wissenschaftlichen Werken wenig gedruckt ist, so müssen wir uns begnügen, den oft genannten Maimonides anzuführen, der als Philosoph aristotelische und platonische Philosophie mit der Kabbala und dem Talmud vermischt, in seinen medicin. Werken aber („Aphorismi“ und „De regimine sanitatis“) sich als einen Anhänger Galen's zeigte.

Rabelais (François), humoristisch-satyrischer Schriftsteller, geb. zu Chinon in Touraine um 1483, wo sein Vater ein Gastwirth, nach Andern ein Apotheker war. Zu Fontenay-le-Comte trat er in den Franciscanerorden. Mit einer lebhaften Einbildungskraft und einem glücklichen Gedächtnisse begabt, widmete er sich der Kanzel und fand Beifall. In seinem Kloster wurde die Gelehrsamkeit nicht hoch geachtet, und Bücher waren dort nicht zu finden. Rabelais kaufte sich eine kleine Bibliothek von dem Ehrensold seiner Predigten. Sein Ruf fing an sich zu verbreiten, als ein Liebesabenteuer ihm ein strenges Klostergefängniß zuzog, aus dem er das Glück hatte zu entfliehen. Angesehene Personen, denen sein jovialer Geist gefiel, unterstützten seinen Wunsch, das Kloster zu verlassen, und Clemens VII. gestattete ihm auf ihr Gesuch, zum Benedictinerorden überzugehen (1523). Doch legte er nach einiger Zeit das religiöse Kleid ab und ging als Weltpriester nach Montpellier, wo er die Medicin studirte und die Doctorwürde erhielt. Seine Verdienste

erwarben ihm 1531 einen Lehrstuhl in dieser Facultät. Bald darauf ließ Rabelais sich in Lyon nieder, wo er der praktischen Arzneikunde lebte. Reue oder Furcht ließ ihn bei Paul III. um Absolution wegen Verlassung des Klosters anhalten, die der Papst ihm auch gewährte. Eine Zeitlang lebte er nun als Kanonicus in der Abtei zu St.-Maures des Fosses, wohin ihn sein Beschützer, der Cardinal Jean du Bellay, gebracht und wo er einen bedeutenden Theil seines „Pantagruel" geschrieben haben soll. Endlich ward er als Pfarrer nach Meudon versetzt. Er starb 1553 zu Paris. Rabelais hatte einen edeln und würdevollen Anstand, ein regelmäßiges schönes Gesicht, eine geistreiche Physiognomie, ein feuriges und dabei mildes Auge, eine liebliche Stimme, eine lebhafte und leichte Rednergabe, eine Einbildungskraft, unerschöpflich an lächerlichen Bildern; dieß Alles machte ihn zu einem reizenden Gesellschafter. Er hatte umfassende Kenntnisse in den alten und neuern Sprachen, in der Poesie, Astronomie, Philosophie, Medicin und Rechtsgelehrtheit. Er war ein gewissenhafter Volkslehrer und hatte seine Freude daran, seinen Pfarrkindern den Kirchengesang zu lehren. Sein Haus war ein Versammlungsort der Gelehrten, sein Beutel war stets den Hülfsbedürftigen geöffnet und seine Kenntnisse in der Heilkunde wurden seiner Gemeinde sehr nützlich. Voltaire u. A. tadeln Rabelais's „Gargantua und Pantagruel", worin der Geschmack der damaligen Zeit an abenteuerlichen Wunderscenen und die Unwissenheit der Mönche mit scharfer Lauge gewaschen werden; allein diese Uebertreibungen des Niedrigkomischen muß man mehr dem Geiste der Zeit, in welcher Rabelais lebte, als seinem Geschmacke zurechnen, in der er freilich weit hinter Cervantes geblieben ist. Rabelais gehört zu den Ersten, welche ihrer noch rauhen und übeltönenden Muttersprache Geschmeidigkeit und Ausbildung gaben. Boileau nannte ihn la raison en masque, und Rousseau le gentil maître François. Unter den ältern Ausgaben seiner jetzt schwer zu verstehenden und daher gewöhnlich mit Wort- und Sacherklärungen gedruckten Werke ist die von Le Duchat mit Kupfern von Picart die beste (Amst. 1741, 3 Bde., die neueste Paris 1798, 3 Bde., mit 78 Kupfern und in verschiedenen Formaten). Johann Fischart (s. d.) lieferte 1552 eine freie deutsche Bearbeitung des „Gargantua und Pantagruel", welche mehrmals aufgelegt worden, 1785—87 aber unglücklich umgearbeitet von Eckstein (D. Sander in Kopenhagen) erschienen ist.

Rabener (Gottlieb Wilhelm), der Satyriker, geb. 1714 zu Wachau bei Leipzig. Sein Vater war Gutsbesitzer dieses Dorfs und Anwalt beim Oberhofgericht in Leipzig. Der junge Rabener erhielt 1729—34 seine erste Bildung auf der Landschule zu Meißen und bezog dann die Universität zu Leipzig. Hier trat er mit Gellert und Gärtner in ein enges Verhältniß. 1741 ward er Steuerrevisor im leipziger Kreise, 1753 Obersteuersecretair in Dresden. Gegen das Ende des 7jährigen Krieges erhielt er das Patent als Steuerrath. Er starb 1771 am Schlagflusse. — Rabener war achtungswürdig als Mensch und als Gelehrter. In der von Schwabe 1741 herausgegebenen Monatschrift: „Belustigungen des Verstandes und Witzes", zeigte sich Rabener zuerst als Satyriker; später bereicherte er mit seinen satyrischen Aufsätzen die „Bremischen Beiträge". Aus den Leistungen in diesen beiden Zeitschriften entstanden die 2 ersten Bände seiner Schriften. Der dritte kam 1752 u. d. T.: „Satyrische Briefe", der vierte 1755, der unter Andern Sancho Pansa's Abhandlun-

gen von den Sprichwörtern und das Märchen vom 1. April enthält heraus. In der Belagerung von Dresden 1760 gingen mehre Handschriften ihm verloren, und nie konnte Rabener bewogen werden, sie von neuem auszuarbeiten. Chr. F. Weiße sammelte seine „Freundschaftlichen Briefe" nach seinem Tode und gab sie 1772 heraus. Seine Satyren sind nur auf das Allgemeine gerichtet, und nie würdigte sich Rabener so weit herunter, daß er seine Geißel gegen Personen erhob; nicht weniger war ihm ehrwürdig, was andern Menschen heilig und achtungswürdig durch Sitte war. Rabener besaß eine heitere Laune, echten Witz, scharfe Beobachtungsgabe; seine leichte, verständliche Schreibart und seine helle Darstellungsgabe, verbunden mit einer classischen Sprachreinigkeit setzen ihn in den Rang unserer vorzüglichsten Schriftsteller, wenngleich seine Schriften für uns nicht mehr so anziehend seyn können als sie für seine Zeitgenossen waren, weil die Thorheiten und Lächerlichkeiten seiner Zeit nicht mehr die der unsrigen sind. Seine Werke sind in die gebildeten Sprachen Europas übersetzt worden.

Rabulisten. Die Anwendung der Rechtswissenschaft zeigt häufig eine verkehrte Richtung, ein Mal, indem sie von einer bloß buchstäblichen Gesetzkunde ausgeht und sich um den höhern Sinn und Zweck einer gesetzlichen Bestimmung nicht bekümmert, daher auch durch eine wörtliche Anwendung auf Fälle, an welche man bei Abfassung des Gesetzes nicht dachte, oft der eigentlichen Absicht des Gesetzgebers entgegengehandelt wird. In diesen Fehler sind schon ganz gelehrte und scharfsinnige Männer verfallen, wenn sie bei der Auffassung eines Rechtssystems entweder die Aufklärungen der Geschichte (die Kenntniß der Verfassung, Religion und Philosophie, der Sitten, der äußern und innern Verhältnisse eines Volks) verschmähten, oder ihr historisches Studium der Gesetze nur auf Einzelheiten, nicht auf die allgemeinen Grundlagen der Gesetzgebung gerichtet war. Einen Mann, welchem nur eine solche wörtliche Kunde der Gesetze beiwohnt, nannte man Legulejus. Zweitens aber wird die Anwendung der Rechtswissenschaft nicht bloß fehlerhaft, sondern schändlich und strafbar, wenn die Bestimmungen der Gesetze durch Benutzung der im wörtlichen Ausdruck unvermeidlichen Unvollkommenheiten und durch listigen Gebrauch der Formen dazu gemißbraucht werden, dem Unrecht den Sieg zu verschaffen, die Processe zum Schaden beider Parteien in die Länge zu ziehen und wohl gar die betrügerischen Absichten eines Clienten zu befördern. Für einen solchen Ränkeschmied braucht schon Festus das Wort rabula.

Rabutin (Roger), Graf v. Bussy, geb. 1618 zu Epiry in Nivernois, diente im Regimente seines Vaters und erhielt ansehnliche militairische Stellen. 1665 ward er Mitglied der franz. Akademie; bald darauf erschien seine „Histoire amoureuse des Gaules", ein Werk, welches die Galanterien zweier am Hofe sehr angesehenen Damen der Welt bekannt machte. Diese Schrift fand sowohl durch ihren zierlichen Styl als durch ihren Witz großen Beifall; allein Ludwig XIV., der dem Verfasser ohnedieß abgeneigt war, ließ ihn in die Bastille setzen, dann auf seine Güter verweisen. Von hier aus schrieb er eine Menge Briefe an den König, welche aber ohne Wirkung blieben. Aus Verdruß und um nicht vergessen zu werden, machte er auf Boileau's Epistel über den Rheinübergang Ludwigs XIV. satyrische Bemerkungen, bat aber Boileau durch einige Freunde um Verzeihung, als dieser ihn dafür züchtigen wollte.

Nach 17jähriger Verweisung erhielt Rabutin die Erlaubniß, in die Hauptstadt zurückkehren zu dürfen; da ihn aber Ludwig fortwährend geringschätzig behandelte, so ging er wieder in seine Einsamkeit nach Chazen. Zu den Einfällen, die ihn hier beschäftigten, gehört die Einrichtung einer Gemäldegallerie, bestehend aus Bildnissen von Zeitgenossen, die er mit satyrischen Inschriften versah. (S. Millin's „Reise in die mittäglichen Depart. von Frankreich".) Rabutin starb 1693 zu Autun in einem Alter von 75 Jahren. Seinen Schriften ist Geist, Witz und eleganter Styl nicht abzusprechen, aber als Mensch war Rabutin, wenigstens in seinen frühern Jahren nicht achtungswerth.

Racen der Menschen, s. Mensch.

Racine (Jean). Dieser große franz. Tragiker, geb. 1639 zu Ferte-Milon, einige Meilen von Paris, verlor seine Eltern in frühester Jugend. In der Abtei Port-Royal des Champs und im Collegium Harcourt studirte er, dort die Sprachen der Alten, hier Philosophie, und vorzüglich Euripides war es, dessen Lecture ihn äußerst anzog. Seine schriftstellerische Laufbahn begann er mit einer Ode auf die Vermählung Ludwigs XIV., wofür er durch Colbert's Vermittelung 100 Louisd'or als Geschenk und 600 Livres als Jahrgeld erhielt, welches später bis auf 2000 Livres erhöht ward. Der Ruf seines Genies zog ihn 1664 nach Paris, wo er mit Boileau in freundschaftliche Verbindung trat und noch in dems. J. sein erstes Trauerspiel: „Die Thebaide, oder die feindlichen Brüder", auf die Bühne brachte; ein Versuch, welcher seine zukünftige Größe ankündigte. Er hatte in demselben Corneille zum Vorbild genommen, ging aber bei den folgenden mehr seinen eigenen Weg. Sein „Alexander" (1666), welcher Corneille's Beifall nicht hatte, bezauberte Paris, noch mehr „Andromache" (1668). Von jetzt an wurde Racine von seinen Landsleuten fast durchgängig dem früher für unerreichbar gehaltenen Corneille vorgezogen, wozu hauptsächlich seine leichtere und wohlklingende Versification und die in seinen mehr als in Corneille's Stücken hervorstechende Schilderung zärtlicher Liebe beitrug, die aber freilich den Stempel seiner Zeit und Umgebung trägt. Des Marschalls Crequi und des Grafen von Olonne abgeschmackte Kritik seiner „Andromache" fertigte Racine mit einem Epigramm ab. Einen schweren Kampf hatte er mit St.-Evremont zu bestehen, der damals, man könnte sagen, das Amt eines Obergeschmacksrichters in Frankreich eben nicht zu seinem Ruhme verwaltete. 1668 erschien Racine's kleines Lustspiel: „Les plaideurs", welchem Aristophanes's „Wespen" zum Grunde liegen. Das Stück, voll komischen Gehalts, fand am Hofe und von Moliere verdiente Anerkennung. 1670 erschien sein „Britannicus" (metrisch verdeutscht v. Hengers, Köln 1824), ein Meisterstück der französ. tragischen Muse. Seine „Berenice" und „Bajazet" sind weniger gelungen; sein „Mithridat" ist mehr im Geschmack des erhabenen Corneille gehalten. „Phädra" (1677), die uns Deutschen durch Schiller's Bearbeitung und Uebersetzung näher gerückt ist, will gleichwohl unsern Erwartungen von einem solchen Stoffe noch nicht recht entsprechen. Dieß gilt noch mehr von der 2 J. früher erschienenen „Iphigenia", in welcher die griech. Heldenzeit noch geputzter und modernisirter erscheint (metrisch verdeutscht in Peucer's „Class. Theater der Franzosen", 4. Heft, Leipz. 1823). Der Ruhm des Dichters hatte ihm eine Menge feindlicher Neider erweckt, welche gegen ihn alle Ränke versuchten. Racine wollte deß

halb der dramatischen Dichtkunst entsagen und Carthäuser werden, gab aber auf Anrathen seiner Freunde den Entschluß wieder auf und schloß eine glückliche Ehe. 1678 ward er in die franz. Akademie aufgenommen und, einige Jahre später zum königl. Historiographen ernannt, erhielt er mit Boileau zugleich den Auftrag, an einer Geschichte der Regierung Ludwigs XIV. zu schreiben, that aber für dieses Werk sehr wenig. Auf Verlangen der Frau von Maintenon schrieb er die religiösen Dramen „Esther" (1689) und „Athalie" (1691). In ersterem, welches zwar durch den mystischen Ton, welcher damals am Hofe herrschte, mit rauschendem Beifalle aufgenommen wurde, blieb Racine weit unter sich; in letzterem, dessen Werth erst später anerkannt wurde, hat Racine den ganzen Umfang seiner Dichtkunst dargelegt. Racine hatte bisher im Sonnenscheine der Hofgunst gelebt: da zog ihm ein auf Veranlassung der Frau von Maintenon geschriebenes Memoire über die Mittel, dem Volkselende abzuhelfen, den Unwillen des Königs zu; er starb aus Gram darüber 1699 mit dem Ruhme, als rechtschaffener Mann gelebt zu haben. Seine Werke hat sehr genau Boisgermain (Paris 1767, 7 Bde.) herausgegeben. (Vgl. auch Franz. Bühne.) — Sein jüngerer Sohn, Louis R., geb. 1692 zu Paris. Boileau widerrieth ihm die Beschäftigung mit der Dichtkunst, aber seine Neigung zu ihr überwog den sonst wohlgemeinten Rath. In dem Oratorium von Notre Dame des Vertes, wohin er sich zurückgezogen hatte, schrieb er 2 Lehrgedichte: „De la religion" und „De la grâce", die, wenn auch nicht durch hohen Dichterschwung, doch durch reine Sprache und manche glückliche Versen sich auszeichnen. Der Cardinal Fleury verschaffte ihm eine Stelle bei der Finanzverwaltung, und von dem an lebte er mit einer geliebten Gattin in stiller Ruhe. Sein einziger Sohn, ein hoffnungsvoller Jüngling, verlor 1755 bei der Ueberschwemmung von Cadix das Leben. Der Vater, tief ergriffen von dem Verluste, betrauerte ihn bis an seinen Tod 1763. Er war Mitglied der Akademie der Inschriften. Aufrichtigkeit und Bescheidenheit waren die Hauptzüge seines Charakters. Einst ließ er sich malen, mit dem Finger auf eine Stelle in der „Phädra" zeigend: „Moi, fils inconnu d'un si glorieux père" (Ich, unbekannter Sohn eines glorreichen Vaters). Noch hat er hinterlassen mehre Oden und didaktische Poesien, die sich durch Empfindung auszeichnen, eine Lebensbeschreibung seines Vaters, ziemlich weitschweifige Bemerkungen über dessen Dramen, und eine Uebersetzung von Milton's „Verlorenem Paradiese". Seine Schreibart ist verständig, rein und correct; im Mechanismus des Versbaus ist er Meister. Seine Werke erschienen Amsterd. 1750, 6 Bde.

Racknitz (Joseph Friedrich, Freih. zu), geb. 1744, erhielt eine treffliche Erziehung, trat 1760 in kurfürstl. sächs. Militairdienste und wohnte den Feldzügen in den beiden folgenden Jahren bei. 1769 verließ er die Kriegsdienste, ward 1774 Kammerherr, 1790 Haus-, später Hofmarschall, wobei ihm das Directorium der musikal. Capelle und der Theater übertragen war. Er st. als erster Hofmarschall 1818 zu Dresden und hinterließ, den Wissenschaften seine schönsten Mußestunden widmend, u. A.: „Briefe über Karlsbad und die Naturproducte der Gegend" (Dresden 1780); „Briefe über die Kunst, an eine Freundin (m. Kpf., 1794 fg., 4.); „Darstellung und Geschichte des Geschmacks der vorzüglichsten Völker, in Beziehung auf die innere Auszierung der Zimmer und auf die Baukunst" (Lpz. 1794, 4., mit vielen treffl. Kpf.; ein

Werk, das von Belesenheit, Beurtheilung und Geschmack zeugt); „Skizze einer Gesch. d. Künste, bes. der Malerei in Sachsen" (Dresden 1812).

Radegast (Redegast, Riedegast), eine alte nordische Gottheit, die besonders bei den Obotriten (heutigen Mecklenburgern) verehrt und gewöhnlich mit einem Vogel auf dem Haupte, einem Ochsenkopfe auf der Brust, Schild und Speer in der Hand, abgebildet wurde.

Radical-Reformers, der Name einer politischen Partei in England, deren Zweck es ist, die Verfassung des Landes von Grund aus zu verbessern. Der ganze Grund und Boden ist in England im Besitz von etwa 33.000 Familien, und von 2.600.000 Familien sind nur 656.000, die ein jährliches Einkommen von 50 Pf. und darüber haben. Die größte Masse der Nation ist daher kein Grundbesitzer, und ihre Existenz ist auf den künstlichen Erwerb der Industrie und des Handels angewiesen; finden nun die Erzeugnisse der erstern keinen Abhang und stockt der letztere, oder werden durch neue Erfindungen von Maschinen eine Menge Menschen außer Arbeit und Brot gesetzt, so sind diese, welche nur vom Tagewerk ihrer Hände leben, plötzlich arm, und in England doppelt armer, als in einem andern Staate, weil dort die nothwendigsten Lebensbedürfnisse in einem sehr hohen Preise stehen. Die unmittelbaren Folgen hiervon sind natürlich bei dem gemeinen Haufen, der die wahre Quelle selten erkennt und was er den Zeitverhältnissen, deren allgebietender Herrschaft sich kein Staat entziehen kann, zuschreiben sollte, seiner Regierung zuschreibt: Unzufriedenheit mit der Regierung, Plane und Anstrengungen, seine drückende Lage zu verbessern, Haß gegen die wohlhabendern Classen und endlich gewaltsame Versuche, sich ein günstigeres Loos zu verschaffen. Nach dem großen Continentalfrieden geriethen plötzlich viele Gewerbe, die ihren Flor dem Kriege verdankten, in Stillstand; der Handel stockte, die Taxe und andere Lasten des Volkes konnten nicht gleich erleichtert werden, und zugleich wurden in die meisten Fabriken Dampfmaschinen, die eine große Menge Arbeiter plötzlich brotlos machten, eingeführt. Gegen diese brach der Zorn des Volkes zuerst los, es stürmte die Fabrikgebäude und zerschlug die Maschinen. 1819 stieg die Kühnheit dieser Maschinenzerstörer (s. Ludditen) aufs Höchste, die Klagen des Volkes wurden immer lauter, sein Betragen stürmischer und seine Unzufriedenheit drohender. Volksredner standen auf und hielten heftige Reden über den Druck, worunter es seufzte, sowie über die Weise, wie ihm abzuhelfen sey, und setzten es in eine gährende Bewegung. Mit dem ärmern Volke, das bisher bloß seinem blinden Eifer sich überlassen hatte, verband sich um diese Zeit die Partei der Radical-Reformers. Mehre angesehene Whigs traten auf die Seite der Reformers, selbst im Unterhause erhoben sich Sir Robert Wilson, Hobhouse und Sir Francis Burdett, unterstützten ihre Wünsche und trugen auf eine freie, gleiche, allgemeine und jährliche Parlamentswahl an: denn die Radical-Reformers sahen in der damals noch bestehenden, sehr ungleichen Volksrepräsentation, zu der große und wichtige Städte gar keine Abgeordneten schicken durften, während höchst unbedeutende Fischerdörfer einen oder zwei wählten, die Hauptquelle aller Uebel. Alle constitutionnellen Mittel wurden zur Erreichung dieses Zwecks versucht; Gesellschaften traten zusammen, Ausschüsse wurden errichtet, Beschlüsse gefaßt, Bittschriften übergeben 2c.; man versagte sich sogar an manchen Orten den Genuß des Thee's, des Caffee's, um die Zollgefälle zu vermindern und die Regierung so zum

Nachgeben zu zwingen. Als diese Maßregeln den gehofften Erfolg nicht hatten, stieg die Erbitterung, und das Volk zeigte sich geneigt, mit den Waffen in der Hand die Reformen durchzusetzen. Seine Häupter, Hunt, Watson, Thistlewood, Preston u. A., leiteten die Bewaffnungen und übten das Volk militairisch. Am 16. August 1819 hielt Hunt zu Manchester eine Versammlung, der 100.000 Menschen beiwohnten. Bei einer solchen furchtbaren Bewegung sah sich die Regierung genöthigt, zu ernsthaften Maßregeln zu greifen. Sie ließ die Aufruhracte (Mutini=act) vorlesen, und als das Volk nicht auseinander ging, ließ sie die berittene Miliz (Yeomanry), unterstützt durch Cavalerie der Linie, einhauen. Viele wurden verwundet, Mehre getödtet und Hunt nebst 14 Anhängern eingezogen. Diese Maßregel erregte die höchste Unzufriedenheit, man schrie zu den Waffen, um Rache für den Mord in Manchester zu nehmen. Die Radical=Reformers übergaben aus mehren Städten dem Prinz=Regenten zahlreich unterzeichnete Bittschriften, um das Verfahren der Obrigkeit zu Manchester, was sie eine Verletzung der Constitution nannten, gerichtlich untersuchen zu lassen. Der Gemeinderath von London reichte eine ähnliche zu gleichem Zwecke ein, und selbst in Schottland zeigten sich Volksbewegungen. Gegen Bürgschaft war Hunt wieder in Freiheit gesetzt worden und hielt den 13. Sept. einen Triumpheinzug in London. Der Zulauf des Volkes war ungeheuer, doch betrug es sich mit Ordnung und beging keine gesetzwidrige Handlung. Bald zerfielen aber die Häupter der Volksbewegungen unter sich. Hunt, mäßiger gesinnt, als seine Freunde Wooler, Watson und Thistlewood, sprach sein Mißfallen gegen die gereizte Heftigkeit der andern Radical=Reformers, welche die gesetzlichen Schranken zu überspringen drohte, aus, und diese zerschlugen seine Büste. Hunt selbst zog sich jetzt aus der Oeffentlichkeit zurück, fürchtend, ihm möchte die Volksgährung, die er zuerst mit angeregt hatte, über den Kopf wachsen. Obgleich die angesehensten und reichsten Volksclassen ihren Abscheu gegen die tumultuarischen Zusammenrottungen und Volksversammlungen erklärten, fanden doch mehre Große und Whigs von ausgezeichnetem Charakter, als der Herzog von Norfolk, die Grafen Fitzwilliam und Albemarle und die Lords Milton, Dundas, Egremont u. A. die Beschwerden des Volkes gerecht und unterstützten sie. Sie nahmen an den Volksversammlungen Theil und unterschrieben ihre Beschlüsse. Durch den Beitritt dieser angesehenen Männer schienen die Radical=Reformers ein bedeutendes Gewicht zu erhalten, und das Ministerium glaubte, keinen Augenblick säumen zu dürfen, durchgreifende Vorkehrungen zu treffen. Die Truppen wurden mit 10.000 Mann vermehrt, überall die berittene Yeomanry aufgeboten und selbst die Opposition vereinigte sich mit dem Ministerium, um den Ausbruch einer Revolution zu unterdrücken. Demungeachtet wurden die Anhänger des Radicalismus in ihrer Sprache und Anstrengungen immer kühner, besonders wurde der religiöse und politische Fanatismus der Bandmänner in Irland wieder entflammt; man weigerte sich dort den Zehnten zu entrichten und Protestanten unter sich zu dulden; bis 1821 hatte die Regierung mit ihrer Wuth in Irland zu kämpfen. In Schottland und England dauerten die Versammlungen fort, heftige Pamphlets erschienen im Drucke, unter deren Schreibern sich vorzüglich Cobbet und Hobhouse auszeichneten, und reizten das Volk immer mehr. Zur Bekämpfung dieser Gährung wurden 5 von den Ministern vorgeschlagene Bills im Parlamente angenom=

men und erhielten den 30. Dec. 1819 die königl. Bestätigung. Sie bestrafen die Stempelung der Flugblätter, politische und religiöse Schandschriften, die Beschränkung der Volksversammlungen, das Verbot militairischer Uebungen und die Wegnahme der Waffen in den Häusern. Um London und das Land von dem überflüssigen armen Pöbel so viel als möglich zu befreien, ward beschlossen, eine Colonie auf dem Cap anzulegen, und das Parlament bewilligte hierzu große Summen. Der Prinz-Regent überließ den hülfsbedürftigen Bewohnern der Hauptstadt den Wald von Dartmoore zum Anbau; überall wurden Geldbeiträge zur Unterstützung, besonders der Armen in Irland, gesammelt, und viele reiche Gutsbesitzer erließen ihren Pächtern einen Theil der Pacht. Umfassendere Vorschläge, um die drückende Noth zu steuern, machten Owen und Brougham; doch ehe diese realisirt werden konnten, beschlossen einige Radical-Reformers, alle 14 Minister, wenn sie bei Lord Harrowby am 23. Febr. 1820 speisen würden, umzubringen. Das Complott wurde aber am Morgen des Mordtages durch einen Brief, den ein Unbekannter dem Lord Harrowby überbrachte, vereitelt. Magistratspersonen, an der Spitze der Polizeibeamten und eine Gardeabtheilung, überfielen um 8 Uhr Abends das Versammlungshaus der Verschwornen, die sie mit Füllung von Granaten und Patronen beschäftigt fanden. Die 25 Verschwornen vertheidigten sich wie verzweifelt, tödteten einen Polizeibeamten und verwundeten Mehre; sie mußten aber der Uebermacht weichen und flohen mit ihrem Führer Thistlewood an der Spitze. Nur 9 wurden ergriffen. Das Complott bestand aus Bettlern und Leuten der niedrigsten Classe, die mehr Noth und Verzweiflung, als ein durchdachter Plan zu diesem Mordunternehmen getrieben hatte; auch fanden sich keine Spuren, daß das Complott größere Verbreitung gehabt habe. Thistlewood und die andern Entflohenen wurden am folgenden Morgen verhaftet. Die Grandjury verurtheilte Thistlewood, Ings, Brunet (einen Schuster), Tidd und Davidson als Hochverräther zum Tode, und den 1. Mai 1820 wurden sie aufgeknüpft. Die Andern wurden theils nach Botanybai transportirt, theils mit Gefängnißstrafe belegt. Dieser Schlag und zugleich die Bemühungen des Königs, des Parlaments und der wohlhabendern Classe, nach Kräften die drückende Last der Armuth, worunter die gemeinern Classen erlagen, zu heben, dämpften allmälig die gefährlichen Unruhen, und benahmen dem Radicalismus, der seine Hauptstütze in dem armen Volke gefunden hatte, seine Kraft, sodaß Hunt, als er im Oct. 1822 seiner Haft (denn er war im März 1820, bis zur Beendigung seines Processes wieder eingezogen worden) entlassen wurde, seine früher so populaire Rolle ausgespielt hatte.

Radiren, s. Kupferstecherkunst.

Radius (Halbmesser), s. Diameter.

Radziwill, eine der ältesten, berühmtesten und begütertsten polnischen Familien, die ihren Ursprung von Narimund, Fürsten von Pinsk, Mozyr und Polesien in der ersten Hälfte des 14. Jahrh., einem Sohne Gadianin's, souverainen Großherzogs von Lithauen, herleitet und den Fürstentitel schon vor der Vereinigung des letztern Landes mit der polnischen Krone führte. Kaiser Maximilian I. verlieh dem Hause 1515 die reichsfürstl. Würde, jedoch ohne Sitz und Stimme im deutschen Fürstenrathe. Es besitzt im ehemaligen Königreiche Polen, in Lithauen und dem Großherzogthum Posen die Herzogthümer Olyka, Nieswicz, die Für-

stenth. Dulimki, Kleck und Birze, die Grafschaften Mir, Biala, Koppl, Slutyk, Koydanow und Kieydany nebst vielen and. Gütern und Pallästen in Warschau, Grodno und Krakau. Es theilt sich in 4 Linien, von welchen die der Ordinaten von Nieswicz und Olyka, der Ordinaten zu Kleck und der zu Birze die bekanntesten sind. Die erste erlosch 1813 und die dritte schon früher. Von der vierten fehlen authentische Nachrichten. Fürst Michael VI. aus der Kleckischen Linie, der mehre Würden im ehemaligen Lithauen bekleidete, war Besitzer des Majorats von Kleck, zu Nieberow. Ihm folgte sein ältester Sohn, Ludwig Nicolaus, geb. 1773, residirt zu Radziwillmonty in Lithauen. Sein zweiter Sohn, Anton Heinrich, geb. 1775, seit 1796 mit der Prinzessin Louise, einzigen Tochter des Prinzen Ferdinand v. Preußen, vermählt, wurde 1815 vom König zum Statthalter des Großherzogthums Posen und später zum Mitglied des k. preuß. Staatsraths ernannt. Er war Herr der Majorate Nieswicz, Mir und Olyka und residirte in Posen. Er verwaltete die Statthalterschaft mit großer Gewissenhaftigkeit und Treue; verband Würde in Ton und Haltung mit der herablassendsten Zuvorkommenheit, wußte wissenschaftliche Bildung und gründliche Kenntnisse im Fache der Mathematik und der Tonkunst mit allen geselligen Talenten eines feinen Weltmannes zu vereinigen, und ehrte, mit großer Menschenkenntniß ausgestattet, im Menschen nur den Menschen. Er war nicht nur Tonsetzer, sondern selbst ausübender Künstler und Virtuos auf dem Violoncell. Den Schmerz von Polens Untergang nicht lange überlebend, starb er am 7. April 1833 und ward am 14. in der Domkirche zu Posen, nach dem vom Erzbischof gehaltenen Traueramte, in der Gruft seiner Vorfahren beigesetzt. Die durch ihn gleichsam verwaiste Singakademie zu Berlin feierte sein Andenken durch eine Trauermusik, die mit den vom Fürsten selbst componirten Osterchören aus Göthe's „Faust" schloß. Er hinterließ 4 Söhne und 4 Töchter. Sein jüngerer Bruder, Fürst Michael, geb. 1778, berühmt als tapferer Krieger in den Reihen der Polen, war 1831 5 Wochen lang Oberbefehlshaber des polnischen Heeres. (Vgl. Polnische Insurrection.)

Raeburn (Sir Henry), Portraitmaler, Präsident der Akademie zu Edinburg, Mitglied der londoner Akademie, sowie mehrer gelehrten Gesellschaften, geb. 1756 zu Stockbridge bei Edinburg, zeigte früh ein glänzendes Talent zur Malerkunst, kam bei einem Goldschmiede zu Edinburg in die Lehre, der ihn in seiner Lieblingsbeschäftigung noch ermunterte. Aus der Lehre entlassen, widmete er sich gänzlich der Portraitmalerei, reiste 1778 nach London und von hier, auf Reynolds's Rath, nach Italien, wo er 2 Jahre verweilte und dann nach Edinburg zurückkehrte. Seitdem hat er beinahe alle berühmte Männer gemalt, die Schottland in den letzten 40 J. besaß. Die Kraft und Würde seines Styls mag er wohl seiner ausschließenden Bekanntschaft mit den Werken der großen italien. Meister zu verdanken haben; im Uebrigen ist er eigenthümlich. Seine Bildnisse zeichnen sich durch die sprechendste Aehnlichkeit aus, aber höhern Kunstwerth gibt ihnen die geistreiche Darstellung des Charakterausdrucks. Seine Zeichnung ist correct, sein Colorit reich, sein Pinsel kühn und frei. Die Beiwerke, sowohl in Draperien als Landschaften, sind geistreich behandelt. Thiere und besonders Pferde stellte er mit großer Wahrheit dar, und seine Reiterbilder gehören zu seinen vorzüglichsten Werken. Der König Georg IV. ertheilte ihm 1821 die Ritterwürde und ernannte ihn zum Hofmaler. Er st. 1823.

Rafael Sanzio oder **de' Santi**, der größte Maler der neuern, oder, wie Manche wollen, der letzte der alten Kunstperiode, geb. zu Urbino, am Charfreitage, den 8. März 1483, starb zu Rom am Charfreitage den 7. April 1520. Sein Vater, Giovanni Sanzio, ein unbedeutender Maler, wurde durch eine von Rafael auf die Hofwand des väterlichen Hauses, ohne fremde Beihülfe, gemalte Madonna mit dem Jesuskinde (dieß Gemälde wurde später in ein Zimmer dieses Hauses sammt dem Stück Wand, worauf es gemalt war, versetzt und ist noch zu sehen) von der Unzulänglichkeit seiner Kräfte zur weitern Ausbildung seines Sohnes überzeugt, und eilte, denselben in die Schule eines größern Meisters zu bringen. Auf sein Bitten nahm Pietro (Vanucchi) Perugino den jungen Rafael unter die Zahl seiner Schüler auf. Bald übertraf Rafael seine zahlreichen Mitschüler und erreichte in Kurzem die Behandlungsart seines Lehrers so weit, daß man Beider Werke aus dieser Periode kaum unterscheiden kann. Hiervon zeugen Rafael's erste öffentliche Arbeiten: die Krönung des h. Niccolo da Tolentino, ein gekreuzigter Heiland zwischen 2 Engeln, eine heil. Familie, eine Verlobung der Maria, vor allen aber eine Krönung der Maria für das Kloster St.-Francesco in Perugia, sämmtlich Arbeiten aus seinem 15. bis 18. Jahre. — Während der Zeit war einem von Rafael's ehemaligen Mitschülern, Pinturicchio, die Ausmalung des Büchersaals im Dome zu Siena übertragen worden. Dieser lud Rafael ein, ihm bei dieser Arbeit zu helfen. Schon hatte Rafael einen großen Theil der Cartons zu dieser Arbeit vollendet, als er erfuhr, daß in Florenz die Cartons des Michel Angelo und Leonardo da Vinci, welche von diesen beiden größten Künstlern damaliger Zeit, auf Veranlassung einer Preisaufgabe des hohen Rathes zu Florenz, gefertigt worden, öffentlich ausgestellt waren. Er brannte vor Begierde, sie zu sehen, und eilte nach Florenz. Aber nicht allein diese Cartons, sondern auch Florenz selbst, damals der Sitz alles Schönen und Trefflichen, machten einen tiefen Eindruck auf das jugendliche Gemüth; ebenso wohlthätigen Einfluß hatte die Bekanntschaft so mancher jungen Künstler von Bedeutung, des Ghirlandajo, A. St.-Gallo rc. Wenn auch Rafael's Biographien nicht ausdrücklich davon reden, daß derselbe in Florenz die Werke der frühern großen Meister, eines Cimabue, Masaccio, Giotto, Verocchio, Ghiberti, fleißig studirt habe, sowie es Michel Angelo und Leonardo da Vinci gethan, so ist es doch nicht zu bezweifeln; auch leuchtet dieß aus seinen daselbst verfertigten Bildern hervor, unter denen vornehmlich eine Madonna mit dem Kinde (jetzt in der Tribune zu Florenz) schon von Vasari überaus gerühmt wird. — Der Tod seiner Eltern rief Rafael schnell nach Hause, und während er in Urbino Erbschaftsangelegenheiten in Ordnung brachte, vollendete er in den Stunden der Muße mehre Gemälde, z. B. zwei Madonnen, einen heiligen Georg, und wahrscheinlich auch das Gegenstück dazu, den heil. Michael (noch in Paris), ferner einen betenden Christus im Garten (in Paris), und 1504 die Trauung Mariä (lo Sposalizio, jetzt in Mailand). Rafael's Liebe zu seiner zweiten Vaterstadt Perugia bewog ihn, bald dahin zurückzueilen. Hier bewährte er seinen Ruf durch mehre Gemälde: eine Madonna für die Kirche der Frati de' Servi, eine mater dolorosa, über welcher Rafael in einem zweiten Bilde Gott den Vater vorstellte (jetzt im Pallaste Colonna zu Rom), und außer andern Staffeleigemälden einen Christus mit Gott dem Vater, von

mehren Heiligen umgeben, für das kleine Camaldulenserkloster, sein erstes Frescogemälde. Alle diese Arbeiten grenzen noch an den Styl seines Lehrmeisters, und zeigen noch nicht die Größe, den Adel und das Gewaltige seiner spätern Arbeiten, zeichnen sich aber durch Empfindung und Gemüth, beides Eigenschaften, die der frühern Schule eigenthümlich sind, aus. — Sein Streben nach weiterer Ausbildung zog ihn zum zweiten Male nach Florenz. Hier setzte er seine Studien nach den obgedachten ältern Meistern eifrig fort; die Bekanntschaft mit Fra Bartolomeo, den man Rafael fast an die Seite setzen kann, leitete ihn zu festern Grundsätzen im Colorit. Ueberhaupt scheint er die ganze Zeit seines dortigen Aufenthalts auf seine Bildung verwendet zu haben, wenigstens weiß man, daß er in Florenz nur einige Portraits und den Carton zu seiner Grablegung ausgeführt hat. Das Bild selbst malte er in Perugia, von wo es später in den Pallast Borghese nach Rom gekommen ist. Dieses Gemälde ist ein Wunderwerk der Composition, der Zeichnung und des Ausdrucks, dessen Vortrefflichkeit von wenigen seiner spätern Arbeiten übertroffen wird. Nach Beendigung desselben ging Rafael zum dritten Male nach Florenz, wo Studien wieder seine Hauptbeschäftigung waren; wenigstens ist aus dieser Zeit nur die herrliche Madonna, genannt la bella Giardiniera (noch in Paris), und eine andre Madonna mit den Kirchenvätern (in Brüssel), beides Bilder, die nicht völlig von Rafael vollendet wurden, mit Bestimmtheit nachzuweisen. — Rafael's wiederholter Aufenthalt zu Florenz ist für ihn selbst, sowie für die ganze neuere Epoche der Kunst, von dem größten Einfluß geworden. Unter seines Vaters und Perugino's Leitung hatte er das Mechanische der Kunst erlernt; mit diesen unentbehrlichen Vorkenntnissen betrat er das Athen Italiens, und fand hier, daß Cimabue, Giotto, Fiesole und die damals noch lebenden florentinischen Künstler mit seinem Lehrmeister in allen Theilen der Kunst nicht nur wetteifern konnten, sondern einige derselben, Masaccio, Fra Filippo Lippi, Mariotto Albertinelli, Ghirlandajo und Fra Bartolomeo durch wohlgeordnete Compositionen, richtige Zeichnung und lebhafte Färbung ihn übertrafen. In den Werken Ghirlandajo's, und vor allen des Masaccio, fand er, wonach er am meisten strebte, einen größern Styl in Formen, Gewändern, Umrissen. Hatte nun Rafael schon die Vorzüge der größten Meister seiner Zeit in der ganzen Romagna sich erworben, so eignete er sich jetzt auch alle Vorzüge der florentinischen Schule an; daher seine große Achtung für dieselbe. Ein auffallendes Beispiel dieser Verehrung gab er u. a., indem er 2 Figuren von Masaccio, welche man zu Florenz noch jetzt sehen kann, in seinen Logen ohne die mindeste Abänderung copirte, nämlich Adam und Eva, wie sie der Engel aus dem Paradiese vertreibt. — Auf des kunstliebenden Papstes Julius II. Ruf, den Bramante, der die erste Idee zum Neubau der Peterskirche und zur Verschönerung des Vaticans entworfen, auf den jungen Künstler aufmerksam gemacht hatte, reiste Rafael 1508 nach Rom, wo zu gleicher Zeit auch Michel Angelo Buonarotti (s. d.) ankam, die Sixtinische Capelle zu schmücken. Der Papst erkannte das umfassende Genie Rafael's und wußte es zu würdigen. Schon war das Werk begonnen, die Säle des Vaticans mit Fresken zu schmücken; Vieles davon war schon zu Ende gebracht von Pietro da Francesco, Luca da Cortona und Bramantino da Milano. Pietro della Gatte hatte eben Hand an die ihm aufgetragene Arbeiten gelegt,

als Rafael mit in Concurrenz trat und in der Camera di Segnatura auf einer Steinwand sein großes Gemälde, bekannt u. d. N. Disputa (der Streit über das Sacrament der Eucharistie) in Fresco ausführte. Die Vollendung entsprach den Erwartungen des Papstes so sehr, daß auf seinen Befehl alle übrigen Wandgemälde wieder herabgeworfen und durch Rafael's Hand ersetzt werden mußten; selbst den trefflichen Sodoma traf dieses Schicksal, nur Perugino der Lehrer durfte Platz behaupten unter den Werken des Schülers und zwar aus Achtung für ihn: ein schöner Zug in Rafael's Charakter. Daß wir, ohne dieses glückliche Ereigniß, Rafael's Genie vielleicht nie so umfassend kennen gelernt, ja daß es sich selbst bei dessen leider so kurzen Lebensdauer wohl nie so schnell und auf den uns bekannten höchsten Grad der Kunst ausgebildet haben würde, möchten wir kaum mehr bezweifeln. Die verschiedenartigsten Aufgaben, wüthender Kampf (in der Schlacht des Konstantin, Scenen des Schreckens (in Attila und der Bolzener Messe), besonders aber seine personificirte Darstellungen der abstractesten Begriffe (in der Disputa und der Schule von Athen), der übrigen Darstellungen des Parnasses und der vielen einzelnen allegorischen Figuren von Tugenden und Wissenschaften nicht zu gedenken; diese verschiedenartigsten Aufgaben mußten nicht nur sein Denken nach allen Seiten hin wecken, seinen Empfindungsgeist im ganzen Umfange anregen und beschäftigen, zum Erwerbe neuer Erfahrungen und psychologischer Kenntnisse nöthigen; kurz ihn selbst in die eigenen fast unergründlichen Tiefen seine Seele blicken lassen, damit er überall consequent verfahre, seinen Ideen Mannigfaltigkeit und dieser dann wieder Einheit und Ordnung gebe; und jetzt allen den weit höheren Forderungen an Disposition des Ganzen und Gruppirung der einzelnen Theile immer mehr zu entsprechen. In dem oben erwähnten Gemälde der Disputa ist Alles so fein gefühlt, so wohl und tief überlegt und doch dabei so zufällig wahr vor Augen gestellt, daß das Reizende und Gefällige davon nicht beschrieben werden kann. Ausdruck und Charakter stehen am Höchsten; Alles regt und bewegt sich nach Mannigfaltigkeit der Empfindungen in tiefer Ehrfurcht und ist groß, edel und würdevoll gehalten, und je näher dem Sacramente, desto mehr. Die Gruppen der Väter mit dem Eigenthümlichen ihrer Züge, wie aus dem Leben, sind das Würdigste, was man sehen kann. Die Umrisse sind mit bewunderungswürdiger Strenge und Sicherheit gezeichnet; Leben und Charakter im Runden, besonders in den Köpfen, mit einer Bestimmtheit und anatomischen Kenntniß fein gefühlt und richtig modellirt, daß man es nur mit Staunen betrachten kann. Das zweite Hauptgemälde Rafael's in der Camera di Segnatura ist die Schule von Athen. Im vorigen Bilde waren es zunächst die berühmten Theologen, hier dagegen sind es die ausgezeichnetsten Philosophen des Alterthums, die handelnd eingeführt sind. Ein in sich abgeschlossenes Ganzes, in seinen Theilen wohl verbunden, von tiefer, sprechender Motivirung aller Charaktere, durch und durch wahr, im Ausdruck und der Bewegung. Der Anordnung kann man im Ganzen hohe Simplicität nicht absprechen. Es ist auch hier Alles groß und edel gehalten, doch von anderer Art und auf andere Weise. Es herrscht hier bei allem dem, und in Vergleichung zur Disputa, eine größere Mannigfaltigkeit in Stellung und Geberde. Alles regt sich mit mehr Freiheit, doch auch im Gleichgewichte; nirgends Uebertreibung. Das dritte Hauptgemälde jener Camera stellt

den Parnaß vor: Apollo sitzend, und ihm dienen die Musen; rechts dieser Gruppe Homer zwischen Virgil und Dante — ist aber als Gemälde von Rafael's Hand keines der vorzüglichsten. Dann folgen die allegorischen Figuren der Theologie, Philosophie, Gerechtigkeit und Dichtkunst; ferner in den Ecken des Plafonds der Fall des Adams, die Sternkunde, Apoll und Marsias und Salomon's Urtheil, sämmtlich in Bezug auf die 4 Hauptbilder des Zimmers; zuletzt aber auf der vierten Hauptwand unter den Fenstern die Klugheit, Mäßigung und Stärke, darunter den Kaiser Justinian, der die Pandekten vom Tribonian empfängt, und Gregor X., der die Decretalen einem Sachwalter des Consistoriums übergibt, unter denselben Moses und eine bewaffnete allegorische Figur. — 1511 waren die sämmtlichen Arbeiten in der ersten Stanze vollendet. Nun soll er nach Vasari's Angabe mehre, weniger bedeutende, aber treffliche Frescogemälde gearbeitet haben, den Jesaias in St.-Augustin, die Propheten und Sibyllen in Sta.-Maria della Pace, und seine Madonna di Foligno (im Vatican). Auf den Wolken sitzt hier die jungfräul. Mutter mit dem geliebten Sohne; beide ein weiter Lichtkreis gezogen, um den sich zwischen leichten Wölkchen wie aus Aether gewobene himmlische Kinder betend und frohlockend gesammelt haben. Den untern Raum nehmen zunächst 4 Figuren: Johannes der Täufer, St.-Franciscus, der Donatar des Bildes und St.-Hieronymus, ein. Zwischen ihnen ein Engel, der eine noch unbeschriebene Tafel hält. Unter allen, die Sanzio im Geiste je empfangen und sein Pinsel zur Darstellung gebracht hat, ist diese Madonna die erwählteste, die würdigste, heiligste von Allen. Was sie auf Erden war, Jungfrau und Mutter, und Mutter und Jungfrau, und Himmelskönigin jetzt; Demuth und Majestät, begnadigt und begnadigend, das Alles erscheint sie hier oben in unbegreiflicher Einigung; die wunderbarste, die bedeutungsvollste von Allen, ein ewiger Typus für Alle. Stellung und Bewegung sind lauter Grazie; die Formen scheinen fast ideal und weniger aus der wirklichen Natur genommen, und doch lebendig, so tief beseelt und natürlich der wunderschöne Kopf mit dem herabwallenden Schleier, den das Kind mit beiden Händen erfaßt. Wie Rafael in dem eigenthümlichen originellen Styl mit Riesenkraft immer stieg, zeigte er in folgendem Gemälde in den Stanzen: die Vertreibung des Heliodor aus dem Tempel zu Jerusalem, den er plündern wollte. Hier ist der Styl weit ernster, größer, kühner und gewaltiger, die Behandlung weit geistreicher und meisterhafter. Diesem folgte 1514 unter der Regierung des neuen Papstes, Leo X., der die Kunst mit Enthusiasmus liebte, sein Attila, der, durch Leo den Großen bewogen, sich von Roms Mauern zurückzieht; und Petri Befreiung aus dem Gefängniß. In 4 Fächern der Decke sind biblische Geschichte gemalt: Gott der Vater, wie er dem Moses die Befreiung der Kinder Israel aus Aegypten verheißt; Noah, Gott für seine Rettung aus der Sündfluth dankend; die Aufopferung Jakobs; Jakobs Traum von der Himmelsleiter. Ungefähr gleichzeitig damit sind die Staffeleigemälde: die berühmte Madonna del Pesce (im Escorial), welche in Paris von Holz auf Leinwand übertragen wurde, seine ebenso schöne Cecilia, welche von Giul. Romano vollendet worden seyn soll, eine heil. Familie, la Perla genannt (im Escorial), Ezechiel's Traum, unter mehren Madonnen die dell' Impannato, die Kreuztragung, bekannt u. d. N., lo Spasimo di Sicilia (jetzt in

Madrid), Christus in der Glorie von Heiligen umgeben, le cinque Santi, sodann sein eigenes Bildniß (jetzt in München), das Portrait Leo's X. (in Paris) u. A. Albr. Dürer, durch Rafael's Ruhm bewogen, soll damals ihm schriftlich ein Freundschaftsbündniß angetragen und ihm mehre seiner eigenhändig geätzten Kupferblätter und sein Bildniß gesendet und dagegen eine Anzahl Zeichnungen von Rafael's Hand zum Geschenk erhalten haben. Für den unermüdeten Rafael waren jene verschiedene Arbeiten indessen nur Nebenbeschäftigungen, die ihn in seiner Hauptarbeit im Vatican nicht aufhielten, wo Leo X. schon die Ausschmückung eines dritten Zimmers für ihn bestimmt hatte. Allein wenngleich Rafael die Zeichnungen lieferte, die Aufsicht über die Ausführung übernahm und oft die Hand anlegte, so mußte er doch oft den mühsameren Theil der Arbeit jungen Künstlern überlassen. Auf zwei Seiten des Zimmers sieht man die Krönung Karls des Großen durch Leo III. und die Rechtfertigung des Papstes über die bei Karl gegen ihn erhobene Anklage; auf den beiden andern Seiten Leo's IV. Sieg über die Saracenen im Hafen von Ostia und die wunderbare Löschung des Brandes im Borgo Vecchio zu Rom. Letzteres ist ein Gemälde, in dem man Rafael's Reichthum an Erfindung nicht genug bewundern kann, da er keine der interessantesten Situationen unbenutzt gelassen hat, um auf das Gefühl des Zuschauers recht ergreifend zu wirken. Charakter und Bewegung der Figuren sind vortrefflich; erschütternde Situationen fordern bewegteren Ausdruck, größere Anstrengung; aber Rafael hielt sich immer dabei in den Schranken des Edlen, nirgends finden wir Uebertreibung. 1517 bekam Rafael den Auftrag, die von Bramante unvollendet gelassenen Logen des schönen vaticanischen Pallastes, d. h. die Gallerien, welche die Zimmer des Pallastes vereinigen, zu vollenden. Sein dazu gemachter Plan wurde vom Papst genehmigt und dieser ersuchte den Künstler, auch die Zeichnungen zu der Malerei sowohl als zu dem Schnitzwerk und der Stuccaturarbeit zu verfertigen. Die Zeichnungen merkwürdiger Alterthümer zu liefern, trug er besonders zweier seiner Schüler auf, dem Giulio Romano und Johann von Udine; der Erste hatte die Aufsicht über das Fach der Geschichte, der Letztere über Stuccaturarbeit und Arabesken. In den zahlreichen Fächern der Decke brachte Rafael eine Reihe biblischer Geschichten an, deren einige von ihm selbst ausgemalt, andere von seinen Schülern unter seiner unmittelbaren Aufsicht vollendet sind. Die Größe und Mannigfaltigkeit dieser Arbeit, die schöpferische Einbildungskraft Rafael's in den Zeichnungen, die Freundlichkeit und Nachsicht, womit er seine Schüler behandelte, deren immer mehre in seinem Gefolge erschienen, sobald er sich an öffentlichen Orten sehen ließ, und die Freigebigkeit, womit der Papst ihre Arbeiten belohnte, — Alles machte damals den Vatican zu einer Pflanzschule der Kunst. Der Papst, entzückt von der Vortrefflichkeit dieser Arbeiten, trug Rafael'n die Auszierung noch eines andern Saales im Vatican mit Bildnissen der Heiligen und Apostel auf, ernannte ihn zum Oberaufseher über alle Verschönerungen dieses Pallastes und überhäufte ihn mit Ehrenbezeugungen. In diesem Abschnitt seines Lebens verfertigte Rafael mehre Oelgemälde, die nachher sowohl in Rom, als in andern Gegenden Italiens so begierig gesucht wurden und noch jetzt die Hauptzierde der meisten Gemäldesammlungen in Europa ausmachen; z. B. die Madonna für die Kirche St.-Sixt zu

Piacenza (in Dresden), unstreitig eins der Meisterwerke seines Pinsels (die Hoheit, Würde und Erhabenheit, möchten wohl für immer unerreicht bleiben); ferner Rafael's großes Gemälde des h. Michael (war in Paris), die Frescogemälde in der Farnesina, das Leben der Psyche in zwölf Bildern, und die Galatee vorstellend, alle außer dem letztgedachten, von seinen Schülern ausgeführt; sodann die von jenen sehr abweichenden Zeichnungen aus der Fabel der Psyche, 38 an der Zahl; imgleichen die wunderliebliche Madonna della Seggiola (in Paris). Eben so ausgezeichnet sind seine Bildnisse; z. B. die Portraits der Beatrix von Ferrara und seiner geliebten Fornarina, in Florenz. Letztere ist von unbeschreiblicher Vollendung und als Gemälde an Kraft, Wärme, Klarheit und Verschmelzung der Töne mit keinem seiner Werke zu vergleichen; des Carondelet (welches Bildniß sich jetzt in England befindet), des Grafen Castiglione, der wunderschönen Johanna von Aragonien (beide in Paris). Während der Zeit lieferte Rafael noch viele andere ausgezeichnete Arbeiten. So berühmt er als Maler war, so zeichnete er sich nicht minder auch als Baumeister aus; er erhielt 1514 die Stelle eines Oberarchitekten, und mußten zu mehren Pallästen, welche in Rom und andern Städten Italiens erbaut wurden, die Zeichnungen liefern. Wahrscheinlich später fertigte Rafael für Augustin Chigi die vortrefflichen Zeichnungen zum Bau und zur Auszierung einer Capelle in S. Maria del Popolo, sowie zu einem Familiendenkmal dieses kunst- und wissenschaftliebenden Römers. Leo X. machte rastlos Forderungen, die nur das Genie und die geübte fertige Hand eines so großen Künstlers wie Rafael befriedigen konnte. Da der Papst ein Zimmer im Vatican mit Tapeten behängen lassen wollte, die damals in Flandern sehr schön gearbeitet wurden; so mußte Rafael zu dieser Arbeit die Zeichnungen angemessener biblischer Geschichten liefern. Er wählte sie aus der Apostelgeschichte, und zeichnete auf Pappe, mit Papier überklebt, den Tapetenwebern ihre Muster mit lebendigen Farben vor. Jeder von diesen Cartons hatte unten einen breiten Rand, auf welchem eine Begebenheit aus dem Leben Leo's X. in helldunkler Manier vorgestellt war. Die nach diesen Mustern gewirkten Tapeten, welche sich in einem der vaticanischen Säle befinden, setzten durch ihre täuschenden Gestalten und lebhaften Farben alle Zuschauer in Erstaunen, weil man sie eher für Werke des Pinsels als des Weberstuhls halten möchte. An diese Meisterstücke verwandte Leo die ungeheure Summe von 76.000 Scudi. Die Tapeten wurden nun zwar nach Rom geliefert, allein die noch kostbarern Cartons von Rafael ließ man in den Händen der flandrischen Arbeiter. (S. über ihre Schicksale d. Art. **Cartons**.) Mehre Staffeleigemälde scheinen auch um diese Periode von Rafael verfertigt worden zu seyn, unter andern Johannes in der Wüste (von dem mehre fast gleich gute und einander fast ganz ähnliche Bilder existiren, nämlich in Florenz, in London, aus der Gallerie des Herzogs von Orleans, und in Wien; daher man nicht gewiß ist, welches von diesen das Original ist), ferner seine Madonna mit dem Christkinde, das von einem Engel mit Blumen bestreut wird (war in Paris), u. m. a. Unter den letzten unvollendeten Arbeiten Rafael's sind seine Zeichnungen für die vierte Stanze, die Halle Konstantins, die von Giulio Romano und J. Fr. Penni vollendet wurden. Das Ganze besteht aus vier besondern großen Stücken: die Bekehrung Konstantins und wunderbare Erscheinung des heil. Kreuzes, Konstantins

Sieg über Marentius, Konstantins Taufe und seine Schenkung an die Kirche vorstellend. Rafael's letztes, nicht völlig vollendetes Gemälde war die Verklärung Christi, welche vom Cardinal Julius von Medicis für die Hauptkirche seines Erzbisthums Narbonne bestimmt war, alsdann nach Pietro Montorio kam; es war ebenfalls im Museum zu Paris, ist aber jetzt wieder im Vaticane aufgestellt. Wenn auch die Kritiker diesem Bilde gewöhnlich vorgeworfen haben, es enthalte zwei Hauptgegenstände und bestehe eigentlich aus zwei Bildern, so müssen doch Alle zugeben, daß dieses Gemälde das vollendetste Meisterstück ist, welches die neuere christliche Kunst hervorgebracht hat. Die Composition ist so edel, die Zeichnung so vollendet, der Ausdruck so erhaben und ernst, es herrrscht in den Charakteren so große Mannigfaltigkeit, das Colorit, sowie es von Rafael herrührt, ist so wahr und kräftig, daß man in keiner von Rafael's übrigen Arbeiten, noch weniger in Werken anderer Meister diese Vorzüge in dem Maße vereinigt findet. Der Kopf des verklärten Christus, in welchem diese Vereinigung am meisten bewundert wird, soll seine letzte Arbeit gewesen seyn. Im 37. Jahre seines Alters starb der große Künstler an einem hitzigen Fieber, dessen Ursache er den Aerzten verborgen hatte, und die ihn daher falsch behandelten. Sein Leichnam wurde in seinem Studiensaale im Angesichte seiner Verklärung auf einem prächtigen Katafalk aufgestellt und dann mit einer feierlichen Leichenbegleitung in die Kirche Sta.-Maria Rotonda (sonst Pantheon) zur ewigen Ruhe gebracht. Dort liegen seine Gebeine noch jetzt, bis auf seinen Schädel, der späterhin in die Akademie S.-Luca versetzt wurde. Sein von Carlo Maratti dort aufgestelltes, von Naldini gefertigtes Brustbild, nebst einer Inschrift des Cardinals Bembo:

„Ille hic est Raphael, timuit quo sospite vinci
Magna rerum parens et moriente mori",

bezeichnen seine Grabstätte. — Rafael war ein gutmüthiger, zuvorkommender, dienstfertiger, bescheidener und liebenswürdiger Mann; er besaß eine schöne Gestalt, eine edle, Zutrauen erweckende Gesichtsbildung. Der Cardinal Bibiena wollte ihm seine Nichte zur Gattin geben; Rafael hoffte aber von Leo X. den Cardinalshut zu erhalten, und deßhalb blieb er unverheirathet. Rafael's Nachlaß fiel, seinem letzten Willen gemäß, an seine Lieblingsschüler, Giulio Romano und Francesco Penni. — Rafael's Künstlercharakter kündigte sich schon früh in seinen Gemälden an. Wir finden ihn in seiner Grablegung (in der Gallerie Borghese), zu welcher er die Zeichnung während seines ersten Aufenthaltes zu Florenz verfertigte, in den Gruppen dieses Gemäldes so frei, groß und herrlich sich bewegen, als nur immer in den Anordnungen seiner Schule in Athen. Dagegen finden wir ihn in den Gemälden der heil. Cäcilia und der Madonna di Foligno, die wenn nicht später, doch gleichzeitig mit der Schule von Athen sind, zur Eurythmie zurückgekehrt; ja derselben noch in seinem letzten Werke huldigen, in der eigentlichen Verklärungsscene: Christus zwischen Moses und Elias. Daraus geht nun klar hervor, daß Rafael schon frühzeitig dem strengeren Style mit großer Besonnenheit ergeben war und weit entfernt durch Michel Angelo's Anordnungsweise davon zurückgebracht, denselben vielmehr, wo es Natur und Charakter der Gegenstände nothwendig heischten, bis ans Ende seines Lebens beibehalten hat. Endlich war es ihm vorbehalten, allen frühern Meistern es darin zuvor thun, daß sein vorstrebendes Genie mit jedem

gebundenen Style zugleich einen freiern, bewegteren zu verbinden gewußt, sodaß man jetzt zwei Style in seinen Werken unterscheiden muß, von welchen beiden er bald getrennt, wie es der Gegenstand der Aufgabe forderte, bald vereinigt, den verständigsten Gebrauch machte. Von letzterm Falle geben uns die Disputa und selbst die Transfiguration die unwiderleglichsten Beweise. Im Ganzen trägt jede seiner poetischen Erfindungen den Charakter völliger Abgeschlossenheit, sowohl was den Moment der Handlung, als die darin begriffenen Personen betrifft, deren Zahl sich genau nach dem Interesse und Umfange des Gegenstandes richtet, worauf er jede bezogen hielt zur Einheit und Deutlichkeit der Darstellung. Auf Deutlichkeit ging zuerst sein Streben im Ausdruck. Durch Mienen und Geberden spricht jede Figur den Zweck ihres Daseyns bündig aus. In der Motivirung war er der größte Meister. Sein Ausdruck blieb immer edel, und selbst da, wo er durch Leidenschaft sichtbar verstärkt hervortritt, im durchgängigen Gleichgewicht mit sich selbst. Braucht es noch mehr, um sagen zu müssen: Rafael war ein unbegreifliches Genie, der Künstler ohne Gleichen, mit dem Keiner der Erste gewesen und Keiner der Zweite! Rafael's Zeichnung ist im Ganzen schön und richtig zu nennen, wenngleich seine Formen weniger der Antike, als der einfachen, kräftigen Natur sich nähern, deren Wahrheit er mehr als ihrer Steigerung zum Idealen nachgestrebt hat. Seine Formen sind darum schön, ohne die schönsten zu seyn, lebendig und höchst bedeutsam, ohne Kälte, ohne frostige Gleichgültigkeit. In den Umrissen war er äußerst bestimmt, ja fein bis zum Zierlichen. Dieses Letztere setzen wir in das Geschmeidige der Umrisse, in einen fließenden Schwung der Linien, der alles Harte und Eckige in den Beugungen vermeidet. Anfänglich hielt er sich in seinen Umrissen mehr an die Strenge seiner Schule, wie sie denn auch allen Uebrigen vor ihm eigen gewesen war. Im Grunde kann man nicht sagen, daß er später gänzlich davon abgewichen; nur ist sie in der Folge eher Bestimmtheit als Strenge zu nennen. Aber in das Fade, Verweichlichte und völlig Charakterlose der Umrisse späterer Schulen ist er nie verfallen. Den Styl der Gewänder bildete Rafael ebenfalls zu einer Größe, Wahrheit, Schönheit und Mannigfaltigkeit aus, worin er allen Uebrigen weit überlegen ist. Die Unterlage, Stellung oder Bewegung, gab jeder seiner Kleidungen den natürlichen Bruch, die richtige Faltung; seine fliegenden oder sonst bewegten Gewänder sind unvergleichlich. Dabei wird man unwillkürlich auf die Vermuthung gebracht, es mögen da und dort die antiken Basreliefs ihm zu Vorbildern gedient haben. Nur in der Färbung allein, und in Dem, was als berechnete Wirkung damit verbunden ist, im Helldunkel, geben seine Fresken im Vatican keinen erfreulichen Beweis von Rafael's Vollkommenheit; und leicht sehen wir ihn in diesen künstlichen Theilen von Andern übertroffen. Indeß liegt die Ursache zum Theil in der Beschränktheit der Behandlungsweise al Fresco zu malen. Daß er übrigens ein tüchtiger Maler gewesen, davon gab er herrliche Beweise; seine heilige Cäcilia, seine Madonna di Foligno, die Fornarina und das Bildniß Julius II. sind doch gewiß gemalt. Wenngleich der röthliche Ton seiner Carnation und das Schwarze seiner Schatten, das man den Oelgemälden vorwirft, uns an seine Fresken erinnern; so wußte er doch auch durch gefälligere Mitteltöne zarte Verbindungen und Uebergänge aus dem Schatten in das Licht, und damit ein theilweises Helldunkel in

seinen Figuren hervorzubringen, sey es auch, daß man das Letztere in der Haltung seiner Gemälde von größerem Inhalt vermischt. — Zu seinen ausgezeichnetsten Schülern gehören: Giulio Pipi Romano, Franz Penni il Fattore, Polidoro Caldara di Caravaggio, Benvenute Garofalo, Joh. von Udine, Bartolomeo Ramenghi il Bagnacavallo. Diese, sowie ihre Schüler und spätere Nachahmer, bilden die von Rafael gestiftete römische Schule, die sich durch die Vorzüge, welche ihrem Begründer vorzüglich eigen waren, immer vor den andern ausgezeichnet hat, wenn sie auch hier und da nur als schwacher Schimmer von Rafael's Vortrefflichkeit erscheinen. — Die neuesten Biographien Rafael's sind von Braun (Wiesbaden 1815), von Füßli (Zürich 1815) und von Quatremère de Quincy (Paris 1825). — In München, Mainz und Berlin feierten 1820 mehre Künstler, sowie die Kunstakademie zu Berlin, seinen 300jährigen Todestag. Vgl. Tölken's „Rede bei der Gedächtnißfeier Rafael's, welche Berlin den 18. April 1820 von der Akademie der Künste und des Gesanges und dem Künstlerverein begangen wurde" (Berlin 1820, 4.). — Marc. Antonio (Ant. Raimondi) stach Rafael's Zeichnungen in Kupfer, und Rafael selbst soll auf einige Platten die Umrisse gestochen haben. — Ein „Catalogue des estampes gravées d'après Rafael, par Tauriscus Euboeus" (Graf Lepell), erschien Frankf. a. M. 1819, und die „Etudes calquées et dessinées d'après 5 tableaux de Raph. accomp. de la gravure au trait et de notices hist. et crit." von Emer. David zu Paris 1822 (144 Fr.); diese 5 Gemälde sind das Agnus Dei, la Perle, la Visitation (seitdem gest. von Desnoyers), la Vierge au poison und lo Spassimo, die 1713 nach Frankreich kamen, daselbst restaurirt wurden und 1815 nach Spanien zurückkehrten. Auch s. m. „Rafael Sanzio, von Frdr. Rehberg" (München 1824, gr. Fol., nebst lithogr. Bl. nach R. und seinen Vorgängern). Ein Text voll Geist und Gemüth ist „Rafael's Kunst und Künstlerleben", in Gedichten von Karl Förster (mit Kpf., nach Gem. v. R., Leipz. 1827).

Raffiniren, in der Chemie das Feinmachen, Reinigen, Läutern gewisser Substanzen. Doch wird dieser Ausdruck hauptsächlich nur bei Läuterung des Zuckers (s. d.) (daher Raffinade), des Camphers und des Tinkals oder rothen Borax gebraucht, sowie in der Hüttenkunde bei der Stahlbereitung. — Raffineur heißt nun auch auf Etwas sinnen, ausgrübeln, fein und listig aussinnen; daher raffinirt, verschmitzt, verschlagen, durchtrieben; ingl. Raffinerie, Verfeinerung, Erkünstelung; und Raffinerien, sinnreiche Erfindungen, künstliche Kniffe ꝛc.; das Raffinement, die Erkünstelung, das Nachgrübeln, feine Aussinnung, Verschmitztheit.

Raffles (Sir Thomas Stamford), geb. 1781, erhielt seine erste Erziehung in Anderson's Lehranstalt zu Hammersmith, ward 1796 Schreiber im ostind. Hause zu London, und zeichnete sich durch Fleiß und Geschicklichkeit so aus, daß er, als die ostindische Compagnie 1805 beschloß, eine Niederlassung auf Pulo-Penang zu gründen, als Secretair des Gouverneurs dieser Insel angestellt wurde. Während seines dortigen Aufenthalts legte er sich mit großem Eifer auf die Erlernung der malayischen Sprache, bis endlich der Zustand seiner durch Anstrengungen erschöpften Gesundheit ihn nöthigte, Pulo-Penang mit Malakka zu vertauschen. Hier fand er Gelegenheit, die Eigenheiten der Bewohner des indischen Inselmeers kennen zu lernen, die der Handel nach Malakka

führte, und die Beobachtungen, die er sammelte, waren ihm sehr nützlich für die Wirksamkeit, zu welcher er später berufen wurde. Durch seinen Freund, den gelehrten Dr. Leyden, kam Raffles in nähere Verbindung mit dem damaligen Generalgouverneur, Lord Minto, den er 1810, als er nach Kalkutta reiste, auf die Wichtigkeit der Colonie Java aufmerksam machte, da es nach der Vereinigung Hollands mit dem franz. Reiche die Politik den Briten gebot, sich der holländ. Besitzungen zu bemächtigen, von welchen Java der Mittelpunkt war. Raffles begleitete Lord Minto 1811 auf dem Zuge gegen Java und wurde nach der Eroberung von Batavia zum Gouverneur der Insel ernannt. In diesem Wirkungskreise war er mit dem glücklichsten Erfolge bemüht, den Zustand der Colonie, welche durch die Bedrängnisse des Mutterlandes in den tiefsten Verfall gerathen war, zu verbessern. Er ordnete die Rechtspflege, entwarf ein Gesetzbuch, führte Geschworenengerichte ein, stiftete Schulen für die Eingeborenen, machte Einleitungen zu Abschaffung der Sklaverei, stellte die batavische Gesellschaft wieder her und ermunterte sie zu naturgeschichtlichen Forschungen. Die feindseligen Unternehmungen der einheimischen Fürsten wurden vereitelt, und die Colonie war im Gedeihen, als sie nach dem Frieden an Holland zurückgegeben wurde. Raffles verließ Batavia 1811 und ging nach England, um seine Gesundheit herzustellen. Er brachte den javanesischen Prinzen Raden Rana Dipura mit dessen Gefolge und eine der schönsten Sammlungen von Naturerzeugnissen, Waffen, Geräthschaften, Kleidungsstücken und andern ethnographischen Seltenheiten der Südseebewohner mit. Bei ländlicher Muße vollendete er seine schon im Orient begonnene „History of Java“ (2 Bde., London 1812, 4.), worin er sowohl die Geschichte als die Geographie der Insel anziehend und lehrreich behandelt. Der König, dem er dieses Werk zueignete, verlieh ihm die Ritterwürde und übertrug ihm 1807 die Statthalterschaft von Benkulen. Seine erste Maßregel war auch hier, die Sklaven frei zu lassen. Er schloß darauf mit den einheimischen Häuptlingen einen Vertrag, um den Grund zu einer bessern Verwaltung der Colonie zu legen. Seine Bemühungen hatten einen ebenso glücklichen Erfolg als in Java. Eines der rühmlichsten Denkmale seiner Thätigkeit, das Raffles in Indien zurückgelassen hat, ist die durch ihn gegründete Niederlassung in Singapore am Eingang der Straße von Malakka, deren Zweck war, dem britischen Handel einen Mittelpunkt im indischen Inselmeer zu verschaffen und eine sichere Verbindung zwischen China und der Malakkastraße zu eröffnen. Raffles pflanzte hier 1819 die britische Flagge auf, und kaum waren 4 Monate seit der Gründung der Ansiedelung verflossen, als die Volksmenge schon einen Zuwachs von 5000 Menschen, meist Chinesen, erhalten hatte. Der Handel hob sich schnell, seit Singapore zum Freihafen erklärt war. Neue Städte und Landstraßen wurden angelegt und Raffles ordnete die gesellschaftlichen Verhältnisse durch ein einfaches Gesetzbuch. Seine Gesundheit hatte indeß auch durch häusliche Unglücksfälle so sehr gelitten, daß er sich zur Rückkehr nach England entschloß. Am 2. Febr. 1824 bestieg er mit einem neuen Schatze von Naturproducten und ethnographischen Seltenheiten ein Schiff; aber am Abend desselben Tages gerieth das Fahrzeug in Brand, wobei nur mit Mühe sein und der Seinigen Leben gerettet wurde. Seine Zeichnungen, gegen 2000, seine naturhistorischen Schätze und bedeutende handschriftliche Sammlungen zur Ge-

schichte von Sumatra und Borneo, Alles ward ein Raub der Flammen. Raffles verweilte bis zum April in Benkulen, und benutzte diese Zeit, neue Zeichnungen von den wichtigsten naturhistorischen Gegenständen verfertigen zu lassen und eine neue zoologische Sammlung anzulegen. Er kam im Aug. 1824 in England an. Seine Hoffnung, im häuslichen Kreise auf einem angekauften Landgute sich mit der Ausführung seiner literarischen Plane beschäftigen zu können, wurde nicht erfüllt, ein Schlagfluß endigte am 5. Jul. 1826 sein Leben. Außer seiner Geschichte von Java gab er Finlayson's „Mission to Siam“, mit biographischen Nachrichten über den Verfasser (London 1822), heraus und schrieb eine Einleitung zu dem von ihm zum Druck beförderten Werke seines Freundes Leyden „The Malay Annals“ (London 1825). Vgl. „Memoir of the life and public services of Sir Thomas Stamford Raffles, etc.“, von Raffles's Witwe herausgegeben (London 1830). Dieses Werk besteht größtentheils aus Raffles's Briefen, die sich meist auf seine Verwaltung von Java und Benkulen beziehen. Die größte bis jetzt bekannte Blume des Erdballs (aus der Familie der Nympheen), von den Eingeborenen auf Sumatra des Teufels Betelbüchse genannt, bekam ihm zu Ehren den Namen „Rafflesia“. Sie wächst in der Nachbarschaft des Meeres der Sundainseln. Ihre Blumenknospen sind sphärisch, von rothbrauner Farbe und von der Größe eines Kohlhauptes. Die Blume hat 3 Fuß im Durchmesser. Sie sitzt als Schmarotzer auf den Wurzeln einer Liane und hat keinen Blumenstiel. Ihr Geruch ist wie verdorbenes Rindfleisch. Jede Blume hat nur Ein Geschlecht. Dr. Blume rechnet sie zu der Classe der Dilleniaceen.

Ragusa, ein ehemaliger kleiner Freistaat slawischen Ursprungs, in dem alten Illyrien, am adriatischen Meere, der im 6. Jahrh. bereits seine Selbständigkeit behauptete, ist ein kleines, felsiges, unfruchtbares Küsten- und Inselland von 25 QM., auf dem an 62.000 kathol. Einw. leben, die einst über 300 Handelsschiffe besaßen und im Handel mit dem ihnen verhaßten Venedig wetteiferten. Ein Jahrtausend, seit 656 bis sie das Erdbeben 1667 zerstörte, bewahrte Ragusa, mitten unter wilden Völkern, während mächtige Dynastien um sie her sich kräftig erhoben, oder in ihrem Falle weit umher Alles erschütterten, durch Muth, Sitten und Klugheit seine Freiheit und Cultur. Das eifrige Studium der Alten erhielt unter seinen Bürgern die Kraft und den Ernst, wodurch die Stadt ein Damm wider die Barbarei wurde. Als Freistätte für die aus Konstantinopel vertriebenen Griechen, gab sie ihnen Schutz, oder Geld und Schiffe nach Italien. Nach dem Erdbeben 1667, wo die Stadt Ragusa gänzlich in Schutt fiel, und über 5000 Menschen umkamen, wurde Morino Kaboga ihr zweiter Stifter. In der Geschichte Ragusas ist es erfreuend zu sehen, wie viel Frohes, Humanes von alter Art, und welche schöne Cultur bei so antiker Einfalt auf dieser äußersten Grenze westeuropäischer Sitte zum Theil noch bis auf uns besteht. Ragusa, wo noch die lat. Dichtkunst blüht, ist zugleich die erste Pflegerin der slawischen Literatur. Für den türkischen Schutz, unter welchen die Republik sich schon 1360 freiwillig begab, zahlte sie jährlich 500 Zechinen, und unterhielt in Konstantinopel eine Gesandtschaft, die 20.000 Zechinen kostete; dagegen hielt die Pforte mit seltenen Ausnahmen den von Orchanes den klugen Republikanern bewilligten Schutzbrief, und Ragusa wurde ihrerseits die Beschützerin der Christen in der Türkei.

Ihre Regierungsform, an deren Spitze ein Rector stand, der monatlich wechselte, war aristokratisch und nach dem Muster der vormaligen venetianischen eingerichtet, übrigens aber gegen die untern Stände milde. Sie verlor ihre Selbständigkeit durch Napoleon. Der franz. General Lauriston nahm am 27. Mai 1806 Besitz von der streng neutralen Stadt und ihrem Gebiet, weil die Russen Albanien und Korfu besetzt hielten. 1811 schlug der franz. Kaiser Ragusa zu den nach dem wiener Frieden (15. Oct. 1809) errichteten illyr. Provinzen; es bildet jetzt einen Kreis des östreich. Königreichs Dalmatien. — Das alte Epidaurus, 58 v. Chr. von einer griech. Colonie gegründet, jetzt Ragusa vecchia, wurde 164 v. Chr. eine röm. Colonie. 656 nach Chr. unterjochte ein slawischer Volksstamm die Colonisten und zerstörte Epidaurus, worauf die Flüchtlinge das heutige Ragusa gründeten. Sie ist befestigt, liegt am Fuße eines hohen, kahlen, steilen Berges auf einer Halbinsel des adriat. Meeres, hat breite, regelmäßige Straßen, einen prächtigen Pallast, vormals Residenz des Rectors, und 1833 nur 7600 Einw., deren sie einst über 40.000 zählte. Sie ist der Sitz eines Erzbischofes, hat ein Gymnasium und eine höhere Lehranstalt der Piaristen (Liceo Convitto), einige Fabriken in Seide und Tuch, Schiffbau und Handel mit 600 Seeschiffen. Der Hafen ist klein, daher ist der schöne und geräumige Hafen des etwas nördlicher gelegenen Gravosa der eigentliche Ladungsplatz für die nach Ragusa segelnden Schiffe. Ein schöner Aquäduct versorgt die Stadt mit Wasser.

Raitzen, Rätzen oder Rascier (auch Servier und Illyrier genannt), waren ein Volk slawischen Ursprungs. Nach dem 9. Jahrh. kamen sie u. d. N. Rascier als ein kleines Volk vor, das in Servien wohnte, unter eignen Bans (Oberhäuptern) stand, die sich im 13. Jahrh. zu Königen machten, aber zu Ende des 14. Jahrh. unter türkische Herrschaft geriethen. In der Folge haben sie sich auch in Slawonien, Niederungarn, Siebenbürgen, der Moldau und Walachei ausgebreitet. Sie sind griechischer Religion; doch sind Viele von ihnen zur kathol. Religion übergegangen, welche Unirte heißen; jene nennen sich Altgläubige und stehen unter dem Metropoliten von Karlowitz. Ihre Hauptbeschäftigung ist Handel; doch treiben sie auch Künste und Handwerke, besonders das Schiffszimmern, dienen aber auch häufig als Soldaten, besonders in Freicorps.

Rajah (spr. Radscha), Stammfürsten der Hindus, die vor der Eroberung der Mongolen, und zum Theil auch noch, doch jetzt größtentheils von den Europäern abhängig, die einzelnen Länder Hindostans regieren. Sie sind aus der Kaste der Zschettris oder Kschetrier (s. Kaste und Hindus). Auf den ostindischen Inseln, besonders im Innern, wo die Waffen fremder Eroberer noch nicht haben eindringen können, finden sich viele völlig unabhängige Rajahs. — Die Pforte nennt ihre christl. Unterthanen Rajahs, d. i. Sklaven.

Rakete, in der Feuerwerkskunst, eine von Papier gedrehte Rhöre, welche über einem Dorn mit Pulver vollgeschlagen, an einem langen Stab befestigt, perpendiculair aufgehängt und entzündet wird, dann senkrecht oft mehre tausend Fuß hoch in die Luft steigt. Ueber die Congreve'schen Raketen s. Brandraketen.

Rakoczy (irrig Ragotzi), eine berühmte fürstliche Familie in Siebenbürgen, die jetzt in ihren männlichen Erben ausgestorben ist. Sie

beherrschte einige Zeit dieß Fürstenthum, that viel für seine politische und religiöse Verfassung, und zeigte sich sogar dem östreich. Kaiserhause oft als gefürchteter Gegner. Der erste Fürst von Siebenbürgen aus diesem Geschlechte war Siegmund, der um 1606 regierte und seine Herrschaft zum Besten Gabriel Bathory's abtrat. Nach Bathory's und Bethlen Gabor's Tode (1629) übernahm Siegmunds Sohn, Georg I., die Regierung wieder. Er verband sich im 30jähr. Kriege mit Schweden gegen Oestreich und erkämpfte 1645 einen günstigen Frieden für die Protestanten seines Landes. Er starb 1669. Der berühmteste aus diesem Geschlecht ist Georgs Enkel, Franz Rakoczy. Nachdem 1689 der Kaiser Leopold I. das Fürstenthum sich unterworfen hatte, lebte Franz theils auf seinen Gütern, theils in Wien bis 1697. Hier betrieb er am kaiserl. Hofe die Rückgabe einiger seiner Besitzungen, als er plötzlich verhaftet wurde. Man beschuldigte ihn, gefährliche Verbindungen mit dem Pascha von Temeswar, der die ungar. Unzufriedenen beschützte, und mit Ludwig XIV. eingegangen zu seyn, und er ward auf das Schloß zu Neustadt gefangen gesetzt. Hier entfloh er im April 1701 und ward geächtet. Aus Rache stellte er sich an die Spitze der ungar. Mißvergnügten, brachte eine Armee von 100.000 Mann zusammen, eroberte, weil des Kaisers Heere in dem span. Erbfolgekriege fochten, schnell den größten Theil Ungarns und Mährens und nahte sich Wien. Die ungar. Stände erklärten ihn zum Beschützer des Königreichs bis zur Wahl eines neuen Königs, und im August 1704 ward er zum Fürsten von Siebenbürgen ausgerufen. Der Kaiser Leopold bot den Frieden an; Franz machte zu übertriebene Bedingungen; Ungarn sollte ein Wahlreich, alle geduldete Religionen in ihre Freiheit hergestellt, er sollte als Fürst von Siebenbürgen anerkannt und die eingezogenen Güter zurückgegeben werden. Nach dem Siege Marlborough's und Eugen's bei Hochstädt dachte Leopold ernsthaft darauf, Rakoczy zu bekriegen; er starb aber während der Rüstung, und sein Nachfolger, Joseph I., bot nochmals den Frieden an, doch vergebens. Der Kaiser schickte hierauf eine bedeutende Kriegsmacht nach Ungarn und Siebenbürgen. Den Fürsten verließ sein altes Glück. Er wurde überall geschlagen, die eroberten Festungen gingen wieder verloren, die Pest rieb das Heer der Mißvergnügten auf, und Franz sah sich gezwungen, mit dem Kaiser in gütliche Unterhandlungen zu treten. Um einen vortheilhaftern Frieden zu erhalten, rief er vergebens die Pforte zum Beistand auf; auch seine Reise nach Polen zu Peter dem Großen hatte keinen bessern Erfolg. Während seiner Abwesenheit setzten die Ungarn die Unterhandlungen fort, die den 29. April 1711 zu Szathmar beschlossen wurden. Die ungar. Stände unterzeichneten am 1. Mai desselben Jahres zu Karol den Frieden mit Oestreich; seine Bedingungen waren gänzliche Amnestie und die Zurückgabe der eingezogenen Güter, freier Gottesdienst der geduldeten Religionen, Wiederherstellung der Freiheiten und Rechte der ungar. Nation. Rakoczy kehrte nicht nach Ungarn zurück; er lebte erst in Polen und dann auf seinem Landgute in Rumelien, wo er 1735 starb, ungefähr 56 J. alt. Er hinterließ ein Werk in franz. Sprache: „Memoiren über die Revolution in Ungarn" (Haag 1778, 2 Bde.), und noch ein anderes, was ihn aber nicht zum Verfasser haben soll, ebenfalls in franz. Sprache, u. d. T.: „Politisches und moralisches Testament des Fürsten Rakoczy".

Raleigh (Sir Walter), aus einer alten adeligen Familie, geb. zu Bodley in Devonshire 1552, studirte einige Zeit zu Oxford die Rechte und ging dann nach London, um sich der Ausübung derselben zu weihen. Aber für ein thatenreiches Leben sich geboren fühlend, trat er schon 1569 als Freiwilliger in das Hülfscorps, welches die Königin Elisabeth zur Unterstützung der Protestanten nach Frankreich schickte. 1578 focht er gegen die Spanier in den Niederlanden, und im folg. Jahre machte er mit seinem Halbbruder Humphrey Gilbert eine Entdeckungsreise nach Nordamerika, die aber ohne Erfolg blieb. 1580 diente er als Hauptmann unter dem Grafen von Ormond gegen die irländischen Empörer, und bewies in diesem Kriege einen solchen Muth und leistete so treffliche Dienste, daß er später die Stelle eines Statthalters von Cork erhielt und mit bedeutenden Gütern in Irland beschenkt wurde. Ein glücklicher Zufall zog Elisabeths Augen auf ihn, und er wußte durch sein schönes Aeußere, seine Jugend, Gewandtheit und durch einen Anstrich von Ritterlichkeit sich in der Gunst der Königin zu befestigen. Auf einem Spaziergange wurde die Königin durch eine schmutzige Stelle aufgehalten; der junge Raleigh nahm seinen kostbaren Mantel von den Schultern und spreitete ihn zu Elisabeths Füßen über den Schmutz. 1538 rüstete er in Verbindung mit Humphrey Gilbert Schiffe zu einer Expedition nach Newfoundland aus, die aber unglücklich ablief. Eine ansteckende Krankheit hatte die Mannschaft angefallen und Raleigh mußte schnell nach Plymouth zurückkehren; überdieß verlor er seinen Halbbruder auf der Fahrt. Entdeckungsreisen zu machen, war Raleigh's Lieblingsneigung. 1584 ertheilte ihm Elisabeth ein ausgedehntes Patent zur Entdeckung unbekannter Länder und Anlegung von Colonien in den Theilen von Nordamerika, in welchen europäische Mächte noch keine Besitzungen hatten. Raleigh war der Erste, der einen Plan hierzu entwarf und ausführte. Auf sein Betreiben trat eine Gesellschaft zusammen, welche 2 Schiffe ausrüstete, die im April 1585 nach Nordamerika absegelten, in der Bai von Roenoque, im heutigen Carolina, landeten und sich mit den dortigen Wilden in einen Waarentausch einließen. 1585 wurden 7 Schiffe hingesandt und man legte eine Colonie an, die aber nach einigen Jahren durch die eigne Schuld der Colonisten unterging. 1584 war er zum Abgeordneten von Devonshire ins Parlament erwählt worden. Elisabeth erhob ihn in den Ritterstand und belohnte seine Verdienste durch ein Patent, durch das ihm allein die Befugniß ertheilt wurde, den Kleinhändlern mit Wein die Erlaubnißscheine zu ihrem Gewerbe auszustellen. 1586 ward er Seneschall der Herzogthümer Cornwallis und Exeter, und Oberaufseher der Zinnbergwerke; 1587 Hauptmann der königl. Garde und Generallieut. von Cornwall. Als Philipp II. seine unüberwindliche Flotte nach England sandte (1588), stieß er mit mehren eigenen Schiffen zu Englands Seemacht und half durch Muth und Einsicht den Feind besiegen. Die Königin ernannte ihn später zum Mitgliede ihres Geheimenrathes und wies ihm bedeutende Einkünfte an. Raleigh, der ruhmsüchtig, prachtliebend und freigebig war, konnte nie des Geldes genug besitzen und suchte sich auf alle Weise zu bereichern: er kaufte wohlfeil Kirchengüter, ließ sich bestechen und belästigte immerwährend Elisabeth mit seinen Bitten, sodaß diese ihn einst fragte: „Wann doch, Sir Walter, wollt ihr aufhören, ein Bettler zu seyn?" „Wann Ihro Majestät", antwortete er, „aufhören werden,

eine Wohlthäterin zu seyn". 1589 begleitete er Don Antonio, König von Portugal, der Elisabeths Schutz angerufen hatte, von London nach Portugal, um ihn auf den Thron zu setzen; auf seiner Rückreise landete er in Irland und brachte von dort den Dichter Spencer nach Hofe. 1592 rüstete er wieder in Gesellschaft mehrer Andern eine kleine Flotte aus, um Panama anzugreifen und eine span. Silberflotte wegzunehmen. Das Unternehmen scheiterte und nur ein einziges reiches span. Schiff ward ihm zur Beute. Der Ruf von Guyanas unermeßlichen Reichthümern lockte auch Raleigh mit einer Expedition dahin. 1595 segelte er ab, nahm die Insel Trinidad weg und fuhr eine Strecke den Oronoco hinauf. Da er aber in seinen Erwartungen sich betrogen fand, kehrte er bald zurück. In seinem Berichte über die Entdeckungen in Guyana (1596) suchte er die allgemein verbreitete Meinung von den dortigen Schätzen zu verstärken. Bei der Unternehmung auf Cadir (1597) befehligte er eine Flottenabtheilung unter dem Grafen Esser und hatte häufig Gelegenheit, seinen muthigen und entschlossenen Charakter zu zeigen. Im folg. Jahre ward er ebenfalls unter Esser's Oberbefehl Contre-Admiral einer Flotte, welche eine span. Westindienflotte wegnehmen sollte. Ohne Auftrag des Grafen Esser griff er die Feinde an und siegte. Dieß Glück zog ihm Esser's Unwillen zu, und er würde sein Vergehen gegen die Subordination mit Absetzung gebüßt haben, wenn seine Freunde sich nicht für ihn verwendet hätten. Später übertrug ihm Elisabeth die Statthalterschaft von Jersey. Sein Benehmen gegen seinen Nebenbuhler, den Grafen Esser, wirft einen schwarzen Fleck auf sein Leben. Er trat gegen ihn als Zeuge auf, beschleunigte mit unanständiger Hast dessen Hinrichtung und sah selbst aus einem Fenster des Zeughauses den Kopf seines Gegners fallen. 1602 starb Elisabeth, und mit ihr verschwanden sein Glück und seine Hoffnungen. Jakob I. haßte ihn, weil er in ihm einen Mann zu sehen glaubte, der dahin strebe, die königl. Gewalt zu beschränken. Er ward der Theilnahme an einer Verschwörung gegen den König angeklagt. Am 10. Juli 1603 begann sein Proceß vor dem Rathe von Westminster, er erhielt Hausarrest und ward später in den Tower gesetzt. Raleigh vertheidigte sich mit einer so siegenden Beredtsamkeit, daß man ihn nicht zum Tode verurtheilen konnte; demungeachtet ward er im Tower gefangen gehalten. Hier schrieb er seine Weltgeschichte nach einem großen, vielumfassenden Plane. Er vollendete sie bis zur Mitte der röm. Geschichte; verbrannte aber die Fortsetzung aus Unmuth über die Ungewißheit der historischen Beweise Erst 1616 erhielt er seine Freiheit wieder. Die Zerrüttung seines Vermögens ließ ihn seinen alten Plan, Goldminen in Guyana zu entdecken, wieder aufnehmen. Er beschloß eine neue Fahrt dorthin, fand viele Theilnehmer und segelte im Juli 1617 mit 12 Schiffen ab. Jakob I. hatte ihm hierzu die Erlaubniß ertheilt, ohne doch das über ihn gesprochene Urtheil des angeblichen Hochverraths wegen zurückzunehmen. Die Spanier, welche Nachrichten von der Expedition erhalten hatten, legten Bergwerke auf der Küste von Guyana an und setzten sie in Vertheidigungszustand. Raleigh, der während der Reise krank geworden, war nicht glücklich; das ganze Unternehmen scheiterte. Als er im Juli 1618 nach England zurückkam, ward er in Plymouth gefänglich eingezogen. Er berief sich auf die anscheinend bewilligte Begnadigung des Königs und verlangte, daß man ihm gestatte, sein Betragen bei der letzten unglücklichen Unter-

nehmung zu rechtfertigen. Man nahm hierauf keine Rücksicht und sprach ihm am 29. Oct. das Todesurtheil, was am folgenden Morgen vollzogen wurde. Mit seinem gewöhnlichen Muthe und großer Seelenstärke hielt er vor der Hinrichtung eine Rede an das Volk, ließ sich das Beil zeigen, prüfte die Schärfe der Schneide und sagte: „Es ist eine scharfe Medicin, aber ein sicheres Mittel gegen alle Uebel". Als ihn der Henker fragte, auf welche Seite des Blocks er seinen Kopf legen wolle, antwortete er: „Wenn das Herz nur rechtschaffen ist, so ist es einerlei, wo der Kopf liegt". — Wenn auch der frühere Proceß einige Zweifel über Raleigh's Unschuld zurückließ, so war es doch ungerecht, das Todesurtheil erst 15 Jahre nachher an ihm vollziehen zu lassen. Raleigh besaß einen großen Unternehmungsgeist, und bei einer außerordentlichen Thätigkeit auf dem politischen Schauplatze, beschäftigte er sich doch stets mit den Wissenschaften. Seine Poesien bestehen meist aus Liedern und sind für seine Zeit nicht ohne Werth. In seiner Weltgeschichte entfaltete er einen großen Geist und behandelte von den Neuern zuerst die Geschichte wieder pragmatisch. Die neueste Ausgabe derselben erschien 1736 in Fol. 1748 kam eine Ausgabe seiner vermischten Schriften zu London in 2 Bdn. heraus. Raleigh gab durch seine Entdeckungsunternehmungen die erste Veranlassung, daß der Taback nach Europa gebracht wurde, und er war der Erste, der sich desselben in England bediente; ebenso hat er den ersten Kirschbaum von England nach Irland verpflanzt.

Rallentando, auch ritardando oder lentando, zeigt in der Tonkunst an, daß bei der damit bemerkten Stelle eines Tonstücks das Zeitmaß wegen des Ausdrucks etwas verzögert oder langsamer werden soll. Der Eintritt des frühern Tempo erfolgt entweder nach einigen Takten von selbst, oder wird durch a tempo ausdrücklich angezeigt.

Ramâjana, eine berühmte Epopöe in Sanskrit. Dieses Heldengedicht von einem alten indischen Dichter, Namens Valmiki — oder vielleicht das gemeinsame Werk einer alten indischen Dichterschule —, in welchem die Thaten und Abenteuer des Rama (s. Indische Mythologie) besungen sind, wird Aug. Wilh. v. Schlegel zu Bonn kritisch berichtigt und mit latein. Uebers. versehen in 8 Bdn. in 8. herausgeben, da die Ausg. zu Serampore (1806—10, 3 Bde., 4.) nicht vollendet wurde. Es schließt sich an das philosophische, in ganz Indien berühmte Gedicht „Bhagavad-Gita" an, welche eine Unterredung des Krischna und Arguna über göttliche Dinge enthält (ebenfalls von Schlegel herausgeg., Bonn 1823). Der Ramâjana behauptet nebst dem Maha-Bharata den ersten Rang unter den mythologischen Gedichten, welche die Indier Puranas, d. i. alte Ueberlieferungen, nennen, und besteht aus 24.000 Distichen. Einheit der Handlung, lebendige Darstellung eines heroischen und patriarchalischen Zeitalters, Reichthum und Mannigfaltigkeit wunderbarer Dichtung, malerische Scenen der indischen Natur, ergreifende Schilderung der Charaktere und Leidenschaften, geben nach Schlegel's Urtheil diesem Gedichte, das in einer uns ganz fremden sittlichen Welt die innigste Theilnahme für verhängnißvolle menschliche Lagen erregt, einen eigenthümlichen Reiz.

Ramasan, Ramadan, der Fastenmonat, bei den Mohammedanern der 9. Monat im Jahre. Er fällt aber nicht immer in derselben Zeit, sondern rückt wegen der arabischen Mondjahre, nach Sonnenjahren gerechnet, jährlich 11 Tage vorwärts, sodaß er innerhalb 33 Jahren in

alle Jahreszeiten fällt. Das Fasten wird bei Tage streng beobachtet; aber vom Aufgang bis zum Verschwinden der Sterne darf Jeder essen und trinken, und zum Zeichen der Erlaubniß zu essen werden auf die Gänge des Minarets oder Moscheenthürme Laternen gesetzt. Die Uebertretung des Fastens kann auch durch Speisung eines Armen vergütet werden. Wenn diese Fasten sich nach Sonnenuntergang am letzten Tage endigen, so beginnt der Tag darauf das Osterfest Bairam (s. d.).

Rameau (Jean Philippe), einer der berühmtesten franz. Tonkünstler und Compositeure, geb. zu Dijon 1683, wo er auch die Anfangsgründe der Tonkunst lernte und dann mit einem Operntheater herumzog. Schon in seinem 18. Jahre machte er mehre musikalische Versuche; da sie aber zu Avignon nicht gefielen, so verließ er diese Stadt und ging nach Italien, wo er das Clavier so meisterhaft spielen lernte, daß man ihn dem berühmte Marchand an die Seite setzte. Hierauf versah er einige Zeit zu Dijon die Stelle eines Organisten bei der heiligen Capelle, später an der Kathedrale zu Clermont. Marchand kam, durch Rameau's Ruf gelockt, nach Clermont und hörte ihn spielen. „Rameau hat mehr Geschick; ich mehr Seele", urtheilte Marchand, und Rameau, der es erfuhr, reiste nach Paris, überzeugte sich von der Wahrheit und ward Marchand's Schüler. Er dachte hier eifrig über seine schöne Kunst nach und schrieb ein Werk über die Grundsätze der Harmonie (Paris 1822), welches für immer seinen Ruhm als Theoretiker in der Musik begründete und ihm den Namen eines Newton in der Harmonie erwarb. Er wünschte jetzt fürs Theater zu arbeiten und wandte sich an Pellegrin, um ein Gedicht zu haben; weil man glaubte, Rameau würde in diesem Fache nichts Vorzügliches liefern, so gab ihm Pellegrin nur unter der Bürgschaft von 500 Liv. seine Oper „Hyppolite und Aricie"; aber schon nach der Probe des ersten Actes zerriß Pellegrin Rameau's Schuldverschreibung in der festen Ueberzeugung, daß eine solche Composition ihr Glück machen müsse. Sie wurde 1733 aufgeführt und der neue große Styl, worin sie gesetzt war, fand rauschenden Beifall. Von nun an wurde Alles, was Rameau componirte, mit enthusiastischem Beifall aufgenommen und sogar seine Oper: „Zoroaster", in Dresden ins Italienische übersetzt und aufgeführt; eine Auszeichnung, die bis dahin noch keinem franz. Musikstück widerfahren war. Rameau ward Capellmeister des Königs, erhielt ein Adelspatent, das er aber aus Geiz nie einregistriren ließ, und sollte eben mit dem St.-Michaelsorden geschmückt werden, als er 1764 starb. Er wurde mit der größten Pracht in der Kirche St.-Eustache in Paris neben Lully begraben. Seinen Ruhm verdankt er vorzugsweise seiner Theorie in der Musik, der gründlichen Entwickelung der Grundsätze der Harmonie und des Generalbasses. S. Gerber's „Tonkünstlerlexikon".

Ramler (Karl Wilhelm), geb. zu Kolberg 1725, erhielt seine wissenschaftliche Bildung auf der Universität in Halle und wurde hierauf 1748 Lehrer der schönen Wissenschaften bei dem Cadettencorps zu Berlin. 1749 legte Ramler dieses Lehramt nieder und übernahm die Mitdirection des Theaters zu Berlin. 1756 von allen Geschäften sich zurückziehend, starb er 1798. Ramler hat sich als lyrischer Dichter, Uebersetzer und Kritiker einen berühmten Namen erworben; man nannte ihn den deutschen Horaz. Allerdings suchte ihn Ramler nicht allein in dem Gegenstande seiner Muse — wie Horaz den August feierte, so besang Ramler den größten König seines Zeitalters, Friedrich — sondern selbst in einzelnen Gedich-

ten nachzuahmen, wie sein Vorbild Horaz Griechen zu seinen Mustern nahm. Doch hiermit hört auch die Vergleichung zwischen Beiden auf. Ramler konnte Horaz wohl nachahmen, doch nicht seinen Dichtergenius erfassen; ihm mangelte die lyrische Kraft, die lebhafte Phantasie, welche den Römer auszeichnen; ebenso wenig war Ramler im Stande, ein Dichterwerk selbst zu schaffen; dagegen besaß er einen feinen Geschmack und weihte dem Ausdrucke eine so anhaltende, ausführliche Feile, daß man sie oft zierlich nennen könnte; daher sein größtes Verdienst um unsere Literatur eine sorgfältig polirte und correcte Sprache ist. Besser gelang ihm die Darstellung der mildern, sanftern Empfindungen, als die des lyrischen Phantasieschwunges. Seine Nachbildung Horazischer Versmaße und Hexameters der Alten leidet an diesen Mängeln, die aus einer eingebildeten und willkürlichen Prosodie herrühren; jedes einsylbige Wort, behauptet er, könne nach Gefallen kurz oder lang gebraucht werden. Er hielt es für ein verdienstliches Werk, andere Dichtungen in Prosa in irgend ein passendes Metrum zu bringen, und beachtete nicht, daß auf diese Weise viele Eigenthümlichkeiten des Originals verloren gehen mußten; so erkennt man Geßner's sanfte, melodische Idyllensprache in seinen Hexametern nicht wieder. Einigen von Lessing's Fabeln erging es unter seinen Händen nicht viel besser. Als Kritiker war er eigensinnig und nahm an den Gedichten Anderer, die er einer Stelle in seiner lyrischen Blumenlese und Fabellese würdigte, nicht zu billigende Abänderungen vor. Er hat auch einige Cantaten geschrieben, unter denen „Der Tod Jesu", durch Graun's Musik eine große Berühmtheit erlangt hat. Wir besitzen von ihm ferner eine „Kurzgefaßte Mythologie" und eine Schrift über allegorische Personen für Künstler; eine Bearbeitung der „Einleitung in die schönen Wissenschaften" von Batteur. Mit Lessing veranstaltete er eine Herausgabe des Logau. Während seinem Leben genoß er sowohl durch seinen Charakter als durch seine Kenntniß die Achtung der Besten unsrer Nation. Nach seinem Tode erschienen seine poetische Werke, 2 Thl., Berlin 1800—1801; Taschenausg., Ebend. 1825, 2 Bde., 12.

Rammelsberg, ein 1820 Fuß hoher Berg des Harzgebirges, südlich von der Stadt Goslar, welche an seinem Fuße liegt, gehört, was seine Oberfläche betrifft, zu dem herzoglich braunschweigischen Kreisgerichte Harzburg, in Rücksicht der mineralischen Erzeugnisse aber zum sogenannten Communion-Harze, also Hanover und Braunschweig gemeinschaftlich, und zwar so, daß ersteres $^4/_7$, letzteres $^3/_7$ bekommt. Dieser Berg ist wegen seiner ergiebigen Bergwerke merkwürdig. Man berechnet die jährl. Ausbeute auf 10 Mark Gold, 3600 Mark Silber, 8200 Ctr. Glötte, 5600 Ctr. Blei, 2500 Ctr. Kupfer, 5200 Ctr. Zink, 650 Ctr. weißen, 20 Ctr. blauen und 1600 Ctr. grünen Vitriol und 2200 Ctr. Schwefel. Der reine Ueberschuß beträgt jährl. über 30.000 Thlr. Die Masse des Erzlagers besteht vorzüglich aus derbem blumigblättrigen Bleiglanz, gelben Kupferkiesen, bunten kupfrigen Schwefel- und Arsenikkiesen, schwarzer und brauner Blende und Eisenerzen. Diese Metalle und Salze finden sich nicht einzeln, sondern fast alle in einem und demselben Erzgemenge, welches, da es zur gewöhnlichen Sprengarbeit zu fest ist, durch Feuersetzen gewonnen wird. Vor den Stellen in den Gruben nämlich, wo das Erz gewonnen werden soll, errichten die wegen der Wärme fast nackend arbeitenden Bergknappen Holzstöße, die jeden Sonnabend früh an-

gezündet werden und das Erz mürbe brennen. Vom Sonnabend bis Montag bleiben nur die Feuerwärter in dem Berge; vom Montage bis Sonnabend wird das mürbe Erz losgebrochen und zu Tage gefördert. Das Feuersetzen in den Weitungen gewährt einen imposanten Anblick, wie denn überhaupt die Bergwerke des Rammelsberges vor allen andern besucht zu werden verdienen. Der Rauch von dem Feuer zieht durch die obern, alten Baue, bildet hier Vitriol und zieht durch alte Schächte zu Tage aus, und der Berg hat dann das Ansehen eines Vulcans. Der Holzverbrauch beträgt jährlich an 6000 Malter. Von den 12 Gruben gehören der Stadt Goslar vier, doch muß diese die Erze für einen bestimmten Preis dem Communionbergamte abliefern. Der Berg gewährt eine weite, treffliche Aussicht auf die Ebene Niedersachsens. — Die Entdeckung der Bergwerke des Rammelsberges fällt in das Jahr 963, in die Regierungszeit Otto des Großen. Lange waren sie zwischen Goslar und den Herzogen von Braunschweig streitig. Die Letztern, denen Kaiser Friedrich II. 1235 den rammelsbergischen Zehnten als Reichslehn erb- und eigenthümlich ertheilte, hatten ihn 1373 für 800 Mark Silber an Goslar wieder käuflich überlassen. Dieses weigerte sich hernach, wegen der großen, auf das Bergwerk verwendeten Kosten, den Zehnten zurückzugeben, bis nach langem Streit und Kriegen Herzog Heinrich der Jüngere die Stadt 1552 zu dem Vergleiche zwang, wonach die jetzige Communionherrschaft nicht nur den Besitz von den ehemals gewerkschaftlichen Gruben, sondern auch die Gerichtsbarkeit über die 4 Gruben der Stadt, das Vorkaufsrecht aller Metalle, den Zehnten und den Stollenneunten erhielt.

Ramsden (John), berühmter mathematischer und optischer Instrumentenmacher, geb. 1730 zu Halifax in Yorkshire, war bis in sein 20. Jahr Tuchmacher wie sein Vater, und begab sich hierauf nach London, wo er zunächst bei einem Kupferstecher in die Lehre ging, bald aber auf Verbesserung und Vervollkommnung der mathematischen Instrumente sann, die zuweilen zu ihm gebracht wurden, um sie in Kupfer zu stechen. Zunächst bearbeitete er die Hadley'schen Octanten und Sextanten, erfand eine Theilungsmaschine für Kreisbögen, nach welcher ein Sextant in 20 Minuten Zeit eingetheilt werden kann; ferner ein Werkzeug, um gerade Linien zu theilen; einen Barometer, um Höhen zu messen, u. s. w. Dabei verbesserte er die meisten astronomischen Instrumente, den Barometer, den Mikrometer, den Mauerquadranten u. a. Da er übrigens seine Instrumente wohlfeiler als Andere gab, so konnte er beständig 60 Arbeiter beschäftigen und war dennoch nicht im Stande, alle Bestellungen zu liefern. Er wurde 1786 Mitglied der königl. Gesellschaft und starb zu London 1800, mehre Abhandlungen in den „Philosophical transactions" hinterlassend.

Rancé (Dom. Armand Jean le Bouthillier de), s. Bouthillier.

Rang, Rangrecht, bedeutet den Grund des äußern Vorzugs oder die Stufe der äußern Achtung, worin Menschen stehen. Der Rang gründet sich auf Standes- und andere bürgerliche und Staatsverhältnisse und dient zur äußern Unterscheidung der verschiedenen Classen. In jedem Staate muß in Bezug auf seine höhern und niedern Aemter eine gewisse Rangordnung herrschen; diese würde sich auch im Falle, daß die Gesetze des Staates hierüber Nichts bestimmen, von selbst bilden, indem die niedern Behörden sich immer mit einer größern Achtung und Ehrer-

bietung an die höhern wenden würden. Hat aber ein Staat die verschiedenen Standesverhältnisse und den aus ihnen resultirten Rangvorzug gesetzlich bestimmt, so entsteht hieraus das Rangrecht. Am pünktlichsten, fast bis zur peinlichen Mikrologie gehend, wird bei Höfen und den Verhandlungen unabhängiger Staaten untereinander auf den äußern Rang gesehen. Die Anmaßungen des einen Fürsten oder dessen Gesandten hierin haben nicht selten zu blutigen Folgen die Veranlassung gegeben, wie dieß der Fall zwischen den Republiken Genua und Venedig. Um dieß zu vermeiden, haben die Fürsten oder ihre Gesandten folgende Maßregeln getroffen: 1) man kommt incognito zusammen; 2) man nimmt einen geringern Charakter an und empfängt und gibt diesem gemäß die äußern Ehrerbietungsbezeugungen; 3) man geht im Conferenzzimmer auf- und abspazieren; 4) bedient sich der Mittelspersonen und führt durch sie die Unterhandlung schriftlich; 5) man vereinbart sich, die Stelle in der Ordnung einzunehmen, in welcher die Gesandten in dem Versammlungszimmer erscheinen; oder man setzt sich auch an eine runde Tafel. Ferner hat man Rangstreitigkeiten durch das Loos zu beseitigen gesucht. Ehemals glaubten die Päpste, sich das Recht, über solche Rangstreitigkeiten als letzte Instanz zu entscheiden, beilegen zu dürfen; so gab der Ceremonienmeister des Papstes Julius II. 1503 eine Rangordnung heraus, welche aber von vielen Herrschern nicht anerkannt wurde. (S. hierüber Ceremoniel.) Die ergiebigste Quelle für die verschiedensten Rangverhältnisse, Titelsucht und andere äußere Achtungsbezeugungen war ursprünglich der Feudalismus. Er hatte so viele Abtheilungen und Unterabtheilungen und Classen ins menschliche Leben gebracht, die alle ihrem Stande gemäß äußere Auszeichnungen verlangten, und so eifersüchtig ihre wechselseitigen Rechte und Anmaßungen bewiesen, daß aus dem gesellschaftlichen Leben der freie Natursinn fast gänzlich entflohen zu seyn schien: erst die franz. Revolution, die Auflösung des deutschen Staatskörpers und die allmälige, durch die Zeitverhältnisse herbeigeführte politische Unbedeutsamkeit des Adels, der im preuß. Staate fast nichts mehr als ein erbliches Ordenszeichen ohne erbliche politische Rechte ist, haben Rang- und Titelsucht bedeutend geschwächt.

Ranzau, eine alte angesehene Familie im Dänischen, Holsteinischen und Mecklenburgischen, deren Vorfahren mit der Markgrafschaft Lausitz belehnt waren; doch starb die ältere Linie aus. Der Stammvater der jüngern Linie, Otto I. kaufte das Stammschloß Ranzau in Holstein zu Anfang des 12. Jahrh. Ausgezeichnet haben sich in dieser Familie: 1) Johann v. R., berühmter dänischer Feldherr und Staatsmann, geb. 1492, diente von seinem 13. J. an, machte große Reisen durch Europa und Asien, wurde 1517 in Jerusalem zum Ritter geschlagen, kam bei der Rückkehr nach Worms zu dem Reichstage, wo Luther seine Lehre vertheidigte, und wurde dadurch so für ihn eingenommen, daß er später die Ausbreitung von dessen Lehrsätzen in Dänemark aufs Thätigste beförderte. Ranzau traf auch verständige Anordnungen zur ruhigen Thronbesteigung Friedrichs I. 1523 und schlug den Anhänger des abgesetzten Königs Christian II., Soren Norby, 1525 in Schonen, sowie 1531 Christian II. selbst in Norwegen. Auch im Auslande war er geschätzt. Kaiser Karl V. und Franz I. suchten beide ihn in ihre Dienste zu bekommen, doch blieb Ranzau seinem Vaterlande treu. Er starb 1561. — 2) Heinrich, Graf v. R., Statthalter von Holstein, geb. 1526, starb

1599, war ein großer Beförderer der Wissenschaften, wandte einen großen Theil seines Vermögens zu freigebiger Belohnung von Gelehrten, Sammlung einer sehr gemeinnützigen Bibliothek und andern literarischen Zwecken an und schrieb mehre Werke über Astronomie und Astrologie, Arzneikunde, Kriegskunst u. s. w. — 3) Josias, Graf v. R., franz. Marschall, Gouverneur von Dünkirchen, Generallieutenant der franz. Heere in Flandern, war anfangs in schwed. Diensten, befehligte 1638 in der Schlacht von Packenau den linken Flügel gegen den Herzog von Lothringen, befand sich hierauf bei der Belagerung von Breisach, ging 1635 mit Orenstierna nach Paris und wurde von Ludwig XIII. in Dienste genommen. Durch persönliche Tapferkeit und Feldherrntalent gleich ausgezeichnet, erhielt er nach der Belagerung von Gravelingen 1641 den Marschallsstab und war in den verschiedenen Gefechten, denen er beiwohnte, so verstümmelt worden, daß er nur noch ein Auge, einen Arm und ein Bein hatte. Er starb 1650 an der Wassersucht. Ranzau besaß viel Geist und Beredtsamkeit und verstand alle Hauptsprachen Europas. — Die Grafschaft Ranzau in Holstein besteht aus dem Hofe Neu-Ranzau, den Marktflecken Barmstedt und Elmshorn nebst 26 Dörfern. Der Herzog Friedrich von Holstein Gottorp verkaufte sie 1649 an Christian von Ranzau für 200,000 Thlr. Kaiser Ferdinand erhob den v. Ranzau in den Grafenstand, und das Amt Barmstedt zu einer Reichsgrafschaft, welche auch 1662 zu einem Mitstande des niedersächs. Kreises aufgenommen wurde. Als 1721 der Graf Christian Detlev auf Anstiften seines jüngern Bruders erschossen, und dieser zu ewiger Gefangenschaft verurtheilt wurde, nahm Dänemark 1726 von der Grafschaft Besitz, und hielt sich deßhalb zum wetterauischen Grafencollegium. Das Haus Ranzau blüht noch in mehren gräfl. und adeligen Linien.

Rapp (Gottlieb Heinrich von), würtembergischer geheimer Hof- und Domainenrath und pensionirter Hofbankdirector, ein ausgezeichneter Kunstfreund, geboren am 6. Febr. 1761 zu Stuttgart, wo sein Vater, Philipp Heinrich R., Inhaber einer Tuchhandlung und Wechselgerichtsassessor war, wurde für den Handelsstand bestimmt, dem er sich ohne besondere Neigung aber mit Gewissenhaftigkeit widmete, und zu welchem Zwecke er 1783 eine Reise durch die Niederlande, Holland und Frankreich machte. Er fühlte sich frühzeitig zur Kunst hingezogen, und versuchte sich später in der Landschaftsmalerei mit Wasserfarben, an welchen Kenner viel Phantasie und eine große Compositionsgabe bewunderten. Durch die Heirath seiner jüngern Schwester mit dem Bildhauer Dannecker wurde er seit 1790 immer in die Kunststudien eingeführt und mit Schiller und durch diesen mit Göthe genau bekannt; beide erwähnen seiner in ihren Briefen mit großer Achtung, und der Letztere unterhielt mit ihm von 1797 bis 1802 einen vorzüglich auf Kunst sich beziehenden Briefwechsel. In diese Zeit fällt auch das meiste von seinen Handzeichnungen. Er trat mit den besten Malern seines Vaterlandes, Wächter und Hetsch, in genaue Verbindung und in die freundschaftlichsten Verhältnisse mit Cotta, welchem er für sein „Gartentaschenbuch" (1796—1805) Arbeiten lieferte und die hohenheimer Kunstanlagen zeichnete und beschrieb (1795); auch gab er besondere „Ansichten von Hohenheim" heraus (Nürnberg 1795—1802). Er machte 1802 mit Cotta eine Reise nach Gais. Um diese Zeit schrieb er einige idyllische Erzählungen für die „Flora"; auch

interessirte er sich lebhaft für die jungen Würtemberger Schick und Hartmann, die seitdem Zierden der deutschen Malerkunst geworden sind. Rapp nahm 1807 Antheil an der Gründung des „Morgenblatts" und als in demselben Jahre die Cotta'sche Buchhandlung eine Preisaufgabe aussetzte, beurtheilte er im „Morgenblatte" die eingegangenen Arbeiten. In den Jahren 1807 und 1808 beschäftigte er sich mit dem Werke der Brüder Riepenhausen: „Geschichte der Malerei in Italien", von welchem er gemeinschaftlich mit Cotta zwei Hefte (1810) herausgab; zum dritten und vierten liegen die Platten fertig. Zugleich nahm 1808 die neue Erfindung des Steindrucks seine Forschung in den lebhaftesten Anspruch, und er gab mit Cotta 1810 die erste Schrift über den Steindruck u. d. T.: „Das Geheimniß des Steindrucks", heraus. In diesem Jahre machte er auch die Bekanntschaft der Brüder Boisserée zu Baden-Baden, und interessirte sich warm für das damals schon eingeleitete Werk des ältern Bruders, Sulpiz Boisserée, über den Dom zu Köln. Seine Verbindung mit diesen geistreichen Männern wurde in der Folge immer inniger, besonders nachdem die Boisserée'sche Sammlung, über welche sich Rapp im „Morgenblatte" und „Kunstblatte" und in Memminger's „Jahrbüchern" wiederholt aussprach, zu seiner großen Freude von Heidelberg nach Stuttgart verlegt worden war. Dieser Band wurde durch die Heirath des Dr. Sulpiz Boisserée mit Rapp's jüngster Tochter in der neuesten Zeit noch enger geknüpft. Mit seinem Schwager Dannecker lebte Rapp bis in beider Greisenalter in dem brüderlichsten Verhältnisse. Bei seiner mannigfachen literarischen und künstlerischen Thätigkeit genügte er doch zugleich den Ansprüchen seines Berufs und des Staats. Schon 1792 als Wechselgerichtsassessor in den Diensten seines Fürsten wurde er 1808 Director der neuerrichteten Tabacksregie; 1814 wurden ihm die Bankgeschäfte übertragen, 1818 erhielt er die förmliche Direction der Bank, später vom König Wilhelm, der ihn persönlich sehr schätzte, den Kronorden. Er nahm 1828—29 Antheil an Errichtung eines Kunstvereins und der Kunstschule, und erst 70. Lebensjahre zog er sich, durch Kränklichkeit genöthigt, von den öffentlichen Geschäften, und nachdem er seinen ältesten Sohn Heinrich zum Associé seiner Handlung gemacht, in den Schoß der Seinigen zurück. Er starb in Folge wiederholter Schlaganfälle am 9. März 1832 im 72. Lebensjahre.

Rapp (Johann, Graf von), einer der besten Reitereioffiziere Napoleons, geb. 1772 im Elsaß, nahm 1788 Kriegsdienste und zeigte eine vorherrschende Neigung zu diesem Fache. Unter dem General Desair machte er als Adjutant den Feldzug in Deutschland mit und segelte hierauf in derselben Charge nach Aegypten ab. Mit Desaix kehrte er wieder nach Europa zurück und sah seinen trefflichen General bei Marengo fallen. Nach dieser Schlacht ward er Napoleons Adjutant. 1802, als der Bürgerkrieg in der Schweiz ausgebrochen war, weil mehre der kleinern Cantone die neue republikan. Verfassung nicht gegen die alte vertauschen wollten, sandte ihn der erste Consul zu den Eidgenossen mit der Forderung, die Feindseligkeiten einzustellen und Frankreichs Vermittlung anzunehmen. Rapp erreichte den Zweck seiner Sendung. In der Schlacht bei Austerlitz drang er mit einem Reiterhaufen in die russischen Garden und brachte sie in Unordnung. Napoleon ernannte ihn zur Belohnung der tapfern That zum Divisionsgeneral. In dem folgenden preußisch-russischen Kriege zeichnete er sich nicht weniger aus und löste

1807 den General Lefebvre in dem Oberbefehl von Danzig ab. Napoleons Befehle in Rücksicht auf Danzig, sowie die Ereignisse des Krieges waren für diese Stadt ungemein drückend. Rapp benahm sich aber in seinem wichtigen Posten so schonend und wußte die strengen Befehle und andere Maßregeln, die er in Ausführung bringen mußte, so viel als möglich zu mildern, sodaß selbst Augenzeugen ihm das Lob nicht versagen können, er sey unter den franz. Generalen der bessere für Danzig gewesen. (S. Blech's „Geschichte der siebenjährigen Leiden Danzigs, Danzig 1810, Bd. 1, S. 68.) In dem unglücklichen Zuge nach Rußland 1812 bedeckte sich Rapp mit neuem Ruhme und nach demselben eilte er nach Danzig, um die Festung in Belagerungszustand zu setzen, welches er im härtesten Winter durch Ueberwindung der größten Schwierigkeiten mit genialer Einsicht that. Anfangs des Jahrs 1813 fing die Belagerung an. Rapp vertheidigte sich mit der entschlossensten Tapferkeit. Endlich zwangen ihn mehr die Hungersnoth und die Erschöpfung aller Vertheidigungsmittel, als die Feinde, die Stadt auf ehrenvolle Bedingungen zu ergeben. Er ging nach Kiew als Kriegsgefangener. Im Sommer 1814 kehrte er nach Frankreich zurück und ward mit Auszeichnung empfangen. 1815 befehligte er das erste Armeecorps gegen Napoleons Invasion. Erst nachdem das Schicksal der Bourbonen schon entschieden und die ganze Armee zu ihrem alten Kaiser übergegangen war, schloß sich auch Rapp ihm an, erklärte aber Napoleon in einer vertrauten Unterredung, die Rapp in seinen „Memoiren" öffentlich bekannt gemacht hat, daß er unter andern Verhältnissen und im Beginne des Unternehmens gegen den Kaiser sein Corps geführt haben würde. Demungeachtet übergab Letzterer ihm das Commando der Armee, welche die Linien an der Lauter und von Weißenberg besetzt hielt und sich längs dem Rheine bis Hüningen ausdehnte. Rapp lieferte einem weit überlegenen Feinde einige Gefechte und zog sich dann unter die Kanonen von Strasburg zurück. Auch Ludwig XVIII. ließ ihm den von Napoleon anvertrauten Oberbefehl über die 5. Division bis zum September, wo sie auseinander ging. Während der Zeit bekämpfte er mit Muth und Entschlossenheit einen Aufruhr unter seinen Truppen. Er lebte dann eingezogen auf seinen Gütern, kam aber bald wieder nach Paris. Als die Nachricht von Napoleons Tode ankam, hatte Rapp eben den Dienst beim König, und die Botschaft erschütterte ihn so sehr, daß er seine Bewegung nicht zu unterdrücken vermochte. „Ich bin kein Undankbarer", sprach er, und entfernte sich. Der König erfuhr Rapp's edles Benehmen, ließ ihn zu sich kommen und äußerte sich gegen ihn: „Rapp, ich weiß, daß Sie jene Nachricht tief bewegt hat, dieß macht Ihrem Herzen Ehre; ich achte und liebe Sie um so mehr". Rapp starb als Generallieutenant der Cavalerie d. 2. Nov. 1821 zu Rheinweiler im Badischen. Nach seinem Tode erschienen die anziehenden „Mémoires du gén. Rapp, écrits par lui-même" (Paris 1823, s. „Mém. des contemporains", 1. Lief.). Diese sind echt; einer frühern Ausg. widersprach die Witwe des Generals.

Raserei, s. Wahnsinn.

Rask (Rasmus Christian), Professor der Literargeschichte und Unterbibliothekar an der Universität zu Kopenhagen, ein um die skandinavische, insbesondere um die isländische Literatur und um die Linguistik überhaupt verdienter Sprachforscher, geb. 1784 von armen Landleuten

zu Brendekilde bei Odensee auf der Insel Fyen, studirte in Kopenhagen, lebte dann einige Jahre in Island und machte hierauf gelehrte Reisen nach Schweden, Finnland und Rußland. Bei seinem seltenen Sprachgenie ward es ihm leicht, als er 1808 bei der Universitätsbibliothek zu Kopenhagen angestellt wurde, sich mit den ältesten Quellen der nordischen Geschichte vertraut zu machen. Seine „Anleitung zur Kenntniß der isländischen, oder altnordischen Sprache" (Kopenh. 1811), s. „Angelsächsische Sprachlehre" (Stockh. 1817), s. „Untersuchungen über den Ursprung der alten nordischen, oder isländischen Sprache", eine von der dänischen Gesellschaft der Wissenschaften gekrönte Preisschrift (Kopenh. 1818) und schätzbare Beiträge zu andern Schriften über die altnordische Literatur, sowie die Herausgabe von Björn Haldorsen's „Island. Wörterbuche" (Kopenh. 1814), bewiesen das ausgezeichnete Talent dieses Gelehrten für vergleichende Sprachforschung. 1819 unternahm Rask für diesen Zweck eine Reise durch Rußland nach Persien, wo er in Tauris, Teheran, Persepolis und Shiraz verweilte; dann ging er, von Abuschehr am persischen Meerbusen, 1820 nach Bombay und hielt sich bis 1822 in Indien und Ceylon auf, von wo er 1823 in Kopenhagen wieder eintraf. Rask hatte in Ostindien 113 zum Theil sehr alte und seltene orientalische Handschriften für die Universität zu Kopenhagen erkauft, darunter 33, welche die alte persische Literatur, vorzüglich den Zend-Avesta betreffen und wovon einige den Forschungen des gelehrten Anquetil du Perron entgangen waren; 19 derselben sind in der Zendsprache, die übrigen im Pehlwi abgefaßt. 24 Handschriften gehören einem bisher fast unbekannten Theile der altindischen Literatur an. — Deutschland kannte diesen gelehrten Sprachforscher schon längst aus seinen Bemerkungen über die Sprachen und die Literatur des Nordens im 6. Bde. der „Wiener Jahrbücher"; England lernte ihn aus seinen Abhandlungen und Briefen in den Denkschriften der Gesellschaften zu Bombay und zu Colombo in Ostindien kennen und schätzen. Nach seiner Rückkehr gab Rask eine „Spanische Grammatik" (Kopenh. 1824) und eine „Friesische Sprachlehre" (Kopenh. 1825) heraus. Seine Abh. „Ueber das Alter und die Echtheit der Zendsprache und des Zend-Avesta" hat F. H. v. d. Hagen übersetzt (Berlin 1826). Seine Abhandl. „Ueber die thrakische Sprachclasse" hat Vater übers. in s. „Vergleichungstafeln der europ. Stammsprachen und der südwestasiat." (Halle 1822). Er starb zu Kopenhagen im Nov. 1832.

Rastadt, regelmäßig gebaute Stadt mit 4500 Einw. im Großherzogthum Baden, am Einfluß der Murg in den Rhein, 2 Meilen von Karlsruhe, Sitz des Hofgerichts, war bis 1771 die Residenz des Markgrafen von Baden-Baden. Merkwürdig sind das schöne, nach dem Muster zu Versailles angelegte Schloß mit schätzenswerthen Gemälden, das Lyceum, das kathol. Schullehrerseminar, die treffliche Waaren liefernde Stahlfabrik und die gut eingerichteten Murgbäder. — In der Geschichte ist Rastadt bekannt durch 2 hier gehaltene Friedenscongresse. Auf dem ersten (1713) wurden östr. Seits durch den Prinzen Eugen von Savoyen und von Seiten Frankreichs durch den Marschall Villars die Unterhandlungen angefangen, welche den spanischen Erbfolgestreit durch den Rastadter Frieden vom 6. März 1714 endigten. Da das Reich nicht mit darin begriffen war, so fand ein zweiter Congreß zu Baden in der Schweiz statt, wo Eugen und Villars den Frieden auch zwischen

dem deutschen Reich und Frankreich (Baden, d. 7. Sept. 1714) unterzeichneten, durch welchen Landau an Frankreich abgetreten, die Kurfürsten von Köln und Baiern wiederhergestellt, der Utrechter Friede, ausgenommen in Dem, was Spanien betraf, anerkannt, Mantua jedoch, Mirandola und Commacchio an Oestreich überlassen wurden. Spanien allein blieb noch im Kriegsstande mit Oestreich. — Der zweite Congreß zu Rastadt, wurde, zur Abschließung eines Friedens zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche, von der Reichsdeputation unter dem Vorsitze des kurmainz. Directorial-Subdelegirten, Freih. v. Albini, in Gegenwart des kaiserl. Bevollmächtigten, Grafen v. Metternich, am 9. Dec. 1797 eröffnet und am 7. April 1799 vom Kaiser aufgelöst. Die alte Würde des deutschen Reichs zeigte sich während desselben bloß in einer leeren und schwerfälligen Förmlichkeit, mit welcher der grobe und beleidigende Uebermuth der französ. Bevollmächtigten den schneidendsten Contrast bildete. Das Ganze endigte am 28. April 1799 mit einem blutigen Frevel, wo die französ. Gesandten Roberjot, Bonnier und Jean de Bry, mit Pässen des kurmainz. Directorialgesandten, Freih. v. Albini, versehen, Abends ungefähr 200 Schritte von der Vorstadt auf dem Wege nach Plittersdorf, von einer Rotte Menschen, die wie Szekler Husaren gekleidet waren, überfallen wurden. Roberjot und Bonnier wurden ermordet, die Papiere genommen und ihre Leichname geplündert; Jean de Bry, obgleich verwundet, und der Secretair Rosenstiel entkamen zurück nach Rastadt. Der Reichstag zu Regensburg ordnete eine Untersuchung an, welche er dem kaiserl. Hofe überließ. Ungeachtet der Strenge, mit welcher der Erzherzog Karl die Einleitung betrieb, ist sie nachher doch liegen geblieben. (Vgl. Drais v. Sauerbronn.)

Räthsel (von rathen), eine Aufgabe zur Beschäftigung des Scharfsinns, die vermittelst absichtlicher Dunkelheiten mehr als eine Lösung zuzulassen scheint, aber in der That nur auf eine Art genügend beantwortet werden kann. Zu dem Ende stellt es die Eigenschaften des im Sinne behaltenen Gegenstandes so dar, daß der Rathende dadurch irre geführt und auf andere in den Merkmalen verwandte Gegenstände hingeleitet wird. Die änigmatische oder Räthsel-Poesie gehörte zu den Erstlingsfrüchten des erwachten menschlichen Nachdenkens, zu den frühesten Blüthen des Witzes und des Scharfsinns. Sie war — vorzüglich in ihrer Heimath, dem Orient — bei Festen und Freudengelagen ein willkommener Gast und Veranlassung zu heiteren Kämpfen und Wettspielen, Hebräern und Arabern aber vorzüglich lieb. Wir erinnern nur an die Räthselspiele bei Simsons Hochzeitsfeste und an den Räthselkampf, zu welchem die Königin Saba aus dem fernen Arabien an König Salomon's Hofe sich einfand. Die Salomonischen Sprichwörter enthalten eine Menge schöner räthselhafter Sprüche und können als die älteste Sammlung der Art gelten. Schon das Alterthum liebte die poetische Einkleidung derselben, die auch von den bessern neuern Räthselbildnern der prosaischen vorgezogen worden. Als Muster können die bekannten Schiller'schen Räthsel angesehen werden. Eine Sammlung meist recht gelungener Räthsel gab Th. Hell 1811 u. d. T.: „Arigonien", heraus. — Abarten des Räthsels sind die Charade (s. d.) oder Sylbenräthsel und der Logogriph (Wort- oder Buchstabenräthsel), bei welchem man durch die angedeutete Wegnahme oder Versetzung einzelner Buchstaben verschiedene Dinge in einem Worte, und daraus endlich das Wort selbst errathen läßt u. s. w.

Rational, s. Rationell.

Rationalismus (Vernunftglaube). Schon Anaxagoras, Sokrates, Cicero, Athanasius, Philo, Bonnet, Linné, Reimarus nahmen die Beweise aus dem regelmäßigen Gange der Natur und folgerten daraus das Daseyn Gottes und die Unsterblichkeit der Seele. Der Vernunftglaube oder Rationalismus ist nun nicht bloß an und für sich in Betrachtung zu ziehen, sondern er muß noch besonders im Kampfe gegen den Offenbarungsglauben (oder Supernaturalismus), in welchem er sich seit der Gründung des Christenthums bis auf unsere Zeiten befindet, sorgfältiger erörtert werden, weil wir in unsern Zeiten unter dem Worte Rationalismus gewöhnlich nur den gegen den Offenbarungsglauben und namentlich gegen das Christenthum anstrebenden Vernunftglauben zu verstehen pflegen. — Die Philosophie, welche das Wesen der Religion zu erörtern strebte, leitete dadurch zugleich nothwendig die Untersuchung über die Fähigkeit des menschlichen Gemüths zur Religiosität ein, und aus dieser entstand der Streit über Rationalismus und Offenbarungsglauben. Der Rationalist betrachtete die Religion als etwas Inneres, durch das Aeußere nur zu Erweckendes und Bildendes, nicht Hervorzubringendes; der Supernaturalist als etwas Aeußeres, Gegebenes. In der Geschichte des Kampfes finden wir beide Theile oft im strengen Gegensatze sich bestreitend; von Zeit zu Zeit aber traten Vermittler auf und suchten beide Parteien zu vereinigen. — Obgleich der Vernunftglaube theils als reiner Gegensatz des Offenbarungsglaubens, theils nur zum Theil mit ihm befreundet, von jeher das Eigenthum einzelner Mitglieder der christlichen Kirche war, so kann man doch nur 2 Hauptepochen desselben anführen, in welchen er ein vorübergehendes Uebergewicht über den Supernaturalismus erlangt, einen großen Theil der Bekenner des Christenthums für sich gewonnen und dadurch zur vorherrschenden Denkart in der christlichen Kirche sich erhoben hat. Im 16. Jahrh. waren es die beiden Socine, welche ihm die Bahn zur Herrschaft brachten, und im 18. Jahrh. Kant. — Der Socinianismus, als die früher herrschende Form des Rationalismus, konnte nicht allgemein herrschend werden, weil der Zeitgeist dazu noch nicht so vorbereitet war, als zu den Zeiten Kant's. Ehe Kant auftrat, hatten schon die Engländer mit ihren Theismus und Skepticismus, die Franzosen aber durch ihren groben Epikuräismus und ihren bloßen Vernunftglauben einen so mächtigen und das sittliche Leben der Deutschen so entnervenden Einfluß erlangt, daß es für den sowohl durch Geld- und Genußlust als auch durch eingebildeten Geistesreichthum zur Selbstsucht gesteigertem und gestimmten Zeitgeist nur noch eines Vermittlers bedurfte, um diese willkommene ausländische Waare in Deutschland allgemein zu verbreiten. Die französisch gebildeten Vornehmen und Gelehrten unter Friedrichs II. Regierung übernahmen diesen leichtfertigen Handel, nicht wähnend, daß sie einst schwer dafür büßen dürften, die ersten Verräther an dem deutschen Glauben und an der deutschen Treue geworden zu seyn. In dieser Zeit bedurfte es für den gründlichen Deutschen nur noch eines ernsten und tiefen Denkers, der dem herrschend gewordenen Zeitgeiste seine Bestätigung gab, und dieß war Kant ohne seinen Willen. Kant wollte die Grenzen der Vernunft erforschen, um das Eitle der dogmatischen, und das Unheilbare der skeptischen Systeme desto gründlicher nachzuweisen. Kant's Ergebnisse sollten eigentlich in Beziehung auf Offenbarung

zur Demuth führen; allein der selbstige Zeitgeist ergriff diese Waffe, welche im Anfange nur gegen die dogmatischen und skeptischen Formen der Zeitphilosophie mit Glück geführt wurde, um alles Bestehende vor den kritischen Richterstuhl der Vernunft zu ziehen, und vor Allem das der skeptischen und epikuräischen Sinnesart so lästige Christenthum. — Als man anfing, in diesem Kampfe gegen den Offenbarungsglauben zu weit zu gehen, und die Offenbarungsgläubigen diese Philosophie als Giftmischerin der christlichen Gesellschaft anklagten, traten Schmidt, Tieftrunk, Ammon, Stäudlin u. A. als Vermittler auf und zeigten die Uebereinstimmung derselben mit dem Christenthume. Diese Bemühungen aber waren ängstliche Unterhandlungen zwischen einer Philosophie, die nicht nachgeben wollte, weil sie ihren Sätzen eine allgemein geltende Gewißheit zutraute, und zwischen einer Religion, die nicht nachgeben konnte, weil sie auf göttlichem Ansehen beruht. Daher wurde der Kampf fortgeführt, und in der neuesten Zeit, namentlich durch Reinhard's Aeußerung (daß man bei der Entwerfung eines streng wissenschaftlichen Lehrbegriffs vom Christenthume entweder strenger Supernaturalist oder Rationist seyn müsse, ein Mittelweg aber gar nicht stattfinden könne), sehr lebhaft erneuert. Auch jetzt traten mehre Vermittler auf. Vor Reinhard's Aeußerung hatte schon Nitzsch vorgeschlagen: die Offenbarung als ein von Gott veranstaltetes Bekannt- und Geltendmachen der Religion durch Thatsachen, das zunächst auf Herz und Leben, nicht auf Wissenschaft berechnet war, zu betrachten, und den Rationalismus auf den Inhalt, den Supernaturalismus auf die Art und Weise der Offenbarung zu beziehen. Nach der Behauptung Reinhard's erschienen folgende Vorschläge: Schott behauptete, man müsse der philosophirenden Vernunft bei der Behandlung der Bibel einen größern Einfluß gestatten; Tzschirner schlug vor: den Zweck der Offenbarung in die Gründung einer Kirche zu setzen, den Inhalt der Offenbarung aber auf die bloß durch Vernunft erkennbaren Religionswahrheiten zurückzuführen; Andre riethen, die Offenbarung Gottes gläubig anzunehmen, doch so, daß der reine Inhalt derselben von menschlichen Zusätzen erst vermittelst der Vernunft zu sondern sey; noch Andere wollen beide nicht als unter-, sondern als beigeordnet unter dem Begriffe Divinität vereinigen. — Außer diesen Vermittlern gibt es Mehre, die jede Offenbarung, welche außer und nicht in dem Menschen ist, leugnen; dahin gehören Jacobi, Fries, Weiß und Löffler. Seit dem Reformationsjubiläum und der durch dieses veranlaßten Aufregung des religiösen Gemeingeistes bemerkt man deutlich, wie das größere Publicum fast allgemein Partei genommen hat, wie der Streit Sache der religiösen öffentlichen Meinung geworden ist. Namentlich aber entwickelte sich bei der supernaturalistischen Partei ein lebhafterer Eifer, sich in der großen Masse des Volkes geltend zu machen, wogegen die Rationalisten sich in dieser Beziehung mehr abwehrend verhielten. Unter den neuesten Vorgängen, in welchen sich der Fortgang dieses Kampfes geöffnet hat, haben besonders zwei ein allgemeines Aufsehen erregt, nämlich der Schriftwechsel zwischen Fritzsche in Rostock und Tholuck, und der zwischen Hahn und Bretschneider. Den ausschweifendsten Rationalismus verficht v Langsdorf („Darstellung des Lebens Jesu", Manheim 1831—32), dem Christus ein jüdischer Rabbi ist, der eine reine Moral lehrte, und diese, getrieben von der fixen Idee, der jüdische Messias zu seyn, mit Eifer lehrte, und dadurch zufällig der Stifter einer reinern Religionsgesellschaft wurde. (Vgl. Supernaturalismus.)

Rationell, rational, wird in der Wissenschaft (s. d.) dem Empirischen entgegengesetzt und bezeichnet die Erkenntniß, welche aus Vernunft durch Nachdenken geschöpft wird. In der Medicin (s. d.) nennt man rationell das Verfahren nach systematischen Grundsätzen und wissenschaftlichen Heilregeln, empirisch hingegen das Darreichen eines Heilmittels aus dem Grunde, weil es in einem ähnlichen Falle geholfen hat. Es liegt am Tage, daß das empirische Verfahren älter sey als das rationelle, denn es mußten erst Erfahrungen vorhanden seyn, ehe man wissenschaftliche Heilregeln aufstellen konnte. Das klarste und richtigste Urtheil über das Verhältniß der rationellen und empirischen Heilkunst trägt Celsus vor in der Vorrede zu seinen „Acht Büchern von der Medicin".

Raub (rapina, robbaria, depraedatio) ist die gewaltthätige Entwendung einer Sache, bei der aber der Thäter nicht die Absicht hat, das Leben des Besitzers zu gefährden. Der Raub unterscheidet sich daher vom Diebstahle dadurch, daß mit ihm immer eine Gewaltthätigkeit gegen die Person des Besitzers verbunden ist; vom Raubmorde aber dadurch, daß der Räuber die Absicht zeigt, seinen Zweck durch Tödtung oder Verwundung des Besitzers zu erreichen. Bei den Römern wurde dieß Verbrechen durch die Privatstrafe eines vierfachen Ersatzes gestraft. In den germanischen Staaten hat man die Idee verfolgt, daß jeder Raub auch einen Landfriedensbruch enthalte, und daher ist die Strafe des Schwertes, vornehmlich bei dem Straßenraube (begangen auf einem öffentlichen Wege), in die Gesetze, auch in die peinl. Gerichtsordn. des deutschen Reichs von 1532, Art. 126, gekommen. Die neuern Gesetzgebungen (Preuß. allgem. Landr., II, XX, 1187; Oestr. Gesetzb. über Verbrechen, §. 169; Franz. Strafgesetzb., A. 382; Bair. Strafgesetzb., A. 236) bestrafen den Raub nur dann mit dem Tode, wenn er mit lebensgefährlicher Behandlung eines Menschen verbunden gewesen ist (das franz. Gesetzbuch aber auch dann, wenn mehre andre erschwerende Umstände dazu kommen). Menschenraub ist die widerrechtliche Verletzung der Freiheit eines Menschen und die gewaltthätige Wegführung desselben. Freiheit ist eines der schönsten Güter des Menschen; um so mehr muß man sich wundern, daß in Deutschland in mehren Staaten das Verbrechen des Menschenraubes noch willkürlich bestraft wird.

Raubvögel, s. Vögel.

Rauch. Gewisse Körper geben beim Verbrennen einen mehr oder weniger dicken Rauch von sich, welcher sich auf kalten Körpern mit schwarzer Farbe verdichtet und den Ruß bildet. Dieser entsteht aus kohlenstoffhaltigen Körpern, welche bei niedriger Temperatur oder bei schwachem Luftwechsel und geringem Zutritt von Sauerstoffgas brennen, auf diese Weise, daß die Temperatur und der Sauerstoff zureichen, zugleich allen Kohlenstoff zu verbrennen, der daher niedergeschlagen und fein mechanisch zertheilt von der aufsteigenden warmen Luft als Rauch fortgeführt wird. Er setzt sich an den Körpern ab, die er berührt, und auf diese Weise sammelt sich der Ruß in unsern Schornsteinen. Der Ruß, welchen man von Birkenrinde, Terpentin, Pech, Kampher u. dergl. m. erhält, ist reine Kohle; der Ruß von Hölzern aber enthält brenzliches Oel, mit kohlensaurem und essigsaurem Ammoniak, die beim Verbrennen gebildet werden und sich mit der Kohle verdichten. Rauch und Ruß können durch starken Luftzug vermieden werden, weil dadurch der Zu-

tritt von Sauerstoff und die Hitze vermehrt wird; den Beweis dafür liefert Thilorier's Ofen ohne Rauch und Argand's Lampen. Diese letztern, welche besonders häufig im Gebrauche sind, geben eine ringförmige Flamme, die von der Luft innerlich und äußerlich berührt, und bei welcher der Luftwechsel ringsum noch durch einen um die Flamme herum angebrachten Glascylinder beschleunigt wird, der die aufsteigende heiße Luftsäule erhöht, und dadurch nach äërostatischen Gesetzen den Zug verstärkt. In dem Luftzuge dieser Lampen brennt die Flamme fast mit demselben Glanze, wie im Sauerstoffgase, und der Rauch wird vollkommen verzehrt.

Rauchen (Tabackrauchen) in diätetischer Hinsicht. Wenn es wahr ist, daß alle uns bis jetzt bekannte Völker gewisse Reiz- und Betäubungsmittel kannten, die ihnen außer Speise und Trank mehr oder weniger zum Bedürfniß geworden, so darf man dem unter uns so häufigen Gebrauche des Rauchtabacks nicht so geradezu das Verdammungsurtheil sprechen, als es namentlich im 17. Jahrh. selbst von theologischer Seite her geschah. Weniger geschah dieß vom Gebrauche des Schnupftabacks, und noch jetzt ist, wenigstens bei uns, die Tabacksdose in der Kirche wie im Hörsaal und im Audienzzimmer erlaubt, die Tabackspfeife untersagt. Dennoch liegen diese beiden Gebrauchsarten des Tabacks so wenig weit von einander entfernt, und sind einer dritten, dem Kauen des Betels, so nahe verwandt, das manche Seeleute, das köstliche Kraut sparend, erst kauen, dann trocknen und rauchen, und endlich mit der Asche desselben den Schnupftaback schärfen. Alle diese drei Arten des Tabacksgenusses, Kauen, Schnupfen und Rauchen, scheinen wegen des künstlichen Reizes gesucht zu werden, den sie hervorbringen, und dessen der Mensch unter dem Einflusse mancherlei schwächender und abstumpfender Verhältnisse bisweilen zu bedürfen scheint. Das mehr bei Seeleuten und Küstenbewohnern übliche Kauen scheint bei uns durch den seit einigen Jahren eingeführten Gebrauch der Cigarren ein Analogon gefunden zu haben. Das Schnupfen wirkt augenscheinlich als ein Reiz auf das Gehirn, und deßhalb sind wohl auch Blödsinnige so unmäßig nach Schnupftaback begierig, da bei diesem krankhaften Zustande ein solches Bedürfniß fortwährend vorhanden seyn muß. Das Rauchen übt ebenfalls eine reizende Wirkung auf die Theile des Mundes aus, scheint aber von einer mehr betäubenden Einwirkung auf das Gehirn und auf das Nervensystem überhaupt begleitet seyn. Seine nächste Einwirkung zeigt es auf die Geschmackswerkzeuge durch Abstumpfung des feinern Geschmackssinnes, daher Köchen und Weinhändlern das Rauchen untersagt ist; ferner wirkt es bei Neulingen und Schwächlingen brecherregend, bei Geübtern abführend, scheint auch, unmittelbar nach der Mahlzeit genossen, die Verdauung einigermaßen zu stören. Auf die Speicheldrüsen des Mundes wirkt es als ein die Absonderung des Speichels vermehrender Reiz und kann von dieser Seite Abzehrung hervorbringen, indem es eine zu große Menge Speichel aus dem Körper führt; vielleicht geschieht etwas Aehnliches an der Bauchspeicheldrüse und verursacht das Abführen. Auf das Nervensystem wirkt es betäubend und schwächend, kann Schwindel, Zittern, wohl selbst Lähmung hervorbringen. Uebrigens kann es den Augen schädlich werden, besonders das Rauchen von Cigarren. Eine andre nachtheilige Wirkung des Tabackrauchens ist die, daß es die einzuathmende Luft verdirbt, und aus diesem Grunde ist das Rauchen im

Freien der reinen Luft wegen gewählt haben. Medicinisch empfohlen hat man das Tabackrauchen bei rheumatischen Zahnschmerzen und bei cariösen Zähnen, wo es theils als betäubendes, theils als antiseptisches Mittel wirken kann; ferner bei Stockungen und verminderter Absonderung des Speichels; bei hartnäckiger Stuhlverhaltung und chronischen Unterleibsbeschwerden, wo es allerdings oft heilsam wirken kann; endlich empfiehlt man es auch bei veralteten schleimigen Brustkrankheiten. Die vermeintliche Schutzkraft des Rauchens gegen ansteckende Krankheiten, besonders solche, deren Ansteckungsstoff sich durch die Luft verbreitet, ist sehr unsicher und kaum je wirklich erwiesen. Wohl aber kann durch den unvorsichtigen Gebrauch fremder Tabackspfeifen Fortpflanzung mancher Krankheiten erfolgen. In Ganzen also ist das Tabacksrauchen mehr schädlich als nützlich und nur als ein durch die Verhältnisse der künstlichen Lebensart herbeigeführtes Uebel zu betrachten. Wohl kann aber der an diesen Genuß Gewöhnte sich durch Mäßigkeit, schickliche Wahl der Zeit u. dgl. vor den Nachtheilen desselben größtentheils bewahren. Weder unmittelbar nach dem Aufstehen am Morgen, noch zunächst vor und sogleich nach der Mahlzeit ist das Rauchen zuträglich; ebenso wenig bei sehr heißer Jahreszeit oder beim schnellen Gehen und anstrengenden Arbeiten. Erhitzende Getränke, wie Wein, Punsch, Chocolade, eignen sich zum Beigenusse des Tabackrauchens nicht, aber auch kaltes Wasser ist unpassend dazu; Bier und Caffee scheinen sich am meisten mit dem Rauchen zu vertragen. Viel kommt auf die Sorte des Tabacks und auf die Zubereitung desselben an. In ersterer Hinsicht unterscheidet man leichtere und schwerere Tabacke, wobei freilich die Gewohnheit sehr in Betracht kommt; die morgenländischen und ungarischen gelben Tabacke werden für die Meisten von uns schwer seyn, d. h. sie machen Beängstigung, Herzklopfen, Uebelseyn, Zittern ꝛc. Hinsichtlich der Zubereitung unterscheiden sich auf den Fabriken die verschiedenen Beizen, die namentlich den von Natur schlechtern Sorten gegeben zu werden pflegen, und ein wachsames Auge der Medicinalpolizei erfordern. (Vgl. Chr. F. Harleß, „Die Taback- und Essigfabrication, zwei wichtige Gegenstände der Medicinalpolizei", Nürnb. 1812, 4.) Schädlich ist ferner das zu oft und zu reichlich erfolgende Ausspucken beim Rauchen, noch schädlicher aber das Hinabschlucken des mit Tabacksrauch geschwängerten Speichels. Auch das Rohr, welches zum Rauchen benutzt wird, ist nicht gleichgültig; milder und gesünder wird der Taback durch lange Röhre als durch kurze; Thonpfeifen geben das reinlichste Rauchen, doch nicht ohne Nachtheil für die Zähne, wenn keine Spitzen von Federkeil u. dgl. ihnen angesetzt werden. Am mildesten wird der Tabacksrauch, wenn man ihn nach persischer Sitte durch Wasser streichen läßt. — Rathgeber für Tabacksraucher sind „Nicotiana, oder Taschenbuch für Tabacksliebhaber" (Berlin 1809, mit Kupf.); K. J. Kilian's „Diätetik für Tabacksräucher" Lpz. 1806); J. C. Meyer's „Anweisung, ohne Nachtheil für die Gesundheit Taback zu rauchen" (Pirna 1804).

Räuchern, d. h. aus gewissen Substanzen Rauch entwickeln, geschieht zu verschiedenen Zwecken: 1) Um durch den entwickelten Rauch die Luft zu reinigen und aus ihr die schädlichen Stoffe, die sie beigemischt enthält, zu entfernen oder doch einzuhüllen. Gewöhnlich werden solche Substanzen hierzu gebraucht, die durch Erhitzen und Verbrennen einen angenehmen Geruch verbreiten, als Räucherpulver und Räucher-

kerzen. Sie können wohl auf einige Zeit einen unangenehmen Geruch aufheben, indem sie entweder einen entgegengesetzten stärkern hervorbringen oder die übelriechenden Partikel einhüllen; doch sind sie wenig tauglich, die Luft zu reinigen und die schädlichen ansteckenden Stoffe zu vertilgen. Hierzu sind andere stärker wirkende Räucherungen erforderlich. Wir besitzen zwei Hauptclassen derselben, a) Räucherungen aus vegetabilischen sauren und gewürzhaften Stoffen, als Essig, der bis zum Verdunsten erhitzt wird; Kampher, Knoblauch, Wachholderbeeren, Gummiarten, antiseptische Kräuter, aus denen der Pestessig (Vinaigre a quatre voleurs) bereitet wird; b) Räucherungen aus Mineralsäure. Diese Räucherungen gegen ansteckende Krankheiten gehören zu den schönsten Entdekkungen unseres Zeitalters. Es sind dazu alle Säuren tauglich, vorzüglich aber das salzsaure Superoxidül, weil es sowohl am wirksamsten als am wohlfeilsten ist. Die schädlichen und ansteckenden Stoffe bestehen aus Kohlen-, Wasser-, Sauer-, zuweilen auch Stickstoff in verschiedentl. Verhältnissen, und werden ihrer Zusammensetzung nach in soweit zerstört, daß diese Grundstoffe sich in andern für die Gesundheit unschädlichen Verhältnissen mit einander verbinden. Vorzüglich wirkt das salzsaure Superoxidül durch seinen Ueberfluß an Sauerstoff auf sie. Alle andere Räucherungen, selbst wenn sie den Sauerstoffgehalt der atmosphärischen Luft vermehren sollten, richten gegen jene schädlichen Ausdünstungen Nichts aus, die meisten wickeln sie bloß ein, geben der Luft einen stärkern Geruch und verhindern dadurch, daß ihre Anwesenheit den Sinnen nicht mehr auffällt. Es ist in solchen Fällen nicht, wie man sonst glaubte, ein verminderter Gehalt der Luft an Sauerstoff, welcher schädlich ist und ersetzt werden müßte, sondern die Luft hält ihre Bestandtheile in den gewöhnlichen Verhältnissen, führt aber die Stoffe, welche schaden und deren Zusammensetzung zerstört werden muß, mit sich. Die Räucherung mit salzsaurem Superoxidül ist so einfach und so leicht, daß sie auch der Unerfahrendste verrichten kann. Man mengt z. B. ein Loth feingeriebenen Braunstein mit vier Loth zerstoßenem Kochsalze; gießt dann ein Gemisch von drei Loth concentrirter Schwefelsäure und sechs Loth Wasser in eine Theetasse, stellt diese auf einen warmen Stubenofen oder im Sommer über eine Lichtflamme, sodaß sie gelinde erwarmt wird, und setzt dann das Salzmenge nach und nach in kleinen Portionen zu, sodaß die Zimmerluft immer so viel gasförmiges Superoxidül enthält, als man ohne Beschwerde vertragen kann. Diese schöne Entdeckung, die schädlichen Stoffe in der Luft durch Räuchern und Säuren zu zerstören, gehört Guyon de Morveau an, welcher durch den Versuch, den Leichengeruch in einer Kirche in Dijon durch Räuchern mit gemeiner Salzsäure zu zerstören, darauf geleitet wurde. Für Diejenigen, welche an Brustkrankheiten leiden, braucht man lieber Salpetersäure, und entwickelt sie auf die Weise, daß man concentrirte Schwefelsäure in eine Theetasse gießt und Salpeter in kleinen Partien zusetzt; das Gemenge muß lauwarm erhalten werden, damit die Säure Gasgestalt annimmt. Die Kranken befinden sich gewöhnlich schon den zweiten Tag nach dem Anfange nach des Räucherns weit besser, und man hat auf diese Weise in neuerer Zeit den zerstörendsten Epidemien Einhalt gethan, die hier und da, besonders im südlichen Europa, entstanden sind. Die Guyton-Morveau'schen Räucherungen sollen neuern Erfahrungen nach besonders wirksam seyn, wenn die ansteckenden Krankheiten ihren Ursprung aus

verdorbener Sumpfluft nehmen, oder durch lang eingesperrte und animalische Ausdünstnngen überfüllte Luft veranlaßt werden. 1771 bedienten sich die Russen gegen die vollhynische Pest folgender Zusammensetzung mit großem Nutzen. Man nimmt zwei Theile Schwefel, vermischt sie mit einem Theile Salpeter zum leichtern Verbrennen, und setzt überdieß einen Theil Wachholderbeeren, Myrrhen oder Weihrauch, oder auch Kiefer- und Tannensprossen hinzu. Das Gemenge wird wie gewöhnliches Räucherpulver auf Kohlen verbrannt. — 2) Räuchern heißt auch durch Rauch dörren, d. i. animalischen Substanzen, als eingesalzenem Fleische, Fischen rc. die Neigung, in Fäulniß überzugehen, benehmen. Hierzu ist vorzüglich der Rauch aus Holz dienlich, besonders Holzarten, aus denen sich beim Verbrennen viel Harz und empyreumatisches Oel verflüchtigen. Der Rauch wirkt nicht allein auf die zu dörrenden Substanzen mechanisch, d. h. austrocknend, sondern auch chemisch, indem die aus dem Holze entwickelte dunstförmige Holzsäure (s. d.), in Verbindung mit Kohlensäure, brandigem ätherischem Oele und verflüchtigtem Harze, ungemein gegen Fäulniß wirkt.

Raucourt (Sophie), eine der berühmtesten franz. Schauspielerinnen, war 1760 geboren. Mad. Vestris brachte sie zuerst auf die Bühne und hatte dabei die Absicht, sie einer begünstigten Nebenbuhlerin entgegen zu stellen. Das Publicum, welches diesen Plan merkte und das überdieß an der moralischen Aufführung der Raucourt vieles mit Recht auszusetzen hatte, empfing sie sehr übel: bittere Kritiken über ihre Anlagen und ihr Leben wurden verbreitet. Die junge Schauspielerin ließ sich aber nicht stören und siegte endlich durch ihre Verdienste über den Unwillen des Publicums. Sie besaß für die tragischen Rollen ein ausgezeichnetes Talent, eine angenehme Stimme, die aber gegen das Ende ihrer theatralischen Laufbahn rauh und unangenehm ward, einen schönen stolzen Wuchs und zeigte eine vorzügliche Kraft im Ausdrucke der Leidenschaften; daher sie in den Rollen Roxane, Hermione, Agrippina, Semiramis, Phädra rc. den meisten Effect hervorbrachte. Robespierre, dem alle Schauspieler verdächtig waren, ließ sie verhaften; sie erhielt erst nach dessen Sturze ihre Freiheit wieder und schuf 1796 aus den Trümmern des alten Theaters eine neue Gesellschaft; aber schon im folgenden Jahre ließ das Directorium ihre Bühne, die ein Versammlungsort der Royalisten seyn sollte, schließen. Später berief sie der König Murat nach Neapel und übertrug ihr die Leitung des Theaters. Sie hielt sich mehre Jahre in Italien auf, kehrte nach Paris zurück und starb bald darauf (1815). Sie hat (1782) ein Schauspiel: „Henriette", geschrieben, das nicht ohne alles Verdienst ist.

Raugraf. Man ist zweifelhaft, woher diese Benennung, welche im Mittelalter der Titel einiger gräfl. Geschlechter war, entstanden sey. Einige leiten das Wort Rau von dem alten oder verstümmelten Worte Ruh ab, und glauben, die Raugrafen seyen Beamte des Kaisers gewesen, um während den Zeiten des Faustrechts in ihren Gauen die Ruhe und Ordnung zu erhalten. Andere meinen, der Name Raugraf stamme von den rauhen Gebirg- und Waldbesitzungen, welche diese Grafen inne hatten, her. Dieß hat allerdings Etwas für sich: denn die Besitzungen der Raugrafen lagen meist in solchen Gegenden; als das Erbe der Raugrafen zu Dassel am Solingerwalde, das der Raugrafen am Rhein in der Gegend von Trier, Kreuznach und Alsey. Die Geschlechter der Letz-

tern sind erloschen und ihre Besitzungen kamen an die Pfalz. 1667 erneuerte der Kurfürst von der Pfalz, Karl Ludwig, diesen Titel, doch ohne Land damit zu verbinden, zu Gunsten seiner ihm an die linke Hand getrauten Gemahlin, Louise v. Degenfeld, die fortan Raugräfin hieß.

Raum. Nicht nur der Grund und die Quelle alles unseres Denkens liegt in dem Bewußtseyn, auch die Form und die Grenzen desselben werden durch dasselbe vorgeschrieben. Der Mensch kann sich das Bewußtseyn seines Ichs nur im Gegensatze eines Nichtichs als existirend vorstellen. Beide bestehen durchaus nebeneinander. Zwei Dinge können aber miteinander existirend nur in der Art gedacht werden, daß man sich das Merkmal der Existenz in ihnen so vorstelle, daß beide sind, oder so, daß die Existenz des einen Wesens nichts ist: d. h. schon aufgehört hat, wenn die des anderen ist, d. h. anfängt. — Wo mein Ich aber ist, kann nicht zugleich mein Nichtich seyn. Die Begrenzung der Dinge nun, die gleich existirend gedacht werden, heißt der Raum, sowie die Begrenzung nach dem Aufeinanderfolgen, die Zeit. Raum und Zeit fließen daher unmittelbar aus dem Bewußtseyn unserer Selbst und sind darum auch Bedingungen unseres Denkens: wir können uns demnach die Unendlichkeit, als unbegrenzten Raum und die Ewigkeit als unbegrenzte Zeit, nur negativ, als Grundsätze von Raum und Zeit, vorstellen. Der Maßstab aber des Raumes sowie der Zeit liegt in unserer Seele; er kann unendlich verschieden seyn, wie die Vergleichungen, die wir zwischen den Dingen anstellen können. Nur daß Alles durch Raum (oder Zeit) begrenzt werde, erkennt die Seele im Bewußtseyn; der Maßstab aber zur Beurtheilung der Raumbegriffe ist willkürlich und wird durch Vergleichung zweier Gegenstände gesucht und festgestellt. Diese Gegenstände sind gewöhnlich solche, deren Vergleichung uns oft aufstößt, oder doch einen starken Eindruck auf uns macht; und nur erst, nachdem wir zu einem hohen Grade der Ueberlegung gekommen sind, wählen wir nach den Regeln der Klugheit aus denen durch die Erfahrung uns vorgeführten Vergleichungen und den daraus abgezogenen Maßen Dasjenige aus, welches sich am besten eignet zu einer Einheit zu dienen, indem es sich am bequemsten theilen und vervielfachen läßt. — Die Mathemetik setzt den Raum als Axiom voraus. Die Sätze der Geometrie: „der Raum hat nur drei Dimensionen, und zwei Dinge können nie einen und denselben Raum einnehmen“, sind für sie unbeweisbar.

Raute, s. Rhombus.

Rautenglas, s. Polyeder.

Ravaillac (François), Sohn eines Rechtsgelehrten zu Angouleme, ergriff anfangs eben diesen Stand, wurde aber darauf Barfüßermönch, und wegen seiner düstern und tollen Ideen schon nach 6 Wochen aus dem Kloster verjagt, worauf er zu seinem vorigen Stande zurückkehrte, aber einen Proceß wegen einer ihn selbst betreffenden Erbschaft verlor, sodaß er in drückende Noth gerieth. Schon von früher Jugend an durch die liguistischen Prediger und ihre heftigen Reden erhitzt, versetzte der bloße Namen eines Hugenotten ihn in Wuth und er faßte endlich den Vorsatz, Heinrich IV. (s. d.) zu ermorden, den er auch nach öftern vergeblichen Versuchen am 14. Mai 1610 wirklich ausführte, als der König in der engen Straße de la Ferronnerie durch ein Gedränge genöthigt war, zu halten. Da er gar keinen Versuch machte zu entkommen, oder sich zu verbergen, so wurde er, ungeachtet der Bestürzung

der Umgebenden, weil er das blutige Messer in der Hand behalten hatte, erkannt, gefänglich eingezogen und den 27. Mai 1610 auf dem Greveplatze geviertheilt.

Ravelin, franz. demi-lune, ein besonders zur Beschützung von Brücken und Thoren angelegtes Außenwerk, das vor der Courtine und dem Graben, gewöhnlich zwischen den Basteien liegt und aus 2 Flanken besteht, deren zusammenfallender Winkel gegen das Feld gekehrt ist.

Ravenna, eine alte, einst höchst wichtige Stadt Italiens in der Romagna, die Hauptstadt der Delegation gleiches Namens im Kirchenstaat, liegt mitten in Sümpfen, die sich von hier bis an die Mündung des Po ziehen. Sie war die Residenz der letzten weströmischen Kaiser, dann einiger gothischen Fürsten, zuletzt eines griech. Statthalters, welcher u. d. T. Exarch diese Gegend beherrschte. Pipin eroberte die Stadt (755) nebst dem Exarchat, das 178 Jahre im Besitz der Longobarden gewesen war, dem Papste. Von 1440—1508 war Ravenna venetianisch, und ward dann von Ludwig XII. dem Papste abgetreten. — Sie lag einst am Meere und hatte einen guten Hafen, wo eine Abtheilung der römischen Flotte lag; jetzt ist das Meer so weit zurückgewichen, daß sie beinahe 1 Meile davon liegt und der Hafen sehr unbedeutend ist. Ihre ungesunde Lage ist dadurch etwas verbessert worden, daß man die beiden Flüsse Montone und Ronco hierher geleitet hat. Die Stadt ist in der neuern Zeit sehr zurückgekommen und zählt 24.000 Einw. In einer Straße, an der Ecke eines Klosters, sieht man das mit einem eisernen Gitter umgebene Grabmal des Dante, welcher hier unter dem Schutze des damaligen Herrn von Ravenna, Guido da Polenta, eine Zeitlang lebte und starb. Bei der sehr alten Kirche St.-Vitale steht in einem Hofe das von der Tochter Theodosius d. Gr. erbaute Familienbegräbniß, worin sie, ihr Bruder Honorius und ihr Sohn Valentinian II. ruhen. Vor den Thoren sieht man das bedeutendste Denkmal von Ravenna, das dem großen Theodorich von seiner Tochter Amalesunta errichtete Grabmal; von seiner Gestalt führt es den Namen Rotonda, und es ist besonders dadurch höchst merkwürdig, daß die gewölbte, 25 Fuß im Durchmesser haltende und 4 Fuß dicke Decke des Denkmals aus einem einzigen Steine besteht. Der Sarkophag selbst und die Statuen, die das Gebäude zierten, sind verschwunden, ersterer soll in einer Kirchenwand in Ravenna eingemauert seyn, und letztere sich jetzt in der Marcuskirche in Venedig befinden. Ravenna ist der Sitz eines Erzbischofs, hat ein Collegium, Seidenfabriken, Weinbau und einigen Handel. In der Nähe der Stadt erkämpfte der franz. Feldherr Gaston de Foix (vgl. d.) 1512 mit seinem Tode über die vereinten span. und päpstlichen Truppen einen Sieg.

Ray (John), auch Wray, einer der vorzüglichsten Naturhistoriker, geb. zu Black-Notley in der Grafschaft Essex 1628, studirte zu Cambridge Theologie und war bis 1662 Prediger. Seine Opposition gegen die Bischöflichgesinnten verhinderte seine fernere Beförderung; doch das Studium der Natur tröstete ihn hierüber. Er besaß Alles, um ein gründlicher Naturforscher zu werden, einen lebhaften Geist, einen brennenden Eifer und einen nicht zu ermüdenden Fleiß. Er bereiste Schottland, Holland, Deutschland, Italien, Frankreich, und beschäftigte sich überall mit schwierigen und mühevollen Untersuchungen. Die königl. Societät in London nahm ihn 1687 zum Mitglied auf. Er starb 1706 zu Not-

ley, wo ihm ein schönes Denkmal errichtet wurde. Mit den Kenntnissen eines großen Naturforschers verband er die eines gründlichen Literatoren und Theologen; er hat so viel geschrieben, daß seine Feinde ihm seine Fruchtbarkeit zum Vorwurfe machten. Seine Schriften, die sich durch Gründlichkeit, Scharfsinn und Gelehrsamkeit auszeichnen, sind: 1) eine Geschichte der Pflanzen in 3 Fol. 1686, eins der vorzüglichsten botanischen Werke der Engländer, von unschätzbarem Werthe; 2) eine neue Methode der Pflanzen, London 1682; 3) eine Katalog der Pflanzen Englands und der naheliegenden Inseln, Lond. 1677, worin er 1050 Pflanzen in naturhistorischer, ökonomischer, medicinischer und andrer Hinsicht beurtheilt; 4) ein Katalog der Pflanzen, welche in Cambridge wild wachsen, 1690; 5) ein Syllogus der außerhalb England wachsenden Pflanzen, Lond. 1690; 6) eine methodische Synopsis der vierfüßigen Thiere und der Schlangen, Lond. 1704; 7) eine methodische Synopsis der Fische und Vögel, Lond. 1693; 8) eine Geschichte der Insekten mit Mart. Lister's Anhange über die Käfer Englands, Lond. 1705; 9) eine Methode der Insekten. Alle vorhergehende Werke sind in lat. Sprache geschrieben. Seine englischen Schriften sind: 1) topographische, moralische und physikalische Beobachtungen auf einer Reise durch die Niederlande, Deutschland, Italien und Frankreich, ein an Erfahrungen reiches Werk; 2) die Existenz der Weisheit Gottes, sich offenbarend in den Werken der Schöpfung; 3) drei Dissertationen über das Chaos, die Schöpfung, die Sündfluth und die künftige Vernichtung der Welt durch Feuer, Lond. 1703; 4) eine Ermahnung zur Frömmigkeit gegen Bayle's Behauptung, daß ein Staat, dessen Glieder genau Christus Lehren befolgen, nicht bestehen könne, Lond. 1692, u. a.

Raynal (Guillaume Thomas François), Mitglied der Akademien von London und Berlin, geb. zu St.-Geniez in Guienne 1713, kam frühzeitig zu den Jesuiten, welche seine Talente erkannten und ihn bewogen, in ihren Orden zu treten. Als Prediger fand er großen Beifall. Doch die Klosterzucht mißfiel seiner Neigung zur Unabhängigkeit; er verließ daher 1748 das Jesuiten-Collegium, ging nach Paris und lebte dort von literarischen Tagesarbeiten. Er schrieb zuerst literarische Anekdoten, Memoiren der Ninon Lenclos und redigirte den „Mercure de France“. Nach einigen andern Werken, welche die Aufmerksamkeit des Publicums nicht sehr auf ihn lenkten, gab er 1780 seine „Philosophische und politische Geschichte der Niederlassungen und des Handels der Europäer nach den beiden Indien“ heraus. Diese Schrift erwarb ihm zwar einen Namen, doch entgingen dem Verfasser nicht die vielen Unrichtigkeiten und wenig gegründeten Ansichten, welche dieselbe enthielt. Um seine Kenntnisse zu bereichern durchreiste er Frankreich, Holland und England, und gab nach seiner Rückkehr eine neue Ausgabe jenes Werkes 1781 zu Genf heraus, worin er die frühern Falschheiten glücklich verbesserte. So viel neue Wahrheiten und Ansichten diese Schrift auch enthält, so kann man doch nicht umhin, dem Verfasser den Vorwurf zu machen, daß er gegen die Hierarchie und Geistlichkeit zu sehr eingenommen war; auf der andern Seite spricht er aber auch ebenso männlich kräftig und schonungslos gegen Despotismus und Fanatismus. Das Werk zog ihm Verfolgungen zu. Die Sorbonne erklärte es für abscheulich und nannte es die Irrreden einer lasterhaften Seele, die man nicht genug verdammen, verabscheuen und verwünschen könne; das Parlament

zu Paris verurtheilte dasselbe, öffentlich verbrannt zu werden, und verordnete, den Verfasser einzuziehen; doch ließ man ihm hinlängliche Zeit, Frankreich zu verlassen. Er ging nach Deutschland und besuchte mehre Hauptstädte. Nach einiger Zeit erlaubte man ihm wieder nach Frankreich zurückzukehren, wo er in den südlichen Gegenden mehre Jahre lebte. Den Akademien zu Marseille und Lyon übersandte er den Preis zur Lösung einiger Fragen, die er selbst bestimmte; die wichtigste unter ihnen war: ob die Entdeckung Amerikas Europa nützlich oder schädlich gewesen sey? 1788 ging er wieder nach Paris. Als die constituirende Nationalversammlung mehre Beschlüsse faßte, die, wie es Raynal schien, das Privateigenthum gefährdeten und die Gährung des Volkes begünstigten, hatte er den Muth, ihr am 31. Mai 1791 einen langen Brief zu überreichen, worin er der Versammlung den Weg andeutete, den sie hätte gehen sollen, und die Klippen aufdeckte, die sie hätte vermeiden müssen: Raynal sah im prophetischen Geiste die furchtbaren Folgen voraus, die Statt haben würden. Das Schreiben machte aber keinen Eindruck. Während der Schreckensregierung zog er sich nach Passy zurück, wo er den 6. März 1799 arm starb. Raynal besaß eine lobenswerthe Freimüthigkeit, eine große Herzensgüte und Empfindlichkeit, aber zugleich eine unruhige Ruhmsucht und den Hang, Alles zu tadeln, was er nicht geschrieben hatte. Daß er 1783 den Stiftern der schweizerischen Freiheit auf einer Insel im Vierwaldstättersee ein Denkmal mit Beisetzung seines Namens errichten ließ, ist wohl nur ein Beweis von Eitelkeit. — Zu den Widersprüchen in Raynal's Charakter gehörte, daß er selbst Actien in dem Sklavenhandel besaß, den er doch mit hinreißender Beredtsamkeit, und nicht ohne Ahnung zum Theil schon in Erfüllung gegangener Ereignisse, bestritten hatte. Außer der genannten Geschichte der beiden Indien lieferte er noch andere historische Werke: eine „Geschichte des engl. Parlaments", „Historische Denkwürdigkeiten", „Geschichte der Revolution in Nordamerika" ꝛc. Alle seine statistischen Werke sind um so unbrauchbarer, weil er stets in einer gewissen vorgefaßten Meinung schrieb.

Reaction, in der Medicin die von einer äußern Einwirkung hervorgerufene Thätigkeit des organischen Körpers; man bezeichnet die Fähigkeit dazu mit dem Ausdrucke **Reactionsvermögen**. — 2) In der Physik, s. **Gegenwirkung**. — **Politische Reaction** ist das siegreiche Streben einer unterdrückten Gegenpartei, die unterdrückende sich unterzuordnen.

Reagentien nennt man Stoffe, deren sich die Chemie bedient, um die Gegenwart eines andern Stoffes in einer Mischung zu erforschen oder um aus einer Mischung einen Körper auszuscheiden.

Real, sachlich, dinglich, woraus **Realdefinition** — Erklärung der Sache selbst, und nicht des Wortes als Bild der Sache, sich erläutert. — **Real**, eine spanische Münze; der real de plata (Silberreal) beträgt etwas über 3 Gr., der real de vellon (Kupferreal) beträgt ungefähr 1 Gr. 8 Pf.

Realgeld, **Sachgeld**, bedeutet wirkliches Geld. Das jetzt in der ganzen civilisirten Welt übliche Realgeld ist das Metallgeld. Papiergeld, Banknoten, sind unser gewöhnliches Credit- oder **Idealgeld** (s. d. und **Geld**).

Realinjurie, eine Beleidigung durch thätliche Behandlung, Schlagen, Stoßen, Werfen u. dgl.

Realmünze s. Realgeld und Geld.

Realschulen, s. Polytechnische Lehranstalten.

Reaumur (René Ant. Ferchault de), ein großer Naturforscher, geb. zu Rochelle 1683, kam 1703 nach Paris und ward 1708 Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Seine Abhandlungen über verschiedene Gegenstände der Naturgeschichte, als: „Ueber die Bildung und das Wachsen der Schale bei den Schalthieren", erwarben ihm frühzeitig einen Namen. Später beschäftigte er sich mehr mit technischen Versuchen; er stellte eine Menge mit glücklichem Erfolge an, um das Eisen in Stahl zu verwandeln und dem Gußeisen die Geschmeidigkeit des Schmiedeeisens zu geben. Seine Methode theilte er 1722 in einer besondern Schrift mit. Der Regent von Frankreich, Herzog von Orleans, gab ihm zur Belohnung seiner Verdienste um den Staat einen Gehalt von 12.000 Liv. Frankreich verdankt ihm auch die Kunst, Porzellan zu verfertigen; er suchte das japanische nachzuahmen, was ihm aber nicht vollständig gelang. 1730 machte er seinen Thermometer von Weingeist und eine neue Eintheilung der Scala, die beibehalten wurde, als man den Weingeist mit dem Quecksilber vertauschte, bekannt. (S. Thermometer.) Hierauf schrieb er eine Abhandlung über der goldführenden Flüsse Frankreichs; ferner über die Kunst, Eier künstlich auszubrüten; auch eine Naturgeschichte der Insekten. 1756 übergab er der Akademie eine Abhandlung über die Verdauung der Vögel und eine andere, über die Art, wie verschiedene Vögelgattungen ihre Nester bauen. Er starb 1757 auf seinem Gute Bermondiere in der Landschaft Maine. Reaumur war mehr ein praktischer als speculativer Physiker; ein unermüdeter Beobachter, wandte er seine Aufmerksamkeit auf Alles. Seine Handschriften und sein Naturaliencabinett hinterließ er der Akademie.

Rebmann (Andreas Georg Friedrich v.), Präsident des k. bairischen Appellationsgerichts des Rheinkreises, geb. 1768 zu Stüzzenheim in Franken. Er bezog mit dem 15. Jahr die Universität Erlangen und vollendete seine Studien in Jena. Von 1794—96 lebte Rebmann als Schriftsteller in Erfurt, wo er viele Verfolgungen erdulden mußte. Besondere Verhältnisse zogen den lebhaften Jüngling in die Wirbel der franz. Revolution. Daher sein wechselvolles Schicksal! Anfangs Tribunalrichter zu Mainz, später zu Trier, dann, unter Napoleon, Präsident der Zuchtpolizeikammer des kaiserl. Gerichtshofes zu Mainz, wo er sich durch seine Untersuchung der Räuberbande des Schinderhannes bekanntmachte, ward er endlich 1814 im bairischen Rheinkreise Appellationsgerichtspräsident. Ihm verdankt der Rheinkreis großentheils die Beibehaltung der frühern franz. Einrichtungen. Sein Charakter als Mensch, seine Berufstreue, sein Eifer für das Rechte und Wahre erwarben dem geistvollen, höchst lebhaften und thätigen Manne die allgemeine Achtung. In frühern Jahren hatte er sich durch Romane, Satyren und politische Schriften bekanntgemacht, unter welchen wir „Heinrich von Neideck, ein romant. Gemälde a. d. Mittelalter" (2 Aufl., 1793), die „Nelkenblätter" (4 Thle., 1792—95), „Hans Kieckindieweltʼs Reise" (1794 fg.) nennen. Ein schwächlicher Körperbau und 20jähr. Kränklichkeit erschöpften Rebmannʼs große Lebenskraft. Er starb am 16. Sept. 1824 zu Wiesbaden.

Recensionswesen. Recensiren, überhaupt beurtheilen, bezeichnet in der engeren Bedeutung das öffentliche Beurtheilen eines im Druck erschienenen Buches. Eine Zeitschrift, welche sich die Tendenz vorgesteckt

hat, über alle Erscheinungen auf dem Felde der Wissenschaften und der Literatur, oder auch über Das, was in einzelnen Zweigen geleistet und dem Drucke übergeben wird, sich kritisirend auszusprechen, kann immer den Namen einer Recensionsanstalt führen. Solche kritische Gerichtshöfe sind von großer Wichtigkeit und bedeutendem Nutzen, sobald sie ihr freiwillig übernommenes Amt redlich und umsichtig verwalten. Der Recensent darf und muß allein seiner Ueberzeugung folgen; deßwegen wird aber noch nicht verlangt, daß sein Urtheil untrüglich seyn müsse: der Leser erwartet von dem Recensenten ein durchdachtes, durch Daten aus dem kritisirten Werke begründetes Urtheil in einer klaren und bündigen Sprache, durch das er im Allgemeinen eine Uebersicht und Würdigung des Buches erhält; gibt ihm der Recensent dieses, so kann es dem Leser ziemlich gleichgültig seyn, ob der Beurtheiler in einigen einzelnen Punkten sich geirrt habe oder nicht. Redacteur und Recensent müssen aber aus Kräften vermeiden, daß die kritisirende Zeitschrift nicht zum Kampf- und Tummelplatze einer Schule oder irgend einer Partei werde. Der einseitige Geschmack ist gar kein Geschmack, sagt Lessing; und ebenso wenig ist eine einseitige in dem rechthaberischen Geiste einer Schule oder Sekte geschriebene Beurtheilung eine Beurtheilung: der Leser sieht dann im Kritiker nur den warmen parteiischen Vertheidiger irgend eines Systems, nicht den kalten ruhigen Richter, und setzt Mißtrauen in dessen Urtheil. Die Sprache, welche in einer Recension herrschen soll, sey scharf aber bescheiden, sie mag selbst witzig und satyrisch seyn; doch darf der Recensent es nie vergessen; daß er nur das Buch oder den Autor als Autor und nicht als Mensch oder in seinen anderweitigen Lebensbeziehungen vor seinen Schöpfenstuhl ziehen darf. Behalten die Literatur-Zeitungen und literarischen Blätter den Zweck der Wissenschaften rein im Auge, so können sie auf den Namen und die Achtung eines wichtigen Hülfsmittels, Licht und Kenntnisse zu verbreiten, ein tieferes, gründlicheres, wissenschaftlicheres Forschen anzuregen, überhaupt das geistige Leben vielseitiger und kräftiger auszubilden, Anspruch machen. Aus diesem Grunde haben allemal die kritischen Zeitschriften, welche ihren Zweck erfüllten, nicht nur bei ihrer Nation, sondern selbst bei dem Auslande in Ansehen gestanden, und waren und sind in wissenschaftlicher und literarischer Hinsicht oft die Beherrscher der öffentlichen Meinung, und bestimmen durch ihr Urtheil in den Augen des Publikums das Schicksal eines Werkes. Die vorzüglichsten Literaturzeitungen sind in den Art. der einzelnen europ. Nationen erwähnt. Vgl. auch Literatur-Zeitungen.

Recepisse, eigentlich empfangen haben; darunter versteht man einen Empfangsschein, worin man bekennt, daß man Etwas (Geld, Documente, Waaren rc.) für Jemand in Empfang genommen habe. Es unterscheidet sich eigentlich von der Quittung, welche Derjenige ausstellt, der für sich Etwas empfängt. — Besonders heißen auch die von der amsterdamer Bank für eingelegte Gelder oder Effecten ausgestellten Scheine Recepissen, welche ebenso wie baar Geld gelten.

Receptirkunst, die, hat zum Vorwurf, mehre Arzneisubstanzen mit einander zu vereinigen und zu verbinden, um theils ihre Kräfte zu verstärken, theils sie zu vermindern oder zu mäßigen. Um gut zu receptiren, muß man vor allen Dingen von den Formen, unter welchen die Arzneimittel im Allgemeinen angewendet werden können, von ihrer

Natur, ihren chemischen Bestandtheilen, und von der Wirkung, welche sie, unter einander gemischt, auf einander gegenseitig hervorbringen können, vollkommene Kenntniß besitzen. Demzufolge ist ein vorausgegangenes sorgfältiges Studium der Pharmacie, Materia medica und Chemie dem Arzte unerläßlich. Es ist in der That unmöglich, ohne wenigstens allgemeine aber genaue Kenntnisse über diese drei Zweige der Arzneiwissenschaft, Formeln nach den Regeln der Kunst zusammen zu setzen. Wenn man Arzneimittel verschreiben will, muß man 1) die zu bekämpfende Krankheit wohl erkannt haben; 2) mit Beurtheilung die Substanzen wählen, welche man anwenden will; 3) die Dose derselben bestimmen; 4) die Form angeben, in welcher man sie verschreiben will. Das Studium der Pathologie und der Materia medica hilft dem Arzte zur Erfüllung der beiden ersten Indicationen; die Receptirkunst lehrt ihn, wie man den beiden andern entsprechen kann. Es gibt zwei Ordnungen pharmaceutischer Zubereitungen (Präparate). Die einen werden, da sie sich durch die Zeit wenig verändern, in den pharmac. Officinen schon fertig aufbewahrt (officinelle Präparate). Dahin gehören die destillirten Wässer, die Tincturen, Weine, Syrupe, die Aetherarten, die Pulver, Conserven, Trochiscen, Extracte, Salze, Pflaster, Salben und Pomaden 2c. Die andern werden dagegen auf der Stellt bereitet, wenn sie verordnet werden, und heißen Magistralpräparate; wie z. B. die Tisanen, Apozeme, Emulsionen, Potionen, die Julepe, die Mixturen, die Pillen, Bolus, Linimente, Cataplasmen 2c. Wenn der Arzt ein officinelles Arzneimittel verschreiben will, so schreibt er bloß den Namen des Mittels, die Dose, welche er anwenden will, und die Gebrauchtsart auf. Will man im Gegentheile eine Magistralformel verschreiben, so muß man folgende allgemeine Vorschriften berücksichtigen. Jedes vollständige Magistralpräparat muß 1) eine Basis enthalten, 2) ein Excipiens, 3) ein Adjuvans, 4) ein Corrigens. 1) Die Basis ist die wirksame Substanz des Präparats; sie muß wesentlich die von dem Arzte bei Beschreibung des Arzneimittels bezweckte Heilbringung hervorbringen. Bei einer sehr zusammengesetzten Formel können mehre Basen in einem und demselben Präparate enthalten seyn. 2) Das Excipiens ist die Substanz, welche dem Präparate seine besondere Consistenz gibt: nämlich Wasser in einer Tisane, einem Apozem; ebenso Wasser oder destillirte Wässer der Vegetabilien in einer Potion; Honig oder Zucker in einer Conserve 2c. 3) Das Adjuvans kann in einem Präparat auch fehlen. Gewöhnlich ist es eine Substanz, welche man zu der Basis setzt, um entweder ihre Wirkung zu verstärken, oder auch, in einigen Fällen, diese zu entwickeln. 4) Das Corrigens endlich, welches auch zuweilen fehlt, ist theils dazu bestimmt, den unangenehmen Geschmack des Hauptmittels zu verbessern und zu verbergen, theils, eine zu starke Wirkung desselben zu verhüten. Die Basis und das Excipiens sind die beiden wesentlichen Theile einer Magistralformel; sie müssen also immer vorhanden seyn. Das Adjuvans und Corrigens können dagegen zuweilen fehlen, ohne daß dadurch die Formel weniger richtig und vollständig würde. So ist in der Potion mit Brechweinstein der Spießglanzweinstein die Basis, das destilirte Wasser das Excipiens. In River's antiemetischer Potion ist das kohlensaure Kali die Basis, der Citronensaft das Adjuvans, welches das kohlensaure Gas entbindet, Wasser das Excipiens, der Limoniensyrup das Corrigens; doch könnte es auch als Ad-

juvans betrachtet werden. Wenn der Arzt irgend eine Formel verschreiben will, so muß er 1) an der Spitze des Papiers die pharmaceutische Form bemerken, welche das Arzneimittel bekommen soll, und ihre Gattung so viel wie möglich bestimmen; 2) vor der Angabe der Substanzen, welche das Arzneimittel bilden sollen, ein R oder durchstrichenes R (Recipe, nimm) setzen; 3) schreibt er jeden einzelnen Arzneikörper auf eine besondere Zeile, indem er erst die Basis, dann das Adjuvans, darauf das Excipiens oder Auflösungsmittel und zuletzt das Corrigens bemerkt. Er muß die Dosis gewissenhaft entweder mit den zur Bezeichnung der verschiedenen Gewichte oder Maße angenommenen Zeichen oder mit Buchstaben angeben; 4) er zeigt dann, wenn es nöthig ist, die besondere Bereitungsart der Substanzen, welche er anwendet, an, wenn die Ausführung seiner Formel nichts Besonderes erfordert, bloß die Worte: fiat lege artis (secundum artem) potio, julep; fiant lege artis pilulae, welche man folgendermaßen abkürzen kann: f. l. a. (s. A.) potio etc. Er bemerkt dann, wie das Arzneimittel gebraucht werden soll; die Dosis desselben; ob es auf ein oder mehre Male, Glas-, Eßlöffel- oder Tropfenweise &c. angewendet werden soll. Diese Vorschrift, welche speciell den Kranken oder dessen Umgebungen angeht, muß durch ein S (Signetur oder Signa) angedeutet werden, wodurch dem Apotheker angezeigt wird, daß er auf der Etiquette des Arzneimittels die Gebrauchsart desselben bemerken soll. Endlich fügt der Arzt am Schlusse der Formel das Datum und seine Unterschrift, sowie, um jeden Verdacht von Seiten des Pharmaceuten zu vermeiden, den Namen der Person hinzu, für welche sie bestimmt ist. Letztere Vorsicht bedarf es nicht, wenn man aus den Mitteln die Krankheit, die der Kranke vielleicht zu verheimlichen wünscht, erkennen könnte. Dieß sind die Hauptregeln, welche man bei Verschreibung einer Magistralformel befolgen muß. Bei der Zusammensetzung dieser Formel aber hat man noch Vieles zu berücksichtigen, um Fehler zu vermeiden, über welche nur die Chemie belehren kann. Man muß in der That, wenn man in einer zusammengesetzten Formel mehre Substanzen verbindet, die Wirkung derselben auf einander, sowie die dadurch vielleicht möglichen Zersetzungen und die neuen Producte kennen, welche daraus hervorgehen. Wenn man z. B. irgend ein Salz mit einer Säure verbindet, so wird beinahe immer eine Zersetzung erfolgen. Dasselbe wird bei Mischung zweier Salze geschehen. Wenn man z. B. zwei auflösliche Salze, schwefelsaures Natron und salzsauren Baryt mit einander verbindet, so wird nothwendig Zersetzung erfolgen; die Schwefelsäure wird mit dem Baryt ein unauflösliches Salz bilden und sich niederschlagen, die Salzsäure wird sich dagegen mit dem Natrum verbinden und ein unauflösliches Salz, das salzsaure Natron erzeugen. Dieselben Phänomene würden sich zeigen, wenn man ein unauflösliches salzsaures Salz, wie z. B. salzsaures Kali, mit salpetersaurem Silber in Berührung brächte. Diese beiden Salze würden sich zersetzen, und ihre getrennten Elemente neue Verbindungen eingehen. Man verdankt diese wichtige Entdeckung der Wirkung, welche diese verschiedenen Salze auf einander äußern, vorzüglich Bertholet. Es ist daher, wenn man ein Recept schreibt, unerläßlich, nur solche Substanzen, die keine gegenseitige Zersetzung hervorbringen, miteinander zu mischen, wenn man nicht, um die dabei entstehenden neuen Producte zu benutzen, diese Zersetzung beabsichtigt. Dieses ist

z. B. der Fall mit River's antiemetischer Potion: die Citronensäure, welche man auf das kohlensaure Kali gießt, soll dieses Salz zersetzen, um die Kohlensäure zu entbinden, welche gewissermaßen die Basis der Potion bildet. Diese Anwendung der chemischen Kenntnisse beim Receptirschreiben wird auch über die Wahl und Beschaffenheit der Gefäße, in welchen die Anfertigung der Präparate geschehen muß, Licht geben. So dürfen z. B. saure Substanzen nicht mit kupfernen, eisernen, bleiernen oder mit Gefäßen aus Marmor, auf deren Wände sie mehr oder weniger starke Wirkung äußern, in Berührung gebracht werden; sondern man bedient sich der Gefäße von Porzellan, Serpentinstein, Sandstein oder Glas, welche jeder zersetzenden Einwirkung widerstehen. Dasselbe gilt von den metallischen Salzen, wie z. B. vom Brechweinstein, dem Sublimat &c. Man muß sich sorgfältig hüten, sie mit adstringirenden Substanzen, welche eine gewisse Quantität Gallussäure enthalten, anzuwenden, weil dadurch eine Zersetzung bewirkt werden könnte. Wir verweisen über die nähern Bestimmungen der Receptirkunst auf die Schriftsteller über Materia medica. Wir wollten nur die wichtigsten Regeln derselben angeben. — Gewichte und Maße: das Pfund hält 12 Unzen Medicinal-, 16 Unzen oder 32 Loth bürgerliches Gewicht; die Unze hält 8 Drachmen oder Quentchen; die Drachme hält 3 Scrupel; der Scrupel hält 20 (24 französ.) Gran. Raummaße: das Maß hält ungefähr 3 Pfund; das Nösel hält 1 Pfund. Nicht streng bestimmte Maße, 1) für feste Substanzen: der Manipel, Handvoll — so viel man mit der Hand fassen kann; das Pfötchen — was man mit dem Daumen und Zeigefinger halten kann. 2) Für Flüssigkeiten: ein Glas- oder Tassevoll beträgt ungefähr ein Quentchen; ein Tropfen einen Gran.

Receß, der zwischen zwei oder mehren Personen über eine streitige Sache abgeschlossene schriftliche Vergleich. Beim Bergbau, die von den einzelnen Theilnehmern als Beitrag nach und nach vorgeschossenen Kosten zu den Grubenbauten &c. — Receß- oder Quatembergeld, die Abgabe der Theilnehmer an einem Grubenbau an den Landesherrn.

Rechberg und Rothenlöwen (Grafen von), ein schwäbisches Dynastengeschlecht, das schon im 12. Jahrh. blühte und später einen bedeuteten Lehenhof in Schwaben besaß. Der Stammvater des gräfl. Hauses, Ulrich, war um 1163 Marschall des Herzogthums Schwaben; seine Enkel besaßen schon 1227 Hohenstaufen, und später führten diese Dynasten das herzogl. hohenstaufische Wappen im Panner. Im Anfange des 17. Jahrh. nahmen sie als Reichsgrafen, wegen der Reichsgrafschaft Aichheim und Hohenrechberg, Sitz und Stimme auf der schwäbischen Grafenbank. Gegenwärtig besteht dieses Haus nur noch in der Weissensteinschen Linie, die das alte Fideicommiß des Geschlechts, die 1806 mediatisirte und seit 1810 ganz unter Würtembergs Hoheit stehende gräfliche Standesherrschaft Rechberg, mit dem Bergschlosse und Hauptorte Hohenrechberg, nebst der Stadt Weissenstein, im Jaxtkreise, Donzdorf (Residenz) und Ramsstein, zusammen 2½ QM., mit 8200 Einw. und 80.000 Gldn. Einkommen, besitzt. Erblicher Standesherr ist Aloys Franz Xaver, Graf von Rechberg und Rothenlöwen, baierischer Staatsminister.

Rechnenkunst. Rechnen heißt gegebene Zahlen nach gewissen Regeln mit einander verbinden oder von einander trennen, um dadurch eine gesuchte Zahl, ein Resultat zu finden. Die Gründe für das Ver-

fahren beim Rechnen ergeben sich aus den Lehren der Mathematik, insbesondere der Arithmetik; zu den Vortheilen, um schnell und richtig zu rechnen, gibt aber die Rechnenkunst Anleitung. Dem Geschäftsmann ist für Rechnungen im bürgerlichen Leben eine gewisse Fertigkeit unentbehrlich, ohne daß er dazu einer tiefern mathematischen Einsicht bedarf. Die vier Species oder Rechnungsarten mit unbenannten und benannten, ganzen und gebrochenen Zahlen, durch das sogenannte Einmaleins wesentlich erleichtert, die verschiedenen aus der Lehre von den Proportionen und Progressionen hergeleiteten Regeln (Regel de tri, die Rees'sche- und Kettenregel, die Gesellschafts-, Wechselcurs- oder Arbitrage-, die Vermischungs- oder Alligations- die Wahrscheinlichkeits-, Leibrenten-, Zins-, Münzrechnungen und viele andre politische, juristische und kaufmännische Berechnungen), die Ausziehung der Quadrat- und Kubikwurzeln machen die Hauptgegenstände der Rechnenkunst aus. Große Erleichterung dabei gewähren die Decimalrechnung, die Logarithmen und die sogen. Kopfrechnung, wo man nach gewissen Regeln einfache Veränderungen der Zahlen schnell und ohne andre Hülfsmittel im Geiste vornimmt. (S. Köhler's „Anweis. zum Kopfrechnen", 4. Aufl., Leipzig 1816.) — Nie darf sich der Rechner unbedingt auf die Richtigkeit seines Resultats verlassen, bevor er sich nicht durch die Rechnungsprobe davon überzeugt hat. Bei dieser nimmt man das Resultat und einige der gegebenen Zahlen als Sätze an und entwickelt gewöhnlich auf dem umgekehrten Wege die andern gegebenen Zahlen, als ob man sie nicht kennte. Ergeben sie sich, so ist die Rechnung richtig. Auch für das Verfahren bei der Probe hat man eine Menge Abkürzungen. Bei wichtigen Rechnungen ist es rathsam, mehrerlei Proben anzustellen. Seit Adam Rise's lange in Ehren gehaltenem Rechnenbuche hat man eine große Anzahl Anleitungen und Hülfsmittel zum Rechnen überhaupt, wie zu besondern Rechnungen. Unter den neuern werden empfohlen: J. Ph. Schellenberg's „Kaufmännische Arithmetik" (7 Aufl., Rudolstadt); Fr. Gottl. Busse's „Gemeinnütziges Rechnenbuch für Schulen" (2 Thle., 3. Aufl., Leipz. 1800); „Vollständiges Rechnenbuch von allen kaufmännischen Rechnungsarten" (2 Thle., Berl. 1793); J. M. Leuchs's „Vollständ. wissenschaftl. bearbeit. Rechnenbuch für die höhern Stände, besonders für den Handelsstand" (2 Thle., Nürnberg 1821); G. A. Fischer's „Lehrbuch zum ersten Unterricht in der Zahlen- und Buchstabenrechnung für Geschäftsmänner" u. s. w. (2 Thl., 1815).

Rechnenmaschine ist ein Instrument, das den Zweck hat, die Aufmerksamkeit beim Rechnen zu fesseln und begangene Irrthümer durch seine Hülfe aufzudecken. Viele, selbst große Mathematiker, als Leibnitz, haben den Nutzen einer solchen Maschine erkannt und auf ihre Erfindung und Vervollkommnung viel Mühe und Zeit verwandt. Unter den bisher angegebenen Rechnenmaschinen zeichnet sich die Grüson'sche durch Einfachheit und Leichtigkeit im Gebrauche aus. Wir wollen hier eine kurze Beschreibung derselben geben, wenngleich man sich ohne eigene Anschauung schwerlich einen deutlichen Begriff von der Maschine entwerfen wird. Die Maschine besteht aus einer Scheibe, die 9½ Zoll im Durchmesser hält, um deren Mittelpunkt sich ein Weiser dreht. Auf der Scheibe sind concentrische Kreise gezeichnet, die durch Halbmesser in neun Stücke von Kreisringen getheilt werden. In den durch den Bogen und den Halbmesser abgeschnittenen Fächern stehen Zahlen,

welche nach einem gewissen Systeme geordnet sind; auf dem Weiser steht die Zahlenreihe von 1, 2 ꝛc. bis 0. Von den neun größern Abschnitten ist einer für die Addition und Subtraction und die andern sind für die übrigen beiden Rechnenspecies bestimmt. An jedem für Multiplication und Division bestimmten Stücke befindet sich oben rechts an der Spitze des Winkels ihre Nummer. Bei der Division wird nun also verfahren: der Divisor sey 6, der Dividendus 14736; man dreht nun den Weiser auf die Tafel, die mit 6 bezeichnet ist, und bringt ihn auf die Zahl 14, als den ersten einzelnen Dividend. Unter dieser Zahl 14 findet man auf dem Weiser den Quotienten 2, am äußersten Rande der Tafel aber rechts nach derselben Richtung den Rest 2; der zweite einzelne Dividend ist 27; verfährt man auf dieselbe Weise, so erhält man als 2te einzelne Quote 4 und als Rest 3. Bei fortgesetztem Verfahren erhält man endlich den ganzen Quotienten 2456 des obigen Dividendus. Später fügte man der Rechnenmaschine noch zwei Rechnenstäbe und eine zweite Scheibe hinzu, und gab hierdurch ihrem Gebrauche die Ausdehnung auf zusammengesetzte Zahlen. S. „Beschreibung und Gebrauch einer neu erfundenen Rechnenmaschine von Grüson" (Halle 1795), ferner: Gütle's „Beschreibung einiger Universal- und Particularrechnungsmaschinen" (Nürnberg 1799) und Klügel's „Mathematisches Wörterbuch".

Recht, s. Rechtswissenschaft.

Rechtfertigung (im kirchlichen Sinne), s. Versöhnung.

Rechtfertigung, Verantwortung; rechtliche Begründung eines Antrags, besonders eines gegen ein Urtheil oder andre richterliche Verfügung ergriffenen Rechtsmittels. In diesem letztern Sinne gehört die Rechtfertigung binnen der vorgeschriebenen Zeit häufig zu den Formalien der Rechtsmittel, die erst zu rechter Zeit eingelegt (interponirt), dann bei dem höhern Richter eingeführt (introducirt) und dann gerechtfertigt (justificirt) werden müssen.

Rechtgläubigkeit, s. Orthodoxie.

Rechtschreibung, s. Orthographie.

Rechtsgelehrter (Jurist), ein Kenner sowohl der philosophischen als statutarischen Rechtslehre. Er schränkt sich nicht bloß auf die positiven Gesetze seines Staates ein; sondern macht sich auch mit den Gesetzen anderer Staaten bekannt, um sie zu vergleichen und den Geist der Gesetze, d. i. ihren Zweck und ihre Anwendbarkeit, kennen zu lernen. Es gehören zu einem Rechtsgelehrten mancherlei, besonders humanistische, philologische, historische, antiquarische und philosophische Kenntnisse. Besonders muß er ein guter Logiker seyn, theils um kein Rabulist zu werden, theils um den Sophistereien Anderer mit Nachdruck begegnen zu können. Rechtserfahren nennt man ihn, wenn er die Fertigkeit erlangt hat, von seinen erlangten Kenntnissen in wirklichen Rechtsfällen Gebrauch zu machen, welches, bei der unendlichen Mannigfaltigkeit der Fälle, bloß durch die Erfahrung erlernt werden kann. Juristische Encyklopädien und Methodologien haben wir von Thibaut, Mühlenbruch, Rudhart, Wening, Falk, Vogel und von Welcker („Universal- und jurist.-politische Encyklopädie und Methodol.", Stuttg. 1829). Ein „Handbuch für angehende Juristen" schrieb D. K. A. Tittmann (Halle 1828). Sammlungen merkwürdiger Rechtssachen von Pittaval, von v. Feuerbach, und die „Causes célèbres du XIX siècle" (8 Bde., Paris 1829) sind für jeden Gebildeten belehrend.

Rechtsmittel, s. Proceß.

Rechtspflege, s. Gerichte und Proceß.

Rechtspflicht, rechtliche Pflicht, eine solche Pflicht, für welche eine äußere Gesetzgebung möglich ist. Das Recht gibt Gesetze für die äußern Handlungen. Die Gesetzgebung für dieselben liegt zwar in der Vernunft und ist also innerlich, kann aber doch äußerlich werden, und da sie überdem eine äußere Triebfeder, Zwang und Furcht, mit ihren Gesetzen verbindet, so unterscheiden sich die Pflichten, die sie vorschreibt, dadurch von den ethischen. Die juridischen Gesetze können als die Gesetze des Willens überhaupt, oder auch des allgemeinen Willens, in dem der unsrige mit enthalten ist, also, nicht bloß als Gesetze unseres eigenen Willens (welches bloß Pflichten der Ethik geben würde) gedacht werden. Die juridische Pflicht ist also die Nothwendigkeit einer äußern Handlung, die durch die rechtliche Gesetzgebung geboten, oder mit der eine äußere Triebfeder verbunden ist. Auch heißt diese Handlung selbst eine Rechtspflicht. So ist es keine Tugendpflicht, sein Versprechen zu halten, weil man zur Leistung desselben gezwungen werden kann. Denn wollte man es für eine Tugendpflicht halten, so würde kein Unterschied seyn zwischen den Leistungen der Treue gemäß, seinem Versprechen in einem Vertrage, und den Handlungen des Wohlwollens oder der Güte. Und so kann man sagen: eine Rechtspflicht ist eine solche Pflicht, zu deren Leistung man gezwungen werden kann.

Rechtsphilosophie, s. Naturrecht.

Rechtsstand, derjenige Zustand, welcher auf das Recht gegründet ist; entgegengesetzt ist der Besitzstand, der gewisse Rechte bloß thatsächlich ausübt. Der bloße Besitzstand muß mit der Zeit in den Rechtsstand übergehen; unter welchen Bedingungen und in welcher Zeit dieß aber geschehen soll, kann nur durch die positive Gesetzgebung bestimmt werden. Je höher die Rechtsverfassung eines Volkes ausgebildet wird, desto länger werden die Zeiträume, in welchen die Verjährung, oder jener Uebergang des Besitzstandes in den Rechtsstand, vollendet werden kann. Sie rücken im römischen Rechte von 1 und 2 Jahren der 12 Tafeln fort bis zu 10 (und gegen Abwesende 20) Jahr, bis zu 30 Jahr und nach den Umständen 40, gegen die römische Kirche 100 Jahr. Gar keine Verjährung anzunehmen, wie im engl. Rechte, ist aber auch eine Unvollkommenheit der Rechtsverfassung. Dort gilt nur die sogenannte unvordenkliche Verjährung, ein Besitzstand, von welchem sich kein Anfang, aber auch nicht einmal das ehemalige Daseyn eines entgegengesetzten Zustandes nachweisen läßt. Am wichtigsten ist der Gegensatz zwischen Rechtsstand und bloßem Thatbestand in den Verhältnissen der Regierung zu dem Volke geworden, indem hier sehr oft eine auf bloßer Gewalt und Usurpation beruhende Regierung (das Gouvernement de fait), welcher aber von dem Volke und den Staatsbehörden gehorcht wurde, von der eigentlichen rechtmäßigen Regierung (dem Gouvernement de droit), welche aber keine Macht besaß, ihre Pflichten gegen den Staat zu erfüllen, oder was eins ist, ihre Rechte in demselben auszuüben, getrennt und mit demselben in Widerspruch war. Zu sagen, daß der Besitzstand hier sogleich oder nie in den Rechtsstand übergehe, und daß die usurpirte Regierung (von den Aeltern tyrannis absque titulo genannt) keine gültigen und verbindlichen Staatshandlungen vornehmen könne, führt Beides in die unauflöslichsten Schwie-

rigkeiten. Denn es gibt wenig Staaten in Europa, deren öffentliches Recht in seinem Anfange von Usurpation frei gewesen wäre, und doch hätte es wohl schwerlich einem verständigen Manne einfallen können, die braunschweigische Dynastie in England, so lange noch ein Zweig des Hauses Stuart lebte, für weniger legitim halten zu wollen, als die capetingische in Frankreich. Man muß also, wie Kant ganz richtig bemerkte, dem Anfange einer Herrschaft nicht nachforschen, sondern das Volk welches zu keiner Zeit einer Regierung entbehren kann, ist berechtigt, sich von derjenigen leiten zu lassen, welche die Gewalt, d. h. die Mittel in Händen hat, die Pflichten einer Regierung zu erfüllen, ohne daß man darum sagen könnte, daß auch Alle verpflichtet seyen, eine solche neue Regierung anzuerkennen. Daraus folgt aber auch, daß die Handlungen der usurpirten Regierung wahre Staatshandlungen sind und nicht unbedingt für ungültig gehalten werden können.

Rechtswissenschaft, Jurisprudenz. Das Wort Recht hat im Deutschen, wie in mehren andern Sprachen (jus, droit, diritto, right and law) so viele Bedeutungen, daß man beim Lesen sorgfältig unterscheiden muß, welche eben obwalte: hier soll nur der oberste Begriff des Rechts und das System der künftigen Entwickelung desselben (Rechtswissenschaft) angegeben werden. Die philosophirende Vernunft findet, indem sie sich selbst betrachtet, daß ihr ein doppeltes Hauptgeschäft angewiesen ist: ihre Forschungen betreffen entweder Gegenstände, die dem Menschen um des bloßen Erkennens willen wichtig sind (theoretische Philosophie), wohin die Form und Regel alles Denkens (des Vernunftgebrauchs) und die Betrachtung Dessen gehört, was die Vernunft über den Menschen, die Welt und Gott aus sich selbst zu erkennen vermag (Logik und Metaphysik, s. Philosophie); oder die Vernunft untersucht die höchsten Principien des Thuns des Menschen (praktische Philosophie), und da zeigt sich, daß ihr drei Fragen zur Beantwortung vorliegen: was muß ich thun? was darf ich thun? und was kann ich hoffen? oder mit andern Worten: Tugend, Recht und Glaube sind ihre Objecte. Von dem ersten und dritten dieser Gegenstände ist hier nicht die Rede; hinsichtlich des Rechts aber ergibt sich, daß seine ewige und allgemeine Quelle eben die Vernunft in ihrer so eben beschriebenen praktischen Function sey, und daß es schon vor und außer aller Gesetzgebung der Staaten Rechte gebe, die zwischen den Menschen stattfinden. Das Recht selbst aber ist (objectiv) die Regel oder Norm, nach welcher die äußere Freiheit der Einzelnen unter sich durch Zwangsmittel beschränkt werden darf; oder (subjectiv) der im Nothfall durch Zwang zu unterstützende Einfluß eines Einzelnen auf die äußere Freiheit Anderer. Sagt man z. B., ich habe ein Recht auf mein Eigenthum, so heißt das so viel als: ich darf hinsichtlich meines Eigenthums die äußere Freiheit aller Andern beschränken; spricht man vom einem Rechte des Volkes auf eine Constitution, so will man sagen: das Volk dürfe die Feststellung einer Norm oder Regel verlangen, nach welcher es von der Staatsgewalt regiert werde. Dem Rechte des Einen (Befugnisse) entspricht von der Seite des Andern die Verbindlichkeit, zu deren Beobachtung er gezwungen werden darf, während man zur Pflicht (in der Tugendlehre oder Moral) nicht gezwungen, sondern nur erzogen werden kann, weil

sie einzig auf den innern Gesetzen beruhet. Die Möglichkeit des Zwanges zur Erfüllung der Verbindlichkeit, und der Umstand, daß Rechte und Verbindlichkeiten nur stattfinden hinsichtlich der äußern Form der menschlichen Handlungen (nicht hinsichtlich der Gesinnungen), macht den Unterschied zwischen den rechtlichen und sittlichen Vorschriften der Vernunft aus. Die Wissenschaft des Rechts, wie weit es aus der bloßen Vernunft erkannt wird, ohne Rücksicht auf die Gesetzgebung der Staaten, heißt philosophische Rechtslehre oder Naturrecht (s. d.); weil aber alle Staaten durch ihre oberste Gewalt das durch die Vernunft vorgeschriebene Recht vielfältig modificirt, bestätigt und nach den Bedürfnissen angewendet haben, so ist daraus das positive Recht (als Doctrin, die Rechtswissenschaft, Jurisprudenz, auch schlechthin das Recht genannt) entstanden, welches daher so vielfältig ist, als es die Staaten und Corporationen sind, die es aufgestellt haben. Unter allen positiven Rechten in Europa ist, nebst dem Englischen das in Deutschland und dessen einzelnen Staaten geltende positive Recht das weitläufigste, verwickeltste und aus den verschiedensten Quellen zusammengesetzte. — Betrachtet man das Recht aus dem Gesichtspunkte der Geschicklichkeit und Fertigkeit in der Anwendung, wobei, nach der Natur der Sache viele Sätze und Regeln aus andern Wissenschaften zu entlehnen sind, so entstehen dadurch die praktischen Rechtswissenschaften, welche I. die Anleitung zur Ausarbeitung von Acten enthalten, oder — bei Staatsgeschäften — die Anleitung zur Staats- und Kanzlei-Praxis, und — bei juristischen Privatgeschäften — zur gerichtlichen sowohl als außergerichtlichen Praxis. Die außerordentliche Privatpraxis beschäftiget sich mit der Rechtsausübung in nicht streitigen Angelegenheiten des Privatrechts und heißt gewöhnlich Notariatskunst. Doch ist der Umfang der Notariatspraxis nach den verschiedenen Gesetzgebungen verschieden. Vorzüglich wird sie bei Errichtung der Verträge und Contracte aller Art, bei Testamenten, Erbschaften und Rechnungssachen 2c. angewandt. II. enthalten sie die Anleitung zur gehörigen Behandlung der schon ausgearbeiteten Acten. Dahin gehören: die Referir- und Decretirkunst und die Archiv- und Registraturwissenschaft, oder die Theorie der Kunst, schon verhandelte und geschlossene Acten, auch Urkunden jeder Art, zum künftigen Gebrauche aufzubewahren und gehörig zu ordnen. — Hier stehe noch eine andere aus der Natur und dem Zwecke des Rechts abgeleitete Eintheilung der Rechtswissenschaft. Ist diese nämlich der Inbegriff aller über die Beziehung der sittlichen Natur des Menschen auf sein Erdverhältniß vorhandenen Aussprüche des Gesetzes, so ergeben sich folgende Theile derselben: A. Nach den vier Grundbegriffen dieses Erdverhältnisses: Person, Besitz, Erwerb, Sache, gibt es vier Theile des Civilrechts im weitern Sinne: Personen-, Sachen-, Erwerbs- und Besitzrecht, von denen jeder wieder vier Unterabtheilungen hat: 1) das Personenrecht: Staat, Gemeinde, Corporation, Familie; — 2) das Sachenrecht: Grundstück, Früchte, Producte, Geld; — 3) das Erwerbsrecht: Besitznahme, Einerntung, Verfertigung, Uebertragung; — und 4) das Besitzrecht: Stammgut, eheliches Gut, Kindsgut, Vermögen. — B. Nach den vier Momenten des sittlichen Wesens des Menschen: 1) Zucht, daher: Strafzucht, Sittenzucht, Schulzucht, Kirchenzucht; — 2) Liebe, daher: Vater-, Mutter-, Kinder-, Eherecht; — 3) Ehre,

daher: die Rechte der Obrigkeit, des Lehrstandes, des Wehrstandes und des Nährstandes; — und 4) Heimath, daher: Rechte der Städte, Dörfer, Höfe und des Vaterlandes. Diese vier Elemente umfaßt der Begriff Staat, ein Verein, dessen Idee die das Volk durchdringende Einheit seiner geistigen Natur ist. Die Zucht gedeiht zur Selbstherrschaft des Staats über die in ihm enthaltene Menschheit; die Liebe weiht Ansichten, nach denen sich der Staat aus Familienverhältnissen erbaut; die Ehre wird eine Stufenfolge von Ständen; und die Heimath dehnt sich rechtlich aus zur weiten Wohnung des Volks. — Unter den Hülfskenntnissen der Rechtswissenschaft müssen die mittelbaren — wie Kenntniß der Sprachen, Geschichte (insbesondere der römischen, deutschen und der neueren Staaten, Kirchengeschichte, Diplomatik und Genealogie), Geographie, Statistik, Alterthümer, Philosophie, besonders Logik, Politik, Moral und Staatswirthschaft, sodann der Mathematik und der gerichtlichen Arzneikunde — von den unmittelbaren Hülfsdisciplinen des Rechtsstudiums unterschieden werden. Zu letztern gehören: a) die juristische Encyklopädie und Methodologie (nach Pütter, Schott, Gildemeister, Reitemeier, Tafinger, Hugo, Eisenhard, Hufeland, Wenck u. A.); b) die Rechtsgeschichte, oder die historische Darstellung des Ursprungs, bisherigen Fortgangs und der allmäligen Ausbildung des gegenwärtigen Rechtssystems (s. Hugo's „Lehrbuch der Rechtsgeschichte"). Besonders wichtig ist die Geschichte des römischen Rechts und die deutsche Rechtsgeschichte (s. Reitemeier: „Encyklopädie und Geschichte der Rechte in Deutschland"). — c) Die Literargeschichte der Rechtskunde, oder die Geschichte des Studiums derselben, und die Geschichte und Kenntniß der Literatur der Rechtswissenschaften. — d) Die juristische Auslegungskunst, eine besondere Anwendung der Hermeneutik auf Gesetze, Verträge, Vorträge, Urtheilssprüche und andere juristische Gegenstände.

Rechtswohlthaten (Beneficia juris) sind gewisse Rechtsbehelfe, welche man mit Unterstützung der Rechte in Anspruch nehmen darf, als a) der Bedenkzeit, B. deliberandi; b) des Nachlaßverzeichnisses, B. inventarii; c) B. legis falcidiae, welches dem instituirten Haupterben immer wenigstens den vierten Theil einer Verlassenschaft sichert; d) B. restitutiones in integrum (s. **Restitutio** etc.); e) B. cedendarum actionum, nach welchem der Bürge vom Gläubiger vor der Erfüllung der Bürgschaft die Cession aller seiner Forderungen an den Schuldner verlangen kann; f) B. divisionis, nach welchem der Bürge fordern kann, daß die solidarischen Mitbürgen mit ihm pro rata herbeigezogen werden; g) B. ejurationes, die Rechtswohlthat des Schuldners, eidlich zu versichern, daß er Nichts mehr besitze; h) B. excussionis, das Recht des Bürgen, einen Kläger zuvörderst zur Anklage des Hauptschuldners anzuhalten; i) B. SC. Tribelliani, das Recht des Fiduciarerben, wenigstens ¼ des Nachlasses nach Restitution der Erbschaft zu behalten; k) B. SC. Vellejani, das Recht eines Frauenzimmers, welches Bürgin geworden ist, sich von den Folgen einer Bürgschaft befreien und condictione indebiti das schon Bezahlte zurück zu fordern; l) B. separationis, das Recht der Gläubiger eines Erblassers, aus dem noch vorhandenen Erblaß vorzugsweise vor den Gläubigern des Erben bezahlt zu werden; m) B. competentiae (s. **Competenzrecht**); n) B. cessionis bonorum, sich durch Uebergabe

aller seiner Güter von fernerer Verfolgung frei zu machen; o) **B. particularis solutionis**, das Recht eines unglücklichen Schuldners, terminlich zu bezahlen nach der billigen Anweisung des Richters; p) **B. dationis in solutum**, das Recht eines unglücklichen Schuldners, die besten Sachen im Geldwerthe zur Befriedigung des Gläubigers in Vorschlag zu bringen.

Recidiv, s. Rückfall.

Recipient, der Aufnehmer, Empfänger. Besonders nennt der Physiker Recipienten solche Werkzeuge, die er anwendet, theils um flüssige Materien zu sammeln und einzuschließen, theils um die Natur solcher Substanzen kennen zu lernen, z. B. die zur Geräthschaft der Luftpumpe gehörige Glasglocke, ingl. die sogenannte Vorlage, d. h. das chemische Gefäß, welches bei einer Destillation mit dem Schnabel des Destillirhelmes oder mit dem Halse der Retorte verbunden wird, und in welchem sich Das ansammelt, was aus dem der Destillation unterworfenen Körper entweicht.

Recitativ ist eine Gesangweise, die der Declamation sehr nahe kommt; es unterscheidet sich von der Declamation durch die Begleitung der Musik von einem oder mehren Instrumenten, welche den Grundton angeben; vom Gesange unterscheidet es sich dadurch, daß es keine Melodie besitzt, und der Vortrag desselben nicht länger, als es einem Declamateur erlaubt ist, in einzelnen Tönen verweilen darf. Bei den Italienern und Deutschen wird das Recitativ gewöhnlich in 4/4 Takt gehalten; während es bei den Franzosen in allen Taktarten vorkommt; aus diesem Grunde näherte es sich bei uns und den Italienern mehr der Declamation, bei den Franzosen hingegen mehr dem Gesange. Es gibt ein doppeltes Recitativ: das einfache, welches nur durch den Baß begleitet wird, der in einzelnen Accorden zur Bezeichnung der Wendungen der Harmonie angegeben wird; das obligate begleiten mehre Instrumente. Den Namen Recitativ erhielt diese Gesangweise, weil sie in Erzählungen und im Dialoge vorzugsweise ihre Anwendung findet; daher es in Opern, Cantaten und Oratorien häufig gebraucht wird. In der neuern Zeit rühmt man Giac. Pesi, Cuccini und Cl. Monteverde als diejenigen Componisten an, welche das neue Recitativ vorbereitet haben; ferner Cesti und Giacomo Carissimi, päpstlicher Capellmeister in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, als Verbesserer desselben. (S. auch d. A. Oper.) Das obligate Recitativ sollen Leon da Vinci und Nic. Porpora zuerst angeordnet haben. Im großen ausdrucksvollen Recitativ sind Händel u. Gluck Meister. In der neuern Oper glänzt Mozart auch in dieser Hinsicht. Man denke an sein Recitativ zwischen Tamino und dem Priester im ersten Act; und an das große Recitativ im Don Juan: „O Himmel, was seh' ich" 2c., welches der Donna Anna Erzählung von Don Juan's nächtlichem Ueberfall enthält; letzteres ist obligat.

Recitiren, s. Declamation.

Recke (Elise von der; Elisabeth Charlotte Constantia, Frau v. d. Recke), Tochter des Reichsgrafen Friedrich von Medem, geb. 1756 in Kurland auf dem Gute Schönburg, ward, da sie schon frühzeitig ihre Mutter verloren hatte, von ihrer Großmutter, Witwe des Starosten von Korff, einer strengen Frau, erzogen. Kaum hatte sie das elfte Jahr erreicht, als die dritte Gemahlin ihres Vaters sie in das väter-

liche Haus zurückforderte und ihre Unterweisung größtentheils selbst übernahm. Nun entfaltete sich schnell ihr Gemüth gleichmäßig mit ihren geistigen Kräften. Sie war noch nicht 15 Jahre alt, als die Anmuth und der Liebreiz ihrer schlanken hohen Gestalt häufig junge Männer herbeizog, die um sie warben. Aber Familienrücksichten vermochten die sonst so vortreffliche Stiefmutter, die sanfte Elisa (1771) mit einem Freiherrn v. d. Recke zu vermählen, dessen Art zu seyn mit der ihrigen im grellsten Widerspruche stand. Im zweiten Jahre ihrer Ehe wurde sie Mutter einer Tochter; allein die ehelichen Verhältnisse blieben unglücklich. Nach 6jährigem Dulden erfolgte endlich eine Trennung. Sie lebte jetzt in Mitau ganz zurückgezogen ihrer Tochter und ihrer eigenen Ausbildung. Die Bekanntschaft mit den alten classischen Schriftstellern verdankte sie ihrem Bruder, Joh. Friedrich v. Medem, den sie jedoch durch den Tod verlor. Kurz vorher starb ihre Tochter (1777). Diese beiden harten Schicksale gaben der Richtung ihres Geistes zu der Geisterwelt einen noch höhern Schwung, den Cagliostro, der damals nach Mitau gekommen war, schlau benutzte, um sie durch das Versprechen an sich zu ziehen, daß er sie des Umganges mit den Genossen der Verklärung theilhaftig machen könne. Obwohl mit Vorsicht, traute sie anfangs den Künsten des Gauklers; der Betrüger wurde bald entdeckt, aber von dem Wahnglauben an die Möglichkeit eines nähern Umgangs mit abgeschiedenen geliebten Menschen war Frau v. d. Recke nicht sogleich geheilt. Ihre Gesundheit litt, und der Arzt schickte sie nach Karlsbad. Auf der Reise wurde sie mit Spalding, Teller, Zöllner, Nicolai, den Ministern Struensee und Heinitz, mit den beiden Stolberg u. A. bekannt, deren Umgang ein erhellendes Licht in den Kreis ihrer mystischen Ideen warf. Besonders gab ihr Bode in Weimar über die geheimen, verderblichen Zwecke der Menschen, denen Cagliostro diente, die vollste Aufklärung. Sie schrieb ihr Buch über Cagliostro, das mit allgemeiner Theilnahme gelesen und auf Befehl der Kaiserin Katharina ins Russische übersetzt wurde. Von dieser Monarchin eingeladen, ging die Verfasserin nach Petersburg, wo sie huldreich aufgenommen und beim Abschiede mit dem Nießbrauche des Gutes Pfalzgrafen in Kurland auf ihre Lebenszeit beschenkt wurde. Dieß befreite sie von drückenden Sorgen, mit denen sie bei ihrem geringen mütterlichen Vermögen zu kämpfen gehabt. Die edle Frau zog selbst dahin, um die sittliche und häusliche Lage der ihr anvertrauten Unterthanen zu verbessern. Weil es an einer herrschaftlichen Behausung fehlte, so bezog sie eine Gesindewohnung, eine Hütte unter den Hütten ihrer Bauern, um den Bedürfnissen derselben recht nahe zu seyn. Zugleich widmete sie sich der Erziehung junger Mädchen. Nie forderte oder empfing sie für sich einen Ehrensold. So hat sie eine bedeutende Anzahl Pflegetöchter gebildet, die beglückende Gattinnen und Mütter geworden sind. Ihre Kränklichkeit machte wiederholte Badereisen nothwendig, wodurch in die Plane mit ihren Gutsunterthanen manche Störung kam, obgleich sie ihre Stellvertretung bei denselben der würdigsten Pflege anvertraute. Da Karlsbad keine gründliche Heilung ihres leidenden Zustandes bewirkte, so ward ihr eine Reise in ein milderes Klima empfohlen. Aber auch der Aufenthalt in Italien, so wohlthätig er auf die Hauptquelle ihrer Beschwerden, auf die Nerven einwirkte, gab ihr nicht vollständige Hei-

lung. Ihre Rückkunft fiel in die Zeit des Krieges 1806, und die Auftritte des Schreckens, von denen sie zum Theil Augenzeuge war, rissen in ihrer Gesundheit wieder nieder, was die sanften Lüfte unter dem italischen Himmel emporgepflegt hatten. Frau v. d. Recke hat in 4 Bdn. diese Reise beschrieben (Berlin 1815 fg., ins Französ. übers. von Frau von Montolier). Das Leben Neander's, der sehr viel zur Bildung und Berichtigung ihrer religiösen Ueberzeugungen beigetragen, schrieb sie bald nach dessen Tode 1803. Gleichzeitig mit dem 1. Bde. ihrer Reise erschien eine 3. Auflage ihrer Gedichte, herausgegeben und mit einem Vorworte von Tiedge. Mehre herzvolle Gebete und ascetische Betrachtungen von ihr stehen in dem von dem Professor Vater in Halle besorgten „Jahrbuche für häusliche Andacht". Seit 1818 wohnte sie zurückgezogen in Dresden, wo sie in einem Kreise würdiger Freunde ihre letzten segenvolle Tage verlebte. Um den Unterstützungsfonds für junge in Leipzig studirende Griechen zu vermehren, erschien ihr schon vor 32 Jahren auf der Insel Alsen in der Mitte der fürstlichen Familie Holst.-Augustenburg verfaßtes Schauspiel „Familienscenen, oder Entwickelungen auf dem Maskenballe" (Lpz. 1826). Sie starb zu Dresden den 12. April 1833.

Reckum (Andreas von), königl. bairischer Geheimerath und Commandeur des Civilverdienstordens, geb. zu Grünstadt in Rheinbaiern 1765, studirte auf der hohen Schule zu Mainz, nahm die erste Weihe — Subdiakonat — im 21. Jahre, wurde Stiftscapitular und D. der Rechte. Nach erhaltener Dispensation vom Subdiakonat, die ihm der Erzbischof von Mainz, in Folge des emser Congresses, ohne päpstliches Zuthun, ertheilte, überließ er dem Erzbischof sein Kanonikat und trat als Oberbeamter zu Stromberg und Hofgerichtsrath zu Manheim in kurpfalzbairische Dienste. Reckum verehlichte sich jetzt; aber ein Jahr nach der erzbischöfl. Dispens erschien eine päpstliche Bulle, welche diese für ungültig und folglich die Heirath des Reckum für nichtig erklärte. Da nun der Hof in München dem römischen Stuhle ganz ergeben war, so suchte und erhielt Reckum seine Dispens in Rom und damit seine Wiedereinsetzung in sein weltliches Amt. Auch bestand der römische Hof auf einer zweiten ehelichen Einsegnung. Bald darauf erhielt Reckum die Oberbeamtenstelle in Simmern auf dem Hundsrück, wo er den eben ausgebrochenen Aufstand stillte und um die Landescultur durch die Urbarmachung mehrer tausend Morgen öden Landes, Einführung des Kleebaus ꝛc. sich verdient machte. Bei dem Einrücken der Franzosen 1794 verließ er auf Befehl seiner Regierung, wie alle auf dem linken Rheinufer angestellte kurpfälzische Beamte, sein Amt, vollzog dann einen Auftrag des kurpfälzischen Ministeriums bei dem franz. Gesandten Barthélemy in Basel, und ward 1795 bei den Capitulationsverhandlungen wegen Manheim gebraucht. Die mancherlei Interessen verletzende Capitulation selbst ward ohne seine Theilnahme abgeschlossen. 1797 zum Präsidenten der in Kreuznach errichteten einstweiligen Landesregierung ernannt, trug Reckum mit dazu bei, daß die von den franz. Regierungscommissarien als Ausgewanderte behandelten Adeligen des linken Rheinufers in ihre Güter wiedereingesetzt wurden. Seit 1798 Centralverwalter in Koblenz, dann Bezirkspräfect in Simmern, wo er schon damals die Vereinigung beider protestantischen Culten — obgleich ohne Dauer — bewirkte, wurde

er 1804 und 1809 zum Mitglied der Gesetzgebungskörpers in Paris erwählt, vom Kaiser aber zum Baron und Ritter der Ehrenlegion erhoben. Herr von Reckum blieb Mitglied des Gesetzgebung bis 1814, und war einer von den 70, welche Napoleons Thronentsagung unterzeichneten. Während seiner Dienstverwaltung, in der er besonders landwirthschaftliche Verbesserungen bewirkte, und nachher gab von Reckum 14 verschiedene Schriften über die statistischen und volkswirthschaftlichen Verhältnisse des linken Rheinufers heraus, in welchen er als erfahrener Geschäftsmann und Landwirth Manches vorschlug, was in der Ausführung sich bewährte. 1816 übernahm er das Schuldenliquidationsgeschäft für das Königreich Baiern in Paris, dessen Vollendung durch den Vergleich vom 25. April 1818 seine Ernennung zum königl. bairischen Geheimenrathe und Commandeur des Civilverdienstordens zur Folge hatte. Hierauf lebte Hr. v. Reckum theils in Manheim, theils auf seinem durch Natur und Kunst geschmückten Landgute in Kreuznach, wo er am 31. Oct. 1828 gestorben ist.

Reclama, derjenige Anspruch, wodurch ich gewisse Dinge, die mir weggenommen worden sind, wieder zurückfordere; besonders tritt es bei der Schifffahrt und den von Capern aufgebrachten Schiffen und ihrer Ladung ein, wenn Güter und mit richtigen Pässen versehene Personen dennoch weggenommen worden sind. Reclamiren, zurückfordern, wieder in Anspruch nehmen. Die Reclamation, die Zurückforderung (wie Reclama), auch der Einspruch, Widerspruch.

Recognition ist in der Rechtslehre die gerichtliche Anerkennung der Zeugen, Documente und anderer Beweisgründe, welche die eine Streitpartei zur Begründung ihres Rechtes der Gegenpartei vorführt. Alles, was der einen Partei zum Beweise ihres Rechtes dient, ist demnach für die Gegenpartei ein Gegenstand eines solchen gerichtlichen Anerkennungsactes. Der Recognition steht die Diffession, d. h. die eidliche Ableugnung, daß die von der Gegenpartei beigebrachten Beweisgründe — Instrumente — gültig und richtig seyen, entgegen. Doch ist die Diffession nicht zulässig, wenn der Gegner, welcher seine Sache durch Urkunden und andere Instrumente belegt, durch zwei unverwerfliche Zeugen darthut, daß seine Instrumente echt seyen. Recognition nennt man auch die Vergleichung der Handschriften, die durch zwei eigens dazu beeidigte Experten geschieht.

Recognosciren bedeutet in militairischer Hinsicht irgend einen Gegenstand, als die Stellung einer Armee, die Lage einer Festung, die Beschaffenheit eines Landes, genau zu besichtigen. Richtig zu recognosciren ist für den Anführer von großer Wichtigkeit; die Personen, welche der General dazu gebraucht, müssen daher die ausgedehntesten militairischen Kenntnisse mit Muth und großer Beurtheilungsfähigkeit verbinden. Charten und Plane können nie die Vortheile, welche das prüfende und umsichtige Recognosciren hat, gewähren, weil sie nicht alle Punkte, und diese nicht genau und im kleinen Detail, angeben können.

Recollecten, s. Franciscaner und Cistercienser.

Reconvention, Widerklage, ist die Klage, welche der Beklagte gegen den Kläger in demselben Gerichte anstellt, in welchem die Klage gegen ihn selbst verhandelt wird, weil man glaubt, daß ein Jeder, wo er gegen einen Andern Recht sucht, er ihm auch zu Recht stehen

müsse. In einigen Ländern ist das Recht der Widerklage auf connexe Sachen beschränkt.

Rectificiren nennt man die wiederholte Destillation einer Flüssigkeit, um sie von den noch anklebenden fremdartigen Theilen zu befreien. So rectificirt man den Weingeist, um ihm einen Theil des überflüssigen Wassers zu nehmen, und ihn auf einen sichern Grad der Stärke zu bringen; ein empyreumatisches thierisches Oel wird rectificirt, um es von den Stoffen zu befreien, welche es dickflüssig machen und ihm einen unangenehmen Geruch sowie eine schmutzige Farbe geben. — In der Mathematik versteht man unter Rectification die Verwandlung eines Bogens einer krummen Linie in eine ebenso lange gerade, oder, was Dasselbe sagen will, die Angabe eines Ausdrucks des Bogens in Function der ihn begrenzenden Coordinaten. Anleitung dazu ertheilt die höhere Analysis (s. d.).

Recurs (jur.), zuweilen so viel als Regreß (s. d.); aber auch eine Beschwerde, welche bei dem höhern Richter oder einer andern Staatsbehörde gegen das Verfahren einer andern erhoben wird. So hatten sonst die Reichsstände, wenn sie glaubten, daß die Reichsgerichte die Grenzen ihrer Befugnisse überschritten, den Recurs an den Reichstag, damit dieser das Reichskammergericht oder den Reichshofrath zur gesetzlichen Ordnung weise. In einigen Ländern sind Recurse ordentliche Rechtsmittel z. B. in Preußen in geringfügigen Sachen, wo keine Appellation, sondern bloßer Recurs zulässig ist.

Redacteur heißt Der, welcher an der Spitze eines literarischen Unternehmens, an dem Mehre arbeiten, steht und das Ganze leitet. Seines Amtes ist es, darauf zu sehen, daß alle Theilnehmer nach einer Idee und in dem Geiste, nach welchem die Anlage des Werkes entworfen ist, fortarbeiten: er muß daher die Beiträge prüfen, sichten, ordnen, und die Autoren auf die etwaigen Mängel aufmerksam machen. Ein Redacteur muß in der Beurtheilung der fremden Arbeiten allerdings strenge, doch nicht eigensinnig seyn; er darf keiner Lieblingsmeinung oder einem Systeme vorzugsweise huldigen, und hierdurch den Werth und Unwerth der Beiträge bestimmen wollen. Unparteiisch muß er prüfen, und sein Stand zum Werke, indem auf ihn allein alle Verantwortlichkeit fällt, verlangt, daß er mit großer Vorsicht verfahre. Redaction ist das Geschäft der Redigirung.

Rede ist überhaupt eine Reihe von Tönen, die durch ihre mannigfaltige, aber durch allgemeine Uebereinkunft bestimmte, Veränderung und Zusammensetzung hörbare Zeichen von Gedanken werden. Das Vermögen, solche Töne hervorzubringen, liegt in der Beschaffenheit der Organe und der verschiedenen Art, wie die Luft der Lungen auf dieselben wirkt, und heißt sprechen. Auch Vögel lernen sprechen, und man hat sogar die menschlichen Sprachorgane in Automaten nachgebildet und menschenähnliche Töne hervorgebracht. Reden heißt, Gedanken mit diesen Tönen verbinden, und dieses ist das alleinige Werk der Vernunft. — Rede im ästhetischen Sinne, als Kunstwerk, ist eine nach bestimmten Regeln kunstmäßig zusammengesetzte und verbundene Reihe von Gedanken, die den Zweck hat, nicht nur auf Ueberzeugung, sondern auch auf Empfindung zu wirken. Dieser zweifache vereinigte Zweck bestimmt denn auch die Regeln, nach welchen eine Rede eingerichtet werden muß. 1) Die Ueberzeugung fordert

Gründe, und wenn die Gründe auf den Verstand wirken sollen: so müssen sie deutlich, bestimmt und in logischer Ordnung und Zusammenhange vorgetragen werden. Die Gründe selbst haben den Zweck, entweder eine unbekannte oder verkannte Wahrheit zu beweisen und zu bestätigen; oder eine bekannte zu berichtigen; oder auch nur in ihrer Würde und Anwendbarkeit darzustellen. 2) Die Erweckung der Empfindungen fordert Kenntniß des menschlichen Herzens, seiner Neigungen und Leidenschaften, sowie der Mittel, durch welche diese erweckt, unterhalten und gestärkt werden können. Zu diesen Mitteln gehören hauptsächlich 1) das eigene Gefühl des Redners von der Größe, Würde und Wichtigkeit des Gegenstandes, für welchen er seine Zuhörer einnehmen will. Dieses Gefühl muß sich in der Wahl seines Ausdrucks und in seiner ganzen rednerischen Haltung aussprechen (eloquentia pectoris). Wer Das nicht selbst empfindet, wofür er Empfindung erwecken will, wird nie gut reden, nie seinen Zweck erreichen, sollte er auch selbst die schändliche Kunst gelernt haben, Empfindungen zu erheucheln. 2) Alle Mittel der Versinnlichung durch Bilder, Beispiele, Gleichnisse, klug, angebrachte Geschichte; Alles, was die Einbildungskraft in die Fälle zu versetzen vermag, worin von der zu lehrenden Wahrheit Gebrauch gemacht werden kann; die Tropen und Figuren, die dazu dienen, Wohlgefallen an der Darstellung selbst zu erwecken und die Aufmerksamkeit zu spannen und zu unterhalten. 3) Die kluge Benutzung der Gelegenheiten, die besonders dazu geeignet sind, die Gemüther für gewisse Gegenstände empfänglich zu machen. 4) Die Entfernung alles Gemeinen, Niedrigen, in Gedanken und Ausdruck; alles Dessen, was einen ernsthaften Gegenstand auf einer lächerlichen Seite zeigen könnte. Eine einzige komische Wendung ist im Stande, die Wirkung der besten Rede zu vernichten. Die Reden, als Kunstwerke, werden verschiedentlich eingetheilt: 1) dem innern Zwecke nach, belehrende, unterhaltende, rührende Reden, wiewohl uns diese Eintheilung nicht ganz richtig zu seyn scheint, insofern eine Rede alle drei Zwecke vereiniget. Ein zusammhängender Vortrag, der bloß Belehrung, oder Unterhaltung zum Zwecke hat, ist nicht sowohl Rede, als Vorlesung; 2) dem äußern Zwecke nach, a. religiöse Reden, Kanzelreden, Predigten, dogmatische oder moralische oder aus Beiden gemischten Inhalts; b. gerichtliche Reden; c. Staatsreden, wozu die Gelegenheitsreden bei Huldigungen, die Siegs- und Friedensreden ꝛc. gehören; d. die Lobreden, die hin und wieder noch bei den Leichenbegängnissen vornehmer Personen Mode sind, aber durch Mißbrauch Vieles von ihrem Werthe verloren haben. Sehr gut würde es aber seyn, wenn in jedem Staate zuweilen solche Lobreden auf diejenigen Menschen gehalten würden, die sich durch ausgezeichnete Verdienste um ihren Staat oder um die ganze Menschheit einen bleibenden Ruhm erworben haben. Dadurch würde der große Haufe wahre Verdienste schätzen lernen. Etwas der Art thun die Katholiken an den Festen ihrer Heiligen. Eine jede Rede hat drei wesentliche Theile: 1) den Eingang, der den Zweck hat, die Leser vorzubereiten und auf den abzuhandelnden Gegenstand aufmerksam zu machen. Doch kann der Eingang wegfallen, wenn etwa eine Thatsache, worüber geredet werden soll, die Stelle desselben vertritt, z. B. bei der ersten Catilinarischen Rede des Cicero; 2) der Haupt-

satz, der wahr, bestimmt, deutlich, nicht gemein, und schon überall anerkannt, sondern neu und kurz ausgedrückt seyn muß, mit seinen Erklärungen, wenn er derselben bedarf, die dann entweder das Subject oder das Prädciat, oder beide betreffen; und mit seinen Beweisen, Bestimmungen und Erläuterungen; 3) die Anwendung auf den jedesmaligen Zweck, den der Redner zu erreichen sucht. Zu einem guten Redner gehören folgende Eigenschaften. Er muß 1) Gelehrsamkeit besitzen, um immer einen reichen Vorrath von Materialien bei der Hand zu haben und in Ansehung der Erfindung nicht verlegen zu seyn. Er muß 2) sehr vertraut mit der Logik seyn, um aus seinem vorräthigen Stoffe das für seinen Zweck Brauchbare ausheben und in der Geschwindigkeit richtig ordnen zu können. 3) Er muß seinen ästhetischen Geschmack gebildet haben, um beurtheilen zu können, was in Gedanken und Ausdruck schicklich, würdig, passend, schön oder nicht sey. 4) Er muß ein Sach- und Wortgedächtniß haben, um, weder den Faden seiner Gedanken, noch die Worte und Wendungen zu verlieren, wodurch er sie ausdrückt. 5) Muß seine ganze körperliche Haltung, Gesticulation, Stimme, oder Geberde dazu beitragen, die Wirkung des Inhalts seiner Rede zu verstärken. — Die Griechen und Römer stellten uns fast unerreichte Muster öffentlicher Beredtsamkeit auf. Heutzutage, wo die öffentliche Beredtsamkeit fast bloß auf Kanzelvorträge eingeschränkt ist, und außer England ein Staatsmann selten Vorträge an große Volksversammlungen zu machen hat, ist die Kunst, durch das lebendige Wort die Menge zu irgend einem Entschluß zu stimmen und zu begeistern, nicht mehr so wesentlich erforderlich für Den, der an der Spitze eines Staates oder einer Verwaltung steht, als sie es bei den alten republikanischen Verfassungen war; doch sind auch in den neuesten Zeiten, besonders in England und Frankreich, Männer aufgetreten, deren eindringende Beredtsamkeit sich nicht unwürdig an die großen Muster der griechischen und römischen Vorzeit anschließt. Als Kanzelredner haben sich berühmt gemacht: Bourdaloue, Massillon, Tillotson, Sterne, Sack, Cramer, Jerusalem, Zollikofer, Reinhard, Marezoll, Dräseke, Schleiermacher u. A. m. Unter den Rednern des Alterthums glänzen die Namen Demosthenes, Isokrates, Lysias, Cicero und der jüngere Plinius. (Vgl. auch Rhetoren.)

Redekunst, Rhetorik, ist die Theorie der Beredtsamkeit, d. i. der Inbegriff der Regeln, nach welchen überhaupt ein guter Ausdruck der Gedanken, sowohl in der Sprache des gemeinen Lebens (Wohlredenheit), als auch besonders im zusammenhangenden, eigentlich rhetorischen Vortrage (Beredtsamkeit), mündlich oder schriftlich, zu bilden sey. Die Redekunst setzt daher I. den Unterschied fest, der unter den verschiedenen Arten des Vortrags des historischen, philosophischen, dogmatischen Vortrags, des Vortrags in Briefen, Gesprächen und in eigentlichen Reden stattfindet, und bestimmt gewisse Regeln, nach welchen ein solcher Vortrag, einzurichten und zu beurtheilen ist. Dann zeigt sie II. die allgemeinen und besondern Eigenschaften 1. der Gedanken, die den Inhalt oder die Materie des Vortrags ausmachen; a. die allgemeinen sind, die Wahrheit, Richtigkeit, Schicklichkeit und Schönheit; b. die besondern, die Lebhaftigkeit, die Neuheit, die Feinheit, die Stärke, das Witzige, Natürliche, Naive, Sinnreiche, Erhabene, Große und Unerwartete in den Gedanken; 2. des Ausdrucks, a. in

Worten, wobei zuerst der Unterschied der eigentlichen und uneigentlichen Ausdrücke, die Nothwendigkeit der letzten und ihrer Wirkung (s. Tropen); dann die Eigenschaften des Ausdrucks, sowohl an sich als die grammatische Richtigkeit, die logische Deutlichkeit, die Verhältnisse in der Anordnung und Verbindung der Sätze und Perioden zum Behuf des Rhythmus und des Wohlklangs; als in Rücksicht auf die Gedanken, insofern eine jede Art der Gedanken auch eine sorgfältige Wahl des Ausdrucks fordert, wozu besonders die rednerischen Figuren (s. d.) dienen; b. in der Stimme und Declamation, c. in den Geberden und Gesticulation. Alles Dieses sucht sie nun auf die verschiedenen Arten des Vortrags anzuwenden, weil nicht jede Eigenschaft, so wenig der Gedanken als des Ausdruckes, für jede Art des Vortrags passend ist, und durch wohlgewählte Beispiele, wo möglich von Satz und Gegensatz, zu erläutern. Man sieht daraus leicht, daß Jeder, der die Redekunst studiren will, mit der Grammatik der Sprache, worin er reden und schreiben will, völlig bekannt seyn muß. Aristoteles, Cicero und Quintilian haben die Regeln der Rhetorik mit Scharfsinn entwickelt, und mehre Neuere, z. B. Maaß, Schott u. A., haben diese Theorie noch mehr ausgebildet und besonders auf die geistliche Beredtsamkeit angewandt. Was übrigens die wahre, edle Beredtsamkeit für eine große, bewundernswürdige Kunst sey, wenn sie jetzt mit sanfter Klarheit Licht verbreitet, jetzt die Brust zur Freude hebt und jedem Affect den treffenden Ausdruck gibt, Das zu schildern, erfordert selbst einen hohen Grad dieser Kunst, und der große Meister derselben, Cicero, liefert vielleicht am vollständigsten die Züge zu dieser Schilderung. Unter den Deutschen wird J. J. Engel, als ein Eingeweihter dieser Kunst, nie aufhören, Geist und Herz jedes Gebildeten oder Bildung Suchenden an sich zu ziehen.

Redemptoristen, s. Ligouri.

Reden (Franz Ludwig Wilhelm von), hanöverischer Staatsminister, verdient als Staatsmann voll glühender Vaterlandsliebe und unermüdlichen Eifers, als Diplomat und Unterhändler in der Classe, welche Flassan die regensburger Schule nennt, als sprach- und geschichtskundiger, im Mittelalter wohlbewanderter Forscher, als Mensch und Familienvater und als Freund und Beförderer der feinen Geselligkeit, in den Annalen der deutschen Diplomatie eine Ehrenstelle zu erhalten. Auch ist sein Bildniß unseres Wissens in der Gallerie der zu Rastadt versammelten Gesandten mitaufgenommen. Er wurde 1754 in Hoya im jetzigen Königreiche Hanover geboren, auf der damals unter trefflichen Lehrern blühenden Ritterakademie in Lüneburg für den gelehrten Stand vorbereitet und bezog 1772 die Universität Göttingen, wo Pütter und der Statistiker Achenwall seine Lieblingslehrer wurden. Wohl vorbereitet, trat er 1777 als Auditor in den hanöverischen Staatsdienst bei der Justizkanzlei. Kurz darauf ward er zum Kriegsrath befördert. In der Begleitung des kurbraunschweigischen Gesandten von Beulwitz bei der Krönung Leopold II. in Frankfurt, machte er seine diplomatische Lehrlingsprobe und ging dann als Gesandter nach Mainz, wo er die erste Bekanntschaft mit Johannes Müller machte. Später suchte er beim Congreß in Rastadt, wohin er sich als hanöverischer Subdelegat verfügte, bis zur verhängnißvollen Katastrophe 1799 die Angelegenheiten Hanovers zu vertreten, und

ging dann in diplomatischen Aufträgen nach Berlin, von wo er 1804 als Comitialgesandter nach Regensburg mit dem Charakter eines geheimen Kriegsraths abgesandt wurde. Hier erhielt er die erste Gelegenheit zu diplomatischem Einschreiten gegen Napoleon's Gewaltstreiche. Er legte Protestation ein gegen die Invasion Hanovers durch franz. Truppen, als Verletzung der Integrität des deutschen Reichs, und gegen die Gefangennehmung des Herzogs von Enghien auf badischem Gebiete. Die durch Napoleon's Arglist den Preußen aufgenöthigte Besitznahme Hanovers bewog Reden, eine „Wahre Darstellung des Benehmens S. K. Majestät von Preußen gegen S. K. Majestät, den König von Großbritannien, als Kurfürsten von Braunschweig-Lüneburg" (Regensburg 1806, 4.) herauszugeben. Die Schlacht bei Jena und der darauf folgende Sturz der preußischen Monarchie knüpfte Hanover an das Königreich Westfalen. Reden fand es unerträglich, vor einem fremden Usurpator sein Knie zu beugen, und lebte bis 1813 theils in Regensburg, theils in Aschaffenbug. Der Drang der Zeiten nöthigte Reden, einen Zufluchtsort in der östreichischen Monarchie zu suchen, wo die Walmoden und Dörnberg wirksam waren, und so erwartete er erst in Linz, dann in Prag die Wiederherstellung der rechtmäßigen Regierung in seinem Vaterlande. Er erhielt 1819 den ehrenvollen Auftrag, daß von dem verstorbenen Kammerherrn von Ompteda eingeleitete Concordat mit dem päpstlichen Hofe in Rom selbst zu beendigen. Sein Werk war es, daß der Papst durch die 1824 erschienene Bulle: Impensa Romanorum pontificum die Verhältnisse der römischen Kirche im Königreich Hanover für die katholischen Landestheile Hanovers feststellte. Durch seine Vermittlung bei dem Grafen Münster ließ Georg IV. jenes große historische Gemälde aus dem Leben Heinrich des Löwen durch die Brüder Riepenhausen, geborene Göttinger, in Rom für den Ordenssaal des Guelfenordens in Hanover malen. Er war einige Jahre lang Zeuge von dem großartigen Wirken des Cardinal Staatssecretairs Consalvi gewesen, der ihm besonderes Zutrauen bewies. Nach der Ernennung des Barons von Ompteda zum Staats- und Cabinetsminister in Hanover, erhielt Reden den wichtigen Gesandtschaftsposten in Berlin, der stets mit dem in Dresden verbunden gewesen ist, und so brachte er auch in letzterm Ort, wo er im Kreise der dortigen deutschen Diplomaten Senior war, einige Winter sehr vergnügt zu. Bei der Stiftung des Guelfenordens 1815 war er einer der Ersten, welchen der König durch den Grafen Münster das Großkreuz dieses Ordens verlieh. Wenige Wochen vor seinem Tode erhielt er noch vom König von Preußen, der ihn persönlich hochachtete und in ihm den deutschen Biedermann erkannte, den rothen Adlerorden erster Classe. In Regensburg gab er 1808 eine kleine Schrift: „Ueber den Ursprung der Sage von der Päpstin Johanna", heraus, wozu er später in Rom noch manches interessante Actenstück aufgefunden, auch die berüchtigte Sella probatoria selbst genau untersucht hat. Seine in Karlsruhe 1819 gedruckten „Versuche einer kritischen Entwickelung der Geschichte des hörnernen Siegfrieds oder Sigurds des Schlangentödters" wurde zunächst durch die damals sehr eifrig betriebenen Studien über das Nibelungenlied veranlaßt. Aber ein großer Theil seiner Mußestunden und, man darf hinzusetzen, seines Vermögens opferte er einem großen genealogischen Werke über

den Ursprung des Geschlechts der Guelfen, das zu Hanover mit 29 geschichtl. Geschlechtstafeln erschienen. Er starb am 4. März 1831 in Berlin im Schoß seiner ihn treu liebenden und pflegenden Familie.

Redende Künste heißen diejenigen, welche sich der Rede, d. h. zum Gedankenausdruck geordneter und verbundener Worte, bedienen, Schönes und Erhabenes darzustellen. Die beiden Künste, welche man mit dem Namen der redenden bezeichnet, sind die Dichtkunst und die Beredtsamkeit (oder redende Kunst im engern Sinne). Die letztere ist immer durch Begriffe von äußern Zwecken beschränkt, und alles Schöne kann ihr nur als Zierde, Mittel oder Nebenzweck dienen. (s. Poesie und Kunst). Auch läßt sie sich eher nach Regeln und Beispielen und durch Uebung erlernen als die wahre Poesie, welche immer einen gewissen Grad des schöpferischen Geistes voraussetzt.

Redetheile (partes orationis.) Die Sprachformen nennt man Redetheile, und sie sind daher Gattungen von Wörtern, welche den Gattungen und Grundverhältnissen unsrer Vorstellungen entsprechen. Nun drückt sich die Denkform am einfachsten in der Handlung des Urtheilens aus, dessen Hauptbestandtheile ein Subjectivbegriff, ein Prädicatbegriff und die Copula ist. Zur Bezeichnung des Subjectbegriffs gehört das Substantivum, wodurch das als selbständig Gedachte bezeichnet wird, das unmittelbar seine Stelle vertretende Pronomen, das Zahlwort, durch welches die Größe oder der Umfang des Subjects, und die Präposition, d. i. diejenige Form, durch welche das Verhältniß des substantiv Gedachten angezeigt wird. Das Prädicat wird bezeichnet unmittelbar durch das Adjectiv, Eigenschaftswort, die Copula oder die Verbindung der Begriffe durch das einfache Zeitwort (verbum substantivum sein), oder beide sind in dem Zeitworte (verbum adjectivum) enthalten. Ebenfalls gehört zur Bezeichnung des Prädicats das von dem Zeitworte stammende Participium, durch welches eine Eigenschaft (Prädicat) mit der Bestimmung des Thuns oder Leidens, mithin der Zeit, gesetzt wird; ferner das Adverbum (Beschaffenheitswort, Umstandswort), durch welches die in dem Adjectiv oder Verbum ausgedrückte Eigenschaft noch näher bestimmt wird. Man kann auch Substantiv, Adjectiv (beide unter der Benennung Nomen zusammengefaßt) und Verbum als Grundbestandtheile der Rede, ursprüngliche Redetheile, die übrigen aber als abgeleitete oder secundaire betrachten, und sie zusammengenommen Bestimmungswörter nennen, insofern durch sie die ursprünglichen Redetheile und Sätze ihrer Bedeutung nach begrenzt werden. Zur Verbindung der Urtheile in größere Sätze dienen die Conjunctionen (Verbindungsworte).

Reding, ein altes Geschlecht in der Schweiz, das sich schon frühe um die Unabhängigkeit und Freiheit seines Vaterlandes große Verdienste erwarb; so standen schon im 14. Jahrhundert Sprossen dieses Geschlechts in der Reihe der tapfern Vertheidiger, welche das schwere Joch der Zwingherren zerbrachen. In der neuern Zeit haben sich vorzüglich zwei Männer aus diesem alten schweizerischen Stamme hervorgethan. I. Aloys von Reding, geb. 1755, trat in spanische Kriegsdienste, kam aber schon 1788, noch sehr jung, nach der Schweiz zurück. Der Verlust einer geliebten Frau hatte ihn in tiefe Trauer versetzt, woraus ihn der Einfall der Franzosen in die Schweiz, 1798, plötzlich erweckte. Als Landeshauptmann des Cantons Schwyz gab er

den muthigen Bewohnern der Berg- und Waldcantone die Losung zum Beistande gegen Bern, das von den Franzosen unter Brune bedrängt wurde. An der Spitze seiner Schwyzer, die, von seiner Rede begeistert, zu sterben und nicht zu fliehen schwuren, schlug Reding auf der Ebene von Morgarten, wo schon einmal für des Landes Freiheit herrlich war gefochten worden, am 2. Mai 1798 die Franzosen. Aber dieser Sieg hatte keine der tapfern Anstrengung würdige Früchte, und Reding selbst mußte sich mit seinen Landsleuten endlich unterwerfen. Die Begebenheiten dieses rühmlichen Kampfes, der unter furchtbaren entscheidenden Ereignissen von den Zeitgenossen bald vergessen ward, hat H. Zschokke in der „Geschichte vom Kampf und Untergange der Berg- und Waldcantone“ (Bern 1801) treu und lebendig erzählt. Nach der Gründung der helvetischen Republik ward das Land durch Parteiungen zerrüttet. (S. Schweizerische Eidgenossenschaft.) An der Spitze Derjenigen, welche die Rückkehr zur alten Verfassung, wiewohl nicht ohne Einschränkung, einer Gesammtregierung und Einherrschaft vorzog, stand Reding; er unterlag aber anfangs, und erst durch die Umstände begünstigt, gelang es ihm später, eine neue Regierung zu bilden, an deren Spitze er als Landamman kam. Er reiste bald nachher nach Paris, um durch persönliche Unterhandlungen die Umwandlung der Verfassung zu sichern, erreichte jedoch seinen Zweck nicht wie er wünschte. Wenige Monate nachher gewann die republikanische Partei von neuem die Oberhand, und Reding ward abermals verdrängt. Er leitete indessen die Angelegenheiten der kleinen Cantons und ward Landamman von Schwyz. Der Bürgerkrieg brach aus, fast überall waren die Eidgenossen siegreich, und Reding schlug die franz. Vermittelung aus und beschloß eine unabhängige Verfassung zu erkämpfen. Erst als franz. Kriegsvölker einrückten, wich er der Gewalt, wurde auf Ney's Befehl auf die Festung Aarburg gebracht, aber bald nachher in Freiheit gesetzt. Er trat in die Stille des Privatlebens zurück, bis er 1803 von Canton Schwyz wieder zum Landamman gewählt wurde; auch 1809 bekleidete er diese Würde. 1813 unterhandelte er mit den Alliirten über die Neutralität der Schweiz. Er starb im Febr. 1818, mit dem Rufe eines redlichen Vaterlandsfreundes, der nur zuweilen heftig und wandelbar in seinen Entschließungen war. — II. Theodor Reding, ein Verwandter des Vorigen, trat ebenfalls in spanische Dienste und war Marechal de Camp, als 1807 Napoleon Spaniens Unterwerfung gewaltsam erzwingen wollte. Reding erwarb sich bei mehren Gelegenheiten das Zutrauen der Junta und ward zum Generallieutenant erhoben. Er führte ein Corps unter Castannos Befehlen an und trug durch eine kühne Wendung, wodurch er die Heeresabtheilungen der franz. Generale Wedel und Dupont trennte, viel zu dem Siege von Baylen bei. Später befehligte er in Catalonien und schlug sich tapfer in Verbindung mit dem General Vides bei Cardedon; ebenso muthig vertheidigte er im Decemb. 1808 gegen Gouvion St.-Cyr die Stellung von Llina, mußte aber der Uebermacht weichen; der Rückzug nöthigte ihn, die Belagerung von Barcelona aufzuheben. Im Febr. 1809 hatte er den Befehl, Valencia zu decken; bei Valls stieß er mit Gouvion St.-Cyr wieder zusammen und erhielt im Treffen eine Wunde, an der er am 20. April desselben Jahres starb.

Redondilien (Redondillas), eine früher im südlichen Europa gebräuchliche Versform, welche aus einer Verbindung von vier-, sechs- oder achtsylbigen Versen bestand, unter denen gewöhnlich der erste und vierte, sowie der zweite und dritte, auch wohl der erste mit dem vierten und der zweite mit dem dritten reimte. Nachher nannte man überhaupt die sechs- und achtsylbigen Verse in der spanischen und portugiesischen Poesie so, sie mochten vollkommene Reime oder nur Assonanzen haben, und dieser Vers wurde auch in der dramatischen Poesie der Spanier einheimisch.

Redoute nennt man eine geschlossene Schanze, die keine Seitenvertheidigung, sondern bloß ausspringende Winkel hat. Gewöhnlich sind sie viereckig, doch gibt es auch, welche fünf bis acht Ecken haben. Die Redoute bietet eine selbständige Vertheidigung nach allen Seiten dar; dieß ist ein Vortheil; Mängel an ihr hingegen sind, daß sie Flankenvertheidigung hat, vor jedem ausspringenden Winkel ein Raum, der unbestrichene Winkel genannt, übrig bleibt, wohin die Kugeln der Besatzung, von denen man annehmen muß, daß sie im Allgemeinen gerade aus und rechts oder links anschlagend geschossen werden, nicht kommen, und endlich, daß der ganze Graben, der todte Winkel, dem Feuer nicht bloß steht. Man bedient sich der Redouten, um wichtige Punkte auf dem Schlachtfelde in einer schwachbesetzten Gegend, vor einer Festung, zu befestigen. — Redoute nennt man auch einen Maskenball, der gewöhnlich während der Fastnachtzeit gehalten wird. Redoute oder Ridotto heißt in Venedig ein öffentlicher Ort, wo in der Karnevalszeit Hazardspiele, besonders Pharao, gespielt werden. Ehemals durfte nur ein Nobili hier Bank halten; auch waren ihm manche an andern Banken nicht gewöhnliche Freiheiten zugestanden. Die Spieler, die Nobili ausgenommen, durften hier nur en Masque erscheinen. Sonderbar dabei war, daß der bankhaltende Edelmann zwei maskirte Damen zur Seite hatte, die ihm zum Theil als Croupiers dienten.

Redouté (Pierre Joseph), geb. 1759 zu St.-Hubert in den Ardennen. Sein Vater war ein geachteter Künstler. 13 Jahr alt, ging er mit seiner einzigen Habe, Pinsel und Palette, nach Flandern und Holland, wo er Zimmerverzierungen und Altarbilder malte; endlich nach Paris, wo er aber, weniger begünstigt, anfänglich nur Decorationen für das italienische Theater arbeitete. Er kam dadurch auf die Blumenmalerei. Unter allen Pflanzenabbildungen, die Redouté lieferte, sind die Zeichnungen der Familie der Lilien (Liliacées, 80 Lief.) das schönste Werk in dieser Art, das vielleicht nur von des Künstlers Prachtwerke über die Rosen, wenn es einst vollendet seyn wird, übertroffen werden könnte. Man verdankte ihm auch die Erfindung eines Verfahrens, einen Kupferstich in verschiedenen Farben mit einer Platte abzudrucken. Er ward 1792 zum Zeichner der Akademie der Wissenschaften, im folg. Jahre zum Blumenmaler des Museums für Naturgeschichte und 1805 zum Blumenzeichner der Kaiserin Josephine ernannt. Er starb 1829. Ventenat legte einer von den Antillen stammenden Pflanze aus der Familie der Malven den Namen Redutae bei.

Reduction, eigentlich die Zurückführung, Zurückbringung. In der Rechnenkunst ist es die Namensveränderung, wodurch eine gegebene Zahl kleinerer Sorten von Münzen, Gewichte 2c. zu einer größern

Sorte erhoben wird, z. B. 7040 Loth zu Centnern erhoben, machen zwei ganze Centner. Ihr ist die Resolution entgegengesetzt, die Namenverkleinerung, welche jener zur Probe dient und gleichsam den Rückweg macht. In der kaufmännischen Sprache heißt Reduction gewöhnlich die Vergleichung ausländischer Münzen, Maße und Gewichte gegen inländische, sowie die Verwandlung der einen in die andern, wozu man sich auch gewisser Reductionstafeln bedient. In der Chemie nennt man Reduction der Metalle das Verfahren, wodurch den Metallen, die ihre metallische Gestalt und Eigenschaften verloren haben, ihr voriger Zustand wieder gegeben wird, welches vorzüglich durch die Schmelzung geschieht. In der Zeichnenkunst die Verkleinerung, Verjüngung einer Figur.

Rees'sche Regel, s. Kettenrechnung.

Refactie, s. Fustage.

Reflector, s. Fernrohr.

Reflexion (Ueberlegung). Von der physischen Bedeutung dieses Ausdrucks ist man zu der psychologischen und philosophischen fortgegangen. Wenn nämlich jene die Veränderung einer Bewegung und insbesondere das Zurückwerfen des Lichtstrahls bezeichnet, so drückt diese die Handlung der Seele aus, durch welche sie ihre Thätigkeit auf sich selbst gleichsam zurückwendet und die Vorstellungen, welche sie durch äußere Eindrücke veranlaßt oder selbstthätig gebildet hat, prüft und beurtheilt. Hingegeben dem Eindrucke der Dinge, geht die Seele außer sich und verschmilzt gleichsam mit ihnen: durch Reflexion aber sammelt sie sich in sich selbst, reißt sich vom Gegebenen los und kehrt in sich selbst zurück, denn sie richtet Aufmerksamkeit auf sich, auf ihre Thätigkeit, und dieß ist ein großer Vorzug des Menschen vor dem Thiere. Von der Reflexionsansicht und Reflexionsphilosophie unterscheidet die neuere Philosophie die Speculation und speculative Philosophie.

Reformation, s. Protestantismus.

Reformirte Kirche Daß der Geist des Zeitalters besonders eine sichtbare Unzufriedenheit mit dem Benehmen des römischen Stuhls und ein immer weiter um sich greifender, immer tiefer eindringender Untersuchungsgeist das Gelingen von Luthers (s. d. und Protestantismus) Unternehmung schon vorbereitet hatte, beweisen einige Vorfälle ähnlicher Art, die sich um dieselbe Zeit in andern Gegenden Europa's ereigneten. Schon 1516, ehe noch Luther seine Sätze in Wittenberg angeschlagen hatte, widersetzte sich Ulrich Zwingli (s. d.), ein Geistlicher in Zürich, kühn der katholischen Kirche, und fing dort an mit einer Klugheit und Entschlossenheit zu reformiren, die der von Luthern gewiß nichts nachgab. Der Verkauf des Ablasses, den in den Schweizerstaaten ein Bettelmönch, Sanson oder Samson betrieb, gab ihm neuen Anlaß zum Tadel und er ergriff denselben begierig. Darüber entspann sich in der Schweiz ein ebenso heftiger und an wichtigen Folgen ebenso reicher Federkrieg, als der in Deutschland zwischen Luther und Tezel geführte war. Sowie Zwingli seinen Streit gegen den Katholicismus unabhängig von Luther erhoben hatte, so trafen auch die Meinungen der beiden Reformatoren nicht immer überein, vielmehr widersprachen sie sich oft geradezu. Wirklich ging auch Zwingli in seinem Widerspruche gegen die katholische Kirche viel

weiter als Luther, der noch immer einige katholische Geheimnißlehren beibehielt, indeß der Schweizer unumwunden die Absicht bekannte, die Religion von allen Lehren, welche die Vernunft nicht erfassen könne, zu reinigen und eine einfache von allen Ceremonien entblößte Gottesverehrung einzuführen. Aus dieser Verschiedenheit der Meinungen entstand ein Streit, der mit vieler Heftigkeit geführt wurde, und besonders die wirkliche Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahle betraf, welche Luther (s. d.) steif behauptete, Zwingli aber nicht zugeben wollte, indem er vielmehr Brot und Wein nur als Sinnbilder des Leibes und Blutes Christi betrachtete. Ueber diesen Gegenstand besprachen sich (weiterhin, 1529) beide Reformatoren zu Marburg, wohin Zwingli von Oecolampadius und Bucer (s. d.), Luther aber von Philipp Melanchthon und andern seiner Freunde begleitet wurde. Beide Parteien beriefen sich, um ihre Meinung zu beweisen, mit Zuversicht auf das Zeugniß der heiligen Schrift: aber Beide wurde bei dieser Gelegenheit gewahr, daß man nicht immer auf diesem Wege ein Streit zu schlichten vermag. Jeder beharrte bei der Meinung, daß er das Christenthum zu seiner ursprünglichen Einfalt zurückführen würde, und so wurde Zwingli Stifter der Reformirten. Nach seinem Beispiel traten in den verschiedensten Gegenden der Schweiz, zu Bern und Basel, zu Konstanz, Biel und St.-Gallen, zu Zug, Glarus und Appenzell unter dem Widerspruch der Mönche beherzte Männer auf, welche in die Lehre einstimmten, und Luther's und Zwingli's Schriften empfahlen. Erst seitdem der heilige Vater 1521 den Eidgenossen Luther's Schriften zu verbrennen und die neue Lehre zu unterdrücken befahl, theilte sich die Schweiz: zu Uri, Schwyz und Unterwalden unterstützten Bischöfe, Aebte und Priester den Befehl des Papstes mit ihrem ganzen Ansehen; zu Lucern war man noch für keine Partei entschieden; zu Bern hingegen, Zug, Freiburg, Solothurn, Basel und Schaffhausen, stimmten die obern Stände für die neue Lehre, während das Volk noch mit einfältigem Herzen, von der Priesterschaft bestärkt, an dem Glauben seiner Väter hing: nur in Zürich waren Vornehme und Niedere der neuen Lehre zugethan, und diese Stadt konnte es wagen, ohne Widerstand zu besorgen, die Kirchenverbesserung öffentlich einzuführen. Um zu diesem entscheidenden Schritt sich den Weg zu bahnen, versammelte die Obrigkeit zu Zürich (1523) ihre gesammte Geistlichkeit in der Stadt und auf dem Lande, um die Lehren Zwingli's aus der Schrift zu widerlegen; und da die Versammelten die Einwürfe der Gegner nicht zu rechtfertigen vermochten, so befahl der Magistrat zu Zürich: bei hoher Strafe nichts zu lehren, was nicht aus dem Worte Gottes erwiesen werden könne. Und bei diesem Beschluß blieb er standhaft. Andere Orten waren nicht so fest und entschlossen. St.-Gallen und Mühlhausen folgten dem Beispiel der Züricher ohne Einschränkung; in Schaffhausen und Basel hielt es die Bürgerschaft mit der neuen, der Rath aber mit der alten Lehre, mit wechselndem Uebergewicht: Bern schwankte. 1523 befahl es, nur nach Gottes Wort zu lehren, und nahm im nächsten Jahr diesen Befehl durch ein anderes Mandat wieder zurück. Bald bemerkte man zwischen Zwingli's und Luther's Lehren, die man Anfangs für einerlei gehalten hatte, einigen Unterschied. Weder Religionsgespräche noch Vereinigungsversuche der Fürsten und Gelehrten, konnten ihre

Schüler zur gewünschten Einheit wieder zurückbringen: je mehr man erläuterte, erörterte und disputirte, desto mehr wich man auseinander. Es hieß zuletzt: „die Neuerer wüßten selbst nicht, was sie wollten." Nun gingen gar manche Anhänger der neuen Lehre, gegen die Messe, Altäre und Bilder stürmend zu Werke; seitdem hieß es und nicht ganz mit Unrecht „die Neuerer stifteten Aufruhr und Empörung." Um die öffentliche Ruhe zu sichern, traten Lucern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Freiburg mit Wallis unter dem Schutz des Königs von Spanien in ein Bündniß; Zürich stellte ihm (1528) ein sogenanntes christliches Bürgerrecht entgegen, für das sich die unter Unentschlüssigkeit allmälig für die Reformation doch eingenommenen Eidgenossen, Bern, Basel, Schaffhausen und St.-Gallen erklärten. Die ganze Schweiz ist nun in Gährung gesetzt, und zwischen der alten und neuen Lehre getheilt: Zürich und Bern ließen durch Abgeordnete zur Annahme der neuen Lehre, und die fünf Orte (Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Freiburg) zur Beibehaltung des alten Glaubens ermuntern; die Züricher vertrieben den Abt von St.-Gallen, unter dem lächerlichen Vorwande, daß Niemand zugleich Geistlicher und Fürst seyn könne, die fünf Orte dagegen setzten einen Landvogt in Baden mit gewaffneter Hand ein; die Züricher befürchteten von ihm die Unterdrückung der neuen Lehre; die fünf Orte klagten über Gewalt, welche man gegen Anhänger des alten Glaubens in dem Beispiel des Abts von St.-Gallen verübe: beide zogen ihre Heere zusammen; 24.000 Mann standen bei Kappel, zum Kampfe fertig, einander gegenüber. Doch zum Blutvergießen kam es diesesmal noch nicht. Der Landamman Aebeli verwandelte noch durch rührende Vorstellungen den ersten kappler Krieg kurz vor seinem Ausbruch in den ersten Landfrieden, bei dessen Abschliessung sich die beiden Parteien gelobten: Niemand sollte zur Religion gezwungen, dagegen sollte aber auch der Bund mit Spanien aufgehoben werden. Nach dem kappler Frieden nahm die Reformation einen schnellern Gang in der Schweiz und drang selbst in Gegenden, wo sie vordem heftigen Widerstand gefunden hatte, wie nach Solothurn. Desto mehr stieg die Erbitterung der fünf Orte. Sie klagten, daß Zürich und Bern durch List und Gewalt den alten Glauben verdrängten, und Zürich gesetzwidrig die Rechte des vertriebenen Abts von St.-Gallen ausübe. Als nun Zürich und Bern gar noch dem Freiamt und Thurgau den Kornmarkt abschlugen, so fielen die fünf Orte unvermuthet in das züricher Gebiet ein und schlugen die in unordentlichen Haufen in Eile entgegengestellte Mannschaft, und wer unter den Verwundeten nicht auf der Stelle die neue Lehre verleugnen wollte, der wurde auf dem Schlachtfeld ermordet. Auch Zwingli fiel in diesem Schlachtgetümmel; seine Leiche wurde von den Siegern aufgesucht und in ihrer fanatischen Wuth verstümmelt. Von ihren Bundesgenossen verlassen, mußten die Züricher 1532 den zweiten Landfrieden schließen. — Bald aber trat in der Schweizerkirche ein Mann auf, der zwar ein sehr folgenreiches Ansehen gewann, und selbst für die Meinungen, in denen er von Zwingli abwich, viele schweizerische und französische Evangelische gewann, aber theils weil er erst, nachdem sich schon Vieles neu gestaltet hatte, als Reformator auftrat, theils weil er durch seine Abweichung von Zwingli's Meinungen selbst neuen Zwiespalt begründete, die reformirten Gemeinden nicht zur vollkommenen Einheit führen

konnte. Dieser Mann war Joh. Calvin (s. d). der, aus Frankreich, geflüchtet, in Genf einen Zufluchtsort fand, schnell den größten Einfluß gewann und von dort aus auch andre Zwingli'sche Gemeinden umbildete. Selbst die Abendmahlslehre bestimmte er etwas anders als Zwingli, wiewohl im Wesentlichen ähnlich; aber stärker hob er eine andre Lehre heraus: die von der Gnadenwahl und Vorherbestimmung (Prädestination), die er zu einer Hauptunterscheidungslehre seiner Gemeinden machte, und die auf eine selbst den freudigen Glauben an Christus kränkende Weise ausgebildet, nothwendig Widerspruch erregen mußte, neue Zwietracht in den reformirten Gemeinden erweckte und die Spaltungen mehrte. So wurden zwar, ehe er starb, die kirchlichen Verhältnisse der Schweiz fester gestaltet, auch Glarus, Appenzell, Biel, Graubündten und Neuenburg den reformirten Gemeiden zugethan, diese aber keineswegs zu einer eigentlichen kirchlichen Gemeinschaft verbunden. — Aber auch die verschiedene Weise, wie außerhalb der Schweiz, insbesondere in den Niederlanden, Frankreich und England, sich die Reformation entwickelte und die sogenannten reformirten Gemeinden sich bildeten, ließ eine eigentliche Kirche der Reformirten nicht zu Stande kommen. In allen diesen Ländern gaben sich die Evangelischen eigne, von den andern abweichende Bekenntnißschriften; nicht Eine konnte bei Allen Anerkennung und Annahme gewinnen, und auch die innern wie die äußern kirchlichen Verhältnisse wurden überall anders geordnet. Selbst die verschiedenen Staatsverhältnisse der einzelnen Länder wirkten auf die Bildung der Gemeiden sehr ungleich ein. Zwingli hatte sein und der Seinigen Glaubensbekenntniß 1530 auf dem Reichstage zu Augsburg, wo die deutschen Evangelischen ihre Confession feierlichst bekanntmachten, übergeben lassen; doch ward dieselbe nicht zu einem allgemeinen Bekenntniß der Reformirten und sicherte ihnen auch nicht eine Anerkennung als kirchliche Partei von Seiten der weltlichen Gewalt. Die Schweizer aber suchten, um durch ein Bündniß mit den Evangelischen in Deutschland gegen Gewaltthätigkeiten der Katholischen gesicherter zu werden, eine Ausgleichung der Streitigkeiten mit den lutherisch Gesinnten. Mehre oberdeutsche Theologen, insbesondere die strasburger, die der Zwingli'schen Lehre sich zuneigten, ein Bündniß mit den Lutherischen aber am lebhaftesten wünschen mußten, boten Alles auf, hinsichtlich der streitigen Abendmahlslehre eine Erklärung zu bewirken, die beide Parteien einander nähern konnte. Sie gaben lieber das Wesentlichste ihrer Lehre preis, oder versteckten ihre wahre Meinung hinter Worten, denen sie einen andern Sinn unterlegten, um Luther und dessen Freunde zu bewegen, dem ersehnten Bündniß nicht länger entgegenzuwirken. Doch konnten sie die ehrlichen Schweizer nicht bewegen, sich eine andre Deutung der Worte gefallen zu lassen, als ihr offenbarer Sinn war, und so blieb die sogenante wittenberger Concordie (s. Sacrament) ohne den gewünschten Erfolg, zumal bald nachher die Züricher ihre Ueberzeugung noch härter aussprachen, um jeden Verdacht einer heuchlerischen und unscheinbaren Uebereinstimmung mit der lutherischen Lehre von sich abzulehnen. Nachmals ward in dem Consensus Tiguriens. (1549) zwar der Streit zwischen den Zürichern und Calvinischen Genfern beigelegt, aber auch hier keine Vereinigung in Einer Ueberzeugung bewirkt. So blieb innerlich und äußerlich die Lage der Schweizerkirche

schwankend. Zwar wurden zuletzt im westfälischen Frieden (1648) die Schweizer als augsburger Confessionsverwandte, zugleich als kirchliche Partei anerkannt, und gewannen dadurch äußere Sicherheit; da sie aber die augsburger Confession nicht unbedingt annahmen oder als ihr symbolisches Buch anerkannten, der bei weitem größte Theil der reformirten Gemeinden durchaus nur in äußerliche Beziehung sich als augsburger Confessionsverwandten betrachtete, so ward dadurch in keiner Hinsicht ein fester und einiger Bestand der reformirten Kirche bewirkt. Endlich, nach langen Kämpfen, glaubten die Schweizer den Alles verwirrenden Streitigkeiten durch ein neues symbolisches Buch begegnen zu müssen, und 1671 verfaßte der züricher Theolog, Joh. Heinr. Heidegger, die „Formula consensus helvetici" in 26 Artikeln mit besonderer Rücksicht auf die damaligen theologischen Streitigkeiten unter den reformirten Theologen. Diese neue Eintrachtsformel ward seit 1675 zwar allmälig von den reformirten Schweizercantonen angenommen, aber von vielen nicht mit wahrer Ueberzeugung, und konnte daher selbst in der Schweiz nicht vollkommene Eintracht herstellen. Und noch weniger nahmen die nichtschweizerischen Reformirten dieselbe an, widersprachen ihr vielmehr sehr bestimmt, und so ward durch sie nur neue Zwietracht erweckt und genährt. — Unter schweren Kämpfen hatte sich die Reformation in den Niederlanden verbreitet, wo die Mehrheit der Evangelischen lange Zeit lutherisch gesinnt blieb. Aber das niederländische Glaubensbekenntniß (1551) neigte sich gänzlich zur Schweizerlehre, und ward nachmals vielfältig abgeändert. Prinz Moritz von Oranien, den die Niederländer den Retter ihrer bürgerlichen Freiheit nannten, war der reformirten Lehre zugethan und suchte diese geltend zu machen. Bald jedoch ward auch hier unter den Reformirten mannigfacher Streit entzündet, zumal als Jak. Arminius die Calvinische Vorherbestimmungslehre zu mildern suchte, und sein Amtsgenosse in Leyden, Franz Gomarus (besonders seit 1640) ihm heftig widersprach. Treffliche Männer, wie Hugo Grotius u. A., stimmten zwar dem Arminius bei, und nach dessen Tode vertheidigte Simon Episcopius (Bischop) seine Meinung; aber um so heftiger ward der Kampf, auf den auch die politischen Verhältnisse verderblich einwirkten. Die Arminianer (s. d.), von der 1610 den Ständen von Holland übergebenen Bekenntnißschrift, „Remonstrantia", nun Remonstranten genannt, wurden von den Gomaristen oder Contraremostranten heftig verfolgt, und die Religionsgespräche zu Haag und Delft konnten keine Versöhnung bewirken. Da kam endlich 1618 die berühmte dortrechter Synode zu Stande, die nach langen Verhandlungen, im Mai 1619 die Lehre der Remonstranten verwarf und die strengere, nur etwas gemilderte Vorherbestimmungslehre von Neuem bestätigte. Doch waren damit die Theologen andrer Länder keineswegs einverstanden; die Schlüsse der Synode konnten außerhalb der Niederlande nicht zur unbedingten Anerkennung gebracht werden; die Remonstranten erhielten sich als besondere Partei und stellten 1621 ein durch Episcopius verfaßtes, besonderes Glaubensbekenntniß auf. — In Frankreich hatten die reformirten Gemeinden (s. Hugenotten) die schwersten Kämpfe nach Außen zu bestehen; erst durch das Edict von Nantes (1598) erhielten sie Duldung im Staat. Aber obwohl sie Calvin's Lehren huldigten, erhielten sie doch auch in ihrem innern Verhältniß

keinen festen Bestand, und die Theologen zu Saumur bemühten sich vergebens, durch Aufhellung der Calvin'schen Lehren eine größere Uebereinstimmung zu bewirken. — Die engl. Kirche aber, die man zu der reformirten rechnet, bildete sich auf eine so eigenthümliche Weise, ward so früh schon durch innere Streitigkeiten verwirrt und in Parteien zerspalten, daß auch hier eigentlich nur von Gemeinden, nicht von einer Kirche die Rede seyn kann. Das Glaubensbekenntniß von 1551, das von den ursprünglichen 42 Artikeln 1562 auf der Synode zu London auf 39 Artikel beschränkt ward und keineswegs durchaus Zwinglisch und Calvinisch war, konnte die streitenden Parteien nicht vereinigen. Neben den sogenannten Episcopalen, welche die bischöfl. Verfassung vorzogen, bildeten sich (aus Nonconformisten) die Presbyterianer, welche die von Calvin in Genf hergestellte Presbyterialverfassung, etwas gemildert, eifrig vertheidigten, die Puritaner, die auf einen möglichst vereinfachten Gottesdienst drangen, und andre neuere Parteien, denen die Uniformitätsacte von 1689 vollkommene Religionsfreiheit gewährte. — So ist in allen Ländern die evangelische Kirche, die man die reformirte nennt, sehr verschiedenartig gestaltet, und es gibt weder ein äußeres noch inneres allgemeines Band, das sie zu Einer kirchlichen Gemeinschaft verbände. In Deutschland sind nach den Zeiten der Reformation die Pfalz und das brandenburgische Regentenhaus, auch einige kleinere Staaten von der lutherischen zu der reformirten Gemeinde übergetreten, ohne sich enger mit derselben verbinden zu können. Für die Pfalz ward der „Heidelberger Katechismus" eine Lehrformel mit symbolischem Ansehen. Die Reformirten in Brandenburg, deren Zahl jedoch nicht sehr bedeutend ist, betrachten sich als augsburger Confessionsverwandte, ohne darum der Zwingli'schen Abendmahlslehre zu entsagen. Oft haben sich die Versuche erneuert, die reformirten und evangelisch-lutherischen Gemeinden zu verbinden; aber immer fruchtlos. In den neuesten Zeiten ist nicht bloß ein äußerer Friede zwischen beiden Parteien dauerhaft gewesen, sondern auch die Hoffnung einer endlichen Vereinigung durch den Geist fester begründet worden. In den preußischen und einigen andern deutschen Staaten hat seit 1817 die längst vorbereitete Zusammenschmelzung der reformirten und evangel.-lutherischen Gemeinden zu einer evangel. christl. Kirche in der kirchlichen Form bedeutende Erfolge gehabt. (S. Union.)

Refraction, s. Strahlenbrechung.

Refractor, der Strahlen-, Lichtbrecher, ein astronomisches Fernrohr, das mit solchen Vorrichtungen versehen ist, wodurch man geometrische Messungen mit sehr großer Genauigkeit anstellen kann. Besonders merkwürdig ist der von Fraunhofer (s. d.) im Jahre 1824 für die Sternwarte zu Dorpat gefertigte Riesenrefractor (von 13½ par. Fuß Länge, 13 Fuß 4 Zoll Brennweite und 9 Zoll Oeffnung des Objectivs), dessen Vergrößerungen man 600fach angibt, und welcher an Genauigkeit noch dem Spiegelteleskope vorgezogen wird. Durch ihn hat man schon wichtige Entdeckungen und nähere Bestimmungen über die Doppelsterne machen können.

Refugiés, eigentl. Flüchtlinge; namentlich aber die reformirten Franzosen, welche, durch die Verfolgungen Ludwigs XIV., und besonders durch Aufhebung des Edicts von Nantes verdrängt, in anderen Staaten ihre Freistätte suchen mußten. Man rechnete die Anzahl der

damals Ausgewanderten auf 700.000. England, Dänemark, Holland, die Schweiz, Deutschland, in diesem besonders Sachsen, Brandenburg, Hessen, nahmen die Flüchtlinge mit Gastfreiheit auf. Kaufleute, Fabrikunternehmer wandten sich nach England und Holland, wohin sie ihr Vermögen leichter bringen und es sogleich nutzbar anlegen konnten. Nach dem Brandenburgischen gingen Adelige, Kriegsmänner, Gelehrte, Künstler, Handwerker und Fabrikarbeiter. In mehren dieser Länder ertheilten die Regierungen den Ankömmlingen gleiche bürgerliche Rechte mit ihren alten Unterthanen, und die Kräfte, die ein befangener und fanatischer König seinem eigenen Lande entzog, dienten nun, den Flor seiner Nachbarstaaten zu erhöhen, denn diese Refugiés verpflanzten ihres Vaterlandes Kunstfleiß auf den fremden Boden und wurden — besonders in den brandenburgischen Staaten, wo sie die ausgedehntesten bürgerlichen Vorrechte erhielten — größtentheils die Schöpfer der Fabriken, die noch jetzt einen bedeutenden Theil des Reichthums der preuß. Monarchie ausmachen. Beinahe jedes Gewerbe empfand den wohlthätigen Einfluß der neuen Ansiedler. Noch mehr aber als durch mitgetheilte Kunstfertigkeiten wirkten die franz. Protestanten, die zum großen Theil vorzügliche Menschen waren, auf die geistige Bildung und Sittlichkeit in den Ländern, wo sie Zuflucht fanden, und mit Unrecht hat man der Aufnahme dieser Flüchtlinge Verweichlichung der deutschen Sitten und die uns zugeführte Bekanntschaft mit verfeinertem Luxus vorgeworfen. Es waren Franzosen ganz andrer Art, die in späterer Zeit die Laster einer großen Hauptstadt und eines verderbten Hofes unter uns zeigten. Ueber die Aufnahme der verjagten protestantischen Franzosen in den kurbrandenburgischen Landen s. m. den 5. Bd. (S. 475 fg.) der „Denkwürdigkeiten" von Chr. W. v. Dohm. Die Geschichte der ersten Ansiedelung schrieb der würdige Geistliche, David Ancillon: „Histoire de l'établissement des Français refugiés dans les états de Brandenbourg" (Berlin 1690). Was vom großen Kurfürsten und König Friedrich I. für die Einbürgerung der Flüchtlinge geschah, und den Erfolg erzählen Erman und Reclam in den „Mémoires pour servir à l'histoire des refugiés français etc." (Berlin 1782 — 1800, 9 Bde.).

Regalien (jura regalia), im Allgemeinen die mit der Staatshoheit verbundenen Rechte, welche aber sehr verschieden sind, je nachdem sie aus dem Begriffe und Zwecke des Regierens von selbst fließen oder nur zufällig durch besondere willkürliche Staatseinrichtungen damit verknüpft sind. Jenes sind die höhern oder wesentlichen Regalien, Hoheitsrechte, Majestätsrechte (s. Regierung), und da ohne sie keine Regierung ihren Beruf erfüllen kann, so können sie derselben auf keine Weise entzogen noch von ihr selbst veräußert werden. Solche Rechte einer Regierung, welche ihren Entstehungsgrund nicht in dem Wesen des Staats an und für sich, sondern in andern zufälligen Ursachen haben, bezeichnet man mit dem Namen der niedern, zufälligen Regalien, auch wohl, da in der neuern Zeit der Ertrag bei den meisten die Hauptsache geworden ist, mit dem Namen der nutzbaren oder Kammerregalien. Ihre Gründe sind sehr mannigfaltig gewesen, und daher ist auch ihr Umfang in den verschiedenen Staaten sehr ungleich. Aber in der neuern Zeit kehren aufgeklärte Regierungen doch wieder zu dem Gesichtspunkte zurück, nur die Regalien, welche einen höhern

Staatszweck haben, ansichzubehalten und die übrigen nach und nach freizugeben. Ueberhaupt können die niedern Regalien auch vom Staate wieder veräußert und, obgleich die Regalität ihrer Gattung nach besteht (z. B. das Postregal), doch im Einzelnen (z. B. im Erbpostmeisteramte) von Privatpersonen mit Eigenthumsrecht besessen werden. (S. Hüllmann's „Geschichte des Ursprungs der Regalien in Deutschland", 1806.)

Regatta, eine, an sich unbedeutende, öffentliche Lustbarkeit zu Venedig, welche aber sonst für die Einwohner von großer Wichtigkeit war. Sie bestand in einem Wettlaufe mehrer Boote, die, jedes nur mit einer Person besetzt, auf den Canälen, vom Marcusplatze aus nach einem gewissen Ziele fuhren und wovon die drei zuerst Anlangenden gewisse Prämien bekamen. Die Nobili und Reichen erschienen dabei in höchstem Prunke, welches eben dem Feste den höchsten Glanz gab.

Regel (vom lat. regula), die Richtschnur, Vorschrift; dann auch ein aus einem geraden dünnen Körper bestehendes Werkzeug, um gerade Linien damit zu ziehen, Lineal, Richtscheit; endlich auch der ganze Inbegriff aller Vorschriften einer Art, z. B. die Ordensregel, die sämmtlichen bei einem Orden zu befolgenden, von dem Stifter desselben vorgeschriebenen Regeln.

Regen, das Herabfallen des Wassers aus den Wolken in Tropfgestalt. Das Wasser befindet sich entweder schon tropfbar-flüssig als Dunstbläschen in der Luft oder elastisch-flüssig in seine Bestandtheile aufgelöst. Im ersten Falle gibt es die Erscheinung der Wolken oder des bedeckten Himmels, im zweiten Falle ist der Himmel heiter. Zerplatzen diese Dunstbläschen, so bildet das Wasser, als tropfbar-flüssige Materie, Tropfen, welche vermöge der Schwere aus der Luft herabfallen. Befindet sich das Wasser in seine Bestandtheile (Wasserstoffgas und Sauerstoffgas) aufgelöst in der Luft, so erfolgt durch ein drittes Hinzukommendes, z. B. durch die Electricität, die Vereinigung Beider. Es entstehen daher oft bei heiterm Himmel Wolken. Gewöhnlich fällt der Regen aus Wolken herab, und die dunkelsten geben das meiste Wasser; nur selten ist es, daß im Sommer bei heiterm Himmel, stiller Luft und großer Hitze Regentropfen fallen. Je heller die Wolken sind, desto sparsamer und feiner sind die Regentropfen. Ist der ganze Himmel gleichförmig bedeckt, so erfolgt ein Landregen; werden nur einzelne schwarze Wolken vom Winde nach einer Richtung hingetrieben, Strichregen. Verdichten oder vereinigen sich die Dünste, die eine Wolke bilden, gleichförmig und langsam von unten nach oben, so fallen langsam kleine Tropfen (Staubregen, Naßniedergehen); fängt die Verdichtung von oben an, so werden die Tropfen durch die im Fallen sich mit ihnen im untern Theile vereinigenden Dünste größer. Verdichtet sich, wie bei großem Winde oder bei einem Gewitter, eine Wolke plötzlich, so fallen große Tropfen, oder das Wasser stürzt in Masse herab (Platzregen, Wolkenbruch.) Man kennt noch kein Beispiel, daß in unsern Gegenden der Durchmesser der Regentropfen bis auf einen halben Zoll betragen hätte, in der Nähe des Aequators aber soll er bisweilen über einen Zoll betragen. Vermöge des Widerstandes und der Bewegung der Luft fallen die Tropfen nur langsam und in schiefer Richtung, wodurch ihre Bewegung mehr gleichförmig als beschleunigt wird. Ohne den Widerstand

der Luft würden schon sehr kleine Tropfen von 6000 Fuß Fallhöhe mit der Geschwindigkeit einer Kanonenkugel die Oberfläche der Erde erreichen, und ein einziger Regen würde eine große Verheerung anrichten. Die Menge des Regens hängt von dem Klima, der Lage und andern Beschaffenheiten eines Landes ab.

Regenbogen gehört zu den emphatischen oder glänzenden Meteoren. Wer ihn sieht, der muß sich zwischen einer regnenden Wolke und der Sonne befinden. Der Grund dieser Erscheinung liegt in der Reflexion der Sonnenstrahlen innerhalb der Regentropfen der Wolke und in der verschiedenen Brechbarkeit des weißen Lichtstrahls. Die Theorie desselben ist zu weitläufig, um hier vorgetragen zu werden. Man findet sie in jedem guten Lehrbuche der Physik aus optischen Gründen vollständig erklärt. Nur ein Paar, manchem unsrer Leser vielleicht unbekannte Folgerungen aus der Theorie wollen wir hinzusetzen: 1) Jeder Beobachter sieht seinen eigenen Regenbogen. 2) Eine Wolke muß wirkliche Regentropfen, nicht bloß Dünste enthalten. Fehlen diese Tropfen an einer Stelle der Wolke: so wird auch der Regenbogen unterbrochen. 3) In jedem Augenblicke sieht man einen andern Regenbogen, so lange in jedem Augenblick ein Tropfen den andern, in seiner Stellung gegen das Auge, ablöset. 4) Ein Regenbogen kann bei uns nie in Süden gesehen werden, weil das Auge sich in gerader Linie zwischen der Sonne und dem Mittelpunkte des Regenbogens befinden muß. 5) Auch in den Tropfen, die bei den Wasserfällen als Regen in die Höhe gespritzt werden, zeigt sich oft ein Regenbogen. 6) Man sieht außer dem Hauptregenbogen noch einen andern schwächern über demselben, in welchem, der Theorie gemäß, die Farben desselben in umgekehrter Ordnung erscheinen. 7) Je tiefer die Sonne am Horizont steht, desto mehr kann von dem Kreise des Regensbogens gesehen werden. Wenn die Sonne 42° über dem Horizonte ist: so ist wenigstens der innere, oder Hauptregenbogen nicht mehr sichtbar, und auch der äußere nicht, wenn ihre Höhe 54° und darüber beträgt. Die erste richtige Erklärung des Hauptregenbogens gab der Bischof von Spalatro, Anton de Dominis, in einem anfangs des 17. Jahrh. zu Venedig erschienenen Tractate; die vollständige mathematische Behandlung dieser schönen Himmelserscheinung verdanken wir aber Newton („Optica", Lond. 1706, 4.). Eine gelungene mathemat. Darstellung gibt Fischer in seiner 6. Aufl. von Gren's „Naturlehre" (Halle 1820). (Vgl. Iris.)

Regenmesser, Ombrometer, ein Instrument, das die Menge des in einer gewissen Zeit gefallenen Regens bestimmt. Es besteht aus einem oben offenen, gläsernen oder metallenen Gefäß, an dessen unterm, enge zulaufenden Theil eine an ihrem andern Ende verschlossene Glasröhre angebracht ist. Der in das Gefäß sich ergießende Regen steigt nun natürlich durch die Oeffnung in die Glasröhre und zeigt somit durch seinen höhern oder niedern Stand die Menge des gefallenen Wassers nach Linien an, die auf der mit der Weite und Oeffnung des Gefäßes in genauem Verhältniß stehenden Röhre angebracht sind.

Regensburg, eine der ältesten Städte Deutschlands, von ihren Erbauern, den Römern, Reginum oder Regina Castra genannt, war schon im 2ten christl. Jahrh. ein ansehnlicher Handelsplatz und unter den Agilofingern die Hauptstadt Baierns. Die Stadt ward nachher urbis regia; allein die Karolinger ließen die Kaufleute ihren Geschäf-

ten ungestört nachgehen, sich in Hansen oder Gemeinheiten vereinen, und stellten diese unter ihren besondern Schutz. Sie waren nicht kriegspflichtig, standen daher auch nicht unter dem Herzog von Baiern, sondern unter einem Pfalzgrafen, und waren, wie man später sagte, unter des Königs Frieden begriffen. Der Pagus Mercatorum, der Römling, war schon im 9. Jahrh. eine städtische Gemeinde mit einer Art von Magistratur. Die Stadt war daher von den ältesten Zeiten her eine freie Stadt (sowie auch Basel, Strasburg, Mainz und Köln), und gehörte im 14. Jahrh. nicht zu dem Reich und den Reichsstädten. Zu ihren vorzüglichen Freiheiten gehörte, daß sie nicht eigentlich dem Kaiser oder König Pflicht und Treue schwur, nie jenseits der Berge diente, noch einen Römerzug mitmachte, oder sich mit Geld abkaufte, daß sie nie des Reiches Bürden trug, oder zum Reich steuerte ꝛc. Im Anfange des 16. Jahrh. verloren die Freistädte das Wesentliche ihres Vorrechts und durch Unkunde ihrer Beamten selbst den Namen der Freistädte. — Reichtstage wurden hier schon in den ältesten Zeiten gehalten; aber seit 1662 bis 1806 war Regensburg der beständige Sitz der deutschen Reichsversammlung. 1633 capitulirte es an die Schweden. 1802 verlor sie als Folge des luneviller Friedens ihre Reichsstandschaft und kam als Entschädigung nebst dem gleichnamigen Bisthum (6 QM. mit 10.000 Einw. und 120.000 Gld. Einkünfte), dessen Bischof deutscher Reichsfürst war, sammt allen Klöstern und den in ihren Ringmauern liegenden drei Reichsstiftern (der Abtei St.-Emmeran, den beiden adeligen Frauenstiftern Ober- und Niedermünster) als Fürstenthum an den Kurfürsten von Mainz, dessen erzbischöflicher Stuhl zu Mainz auf die regensburger Domkirche übertragen wurde. (Vgl. Dalberg.) 1810 kam Fürstenthum und Stadt an Baiern; letztere wurde die Hauptstadt des Regenkreises. Sie liegt am rechten Ufer der Donau in einem weiten fruchtbaren Thale, zwischen mäßig hohen Bergen, die am linken Donauufer die Stadt ober- und unterhalb umgeben. Ueber die Donau, die hier den Regenfluß aufnimmt, führt nach dem am linken Ufer liegenden Stadt am Hofe eine berühmte steinerne, durch ihre Festigkeit und wahrhaft schönen und einfachen Bau ausgezeichnete Brücke, welche von Herzog Heinrich dem Stolzen von Baiern und den Bürgern Regensburgs von 1185 bis 1196 aus den größten Quadersteinen erbaut wurde, 15 große Bogen hat, 1092 Fuß lang und 23 Fuß breit ist. Der Strom macht hier zwei kleine, mit angenehmen Spaziergängen versehene und mit verschiedenen Mühlen, Schiffer-, Fisch- und Gartenhäusern besetzte Inseln, Ober- und Niederwörth, welche durch die Brücke verbunden werden. Sie hat starke Mauern, aber schlechte Gräben mit Contrescarpe; sollte aber, als ein zur Behauptung der beiden Donauufer sehr wichtiger Punkt für den Staat, eine Festung des ersten Ranges seyn. Die Stadt enthält in 1580 Häusern an 26.500 Einw., worunter 9900 Evangelische, die übrigen Katholiken, dann noch 125 Juden. Die vielen Straßen sind zwar meistens dunkel, enge und krumm, aber reinlich und haben ein gutes Pflaster; die Häuser sind hoch, von Stein und alterthümlich gebaut. Unter den öffentlichen Gebäuden sind: das alte große Rathhaus, dunkel aber merkwürdig, weil der deutsche Reichstag mit weniger Unterbrechung 114 Jahre seine Versammlungen darin hielt; es ist auch dort eine ansehnliche Bibliothek. Die Domkirche, 1263—1276 erbaut, enthält manche Sehens-

würdigkeiten (s. Wiebeking's Schilderung in dem Taschenbuche „Armin", München 1821) und ward vom König Ludwig I. 1830 mit neuen Glasgemälden geschmückt. Ferner die St.-Peters- und die Dreifaltigkeitskirche, die vormalige Reichsabteien St.-Emmeran (aus einem weitläufigen Bezirke von Gebäuden, die eine eigne Stadt für sich ausmachen, bestehend, mit einer Bibliothek und einer schätzbaren Gemäldesammlung, einem vortrefflichen Museum von mathematischen und physikalischen Instrumenten), Nieder- und Obermünster; das ehemalige Jesuitencollegium, das Schloß des Fürsten von Thurn und Taxis, der Ditmarische Pallast, das neue Theatergebäude u. m. a. Regensburg ist der Sitz eines Bischofs unter der Metropole München-Freising, des Generalcommissariats, hat ein vereinigtes katholisches und evangelisches Lyceum, ein Gymnasium, ein Klerikalseminar, eine Blindeanstalt, Zeichnungsschule, mehre ansehnliche Bibliotheken und Kunstsammlungen, eine Sternwarte, mehre Wohlthätigkeitsanstalten u. s. w. Die hiesigen Industrie-Anstalten liefern: Fayence und Steingut, gebleichtes Wachs, Seife und Lichter, Stärke, Spielkarten, Papier, Taback, Wein- und Fruchtessig; Mandel- und Cichoriencaffee, Leder, Schrote, Fischangeln, physikalische Instrumente, Feilen, Waffen, Siegellack, Chocolade, Zuckerwaaren, Chaisen, Türkischgarn, ein berühmtes Bier, Branntwein, Liköre ꝛc. Auch stehen die hiesigen Würste und der Meth im Rufe. Ferner werden eine Wollspinnfabrik, Eisen- und Kupferhämmer unterhalten. Ueberaus wichtig ist die Schifffahrt auf der Donau; denn die Stadt hat die Anlandungsgerechtigkeit auf diesem Strome, und was an Getreide und andern Dingen aus Baiern zu Wasser ankommt, muß zu Stadt am Hof durch regensburger Schiffer weiter gebracht werden. Auch gibt die Donau Veranlassung zu wichtigen Speditions- und Commissionsgeschäften, besonders mit ungarischen und östreichischen Producten, von denen große Niederlagen hier sind, welche nach Hamburg, Frankfurt, den Rheingegenden und weiter versandt werden. Bei der Stadt ist das 1817 von dem verstorbenen Erzbischof und Fürst Primas, Karl v. Dalberg, errichtete Denkmal des Astronomen Kepler, der hier den 5. Nov. 1630 starb. Dalberg liegt im Dom begraben, wo ihm sein Neffe, der Herzog, 1824 ein Denkmal errichtet hat. Durch die fünftägige Schlacht vom 19. bis 24. April in dem Kriege 1809 zwischen Frankreich und Oestreich, die in der Nähe von Regensburg vorfiel (s. Abensberg und Eckmühl) und wobei auch innerhalb der Stadt selbst gekämpft wurde, litt Regensburg durch Brand und Plünderung. Am 23. April verlor die Stadt durch Brand 134 Häuser, und der Verlust durch Plünderung wurde auf fast 1½ Mill. Gulden geschätzt. Theodor Gemeiner's „Chronik der Stadt und des Hochstifts Regensburg" (von 1430—1525, Regensburg 1819, 4.) ist mit dem 7. Heft des 4. Bds. geschlossen. In der Nähe von Regensburg läßt der König einen Tempel des deutschen Verdienstes, Walhalla (s. d.), erbauen.

Regent, im Allgemeinen und vorzugsweise der Regent eines Staates, oder Derjenige, welcher die Rechte des Staats verfassungsmäßig unabhängig ausübt; im engern Sinne aber diejenige Person, welcher wegen Abwesenheit oder Unvermögens des wirklichen Staatsoberhauptes die Ausübung der höchsten Gewalt übertragen ist; Regentschaft im letztern Sinne ist daher die Ausübung der Rechte des Staats durch einen solchen Stellvertreter. Das Recht zur Regentschaft kann sich auf Gesetz, Vertrag oder letzten Willen gründen. Durch eine letztwillige

Verordnung kann ein Staatsoberhaupt nur alsdann eine Regentschaft gültig anordnen, wenn dieser Anordnung keine auf Gesetze gegründete Befugniß eines Dritten zur Regentschaft entgegensteht. Dasselbe gilt auch in Rücksicht der vertragsmäßigen Regentschaften. — Unter den Regentschaften der neuern Zeit war in ihren Folgen für Frankreich und Europa traurig die Regentschaft Philipps, Herzog v. Orleans (s. d.) während der Minderjährigkeit Ludwigs XV. von Frankreich (von 1715—23). — Einflußreich war die Regentschaft Georg Friedrich Augusts, Prinzen von Wales. (S. Georg IV.) Ein vorübergehendes Interesse hatten die kurzen Regentschaften der vormaligen Kaiserin v. Frankreich, Marie Louise, und der Königin von Etrurien, gl. N. Desto wohlthätiger aber war, nicht bloß für seine, sondern auch für andre Nationen, rücksichtlich des freien Geistes- und Handelsverkehrs und mancher vortrefflichen Einrichtungen, die Mitregentschaft des Kronprinzen Friedrich von Dänemark, von 1794 an bis 1808, wo er unter dem Namen Friedrich VI. den dänischen Thron bestieg. — In den letzten vier Jahrzehenden wurden in Europa 3 königl. Regentschaften von den Kronprinzen wegen Geisteszerrüttung und Wahnsinns der Staatshäupter übernommen und geführt, nämlich in Großbritannien, in Portugal und in Dänemark. Einzig aber war Miguel's Regentschaft in Portugal durch die Usurpation des Thrones, den jetzt die rechtmäßige Königin Donna Maria einnimmt. Gegenwärtig (Jan. 1835) ist in Spanien die Königin Marie Christine für ihre unmündige Tochter Isabella Regentin des Reichs, sowie auch an der Spitze des griech. Staats bis zur Mündigkeit des Königs Otto eine Regentschaft steht.

Regie. Régir heißt eigentlich verwalten und régie jede Verwaltung, die mit Verantwortlichkeit und Rechnungsablegung verbunden ist; doch hat man dieß Wort auf die Verwaltung gewisser Staatseinkünfte beschränkt, als auf die Accise; zum wenigsten erhielt es diesen engern Sinn in Deutschland, als Friedrich II. (s. d.) die franz. Accise in seine Staaten einführte. — Regie heißt ferner eine theilweise Verwaltung der Bühne, welche vom Director einem Schauspieler — Regisseur — übertragen wird. Seines Amtes ist es, allein oder in Verbindung mit dem Director das Repertoire an den Bühnen, welche unter keiner besondern Behörde unmittelbar stehen, und wo das Repertoire vom Director abhängt, anzufertigen, die Rollen zweckmäßig zu vertheilen, die Proben abzuhalten und für die Ausführung zu sorgen. Dieses Amt erfordert einen sehr geübten Künstler, der Geschmack und Beurtheilungskraft besitzt. Bei größern Theatern gibt es gewöhnlich mehre Regisseurs, die entweder ihr Amt gemeinschaftlich verwalten, oder sich in die Zweige desselben theilen.

Regierung, Regierungsrechte. Regierung ist die Ausübung der Rechte, welche ein Staat verfassungsmäßig zum Schutze der persönlichen Freiheit und des Eigenthums besitzt. Regierungen nennt man auch in einem andern Sinne die Behörden, welchen der Staat die Ausübung jener Rechte übertragen hat. Der Wilde, dessen ganze Habseligkeit in seiner Hütte, seinem Pelze und seinen Waffen besteht, läßt sich an demjenigen Vorrathe und dem Grade der Sicherheit genügen, die er sich selbst verschaffen kann. Im Handel und Wandel mit seines Gleichen bemerkt er eben kein so verwickeltes Geschäft, daß es zur Entscheidung die Scharfsinnigkeit eines Dritten, eines Richters, erfordert.

Der Barbar wird wohl etwa durch seine Bewunderung persönlicher großer Eigenschaften, durch die Herrlichkeit eines heldenmüthigen Geschlechts oder durch Vorzug in Glücksgütern veranlasset, dem Panier eines Anführers zu folgen und ein subordinirtes Mitglied eines Haufens zu werden. Indessen weiß er nichts davon, daß Das, was er aus freier Wahl thut, zu einem Gegenstand der Verbindlichkeit gemacht werden muß. Er handelt aus natürlichen Trieben, ohne mit Förmlichkeiten bekannt zu seyn, und wenn er aufgefordert wird, oder in Streitigkeiten geräth, so nimmt er seine Zuflucht zum Schwerte, als dem endlichen Entscheidungsmittel, so oft die Frage ist, wer recht oder unrecht hat. Erst mit der Bildung eines festliegenden Eigenthums und bei der Vermehrung der Glieder einer Nation erwacht das Bedürfniß nach einer Regierung, die der Person und dem Eigenthum gegen innere und äußere Angriffe Schutz und Sicherheit gewährt. Aus diesem Zwecke fließen die Regierungsrechte des Staates. Es sind entweder allgemeine, formelle, die richterliche, gesetzgebende, ausübende und aufsehende Gewalt (s. Hoheit und Hoheitsrechte), oder besondere, oder materielle, als: 1) das Recht der Repräsentation oder die Befugniß des Regenten, den Staat vorzustellen, dessen Gerechtsame auszuüben und dessen Verpflichtungen nachzukommen; 2) das Recht der Waffen, jus armorum, oder das Recht des Staatsoberhaupts, Alles, was auf dessen Vertheidigung abzweckt, anzuordnen und zu leiten; 3) die Ernennung der Behörden und Besetzung der Aemter; 4) das Recht, die Einkünfte des Staats zu bestimmen und darüber zu verfügen, sowie auch Auflagen auf die Glieder des Staats oder dessen Vermögen zu legen und sie zu erheben; 5) die richterliche Gewalt, oder das Recht, in Streitigkeiten der Unterthanen über den Besitz zu entscheiden; 6) das Recht, über Leben und Tod nach den Gesetzen zu sprechen, und das Begnadigungsrecht; 7) die aufsehende oder Polizeigewalt zur Sicherheit der Ruhe und Wegräumung aller Hindernisse der innern Ordnung und Handhabung der gesetzmäßigen Mittel zu diesem Zwecke. Die angeführten Rechte nennt man auch die innern im Gegensatze zu den äußern, welche die Sicherheit des Staats von Außen betreffen, als 1) das Recht, Bündnisse, Verträge, Handelsconventionen &c. mit andern Staaten zu schließen; 2) das Recht, Krieg zu erklären; 3) Frieden zu schließen; 4) das Recht der Retorsion oder das Regierungsrecht, vermöge dessen der Regent die Befugniß besitzt, Maßregeln, welche andere Staaten ergriffen haben, und die seinen Unterthanen nachtheilig sind, durch ähnliche gegen den fremden Staat zu erwiedern. Mit den Regierungsrechten sind meist noch andere verknüpft, die zwar nicht aus dem Begriffe der Regierung nothwendig fließen und folglich nicht nothwendig sind, die aber für das Wohl des Staates nützlich sind; sie beziehen sich meist auf die Vermehrung der Einkünfte, der Würde des Staatsoberhauptes und heißen Regalien (s. d.).

Regiomontanus, geb. 1436, eigentlich Johann Müller, nahm aber von seinem Geburtsorte Königsberg in Franken den Namen Regiomontanus an. Eine große Neigung zog ihn zur Mathematik, in der er sich seit 1451 unter Leitung des bekannten Mathematikers Georg von Peurbach ausbildete. Hierauf ging er nach Wien und trug dort seine Wissenschaft mit allgemeinem Beifall vor. 1461 ging er mit dem Cardinal Bessarion nach Italien und studirte dort die griech. Sprache mit einem solchen Eifer, daß er einige Zeit nachher mehre mathematische und astro-

nomische Werke aus dem Griechischen übersetzte und einen Auszug aus dem „Almagest" des Ptolemäus, welchen Peurbach begonnen hatte, zu Stande brachte, der 1469 zu Venedig erschien. Sein „Tractatus de doctrina triangulorum" war in dieser Art das erste Werk. Nachdem er einige Zeit am Hof des ungarischen Königs Mathias Corvinus zugebracht hatte, ging er 1471 nach Nürnberg, wo er eine Buchdruckerei errichtete, welche sich durch die Correctheit der Ausgaben einen großen Namen machte. Auf Sixtus's IV. Ruf, der ihm eine Umänderung des Calenders übertrug, reiste er zum zweiten Male nach Rom (1474). Der Papst ernannte ihn zum Bischofe von Regensburg; doch genoß er nicht lange dieses Glück. Er starb 1476 an der Pest, oder wie Andere behaupten, ermordet durch die Söhne des Georg von Trapezunt, in dessen Uebersetzungen er viele Fehler nachgewiesen hatte und deßhalb unter der Rache der Söhne fiel. Müller hatte große Verdienste um das Studium der Algebra, das in Deuschland fast gänzlich vergessen war und von ihm neu belebt wurde. Seine astron. Beobachtungen, „Ephemerides", berechnet von 1475—1506 (Nürnberg 1474; Venedig 1476 und 1484; endlich Köln 1488 in 4.), sind sehr genau und erwarben ihm großen Ruhm. Auch verdankt ihm die Trigonometrie eine höhere wissenschaftliche Ausbildung. Außer seinen Schriften über Gewicht, Brennspiegel, Wasserleitung ꝛc., die alle von großen Kenntnissen zeugen, schrieb er besonders folgende: „Calendarium" (Nürnberg, 1473, 4.); „De reformatione Calendarii" (Venedig 1489, 4.); „Tabula magna primi mobilis" (Nürnberg, ohne Jahr, 4.); „De cometae magnitudine longitudineque" (Nürnberg 1531, 4.); „De triangulis omnimodis libr. V." (Nürnberg 1533, Fol.); „Tabulae directionem profectionumque in nativitatibus multum utiles" (Venedig 1585, 4.). Ueberdieß soll er noch eine Chiromantie und Physiognomie geschrieben haben.

Register, ein Verzeichniß von Namen und Dingen, vorzüglich, wenn sie Einer Art sind; uneigentlich, z. B. im schwarzen Register stehen, beim Gerichte im Verzeichnisse derjenigen Personen eingetragen seyn, welche durch frevelhaftes Leugnen und Lügen vor Gericht sich einer Eidesleistung unfähig gemacht haben. Im Bergwesen, die geschriebene Rechnung, welche der Schichtmeister oder Steiger über Einnahme, Ausgabe und Vorräthe eines Berggebäudes führt. Mehre Dinge einer Art selbst, wie alle zu einer einzelnen Stimme gehörende Pfeifen in der Orgel. Bei den Drechslern, eine Stange mit kleinen Zapfen, die Rückenlehne, je nachdem man will, nahe oder entfernter zu stecken, und bei den Kunstdrechslern alle zu einer Arbeit gehörende Dinge. Ein Werkzeug, mehre Dinge einer Art damit zu bewegen, wie in den Orgeln die dünnen beweglichen Stäbe unter dem Pfeifenstocke, durch deren Schiebung die Oeffnungen eines Pfeifenregisters oder der zu Einer gewissen Stimme gehörenden Pfeifen geöffnet oder geschlossen werden, daher, alle Register ziehen so viel ist, als alle Stimmen der Orgel spielen lassen. An den Oefen der Scheidekünstler besteht ein Register aus mehren Oeffnungen, die mit einer einzigen Bewegung nach Belieben geöffnet und verschlossen werden können. Ein metallenes Werkzeug, die Schraubenmutter mittelst desselben zu drehen. **Register halten**, heißt bei den Buchdruckern, darauf sehen, daß die Bogen beim Widerdrucke genau in die Punkturlöcher des Schöndrucks kommen, damit die Schrift auf beiden Seiten völlig auf einander passe.

Registerschiffe werden die Kauffahrteischiffe genannt, die den spanischen Handlungshäusern (besonders denen von Cadiz u. Sevilla) nach dem spanischen Amerika gesendet werden, jene Län mit europäischen Waaren zu versehen. Hierzu wird eine Erlaub des in Madrid seinen Sitz habenden Raths von Indien erford wofür eine Abgabe entrichtet werden muß, die einen Theil der Kr einkünfte der Könige von Spanien ausmacht. Ein solches Fahrz wird in die Register des Handlungshofes zu Cadiz eingetragen (regiſtr daher sein Name.

Reglement (Dienst-), die systematisch geordnete Festsetzung al Dienstpflichten und Obliegenheiten des Kriegsmanns jedes Grades i einem Heere, sowohl im Kriege wie im Frieden. Es gründet sich a die ursprünglichen und nothwendigen Einrichtungen eines Heeres u Allgemeinen, auf die überall gültigen Kriegsgesetze gesitteter Völ und endlich auf besondere volksthümliche Ansichten oder Bestimmung der höchsten Staatsbehörden. Es gilt daher als die vornehmste Ric schnur bei den Entscheidungen in allen Vorfällen des Dienstes gew sermaßen als Gesetzbuch, theilt aber auch als solches das Loos alle Gesetzbücher, d. h. Zeit und Bedürfniß machen fortwährend Erläuterungen und Zusätze nöthig und führen Abänderungen herbei, welche eine periodische Durchsicht des Dienstreglements sehr wünschenswerth machen. In den mehrsten Staaten bestehen neben dem Dienstreglement besondere Kriegsartikel oder Grundgesetze für den Kriegsmann, in Ansehung der Mannszucht, welche zu beachten er sich beim Fahneneid verpflichtet, und bei deren Uebertretung weder Entschuldigung noch Erlaß der Strafe zu erwarten ist; ferner ein besonderes Exercirreglement für die eigentliche Gefechtslehre, d. h. für die taktischen und Waffenübungen der verschiedenen Truppengattungen, auch wohl besondere Reglements für diesen und jenen Wirkungskreis oder Dienstzweig, z. B. Wirthschafts-, Verpflegungs-, Werbereglements u. dgl. — Nach Hoyer's „Geschichte der Kriegskunst" gab schon Kaiser Friedrich I. den Heeren, die er nach Italien führte, besondere Kriegsgesetze, um Zucht und Ordnung besser handhaben zu können; die Heerführer, wie auch Bischöfe und Aebte, mußten durch Handschlag die Aufrechthaltung dieser Gesetze angeloben. Später setzten Ferdinand der Katholische, Franz I. und Heinrich II. von Frankreich und Karl V. durch ordentliche Kriegsgesetze die europäische Kriegszucht auf einen bessern Fuß. Ebenso waren im 15. und 16. Jahrh. in den mehrsten Heeren Dienstreglements eingeführt; auch fingen schon einzelne Schriftsteller an, die Obliegenheiten der Officiere und Soldaten wissenschaftlich abzuhandeln (wie Fronsberg in s. „Kriegsbuche"). Der Prinz von Oranien gab für die Niederländer das erste Exercirreglement zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges.

Regnard (Jean François), franz. Lustspieldichter, geb. 1647 zu Paris von wohlhabenden Eltern. Früh erwachte in ihm der Trieb, die Welt zu sehen. Nach einigem Aufenthalte in Italien schiffte er sich auf einem engl. Schiffe nach Marseille ein, wurde unterwegs von Seeräubern gefangen und nach Algier in die Sklaverei gebracht. Als großer Schmecker in der Kochkunst wohl erfahren, gewann Regnard dadurch die Liebe seines neuen Herrn, die sich aber bald in Haß verwandelte, als der eifersüchtige Türke bemerkte, daß Regnard mit den

Frauen des Hauses ziemlich vertraut ward. Angeklagt bei den Gerichten, sollte Regnard zwischen dem Scheiterhaufen oder dem Turban wählen, als zu seinem Glücke das aus der Heimath verschriebene Lösegeld ankam, und er durch Vermittelung des franz. Consuls die Freiheit erhielt. Mit einer reizenden Provençalin, die er in Bologna kennen lernte und die mit ihm die Sklaverei getheilt hatte, deren Gatte aber in Algier als Sklave bleiben mußte, ging er nun nach Paris, wo er bald darauf die Nachricht von des Letztern Tode erfuhr. Jetzt, glaubte er, stehe der Erreichung seiner Wünsche nichts mehr im Wege, und die kurze, von der Geliebte bedungene Trauerfrist war fast verstrichen, als plötzlich der Todtgeglaubte erschien, den ein Paar Mönche losgekauft hatten. Aus Verdruß über diese getäuschte Hoffnung verließ Regnard Paris und ging über Holland nach Dänemark und Schweden, wo ihn Karl XI. sehr wohl aufnahm und zu einer Entdeckungsreise nach Lappland ermunterte. Regnard unternahm sie in Gesellschaft zweier Landsleute, beschiffte den bothnischen Meerbusen und ging über Tornea bis an die Küste des Eismeers, kehrte dann nach Stockholm zurück, reiste über Danzig nach Polen, Ungarn und Deutschland und kam nach einer 3jährigen Abwesenheit wieder in Paris an, geheilt von seiner Liebe und seinem Hange zum Reisen und zum Spiel. In der Gegend von Dourdan, wo er sich einen Rittersitz und die Stelle eines Lieutenant des eaux et forêts et des chasses de la forêt de Dourdan kaufte, lebte er fortan den Wissenschaften und den Freuden eines muntern und geistreichen Umgangs mit ausgezeichneten Menschen. Hier verfaßte er die Beschreibung seiner Reisen und den größten Theil seiner Lustspiele, von denen Voltaire sagt: „Wem Regnard nicht gefällt, der ist nicht werth, Molière zu bewundern". Die besten dieser Stücke sind: „Der Spieler", „Der Universalerbe", „Der Zerstreute" und „Die unverhoffte Rückkehr". Seine Lustspiele sind launige Intriguenstücke und erhalten sich auf der franz. Bühne. Der vollständigen Ausgaben seiner Werke gibt es mehre. Regnard starb 1709 (nach A. 1710) an den Folgen des unvorsichtigen Gebrauchs einer Arznei, die er gegen eine Unverdaulichkeit einnahm.

Regnier, 1) (Mathurin), geb. zu Chartres 1573, gest. zu Rouen 1613, und bekannt unter dem Namen des guten Regnier, zeigte schon in der Jugend einen unüberwindlichen Hang zur Satyre. Sein Dichtertalent erwarb ihm mächtige Freunde. Der Cardinal François de Joyeuse nahm ihn mit sich nach Rom; ein zweites Mal begleitete er den franz. Gesandten, Philippe de Bethune, dahin. Einträgliche Pfründen gestatteten ihm ein ganz den Lüsten geweihtes Leben, welches jedoch seinen frühen Tod herbeiführte. — Seine Werke (London 1733, 4., und Paris 1756, 2 Bde., 12.) enthalten Satyren, Episteln, Elegien, Stanzen, Oden ꝛc. worunter jedoch eigentlich nur die erstern, 16 an der Zahl, seinen Dichterruhm begründet haben. Persius und Juvenal sind seine Vorbilder, und er übertrifft sie wenigstens durch Zügellosigkeit seiner Bilder. Sein Colorit ist kräftig, aber sein Styl und seine Sprache sind incorrect, seine Scherze niedrig und oft schmutzig; doch fehlt es ihm nicht an echt dichterischen Wendungen, an feinem Witz und anziehender Gemüthlichkeit. — 2) François Seraphin Desmarais, richtiger Desmarets), Schriftsteller, geb. 1632 zu Paris,

gest. 1713, studirte zu Nanterre, dann in dem Collegium zu Montaigu die Philosophie, deren scholastische Spitzfindigkeit ihm ebenso sehr verhaßt waren, als ihn die schönen Wissenschaften angezogen. Schon in dieser Zeit übersetzte er die dem Homer gewöhnlich zugeschriebene „Batrachomyomachie" ins Französische. Von seinem Vater wenig unterstützt, suchte er die Gunst einflußreicher Männer, in deren Gefolge er angenehme und lehrreiche Reisen machte. Im 36. Jahre trat er zum geistlichen Stande über, da Ludwig XIV. seine Verdienste um den Staat durch eine Priorstelle belohnte. Zwei Jahre darauf erwählte ihn die franz. Akademie zum Mitgliede. Ihm vorzüglich wurde die Herausgabe des „Dictionnaire de l'Académie" übertragen. Alle Memoiren, die bei dieser Gelegenheit im Namen der Akademie erschienen, waren Regnier's Werk. Er ist auch der Verfasser einer im Namen der Akademie erschienenen „Grammaire française" (1676, 1 Bd., 12). Zu seinen bessern Arbeiten rechnen wir auch seine Uebersetzungen von Cicero's Büchern „De divinatione" und „De finibus bonorum et malorum" (1710, 12.), auch seine ital. Uebersetzungen der Anakreontischen Oden (1692). Noch in seinem 80. Jahre sammelte er seine Gedichte, und gab sie unter dem Titel „Poésies françaises, latines, italiennes et espagnoles" (1708, 1716 u. 1750) heraus.

Regreß, Recurs, Rückgang, Schadloshaltung, z. B. wenn bei einer von einem Andern verbürgten Schuld der Gläubiger sich im Fall des Nichtzahlens des Schuldners an den Bürgen hält und wenn der Empfänger eine Summe, im Fall Der, auf den der Wechsel gezogen, nicht zahlen will, an die Vormänner des Bezogenen oder den Aussteller des Wechsels (Trassenten) seinen Regreß nimmt.

Regulus, s. Attilius.

Regulus, s. König, daher regulinisch.

Rehabilitation, diejenige Handlung, vermöge deren einer Person, die durch Gesetz oder richterlichen Ausspruch des Besitzes von Gütern, Aemtern, Würden und andern Gerechtsamen für unfähig erklärt ist, diese Fähigkeit wieder ertheilt wird. Dieß kann sowohl im Wege der Gnade als durch richterliches Urtheil geschehen. Auch das Andenken eines Verstorbenen, eines ungerechter Weise Hingerichteten kann rehabilitirt werden, wenn z. B. die Familie eine Revision des Processes auswirkt. Dann werden auch andre Folgen, z. B. Confiscationen zurückgenommen.

Reich hieß im Allgemeinen das deutsche Reich (s. d.). Im engern Sinne verstand man unter Reich den oberrheinischen, bairischen, schwäbischen und fränkischen Kreis.

Reich (Philipp Erasmus), Buchhändler zu Leipzig, geb. 1717 zu Laubach in der Wetterau, gest. 1787. Nachdem er aus Neigung den Buchhandel in Frankfurt a. M. erlernt, seine Kenntnisse durch eine Geschäftsreise nach London bereichert und einer Buchhandlung in Stockholm vorgestanden hatte, wo er sich durch unermüdlichen Fleiß und durch Benutzung achtungswerther Bekanntschaften, die vielseitigsten Kenntnisse seines Fachs erworben hatte, kam er bald, als Factor angestellt, in die Buchhandlung des königl. polnischen und kurf. sächs. Hofraths, Mor. Georg Weidmann, nach Leipzig. Der gewandte, glücklich speculirende und thätige Geist Reich's äußerte bald seinen wohlthätigen Einfluß auf diese damals ihrem Verfalle nahe Hand-

lung. Die richtige Vermuthung, daß in dem damals begonnenen siebenjährigen Kriege, bei dem wahrscheinlichen Einrücken franz. Hülfstruppen in Deutschland, der Wunsch, die franz. Sprache zu erlernen, bei Vielen rege werden dürfte, bewog ihn, Peplier's „Franz. Grammatik" für die Weidmann'sche Handlung zu kaufen und ein Privilegium auszuwirken. Dieses Unternehmen gelang ungemein. Da Reich durch ähnliche zeitgemäße Unternehmungen die seiner Verwaltung anvertraute Handlung binnen einigen Jahren in einen blühenden Zustand gebracht hatte, so wurde er 1762 mit Gehalt associirt. Vermöge eines Vertrags mit der einzigen Tochter des indessen verst. Inhabers der Handlung, sollte derjenige von beiden Theilen, welcher den andern überleben würde, Eigenthümer der unter der Firma: M. G. Weidmann's Erben und Reich, zum höchsten Flor gebrachten Handlung bleiben. Reich starb, und die Weidmann'sche Tochter kaufte seiner Witwe das Verlagsrecht und den Vorrath der Schriften Gellert's, welcher dieser seinem Freunde Reich in dessen eigenthümlichen Verlag gegeben hatte, für 10.000 Thlr. ab Zur glücklichen Betreibung seines Geschäfts unterhielt Reich mit den namhaftesten Gelehrten eine fortwährende Verbindung. Er vereinigte daher zu einer Abendgesellschaft wöchentlich ein Mal in seiner Wohnung die ersten Gelehrten und Künster Leipzigs, einen Ernesti, Weiße, Zollikofer, Blankenburg, Plattner, Morus, den Geh. Kriegsr. Müller, Kapp, Dörrien, Rosenmüller, Oeser u. A. Durch den Rath und die Verwendung dieser Männer bekam er viele ausgezeichnete Werke in Verlag. Den um die Weidmann'sche Handlung verdienten Männern und achtungswürdigen Gelehrten gab er oft thätige Beweise seiner Dankbarkeit. Im 4. Bd. von Lavater's „Physiogn. Fragmenten" findet sich sein Bild, seine nachgestochene Handschrift und eine Beurtheilung seines Charakters.

Reichard (Heinrich August Ottokar), herzogl. sachsen-gothascher Director des Kriegscollegiums, Geh. Kriegsrath, Ritter des königl. sächs. Verdienstordens und Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften, geb. zu Gotha 1751. Durch Privatunterricht vorbereitet, bezog Reichard die Universitäten Göttingen, Leipzig und Jena, um sich der juristischen Laufbahn zu widmen. 1771 in das väterliche Haus zurückgekehrt, wurde er von der damals in Gotha vorwaltenden Liebe zur Literatur ergriffen, und neigte sich mehr zu den Studien und den schriftstellerischen Beschäftigungen als zu dem Geschäftsleben hin. Gotter und Klüpfel wurden seine Führer. Er trat mit Glück als Dichter in den Musenalmanachen und als Mitarbeiter an den beliebtesten Zeitschriften auf. Die Versetzung der Seyler'schen Schauspielergesellschaft nach Gotha und die nähere Bekanntschaft mit Eckhof, Brandes, Böck, Koch und mit der Seyler'schen Familie gaben seiner Thätigkeit die Richtung für das Theaterwesen, welches seine Berufssphäre wurde, als, nach seinem Plane, der Herzog Ernst ein Hoftheater errichtete und Reichard zum ersten Director desselben ernannte. Mit diesem Amte war, nach seinem Wunsche, zugleich eine Anstellung bei der öffentlichen Bibliothek und die Aufsicht über die Privatbibliothek des Herzogs verbunden. Nicht allein mehre Stücke, die sich längere Zeit auf der Bühne hielten, gingen größtentheils nach franz. und ital. Vorbildern aus seiner Feder hervor, auch den ersten deutschen Theatercalender, den Gothaer, und das „Theaterjournal" (noch immer wichtig

für die Geschichte des deutschen Theaters) verdankt ihm die Literatur. Auch gehört Reichard mit zu den Begründern der „Gothaer gelehrten Zeitung"; er wurde bald der Herausgeber der „Olla Potrida", des „Nouveau Mercure de France", des diesem folgenden „Journal de lecture", der „Romanenbibliothek", und stand mit vielen bedeutenden Schriftstellern des In- und Auslandes in literarischem Verkehr. Dabei gewann er immer mehr das Vertrauen des edeln Herzogs Ernst. An der Seite einer liebenswürdigen Gattin bereiste er Deutschland, die Schweiz, Italien und Frankreich; diesen Reisen verdanken wir Reichard's allgemein verbreitete Reisebücher: s. „Guide des voyageurs", s. „Passagier auf Reisen", in zahlreichen Aufl., seine „Kleinen Reisen", in 8 Bdn., u. a. m. Als Schriftsteller im Felde der Politik ließ sich Reichard beim Ausbruche der franz. Revolution nicht durch die glänzenden Seiten derselben verblenden. Er zog sich besonders durch seine „Revolutionsalmanache" manchen boshaften Angriff zu; allein er blieb seinem Systeme treu, vertheidigte die bestehende Ordnung der Dinge, ihre Entwickelung ohne gewaltsame Sprünge, und die Fürstenrechte. Auch von Herzog Ernsts beiden Söhnen und Regierungsfolgern, August und Friedrich, wurde Reichard geschätzt und in mancherlei Verhältnissen des Staatsdienstes gebraucht. Der neue Regent Gothas bewies ebenfalls seine Achtung dem würdigen Veteran unserer Literatur, dessen reichhaltiges Schriftenverzeichniß in Meusel's „Gelehrten Deutschland" nachzusehen ist. Reichard starb zu Gotha den 17. Oct. 1828. S. sein Leben, von F. Cramer, in den „Zeitgenossen", H. 3, 1830.

Reichardt (Joh. Friedr.), ein berühmter deutscher Tonsetzer und Theoretiker in der Musik, war zu Königsberg 1752 geboren. Frühe zeigte er entschiedene Neigung zur Musik und erwarb sich in Kurzem eine solche Fertigkeit in derselben, daß er schon im 10. Jahre als gewandter Spieler der Geige und des Pianoforte durch Norddeutschland reiste. Reichardt, dem nicht bloß genügte, ein tüchtiger Künstler in seinem Fache zu werden, sondern nach einer höhern wissenschaftlichen Ausbildung strebte, studirte erst in seiner Vaterstadt und besuchte vorzugsweise die Vorlesungen Kant's, von dem er auch später, 1812, eine Schilderung in seinem Taschenbuche „Urania" entwarf. 1771—72 setzte er seine Studien in Leipzig fort. Die Jahre 1773—74 brachte er auf einer Reise durch Deutschland zu, kehrte nach Preußen zurück und ward als Secretair bei der Domainenkammer angestellt. Er hatte sich unterdessen durch mehre Compositionen bekannt gemacht, und Friedrich der Große berief ihn 1779 an Graun's Stelle als Capellmeister für die italienische Oper nach Berlin. Hier errichtete er ein Concert, wo theils seine Arbeiten, die in Graun's und Hasse's Manier gehalten waren, theils die noch unbekannten vorzüglicheren Werke der Italiener aufgeführt werden sollten. 1782 reiste er auf eine Zeit nach Italien, besuchte drei Jahre darauf London und Paris. Die musikalische Akademie zu Paris übertrug ihm die Composition zweier Opern, „Tamerlan" von Morel und „Panthee" von Berquin; die erste vollendete er, doch mit der letztern kam er nur bis zur Hälfte. Wahrscheinlich hatte ihn der Tod Friedrichs des Großen daran verhindert; er reiste nach Berlin zurück, um eine Trauercantate, welche der Marchese Lucchesini verfertigt hatte, in Musik zu setzen. Diese, welche einer der gediegensten Arbeiten Reichard's ist und 1787

zu Paris in Partitur erschien, wurde bei dem Begräbnisse des Königs zu Potsdam gegeben. Unter Friedrich Wilhelm II., der ein warmer Verehrer der Musik war, eröffnete sich für Reichardt eine größere thatenreichere Laufbahn. Das Orchester des Prinzen von Preußen, was in Hinsicht der Leistungen das alte königliche übertraf, wurde mit diesem vereinigt und Reichardt die Direction anvertraut. Durch seine Bemühungen wurde es bald eines der ausgezeichnetsten in Deutschland. Für die italienische Oper setzte Reichardt die Opern „Andromeda", „Protesilao", doch nur den ersten Act von dieser; ferner die beiden großen Opern „Brenno" und „Olimpiade"; ebenso war er für das Nationaltheater thätig. 1799 ging er wieder nach Rom, um Sänger und Sängerinnen zu engagiren. Bei seiner Rückkehr fiel er in eine Krankheit, als Folge der Reisebeschwerlichkeit, und konnte deßwegen die Oper „Olimpiade" nicht vollenden. Reichardt hatte mit manchen Unannehmlichkeiten, die theils durch Mißverständnisse, theils durch Uebelwollen Anderer veranlaßt wurden, und die ihm vielen Verdruß verursachten, zu kämpfen, welches ihn bewog, um seinen Abschied einzukommen: er erhielt zwar diesen nicht, doch die Erlaubniß, drei Jahre hindurch außer seinen Dienstverhältnissen zuzubringen, um seine Gesundheit, die gelitten hatte, zu pflegen. Er bezog das Landgut Giebichenstein bei Halle. Doch der König rief ihn bald zurück, um die Oper „Olimpiade", die bei einer großen Hoffeierlichkeit aufgeführt wurde, zu dirigiren. Hierauf lebte er zurückgezogen auf seinem Landsitze bis 1792, wo er zum dritten Male eine Reise nach Paris machte. Das Resultat derselben waren seine „Vertrauten Briefe" in 2 Bänden, die viel Aufsehen erregten. In denselben zeigte er sich in mancher Hinsicht der franz. Revolution geneigt, was ihm seine völlige Entlassung zuzog. 1795 ging er nach Hamburg und schrieb sein Journal „Frankreich"; doch in demselben Jahre rief ihn der König wieder zurück und ertheilte ihm die Stelle eines Salinen-Directors zu Halle. Unter dem Könige Friedrich Wilhelm III. behielt er ebenfalls dieß Amt und wurde für die italien. Oper und das Nationaltheater beschäftigt. 1798 componirte er „Rosmunda" und erhielt vom Könige 1500 Thlr. geschenkt, nebst einer Erhöhung seines Gehaltes von 800 Thlrn. Früher hatte er am Krönungstage die „Geisterinsel" von Gotter, meisterhaft von ihm in Musik gesetzt, aufgeführt. 1800 componirte er die Oden Friedrichs des Großen und führte seinen „Tamerlan" deutsch auf. 1801 setzte er Kotzebue's Oper, „Der bezauberte Wald", und einige Stücke aus den „Kreuzfahrern"; ebenso die Instrumental- und Gesangstücke für Göthe's „Egmont" und dessen Schweizer-Oper „Jery und Bäthely". Nicht völlig gelang ihm der Versuch, das franz. Vaudeville auf das deutsche Theater zu bringen, wenngleich er die satyrische und epigrammatische Tendenz dieser Stückchen fahren ließ und zu seinem Gegenstande einen sentimentalen, die Deutschen mehr ansprechenden Stoff aus der Revolution wählte. Seine beiden andern Liederspiele, „Juchhei" und „Kunst und Liebe", gefielen weniger als das erstere, „Liebe und Treue". 1803 ging er nochmals nach Frankreich und ward correspondirendes Mitglied des Instituts. Seine Reise beschrieb er wieder in „Vertrauten Briefen", 3 Bde., die nicht weniger allgemein gelesen wurden als die ersten. Beim Vordringen der Franzosen 1806 verließ er Halle und lebte ein Jahr in Danzig, Königsberg und Me-

mel. Nach dem Frieden von Tilsit kehrte er nach Halle zurück. Die Stelle als Salinendirector war eingezogen, doch erhielt er das Versprechen von der Regierung zu Kassel, seinem Verluste gemäß entschädigt zu werden. Man schlug ihn zum Unterpräfecten von Halle und zum Generalsecretair der Präfectur zu Magdeburg vor; der König von Westfalen ernannte ihn aber mit 9000 Franken Gehalt zum Director der deutschen und französischen Bühne. Er schrieb hier Einiges für den Hof und die kleine Oper „L'heureux naufrage". 1803 reiste er nach Wien, um Sänger für die Opera buffa zu engagiren. Die dortige Generaldirection der Theater trug ihm die Composition der Oper „Bradamanta" von Collin an; da er aber zu dieser Arbeit keinen längern Urlaub von Kassel erhalten konnte, wollte er sich in Wien durch die Annahme einer ehrenvolle Stelle fixiren, als der Krieg mit Frankreich wieder ausbrach. Reichardt kehrte auf sein Landgut Giebichenstein zurück und schrieb dort die interessanten „Briefe über Wien". Er starb am 27. Juni 1814. Reichardt war nicht so sehr ein musikalisches Genie; aus diesem Grunde brach er sich auch keinen neuen Weg, sondern seine trefflichen Talente hatte er durch Studium sorgfältig und glücklich ausgebildet. Sein Muster war vorzüglich Gluck, daher auch in seinen Compositionen ein Streben nach Charakter und einfacher Größe sichtbar ist, das aber manchmal in Trockenheit, Steifheit und Leere übergeht. Seine besten Werke sind die Trauercantate, die „Geisterinsel", die Hexenmusik in „Macbeth" und die Composition der Göthe'schen Lieder; die letztern sind Meisterwerke seiner Musik, ganz der leichten gemüthlichen Naivetät und dem einfachen Charakter der Gedichte anpassend; Klopstock's, Herder's und Schiller's Lieder gelangen ihm weniger; die Musik derselben ist meist trockene Declamation. Reichardt war ein geistvoller Mann und seine „Vertrauten Briefe" beurkunden ihn als einen feinen Beobachter; doch tadelte man seine Eitelkeit und Ruhmredigkeit. — Seine erste Frau, **Julie Reichardt**, geb. 1752 zu Berlin, Tochter des berühmten Franz Benda, war eine der besten Sängerinnen der damaligen Zeit und auch Componistin. Sie bildete seit ihrer Verbindung mit Reichardt (1776) ihr Talent immer aus, starb aber in der Mitte ihrer herrlichen Laufbahn 1783. Unter Reichardt's Töchtern ist **Louise** Reichardt als Liedercomponistin ebenfalls ausgezeichnet. Sie lebte seit 1808 in Hamburg vom Gesangunterricht und starb 1826.

Reiche der Natur. Bei einem auch flüchtigen Ueberblicke der Gegenstände der Sinnenwelt spalten sich diese von selbst dem Beobachter in zwei große Classen: in die, deren Individuen ein inneres Leben besitzen und sich durch Zeugung fortpflanzen, und in die, deren Individuen kein inneres Leben besitzen, sondern sich durch Stoffansetzung von Außen vergrößern. Die erstern heißen organische, die letztern unorganische Wesen. Die organische Classe theilt ein Hauptunterschied wieder in zwei Classen: die Wesen derselben sind entweder mit Empfindung und Locomotivität begabt, man nennt sie Thiere; oder leben bloß dem Vegetations- und Zeugungsprocesse; sie heißen Pflanzen. Nach Diesem lassen sich die Gegenstände der Sinnenwelt füglich in drei Classen oder Naturreiche theilen, in das Thier-, das Pflanzen- und Mineral- oder Steinreich. (Vgl. **Naturgeschichte**.)

Reichenbach, die regelmäßig gebaute Hauptstadt des gleichnamigen Kreises (6 □M, 44.000 Ew.) im Reg.-Bez. Breslau, preuß. Provinz Schlesien, 8 Meilen von Breslau entfernt, am Fuße des Eulengebirges und am Peilbache, in einer lieblichen und freundlichen Gegend, durch Mauern und Schanzen geschützt, mit 4 Thoren, 1 evangelischen und 2 katholischen Kirchen, von denen die eine Pfarr-, die andere Begräbnißkirche ist, 1 katholischen Propstei, 1 evangelischen höheren Bürgerschule und 1 katholischen Bürgerschule, 1 Waisenhause für Knaben, 584 Häusern und 4200 Einwohnern, denen Cattun- und Tuchweberei, Muselin- und Parchentfabrication und die sehr besuchten Getreide- und Garnmärkte die Hauptnahrungszweige bieten. Reichenbach ist in geschichtlicher Hinsicht wegen der Schlacht am 17. August 1762 und der am 27. Juni 1790 zwischen Oestreich und Preußen abgeschlossenen Convention merkwürdig, welche damals durch den zwischen Oestreich und dem türkischen Reich vermittelten Frieden letzteres von seinem Untergange rettete. — Hier schlossen ferner die Gesandten Großbritanniens einen Subsidientractat mit Preußen und Rußland den 14. und 15. Junius 1813, der viel zum Abbruch der Friedensunterhandlungen in Prag beitrug, worin England sich verpflichtete, zur Vergrößerung Preußens, wenigstens auf den Fuß vor 1806, mitzuwirken, wenn solches die Erfolge der verbündeten Waffen und die geographischen und statistischen Verhältnisse erlaubten. Dagegen versprach Preußen an Hanover einen Theil seiner alten Besitzungen abzutreten. Auch Oestreich schloß nachher eine eventuelle Allianz mit den Kronen Preußen und Rußland, welche den 27. Julius 1813 vom Kaiser Franz bestätigt wurde.

Reichenbach (Georg von), einer der ersten mechanischen Künstler unserer Zeit, ward zu Manheim 1772 geb., 1793 als Officier, 1811 als Salinenrath im Königreiche Baiern angestellt und mit dem baierischen Civilverdienstorden geschmückt. Er starb zu München den 21. Mai 1826. Reichenbach besaß von Natur eine ungemeine Gabe zu erfinden; sein Genie faßte schnell die Hülfsmittel auf, welche sich in den Gebieten der Mechanik und Optik darboten, um Naturerscheinungen genauer und sicherer zu beobachten als bis jetzt der Instrumente wegen geschehen konnte; und ebenso leicht erkannte er das Mangelhafte an den vorhandenen Werkzeugen, den Beobachtungen und Versuchen gewidmet, und wußte sie höchst glücklich zu verbessern. Auf einer Reise nach England, wo er Alles, was sich in jenen beiden Fächern der Aufmerksamkeit werth zeigte, sorgfältig untersuchte, bildete er seine Talente für Mechanik noch mehr aus. In sein Vaterland zurückgekehrt, errichtete er in Gesellschaft mit dem Geheimen Rathe von Utzschneider und **Fraunhofer** (s. d.) zu München und **Benedictbeurn** (s. d.) 1805 eine Anstalt, in der unter seiner Leitung die Instrumente zu den größten und umfassendsten astron. und geodät. Operationen in einem Grade von Vollkommenheit, wie sich nie früher Deutschland rühmen konnte, dergleichen geliefert zu haben, gearbeitet wurden. Die großen dreifüßigen Meridiankreise, die zwölfzölligen Repititionskreise, die Theodoliten, verbinden mit der möglichsten Einfachheit und Zweckmäßigkeit eine solche Feinheit und Genauigkeit in der Theilung und Anordnung, daß selbst die englischen übertroffen werden. So wurde ein **Refractor** (s. d.) von 7½ Zoll Oeffnung und 9 Fuß

Brennweite, welcher parallaxisch gestellt, vermöge eines Uhrwerkes, der Bewegung der Sterne folgte, angefertigt. Reichenbach versuchte noch größere Refractoren zu bilden. Ebenso ausgezeichnet in ihrem sinnreichem Baue und ihrer vortrefflichen Anordnung sind Reichenbach's Aequatoriale. Verwickelter und kunstreicher war das Instrument, was Reichenbach 1812 für den Freiherrn von Zach verfertigte; es enthält ein vollkommenes Mittagsfernrohr, einen Repititionskreis nebst einem repitirenden Theodoliten zur Messung der Azimuthe. Nicht weniger verdient machte sich Reichenbach um die baierischen Salinen (s. Berchtesgaden und Reichenhall), für die er mehre der nützlichsten Einrichtungen traf; auch gab er eine neue Baumethode, eiserne Brücken zu errichten, welche er in einem besondern Werke beschrieben hat, heraus. Der jetzige König von Baiern ließ als Kronprinz Reichenbach's Büste von Kirchmayr verfertigen und stellte sie in seinem Pantheon großer Deutschen auf. So trefflich, genau und sicher Reichenbach's Instrumente sich bewiesen, ebenso wohlfeil waren sie im Preise und übertrafen auch in dieser Hinsicht die englischen bei weitem.

Reichenberg, Stadt des bunzlauer Kreises in Böhmen an der Neiße mit 1400 Häusern und 12.000 Einw. und vielen Tuch-, Leinwand- und Strumpfmanufacturen. Es werden hier über 100.000 Stücke Tuch verfertigt und leben 900 Tuchweber, 400 Leinweber und 300 Strumpfwirker. Im weiten Kreise der Besitzungen des Grafen Clam-Gallus herrscht Industrie, Sittsamkeit und Sparsamkeit und fehlt nur noch eine Realschule. Nächst Prag ist Reichenberg die blühendste Stadt in Böhmen.

Reichenhall, Landgericht und 1834 fast ganz abgebrannte Stadt (2400 Einw.) im Isarkreise des Königreichs Baiern, an der Sala, ist gewissermaßen der Concentrationspunkt für die 4 großen, durch die riesenhaften Soolenleitungen mit einander verbundenen bairischen Salinen. Hier sind alle die (größtentheils von dem verst. Ritter von Reichenbach angelegten) Maschinenwerkstätten vorhanden, welche die sämmtlichen Salinen mit einem großen Theil der erforderlichen Betriebsbedürfnisse versehen. Die ältesten Urkunden von der Saline zu Reichenhall reichen bis ins 8. Jahrh. Da aber nach einem so lange fortgesetzten Holzverbrauche unmöglich alle Salzsoole an Ort und Stelle versotten werden konnte, ohne Holzmangel in der Gegend zu verursachen, so wurde schon 1618 fg. eine höchst kunstreiche Soolenleitung von Reichenhall nach Traunstein mittelst Druckwerke, über eine 828 Fuß in senkrechter Linie betragende Höhe und in eine Entfernung von 8 geometrischen Stunden, durch den berühmten Hofbaumeister Reifenstuhl ausgeführt. Eine ähnliche Soolenleitung nach dem holzreichen Rosenheim am Inn wurde 1809 in eine Entfernung von 14 geographischen Stunden von dem Ritter v. Reichenbach binnen 20 Monaten, ungeachtet zahlloser Hindernisse aller Art, ausgeführt, sodaß jetzt alle salzhaltige Quellen, welche man früher wegen Holzmangels unbenutzt ablaufen ließ, versotten werden können. Ebenso kunstreich ward durch Reichenbach 1817 die Verbindung der Salinen zu Reichenhall, Traunstein und Rosenheim mit den Salzbergwerken von Berchtesgaden bewirkt. Obgleich der Ferdinandsberg zu Berchtesgaden 160 Fuß höher liegt als Reichenhall, so mußte die Soole doch wegen der Gebirgszüge zwischen beiden Orten durch eine Wasserkunst und durch zwei Wassersäulenmaschinen

erst 1579 Fuß erhoben werden, um wieder 1740 Fuß bis Reichenhall fallen zu können. Zu dieser ganzen Strecke ist eine theils bedeckte, theils offene Röhrenleitung von fast 102.000 Fuß Länge, theils aus Eisen, theils aus Holz, erforderlich gewesen. Die eine dieser Wassersäulenmaschinen!, nach neuem Princip vom Hrn. v. Reichenbach construirt, löst eine bisher noch nicht versuchte Aufgabe der Hydraulik, indem sie die gesättigte Soole vermittelst eines Druckwerks auf eine senkrechte Höhe von 1218 Fuß emporhebt.

Reichsabschied, s. Deutsches Reich.

Reichsacht, s. Acht.

Reichsämter, s. Erz.

Reichsarmee bestand vormals aus den Contingenten der deutschen Reichsstände. 1681 wurde festgesetzt, wie viel jeder Kreis an Mannschaft stellen sollte, um 40.000 Mann (12.000 Reiter, und 28.000 Mann Fußvolk) zusammenzubringen, und diese, obgleich unverhältnißmäßig vertheilte Bestimmung diente bis zur Auflösung der Reichsverfassung als Grundlage. Bei einem Reichstage wurde später bei der steten Zunahme der stehenden Heere des Triplum und im franz. Revolutionskriege das Quintuplum, also 200.000 Mann, nach einem Beschluß des Kaisers und Reichs bestimmt; viele Stände aber machten, statt Truppen zu schicken, ihre Leistung mit Geld ab, oder kamen zu spät, oder nur mit einem Theil ihres Quantum, oder trennten sich durch Separatfriedensschlüsse von den übrigen Ständen. Nach den Reichsgesetzen befehligten das Heer 2 Generalfeldmarschälle, 2 Generalfeldzeugmeister, 2 Generale der Cavallerie und 2 Generalfeldmarschallslieutenant, deren einer stets von der katholischen und der andre von der evangelischen Confession seyn mußte. Das zur Bestreitung der Kosten für die Reichsarmee erforderliche Geld wurde von der Reichsoperationscasse gezahlt, die aus den Beiträgen der einzelnen deutschen Stände errichtet und unterhalten wurde (s. Römermonat). Die ehemaligen Reichsfestungen Philippsburg und Kehl wurden sonst ausschließend von Truppen der Reichsarmee besetzt. — Das deutsche Bundesherr soll, nach dem Entwurfe von 1818, 300.000 Mann stark seyn und in 10 Armeecorps getheilt werden. Das 1., 2. und 3, Corps, 94.822 M., stellt Oestreich; das 4., 5. und 6., 79.234 M., Preußen; das 7., 35.600 M., Baiern. Zu dem 8. stellen das Königreich Würtemberg 13.955 M., Baden 10.000 M., Großherz. Hessen 6195 M., Hohenzollern-Hechingen 145 M., Hohenzollern-Sigmaringen 356 M., Liechtenstein 55 M., Hessen-Homburg 200 M., und Frankfurt 479 M. Zu dem 9 Corps stellen das Königreich Sachsen 12.000 M., Kurhessen 5400 M., Nassau 3028 M., Luxemburg 2141 M., Reuß älterer Linie 223 M., Reuß jüngere Linie 522 M., S.-Weimar 2010 M., S.-Gotha 1857 M., S.-Koburg 800 M., S.-Hildburghausen 297 M., Schwarzburg-Rudolstadt 539 M., Schwarzburg-Sondershausen 451 M., Anhalt-Dessau 529 M., Anh.-Bernburg 370 M., Anh.-Köthen 325 M. Zum 10. Corps stellen Hanover 13.054 M., Braunschweig 2096 M., Holstein und Lauenburg 3600 M., Oldenburg 2178 M., Waldeck 519 M., Hamburg 1298 M., Lübeck 497 M., Bremen 485 M., S.-Meiningen 485 M., Lippe-Detmold 691 M, Schaumburg-Lippe 240 M., Mecklenburg-Schwerin 3580 M., und Mecklenburg-Strelitz 718 M., Bei diesem Bundesheere ist als Maß-

stab jedes Contingents 1 vom 100 der Volksmenge angenommen. Ueb gens halten die Bundesstaaten eine Landwehr oder Reserve, nach d Maßstabe zu ½ vom 100 der Bevölkerung. (S. Bundesfestunge

Reichsdeputation, eine Auswahl von Ständen des deutsch Reichs, denen gewisse Geschäfte übertragen waren. Man theilte sie ordentliche und außerordentliche. Zu den ordentlichen kamen alle Ku fürsten, einige Reichsfürsten, ein Prälat, 2 Reichsgrafen und die Dep tirten von 6 Reichsstädten zusammen; die erste hatte 1555, die letz 1655 bis 1662 statt. Die außerordentlichen wurden in Hinsicht a Religion in gleichmäßiger Anzahl aus den 3 Reichscollegien gewähl und nur in dem Fall, wenn die zu verhandelnde Sache eine Religion partei allein betraf, wurden bloß aus dieser die Deputirten ernannt. Die Deputationen fanden auf dem Reichstage nur wegen der Menge und Schwierigkeit der Angelegenheiten, außer demselben aber nur in einigen wichtigen Fällen statt. Die letzte außerordentliche Reichsdeputation wurde am 24. August 1802 zur Berichtigung der Entschädigungsangelegenheit und anderer aus derselben fließenden Anordnung niedergesetzt, und der von ihr unter dem Einfluß der vermittelnden Mächte, Frankreich und Rußland, erlassene Reichsdeputationshauptschluß vom 23. Febr. 1803 ist für Deutschlands Geschichte höchst wichtig.

Reichsfürsten, die Glieder der zweiten Classe der deutschen Reichsstände, welche in geistliche und weltliche eingetheilt wurden. Zu jenen gehörten die Erzbischöfe, Bischöfe, gefürsteten Aebte und Aebtissinnen, und Pröpste. Aber seit 1803 kannte der Reichstag nur noch den Reichserzkanzler, den Hoch- und Deutschmeister, der 1805 erblich für einen Prinzen des Hauses Oestreich wurde, und den Großprior des Johanniterordens zu Heitersheim, dessen Besitzungen im Breisgau in demselben Jahre als weltliches Fürstenthum an Baden kamen, sowie das Großpriorat des Ordens einem bairischen Prinzen erblich überlassen wurde. Unter den weltlichen Fürsten begriff man die Herzoge, die eigentlichen Fürsten, Pfalz-, Mark-, Land- und einige Burggrafen, und unterschied altfürstliche Häuser, die schon vor der Mitte des 16. Jahrhunderts die fürstliche Würde und Sitz und Stimme im Reichsfürstenrath hatten, und die neufürstlichen, die erst nachher dazu gelangten. Der Kaiser konnte den Reichsfürsten-Titel auch Denen, die nicht Reichsstände waren, und Ausländern verleihen, und Grafen in den Fürstenstand erheben, ohne daß sie dadurch sitz- und stimmfähig wurden.

Reichsfuß. Der 1690 angenomme leipziger Münzfuß wurde schon 1738 wieder abgeändert und sollten darnach 18 fl. aus der Mark fein geprägt werden, allein 1753 beredeten Oestreich und Baiern den 20 fl. Conventionsfuß und ließen außer Oestreich die sämmtlichen süddeutschen Staaten im Handel und Wandel den 24 fl. Fuß zu, welcher durch die Annahme der Kronenthaler zu 2 fl. 42 Xr. sich der That nach in den 25 fl. Fuß verwandelt hat.

Reichsgesetze wurden von den auf einem Reichstage versammelten Reichsständen, mit Einstimmung aller drei Reichscollegien (in einem jeden nach Mehrheit der Stimmen) entworfen und vom Kaiser ratificirt. Vor 1663 wurden die Schlüsse jedes Reichstags in ein Ganzes, den Reichsabschied, zusammengefaßt; seit 1663, wo der Reichstag beständig versammelt blieb, konnte kein Abschied mehr gemacht werden, und auch eine oft angeregte officielle Sammlung der Reichsschlüsse kam nicht

zu Stande. Die Reichsgesetze waren für die Landesherren verbindlich, ließen aber gewöhnlich die Freiheit, abweichende Landesgesetze zu machen. Doch hatten, wo nicht Landesgesetze entgegenstanden, die Reichsgesetze überall in Deutschland gesetzliches Ansehen. Als Grundgesetze betrachtete man vorzüglich die goldene Bulle Karls IV. von 1356, die Wahlcapitulation, obgleich solche von den Kurfürsten allein ausging, und den westfälischen Frieden vom 24. October 1648.

Reichshofrath, in Deutschland eines der höchsten Gerichte, nach seiner letzten Gestalt 1559 von Kaiser Ferdinand I. errichtet. Der Kaiser ernannte dazu den Präsidenten, Vicepräsidenten und die Räthe; die beiden ersten mußten aus fürstlichem, gräflichem oder freiherrlichem Stande, von Geburt Deutsche und im Reiche mit mittel- oder unmittelbaren Gütern angesessen seyn. Die Zahl der Räthe war auf 24 bestimmt, von denen seit dem westfälischen Frieden 6 Protestanten seyn mußten. In Sachen, wo von beiden Religionsparteien eine gleiche Stimmenzahl erfordert wurde, rechnete man eine protestantische Stimme gleich 3 katholischen; stimmten alle evangelische Reichshofräthe überein, so galt die Mehrheit der katholischen Stimmen gegen sie nicht; stimmte aber einer von jenen den katholischen bei, so entschied die Stimmenmehrheit. Das Gericht theilte sich in die Bank der Grafen, Freiherren und Ritter, und in die der Gelehrten, auf der auch die Neugeadelten saßen, und übte die Rechtspflege nur im Namen des Kaisers aus; daher hörten bei der Erledigung des Kaiserthrons seine Geschäfte auf und begannen wieder, sobald der neuerwählte Kaiser die Wahlcapitulation beschworen hatte. Er hatte übrigens gleiche Gerichtsbarkeit mit dem Reichskammergericht; ausschließlich gehörten vor ihn alle auf kaiserlichen Reservaten beruhende Sachen, z. B. Privilegien und Rangstreitigkeiten der Stände &c., die Lehns- und Proceßsachen der italienischen Reichsvasallen, und das Petitorium der deutschen Reichslehnsachen; denn über das Possessorium konnte auch das Kammergericht entscheiden. Appellationen von dem Reichshofrath fanden nicht statt, sondern nur der Recurs an den Reichstag in den alle Reichsstände interessirenden Sachen. Der Kurfürst von Mainz mußte alle 3 Jahre den Reichshofrath visitiren, der seinen Sitz in der Residenz des Kaisers hatte und bei der Auflösung des deutschen Reichs 1806 aufgehoben wurde.

Reichskammergericht hieß das vom Kaiser Maximilian I. 1495 zur Erhaltung des Landfriedens, nebst dem Reichshofrath angeordnete Reichsgericht, anfangs zu Frankfurt a. M., zuletzt (seit 1693) zu Wetzlar, dessen Gerichtsbarkeit sich über die Streitigkeiten der Reichsstände mit einander, der Unterthanen mit ihrer Landesherrschaft &c. erstreckte. Es wurde daselbst von den Reichsständen unterhalten, von welchen Jeder seinen ihm angeschlagenen Beitrag, welcher Kammer-Zieler genannt wurde, alle halbe Jahre an den Kammergerichts-Pfennigmeister einsenden mußte.

Reichsritterschaft, s. Deutsches Reich.

Reichsstadt war in Deutschland eine dem Kaiser und Reiche unmittelbar unterworfene Stadt, die Sitz und Stimme auf dem Reichstage hatte. Sie hatten ihre Unmittelbarkeit durch Loskaufung von ihren Oberern, durch kaiserl. Verleihung und durch Usurpation erlangt, besonders zur Zeit des Interregnum, wo sie sich gegen die Bedrückungen

der Großen verbündeten und sich der Macht der kaiserl. Reichsvögt entzogen. Die innere Verfassung näherte sich mehr oder weniger der demokrat. und aristokrat. Form, je nachdem sie ihre Magistrate allein aus der Bürgerschaft, oder aus dieser und den Adeligen (Patriziern) oder bloß aus den letztern wählten. Sie theilten sich seit dem Reichstage zu Augsburg 1474 in 2 Bänke, die rheinische und die schwäbische; auf jener saßen 14, auf dieser 37 Reichsstädte. Früher war ihre Zahl größer als später, da dem Reiche ansehnliche Länder entzogen, viele Reichsstädte von den Kaisern verpfändet und nicht eingelöst, viele auch von Fürsten unterworfen wurden. So kamen die 10 Reichsstädte im Elsaß, Hagenau, Colmar, Schlettstadt, Weißenburg, Landau, Oberehnheim, Rosheim, Münster in St.-Georgenthal, Kaisersberg und Türkheim an Frankreich; Altenburg, Zwickau, Chemnitz, Eger verloren durch Verpfändung ihre Unmittelbarkeit; Donauwerth kam durch die kaiserl. Acht an Baiern. Durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Febr. 1803 wurden die Reichsstädte bis auf Hamburg, Augsburg, Nürnberg, Lübeck, Bremen und Frankfurt a. M., welche ihre politische Existenz einstweilen behielten, der Landeshoheit mehrer Reichsstände unterworfen und mit deren Gebieten vereint. In Gemäßheit des presburger Friedens verloren am 4. Mai 1806 Augsburg und durch die Errichtung des Rheinbundes am 12. Juli 1806 auch Frankfurt und Nürnberg ihre Unmittelbarkeit. Am 13. Dec. 1810 wurden Hamburg, Lübeck und Bremen, die noch unter dem Namen der Hansestädte fortbestanden, mit Frankreich vereinigt. Diese 3 aber nebst Frankfurt a. M. wurden 1814 wieder als freie Städte Mitglieder des deutschen Bundes. (Vergl. auch Freie Städte.)

Reichstadt, Majorat und Herrschaft in Böhmen, deren Hauptort, ein Marktfl. gl. N., mit einem schönen Schlosse, 240 Häuser und 1900 Einw., 12 Meilen von Prag gegen die Grenze der Oberlausitz zu liegt. Kaiser Franz I. ertheilte von dieser Herrschaft, welche aus den 14 toscanischen Gütern besteht, die 400.000 Gldn. abwerfen, durch Patent vom 22. Juli 1818 seinem Enkel, dem Prinzen Franz Joseph Karl, geboren den 20. März 1811, Sohn der Erzherzogin Marie Louise, Herzogin von Parma, den Titel eines Herzogs von Reichstadt, mit der Benennung Durchlaucht und dem Range unmittelbar nach den Prinzen des östr. Hauses, verlieh ihm auch deßwegen ein besonders Wappen. Die Herrschaft selbst sollte an den Herzog von Reichstadt fallen, wenn Lucca in den Besitz des Großherzogs von Toscana übergehen würde. Jener ist indeß 1832 zu Schönbrunn gestorben.

Reichstag, s. Deutsches Reich.

Reichsvicarien. Wenn der kaiserl. Thron erledigt war, der Kaiser sich auf längere Zeit aus dem Reiche entfernte oder durch Minderjährigkeit oder Krankheit zur Regierung unfähig geworden war, so mußte ein Reichsverweser (Vicarii, Provisores Imperii) bestellt werden. Anfangs war die Ernennung meist dem Kaiser überlassen; allein schon in der goldenen Bulle (1356) wird es als altes Herkommen anerkannt, daß der Herzog v. Sachsen in den Landen sächsischen Rechtes, und der Pfalzgraf bei Rhein in den schwäbischen, rheinischen und fränkischen Landen das Reichsverweseramt von Rechtswegen zu führen habe. Diese Vicariatsregierung trat ein mit dem Tode des Kaisers, wenn nämlich nicht schon ein römischer König als Nachfolger erwählt war, der

sofort die Regierung übernahm, und endigte mit dem Augenblicke, da der neue Kaiser die Wahlcapitulation beschworen hatte. Die gemeinschaftlichen Angelegenheiten des Reichs, die Reichstagsgeschäfte und die Rechtspflege am Kammergericht wurden von ihnen gemeinschaftlich besorgt, im Uebrigen handelte jeder in seinem Vicariatssprengel, über dessen Grenzen 1750 zwischen ihnen ein Vergleich geschlossen worden war.

Reif, der von der Kälte erstarrte Thau, der sich in den frühesten Morgenstunden besonders an den Zweigen der Bäume, den Pflanzen und andern Dingen anzusetzen pflegt. Dieses Ansetzen des Reifes geschieht nach denselben Gesetzen, wie das der Salzkrystalle.

Reifenstein (Johann Friedrich), geb. zu Königsberg in Preußen 1719, studirte in seiner Vaterstadt die Rechte; Neigung aber zog ihn vorzüglich zum Studium der schönen Künste und Wissenschaften; überdieß erwarb er sich bedeutende Fertigkeiten im Malen und Zeichnen. Später ging er als Hofmeister eines jungen Edelmanns nach Berlin, und hielt sich dann einige Zeit in Kassel auf, wohin ihn 1745 Gottsched als Pagenhofmeister empfohlen hatte. Da es ihm hier nicht gefiel, ließ er sich bestimmen, einen Grafen Lynar in den J. 1760—62 auf einer Reise nach Frankreich und Italien zu begleiten. In Rom gefiel es ihm so sehr, daß er dort zu bleiben beschloß. Mit Winckelmann trat er in genaue Verbindung und unterstützte diesen in den Nachsuchungen römischer Alterthümer, die er zu Rom und Herculanum anstellte. Winckelmann erwähnt seiner öfter mit vieler Auszeichnung. Später erhielt er von der Malerakademie zu Petersburg einige Pension; diese und die vielen Bekanntschaften, die er bei Gelegenheit der Anwesenheit des Kaisers Joseph II. zu Rom mit vornehmen Oestreichern machte, und die nachher ihm häufige Aufträge gaben, für sie Kunstschätze einzukaufen, an denen er einen bedeutenden Gewinn hatte, verbesserten seine ökonomische Lage, die bisher beengt gewesen war. Der Herzog von Gotha ertheilte ihm ebenfalls eine Pension nebst dem Hofrathtitel. Der Baron Grimm empfahl ihn der Kaiserin von Rußland; diese erhob ihn zum Hofrathe und wies ihm eine jährliche Pension von 500 Zechinen an, mit dem Auftrage, für sie unter seiner Leitung die berühmten Frescogemälde Rafael's im Vatican von den besten Künstlern Roms in gleicher Größe copiren zu lassen. Reifenstein starb 1793. Er hat nur wenig geschrieben; als: eine Uebersetzung der „Memoiren der Königin Christine" von Archenholz aus dem Französischen, und einige kleine Abhandlungen über Malerei und Farbenmischung, von denen die meisten im „Journal etranger" 1757 erschienen. Wichtiger ist seine Wiederentdeckung der Art, wie man Glaspasten von Cameen mit vielfarbigen Lagen verfertigt; ebenso verdankt man seinen Bemühungen eine größere Ausbildung der enkaustischen Malerei.

Reihe, arithmetische und geometrische, s. Progression.

Reil (Johann Christian), Dr. der Arzneiwissenschaft, königl. preuß. Geh.-Oberbergrath, Director eines klinischen Instituts, ordentl. Prof. der Arzneikunde an der Universität zu Berlin ꝛc., geb. am 20. Febr. 1758 zu Rauden in Ostfriesland. Reil ging von der Schule zu Norden nach Göttingen, um Heilkunde zu studiren. Zu Halle, wo er seine Studien fortsetzte und sich die Achtung Meckel's und Goldhagen's Freundschaft erwarb, ward er 1783 Dr. der Medicin und Chirurgie. Darauf practicirte er in Ostfriesland bis 1787. 1788 ward er

ordentl. Prof. der Therapie, 1789 Stadtphysikus in Halle und Director der klinischen Anstalt. 1810 ging er nach Berlin als Prof. der Arzneikunde. 1813 übertrug ihm der König die oberste Leitung der Lazarethe auf dem linken Elbufer. Aber ehe er Berlin verließ, besuchte er den als Arzt so geschätzen Prof. Grapengießer, der vom Typhus ergriffen war, wurde von demselben angesteckt und starb den 22. Nov. 1814 in Halle, als Director der dort und zu Leipzig befindlichen Lazarethe. Als theoretischer, besonders psychischer Arzt hat er sich durch seine Untersuchungen über den Bau des Gehirns und seine ganz neuen physiologischen Ansichten einen bleibenden Ruhm erworben. Auch als praktischer Arzt hatte Reil einen außerordentlichen Ruf. Mit seltener Geschicklichkeit suchte er die Individualität eines jeden Kranken und die psychischen Ursachen der physisch-krankhaften Erscheinungen zu erforschen. In seinen Schriften, die einen großen Einfluß auf die Arzneikunde gehabt haben, zeigt er sich als einen Mann von den umfassendsten Kenntnissen mit einer scharfen und nüchtern Beobachtungsgabe. Die vorzüglichsten sind: „Archiv für Physiologie"; „Ueber die Erkenntniß und Kur der Fieber"; (3. Aufl., Halle 1820, 5 Bde.); „Ueber psychische Kurmethode"; „Allgemeine Pathologie".

Reim ist der gleichtönende Laut der letzten oder zwei letzten Sylben in Versen. Im ersten Falle heißt er männlich, wenn die letzten sich reimenden Sylben lang sind, z. B. Macht, Acht; weiblich, wenn er auf den beiden letzten, einer langen und einer kurzen, beruht, z. B. Leben, geben. Zwei lange Sylben, z. B. Rheinbund und Scheingrund, geben schwere Reime und sind nur in Scherzgedichten, z. B. Voß schwergereimten Oden, wo es darauf angelegt ist, schwer zu reimen, anwendbar. Man hat über den Werth und Unwerth der Reime viel gestritten. Da die Alten sie nicht kannten und selbst Verse, die sich reimten, für fehlerhaft hielten: so erhellet wenigstens daraus, daß sie keine wesentliche Eigenschaft aller Verse seyn. Die lateinischen Poesien der lateinischen Kirchenväter vom 4. Jahrhundert sind dagegen häufiger gereimt. In die nordischen Sprachen wurde der Reim durch die Gothen gebracht, welche ihn aus dem Morgenlande hatten. Die ältesten Denkmäler der skandinavischen Poesie hingegen haben den Reim nicht, sondern die **Alliteration** (s. d.), da in ihnen die Mitlauter vorherrschen. Dieß Alles hat die Meinung veranlaßt, daß der Reim sich von den Arabern herschreibe, die sich schon im 8. Jahrh. mit den südlichen Europäern berührten. Schlegel in seiner „Observation sur la littérature provençale" leugnet dieß. Joseph v. Hammer aber nimmt einen Einfluß der Araber auf die Provençalen in Hinsicht auf die Structur gereimter Distichen und Reimformen der südlichen Poesie entschieden an, was auch unleugbar ist, ohne daß man den Reim selbst von den Arabern herzuleiten braucht. — Die Gründe, warum der Reim so viele Liebhaber gefunden hat, sind verschieden. Zuerst ist er offenbar ein Hülfsmittel für das Gedächtniß. Daher auch viele Sprichwörter gereimt sind, z. B. wie gewonnen, so zerronnen; eile mit Weile, u. a. Zweitens ist er eins von den Mitteln, das Metrum des Verses zu bestimmen. Drittens benimmt er den Versen, welche in einem einfachen Fußmaße, z. B. Jamben oder Trochäen, fortgehen, Etwas von ihrer Einförmigkeit, wozu schon die Abwechselung der männlichen und weiblichen Sylben beiträgt, wenn sie auch nicht gereimt sind. Hierin scheint uns das

Räthsel zu liegen, warum bei lyrischen Stücken, besonders der leichtern Art, der Reim noch immer für eine Schönheit gehalten wird. Er gibt eine Art von Harmonie. In den Schlußreimen: trauen und tragen, hört man gleichsam die beiden Grundtöne, die den ersten und zweiten Theil der Strophe schließen und die zu den in dem Ganzen herrschenden Accorden gehören. So würde also der Reim vielleicht eine Wirkung unsrer vollkommenern Musik, und daher für musikalische Stücke, wenngleich nicht für Gedichte, wobei es bloß auf Declamation abgesehen ist, nothwendig seyn. Wir wollen nicht davon reden, daß sich oft der Mangel des eigentlichen Poetischen unter einer leichten Reimerei versteckt. Denn dieses kann dem Gedichte selbst keinen Werth geben, ohnerachtet er gerade darum für die Franzosen schon sehr wichtig ist, die es den deutschen Dichtern zum Vorwurf machen: qu'ils degradent leurs productions les plus estimables par la profondeur de leurs pensées, und folglich schon mit einer leichten, gefälligen Reimerei zufrieden sind. Was man dem Reime zum Vorwurf macht, ist dieses, daß er eine Fessel der Gedanken ist. Oft leitet er aber auch auf Gedanken, auf die der Dichter ohne ihn nie gefallen wäre. Wir haben nun der Reime, und zwar der ganz reinen, zu wenige in unsrer Sprache. Wäre sie so reimlich als die französische, so würde man den Druck seiner Fesseln weniger empfinden. Die Regeln des Reims sind: sie müssen 1) nicht ängstlich gesucht erscheinen, und 2) der Gedanke nicht um ihrentwillen da seyn. Sie müssen 3) rein, d. i. im Klange völlig harmonisch seyn. Man darf also nicht reimen: begleiten und Freuden; loosen und stoßen; Zwerge und Werke; Gemüse und Füße. Solche Reime sind in der That so widrig, als wenn einer einen falschen Ton greift. Da indessen der Reim eine Fessel und unsre Sprache, wie gesagt, reimarm ist: so sollte man billig auch diese Forderung nicht übertreiben bei solchen Reimen, wo allenfalls die Dissonanz durch den Ton der Stimme gehoben werden kann, z. B. vermissen und küssen, aber nicht verdrießen. Eine Theorie des Reims hat St. Schütze geschrieben. S. auch Müllner's Abhandlung: „Vers und Reim auf der Bühne". Eine Anleitung zur Kenntniß der südlichen Reimkunst von O. Gr. v. Löben findet man in Raßmann's „Blumenlese südlicher Spiele". — Die sogenannten **Leberreime** soll ein gewisser Schävius um 1749 eingeführt haben.

Reimarus, 1) (Herm. Samuel), Professor am Gymnasium zu Hamburg, geb. 1694 in Hamburg, war Sohn des Professors Joh. Nicolaus am dortigen Johanneum. Er studirte in Jena und war ein geschätzter Philolog, aber noch mehr Ruhm erwarb ihm sein Werk, betitelt: „Die Wahrheiten der natürlichen Religion", und seine „Vernunftlehre". Unglücklich für den Frieden der protestantischen Theologen in Deutschland war es, daß Reimarus die Grundsätze zur Erkenntniß der Wahrheit, welche er in obigem Werke aufgestellt hatte, als Prüfungssteine an mehre Lehren des positiven Christenthums, besonders an einige Wunder des A. Testaments und die Auferstehungsgeschichte Christi legte: er gab zwar selbst die Resultate seines Nachdenkens in diesem Felde nicht heraus; doch fiel Lessingen eine Abschrift davon in die Hände, und dieser gab sie u. d. T.: „Wolfenbüttelsche Fragmente eines Ungenannten", in Druck. Sie erregten einen gewaltigen Aufruhr und veranlaßten eine Menge Widerlegungsschrif-

ten, unter denen Döderlein's „Antifragmente" (1788) sich als die gründlichste und kräftigste auszeichneten. Er starb 1768. — 2) (Joh. Alb. Heinr.), geb. 1729 zu Hamburg, Sohn Hermann Samuels, studirte die Medicin in Göttingen, Leyden und Edinburg, wurde Professor der Naturgeschichte und Naturlehre zu Hamburg und starb zu Ranzau 1814, nachdem er Hamburg 1813 verlassen hatte. Reimarus war nicht so sehr ein gelehrter als glücklicher Arzt. Zufällig bemerkte er die Wirkung, daß nach Einspritzung des Saftes der Bella Donna die Pupille sich erweitere; dieß brachte ihn auf die Idee, dasselbe Mittel künstlich bei der Operation des grauen Staares oder andern Operationen, bei welchen der Operateur die Instrumente durch die Pupille führen muß, anzuwenden, um durch die vergrößerte Pupille mehr Raum für die Operation zu gewinnen. Er war ein Freund der Concurrenz im Physischen und Geistigen, daher gegen Getreidesperren, Kornmagazine, Zunft- und Handwerkszwang, Fleischtaxen, Zwang des Verlagrechts, Handelsverböte und positive Leitung des Jugendunterrichts durch den Staat. Die Vernunft war ihm Richterin in der Religion. In der Naturgeschichte forschte er mit Glück und beförderte sehr die Blitzableiter.

Reimlexicon, eine Zusammentragung aller in einer Sprache enthaltener Reimendigungen. Im 17. Jahrh. erhielt die französische eins durch die Bemühungen des Lexicographen Richelet, der die Endreime nach Ordnung des Alphabets mit Einschluß der Mitlauter zusammenstellte. Der Deutsche erhielt eins durch Hübner in dessen „Poetischem Handbuche"; er ordnete die Endreime nach den Vocalen; eine Methode, die passender zu seyn scheint. Einen andern Versuch zu einem Reimlexicon machte Schäfer in seinem „Hochdeutschen Wörterbuche" (Weißenfels 1800). Ein ganz neues „Deutsches Reimlexicon", nach diesem Plane, jedoch zweckmäßiger als Hübner's Werk bearbeitet, erschien Leipz. 1826, 2 Bde. Ob ein Reimlexicon für den Dichter von Nutzen ist? Wenngleich Boileau behauptet, daß das Suchen nach einem Reime den Dichter oft auf einen neuen Gedanken, auf ein glückliches Bild oder interessante Sprachwendung führe, so ehrt es doch den wahren Dichter wenig, aus einer solchen Quelle seine Ideen zu schöpfen: nur Knaben in der Schule, geistesarmen Versmachern, kann man es erlauben, daß sie sich bei ihren poetischen Aufgaben eines Reimsteges zum Parnaß bedienen.

Rein, unvermischt, bezeichnet in der Philosophie insbesondere das von der empirischen Wahrnehmung oder Erfahrung Unabhängige, z. B. reine Vernunft, in der Musik das vollkommene Intervall, z. B. reine Quinte.

Reinecke oder Reinicke der Fuchs. Dieses berühmte episch-satyrische Fabelgedicht erschien 1498 zu Lübeck in plattdeutscher Sprache, und zwar in friesischer Mundart, unter dem Titel: „Reynke de Vos". Es enthält eine witzige satyrische Beschreibung von Ränken und anderm menschlichen Treiben an einem durch Regierungsschwäche verdorbenen Hofe. Alle darin vorkommende Charaktere sind in die Maske von Thieren eingekleidet, und der treffende Witz und die naive Drolligkeit der geschilderten Scenen machen dieß Werk zu einer kostbaren Urkunde altdeutscher Laune. Ueber den wahren Namen des Verfassers dieses Gedichts, der in der Vorrede sich Hinrek von

Alkmer, Scholemester und Tuchteler des Herzogs von Lothringen nennt, und vorgibt, er habe es aus dem Französischen übersetzt, ist nichts Gewisses bekannt. (Den franz. „Roman du renard" aus dem 13. Jahrh. hat Meon aus Handschriften 1823 zu Paris in 4 Bde. herausgegeben.) Nach Rollenhagen's Angabe in seiner Vorrede zum „Froschmäusler" soll Nik. Baumann (geb. zu Emden 1450) Verf. des „Reinecke Fuchs" gewesen seyn. Dieser Baumann stand früher als Rath in Diensten des Herzogs von Jülich, trat später, als er in Ungnade fiel, in die des Herzogs Magnus von Mecklenburg, wo er 1526 zu Rostock als Dr. juris und Secretair starb. Das Unrecht, das er am jülichschen Hofe erlitten hatte, soll ihn zur Verfertigung dieses satyrischen Gedichts bewogen haben; der Name Heinrich von Alkmar aber von ihm angenommen worden seyn, um allen Verantwortungen zu entgehen. Auch wird in der Ausg. zu Rostock 1539 (13 J. nach Baumann's Tode) jener Name gar nicht erwähnt. So fest Rollenhagen dieß auch versichert, und so sehr Gottsched in seiner Ausg. des „Reinecke Fuchs" (1752) diese Meinung unterstützt: so sind dagegen durch andre Angaben wieder Zweifel entstanden. Indeß haben sich Neuere wiederum für Rollenhagen's Meinung erklärt, namentlich der Landdorst, Ritter von Vangerow zu Aurich (in Spangenberg's „Beiträgen zur Kenntniß des Königreichs Hanover", 6. Bd.). Man hat versucht zum Theil die Personen namhaft zu machen, die unter den verschiedenen Thiergestalten gemeint seyn sollen, und behauptet, daß Isegrimm der Wolf einen Herzog von Oestreich, der Fuchs Reinecke aber den Herzog Reinhard von Lothringen vorstelle. (Vgl. auch hierüber tübinger „Lit.-Bl.", 1827, 4 St.). Eine holländische prosaische Historie von Reynäert de Voß kam schon 1479 zu Gouda und 1483 zu Delft heraus; sie wurde 1783 vom Bibliothekar Suhl in Lübeck neu aufgelegt, und wird von Einigen für das eigentliche, aus mehren altfranz. Fabeln entlehnte Original gehalten. Die neuesten und besten Ausg. des „Reinecke Fuchs" in plattdeutscher Mundart sind die 1797 zu Eutin mit einem Glossarium von Bredow und die von Scheller (Halberst. 1825). Hochdeutsche Bearbeitungen haben wir von Gottsched, Göthe (in Hexametern) und von Soltau (im Versmaß des Originals, kurzen, gereimten Jamben oder Knittelversen) erhalten, letztere erschien 1803 und umgearbeitet 1823 (Braunschweig). — Weniger bekannt, doch nicht ohne Werth, ist eine von Renner unter dem Namen Sparre gelieferte Fortsetzung des „Reinecke Fuchs", betitelt „Hennynk de Han".

Reinecke (Johann Friedrich), einer unserer berühmten deutschen Schauspieler, der Sohn eines Rechtsgelehrten zu Helmstädt, geb. 1745. Unangenehme Familienverhältnisse brachten ihn im 14. Jahre zu dem Entschlusse, des Vaters (eines Advocaten) Haus zu verlassen; er wanderte nach Hamburg zu, wohin er durch Fuhrleute mitgenommen wurde, fand bei einem Bäcker, wo er sogleich bei seiner Ankunft um ein Brot bat, freundliche Aufnahme, und als er von diesem seinem Wohlthäter eines Tags mit in das Theater genommen wurde, faßte er sogleich den Entschluß, auch ein Acteur zu werden. Er meldete sich bei dem Director, wurde als Laufbursche angenommen, erduldete standhaft mehre Jahre manche harte Behandlung, bis er, vom Selbstgefühle getrieben, hinwegging, bei mehren Truppen spielte und seine

Talente immer mehr ausbildete. Er kam zu Leppert'schen, zur Se-ler'schen, zuletzt zur Bondini'schen Gesellschaft, die zu **Dresden** und Leipzig spielte. Durch die Freundschaft, die er besonders in Leipzig mit dem um die Declamation so verdienten Schocher errichtete, ward er immer mehr seinem Ziele zugeführt und zuletzt **Das**, was ihm den großen Ruf, theils in den Rollen launiger und zärtlicher Alten, theils und besonders auch in den hohen Charakteren der Tragödie verschaffte. Die erhabene Schönheit, die ausdrucksvolle Bildung, die männliche sonore Stimme, die ihm die Natur gegeben hatte, erhöhten sein Spiel ungemein in den Darstellungen des Graf von Essex, Otto von Wittelsbach, König Lear, Graf Woldemar („Deutscher Hausvater"), Konstantin (im „Julius von Tarent") Oberförster (in den „Jägern"). Allgemein beliebt und beweint starb er 1787 zu Dresden als Regisseur der Bondini'schen Gesellschaft.

Reinhard (Franz Volkmar), berühmter protestantischer Theolog und Prediger, geb. 1753 zu Vohenstrauß, einem Flecken im Herzogthum Sulzbach. Der Vater, welcher Prediger war, erzog fast ausschließlich seinen hoffnungsvollen Knaben; schon früh erweckte er in ihm durch fleißiges Bibellesen den tiefen, religiösen Sinn, durch den sich Reinhard später so sehr auszeichnete und mit dem er so viel wirkte; der zweite Hauptzweck seiner Erziehung war, dem Knaben genaue Kenntnisse in den gelehrten Sprachen beizubringen und die Neigung zum Selbstdenken in ihm anzuregen. Beides ist ihm, wie später Reinhard's Schriften und Leben beweisen, über Erwartung gelungen. Hernach ging er auf die Schule zu Regensburg, wo der Conrector Töpfer auf seine Bildung den wohlthätigsten Einfluß hatte. 1773 bezog er die Universität zu Wittenberg, wurde 1777 daselbst Magister legens und das Jahr darauf Adjunct der philosoph. Facultät. 1780 wurde er zum außerordentlichen Professor der Philosophie ernannt und hielt philologische und philosophische Vorlesungen, in denen er seinen Scharfsinn und seine gründliche allseitige Gelehrsamkeit zeigte. Seine ausgezeichneten Predigten und seine vielen anderweitigen Verdienste verschafften ihm 1792 von der sächs. Regierung die Berufung als Oberhofprediger, Kirchenrath und Oberconsistorial-Assessor nach Dresden. Hier starb er allgemein betrauert 1812. Reinhard besaß einen höchst ehrwürdigen Charakter, ausgezeichnet durch eine seltne Uneigennützigkeit und Vaterlandsliebe; seine Berufspflichten, die viele und beschwerlich waren, erfüllte er mit möglichster Strenge und Gewissenhaftigkeit. Bei Gelehrten, besonders akademischen, ist es eine häufige Erscheinung, daß sie das Gedächtniß, den Geist und die höhere Erkenntnißthätigkeit der Seele auf Kosten des Gefühlsvermögen bilden und auswirken. Reinhard behauptete aber mit Recht: daß des Menschen wahre Bildung und auch sein Glück in der harmonischen Entwickelung aller seiner Kräfte zu setzen sey, und daher war es sein stetes Streben, keine Fähigkeit und Kraft des Herzens oder des Kopfs zu vernachlässigen, sondern sie den Gesetzen der Vernunft gemäß harmonisch und ihrer Natur und in Beziehung auf die höhern intellectuellen Thätigkeiten ihrem Werthe nach auszubilden. Jedes Forschen nach Wahrheit fängt mit der Skepsis an; denn erst beim Erwachen des Zweifels gegen eine Erkenntniß, die man bisher für wahr hielt,

erwacht auch das Bedürfniß, diese tiefer nachzuforschen, um jenen aufzuhellen. Da aber unmöglich der Skepticismus stets das ganze Leben hindurch währen kann (denn es gibt gewisse Vernunftsätze, über die der Mensch sich einmal bestimmen muß, weil sie mit seinem innersten Seyn und Wesen so innig zusammenhangen, daß, ohne ihre Forderungen auf irgend eine Weise befriedigt zu haben, der Mensch keine Ruhe findet), so kömmt auf die Dauer entweder der Forscher auf einen solchen Grad von Wahrscheinlichkeit in seinen Erkenntnissen, daß sie die Stelle der Wahrheit vertritt und in völlige Ueberzeugung übergeht, oder er kehrt fromm ergeben zum Glauben zurück. Bei Reinhard war dieß Letztere der Fall, und so war das Resultat seiner Untersuchungen ein frommer, ergebener und beruhigender Glaube an das Evangelium Jesu nach einer vernünftigen und kritischen Auslegung der Schrift. Seine Ansichten des Christenthums hat er in den meisten seiner Werke entwickelt. Seine Hauptwerke sind 1) „Psychologischer Versuch über das Wunderbare und die Verwunderung", wovon nur der 1. Thl. erschienen ist; den 2. Thl., der das Wunderbare im Christenthume nachweisen sollte, folglich auch seine Ansichten über die Wunder des A. und N. T. enthalten mußte, folgen zu lassen, mochte wohl seine Gewissenhaftigkeit verhindern. 2) „Versuch über den Plan, welchen der Stifter der christlichen Religion zum Besten der Menschheit, entwarf" (zuerst ohne Namen, Wittenb. und Zerbst 1781, 4. Aufl. 1798). Er entwarf auch in dieser Zeit die beiden ersten Thle. s. „Systems der christlichen Moral", welche er 1788 fg. herausgab; dieses Werk, die Hauptaufgabe, seiner literar. Thätigkeit, erweiterte und beendete er in 5 Thle., wovon die ersten Thle. die 4. Aufl. erlebten. In der Theologie billigte Reinhard nichts, was mit den klaren Behauptungen der Bibel stritt. Auffallend ist in Hinsicht seiner theologischen Bildung die Steigerung des Inhalts seiner Predigten; seine frühern Predigten sind mehr psychologisch, die folgenden huldigen der Moral, die spätern verbinden Moral und Dogmatik, und in den letzten Jahren spricht er seine dogmatischen Ueberzeugungen, insofern sie rein evangelisch und der Schrift nicht widerstreitend sind, am stärksten aus. — In seinen „Geständnissen, seine Predigten und seine Bildung zum Prediger betreffend" (1810, 5 Aufl. 1811) sprach er im 9. Briefe seine Ueberzeugung von Rationalismus und Supernaturalismus ganz unumwunden aus. Am meisten Aufsehen erregte der Inhalt der 1800 gehaltenen „Reformationspredigt". Er sprach darin von der freien Gnade Gottes mit einer so festen Ueberzeugung, daß Viele irre an ihm wurden und ihn der Hyperorthodoxie und einer charakterlosen Hinneigung zu einer herrnhutischen Hofpartei beschuldigten. Diesen ungerechten Vorwurf hat ihm das Decret, nach welchem die Predigt im ganzen sächsischen Lande und namentlich unter den Predigern verbreitet wurde, zugezogen. Ehrwürdig steht das Bild Reinhard's als Theologen vor uns, betrachtet man sein Leben im Verhältniß zu seinen Zeitgenossen; während der größte Theil seiner Collegen in entgegengesetzter Richtung ihr Leben verloren und das Leben ihrer Gemeinden in Gefahr brachten, führte er seinen Glauben folgerecht durch das Leben hindurch, und hinterließ ihn als festgegründeten den Seinigen zum belebenden Andenken. — In seinen frühern Predigten war Reinhard weniger populair als in den spätern; auch seine Dispositionen

werden in den spätern Jahrgängen seiner Predigten freier als in den frühern, namentlich in den Predigten über die epistolischen Texte. Er billigte die Gebete im Anfange nicht, und wollte die Schlußgebete nur selten angewendet wissen. Die Predigten zur Schärfung des sittlichen Gefühls, und die, wo er den Streit der Weltbegebenheiten mit der Vorsehung am schärfsten zeichnet, sind wohl die trefflichsten und gelungensten; zu den letztern gehören namentlich seine Reformationspredigten. Als Beamter hat sich Reinhard in seinen verschiedenen Geschäftskreisen mehrfache Verdienste erworben. So viel in seinen Kräften stand, regte er auf und erhielt den wissenschaftlichen Geist auf den Universitäten und den drei sächsischen Fürstenschulen; ebenso trug er viel zur Gründung und Verbesserung der Schullehrer-Seminarien bei. Als Kirchenrath half er kräftig zur Einführung einer neuen Agende und neuer Gesangbücher mitwirken. Zum Besten der Prediger entwarf er einen vierjährigen Cursus von Texten für die Sonntags-Predigten. Im 1. Jahre sollten die evangelischen, im 2. die epistolischen Perikopen gewählt werden; für den 3. Jahrgang ordnete er eine Reihe von Texten, in welchen die Geschichte der Entstehung und Bildung des Christenthums, jedoch mit steter Beziehung auf die einfallenden kirchlichen Feste, in einer klaren Uebersicht dem Zuhörer vergegenwärtig würde; dieß geschah 1809. Für den 4. Jahrgang (1810) wählte er größentheils einzelne kurze Verse aus, in welchen die wichtigsten Glaubens- und Sittenlehren enthalten waren und zwar nach einer innern nothwendigen Aufeinanderfolge. Eine kurze Uebersicht von Reinhard's Leben schrieb Hofr. Böttiger (Dresden 1813); ein vollständiges treues Bild von Reinhard entwarf Pölitz (Leipzig 1813 und 1815, 2 Abtheile.).

Reinhold (Karl Leonhard), berühmter deutscher Philosoph, geb. zu Wien 1758 von kathol. Eltern. Er trat 1772 als Novitius in das Probehaus der Jesuiten zu Wien und, nach erfolgter Aufhebung der Gesellschaft Jesu, 1774 in das zu Wien befindliche Collegium der Barnabiten, in welchem er, 22 Jahre alt, Novitienmeister und Lehrer der Philosophie wurde. Sein philosoph. Talent sprach sich von der Zeit an, da mit Josephs II. Regierung eine neue und schöne Periode für die östreich. Literatur begann (mit dem Anfange 1781), zuerst in den literar. Leistungen aus, die er in Verbindung mit den besten Köpfen Wiens hervorbrachte. Hierher gehören die von ihm geschriebenen Recensionen, welche 1781—83 in der „Wiener Realzeitung" unter der Rubrik „Theologie und Kirchenwesen" sich finden; ferner mehre Abhandl. in des Freih. v. Gemmingen „Magazin für Wissenschaften und Literatur" und in dem Freimaurerjournal", welches von der Loge zur wahren Eintracht in Wien, deren Redner Reinhold mehre Jahre war, herausgegeben wurde. Immer mehr wurde indeß der Glaube an den Katholicismus und die Heiligkeit seiner Ordensgelübde in ihm wankend. Sein freier Geist konnte nunmehr das ihm so Unangemessene und Drückende seine äußern Lage nicht länger ertragen. Er entzog sich daher den Fesseln seines Standes durch die Flucht im Herbste 1783. Eine günstige Fügung der Umstände führte ihn von Leipzig, wo er das Wintersemester hindurch Platner's und und Anderer Vorlesungen gehört hatte, im Mai 1784 nach Weimar, wo Wieland's väterliche Zuneigung seine Verhältnisse bald auf das

Wünschenswertheste gestaltete. Schon im Sommer des folgenden Jahrs ward er weimarischer Rath, Wieland's Schwiegersohn und Gehülfe bei der Redaction des „Deutschen Mercur". In Weimar verfaßte er, außer mehren Abhandl. religiös-moral. Inhalts, welche seine protestant. Grundsätze beurkundeten, die „Ehrenrettung der Reformation gegen zwei Capitel in Schmidt's Geschichte der Deutschen" und die „Briefe über die Kant'sche Philosophie", die im „D. Mercur" 1786 und 1787 erschienen, später beträchtlich vermehrt, in 2 Bde. (Leipz. 1790—92). Als Professor in Jena seit 1785 behauptete er einen seltenen Einfluß auf die Gemüther seiner Zuhörer. Ihm vornehmlich dankte diese Universität während 1789—94 ihre Frequenz. Der Zauber seiner Beredtsamkeit nicht allein, sondern besonders der sittlich veredelnde Geist seines Unterrichts und die persönliche Anmuth und Würde, die ihm in hohem Grade eigen waren, gewannen ihm den ungemessenen Beifall, die Liebe und Verehrung seiner Schüler. Seit 1794 war er Prof. zu Kiel, wo er als solcher, sowie als k. dän. Staatsrath und Ritter vom Danebrog 1823 starb. Es ist hier nicht der Ort, seiner zahlreichen bis 1820 herausgeg. philosoph. Schriften anzuführen, nur muß bemerkt werden, daß er in seinen philosoph. Forschungen den Bahnen Kant's, Fichte's, Bardili's und Jacobi's folgte, sowie er überhaupt mehr Receptivität als Selbstthätigkeit besaß. Köppen hat ihn in dieser Hinsicht gegen die Einwürfe seiner Gegner vertheidigt. Eine Darstellung seines Lebens und literarischen Wirkens, nebst einer Auswahl von Briefen (philosoph. Inhalts, von Kant, Fichte, Jacobi u. a. berühmten philosophirenden Zeitgenossen) an ihn, und seinem wohlgetroffenen Bildnisse, hat seinen Sohn, Ernst Reinhold, Professor der Philosophie in Jena, daselbst 1825 herausgegeben.

Reis-Effendi, s. Effendi.

Reisen war von jeher ein Mittel, sich für die Welt zu bilden oder wissenschaftliche Erkenntniß zu befördern. Schlözer las daher in Göttingen ein Reisecollegium, und in Paris hat Graf A. v. Laborde einen Plan entworfen, die Erziehung mittelst Reisen zu vollenden. 1829 ließ er junge Leute in Begleitung eines von ihm gewählten Führers Frankreich und Italien bereisen, um die Sprache, Denkmäler, Geschichte, Verwaltung, Regierung und Gesetze des Landes kennen zu lernen. — Die Alten bildeten sich auf Reisen zu Gesetzgebern und Weisen: so Lykurg, Solon, Pythagoras. Herodot reiste, um die Geschichte zu studiren. Andre Zwecke hat der Staats- und Weltmann, andre der Gelehrte, Naturforscher, Geograph, Arzt, Literator, noch andre der Künstler, der Kaufmann, der Landwirth, der Soldat u. s. w. Mit diesen Bildungs- und wissenschaftlichen Reisen sind die Geschäftsreisen nicht zu verwechseln. Hier ist nur von jenen die Rede. Nach dem Zwecke, den Jeder sich vorsetzt, muß er sich auf die Reise genau vorbereiten. Im Allgemeinen unternehme nur der reifere, mit dem Geiste der alten und neuen Classiker vertraute, in der Mathematik und Gewerbskunde, in der Staatswissenschaft, in Geschichte, Statistik und Geographie wohl unterrichtete und einer oder mehrer Sprachen ganz kundige Jüngling eine größere Reise; sie sey ihm der Uebergang aus der Studirstube zum praktischen Leben, der ihn zu einer freiern, lebendigern Ansicht der Welt führt. Uebrigens muß der Hauptzweck der Reise zuerst fest bestimmt, und ihm müssen alle übrige

untergeordnet werden. Dann aber gehe man nicht darauf aus, ur Vieles, sondern das Wesentliche genau zu bemerken, und, wo es a- geht, mit besonderer Vorbereitung, nach einer örtlichen oder sächlich Ordnung. Ueber praktische Mittel s. die Einleitung zu Reichard „Guide des voyageurs", des Grafen v. Berchtold „Anweisung f Reisende" und D. Zober, „Der deutsche Wanderer" (2. Aufl., Berli 1826). Unter den wissenschaftlichen Reisen stehen die Entdeckung- reisen oben an. Zu einer absichtlichen Entdeckungsreise gehören vie Vorbereitungen. Der wahre Entdecker muß einer ausdauernden Ge sundheit und Körperkraft genießen, abgehärtet gegen Beschwerlichkeite und Entbehrungen, die Geschicklichkeit besitzen, sich überall seinen Le bensunterhalt selbst zu verschaffen, Muth und Besonnenheit in Ge fahren, Liebe für die Sache, Kenntniß der Hindernisse und ihrer Be räumung, ein vorurtheilsfreies Auge und die Fertigkeit haben, richtig Erfahrungen genau machen und treu mittheilen zu können. Man le G. Forster im 1. Bd. s. „Kl. Schriften" über Cook den Entdeck Auch erinnere man sich an den beharrlichen Fleiß, mit welchem si Hornemann und Röntgen in Göttingen und London auf ihre Reisen nach Afrika vorbereiteten! Eine Geschichte der Entdeckungen besitzen wir noch nicht; denn Matth. Sprengel, Adelung, Reinh. Forster und de Brosse haben zwar darüber mit Ordnung und Kritik geschrieben, aber nicht mit Vollständigkeit. Es sind 5 Hauptabschnitte, in welchen sich die Geschichte der Entdeckungen von Ländern und damit auch die ihrer Beschreibung ausprägt. — Erster Abschnitt. In diesem taucht unter andern vorzüglich das seefahrende Handelsvolk der Phönicier auf, ausgehend von seinen Wohnungen zu Tyrus und Sidon an der syrischen Küste des mittelländischen Meeres. Es befuhr dasselbe bis an die Säulen des Herakles (Meerenge von Gibraltar), allenthalben, besonders in Spanien und auf der Nordküste von Afrika, Niederlas sungen gründend. Die glückseligen Inseln (canarische oder azorische Inseln), die Atlantis (eine Ahnung vom westlichen Festland Amerika), das goldreiche Ophir (Guinea), das Affenland (Ceylon), die Zinnin seln (Britannien), das Bernsteinland (Nordseeküsten oder gar das bal tische Meer) waren die Ausbeute dieser Reisen durch den atlantischen Ocean an den Küsten südlich und nördlich, durch das rothe Meer in Verbindung mit Hebräern und Aegyptern, um das Cap der guten Hoffnung herum und in die indischen Gewässer (wenn es nicht bloß der persische Meerbusen ist). Ja in Amerika hat man erst neuerdings fast unzweifelhafte Denkmale phönicischer Seefahrer entdeckt. Im In nern Asiens ging auf den Fußtapfen der Kriegsheere der Han del der Caravanen durch die weiten Ebenen bis gegen Indien hin, das Kameel wurde das „Schiff der Wüste". — Mit Homer (um 1000 v. Chr. Geb.) fangen die Quellen griech. Erdkunde schwach zu fließen an. Sein Held Odysseus wird dadurch geehrt, daß er „viel umirrte und vieler Menschen Städte gesehen". Die gemeinsame Kenntniß Kleinasiens und Griechenlands strömt in seinem Gedichte „Ilias" zu sammen. Erst einige Jahrh. später beginnt eine hellere Geschichte und zugleich eine sichere Erdbeschreibung mit dem Vater der Geschichte, dem vielgereisten Jonier Herodotos (500 v. Chr. Geb.). Pflanzungen der Griechen hatten unterdessen ihre Kenntnisse und Forschungs geist in fremde Länder, ans schwarze Meer, nach Italien, Sicilien,

auf die Inseln Corsica und Sardinien und bis ins südliche Gallien (Frankreich) getragen. Landcharten, freilich höchst unvollkommene, hatte man verfertigt. Herodotos, vielleicht als Handelsmann, zog durch Päonien (Servien) an die Gestade des schwarzen Meeres, ins südliche Rußland, drang bis nach Babylon und Susa ins Herz von Asien, sammelte hier und sonst von Caravanen und Reisenden Kunde der ferner liegenden Länder, durchreiste Aegypten, wo ihm die Weisheit der Priester wenigstens Nachrichten über das innere Afrika bot, und endete in Italien seine Reisen ins Ausland, nachdem er noch einen Strich der nordafrikanischen Küste (Kyrene) gesehen. Richtiger, als viele Jahrh. später die Erdbeschreiber, sprach er vom Innern Afrika's, von Aethiopien und den Quellen des Nil. Wenn auch die Reisen des Seefahrers Hanno von Carthago wirklich in einer so frühen Zeit beschrieben worden wären, als vorgegeben wird, so wurden dadurch nur weitre Küstenstriche von Afrika bekannt, sowie die von Spanien und England durch Andre beschrieben wurden. Um 300 v. Chr. stellte Pytheas aus Marseille zuerst astronomische Beobachtungen an, um die Lage der Oerter genauer zu bestimmen; er hat zwei Reisen nach Norden hin unternommen, aber leider besitzen wir nur Bruchstücke davon. Er drang am weitesten im Norden vor, bis Thule (Thual bedeutet im Irischen Norden), wahrscheinlich Island, wo ihm besonders die Seelunge (Treibeis) auffiel, und nordöstlich bis an die Düna, von der er glaubt, sie sey der Tanais, der wie ein Canal das Nordmeer mit dem schwarzen Meere verbinde. Mehr durch die Nachrichten von Alexanders Heereszügen und durch die Ansicht der Gegenstände, welche dieser große König seinem Lehrer schickte, als durch eigne Reisen belehrt, erweiterte Aristoteles das Gebiet der Länderkunde. Darauf benutzte die seit Herodot gesammelten Materialien, bald nach Alexanders Tode, Eratosthenes, welchen wir freilich nur aus Strabo kennen, der 300 Jahr später (10 nach Chr.) gleichsam eine neue Aufl. der Schriften des Eratosthenes in 17 Büchern besorgte. Asien bis an den Indus und Ganges war seit Alexanders Kriegen bekannter geworden und wurde es immer mehr durch die daselbst entstandenen griechisch-macedonischen Reiche. — Roms Heere ersetzten, was in diesem Zeitalter an wirklichen Entdeckungsreisen fehlte, und die Schriftsteller benutzten die Kriegsberichte zur Erweiterung der frühern Länderkunde. Asien wurde ihnen unmittelbar bekannt; aus Indien erhielten sie Handelsnachrichten über Aegypten; Afrika eröffnete sich ihnen von Aegypten aus an der Nordküste hin bis zum Niger, und in Europa lernten sie die pyrenäische Halbinsel, Gallien, Südbritanien, Deutschland bis an die Elbe, Dacien und Pannonien kennen. — Zweiter Abschnitt. Mit den Stürmen der großen Völkerwanderung im fünften Jahrh. nach Christo beginnt natürlich für die Länder- und Völkerkunde eine neue Epoche. In den ersten Jahrh., in denen Europa noch einer von Stürmen gepeitschten See glich, kam es der Natur der Sache nach nicht zu geographischen Forschungen. Hernach aber (450 n. Chr.) kam aus Armenien, von Moses von Chorene, genauere Kunde des östlichen Asiens, aus Aegypten von dem Mönch Kosmas, der Indienfahrer genannt, über Aethiopien. Seine Beschreibung der christlichen Welt ruht noch auf Ideen, über die sich seit Aristoteles von Stagira die Wissenschaft längst erhoben hatte. Ueber

ie nördlichen und östlichen Völker und Länder gab der gothische Ge
chichtschreiber Jornandes (500 n. Chr.) treffliche Aufschlüsse. Im
Norden wagten sich die Normänner, kühne Räuber, ins Meer, nahmen
Irland ein und befuhren die Ostsee. Im Süden und Osten be
eitete ein Volk den Weg zu neuen Kenntnissen, das aus heißen Wü
ten hervorgedrungen im Rausch des Sieges den Osten und Westen
iberfluthete, die Araber. Fast zu gleicher Zeit begannen fromme Pil
grime, ihre Wallfahrten in das heilige Land zu beschreiben. — Die
änder Asiens: Persien, Hindustan, China und hinauf nach Tibet
ind in die Mongolei wurden durch arabische Feldzüge und Gelehrte
ekannt. Ihr Handel ging durch die indischen Gewässer nach China.
N. Chr. 700 — 900.) Guido von Ravenna beschrieb die bekannte Erde,
hristliche Apostel und Missionäre durchleuteten den Norden bis an
ie Ostsee, nach Schweden, Finnland u. a., die Fahrten der Normän
er entdeckten Island, Winland (einen Theil Amerika's) und Grön
and, während Alfred der Große, König von Britannien, eine Schil
erung des nördlichen Europa's verfaßte. Bald fanden sich unter den
Arabern fleißige Männer, die alles neu Gefundene in größeren Wer
en zusammentrugen, wie Massudi Cothbeddin und Ibn Haukal.
N. Chr. 900 — 1000.) — Im 12 Jahrh. trieb der Bekehrungseifer des rö
nischen Papstes Missionäre bis an die Grenzen von China. Das nörd
che Amerika wurde (um 1002) von Island her entdeckt, die Ostsee unter
ucht, das tiefe Asien von dem Venetianer Marco Polo (s. d.); dem
eutschen Kriegsknecht Schildberger u. A., durchreist; Araber und Perser
etteiferten, den Ruhm der osmanischen Waffen, die Größe und Pracht
er Länder zu verherrlichen, welche der Islam besaß (Edrisi, Yakuti,
bn-al-Wardi, Abulfeda). Mit dem folgenden Jahrhundert fing
er Lauf atlantischer Entdeckungen an, und das große Land däm
erte in Sagen, Mährchen und Ahnungen von dem Eldorado, der
errlichen Insel Cipango, auf aus den Nebeln des großen Oceans.
Die längst von Phöniciern und Griechen gekannten Canarien ent
eckten die Portugiesen oder die Genueser von Neuem. Unterdessen
atten die Kreuzzüge sowohl die Lust an abenteuerlichen Wagnissen
ls die Kenntnisse rasch vermehrt. Man hatte gelernt, mit Völkern
emden Stammes umzugehen, und fühlte sich in seiner Ueberlegenheit.
in Gesandter folgte dem andern in die Mongolei, die wenn auch
icht die Siegespalme über Heidenthum und Islam, doch bessere Be
riffe von Asien zurück brachten. Die genauere Kunde Alexandriens,
es großen Stapelplatzes der alten Welt, verbreitete sich durch Eu
opa. Indeß abendländische Ritter mit tatarischen Sultanen Kriegs
üge machten und sie hernach beschrieben, landeten die Portugiesen auf
Madeira und Porto-Santo. (S. Heinrich der Seefahrer.) Das
5. Jahrh. enthält eine Reihe von Entdeckungen dieser Nation. Immer
agte sich ein Seefahrer wieder weiter von der Westküste des afri
nischen Continents; die Azoren, die Vorgebirge (Bojador, das weiße
id grüne Cap), der Senegal, die Küste von Guinea, die Goldküste, Con
, die Inseln an der Westseite und endlich das stürmevolle Südende
frika's, das jetzt sogenannte Vorgebirge der guten Hoffnung, waren
e Früchte dieser kühnen Fahrten (1400 — 1492 n. Chr.). Indessen
atten Reisende von Asien und Aegypten aus die Ostküsten des süd
ichsten Welttheiles bis nach Madagascar befahren. Es lag somit Al

les vorbereitet, um einen Riesenschritt in Erweiterung der Kenntnisse zu nützen. Denn man hatte indessen das Mittel gefunden, sich in weitem Meere zurechtzufinden, den Compaß, weil man bis jetzt zwar viele nach Ptolomäischem System entworfene, doch noch sehr unvollkommene Landcharten, aber noch keine Seecharten besaß. — Dritter Abschnitt. Jenen Schritt that Christoval Colombo (vergl. d. Art), ein Genueser. Auf die Kugelgestalt der Erde fußend, segelte er gegen Westen und langte, Dank seiner Ausdauer! am 7. Oct. 1492 bei St.-Salvador, einer der westindischen Inseln, an. Nachdem er noch einige größere (Cuba, St.-Domingo) entdeckt, kehrte er nach Hause und steuerte von Neuem den Hoffnungen zu, eine Durchfahrt nach dem Gewürzland östlich von Indien zu finden. Diese fand er zwar nicht, aber die Gruppen westindischer Inseln tauchten vor ihm auf. Vasco da Gama (s. d.), ein Portugiese, umfuhr das stürmische Cap an der Südspitze Afrika's und gelangte glücklich auf dem kürzesten und freiesten Wege nach Indien. Die Engländer entdeckten zu gleicher Zeit das nördliche Amerika. Im Anfange des so einflußreichen 16. Jahrhunderts hatte man alle diese Entdeckungen weiter verfolgt, Afrika auf der Umfahrt kennen gelernt, die indischen Küsten und einige Inseln berührt, im Westen Brasilien und andere Theile des Festlandes gefunden, sich überzeugt, daß keine Durchfahrt im Süden anzutreffen sey, große Länder für Spanien und Portugal in Besitz genommen, festen Fuß auf der Malabarküste gefaßt, Bengalen, Borneo, Canton gesehen, bis endlich Fernando Cortez (s. d.) Mexico oder Neuspanien eroberte, 1519. Im folgenden Jahre segelte Magelhas, ein Portugiese, an der Küste Amerika's südlich, fand dort die Straße, die nun seinen Namen führt, entdeckte Inseln, wurde auf einer derselben getödtet. Sein Gefährte Cano segelte durch den großen Ocean um das Vorgebirge der guten Hoffnung zurück — der erste Weltumsegler. Bis zur Mitte des Jahrhunderts schritt der Lauf der Entdeckungen rasch voran. Noch suchte man eine nordwestliche Durchfahrt nach Indien, fand und nahm aber statt derselben Länder in Besitz, sowohl an den West- und Nordwest- als an den Ostküsten Amerika's (Canada, Florida, Californien und eine Menge von Inseln). Peru und Chile, Paraguay und Venezuela kamen in die Gewalt der Spanier; die Molucken, Neuguinea, China, Japan wurden gefunden, theils besetzt, theils wenigstens betrachtet. Engländer, Spanier, Portugiesen wetteiferten, die ersten im Norden des neuen Festlandes, die beiden letzteren Völker im Süden und in Indien. Auch in's Innere drangen kühne Schiffer auf den großen Strömen ein, immer noch nicht verzweifelnd an dem Schlaraffenland des Eldorado. Die Engländer wagten sich nach Guinea und im Norden nach Rußland und Asien, bis endlich Franz Drake (s. d.) als der erste seines Volkes (1577) die Welt umschiffte. Wie die Spanier und Portugiesen im Süden, so suchten die Briten im Norden eine Durchfahrt nach Indien und wurden durch Länder für diesen Eifer belohnt, die ihnen den Weg sperrten. Allen diesen Entdeckungen fehlte es nicht an Beschreibern. Martin Behaim, ein deutscher Ritter, aus Nürnberg, der selbst früher in portugiesischem Seedienst nach Afrika segelte, war der Verfertiger eines Globus (künstliche Erdkugel). Stöffler und sein berühmter Schüler Sebastian Münster gaben Kosmographien (Beschreibungen der Welt) Mercator, Ribera und

Andere erläuterten die neuentdeckte Welt und nahmen Weltcharten auf, worin sie eingetragen wurde. — **Vierter Abschnitt.** Immer thätiger greifen die Engländer, deren See- und Handelsmacht sich mächtig aufschwang, in den Gang der Entdeckungen ein. Sie befestigen sich in Nordamerika, besuchen häufig Guinea, gründen eine afrikanische Handelsgesellschaft, fahren nach Ostindien, entdecken die Straße des Davis, umsegeln öfters die Welt. Ihre Nebenbuhler, die Holländer, fangen auch an, sich in die wichtigen Dinge zu mischen, die in der Ferne vorgingen. Auch ihre Schiffe erscheinen im indischen Meer und sie suchen sich dort festzusetzen (n. Chr. 1600). Ein Jahr, ehe Franz Pyrard, der erste Franzose, nach Indien fuhr, wurde die englisch-ostindische Compagnie gegründet und unter Lancaster die erste Handelsflotte noch Indien geschickt. Es wäre zu weitläufig, das rege Leben der Handelsvölker hier zu schildern, die sich in den großen Kampf um Reichthum und Länderbesitz warfen. Nur Einzelnes werde hervorgehoben. Man kannte die Gestalt der Welt im Ganzen aus Erfahrung, eine neue Halbkugel war nicht mehr zu entdecken. Jetzt galt es, die Küsten in ihrer ganzen Ausdehnung zu erforschen. Bei solchen Versuchen entdeckte Capitain Hudson die nach seinem Namen benannte Bay und die anliegenden Länder; Capitain Button benannte nach seinem Steuermann Baffin eine andere Bay im nördlichen Amerika. Ferner kam es darauf an, überall in's Innere der Länder zu dringen und die größtmöglichen Vortheile für den Handel zu erspähen, Verbindungen anzuknüpfen mit den Bewohnern der Länder und Niederlassungen zu gründen. Am emsigsten, gewandtesten und glücklichsten zeigten sich hierin die Engländer, die Franzosen, Holländer und Dänen, während die ursprünglichen Eroberer, Spanier und Portugiesen, durch Grausamkeit und Trägheit nicht wenig verloren. Die Holländer entdeckten im Süden des großen Oceans Neuholland und setzten sich im Handel mit China fest, ihre Seeleute umschifften zu verschiedenen Malen die Welt, während die Briten vorzüglich beschäftigt waren, sich des schon entdeckten Landes für immer zu versichern. So floß denn der Strom immer breiter, und hätte im zweiten Jahrhundert vor Christo Eratosthenes wohl **alle** geographische Kenntniß seiner Zeit sammeln können, so war dieß von nun an dem Einzelnen nicht mehr möglich. Auch die Russen nahmen allmälig an den großen Bestrebungen dieser Völker Theil, sie drangen in Sibirien vor und erreichten das äußerste Ostende Asiens in der kalten Zone, Kamtschatka (n. Chr. 1639). Ein kleiner Schritt, von da nach Amerika überzusegeln. Die noch nicht entdeckten Theile Neuholland's, van Diemensland und eine Anzahl Inseln wären die Ausbeute holländischer Seereisen. Nach diesem wurde Japan das häufige Ziel ihrer Unternehmungen, sowie Korea und China. Die Russen drangen durch die Eismassen des Nordmeeres und fuhren durch die Straße, in der sich fast das alte und neue Festland die Hände reichen. Einen andern Handelsweg, zugleich fruchtbar für die Erdbeschreibung, hatten sie sich durch Landverbindungen mit China durch die Mongolei und Mantschurei geöffnet. Schon damals wurde eine Gesandtschaft wiederholt dahin abgeschickt, die bis auf den heutigen Tag von sechs zu sechs Jahren regelmäßig ihren Weg geht. Von nun an durchzog eine unzählige Menge von Reisenden fast alle bekannten Länder der Erde und eine große Zahl

von Schiffen die Meere; das Unvollständige der Kenntnisse wurde ergänzt, Irriges berichtigt. Der Engländer Dampier umsegelte die Welt, entdeckte Neubritannien und einige Inseln und bereicherte besonders die physische Erdbeschreibung. (N. Chr. 1697 — 1700.) Das bekehrsüchtige Feuer der Jesuiten, die nach China und Mittelasien zogen, kam wenigstens der Erdkunde zu gut, welcher die Franzosen in Afrika und der Levante, die Engländer in Nordamerika und Indien, die Holländer und der Deutsche Kämpfer in Japan und China, die Russen in ihrem eigenen großen Reiche immer bedeutendere Dienste leisteten. (N. Chr. 1736.) Endlich gab die von den französischen Akademikern vorgenommene Gradmessung unter dem Aequator und im Polarkreis die bedeutendsten Resultate über die Gestalt der ganzen Erde. Die Messungen geschahen in Peru unter la Condamine's und in Lappland unter Maupertuis's Leitung. Auch der große Botaniker Linné half zu weiteren Entdeckungen in der physischen Erdbeschreibung, da seine Forschung viele seiner Schüler begeisterten, ihre Wissenschaft durch Reisen zu bereichern. Anson's muthige Weltumsegelung, der Durchgang der Venus durch die Sonne (im J. 1761), den viele Astronomen auf verschiedenen Punkten der Erde zu beobachten suchten, Byron's Erdumschiffung, Niebuhr's Reise nach Arabien sind die wichtigsten Ereignisse nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, bis die Erdumsegler Wallis, Carteret und Bougainville durch Entdeckungen in der Südsee einem Manne die Bahn zeigten, der mit der Kraft und Thätigkeit der berühmten Entdecker des fünfzehnten Jahrhunderts ausgerüstet war — James Cook. Es ist Zeit, daß wir einige Blicke werfen auf Das, was geschehen war, um so große Entdeckungen der Welt recht bekannt zu machen. Während so Viele ausgingen, die Länder und Völker der Erde kennen zu lernen, ging ein helles Licht dem Kopernikus (im 16. Jahrh.) auf. Er zerbrach die alten Fesseln des Ptolemäischen Systems über die Bewegung der Sonne und lehrte die staunenden Bewohner dieses Erdballs, daß sie stets mit demselben in doppeltem Umschwung begriffen seyen. Sein erleuchteter Schüler Galileo Galilei und der edle Keppler verbreiteten durch eigene Forschungen die neue Erkenntniß, und nun erst lag der Grund für die mathematische Erdbeschreibung und die Astronomie fest. Erdbeschreiber wie Cluverus, Varenius, Melissantes, Grossier, Coronelli u. A. nützten die große Entdeckung, mehr aber noch geschah dem Charakter der Zeit gemäß und zum Heil der Erdkunde im Einzelnen und Kleinen. Besonders auf Verbesserung der Charten wurde viel Fleiß und Arbeit gewendet. Erfindungen aller Art, besonders die der Uhren, des Penduls, gewannen großen Einfluß auf die Ortsbestimmungen und trugen nebst den Messungen am Pol und unter den Linie und den Berechnungen über Gestalt und Größe der Erde zu ihrer Genauigkeit bei. Handbücher und größere Werke der Erdbeschreibung erschienen besonders in Deutschland in gedrängter Menge. Der Stoff häufte sich täglich, aber noch fehlte es an einer sichern, kritischen Sammlung, welche das Viele ordnete, Manches ausschied und das Gute behielt. Büsching übernahm dieses Geschäft und führte es glücklich durch. Sein Werk ist das Ergebniß Dessen, was bis zu seiner Zeit über die Erde in allen ihren Ländern bekannt geworden war. Neben ihm arbeitete vorzüglich Gatterer. — Fünfter Abschnitt. (n. Chr. 1776) James Cook hieß der

Mann, der drei Mal die Welt umsegelnd endlich als Opfer seines Entdeckungsdrangs fiel. Die Früchte seiner Fahrten waren eine reiche Anzahl Inseln im großen Ocean, die nähere Kenntniß Neuhollands, des südlichen Eismeeres, des nordwestlichen Amerika's, sowie der von Asien nördlichen Gewässer und Eismassen. Seitdem haben Viele sich unter den Inseln des großen Oceans umgesehen. Fast zu gleicher Zeit drang Le Vaillant vom Cap der guten Hoffnung aus in das Land der Hottentotten; Engländer bestiegen die Hochebene Tibets. — China besuchte Lord Macartney als Gesandter, und die Berichte dieser Reise geben reichen Aufschluß im Verein mit denen der russischen Abgeordneten. Die weit ausgedehnten Colonisationen lehrten das Innere der Länder kennen, an deren Küsten die Pflanzer wohnten, der Krieg Englands mit seinen Colonien in Nordamerika, mit den Sultanen von Meisur in Indien, die immer weiter hinausziehenden christlichen Missionen, der immer regere Handel in allen Theilen der Erde gaben neues Licht. Mit Mungo Park (1795) begannen die Reisen in das Innere von Afrika, das seit ihm manchen muthigen Reisenden aufgenommen und nicht zurück gegeben hat. Frankreich ließ durch seine Seefahrer nach dem in den Gewässern der Südsee verschwundenen Capitain La Pérouse forschen, Rußland seine südlichen Provinzen, besonders den Kaukasus und seine Raub- und Nomadenhorden untersuchen, Griechenland und das türkische Reich wurden das Ziel von Reisenden, Aegypten durch die französische Expedition bekannt. Während die Engländer und Franzosen sich allen Nationen in Handel und Erdkenntniß vorangeschwungen hatten, unternahm ein Deutscher im Verein mit einem Franzosen ein Werk, das für die Erdbeschreibung unendlich einflußreich wurde. Alex. von Humboldt, der zweite Entdecker von Amerika, durchforschte mit Bonpland einen Theil des neuen Festlandes nach allen Rücksichten mit solchem Gewinn für Erd- und Völkerkunde, für Naturwissenschaft in allen Zweigen, kurz fast für alle Theile des Wissens, wie bis jetzt noch kein Land untersucht worden war, und bezeichnete dadurch jedem künftigen Reisenden die Bahn. (N. Chr. 1800.) Von nun an betrachtete man die schon bekannten europäischen Länder mit andern Augen und beschrieb sie genauer. Die Russen umschifften unter Krusenstern mehreremale und eben so hernach unter Kotzebue die Welt. (Seit 1803.) Durch ihre Colonien im nordöstlichen Amerika wurden jene Gegenden bekannt. Die Länder des Kaukasus, Georgien, Armenien, die Steppen der Kalmücken und die Striche bis tief hinein nach Hochasien erforschten Gelehrte, besonders Jul. v. Klaproth. (Seit 1813.) In Afrika drangen von Süden her Barrow und Lichtenstein, von Norden die Engländer, Nachfolger Mungo Parks, vor. Die Herrschaft der Engländer in Indien bereicherte die Erdkunde, während die Holländer ihren Besitz neidisch verschlossen hatten. Von dort und von Europa aus besuchten sie Afghanistan, Persien, Tibet u. a. Seitdem wurde Nordamerika häufig von Reisenden bis in die Urwälder des Innern besucht, auswandernde Europäer zogen dahin und verbreiteten Nachrichten in der alten Heimath. Das ganze südliche Festland wurde von Revolutionen erschüttert. Die Herrschaft der Spanier und Portugiesen ging zu Grabe. Das Land, nicht mehr eifersüchtig bewacht, stand offen. Was Humboldt, Bonpland und d'Azara begonnen hatten, setzten der Prinz von Neuwied, Freireiß und die Gelehrten Spix und Martius

nn Brasilien fort, lauter Deutsche. Die Insel Helena erlangte eine traurige Berühmtheit. Die Westküsten Afrika's, an denen die Engländer, Spanier, Portugiesen, die Nordamerikaner und Andere Colonien haben, besuchten Handelsleute und Missionäre. Von der Capstadt im Süden zogen die Reisenden landeinwärts. Die Ostküste, weniger besucht, wurde von Seefahrern und von den dort ansäßigen Portugiesen bekannt gemacht. In Madagascar suchen sich in unsern Tagen die Franzosen niederzulassen. Seit den Jesuiten beschrieben der englische Lord Valentia (mit Salt), Brown u a. Abyssinien. Die Küsten des rothen Meeres besuchten die Naturforscher Ehrenberg und Rüppell aus Deutschland, Aegypten eine Menge von Franzosen und Engländern, die Nordküste ist durch die Eroberung Algiers von den Franzosen geöffnet. Schon längst kamen Reisende durch das Land von Marocco tief hinein. Seltsame Sagen über das Reich Tombuktu trieben muthige Männer durch die brennenden Wüsten. Clapperton, Caillé und die Gebrüder Lander gelangten in dasselbe und gaben genauere Kunde. Noch aber ist dort Manches zu entdecken. In Asien war die gleiche Thätigkeit. Durchreisten Viele Syrien und Palästina, so trägt doch unter ihnen der Britte Burkhard billig den Preis davon, der ebenso auch Arabien erhellte. In Persien leisteten die Engländer Morier, Frazer, der Deutsche Seetzen nicht wenig, in Indien die dortigen Engländer, die in Folge des letzten Kriegs mit den Birmanen auch Hinterindien bekannter machten und kürzlich einen Gesandten nach Ava schickten. Ebenso gut gelang es bis jetzt mit den Inseln der irdischen Gewässer. Ueber Japan erwarten wir mit Recht die gründlichsten Nachrichten von dem kaum aus langer Gefangenschaft daselbst entlassenen holländischen Dr. Sieber. Das vordere und mittlere Asien eröffnen die Russen immer mehr. Seit mehre Inseln der Südsee zum Christenthum übergegangen und überall Missionen angelegt, seit französische Schiffe wiederholt den unglücklichen La Pérouse gesucht und endlich unverkennbare Spuren seiner Ermordung gefunden haben, sind diese Gegenden bekannt, sowie Neusüdwales durch die neuesten Auswanderungen dahin. Armenien endlich und das höhere Asien durchforschten kürzlich erst mit gewohntem Scharfblick Humboldt und Porrot. Von Europa brauchen wir nichts zu sagen, als daß von hier aus mehre, nicht gelungene Versuche gemacht wurden, gegen den Nordpol vorzudringen. (S. Nordpolexpeditionen.) Aus dieser Uebersicht geht hervor, daß zwar im Allgemeinen der größte Theil der Erde entdeckt und kein Amerika mehr hinter den Meeren zurück ist. Aber noch sind viele Länder von keinem Europäer gesehen worden, wie besonders die Urwälder Amerika's in manchen weiten Länderstrecken und der Kern von Afrika. Aber auch in den meisten bekannten Erdtheilen ist noch für den Fleiß und die Thätigkeit von Jahrh. Arbeit genug vorhanden, bis die Kenntniß zur Genauigkeit im Einzelnen nach allen Gesichtspunkten durchgedrungen ist. Eigentliche Förderung gewann die Erdbeschreibung durch die immer bessre Anordnung und Zusammenstellung des Stoffs, durch die Sammlungen von Reiseberichten, wie sie Sprengel, Ehrmann, Bertuch, das „Journal des voyages" u. a. gegeben haben. Malte-Bruns großes Werk, Gaugondy, Mentelle haben in Frankreich, Pinkerton und Playfair in England mit Glück gearbeitet. Die große Zahl von verbesserten, streng mathematisch gearbeiteten Charten, worin Delisle, d'Anville,

Lapie und die Briten Dalrymple, Rennel, Arrwsmitsch vorangingen, lassen sich hier nicht anführen. Größre Anstalten für ihre Ausarbeitung sind in Wien und Weimar, neuerdings von Cotta in München, von Herder in Freiburg getroffen. Auch andre Völker, wie Russen und Dänen, eiferten nach. Das meiste Verdienst aber haben die Deutschen, besonders Canabich, Gaspari, mit ihrem großen Handbuch, Zimmermann, Sprengel, Ebel, Gutsmuths u. A. mit ihren einzelnen Werken, vor allen Andern aber — Ritter. Er brach die Bahn zu einer neuen und erst wissenschaftlichen Behandlung der Erdkunde, nach welcher in der Gestalt der Erdrinde, in der Vertheilung der Stoffe auf derselben, in dem Wesen ihrer Erzeugnisse und Bewohner der Typus oder das Grundgesetz angeschaut werden soll, nach dem die Natur bildet. Er hat bisher Asien und Afrika nach dieser Weise behandelt und dadurch den Wunsch erregt, daß er noch fernerhin im Stande seyn möchte, den Grund der neuen Wissenschaft auszubauen. Abgesehen von solchen Werken, worin die Kunde von der Erde und ihren Völkern gleichsam in breiten und tiefen Strömen fließt, wird dieselbe heutzutage noch in Jugend- und Unterhaltungsschriften, in Zeitschriften, welche diesem Gegenstand allein gewidmet sind, wie besonders das „Ausland", welches alle Zweige zusammenfaßt, in geschichtlichen und naturhistorischen Werken, in den politischen Tagesblättern durch die ganze gesittete Welt wie ein befruchtender Regen zerstäubt. (Vgl. Geographie, Geschichte der; wie auch Brunnen- und Badereisen, Italienische Reisen, Naturforscherreisen, Schweizerreisen.)

Reiske (Johann Jakob), ein für die griechische und besonders für die arabische Literatur rastlos thätiger Philolog, geb. zu Zörbig in Sachsen 1716, besuchte die dasige Stadtschule, 1728—32 das Waisenhaus zu Halle und ging 1733 nach Leipzig auf die Universität. Hier bemächtigte sich seiner eine heftige Begierde, die arabische Sprache zu studiren, und er trat 1738 ohne alle Hülfsmittel seine Reise nach Leyden, dem damaligen Sitze der arabischen Literatur, an. D'Orville und Burmann, die ihn zu Uebersetzungen und Correcturen brauchten, wurden seine Gönner. Anstellungen, die ihm angeboten wurden, schlug er aber aus, da er noch höhere Hoffnungen hatte, die jedoch unerfüllt blieben. Er hätte in Holland glücklich seyn können, wenn er sich nicht durch Eigensinn und Liebe zur Unabhängigkeit Feinde gemacht hätte. Aller Aussichten dadurch beraubt, ward ihm Holland verhaßt; er kehrte daher 1746 nach Leipzig zurück. Aber auch hier konnte er nichts erlangen als 1748 durch die Gnade des Kurfürsten den Titel eines Prof. der arabischen Sprache. Seinen Unterhalt mußte er sich durch Privatunterricht, Bücherschreiben, Corrigiren, Uebersetzen und Aufsätze in einigen kritischen Journalen mühsam erwerben. Indeß drückten ihn stets Nahrungssorgen, da er fast seinen ganzen Verdienst zum Ankauf der trefflichsten Bücher, vorzüglich in der griech. und arab. Literatur, verwendete und von seinen Schriften keinen Vortheil zu ziehen wußte. 1756 erwarb er sich durch Erklärung einer arabischen Inschrift die Gunst des Grafen von Wackerbarth, der ihm 1758 durch seinen Einfluß die erledigte Rectorstelle an der Nicolaischule zu Leipzig verschaffte. 16 Jahre hindurch verwaltete Reiske dieß Amt mit Treue und Gewissenhaftigkeit, ungeachtet seiner zahlreichen literarischen Arbeiten. 1763 verheirathete er sich mit Ernest. Christ. Müller, eine Frau von seltenen Eigenschaften und

einer für Weiber ganz ungewöhnlichen Gelehrsamkeit. Sie erheiterte ihm sein mühevolles Leben, unterstützte ihn bei seinen Arbeiten und war ihm eine treue Pflegerin bis an seinen Tod, 1774. Die griech. Literatur verdankt Reiske vorzüglich treffliche Ausgaben des Theokrit (Wien und Leipzig 1765, 2 Bde., 4.), der griech. Redner (Leipzig 1770—75, 12 Bde.), des Plutarch (Leipzig 1774—79, 12 Bde.), des Dyonysius von Halikarnaß (Leipzig 1774—77, 6 Bde.), des Maximus aus Tyrus (Leipzig 1774, 2 Bde.). Seine ungemeine Belesenheit und seinen kritischen Scharfsinn hat er in den „**Animadversiones in graecos auctores**" bewiesen (Leipzig 1759—66, 6 Bde.), in denen eine große Anzahl von Stellen aus den griech. Classikern verbessert worden sind. Als Uebersetzer war er weniger glücklich; er übertrug zwar die Griechen treu und richtig, doch ohne Eleganz und Geschmack, dieß beweisen die Uebersetzungen der Reden des Demosthenes und des Aeschines (Lemgo 1764 in 5 Bänden). Mit großer Mühe und Kosten hatte er sich eine zahlreiche und treffliche Manuscriptensammlung, unter denen die Arabischen die vorzüglichste Stelle einnahmen, angeschafft, die nach seinem Tode Suhm in Kopenhagen erstand. Von ihm besitzen wir auch eine Selbstbiographie in deutscher Sprache, die von seiner Frau bis an seinen Tod fortgesetzt wurde und 1783 zu Leipzig herauskam. Er bekennt darin offen und ohne Schminke seine Schwächen und Fehler, sodaß man vor seinem edlen und wahrheitsliebenden Charakter große Achtung erhält. Damit verdient die treffliche „**Vita I. I. R.**" von S. F. N. Morus (Leipzig 1777) verglichen zu werden.

Reiß (**Oryza savita Linn.**) Es gibt zwei Hauptarten, den Berg- und den Sumpfreiß, und von diesen wieder eine Menge Abarten. Im vierten Monate fängt der Reiß an zu reifen; seine Halme, welche ungefähr die Dicke einer Federspule haben, werden mit scharfen Messern abgeschnitten, und darauf die Aehren getrocknet. Nachher breitet man sie über die Erde auf Matten aus, um sie durch Ochsen oder Sklaven austreten zu lassen. Da Letztere dieß Geschäft mit bloßen Füßen verrichten müssen, so ist es auch außerordentlich beschwerlich, denn sie verwunden ihre Fußsohlen dabei bis zum Bluten. Der Reiß wird hauptsächtlich in Ostindien, in China, Japan und andern asiat. Ländern, im nördl. Afrika, ferner auf dem festen Lande und den Inseln von Amerika, in Europa aber vorzüglich in Spanien, Italien und in mehren Provinzen der Türkei gebaut. Auch in Mähren beschäftigt man sich mit dem Anbau des Reißes. Die Versuche, die man damit in Sachsen und im Lüneburgischen gemacht hat, sind fehlgeschlagen. Aus Reiß wird Arak gebrannt. Unsern Reiß ziehen wir vorzüglich aus Nordamerika, wo Südcarolina allein jährl. an 100.000 Tonnen (die Tonne zu 400 Pfd.) versendet, und aus Italien. Die Wurzel dieses Getreides treibt einen 3 bis 4 Fuß hohen, starken, festen, durch Knoten in mehre Gelenke abgetheilten Stengel, mit langen, dicken Blättern, die denen von gemeinem Rohr gleichen. Die Blüthen bilden anfangs eine Aehre, welche sich, wenn der Same zu reifen beginnt, in einen lockern Büschel ausbreitet.

Reißblei, **Graphit**, ein Mineral, welches selten in sechsseitigen Säulen krystallisirt, häufiger derb und eingesprengt, vorkommt. Seine Farbe ist das Fahlgraue und Eisenschwarze; stark metallisch glänzend und schimmernd; Bruch kleinkörnig. Er ist weich, gibt ein graulichschwarzes, mattes Pulver und hinterläßt auf dem Papiere bleigraue Streifen. Er erscheint den ältern Gebirgsgesteinen eingemengt, auch lagenweis in

denselben, besonders in Baireuthschen, bei Passau in Baiern, auf Grönland u. s. w. Der Graphit, mit welchem die Bewohner der nördlichen Polargegenden sich und ihre Geräthschaften bemahlen, und der früher in England nur zum Zeichnen der Schafe gebraucht wurde, dient zu den feinsten Bleistiften; für diesen Behuf gebührt dem Cumberländischen der Vorzug. Ferner werden, mit einem Zusatz von Thon, Schmelztiegel (Passaner-, Ipser- oder Reißbleitigel) daraus bereitet, welche in chemischen Laboratorien, in Münzen, bei Gold- und Silberarbeitern u. s. w. zum Schmelzen von Gold, Silber, Kupfer, Messing u. s. w. wesentliche Dienste leisten. Auch gebraucht man den geringern Graphit zum Poliren, zum Schwärzen eiserner Öfen ꝛc., ferner um Gypsbildern und Thonöfen das Ansehen von Eisen zu geben; in einem Gemenge mit Fett gebraucht man ihn als Maschinenschmiere, oder als Heilmittel wider die Flechten.—Bei Erzeugung des grauen oder gahren Roheisens entsteht ein künstlicher Graphit, der wie der natürliche angewendet werden kann.

Reiten, in diätetischer Hinsicht. Wir können diese Bewegung hier nur in Hinsicht der Wirkungen, die sie auf den gesunden und kranken Organismus äußern, betrachten. Die durch das Reiten veranlaßten Bewegungen bestehen hauptsächlich in allgemeinen Erschütterungen des Körpers, und diese Erschütterungen sind es eben, wodurch das Reiten einen bedeutenden Einfluß auf die thierische Oekonomie hat; indem bei den meisten andern Gattungen von Bewegungen nur einige Glieder in Bewegung sind; beim Reiten aber weniger die Glieder sich bewegen, als durch das Rütteln, von einer mechanischen Ursache hervorgebracht, der ganze Körper bis in die kleinsten Fiber in ein Zittern versetzt wird. Das Reiten, mit Maß und gehöriger Vorsicht angewandt, wirkt daher auf den Organismus tonisch, d. h. es bekräftigt die Organe; vorzugsweise hat es auf die Verdauungsorgane einen wohlthätigen Einfluß; es erweckt vor dem Essen den Appetit und bethätigt nach demselben die Verdauung; nicht weniger stärkend wirkt es auf die Gefäße des Kreislaufes, doch nicht reizend und die Bewegung der Gefäße des arteriellen Blutes beschleunigend; das Ein- und Ausathmen befördert es ebenfalls, doch darf dabei die Bewegung des Pferdes nicht zu heftig seyn und dieß keinen schweren Gang haben, weil sonst der Andrang des Blutes zu den Lungen zu stark werden kann. Auch die Thätigkeit der einsaugenden Gefäße und hauptsächlich die des venösen Systems im Unterleibe wird vermehrt. Aus dem Gesagten wird sich leicht der Schluß ziehen lassen, daß in allen Krankheiten, die auf einem abnorm-erhöhten Reactionsvermögen beruhen und hitziger Art sind, z. B. bei activen Entzündungen, bei hitzigen Fiebern ꝛc., das Reiten nachtheilig wirken müsse. Dagegen ist es in den Krankheiten, welche aus Schlaffheit der Gefäße und Trägheit der organischen Bewegungen entspringen oder mit ihnen verbunden sind, sehr nützlich. Auch bei chronischen Entzündungen ist es immer mit Vorsicht anzuwenden, besonders wenn eine solche ihren Sitz in den Lungen hat; bei Lungenkatarrhen aber darf man von ihm einen günstigen Erfolg erwarten. Seine Hauptanwendung findet das Reiten bei Krankheiten des Unterleibs, denen eine Trägheit und Schlaffheit des Verdauungssystems zum Grunde liegen, oder die durch Stockungen in den venösen Blutgefäßen hervorgebracht werden. Daher haben es auch die meisten Aerzte gegen Hypochondrie und

gegen das Heer diese Krankheit begleitender Zufälle anempfohlen. Bei schlechter Verdauung, beim trägen Stuhlgange, bei Durchfällen, die in Schwäche des Darmcanals ihren Grund haben, kann es vortheilhafte Dienste thun; selbst bei Wechselfiebern und Nervenübeln ist es ein nicht zu verachtendes Mittel. Man empfiehlt es gleichfalls bei scrophulösen, scorbutischen Leiden; Ramasini rühmt es gegen beginnende Bauchwassersucht und Sydenham gegen Lungensuchten. Bei langwierigen Krankheiten muß man sich zum wenigsten täglich einmal die Reitbewegungen machen; es versteht sich, daß der Kranke sich nicht dabei bis zur Ermüdung anstrengen darf. Er beginnt mit kleinen Spazierritten und bediene sich dazu eines ruhigen lenksamen Pferdes.—Für schwache Kranke haben die Morgen- und Abendluft etwas zu stark Reizendes und Empfindliches; diese müssen sie daher vermeiden, sowie im Sommer die Mittagshitze.

Reiterei, Cavalerie, eine der drei Truppen- oder Waffengattungen und eine gewaltige, durch nichts zu ersetzende Kraft in der Hand eines Kriegführers, der ihr Wesen richtig erkennt und der sie gehörig zu verwenden versteht. Dazu ist freilich ein kühnerer Geist erforderlich, der seine Mittel über den gewöhnlichen handwerksmäßigen Gebrauch zu erheben weiß; denn eben die gewöhnliche Dienstleistung der Reiterei, zu welcher sie sich durch rascher Beweglichkeit mehr eignet als andere Truppen, ist ein untergeordneter Zweck und ließe sich am Ende wirklich in den mehrsten Fällen durch andere Truppen ersetzen, wenn auch nicht mit Bequemlichkeit. Der höhere Zweck der Reiterei beruht einmal auf dem moralischen Eindrucke, durch welchen sie ihrer Natur nach schon einen bedeutenden Einfluß auf den Gegner erlangt: ein Eindruck, der sich nie ableugnen läßt und welcher um so stärker wird, je mehr sie in Massen wirkt, die durch beschleunigtere Geschwindigkeit an Kraft wachsen. Dann beruht ihr Zweck ferner auf jener eigenthümlichen Beweglichkeit, durch welche es möglich wird, den Moment entscheidend zu benutzen, wo der Gegner Blößen gibt, Lücken und Verwirrung in seinen Reihen zeigt, wo seine Niederlage vollendet, wo er durch einen großen, kühnen Zug außer Fassung gebracht, oder endlich, wo seine Massen mit einem Stoß über den Haufen geworfen werden müssen. — Die Verwendung der Reiterei wird allerdings durch die Örtlichkeit oft beschränkt. In Gebirgsgegenden, im sehr durchschnittenen oder sumpfigen Boden vermag sie in größern Massen so wenig zu leisten wie in Wäldern. Man hat sie in neuern Zeiten selbst gegen Verschanzungen geführt, aber auch dabei aufgeopfert. Man hat sie in einzelnen Fällen auch wohl absitzen und als Fußvolk wirken lassen, was ausnahmsweise zweckmäßig seyn kann, im Ganzen aber gegen ihre Bestimmung und Einrichtung ist, auch wie alles Halbe schwerlich je ersprießlich seyn möchte, wenn es ihrer Bestimmung beigefügt werden sollte. Ebenso wenig wird man ganze Reiterheere im Laufe eines Feldzugs beisammen halten können und große Cavaleriemassen überhaupt nur zu besondern Zwecken und Schlachten häufen, sie würden außerdem unbequem und nicht überall gehörig zu verpflegen seyn. — Der ungleiche Bau des Pferdes, die sehr verschiedene Stärke und Race desselben hat von jeher Abtheilungen in leichte, schwerer und schwere Reiterei nöthig gemacht, worauf bei ihrer Verwendung ebenfalls Rücksicht genommen werden muß. Der schwerbewaffnete, geharnischte Reitertrupp (Cuirassiere) wird mehr in Masse, wo es auf Nachdruck ankommt, der leichtere, gewandtere mehr vereinzelt zu Dienstleistungen gebraucht werden können, wozu Schnel-

ligkeit und Unermüdlichkeit erfordert wird. Inzwischen müssen Cuirassiere wie Dragoner, Uhlanen wie Husaren, Jäger zu Pferde wie Chevauxlegers in der Hauptsache zu gleicher Dienstleistung eingeübt werden und so gut in der Linie wie einzeln fechten können. — Die Reiterei ist wahrscheinlich so alt wie der Krieg selbst, denn in jenen Ländern, wo die Pferdezucht besonders gedeiht und der Mann gleichsam auf dem Pferde lebt, focht er auch am liebsten zu Pferde. Die Ägypter sollen schon vor Moses Cavalerie gehabt haben. Die Israeliten im Kampfe mit ihren Nachbarvölkern bekamen es oft mit Reiterei zu thun, scheuten sich aber das Roß zu besteigen, bis zu Salomo's Zeiten. Die Griechen scheinen erst seit dem zweiten messenischen Kriege Reiterei eingeführt und verhältnißmäßig stets nur wenige gehabt zu haben; doch war sie die geehrtere Truppe bei ihnen, in welche nur die begütertsten Bürger eintraten. Um so zahlreicher war die persische und später auch die macedonische Cavalerie. Die Römer lernten sie durch Pyrrhus und durch die Carthaginenser gebrauchen; später stand ihre gallische Reiterei in besonderm Ansehen. Im Mittelalter kannte der Ritter nur den Reiterkampf und verachtete den Dienst zu Fuß; es gab überhaupt keine geregelte Kriegskunst, die erst nach und nach wieder hervorgesucht wurde. Daher man nach Einführung des Geschützwesens zwar Reiterei hatte, sie aber nur äußerst ungeschickt und unzweckmäßig gebrauchte; Gustav Adolfs genialer Blick wußte sie zuerst besser zu würdigen. Ihm gebrach es an der fast noch überall seit den Ritterzeiten üblichen schweren Reiterei, aber er fand auch, daß der Vortheil keineswegs in der Schwere liege, sondern in der Beweglichkeit. Dem gemäß organisirte und formirte er seine Reiterregimenter und erwies ihren wahren Nutzen, den jedoch erst Seydlitz im glänzendsten Lichte zeigte. Napoleon schien den hohen Werth der Reiterei im Großen gar wohl zu kennen, sie aber oft auch schonungslos zu verschwenden. Dieß und gewisse fehlerhafte Einrichtungen, die sich hier und da in einigen Armeen eingeschlichen hatten, viele hieraus nothwendig folgende Erfahrungen, wo die Reiterei nicht leisten konnte, was man oft sogar unbillig von ihr erwartete und was zufällig durch andere Truppen ebenso oder besser geleistet wurde, brachten in unsern Zeiten schwankende Ansichten über den Nutzen der Reiterei zum Vorschein, von denen man aber zurückkommt. Doch ist ihr wieder einmal ein Seydlitz zu wünschen. Wichtig sind die Schriften des Generals Bismark über das Wesen der Reiterei; und „Nachrichten und Betrachtungen über die Thaten und Schicksale der Reiterei in den Feldzügen Friedrichs II. und in denen neuerer Zeit".

Reitkunst ist der Inbegriff der Geschicklichkeiten in Abrichtung der Pferde zum Reitdienst. Die Geschichte der Reitkunst fängt für uns bei den Griechen an, obgleich sie diesen mit dem Pferde selbst, das im gebirgigen Hellas und in dieser Erdbreite (Herod., I., 78) ein Fremdling ist, von den Nordküsten Afrikas mag zugeführt worden seyn. Timon, ein Athenienser, war der älteste Schriftsteller über die Schulung des Pferdes, der uns dem Namen nach bekannt geworden ist, und damit die Momente der Abrichtung noch lebendiger vor die Augen gebracht würden, weihte er in dem Tempel zu Eleusis ein Pferd von Bronze, an dessen Basis die verschiedenen Stellungen der Schule in Relief dargestellt waren. Vorzüglich gelehrige Pferderacen erleichterten den Fortschritt von der Reitkunst, die im Kriege ihre Bedeutenheit darthat, zur

Kunstreiterei, wovon wir die Andeutungen bei Schriftstellern und auf Denkmälern finden. Alles, was dem Pferde anzulernen war, ohne seiner Natur Gewalt anzuthun, alles Das wurde ihm, wie ausdrückliche Zeugnisse sagen, beigebracht. Niederknieen, sich niedersetzen, taktmäßig schnauben, Stellungen machen, wie die Athleten auf dem Theater sich zeigten: dieß Alles gehörte zu den Kunststücken, durch welche die alte Welt das edelste Hausthier der menschlichen Gesellschaft würdiger zu machen suchte. Sybariten lehrten auf diese Weise ihre Pferde selbst tanzen, d. h. taktmäßig die Vorderfüße erheben und in geordnetem Zeitmaße sie auf den Boden setzen, was eine Musik hervorbrachte, die nach den Begriffen der alten Welt besonders wohl klang. Selbst bis zum scheinbar Unmöglichen zwang der Mensch, durch genauere Naturbeobachtung, die Pferde, um ihnen seine Oberherrschaft fühlbar zu machen; z. B. er nöthigte, wie ein Marmor in Verona uns lehrt, die Pferde auf zwei Füßen einer Seite zu stehen. Stehend ritt man auf zwei neben einander sprengenden Pferden, schwang sich vom Rücken des einen auf den Rücken des andern und schoß dazu mit dem Bogen. Aus dem altdorischen Kriegstanze, der Pyrrhiche, bildete die römische Jugend den Judus Trajanus, zu Pferde getanzte Quadrillen, die seit August's Zeiten bis zum Falle des römischen Reichs die Leidenschaft der römischen Stutzer (trossuli) ausmachten, und namentlich in Byzanz durch die Benutzung des altpersischen Spiels Tschugun an Mannigfaltigkeit gewannen. Von den numidischen Reitern lernte man die Pferde zaumlos reiten und durch bloße Hülfe der Gerte, oft bloß durch ihren Schatten, anhalten und lenken. Zwanzig Pferde in einer Linie bei Kreiswendungen vom Wagen aus zu erhalten, war ein Kunststück, das uns durch geschnittene Steine abgebildet ist. Diese Spiele hatten später in Byzanz ihren Hauptsitz, und von dort aus kamen sie in der Mitte des 16. Jahrh. nach Europa zurück. Die frühesten Vorgänger der Hyam, Asthley und Franconi, die diese Künsteleien auf einen so hohen Punkt gebracht haben, rühmten sich stets, ihre Künste in Konstantinopel erlernt zu haben, bis die Schaulustigkeit der Großstädter und die wiederkehrenden Messen auch europäischer Gewandtheit für solche Halsbrechereien und Künste, die herumziehenden Gesellschaften uns unter dem Titel einer höhern Reitkunst anpreisen, einen sichern Gewinn versprachen. Gegenwärtig wird in Paris die sogenannte höhere Reitkunst akademisch behandelt. Des Hrn. Cazalot, der sich Professeur d'équitation nennt, neue Reitschule findet Beifall, und Hr. Pellier hat daselbst 1824 einen „Essai élémentaire sur l'équitation" herausgegeben. Wir Deutsche haben treffliche Werke, die Reitkunst betreffend, von v. Tennecker, Bouwinghausen v. Wallmerode, von Sind, Schreiner, vom Major Walther (2. Aufl., Dresden 1827) u. A.; de la Guerinière's „Reitkunst, oder gründliche Anweisung zur Kenntniß der Pferde ꝛc." (übersetzt von Knoll, 3. verb. Aufl. Marburg 1817).

Reiz (Friedrich Wolfgang), geb. 1733 zu Windsheim in Franken, bildete sich zu Leipzig unter Christ und Ernesti, ward 1767 außerordentlicher Professor der Philosophie, erhielt später den Lehrstuhl der griech. und lat. Sprache und 1785 den der Poesie, den er bis zu seinem Tode (1790) besaß. Er war der Begründer einer trefflichen grammatisch-philologischen Schule. Für seine tiefen grammatischen Einsichten sprechen besonders seine von Wolf herausgegebenen Abhandlungen

„De prosodiae gr. accentus inclinatione", und seine kritische Ausgabe des Lustspiels „Rudens" von Plautus. Auch als lat. Dichter war Reiz ausgezeichnet, wie sein Gedicht „Seculum ab inventis clarum" bezeugt. Seine unvollendet gebliebene Ausgabe des Herodot, die der Rhetorik und Poetik des Aristoteles, der Satyren des Persius sind ausgezeichnet.

Reizbarkeit. Die Muskelkraft oder die sogenannte Reizbarkeit gibt den Muskeln das Vermögen, sich auf einen ihnen selbst oder ihren Nerven angebrachten Reiz zusammen zu ziehen; man nennt sie auch die lebende Kraft, um sie von der Elasticität zu unterscheiden. Sie ist ebenfalls die Wirkung der Organisation des Muskels, setzt aber die Nervenkraft schon voraus, die ein Theil der Reizbarkeit ist, oder vielmehr die Reizbarkeit ist die Nervenkraft selbst, nur durch den Bau des Muskels besonders zu einem neuen Phänomen des Lebens modificirt. Es gibt aber außer der willkürlichen Muskelbewegung auch eine unwillkürliche, und eine, welche nach Umständen bald willkürlich, bald unwillkürlich seyn kann; daher pflegt man auch die Muskeln in die willkürlichen und unwillkürlichen und auch in die gemischten einzutheilen. Zu den willkürlichen rechnet man die Muskeln des Kopfes, des Rumpfes, der Extremitäten, der Augen, des Mundes, der Zunge, des Schlundes u. s. w.; die unwillkürlichen sind vorzüglich das Herz und die Gedärme; die theils willkürlichen theils unwillkürlichen sind die zum Athmen bestimmten Muskeln. Kräfte unterscheidet man in dem Bauche eines Muskels zweierlei: eine todte und eine lebende Kraft. Die todte ist die Elasticität, welche der Muskel mit andern Theilen gemein, aber im stärkern Grade hat. Die lebende Kraft heißt die Reizbarkeit und besteht in einer Zusammenziehung oder Verkürzung, verhältnißmäßigen Anschwellung und Härte des ganzen Muskelbauches, oder nur eines Theils derselben, welche nach einem dem Muskel selbst oder seinen Nerven angebrachten Reize erfolget; sie heißt lebend, weil sie nur im Leben zugegen ist, und nach dem Tode bald ganz verloren geht. Nichts war mehren Streitigkeiten in der Physiologie unterworfen, als die Kraft der Muskeln, die Haller einerseits ins bessere Licht gesetzt, andrerseits aber, indem er sie füre ine selbständige, dem Muskel angeborne und von der Nervenkraft unabhängige Kraft erklärte, zu vielen Irrungen Anlaß gegeben hat. Die Reizbarkeit ist die Wirkung der Organisation des Muskels. Zu der Organisation des Mukels gehört auch die Nervenkraft, welche in den Nerven der Muskeln zugegen seyn muß, ohne diese sind sie für keinen Reiz mehr empfindlich, und mit ihr geht auch die Reizbarkeit verloren. Ferner ist dazu erforderlich eine gewisse Menge, Mischung, Flüssigkeit und Beweglichkeit der Säfte, welche in den Gefäßen des Muskels, wenn er auch schon aus dem Leibe ausgeschnitten worden ist, gleichwohl enthalten sind; sobald als diese Säfte stocken und ihre gehörige Mischung verändern, so geht damit die Nervenkraft, Reizbarkeit und das Leben sowohl in einzelnen Theilen, als in dem ganzen Körper verloren. Nach Haller's Beobachtung soll das Stocken des thierischen Fettes der Zeitpunkt seyn, worin auch die Reizbarkeit aufhört, sich zu äußern. Um die Reizbarkeit in Thätigkeit zu versetzen, ist ein Reiz nothwendig. Daß die Reizbarkeit eine der Muskelfaser angeborne und von der Nervenkraft unabhängige Kraft

sey, ist daher ein höchst unrichtiger, der Vernunft und Erfahrung zuwider laufender Schluß. Nachdem die Reizbarkeit die Wirkung der Organisation des Muskels und der Nervenkraft ist, so fragt er sich, auf welche Weise diese Ursachen die Reizbarkeit hervorzubringen im Stande sind? Man muß gestehen, daß diese Frage unter die schwersten Probleme der Physiologie gehöre und nach so vielen Hypothesen, welche man zu diesem Ende ausgedacht hat, noch nicht gehörig beantwortet sey. Eine neue Erklärungsart über die Muskelcontraction hat Herr von Humboldt gegeben, daß nämlich das aus den Nerven in den Muskel einströmende Galvanische Fludium, welches er auch für eine modificirte Elektricität hält, eine Annäherung der Elemente in den Muskelfasern und folglich ihre Verkürzung bewirke, sowie der elektrische Funke luftförmig ausgedehnte, von einander entfernte Substanzen, Sauerstoff und Stickstoff, oder Sauerstoff und Wasserstoff in tropfbare Salpetersäure und tropfbares Wasser zusammendrängt. Wir wissen aber auch, daß die Elektricität das Gegentheil bewirken kann, sie theilt nämlich auch den Körpern eine repulsive Kraft mit, macht, daß sie gasartig werden, sich zünden und verbrennen. An der Reizbarkeit sind noch folgende Erscheinungen zu bemerken: Die Reizbarkeit der willkürlichen Muskeln gehorcht im natürlichen Zustande dem Willen als Reiz, der durch die Nerven in die Muskeln auf eine automatische Art übergeht, ohne daß die Seele die geringste Kenntniß von den zu bewegenden Muskeln zu haben braucht. Die willkürlichen Muskeln werden oft auch ohne Willen durch bloße Gewohnheit und Association in Bewegung gesetzt, weil sie gewohnt sind, in Gesellschaft dieser oder jener Muskeln zu wirken. Im widernatürlichen Zustande gehorchen die willkürlichen Muskeln auch mechanischen, chemischen und andern krankhaften Reizen, die entweder im Gehirne, oder im Verlaufe der Nerven, oder auf die Muskeln selbst angebracht worden sind; unter allen widernatürlichen Reizen zeichnen sich vorzüglich nach Galvani's und Creve's Versuchen die Metallreize aus. Die auf die widernatürlichen Reize erfolgte Zusammenziehung der willkürlichen Muskeln ist meistens tumultuarisch, minder zweckmäßig, bald heftig, bald schwach, bald anhaltend, bald vorübergehend, abwechselnd oder zitternd u. s. w. Die unwillkürlichen Muskeln gehorchen dem Willen nie, nur starke Gemüthsbewegungen können auf sie einen Einfluß haben: z. B. Zorn, Freude, machen die Bewegung des Herzens geschwinder; der Schrecken, die Furcht machen das Herzklopfen; der durch eine Idee erzeugte Ekel das Erbrechen u. s. w. Der natürliche Reiz des Herzens ist das Blut; des Magens und der Gedärme die Nahrungsmittel und die dahin abgesetzten Säfte. Die Reizbarkeit soll nach Haller's Bemerkungen in den Gedärmen, in dem Zwergfelle und in dem Herzen länger dauern als in den willkürlichen Muskeln, welches nicht immer zutrifft; doch Das ist gewiß, daß sie bei kaltblütigen Thieren, Amphibien, viel länger währt als in warmblütigen, und da man die Reizbarkeit mit Recht als ein Zeichen des noch fortdauernden Lebens oder der noch fortdauernden Nervenkraft ansieht, so sagt man auch, daß jene ein zäheres Leben haben, oder daß ihre Nervenkraft etwas länger nach dem Tode dauere. Außer der Muskelbewegung gibt es in dem thierischen Körper noch eine, ebenfalls in einer Zusammenziehung oder Verkürzung bestehende und dem Reize

gehorchende lebende Bewegung, welche solchen Theilen zukommt, die keine faserige und den Muskeln eigene Organisation bekanntermaßen an sich haben; hierher gehören das Zellengewebe, mehre Häute, manche Gefäße u. s. w. Diese Reizbarkeit ohne Muskelfasern findet man vorzüglich bei kleinen Thieren, z. B. Polypen, Blasenwürmern u. s. w. bei welchem wir keine Muskeln noch derlei Fasern sehen können, ja sie erstreckt sich sogar bis in das Pflanzenreich. Weil man bei solchen Thieren und Pflanzen auch keine Nerven gewahr wird, so haben Einige daraus geschlossen, daß die Reizbarkeit ein zweites von der Empfindung ganz verschiedenes und unabhängiges Lebensprincipium sey. Diese scheinen aber nicht bedacht zu haben, daß die Reizbarkeit eine Fähigkeit, den Reiz zu empfinden, voraussetzt, auf den sie dann gehörig zurückwirken soll, es muß von darum keine Empfindung mit Bewußtseyn seyn. Andre glauben, weil z. B. die Blasenbandwürmer bei ihrer Reizbarkeit keine Muskelfasern haben, daß die Muskelfasern unserer Muskeln auch nicht nothwendig für ihre Reizbarkeit sind, und daß die Theorie der Muskelbewegung, die auf die anatomische Structur eines Muskels gebaut ist, über den Haufen fallen müsse. Wenn diese Art zu schließen richtig wäre, so fiele nicht nur die Theorie der Muskelbewegung, sondern unsere ganze Physiologie über den Haufen: denn der Blasewurm empfindet auf seine Art, und wir sehen doch keine Nerven an ihm, folglich wäre unsere Theorie, daß unser Nervensystem das nothwendige Organ zu unseren Empfindungen sey, auch falsch. Der Blasewurm lebt ohne zu athmen, ohne ein Herz und ohne einen Kreislauf des Blutes zu haben; fällt darum unsere Theorie, daß unser Leben ohne die Verrichtungen nicht seyn kann, auch über den Haufen? Die Natur hat einen Reichthum von Mitteln, womit sie den nämlichen Endzweck erreichen kann. Aus aller der Erfahrung, die wir über die Reizbarkeit der thierischen und Pflanzentheile haben, können wir unsres Erachtens nichts Anderes schließen, als daß die Reizbarkeit unserer Muskeln von der ihnen eigenen Organisation komme, sowie die Verrichtungen anderer Theile unseres Körpers die Wirkungen ihrer Organisation sind; die Reizbarkeit der Blasenwürmer, Polypen und Gewächse hingegen sey wiederum die Wirkung ihrer eigenen und uns noch unbekannten Organisation und Mischung ihrer Materie.

Reizend (in ästhetischer Hinsicht). Nach Winckelmann und Sulzer ist reizend alles Das, was Liebe, Zuneigung und überhaupt Wohlgefallen erweckt, eine Wirkung, welche die regelmäßigsten Formen, die man oft schön nennt, nicht immer haben, und die man selbst oft bei unregelmäßigen findet. Andre behaupteten, daß das Schöne zwar an sich des Reizes nicht bedürfe, aber noch stärker wirke durch den Reiz, doch dürfe dieser selbst nicht zu stark seyn. Hiernach wäre der Reiz dem Schönen zufällig, (S. Schön, Schönheit.)

Relation, Verhältniß der Begriffe, s. Kategorien.

Relativ, beziehend, in Bezug auf Etwas; Das, was nur bedingungs- und vergleichungsweise, nicht schlechthin, gewisse Eigenschaften besitzt; dem Absoluten (s. d.) entgegengesetzt. Relative Begriffe, solche, welche Vergleichung eines Dinges mit andern voraussetzen. Groß und klein, arm und reich, gelehrt und ungelehrt rc. sind solche Begriffe. Sie erfordern zu ihrer Bestimmung allemal

einen Maßstab, z. B. die Größe eines Grenadiers 14 Zoll über das gewöhnliche Maß.

Relegation, eine schon bei den Römern eingeführte Art der Verbannung, wo der Angeschuldigte auf gewisse Zeit, auch wohl Zeitlebens, an einen bestimmten Ort verwiesen wurde, ohne deshalb seine Rechte oder Güter zu verlieren. Nachtheiliger und schimpflicher war das sogenannte exilium (s. Exil.), wo kein Mensch dem Exulanten Wasser oder Feuer reichen durfte. — Die Relegation ist bekanntermaßen auch heutzutage besonders auf Universitäten gebräuchlich, indem ein Student von derselben verwiesen wird, der ihre Gesetze übertreten hat. — Religiren, Einen verweisen, verbannen; cum infamia relegiren, Einen zugleich mit Ehrlosigkeitserklärung verbannen.

Relief, in der Bildhauerkunst, das Hervortreten der Gestalten aus dem Grunde, auf welchem sie gebildet sind; oder das Kunstwerk in erhabener Arbeit. Man hat verschiedene Abstufungen (basso-, mezzo-, altorilievo). Ursprünglich bei den Griechen sehr flach, wie z. B. die Löwen am Thor zu Mycenä, vielleicht das älteste uns erhaltene Relief, gewann das Relief durch Phidias sein richtiges Maß und seine Vollendung; denn noch sind die Friese und Metopen aus dem Parthenon und dem Tempel des Apollo zu Bassä bei Phigalia in Arkadien, die dem kunstliebenden Europa ein günstiger Zufall gerettet hat, die unübertroffenen Muster im Reliefstyl. Unter den spätern Römern, wo die Skulptur fabrikmäßig betrieben, an technischer Ausführung gewinnen sollte, was sie an Geist verloren hatte, wurde das Hochrelief (altissimo rilievo) aufgenommen, wo man hinter beinah ganz freistehenden Figuren den Hintergrund wieder mit erhabenen Gestalten bearbeitete. Thorwaldsen hat das Relief zu seinem wahren Wesen zurückgeführt, während Canova's Reliefs viel zu sehr auf das Malerische hinwirken. Eine andre Weise hat man neuerdings beliebt, die aber hoffentlich ebenso wenig Bestand haben wird. Man stellt, namentlich auf Münzen, die Gestalten mit hoher Wand vor, als ob sie aus einem zweischichtigen Onyx geschnitten wären, den man auf diese Weise von der Unterlage lostrennen wollte. Ohne Beispiel sind noch bei den Griechen die in Ägypten gebräuchlichen reliefs en creux, flacherhabene Arbeiten in einer Einsenkung, die häufig mit Farben ausgefüllt waren.

Religion. Obwohl dieser vielfach gedeutete Name erst von den Römern seinen Ursprung ableitet, so ist die Sache doch so alt als der Mensch und sein Verhältniß zu Gott, den sie voraussetzt. Wir können von ihr keine wahre Kenntniß von Außen erhalten, sondern sie muß in uns leben und herrschen, wenn wir von ihrer Wahrheit überzeugt seyn sollen. Sie gründet sich auf eine dem Menschen eigenthümliche Anlage, welche wir die religiöse nennen. Indem nämlich der Mensch durch die ihm verliehene Natur nicht bloß in ein Verhältniß zur Gottheit gestellt ist, sondern auch dasselbe zu ahnen und zu erkennen vermag, ist ihm die Religion durch seine Anlage möglich gemacht. Es ist ein Göttliches in uns, eine höhere Natur, die ihren Ursprung ahnet und auf den vollkommenen Schöpfer hinweist, eine höhere Natur, die zu der höchsten sich erhebt und mit ihr sich zu vereinigen strebt. Und es ist ein Göttliches über uns, was sich in der Welt, als dem Abglanze seiner Herrlichkeit, und in der Vernunft dem

Menschen offenbart. Wo nun der Mensch, im Gefühl seiner in der Sinnenwelt beschränkten Natur, sich vor der höhern Macht, die über ihm waltet, demüthigt, im Gefühl der Freiheit und des Bewußtseyns aber und durch den ihm verliehenen Gedanken seines Schöpfers sich zu demselben frei erhebt und in der Ordnung der Dinge seinen geoffenbarten Willen anerkennt: da ist die wahrhafte Religion. Religion ist daher die Richtung des Gemüths auf die Gottheit und beruht einestheils auf der Freiheit des Menschen, der sich über das bloß Irdische erhebt und die Strahlen der Gottheit mit Bewußtseyn aufnimmt, anderntheils auf der durch die verliehene Freiheit und Vernunft sich offenbarenden Gottheit; denn die Idee Gottes — die höchste unserer Vernunftkenntniß — kann nur als Offenbarung der Gottheit angesehen werden und ist aus keiner andern abzuleiten. (Vgl. Religionsunterricht.) — Die religiöse Anlage entwickelt sich verschieden, daher ist auch die Religion nach der geistigen Verschiedenheit der Menschen verschieden. Diese Verschiedenheit zeigt sich in der Mittheilung und Darstellung, zu welcher das lebendige Gefühl des Höchsten den Menschen antreibt, nämlich in den Religionslehren und Ansichten, und in dem Religionscultus (d. i. in denjenigen äußern Handlungen, durch welche die Gottesverehrung sich ausspricht). Diese Aeußerungsmittel der Religion sind zugleich das Band, welches die Menschen in größern oder kleinern Massen zu gemeinschaftlicher Befriedigung des religiösen Bedürfnisses und zur Erweckung der innern Religion verbindet, sowie das Zeichen, an welchem die Bekenner einer Religion sich erkennen. Hierauf beruht auch der Begriff einer positiven Religion: sie ist eine durch die verschiedene Entwickelung der religiösen Anlage bedingte, durch eigenthümliche Ansichten über das Verhältniß der Menschen zu Gott und ihre Bestimmung, sowie durch eigenthümliche Gebräuche und Symbole der Gottesverehrung modificirte, unter einer Menschenmasse herrschende Religion. Sie wird herrschend durch religiöse Ueberlieferung (wie viele heidnische Religionen), oder durch die überwiegende Geisteskraft und religiöse Anschauung großer Männer, welche Familien, Stämme, Völker, ja die Menschheit selbst zu gleicher Gesinnung und Verehrung mit unsichtbarer Macht fortreißen und verbinden. Sie wird es ferner, wenn ihre Ausübung vom Staate beschützt oder geheiligt wird. — Aus dem Vorigen geht zugleich hervor, daß der Begriff der positiven Religion dem der Vernunftreligion nicht widerspricht, da jede wahre Religion auf Vernunft oder religiöse Anlage gegründet ist, und die Religion überhaupt in ihrer Aeußerung stets positiv wird, indem die Ansichten und Handlungsweisen der Menschen verschiedenen Einfluß auf sie haben. Ja es gibt sogar unter keinem Volke eine natürliche oder Vernunftreligion, wenn dieß eine Religion bedeuten soll, die ohne alle Mittheilungs- und Darstellungsformen sich entwickelte; wohl aber gibt es (was man oft damit verwechselt) eine natürliche Theologie oder besser eine Religionsphilosophie, welche das Grundwesen aller Religion und die innern und äußern Bedingungen ihrer mannigfaltigen Entwickelung zum Gegenstande hat. Setzt man aber die natürliche Religion der geoffenbarten entgegen, so vergißt man entweder, daß das Höchste überhaupt dem Menschen nur durch Offenbarung zugänglich ist, oder man versteht unter der geoffenbarten Religion eine solche, deren Ursprung und

Verbreitung ein besonderes Eingreifen der Gottheit in den Lauf der religiösen Entwickelung (eine besondere oder außerordentliche Offenbarung) voraussetzt, und unter natürlicher Religion nur eine solche (auch positive) Religion, deren Ursprung in der bloßen Selbstthätigkeit des Geistes beruht. Die erstere Ansicht begründet den theologischen Supernaturalismus, die zweite den Naturalismus oder Rationalismus (s. d. und Offenbarung).

Die histor. Darstellung, oder die Erzählung von der Entwickelung der religösen Anlage unter den Völkern ist die Religionsgeschichte. Sie ist allgemeine Religionsgeschichte, wenn sie die religiöse Entwickelung der Menschheit überhaupt, und mithin die Entstehung und Verbreitung der wichtigsten uns bekannten Religionen zum Gegenstande ihrer Darstellung hat. Sie zeigt, wie die von Gott ins Daseyn gerufene und erzogene Menschheit sich mit frischem und unverdorbenem Gefühl des Kindes zu ihrem Schöpfer gewendet (Urreligion); darauf aber nach entstandener Herrschaft der Sinnlichkeit (Sündenfall) der Blick sich in die Mannigfaltigkeit der geschaffenen Dinge verloren und von Gott abgewendet habe (Periode des in der alten Welt herrschenden Polytheismus, Naturalismus, Heidenthum), und wie dann ferner aus den Denkmälern jener Urreligion, die sich in dem beschränkten Monotheismus der Juden erhalten hatten, sich eine neue Offenbarung erhob, welche die Kinder zum Vater zurückführte und den Glauben an den einzigen, heiligen Gott in alle Welt verbreitete (Periode des in der neuen Zeit herrschenden Monotheismus der christlichen Religion). Sie zeigt insbesondere, wie die hier angeführten Hauptformen der Religion durch Verstand, Phantasie und andre hervorstechende Kräfte, sowie überhaupt durch die Lage und den Charakter der Nationen und Völker eigenthümlich gestaltet worden. — Wir haben für die allgemeine Religionsgeschichte bis jetzt nur Uebersichten oder unphilosophische Ausführungen und Materialsammlungen erhalten, z. B. v. Meiners. Die besondere Religionsgeschichte bildet die historische Darstellung einzelner religiöser Erscheinungen und Thatsachen genauer aus. Zu ihr gehört z. B. die christliche Kirchengeschichte. Unduldsamkeit und Gleichgültigkeit sind die Klippen, an welchen die Religionsgeschichte gewöhnlich scheitert, um so mehr, da keine Ueberzeugung so tief in das innere Leben des Menschen eingreift und in demselben wurzelt, als die religiöse. Mit der Unparteiligkeit, welche die Geschichte überhaupt erfordert, verträgt es sich aber vollkommen, die christliche Religion als den Mittelpunkt der Religionsgeschichte hervorzuheben, da dieselbe der aller Religionsgeschichte zum Grunde liegenden Idee der Religion durch den reinsten Monotheismus, welcher ihre Grundlage ist, am nächsten kommt, dahingegen der Mosaismus oder das Judenthum den Einzigen mehr als Stammgott mit Opfer und Ceremoniendienst verehrt. S. „Reden über die Religion" (Sulzbach 1813). Ueber einzelne Religionen s. die besondern Art.

Religionsfreiheit. Freiheit im kirchlichen Sinne findet allenthalben statt, wo der Statt die öffentliche Uebung verschiedener Religionen neben einander erlaubt. In Staaten, die den öffentlichen Gottesdienst und die Ausübung kirchlicher Gebräuche nur in der Form einer bestimmten Religion oder Religionspartei genehm halten und keine andre neben ihr dulden, kann von dieser Freiheit nicht die Rede

seyn. Sie nicht zu gestatten, war von jeher die Maxime der Fürsten und Gesetzgeber, welche die bindende Kraft eines bestimmten Religionsglaubens für politische Zwecke in Anspruch nahmen. Und sie handelten darin ganz folgerecht. Sey nun entweder die Staatsverfassung theokratisch, wie die mosaische war, oder vereinige sich die höchste geistliche Gewalt mit der höchsten bürgerlichen in einer Person, wie in Tibet, oder habe die Monarchie ihren Thron auf den herrschenden Glauben der Nation an die Heiligkeit einer gewissen Religion gebaut und ihre Regierungsweise mit den Grundansichten und Formen dieses Glaubens verflochten, wie in Spanien und Portugal, wo der Katholicismus durchaus national geworden ist: immer wird, so lange es bei der alten Verfassung und, damit jede Unzufriedenheit verhütet werde, auch bei der anfänglichen Bildungsstufe des Volks bleiben soll, zur Aufrechthaltung derselben, Einheit der Volksreligion erforderlich, und jede davon abweichende Lehrmeinung oder Religionsübung zu unterdrücken seyn. — Übrigens kann man annehmen, daß die Intoleranz ein Erbtheil aller Bekenntnisse ist. Jedes Bekenntniß hält sich für das allein wahre und erkennt daher die übrigen nicht an. Wenn aber diese in der Natur der Sache liegende Intoleranz in äußere Handlung der Gewalt gegen Andersdenkende ausbricht, so ist Das immer die Schuld der Staatsregierungen, welche das Gebiet der äußern Freiheit von dem des Glaubens nicht abmarken, wohl gar die vorzugsweise Begünstigung einer Kirche zur Staatssache erhoben haben. So war z. B. die Inquisition in Spanien offenbar eine Staatsanstalt, um weltlichem Judizdespotismus eine Form der Wirksamkeit zu leihen.— Keine der christlichen Confessionen hat Ursache, sich einen größern Duldungsgeist als die übrigen zuzuschreiben. Wo im Namen einer Confession geherrscht ward, waren die Herrschenden gleich unduldsam, man braucht nur auf Luther's Leidenschaft gegen die Sacramentirer, auf Calvin's Behandlung Servet's — den er verbrennen ließ, — auf des Kanzlers Krell zu Dresden Enthauptung wegen Kryptocalvinismus, auf die Geschichte Hollands und Englands zu verweisen. — Unterscheiden müssen wir von der Freiheit der Kirchen im Staate die Freiheit, welche die einzelnen Glieder einer Kirche in ihrem Schoße, entweder vermöge des Princips derselben, oder zufolge ihrer eignen Anmaßung, genießen. Der Protestantismus ist der Freiheit im Denken und Leben günstiger als der Katholicismus — (da der Katholik die Religion nicht durch freie Forschung, sondern durch göttliche Lehre von oben empfängt, so ist leicht begreiflich, daß er, so lange er der Kirche angehört, eben dadurch auf eine solche freie Forschung verzichtet); — die Confession und Kirchenverfassung der Reformirten wieder mehr als die der Lutheraner, und mehr als beide der Socinianismus.

Eine vollkommene Religionsfreiheit aber wird gewährt, wenn verschiedene Religionsgesellschaften in einem Staate 1) ihren Gottesdienst öffentlich halten, 2) ihre Jugend und ihre Geistlichen in eigenen Schulen bilden, 3) ihre religiösen und kirchlichen Angelegenheiten in Lehre, Liturgie, Seelsorge, Kirchenverfassung und Sittenzucht nach ihren eigenen Grundsätzen ordnen und leiten, 4) sich keiner Verbindlichkeit gegen die Geistlichkeit einer andern Kirche unterwerfen, 5) völlige Gleichstellung ihrer Glieder in bürgerlichen Rechten mit den übrigen Staatsbürgern fordern, und 6) wo der Staat selbst über die ursprüng-

lich kirchlichen Fonds verfügt oder die Kosten des Kirchenwesens überhaupt aus dem Ertrage der Abgaben aller Einwohner bestreitet, die auf Unterstützung ihrer Anstalten nach Verhältniß ihrer Zahl zur gesammten Bevölkerung rechnen dürfen. In allen diesen Punkten unbeschränkt sind Christen aller Parteien und Sekten nur in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo die Staatsbehörde bloß über ihren Frieden mit einander wacht, sonst keine Aufsicht nöthig findet und, da kirchliche Fonds nie öffentliche wurden, jedes Kirchenwesen als Privatsache betrachtet, dessen Unterhaltung daher den Parteien selbst überlassen bleibt. In allen übrigen christlichen Staaten war diese Freiheit bis gegen Ende des 18. Jahrh. Vorrecht einer herrschenden oder Staatsreligion, neben der andern Parteien nur eine mehr oder weniger beschränkte Duldung bewilligt wurde. Noch bis 1806 galt in dem nassauischen Lande ottonischer Linie ein Gesetz, kraft dessen jedes uneheliche Kind nicht in der Religion seiner Mutter, sondern in der des reformirten Landesherrn erzogen werden mußte! — Ueber die kirchliche Freiheit in den einzelnen Bekenntnissen läßt sich auch nichts festsetzen. Noch jetzt sind die portugiesischen, spanischen, neapolitanischen, päpstlichen, sardinischen und die kleinern italienischen Staaten so ganz katholisch, daß dort, wo die Juden wenigstens ihre Religion im Stillen üben und Handel treiben dürfen, keine andre christliche Religionsgesellschaft in irgend einem jener Punkte gesetzliche Freiheit erhalten konnte. Nur die protestantischen Gesandtschaften an den Höfen außer Madrid und die engl. Kaufleute in Lissabon, Porto und Livorno genießen die Vergünstigung, ihren Gottesdienst durch eigne Prediger besorgen zu lassen, und den Waldensern im nördl. Piemont ist, außer den drei ersten Punkten, auch Besoldung ihrer Pastoren und vom Staatsbürgerrechte so viel zugestanden worden, als zum rechtlichen Bestehen ihrer Gemeinden und zur Betreibung niederer Gewerbe schlechterdings nothwendig war. In den östreich. Staaten blieb zwar der Katholicismus herrschend, aber die den Lutheranern, Reformirten und Griechen gewährte Religionsfreiheit im Ganzen außer Ungarn ungekränkt, auch in Hinsicht der Staatsbürgerrechte, insofern diese selbst bei vorwaltender Begünstigung der Katholiken nicht verkümmert werden können. In Ungarn lassen ihnen die Reichsgesetze viel größere Freiheit. Im östreichischer Italien besteht nur eine kleine evangelische Gemeinde zu Venedig. In Siebenbürgen genießen Katholiken, Lutheraner, Reformirte und Unitarier völlig gleiche Rechte. Rußland, das in seinen südl., östl. und nördl. Grenzländern Mohammedaner und Heiden und allenthalben Juden ihre Religion ungehindert üben läßt, die griech. Kirche zwar als Staatskirche begünstigt, doch zu keiner Herrschaft über andre berechtigt und in Polen den Katholiken und den Protestanten beider Confessionen ganz gleiche Rechte zugesteht, gewährt auch in seinem alten Reiche diesen christlichen Parteien und den Armeniern Religionsfreiheit in allen jenen Punkten, mit weiser Rücksicht auf ihre verschiedenen Culturstufen, beschränkt sie aber wieder insofern, als die durch besondere Regierungscollegien gehandhabte Staatsaufsicht, namentlich über die Protestanten, sich auch mit dem Ordnen und Leiten ihrer innern Angelegenheiten, selbst ihres Glaubens, befaßt. Die ganz lutherischen Staaten Schweden und Dänemark haben den darin nicht zahlreichen Katholiken die vier ersten Punkte und den fünften mit Ausschluß der Fähigkeit zu Staatsämtern bewilligt. Die Toleranz Englands, das

in Ostindien Mohammedaner und Heiden bei ihrem Cultus und in ihren bürgerlichen Rechten schützt, ist nur darum so sehr gepriesen, weil es früher und mehren Sekten als alle andre europäischen Staaten freie Religionsübung ließ; sie beschränkt sich aber für Alle, die in England und Irland nicht zur bischöfl. Kirche gehören, auf Unabhängigkeit in den drei ersten Punkten. In Irland wird der Zehnte, auch vom Schlachtvieh, von den meist armen Katholiken unbarmherzig eingetrieben, daher in diesem Reiche 1823 auf 80.000 Klagen wegen rückständigen Zehntens zu Gericht kamen. Die in Schottland herrschende presbyterianische Kirche gibt ihren Geistlichen keine solchen Rechte über die Dissenters. Die bürgerlichen Rechte der Dissenters waren durch den bei Uebernahme öffentlicher Aemter zu schwörenden Eid (Test) beschränkt, dessen Formel Verwerfung kathol. Lehren und Anerkennung des königl. Supremats in Kirchensachen enthielt, und daher, weil sie von Katholiken, Independenten, Puritanern, Baptisten und Quäkern nicht gebilligt werden kann, diese von allen Staatsämtern und Parlamentsstellen ausschloß. Nur in Irland durften seit 1793 begüterte Katholiken ohne Test bei den Wahlen der Parlamensglieder mitstimmen, Advocaten, Geschworne und Magistrate werden, militairische und Staatsämter, außer 30 der höchsten, erlangen. In England und Schottland, wo sie erst seit 1778 Grundeigenthum zu erwerben befugt sind, war dieser Zugang zu öffentlichen Aemtern und Parlamentswahlen ihnen noch bis 1829 versagt. Die von der Mehrheit des Unterhauses begünstigte, und erst 1829 von dem Oberhause angenommene Emancipation der Katholiken folgte natürlich aus der Aufhebung der Testacte (s. d.) 1828. Trotz alles Druckes haben sich die Katholiken in Irland seit 100 Jahre um ⅓ vermehrt, und sind in England und Schottland, wo sie von den meisten dieser Beeinträchtigungen nichts empfinden, seit 30 Jahren von 70.000 auf nahe an eine halbe Mill. Seelen angewachsen. In die innern Angelegenheiten der Dissenters mischt sich weder die Regierung noch die herrschende bischöfl. Kirche. Die auf Englands Beispiel hingewiesenen südamerikanischen Freistaaten und Brasilien erklärten den Katholicismus für ihre Staatsreligion, neigen sich aber trotz ihrer reichen und mächtigen Geistlichkeit zu Grundsätzen allgemeiner Toleranz. In Frankreich machte sich zwar die kathol. Kirche seit 1814 immer mehr als herrschende geltend, aber die durch die Charte Ludwigs XVIII. den Protestanten augsburgischer und reformirter Confession in allen eben bezeichneten Punkten zugesicherte Religionsfreiheit, welche sie den Katholiken in bürgerlichen Rechten gleichstellt und die Unterstützung ihrer Anstalten aus Staatscassen gesetzlich macht, ward ihnen nicht entzogen. Im Königreich der Niederlande ist jetzt keine Kirche die herrschende, und neben den Katholiken und Reformirten auch Jansenisten, Lutherischen, Remonstranten, Presbyterianern, Bischöflichen, Taufgesinnten und Quäkern vollkommene Religionsfreiheit, ohne Beschränkung ihrer bürgerlichen Rechte oder Staatseinmischung in das Innere ihres Kirchenwesens, gewährt. Auch in dem Königreich Belgien, wo fast Alles katholisch ist, herrscht vollkommene Religionsfreiheit. In der Schweiz genießen sie die Katholiken und Mennoniten in protestantischen, die Protestanten in paritätischen vollkommen, in reinkathol. Cantonen aber nicht nach der Bundesmaxime der Gegenseitigkeit. In Deutschland und Preußen ist nach der deutschen Bundesacte völlige Rechtsgleichheit der Protestan-

ten beider Confessionen mit einander und mit den Katholiken gesetzlich, und in keinem Punkte gegenseitige Beschränkung der Religionsfreiheit mehr zulässig. Die kleinen Gemeinden der Mennoniten in Preußen, Ostfriesland und am Rhein genießen so viel Freiheit, als sie bedürfen, und die evangel. Brüdergemeinden (Herrnhuter-Colonien) allenthalben einer Unabhängigkeit und Begünstigung, die nur ihre geringe Zahl und kluge Selbstbeschränkung rechtfertigen kann.

Religionsfriede, s. den Art. Protestantismus und Reformation.

Religionsphilosophie. Darunter versteht man überhaupt die philosophische Nachweisung der ewigen und allgemeinen Ideen, welche jeder besondern Religion zum Grunde liegen müssen, und die Erörterung der religiösen Anlage des menschlichen Gemüths. Als solche macht sie zugleich einen wichtigen Theil der Philosophie aus. Sie unterscheidet sich von Religionsgeschichte dadurch, das letztere es mit der geschichtlichen Entwickelung jener allgemeinen Ideen und der Ausbildung der religiösen Anlage zu thun hat. — Um in den Stand gesetzt zu seyn, jede Religionsphilosophie richtig zu würdigen, möge uns die Erfahrung eines der größten Denker (Baco) leiten: Die Philosophie, nur obenhin gekostet, führt ab von Gott; ganz erschöpft, führt sie zurück zu Gott. Die Religion war vor allem Philosophiren über sie, praktisch wirkend vorhanden. Die Philosophie hat die Religion als Erscheinung bald erklären, bald begründen wollen; oft erschütterte sie dieselbe, doch nicht minder oft wurde sie durch den Glauben besiegt. In der Religionsphilosophie herrscht oft mehr der grübelnde Verstand als die besonnene Vernunft; solche Philosophie oder Reflexion war es von jeher, welche den Sektenhaß und die Verfolgung in der Religion erzeugte, während die Religion, selbst dem Begriffe nach, auf Duldung hinwies. Auch hat nie die Religion, als solche, Verfolgung herbeiführt, wohl aber die Meinung über sie, welche sich oft für Religionsphilosophie ausgegeben hat. Während der religiöse Glaube des Volks Gott für die Erlösung dankte, ließen die Philosophen den Erlöser kreuzigen, damit seine Auferstehung den Volksglauben bekräftigte und ihre Versuche zur Beförderung der Ehre Gottes leite. Dieser Versuch ist schon öfter seit der Gründung des Christenthums wiederholt worden, jedoch stets mit gleichem Erfolge. Die auf das Christenthum angewendete Religionsphilosophie nennt man Philosophie des Christenthums. Der Zweck der Religionsphilosophie ist: in Sachen des Glaubens und zwar des innigsten Glaubens, den es geben kann, die Rechte der menschlicheu Natur und ihre Grenzen zu bestimmen. Sie soll das vom Kopf getrennte Herz in Einstimmung mit einander setzen und dahin wirken, daß die Religion nie aufhöre, Sache des Herzens zu seyn, und sich nicht zum bloßen Wissen gestalte.

Religionsschwärmerei ist eine Ueberspannung des Gefühls und ein Ausschweifen der Einbildungskraft in Bezug auf das religiöse Denken und Handeln eines Menschen. In diesem Zustande kann sich der Mensch entweder mit der Wirklichkeit und der Erfahrung beschäftigen oder eingebildeten Ideen hingeben; Letzteres ist metaphysisch-religiöse Schwärmerei. — In der Geschichte der Religionsschwärmerei findet man, daß die praktisch-religiöse der theoretisch-anschaulichen, daß das Ausschweifen im Thun und Dichten (s. **Fanatismus**) dem Ausschweifen

im Wissen und Grübeln voranging. — Unwissenheit und Verachtung gegen sorgfältiges Forschen und gegen Gelehrsamkeit, verbunden mit Entnervung des Körpers, waren stets der Schwärmerei eigen; daher in den Zeiten der Barbarei, Unwissenheit, üppiger Verschwendung und Entnervung die meisten Schwärmer lebten. — Die Religionsschwärmer erhielten oft in den finstersten Jahrh. die Rechte des freien und eignen Denkens; in Zeiten der Aufklärung waren sie die größten Feinde des Fortgangs desselben.

Religionsunterricht. Erziehung zur Religion und Sittlichkeit ist allerdings etwas von dem Unterricht in der Religion und Moral Verschiedenes; aber Keines kann des Andern entbehren. Wenn sich die Erziehung vorzüglich die Erweckung frommer und sittlicher Empfindungen und Gesinnungen zum Ziel setzt, so will der Unterricht den Verstand mit den höchsten Gegenständen aller Erkenntniß beschäftigen und den Menschen zur klaren Einsicht seiner Bestimmung und seiner Pflichten bringen. Soll das erste nicht ein bloß dunkles Gefühl erzeugen, so muß der Begriff die Empfindung leiten, soll der Verstand an dem Uebersinnlichen Interesse finden, so muß das Herz dafür erwärmt und das Bedürfniß, sich in einem Verhältniß zu dem Unsichtbaren zu denken, in das Innerste der Seele aufgenommen seyn. Wenn man bloß von der Allgemeinheit dieses Bedürfnisses ausgeht und sich erinnert, daß auf allen Stufen menschlicher Cultur religiöse Vorstellungen und religiöse Bestrebungen gefunden werden; so scheint die Aufgabe, Religion in dem jugendlichen Gemüth zu begründen, und Theilnahme an diesem Unterricht zu erwecken, nicht schwer. Aber wenn man die individuelle Lage der Meisten, die Bedürfnisse von Außen, die eigenthümliche Art, wie etwas von allem Irdischen und Sinnlichen so ganz Verschiedenes, behandelt und gepflegt seyn will, in Anschlag bringt und erwägt, wie Alles in der gemeinen Wirklichkeit unsers gewöhnlichen Lebens ganz anders als in der bloßen Idee ist, so findet man bei keinem Gegenstande die Schwierigkeiten so groß und mitunter so unüberwindlich. Die Ungeübtheit des jugendlichen Verstandes, sich zu übersinnlichen Gegenständen zu erheben, kann kein Grund seyn, den Religionsunterricht diesem Alter zu entziehen. Unsere Vorstellungen von Gott und dem Verhältniß zu ihm, können nie ganz vom Sinnlichen getrennt werden, und für die meisten Menschen geht das Wohlthätigste in ihnen verloren, wenn sie, vertieft in der Speculation, sich zu weit von dem kindlichen Glauben entfernen. Selbst die größten Lehrer der Religion haben das Bedürfniß gefühlt, die erhabensten Begriffe von Gott an Irdisches anzuschließen und durch die Analogie menschlicher Verhältnisse, z. B. des Vaters zu den Kindern, des Regenten zu den Unterthanen, der Erkenntniß näher zu bringen. Wie nun die Vorstellung selbst von diesem Verhältniß anders bei dem Kinde, anders in den Jahren der Reife ist; so wird auch in ihrer Uebertragung auf das Höchste ein Fortschritt von dem Unvollkommnen zu dem Vollkommnen stattfinden. Aber daß der Mensch sehr früh mit ihnen vertraut werde, ist von der höchsten Wichtigkeit, da sie zu seinem Wesen gehören, und, erst spät mitgetheilt, zu wenig in sein ganzes Denken und Seyn verwebt werden. Die Methodik des religiösen und moralischen Unterrichts muß theils auf das Materiale und auf das Formale desselben, theils auf die subjective Beschaffenheit der Lehrlinge Rücksicht nehmen. In den Zeiten,

wo eine ungleich größere Uebereinstimmung der Vorstellungen über Gegenstände der Religion stattfand, und diese selbst mehr Sache des Glaubens als des Untersuchens waren, vereinigte man sich wenigstens über den Lehrstoff sehr leicht, und kaum schien es auch in Absicht der Lehrart nöthig zu seyn, gerade hier auf die Verschiedenheit der Lehrlinge Rücksicht zu nehmen, weil man bei allen ein ziemlich gleiches Bedürfniß voraussetzte. Es gab zwar außer den zu symbolischem Ansehen erhobenen, auch andre Lehrbücher; aber sie waren sich, dem Inhalt nach, beinahe so ähnlich, wie Sprachlehren und andre Lehrbücher positiver Wissenschaften. Dieß hat sich so sehr geändert, daß vielleicht auf keinem Gebiet des Unterrichts so verschiedene, zum Theil so weit von einander abweichende Wege eingeschlagen werden als gerade hier; und es ist keine leichte Aufgabe für die Methodik, wo hier so viel von der subjectiven Ueberzeugung des Lehrenden abhängt, den besten vorzuzeichnen. Jeder kann im Grunde doch nur von der Ansicht der Sache ausgehen, welche ihm selbst als die richtigste erscheint. Sobald man als anerkannt voraussetzen darf, daß der letzte Zweck dieses Unterrichts ist, die Jugend nicht nur überhaupt zum Glauben an die Lehren der Religion und zur Erkenntniß und Liebe ihrer Vorschriften und Forderungen zu führen; sondern ihr auch namentlich die Religion, welche sie als ein väterliches Erbgut empfangen und zu der sie durch eine heil. Weihe verpflichtet ist, theuer und ehrwürdig zu machen: so bleibt es auch unstreitig der allernatürlichste Weg, denselben Gang zu wählen, der durch die heil. Urkunde (wäre sie auch wirklich nicht zunächst zu diesem Zwecke geschrieben) eine allgemeine Autorität bekommen, und sich wenigstens an Unzähligen durch die Wirkung bewährt hat. Das Eigenthümliche dieses Ganges ist, daß er 1) vom Anfang bis zu Ende am Faden der Geschichte fortschreitet; 2) daß Das, was die Natur und Vernunft den Menschen über Gott und seine sittlichen Verhältnisse lehrt, nie scharf von Dem getrennt wird, was als eine unmittelbare Offenbarung erscheint; 3) daß das Religiöse und Moralische in der innigsten Verbindung vorgetragen wird und sich gegenseitig erläutert und unterstützt; daß 4) weder das Eine noch das Andre in wissenschaftliche Form und als Gegenstand einer abstracten Speculation, sondern nach einer populairen Lehrart und in einer so verschiedenartigen Einkleidung mitgetheilt wird, daß diese nicht nur eine große Verschiedenheit der Vorstellungen gestattet, sondern sie selbst veranlaßt; daß endlich 5) in ihr selbst das Wesentliche vom Außerwesentlichen und die Hauptideen von Zeit- und Ortideen unterschieden werden. Soll nun die erste Tendenz alles christlichen Religionsunterrichts seyn, Achtung gegen die heil. Urkunde zu erwecken, und von ihr, als einer bestehenden, von dem Glauben der Vorzeit anerkannten Autorität, auszugehen, und die zweite, über den Sinn und Geist derselben vernünftig denken zu lehren: so muß sich auch die Lehrart an das Symbol, worüber sich vorläufig die Kirche ebenso, wie die bürgerliche Gesellschaft über die Staatsverfassung, vereinigt hat, anschließen und ihm analog seyn. Man muß folglich in ihr dieselben Principien wiederfinden. Dabei macht es jedoch die große Verschiedenheit der Lehrlinge, nach Alter, Fähigkeit und anderweitiger Ausbildung und Bestimmung nothwendig, verschiedene Stufen oder Cursus dieses Unterrichts zu sondern, und darnach zu beurtheilen, bis zu welcher die Einzelnen geführt werden können. Für die ersten Stufen

des Unterrichts eignet sich nichts so sehr, als durch Geschichte die religiösen und moralischen Grundbegriffe zu entwickeln. Die biblischen Schriften liefern hierzu einen reichen und, sobald er mit Auswahl und Weisheit benutzt wird, auch zweckmäßigen Stoff, womit jedoch auch andre für die Jugend ausgewählte Erzählungen zu verbinden sind. Jede Hauptlehre und Pflicht kann dann als eine unbezweifelte Thatsache, oder als ein unbedingten Gehorsam forderndes Gesetz, dargestellt werden. Denn das Kinderalter bedarf der Autorität, und jeder Versuch, immer tiefere Untersuchungen zu veranlassen, oder weitläufige Beweise für Das zu führen, wogegen sich in der kindlichen Seele noch kein Zweifel regt, ist vergeblich oder schädlich. Die Geschichte selbst werde genommen, wie sie vorliegt, ohne sich in weitläufige Erörterungen des Schwierigen oder in Erklärung des Wunderbaren einzulassen, weil der Zweck hier bloß praktisch ist, und die Art und Weise, wie Etwas geschah, darauf keinen Einfluß hat, auch die philosophische Untersuchung Dessen, was natürlich und außernatürlich ist, nicht für das Kinderalter gehört dem alles Wunder und das Wunderbare nicht befremdend ist. Neben der Geschichte gebe man dem Gedächtniß eine Reihe kernhafter Sätze (Sprüche) aus der heil. Schrift, welche die unverlierbare Grundlage der Religion der Sittlichkeit für das ganze Leben ausmachen müssen, und wovon zu wünschen wäre, daß man sich darüber, so wie vormals über den Katechismus, vereinigen möchte, damit sich Menschen aus allen Ständen, wenigstens in diesen Fundamentalbegriffen und Grundsätzen, überall zu begegnen sicher wären. Nach der Epoche des Kinderalters wird sich der historische Stoff nicht nur erweitern, und Manches, was für die erste Periode nicht passend war, hier aufgenommen werden, sondern auch der theoretische Unterricht über die Lehren und Pflichten der Religion mehr inneren Zusammenhang erhalten und die Form eines wohlgeordneten, wenngleich ganz populairen Lehrbegriffs annehmen dürfen. Von jetzt an ist es jedoch nicht gleichgültig, 1) ob man diesen Cursus als den letzten zu betrachten hat, wie dieß von der größten Schülerzahl in Land- und Bürgerschulen gilt, oder ob ihm noch mehre folgen werden; 2) ob die Schüler zu der untern oder zu der gebildeten Classe gehören, vielleicht selbst schon zu einer wissenschaftlichern Bildung übergegangen sind. In den ersten Fällen würde ein einfacher Katechismus am zweckmäßigsten seyn, wenn er nur eine zweckmäßigere Einrichtung hätte als die, welche vormals symbolisches Ansehen erhalten haben. Man müßte ihn, wenigstens dem größten Theil nach, selbst dem Gedächtniß anvertrauen, um für das ganze Leben die Grundideen zu bewahren, an welche sich neu hinzukommende leichter und fester anreihen. Stehen aber die Schüler auf einer höheren Bildungsstufe, wie in höheren Bürger-, Real- und Gelehrtenschulen; so darf auch das Lehrbuch, ohne deßhalb eine schulgerechte Dogmatik oder reinwissenschaftliche Religionsphilosophie zu enthalten, mehr systematisch geordnet und alles darin auf die Fähigkeit und das Bedürfniß einer freien Verstandesbildung berechnet seyn. Auch muß auf die mancherlei Standpunkte, aus welchen und in welchen den Schülern künftig die Religion erscheinen wird, Rücksicht genommen werden, wobei allerdings der Vortrag des Lehrers das Beste thun muß. In diesem zweiten Cursus sind auch mancherlei historische Kenntnisse, die Geschichte und das Aeußere der Religion betreffend, und was darin aus dem Alterthum zu erläutern

ist, beizubringen, sowie eine planmäßige Lecture der heil. Schriften, mit Auswahl und Erklärung, beständig damit zu verbinden ist. Die Bildung des Geistes durch religiöse und moralische Begriffe soll billig mit der übrigen Geistesbildung gleichen Schritt halten. Da auch jenseits des Alters, in welchen für die meisten mit ihrer Communion der Unterricht aufhört, noch Einzelne glücklich genug sind, einen fortgesetzten höheren Unterricht zu empfangen, so ist auch ihr sich erweiterndes Bedürfniß nicht zu übersehen. Mit den reifen Jahren erwacht ohnehin mehr der Geist des Nachdenkens, des Prüfens, aber auch des Zweifelns. Er wird bei Denen, welche man dem Studiren bestimmt, sogar bei allen andern Gegenständen des Lernens absichtlich aufgeregt. Weltumgang und Lecture erschüttern auch den ursprünglich noch so fest begründeten Glauben. Selbst das weibliche Geschlecht kann vor dieser Gefahr nicht gesichert werden. Daher ist es nothwendig, dem Religionsunterricht für Herangewachsene, besonders in Gelehrtenschulen, eine mehr wissenschaftliche Gestalt zu geben, die Begriffe von den Lehren und Pflichten schärfer zu bestimmen und zu zergliedern; den Zusammenhang und die Harmonie ihrer Lehren mit den ewigen Vernunftwahrheiten in ein helleres Licht zu setzen; das eigene Prüfen Dessen, was bisher mehr auf Glauben angenommen ward, zu veranlassen; auf Zweifel und Spöttereien wenigstens einige Rücksicht zu nehmen, von der Bestimmung, dem Inhalt und der Lehrart der heil. Schriften deutliche Begriffe zu erwecken; Das, was jeder Gebildete billig von der Geschichte der Religionen, und der christlichen insonderheit, wissen sollte, damit zu verbinden; übrigens auch hier beständig, neben der helleren und vollkommenern Erkenntniß der Religion, die Achtung und Liebe zu ihr zu befördern. Bei dem moralischen Theil wird auch besonders Rücksicht auf die Lagen und Verhältnisse zu nehmen seyn, welchen die Lehrlinge wahrscheinlich bald entgegen gehen. Der eigentliche Unterricht in den Lehren und Pflichten der Religion hat zwar zunächst die Bildung des Verstandes an diesen Gegenständen zum Zweck und unterscheidet sich von ascetischen Uebungen der Andacht, welche fromme und sittliche Gefühle wecken oder wach erhalten sollen. Aber auch dieser letztere Zweck müßte billig nicht ganz von jenem getrennt seyn. Schon deßhalb ist es eine alte würdige Einrichtung, diese Lehrstunden mit einem religiösen Gesange, einem Gebet oder einer kurzen Ansprache an das Gemüth der Lehrlinge anzufangen und zu beschließen, wobei nur, besonders in Schulen, zu verhüten ist, daß wegen des immer Wiederkehrenden, nicht auch dieß in einen bloßen Mechanismus übergehe. Aber noch weit mehr wird der ganze Geist und Sinn des Lehrers wirken, wenn der Schüler wahrnimmt, daß jener gerade diese Lehrstunden mit einer besondern Wichtigkeit behandelt, daß ihm alles Heilige selbst heilig ist; daß er das Religiöse in dem einzelnen Menschen und in der Menschheit in allen Gestalten achtet und ehrt; daß seine Wehmuth oder seinen Unwillen nichts so stark aufregt, als wo kalte Gleichgültigkeit an die Stelle frommer Empfindung tritt oder roher Muthwille sich an Dem, was Andern ehrwürdig ist, vergreift: so wird dieß doch, wenngleich die Verschiedenheit der Gemüthsarten den Einen religiöser Eindrücke weit empfänglicher als den Andern macht, nie ohne Wirkung bleiben; sowie im Gegentheil der frevelnde Leichtsinn, mit welchem von Privat- und Schul lehrern die Religion im Unterricht behandelt wird, alle die Folgen er-

klärlich macht, welche sich nur zu sichtbar in Familien und besonders in den Gelehrtenschulen offenbaren. Die Lehrart selbst betreffend, so wird es hier besonders darauf ankommen 1) im Elementarunterricht durch die faßlichsten und dem ungeübten Verstande angemessensten Belehrungen zuförderst für einen Vorrath von Begriffen zu sorgen, und theils durch Geschichte, theils durch kurze dem Gedächtniß eingeprägte Sätze, sich einen Stoff zu bereiten, an welchen sich das Gespräch anknüpfen kann. Denn von abfragenden Katechisationen ausgehen, ehe ein Material vorhanden ist, gehört zu den Verkehrtheiten einer mißverstandnen Sokratik. Ist aber 2) ein solches Material vorhanden, so hat der Lehrer durch alle folgende Stufen die positiven und directen Belehrungen immer fortzusetzen, also seine Schüler im eigentlichen Verstande zu unterrichten, von Gott und seinen Werken, seinen Veranstaltungen und Führungen des Menschengeschlechts, seinen mannigfaltigen Offenbarungen von Christus und durch Ihn; deßgleichen von der hohen Würde der menschlichen Natur, ihren großen Anlagen und Kräften, den Hindernissen und den Beförderungsmitteln ihrer Ausbildung; von der Natur des Guten und Bösen, dessen Keime der Mensch in sich trägt, der Tugend und des Lasters in allen ihren mannigfaltigen Aeußerungen und Gestaltungen. Je reifer sie an Verstande sind, desto mehr kann er hierbei neben Deutlichkeit auch auf Bestimmtheit der Begriffe hinwirken, und muß es billig darauf anlegen, in jeder Lehrstunde wenigstens einen Hauptbegriff ganz klar, oder den Sinn und die Bedeutung einer Schriftstelle recht anschaulich zu machen. Da aber 3) ein immer fortgehender Vortrag die Jugend ermüdet und das Nachdenken erschlafft: so sind solche directe Belehrungen beständig mit einem Gespräch zu verbinden, wobei theils die sokratische Erfindungs- und Entwickelungsmethode anzuwenden, theils das Vorgetragene in allerlei katechetischen Formen zu wiederholen ist. Uebrigens gibt 4) auch der Religionsunterricht mannigfaltigen Anlaß zu Beschäftigungen des Privatfleißes; namentlich durch Wiederholungen des Geschichtlichen; durch Memoriren biblischer und andrer moralischen Sentenzen, besonders religiöser Lieder und Poesien. Es ist für Alle, besonders auch Die, welche in der Folge weniger Religion hören und lesen werden, viel werth, einen Schatz davon früh in das Gedächtniß gesammelt zu haben. Von reiferen Jünglingen kann man auch schriftliche Wiederholungen des Vorgetragenen fordern, theils Aufsätze über verlangte Fragen, theils Lösungen von Einwürfen und Zweifeln, und Entwickelungen moral. Begriffe.

Religionsvereinigung, s. Union.

Religiosen werden der Etymologie nach fromme Menschen, im kirchlichen Sinne aber Diejenigen genannt, die sich durch feierliche Gelübde Gott widmen, besonders die Glieder der geistlichen Orden von beiden Geschlechtern.

Religiosität. Hat sich des Menschen Gemüth mit der Vorstellung Gottes und seines Einflusses auf uns so vertraut gemacht, und fühlt es sich von dieser Vorstellung dergestalt durchdrungen, daß sie die herrschende Denkungsart des Menschen wird, und ihn, wenngleich nicht zur Tugend, welche nicht aus dem Gemüthe entspringt, doch zu allem Guten und der höchsten Weisheit Wohlgefälligen führt, so wird diese vorherrschende Denkungsart Religiosität genannt, als Unterscheidung von der Tugend. Beide wirken für das praktische Leben, für die

Handlungen der Menschen ein und dasselbe; beide gebieten Handlungen, welche mit der Vernunft und selbst mit der in der Natur erkannten göttlichen Weisheit übereinstimmen. Nur der Weg, auf welchem sie den Willen zu diesen Entschließungen bringen, unterscheidet sich, sowie die Würdigung der Handlungen in Bezug auf menschliche Freiheit. Der religiöse Mensch betet Gott an, und will aus Gottesfurcht das Gute; er will sein Bestes und liebt seinen Nächsten um Gott zu gefallen; er verabscheut das Böse, weil Gott es will. Ist sein Herz von dieser Frömmigkeit dergestallt erfüllt, daß der bloß aufkeimende Gedanke eines Unrechts, vermöge seines Widerspruchs mit der herrschenden Gesinnung, Verdruß erregt, empört und mithin gar nicht Wurzeln fassen noch weniger die Neigung für sich gewinnen kann; alsdann ist der Mensch wahrhaft religiös, er ist heilig, gleichsam geistig unverletzbar und gesund. Diese Reinheit der Gesinnung ist auch das höchste Ziel der Tugend; nur daß sie dieß auf dem Wege einer so hohen Vernunftausbildung erringen muß, daß die Vernunft niemals mehr etwas Böses wollen kann. — Man würde sich in unserer Zeit sehr täuschen, wenn man aus der herrschenden Gleichgültigkeit gegen den äußern Gottesdienst und aus der Zerrüttung und Verwirrung in dem öffentlichen und gemeinsamen religiösen Leben auf Mangel an Religiosität, auf einen unfrommen Geist unserer Zeit schließen wollte. Aus vielen andern Anzeichen läßt sich mit Sicherheit erkennen, daß ein sehr tiefer religiöser Sinn in unserer Zeit lebt, daß das Interesse für die Sache der Religion sehr lebhaft angeregt und ein kräftiges Streben dafür vorhanden, daß dieß aber durch mancherlei ungünstige Umstände größtentheils in das Innere des Einzelnen oder doch in die enge Kreise der Familien zurückgedrängt ist. Unverkennbar aber leuchtet hervor, daß unsere Zeit auch in dem Gebiete der Religion, wie in den meisten andern Gebieten des geistigen Lebens, eine Zeit der Krisis ist, daß auch hier die alten Formen, in welche sich der religiöse Geist gekleidet hat, zu brechen anfangen, und aus der Gährung widerstreitender Elemente ein neues Leben sich gestalten will. Der religiöse Geist der Zeit scheint sich von der Autorität überhaupt frei machen zu wollen, und mit dem Fall der Autorität würde das Band gelöst werden, wodurch gegenwärtig die verschiedenen Confessionen verbunden sind; denn im Streite zwischen den Altgläubigen und Neugläubigen (Supernaturalisten und Rationalisten) handelt es sich nicht bloß darum, gegen den Lehrbegriff der alten Kirche einen neuen Lehrbegriff der Vernunft geltend zu machen, sondern das Princip der Vernunft schließt überhaupt einen allgemein anerkannten Lehrbegriff der Religion von sich aus und verweist Jeden an seine eigne Ueberzeugung und im Ganzen an den steten Fortschritt der wissenschaftlichen Bildung überhaupt. Ohne Autorität ist es ganz unmöglich, eine Gemeinsamkeit und eine Stabilität des religiösen Lehrbegriffs zu Stande zu bringen. Diese Verwerfung oder Geringschätzung der Autorität gilt jedoch nicht allein von Denjenigen, die dem eigentlichen Rationalismus zugethan sind, wiewohl dazu bei weitem die Mehrzahl der gebildeten Classen der Gesellschaft gehört, und auch in die niedern Stände diese Ansicht immer mehr und mehr eindringt; sondern selbst da, wo mystische, ästhetische, selbst pietistische Elemente die Grundlage der religiösen Denkart bilden, zeigt sich auch eine gewisse Unabhängigkeit von der Autorität, auch da gestaltet sich das religiöse Leben frei nach individuellen Verhältnissen,

denn auch das innere mystische Licht weiß nichts von äußerer Autorität. So erklärt sich also jene allgemeine und immer mehr um sich greifende Kälte und Theilnahmlosigkeit gegen den öffentlichen Gottesdienst und gegen das kirchliche Leben. Dazu kommt endlich, daß die Art und Weise unseres öffentlichen Gottesdienstes, wenigstens bei einem großen Theil unserer Zeitgenossen, den Anforderungen eines geläuterten Geschmacks nicht mehr entspricht. Neben einer Anhäufung sinnlicher Pracht und bedeutungsvoller Ceremonien in der katholischen Kirche, steht in der protestantischen eine Leerheit, die nur dem Verstande das Wort der Predigt, aber nichts dem Herzen und der Anschauung gibt. Auch wer nicht zu Denen gehört, die in einer an ästhetischem Apparat reichern Liturgie großes Heil für die Belebung des Gottesdienstes suchen, kann doch allerdings der Meinung seyn, daß der wesentliche Zweck des Cultus nicht ein belehrender, sondern ein ästhetischer seyn soll, und daß dafür die Predigt allein nicht genügen könne, sondern einfache, aber geschmackvolle Anordnung, besonders bessere Ausbildung der Musik und allgemeinere Benutzung der Malerei, sehr zu wünschen wäre. Daß nun aber, ungeachtet dieser Zerrüttung und Auflösung des öffentlichen religiösen Lebens, doch im Privatleben ein kräftiger Kern religiösen Geistes lebt, dafür sprechen auch deutlich genug mehre Umstände. Dahin gehört die ins Unendliche vermehrte Anzahl von Andachtsbüchern, die doch alle ihre Leser finden, die außerordentliche Verbreitung und begeisterte Aufnahme einiger derselben, die der neuern religiösen Denkart näher entsprechen, wie die „Stunden der Andacht", mehre Schriften von Dinter und Andern, desgleichen die große Menge von Predigten, die im Druck erscheinen, die erst neuerlich entstandenen Kirchenzeitungen, deren Zahl ebenfalls im Wachsen ist. Die häufigen Uebertritte aus einer Kirche in die andre, geschehen sie nun aus der katholischen in die protestantische, oder aus der protestantischen in die katholische Kirche, zeugen gleichfalls für einen Ernst, der für seine Ueberzeugung und religiösen Bedürfnisse oft theure äußere Lebensverhältnisse zum Opfer bringt. Ja, selbst die häufigen Klagen, die man über den Verfall der Religiosität hört, sind grade Zeugnisse für das Interesse, das man an derselben nimmt, weil man sonst keine Klagen darüber anstimmen würde, obgleich denselben die Verwechselung der Aeußerung des religiösen Sinnes in dem öffentlichen Leben mit dem innern Wesen desselben zu Grunde liegt. Am deutlichsten aber spricht für das Daseyn eines lebendigen religiösen Geistes in unserer Zeit die außerordentliche Verbreitung des Mysticismus und Pietismus; denn wenn man darin auch an sich nicht den Ausdruck echter Religiosität anerkennen, wenn man auch nur krankhafte Erscheinungen der Religiosität darin sehen kann, so ist doch nicht zu verkennen, daß diese Erscheinungen das Daseyn einer starken religiösen Aufregung beurkunden, die zum Theil durch ein gerechtes Widerstreben gegen manche, den wahren religiösen Sinn verletzende Zeiterscheinungen hervorgerufen und eben dadurch zu jenem entgegengesetzten Extreme hingetrieben wurde. Die bedeutendsten Erscheinungen in dem Gebiete des religiösen Lebens, weil sie auf eine wesentliche Umgestaltung der öffentlichen Formen desselben im Sinne der religiösen Denkart unserer Zeit hindeuten, sind diejenigen, in welchen sich das Bedürfniß ankündigt, sich von den bestehenden

Confessionsunterschieden ganz zu befreien, da diese nur durch die Autorität bestehen, und eine neue Gemeinschaft auf dem Grunde der freien religiösen Denkart zu bilden. Unter den Erscheinungen dieser Art zeichnet sich durch den Umfang des äußern Erfolgs am meisten der St.-Simonismus (s. Saint-Simon und die Saint-Simonisten) aus.

Reliquien sind in der katholischen Kirche Ueberbleibsel von Körpern heiliger Personen oder mit ihnen in Berührung gewesener Sachen. Daß die Reliquien der Heiligen werthgeachtet worden, darf gar nicht Wunder nehmen: alle Völker haben die Reliquien großer Männer werthgeachtet—der Aegypter machte seine Vorfahren zu Mumien und bewahrte sie mit ängstlicher Sorgfalt auf; der Grieche zeigte mit einem gewissen erhebenden Gefühle die Gräber und Wohnungen seiner großen Männer, und von einem trojanischen Helden herzustammen galt ihm so viel als uns ein Adelsbrief; der Römer stellte die Wachsbüsten seiner geehrten Vorfahren in die Halle des Hauses auf und verehrte sie als seine Hausgötter; selbst später wurden gute und große Cäsaren als Reichspenaten vergöttert. Welches Gefühl ist wohl auch dem menschlichen Herzen natürlicher als dieß? Was kann eine späte Nachkommenschaft den großen Männern, die zu ihrem Besten einst rastlos wirkten und litten, im Grabe geben, als ein dankbares Andenken; und hängt nicht mit dieser Empfindung die Ehrfurcht und Hochachtung gegen ihre Körperreste oder gegen Sachen, die im Leben Ihre waren, so innig zusammen, daß fast nothwendig die letztern aus der erstern folgen müssen? Ein Religiöser wird daher immer die Asche und das Andenken jener Männer, die ihrem Leben als Ziel setzten, das sanfte Licht des Christenthums zu verbreiten und der Welt durch ihre hohen Tugenden, durch ihren sich selbst aufopfernden Glauben ein Muster zu geben, achten und ehren. Daß sich zu der Verehrung der Reliquien leicht Aberglauben mischen könne und oft sich gemischt habe, der häufig in eine Art von Abgötterei ausartete, ist nicht in Abrede zu stellen; doch ebenso wenig ist es in Abrede zu stellen, daß diese Ueberschreitung der vernünftigen Schranken durchaus gegen den Sinn der kathol. Kirche ist. „Daß—wie das trienter Concilium als Disciplinarschrift erklärt—der heiligen Märtyrer und übrigen bei Christus Lebenden heiligen Leiber, welche lebendige Glieder Christi und ein Tempel des heil. Geistes waren, von ihm (Christus) zum ewigen Leben zu erweckend und zu verherrlichend, von den Gläubigen verehrt werden dürfen, wodurch den Menschen viele Wohlthaten von Gott geleistet werden", hat man in der Kirche von den apostol. Zeiten an geglaubt: diese Verehrung der Reliquien blieb auch in allen darauf folgenden Zeiten in Ausübung, und nur wegen des Mißbrauches oder aus Mißverstand wurde Einspruch dagegen gethan; wie wir aus den Schriften Tertullians, Kyrills v. Jerusalem, Gregors v. Nazianz und von Nyssa, Basilius, Eusebius, Ambrosius, Chrysostomus, Augustinus u. m. A. sowie aus mehren Conciliar-Beschlüssen und alten Liturgien ersehen. Hieronymus schreibt („Ep 37 ad Ripar") „Wir huldigen den Reliquien der Märtyrer nicht mit Gottesdienst, wir beten sie nicht an; aber wir verehren sie, um Denjenigen anzubeten, um dessentwillen sie Märtyrer wurden". Daß mit der Verehrung der Reliquien zu allen Zeiten Mißbrauch und Aberglauben ist getrieben wor-

den, kann nicht geleugnet werden; die Kirchenväter haben ihn unverholen eingestanden und bestritten, sowie auch die kathol. Kirche selbst der Weisungen genug zur Abstellung desselben gegeben hat; ebenso daß sehr viele der jetzt und früherhin vorhandenen Reliquien unecht seyn mögen, ist nicht in Abrede zu stellen. — Mißbräuche und Unschicklichkeiten veranlaßten die Urheber des Protestantismus, die Reliquienverehrung gar als götzendienerisch zu verwerfen. Deßungeachtet haben sich doch von der frühesten Zeit der Reformation bis auf unsere Tage nicht allein viele wichtige Stimmen unter den Evangelischen für die Reliquienverehrung erhoben; sondern sie ist auch, zum wenigstens ihrer allgemeinen Bedeutung nach, häufig genug von ihnen ausgeübt worden; und wenn selbst Luther sagt: „Die Reliquien der Heiligen seyen zu nichts nütze und ein Stück von einem Dieb am Galgen sey gleich viel, als ein Stück von Petro und Paulo"; so rügt er hier wohl nur in seiner derben Sprache den Aberglauben, als wohne den Reliquien vorzugsweise irgend eine magische Kraft bei, durch welche man Etwas verlangen könne; da er doch auch bekennt, Gott thue noch gegenwärtig bei den Gräbern und Leibern der Heiligen Wunder. Chemnitz sagt ausdrücklich, daß den echten Reliquien der Heiligen Verehrung gebühre, und daß die alte Kirche ihnen auch immerdar Verehrung erwiesen habe; ebenso vortheilhaft äußern sich hierüber Rivetus, Grotius. J. Gerhard u. v. A. Zwingli's Gebeine in Zürich werden in einem Kirchenliede, an seinem Grabe zu singen, verehrt; ebenso bekannt ist die Verehrung der Reliquien des h. Sebaldus in der evangel. Kirche gleichen Namens zu Nürnberg; und endlich mit welcher Sorgfalt hat man sich bestrebt, die Ueberreste Luthers zusammen zu suchen und zu bewahren: welches wir weit entfernt sind, zu tadeln. Der reine Sinn der Reliquienverehrung in der kathol. Kirche ist in folgendem Kirchengebet in seiner bewunderungswürdigen Größe ausgesprochen: „Gott, dem es gefallen hat, daß dieser Tempel mit so vielen Reliquien der Heiligen verherrlichet worden ist, vermehre in uns den Glauben der Auferstehung und mache uns jener unsterblichen Herrlichkeit theilhaftig, deren Unterpfand wir hier verehren &c."—Berücksichtigt zu werden verdient, daß alle von der katholischen Kirche gebilligten religiösen Anwendungen der Reliquien einer aus der Natur der Sache hergeleiteten, dem Verstand, sowie dem Herzen zusagenden Erklärung unterliegen; und daß auch hier wieder häufiger belehrende Hinweisung wünschenswerth seyn möchte, ist keinem Zweifel unterworfen. Schließlich wollen wir bemerken, daß die Reliquienverehrung, als Gegenstand der Privatmystik, nicht nach den Regeln eines regelrechten Verstandes zu beurtheilen sey.

Rembrandt van Rhyn (Paul), einer der berühmtesten Maler und Kupferätzer der niederländischen Schule, geb. 1606 in einer Mühle unweit Leyden, die seinem Vater gehörte. Paul erhielt Unterricht bei Jakob von Zwanenburg, einem unbedeutenden Maler; dann in Amsterdam bei Peter Lastmann, Johann Pinas und Georg Schooten. Allein bald kehrte er nach Hause zurück und arbeitete dort, die Natur als seine alleinige Lehrerin zu Rathe ziehend. Um 1630 zog Rembrandt nach Amsterdam und heirathete eine hübsche Bäuerin aus Rarep, die man oft von ihm abgebildet findet. Seine Gemälde wurden bald außerordentlich gesucht. Er zog eine Menge Schüler, deren Un-

terricht er sich theuer bezahlen ließ, ihre Werke aber, von ihm nachgebessert, für seine eigenen verkaufte. — Seine Erwerbsucht hat zu mancherlei Irrthum über sein Leben Anlaß gegeben; denn so hatte er z. B. mehre Blätter, welcher er geätzt, aus Venedig datirt, um sie verkäuflicher zu machen, und dieß hat seine Biographen veranlaßt zu glauben, Rembrandt sey 1635 und 1636 wirklich in Venedig gewesen. Allein er hat Amsterdam nie wieder verlassen, ungeachtet er immer drohte, aus Holland wegzugehen, um die Kunstliebhaber begierig zu machen, noch Etwas von ihm zu besitzen. Schon um 1628 legte er sich eifrig auf die Aetzkunst und brachte es bald darin zu der größten Vollkommenheit. Auf solche Weise hatte sich Rembrandt ein bedeutendes Vermögen erworben, welches nach seinem Ableben, 1674, sein Sohn Titus erbte. Rembrandt verstand Alles, was die Behandlung der Farben, das Colorit, Helldunkel, Fertigkeit des Pinsels betrifft, im höchsten Grade, wogegen er die übrigen Erfordernisse eines wahren Künstlers, Composition, Gruppirung, edlen Ausdruck, Zeichnung, Perspective, Draperie, überhaupt Geschmack sich nie aneignen konnte. Zu seinen ausgezeichnetsten Gemälden gehören sein Tobias und dessen Familie, vor dem Engel kniend, die beiden Philosophen, Christus zu Emaus, die Werkstatt eines Tischlers, der Samariter, die Darstellung im Tempel, sein eignes und seiner Frau Portrait, der drohende Gefangene und zwei Landschaften, dann Simson und Delila, eine Kreuzabnahme und ein minder bekanntes, aber sonst noch vortrefflicheres Gemälde, Christus unter den Kindlein (in der gräfl. Schönborn'schen Sammlung zu Wien), ferner sein Apostel Paulus, das Portrait seiner Mutter und seines eigenes (in der dortigen kaiserl. Gallerie), eine heilige Familie, Hagar. Christus im Tempel, eine Grablegung, Kreuzabnahme, und sein Portrait (in der münchner Gallerie), das Opfer Manoahs, das Fest des Ahasverus, Ganymed, sein eignes und das Portrait seiner Mutter und Tochter (das Mädchen mit der Nelke), ingleichen eine Landschaft, (in Dresden), Saul und David, Tobias, eine Beschneidung, eine Grablegung, er und seine Familie, und eine Landschaft (in Braunschweig). — Rembrandt's geätzte Blätter sind von einer bewundernswürdigen Freiheit, Leichtigkeit, Kühnheit und wahrhaft malerisch. Seine wilde unfleißige Art paßt, wie Lessing sehr richtig bemerkt, sehr gut zu den niedrigen Gegenständen, die er meistens wählte. Sie werden so theuer bezahlt, daß eins derselben, die Heilung der Kranken, den Namen des „Hundertguldenblatts" bekommen hat, aber oft noch weit höher bezahlt wird, als der Name besagt. Fast ebenso sehr schätzt man seinen Bürgermeister Six, den Witenboggard, den Coppenel, den Tolling und seine große Kreuzabnahme.

Remedium, Heilmittel, Hülfsmittel. In der Rechtswissenschaft heißt es ein Rechtsmittel, das man wider ein gesprochenes oder eingeholtes Urtheil, oder einen Bescheid binnen zehn Tagen einwendet und seine Beschwerden darüber entweder vor demselben Richter anbringt (Läuterung), oder an ein höheres Gericht gelangen läßt (Appellation). Dann bezeichnet auch Remedium in der Münzw. die Beschaffenheit des Metalls, wo es um etwas weniger fein (Rem. am Korne) und etwas weniger am Gewichte (Rem. am Schrote) halten darf, als eigentlich das Gesetz erfordert; eine Abweichung, die allerdings wegen der Schwierigkeit, das Metall allemal von der vorgeschriebenen Feine zu erhalten, verstattet wird.

Remisse, Rimesse, 1) die Bezahlung für empfangene Waaren, baar oder in Wechselbriefen; 2) die Wechselpost, welche von dem Acceptanten ausgezahlt wird; im Gegensatze der Tratte, d. h. der zu bezahlen aufgegebenen Summe. — Das Remessenbuch, bei Kaufleuten, die Wechselgeschäfte haben, ein Hülfsbuch, worein sie alle Wechselbriefe, sowie sie remittirt werden, aufzeichnen, damit deren Valuta zur gehörigen Zeit beigetrieben werden kann.

Remonstranten, s. Arminianer.

Remscheid, ein wichtiger Fabrikort im Herzogthum Berg, jetzt im düsseldorfer Reg.-Bez. der preuß. Rheinprovinz. Das Dorf liegt auf einem Berge und hat ungefähr 100 Häuser; das Kirchspiel aber, von 2—3 Stunden im Umfang, mit 8400 Einw., hat zwischen 50 bis 60 sogen. Höfe und in denselben an 90 Handlungshäuser. Ein Theil dieser Kaufleute hat große Fabriken von Sensen (jährl. 400.000 Stück), Sägen, Feilen a. s. w., die nach Westindien und a. a. O. in Menge ausgeführt werden; ein andrer Theil besitzt Breit-, Reck- und Stahlmaschienerie-Hämmer, mit deren Erzeugnissen in- und ausländische Eisen- und Stahlfabriken versorgt werden. 45 Eisenhämmer stehen in einer Gegend von 3 Stunden um diesen Ort herum, die alle Arten von Eisenwaaren zum Schiffbau verfertigen und außerdem 800 Artikel von Schneid- u. a. Werkzeugen liefern. Vor dem Revolutionskriege wurden jährl. 9 bis 10 Mill. Pfund Eisen hier verkauft. Auf den 18 in und um Remscheid fließenden Bächen kann schon seit mehren Jahren keine neue Anlage gemacht werden. Sieben Häuser zu Remscheid treiben auch einen bedeutenden Handel mit andern deutschen und fremden Fabrikwaaren. Die Gegend selbst ist an Naturerzeugnissen arm. Eisen, Stahl, Holzkohlen u. a. für die Fabriken erforderliche Gegenstände müssen von andern Orten her geliefert werden. In den Pflanzungen der holländ. Colonien gibt man den remscheider Werkzeugen vor allen andern den Vorzug. Auch gibt es in Remscheid einige Seidenband-, Leinen- und Baumwollenfabriken.

Remter, das, in Urkunden Remptir, auch Reventer, was am nächsten auf den lat. Ursprung refectorium hinleitet, hieß in Klöstern der Versammlungssaal zu Gelagen, Spiel und Unterhaltung. Weil die Form der Klöster in ihrer baulichen Einrichtung auch das Vorbild der Burgen wurde, so gingen die Remter selbst dorthin über, und der Remter wurde ein wesentliches Stück dieser Gebäude.

Remus, s. Romulus.

Rémusat (Jean Pierre Abel), einer der ersten europäischen Linguisten, Mitglied der Akademie und Prof. der chinesischen und tatarischen Sprache am Collège de France, geb. 1788 zu Paris, starb daselbst am 3. Juni 1832. Er studirte Medicin, in welcher er 1814 die Doctorwürde erhielt, folgte aber zugleich seiner Neigung, die orientalischen Sprachen, namentlich die chinesiche, tatarische, tibetanische u. s. w. gründlich kennen zu lernen. Schon 1811 erschien sein „Essai sur la langue et la littérature chinois“, wodurch er die Aufmerksamkeit der Kenner auf sich zog und die Akademien zu Grenoble und Besançon bewog, ihn zu ihrem Mitgliede aufzunehmen. Einige andere Schriften über das Chinesische folgten. 1814 ernannte ihn Ludwig XVIII. zum Professor, und 1816 trat er in die Akademie der Inschriften. Nach Visconti's Tode 1818 ersetzte er diesen in der Heraus-

gabe des „Journal des savans.“ Viele treffliche Aufsätze von ihm sind im „Moniteur,“ im „Journal des savans“, in den „Fundgruben“, in der „Biographie universelle“ u. s. w. erschienen und zum Theil besonders gedruckt. Seine Hauptwerke sind, außer dem genannten „Essai“, sein „Plan d'un dictionnaire chinois“ (1814), „Le livre des récompenses et des peines,“ übers. aus dem Chines. (1817) u. s. w. Auch nahm er an dem 1814 erschienenen 16. Bande der „Mémoires concernant les Chinois“ Antheil, und lehrte uns 1820 in dem chinesischen Weltweisen Lahotsé einen zweiten Platon kennen. Seine „Mélanges asiatiques“ (Paris 1825 fg., 2 Bde.) enthalten Aufsätze von ihm über die Religion, Sitten, Sprachen, Geschichte und Geographie der Völker des Orients. 1827 machte er die Pariser durch seine „Contes chinois“ (3 Thle.) mit den Sitten der Chinesen, sowie durch seine „Nouv. mélanges asiatiques“ (2 Thle., Paris 1829) mit China und dem Orient überhaupt bekannt. Ueber Rémusat's Sprachlehre des Chinesischen und die wesentliche Verschiedenheit des chines. Sprachbaues von dem Sanskrit, der griech., german. und lat. Sprache, vgl. man. A. v. Humboldt's „Sendschreiben an Rémusat“ (Paris 1827).

Renegaten, so viel als Religionsverleugner, besonders die von der christlichen Kirche Abtrünnigen, welche zum Koran übertreten. Häufig ist bei den Renegaten Eigennutz die Triebfeder ihrer Handlung, seltener Zwang und Ueberredung der Bekenner des Islam bei gefangenen oder unter ihnen wohnenden Christen.

Reni (Guido), in Hinsicht der Anmuth und Gefälligkeit des Pinsels der größte italienische Maler, war zu Bologna 1575 geboren. Sein Vater Samuel Reni, ein zu seiner Zeit sehr geschätzter Musikus, war anfangs gesonnen, sein Sohn für dieselbe Kunst zu erziehen; des jungen Guido's Talente ließen auch große Fortschritte hoffen; doch merkte der Vater bald, daß der Sohn ausgezeichnetere Naturanlagen zur Malerkunst besaß: er gab ihn daher in die Schule des niederländ. Malers Dion. Calvart, der sich damals zu Bologna aufhielt und in seiner Kunst einen bedeutenden Ruf genoß. Der Sage nach, waren es in dieser Schule vorzüglich die Werke von Albrecht Dürer, welche den jungen Künstler anzogen und die er fleißig studirte. Die Aehnlichkeit, welche sich manchmal in den Gewändern auf den frühern Gemälden des Reni mit denen des Deutschen findet, gibt dieser Behauptung Wahrscheinlichkeit. Während daß Reni des Calvart's Unterricht genoß, hatten die Carracci eine Malerschule zu Bologna eröffnet, deren Arbeiten an Geschmack die der Calvartschen Schule übertrafen. Dieß zog die Schüler des Letztern an, und auch Reni vertraute sich der Leitung der Carracci an. Hier entwickelte sich sein Talent so rasch und zugleich so vortheilhaft, daß die Meister dem jungen Künstler ihre Bewunderung nicht versagen konnten, und selbst Annibal Carracci soll oft mit einem heimlichen Neide die Leistungen des 20jährigen Guido betrachtet haben. Der Begierde, die classischen Malerwerke in Rom zu studiren, folgend, verließ er nach weniger Zeit die Carracci und ging mit Dominichino und Albani, seinen Mitschülern, nach Rom. Hier lernte Reni den Caravaggio kennen, und dessen kräftige, auf starken Effect abzielende Manier, welche Kraft in den Augen des jungen Guido das Unedle und oft Gemeine in der Caravaggio'schen

Manier übersehen ließ, gefiel ihm so sehr, daß er diese zum Muster nahm. Er arbeitete ebenso, wie Caravaggio durch Anbringung von starken Schatten, enggeschlossenen Lichtern und durch eine kräftige, markige Behandlungsart auf das Effectvolle hin. In diesem Style malte er aus Auftrag des Cardinals Borghese eine Kreuzabnahme für die Kirche delle tre Fontane. Am meisten trug aber zu seinem Ruhme die Aurora bei, welche er für denselben Cardinal ausführte. Später, als er mit seinem bisherigen Meister Caravaggio in Streit gerieth, verließ er diese Manier und nahm eine gerade entgegengesetzte an; die grellen starken Schatten und Lichter vertauschte er mit einer hellen, beinahe schattenlosen Färbung, das Kräftige und Markige mit dem Lieblichen, Gefälligen, Einschmeichelnden. Reni's Künstlerruhm wuchs immer mehr, und er erhielt so viele Bestellungen, daß er die Anforderungen kaum zu befriedigen vermochte; hierzu kam noch seine Lust zum Geldgewinne, wodurch er veranlaßt wurde, weniger sorgfältig seine Werke auszuarbeiten; er gewöhnte sich eine elfertige, schnelle und flache Behandlungsart an, und verwandte weniger auf die Färbung, die von jetzt an ins Grünliche, Graue, selbst Unnatürliche überging. Später gerieth er mit dem Zahlmeister des Papstes Urban VIII., dem Cardinal Spinola, über die Bezahlung eines Gemäldes in Zwistigkeit; er verließ deßwegen Rom und kehrte nach Bologna zurück. Schon früher hatte er für das Haus Zampieri aus Bologna den heil. Petrus und Paulus und für die Dominicanerkirche den Kindermord gemalt, und eben war er mit dem Auftrage beschäftigt, die Kirche des Heilandes mit Gemälden zu schmücken, als der Papst ihn wieder nach Rom berief und auf das Ehrenvollste empfing; doch neu entstandene Mißhelligkeiten trieben ihn wiederum von dannen. Auch der Aufenthalt in Neapel, worin er berufen worden war, wurde ihm durch die Chikanen der dortigen Maler, die sich durch einen Ausländer verdunkelt sahen, verleitet; er kehrte daher zu seiner Vaterstadt zurück, um sie nie wieder zu verlassen In Bologna vollendete er die gedachte Capelle, malte zwei schöne Bilder für die Kirche d'Medicanti, für Genua eine Himmelfahrt Mariens und eine Menge anderer für sein Vaterland und das Ausland, besonders für Rom. Darunter verdienen ausgezeichnet zu werden: sein heil. Michael für die Capuciner, seine Geschichte des heil. Benedict für das Kloster St. Michele in Bosco, Helene und Paris für den König von Spanien, Scenen aus dem Leben des Hercules, eine Verkündigung, der heil. Sebastian, ein Ecce Homo und einige Magdalenen (die das Museum zu Paris besitzt), ein Christusknabe auf dem Kreuz schlafend, eine Magdalene, ein Johannes der Täufer, das letzte Gemälde aus seiner ersten Manier (in der kaiserl. Gallerie zu Wien), eine Anbetung der Hirten, eine Charitas und Madalene (in der Lichtensteinischen Sammlung), eine Himmelfahrt, eins seiner schönsten Bilder (in der königl. Gallerie zu München), ein Ecce Homo, ein Johannes der Evangelist, der heil. Bruno und eine Fortuna (in München), ein Ecce Homo, Christus, welcher der Maria erscheint, eine Madonna von Heiligen umgeben, Ninus und Semiramis, ein kleiner Bacchus und eine Venus (in der dresdner Gallerie). Seine größte Leidenschaft war das Spiel, und diese beherrschte ihn völlig, daß er oft all sein Hab und Gut auf den Glückswürfel setzte und nicht selten in Nahrungssorgen

gerieth. Um diese zu beseitigen, oder auch Geld zum Spiele sich zu verschaffen, arbeitete er mit der größten Eile, seine Behandlung wurde nachlässig, unausgeführt, maniert, oberflächlich; oft ließ er Arbeiten von seinen Schülern verfertigen, die er retouchirte und dann für die seinigen verkaufte; oft zwangen ihn seine Schulden, Werke weit unter dem Preise im Geheim loszuschlagen. Demungeachtet hatte das Spiel seine Vermögensumstände so zerrüttet, daß er seine Schulden nicht mehr zu decken vermochte; seine Gläubiger wurde dringender und Reni verfiel aus Unmuth über seine Lage in eine Art von Melancholie, wozu sich ein gefährliches Fieber gesellte, an dem er 1641 starb. Er ward in der Kirche St.-Domenico in Bologna beigesetzt. Reni war nicht wie Rafael in vielen Zweigen seiner Kunst groß und bewunderungswürdig, seine Zeichnung ist nicht immer richtig, noch seltener zeugt sie von Kraft und Größe. Die Ideen in seinen Compositionen erheben sich nicht über das Gewöhnliche und Alltägliche, und selten ist die Anordnung des Ganzen lobenswerth; aus diesem Grunde werde seine größern Compositionen weniger geachtet als die kleinern, und besonders die Halbfiguren. Ein hoher, würdevoller, edler, kräftiger, männlicher Ausdruck findet sich in seinen Werken nicht, daher ihm auch die Figuren, welche Kraft, Stärke und Festigkeit zu ihrem Charakter erfordern, wenig und auch dieß nur in Etwa in seiner Jugend gelangen; dagegen besteht sein größter Vorzug in der Darstellung der jugendlichen und weiblichen Gestalten; sie sind so anmuthig, hold und zart, seine Magdalenen und Madonnen zeigen im Gesichte, besonders in dem aufgeschlagenen Auge eine solche himmlische Milde und Sanftheit, daß man nichts darüber sehen kann. In diesen Gestalten hat seine Zeichnung eine unaussprechliche Grazie und Lieblichkeit. Der Wurf seiner Gewänder ist schön, leicht und wahr, doch nicht immer harmonisch im Verhältniß zu dem Charakter des Ganzen und des Stoffes, woraus sie bestehen. Seines Colorits ist schon früher gedacht worden. Reni hatte in Bologna eine Schule, die bei 200 Lehrlinge besuchten, unter ihnen haben sich später Congiagi, Pesarese, Richi, Sireni, Sementi, Bolognini vorzüglich bekannt gemacht. Guido hat auch eine ziemliche Anzahl Blätter selbst radirt, er führte eine leichte zierliche Nadel, und seine Zeichnung scheint selbst in seinen Blättern edler und richtiger zu seyn als in seinen Gemälden. Ebenso lieferte er einige Reliefs und Statuen.

Rennell (James), ein engl. Geograph, 1742 zu Chudleigh in Devonshire, wo seine Familie im guten Ansehen stand, besuchte eine benachbarte Schule und trat als Midshipman in den Seedienst. Während des siebenjähr. Krieges zeichnete er sich durch Unternehmungsgeist, besonders bei der Belagerung von Pondichery, aus und trat 1766 als Ingenieurofficier in den Militairdienst der Compagnie. Die erste Arbeit, womit er vor dem Publicum erschien, war eine ebenso genaue als schön gezeichnete Karte der Felsenbänke und Meerströmungen am Cap Lagullas. Bald darauf erhielt er die beschwerlich, aber höchst einträgliche Stelle eines Oberlandfeldmessers von Bengalen. Sein nächstes bedeutendes Werk war „Der Atlas von Bengalen" und eine hydrographische Abhandlung über den Ganges und Burramputer, die beide 1781 erschienen. Letztere, welche den Ruhm des Verfassers noch erhöhte, ward in die „Philosophical transactions" aufgenommen.

Um 1782 kehrte er nach Europa zurück und gab sein berühmtes „Memoir of a map of Hindostan" heraus. Als die asiatische Gesellschaft gestiftet wurde, gab Rennell mehre schätzbare Beiträge, wiewol anonym, zu ihren Schriften. 1798 half er Mungo Park bei der Herausgabe seiner Reise; für die afrikanische Gesellschaft unternahm er mehre Arbeiten zur Verbesserung des Geographie dieses Welttheils. Das große Werk des D. Vincent über die Reise des Nearchus und über den Periplus verdanken ihm manchen wichtigen Aufschluß. Sein wichtigstes Werk: „The geographical system of Herodotus" (London 1800), vertheidigte gründlich die Genauigkeit der geographischen Angaben Herodot's, und man bewunderte um so mehr die glückliche Lösung der Aufgabe, da Rennell der griechischen Sprache ganz unkundig war und sich bloß auf Beloe's englische Uebersetzung gestützt hatte. Seine „Observations on the topography of the plain of Troy" (London 1814) und seine meist geographischen „Illustrations of the history of the expedition of Cyrus, from Sardis to Babylonia, and the retreat of the ten thous and Greeks" (London 1816) waren die letzten Früchte seiner gelehrten Forschungen. Er st. 1830.

Rennes, vormals Hauptstadt von Bretagne, jetzt die des Depart. der Ille und Vilaine, liegt in einer sehr fruchtbaren Gegend an dem Zusammenfluß dieser beiden Flüsse; auf dem erstern können Barken bis an die Stadt schiffen. Ueber die Vilaine sind 3 Brücken gebaut, von denen die schönste (Pont-neuf) die obere mit der untern Stadt verbindet. Die obere Stadt, an einer Anhöhe auf dem rechten Ufer der Vilaine, ist der vorzüglichste Theil, mit schönen, gut gepflasterten, breiten und geraden Straßen, großen Plätzen und vielen trefflichen Gebäuden. Die untere Stadt, auf dem linken Ufer der Vilaine, ist öftern Ueberschwemmungen ausgesetzt. An der Ille liegen die 2 Vorstädte St.-Martin und l'Eveque. Sie hat 4000 Häuser, eine Domkirche, 8 andere Kirchen, worunter die schöne Peterskirche mit der sehenswerthen Façade, und ansehnliche Gebäude, als das schöne vormalige Parlamentshaus auf einem großen viereckigen Platze, das Rathhaus, das Arsenal. Die 32.000 Einw. betreiben theils beträchtlichen Speditions- und eignen Handel, theils unterhalten sie nicht unwichtige Fabriken, als in Segeltuch, Cattun, Baumwolle, Leder rc. und Wachslichter. Die Stadt ist der Sitz des Präfecten, eines Bischofs und des Generals der 13. Militairdivision. Sie hat eine Akademie mit 2 Facultäten, des Rechts und der schönen Wissenschaften, ein königl. Collegium, Gesellschaft der Wissenschaften und Künste, öffentliche Bibliothek, Museum, Naturaliencabinet und botanischen Garten.

Rennie (John), Vorsteher sämmtlicher Hafen- und Marinebauten in Großbritannien, geb. 1761 in Schottland, fing seine glänzende Laufbahn von der niedrigsten Stufe an, nämlich als Handwerker in seiner Jugend. Später baute er Mühlen und wußte ihnen eine solche zweckmäßige Einrichtung zu geben, daß die seinigen bei gleichem Wasserstande vier Mal mehr als die andern leisteten. So gründete er seinen Ruf; seine Kenntnisse und seine hohe Redlichkeit erwarben ihm ein allgemeines Zutrauen. Später vertraute ihm die Regierung die Aufsicht über alle Häfen und Marinebauten in England an. Hier hatte er die schönste Gelegenheit, sein gründliches Urtheil, seine tiefen Kenntnisse und seinen Scharfsinn, der überall gleich die rechten Mittel

auffand, um den Zweck zu erreichen, zu zeigen. Unter den Canälen, die er vollendete, ist der Kennet- und Avoncanal der wichtigste; es mußte bei seiner Anlage eine Anhöhe von beinahe einer englischen Meile durchgegraben werden. Die Häfen von Chatam, Portsmouth, Plymouth verdanken seiner Kunst und seinem kühnen Unternehmungsgeiste die wichtigsten Verbesserungen. Zu Sherneß baute er eine neue Hafenmauer, deren Fundament 50 Fuß tief unter der Meeresoberfläche gelegt werden mußte; bei diesen Bauten bediente er sich der Taucherglocken, die er durch einige Verbesserungen zu dem zweckmäßigsten Hülfsmittel bei derartigen Unternehmungen ausbildete. Zum Schutze des Hafens zu Plymouth legte er auf der Rhede einen Meerdamm an, der alle Werke dieser Art in England, selbst die zu Cherbourg (s. d.) hinter sich läßt. Ewige Denkmäler seiner Kunst stiftete er sich zu London durch die Granitbrücke Waterloo und durch die gußeiserne Southwark-Brücke. Rennie hatte in London eine große Anstalt zur Verfertigung von Maschinen aller Art angelegt. Mehre Maschinen verdanken ihm wesentliche Verbesserungen, besonders zeichnet sich die von ihm gebaute Maschine für die königl. Münze in London aus. Ebenso merkwürdig ist die von ihm eingerichtete Ankerschmiede zu Portsmouth, wo die großen Anker für die Kriegsschiffe verfertigt werden und durch zweckmäßige Verbesserungen ein großer Theil der früher nöthigen Handarbeit erspart wird. Auch die große Dampfmaschine von 70 Pferden Kraft zu Yorkbildings in London ist sein Werk. Er starb zu London im October 1821.

Rens oder Rense, auch Rees, ein kleines Städtchen am Ufer des untern Rheins, im ehemaligen Erzbisthum Köln, jetzigen Reg.-Bezirk Koblenz der preuß. Rheinprovinz. Es ist des nahe bei ihm liegenden nun zerstörten Königsstuhles wegen berühmt. Dieser bildete ein rundes, auf sieben Bogen ruhendes Quadergewölbe, in dem 7 Sitze, gleich der Zahl der ältern Kurfürsten, sich befanden. Hier versammelten sich die deutschen Kurfürsten zu vorläufigen Berathschlagungen über die Wahl der deutschen Kaiser und Könige. Bis auf Maximilians I. Zeiten soll diese Sitte gedauert haben.

Renten, im Allgemeinen diejenigen reinen Einkünfte, welche Jemand bezieht, ohne sie durch seine Arbeit, Fleiß oder Industrie zu verdienen. Sie heißen Grundrenten, inwiefern sie dem Grundeigenthümer für die Verleihung der Benutzung seines Bodens, Capitalisten für die Verleihung der Benutzung seines Capitals gekommen u. s. w. Würde Jemanden eine Pension, wegen ganz besonderer Eigenschaften und Vorzüge, als: weil er ein großes Genie, oder weil er eine außerordentliche Naturmerkwürdigkeit ist, gegeben, so würde auch ein solches Einkommen eine Rente genannt werden können. Oefters heißt auch Rente jedes reine Einkommen, d. h. wovon nichts abgegeben zu werden braucht, um die Quelle desselben zu erhalten, oder um das Stammvermögen, welche es erzeugt, wieder gehörig herzustellen. In diesem Sinne redet man auch von einer Industrierente oder demjenigen Theil des Einkommens der Industrie, welcher übrig bleibt, nachdem man Alles davon genommen, was zur Erhaltung dieser Art der Industrie in ihrem bisherigen Zustande nothwendig ist. Wenn von Renten im Allgemeinen geredet wird, so versteht man gemeiniglich die Staatsrenten darunter, welches Einkünfte sind, welche der Staat

Denen sichert, welche ihm bestimmte Capitale dafür bezahlt haben, die deßhalb Staatsgläubiger heißen. Jedoch ertheilt der Staat dergl. Renten auch öfters solchen Personen, die ihm zwar kein Capital geliehen haben, die er aber um ihre Verdienste willen belohnen will, oder weist dergl. Instituten an, denen er eine beständige Dauer und ein stets gleiches Einkommen zu ihrer Erhaltung sichern will. So ist die Pairie in Frankreich, die Universität, die Geistlichkeit u. s. w. auf Staatsrenten angewiesen und gegründet. — Zinsen und Interessen gehören unter den Begriff von Capitalrenten, aber sie machen nur eine Art derselben aus, nämlich solche Capitalrenten, welche gemeiniglich gegen Rückzahlung des Capitals bestimmt sind und länger nicht gezahlt werden, als bis dahin, wo das Capital zurück gezahlt wird. Dagegen gibt es auch Capitalrenten, die immer fortgehen, und wo das Capital, womit sie gekauft sind, nie an den Capitalisten, der es gegeben hat, um die Renten zu erlangen, zurückgezahlt zu werden braucht. Dieses sind die eigentlichen Renten. — Sobald es Personen und Anstalten gibt, die vollkommene Sicherheit gewähren, daß die Renten ununterbrochen bezahlt werden, sowie es in dem darüber abgeschlossenen Contracte bestimmt ist, so werden solche Renten ein sehr gewöhnlicher Gegenstand des Kaufs- und Verkaufs, und es hängen ihnen verschiedene Bedingungen an, wodurch mehre Gattungen von Renten entstehen. Ein Hauptunterschied unter denselben entspringt dadurch, daß einige Renten auf immer, andere aber nur eine bestimmte Zeit lang, fortdauern. Jene heißen perpetuirliche, diese Zeitrenten. Zu der letztern Gattung gehören die Leibrenten, Tontinen u. s. w. (Vergl. Staatspapiere) — Es ist natürlich, daß man Dem, welcher nur eine bestimmte Zeit eine Rente verlangt, für ein gleiches Capital, das dem Rentengeber verbleibt, eine größere Rente zugestehen wird, als Dem, der eine solche für immer verlangt, und daß, wer nur ein kleines Capital hat und sich damit ein größeres Einkommen schaffen will, dieses eher durch Ankauf einer Leibrente, als einer perpetuirlichen Rente erreichen kann. — Die meisten Staaten haben ihre Renten unter der Bedingung verkauft, daß sie sich die Freiheit vorbehalten haben, sie für 100 nach ihrem Belieben wieder abzulösen. Der Inhalt ihres Contracts war: der Staat sichert 3 oder 4 u. s. w. jährlich, die er mit 100, sobald es ihm gefällt, wieder ablösen kann. Was gebt Ihr dafür? — Nach dem herrschenden Zinsfuß und dem Grade des Staatscredits im Lande bieten die Capitalisten für 4 im Jahre bald 50, bald 60, 70, 80, 90 u. s. w., wofür sie dann die bedungene Rente mit dem Recht erhielten, sich deren Ablösung nicht anders gefallen zu lassen, als wenn der Staat volle 100 im Capital ihnen für jede Rente von 4 pCt. bezahlte. In Frankreich hatte man bei dem Verkaufe der letzten Renten gar keines Capitals erwähnt, welches der Staat auf den Fall der Ablösung für 5 Franken Renten zu bezahlen hatte, sondern der Antrag an die Capitalisten lautete absolut: Was gebt ihr für 5 Franken jährlich perpetuirliche Renten? Man erhielt für die ersten Renten im Jahre 1817, 55, bei den letzten im Jahre 1823, 89. — Nachdem sie nun über hundert gestiegen, machte die Regierung 1824 den Antrag, sie für 100 zurückkaufen zu wollen. Das Recht, die Rentinirer zu nöthigen, ihre Renten von 5 für 100 herzugeben, wurde bei dieser Gelegenheit sehr bestritten, da

der Staat sich nicht ausdrücklich das Recht vorbehalten hatte, 5 mit 100 beliebig zurückkaufen zu können.

Repertoire, Repertorium, bei den Theatern, das Verzeichniß sämmtlicher auf einer Bühne gangbaren Stücke, sowohl Opern als recitirender Dramen (und Melodramen); das Repertoire eines einzelnen Theaters ist daher als eine Art von Barometer anzusehen, nach welchem man den jedesmaligen Zustand eben dieser Bühne in ästhetischer Hinsicht und den Geschmack des sie besuchenden Publicums beurtheilen kann. Das feststehendste und gewählteste Repertoire hat das Théâtre français in Paris. Die Tragödien eines Corneille, Racine und Voltaire und die Lustspiele (haute Comédie) eines Molière finden sich noch fast auf allen wöchentlichen Austheilungen dieses Theaters, und die Franzosen unserer Zeit sehen diese Stücke, obgleich schon oft von ihnen gesehen, doch immer wieder mit derselben Bewunderung, mit welcher ihre, in vielfacher Hinsicht so ganz von ihnen verschiedenen Vorfahren sie vor 50, 100 und 150 Jahren sahen, ohne doch Sinn und Geschmack für Neueres verloren zu haben. Eine Normalbühne, wie Frankreich, kann Deutschland schon darum nicht haben, weil es keine eigentliche Hauptstadt hat, in welcher sich, wie in Frankreich, ziemlich Alles, was ausgezeichnet in Kunst und Wissen ist, vereinigt; dahingegen die verschiedenen Bühnen Deutschlands in einer Art von Zersplitterung und Vereinzelung dastehen. Ein Hauptübel, welches außerdem noch die Unclassicität der Repertoires fast aller deutschen Bühnen bewirkt, ist theils die unsichere Stellung der mehrsten Theater an sich, theils der unter dem deutschen Publicum vorherrschende Hang nach immer Neuem. „Die Kunst geht nach Brot", in diesen wenigen Worten liegt die ganze Enthüllung des Geheimnisses, warum bei uns in Deutschland fast überall, trotz den häufigen Mahnungen der Kritik, die Repertoires so gemischt und das Vorübergehende und Gehaltlose darin so vorherrschend ist. Was bei einigen Bühnen eine durch die Noth gebotene Rücksicht auf die Casse bewirkt, bewirkt bei andern, die in Hinsicht ihrer ökonomischen Lage eine festere Deckung haben, ebenso oft das Verkennen des eigentlich höhern Zweckes der Bühne. Durch Beides ist nun das deutsche Theater dahin gekommen, daß es im Allgemeinen kaum mehr einen höhern Anspruch machen kann, als den, eine Zeitvertreibungsanstalt zu seyn, gut genug, um einen geschäftsleeren Abend auszufüllen. Daß dieser Zustand aber nicht erst seit heute und gestern, oder seit dem Zurückziehen unserer größten dramatischen Dichter von dem Treiben der Theater (wie Göthe z. B. vom weimarischen) eingetreten ist, beweist sich schon daraus, daß Göthe bereits 1802, in einem Aufsatze im weimarischen „Modejournal", sich zu dem Wunsch gedrungen fühlte: „es möchten endlich einmal bei uns, wie bei den Franzosen, Engländern, Spaniern und Italienern, sich die Werke unserer guten Dichter auf den Bühnen feststellen, damit auch unsere Theaterrepertoiren einmal den Anblick gewährten, den die jener Nationen gewähren, und damit dem immer stärker anfluthenden Schlechten und Losen ein Damm des guten Geschmacks entgegengestellt würde!" Leider ist dieser Wunsch ein sogenannter frommer geblieben.

Repetitionskreis, s. Wiederholungskreis.

Repräsentanten, Repräsentation und Repräsentativsystem, s. Volksvertreter und Ständeversammlungen.

Repressalien, heißen Gegenthätlichkeiten, Feindseligkeiten, die ein Staat an den Sachen oder Unterthanen eines andern Staat ausübt, weil von diesem eben dergleichen ausgeübt worden sind. Es geschieht dieß hauptsächlich in Kriegszeiten, wenn Schiffe oder Güter der Unterthanen des andern confiscirt werden. Im weitern Sinn ist Retorsion mit Repressalien gleichbedeutend; im engern Sinne aber ist Retorsion überhaupt Erwiderung einer nachtheiligen Handlungsweise gegen Denjenigen, der sie zuerst angewendet, insbesondere bezieht sie sich auf Privatsachen, welche das Wohl des ganzen Volks nicht betreffen, mit einem Worte, sie ist civilistisch, und es braucht bei ihr nicht von einer eigentlichen Rechtsverletzung die Rede zu seyn, wie z. B. bei Abzugsgeldern. Dagegen bestehen die Repressalien im engern Sinne in der Ausübung des Zwangrechts durch Zurückhaltung der einem andern Volke angehörigen Sachen oder Person, und setzen als eine Art Selbstpfändung zum Behufe des Schadenersatzes oder der Genugthuung Verletzung vollkommener Verbindlichkeiten voraus. Sie sind folglich mehr publicistisch. Jene scheint ferner nur durch Erwiderung derselben Handlungsweise, diese auch durch eine stellvertretende vollzogen zu werden.

Reprise, Wiedernehmung, wenn nämlich ein von einem feindlichen Caper genommenes Kauffahrteischiff durch ein bewaffnetes Fahrzeug eigner oder fremder Nation dem Caper wieder abgejagt wird. Dann auch in der Tonkunst die Wiederholung eines Theils von einem Tonstücke.

Reproduction, Wiederzeugung, 1) die Erscheinung am thierischen Körper, wobei die zerstörten oder verletzten Theile wieder gebildet werden; sie wird auch wohl Regeneration genannt. Diese Art der Reproduction findet sich vorzüglich in den niedern Thierclassen z. B. dem Krebse, Frosch, der Kröte, Eidechse ꝛc. 2) In neuern Zeiten hat der Begriff von Reproduction mehr Ausdehnung und eine ganz andre Bedeutung erhalten. Man bemerkte nämlich, daß auf verschiedene Weise fortwährend eine große Menge von Stoffen aus dem organischen Körper ausgesondert wird und für ihn verloren geht, und daß es dagegen viele Functionen gibt, die diese verloren gegangenen Theile wieder ersetzen und so einer schnellen Aufreibung und Verzehrung des Körpers vorbeugen. Die Functionen nun, vermittelst deren Beides geschieht, faßte man unter dem allgemeinen Begriffe von Reproduction zusammen, und das System von Organen, die auf die angegebene Weise wirken, wird Reproductionssystem genannt. Der Begriff der Reproduction faßt daher alle die von Galen functiones naturales genannten Verrichtungen, ja auch zum Theil functiones vitales in sich und wurde von den neuesten Physiologie zu einer der Grundfunctionen erhoben, deren man nur drei am thierischen Körper anerkennt, nämlich die Reproduction die Irritabilität (Beweglichkeit (s. Reizbarkeit), Empfindlichkeit (s. Sensibilität). Wenn die beiden letzten sich vorzüglich auf die Zeit beziehen, so geht die erste vorzugsweise auf den Raum, den sie bildet und in seiner Mischung erhält: wenn daher Reizbarkeit und Empfindlichkeit dynamisch zu seyn scheinen, so ist die Reproduction mehr chemisch, denn durch Mischung nur kann etwas Materielles sich bilden und in der Mischung nur be-

stehen. Aber es haben die beiden andern Grundfunctionen, die Irritabilität und Sensibilität, und die einzelnen Functionen, in denen sie sich äußern, einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Reproduction, und es wird derselbe theils durch die Bewegung der Gefäße oder eigenthümlichen Muskelfibern in den reproductiven Organen, von Seiten der Irritabilität, theils durch die Nerven, die in jedem Organe sich befinden, von Seiten der Sensibilität vermittelt, und er ist so bedeutend, daß ohne beide schlechterdings keine reproductive Function vorsichgehen kann. Daher kommt es, daß nicht nach den gewöhnlichen chemischen Affinitätsgesetzen die Mischungen in dem organischen Körper vorzugehen scheinen, sondern es muß für diesen eigenthümliche Verwandtschaftsgesetze geben. Aus demselben Grunde ist es erklärlich, daß wir nicht im Stande sind, auch nur einen einzigen organischen Theil durch chemische Verbindung hervorzubringen, wenn auch die nähern und entferntern Bestandtheile unsern Chemikern noch so bekannt zu seyn scheinen. Und endlich muß es aus demselben Einflusse abgeleitet werden, daß die Bestandtheile der einzelnen Organismen und organischen Theile so wenig von einander abweichen und doch eine so außerordentliche Verschiedenheit in Hinsicht auf ihre Gestalt, ihre Eigenschaften und ihre Verrichtungen nicht zu verkennen ist. Soll aber irgend Etwas wieder ersetzt werden, so kann dieß nicht geschehen, ohne neuen Stoff dazu zu erhalten; der alte ist zum Theil verbraucht, verändert, vermindert worden, und aus Nichts kann auch das Leben nichts machen. Daher besteht die Reproduction in einer Aufnahme und Umwandlung von Außen aufgenommener Stoffe, die unter dem Namen von Speise und Getränk in den Körper gebracht und durch eine Menge reproductiver Functionen in eine gleichmäßig gemischte Masse vereinigt werden, aus welcher sich dann durch eine neue Umwandlung sehr verschiedene Theile bilden. — Der Apparat von Organen, durch den dieß geschieht, ist bei verschiedenen Thierclassen höchst verschieden, bei den niedern sehr einfach, zusammengesetzter bei den höhern, bei dem Menschen am künstlichsten. Schon auf die Verdauung äußert die Irritabilität und Sensibilität bedeutenden Einfluß; geht doch die ganze Bewegung durch die erste vor, und wird doch auch diese sogar durch die erste vermittelt. Ja, auch der Hunger, das Gefühl des Bedürfnisses der Speise ist ein Act der Sensibilität, und die Aufnahme ist bei dem freien Menschen sogar der Willkür anheimgestellt, ebensowie die Auswahl unter den einzelnen Speisen und Getränken. Je mehr aber bei diesem Acte die Sensibilität und Irritabilität, Empfindung und Bewegung, sich vorherrschend äußern, desto mehr tritt die eigentliche reproductive und chemische Wirkungsart in den Hintergrund. Zwar geht auch im Munde schon eine Vermischung der Speisen mit Speichel vor, aber es wird mehr eine Vermengung als eigentliche Mischung oder chemische Durchdringung, wie dieß der Augenschein klar genug zeigt. Diese Wirkungsweise erhält dann aber die Oberhand im Magen und Darmcanale, wie schon Spallanzani's berühmte Versuche beweisen, der Stücke Fleisch, Früchte ꝛc. in metallene oder hölzerne Kapseln mit durchlöcherten Seitenwänden legte, sie von Thieren mit häutigem Magen verschlucken ließ und bei der Wiederherausnahme die Speisen sehr verändert, zum Theil verdaut fand. Die Flüssigkeit, die eine solche Auflösung verursacht, ist

der Chymus (Magensaft), der in großer Menge von den Magenhäuten aus den Gefäßen abgeschieden wird und die zermalmten Speisen durchdringt und auflöst. Aus dem Magen gelangt diese Auflösung durch den Pylorus in den Zwölffingerdarm, um vorzüglich durch Mischung noch bedeutendere Veränderungen zu erleiden. Hier tragen der Darmschleim und der pankreatische Saft, die auf ähnliche Weise wie der Speichel und Magensaft wirken und zur weitern Verähnlichung das Ihrige beitragen, und die Galle vorzüglich viel zur Zersetzung bei, wodurch der Chylus (Milchsaft) abgeschieden wird. Diese Flüssigkeit wird nun von den zahllosen Anfängen der sogenannten Milchgefäße, die hier in der Höhle des Darmcanals hervortragen, aufgesogen, und das Uebrigbleibende bewegt sich in dem Darmcanale immer weiter, bis es in den dicken Darm gelangt. Aller aufgesogene Chylus geht in den Milchgefäßen zu den Gekrösdrüsen, sammelt sich endlich in einem allgemeinen Behälter (cisterna chyli), der in der Gegend des dritten Lendenwirbelbeines dicht hinter der Aorta zu liegen pflegt, und ergießt sich in das Blutadersystem. Mit dem Blute innig vermischt, geht er aus dem Herzen nach den Lungen, wird daselbst durch die Einwirkung der atmosphärischen Luft zu dem Charakter des *arteriellen* Blutes erhoben und kehrt als solches zum Herzen zurück, von welchem das Blut durch die Arterien in den ganzen Körper verbreitet wird. Hier gehen neue chemisch-organische Veränderungen mit demselben vor, die sich in zwei Classen vereinigen lassen, nämlich in die Ernährung und Absonderung. Durch die erste werden feste, durch die andre flüssige Theile aus dem Blute gebildet; die erste erhält die sämmtlichen Organe in ihrem Gefüge, Bau, in ihrer Mischung und Form, und vermittelt so den nie zu verkennenden Einfluß der Reproduction auf Sensibilität und Irritabilität; die andre erzeugt Flüssigkeiten, die bald auf eine bestimmte Weise in die Kette der organischen, vorzüglich reproductiven Verrichtungen eingreifen, bald irgend einen vorwaltenden Bestandtheil, der in zu großer Menge schädlich seyn würde, ausleeren (Excretion). In beiden wird nicht alles Blut verbraucht; das übrige sammelt sich in den Venen an, die endlich in dem Herzen zusammenfließen; und es bleiben auch endlich weder in den Organen die ernährenden Theile angehäuft, noch auch die abgesonderten Flüssigkeiten unverändert, sondern auf beide wirken die Enden des lymphatischen Gefäßsystems auf eine ähnliche Weise wie auf den Chylus, sie saugen ein, bilden daraus die Lymphe und führen sie in das Venenblut über. — Das ist der große Kreis der reproductiven Functionen, der den Körper in seiner Mischung und also gesund erhält und eine sehr nothwendige Bedingung des Lebens ausmacht, denn es gibt nicht eine einzige Function, die den Einfluß der Reproduction nicht erführe. Auch die Sensibilität und Irritabilität müssen es gestatten, daß ihre eigenthümlichen Organe durch die Ernährung erhalten, durch Einsaugung wieder gestärkt werden; sie bedürfen nicht selten auch einzelner Absonderungen, um sich äußern zu können, so z. B. in den Sinnen. Endlich stehen alle einzelnen reproductiven Functionen in dynamischer Beziehung zur Sensibilität vorzüglich, und durch diese auch zur Irritabilität, daher leiden diese beiden Functionen in Krankheit der erstern. Wenn irgend ein Glied in der geschlossenen Kette der reproductiven Function leidet, müssen die andern und das ganze Sy-

stem mit leiden; da ferner die reproductiven Functionen auch ihrerseits einen sehr bedeutenden Einfluß auf die übrigen Functionen, nämlich auf die der Bewegung und Empfindung, Irritabilität und Sensibilität, haben, so folgt natürlich, daß auch diese durch die Krankheiten der erstern angegriffen werden; ja eine Menge von irritabeln und sensibeln Krankheiten haben ihren offenbaren Ursprung in der Reproduction, z. B. die Verzuckungen, Epilepsien von Würmern, viele Fieber von Unterleibsstörungen. Ebenso wirken aber auch die ursprünglich sensibeln und irritabeln Krankheiten nachtheilig auf die Reproduction und bringen wieder mancherlei Störungen hervor, die als Zeichen jener Krankheit erscheinen, wie sich in der Abmagerung, Unlust zum Essen, schlechten Verdauung, die beinahe in jedem Fieber und jeder fieberhaften Krankheit bemerkbar sind, zeigt. Wenn daher von Krankheiten der Reproduction gesprochen wird, so heißt dieß nichts weiter, als es leide in ihnen die Reproduction oder eine ihrer Functionen ganz vorzüglich, diese sey als die Ursache der Zufälle anzusehen. Unter den Ursachen der Leiden der Reproduction ist der Mangel an Speise und Getränk das Erste, was uns aufstößt. Ist er plötzlich eintretend und mangelt es irgend einem Individuum gänzlich daran, so entsteht der fürchterliche Hungertod nach wenigen Tagen unter nervösen Zufällen, nicht selten auch von Entzündung und Auflösung des Magens begleitet. Fehlt es dagegen uns nach und nach an Speisen, so entstehen hektische Fieber und auszehrende, auch wohl organische Fehler der Unterleibsorgane. Viel häufiger erscheint aber der Genuß zu vieler, oder nicht guter, oder für den individuellen Zustand nicht passender Speisen als Ursache von Störungen in den Reproductionsorganen. Gegen die erste Sünde dieser Art verwahrt sich die Natur von selbst, indem das Unpassende für die Verdauung durch freiwilliges Erbrechen wieder ausgeworfen wird. Hat aber der Körper Kräfte genug, und übt man diese systematisch, indem man zu viel essen lernt, und kommt noch etwa wenig Bewegung dazu, so entsteht der Ansatz zu vielen Fettes (Polysarcia genannt). Sind dagegen die Kräfte nicht ausreichend, so entstehen langwierige Fehler der Unterleibsorgane, vorzüglich Störung in den Absonderungen derselben, und es kann durch diese Mittelglieder sogar ein abgezehrter Zustand durch zu vieles Essen hervorgebracht werden. Insbesondere sind es die vegetabilischen Nahrungsmittel, die gern Säure in den ersten Wegen hervorbringen und die Schleimabsonderung hindern; thierische Nahrungsmittel begünstigen dagegen mehr die Fäulniß, sowie sie die Gallenabsonderung vorzüglich stören; fette Speisen erzeugen die ranzige Fettsäure, die sich durch Sodbrennen, Ekel u. s. w. zu erkennen gibt. Außer diesen Ursachen können auch alle andre Krankheitsursachen, die allgemein auf den Körper wirken, ja eine Menge andrer Krankheiten selbst, Veranlassung zu Krankheiten der Reproduction werden. Die Krankheiten der Reproductionsorgane sind theils solche, die auch andre Organe befallen können, theils eigenthümliche. Zu den ersten gehören vorzüglich die Entzündung und deren Ausgänge, Vereiterung, Verhärtung, Verwachsung, Ausschwitzung, Brand. Allein auch diese äußern sich deßwegen eigenthümlich, weil sie die Functionen des Reproductionssystems abändern. In eben diesen abgeänderten Functionen beruht auch das Wesen der eigenthümlichen Reproductionskrankheiten, die wir jetzt

betrachten wollen. — Im Munde wird das Kauen durch Fehler der Zähne, durch Entzündung und Vereiterung, Verwundung und Krebs der Zunge, durch Geschwüre oder Anschwellungen, vorzüglich auch durch Speichelfluß, endlich durch Krampf (trismus) oder Schwäche der Kaumuskeln gehindert, das Schlucken aber durch Entzündung in der Rachenhöhle, Verwachsung oder krampfhafte Verengerung der Speiseröhre erschwert, und es müssen daher die angegebenen Folgen der zu geringen Menge von Nahrungsmitteln entstehen; wenn dagegen, wie im Speichelfluß und in der Mundfäule, die Absonderung in diesen Theilen krank ist, so muß die Vorverdauung und deßwegen auch die eigentliche Verdauung in Hinsicht auf Mischung leiden, daher in den genannten Krankheiten Unterleibsbeschwerden so gewöhnlich sind. Auch in dem Magen und Darmcanale können eine Menge Störungen statthaben, und sie wirken natürlich auf die reproductiven Functionen ganz vorzüglich ein, sie mögen nun die Sensibilität, die Irritabilität oder die Reproduction in demselben afficiren. Sowohl durch die krankhaften Affectionen der Sensibilität im Darmcanale als auch ursprünglich durch das Leiden der absondernden Organe müssen die Absonderungen abgeändert werden, und es gehen dieselben bald in zu großer oder zu geringer Menge, bald in regelwidriger Mischung vonstatten. Der Magensaft scheint bald zu sauer, bald zu alkalisch zu werden; vorzüglich aber ist es die Galle und der Darmschleim, die häufig krankhafte Erscheinungen eigenthümlicher Art hervorbringen und die bisweilen in hohem Grade entmischt erscheinen. Die Fehler derselben wirken nun nicht nur auf die Bewegung und Empfindung des Darmcanals ein, sondern sie müssen auch ganz vorzüglich die Mischung der Stoffe in demselben abändern. Und darin kommen am Ende alle mögliche Krankheiten des Darmcanals mit einander überein, daß sie die Mischung des Chymus angehen; dieser muß dann aber auf vielfache Weise krankhafte Zufälle hervorbringen, und er theilt dieselben dem ganzen Körper auf verschiedenen Wegen mit. Wie die Stoffe verschieden sind, die sich in dem Darmcanale anhäufen, so sind auch die dadurch erregten Zufälle anders. Die Würmer haben ihre eigenthümlichen Zeichen; andre gewährt die Anhäufung von Schleim, Galle, Eiter, Blut &c. Ist denn nun aber der Chymus aus irgend einer Ursachen verändert, ist entweder die Mischung desselben fehlerhaft, und wird er zu langsam oder zu schnell fortbewegt, findet er sich in zu großer oder zu geringer Menge in dem Darmcanal vor, so muß dieß Alles nachtheilig auf die Bereitung des Chylus einwirken, und es kann unmöglich in einem dieser Fälle ein guter Chylus abgesondert werden. So kann die fernere Bearbeitung desselben in den Lymphgefäßen und Drüsen durch Krankheiten dieser Theile, ferner die Blutbereitung durch Krankheiten der Lungen fehlerhaft werden, wodurch wieder mancherlei Fehler der Ernährung und Absonderung entstehen. Doch sind die letztern nicht von dem Blute allein abzuleiten, sondern auch hier wirken mehre andre Umstände mit, nämlich die Herrschaft, die das Nervensystem auch auf diese Function unmittelbar ausübt, der sympathische Einfluß andrer Organe, die eigenthümliche reproductive Thätigkeit in jedem Organe, das ernährt werden oder in dem die Absonderung geschehen soll, und endlich auch die entgegengesetzte Thätigkeit des lymphatischen und venösen Gefäßsystems. Ist einer von diesen Umständen krankhaft,

so muß auch die Ernährung des betroffenen Theils oder die Absonderung nicht nur überhaupt krank werden, sondern es müssen daraus gerade die verschiedenartigsten Krankheiten entstehen, z. B. die Fettsucht, die Schwindsuchten, der Scharbock, die Bleichsucht, Wassersucht, Skropheln (s. d.) Rhachitis u. a. m. Wird die Ernährung an einzelnen Organen durch örtlich einwirkende Ursachen auf irgend eine Weise gestört, so entstehen daher die örtlichen Fehler, die als Auflösungen, Afterorganisationen bekannt und so häufig, und theils nach den verschiedenen leidenden Organen, theils nach den einzelnen Ursachen so höchst mannigfaltig und verschiedenartig sind, daß sich eine besondere Wissenschaft, die pathologische Anatomie, das Auffinden derselben zum eigenthümlichen Zwecke gemacht hat. Auch die einzelnen Absonderungen sind häufig krank, und sie kommen darin mit einander überein, daß sie entweder in zu großer oder in geringer Menge, oder endlich in krankhafter Mischung vonstattengehen. In dem Ausführungsapparate einiger bilden sich wohl auch steinige Ansätze, die zu eigenthümlichen Krankheiten werden, z. B. in den Urinwegen, den Gallenwegen und den Ausführungsgängen der Speicheldrüsen.

Republik übersetzt man gewöhnlich durch Freistaat und glaubt, beiden liege derselbe Begriff zum Grunde. In der Theorie mag dieß wahr seyn, doch in der Praxis nicht immer; denn es gab Republiken — oder man nannte sie doch so — in denen lange nicht alle Glieder des Volkes freie Menschen waren, z. B. in Polen, in Venedig. Der Monarchie entgegengesetzt, bezeichnet Republik einen Staat, in dem das Volk entweder die höchste Gewalt besitzt und Souverainetätsrechte ausübt (s. Demokratie), oder die höchste Gewalt ausschließlich in den Händen eines Theils des Volkes ruht. (S. Aristokratie.) Die ersten Republiken entstanden im Alterthume; von ihnen und vorzüglich von denen der Griechen, die sich fast in allen Verfassungs-Formen geübt und den republikanischen Staaten der neuern Zeit mehr oder weniger zum Muster gedient haben, wollen wir daher den Charakter kurz entwerfen. Sie waren nach dem gewöhnlichen Ausdrucke freie Verfassungen, d. h. in ihnen sollte es nicht Einen Herrn geben, den nicht das Volk, entweder die ganze Masse oder auch gewisse Klassen hätten zur Rechenschaft ziehen können. Diese schloß also in sich: der Staat soll sich selbst regieren, nicht von einem Einzelnen regiert werden; und daraus mußte nothwendig eine von der unsrigen sehr verschiedene Ansicht des Staats hervorgehen. Diese griechische Ansicht war der der neuerer Politiker, die von Staatsmaschinen sprechen, oder, wenn sie auch nicht diesen Ausdruck gebrauchen, doch den Staat als eine Maschine sich denken, sowie Derer, die ihn zu einer bloßen Polizei-Anstalt machen wollen, geradezu entgegengesetzt. Wie der einzelne Mensch eine moralische Person ist, ist es den Griechen auch der Staat. Auch in ihm wirken, auch ihn bestimmen also moralische Kräfte. So entstand die große Aufgabe für Den, der griechische Staaten ordnen wollte, zu bewirken, daß die Vernunft die Herrschaft über die Begierde und die Leidenschaft führe; und die Erreichung der Tugend und Moralität wurden in diesem Sinne Zwecke des Staats, so gut sie Zwecke des Einzelnen seyn sollen. In einer griechischen Republik soll jeder Bürger unmittelbar Theil an der Staatsgewalt oder Souverainetät haben; diese ward aber nur durch den zweiten Hauptzug in

dem Charakter der griech. Republik möglich; sowie denn auch kein ohne diesen bestehen wird, wenn sie sich wie die griech. denselben Zweck das ist, unmittelbar und gleiche Theilnahme aller Bürger an der Staatsgewalt, vorgesteckt hat. Dieser zweite wesentliche Charakter bestand darin, daß die griech. Freistaaten nichts anders als Städte mit ihrem Gebiete, und ihre Verfassungen daher Stadtverfassungen waren. Eine wenngleich nicht von allen Seiten sich gleichende Wiederholung derselben finden wir im Mittelalter an den italienischen Städten und an den vormaligen deutschen Reichsstädten, besonders in der Periode ihrer Blüthe vor dem 30jährigen Kriege, als sie noch nicht zwischen mächtigere, monarchische Staaten eingeklemmt, ein freieres Wirken hatten. In einem kleinen Gebiete, dessen Bürger sich fast alle kennen, wo sie bequem und schnell zu Berathschlagungen zusammen berufen wurden, und die Einzelnen sich hinlängliche Kenntnisse von den Angelegenheiten, Bedürfnissen und Gebrechen des Staats, seines geringen Umfangs wegen, leicht verschaffen konnten, war und ist daher allein eine Verfassung nach reinen republikanischen und griechischen Grundsätzen möglich; in einem Staate hingegen, der weitläufige Grenzen besitzt, wäre sie ein Ungeheuer, ein nicht zu entwirrendes Chaos. Ein furchtbares Beispiel liefert uns die Geschichte an Polen; dieß war ursprünglich eine Republik mit einem demokratischen, und nicht, wie es immer heißt, mit einem aristokratischen Charakter; denn Alle, welche Bürger waren, die Leibeigenen hatten ja keine Rechte, besaßen auch einen gleichen Antheil an der Staatsgewalt. Der ehemalige herumirrende Sohn der tatarischen Steppe wollte auch seine unbändige Freiheit in den spätern, festen Sitzen nicht fahren lassen, und so schuf er eine Republik, wo jedes Glied Haupt seyn, jedes herrschen und keines dienen wollte, und die sich nothwendig in einen anarchischen Zustand auflösen mußte. Eine Repräsentativ-Verfassung mit monarchischem Principe kannten die Griechen und das ganze Alterthum nicht, und weil sie die einzige Art, wie ein großer Staat, der republikanische oder demokratische Formen in seiner Verfassung fest halten will, beherrscht werden muß, nicht kannten, so gingen auch alle Republiken des Alterthums, so bald sie sich zu sehr über die Grenzen eines Stadtgebietes ausdehnten, unter; ihre Verfassungen lösten sich entweder in Anarchie oder Despotismus auf, und meist war ein kühner Krieger ihr Erbe. Wo eine Gemeinde oder Stadt sich selbst regiert, liegt der Begriff zum Grunde, daß die höchste Gewalt bei ihren Gliedern, bei der Bürgerschaft, sey. Aber ob bei der ganzen Bürgerschaft, ob nur bei gewissen Classen, ob vielleicht nur bei gewissen Familien, dieß kann verschieden seyn. So entsteht daher von selbst jener Unterschied, den die Griechen durch die Benennungen Aristokratien und Demokratien bezeichneten, und in welche beide Classen sie ihre Verfassungen theilten. Aber eine feste und scharfe Grenzlinie zwischen beiden zu ziehen ist nicht leicht. Die Grundidee der demokratischen Verfassung war allerdings, daß alle Bürger als solche gleiche Rechte bei der Verwaltung des Staats genießen sollten; aber eine vollkommene Gleichheit gab es gewiß doch nur in sehr wenigen Städten. Die Gleichheit beschränkte sich gewöhnlich nur auf die Theilnahme an den Bürgerversammlungen und den Gerichten. Waren auch die Aermern gänzlich von der Theilnahme an Magistraten ausgeschlossen, galt auch in den

Volksversammlungen ihre Stimme weniger als die der Begüterten, so hob dieß doch die Demokratie keineswegs auf. Von der andern Seite setzte die Aristokratie freilich immer ausschließende Rechte einzelner Classen oder Familien voraus. Allein dieß war der seltnere Fall. Gewöhnlich war es die reichere und angesehenere Classe, welche sich allein in den Besitz der Staatsverwaltung gesetzt hatte, indem entweder der Reichthum oder Geburt oder auch beide zusammen entschieden.

Repulsebai, s. Nordpolexpeditionen.

Requetenmeister. In Frankreich nannte man ehemals die Bittschriften, welche dem Parlamente überreicht wurden, réquêtes; ein Beamter hatte die Obliegenheit, diese durchzusehen, einen Auszug aus ihnen zu machen und sie dann dem Parlamente vorzutragen; er führte den Namen maître des réquêtes. Napoleon erneuerte durch ein Decret vom 11. Juni 1806 diese Requetenmeister und ordnete sie dem Staatsrathe bei; ihre Anzahl war unbestimmt und ihre Amtspflicht bestand darin, daß sie über alle streitige Angelegenheiten, die der Staatsschuld und der National-Domainen ausgenommen, dem Staatsrathe Bericht erstatten mußten. Sie konnten an den Berathungen desselben Theil nehmen und hatten auch bei Sachen, über die der Staatsrath sich nicht vereinigen konnte, eine Stimme.

Requiem nennt man in der katholischen Kirche eine feierliche Seelenmesse für einen Verstorbenen, deren musikalische Composition einigen großen Meistern vorzüglich gelang, als Mozart (s. d.), Jomelli, Winter, Cherubini, Neukomm.

Requisition, überhaupt jede Aufforderung der öffentlichen Behörden zur Darbringung von Mitteln für einen das Gemeinwohl betreffenden Zweck, z. B. zur Aufsuchung und Auslieferung von Verbrechen rc.; Lieferung von Mitteln zur Erhaltung und Fortschaffung eines Kriegsheeres. So setzte Frankreich in den neuern Zeiten seine eigenen Bürger in Requisition, gegen die Feinde zu fechten, und in den feindlichen Ländern schrieb es Requisitionen an Geld, Vieh und allerlei andern, den Heeren nöthigen Bedürfnissen aus. In einem bevölkerten, wohlgebauten Lande hat diese Art Krieg zu führen ihre großen Vortheile; Magazine beschränken die raschen Bewegung einer Arme und zeichnen ihr zum Theil die Operationsbasis vor; doch kann dieß System in einem Lande nicht beibehalten werden, was nicht die hinlänglichen Lebensbedürfnisse liefert. In Deutschland erleichterte es Napoleons Siege; in Rußland war es eine Hauptursache seines Falles. (S. Militairökonomie.)

Requisitorialien, Requisitions-Schreiben, heißen die von einem Richter an den andern erlassenen Schreiben, wegen einer zur Hülfe Rechtens vorzunehmenden Handlung, gewöhnlich unter Beifügung der Versicherung, bei vorkommenden Fällen ein Gleiches zu thun.

Reservatio mentalis heißt der Sinn-Rückhalt, die im Sinne behaltene Auslegung, wo nämlich Jemand in Gedanken sich noch etwas Andres vorbehalten zu dürfen glaubt, als er mündlich ausspricht oder zusagt. Es ist einer von den verwerflichen Grundsätzen, welcher z. B. beim Schwure erlaubt, daß man in Gedanken ganz etwas Andres schwören könne, als man mit Worten thut; mithin den Andern, auch den Richter täuscht. Man hat den Jesuiten den Vorwurf gemacht, daß dieß eine Lehre ihrer Gesellschaft sey, und

daß in ihrer Moral durchgängig ein so schwarzer Geist herrsche; allerdings haben einige Jesuiten und unter ihnen vorzüglich der P. Sanchez die Reservatio mentalis erlaubt; doch war dieß so wenig eine Lehre ihrer Gesellschaft, daß sehr Viele mit aller Kraft und Verachtung sie bekämpft haben.

Reserve, Rückhalt. In der Kriegführung zerfallen die Streitkräfte in 3 Theile. Der erste ist bestimmt den Kampf vorzubereiten oder einzuleiten (Avantcorps); der zweite ist der, welcher ihn zu bestehen hat (corps de bataille); der dritte endlich hat den Zweck, die Kräfte zu ersetzen, wo sie geschwunden sind, erschütterte Punkte zu unterstützen, bedrohten Punkten mehr Festigkeit zu geben, das verlorne Gleichgewicht wiederherzustellen, im rechten Moment nachdrücklich die Entscheidung herbeizuführen oder im Mißgeschick den Untergang des Ganzen abzuwenden. Diese wichtige Bestimmung hat die Reserve und daher muß jedes Heer bei seinen Operationen nicht allein einen tüchtigen Rückhalt, sondern es müssen auch bei jedem Gefecht bedeutende Massen zuverlässige Truppen als Reserven bereit stehen, um im vorkommenden Falle verwendet werden zu können. Die Art und der Augenblick dieser Verwendung kann höchstes allgemeinen Regeln unterworfen werden, aber nirgends bethätigt sich das Genie des Feldherrn mehr wie hier. Napoleon in den glänzendsten Epochen seiner kriegerischen Laufbahn wußte von den Reserven fast immer einen großartigen und erfolgreichen Gebrauch zu machen und wird hier noch lange lehrreich bleiben. Was er in dieser Hinsicht mit seinen trefflichen Garden leistete, wie er sie immer erst ins Gefecht brachte, wenn der Gegner sein Spiel schon gewonnen glaubte, oder wo ein Gewaltstreich entscheiden mußte, zeigt die Geschichte seiner Feldzüge. Sie zeigt aber auch die übeln Folgen, welche jedes Mal entstanden, wenn die Reserven unzweckmäßig und ungeschickt verwendet wurden.

Resident, s. Gesandte.

Resonanz ist der durch das Anhalten der Schwingung einer Saite, oder durch den Rückprall, welchen der Ton von den Seitenwänden eines Instruments erhält, veranlaßte Forthall eines Klanges. — Resonanzboden, Resonanzdecke, Sangboden. Dieser Boden hat großen Einfluß auf den Klang der Saiteninstrumente, indem beim richtigen Bau des Bodens Letzterer den auf den Saiten angeschlagenen Ton verstärkend wiedertönt. Der glatte Tannenholzboden muß völlig ausgetrocknet, dünne und ohne Riß seyn; — er wird mit den Saiten durch den Steg dergestalt in Verbindung gebracht, daß die Saiten, welche auf dem Stege hart aufliegen, ihre zitternde Bewegung und den nachher entstehenden Klang durch denselben in den Resonanzboden fortpflanzen, wodurch der Klang der Saiten verstärkt und verlängert wird.

Responsum ist im Allgemeinen jede schriftliche Antwort, die eine öffentliche Behörde auf Anfragen von Privatpersonen ergeben läßt. Im engern Sinne nennt man Responsum ein rechtliches Gutachten, welches Facultäten oder Schöpfenstühle auf Verlangen des Richters oder einer Partei in schwierigen Rechtsfällen ertheilen. Responsa heißen auch diejenigen Decrete des Richters, wodurch er den Antrag einer Partei beantwortet. Der Regel nach ist der Richter verpflichtet, sie auch der Gegenpartei in Copie mitzutheilen: überhaupt kann er

nur in einem Responsum über solche Gegenstände entschieden, die nicht das Wesen der Rechtssache und die Entscheidung derselben betreffen. Z. B. durch ein Responsum kann er der Partei wohl die Legitimation zu einem Processe auferlegen, oder kann sie zu dem competenten Richterstuhle verweisen; doch darf er nicht durch dasselbe in einer Sache entscheiden wollen.

Restauration stammt von dem lateinischen Worte restaurare, wiederherstellen, her und bezeichnet die Rückführung einer Sache in ihren ursprünglichen Zustand, oder in den Zustand, den sie ihrer Bestimmung nach haben soll. So nennt man Nahrungsmittel zu sich nehmen, sich restauriren, indem durch die Aufnahme neuer Nahrungsstoffe in den Körper die geschwächten Kräfte wiederhergestellt werden. Aus diesem Grunde führen Speisewirthe auch den Namen Restaurateurs. — So restaurirt man verblichene oder beschädigte Gemälde oder verstümmelte Statuen, und die Künstler, welche sich diesem Geschäfte unterziehen, heißen Restauratoren. In der Geschichte bedeutet Restauration die Zurückführung eines entthronten Fürsten oder einer entthronten Familie in ihr ehemaliges Besitzthum: wie dieß der Fall war (1660) mit der Familie der Stuart auf den englischen Thron nach Cromwells Tode, mit vielen deutschen Fürstenhäusern nach den Befreiungskriegen und mit den Bourbonen nach dem zweimaligen Sturze Napoleons. Eine politische Restauration geht selten ohne Reibungen der verschiedenen Parteien ab. Mit der Vertreibung eines Fürsten durch eine Revolution oder einen unglücklichen Krieg werden mehr oder weniger die Interessen, welche gewisse Classen von Unterthanen an die vorige Regierung knüpften, verletzt und gefährdet; während der neuen Regierung aber bilden sich auch neue Bande und Interessen, die oft den alten entgegenstehen: es ist daher eine natürliche Folge der Restauration, daß die Anhänger des alten und neuen Regierungssystems in einen Kampf gerathen; jene wollen die alte Ordnung der Dinge wieder zurückgeführt wissen, während diese, deren jüngere, aber ebenso rechtmäßig erworbene Gerechtsame mit den alten oft in Widerspruch stehen, der Ummodelung in das Alte entgegenkämpfen. Nach der Rückkehr der Bourbonen auf den franz. Thron erhob sich eine Partei, man nannte sie Restaurateurs, welche sich eifrig bemühte, die neue Ordnung der Dinge, welche sich in Frankreich während der republikanischen und kaiserlichen Staatsverfassung gestaltet hatte, umzustürzen; sie wollten die Revolution und alle ihre unendlichen und unbesiegbaren Folgen und Wirkungen vernichten, und durchaus das Königthum mit allen seinen Verzweigungen und Interessen, wie es vor der Revolution bestanden hatte, zurückbringen. Nur waren sie nicht darüber einig, wie weit man zurückkehren solle, indem Einige sogar bis in die Zeiten des Mittelalters zurückkehren und den damals herrschenden Feudalismus und Katholicismus wiederherstellen mochten. Wie unmöglich dieß sey, muß jedem Unbefangenen von selbst einleuchten. Eben daher ist es aber gekommen, daß man das Wort Restauration auch auf die Staatswissenschaft selbst bezogen und diese dadurch zu restauriren gesucht hat, daß man die neuere politische Theorie, von ursprünglichen und unveräußerlichen Rechten der Menschheit, von der Freiheit und Gleichheit, von der Souverainetät des Volks und vom bürgerlichen Grundvertrage gänz-

lich verwarf, und dagegen die ältere Theorie, vom göttlichen Rech der Herrscher auf Erden und von der Gewalt als einem schon a sich gültigen Principe der Herrschaft wieder hervorsuchte. s. v. Hallers's „Restauration der Staatswissenschaft" (Winterthur 1816 ff.

Restitutio in integrum, Wiedereinsetzung in den vorigen Stand. Wenn durch ein nach strengem Recht gültiges Geschäft, oder nach den gewöhnlichen Formen des gerichtlichen Verfahrens Jemand einen unverschuldeten Verlust erleiden würde, so gestattete der römische Prätor unter gewissen Umständen eine Wiederauflösung eines solchen an sich gültigen Geschäfts, zunächst den Minderjährigen, welche nach beendigter eigentlicher Tutel, aber vor dem 25. Jahre sich in ein nachtheiliges Geschäft eingelassen hatten, den Abwesenden, Denen, die durch Betrug oder Drohungen dazu bewogen worden waren, und dann überhaupt, wenn sich sonst eine gerechte Ursache dazu fände, si qua alia causa justa mihi videbitur (dieß ist die clausula praetoris generalis, welche man neuerer Zeit auf bloße Fälle der Abwesenheit beschränken wollte). Die Bedingungen der Restitution sind immer 1) ein nicht ganz unbedeutender Schade (Läsion), welchen man 2) ohne eigne grobe Schuld erleiden würde, und sie muß 3) binnen 4 Jahren gesucht werden. Diese Restitutionen kommen besonders in Processen häufig vor, wenn Fristen und Formen verabsäumt worden sind, und behauptet wird, dieß sey durch die Nachlässigkeit der Sachwalter geschehen. Ein besonderer Fall derselben ist, wenn man sein Recht wegen Mangels an Beweismitteln verloren hat und nun Zeugen oder Urkunden findet, von welchen man nichts wußte. Dieß lassen die meisten Proceßordnungeu zu, wenn die Angabe, daß man diese Beweismittel erst jetzt aufgefunden habe, eidlich bestärkt wird. In andern Proceßordnungen machen die Restitutionen eine Gattung der ordentlichen Rechtsmittel aus. Die Restitutionen überhaupt sind ein unentbehrliches Mittel, die Härten des bloß formalen Rechts zu mildern, allein sie müssen in der Gesetzgebung besonders in Processen nicht zu sehr erleichtert werden. Im franz. Rechte sind wegen Betrugs, Zwangs u. s. w. Nullitäts- und Rescissionsklagen 10 Jahre lang zulässig. Die Restitutionsgesuche gegen Entscheidungen im Proceß heißen in Frankreich requête civile.

Restitutionsedict, s. Dreißigjähriger Krieg und Ferdinand II.

Retardat (von **retardiren**, verzögern, hemmen, aufhalten), eigentl. verzögert, aufgehalten. Beim Bergwerk besonders bedeutet es dasjenige bergrechtliche Verfahren, wodurch ein Eigner oder Theilnehmer an einem Grubengebäude, wegen der zwei oder mehre Quartale nicht bezahlten Zubuße, seines Antheils am Grubengebäude oder Kure verlustig wird; daher auch das **Retardarbuch**, ein Verzeichniß derjenigen Kure und Gewerbe, welche über die bestimmte Zeit mit der Zubuße in Rückstand verblieben sind, und welches der Gegenschreiber halten muß. Dann heißen auch **Retardaten** die Unkosten des verzögerten Processes; endlich auch die nicht zu rechter Zeit bezahlten Abgaben, rückständige Zinsen und Gefälle. — **Retardation**, 1) in der Physik die allmälige Abnahme und gänzliche Verminderung der Geschwindigkeit eines sich bewegenden Körpers. Die **retardirende Kraft** heißt daher diejenige Kraft, welche der Bewegung ganz oder

zum Theil entgegenwirkt (z. B. Reibung, Schwere, Widerstand der Luft rc.); 2) in der Musik eine gewisse Gesangs-Verzierung, wobei die melodischen Hauptnoten noch bis zum Anschlage der Harmonie der nachfolgenden auf- oder zurückgehalten werden. Es ist eine Art Verrückung. (S. Vorhalt.)

Retention, das Zurückhalten, Vorenthalten. Rententionsrecht, Innebehaltungsrecht (jus retentionis), das Recht, vermöge dessen ich befugt bin, eine einem Andern zugehörige Sache, in deren Besitze ich mich befinde, jenem so lange vorzuenthalten, bis ich wegen meiner Ansprüche befriedigt bin. — Retentiv, zurückhaltend, zusammenziehend.

Retif de la Bretonne (Nicolas Edme), origineller Roman- und Novellenschreiber, geb. 1734, ward in seinem ersten Unterricht sehr vernachlässigt, verlebte dann als Buchdruckerlehrling in Auxerre und in Paris eine wüste Jugend, ermannte sich endlich, gelangte zu dem Besitz einer kleinen Druckerei und schriftstellerte selbst fabrikmäßig. Am meisten bemerkbar machte sich sein „Paysan perverti" (der verderbte Landmann), eine höchst abenteuerliche, aber oft bewundernswürdige Zusammenstellung und ein Gegenstück von Marivaux's „Paysan parvenu". Sein Styl ist von der höchsten Incorrectheit. Er verachtete sogar diejenigen Schriftsteller, die auf die Ausbildung der Schreibart besondere Sorgfalt verwendeten, und nannte sie Glühwürmchen (les vers luisans) der Literatur. Auch wollte er ein System der Orthographie einführen, nach welchem die franz. Sprache so geschrieben werde solle, als sie ausgesprochen wird. Er starb zu Paris 1804.

Retorsionssystem. Wenn ein Staat Etwas verfügt, wodurch zwar nicht ein anerkanntes Zwangsrecht verletzt wird, was aber gegen die Gesetze der allgemeinen Billigkeit, die Freiheit und die Völkersitte verstößt, z. B. wenn er die Ausfuhr verbietet oder beschränkt, Mauthen an den Grenzen anlegt u. s. w., so ist jeder hierbei betheiligte Staat zur Retorsion, d. h. zu gleichen oder ähnlichen Verboten und Einrichtungen berechtigt. So wenig dieses Recht bezweifelt werden kann, so zweifelhaft wird dagegen oft die Beantwortung der Frage: ob es zweckmäßig ist, dasselbe auszuüben. Hier kann nur das wahre Interesse eines jeden Staates die richtige Entscheidung geben. Das Retorsionssystem der Neuern im Handel und der Schifffahrt ist eine Folge des Prohibitivsystems; denn wo nicht von einer Seite Prohibitionen eintreten, bedarf man auch von der andern keine Retorsionen. Ist schon jede Hemmung der Handelsfreiheit in sich selbst ein Uebel, so wird sie es noch mehr, wenn der Handel, statt eine Quelle gegenseitiger Freundschaft zwischen Nationen zu seyn, die Gefühle der Erbitterung und den Geist rachsüchtiger Vergeltung erweckt. Als Kaiser Alexander sich 1807 von der engl. Allianz abwandte und dem Continentalsystem anschloß, hörten alle Handelsverhältnisse Rußlands mit England auf. Der Erfolg war, daß Rußland seinen Seehandel größtentheils verlor; denn England, das bis dahin seine Marinebedürfnisse von Rußland bezogen, fand andre Quellen. Statt des russischen Bauholzes wurden ungeheure Ladungen aus Canada, Neuschottland und Neubraunschweig eingeführt. Statt des russischen Hanfs erhielt England aus Bengalen allein 800,000 Ctnr.; auch wurde der Anbau desselben in Irland befördert. Statt des russischen Talgs und der Lichter kam die Gasbeleuchtung auf. Englands Handel nahm immer mehr zu, Rußlands Handels ebenso ab, und

dieses große Reich konnte sich nur erholen, als es von der Strenge des angenommenen Systems abwich und endlich durch den Frieden von Orebroe 1812 das alte Verhältniß wiederherstellte. — In eine noch drückendere Lage kam Dänemark, als es sich nach dem Ueberfall von Kopenhagen an Frankreich und das Continentalsystem anschloß. Früher besaß es die stärkste Handelsschifffahrt nach der engl. und amerikanischen; jetzt sah es seinen Credit sinken, seine Einkünfte ab- und die Schulden zunehmen. Die Banknoten sanken unaufhaltsam, und die Folge war, daß die Lebensmittel im Lande selbst, wegen der Wohlfeilheit der Circulationsmittel, namentlich des Papiergeldes, außerordentlich im Preise stiegen. In welche Handelsverlegenheiten Amerika, durch gereizte Rachsucht und die Anhänglichkeit Jefferson's an das französische System, gekommen, ist bekannt. Seine Ausfuhr fremder und eigner Waaren, die 1806 über 108.343.000 Dollars betragen hatte, sank 1807, wo es sich durch Verordnungen gegen den Handel Frankreichs und Englands zu rächen suchte, auf 22.533.000 Dollars herunter. — Auch die jüngste Zeit hat ein merkwürdiges Beispiel eines selbst als Finanzspeculation verunglückten Retorsionssystems in Deutschland aufzuweisen. Die beschränkte Einfuhr deutscher, besonders badischer Ochsen in Frankreich 1822 war dem badischen Finanzministerium empfindlich. Der Vorschlag eines Handelsretorsionssystems gegen Frankreich wurde von einigen, ihr eigenes Interesse nicht vergessenden Kaufleuten in der zweiten Kammer der damaligen landständischen Versammlung in Antrag gebracht und mit Eifer ergriffen. Kein franz. Wein, kein elsasser Taback sollte mehr in Baden zu finden, ja in kurzer Zeit jedes franz. Product und Fabricat, mittelst einer kleinen Zahl Zollgardisten, aus einem, bei strenger Handhabung eines vollständigen Mauthsystems sehr große Mittel erfordernden Grenzlande verdrängt werden. Die zweite Kammer wollte sogar alle franz. seidene Kleider und Putzartikel nach Ablauf eines bestimmten Termins den Frauen untersagen. Nur die Besonnenheit zweier Mitglieder der ersten Kammer verhinderte die Ausführung dieser ultrapatriotischen Projecte. Kurze Zeit war nöthig, um das Finanzministerium von seinem nur im Anfange eingetretenen Gewinn, nach und nach aber immer größer werdenden Verluste für die Zollcasse, sowie von der verstärkten Einschwärzung, ohne Erreichung des Hauptzwecks, zu belehren. Das kleine Baden hatte natürlich bei dem Versuche eines Retorsionssystems weit mehr als das große Frankreich verloren, und es suchte nun durch sein Zollconcordat mit Hessen den alten Verlust wieder auszugleichen. Solche Thatsachen, sollte man glauben, würden das heftige Verlangen einer gewissen deutschen Partei, nach einem strengen Retorsionssystem gegen England, bereits gemäßigt haben. Dieß ist aber keineswegs der Fall. Der Deputirte des deutschen Handels- und Gewerb- oder eigentlich Fabrikantenvereins, ein übrigens sehr geschickter Geschäftsmann im mercantilischen Fache, klagte im Gegentheil noch im Anfange 1825, in einer neuen Darstellung der Verhältnisse von Deutschlands aus- und inländischem Verkehr, über die nahe bevorstehende Verarmung Deutschlands, wenn nicht schnell gegen das nur scheinbar zu liberaleren Grundsätzen übergehende England ein strenges Retorsionssystem ergriffen werde. — Betrachtet man die Anwendbarkeit eines vollständigen Retorsionssystems für ganz Deutschland, so fällt sogleich in die Augen, daß es denjenigen Theilen desselben, welche,

wie z. B. die freien Städte, bloß vom Handel leben, zum Verderben gereichen müßte. In Ansehung derjenigen Regierungen, welche, wie die auf dem erloschenen Handelscongresse zu Darmstadt repräsentirten, ein zusammenhängendes Gebiet bilden und ziemlich ähnliche Verhältnisse und Interessen haben, ist zwar die Ausführbarkeit eines gemäßigten, den Reiz zum Schleichhandel nicht zu sehr aufregenden, gemeinschaftlichen Mauthsystems nicht zu läugnen. Allein ihre mannigfaltigen mercantilischen und finanziellen Interessen lassen die wirkliche Ausführung, wie auch die Erfahrung zeigte, von Außen nicht so leicht hoffen, weit eher aber die wichtigere Erreichung des großen Zweckes, sich im Innern der Vereinstaaten, durch wechselseitigen freien Verkehr, einen großen Markt für ihre eignen Producte und Fabricate zu eröffnen. Dabei kann das Streben, durch Verschmelzung ihrer Maßregeln einen geschlossenen Handesstaat zu bilden, immer einigen Einfluß auf die Prohibitivsysteme auswärtiger Staaten äußern, weil jede, auch noch so mächtige Regierung, den Gemeingeist zu Ergreifung von Retorsionsmaßregeln ungern wahrnimmt. Uebrigens hat man über dem deutschen Fabrikantengeschrei nach Retorsionssystem den Unterschied zwischen den Zollverfügungen, die ein Staat zum Gedeihen der Schifffahrt macht, und denen vergessen, welche die Zurückweisung fremder Waaren zum Zwecke haben. Cromwell hatte bei Erlassung der Navigationsacte nicht Retorsion, sondern nur die Beugung des politischen und Handelsübergewichts der Holländer im Sinne; denn diese machten nicht mehr Handelsvorrechte gegen England geltend, als dieses gegen jene. Die Verehrer des süddeutschen Retorsionssystems aber bedenken nicht, daß keiner der süddeutschen Bundesstaaten einen ausschließlichen Markt für die Erzeugnisse seiner Einwohner (die inländischen Märkte ausgenommen) in seiner Gewalt hat, daß daher keiner weder Erzeugnisse noch rohe Producte gleich den Staaten, welche Colonien über dem Meere haben, durch Zwang abzusetzen vermag. Sie hängen noch immer im blinden Glauben an dem Licenzsystem, welches Napoleon als Beispiel der Retorsion gegen England ausübte. Das Ganze war aber Nichts als eine blendende Finanzlist. Die franz. Manufacturwaaren fanden nämlich in England keinen Absatz, weil sie entweder ganz verboten oder zu hoch impostirt waren. Sie wurden daher häufig ins Meer geworfen oder verschenkt; nicht selten wurde auch verlegener alter Kram dazu gebraucht. Die Colonialwaarenverkäufer mußten also die ganzen Kosten tragen, und der Kaiser gewann unter anderm Schein jährlich hundert Mill. von seinen Unterthanen. — Man bedenke ferner, daß Deutschland zu keiner Zeit seine Industrie durch Retorsionsmaßregeln gesteigert hat; diese fallen nur den Consumenten zur Last. Dagegen verdient in Erwägung gezogen zu werden, daß durch das Retorsionssystem ein Theil des deutschen Zwischenhandels sammt seiner Fabrication, der mittelst der leipziger und andrer Messen einen vortheilhaften Canal nach Polen und Rußland hat, verloren gehen würde. Mehre nennen die verlangte deutsche Retorsion ein politisches Vergeltungsrecht, das unsre deutschen Fabriken in Stand setzen müsse, mit den englischen zu wetteifern; allein viele Fabriken Deutschlands, die längst bestehen, haben nach der Vernichtung des Continentalsystems lebhafter als je gearbeitet und durch die Freigebung des Handels nach Amerika einen neuen Markt daselbst gewonnen. Warum soll also der deutsche Fabrikantenstand gegen das

erste Princip einer billigen Staatsregierung zum Nachtheil andrer Stände begünstigt werden? Warum soll der Inländer die einheimischen Fabricate theuer bezahlen, die ausländischen bessern und wohlfeilern aber entbehren? — Man lasse sich ja nicht durch die von den Retorsionisten vorgelegten Bilanzberechnungen täuschen. Keine derselben ist im Stande, alle die kleinen Gewinne und Verluste in Anschlag zu bringen. Nach den Zollrollen kann man die Bilanz nie zuverlässig beurtheilen; denn die Einfuhrlisten sind nirgends, nicht einmal in England ganz echt. Die Vorsteher des deutschen Gewerbvereins haben schon vor 16 Jahren behauptet, daß jährl. 140 Mill Thlr. für Deutschland durch fremde Manufacturwaaren verloren gehen. Wäre aber nicht unser edles Metall, wenn diese Behauptung wahr wäre, längst seit der Zeit erschöpft, wo die Engländer die Ausschließung fremder Waaren verordnet haben? Uebrigens verkennen wir durch diese Aeußerungen keineswegs die Verdienste des deutschen Handels- und Gewerbvereins, insofern sie auf freien Handesverkehr im Innern der deutschen und auf ein gemäßigtes Retorsionssystem gegen ausländische Staaten gerichtet sind, welche sich nicht zu einem liberalen Handessysteme geneigt zeigen wollen. Bei Aufstellung eines solchen Systems darf aber nie übersehen werden, daß es in finanzieller Hinsicht nur dann nützlich werden kann, wenn es geringe Erhebungskosten nothwendig macht. Ein auffallendes Beispiel, wie oft eine große Finanzverwaltung kurzsichtig ist, liefert Frankreich. Seine Bruttoeinnahme der Tabacksregie ist etwas über 145 Mill. Fr. angeschlagen. Als reiner Ertrag fließen davon in die Staatscasse 42.003.300 Fr. Der reine Ertrag verhält sich also zu den Unkosten der Erhebung beinahe wie 1 zu 3½, oder die Nation hat 4½ zu bezahlen, damit 1 die Regierung bekomme. Bringt man nun noch hierzu in Rechnung, was die Nation der Regieverwaltung entgegenzusetzen hat an Arbeit und Zeit, an erlaubten und unerlaubten Geschenken, Proceßkosten, Strafen u. s. w., so läßt sich annehmen, daß, wenn die Regierung 3½ auszugeben hat, die Nation 20 Mal 3½ = 70 ausgibt und also verliert. Daraus folgt, daß jeder Frank, der in die Tabacksregie gebracht wird, der Nation 74½ Fr. kostet. Freiheit des Handels der deutschen Staaten unter sich allem war daher der erste und allgemeine Wunsch, welcher jüngst erst fast in allen durch den großen Zollverein verwirklicht ward. (S. Zoll- und Handelsvereine und Prohibitivsystem.)

Retouchiren bezeichnet in der Malerkunst das Aufputzen alter, verblichener Gemälde, oder auch das Ausbessern eines neuen. Unter Retouchiren versteht man auch oft das Erneuern und Aufstechen einer Kupferplatte, die schon durch vieles Abziehen abgenutzt ist. In der Musik bedeutet Retouchiren so viel als ein Tonstück auszieren; gemeiniglich geschieht dieß durch kleinere Noten.

Retractrecht (Näherecht, Einsprache, Näherkauf, Einstand, Abtrieb, Beisprache, Beisprüche, Besprechung, Losung, Auslösung, Nähergeltung, Anstand, Zugrecht, Beschüttung, Geltung, Anfall, Vernäherung, Vorkauf), bedeutet überhaupt der Einstand oder der Eintritt in die Rechte eines Andern; doch wird es gewöhnlich auf Verkauf unbeweglicher Güter beschränkt, und bezeichnet dann das Recht eines Dritten, wodurch es ihm frei steht, auf die Bedingungen, unter denen der Kauf abgeschlossen worden ist, vor dem Käufer in den Besitz des Kaufgegenstandes

zu treten. Dieß Recht, das eine Eigenthümlichkeit des deutschen Rechts ist, gründet sich auf Herkommen; da es aber den Verkehr beschränkte, so wurde es in den neuern Landesgesetzgebungen fester bestimmt und mehr dem Geiste der neuern Zeit angepaßt. Zu einem Retractrechte auf eine käufliche Sache ist es nicht genug, daß Retrahent überhaupt nach den Landesgesetzen befugt sey, diesen Gegenstand an sich zu kaufen, sondern in seiner Person selbst muß ein Recht begründet liegen, warum er auf den Vortritt gegen einen Dritten bei dem Verkaufe Anspruch machen darf; auch muß der Kaufgegenstand ein unbewegliches Gut seyn oder doch zu der Classe gehören, welche das Recht für unbeweglich betrachtet, als Zehnten, erbliche Patente 2c. Ueberdieß ist der Retrahent verbunden, alle Haupt- und Nebenbedingungen, unter denen der Verkauf geschah, zu erfüllen und die Zahlung der darauf gegangenen Kosten zu übernehmen. Es gibt eine Menge Arten des Retractrechtes, die alle anzuführen zu weitläufig seyn würde. Hier mögen einige stehen. 1) Das Gewerbrecht (retractus ex dominio) ist das Eintrittrecht eines Theilhabers an einer gemeinen Sache, wodurch es ihm freisteht, den Theil, welcher ein Miteigenthümer an einen andern Nicht-Theilhaber verkaufen will, unter denselben Kaufstipulationen zu übernehmen. Eine nähere Bestimmung des Gewerbrechts ist 2) die Marktlosung, retractus ex jure incolatus, oder das Näherecht eines Betheiligten an einer gemeinen Mark auf den Markengrund, der an einen Nichtbetheiligten verkauft worden ist. 3) Das Gespilde- oder Spaltungsrecht (retractus ex jure congrui). Dieß Näherecht tritt ein, wenn eine gemeinschaftliche Sache getheilt worden ist, und der eine Theilinhaber derselben seinen Theil an einen Dritten, der nicht Mitbesitzer war, veräußert hat. 4) Das Erbfreundrecht (retractus gentilitius) steht dem Verwandten eines Verkäufers an dem Gute, was beiderseitige Vorfahren gemeinschaftlich erworben haben, zu. In Karl Fried. Walch's Werk: „Das Näherecht" (Jena 1795), ist dieß verwickelte und seinem Ursprunge nach dunkele deutsche Recht gründlich und systematisch abgehandelt worden.

Rettungsanstalten. Zur Rettung aus Feuersgefahr sind in neuerer Zeit mehre Maschinen erfunden worden, und zwar 1) ein Tragkorb, besonders der von Klingert zu Breslau vorgeschlagene, an tüchtigen Seilen befestigt, durch welche er hinauf an das brennende Haus und nach dem Einsteigen wieder heruntergelassen wird. 2) Die Neubert'schen Rettungsleitern, von Hanf verfertigt und mit einer geräumigen Hängematte von Zwillig versehen. Für schwächliche oder schwindlige Personen und für Kinder sind diese Leitern nicht anwendbar. 3) Die Röser'sche Rettungsleiter ist besonders bei hohen Gebäuden oder Thürmen zu gebrauchen. Sie ist von Gelenke zu Gelenke mit Schnellfedern versehen, durch welche sie sich mit Beihülfe eines einzigen Menschen von Stockwerk zu Stockwerk aufschlagen läßt. Aehnliche Leitern wurden noch mehre, besonders auch eine von Gräßer in Breslau und eine Strickleiter von Klingert daselbst erfunden. Theils sind sie aber etwas umständlich oder nur von gehörig geübten Leuten anzuwenden, theils kann man von ihnen nicht unter jeden Umständen einen sichern Gebrauch machen, da das Heruntersteigen selbst mit Gefahr verknüpft ist. Die besten unter allen sind die neuerfundenen italienischen und die Hakenleitern. Beider Gattungen bedient sich das Feuerlöschcorps der

Pompiers zu Paris. Eine Beschreibung sammt der Abbildung derselben findet man in dem von Corpscommandanten herausgegeben. „Manual du sapeur-pompier" (Paris 1824). 4) Galilei's Rettungsmaschine, durch welche sich der in Gefahr befindende Mensch sitzend auf einem Querholze an einem Seile herunterläßt, das er mit beiden Händen faßt. 5) Rettungsmaschine des Collie in Philadelphia. In einem senkrecht stehenden, starken, hohlen und ziemlich hohen cylindrischen Körper läßt sich ein Balken beträchtlich weit auf- und niederschieben. Der hohle Körper ruht auf einer langen und breiten aus starken Balken gemachten Basis, die auf 4 niedrigen Blockrädern läuft. Streben und Bänder geben ihm auf dieser Basis einen festen Stand. Der bewegliche Balken ist mit einem Paar Seile verbunden, die um 2 Rollen und weiter unten um die Rundbäume zweier Haspel gehen. Diese Haspel ruhen ebenfalls unten auf der breiten Basis, einer dem andern gegenüber. Mittelst der Kurbeln an den Haspeln können nun die Seile um die Rundbänke auf- und abgewickelt, und eben dadurch kann der bewegliche Balken in die Höhe gezogen und niedergelassen werden. Das oberste Ende dieses Balkens enthält eine starke Klammer, zwischen der ein großer und starker Hebel um seinen Ruhepunkt sich drehen läßt. An dem längern Arme dieses Hebels hängt der Rettungskorb und an dem kürzern ein Seil, das bis an die Basis der Maschine herabgeht und da so fest gemacht ist, daß, wenn der bewegliche Balken unten den Boden berührt, das Seil straff und der Hebel horizontal steht. Wird aber der bewegliche Balken in die Höhe gewunden, so kann das eben genannte Seil nicht mit in die Höhe gehen; es zieht daher den kürzern Hebelarm niederwärts, folglich geht der längere Arm sammt dem Korbe in die Höhe. Windet man den Balken wieder herunter, so steigt der kürzere Arm wieder, und der längere mit dem Korbe, worin die geretteten Menschen befindlich, sinkt. Die gesammte Vorrichtung muß übrigens so mit der Basis verbunden seyn, daß an kein Umfallen der Maschine zu denken ist. 6) Die Treppen, von Desaudray, Grosset, Bichley, Audibert, Trechart u. A. Alle haben aber, so sehr sie auch mit Scharfsinn ausgedacht sind, mehr oder minder Mängel, die sie zur schnellen Anwendung nicht recht anwendbar machen. 7) Rettungsschlauch von Breis in Hamburg. Er ist aus grober Sackleinwand gemacht und oben offen. 8) Rettungskleider. Palmer in Braunschweig schlug ein die Hitze abhaltendes Kleid mit noch andern Rettungsvorkehrungen vor. Auf dichtem und mit Wachs geriebenem Leinen breitet man eine dicke und trockene Lage Wolle aus, die mit Kohlenpulver bestreut ist. Man legt dann ein dichtes wollenes Zeuch darauf und näht das Ganze an den Seiten und in kleinen Vierecken in der Mitte an. Auf das wollene Zeuch, welches die äußere Fläche des Rockes zu bilden bestimmt ist, bringt man mit Leim ein oder zwei Lagen von einem Pulver, welches aus einem Theil reinem Schwefel, einem Theil rothem Oker und 6 Theilen Eisenvitriol besteht. Hieraus verfertigt man einen passenden Rock mit einer Kapuze und einer Maske. Zum Athmen kann man ein Respirationsinstrument vor Mund und Nase binden. Ein Mensch, welcher so ausgerüstet und außerdem mit einer Hacke, wie die Sapeurs sie haben, und mit einer Portion von jenem Pulver versehen ist, soll unbeschädigt die Treppen in einem brennenden Hause besteigen und in den Zimmern umhergehen können. Durch das Fortwerfen des Pulvers

soll die Flamme zur Seite und unter den Füßen sogleich gelöscht werden. Stark in Hamburg schlug als Rettungsmittel bei Feuersbrünsten einen von Leder verfertigter Anzug vor, der aus langen, beträchtlich weiten Hosen besteht, welche auf der innern Seite mit Wachstuch bezogen sind. 9) Die Feuersturmhaube. 10) Die Hochstetter'sche Maschine. Sie besteht aus 2 Leitern, wovon die eine auf der andern läuft. Die Leiter hat auch einen Rettungskasten und ein Paar eiserne Stützen, damit sie nicht zu sehr schwanke.

Die verschiedenen Rettungsinstrumente für Menschen, welche durch Wasser in Gefahr gerathen, sind: 1) Der Sucher, mit welchem man in dem Wasser so lange hin und her rührt, bis man den Körper gefunden hat. Mit ihm hält man ihn fest, durch die Fangzange wird er aber hervorgezogen. 2) Der Rechen, der noch leichter als der Sucher zu gebrauchen ist, und bei welchem man keiner Fangzange bedarf. 3) Die Fangseile oder Stricke mit hölzernen Kugeln. 4) Die Eisleiter mit der Verlängerungsstange und dem Rettungshaken. Sie dient zur Rettung Derjenigen, welche unter das Eis gesunken sind, und wird mit einem Retter, der auf der Leiter liegt oder sitzt, auf das brüchige Eis gelegt und nach der Stelle hingeschoben, wo sich der Verunglückte befindet. Sie ist von möglichst leichtem Holze gemacht, und an ihrer obersten Sprosse hat sie ein Scharnier mit einer Verlängerungsstange. 5) Das Eisrettungsboot. Die Rettung im Eise ist viel schwerer als im offenen Wasser, daher die Erfindung des Eisbootes durch Thomas Ritzler eine der wohlthätigsten genannt werden kann. Seit 1781 wird dieses Boot mit dem größten Nutzen auf der Elbe und Alster zu Hamburg gebraucht, kann auf dem Eise als Schlitten und zugleich auf dem Wasser als Nachen dienen, und so kann es dem Verunglückten auf die eine oder die andere Art völlig nahe gebracht werden. Es ist von Korbarbeit geflochten und gegen das Eindringen des Wassers auswendig mit Leder überzogen, weil es so leicht seyn muß, daß es von einem einzigen Menschen ohne alle Beschwerde im Wasser und auf dem Eise regiert werden kann. Die auswendige Länge beträgt unten 7½ und oben 12 Fuß, die Breite unten 3 und oben 4 Fuß. Die untere Seite des Bootes ist wie ein Schlitten mit 2 Schienen von glattem Eisen belegt, um es dadurch mittelst zweier an langen Stangen befindlichen Haken leicht auf dem Eise fortschieben zu können. In dem Boden selbst ist eine 3 Fuß lange und eine 1¼ Fuß weite Oeffnung angebracht, deren Umfang durch einen auf gleiche Weise wie an den äußern Seiten eines jeden Fahrzeuges angebrachten Bord gegen das Eindringen des Wassers geschützt ist. Der Retter kann mithin da, wo das Eis zum Fortschieben des Bootes zu höckerig ist, durch diese Oeffnung auf das Eis treten; er kann das Boot vermöge der am Bord dieser Oeffnung angebrachten Handhaben über die höckerigen Stellen hinwegtragen; sobald aber das Eis unter ihm einsinkt, kann er sich sogleich ohne alle Gefahr über den innern Bord hinweg in das Boot schwingen. Die mittlere eingefaßte Oeffnung hat auch noch beim Einsinken des Bootes in das Wasser den besondern Nutzen, daß die hineingetretene Wassersäule das Umschlagen des so leichten Fahrzeuges verhindert. So geschwind wie möglich sucht der Retter mit seinem Boote über das brüchige Eis hin an den Verunglückten zu kommen. Würde dieses aber durch das im Wege liegende Eis verhindert, so müßte der Retter seine mit-

genommene Eisleiter über das Eis legen und so sich dem Verunglückten zu nähern suchen. Er zieht diesen dann in das Boot, legt ihn der Länge nach in dasselbe und bringt ihn an das Ufer zurück. In dem Boote befindet sich für den Kopf eine Erhöhung. 6) Das Greathead'sche oder Bosquet'sche Rettungsboot. Rettungsböte, welche weder umgeworfen noch von den Wellen verschlungen werden können, gehören unter die wichtigsten Erfindungen der neuern Zeit. Um sie haben sich vorzüglich die Engländer verdient gemacht. Man kann sie nicht bloß anwenden, Menschen auf der See oder auf Flüssen zu retten, die Schiffbruch gelitten haben, sondern auch bei Ueberschwemmungen und andern Wassersgefahren auf dem Lande. Greathead's Erfindung gründete sich auf folgende Idee. Wenn man ein Sphäroid in Viertel theilt, so ist jedes Viertel elliptisch und gleicht beinahe der Hälfte eines hölzernen Napfes. Es hat nämlich eine Krümmung mit hervorragenden Enden. Wirft man ein solches Viertel ins Meer oder in irgend ein offenes Wasser, so kann es nicht umschlagen. Ein auf ähnliche Art gestaltetes Boot belegte Greathead inwendig ringsum am Dollborde (oder an der Randplanke) 2 Fuß breit mit ungefähr sieben Centnern Kork. Auch die Spitze bedeckte er damit. Greathead's größere Boote führen 10 Ruder oder, wie sie in der Seesprache heißen, Riemen. Sie sind 30 Fuß lang und 10 Fuß breit. Mit kupfernen Nägeln und allen erforderlichen Theilen versehen, kosten sie 165 Pfd. Sterl. Von den 10 Leuten, die das Boot rudern, sitzen 5 an jeder Seite. Hinten und vorn sitzt ein Steuermann, der es nicht mit einem Steuer, sondern ebenfalls mit einem Riemen regiert, welcher so eingerichtet ist, daß er nicht in den Sand einsinkt. Das Boot hat nur sehr wenig Wassertracht, und 30 Personen, oder doch 20, wenn es voll Wasser ist, sitzen ganz bequem darin. Es schwimmt beständig und behält stets sein Gleichgewicht. Menschen, die ein solches Rettungsboot einmal aufgenommen hat, werden unbeschädigt in Sicherheit gebracht. Man hat auch vorgeschlagen, das Boot mit Rädern zu versehen, um es in vorkommenden Fällen desto leichter längs den Küsten fortzuschaffen. Dieser Vorschlag verdient gewiß Beifall.—Das Rettungsboot des Abrah. Bosquet kann so viele Personen vom Ertrinken retten, als es zu fassen vermag. Es besitzt aber noch verschiedene andre Vortheile. Man kann es mit geringem Kostenaufwande bauen, es erfordert weder Nägel noch andres Eisenwerk, jeder Korbmacher kann es zubereiten, es läßt sich auf einem Karren oder auf einem Schlitten fortschaffen oder von etlichen Leuten tragen, und endlich wird es weder vom Winde noch von der Brandung, noch auch von den Wogen umgeworfen. Die größte Menge Menschen, welche sich hineindrängt, kann darin weder untersinken, noch verursachen, daß das Wasser darin über zwölf bis vierzehn Zoll hoch steigt. Wenn es ja einmal durch eine Welle mit Wasser angefüllt wird, so läuft dieses augenblicklich wieder heraus, und das Boot gewinnt schnell, ohne ausgeschöpft zu werden, seine vorige Erhöhung wieder. Kein Stoß zerschmettert es. Dieß treffliche Rettungsboot ist auf folgende Art eingerichtet. Zwei ovale oder runde Behältnisse von verschiedenen Durchmessern werden aus Weidenruthen geflochten, und davon wird das eine in das andre gesetzt. Der Zwischenraum rings herum, ungefähr von 18 Zollen, wird mit Korkspänen ausgefüllt und entweder auch mit Weidenruthen überflochten oder mit einer weichen

Randplanke überlegt. Auf dem Boden befinden sich 2 Roste, entweder aus einem starken Geflechte von Weidenruthen oder von Holz, wodurch das Wasser freien Ablauf erhält. Der untere Rost muß mit der Kante der äußern geflochtenen Form in einerlei Ebene liegen; der obere kann sich etwa 9 Zoll darüber erheben und muß so dauerhaft gemacht werden, daß er den Druck erträgt, welchem er ausgesetzt ist. Der größte Durchmesser braucht nicht über 5 Fuß und die Höhe nicht über 3—4 Fuß zu betragen. Inwendig werden ringsum Sitze angebracht, welche man ebenso wie obigen Zwischenraum mit Korkspänen ausstopft. Die Randplanke hat Blöcke, worauf sich die Riemen (Ruder) bewegen, die von den Leuten stehend in Thätigkeit gesetzt werden. — Unter andern Rettungsbooten verdient das von dem Mechaniker Lionel Lukin zu London Auszeichnung. Sein Rettungsboot hat Segel, aber keine Ruder, und kann weder umschlagen noch untersinken. Die berühmtesten Schiffbaumeister und Seefahrer fanden es besonders vortheilhaft, daher der Erfinder ein Patent erhielt. Sichere Reiseschiffe, die nicht sinken können, aber bloß Passagiere an Bord nehmen, werden seit mehren Jahren in Kingholm aus Tannenholz erbaut. — Zur Rettung des Lebens aus Wassersgefahr dient auch 7) das schwimmende Licht, für Personen, welche bei Nacht über Bord in die See gefallen sind. Es ist ein kupfernes Boot mit einer Laterne. Die Erfindung verdankt man William Shipley von Maidstone in Kent. — Hat man einen im Wasser verunglückten Scheintodten ans Land gebracht, so müssen unverzüglich die Wiederbelebungsversuche angestellt werden.

Retz (Jean François Paul de Gondi, Cardinal von), geb. zu Montmirel 1614. Sein Vater war General der Galeeren. 1643 erhielt er den Doctorhut der Sorbonne und die Stelle als Coadjutor des Erzbischofs von Paris. Wenn ihn sein leichtsinniges Temperament auch zu mancher den geistlichen Stand nicht zierenden Handlung hinriß, so wußte er doch bald die Herzen der Pariser durch seine feurige Kanzelberedtsamkeit zu gewinnen und dadurch auch die oft gegen ihn zürnende Geistlichkeit zu versöhnen. Diese Gewandtheit, verbunden mit einem sichtbaren Streben nach politischer Bedeutsamkeit, das nur zu oft in Umtriebe gegen die Hofpartei und den herrschenden Minister ausartete, mußte dem Coadjutor nothwendig die Aufmerksamkeit, aber auch den Haß des allmächtigen Richelieu, und nach dessen Tode Mazarin's, zuziehen. Die Fronde (s. d.), als die dem Hof und Mazarin entgegenstehende Partei, bemächtigte sich bald des Coadjutors, als eines Mannes, der durch seinen überwiegenden scharfen Geist, sowie durch die Liebe des Volks, ihr eine bedeutende Verstärkung seyn mußte; und in der That ergriff auch Retz die Sache dieser Menschen mit um so größerm Eifer, je mehr ihn seine Neigung zu politischen Händeln hinzog. Die Ränke, die den Hof bewegten, die verschiedenen Aufstände des Volks und der Frondeurs, die Thätlichkeiten, die mehrmals beigelegt, nie von Bedeutung waren, dieß Alles eröffnete ihm eine weite Bahn zur Ausführung seiner Entwürfe, und als sich endlich der Hof durch einen Parlamentsschluß gezwungen sah, den von Mazarin festgesetzten Prinzen Condé loszugeben, und Mazarin (s. d.) selbst aus Frankreich entweichen mußte, da schien es, als stände Retz am Ziel, und es hinge nur von ihm ab, hinfort die Zügel der Regierung zu führen. Doch Mazarin kehrte bald aus seiner Verbannung zurück, mächtiger als je; die

Fronde, deren Verbindung nie sehr fest und deren Theilnehmer, außer Condé und Retz, schwach und schwankend waren, löste sich auf, und bald nachdem Letzterer durch Verwendung des Hofes, nicht ohne Leitung seines Gegners Mazarin, den Cardinalshut empfangen hatte, brach über ihn der Sturm herein, der kurz zuvor Mazarin bedrohte. Er wurde plötzlich auf Befehl des Hofes, oder vielmehr Mazarin's, in das Schloß Vincennes gesetzt, von da aber nach Nantes gebracht. Hier fand er Mittel zu entkommen, und irrte nun, stets verfolgt von Dienern Mazarin's, fast 8 Jahre in Spanien, Italien, Deutschland, Holland und England unter wahrhaft romantischen Schicksalen umher. An Papst Innocenz fand er eine mächtige Stütze; seinen Tod empfand Retz um so schmerzlicher, da der Nachfolger desselben, Alexander VII., der ihm seine Erhebung mit verdankte, dem Verfolgten nicht half. Hierzu kam, daß nach früherer Verschwendung und Freigebigkeit seine ungeheure Schuldenlast täglich zunahm, durch Kosten eines fürstlichen Gefolges, mit welchem Retz sich theils aus Liebe zur Pracht umgab, theils um dadurch sich besser vor den Verfolgungen seines Gegners zu schützen. Diese Schuld war bis zu 5 Millionen Livres gestiegen, als Retz sich über Deutschland nach Holland begab. Hier entließ er den Troß seiner Begleiter, stürzte sich aber aus Verdruß über das ihn verfolgende Mißgeschick in ein ausschweifendes Leben. Die Anerbietung des spanischen Hofes, ihm Freistatt und Unterstützung zu gewähren, hatte er ausgeschlagen, die von Karl II. von England nahm er an und begab sich dahin. Da aber der Monarch nicht sonderlich geneigt schien, die Rathschläge zu befolgen, die ihm sein Schützling ertheilte, so begab sich Retz bald wieder auf das feste Land, wo unterdeß der zwischen Spanien und Frankreich geschlossene pyrenäische Friede auch ihm entfernte Hoffnungen zeigte. Doch war dessenungeachtet seine Lage so bedrängt, daß er auf dem Punkte stand, eine Schilderung seiner Umstände und Darstellung des Hasses seiner Feinde drucken zu lassen, um sie an die höhere Geistlichkeit zu vertheilen, ein Vorhaben, von dem ihn nur die Nachricht abhielt, daß sein Feind Mazarin hart darniederliege. Dennoch durfte er, nach des Ministers Tode 1661, erst dann zurückkehren, als er feierlich versprochen hatte, nie wieder in politische Verbindungen sich einzulassen. Von jetzt an schien Gondy ein ganz Andrer geworden zu seyn. Mit einer Schmeichelei erschien er vor dem Throne. Als nämlich Ludwig XIV. zu ihm sagte: „Cardinal, Sie haben weiße Haare bekommen", erwiederte er, „Sire, man ergraut geschwind, wenn man die Ungnade Ew. Majestät trägt". Er legte hierauf sein Erzbisthum nieder, verwaltete die Abtei St.-Denis, lebte eingezogen, beschränkte seine Bedürfnisse, bezahlte seine ungeheuern Schulden und ertheilte auch noch seinen Freunden Pensionen. Mit allen Parteien versöhnt, lebte der Mann, dessen umfassender, mitunter ins Romantische streifender Geist sich früher nur in den mannigfachen Verschlingungen politischer Parteien gefallen hatte, jetzt ruhig und zurückgezogen wie ein Weiser. „Der Cardinal Retz", sagt Rochefaucault, „hat einen großen Geist, aber mehr Stolz als wahre Seelengröße. Ein außerordentliches Gedächtniß, Gewandtheit und Zierlichkeit des Ausdrucks, und ein liebenswürdiges äußeres Benehmen sind ihm eigen. Er scheint ehrgeizig, ohne es zu seyn, und seine Bestrebungen gegen Mazarin waren weniger unternommen, diesen zu verdrängen, als sich ihm furchtbar und

bedeutend zu machen. In der Zeit seiner Gefangenschaft hat er sich mit Festigkeit und Anstand benommen, und seine Freiheit verdankte er seiner Kühnheit. So lange Mazarin lebte, hatte er durch alle Glückswechsel unerschüttert seinen erzbischöflichen Stuhl behauptet; als sein Feind nicht mehr war, stieg er freiwillig davon herab." Seine nachgelassenen „Mémoires" (Köln 1718, 3 Thle.; deutsch, Jena 1793, 3 Bde.) geben eine sehr anziehende Schilderung seiner Individualität. In den letzten Zeiten seines Lebens kam er selten nach Paris. Er starb daselbst 1679. Einige Jahre vor seinem Tode schickte er an Clemens X. den Cardinalshut zurück, Willens, wie er vorgab, sich ganz von der Welt zurückzuziehen; er erhielt ihn aber zurück mit dem Befehl des heil. Vaters, ihn zu behalten bis an sein Ende.

Reuchlin (Johann) war zu Pforzheim 1455 von angesehenen Eltern geboren. Seine erste Bildung erhielt er in der Schule zu Schlettstädt, wo er durch Fleiß und gute Sitten sich auszeichnete. Der junge Reuchlin besaß eine schöne Stimme, die er sorgfältig ausbildete; der Markgraf Karl von Baden nahm ihn deßhalb in seine Capelle auf und er wurde bald darauf von diesem zum Gesellschafter und Reisegefährten seines Sohnes, des nachmaligen Bischofs Friedrich von Utrecht, bestimmt. Mit dem Prinzen ging Reuchlin 1473 nach Paris, welche Universität damals den höchsten Ruhm unter allen genoß; hier legte er den Grundstein zu seiner großen und umfassenden Gelehrsamkeit, die ihn später in den Rang der ersten Wiederhersteller der Wissenschaften in Deutschland erhob. Er blieb zwar nur eine kurze Zeit zu Paris und verließ es schon 1475 mit dem Prinzen wieder; doch unterbrach dieß seine Studien nicht, sondern er begab sich nach Basel und schrieb hier das erste latein. Wörterbuch u. d. T. „Breviloquus" und die erste griech. Grammatik, welche in Deutschland erschienen sind; dieß und seine sonstige Gelehrsamkeit erregten in Basel ungemeines Aufsehen. 1478 kehrte er wieder nach Frankreich zurück, studirte zu Orleans die Rechte und erhielt zu Poitiers die juristische Doctorwürde. 1481 kam er in sein Vaterland zurück und lehrte zu Tübingen mit großem Beifalle die Rechte und schönen Wissenschaften. 1487 begleitete er den Grafen Eberhard den Bärtigen von Würtemberg, der ihn als den besten Lateiner seiner Zeit in sein Gefolge aufnahm, auf dessen Zuge nach Rom. In Italien, dem damaligen Sitze der alten Gelehrsamkeit, benutzte Reuchlin alle literarische Schätze, welche Florenz und Rom darboten, auf das eifrigste; auch trat er mit den gebildetsten Männern des Landes in Bekanntschaft. Seit dieser Zeit blieb er fortwährend im Dienste des Grafen Eberhard, den er auf dessen häufigen Reisen begleitete. 1492 erhob der deutsche Kaiser, Friedrich III., den großen Gelehrten in den Reichsadelstand, gab ihm den Titel Pfalzgraf und kaiserl. Rath und schenkte ihm eine kostbare hebräische Handschrift des alten Testaments. Nach Eberhards Tode zog ihn der Kurfürst von der Pfalz an seinen Hof, wo Reuchlin mehre Jahre lebte. Um diese Zeit wurde die Buchdruckerkunst erfunden, und Reuchlin's eifrigstes Bemühen bestand darin, die heidelberger Universität mit Handschriften und Druckwerken zu bereichern; auch schrieb er zwei latein. Lustspiele, die mit vielem Beifalle von den Studenten jener hohen Schule aufgeführt wurden. Seine zweite Reise nach Rom wurde durch den Kirchenbann, den der Papst über den Kurfürsten, der

bei ihm verleumdet worden war, veranlaßt. Reuchlin erhielt den Auftrag, die Vertheidigung seines Herrn zu führen, und entledigte sich dieses mißlichen Auftrages mit so vieler Klugheit und vertheidigte seinen Herrn so beredt, daß Alexander VI. den Bann aufhob. Während seinem Aufenthalte zu Rom, der ein Jahr dauerte, legte er sich mit Eifer auf die griech. und hebr. Sprache. Der Kurfürst von der Pfalz wünschte ihn gerne auf immer an seinen Dienst zu binden; da aber der rechtmäßige Erbe die Regierung von Würtemberg antrat, so folgte Reuchlin dessen Ruf. Einige Zeit darauf ward er zum Vorsitzer des Bundesgerichts ernannt. Dieß ehrenvolle Amt erforderte von Reuchlin viele und ausgedehnte Arbeiten; trotz ihrer fand aber Reuchlin noch Muse zu einer Uebersetzung der Bußpsalmen, einer hebr. Sprachlehre und einem hebräischen Lexicon, auch berichtigte er die Bibelübersetzung. Gegen Reuchlin's Bestrebungen, die Kenntniß der hebr. Sprache zu befördern, trat ein getaufter Jude, Johann Pfefferkorn, und Jakob Hoogstraten in Köln feindlich auf; ihr Geschrei machte sich bald eine Partei, die mit Heftigkeit gegen alle hebräischen Schriften, die Bibel ausgenommen, sich erklärte, und sie für nichts nützend, selbst verderblich ausgab; sie wußten beim Kaiser Maximilian (1510) den Befehl auszuwirken, daß in seinen Landen diese Werke verbrannt werden sollten, doch bei der Verurtheilung der Bücher zu den Flammen sollte allemal ein weltlicher Gelehrte eine entscheidende Stimme haben. Dieser Zusatz rettete die orientalische Literatur. Reuchlin suchte in einer besondern Schrift den Kaiser zu überzeugen, daß die hebr. Werke, weit entfernt, dem Christenthume und dem wahren Glauben gefährlich zu seyn, sie vielmehr dazu beitragen würden, diese fester zu gründen und sie zu verherrlichen; daß alle Angriffe, welche aus diesen Schriften gegen das Christenthum hergeleitet werden könnten, leicht zu widerlegen seyen, und daß die Verbrennung dieser Bücher den Feinden der christlichen Lehre selbst Grund zum Vorwurfe, als wenn man sich fürchtete, und man Das verbrennen müsse, was man nicht widerlegen könne, an die Hand geben werde. Reuchlin's Vertheidigung goß Oel ins Feurr; zehn Jahre dauerte der heftigste Federkrieg und nahm an Ausdehnung immer mehr zu. Auf Hoogstraten's Seite traten allmälig die Universitäten von Paris, Löwen, Erfurt und Mainz und schrieben und schrieen; auf Reuchlin's Seite standen die aufgeklärtesten und gebildetsten Männer der Zeit und widerlegten die Scheingründe der Gegner. Endlich kam die Sache vor den Richterstuhl von Rom; Reuchlin brachte sie selbst dahin. Seine Gegner, die wußten, wie man damals zu Rom Processe gewann, beluden sich mit Geld und gingen voll Hoffnung des Sieges hin. Vielleicht wäre es ihnen gelungen, wenn nicht der Kaiser Maximilian sich selbst ins Mittel gelegt hätte; er ließ dem Papste melden, daß Reuchlin ein gelehrter, redlicher und Gott gefälliger Mann sey, und daß der Papst wohl thun würde, wenn er den Gegnern desselben Schweigen auferlegte. Zugleich erklärten Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten, daß, wenn die Feder diesen Streit nicht zu schlichten vermöchte, ihr Schwert ihn auskämpfen würde. Dieses half; doch noch mehr als dieß die „Epistolae obscurorum virorum“, an der von Hutten den größten Antheil hatte; ihre scharfe Satyre gab die Gegner dem Gelächter preis. Der Bischof von Speier, vom Papste zum Schiedsrichter er-

nannt, entschied zu Reuchlin's Gunsten. Seine Feinde mußten obendrein die Kosten des Streites tragen. Nicht gar lange nach diesem Kampfe verbitterte ein andrer Vorfall Reuchlin's Leben. Herzog Ulrich hatte die Stadt Reutlingen übereilt bekriegt; sie, ein Mitglied des schwäbischen Bundes, klagte bei ihm; Reuchlin, als Bundesrichter, sollte gegen seinen eigenen Landesherrn das Urtheil sprechen, seine Anhänglichkeit aber hieß ihm die Stelle niederlegen. In dem Feldzuge, den der Bund gegen Herzog Ulrich unternahm, ward Reuchlin gefangen genommen; doch gab ihm Herzog Wilhelm von Baiern, des Bundesheeres Anführer, der die seltenen Verdienste des Mannes achtete, die Freiheit wieder, und stellte ihn selbst bei der hohen Schule zu Ingolstadt als Lehrer an. Bald darauf ward er nach Wittenberg berufen; er schlug es aus und empfahl dafür Melanchthon, den er gebildet hatte. Während 1522 zu Ingolstadt die Pest herrschte, zog sich Reuchlin nach Tübingen in die Einsamkeit zurück und lebte fortan allein den Wissenschaften: hier überfiel ihn eine unheilbare Gelbsucht, er ließ sich nach Stuttgart bringen und starb dort am 22. Juni 1522. Seine Bibliothek schenkte er seiner Vaterstadt Pforzheim.

Reukauf, s. Reuvertrag.

Reunionskammern, s. Ludwig XIV.

Reuß (Fürsten und Grafen). Der Ursprung dieses fürstl. und gräfl. Hauses ist ungewiß. Bereits um 1084 lebte Heinrich I., Graf von Gleitsberg oder Glitzberg, ein Nachkomme der Grafen von Luxemburg oder Lützelburg, von denen auch der Kaiser Heinrich VII., Karl IV., Wenzel und Siegmund abstammten. Heinrichs I. von Glitzberg Sohn war Heinrich II., der Stammvater des Gesammthauses Reuß. Er war Beherrscher des ganzen Voigtlandes (s. d.) und wurde, nach der von ihm erbauten Stadt, edler Voigt von Weida genannt. Sein Sohn, Heinrich III. (auch der Dicke oder Reiche), theilte sein Gebiet unter seine 4 Söhne, von denen der eine Voigt und Herr zu Weida, der zweite zu Plauen, der dritte zu Greitz und der vierte zu Gera wurde. Die greitzische Linie erlosch 1236, die weidaische 1535 und die geraische 1550, sodaß nur die plauensche, welche sich in den Enkeln ihres Stifters wieder in die ältere und die jüngere Linie theilte, übrigblieb. Die ältere bekam 1426 die Burggrafschaft Meißen und die mit derselben verbundene fürstl. Würde, nebst Sitz und Stimme auf den Reichstagen, starb aber mit Heinrich VII., Burggrafen von Meißen, 1572 aus. Jene jüngere, noch unter d. N. Reuß-Plauen fortblühende Linie stiftete Heinrich der Jüngere, welcher der Reusse (Rusen Ruzzo), sowie sein älterer ohne Erben verstorbener Bruder der Böhme genannt wurde. Von ihm behielt das Geschlecht der jetzigen Fürsten und Grafen Reuß den letztern Namen bei. Heinrich Reuß, Herr zu Plauen, Greitz und Kranichfeld, hinterließ 1535 drei Söhne, welche die ältere, mittlere und jüngere Linie stifteten. Die mittlere erlosch 1616, die andern beiden bestehen fort. Die ältere war bis 1763 in die Aeste Obergreitz und Untergreitz getheilt; die jüngere aber zerfiel 1647 durch Theilung des Gebiets in vier Linien, Gera, Schleitz, Saalburg und Lobenstein. Die Linie Schleitz erlosch 1666 wieder und bei der Theilung ihres Gebiets unter die drei andern Aeste wurde Reuß-Saalburg nach Schleitz versetzt und blühte als die Linie Reuß-Schleitz fort. Von ihr trennte sich die Nebenlinie Köstritz,

welche, da indeß das Primogeniturrecht eingeführt war, keinen Landestheil erhielt und noch in mehren Gliedern fortdauert. Die Linie Lobenstein trennte sich durch Gebietstheilung 1678 in die Zweige Lobenstein, Hirschberg und Ebersdorf. Hirschberg starb 1711 aus. Die beiden andern Zweige erbten gemeinschaftlich mit Schleitz das Gebiet der 1802 erloschenen Linie Gera. Die Linie Reuß-Greitz hatte bereits 1773 die reichsfürstliche Würde erlangt, welche 1806 auch die Grafen von Schleitz, Lobenstein und Ebersdorf erhielten. Als 1824 die Linie Lobenstein erlosch, erhielt der jüngere Zweig Ebersdorf die Besitzungen derselben, wozu auch ein Viertheil von Gera gehörte, und besitzt seitdem die Hälfte der mit Schleitz noch ungetheilt verwalteten Herrschaft Gera, die in neuern Zeiten den Namen eines Fürstenthums führt. Diese Linie heißt nun Reuß zu Lobenstein und Ebersdorf. — Das gesammte reussische Fürstenhaus ist durch Familienverträge verbunden. Der den Lebensjahren nach älteste regierende Fürst, jetzt Heinrich LXII. zu Reuß-Schleitz, ist jedesmal Senior, führt den Titel „des ganzen Stammes Aeltester", und hat das Directorium in allen gemeinschaftlichen Angelegenheiten des Landes und des Geschlechts. Der älteste regierende Fürst der andern Linie, jetzt der Fürst Reuß-Greitz, ist sein Adjunct. Alle Fürsten Reuß führen den Namen Heinrich, welchem die nächste Zahl nach der des zunächst vorher Gebornen in der Art beigesetzt wird, daß die ältere Linie bis hundert (C) zählt und dann wieder von I anfängt, die jüngere Linie hingegen den Erstgebornen in jedem Jahrh. mit I bezeichnet und dann bis Ende des Jahrh. fortzählt. Früher unterschied man sie durch Bezeichnung ihres Alters oder irgend einer physischen oder moralischen Eigenschaft, z. B. der Aeltere, der Dicke, der Friedfertige u. s. w. — Am 18. April 1807 traten die 4 regierenden Fürsten zum Rheinbunde; 1815 wurden sie Mitglieder des deutschen Bundes, bei welchem sie mit Hohenzollern, Liechtenstein, Waldeck, Lippe-Detmold und Schaumburg-Lippe in der engern Versammlung die 16. Stimme haben. In der weitern Versammlung haben die beiden Hauptlinien, die ältere und jüngere, jede eine besondere Stimme. — Das Gesammthaus Reuß, welches sich zur luther. Religion bekennt, führt den Titel: Heinrich der ... älteren (oder jüngerer) Linie Reuß, Fürst, Graf und Herr zu Plauen, Herr zu Greitz, Kranichfeld, Gera, Schleitz und Lobenstein. S. Majer's „Chronik des fürstl. Hauses der Reußen von Plauen" (Leipz. 1811). — Die reussischen Lande machen einen Theil des von den Vorfahren der Fürsten und Grafen Reuß beherrschten Voigtlandes aus und liegen zwischen dem Thüringerwalde und dem Erzgebirge. Durch den neustädter Kreis des Großherzogthums Sachsen werden sie in 2 Theile getrennt, sodaß die Herrschaften Greitz, Burgk, Schleitz und Lobenstein mit dem Amte Saalburg ein Ganzes bilden, und gegen Norden und Osten von dem Königreich und dem Großherzogthum Sachsen, gegen Süden von den bairischen Fürstenthümern Baireuth und Bamberg, und gegen Westen von Meiningen-Saalfeld und Schwarzburg-Rudolstadt begrenzt werden. Die Herrschaft Gera aber wird im Süden von dem Königreich Sachsen, im Osten und Westen von dem Fürstenth. Altenburg und im Norden von dem Herzogth Sachsen umgeben. Von dem ganzen Staate (28 □M., 81.800 Einw.) gehören 1) dem Fürsten von Reuß-Greitz 7 □M. mit 24.100 Einw., 2 Städten, 1 Marktfl. und 75 Dörfern;

140.000 Gldn. Eink.; 2) dem Fürsten von Reuß-Schleitz 6 QM. mit 17.600 Einw., 2 Städten, 1 Marktfl., 56 Dörfer; 130.000 Gldn. Eink.; 3) dem F. v. Lobenstein-Ebersdorf 7¾ QM., 15.800 Einw., 2 St., 2 Fl., 43 D.; 210.000 Gld. Eink. In der den beiden Linien gemeinschaftlich gehörigen Herrschaft Gera mit dem Amte Saalburg (7½ QM.) sind 3 Städte, 3 Marktfl., 83 Dörfer und 23.800 Einw. Von den Eink. (an 150.000 Gld.) erhält jede Linie die Hälfte. — Das Land ist meistens bergig (Theile des Thüringer-, hier Frankenwaldes, wo der 2298 pariser Fuß hohe Sieglitzberg und der 2260 Fuß hohe Kulm), hat aber viele weite, gut angebaute Thäler, und wird in Südwesten von der Saale, im Nordosten von der weißen Elster durchströmt; am Frankenwalde entspringt die Rodach, ein Nebenfluß des Main. Die Producte sind: Getreide, Garten- und Hülsenfrüchte, Hopfen, Obst, Flachs, Holz, Rindvieh, Schafe, Wild, Fische, Kupfer, Kobalt, Blei, etwas Silber, Alaun, Vitriol, Eisen. Die Religion der Einwohner ist, bis auf die Herrnhuter in Ebersdorf, lutherisch. Der Kunstfleiß ist sehr lebhaft, besonders in Wolle und Baumwolle (in und bei Gera ganze und halbe Berkane, Concente, schwarze und gestreifte Kamelotte und Kalemanke, Damaste, Grisetts, Kaffas, Etamines, wollene Atlasse, Serge, Felbel und Plüsche; in Greitz Tuch und Schleier; in Zeulenrode Wollenzeuch und Strümpfe; in Lobenstein Tuch- und Leinweberei), Färbereien, Porzellan-, Fayence- und Kutschenfabriken, Gerbereien, Baumwoll- und Wollspinnerei ꝛc.; in der Herrschaft Burgk 5 und in Lobenstein 4 Eisen- und Stahlhämmer; Alaun- und Vitriolwerk zu Saaldorf ꝛc. Mit diesen Producten wird besonders von Gera aus nach Leipzig und andern Meßstädten ein bedeutender Handel getrieben. — Für den öffentlichen Unterricht ist gut gesorgt. Zu Greitz und Schleitz sind lat. Schulen, und zu Gera ein wohleingerichtetes Gymnasium. Auch sind zu Greitz Schulmeister- und Predigerseminarien. — Die reussischen Fürstenthümer haben Landstände, deren Wirksamkeit aber äußerst unbedeutend ist. Sie leiten ihren Ursprung von einer Beleihungsurkunde des Kaisers Ludwig des Baiern vom Jahre 1329 ab, und bestehen bloß aus Ritterschaft und Städten. Die in mehren Schriften wiederholte Angabe, daß auch die Landgemeinden oder Pflegen Abgeordnete zu den Landtagen senden, beruht auf einem Irrthum, da keine Landgemeinde in den reussischen Landen vertreten wird. In den Besitzungen der ältern sowohl als der jüngern Linie führen die Hauptstimmen in der Ständeversammlung die fürstlichen mit Rittergütern im Lande angesessenen Vettern durch Bevollmächtigte, die sie zu den Landtagen zu senden berechtigt sind, wo sie dann durch ihre Abgeordneten mehr als eine Stimme führen. So hat der Besitzer von Köstritz mehre Dörfer im Fürstenthum Greitz, wegen deren er auf dem Landtage vier Stimmen hat. Im Fürstenthum Greitz wurden die Landstände seither ziemlich regelmäßig, nämlich nach der Verfassung von acht zu acht Jahren, wie zum letzten Mal 1817 und 1824, versammelt. Jährlich werden überdieß in Greitz sogenannte Deputationstage gehalten, welchen hauptsächlich die Abnahme der Landesrechnungen obliegt. Weit weniger geordnet ist die Wirksamkeit der Stände in den Gebieten der jüngern Linie. Schon 1776 mußten die Grafen Reuß von dem Reichskammergericht angehalten werden, einen allge-

meinen Landtag zur Erledigung der Landesangelegenheiten zu berufen, und seitdem hat keine ordentliche Ständeversammlung stattgefunden. Ueber die Rechte der Stände waren große Processe bei den ehemaligen Reichsgerichten anhängig; jetzt scheinen sie nur noch über außerordentliche Steuerbewilligungen und zuweilen über Gesetzentwürfe befragt zu werden, wie auch Abgeordnete derselben bei der Ablegung mehrer Rechnungen zugegen sind. Nach der Verfassung bilden die Stände der Fürstenthümer Schleitz und Lobenstein-Ebersdorf selbständige Corporationen für die Berathung der besondern Angelegenheiten dieser Gebiete; aber die Wirksamkeit dieser Stände ist noch unbedeutender und der Geschäftsgang ihrer Versammlungen noch ungeregelter als bei der Gesammtlandschaft. Das für die Verhandlungen mit den gesammten Landständen verfassungsmäßig bestimmte Organ, die Regierung zu Gera, ist bei den Verhandlungen mit den gesonderten Ständen der Fürstenthümer ganz ausgeschlossen. In Schleitz hat der Fürst die meisten landtagsfähigen Rittergüter an sich gekauft, sodaß die Zahl der Landstände dort sehr gering ist. — Die Linie zu Greitz hat daselbst ein Regierungs- und Justizcollegium, ein Kammer-, Finanz-, Forst- und Oekonomiedepartement. Die jüngere Linie hat seit 1604 eine gemeinschaftliche Regierung als ein erstes Justizcollegium und Consistorium, eine Kammercommission, ein gemeinschaftliches Amt und ein Landgericht. Diese Behörden haben nach dem Anfall von Gera auch die verschiedenen Geschäftszweige der Verwaltung dieser Herrschaft zu besorgen. Außerdem hat jedes regierende Haus der jüngern Linie noch besondere Cabinets-, Regierungs- und Kammerbeamte, sowie auch jeder Fürst einen verhältnißmäßigen Kriegsstaat hält. Zum Bundesheere stellt die ältere Linie 206 und die jüngere 538 Mann, zusammen 1 Bat. zur 1. Division des 9. Heerhaufens. — Der jetzige Fürst Reuß zu Greitz, Heinrich XIX., geb. 1790, kam 1817 zur Regierung und ist seit 1822 mit der Prinzessin Gasparine, Tochter des östr. Feldmarschallieutenants Fürsten von Rohan-Rochefort, vermählt, der ansehnliche Güter in Böhmen und Frankreich besitzt. Er hat aus dieser Ehe nur zwei Töchter, und da außer seinem jüngern Bruder, Heinrich XX. (geb. 1794), östr. Major, der unvermählt ist, kein Verwandter der ältern Linie lebt, so wird ihr Gebiet wahrscheinlich an die jüngere fallen. Während seiner Regierung erhielt das Land eine Wechselordnung, da früher dort kein Wechselrecht galt, eine neue Gesindeordnung, und es ward ein abgekürztes gerichtliches Verfahren eingeführt, obgleich noch viele Mißbräuche in der Rechtspflege bestehen, und selbst Cabinetsbefehle in Justizsachen nicht unerhört sind. Als 1830 auch in Greitz unruhige Bewegungen auszubrechen drohten, wußte der Fürst sie durch sein persönliches Ansehen und durch zweckmäßige Maßregeln im Entstehen zu unterdrücken. — Der jetzige Fürst Reuß zu Schleitz und Gera Heinrich LXI., geb. 1785, kam 1818 zur Regierung und ist unvermählt. Sein einziger Bruder, Heinrich LXVII., der eigentlich in Gera, jetzt in Koburg lebt, seit 1820 mit Sophie Adelheid Henriette, Prinzessin von Reuß-Ebersdorf, vermählt, hat jetzt zwei Söhne, Heinrich V., geboren 1821, und Heinrich XIV., geboren 1832, auf welchen die Erhaltung des regierenden reussischen Stammes ruht. Nach dem Antritte seiner Regierung wurde besonders für die Verbesserung des Schulwesens, durch Erhöhung der Schullehrerbesoldungen,

durch Stiftung von Schulcassen, durch Unterstützung der Gemeinden bei der Wiederherstellung oder Erbauung von Schulhäusern, wohlthätig gewirkt. Die Verbesserung der nach Schleitz führenden trefflichen Kunststraßen und die Verschönerung der Umgebungen der Stadt verdankt man der persönlichen Einwirkung des Fürsten — Der jetzige Fürst Reuß zu Lobenstein und Ebersdorf, Heinrich LXXII., geb. 1797, kam 1822 zur Regierung. Für die Verbesserung der Landstraßen ward von ihm gesorgt, der Obstbau durch Anlegung großer Baumschulen ermuntert und die Umgebung der Residenz Ebersdorf durch geschmackvolle Anlagen verschönert. Es fehlte indeß nicht an vielfältigen Veranlassungen zu Aufregungen unter dem Volke. Der Bauernstand ist in den reussischen Landen, durch ungewöhnlich hohes Lehngeld, durch die Triftgerechtsame und Frohnbefugnisse der Rittergutsbesitzer, besonders der Domainen und fürstlichen Chatoullegüter, schwer gedrückt. Die Noth wurde hier durch einen übermäßigen Wildstand und durch unaufhörliche Forst- und Jagdbedrückungen erhöht. Den nächsten Anlaß oder Vorwand zu den Beschwerden gaben die hohen Brandversicherungsbeiträge, welche für die erste Hälfte des Jahres 1826 ½ Procent des versicherten Gebäudewerths betrugen. Am 2. Oct. versammelte sich eine große Anzahl von Landleuten in dem Dorfe Harra. Eine Abtheilung von Soldaten rückte heran, nachdem sie lange vor dem Schlosse, auf Befehl wartend, verweilt und der allgemeinen Behauptung nach, mehre sich berauscht hatten. Die versammelten Bauern waren nicht bewaffnet, sondern hatten, um den Schein zu vermeiden, ihre Stöcke im Wirthshause zurückgelassen. Als sie der Aufforderung, sich zu entfernen, nicht gehorchten, gaben die Soldaten Feuer, und es wurden 14 getödtet und noch weit mehre verwundet. Die Gährung dauerte in den nächsten Tagen fort, wurde aber durch das zusammengezogene reussische Bataillon unterdrückt. Der Fürst übertrug die Untersuchung einem weimarischen Beamten; doch ist bis jetzt weder Jemand bestraft worden, noch überhaupt das Ergebniß der Untersuchung zur öffentlichen Kunde gekommen. (Ueber die unruhigen Bewegungen in Gera im Sept. 1830 s. Gera.) — Reuß-Köstritz (Nebenast von Schleitz) ist mit der Pflege Reichenfels und einigen andern Gütern, wie Köstritz, paragirt, und hat 60 000 Gldn. Einkünfte. Diese, sowie die schleitzer und ebersdorfer Linie, besitzen noch ansehnliche mittelbare Güter, z. B. Ebersdorf die Hoym'sche Erbherrschaft.

Reuvertrag (pactum displicentiae) nennt man eine Bedingung, die in den Hauptvertrag aufgenommen wird, mittelst der dem einen oder auch beiden Contrahenten die Freiheit zugestanden wird, unter der Erfüllung einer gewissen Begünstigung des Andern von dem Hauptcontracte abzugehen. Bei einem Kauf heißt dieser Vertrag Reukauf. Meist ist eine gewisse Summe festgesetzt, die Der, welchen der Kauf gereut, dem Andern auszahlen muß: oft wird auch die Zeit bestimmt, in welcher der Reukauf noch stattfinden soll. Doch sind diese beiden keine wesentlichen Stücke eines Reuvertrags: zwar sind mehre Juristen der Meinung, daß, wenn die Zeit zur Reue in einem Kaufcontracte nicht bestimmt sey, das Recht zu pönitiren nach Verlauf von 60 Tagen nicht mehr stattfinde. Ueberdieß ist ebenfalls noch streitig, ob die Früchte, welche der einen Partei aus dem Kaufvertrage erwuchsen, von dem Tage der Uebergabe der Sache und de

geleisteten Zahlung der andern Partei bis zu dem Tage, wo sie das ihr durch den Reuvertrag zugestandene Recht ausübt, zu ersetzen seyn.

Reval, Hauptstadt des russ. Gouvernements Esthland am finnischen Meerbusen, mit einem 1824 zum Waffenplatze für die Ostseemarine und zum Ankerplatze für die kronstädtische Kriegsflotte eingerichteten Hafen. Sie ist stark befestigt, besteht aus der eigentlichen Stadt mit engen, unregelmäßigen Gassen, dem Domberg und 2 Vorstädten, hat 1600 Häuser, davon über 1000 in den Vorstädten, 4 lutherische Kirchen, darunter die Domkirche, mit einem sehr hohen und schönen Thurme, 6 russische und 1 katholische Kirche, eine Ritterakademie, ein Gymnasium und 15.000 Einw., welche einigen Seehandel treiben, indem jährlich über 100 Schiffe in den Hafen einlaufen; doch beträgt die jährliche Ausfuhr nur 500.000 Rubel. Reval hat Spiegel=, Leder= und Strumpffabrication, Stück= und Glockengießerei, auch einen Kupferhammer, Börse, Theater, Land= und Seehospital, Seebäder u. a. m.

Reventlau, eine alte, angesehene, gräfliche Familie in Dänemark, Schleswig und Holstein. Aus ihr gingen mehre Männer hervor, die sich als Staatsbeamten um ihr Vaterland große Verdienste erworben haben. Vorzüglich verdient der Name des Johann Ludwig, Grafen von Reventlau (geb. 1751, gest. 1801), ein bleibendes Denkmal in der Geschichte von Dänemark. Er hob auf seinen Gütern die Leibeigenschaft und Frohndienste auf, legte Schulen und Armenanstalten an, ermunterte seine Bauern zum Ackerbau, ging ihnen mit einem schönen Beispiele voran, und gebrauchte die zweckmäßigsten Mittel, um seine Untergebenen zu guten Menschen und wohlhabenden Landwirthen zu bilden. — Die Familie theilt sich in 2 Linien, deren Stammvater, Konrad, in Dithmarsen begütert war. Die ältere Linie besitzt auch die bedeutende Grafschaft Christiansäde auf Laland.

Reverberation, Durchflammung, ist diejenige chemische Arbeit, wo die Körper mit flammendem Feuer verkalkt werden. Sie geschieht in einem besondern Reverberir=Ofen, vermittelst welchem das Reverberir=Feuer so geleitet wird, daß es den Körper oder das Gefäß, in welchem es sich befindet, von unten und von oben und von allen Seiten trifft: reverberiren. Reverberir=Laterne, Reverbere, eine solche Laterne, wo die Lichtstrahlen von einem polirten Metall reflectirt oder zurückgeworfen werden, daher sie auch bessere Beleuchtung geben als die gewöhnlichen. Reverberir=Scherbel, breite thönerne Scherbel, welcher man sich zum Reverberiren oder Rösten der Erze bedient.

Revers, eine schriftliche Gegenverpflichtung, ein Angelöbniß, Dieses oder Jenes zu leisten oder zu unterlassen, auch ein Verwahrungsschein, eine schriftliche Versicherung, daß eine gewisse Handlung Andern nicht nachtheilig sey, oder in vorkommenden Fällen gegen ihn wiederholt oder sonst gemißbraucht werden soll. Reversbriefe, Reverse, Reversalien werden die Versicherungen genannt, in denen ein Fürst beim Antritte seiner Regierung, bei Huldigung der Stände, oder sonst vorfallenden Gelegenheiten sich anheischig macht, die Rechte, Freiheiten, Privilegien ꝛc. seiner Unterthanen nicht anzutasten; ferner die Versicherungsscheine, welche Obrigkeiten sich in Betreff ihre Rechte und Gerichtsbarkeit einander geben. — Revers nennt man auch in den Ostseestädten (Reval, Riga) Creditscheine, die in bedeutender

Zahl von angesehenen Handelshäusern auf gewöhnliches Landesgeld (Silberrubel, Bankassignationen) ausgestellt, wie baares Geld in Umlauf gesetzt und gegen solches von den Ausstellern jederzeit auf Verlangen eingelöst werden. (Vgl. Papiergeld.) Ihr Umlaufkreis erstreckt sich nicht über den Wohnort des Ausstellers; dennoch hatte das Haus Zuckerbecker und Klein, wie sich bei seinem Fallissement ergab, allein einige Millionen solcher Reverse ausgestellt. (S. auch Münzkunde.)

Revolution, eine Um- oder Zurückwälzung (von revolvere, um- oder zurückwälzen). Der Physiolog nennt Revolutionen alle Veränderungen, die durch die Verschiedenheit des Alters, des Geschlechts, des Temperaments, durch Krankheiten, Leidenschaften und Lebensweise in der thierischen Oekonomie hervorgebracht werden. Die Astronomen verstehen darunter die Bewegung eines kleinen Weltkörpers um einen größern, der ihn durch das Uebergewicht seiner Anziehungskraft beherrscht, z. B. des Mondes um die Erde, der Erde um die Sonne. Bei dieser Revolution geht Alles seinen gesetzmäßigen Gang. Die Geologen verstehen darunter solche Katastrophen auf der Erde, wodurch der natürliche Lauf oder das natürliche Verhältniß der irdischen Dinge eine bedeutende Veränderung erleidet, z. B. wenn durch große Wasserfluthen, Erdbeben u. dgl. die Oberfläche der Erde anders gestaltet wird. (S. Geognosie.) Solche Revolutionen haben zwar auch ihren Grund in den allgemeinen Naturgesetzen, erscheinen aber doch in ihren Wirkungen als etwas von der gewöhnlichen Ordnung der Dinge Abweichendes, wodurch manches bisher Bestandene aufgehoben oder zerstört wird. Diese Bedeutung des Worts hat man auf die moralische Welt übertragen. So sagt man von einem Menschen, dessen Denkart und Gesinnung sich plötzlich ganz verändert hat, es sey zum Guten oder zum Bösen, daß eine Revolution in ihm vorgegangen sey. — Dergleichen Revolutionen können sich nun auch in der politischen Welt ereignen. Denn Völker und Staaten sind als moralische Personen zu betrachten, die in Ansehung ihrer innern sowohl als äußern Beschaffenheit sich ebenso sehr verändern können als Individuen. Eine Veränderung dieser Art heißt eine politische Revolution oder eine Staatsumwälzung. Solche Revolutionen sind unvermeidlich, wenn ein bedeutendes Mißverhältniß zwischen den Kräften, von deren harmonischem Zusammenwirken das politische Leben eines Volkes abhängt, eingetreten ist. Sie sind alsdann den Stürmen zu vergleichen, welche aus dem aufgehobenen Gleichgewichte der atmosphärischen Luft in Ansehung der Elasticität ihrer Theile entspringen. Will man also den Revolutionen vorbeugen, so kann dieß nur durch allmälige und zeitgemäße Aenderungen geschehen, durch welche die Verfassung und Verwaltung eines Staates der jedesmaligen Bildungsstufe und den daraus hervorgehenden Bedürfnissen des Volkes entsprechender gemacht wird. Wenn dagegen die Regierung eines Staates hartnäckig auf dem einmal Bestehenden beharrt, wenn sie in keinem Punkte dem Zeitgeiste nachgeben will, wenn sie die ohnehin schon lästigen Auflagen noch vermehrt und überhaupt mit herrischer Willkür die Zügel immer straffer anzieht, während das zur Mündigkeit herangereifte Volk sich nach einem freiern politischen Leben sehnt; wenn sie wohl gar in das innerste

und heiligste Eigenthum des Menschen, in das Gebiet des Gewissens und der Ueberzeugung, gewaltsame Eingriffe wagt, so müssen Revolutionen erfolgen. Seit der christl. Zeitrechnung haben 134 Regenten den Thron verloren. Nur 7 Mal fällt diese That auf Volksrevolutionen; 47 Mal auf Heere; 40 Mal auf Rivale der Macht; 17 Mal auf Päpste und Geistlichkeit. (S. Kolb's „Kl. Schr. polit. und geschichtl. Inhalts", Speier 1826.) Volksrevolutionen aus den oben angegebenen Ursachen waren: 1) Die Revolution von England 1688. (Vergl. Jakob II. und Wilhelm III.) 2) Die nordamerikanische Revolution. (Vgl. Vereinigte Staaten.) Diese Revolution hatte später die Freiwerdung des spanischen Amerika zur Folge. 3) Die französische Revolution, unstreitig die umfassendste, aber auch die blutigste und grausamste von allen. (Vgl. Frankreichs Geschichte.) Vgl. Juliusrevolution, sowie die Art. Südamerik., Neapolit., Piemontes. Revolution und Griechischer Freiheitskampf. Ueber die belgische Revolution s. Niederlande. — Auch Revolutionen sind demnach große Uebel, aber vielleicht nothwendig, um in einer verdorbenen politischen Sphäre die Luft zu reinigen und neues Leben zu erregen. Deutschland hat seine Revolution gemacht. Das deutsche Reich ist aufgelöst, alle geistliche und viele weltliche Stände sind verschwunden, die noch bestehenden deutschen Staaten sind souverain geworden, haben ihren Länderbesitz zum Theil sehr verändert und sich in einem Staatenbunde vereinigt, dergleichen die Welt noch nie gesehen. Dennoch ist Deutschland im Ganzen nicht eigentlich revolutionirt. Die Hauptstaaten, Oestreich, Preußen, Baiern, Sachsen, Hanover, Würtemberg, Baden, Hessen rc., bestehen noch mit ihren alten Fürstenhäusern; auch die vornehmsten reichsstädtischen Republiken haben sich als republikanische Bundesstädte erhalten, und selbst der neue deutsche Bund ist in vielen Stücken dem alten deutschen Reiche ähnlich, das ja zuletzt dem Wesen nach mehr ein Staatenbund als ein Reich war. Gleichwohl ist nicht zu verkennen, daß man in Deutschland sich überall nach stellvertretenden Verfassungen, Milderung der Auflagen, Verminderung der stehenden Truppen, gleicher Vertheilung der Staatslasten u. s. w. sehnt. Da indessen der Deutsche überhaupt ruhiger und besonnener ist, und da die deutschen Fürsten das Wohl ihrer Völker durch weise Reformen befördern, so dürfte Deutschland sich erneuern, ohne eine eigentliche Revolution erlebt zu haben.

Revolutionstribunal, ein blutiges Gericht der Tyrannei, entstand am 11. März 1793 und erhielt am 8. Brumaire desselben Jahres den Namen tribunal révolutionnaire. Seiner Bestimmung gemäß sollte das Revolutionstribunal alle Diejenigen bestrafen, die gegen den Gang der Revolution waren und sich als Anhänger des Königshauses verdächtig machten. Trotz dem, daß von seinem ersten Entstehen an das Revolutionstribunal fast unaufhörlich seine Hände in Blut tauchte, schien doch bald den immer grimmiger wüthenden Jacobinern das Verfahren noch zu umständlich und langsam, und als 1794 die Girondisten völlig gestürzt waren, ein Robespierre und ähnliche Ungeheuer herrschten, da trug der Wohlfahrtsausschuß darauf an, daß das Tribunal mit der Verurtheilung sich mehr beeilen solle; ein Vorschlag, der auch vom Convente gebilligt wurde. Von jetzt an

hörte bei diesem entsetzlichen Gerichtshof jede einzelne Anklage auf. Fouquier-Tinville und seine Rotten reichten täglich lange Listen Unglücklicher ein, die des Hochverraths an der Republik beschuldigt wurden. Ohne zu untersuchen, ob, inwieweit und auf welche Art die Armen diese Anklage verdienten, wurden sie vor den Richterstuhl geschleppt, einer ganzen Schar immer auf einmal das angeschuldigte Verbrechen und zugleich das Todesurtheil vorgelesen, ihre Vertheidigung nicht gehört, ja selbst nicht einmal darauf Rücksicht genommen, ob diese Unglücklichen wirklich Die waren, die die Anklageliste benannte, oder ob (welches häufig der Fall war) eine Namenverwechselung stattfinde, und dann zur Guillotine geführt. Wie groß die Zahl der täglich Gemordeten war, erhellt daraus, daß man im Juni 1794 sich genöthigt sah, die Guillotine auf einen andern Platz zu schaffen, da der Boden, auf dem sie bis dahin stand, von dem Blute so schlüpfrig geworden war, daß die Henker keinen sichern Tritt mehr thun konnten. Bekanntlich sind seit Errichtung des Revolutionstribunals am 11. März 1793 bis zum 27. Juli 1794, nach dem Ausspruche desselben 2274 Personen, darunter ein Greis von 97 Jahren und ein 14jähriger Knabe guillotinirt worden. — Außer diesem zu Paris bestehenden Revolutionstribunale wurden auch in den größern Städten der Provinzen ähnliche errichtet, und Nantes, Lyon, Arras, Strasburg und viele andre Städte sahen in ihren Mauern das blutige Schauspiel wiederholen, welches Paris täglich gab. Da aber diese Art, die angeblichen Feinde der Republik zu morden, den Ungeheuern, die damals Frankreich beherrschten, noch immer zu langsam erschien, so nahmen sie ihre Zuflucht zu den Erschießungen in Masse (Fussilladen, Mitrailladen) und sogenannte republikanischen Hochzeiten, wo Hunderte, Paar und Paar aneinandergebunden, in den Wellen umkamen. Als endlich Robespierre und mit ihm die Bergpartei gestürzt wurde, da befahl der Convent dem Revolutionstribunale mehr Mäßigung und Schonung, und im Anfange 1795 erntete, von demselben Mordgerichte verdammt, dem er so viele Schlachtopfer zugeführt hatte, Fouquier-Tinville mit einem Haufen seiner Helfershelfer den verdienten Lohn. Noch in demselben Jahre wurde das Revolutionstribunal ganz aufgehoben und an dessen Stelle eine Militaircommission gesetzt, deren Wirksamkeit aber bald auf militair. Verbrechen eingeschränkt. Früher als das zu Paris hörten die in den andern Städten Frankreichs errichteten Revolutionstribunale auf.

Reynier (Johann Ludwig Anton), der älteste Sohn eines ausgezeichneten Arztes, wurde 1762 zu Lausaune geboren und erwarb sich zuerst im väterlichen Hause und später in der Hauptschule seiner Vaterstadt die classische Bildung, welche in der Folge seinen mannigfaltigen Studien zur Grundlage diente. Er widmete sich bald ausschließend der Physik, der höhern und niedern Mathematik und dem philosophischen Studien der Natur. Bald aber zog ihn die ökonomische Botanik vor allen Zweigen der Naturkunde an. Bei diesem Studium faßte er besonders die officinelle Kraft und den praktischen Nutzen in Anwendung auf Gesundheit, Gewerbe und Ackerbau ins Auge. Noch sehr jung in die naturforschende Gesellschaft zu Lausanne aufgenommen, ward er sogleich Herausgeber der Denkschriften dieses Vereins: „Mémoires pour servir à l'histoire physique et na-

turelle de la Suisse", und einer der thätigsten Mitarbeiter am „Dictionnaire d'Agriculture." Eine Reise nach Holland und Belgien und von da 1784 nach Paris, wo er sich der Lehre eines Desfontaines, Jussieu, Lamark und Fourcroy erfreute, gewann ihn ganz für die Landwirthschaft. Sein Landgut zu Garchy im Departement der Nièvre galt als Muster ökonomischer Verwaltung. Bonaparte's Scharfblick erkannte in Reynier den Mann, der in Aegypten, am besten die Oberaufsicht über die Einkünfte und den Nationalhaushalt zu führen geeignet war. Dieser glücklichen Wahl und Reynier's Forschergeist verdankt die gelehrte Welt die Entdeckung, daß die Kaste der Hierophanten länger als 3000 Jahre mit eisernem Scepter über die Nilanwohner geherrscht habe. Gründliche Erörterungen über den Isisdienst und die Verehrung des Krokodils, des Apis, des Horus 2c. findet man in seiner Schrift: „L'Egypte sous la domination des Romains" (Paris 1807), sowie er in dem spätern Werke „De l'économie publique et rurale des Egyptiens et des Carthaginois" (Paris 1823) geistreiche Andeutungen über die Symbolik der Denkmäler und der Hieroglyphenschrift mitgetheilt hat, die in manchen Stücken Champollion's Ansichten zur Grundlage dienen. Trotz seinen vielen Berufsgeschäften fand er noch Zeit, seine Herbarien zu bereichern und Aufsätze für die unter dem Titel: „Le courrier de l'Egypte" und „La décade" zu Kahira erscheinenden Zeitschriften zu liefern. Noch jetzt ist seine Abhandlung über den „Ackerbau in Aegypten nebst Vorschlägen zur Verbesserung desselben" sehr geschätzt. Nach Frankreich zurückgekehrt, wollte er im Schoße der Wissenschaft und ländlichen Ruhe Ersatz für manche Verkennung suchen, als die Besetzung Neapels durch die französische Armee seine Thätigkeit in den neu eroberten Provinzen in Anspruch nahm. Zum kaiserlichen Commissair ernannt, stellte er die Ruhe in Calabrien wieder her, verbesserte die ganz gesunkene Landwirthschaft und organisirte einen regelmäßigen Postenlauf. Als Oberaufseher über sämmtliche neapolitanische Waldungen, über den Straßen- und Brückenbau führte er Forstculturen nach wissenschaftlichen Grundsätzen ein und vollzog die wichtigsten Kameralvermessungen, trat dann aufs Neue in den Staatsrath und trug durch seine Einsicht nicht wenig zum raschen Aufblühen Süditaliens bei. Nach Murat's Sturz kehrte er in sein Vaterland zurück, wo er Mitstifter der naturhistorischen Gesellschaft im Canton Waadt wurde, und durch das besondere Vertrauen seiner Mitbürger geehrt, mehre Sendungen an die sardinische Regierung und an die Statthalterschaft des lombardisch-venetianischen Königreichs übernahm. Bei seiner vielseitigen Bildung wurde es ihm nicht schwer, sich auch in den diplomatischen Geschäftskreis einzuarbeiten. Nachdem er sein Werk „De l'économie publique et rurale des Celtes, des Germains etc." (Genf 1817) herausgegeben hatte, machte er schon im nächsten Jahre die Forschungen über die Perser und Phönicier bekannt, wofür ihm die Mitgliedschaft der Akademien von Paris, Petersburg, London und München zu Theil ward. Darauf folgte die Schrift über Aegypten und Karthago, welche das dankbare Frankreich noch in der Handschrift krönte. Die Herausgabe eines ähnlichen Werkes: „Ueber den ökonomischen Zustand der beiden weltbeherrschenden Völker, Griechen und Römer" vereitelte sein Tod, am 17. Dec 1824. Kurze Zeit vor seinem Tode

hatte er noch, als Oberaufseher der Alterthümer des Canton Waadt, ein Museum begründet, und war nebst Laharpe, Chavannes und Dompierre Mitstifter der naturhistorischen Cantonalgesellschaft. Seine Hauptschrift, außer den oben erwähnten literarischen Aufsätzen ist das Werk: „De l'économie publique et rurale des Arabes et des Juifs" (Paris 1830), welches seine seltene Kenntniß der orientalischen Sprachen und Literatur beurkundet.

Reynier (Johann Ludwig Ebenezer), jüngerer Bruder des Vorhergehenden, geboren am 14. Januar 1771, war sowohl durch den Wunsch seiner Aeltern als durch seine Neigung zur kriegerischen Laufbahn bestimmt und erhielt schon im 18. Jahre eine Stelle in enem Verwaltungskreise, den die Franzosen le génie civil nennen. Mit Empfehlungen des Generals Laharpe versehen, langte er in Paris an, als gerade ein beträchtlicher Heerhaufen unter Dumouriez nach Belgien abging. Er trat 1792 als Unteringenieur in den Generalstab und 1795 war er schon Brigadegeneral, wozu ihm die Adjutantur bei Pichegru und die bei der Eroberung von Holland geleisteten Dienste den Weg bahnten. Bald darauf zeichnete er sich als Chef des Generalstabs bei der Rheinarmee unter Moreau aus. Nach einer kurzen Ruhe rief ihn der Feldzug nach Aegypten aufs Neue zu den Waffen. Seine Grenadire brachten in der Schlacht bei den Pyramiden die Mamluken zum Weichen, und während Desaix den Feind, der mittlerweile alle Kanonen nebst 400 Kameelen verloren hatte, stürmisch verfolgte, besetzte Reynier die Provinz Charkie nahe an der Grenze der syrischen Wüste. Durch eine sonderbare Mischung von Strenge und Milde, vor Allem aber durch eine unbestechliche Gerechtigkeitsliebe gelang es ihm, sich nicht nur die Liebe der Franzosen, sondern selbst der Mohammedaner zu erwerben. In dem syrischen Feldzuge (Febr. 1799) führte Reynier die Vorhut, brach, der Erste, durch die Wüste, schlug die feindlichen Vorposten in mehren Gefechten, und belagerte ohne den Anmarsch der Uebrigen abzuwarten, die Festung El-Arisch; 20.000 Türken, die der bedrängten Stadt zu Hülfe eilten, wurden in der Nacht durch vier Bataillone überfallen und auseinandergesprengt. Bei der Belagerung von St.-Jean d'Acre hatte er die Oberaufsicht über Geschütz und Leute, während Bonaparte einen Ausfall nach dem Berge Tabor hin unternahm. Der Sieg bei Heliopolis war zum großen Theile sein Werk. Als die Türken Aegypten räumten, baten sie um Reynier's Geleit mit den Worten: „Wir wünschen den Schutz eines Mannes, der nur ein Wort hat". Nach Kleber's Ermordung, der ihn mit seinen Truppen in das Gebiet von Kolirubeth geschickt hatte, kam er nach Kahira zurück, vielleicht in der Hoffnung, den Oberbefehl zu erhalten. Von diesem Augenblicke an datirte sich wenigstens das Mißverständniß zwischen ihm und dem General Menou. Weder die Annäherung des englisch-türkischen Heeres, noch die Schlacht vom 20. März 1800 vermochte sie zu vereinigen. Diese Schlacht wurde sogar, obgleich Reynier Wunder der Tapferkeit that, durch diesen Zwiespalt für die Franzosen verloren. Im Apr. 1800 umzingelten 300 Mann Infanterie und 50 Mann Reiterei mit einer Kanone sein Haus und führten ihn auf Menou's Befehl auf ein bereitgehaltenes Schiff, daß ihn nach Frank-

reich brachte, wo er bei der Consularregierung in Ungnade fiel. Er 1805 rief ihn Napoleon wieder zur Armee und übergab ihm das Commando einer Heerabtheilung, welche unter Joseph Bonaparte Neapel einnahm. In die alte Gunst wieder eingesetzt wurde er bald darauf Großoffizier der Ehrenlegion und Großkreuz des Hausordens beider Sicilien. Seiner Kriegserfahrung und Tapferkeit ungeachtet, verlor er am 4. Juli 1806 in der Nähe von Maida ein Treffen gegen den britischen General Stuart, und sah sich in Folge dieser Niederlage genöthigt, Calabrien zu räumen. Nach dem Abgange des Marschalls Jourdan übernahm Reynier den Oberbefehl über die Armee von Neapel, und verwaltete diesen Posten, bis er 1809 von dem König an den Kaiser Napoleon abgesendet wurde, der in die östreichischem Staaten eingefallen war, und Reynier an die Spitze des sächsischen Hülfsheeres stellte. Er zeichnete sich in der Schlacht bei Wagram, wie später in Spanien und Rußland, durch persönliche Tapferkeit rühmlich aus, wiewohl sein Streben selten durch große Erfolge gekrönt wurde. Er führte das sächsische Armeecorps nach Napoleons Niederlage aus Polen nach Sachsen zurück und stand 1813 als Anführer desselben bei dem siebenten Armeecorps unter Ney. In der Schlacht bei Dennewitz (6. Sept 1813) blieb er lange, wie Einer, der den Tod sucht, im dichtesten Kugelregen der preußischen Scharfschützen ruhig und ward an Kaltblütigkeit und Todesverachtung nur von Ney, dem „Brave des Braves", übertroffen. Nach dem unglücklichen Ausgange des Treffens sah sich Reynier genöthigt, sich mit seinem Corps hinter die Elbe und später an die Mulde zurückzuziehen. Am 19. Oct. gerieth er in der Schlacht bei Leipzig, als seine Truppen bis auf einige Hundert herabgeschmolzen waren, nebst Bertrand und Lauriston in Gefangenschaft. Er überlebte nicht lange seine Auswechslung und starb nach einem kurzen Krankenlager zu Paris am 27. Febr. 1814. Mit ihm verlor die französische Armee einen ihrer unterrichtetsten Heerführer, der nach dem Beispiele des ältern Bruders in Frieden wie im Kriege, zu Hause wie auf Reisen jeden freien Augenblick nutzend, gediegene Werke hinterließ: „De l'Egypte après la bataille d'Héliopolis et considérations générales sur l'organisation physique et politique de ce pays" (Paris 1802); „Conjectures sur les anciens habitans de l'Egypte" (Paris 1804); „Sur les Sphinx qui accompagnent les pyramides d'Egypte (Paris 1805). Aus nachgelassenen Papieren gaben seine Erben heraus: „Mémoires sur l'Egypte" (Paris 1827). Vergl. „Das Brüderpaar L. und E. Reynier", von K. Falkenstein in den „Zeitgenossen", dritte Reihe Nr. 22.

Reynolds (Joshua), geb. 1723 zu Plympton, gest. als Ritter und erster Director der Künstlerakademie zu London 1792, einer der größten Portraitmaler der neuern Zeit, dessen Ruhm noch mehr durch die vielen nach ihm gefertigten Kupferstiche erhöht worden ist. Der Bildnißmalerei gab er einen ganz neuen Charakter und sein Pinsel verdient schöpferisch zu heißen. — Seine Reden („Discourses") über die Malerei haben vielleicht mehr durch rednerischen Schmuck, als durch eigentlichen Gehalt sich Ruhm erworben. Burke soll diese Reden vor ihrer Herausgabe verbessert haben (übers., Dresden 1781). Reynold's schriftstellerische Werke sind unter dem Titel: „The works of Sir Joshua Reynolds etc. to which is prefixed an account of the

life of the author", by Edm. Malone (Lond. 1797, 2 Bde. 4.), erschienen. 1785 verfertigte er sein liebliches Gemälde des Liebesgottes, wie er der Schönheit den Gürtel löst. Geringen Werth hat sein Hercules als Kind, welcher die Schlangen würgt und den er für die Kaiserin Katharina von Rußland malte. Der Tod des Cardinals Beaufort ist unstreitig das schönste Stück von Reynolds. Im Historischen fehlte es ihm an Leichtigkeit der Composition und Wahrheit der Darstellung. — 1790 ward sein Gesicht schwach und im folgenden J. verlor er es ganz. Viele seiner Gemälde sind in Kupfer nachgestochen.

Rhabarber, eigentlich eine asiat. Pflanze, mit großen, stark ausgezackten Blättern und röthlicher Blüthe, deren Wurzel hauptsächlich merkwürdig ist, indem sie das bekannte, treffliche, sowohl zur Abführung, als Stärkung der Eingeweide dienliche Heilmittel, von braungelber Farbe und scharfem, bitterm, ekeligem Geschmack, oft mehrespfund schwer, darbietet. Der beste Rhabarber wächst auf den Gebirgen der chinesischen Tatarei und kömmt über Rußland durch Karavanen zu uns. Minder gut ist der übers Meer aus Ostindien kommende; die schlechteste Sorte ist diejenige, die durch Verpflanzung in andre Erdtheile (Europa, Amerika) gewonnen wird. Außer seinem medicinischen Nutzen kann er auch beim Färben angewendet werden. Der Name kommt von der alten Unterscheidung der Pflanze Rha in R. ponticum und R. barbarum.

Rhabdomantie, Weissagung, Entdeckung unter der Erde verborgener Dinge (namentlich der Metalle, Erze rc.) vermittelst der Stäbe, z. B. mit der Wünschelruthe. Daß die Rhabdomantie bei den meisten Individuen, die sich derselben rühmen, kaum etwas Anderes als Selbsttäuschung oder absichtliche Täuschung Andrer sey, ist bis jetzt wenigstens die Meinung wahrhaft gründlicher Physiker und Physiologen. Der Sache nach und hinsichtlich der wesentlichen Erscheinungen war die Rhabdomantie schon den Alten bekannt. Hierher gehört bei den Griechen die Sage von dem Metallfühler Linkeus. Snorro Sturleson („Heimskringla, eller Snorro Sturleson's nordlänske konunga Sagor," Stockholm 1697, Fol. P. 1, Cap. VII.) berichtet, daß Odin, der erste der Asen, wußte, wo Gold, Silber und Erz in der Erde verborgen lag. Del Rio (Martin del Rio, „Dispuisitionum magicarum libri sex," Köln 1633, 4., S. 22) erzählt, „daß es in Spanien Menschen gäbe, Zahuris genannt, welche unter der Erde verborgene Dinge, Wasser- und Erzadern, sowie Leichname sähen u. s. w." — Auch soll bei den Orakeln der ältern Zeit durch den Mund begeisterten Personen in den den Göttern geweihten Tempeln, Hainen, Grotten u. s. w. die Begeisterung ein somnambuler Zustand gewesen seyn, welcher künstlich durch magnetische Einwirkung verschiedener Substanzen, besonders des Wassers, erzeugt wurde.—Eine Kunst wird die Rhabdomantie genannt, insofern man sich rhabdomantischer Werkzeuge dabei bedient, deren Wirkungsweise aber bisher noch nicht befriedigend erklärt werden könnte. Diese Werkzeuge sind bekannt unter den Benennungen: 1) des siderischen Pendels, 2) des bipolaren Cylinders, 3) der Wünschelruthe. Der siderische Pendel besteht in einem Kügelchen von fast beliebiger Substanz (z. B. aus Metall, Schwefel, Holz, Siegellack, Glas rc.), welches an einem ungedrehten Faden (Menschenhaar, ungesponnene Seide rc.) befestigt ist. Beim

Gebrauche faßt man den Faden des Pendels zwischen 2 Fingern und hält diesen schwebend, ohne ihn zu bewegen, über eine siderische Substanz (z. B. eine Metallplatte, eine mit Wasser oder Salz gefüllte Schale. (S. Siderismus.) Wenn nun der den Pendel haltende Mensch in welchem Grade es sey, siderische Empfänglichkeit (rhabdomantische Eigenschaft) hat, so geräth der Pendel in eine kreisförmig schwingende Bewegung, deren Verschiedenheit von den verschiedenen Verhältnissen welche hier zusammentreffen, abzuhängen scheint, z. B. von der verschiedenen Substanz, sowohl des Pendels als der unter ihm befindlichen Sache, von dem Abstande des Pendels von dem unter ihm liegenden Körper, von der Individualität des den Pendel haltenden oder andrer diesen Menschen berührenden Menschen u. s. w. Die Hauptverschiedenheit der Pendelschwingung besteht in ihrer Richtung, welche zwiefach ist; sie erfolgt in dem einen Falle von der Linken zur Rechten, also mit der Sonne, rechtläufig; in dem andern Falle von der Rechten zur Linken, also gegen die Sonne, rückläufig. Daß hier nicht (in vielen Fällen wenigstens) die mechanische Bewegung des Fingers die Schwingung des Pendels erzeugt, scheint aus genauer Beobachtung vieler Versuche dieser Art hervorzugehen, und wenigstens ist der Umstand merkwürdig, daß die Pendelschwingung nie erfolgt, wenn nicht die Hand eines lebenden Menschen den Faden des Pendels unmittelbar berührt.—Zur Wünschelruthe bedient man sich einer biegsamen Ruthe von beliebiger Substanz (Haselruthe, Fischbein, Eisen), von 3 bis 4 Fuß Länge, oder auch einer gabelförmigen Ruthe. Im südlichen Frankreich und in der Schweiz übt man die Kunst häufig unter dem Namen der Metalloskopie (Kunst des Metallfühlens) und der Hydroskopie (Kunst des Wasserfühlens.)

Rhachitis, s. Englische Krankheit.

Rhadamanthus war der Bruder des ältern Minos auf Kreta, des ersten Gesetzgebers der griech. Welt. Nach einer andern Sage legte Rhadamanthus selbst den Grund zu der kretensischen Gesetzgebung, auf welchem der Bruder Minos nur vollends fortbaute; wahrscheinlich stammte er aus der Familie des Dorus, eines Nachkommen Deukalion's, von dessen Sohne Tektamus oder Teutamus ab, welcher mit seinem Sohne Asterius (dem wahrscheinlichen Vater des Rhadamanthus und Minos), in jener Zeit allgemeiner Völkerbewegung und Strömung in Griechenland, nach Kreta einwanderte. Das ist das Wichtigste, was wir in der schwankenden, mythisch-historischen Betrachtung seiner Geschichte zu unterscheiden vermögen.—Rhadamanthus wird übrigens noch neben Minos und Aeakus, den Ahnen des Achilles, als einer jener drei Richter der Todten aufgeführt, die am Eingange des Schattenreichs neben dem Throne des Pluto Gesetz und Recht den Todten gaben und mit ernstem Scepter was sie im Leben trieben auch im Tode noch fortsetzten. Denn es war allgemeine Ansicht der Griechen, daß auch der hingeschiedene Schatten in dem düstern Reiche des Tartarus noch sich müht und strebt, die Geschäfte des Lebens fortzusetzen. Doch darf man wohl nicht vergessen, daß unstreitig der ganze Mythus vom Tartarus in diesem Sinne mehr Philosophem als eigentliche Mythologie war.

Rhapsodie ist der Name, den die Gesänge Homers führen; und zwar leitet man denselben von einem Zeitworte, das zusammenheften,

zusammensetzen bedeutet, her, weil die Gesänge Homers (s. d.) stückweise aufbewahrt, nach und nach erst in ein Ganzes zusammengesetzt wurden. Andre leiten jedoch das Wort Rhapsoden, wie die Absänger jener Gedichte hießen, von einem griech. Worte her, das Stab bedeutet, weil nämlich jene Sänger mit einem Lorbeerstabe in der Hand declamirt haben sollen. — Jetzt versteht man unter Rhapsodien auch solche Werke, worin verschiedene Materien einer Wissenschaft, ohne daß sie Zusammenhang haben, oder ein Ganzes ausmachen, abgehandelt werden (z. B. Hommel's „Rhapsodien" — kurze Abhandlungen über einzelne Rechtsgegenstände und deren Entscheidung 2c.). — Daher rhapsodisch, abgerissen, unzusammenhängend, wohl auch zusammengestoppelt.

Rhätien. Diesen Namen führten bei den Alten zwei Länder, Rhätien und Vindelicien. Später wurden beide getrennt und das erste und zweite Rhätien genannt. Das erste oder eigentliche Rhätien (Rhaetia propria) ging vom Rhein bis an die norischen Alpen, und von Italien bis an die Grenzen von Vindelicien, und lag südlich. Es enthält die Flüsse Rhein (Rhenus), Inn (Alnus), Etsch (Athesis) und mehre kleinere, und umfaßt also das heutige Vorarlberg und Tirol, nebst einem Theil von Graubündten. In frühern Zeiten wohnten hier die Etrusker, welche unter ihrem Anführer Rhätus diese Gebirgsgegend besetzten, später aber, durch die wachsende Macht der Gallier vertrieben, nach Italien zogen und dort die für die erste Bildung Italiens so wichtige Rolle spielten. Justinus, Plinius und Stephan der Byzantiner nennen daher die Rhätier ein etruskisches Volk. Unter den spätern gallischen Völkern, welche diese Gegenden besetzten, sind die Brenni bekannt. Auch hier legten die Römer Colonien an, unter denen Tridentum (Trident), Belunum (Belluno), Bauzanum (Botzen), Bilitio (Bellinzona), Clevenna (Cleven), Curia (Chur) die vorzüglichsten waren; jedoch haben mehre dieser Städte nur ihre Erweiterung und Verschönerung den Römern zu verdanken. Die Rhätier verbanden sich oft mit ihren gallischen Freunden und verwüsteten das römische Gebiet, daher schickte Augustus seinen Stiefsohn Drusus mit einem Heere gegen sie. Dieser schlug sie 16 Jahr v. Chr. unweit Trident in die Flucht. Da dieser Sieg indeß nicht viel nützte, so unternahm Drusus, in Begleitung seines Bruders Tiberius, einen zweiten Feldzug, in welchem Tiberius die Vindelicier vom Bodensee angriff, während Drusus zu Lande gegen die Rhätier rückte. Dadurch entschied sich der Sieg für die Römer, und beide Länder wurden römische Provinzen. — Rhaetia transdanubiana, die Länder auf dem linken Donauufer, welche an Franken grenzten, war den Römern wohl bekannt, aber niemals ihnen unterworfen. Vielleicht hat sich davon noch der Name das Rieß erhalten, welchen man diesen Ländern wohl beizulegen pflegt. Nach der römischen Herrschaft besetzten Alemannen und Sueven jene römischen Provinzen. Vgl. Graubündten, dessen Alpenstraßen jetzt die Bewunderung der Reisenden sind. S. „Wanderungen durch die rhätischen Alpen", mit einem Straßenrisse (Zürich 1829).

Rhea, eine Tochter des Uranus und der Gäa, nach der 13. orph. Hymne des Protogonos, welche Abstammung hier im bildlichen Sinne zu nehmen ist. Sie war die Gemahlin des Saturn (s. d.) (Kronos),

der ihre Kinder verzehrte, den sie aber nöthigte, sie wieder von sich zu geben. Sie wird in der Folge ganz mit der Cybele vermengt, und wir verweisen daher auf diesen Artikel. Der Anfang der Vermischung der beiden Götterwesen ist aber doch schon in frühern Zeiten zu suchen. Sie heißt in der Homerischen Hymne auf die Erde die Mutter der Götter, welche an Cymbeln, Trompeten, lärmenden Pauken, schallenden Anhöhen und dem Dickicht waldiger Thäler Vergnügen findet. Nach der 13. Homerischen Hymne fuhr sie auf einem mit Stieren bespannten Wagen. Diese Vorstellungsart streitet ganz gegen das Alterthum, denn Cybele oder Rhea hat Löwen zum Gespann; vielleicht ist der Vers ganz eingeschoben oder wenigstens verderbt. In der nämlichen Hymne heißt es weiter von ihr: Paukenschall und Erzgetöne begeistert sie, denn Berge und heiliges Geschrei sind dem allgeehrten, schönen, seligen Weibe Kronos's Freude. Mutter der Götter und Menschen ist sie, die Allkönigin Rhea, die Waffentönende, die Wildbegeisterte, die lügenhafte Retterin (Anspielung auf den Betrug, den sie dem Kronos spielte, um ihre Kinder zu retten), die Befreierin, die Stammmutter. Erde, Himmel, Meer und Winde stammen von ihr, der Herumschweifenden, Luftgestalteten (als Göttin nämlich ist sie luftig, unsichtbar). In der 26. orphischen Hymne heißt sie die hehre Mutter der Unsterblichen, die Allnährerin, die Königin des Himmels, die Vielnamige und Ehrwürdige; sie fährt schnell auf einem mit brüllenden Löwen bespannten Wagen einher. Mitten im Weltgebäude steht ihr Thron, von dem aus sie die Erde beherrscht, und ihre Geschöpfe speiset. (Rhea ist hier nämlich die Göttin der Erde, und diese dachten sich die Alten in der Mitte des Weltgebäudes.) Götter und Menschen sind ihres Geschlechts, Flüsse und Meere ihre Unterthanen. Vesta Segenspenderin wird sie angerufen (weil Vesta Symbol des Feuers und seiner Alles erwärmenden und belebenden Kraft, folglich auch der ganzen Natur war) u. s. w. Ihre Verehrung, einerlei mit der Verehrung der Cybele, ist roher Naturdienst, die tiefste Entartung der religiösen Anlage in Menschen, in sich eigenthümlich schauderhaft und grausend, weil gerade die traurigste Unreligion, Wollust, zur Religion, ja zum Mysterium gemacht wird. Die wildeste, frechste Wollust, jener Lingamdienst der Indier, ist im Dienste der Rhea-Cybele heiliger Gebrauch. Jene Selbstentmannung ihrer Priester ist nicht Selbstverläugnung, sondern im Gefolge der Alles befruchtenden Göttin nur das höchste Maß der sich selbst übertreffenden Frechheit. Alles im Dienste der unendlichen Zeugungskraft ist, selbst ohne Maß und Ziel, nach Genuß ringend und darin untergehend.

Rhea Sylvia, Tochter des albanischen Königs Numitor (der 800 Jahr vor Chr. in Italien lebte), eine vestalische Priesterin und Mutter des Romulus und Remus, der berühmten Stifter des römi- Staats, die sie, der Fabel nach, mit dem Mars gezeugt hatte.

Rhede, auch Reede, eine Gegend des Meeres oder der See, nicht weit vom Ufer, welche gewöhnlich einen guten Ankergrund für alle Schiffe hat, die daselbst sicher liegen und bei eintretender Fluth entweder in den Hafen einlaufen oder wieder in See stechen können. — Eine gesunde Rhede heißt bei den Schiffern die, wo ein guter Ankergrund, von Klippen frei, sich befindet; eine geschlossene, die

unter dem Geschütz einer nahen Festung liegt und von ihr beschossen wird; eine offene wo alle Schiffe ungehindert ankern und liegen können. — Rheder, Reeder, wird Der genannt, der ein Schiff ausrüstet, überhaupt die Befrachtung der Kauffahrteischiffe zu seinem Geschäfte macht. Da selten Einer ein ganzes Schiff auf seine Kosten beladet, so treten Mehre zusammen, die dann Schiffsfreunde, Mitrheder genannt werden. Eines jeden Einzelnen Antheil am Schiff heißt Schiffsparte.

Rheims, eine der ältesten Städte und ansehnlichsten Manufacturplätze Frankreichs, am Flusse Vesle in Champagne, im jetzigen Marnedepart., in einer mit Anhöhen umgebenen Gegend, enthält mit den Vorstädten 4200 Häuser und 31.800 Einw. Die Stadt hat breite Straßen, eine schöne gothische Domkirche, worin die franz. Könige, zuletzt noch Karl X., gekrönt und gesalbt wurden, ein Rathhaus mit einer sehr schönen Façade, den schönen Königsplatz und einige römische Alterthümer, worunter ein Triumphbogen. Sie ist der Sitz eines Erzbischofs, welcher das Recht hatte, die Könige in seiner Hauptkirche vor dem Hochaltare zu salben und zu krönen. Rheims hat ein Lyceum, welches anstatt der durch die Revolution untergegangenen Universität errichtet ist, und eine Akad. der Wissenschaften. Mit Weinen und hier verfertigten Seiden-, Wollen- und Baumwollenwaaren, Leder, Lichtern, Hüten ꝛc. wird bedeutender Handel getrieben. Die Circassiennes von Rheims werden bis nach Indien verführt, wo sie mit Nankins wetteifern. Auch ist der Pfefferkuchen von Rheims berühmt. Der in dem Arrondissement von Rheim wachsende Champagnerwein ist der vorzüglichste. Rheims war auch in den Operationen des Feldzugs von 1814 begriffen, s. Paris und Chatillon. (S. Camus-Daras „Hist. de Rheims, considérée dans ses rapports avec l'hist. de la France" (2. A., Paris 1829).

Rhein, der prächtigste Strom in Europa, zugleich einer von den Hauptflüssen Deutschlands, welcher ein schönes, wein- und fruchtreiches Land durchströmt, und ungeachtet alles Zuflusses trüber Bäche und Flüsse, die Klarheit seiner grünlichen Wellen bis in die Gegend von Köln behauptet. Seinen Ursprung verdankt der Rhein (in dem helvetischen Canton Graubündten) 3 Hauptquellen, die der Vorder-, Mittel- und Hinter-Rhein genannt werden, und zwar entspringt der Vorder-Rhein aus einem Felsen des Crispalt-Berges oder, wie dieser gewöhnlich genannt wird, des Cima del Badut, an der Ostseite des St.-Gotthardsgebirges; der Mittel-Rhein aus dem Luckmanier-Berge und der Hinter-Rhein aus dem Rheinwalds-Gletscher, der sich am Vogelberge herabsenkt. Die Quellen liegen ungefähr fünf Stunden auseinander. Der Vorder-Rhein nimmt nach einem achtstündigen Lauf unweit Dissentis den Mittel-Rhein auf, und bei Reichenau, 1½ Stunde oberhalb Chur, vereinigen sich beide mit dem Hinter-Rhein, dessen Lauf 21 Stunden beträgt. Nach dieser Vereinigung erhält der Strom den gemeinschaftlichen Namen Rhein, und hat eine Breite von 230 Fuß. In der Gegend von Chur, der Hauptstadt Graubündtens, wird er schiffbar. Zwischen Rorschach und Fußach stürzt er mit großem Geräusch in den Bodensee, den er zwischen Stiegen und Eschenz wieder verläßt und seinen Lauf nach Schaffhausen und Basel fortsetzt, nachdem er vorher mehre Wasserfälle (s. Rheinfälle) gebildet hat. Vom

Bodensee bis Basel, wo er schon eine Breite von 750 Fuß erhält, hat er ein felsenreiches Bett. Von Basel aus wird sein Bett von vielen Inseln durchschnitten, die jedoch zum größten Theil bloß aus Sand- und Kiesbänken bestehen, welche häufig von einer Seite weggerissen und an der andern wieder angesetzt werden. Von Breisach herab trifft man schon mehre bestaudete und selbst angebaute Inseln. Zwischen Strasburg und Germersheim ist das Bett immer noch sehr inselreich, aber der größte Theil dieser Inseln ist mit Gebüsch bewachsen. Zwischen Straßburg und Speier ist der Rhein 1000 — 12[illegible] Fuß, bei Mainz 15—1700 Fuß, zwischen Bingen und Koblenz 11[illegible], zwischen Koblenz und Neuwied 1230, bei Neuwied 1400, in der Gegend von Bonn 1240, nahe bei Köln 1300, bei Hittorf 1560, bei Zons 1320, bei Grimlingshausen 1260, bei Hamm 1140, bei Düsseldorf 1200, unterhalb dieser Stadt 1320, bei Kaiserswerth 1380, bei Uerdingen 1020, unterhalb Wesel 1580, noch weiter hinab 1800, bei Emmerich 2150 und bei Schenkenschanz 2300 Fuß breit. Das rechte Ufer des Rheins ist fast durchweg niedriger wie das linke, daher befinden sich auch die Leinpfade meist auf dem linken Ufer. Auch wird die Stromtiefe und das eigentliche Fahrwasser größtentheils längs demselben angetroffen. Die Tiefe des Rheins ist sehr verschieden, sie wechselt bei einem mittlern Wasserstande zwischen Bingen und Bacharach zwischen 6 bis 20 Fuß, von dort bis Bonn zwischen 8, 24 und 29 Fuß, zwischen Köln und dem Kasselerberg 8½ bis 23, von da bis in die Gegend von Düsseldorf zwischen 7½ bis 18, oberhalb Düsseldorf von 20 bis 51. Der größte Wasserstand ist beim Eisgang und im Anfang des Sommers, wenn der in den Schweizer-Gebirgen geschmolzene Schnee in den Rhein fließt; der niedrigste Wasserstand im Mai und October. Der Rhein theilt sich bei Pannerden unter dem bylandschen Durchstich in zwei Arme, wovon der rechts nach Arnheim abgehende der Nieder-Rhein, und der links nach Nymwegen gehende aber die Waal genannt wird. Jener gibt diesseits Arnheim ⅓ seines Wassers an einen dritten Arm, die neue Yssel genannt, ab, welche bei Kempen in die Zuydersee fällt. Bei Arnheim sollen noch 2/9 der ganzen Rheinwassermenge vorhanden seyn, es bleibt aber vielleicht nur 1/6 übrig. Dieser Arm erhält zu Wyck bei Durstede den Namen Leck. Hier sondert sich ein vierter Arm, der sogenannte krumme Rhein ab, der auf Utrecht fließt und hier in zwei Arme sich theilt, die Vecht, welche nördlich fließt und in die Zuydersee fällt, und der alte Rhein, der nach Leyden fließt, wo er beinahe einem Graben ähnlich sieht. Bei Rheinsberg vorbei kommt endlich dessen kleines Gewässer, 3 Stunden von Leyden, nach Katwyk op Rhin, wo derselbe eine halbe Stunde davon sich noch zu Anfange dieses Jahrh. in den Sand verlor. Sonst hatte der Rhein da einen Ausfluß in die See bei Katwyk op Zee. Nach einigen vergeblichen Versuchen, die alte Mündung wieder zu öffnen, welche durch die entstandenen Dünen verschwunden war, hat man erst seit wenigen Jahren die Schwierigkeiten völlig überwunden, indem man in einem Canale die in den Sand sich verlierenden Gewässer des Rheins gesammelt hat. Am äußersten Ende desselben befindet sich eine Hauptschleuse, und so ist durch Hülfe der Kunst der Ausfluß des Rheins wiederhergestellt worden. Der Leck fließt von Wyck nach Vyanen, wo er dem

utrechter Canal; Vaartsche Rhein genannt, das Wasser gibt, und sich unterhalb wieder in zwei Arme theilt. Davon wird der eine die holländische Yssel genannt und geht auf Rotterdam, und der andre, den Namen Leck beibehaltend, nimmt bei Schoonhoven die Vliest auf und ergießt sich bei Krimpen in die Merve oder Maas und mit dieser bei Briel in die Nordsee. Der zweite Hauptarm, die Waal, welche am wasserreichsten ist, fällt unterhalb Gorkum in die Maas. Die Distanz, welche der Rhein von seinem Ursprunge bis zu seiner Theilung im Königreich der Niederlande, und von da bis zu dem Ausflusse seiner verschiedenen Arme in das Meer durchläuft, beträgt 330½ Stunden. Davon kommen auf den preußischen Antheil 83½ Stunden. Er durchfließt zuerst Graubündten, macht die Grenze zwischen dem vorarlbergischen Kreise und dem helvetischen Cantone St.-Gallen, scheidet dann, nachdem er den Bodensee verlassen hat, das Großherzogthum Baden und Helvetien, von Basel an, wo er sich nördlich wendet, dasselbe Großherzogthum und die franz. Departements des Ober- und Niederrheins, sowie den Rheinkreis des Königreichs Baiern; durchströmt nun das Großherzogthum Hessen, das Herzogth. Nassau, die preuß. Rheinprovinz, und zuletzt die Niederlande. Die vornehmsten in denselben sich ergießenden Flüsse sind: die Aar, die Ill, die Kinzig, Murg, der Neckar, der Main, die Nahe, Lahn, Mosel, Erft, Ruhr und Lippe. Viele beträchtliche Städte liegen an seinen Ufern. Wir nennen davon auf seinem Laufe durch Helvetien und Deutschland: Konstanz, Schaffhausen, Basel, Alt-Breisach, Speier, Manheim, Worms, Mainz, Bingen, Koblenz, Neuwied, Bonn, Köln, Düsseldorf, Wesel und Emmerich. An Fischen ist der Rhein sehr reich. Man fängt darin Salmen, welche im Frühlinge im Hinaufsteigen aus der See Lachse, hernach aber, wenn sie sich gegen den Herbst wieder nach dem Meere zu wenden, Salmen genannt werden, Rheinstöre, Neunaugen, Hechte, Karpfen, oft zu 20 Pfund schwer ꝛc. An Federwildpret hält sich auf den unzähligen Rheininseln und dessen Ufern eine Menge verschiedener oft seltener Gattungen auf. Auch führt der Rhein etwas Gold unter seinem Sande, welches theils aus dem Gebirge Helvetiens, theils aus dem des Schwarzwaldes kommt. — Obgleich der Rhein schon bei Chur schiffbar wird, so ist doch die Schifffahrt auf demselben noch vielen Schwierigkeiten unterworfen, und regelmäßig wird dieselbe erst von Strasburg an betrieben. Aber auch auf der Distanz von Mainz abwärts stellen sich der Schifffahrt noch einige Schwierigkeiten entgegen. Bei Bingen sieht man die Felsspitzen, welche sonst mit den auf beiden Ufern hervorragenden Felsen eine Verbindung hatten. Der Widerstand dieser jetzt zum Theil versteckten Bank, welche das Bett des Rheins quer durchzieht, verursacht häufige Strudel, und besonders den, der unter dem Namen des Binger Lochs (s. d.) bekannt ist, dessen Durchfahrt für die Schiffe 18 bis 20 Fuß, für die Flöße aber 40 bis 50 Fuß breit ist. Eine der wichtigsten Stellen im Bett des Rheins ist die des wilden Gefährdes unterhalb Bacharach, das für die Schifffahrt bei niedrigem Wasser leicht gefährlich wird. Die Gefahr entsteht dadurch, daß im Thalwege eine Art von Trichter mit einem sehr starken Gefälle des Wassers zwischen Felsen und Bänken von beiden Seiten gebildet wird. Die dritte schwierige Stelle ist ober-

halb St.-Goar, wo der Strudel von dem Anstoßen und Zurückprellen des Stroms an theils sichtbaren, theils verborgenen Felsen, die man die Bank nennt, entsteht. Die Fahrzeuge werden bei mäßigem Wasser durch einen wirbelnden Stoß mit Schnelligkeit über diese Bank unter dumpfem Getöse fortgerissen. Ehemals war auch bei Unkel die Schifffahrt wegen der gewaltigen Massen von Basalt, die sich im Bett des Rheins befanden, gefährlich, jedoch sind diese größtentheils, besonders die unter dem Namen des großen Unkelsteins bekannten, nach und nach weggeschafft worden, und der noch übriggebliebene Theil ist der Schifffahrt nicht hinderlich. Kein Strom Deutschlands wird von Fremden, seiner schönen Umgebung wegen, und seit der Einführung der Dampfschifffahrt, häufiger bereist als der Rhein. Von Basel bis Mainz durchfließt er ein weites Thal, auf der linken Seite von den Vogesen und auf der rechten Seite von dem Schwarzwalde und den Bergen längs der Bergstraße begrenzt. Von Mainz an rücken die Gebirge nahe an den Strom, anfangs nur auf dem rechten Ufer, wo sie den Rheingau bilden. Von Bingen bis zu dem Siebengebirge in der Gegend von Bonn wird der Rhein zwischen den Gebirgen so eingeengt, daß dessen Breite um einige hundert Fuß vermindert, dagegen aber die Geschwindigkeit des Stromstrichs vergrößert wird. Nur zwischen Koblenz und Andernach treten die Gebirge zurück, sodaß bei Neuwied eine große Ebene gebildet wird. Vom Siebengebirge an wird das Land immer flacher, und daher erweitern sich auch nach und nach die Ufer des Flusses, der in seinem Lauf unterhalb Bonn immer sanfter wird. Dazu tragen auch die beträchtlichen Krümmungen des Rheins wesentlich bei. — Drei Handbücher enthalten alles Nöthige für eine Rheinfahrt: das eine, von Lange, begreift die Fahrt von Mainz bis Düsseldorf; das andre, von Aloys Schreiber, den ganzen Lauf des Rheins, nebst Abstechern in die benachbarten Gegenden; das dritte ist Ch. A. Fischer's „Neuester Wegweiser von Mainz bis Köln" (Frankf. a. M. 1827). S. die bei Herder in Freiburg lithograph. „Topograph. Charte des Rheinstroms und seiner Ufer von Hüningen bis Lauterburg", entworfen im Bureau der großherzoglich badischen Regierungscommission (19 Bl. gr. Fol., 1829). Von bildlichen Schilderungen gehört hieher: „Der Rheinlauf von dessen Quellen bis zu seinen Ausflüssen", nach der Natur gezeichnet von Primavesi (1818); „Panorama des Rheins von Mainz bis Köln nach der Natur aufgenommen", gezeichnet von Delkeskamp und gestochen von Richter in Dresden (80 Bl., Frankf. a. M. 1825 fg.), und „Hist. statist. Panorama des Rheinstroms von Bingen bis Koblenz", v. Dahl (Heidelb. 1820). Ueber die 1815 beschlossene Verbindung des Rheins mit der Lippe und Ems (s. d.).

Rheinbund. Er entstand, als der unglückliche presburger Friede vom 26. Decbr. 1805 die Auflösung des deutschen Reichskörpers zur Folge hatte. Oestreich fragte nicht die deutschen Zwischenstaaten zwischen sich und Frankreich, ob sie am Kriege Theil nehmen wollten. Ihre Bestimmung war, das Theater der ersten Schlachten der beiden Mächte zu werden, und sie betrachteten den Sieg Oestreichs als unwahrscheinlich. Deßwegen schlossen Baden, Würtemberg und Baiern sich Frankreichs Allianz an. Der presburger Friede machte diese drei

Alliirten souverain, den 26. Mai 1806 erklärte der Kurerzkanzler den Kardinal Fesch zu seinem Nachfolger. Am 12. Julius 1806 trennten sich, um ihre politische Existenz zu erhalten, 16 Fürsten vom Reichsverbande und theilten am 1. August ihre Bundesacte dem Reichstage mit. Sie begründeten diese Lossagung auf die Mängel der deutschen Reichsverfassung und luden auch die übrigen Reichsstände ein, ihrem Bunde beizutreten. Der franz. Gesandte Bacher fügte an demselben Tage noch die Erklärung hinzu, daß sein Kaiser kein deutsches Reich weiter anerkennen werde. Der Kaiser Franz II. legte am 6. August seine Würde als Oberhaupt des deutschen Reichs nieder, wozu nach seiner Erklärung ihn die Forderungen aus mehren Artikeln des presburger Friedens und die neue Vereinigung der rheinischen Stände, wodurch er sein Amt als Reichsoberhaupt für erloschen betrachte, veranlaßten. Nach jener Acte, welche auch im Namen des Fürsten von Liechtenstein, ohne daß er darum wußte, mit unterzeichnet worden war, bekam der Kurf. Erzkanzler den Titel eines Fürst-Primas, der Kurfürst von Baden, der Landgraf von Hessen-Darmstadt und der Herzog von Berg erhielten den großherzogl. Titel mit königl. Rechten und Vorzügen, Nassau-Usingen erhielt die herzogl. und von der Leyen die fürstl. Würde. Der franz. Kaiser aber nannte sich den Protector des Rheinbundes. — Durch die Errichtung dieses Bundes verloren ihre politische Selbständigkeit die Reichsstadt Nürnberg, welche an Baiern fiel, Frankfurt, welches dem Fürsten Primas, das dem Johanniterorden gehörige Fürstenthum Heitersheim, welches Baden, und die Burggrafschaft Friedberg, die Hessen-Darmstadt unterworfen worden. Ferner wurden durch Mediatisation die Fürsten von Nassau- und Oranien-Fulda, von Hohenlohe, von Schwarzenberg, von Löwenstein, von Leiningen, von Thurn und Taxis, von Salm-Reiferscheid-Krautheim, von Wied-Neuwied und Wied-Runkel, von Oettingen, von Fugger, von Metternich, von Truchseß, von Fürstenberg, von Solms, der Landgraf von Hessen-Homburg, die Herzöge von Corswaren-Looz und von Croy, viele reichsgräfliche und alle noch übrige reichsritterliche Familien den rheinischen Bundesfürsten untergeordnet. Jenen mediatisirten Reichsständen und Reichsgliedern blieben nur ihre Patrimonialgüter und ihr Privateigenthum, die Gerichtsbarkeit in erster und zweiter Instanz, die lehnsherrlichen und Bergwerksrechte 2c., aber die wesentlich zur Landeshoheit gehörigen Befugnisse der Gesetzgebung, der obersten Gerichtspflege, die Rechte des Kriegs, des Friedens und der Bündnisse, der Polizei und der Besteurung u. s. w. fielen den Bundesfürsten, denen die Vermittelbarten unterworfen wurden, zu. — Der Zweck dieses Bündnisses sollte Sicherung des äußern und innern Friedens seyn, Frankreich und die Mitglieder des Rheinbundes sollten Einer für Alle und Alle für Einen stehen, und wenn Einer von ihnen mit Krieg bedroht oder angegriffen wäre, so sollten auf die Einladung des Protectors alle übrige Mitverbündete ohne weitere Berathung zu den Waffen greifen und dem Bedrohten oder Angegriffenen zu Hülfe eilen. Obgleich nach der Bundesacte Napoleon Beschützer der Rheinconföderation seyn sollte, so sollte es doch kein Bundesoberhaupt geben, dem die Regenten der einzelnen Staaten als solche unterworfen wären. Für die Berathschlagungen über die gemeinschaftlichen Angelegenheiten der Verbün-

deren sollte zu Frankfurt a. M. eine Bundesversammlung in 2 Collegien, dem königlichen, in dem auch die Großherzöge ihren Sitz haben sollten, und dem fürstlichen, statthaben. Allgemeiner Präsident der Bundesversammlung und besonderer des königl. Collegiums sollte der Fürst Primas seyn. In dem fürstl. Collegium aber sollte der Herzog von Nassau den Vorsitz führen. Nach dem jedesmaligen Tode des Fürsten Primas sollte dessen Nachfolger von dem Beschützer des Rheinbundes ernannt werden. Kein Mitglied des letztern sollte anderswo als in den Staaten der Bundesgenossen oder der mit denselben Verbündeten Dienste nehmen, und so sollte auch kein Mitglied des Rheinbundes seine Souverainetät anders als zu Gunsten eines Bundesgenossen veräußern dürfen. Die Streitigkeiten der Rheinbundesfürsten sollten auf den Bundestagen entschieden, und zur Entscheidung der Klagen gegen die Mitglieder des Rheinbundes sollten 2 Gerichtshöfe errichtet verden. Aber so wenig dieß, wie eine Bundesversammlung hat jemals stattgefunden. Endlich sollten Katholiken und Protestanten in allen Bundesstaaten gleiche bürgerliche Rechte genießen. — So trat an die Stelle des fast 1000jährigen Reichs deutscher Nation ein Bund, der, so vorübergehend auch seine Erscheinung in Hinsicht mancher Verhältnissen der ehemaligen deutschen Reichsstände und ihrer Unterthanen eine gänzliche, dauernde Umwälzung bewirkte, und welchen man unrichtig beurtheilt, wenn man ihn bloß als das Erzeugniß fremder Herrschsucht und nicht als eine unvermeidliche Entwickelung der innern Auflösung der veralteten Reichsverfassung betrachtet. Schon am 25. Sept. 1806 trat auch der Kurfürst von Würzburg als Großherzog dem Rheinbunde bei; dagegen hatte Preußen sich vorbehalten, um der durch fernern Anwachs dieser Conföderation sich vergrößernden Macht Frankreichs Schranken zu setzen, einen ähnlichen Bund unter seinem Protectorat aus den nordischen deutschen Fürsten zu bilden. Dieser Entwurf wurde aber durch den Krieg von 1806—7 vernichtet, und noch während dieses Kriegs trat der Kürfürst von Sachsen, nachdem er sich von Preußen getrennt und in seinem Frieden mit Frankreich zu Posen (11. Dec. 1806) den Königstitel angenommen hatte, dem Rheinbunde bei. Ihm folgten am 15. Dec. 1806 die 5 sächsische Herzöge, und durch die am 13. April 1807 zu Warschau unterzeichneten Verträge wurden auch die beiden Fürsten von Schwarzburg, die 3 herzogl. Linien von Anhalt, die Fürsten von Lippe=Detmold und Lippe=Schaumburg und die Fürsten des Gesammthauses Reuß zu Mitgliedern des Rheinbundes aufgenommen. Das aus den eroberten preuß. und andern Staaten für Hieronymus Bonaparte errichtete Königreich Westfalen ward durch die von dem Kaiser der Franzosen am 15. Nov. 1807 bestätigte Verfassung gleichfalls zum Rheinbundesstaat bestimmt; endlich wurden noch die Herzöge von Mecklenburg=Strelitz (18. Febr. 1808), von Mecklenburg=Schwerin (22. März 1808) und der Herzog von Oldenburg Fürst von Lübeck (14 Oct. 1808) als Mitglieder aufgenommen, sodaß der Bund nunmehr auf 5916 □M. 14.608.877 Einw. zählte und das Bundesheer durch diesen Zuwachs von den anfangs festgesetzten 63.000 Mann auf 119.180 gebracht wurde. Allein der Protector des Rheinbundes, welcher denselben zur Sicherung des innern und äußern Friedens und der Unabhängigkeit der Bundesgenossen ge-

stiftet hatte, dieser Protector selbst war es, der sich zuerst an der Sicherheit und Unabhängigkeit seiner rheinischen Bundesgenossen vergriff und durch ein Decret vom 10. Decbr. 1810, wodurch er die Schelde-, Maas-, Rhein-, Ems-, Weser- und Elbmündungen mit Frankreich vereinigte, folgende Rheinbundesfürsten ihres politischen Daseyns und der ihnen durch die Bundesacte zugesicherten Selbständigkeit beraubte: 1) den Herzog von Oldenburg, welchem er sein Herzogthum nahm und bloß das Fürstenthum Lübeck ließ; 2) den Herzog von Ahremberg, von dessen Landen ein Theil mit Frankreich, das übrige aber mit dem Großherzogthume Berg vereinigt wurde; 3) die Länder der Fürsten von Salm-Salm und Salm-Kyrburg wurden gleichfalls mit Frankreich verbunden. Auch vom Großherzogthum Berg und vom Königreich Westfalen wurden bedeutende Theile zu Frankreich gezogen. Das Ganze dieser gewaltsamen Abtrennungen betrug 532 QM., mit 1.133.057 Einw., daß also dem Bunde noch 5384 QM. und 13.475.820 Ew. verblieben. Ebenso wenig gedachte Napoleon seiner bei Errichtung dieser Conföderation ertheilten Versicherung, daß er sich nie eine Oberlehnsherrlichkeit über die von ihm als Souveraine anerkannten Fürsten des Rheinbundes anmaßen, noch sich eine Einmischung in ihre innern Verhältnisse erlauben wolle. Als Föderativstaat unter dem Schutze eines übermüthigen Beschützers, dessen großer Gewalt, unbegrenzter Herrschsucht und eisernem Willen der ganze Rheinbund nichts ihn Sicherndes entgegensetzen konnte, erschien dieser Bund vom Anfang an als ein Unding. Da er überall nur als Werk und Werkzeug Napoleons angesehen wurde und ihm alle innere Garantie fehlte, so konnte er auch gegen Außen keinen Bestand haben. Das Jahr 1813 machte demselben ein Ende. Die jetzigen Großherzöge von Mecklenburg-Schwerin und von Mecklenburg-Strelitz, welche die letzten gewesen waren, die, durch ihre Lage gezwungen, sich dem Rheinbunde angeschlossen hatten, waren, gleich als Preußen sich mit Rußland gegen Napoleon vereinigte, die ersten, welche vom Rheinbunde sich lossagten. Ihnen folgten, außer verschiedenen minder mächtigen, bald die Könige von Baiern und Würtemberg. Andre zögerten länger, indem theils die Lage ihrer Länder, theils andre Verhältnisse eine freie Erklärung hinderten oder doch erschwerten. Dahin gehörte der König von Sachsen; ferner der Großherzog von Frankfurt, der Mitstifter und Präsident des Bundes. Jener verlor die Hälfte seines Landes und dieser Alles. Gleiches Schicksal hatten der König von Westfalen und der Großherzog von Berg (Sohn des Exkönigs von Holland.) Aus demselben Grunde wurden durch die Beschlüsse des wiener Congresses die Länder des Fürsten von Isenburg und des Fürsten von der Leyen, die als Rheinbundesfürsten Souveraine waren, mediatisirt. Die übrigen Mitglieder des Rheinbundes, mit Ausschluß des Herzogs von Ahremberg und der Fürsten von Salm, sind als Souveraine dem deutschen Bunde wieder beigetreten. Ueber die Veranlassungen und politischen Intriguen, welche die Bildung des Rheinbundes herbeiführten, lese man von Gagern: „Mein Antheil an der Politik" (Stuttgart 1823); des Marchese Lucchesini „Histor. Entwickelung der Ursachen und Wirkungen des Rheinbundes" (aus dem Italienischen von v. Halem, Leipzig 1821 fg, 3 Thle.), und Pahl's „Politische Lectionen für die Deutschen."

Rheinfälle. Der erste ist eine Stunde unter Schaffhausen bei den beiden Laufen, wovon das eine (Dorf und Schloß) dicht am Rhein, auf dem Boden des helvetischen Cantons Zürich, und das andre, ein altes Schlößchen, gegenüber auf einer Insel liegt. Er ist der größte Wasserfall in Europa; seine Höhe beträgt nach dem verschiedenen Stande des Wassers bald 50—60, bald 80 Fuß; da wo der Sturz beginnt, erheben sich mehre Felsen aus dem Rheine und theilen ihn in fünf verschiedene Fälle. Am günstigsten betrachtet man ihn, vorzüglich in der Morgen- und Abendbeleuchtung, oder auch beim Mondschein, theils vom Schlosse Laufen, wo man, jedoch von einer ansehnlichen Höhe, den ganzen Rhein übersieht; theils und am prachtvollsten und nächsten von einem am Fuße des Schloßberges angebrachten kleinen Gerüste, die Fischez genannt, wo man zwar nur drei von den fünf Fällen übersieht, aber die höchsten und so in der Nähe, daß hier keine menschliche Stimme mehr vernommen wird und man sich in einem beständigen Straubregen befindet. Von dem gegenüber liegenden Schlößchen im Wört übersieht man zwar die ganze Breite des Falles, aber in zu großer Entfernung. Noch nie ist ein Kahn den Rheinfall hinunter unzertrümmert gelangt, und schon mehre Wagehälse haben beim Versuch ihr Leben eingebüßt. Die Schiffe müssen daher oberhalb des Falles ausgeladen werden und andre bei im Wört die Waaren wieder aufnehmen. 2) Der Rheinfall unter Zurzach, bei der Mündung der Wutach, wird verursacht durch einen quer durch den Rhein gehenden Felsendamm, in dessen Mitte sich eine Lücke befindet, welche bei niedrigem Wasserstande das Wasser durchläßt, auch Raum genug für 2 nebeneinanderfahrende kleine Schiffe darbietet; wenn aber im Sommer oft der Rhein hoch anschwillt und sich über die zu beiden Seiten der Lücke stehenden Felsen ergießt, so entsteht ein Sturz, der alle Schiffahrt unmöglich macht. Weit weniger gefährlich ist 3) die sogenannte Stromschnelle bei Laufenburg, wo der Rhein sich eine Zeit lang durch ein enges Felsenbett über Klippen stürzt; hier werden die Schiffe zwar ausgeladen, aber dann an Seilen die Stromschnelle hinunter gelassen und wieder beladen. Der 4. Rheinfall ist bei Rheinfelden; er wird der Höllhaken, oder auch das Gewild genannt. Die Felsen im Rheine fangen schon eine Stunde oberhalb Rheinfelden an, und streichen bis unter die Brücke dieser Stadt dergestalt fort, daß nur eine schmale Oeffnung leibt, wodurch die Schiffe mit der größten Behutsamkeit geführt werden müssen. Unterhalb der Brücke hört der Fall auf, und der Strom wird ruhiger.

Rheingau, ein Strich Landes, ungefähr 4 Stunden lang und 2 Stunden breit, auf dem rechten Rheinufer, vormals zum Erzstifte Mainz gehörig, bildet jetzt ein Theil des Herzogthums Nassau. Die Wasserfahrt von Mainz bis Bingen durch den paradiesischen Rheingau ist die schönste, die man in Deuschland machen kann. Auf dem Strome erhält man drei verschiedene, herrliche Ansichten: die erste zwischen den Auen bei Biebrich, die zweite bei der sogenannten großen Giese (bei Hattenheim), und die dritte bei Geisenheim und Rüdesheim. Bei Biebrich zieht sich, vom erhöhten Rheinufer, ein hoher Wall mit einem tiefen Graben in den Landswald hinauf, der den Hintergrund des ganzen Rheingaues bei Lorrich begrenzt. Diesseits

umgeben die blauen Berge des Rheingaues den Strom, der hier einen majestätische See bildet und die Umrisse von Schierstein, Ellfeld und Walluf freundlich zurückstrahlt. Wenn man zwischen den Auen bei Biebrich hervorkömmt, erhält man die erste Ansicht des Rheingaues. Die Höhen längs dem Ufer erheben sich in Terrassen, auf welchen der Weinstock blüht, und schließen sich in der Ferne in einem Halbcirkel, sodaß der Fluß als ein großer See erscheint. Vor sich hat man nun Walluf, die eigentliche Pforte des Rheingaues. Eine halbe Stunde davon liegt das schöne Ellfeld (Eltvill), der Hauptort des Rheingaus, mit seinen gothischen Thürmen. Ferner liegen Erbach, Hattenheim, Östrich, Mittelheim, Winkel, Johannisberg, Geisenheim, der schöne große Flecken Rüdesheim, Asmannshausen, Dreieckshausen, Niederrheimbach und Lorrich darin. Am Ufer reihen sich viele Landhäuser. Die Lage des Rheingaus, welcher durch seine Gebirge gegen die Nord- und Ostwinde geschützt und dagegen dem Mittagsstrahl der Sonne ausgesetzt ist, trägt zur Güte des Weins vorzüglich bei. In Rücksicht des Weinbaues wird der Rheingau in die obere und untere Gemarkung eingetheilt, d. h. in die Dörfer der Höhe und in die Dörfer längs des Ufers. Die geistigen Weine gedeihen auf den höchsten Höhen, die gesündesten auf den mittlern (s. Rheinweine). Außer dem Weinbau hat man auch vielen Obstbau und auf dem vom Rheinufer weit entfernten Gebirgsrücken ansehnliche Waldung. Die Bevölkerung dieses Landstrichs beträgt ungefähr 19.000 Seelen.

Rheingrafen, s. Raugrafen und Wildgrafen.

Rheinischer Fuß, s. Fuß.

Rheinprovinz (preußische), sonst in 2 Provinzen (Jülich-Kleve-Berg und Niederrhein), getheilt, bildet die größere Hälfte von dem westlichen Haupttheile des preuß. Staats, ist mit Westfalen eng verbunden und von dem östl. Theile der Monarchie durch die Länder des Kurfürstenthums Hessen, des Großherzogthums Hessen, des Großherzogthums von Sachsen-Weimar, des Herzogthums von Sachsen-Koburg-Gotha, des Herzogthums Nassau und des Königreichs Hanover getrennt, dehnen sich ihrer geographischen Lage nach, mit Ausnahme des Kreises Wetzlar, der zum Regierungsbezirk von Koblenz gehört und ganz abgesondert zwischen den nassauischen und hessischen Landen liegt, zwischen dem 23° 33′ und 25° 34′ östlicher Länge und dem 49° 4′ und 51° 55′ nördlicher Breite aus, und enthalten mit den von Koburg-Gotha 1834 an Preußen abgetretenen Fürstenthums Lichtenberg 490 □M. mit 2.234.000 Einw., worunter ungefähr 1.688.000 Katholiken (unter dem Erzbischofe von Köln und den Bischöfen von Trier und Münster) 523.000 Evangelische (unter dem Consistorium zu Koblenz), 1350 Mennonitten, 22.450 Juden. Was die Beschaffenheit des Bodens anbetrifft, so ist die Rheinprovinz im Ganzen gebirgiger als der östl. Theil der Monarchie. Zuerst erwähnen wir der Ardennen, welche sich besonders von dem Luxemburgischen und von Frankreich aus in die Kreise Bittburg, Malmedy, Montjoie und Eupen hinziehen, hier eine sehr ansehnliche Höhe erreichen und von tiefen Thälern durchschnitten werden. Die Ardennen vereinigen sich östlich mit der Eifel in nicht genau zu bestimmenden Grenzen, und Abzweigungen derselben bilden die Steinkohlengebirge an der Worm und Inde und das galmei haltige Gebirge an der Vicht. Als eine Fortsetzung der Ardennen ist das

hohe Veen (Venn), zwischen Malmedy, Montjoie, Eupen und Prüm, die höchste Gegend auf dem linken Ufer des Rheins, zu betrachten. Es beginnt in sanftem Höhenzuge ohne hervorragende Kuppen und hat ein Plateau von 4 bis 5 Meilen Länge und gleicher Breite, welches sich ungefähr 2150 Fuß über den Spiegel des Meeres erhebt und an Oede und Unfruchtbarkeit alle gleiche Höhen Deutschlands übertrifft. Der Bergrücken ist moorig und mit gefährlichen Sümpfen und großen Wasserbehältern angefüllt. Die höchsten Berge sind die Steinlei, die Köpfe bei Mützenich, das hartlicher Veen und die Höhe zwischen Konzen und Imgenbroich. Ferner nennen wir die Eifel, welche sich über einen Theil der Regierungsbezirke Köln, Aachen, Koblenz und Trier hin erstreckt und eine Kette von ausgebrannten Vulkanen enthält, die den genügendsten Beweis liefern, daß auch hier in grauer Vorzeit durch die Gewalt des Feuers bedeutende Veränderungen hervorgebracht wurden. Dieß Gebirge ist ebenfalls wild, öde und unfruchtbar und bietet dem Forscher viele und seltene Naturmerkwürdigkeiten. (Vgl. Eifel.) Als Hauptgebirge nennen wir ferner auf dem linken Ufer des Rheins den Hundsrücken (s. d.), welchen 2 Gebirgsmassen bilden, die sich zwischen dem Rhein, der Mosel und Nahe erheben. Dichte Waldungen bedecken den größten Theil dieses Gebirges. Die Vogesen, ein andres Hauptgebirge, berühren nur im südlichen Theile des Regierungsbezirks Trier die Kreise Saarlouis, Saarbrücken und Ottweiler, und erreichen hier nur eine mäßige Höhe. Auf dem rechten Ufer des Rheins führt dasjenige Gebirge, welches sich zwischen dem Rhein und der Weser, sowie zwischen der Lippe und Lahn erstreckt, im Allgemeinen den Namen des niederrheinisch-westfälischen Gebirges, von welchem nach der Rheinprovinz und Westfalen mehre Haupt- und Nebenzweige sich hinziehen. Der erste Hauptzug ist der Westerwald (vgl. d. Art.) (Niesterwald), der sich zwischen dem Rhein, der Sieg und Lahn ausdehnt, und mit dem Taunus und Vogelsgebirge zusammenhängt. Der zweite Hauptzug des niederrheinisch-westfälischen Gebirges ist das sauerländische Gebirge, dessen höchste Punkte in Westfalen liegen. Ein Nebenzweig des Westerwaldes ist das Siebengebirge (s. d.). Im nördl. Theil der Rheinprovinz, besonders in den Regierungsbezirken Aachen, Düsseldorf, auf den beiden Rhein-Ufern, und Köln auf dem linken Ufer des Rheins, ist die Oberfläche fast eben und von beinahe gar keinem Berge unterbrochen; namentlich sind die Kreise Düren und Jülich fast ganz eben und mit Getreidefeldern und Wiesen angefüllt. —Der Boden ist an verschiedenen Stellen von verschiedener Fruchtbarkeit, doch läßt sich im Allgemeinen wohl annehmen, daß er an Ergiebigkeit der vorzüglichste in ganz Deutschland ist. Moore, Sümpfe und öde Haidestrecken und sandige Striche findet man auch, besonders in den nördlichen Theilen des Regierungsbezirks Düsseldorf. Unter den Flüssen der preußischen Rheinprovinzen nimmt der Rhein die erste Stelle ein, in welchen sich eine bedeutende Anzahl größerer und kleinerer Flüsse ergießen, die sowohl für den Handel im Innern als auch für den Verkehr mit den angrenzenden Staaten von höchster Wichtigkeit sind. Die ganze Strecke, welche er in Rheinpreußen durchfließt, beträgt etwa 84 Stunden. — Das Klima der Rheinprovinz ist bei dem mannigfaltigen Charakter des Bodens verschieden, jedoch in den Thälern gemäßigt, während die

Luft in den Gebirgen von rauher Natur ist. Was die Producte anbelangt, so liefert das Pflanzenreich Getreide aller Art, Buchweizen, Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Flachs, einigen Hanf, besonders im Regierungsbezirk Trier, einigen Hopfen, Taback, Obst, alle Arten Gartenfrüchte, sehr viel Holz und als Hauptproduct Wein. Das Thierreich liefert Rindvieh, Pferde (die Pferdezucht ist nicht besonders), Schafe, Ziegen, Schweine, Federvieh aller Art Wildpret, Bienen und Fische, vorzüglich Salme und Lachse. Das Mieneralreich bietet Blei, Eisen, Galmei, Kupfer, Silber, Stahl, Salz, Steinkohlen, Quecksilber, Vitriol, Braunkohlen, Alaun, Basalt, Gyps, Mahl- und Schleifsteine, Tuf-, Schiefer-, Kalk- und Backofensteine, welche letzteren ein vulkanisches Erzeugniß sind; ferner Marmor, Porphyr, Pfeifenthon, Töpfererde, Bergblau, Berggrün, Torf und viele Arten von Fossilien. Außerdem gibt es noch mehre mineralische Quellen und Sauerbrunnen, von denen das Wasser zum Theil versandt wird. Die Kunstproducte sind mannigfaltig; es bestehen Wollen-, Baumwollen-, Leinen- und Seiden-Manufakturen, Leder-, Eisen- und Stahlfabriken, Hütten-, Eisen- und Hammerwerke, Eisenblech- und Eisendrahtfabriken, Messingfabriken und Werkstätten für Waffen aller Art und den Maschinenbau, Nadelfabriken, Glas- und Papierfabriken, Tabacks-, Stärke-, Nadel-, Hut- und Wachstuchfabriken; ferner verfertigt man Metall-Compositions- und Plattirwaaren, Uhren, Wagen, lakirte Blechwaaren und dergleichen. Auch unterhält man Pottasch- und Seifsiedereien, Oel- und Zucker-Raffinereien, Pulverfabriken, Färbereien, Bier- und Essigbrauerein, Brennereien, Fabriken für kölnisches Wasser, besonders nur in Köln, Alaunsiedereien, Vitriolfabriken, Schiffbauereien, Leimsiedereien, Salmiak- und Farbenfabriken u. s. w. — Der Handel der Rheinprovinz ist sehr bedeutend und die vornehmsten Ausfuhrartikel sind Getreide, Flachs, Rüb- und Kleesamen, Bier, vorzüglich viel Holz, Wein, Obst, Steinkohlen, verschiedene mineralische Erzeugnisse, Mastvieh, Fische, Lein-, Wollen-, Baumwollen-, Seiden-, Leder-, Eisen- und Stahlwaaren, Porzellan, Fayence, Steingut, Töpfergeschirr, Thonpfeifen, Oel und andre Producte. Als Handelsstädte bemerken wir besonders **Köln**, **Düsseldorf**, **Elberfeld**, **Duisburg**, **Wesel**, **Koblenz**, **Aachen** (s. d.) u. a. — Die der preußischen Krone gehörige Rheinprovinz ist aus 97 verschiedenen Bestandtheilen, welche zum Theil erst in neuerer Zeit an Preußen kamen, zum Theil aber schon früher Eigenthum der Monarchie gewesen sind, zusammengesetzt. Hauptbestandtheile sind die Herzogthümer Kleve, Berg, Jülich, das Fürstenthum Meurs oder Meurs, das Herzogthum Geldern, Theile der Kurfürstenthümer und Erzbisthümer Mainz und Trier, das Kurfürstenthum und Erzbisthum Köln, ein Theil des Kurfürstenthum Pfalz oder Unterpfalz, das Fürstenthum Ahremberg, die Reichsstädte Aachen und Köln, und eine große Anzahl von Herrschaften und Abteien. Die preuß. Rheinprovinz ward von Preußen am 5. April 1815 in Besitz genommen. Die Titel der Herzogthümer Kleve, Berg, Jülich und Geldern, des Fürstenthums Meurs und der Grafschaften Essen und Werden sind dem königl. Titel beigefügt; alle übrigen Landertheile u. d. T. Großherzogthum Niederrhein mit der preuß. Monarchie vereinigt worden. Der Sitz des Oberpräsidenten sowie des commandirenden Generals der Rheinprovinz, welche in die Regierungs-Bezirke Koblenz, Trier, Aachen, Köln u. Düsseldorf zerfällt, ist in Koblenz. Seit 1826 sind die Provinzialstände für die Rheinprovinz, die das gesetzmäßige Organ

der verschiedenen Stände seyn sollen, in Wirksamkeit getreten. Zur Versammlung des Landtages ist Düsseldorf bestimmt. Mit Ausnahme einiger auf dem rechten Rheinufer liegenden Districte, besteht in der preuß. Rheinprovinz noch die franz. Gesetzgebung. Die verschiedenen Verwaltungsbehörden sind in den einzelnen Art. über die Hauptorte dieser Provinz angegeben. Vgl. „Topographisch-Statistische Beschreibung der königl. preuß. Rheinprovinz". Von F. v. Restorff, königl. preuß. Oberst-Lieutenant. Berlin u. Stettin 1830.

Rheinsberg (Rhinsberg), preußische Stadt im brandenburgischen Reg.-Bezirk Potsdam, Kreise Ruppin, am Rhin und am Grinericksee; 175 Häuser, 1500 Einw., Steingutfabrik, Glashütte. Das Schloß, welches jetzt dem Prinzen August von Preußen gehört, hat einen schönen Park mit einer Spitzsäule zum Andenken des Prinzen August Wilhelm, Bruder Friedrichs II., und mit den Denkmälern mehrer preuß. Generale, die sich im 7jährigen Kriege auszeichneten. Anfangs nur ein Schloß, gehörte Rheinsberg zu den 3 Stammhäusern der Herren von Bredow, von ihnen kam es an das Haus Beville. Der König Fried. Wilhelm I. kaufte es 1736 und erhob es zu einer Stadt, wo der damalige Kronprinz, nachheriger König Friedrich II., residiren sollte. Verherrlicht durch Werke der Kunst und durch die edle Vorbereitung auf ein ruhmvolles Leben, welcher Friedrich der Einzige sich hier widmete, gehört dieß Städtchen in die Jahrbücher der preuß. Geschichte. Aber auch als Residenz des großen Bruders Friedrichs II., des Prinzen Friedrich Heinrich von Preußen, sollte Rheinsberg aufs neue verherrlicht werden. Das Städtchen brannte 1740 ab, der König ließ es wieder aufbauen und schenkte es 1744 seinem als Menschen, Weisen und Feldherrn gleich ausgezeichneten Bruder.

Rheinsberger, s. Collegianten.

Rheinschifffahrt und -Handel, Rheinschifffahrts-Octroi, s. Schifffahrt und Handel auf dem Rheine.

Rheinweine. Die ersten Weinstöcke wurden am Rhein im dritten Jahrhundert, unter der Regierung des Kaisers Probus, gepflanzt. Aus den Urkunden des Klosters Lorsch ist bekannt, daß im 8. Jahrhundert der Weinbau an der Bergstraße schon bedeutend war. Nach einer noch gangbaren Tradition im Rheingaue soll Karl der Große den ersten Weinstock von Orleans nach Rüdesheim haben verpflanzen lassen. Der stärkere Wein, welchen der Rheingau hervorbringt, wächst, im Allgemeinen, nicht mehr jenseits des Schlundes von Bingen. Der Strom hat bis dahin seine Richtung von Morgen gegen Abend, und dieses gibt den Rebhügeln die Lage gegen den Mittagsstrahl der Sonne. Auch trägt die Gestalt des östlichen Gebirges, welches auf seiner Oberfläche beinahe ganz eben ist, Vieles zur vorzüglichen Wärme des Thales bei. Die Winde von Norden und Osten stürzen sich nicht geradezu über den Rand jener erhabenen Fläche hinab, sondern äußern ihre, der Vegetation nachtheilige, Kraft erst auf der entgegengesetzten Seite des Flusses, die auch größtentheils unfruchtbar und wüste ist. Der Rheingau wird, in Rücksicht des Weinbaues, in die obere und untere Gemarkung eingetheilt, das heißt, in die Dörfer auf der Höhe, längs dem Walde hin, und die in der Tiefe, in der Richtung des Flusses. Die höher liegenden Weinberge haben, wegen ihres schweren Bodens, in heißen Jahren den Vorzug, und die Trauben erhalten hier auch früher eine hochgelbe Farbe. Die tiefer liegenden gewinnen in gemäßigten Jahren. Auf den Bergen, die einen schweren, steinigten Grund haben,

wachsen die schwersten, stärksten und dauerhaftesten Weine; die Berge hingegen, deren Erdreich aus warmem und lockerem Kies besteht, bringen sehr geistige und sehr flüchtige Weine hervor. Die gesündesten sind immer die, welche auf mäßigen Höhen gezogen werden; der Boden ist da gewöhnlich leicht und locker, und saugt Thau und Regen besser ein. Schädlicher aber sind die Weine tiefer Gegenden; der Grund ist daselbst feucht, kalt und schwer; auch werden sie nach langen Jahren erst trinkbar. Die Hauptgelänge des Rheingaus, wo die besten Weine wachsen, sind: 1) Zu Asmannshausen, wo besonders vorzüglicher rother Wein wächst. 2) Zu Rüdesheim, wo auf dem Hauptberge, von orleans'schen Trauben, ein Hauptwein gewonnen wird; nicht minder köstlich ist der Rottländer und der Hinterhäuser. Letzterer wächst auf einem Berge, dicht hinter den Häusern von Rüdesheim, und wird sehr theuer bezahlt. 3) Zu Geisenheim, der Rodenberg und Kapellgarten. 4) Auf dem Johannisberge (s. d.). 5) Zu Hattenheim, der Markebrunner. Außer dem Rheingau wachsen noch folgende gute Rheinweine: am linken Ufer zu Nierstein, Worms (Liebfrauenmilch), Dienheim, Laubenheim, Bacharach, in den Thälern Steeg, Mannebach und Diebach, und zu Oberwesel (Engehölle). Auf dem rechten Ufer zu Hochheim (s. d.) und zum Theil auch zu Wickert und Kostheim. — Unter diesen Weinen sind die Laubenheimer und Asmannshäuser die lieblichsten, die Hochheimer, Johannisberger, und Geisenheimer die gewürzvollsten; die Niersteiner, Markebrunner, Bacharacher und übrigen dasigen Thalweine und Rüdesheimer die stärksten und feurigsten Vorzüglich gute Jahrgänge sind von 1748, 1760, 1762, 1766, 1776, 1779, 1780, 1781, und noch mehr 1783 und 1811; auch 1822 und 1834. — Bleicherte nennt man schöne rothe Rheinweine, die theils um das Schloß Argenfels im Trierischen, theils auch im ehemaligen kölnischen Oberstift (besonders der angenehme Aarwein, der an der Aar in der Eifel wächst) gewonnen werden. — Lorchwein ist ebenfalls ein guter rother Wein, der bei Lorch im Nassauischen erzeugt wird.

Rhetoren und Grammatiker werden mit griechischen Kunstausdrücken die Redekunstverständigen und Sprachkundigen genannt. — 1) Grammatiker oder Philologen hießen die Sprachgelehrten bei Griechen und Römern der Vorzeit. Ihr Fach war eine Wissenschaft, deren Gebiet sich fast über alle Felder der Gelehrsamkeit verbreitet. Ihr Gegenstand ist der ganze Reichthum der in Schrift vorhandenen Geisteswerke jeder Gattung, sowie Alles, was zu deren vollständigem Verständniß und allseitiger Verdeutlichung dienen kann. Hauptsächlich aber beschäftigten sich die Grammatiker, anfangs auch Kritiker und bei den Römern Literatoren genannt, mit Erklärung und Beurtheilung älterer Dichter. Ferner unterschied man Grammatiker von Grammatisten, welchen keine so gründliche Gelehrsamkeit zugeschrieben wurde. Grammatistik nämlich hatte es mehr mit Anfangsgründen und Vorkenntnissen, Grammatik aber mit Verständniß und Erklärung aller Schriften zu thun. Die ersten sprachwissenschaftlichen Beschäftigungen treffen wir unter den Sophisten an, die seit Perikles's Zeitalter in ihren Schulen sich mit auf Geschmacksbildung und auf Schärfung des Prüfungsgeistes abzielender Erklärung der Dichter, vor Allen des Homer, abgaben und ihren Scharfsinn an größtentheils selbstgesuchten Schwierigkeiten übten. Dabei lehrten sie die Sprachgesetze selbst genauer bestimmen und sorgfältiger beobachten. Indeß erwarben sich auch Sokrates's Schüler, be-

sonders Plato, Verdienste um die Erklärung der Dichter. — Als Urheber der Kritik und Grammatik wird Aristoteles genannt, welcher eine Ueberarbeitung der Homerischen Gedichte für Alexander den Großen unternahm und sie von fremden Zusätzen zu reinigen suchte. Seitdem Alexandrien die Heimath der Wissenschaften geworden, beschäftigte man sich auch mit Darstellung der Gesetze der griech. Sprache, ingleichen mit Bestimmung gewisser Vorschriften für die Auslegung der Schriftsteller und für die Erklärung der Mythen, und mit Beurtheilung der Lesart und der Vorzüge einzelner Stellen oder ganzer Bücher. — Als das erste Zeitalter daher wird angenommen das der alexandrinischen Grammatiker (s. Alexandrinische Schule), welche nicht nur über die Rangordnung der alten Schriftsteller, die als Geschmacksmuster gelten sollten, entschieden, sondern auch einige Schriften derselben durchsahen, durch mannigfaltige Bearbeitung erläuterten, die Mythologie entwickelten und deuteten, Wörterbücher über einzelne oder über mehre Schriftsteller verfertigten, die Lehrsätze der Sprachlehre zusammenstellten, und endlich, was das Geschäft der höhern Kritik ist, die Schriften selbst und deren Fehler und Vorzüge würdigten. Um Bemerkungen verschiedener Art am Rande der Bücher anzudeuten, brauchten die Grammatiker kritische Zeichen und Merkmale. Auch wurden zu verschiedenen Dichtern verschiedene Zeichen beigesetzt. — Unter den Grammatikern dieses Zeitalters verdient als Kritiker genannt zu werden Didymus von Alexandrien zu Augusts Zeiten, der 4000 Bücher geschrieben haben soll. Das zweite Zeitalter umfaßt den Zeitraum der neuplatonischen Philosophen, welche diese Gegenstände des Forschens für wichtig genug hielten, um denselben ihren Fleiß zu widmen. Die Kritiker und Grammatiker dieses Zeitalters waren gemeiniglich mehr mit den Gedanken der Schriftsteller und mit dem Inhalt ihrer Schriften, als mit Worterklärung und mit den Sprachgesetzen beschäftigt. In Allem schimmerte der Geist ihres auf Religion gegründeten unwissenschaftlichen Lehrbegriffs durch. Doch hatten die Meisten die Eigenthümlichkeit und das Wesen des griech. Alterthums nicht durchschaut. Den Anfang kann man machen mit Plutarch von Chäronea (100 n. Chr.), dem jedoch einige kritische und grammatische Schriften beigelegt werden, die seiner unwürdig sind. Das dritte Zeitalter endlich umfaßt die Periode der Grammatiker, die fast alle Mönche waren und die besonders fleißig ältere Verfasser ausplünderten, indem sie entweder Wörterbücher aus verschiedenen ältern Schriften sammelten, oder aus einigen wenigen Schriftstellern Regeln über die Reinheit des attischen Ausdrucks gaben, oder Bemerkungen an den Rand der Handschriften setzen. Aus diesem Zeitalter sind sehr viele grammatische Werke übrig, bei deren Würdigung in Ansehung ihres Gehalts und ihrer Brauchbarkeit, nicht einzig das Talent ihrer Verfasser, sondern vielmehr die Reinheit der Quellen, aus denen sie schöpften, in Anschlag kommt. — An diese schlossen sich die Griechen, welche aus ihrem Vaterlande geflüchtet, zuerst in Italien den Eifer für die griechische Sprachwissenschaft weckten und nährten, zu Ende des 14. und besonders im 15. Jahrh. Es gibt einige im 15. und 16. Jahrh. gemachte Sammlungen der griech. Grammatiker. Zu bemerken sind „Fruchthorn und Lustgarten" (bei Aldo zu Venedig, 1496, Fol.) und Alexander Heladius's „Aehrenlese der griechischen Sprache." — Von den Römern war früher, wie griech. Gelehrsamkeit

überhaupt, so auch die Sprachkunde nicht gepflegt; vielmehr schien sie den Meisten nur ein überflüssiger Zeitvertrieb, den Vaterlandsfreunden sogar sittenverderblich, so lange nämlich der Staat roh und kriegerisch war, und man noch kein Bedürfniß feinerer Geistesbildung empfand. Indeß erwachte es doch durch Bekanntschaft mit den Griechen bald bei Mehren, und es ließen selbst die vornehmsten Männer des Staats, ein Scipio Africanus und Caj. Lälius, die Beförderung griech. Gelehrsamkeit sich eifrig angelegen seyn. Die ersten lat. Sprachmeister, Livius Andronicus und Ennius (236—166 v. Chr.), Halbgriechen, die sowohl der dichterischen als ungebundenen Rede sich bedienten, begnügten sich mit Dolmetschung griech. Werke und mit Vorlesung eigner latein. Aufsätze. Eifer zur wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Sprache und den dazu nöthigen Hülfskenntnissen wurde bei den Römern durch den Zufall hervorgebracht, daß der griech. Kritiker und Grammatiker Krates, aus Mallus, Zeitgenosse Aristarch's, bald nach dem Tode des Ennius (170 v. Chr.) als Gesandter des Königs Attalus Philadelphus an den Senat nach Rom kam, und, als sich sein Aufenthalt daselbst verzögerte, von Zeit zu Zeit Vorträge hielt und durch seinen fleißigen Unterricht bei den Römern auf einmal Lust zur Nachahmung erweckte. Uebrigens behielten, da griech. Wissenschaft herrschendes Muster der Nacheiferung wurde, auch die nachfolgenden Römer den Begriff nach seinem ganzen Umfange bei, welchen die Griechen von der Sprachwissenschaft aufgebracht hatten; und so bildete sich dann auch die römische Mundart der lateinischen Sprache unter dem Einflusse der griechischen zur Bücher- und Hochsprache. — Hierauf wurde die Sprachkunde immer beliebter, sodaß selbst die angesehensten Männer als Schriftsteller darüber auftraten, und es bald mehr, bald weniger Schulen von Bedeutung zu Rom gab, die Sprachlehrer aber so gut bezahlt wurden und ein so hohes Schulgeld entrichtet wurde, daß Lutatius Daphnis von Marc. Scaurus für 23.333 Thlr. als Sklav gekauft und in kurzem freigelasse wurde, Luc. Apulejus aber, von einem römischen Ritter um einen Jahrgehalt von 13.333 Thlr. gedungen, vielen Unterricht gab. Auch in die Provinzen war die Sprachkunde gedrungen, und es lehrten namentlich in Gallien einige der bekanntesten Lehrer. — Mit dem Zuwachs an Geisteswerken in latein. Sprache ward auch die Muttersprache, römische Büchergelehrsamkeit und römisches Alterthum immer mehr ein Gegenstand gelehrten Forschens. Sueton hat die ältesten lat. Grammatiker aufgeführt in einer besondern Schrift, wo man Nachrichten über Leben und Schriften derselben findet. Die noch vorhandenen Schriften der spätern lat. Grammatiker stehen in der Sammlung des Elias Putsch (Hanau 1605, 4.). Vespasian und Hadrian bestätigten die Grammatiker in dem Vorrechte, von persönlichen Staatsbürgerpflichten u. a. Lasten frei zu seyn. Auch nahmen sich Bürger der Schulen an und unterstützten sie aus ihren Mitteln. — Sowie in den frühesten Zeiten der Unterricht in der Grammatik und in der Tonkunst gemeiniglich von einem und demselben Lehrmeister ertheilt wurde, so lehrten die alten Grammatiker auch als Rhetoren die Redekunst, und viele haben sich in beiden Fächern als Schriftsteller bekanntgemacht. — 2) Rhetoren hießen die Redekunstlehrer bei den Griechen, und ebenso, oder Professoren, bei den Römern der Vorzeit. Die Erfindung der Redekunst wird von den Aegyptern und Dichtern dem Thoth,

Hermes oder Mercurius beigelegt; daher diesem Gotte auch die Zunge als das Mittel der Beredtsamkeit geheiligt war. Pittheus, des Theseus Oheim, soll der Erste gewesen seyn, welcher diese Kunst zu Trözene im Musentempel lehrte, und eine Schrift darüber verfaßt haben; was aber von einer so frühen Zeit unglaublich ist. Von Denen, die einen spätern Ursprung annehmen, geben Einige den Empedokles (444 v. Chr.), der wohl den ersten Grund zur Rhetorik gelegt haben mag, als Erfinder derselben an, Andre den Korax und Tisias aus Sicilien, die zuerst die Vorschriften dieser Kunst schriftlich abfaßten. Ferner schreiben Einige dem Georgias, des Empedokles Schüler, aus Leontini, die Erfindung der Redekunst zu, weil er sich zuerst mancherlei künstlichen Figuren und Redebilder bediente und weil er zur bürgerl. Beredtsamkeit den hohen Schwung hinsetzte. Noch Andre endlich erkennen als Erfinder der Rhetorik Aristoteles an, der, wenn man auf ihr Wesen sieht, dieselbe zuerst wissenschaftlich ausbildete. Das Ziel der griech. Rhetorik war, Alles und Jedes so darzustellen, daß man dadurch den möglichen Schein der Wahrheit für sich gewann. Seit 440 v. Chr. traten als Lehrer der Beredtsamkeit Zeno's aus Elea Nachfolger in der Dialektik, die Sophisten auf, über die man den bes. Art. vergleiche. — Sowie nämlich immer und überall die Kunst, die nach innerer Naturanleitung zweckmäßige Schöpfungen hervorbringt, der Wissenschaft vorangeht, so ist auch die Beredtsamkeit in der Ausübung frühern Ursprungs, als die Lehre der Redekunst. Denn aus den Musterwerken der Redner, die bei den Griechen eigentlich selbst Rhetoren hießen, zogen die Lehrer der Beredtsamkeit, die später sogen. Rhetoren, durch Vergleichung ihre Lehrsätze und Vorschriften ab und erläuterten sie durch aus denselben gewählte Beispiele. Allein diese Verfahrungsart wandelte sich um zu den Zeiten der Ptolemäer. Da standen nämlich zu Alexandrien 2 geistreiche und vorzüglich gelehrte Kunstrichter auf, die alexandr. Grammatiker Aristophanes und Aristarch. Diese stellten aus der sehr großen Menge Redner nur 10 attische Redner, deren Leben in einem angeblichen Werk des Plutarch beschrieben ist, als auserlesene Muster der Nachahmung auf, die dann auch die spätern Rhetoren einzig angepriesen, zergliederten uud aus denen sie ihre Lehrbegriffe schöpften. Sowie die Rednerkunst älter ist als die Rednerwissenschaft, so wurde dagegen jene von dieser überlebt; denn längst war jene im Leben untergegangen, als diese noch immer — bis zu den Zeiten des Kaisers Theodosius des Großen — in ihren Anweisungen geläuterte Vorschriften aufstellte. Nur 150 Jahre blühte zu Athen die Beredtsamkeit in der Ausübung, und sank, wie alles Edle und Große, zugleich mit ihrer Pflegerin, der Freiheit des Staats, in deren Gefolge sie, auch wieder jene schirmend, gewesen. (Ueber die Griech. Beredtsamkeit s. d. bes. Art., und die vorzüglichsten Redner die ihnen gewidmete Art.) Sodann richtete sie ihren Gang durch Kleinasien, Rhodus, wohin Aeschines, landesvertrieben, sie brachte, und wo Theodorus eine eigene rhetorische Sekte, Theodoreaner, stiftete im Gegensatze der Apollonier, einer andern Partei, welche den Apollodorus aus Pergamus zum Haupte hatte. Aus diesen Wanderungen büßte die Beredtsamkeit ihre ursprüngliche Anmuth ein und wurde von den Sitten des Auslandes verfälscht. So entstand der Unterschied der attischen, asiatischen und rhodischen Redner. Dem attischen Styl war eigen die harmonische Gestaltung des Ganzen durch

sparsame Vertheilung des Schmuckes mit einsichtsvoller Mäßigung und Vermeidung zu sehr abstechender Stellen. Die asiatische Beredtsamkeit hatte Fülle in der Ausführung und Ueberladung mit Redeblumen in der Ausschmückung. Auch pflegte bei asiat. Rednern, besonders bei den aus Lyzien und Karien, der Ton gegen den Schluß der Rede fast gesangmäßig zu werden. Zwischen beiden Gattungen soll die rhodische Beredtsamkeit das Mittel gehalten haben. — Endlich wurde die Beredtsamkeit durch griech. Lehrer nach Rom verpflanzt, wo ihr ein neuer Lichttag aufging. L. Plotius eröffnete dort eine Schule der Beredtsamkeit. Schon früher schrieb Cato d. Censor eine Rhetorik. Von da an traten in dem Forum eine Reihe der herrlichsten Redner auf, vor allen Cicero, der Vortrefflichste unter den Rednern Latiums. Aber seitdem unter den Kaisern die Freimüthigkeit im Reden verstummen mußte, ward auch die Beredtsamkeit für Nichts mehr geachtet. Die ältern Sophisten erwarben sich um die kunstmäßige Bearbeitung der Beredtsamkeit unverkennbare Verdienste durch Errichtung von Rednerschulen, und es gab eine Zeit, wo nur die Sophisten öffentlich die Beredtsamkeit lehrten, und theils durch Unterricht darüber und durch Uebung, theils auch als Redekünstler oder Prunkredner (von den Lateinern genannt declamatores) durch rednerische Vorträge und eigenes Beispiel die Jugend zum Wetteifer nach dem Ruhm der Beredtsamkeit aufmunterten. Die Rhetoren schrieben auch Reden für Andre. Antiphon war der Erste, der zu Andrer Gebrauch gerichtliche Reden verfaßte. Späterhin wurden die griech. und lat. Rhetoren von den röm. Kaisern (zuerst unter Vespasian) besoldet.

Rhetorik, s. Rhetoren, Redekunst und Redende Künste.

Rheuma (Fluß), auch Rheumatismus, nennt man eine sehr schmerzhafte Krankheit, die, wenn sie ihren Sitz in den Gelenken nimmt, leicht mit der Gicht verwechselt werden kann, sodaß mehre Aerzte die Pathogonie dieses Leidens für eine und dieselbe halten; dieß ist aber nicht der Fall, und es läßt sich zwischen Gicht und Rheumatismus ein wesentlicher Unterschied nachweisen. Der Rheumatismus ist doppelter Art: der acute und chronische. Jener hält eine kürzere Zeit an und befällt alle Glieder des Körpers; oft behält der Schmerz die einmal eingenommene Stelle, oft auch wechselt er. Nicht selten, besonders wenn der Schmerz heftig ist und die Krankheit empfindsame Subjecte ergreift, gesellt sich ein Fieber zu ihm, und man nennt dann die Krankheit rheumatisches Fieber; doch kann der rheumatische Schmerz auch ein begleitendes Symptom eines andern Fiebers seyn. Das eigentliche rheumatische Fieber ist selten gefährlich; es kann aber in ein schlimmeres übergehen, und bildet es manchmal sogar den Anfang eines Nervenfiebers. Bei einer zweckwidrigen Behandlung droht sowohl der fieberlose als febrile Rheumatismus in den chronischen sich umzuwandeln. Die Ursache des Rheumatismus ist Erkältung, daher er im Frühlinge und Herbste und in kühlen, nassen und veränderlichen Sommern und Wintern häufig ist und sich fast allen acuten Krankheiten beimischt: eine solche atmosphärische Verfassung nennen die Aerzte eine rheumatische Constitution. Aus der Vernachlässigung des acuten entspringt der chronische; oft auch sind es neu hinzutretende Ursachen, die ihn veranlassen. Der Schmerz ist bald anhaltend, bald nachlassend; im

letzten Falle kehrt er nach einiger Zeit heftiger zurück. Er ist ohne Fieber, was ihn vom acuten, und ohne Unordnung in dem Verdauungssysteme, was ihn von der Gicht unterscheidet. Die Function des leidenden Gliedes wird gestört, bisweilen sogar gänzlich gelähmt, und immer ist mit dem chronischen die Gefahr verbunden, daß er habituel werde. Am häufigsten ergreift der Rheumatismus die muskulösen Organe; doch sind auch bisweilen die serösen Häute, die Pleura, das Bauchfell, die harte Hirnhaut, die Blase rc, die Sitze desselben, in welchem Falle die Krankheit gewöhnlich falsche Entzündungen heißt, weil sie sich auf eine ähnliche Weise als Entzündung äußert und bisweilen in sie übergeht. Der chronische und vorzüglich der habituelle Rheumatismus ist sehr schwer zu heilen. Warme Bäder, besonders Schwefelbäder, künstliche und natürliche, künstliche Geschwüre, Einwicklungen von Schafswolle und Werg haben gegen denselben noch am meisten geleistet.

Rhigas (Konstantin), ein würdiger Sänger der Thaten der Neugriechen, geb. 1753 zu Velestini und zugleich früher Kaufmann in Bukarest und Secretoir eines dortigen Bojaren, studirte neue Sprachen, Literatur und war Tonskünstler mit Leidenschaft, ein guter, das Alte und Neue vergleichender Geograph und Mann der Leier und des Schwerts. Jung faßte er schon den Riesenplan, sein unglückliches Volk einmal vom Türkenjoche zu befreien, und intriguirte deßhalb selbst mit dem muselmännischen Radicalreformer Paßwan-Oglu, Pascha in Widdin. Hierauf begab sich Rhigas nach Wien, wo viele reiche griechische Kaufleute und einige Gelehrte von seiner Nation lebten. Von hier aus führte er einen geheimen Briefwechsel mit den bedeutendsten Mitgliedern des Vereins in Griechenland und dem übrigen Europa. Auch wird behauptet, daß er mit Bonaparte über Griechenlands Befreiung verhandelt habe. Zu gleicher Zeit gab er eine griechische Zeitschrift zur Bildung seiner Landsleute heraus; er übersetzte unter andern die „Reise des jüngern Anacharsis„ und schrieb eine Abhandlung über die Taktik und einen Grundriß der Physik für das Leben. Wahren Nationalruhm jedoch in ganz Griechenland erwarb er sich durch seine patriotischen Gesänge in der Volkssprache, die ganz geeignet waren, um die Einbildungskraft der hellenischen Jugend zu entflammen und ihr den stärksten Haß gegen die Tyrannei der Muselmänner einzuflößen. Noch jetzt singen die hellenischen Helden, wenn sie zum Kampfe gehen, seine Nachahmung des marseiller Liedes („Allons, enfans de la patrie"); dieses Lied und das schöne Berglied von Rhigas: „Wie lange noch lebt Ihr auf Bergen", haben den tiefsten Eindruck auf die feurige, von den Thaten der alten Griechen begeisterte, hellenische Jugend gemacht. Lieder von ihm, Griechisch und Deutsch, sind abgedruckt in Schott und Mebold's „Taschenbuch für Freunde der Geschichte des griech. Volks", Heidelb. 1824. Auch entwarf Rhigas eine Charte von ganz Griechenland mit alten und neuen Ortsnamen in 12 Bl., die auf Kosten seiner Landsleute in Wien gestochen wurde. Dieser rastlos thätige Mann, der durch die Kraft seines Genies der wahre Urheber des griechischen Aufstandes geworden ist, endigte in einem Alter von 45 Jahren auf eine furchtbare Art. Ein treuloser Freund, der Kaufmann Eleutherios Oikonomos, und der Bischof von Belgrad, Methodios, gaben den unglück-

lichen Rhigas und 8 seiner Freunde bei dem Dragoman der türkischen Gesandtschaft in Wien als Verschwörer an. Rhigas entfernte sich aus Wien, ward aber in Triest, wo er sich nach Griechenland einschiffen wollte, nebst 6 Andern, die ihn begleiteten, verhaftet. Er wollte sich das Leben nehmen; allein der Dolchstich war nicht tödtlich. Als er sich gefangen sah, faßte er den Entschluß, alle Qualen mit Muth zu ertragen und keinen von Denen, die sich im Geheimnisse befanden, zu verrathen. Die Unterschriften aller der im Vereine Aufgenommenen waren in einem Hefte enthalten, das er stets wohl verwahrt bei sich trug. Dieß zerriß er in der Nacht und verschluckte die Namen seiner Landsleute, um sie der Verfolgung zu entziehen. Man führte die Gefangenen nach Wien ab. Als hier seine Gefährten in seiner Gegenwart zum letzten Male verhört wurden, sprach er mit fester Stimme in der Hoffnung, sie noch zu retten: „Was wollt Ihr von ihnen? Ich allein habe Alles gethan und bereue es nicht. Ich weiß es, daß ich den Türken werde ausgeliefert werden und daß ich umkommen muß. Allein nur mein Leichnam wird sterben; mein Geist wird Euch überleben: denn er hat schon alle Herzen der Griechen durchdrungen". Drei von den Verhafteten wurden nebst Rhigas, gefesselt, im Mai 1798 nach Belgrad abgeführt; 3 andre, welche mit russischen Pässen versehen waren, wurden über die sächsische Grenze gebracht. Der Pascha von Belgrad schickte die Verschworenen aus Furcht, Paßwan Oglu könnte sie auf dem Wege mit Gewalt befreien, nicht nach Konstantinopel, sondern ließ sie enthaupten und in die Donau werfen. Nach andern Nachrichten (s. die „Briefe eines Augenzeugen der griechischen Revolution im J. 1821", Halle 1824) wurde Rhigas zwischen Bretern lebendig zersägt.

Rhinoplastik, ein von K. F. Gräfe neu geschaffenes Wort, zur Bezeichnung der von ihm wiederhergestellten und vervollkommneten Kunst, den Verlust der Nase organisch zu ersetzen, nämlich nicht durch eine mechanische Vorrichtung, sondern durch lebendige Erzeugung eines der Nase ähnlichen fleischigen Gebildes, wodurch denn die häßliche Verunstaltung des Gesichts glücklich gehoben wird. Schon seit frühen Zeiten wird diese Kunst in Indien von den Braminen und noch jetzt von den Abkömmlinge dieser Kaste, von den Koomas, geübt, und zwar so, daß aus der Stirnhaut ein Lappen ausgeschnitten und zur Bildung der neuen Nase verwendet wird; dieses Verfahren nennt Gräfe die indische Methode der Rhinoplastik. 1442 verrichtete Branca, ein sicilischer Arzt, ebenfalls die Rhinoplastik, nicht aber nach der indischen Methode aus der Stirnhaut, sondern der Armhaut des Individuums, und nach ihm wurde die Operation bei der Familie Bajani als Geheimniß getrieben, bis Kaspar Tagliacozze (geb. 1546, gest. 1599) das Verfahren in Bologna ausübte und 1597 öffentlich bekanntmachte. Vielleicht war die Kunst unmittelbar von der Familie Bajani (deren letztes Glied 1571 starb) auf ihn gekommen; wenigstens verrichtete er die Rhinoplastik ebenfalls aus der Armhaut, und die indische Methode war ihm völlig unbekannt. Gräfe nennt diese Methode die italienische, und sie wurde zuletzt von Molinetti zu Anfange des 17. Jahrh. ausgeübt. Am 8. Mai 1816 versuchte Gräfe zuerst wieder die Nasenbildung aus der Armhaut, an einem jungen Krieger, der die Nase durch einen Säbelhieb verloren hatte, und seine in manchen Stücken von der italien.

Methode abweichende Operationsart wird von ihm die deutsche Method der Rhinoplastik genannt. Auch bei dieser wird die neue Nase aus di Armhaut des Individuums gebildet, nur weicht das Verfahren in etwa von dem des Tagliacozzi ab. Die Rhinoplastik gehört nach der Grä fe'schen Erneuerung und Verbesserung zu den glänzendern Ergebnisse der neuern Chirurgie, und es zeigt sich auch hier wieder, wie der Deutsch alles Fremde sich aneigne, um es in einer neuen und vollendetern Form so hervortreten zu lassen, daß es wahrhaft seine eigene Schöpfun wird. S. Gräfe's „Rhinoplastik, oder die Kunst, den Verlust der Na organisch zu ersetzen ɩc." (Berlin 1813, 4.; lateinisch von Just. F Karl Hecker, Berlin 1818, 4.; italien. von Schönberg zu Neapel); un D. Benedict's „Beiträge zu der Erfahrung über die Rhinoplastik, nac der deutschen Methode" (Breslau 1828).

Rhodus, jetzt Rhodis. Diese einst der Sonne geweihte Rosen insel, berühmt im Alterthume wegen ihres heitern Himmels und ihrer vortrefflichen Früchte, liegt zwischen Kandia und Cypern, 2 Meilen von der südl. Küste Kleinasiens im Mittelmeere, ist 8 Meilen lang und 3 breit und enthält einen Flächenraum von 21 QM. Im Alterthum war die Insel eine Republik. Ihr Handel und ihre Schifffahrt erreich ten eine blühende Höhe. Sie gründete Colonien in Sicilien, Italien und Spanien. Durch ihre Seegesetze (Lex Rhodia de jactu) legten die Rhodier den Grund zu dem Völkerrechte in dieser Hinsicht; diese Ge setze waren so sehr den Principien einer vernünftigen Gesetzgebung ge mäß, daß sie auf allen Küsten und in allen Gewässern des Mittelmeers als Richtschnur galten. Ein schönes Denkmal hat sich Rhodus noch durch seine Liebe zu den Wissenschaften und Künsten in der Geschichte gesetzt; es pflegte sie und unter ihnen besonders die Beredtsamkeit so sorgsam, daß es eine Zeitlang mit Athen wetteiferte und für eine der besten Erziehungsschulen im Alterthum galt; weßhalb auch die jungen Römer häufig sich dorthinbegaben. Lange Zeit behaupteten die Rhodier ihre Unabhängigkeit, verbündeten sich mit den Römern während ihren Kriegen mit Antiochus des Großen und dem macedon. König Perseus, und trugen viel zur Besiegung dieser Mächte bei. Erst Vespasian hob die Freiheit der Rhodier vollständig auf, indem er ihr Land in eine röm. Provinz verwandelte. 1309, nach dem Verluste von Palästina, wählten die Johanniterritter diese Insel zu ihrem Wohnsitze und wurden deßhalb Rhodiserritter genannt. 1480 wehrten sie einen Angriff der Türken ab, 1522 aber ward ihr Großmeister Villiers von dem Sultan Soliman II. gezwungen, ihm die Insel zu übergeben, und die Ritter ließen sich nun (1530) auf Malta nieder. Rhodus genießt noch jetzt eines sehr schönen Klima's, der Boden ist fruchtbar, aber wenig gebaut. Sie zählt an 40.000 Einw., darunter 10.000 Griechen mit einem Erz bischof, steht unter dem Kapudan Pascha und wird von einem Pascha regiert. Die Einkünfte des Sultans betragen ungefähr 70.000 Piaster. Aus fuhrartikel sind Wein, Getreide, Oel, rhodisches Holz, Baumwolle, Südfrüchte, Wachs, Honig, Vieh ɩc. Auch haben hier die Türken ihren Hauptschiffbauplatz. Von den ehemaligen Städten der Insel hat sich noch Rhodis, am nordöstl. Ufer, erhalten. Diese durch die tapfere Vertheidigung (1522) berühmte Stadt zeigt noch in ihrem verfallenen Zustande viele Spuren der Zeit, wo der Johanniterorden hier seinen Sitz hatte; eine ganze Straße, wo noch viele Häuser mit den Wappen

der Ritter geschmückt, führt noch den Namen Ritterstraße. Die Festungswerke sind in elendem Zustande, der Hafen halb verschlämmt; hier stand wahrscheinlich der berühmte Koloß (s. d.). Die Einw. (15.000) sind beinahe ausschließlich Türken. Vgl. Paulsen's Preisschrift „Rhodi descriptio Macedonica aetate“ (Gött. 1819), und „Rhodos, ein histor.-archäolog. Fragment von H. Rost“ (Altona 1826). Der holländ. Oberst Rottiers machte 1826 auf königl Kosten eine wissenschaftl. Reise nach Rhodus; s. dessen „Descript. des monumens de Rhodes“ (mit 55 lithograph. Blättern).

Rhombus (Raute), in der Mathematik ein geschobenes Viereck mit 2 gegenüberstehenden und sich gleichenden spitzen und stumpfen Winkeln Die Diagonale theilt es in 2 gleiche Theile. Der Flächeninhalt wird bei ihm, wie bei dem regelmäßigen Quadrate, durch Multiplicirung der einen Seite mit sich selbst gefunden. — **Rhomboide** ist ein länglichter Rhombus mit 2 längern und 2 kürzern Seiten.

Rhone (le Rhône), einer der Hauptströme Frankreichs und nächst der Donau der reißendste in Europa, entspringt in 3 Quellen am Fuße des Furkaberges, eine Meile von den Quellen des Rheins, durchläuft den Canton Wallis westlich, dann den Genfersee, tritt, sich südwärts wendend, bei Seyssel schiffbar ins franz. Gebiet, dessen Ostgrenze gegen Savoyen bis Bellay bildend, läuft bei Lacluse mit furchtbarem Getöse fast 60 Schritt weit unter Felsen weg, und ergießt sich nach einem Laufe von 90 Lieues in den Meerbusen von Lyon, mittelst dreier Mündungen, welche die Insel Camargue bilden. Sie führt viel Sand mit sich und verändert oft ihr Bett, sodaß auf ihr die Schifffahrt, die besonders von Lyon aus sehr lebhaft ist, ziemlich gefährlich wird; daher wurde der Canal von Beaucaire (eröffnet 1811) angelegt), wodurch auch die Sümpfe von Aigues Mortes ausgetrocknet worden sind. Ihre größten Nebenflüsse sind: die Arve, der Ain, die Saone, bei Lyon mündend, die Isere, Drome, Ardeche, die reißende Durance und der Gard (Gardon). An der Rhone liegen: Genf, Lyon, Vienne, Valence, Avignon, Beaucaire, Tarascon und Arles. — **Rhoneweine** sind Franzweine, die an beiden Rhoneufern in Provence, Dauphiné rc. erbaut werden. Die besten Sorten sind der **Hermitagewein** (s. d.); ferner der Calcernier von Chateau neuf, la Nerthe, Cote de St.-Andre u. a. Wir ziehen sie über Avignon, Cette und Montpellier.

Rhöngebirge, im Fürstenthum Eisenach und dem bairischen Untermainkreise, erstreckt sich von Kaltennordheim bis über Bischofsheim 5—6 Meilen in der Länge und eine in der Breite und nähert sich nördl. dem Thüringerwalde, südlich dem Spessart. Man trifft im Rhöngebirge (dessen höchste Spitze der 2800 Fuß hohe Kreuzberg bei Bischofsheim ist) viele hohe Basaltfelsen an, aber wenig Waldung, welche sich nur an den Abhängen findet; Heu wird dagegen in Menge gewonnen. Merkwürdig sind das rothe, weiße und schwarze Torfmoor. Auf ersterem, 1000 Morgen fassend, soll ein Dorf versunken seyn. Noch wasserreicher ist das letztere, welches gegen 500 Morgen einnimmt. Die Kälte ist auf diesem Gebirge im Winter groß, und der Schnee fällt sehr hoch. Metall liefert dieß Gebirge nicht. Oft rechnet man noch zu dem Rhöngebirge die fuldaischen Vorberge (2500—2800 Fuß hoch), welche aus Basalt bestehen und sich durch ihre groteske Form auszeichnen.

Verzeichniß

der in diesem Bande enthaltenen Artikel.

